„ihr hatte Pallas Athene Mut in die Seele gehaucht“. Und nun folgt jenes Zwiegespräch zwischen den beiden, das in jedem Worte ganz Stil, ganz Maß, ganz griechisches Ethos ist.

Der edle Dulder Odysseus, der selbst das Geschenk der Unsterblichkeit und der nimmer verblühenden Jugend aus den Händen der Nymphe Kalypso verschmäht, um heimzukehren zur treuen Gattin Penelope, er ward nun zwar auch heimgesandt von Nausikaas Vater „zur lieben, heimischen Insel“; aber Poseidon, der den Verhaßten selber nicht erreicht, vernichtete jetzt das zurückkehrende gastliche Schiff der Phäaken,

„Schlug es mit flacher Hand, und siehe, plötzlich versteinert
Wurzelt es fest am Boden des Meeres ...“

Für dieses versteinerte Schiff der Phäaken halten die Griechen die kleine Cypresseninsel Pontikónisi (Mausinsel) am Eingang des Sees Kalikópulo.

Wir wenden uns zum Schluß hinauf nach Gasturi, umklettern auf schmalen Pfaden bewaldete Wipfel, die Hunde, die uns lärmend anfallen, durch Steinwürfe verjagend, und kommen kurz vor Sonnenuntergang bei der Platanenquelle an, welche in der langen regenlosen Zeit die ganze Gegend mit Wasser versorgt. Ein malerisches Bild stellt sich unseren Augen dar. Von rechts und links kommen Frauen und Mädchen in reizender Tracht heran, die leeren Krüge liegend auf dem Kopfe tragend, die gefüllten darauf hochthronend. Diese Frauen und Mädchen sind echte Griechinnen, hoheitsvoll in jeder Bewegung, ob sie am Quellhause sitzen und das kostbare Naß heraufholen in einfachen Eimern, ob sie dahinwandeln mit den hochgehaltenen Amphoren, die völlig denen gleichen, welche aus dem Schutt der untergegangenen Welt in irgend ein Museum hinübergerettet worden sind: hier lebt noch ein Stück von jener Welt in unverfälschter Echtheit.

Leider kann ich meinen Lesern diese malerische Brunnenscene nicht vor Augen führen. Während ich den photographischen Apparat einstelle, ist hinter mir unbemerkt ein Junge auf den andern geklettert, ruft, während er im Sucher die wandelnden bunten Gestalten erblickt, laut aus: „Ein Mensch, ein Mensch hier drin!“ und stürzt, von Enthusiasmus hingerissen, auf den Apparat, ihn zu Boden werfend und zerbrechend. Mit Bedauern treten wir den Rückweg an, an den Häusern vorüber, in deren Thüren die Weiber stehen, eifrig Garn auf die Handspindeln spinnend.

*

Mein Freund Tzoulakis erwartet Nachrichten aus dem Innern Albaniens. Wir mieten also eine Segelbarke und fahren hinüber nach Lukuti, jenem Küstenteil von Epirus, wo im Verlaufe des russisch-türkischen Krieges, gegen 1878, die Griechen einen Aufstand wagten. Der Aufstand mißglückte, die türkische Wut übte furchtbare Rache, und nur wenigen der Aufständischen glückte es, zu entkommen. Einer derselben, ein alter Mann mit sokratischem Aussehen und voll sokratischer Weisheit, wohnt in Korfu; ehemals ein wohlhabender Grundbesitzer, lebt er jetzt von den spärlichen Einkünften eines ihm verbliebenen Gutes in Montenegro und schaut täglich voll Zärtlichkeit und Sehnsucht hinüber nach den Bergen der Heimat, mit dem festen Glauben in der Brust, daß noch im Jahre 1896 die Türkei in Trümmer gehen und er auf seine Güter zurückkehren werde.

Der Alte widersteht der Versuchung nicht, uns in unserer Barke zu begleiten. Nach kurzer Fahrt langen wir drüben an. Er traut sich nicht, den Fuß ans Land zu setzen, und so schreiten wir beiden anderen allein das Ufer hinan ins Chäni, die Dorfherberge, wo Freund Tzoulakis seine Boten antrifft. Dieses Chäni ist nichts weiter als ein niedriger Raum mit Bänken, auf denen man ißt, raucht und schläft, und eine kleine Küche, in der neben Kaffee hölzstens Eier und Pilaf, das Nationalgericht aus Reis, gekocht werden; daneben gibt es nur noch Brot und Käse und an Getränken Raki, den aus Mastix bereiteten einheimischen Schnaps, vielleicht auch etwas Wein. Comfort findet man in Griechenland nirgends; Gesundheit und Lebenslust lassen ihn auch den Europäer, der mit Interesse durch das Land reist, leicht entbehren, zumal sich einem die Bedürfnislosigkeit der Griechen schnell mitteilt. Ich entsinne mich, einmal einen Tag über von einem Kaffee mit Brot und Käse, von zwei Weintrauben und einem Raki gesättigt worden zu sein, wofür ich in der Stadt zusammen vielleicht eine Drachme (50 Pfennige) bezahlt haben würde. Auf dem Lande bezahlt man als Fremder nichts; die Gastfreundlichkeit ist groß, die Gastfreundschaft heilig.

Während mein Freund sich seinen Geschäften widmete, beobachtete ich die Frau des Bauern, in dessen Chäni wir eingekehrt waren. Sie war eine junge Mutter, und Glück und Zufriedenheit lachten aus ihrem demütigen Gesicht. Ich fragte sie nach dem und jenem und schließlich auch darnach, ob sie noch ein Liedchen kenne aus der Mädchenzeit. „O, viele, Herr,“ antwortete sie. Da sie aber Haus und Gäste zu besorgen hatte, so dauerte es eine Weile, ehe sie zur Mitteilung zu bewegen war. „Hast Du mich nicht singen hören am Herde?“ fragte sie mich endlich. „Freilich, freilich,“ antwortete ich; „sage mir nur den Text dazu.“ Und sie sagte ihn mir:

Ich sah sie, die Bloudhaar-Starke,
Toh gestern abend sie spät,
Als sie bestieg die Barke,
Die weit in die Ferne geht.

Der Wind mit leichten Schnauben
Bläht die Segel traut,
Wie wenn die weißen Tauben
Breiten die Flügel aus.

Die Freunde standen am Strande,
Hier laut, dort stiller Ruh'.
Mit ihrem Tuche sandte
Sie Abschied ihnen zu.

Ich stand bei ihnen Grüßen
Und sah es mehr und mehr
In weiter Ferne zerfließen —
War sie es? War es das Meer?

Und als mit dem Meere verrinnen
Sich Segel, Barke und Tuch,
Da standen die Freunde und weinten,
Da weinte auch ich genug ...

Ich weine nicht um die Barke,
Nicht daß das Segel verweht,
Ich wein' um die Bloudhaar-Starke
Die weit in die Ferne geht.

So elegisch wie das vorstehende sind sie aber nicht alle, die griechischen Volkslieder, obwohl ihnen sämtlich in Melodie und Gedanken noch eine Erinnerung an die vierhundertjährige Türkenherrschaft anhaftet. Meine zierliche Bäuerin variirte selbst ihr Thema, indem sie mir noch ein ähnliches Küstenlied zum besten gab, dem es an lebhafter Leidenschaftlichkeit nicht fehlt. Ich übersetze es wie folgt:

Jenen Stein, von dem du fließest ab die Barke in die Ferne,
Wüßt' ich ihn, mit meinen Thränen würd' ich baden ihn so gerne.

Wo du schiffen, wo du landen wirst, o Liebling, wirst der Schönen
Viel du sehen, nicht vergessen deinen Schatz in seinen Thränen.

Aber wird um einer andern das Vergessen dich anwandeln,
Sollen sie als Sklaven, Liebling, zu den Herdern dich verhandeln —

Die die Ketten an die Hände, um den Nacken werden legen,
Daß du seufzest und gestehst: Ach, ich trag' sie freiwegen.

Geschäfte wickeln sich im Orient nicht mit der Schnelligkeit ab wie bei uns; ich hatte daher Zeit, eine der nächsten Uferhöhen zu besteigen und von dort aus wenigstens einen Blick hinein zu werfen in das Bergland der Albanesen, in das wohl noch nie eines Europäers Fuß gesetzt worden ist. Ich zum mindesten kenne keine Beschreibung des heutigen Albanien; die wilden Söhne der Berge leben so vollständig isolirt von europäischer Kultur wie irgend ein noch unbekannter Volksstamm im Herzen Afrikas.

Ich kehrte zurück ins Chäni und trat nun in Unterhandlung mit meiner Bäuerin wegen eines Bildes, das ich von ihr aufnehmen wollte. Lachend ging sie darauf ein. Ja, sie freute sich sichtlich darüber, auch einmal einem andern Menschen als dem Dorfbewohnern zeigen zu können, daß ihr Baby Schuhe und sie eine schön gestickte Jacke hatte, denn im Sonntagsstaat und ihren Sprößling auf dem Arme erschien sie aus ihrer Kammer zu dem feierlichen Akt.

Kaum hatte ich die Aufnahme beendet, so kam Freund Tzoulakis den Strand herunter, begleitet von seinen Landsleuten.

Wir segelten zurück nach Korfu. Voll der Eindrücke, die ich drüben in Lykurst gewonnen, wandelte ich schweigsam und allein über die Platia hinüber nach der alten Bastion. Rosiges Abendrot lag über den Küstenbergen von Epirus, den „Blitzbergen“ (Akrokeraunia), und bald darauf sank die Sonne hinter die Höhen des heiligen Georgios auf Korfu, ein Flammenmeer um sich herum schaffend, aus dem die goldenen Strahlengarben radienartig hervorschossen, fast bis zur Höhe des Zeniths; die Sonne regiert, sagt der Grieche von ihr, wenn sie untergeht. Lautlose Stille herrscht auf dem Meere. Im Osten steht die blasse Sichel des zunehmenden Mondes, immer heller, immer glänzender werdend, und bald thront sie allein am Himmel, ihr silbernes Licht über die dunkelnden Wasser werfend. Kein Lüftchen rührt sich. Ich steige hinab zwischen den Wassern, an dunklen Cypressen vorüber. Der Gesang der Cikaden begleitet mich, das Licht des Leuchtturms oben auf der Bastion blinkt mir den letzten Gruß nach, und ich nehme Abschied in meinem Herzen von „dem glücklichen Land der götternahen Phäaken“.

Ein vergessenes Haustier.

Von

Dubert E. Zimmermann.

Wenn wir einen prüfenden Blick auf die einzelnen Entwicklungsphasen werfen, welche die verschiedenen Zweige der Agrikultur bei den Völkern des Altertums erreichten, so finden wir, daß bereits das ackerbautreibende Volk der Aegypter sich veranlaßt gesehen hat, die reichen Erträgnisse seiner Niederungen gegen verheerende Feinde zu sichern. Wird doch wiederholt schon auf den ältesten Schriftdenkmälern der furchtbaren Verwüstungen gedacht, die das unheilvolle Massenauftreten winziger Fruchtschädlinge hervorrief und denen gegenüber selbst das denkende, thatkräftige Volk keine Abhilfe wußte. Ob diese mehr oder weniger periodisch sich wiederholenden Kalamitäten den Anlaß gegeben haben oder zufällige Nebenumstände hervortraten, bleibe dahingestellt; jedenfalls datirt auch von dieser Zeit an (um 2500 vor Christo) das erste historisch verbürgte Auftreten diverser Haustiere, so namentlich der Schleichkatzenrasse und der Falbkatze. Mag die Rolle, zu der die milchliebende Hausgenossin unserer alten Jüngferchen heutzutage degradirt ist, im ganzen wenig ihrer ursprünglichen Bestimmung entsprechen, jedenfalls haben die alten Aegypter bewiesen, daß sie in dem in großer Anzahl gezüchteten sammetpfötigen Mäusejäger einen schwer zu ersetzenden Kampfgenossen zu würdigen verstanden. Es ist auch anzunehmen, daß um dieselbe Zeit sich die religiöse Stellung, das heißt die „Heiligkeit“ der Katzen, ausgebildet hat. Allerdings müssen die Folgen dieser Heiligsprechung dem eigenartigen Volke schließlich in mancher Hinsicht einen recht drückenden Zwang auferlegt haben, aber doch hätete sich jeder, bei der evidenten Wohlthat, die das Wirken des blutdürstigen Schleichgängers für den bedrohten Ackerbau bedeutete, den tierfreundlichen Traditionen zuwiderlaufende Eigenmächtigkeiten herbeizuführen. Wurde doch jede Tötung des Tieres — einerlei ob absichtlich oder unfreiwillig — mit dem Lynchen des Uebelthäters ohne Rücksicht auf dessen Kastenangehörigkeit grausam geahndet. Jeder Aegypter, dem das Unglück zu teil wurde, eine verwandete Katze aufzufinden, eilte weinend und zürnend zum Großpriester, worauf die sämtlichen Einwohner der Stadt in feierlichem Aufzuge zusammentraten, um das verunglückte Vieh einzubalsamiren und zu bestatten.

Diese große Verehrung, welche sich, wie bekannt, auch auf zahlreiche andere Tiere, den Ibis, Sperber, Marabu und andere übertrug, läßt ohne weiteres darauf schließen, daß die Aegypter in ihnen allen nachdrücklichen Ungeziefervertilger erblickten und sich ihre Dienste in jeder nur irgend möglichen Weise sichern wollten. Was nun aber die Katze im besonderen anbetrifft, so ging deren Wertschätzung so weit, daß sich das zu agrarischen Spekulationen neigende Volk das Wirken dieses Tieres ausschließlich selbst nutzbar zu machen suchte. Es ist allerdings nicht erwiesen, daß die Stammmutter unserer Hauskatze ihre ursprüngliche Heimat im Pharaonenlande hatte, aber jedenfalls war das Tier den übrigen Völkern des Altertums durchaus unbekannt, und die Aegypter unterließen auch wohl nichts, um die Ausbreitung ihres Schützlings auf das eigene Gebiet zu beschränken. Allerdings hielten sich die Juden mehrere Jahrhunderte hindurch in gewissen Strichen des Nillandes auf, aber die gedrückte Stellung derselben macht es nur wahrscheinlich, daß sie nicht in den Besitz der hochverehrten Tiere kamen. Demgemäß läßt Moses in seinem Speisegesetze (Levitic. XI), wo er alle essbaren und unreinen Tiere näher kennzeichnet, die Katze unerwähnt. Und doch würde sie sicherlich nicht gefehlt haben, wenn sie als Haustier eine Rolle gespielt hätte. Ueberhaupt scheint die Katze in der Bibel nicht weiter erwähnt zu werden, denn die einzige von Thora-Exegeten angeführte Belegstelle (Bar. VI, 21) ist sehr prekärer Natur. Wohl aber steht es fest, daß die Semiten in der späteren nachsintflichen Zeit eine auffallende Wertschätzung der Katze bekundeten. Auch die Vorliebe, die der Begründer des Islams für unser Tier hegte, ist allbekannt.

Aehnlich ist das Verhältnis bei den übrigen Kulturvölkern des Altertums. Weder griechische noch römische Schriftsteller wissen von einer sonderlichen Pflege dieses ausgezeichneten Ungeziefervertilgers zu berichten, und erst die spätrömische Zeit wendet diesem trotz des sich geltend machenden Niederganges der Landwirtschaft ein intensiveres Interesse zu.

Unwillkürlich aber tritt nun die Frage an uns heran, wie sich der um den Schutz seiner Vorräte besorgte Landwirt in früherer Zeit verhielt, einer Zeit, wo ihm also erwiesenermaßen eine der wesentlichsten Hilfskräfte im Kampfe gegen zerstörungslustiges Ungeziefer abging. Die Beantwortung der Frage ist an der Hand von merkenswerten historischen Argumenten leicht. Man verließ sich auf die äquivalenten Leistungen eines ähnlichen, das heißt gesinnungsverwandten Raubtieres — des Wiesels! Nicht nur wird dieses Tier schon in den oben erwähnten mosaischen Speisevorschriften als eines unessbaren, unreinen Geschöpfes gedacht, sondern mehrfach geschieht seiner auch anderweitig in der Bibel passende Erwähnung, wenn schon in den betreffenden Stellen eine besondere Beziehung des Wiesels zum Menschen nicht hervorgehoben wird. Immerhin sind die Hinweise so bezeichnender Art, daß wir nicht umhin können, eine allgemeine Verbreitung und Nutzung des blutdürstigen Zwergmarders anzunehmen. So weiß der alttestamentarische Prophet Jesaja die Verwüstung Babylons nicht ausdrucksvoller zu schildern als durch die Drohung: „Kein Araber wird daselbst seine Hütte aufsetzen, und Hirten sollen dort sich nicht lagern; aber Ohim werden kommen und Wiesel werden in ihren Häusern herrschen.“

Konzisere Angaben machen die späteren Talmudisten, namentlich in den ersten Jahrhunderten nach Christo. Dieselben wissen bereits von der Züchtung des Wiesels zu erzählen, „weil es dazu dient, das Haus zu reinigen“. Ein gelehrter Rabbi trug seiner Magd auf, ein gefundenes Wieselnest zu schonen. Noch im fünften Jahrhundert kommt das Wiesel neben seiner Rivalin, der Katze, vor, ein altes Sprichwort sagte: „Wiesel und Katze gönnen einander ihr Brot nicht!“

Auch die Nachkommen der Pelasger, die seßhaften Hellenen, schätzten und pflegten das Wiesel, und außer seinem eigentlichen Namen galê (γαλῆ) führte das Tier noch die kosende Bezeichnung nymphita, Bräutchen. In der alten Homer-Parodie, dem Kampf der Mäuse und Frösche, beklagen sich die Mäuse über das Wiesel als ihren grimmigsten Feind, und in den Fabeln des Phädros ruft ein vom

Digitized by Google

Menschen gefangenes Wiesel: „O schone meiner, daß ich dir das Haus vom kriechenden Gezücht reinige!“ Auch Aristophanes hat eine Geschichte von Wiesel und Maus.

Wie nicht anders zu erwarten, heften sich eine Menge sabelhafter Mythen an das stillverborgene Wirken des Tierchens, und zwar sind es hauptsächlich solche, in denen seine Gewandtheit hervorgehoben wird. So erzählen die Griechen: Als Herakles geboren werden sollte, verhinderten die Parzen die Geburt, aber das Weib Galinthias vermochte sie zu überlisten, wofür sie zur Strafe in ein Wiesel verwandelt wurde. Da erscheint also schon die Entstehung des ersten Wiesels als Ergebnis einer Ueberlistung; bemerkenswert immerhin insofern, als dieser Kardinalzug im Wesen des schlanken Höhlenbewohners einen Hinweis auf die übliche Charakterisirung unserer Hauskatze nahelegt. Im Babrino kommt eine Fabel vor, wo ein Wiesel in eine schöne Frau verwandelt wird, sich aber bei der Hochzeit durch eifriges Haschen nach einer Maus verrät. Hier spielt also das Wiesel wiederum eine ähnliche Rolle wie die Katze im deutschen Hexenglauben.

Daß auch die Römer sich unseres Tierchens in mehrfacher, wenn schon nicht immer liebreicher Beziehung bedienten, geht aus den Berichten des naturkundigen Kompilators C. Plinius Secundus hervor. Wenngleich der entartete Geschmack der römischen Lüstlinge an dem übelduftenden Fleische des kleinen Raubtieres keinen Gefallen fand — der Name mustela erinnerte gar zu sehr an das Stammwort mus: Maus! — so konnten doch die wohlerfahrenen Arzneikundigen der alten Cäsarenstadt nicht so ohne weiteres der occulten Kräfte des Wieselfleisches entraten. In mannigfachster Zubereitung und Anwendung mußte der unglückliche Mäusefeind es sich gefallen lassen, als vermeintliches Arzneimittel die inneren und äußeren Gebrechen eines vornehmen Nichtsthuers zu verschlimmern oder — intakt zu lassen. So ließ man unter Beobachtung gewisser Förmlichkeiten ein ergriffenes Wiesel langsam sich verbluten, und das so gewonnene noch rauchende und warme Blut bildete ein unfehlbares Remedium gegen die Epilepsie. Selbst Paralytische konnten durch die Wundermacht des dämonischen Heilmittels der Genesung entgegengeführt werden. Das ausgenommene Herz, pulverisirt und mit den gedörrten Blättern der heilkräftigen Raute (ruta graveolens, L.) vermischt, verlieh die schätzenswerte Kraft, die Zukunft zu erforschen, und die frische Leber des Tieres diente als äußerer Aufschlag für böse Schäden und Flechten. Viele dieser Quacksalbereien entziehen sich der Wiedergabe, und es gab überhaupt kaum einen Teil des Tieres, der nicht seine therapeutische Verwendung in der damaligen Heilkunde gefunden hätte.

Uebrigens ist Plinius auch der erste Römer, aus dessen Schriften unzweifelhaft hervorgeht, daß das Wiesel von den Römern als Haustier gehalten wurde, und wir dürfen seinen Bericht um so höher schätzen, als nach unseren heutigen Anschauungen von dem Wesen dieses merkwürdigen Tieres einer Zähmung im eigentlichen Sinne große Schwierigkeiten gegenüber stehen. Im allgemeinen werden wir uns die Arbeit desselben so vorzustellen haben, daß das Wiesel als Ungeziefervertilger in Haus und Feld geschätzt wurde und man ihm seine Ansiedelung und Vermehrung in den Wohnräumen des Menschen nach Möglichkeit erleichterte. Daß sich durch ein solches fördernde Entgegenkommen selbst wildgeartete Tiere dem Menschen fügen, ist eine bekannte Thatsache. Selbst ein vollständiges Anpassen an die menschliche Ordnung, eine wirkliche Zähmung ergibt sich in den gedachten Fällen um so eher, als das Tier in dem Menschen nicht den übelwollenden Feind, sondern einen wohlgesinnten Schutzherrn erblickt. Die intellektuellen Fähigkeiten des überaus kühnen, entschlossenen und trotz seiner körperlichen Minderheit äußerst waghalsigen Raubtieres sind zudem so bedeutende, daß sich selbst in unseren Tagen interessirte Tierfreunde bereit gefunden haben, in dem zierlichen und anmutigen Wiesel einen gar lebenden Zimmergenossen heranzuziehen, ein Versuch, der wider Erwarten selbst bei alt eingefangenen Tieren befriedigende Resultate zur Folge hatte.

So erinnert sich der Verfasser eines Wiesels, das so zahm war, daß es sich in der Rocktasche „spazieren tragen“ ließ, wenn sein Besitzer Halt machte, unherlief und dem Lockruf und Pfiff unbedingt Folge leistete. Anfangs war ihm der Mensch offenbar zu groß. Es erkannte dessen Füße, kletterte auf die hingehaltene Hand, aber es konnte sich noch nicht darin finden, daß Füße, Hände und der ganze Körper nur ein Individuum bildeten. Wenn es mit der Hand in die Nähe des Gesichtes gebracht wurde, erschreckte es und fing gewaltig zu fauchen an, als wäre der Kopf ein besonderes Wesen, vor dem es sich fürchtete. Später lernte es die Sachlage beurteilen und kletterte zutraulich an seinem Herrn umher. Des Wiesels Lieblingsplatz war die vordere Oeffnung des Rockärmels; da hinein setzte es sich und lugte klug in die Welt hinaus. Es fraß am liebsten Fleisch jeder Art, auch im gekochten Zustande, und entwickelte nach den Mahlzeiten, wie alle Raubtiere, starken Durst. Als man zum erstenmale auf dieses Bedürfnis aufmerksam wurde, sprang es in seiner Gier direkt in die weithalsige Wasserkaraffe, so daß es vor dem Tode des Ertrinkens gerettet werden mußte. Die Zähmung war überhaupt sehr leicht. Es fraß vom ersten Tage aus der Hand, ließ sich ohne Schwierigkeit einfangen, wenn es gefüttert werden sollte, und kam nach einigen Tagen selbst zurück, um seine Ration in Empfang zu nehmen. Da von vornherein nicht die Absicht vorlag, es lebenslänglich zu halten, so gab man ihm mehr und mehr lebende Mäuse zu fressen und setzte es endlich auf einem Speicher aus. Es verschwand im Stroh, und das sofort ertönende Geschrei einer Maus war das letzte, was von ihm vernommen wurde.

Ob es möglich sein würde, ein Wiesel so zu zähmen, daß es wie eine Hauskatze nach eigenem Ermessen und Gutdünken die Mäusejagd frei übt und doch immer wieder zu seinem Herrn zurückkehrt, ist eine Frage, die durch bloße Zähmungsversuche im Zimmer nicht entschieden werden kann. Die Katze ist dem Tierchen in mehrfacher Beziehung überlegen, zunächst durch die bedeutendere Stärke, durch ihre vollständigere Zähmung und durch die geringere Vielseitigkeit ihrer Raubsucht. Wird sie nur einigermaßen gut gehalten und beaufsichtigt, so beschränkt sie sich auf Mäuse und — ausnahmsweise — Ratten, während sich das Wiesel selten abhalten läßt, Eier und junge Hühnchen zu stehlen. Doch hat auch das Wiesel große Vorzüge vor unserer Katze. Erstlich kann sein geschmeidiger Leib den Nagern in die entlegensten Höhlen folgen, und der wahrhaft grausliche Blutdurst des Tieres bietet sichere Gewähr für die gründliche Ausrottung jedes Mäusenestes, in welches der Räuber einmal eingedrungen ist. Ferner begnügt sich das Wiesel durchaus nicht nur mit warmblütigen Lebewesen — der ihm angeborene Hang zum Würgen ist so intensiv, daß das Tier sich sowohl körperlich weit überlegenen Feinden entgegenstellt, als auch mit dem edlen Gezüchte der schleichenden und kriechenden Niedertiere Feindschaft und Hader spinnt; soll doch nach Versicherung glaubwürdiger Naturbeobachter das Tier unter Umständen selbst einen Kampf mit der Kreuzotter nicht scheuen.

Infolge dieser Eigenschaften ist unser kleiner vierfüßiger Hausfreund neuerdings wieder zu seinen wohlverdienten Ehren gekommen. Englische Farmer begünstigen seine Ansiedlung in Scheuern und solchen Plätzen, wo eine Schädigung des Federviehs von ihm nicht zu erwarten steht, eine Maßnahme, die bereits dazu geführt hat, Wiesel an solchen Orten einzubürgern, wo der Landwirt eine energische Unterdrückung der Feld und Garten verheerenden Fruchtschädlinge herbeizuführen sich bestrebt.

Spruch.

Eigensinnig im Geringen
Macht willenlos in großen Dingen.

A. Ebert.

Karl Immermann.

Zur hundertjährigen Wiederkehr seines Geburtstages, 24. April 1896.

Unter den neueren deutschen Dichtern, deren Wirken in die sogenannte Uebergangszeit, das heißt in jenen Zeitabschnitt fällt, der sich von den Tagen der Befreiungskriege über Goethes letzte Lebenszeit hinaus bis in die vierziger Jahre unseres Jahrhunderts erstreckt, darf der am 24. April 1796 zu Magdeburg geborene Karl Immermann, wenn auch keine leitende, so doch eine hervorragende Stelle beanspruchen. Die Geschichte, seitdem von einer solchen seit seinem am 25. August 1840 zu Düsseldorf erfolgten Tode die Rede sein kann, sichert ihm jedenfalls ein anderes und günstigeres Urteil zu, als es vielfach die Zeitgenossen über ihn fällten. Ueber Immermanns Leben waltete etwas von einem tragischen Geschick: unleugbar begabt, geistig angeregt, aber spröde in seiner ganzen Gedankenweise, wurde er frühzeitig zur Isolirung gedrängt; die dadurch herbeigeführte Verstimmung wuchs mit den Jahren, persönliche Erfahrungen trugen, wie Karl Goedecke in seiner treffenden Charakteristik in den „Elf Büchern deutscher Dichtung“ bemerkt, dazu bei, ihn noch tiefer in kalte Absonderung und starre Vornehmheit hineinzudrängen. „Eben begann er, ein neues Leben zu begründen, als ihn der Tod überraschte.“ Wie das Schicksal des Menschen, gestaltete sich auch das des Dichters. Nachdem er Anschluß an die verschiedensten Richtungen gesucht, dabei aber immer das verkannt hatte, was die Zeit zu erfordern schien, gewann er endlich mit seinem „Münchhausen“ und seiner Tristan-Bearbeitung festen Boden und war der wenigen einer, welche der „vormärzlichen Dichtung“ Dauer und Zeit zu weiterer Entwicklung anwiesen, als seinem Schaffen ein jähes und vorzeitiges Ende bereitet wurde.

Als Sohn eines Regierungsbeamten geboren, besuchte Immermann bis 1813 das Gymnasium seiner damals zum Königreich Westfalen gehörenden Vaterstadt und bezog dann, um Jurisprudenz zu studiren, die Universität Halle. Krankheit verhinderte ihn daran, sich 1813, wie er es gewünscht, dem preußischen Heereszuge gegen Napoleon anzuschließen, doch machte er den Feldzug des Jahres 1815 mit, nahm an den Schlachten von Ligny und Waterloo teil, zog unter Blücher in Paris ein und kehrte, als Offizier entlassen, zu seinen Studien nach Halle zurück. Die Unduldsamkeit der dortigen Burschenschaft gegen einen armen Studenten, der nicht zu ihr halten wollte, veranlaßte ihn, für letzteren einzutreten und seine scharfe Mißbilligung des engherzigen studentischen Treibens auszusprechen. Er wandte sich in einer Immediateingabe an König Friedrich Wilhelm III. und veröffentlichte 1817 die Schrift „Ueber die Streitigkeiten der Studirenden zu Halle“, die bei dem bald darauf folgenden Wartburgfeste mit verbrannt wurde.

Dieser Zwist war entscheidend für den ganzen Lebensgang des Dichters; Immermann gab sich nunmehr der Verstimmung und Vereinsamung hin, die bezeichnend für sein Wesen wurde. Er trat in den preußischen Staatsdienst ein und arbeitete zunächst als Referendar zu Aschersleben, bis er 1819 als Auditeur nach Münster versetzt wurde. Hier trat er zuerst mit literarischen Arbeiten hervor, mit dem Lustspiele „Die Prinzen von Syrakus“ (1821) und einer Sammlung „Gedichte“ (1822), der die Trauerspiele „Petrarca“ (1822) und „König Periander und sein Haus“ folgten. Das Jahr 1824 führte ihn als Kriminalrichter an das Oberlandesgericht seiner Vaterstadt zurück, und auch hier ließ seine Amtsthätigkeit ihm Zeit und Muße, seiner dichterischen Neigung nachzugehen. Zur vollen Entwicklung wurde jedoch die letztere erst gebracht, nachdem er 1827 als Landgerichtsrat nach Düsseldorf versetzt worden war. Der Künstlerkreis, der sich hier um Schadow und die emporblühende Malerakademie gesammelt hatte, wirkte anregend und fördernd auf den Dichter ein. War Immermann in seiner dramatischen Produktion bisher vorwiegend der erotischen Richtung der Romantiker gefolgt (wie sie bezeichnend unter anderem in der noch in Magdeburg entstandenen seltsamen Tragödie „Cardenio und Celinde“ hervortritt), so wandte er sich jetzt historischen Stoffen zu und schuf die Tragödien „Das Trauerspiel in Tirol“ (1827) und „Kaiser Friedrich II.“ (1828). Ueberhaupt wurde seine dichterische Thätigkeit jetzt freier und vielseitiger; es entstanden in kurzer Folge hinter einander das komische Heldengedicht „Tulifäntchen“ (1827), die Lustspiele „Die Verkleidungen“ (1828) und „Die Schule der Frommen“ (1829), das phantastische Mysterium „Merlin“ (1831) und die Trilogie „Alexis“ (1832), neben welcher die, allerdings in wenig glücklicher Weise polemisch sich gegen Platen wendende „literarische Tragödie“ „Der im Irrgarten der Metrik umhertaumelnde Kavalier“ (1829) einherlief. Entscheidender als mit allen diesen Hervorbringungen wirkte jedoch Immermann mit dem im Jahre 1830 begonnenen und 1835 vollendeten Roman „Die Epigonen“, der zum Teil eigene Erlebnisse des Dichters aus der Zeit der Befreiungskriege behandelte. Deutete er mit diesem Werke schon an, daß er mit ihm das seinem Dichtergenius eigentlich vorbehaltene Gebiet, das der epischen Darstellung, betreten habe, so erbrachte er den Beweis hierfür vollends mit dem humoristisch-idyllischen Roman „Münchhausen“, den er im Jahre 1839 als eine „Geschichte in Arabesken“ in Düsseldorf erscheinen ließ. Immermann ist in neuerer Zeit wiederholt Gegenstand einer schroffen Beurteilung geworden, und man hat in ungerechter Weise den Stab über Werke gebrochen, die bei allen Schwächen nicht nur dem Mann von Geist, sondern auch den berufenen Dichter bekunden, und doch könnte man getrost alles, was aus seiner Feder geflossen ist, preisgeben, um ihm für seinen „Münchhausen“ und die gleich ihrem Vorbilde, dem Meisterwerke Gottfrieds von Straßburg, leider Bruchstück gebliebene Neudichtung des Epos „Tristan und Isolde“ den unvergänglichen Lorbeer des Dichters zuzuerkennen.

Von allen Beurteilern früherer und späterer Zeit ist keiner dem Wesen Immermanns gerechter geworden als der eingangs genannte Literarhistoriker. „Seine literarische Wirksamkeit,“ so sagt Goedecke, „hatte keinen festen Mittelpunkt und schwankte zwischen Schulen und Gattungen unentschieden hin und her. Goethe, die Romantiker und ihre Quellen, vorzüglich Shakespeare gaben seinem dichterischen Charakter Färbung, aber keine Haltung. Ueberschätzung des eigenen Wertes und der damit zusammenhängende Brauch, dem Publikum als groß und wichtig aufzudringen, was nur im Verhältnis zur schaffenden Persönlichkeit groß und wichtig war, starres Opponiren gegen die unabweisbaren Richtungen der Zeit, vornehme Kälte und unsichere Bewältigung des nie recht in Fluß gebrachten Stoffes bezeichneten Immermanns literarische Persönlichkeit, bis er in seinem Münchhausen den glücklichen Griff in das Volksleben der westfälischen Bauern that. Sein letztes dichterisches Erzeugnis, vor dessen Vollendung ihn der Tod ereilte, „Tristan und Isolde“, zeigte durch die gänzliche Versenkung in das romantische Element der Zaubertränke und so weiter, wie wenig die Befreundung mit dem echten Volksleben der Gegenwart den ganzen Menschen ergriffen und umgestaltet hatte, wogegen der warme menschliche Herzschlag, der das Fragment belebt, eine neue, frische Erhebung des Menschen und Dichters erwarten ließ.“

Während seines Düsseldorfer Aufenthaltes widmete Immermann ein besonderes Augenmerk dem Theater, dessen Leitung er sogar in der Zeit von 1835 bis 1838 übernahm. Der Dichter war ein vortrefflicher Vorleser und vereinigte mit dieser Gabe ein ausgesprochenes Regietalent; das Düsseldorfer Theater erhob sich unter ihm zu einer wirklichen Musterbühne, die für ganz Deutschland vorbildlich hätte werden können, wenn ihr nachhaltigere Unterstützung zu teil geworden wäre. Das Düsseldorfer Theater hatte nicht nur bald einen Stab von guten und einzelnen vortrefflichen Darstellern um sich geschart, sondern es zeigte auch, daß sich mit verhältnismäßig geringen Mitteln Großes leisten

Digitized by Google

und vor allem ein gutes Repertoire und Ensemble herstellen lasse. Besondere Sorgfalt verwandte Immermann auf die Inscenirung der Shakespeareschen Stücke, für die er zum erstenmale wieder die Vorteile des älteren englischen Theaters und namentlich den erhöhten zweiten Schauplatz, die sogenannte Empohöhne, geltend zu machen suchte. Seine Bühneneinrichtungen zum „Sommernachtstraum“ und zu „Macbeth“ fanden Eingang bei fast allen größeren deutschen Bühnen und haben sich zum Teil auf denselben bis zum heutigen Tag erhalten. Da der Dichter in seinen theatralischen Bestrebungen leider auf dem Boden Düsseldorfs nicht die erhoffte Teilnahme fand, trat er von der Leitung der Bühne, für die er sich aus dem Staatsdienste hatte beurlauben lassen, zurück und wandte sich wieder der gewohnten Verwaltungstätigkeit zu.

Man kann des Namens Immermann nicht gedenken, ohne zugleich das Gedächtnis an eine edle und hochherzige Frau wachzurufen, die dem Dichter lange Zeit mit seltener Treue als Freundin zur Seite gestanden und unverkennbar Einfluß auf die besten und reifsten seiner Hervorbringungen ausgeübt hat, an Elisa von Lützow, geborene Gräfin von Ahlefeld. Elisa hatte als junges Mädchen Adolf von Lützow, den bekannten Führer der „wilden, verwegenen Jagd“, geheiratet und thätigen Anteil an dessen vaterländischen Bestrebungen genommen, zumal an der Anwerbung und Organisation der berühmten Freischar. Das Ehebündnis wollte sich gleichwohl zu keinem erspricklichen gestalten und zwar lediglich durch die Schuld des Gatten. Albert von Lützow, ein Mann von unbeugsamer Heldenart und, bis zu einem gewissen Grade wenigstens, auch militärischer Befähigung, war im übrigen nicht die ideale Erscheinung, als welche der Zauber der Ueberlieferung ihn heute noch fortleben läßt. In seiner Natur lag etwas Brutales, und diesen Zug kehrte er in unschöner Weise einem Wesen gegenüber hervor, das eine derartige Behandlung am wenigsten verdient hätte, seiner Frau. Er wandte nach kurzer Zeit seine Neigung einer jungen und koketten Dame zu und machte kein Hehl daraus, daß diese ihm begehrenswerter erscheine als seine hochsinnige Frau und eine Verbindung mit ihr ihm über alles gehe. Elisa handelte, wie ihr feinfühliger und vornehmer Charakter es ihr eingab: sie gab den Mann, der ihr eine so tiefe Enttäuschung bereitet hatte, frei und that selbst den ersten Schritt zu der im Jahre 1824 erfolgenden Scheidung.

Elisa hatte Immermann schon früher, im Jahre 1819, als der junge Dichter nach Münster versetzt wurde und dort Gelegenheit fand, ihr in einer geschäftlichen Angelegenheit Dienste zu leisten, kennen und schätzen gelernt. Ihr Verhältnis war aber ein reines und vorwurfsfreies geblieben, und es entspricht nichts weniger als der Wahrheit, wenn behauptet worden ist, Lützow habe Elisa wegen ihrer Beziehungen zu Immermann freigegeben. Erst nach vollzogener Scheidung gestand Elisa dem geliebten Manne ein, daß sie seine Neigung erwidere; sie brachte ihn jetzt in Magdeburg auf und folgte ihm auch nach Düsseldorf, wo sie mit ihm ein vor der Stadt in dem Flecken Derendorf gelegenes Landhaus bezog, das sie mit ihrem ganzen feinen Geschmacke einrichtete und zu einem wirklichen Poetennest machte. Es mag befremdend erscheinen, daß eine Frau wie Elisa Gräfin von Ahlefeld (so nannte sie sich hinfort wieder) sich stets

geweigert hat, mit dem Freunde das Band der Ehe zu schließen, so sehr Immermann sie auch beschwor und dazu drängte; es mag sein, daß sie sich dazu nur zu hoch über den Vorurteilen der Welt stehend hielt; vielleicht ahnte sie aber auch, daß ihr zum zweitenmale die Demütigung widerfahren sollte, von dem Mann, den sie über alles geliebt und dem sie alles geopfert, ihrem Wert verkannt zu sehen. In letzterem Falle hat ihr Vorgefühl sie nicht betrogen. Immermann wandte sich thatsächlich von Elisa ab, allerdings nachdem er sie nochmals beschworen, sein Weib zu werden; er vermählte sich im Herbst 1839 mit der neunzehnjährigen Marianne Niemeyer, einer Enkelin des Kanzlers Niemeyer in Halle.

Kaum ein Jahr sollte das Glück dieses Ehebundes dauern; wenige Tage, nachdem ihm Marianne eine Tochter geschenkt, wurde der Dichter von einer plötzlichen Krankheit dahingerafft, so das tragische Schicksal besiegelnd, das über seinem Dasein gewaltet von dem Augenblicke an, da er den ersten Schritt in die Oeffentlichkeit gewagt. Ein dunkler Drang trieb ihn, das Antlitz der Medea zu schauen, und als es sich ihm enthüllte, vermochte er dem Anblick nicht zu ertragen.

Ludwig Holthof.

Schach.

(Redigiert von E. Schallopp.)

Partie Nr. 19.

Gespielt zu Riga am 6. März (28. Februar) 1896.

Abgelehntes Evansgambit.

Weiß: E. Schallopp. — Schwarz: G. Behting.

Weiß.	Schwarz.	Weiß.	Schwarz.
1) e2—e4	e7—e5	20) Lf3—g2	f7—f6
2) Sg1—f3	Sb8—c6	21) Se5×g6	h7×g6
3) Lf1—c4	Lf8—c5	22) De3—f3	Lf8—h6
4) b2—b4	d7—d5 ¹)	23) Lh2—e5	La3×c5
5) c4×d5	Se6×b4	24) Sf3×e5	Le5—f7
6) Sf3×e5	Sb4×d5 ²)	25) Sd2—e4	Df2—f8
7) d2—d4	Lc5—e7	26) e4—e5	Lf7—d5
8) 0—0	Sg8—f6	27) Se4—d6	Te8×e5 ³)
9) a2—a4	c7—c6	28) Ta1×e1	Le5×c2 ⁴)
10) a4—a5	0—0	29) Kg1×g2	b7—b6
11) Tf1—e1 ³)	Lc8—e6	30) Te1—e3	b6×a5
12) Le3—f1	La3—d6	31) d4×c5	De7—f7
13) c2—c4	Sd5—a7	32) De3—e4†	Ka8—b7
14) Dd1—b3	Ta8—b8	33) De4—e2	Df7—c7 ⁵)
15) Le1—b2	De7—g5	34) g3—g4	Kb7—b6
16) Sd6—f5	Dg5—e3	35) De2—g2†	e7—e6 ⁶)
17) g2—g3	Tf8—e8	36) Te3—h3†	Kb6—a6
18) Dh3—c3	Le6—f8	37) Sd6—f5†	Kb6—g8
19) f2—f4	Sb7—d7	38) Df7—g5†	Aufgegeben.

¹) Diese Art der Eröffnung ist weniger gebräuchlich als Le5—b6, kann aber ganz gut gespielt werden.

²) Auf Le5—b6 kommt 5) c2—c3 Lb6×e5 6) Ld1—a4† c7—c6 7) Da1×b4 c6×d5 8) Db4—b5† mit Bauerngewinn für Weiß die Folge sein.

³) Auf 11) a5—a6 würde Le6—c7 folgen, und Schwarz erhielte schließlich in seinen festen a-Bauern eine nicht zu unterschätzende Stärke.

⁴) Etwas besser ist hier 29) Le5—b6; doch gestaltet sich auch dann das Spiel bei verständiger Führung für Weiß günstig.

⁵) Nicht etwa Tb8—b4 wegen 34) Te1—e8.

⁶) Es ist gleichgültig, was Schwarz noch thut.

Aufgabe 21.

Von **M. Lipkin** in New-York.

Schwarz.

Weiß.

Weiß zieht an und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe № 9, S. 392:

W. 1) h5—h6
S. 1) e6—e5
W. 2) Dc2—c4†
S. 2) Kd5—e6
W. 3) Sc6—b4 matt.

A.

S. 1) Kd5—c5
W. 2) Dc2—b2†
S. 2) Ka5×b4|—b5|—c5
W. 3) Db2—b4, Sc6—b4 matt.

B.

S. 1) g6—g5
W. 2) Dc2—b3
S. 2) e6—e5, Kd5—c5, e4
W. 3) Db5—f3, g5—b6 matt.

Schachbriefwechsel.

G. M. in Leipzig. Sie wollen Nr. 12 als doppelt gelöst bezeichnen, durch 1) e2—e3 und 1) e2—e4, überlesen aber, daß Schwarz im ersteren Falle durch d5—d4, im letzteren durch d5×e4 seinem König das Feld d5 eröffnet. Auf 2) Td1—e1† folgt natürlich zunächst Kf5—e5, und ire ist nun das Matt?

J. in Harlefeld. In Nr. 14 (Aufstieg 1) De6—e4 an der Entgegnung Sb1—c3† (Schach!).

C. in Aschersleben. In Nr. 15 lassen Sie den Gegenzug g7—g5 nebst 2) Dh1—e4 ist nun nicht möglich, weil Schwarz seinen Zug dann, also „patt“ wäre. — Schwierige Zweizüger, die Sie wünschen. Uns nicht selbst bekannt, wir werden uns aber bemühen, Ihrem Wunsche nachzukommen.

Dr. M. in Tiergarten. Wir halten es gerade für angemessener, der Schachwelt so allmählich, daß sie nicht herausgeschreckt werden kann, ohne den wichtigen Inhalt erhalten zu schätzen. Sie ist dann sicher, auch im Umkreis dem Leser erhalten zu bleiben. — Wegen Nr. 15 siehe vorstehend unter „Briefkasten“.

Handbibel, Stockholm, Berlin SW. und W. 35, Wien IX. Kl. Salzburg, Hausengasse 4. Wegen Nr. 15 s. gleichfalls vorstehend unter „Briefkasten“.

K. H. in Temesvar. Desgleichen. Auch Nr. 16 lösen Sie nicht vollständig richtig, indem auf 1)...., a5—a4 Ihr Zug 2) Dg1—g8 an der Entgegnung Ta1—a8 scheitert.

M. F. in Saalfeld. Das soll eine Lösung sein? Prüfen und vergleichen Sie doch noch mal mit der gedruckten Lösung!

Buchfink in Graz. Wegen Nr. 16 vergl. vorstehend unter „Lemvar“. Auch bei Nr. 14 sind Sie nicht ganz selbständig, wie Sie sich das irrtümlich veröffentlichen Wortes abzuringen wissen.

A. H. in N. (Poststempel Düsseldorf). Desgleichen Nr. 9 haben Sie ganz recht daran, daß 1) De2—f3 nicht an dem von uns irrtümlich angegebenen Zuge Sb6—d5 entgegen 2) Se3×d5 matt, sondern auch an Sb6—a8 scheitert. — Der von Ihnen mitgeteilte Versuch ist auch uns nicht bekannt geblieben, hat uns aber nicht in gleichem Maße interessiert wie Sie.

Erkundiger B. in Kattowitz. Die „Lösung“ Nr. 10 war selbst 1) De1—e3 Ta5—e5 2) De3—b3! Te5—e3 3) Db3—b4 matt“, allerdings aber, daß der Turm nun auf e4 postiert. Weiß also erst zu 1. Zuge wesentlich kam.

Richtige Lösungen sandten ferner ein: Fräulein Trixie Kegeser in Stockholm, C. in Arnheim und P. L. in Mannheim zu 14 und 15; Tischtennisspieler in Königsberg (Preußen) zu 14 bis 16; P. L. in Fürstenberg (Mecklenburg) und E. L. in Pirkenhof zu 15; M. F. in Kassel zu 14 und 16; A. H. in N. (Poststempel Düsseldorf), P. v. M. in Rotterdam, Dr. S. in Zürich und Dr. in Nürnberg zu 15, 16, 17; R. M. und W. J. in Berlin, St. P. in Bukarest und Karl Hahnhardt in Antwerpen zu 16; C. L. in Zürich und Dr. M. in Dresden zu 16 und 17; J. K. in Offenbach (Main) zu 16, 17, 18; T. O. C. in Mailand, G. H. in Bautzen, J. P. in Hebewagenzug und J. L. in Dresden zu 17; Pelikan in Bremen zu 17 und 18; Prof. Karl Wagner in Wien zu 17, 18, 19; Fräulein Luise A. in Bukarest, Neumann (Ebendaselbst) und J. M. in Breslau zu 18.

Für müßige Stunden.

Bilderrätsel.

Buchstabenrätsel.

1, 2, 3, 4, bei Festgelage
Prang' oft ich vor der holden Braut;
1, 2—5, seit alten Tagen
Hat deutscher Durst sich mir vertraut.

4 bis zu 9: der stärkste Arm
Um den manch Rudmerkampf sich flicht,
Red weiblich keinen größren Lobel
Gibt's, als wenn's heißt, der war es nicht!

7, 8—12: ein Dichtername,
1, 2—12 ist Narretei,
Die erbaut ist nur Dame —
Wer sagt mir, was das Ganze sei?

Worträtsel.

An Zeichen arm, an Sinne reich
Stellt sich mein Wörtchen dar.
Hörst treulos, dem Proteus gleich
Ist's Leiter bald, bald Zier.

Bald ist's ein Riese, bald ein Zwerg,
Jetzt Wein und gleich Pokal,
Es ist der Strom und ist der Berg.
Doch niemals ist's das Thal.

Es macht durch seine Gegenwart
Was sich die ist noch lieber.
Ja, meines Herz, mit ihm gepaart,
In Himmel Geld geht's über.

An Größe gleich der halben Erde,
Acht es doch tief in deinem Herz.
Jedoch' Gericht das sein entbehrte.
Es leidet' nicht Sättigung, nein, Schmerz. M. L.

Auflösung des Rösselsprungs Seite 456:

Doch die Terze ehrenfest
Und die Liebe, die nicht lügt,
Einfalt, Demut, Redlichkeit
Stehn der weiß, da Salon vom Zeit.

Laß den Welschen Meuchelei,
Du sei redlich, fromm und frei;
Laß den Welschen Flitterputz,
Schlichte Treue sei mit dir.

Deutsche Festheit, deutscher Gott,
Deutscher Glaube ohne Spott,
Deutsches Herz und deutsches Stahl
Sind vier Helden allesamt!

(Aus: „Deutscher Trost“ von Arndt.)

Auflösung des Buchstabenrätsels Seite 456:

Karotte.

Auflösung des Worträtsels Seite 456:

Ariern, Aregier.

Auflösung der dreisilbigen Charade Seite 456:

Wettkeifel.

Auflösung des Scherzrätsels Seite 456:

Vielliebchen, viel Liebchen.

Auflösung des Wechselrätsels Seite 456:

Beide, Beige, Beine, Beize.

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt. — Verantwortlicher Redakteur: Ernst Schubert in Stuttgart. — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.
Briefe und Sendungen usw. bitte an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart ohne Personenangabe zu richten.

Digitized by Google

Über Land und Meer

№ 30.

Aus Zeit und Leben.

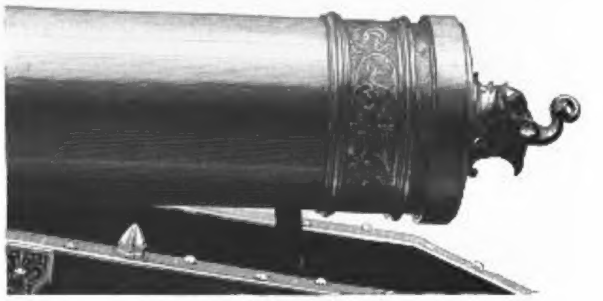
General Hyppolite.

General Hyppolite †.

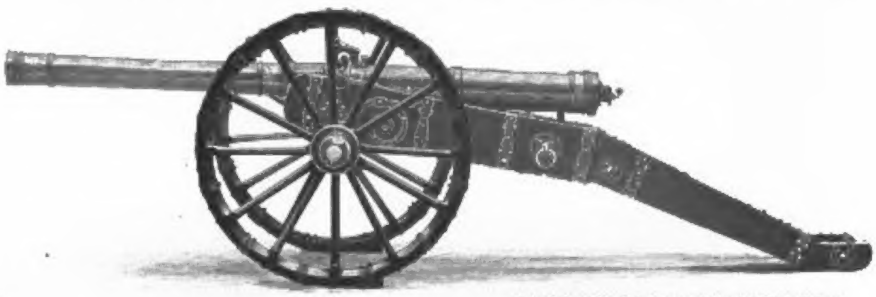
Die Geschichte der Negerrepublik Haïti ist mit Blut geschrieben, und der jetzt im Alter von 69 Jahren verstorbene Präsident General Hyppolite wandelte nur in den Fußstapfen seiner Vorgänger, indem er durch rücksichtslose Gewaltthat sich in seiner Willkürherrschaft zu behaupten suchte. Im Jahre 1827 geboren, trat Louis Mondasin Floreal Hyppolite früh in das Heer ein und gab in den wilden Bürgerkriegen wiederholt Proben persönlicher Tapferkeit. Als der Präsident Soulouque sich unter dem Namen Faustin I. zum Kaiser aufgeworfen hatte, ergriff er dessen Partei und rückte schnell zum General auf. Auch nachdem Soulouque 1859 verjagt worden war, wußte er sich in seinem Range zu behaupten, und als 1888 der Präsident Salomon gestürzt wurde, war Hyppolite Adjutant des Generals Télémaque. Zwischen diesem und dem General Légitime entbrannte ein heftiger Kampf um die Präsidentschaft, Légitime siegte und ließ seinen Nebenbuhler erschießen, doch sofort pflanzte Hyppolite die Fahne der Empörung auf, und nachdem er seinen Gegner vernichtet hatte, wurde er zum Präsidenten erwählt. Mit grausamer Strenge suchte er seine Herrschaft zu sichern, befahl zahllose Einkerkerungen und Hinrichtungen, und seine Grausamkeit verschärfte sich nach wiederholten Anschlägen zu seiner Beseitigung. Zum Nachfolger Hyppolites ist der bisherige Kriegsminister erwählt worden, General Teresias Simon Sam, gleich seinem Vorgänger ein Vollblut-Neger.

Die goldene Kanone im königlichen Zeughause zu Berlin.

Die neueste Erwerbung des königlichen Zeughauses ist eine sogenannte „goldene Kanone", ein Stück, wie es keines der großen europäischen Waffenmuseen besitzt. Nur in Hamburg, wo die Kanone erworben, ist ein gleiches Stück verblieben. Das fast 3 Meter lange Rohr glänzt in starker Feuervergoldung. Es zeigt neben profilirten Leisten und Ringen drei ausgehobene und ziselirte Blattfriese, zwei aus nackten Ringergestalten gebildete Henkel und als Bodenstück einen Elefantenkopf. Die Henkel sind durch die Größe und Freiheit der Auffassung wie der Ausführung selbständige Kunstwerke von höchstem Werte. Von gleicher, wieder ganz eigener Schönheit ist die Lafette, deren eichener Holzkern mit rötlich schimmerndem Birnbaumholz fournirt ist. Darauf sitzen Beschläge, Pfannendeckel, Bolzen und Rosetten von lichtem Eisen, mit herrlich geätzten Blumenornamenten überzogen. Durch Ausfüllung des Aetzgrundes mit einer schwarzen Masse treten die weißen Blumen leuchtend hervor. Zweimal findet sich im Ornament die noch unerklärte Marke des Aetzers: H. R. M. 1643.

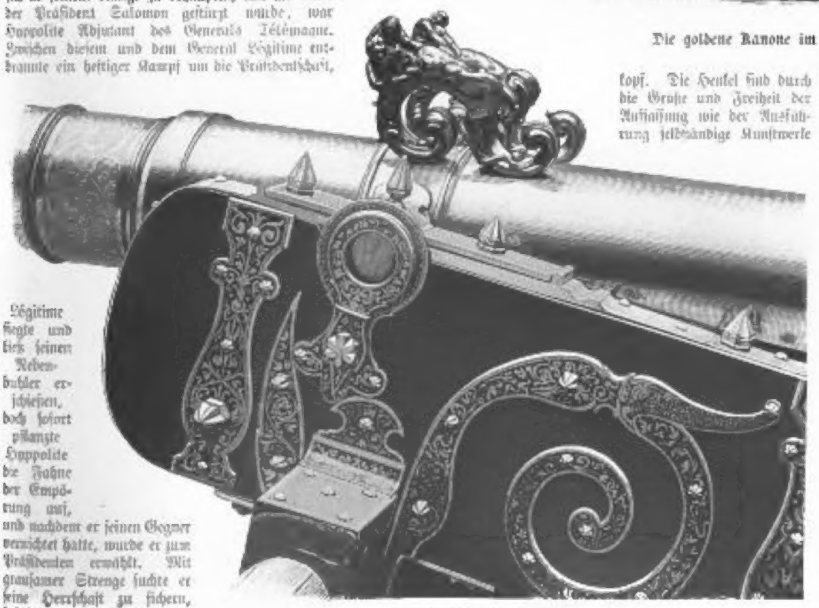


Rohrverjüngung.



Nach photographischen Aufnahmen von Jandorf & Polscher in Berlin.

Die goldene Kanone im königlichen Zeughause zu Berlin.



Mündung und Lafettenverjüngung.

Merkwürdiger noch, weil einzig in ihrer Art, ist die Rohrkonstruktion. In keinem Handbuch ist sie beschrieben, nirgends ist etwas Aehnliches zu sehen: ein Kupferrohr von 65 Millimeter Seelendurchmesser und aus je einem innern und äußern Mantel bestehend; als Füllung ein Cylinder aus Kiefernholz, der mit Leder umgeben ist. Im Rohrboden findet sich eine Zentralzündung, die durch den Elefantenkopf verschlossen wird. Die Arbeit ist auch vom kunstgewerblichen Standpunkt ein Vorbild ohnegleichen. Der ernste Zweck der Waffe hat die alten Meister stets gezwungen, sich in der künstlerischen Ausstattung zu beschränken. Unpraktische Fxxxen und Uebertreibungen in der Verzierung, die heute an den meisten Gebrauchsgegenständen vorkommen, waren hier durchaus ausgeschlossen, weil sie den Anforderungen höchster Gebrauchsfähigkeit nicht entsprochen hätten. Was im besten Sinne stilvoll genannt wird, besitzt ein anderer Gegenstand selten in solchem Grade wie eine Waffe. Ueber den Ursprung der zwei Geschütze herrscht noch Dunkel, obwohl im 17. und 18. Jahrhundert vielfach davon gesprochen worden ist. Nach den historischen Quellen sind die beiden Geschütze lange vor 1675 einem Hamburger Kaufmann wegen einer Schuld von 12,000 Reichsthalern abgepfändet worden. Stilistische Gründe lassen darauf schließen, daß diese Rohre in Holland hergestellt wurden, und es besteht kein Zweifel, daß Werkstücke so außergewöhnlicher Art nur auf Bestellung gefertigt worden sind. Wer hat sie bestellt? Unwillkürlich denkt man an den Großen Kurfürsten, der kurz vor 1643 in Holland gewesen war und vor allen Fürsten seiner Zeit das regste Interesse für das Geschützwesen zeigte, das er vielfach veränderte und verbesserte. Die Stücke könnten somit in Holland in Auftrag gegeben und bei der Ueberführung nach Deutschland dem Hamburger Rheder als Deckung für die oben genannte Summe, die er dem Senat schuldete, abgenommen worden sein. Die neue Zierde des Zeughauses erregte in hohem Grade das Interesse des Kaisers Wilhelm.

Digitized by Google

Notizblätter.

Tonkunst.

— In Stuttgart gelangte in der letzten der dortigen Quartettsoiréen ein neues Streichquartett in H-moll von Professor Wilhelm Speidel zur Aufführung, das eine äußerst warme Aufnahme fand. Das Werk besteht aus vier Sätzen und bringt das Andante als dritte Nummer; in sämtlichen Sätzen bewährt der Urheber des Werkes sich als den tüchtigen Meister, der seine Aufgabe mit tiefem Ernst erfaßt und Gedanken in der Tonsprache zu klarem und bestimmtem Ausdruck zu bringen vermag. Um die Aufführung der schönen Komposition bewarb sich Professor Singer als Inhaber des ersten Gegenpreis ein besonderes Verdienst.

Ausstellungen.

— Eine Franz Schubert-Ausstellung wird zum hundertjährigen Geburtstage des berühmten Tonmeisters (geb. 31. Januar 1797) im Künstlerhause zu Wien veranstaltet werden. Die Ausstellung, die vom 15. Januar bis zum 28. Februar 1897 währen wird, soll folgende Gruppen umfassen: 1) Bildnisse Schuberts in verschiedenen Lebensalters, Porträts seiner Eltern, Geschwister, Lehrer, Freunde und Gönner. 2) Abbildungen der Gebäude, worin Schubert gewirkt und gewohnt hat. 3) Autographe des Meisters und die ersten Stiche seiner Kompositionen. 4) Jede Art von Gegenständen, mit welchen eine Erinnerung an den Tondichter verbunden ist. 5) Bildnisse der hervorragenden Liedercomponisten vor Schubert und seiner musikalischen Zeitgenossen. 6) Bildnisse jener ausübenden Musiker, die sich um die Verbreitung von Schuberts Tondichtungen verdient gemacht haben. 7) Bildnisse der Dichter, deren Schöpfungen Schubert zur Komposition angeregt haben. 8) Originalhandschriften jener Dichtungen, die der Meister in Musik gesetzt hat. 9) Werke der bildenden Kunst, deren Entstehung auf die von Schubert komponirten Dichtungen zurückzuführen sind. Anmeldungen werden bis zum 1. Juni 1896 erbeten an die Direktion der Bibliothek und des Historischen Museums der Stadt Wien (I., Rathaus), wohin auch alle sonstigen Zuschriften zu richten sind.

Denkmäler.

— Während Hans Sachs, „der Schuhmacher und Poet dazu", in Nürnberg längst ein wohlverdientes Denkmal gefunden hat, entbehrt der Görlitzer Handwerksgenosse des süddeutschen Meisters, der hochsinnige Philosoph Jakob Böhme noch immer eines solchen. Es besteht nun die Absicht, Böhme ein würdiges Monument in Görlitz zu errichten. Der „Philosophus teutonicus" soll in seiner Handwerkskleidung, auf dem Schusterschemel sitzend, dargestellt werden, wie er in der Bibel sucht und forscht. Um zu versinnbildlichen, daß Gottes Wort die Quelle ist, aus der alle Weisheit fließt, soll das Denkmal als Brunnenaufsatz geformt werden. Der Oberpfarrer Schönwälder hat im Auftrage der Görlitzer Schuhmacherinnung eine Biographie Böhmes verfaßt, die zum Besten des Denkmalfonds für eine Mark verkrieben wird. Beiträge und Bestellungen auf diese Schrift sind an den Kassirer der Schuhmacherinnung, Herrn Thomas, Görlitz, Steinstraße Nr. 4, zu senden. Auch werden Beiträge von den Herren Bürgermeister Heyne und Pastor prim. Schönwälder daselbst entgegen genommen.

Unterrichtswesen.

— Die ersten sechs weiblichen Abiturienten in Berlin haben ihr Examen am königlichen Luisen-Gymnasium bestanden. Bisher haben in Deutschland Damen nur ganz vereinzelt das Maturitätsexamen bestanden, so zum Beispiel in Stargard in Pommern und Düsseldorf. Bekanntlich hatte sich vor längerer Zeit ein Komite unter dem Vorsitz des Prinzen zu Schönaich-Carolath gebildet zu dem Zweck, die Veranstaltung von Gymnasialkursen für Frauen (Frauengymnasien) in die Wege zu leiten. Die Schulvorsteherin Fräulein Helene Lange hat diese auf etwa vier Jahre berechneten Kurse eingerichtet, als deren Vorbedingungen die Kenntnisse gelten, die in einer voll ausgehaltenen höheren Mädchenschule programmäßig zu erwerben sind. Fräulein Lange hatte die Genugthuung, zu sehen, daß der Fleiß ihrer Schülerinnen von Erfolg gekrönt wurde. Die Prüfung, die von dem Provinzialschulrat Geheimen Regierungsrat Dr. Pilger geleitet wurde, bestand zunächst in schriftlichen Aufgaben (deutscher Aufsatz, Mathematik, lateinisch, griechisch, französisch), deren Erledigung die Dauer von fünf Tagen in Anspruch nahm. Hieran schloß sich eine mündliche Prüfung in den genannten Fächern, zu denen noch Geschichte und Geographie hinzutraten. Dieses Examen währte einen und einen halben Tag. Den Schülerinnen wurden keine besonderen Schwierigkeiten bereitet, es wurde ihnen aber auch nicht ein Tüpfchen von dem Wissen geschenkt, das von einem männlichen Kandidaten verlangt wird. Nach Schluß der Prüfung verkündete der Schulrat, daß alle sechs Damen bestanden hätten, und daß ihnen die Reife des Abiturienten auf einem preußischen Gymnasium zugesprochen sei. Dieses Urteil erregte hellen Jubel. Die Damen hatten im Gegensatz zu ihren männlichen Kollegen in der letzten Zeit nicht etwa besonders „gebüffelt", sondern waren ruhig und zielbewußt in das Examen gegangen. Die Namen der ersten sechs Berliner weiblichen Abiturienten sind: Fräulein Ethel Blume, Fräulein Johanna Hopfelmann (beide Töchter von Kaufleuten), Fräulein Irma Klaudner (Tochter eines Rechtsanwalts), Fräulein Else und Margarethe von der Lehen (Töchter eines Geheimen Oberregierungsrats) und Fräulein Käthe Ziegler (Tochter eines Postrats). Mit Ausnahme der letzteren, die aus Leipzig stammt, sind die Damen Berlinerinnen. Eine Abiturientin will Medizin, andere wollen Naturwissenschaft studieren. Es bleibt jetzt abzuwarten, ob der preußische Unterrichtsminister die weiblichen Abiturienten als ordentliche Hörerinnen auf der Universität zulassen wird.

Forschungsreisen.

— Der Afrikaforscher Dr. Max Schöller, der im Jahre 1894 mit bedeutendem wissenschaftlichen Erfolge eine Reise nach Ukerewe unternahm, rüstet sich zu einer neuen Reise in das Innere des dunklen Erdteils. Vom Kilima-Ndscharo aus will Schöller, begleitet von zwei Europäern und drei- bis vierhundert Eingeborenen, Trägern und Bewaffneten, die Wasserscheide auf noch unbekannten Wegen durchwandern, dem Ufer des Victoriasees durch das kriegerische Volk der Kawirondo hinauf nach Norden folgen und auf diese Weise Uganda erreichen. Ueber die fernere Wege läßt sich Festbestimmtes noch nicht sagen, doch hofft der Reisende, im Norden des Elgongebirges, des Baringasees und des Keniabergs noch manches Neue und Unerforschte zu finden. Namentlich in zoologischer und anthropologischer Beziehung wissen wir auf diesen Gebieten noch fast nichts, wie auch die hierher gehörigen Kenntnisse über die Massaisteppe im Westen und über Kawirondo sich bisher auf die Mitteilungen Oskar Neumanns beschränken. Dr. Schöller unternimmt diese Reise im vollen Einvernehmen und nach vorausgegangenen Verhandlungen mit den maßgebenden deutschen und englischen amtlichen Kreisen.

Literatur.

— Eine liebenswürdige, von feinem Humor erfüllte Dichtung bietet Josef Victor Widmann mit seinem Büchlein: „Bin, der Schwätzer" dar (Frauenfeld, J. Huber). „Bin" ist die Abkürzung für Sabinus, den Namen des Helden, der in bilder Jugendtorheit in einen merkwürdigen Herzenskampf und in eine Situation gerät, die derjenigen des berühmten Eiels zwischen den beiden Bündeln Heu ähnlich sieht. Mit flotten Bildchen begleitet Fritz Widmann, der Sohn des Verfassers, die Dichtung, deren Art von letzterem selbst richtig gekennzeichnet wird:

„Nur ein Idyll; aus eines Dichters Leben,
Ein Reiseschälchen Jugendvergnügt."

Um Jedermann auf billige und bequeme Weise Gelegenheit zu geben, sich von den wohlthätigen Wirkungen des Odols auf die Zähne und auf die Mundschleimhäute selbst zu überzeugen, hat sich das unterzeichnete Laboratorium entschlossen, an Jeden, der eine Mark oder 70 Kreuzer in Briefmarken einschickt, eine halbe Flasche (Originalsprizflacon) Odol direkt franko zur Probe zuzusenden.

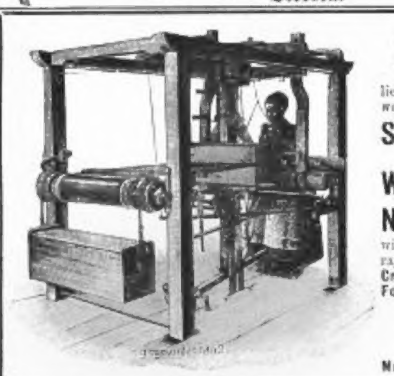
Dresdener Chemisches Laboratorium Lingner, Dresden.

Lustiges aus'm Schwarzwald.
Mit 21 Illustrationen in Farbendruck von Fritz Reiß.
Originaler Einband M. 10.—
(Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.)
Prächtiges Geschenkwerk!
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Beste und billigste Bezugsquelle für
Musikinstrumente
aller Art, besonders Violinen und Orchesterinstrumente.
Jul. Heinr. Zimmermann,
Musikexport, Leipzig.
Illustrierte Preisliste gratis.

KEIN ASTHMA MEHR.
Augenblicklich behoben.
Beispiele:
Hundertjährig Frauen, Kinder u. gelbst Mexikaner sind hiervon überzeugt.
Auskunft gratis und franko.
Man schreibe an **Dr. Cléry** in Martinikenfelde.

Was ist Feraxolin?



Seidenstoffe

liefert zoll- und portofrei billigst an Private robenweise und in ganzen Stücken.

Schwarze, glatt und genoppt in ca. 350 verschied. Dessins und Qualitäten, garantirt echte Färbung (unbeschwert)

Weisse, Spezialität für **Brautkleider.**

Neuheiten für Gesellschafts- und Abendtoiletten in grössten Variationen, wie: **Taffetas** chiné, jaspé, piqueté, épingle, pékine, rayé, damier und glatt. **Brocatelles, Bengalines, Cristalines, Cachemire moderne, Liberty silk, Foulards. Ballstoffe.**

J. SPOERRI, Zürich
(ältestes Seidenhaus der Schweiz).
Muster umgehend. — Dopp. Briefporto nach d. Schweiz.

Ein Gehetzter schreibt, dass er alles, Lithion-, Salol-, Salicyl-, Ichthyol-Salbe, Baden mit Spiritus, Bäder à la Kneipp, Heublumenbäder probirt habe, nichts half. Die Zitronenkur beseitigte die Schmerzen in 5 Tagen.

Gicht
und Gallensteine.

1 M. per Post-Anweisung zu senden an den Verleger A. H. Payne in Leipzig. Hinter Leipzig bemerken: A. 34.

„Die Zitronenkur", IV. Aufl. ist durch jede Buchhdl. oder v. Verleger gegen Einsendung von 1 Mark zu beziehen.

„Ich kann nur sagen, dass es kein besseres Mittel gibt." Eine Dame beseitigte damit die äusserst schmerzhaften Gallensteine, an denen sie schon seit Jahren litt. Ein anderer kurirte seinen schlechten Magen

Gesetzl. Geschützte Handels-Marke.
"MAIZENA"
Alleinige Fabrikanten
The NATIONAL STARCH MANUFACTURING COMPANY
NEW YORK, U. S.
Unübertrefflich z. Herstellung von Puddings, Torten, Mehlspeisen. Für Suppen u. Saucen. Das beste Nährmittel für Kinder und Kranke. Ueberall Vorräthig.

Das beste u. berühmteste Toiletpuder
VELOUTINE FAY
EXTRA POUDRE DE RIZ
mit **BISMUTH** zubereitet. — 9, Rue de la Paix, PARIS.

Unter dem Allerhöchsten Protektorate Seiner Majestät des Kaisers und Königs Wilhelm II. und unter dem Ehrenpräsidium Ihrer Majestät der Kaiserin Friedrich.

Internationale Kunst-Ausstellung
zur Feier des 200jährigen Bestehens der Kgl. Akademie der Künste
im Landes-Ausstellungs-Gebäude am Lehrter Bahnhof
BERLIN
vom 3. Mai bis 30. September 1896
VERLOSUNG VON KUNSTWERKEN

Digitized by Google

— Eine der originellsten Erscheinungen unter den jüngeren Dichtern ist Detlev von Liliencron. Einst von den Heißspornes des Naturalismus wohl überschätzt, ist er andererseits von solchen, die sich nicht mit den Roheiten losmachen können, daß die Kunst jeglicher Art nach neuen Bahnen sucht, heftig angefeindet worden, und dergleichen geschieht ihm gelegentlich noch heutigen Tages. Wie überall, liegt auch hier die Wahrheit in der Mitte. Liliencron ist ein echter, eigenartiger Poet, der freilich manchmal „über die Schnur haut", und damit mag er vielleicht empfindsame Seelen verletzt haben. Es scheint, daß der Dichter, nachdem er zu reiferen Jahren gekommen ist, dies selbst empfand, und so ist in seiner „Ausgewählten Gedichten" dasjenige beseitigt worden, was zu den derzeitigen Bedenken Anlaß gegeben hat (Berlin, Schuster & Löffler). Der feste Draufgänger, der ohne Rücksicht schneidig darauf losstürmt, erscheint in dieser Weise freilich nicht vor uns, aber sein Prospekt bleibt doch feurig genug, um nicht als „militärfromm" gestaltet zu werden. Daß und vorläufige Grenzpfähle trägt den Vermerk „Zweites Tausend", und bei dieser Zahl dürfte es sein Bewenden nicht haben.

— Den Freunden des deutschen Altertums bringt das Germanische Museum eine willkommene Gabe entgegen, den Atlas zum Katalog der im Germanischen Museum vorhandenen, zum Abdrucke bestimmten Holzstöcke vom XV. bis XVIII. Jahrhundert (Nürnberg, Verlag des Germanischen Museums). Auf zwölf Tafeln großen Folioformats werden uns hier die Heiligtümer von St. Afra und St. Ulrich in Augsburg (2 Blatt, Hft. 27 und 28), breite Randleiste mit Schild (Hft. 84 und 85) nebst drei weiteren Randleisten (Hft. 86 bis 88) das Nürnberger Arsenalium bis an die Grenzpfeiler des H. W. (Hans Weigel oder Hans Wurm? 1559, 4 Blatt, Hft. 132 bis 136), Karte der Umgegend der Stadt Nürnberg (Georg Glockenton d. J.?, 4 Blatt, Hft. 137 bis 140), und das Epitheton des Christoph Scheurl (Hft. 35), die Schlußvignette zu Pfinzings Matheolus geometricus, 1598 (Hft. 455) und Springender, von vier Hunden angegriffener Stier (Hft. 772) dargeboten. Von hervorragendem Interesse sind namentlich die beiden topographischen Darstellungen, die uns ein lebendiges und anschauliches Bild von den örtlichen Verhältnissen der alten Reichsstadt und ihrer Gebiete während ihrer Blütezeit gewähren.

— „Der Roman des Prinzen Eugen" nennt sich ein Werk des A. Pulitzer, das in autorisirter Uebersetzung aus dem Französischen verlegt (Wien und Leipzig, M. Braumüller). Es vergegenwärtigt uns das romantische Idyll unter dem ersten französischen Kaiserreich, das durch die Verbindung Eugen von Beauharnais' mit der Prinzessin Auguste von Bayern begründet wurde. Die Ehe, die konventionell und auf Geheiß Napoleons geschlossen worden war, gestaltete sich, wie bekannt, zu einem wirklichen Liebesbündnisse. Der Verfasser schildert uns das Verhältnis der beiden Gatten hauptsächlich nach den von Eugen an seine Frau gerichteten Briefen und nach den verschiedenen Memoirenwerken der Zeit. Der Reiz des Buches liegt weniger in dem von ihm erbrachten historischen Material, da dieses meist bekannt ist, als in der hübschen Darstellung, die namentlich vielen Beifall bei der Frauenwelt finden dürfte.

Handschriften-Beurteilung.

Ehre II. Eine geistig regsame, innerlich und äußerlich vornehme Frauennatur, mit einem Zug zur Noblesse und Größe (große, weite Schrift mit treppenförmigen Abstufungen in M, N und so weiter, und mit u-Zeichen, die einen langen, liegenden Strich bilden). Nicht flüssig, ich zu verstehen und zu kurzgefaßten (im ganzen kleine und sehr zugige Schrift) und mehr eigenartig als vielleicht energisch (runde Züge schließen wohl mit einer kleinen Keule ab, allein im ganzen ist die Schrift klein und rund, dagegen sind fast alle Endungen hakenförmig). Sehr geneigt zum Denunzieren (unten abgebogene Langschleifen), gerne diskutieren (verbundene und hoher zugige Schrift), aber auch widersprechen (lange Anstriche). Weitgespannt (weitmaschige Linien, gemeinhin Verbindungen).

L. M. in Z. Eine ausbrechende Frauenhandschrift, ohne stark entwickelte individuelle Eigenart und ohne tiefer gehende Bildung. Nicht ohne Gefühl, aber manchmal recht schwerfällig, weil empfindlich, und dann nicht ohne Schärfe und Bitterkeit. Ein wenig flüchtig, aber tüchtig. Einfach und ohne persönliche Ansprüche.

Martha-Eilenburg. Ein einfacher, aufmerksamer, aber auch noch recht kindlich-naiver Backfisch, das jedoch ein tüchtiger, anständiger und netter Charakter zu werden verspricht.

Amalia. T. I. Ein lebensfähiges, begeisterungsfähiges und in seiner Empfindungsweise rein weibliches Frauengemüt. Unregelmäßig, liebenswürdig, schalkisch-momentan heftig, mit einem entschiedenen Zug zum Idealen und zur Distinktion.

R. H. Eine Worte sind ein knappes Material. Ich erkenne darin einen energischen, selbst despotischen und gebieterischen Rücksichtslosigkeit übrigen Willen, verbunden mit einer gewissen Schärfe, Knappheit der Ausdrucksweise, Konzentrationsfähigkeit, Zweckmäßigkeit, warmes Empfinden und Treue.

R. III. Material ebenfalls ungenügend. Gesichtlichkeit und innere Unruhe, eine gewisse Unsicherheit und Unbeständigkeit, sowie wechselnde Stimmung bei vorherrschender Neigung zu Ungeduldigkeit.

K. in P., Oesterreich. Sie sind ein liebenswürdiger, umgänglicher und angenehmer Charakter, gewandt. Wert zu legen auch auf Aeußerlichkeiten, und manchmal etwas unselbständig. Von sich selbst haben Sie eine gute Meinung und gern möchten Sie über andere dominieren, ohne indessen so durch Schroffheit vorzugehen zu können.

O. F. Schwarz und Festigkeit. Energie und Neigung zum Dominieren. Phantasie und Verständigkeit. Liebe zum Genuß und die Fähigkeit, Maß zu halten. Gutherzigkeit und Anpassungskraft vereinigen sich in Ihrem Charakter zu einem harmonischen Ganzen, dem man höchstens etwas mehr objektive Klarheit des Urteiles wünschte.

Käthe F. Sehr großartig verwandt mit der vorhergehenden, nur weniger Phantasie, dafür mehr Verständigkeit und ruhigeres und klareres Urteil.

Abonnent C. L. C. in San Francisko. Außerst praktisch und eigenartig, an große Verhältnisse gewöhnt, aber auch fähig, sich kleineren anzupassen. Energisch, aber nicht schroff, schnell, verständlich, initiativ, aber nicht unüberlegt, dreinfahrend. Vorsichtig, aber durchaus gerade.

Johanne ..... in Rönne, Bornholm. Ein klarer, sich selbstbeherrschender Charakter, der den Verstand vorherrschen läßt, mehr feinfühlig als tief beanlagt ist, wenig Initiative, aber auch wenig Nervenschwäche besitzt.

Gewerbe-Italien. Eine energische, thatkräftige Handschrift. Ein wissen, was Sie wollen, führen das Begonnene gut zu Ende, scheuen den Kampf nicht und können anderen Meinungen, sowie auch an Sie herantretenden Verhältnissen erfolgreich Widerstand leisten. Innere Konflikte existieren es Ihnen oft, unklarheit klar zu sehen. Ihre Wege sind durchaus gerade, aber Sie sind oft sehr verschlossen, und Sie und da verletzt Ihre Ausdrucksweise durch Schärfe, obgleich Sie ein sicheres Gemüt besitzen, sowie auch die Fähigkeit, heiter zu sein und anregend auf andere zu wirken.

E. Meyer, Nizza.

Unerschwerte schwarze Seide

allein solid und garantirter als echt und unterschiedet, **von 2 bis 12 Mark**, glatt, gemustert, carrirt, direkt aus der Fabrik, meter- und roherweis. Porto- und Zollfreien ins Haus. Muster umgehend franko.

Stehli & Co. in Zürich,

gegründet 1840.

Besitzer der großen mechanischen und Handwebereien in Hôtfelden und Aarau. Eigene Filialen und Depots in Germignaga (Lago maggiore).

Keine Täuschung mehr!

Die Verwendungsprobe ist nicht garantirt, allein sicher 25 falsche Proben: Man koche in der Kochkiste einen jede Gramme Opal-Schwarz-Pulver. Die kochte in einem gewöhnlichen Kochkiste Wasser auf, lege das Seidenmuster hinein; wenn solches nach ½ Stunde tiefe Farbe annimmt, so ist es **ganz sicher rein und unbeschwert**, denn nur **reine** Seide vermag durch Opal-Schwarz tief gefärbt zu werden; beschwerte verlässliche Seide **bleibt schwarz.** Jeder Laie kann damit jede Beschwerung und Verfälschung entdecken und nachweisen. Die Probe ist **unfehlbar.**

Krankenfahrstühle, Ruhestühle, Krankenbetten aller Art. Für **Herz-, Asthmaleidende, Wöchnerinnen etc. ärztlich empfohlene,** weichgepolsterte, bis zur Fußbahn **15fach verstellbare Sprungfederseitenkissen** mit gutem Drillbez. Der Kranke kann sie selbst leicht verstellen. **Preis 22 M.** inkl. Verp. Bei vorheriger Geldsdg. **franko** jeder Poststation. Beschreibe Ist anzugeb. Abnerdung sofort Krankenstühle, Klosetts, Tücher, Wasserbetten für Aerzte. Kranken-Möbel-Preislisten gratis und franko.

R. Jaekel's Patent-Möbel-Fabrik,

Berlin SW., Markgrafenstr. 20, Ecke Kochstr. — Wien VI, Mariahilferstr. 11.

Blooker's holländ. CACAO unbedingt der feinste.

Foulard-Seide

sowie weisse, schwarze u. farbige Seidenstoffe jed. Art zu wirkl. Fabrikpreis, unter Garantie f. Echtheit u. Solidität von 55 Pf. bis M. 15 p. Mtr. porto- u. zollfrei ins Haus. Beste und direkteste Bezugsquelle für Private. Tausende v. Anerkennungsschreiben. Muster frko. Doppelt. Briefporto nach d. Schweiz.

Adolf Grieder & Cie., Seidenstoff-Fabrik-Union, **Zürich**

Königl. Spanische Hoflieferanten.

Hygienische Toilette-Seife | nach Angaben und unter Kontrolle des Herrn
Hygienische Kinder-Seife | Dr. med. J. Kirchhoff, Elberfeld, Spez.-Arzt für Hautkr.,
allein hergestellt von Ferd. Mülhens No. 4711, Köln a. Rh.,
erhältlich in allen Apotheken und besseren Parfümerie-Handlungen.

PRYM'S

Patent Reform **Haken und Oesen**

sind die *besten* Kleiderschliesser der Welt.

Keine Dame sollte versäumen, ausschließlich PRYM's Patent Reform Haken u. Oesen verwenden zu lassen.

Jede Schneiderin welche sich ihre Kundschaft erhalten will, kann nur PRYM's Pat. Reform Haken und Oesen verwenden.

Der Sitz der Taille hängt vom Verschluss derselben ab. Nur PRYM's Patent Reform Haken und Oesen bieten die Gewähr, dass jede damit ausgestattete Taille dauernd Façon behält.

Zu haben in allen besseren Posamenten- und Kurzwarengeschäften.

Fabrik: **William Prym'sche Werke** Stolberg (Rhld.), Weissenbach (Niederösterr.) und St. Denis (Frankreich).

mit dem Doppelschrauben-Schnelldampfer „Columbia".

Commandant: Capitain Vogelgesang.

Abfahrt von Hamburg 13. Juli.

Prospecte gratis und franco durch die

Hamburg-Amerika Linie,

Abtheilung Personenverkehr, Hamburg, Dovenfleth 18—21, sowie durch deren Vertreter.

Berlin, Königl. Leipzigerstr. 6, Kaiserl. Patentanwalt, Hannover, Celle, Dresden, Leipzig, Straßburg i. E. **Dr. J. Schanz & Co.** vorgl. mehrjähr. Praxis im Amt. Verein-Büro **Patente**

PATENTE nimmt und ertheilt durch **RICHARD LÜDERS,** Civil-Ingenieur in **GÖRLITZ.**

Clichés für in diesem Journale „Ueber Land und Meer" und „Illustrirte Welt" zu diesem Original-Illustrationen liefern wir von 10 Pfg. per Quadrat-Centimeter. Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Digitized by Google

Landwirtschaftliche Genossenschaft Bern-Land

Bern-Land, Genossenschaftsstr. 1

Telephon 1

Futtermittel, Saatgut, Düngemittel, Kohlen, Brennstoffe, Eisenwaren, Landwirtschaftliche Maschinen

Verkaufsstellen: Bern-Land, Dorfstr. 1 — Bern-Land, Bahnhofstr. 1 — Bern-Land, Genossenschaftsstr. 1

Bern-Land, Genossenschaftsstr. 1

Telephon 1

Futtermittel, Saatgut, Düngemittel, Kohlen, Brennstoffe, Eisenwaren, Landwirtschaftliche Maschinen

Verkaufsstellen: Bern-Land, Dorfstr. 1 — Bern-Land, Bahnhofstr. 1 — Bern-Land, Genossenschaftsstr. 1

Tragt Wagners Echtes Deutsches Merino (Echte Deutsche Vigogne).

Gesundheitlich die besten, im Tragen die angenehmsten und im Gebrauch die billigsten

Strickgarne, Unterkleider, Socken, Strümpfe, Kindersachen, Flanelle etc.

sind die aus dem **echten deutschen Merino (echte deutsche Vigogne)** von **Wagner & Söhne in Naunhof** hergestellten.

Bestehend aus einer Mischung von bester Wolle und Baumwolle, sind sie unerreicht haltbar, laufen in der Wäsche und beim Tragen nicht ein und bleiben stets weich und geschmeidig. Erwärmen den Körper, ohne ihn zu verweichlichen, nehmen den Schweiss gut auf, ohne zu kälten, und sind dadurch der beste Schutz gegen Erkältung und Rheumatismus und für jede Jahreszeit für Erwachsene und Kinder, für jeden Beruf, auf Reisen, bei Märschen, beim Reiten und bei Ausübung jedes anderen Sports das Vortheilhafteste, was es gibt. Nur echt mit obiger Schutzmarke. **Zu haben in allen besseren Garn- und Wollwarenhandlungen. Wo nicht vorrätig, wird die nächste Bezugsquelle bereitwilligst nachgewiesen.**

CHOCOLAT MENIER

Die grösste Fabrik der Welt.
TÄGLICHER VERKAUF:
50,000 Kilos.
Zu haben in allen Spezerei-
DELIKATESSEN-HANDLUNGEN UND
Conditoreien.

Schering's Pepsin-Essenz

nach Vorschrift von Geh.-Rat Prof. Dr. O. Liebreich, beseitigt binnen kurzer Zeit
Verdauungsbeschwerden, Sodbrennen, Magenverschleimung, die Folgen von Unmässigkeit im Essen und Trinken, und ist ganz besonders Frauen und Mädchen zu empfehlen, die unsere Bleichsucht, Hysterie und ähn. Uebel. **Preis** ½ Fl. 3, ¼ Fl. 1.50 M.
liden Zuständen an **nervöser Magenschwäche**
Schering's Grüne Apotheke, Berlin N., Chausseestraße 19.
Niederlagen in fast sämtlichen Apotheken und Droguenhandlungen.
Man verlange ausdrücklich **Schering's** Pepsin-Essenz.

A LA COURONNE L.P. CORSETS PARIS

FEINSTE WELTMARKE!
Unübertroffen an Eleganz, Solidität und Artistische Schnitte!
LEICHTES, BEQUEMES, HOCHELEGANTES TRAGEN!
Damen verlangen in ihrem eigenen Interesse überall die *L.P. MARKE*
NIEDERLAGEN WERDEN ÜBERALL ERRICHTET
General-Vertreter für Deutschland: *LEVINGER & FEIBEL*, FRANKFURT a/M

A LA COURONNE

MARQUE DÉPOSÉE
ÉLÉGANCE & SOLIDITÉ L.P. PARIS
DIESE MARKE TRAGT JEDES CORSETT innen auf dem Taillenbande beim Kauf genau darauf, bitte zu achten - nur dann das ACHTE L.P. PARIS-CORSETT

Hôtel und Pension de l'Europe. Luzern.

1. Ranges, 150 Zimmer. Billige Preise.
Mit Dampfboot und Drahtseilbahn in 20 Minuten von Luzern auf den Bürgenstock.
Bucher-Durrer.

LUFTKURORT und PENSION BÜRGENSTOCK

die Perle des Vierwaldstätter-See's
370 m ob. Meer
½ St. a. See
GEGENÜBER von LUZERN.
Unvergleichliche Rundsicht!
Grossartiger WALDPARK ausgedehnte, ebene Spazierwege
PROSPECTUS kostenlos
BUCHER-DURRER

Rom, Grand Hôtel Quirinal
Pegli b. Genua, Grand Hôtel
gleicher Besitzer.

Hôtel Stanserhorn
b. Luzern, 1900 m ü. M.
Stanserhornbahn,
Grossartigstes Hochgebirgspanorama.

Bad Salzbrunn in Schlesien

Bahnstation der Strecke Breslau-Halbstadt.
Saisondauer vom 1. Mai bis Anfang October.

ist durch seine altberühmte, alkalische Quelle, den Oberbrunnen, weitgedehnte Anlagen in herrlicher Gebirgslandschaft, Gebirgsluft, grossartige Milch- und Molkenanstalt (sterilis. Milch, Kefir, Leolinmilch, Sahnemilch, Ziegenmilch), das pneumatische Cabinet u. s. w. angezeigt bei Erkrankungen des Halses, der Luftröhren und Lungen, bei Magen- und Darmcatarrh, bei Leberkrankheiten (Gallensteinen), bei harnsaurer Diathese (Gicht), bei Diabetes.
Versand des Oberbrunnens durch die Herren **Furbach & Strieboll** in „Bad Salzbrunn".
Jede weitere Auskunft, auch in Wohnungsangelegenheiten bereitwilligst durch die **Fürstlich Pleschesche Badedirection in „Bad Salzbrunn".**

Gossmann's Naturheil-Anstalt Wilhelmshöhe bei Cassel.

Aerztl. schönst. Naturheil-Anst. Deutschlands, idyllisch, geschützt. Lage am Hochwald. Comfortables Panorama- u. Kurhaus. Elektrische Beleucht. Physikal.-diätet. Heil-Methode. Verfügt. Erfolge b. Nervenkrankheit., Asthma, Kehlkopf-, Luftröhren- u. Bronchialkatarrh. — Krankheiten des Magens u. Darmes, der Harn- und Geschlechts-Organe, Fettsucht, Skrofulose, Zuckerkrankheit, Gicht, Rheumatismus, Blutarmut, Frauenleiden etc. — Prospekte gratis.
(Ohne Brandt Massage). Sommer und Winter geöffnet.
Die Direktion. **Dr. med. Missmal, prakt. Arzt.**

RANSOMES'

berühmte **Rasenmäher** mit und ohne Grasfänger, anerkannt beste
Rasenmähmaschine

Preiscatalog gratis.
„THE LION"
Beste im Handel befindliche Maschine zu billigem Preise. Alle Zuschriften zu richten an **Jos. Süsskind, Hamburg,** 5 Scholvinpassage.

Für alle **Damen** unentbehrlich und überall erhältlich ist **Vorwerks gesetzlich geschützte Velours-Schutzborde.**
Kein Durchstossen des Kleiderstoffes mehr.
Weit dauerhafter als alle in den Handel gebrachten Stoffkanten.
Unverwüstlich und ohne Zierde des Kleides. — **Bei Regen und Staub gleich bewährt.**
Geringer Kostenpunkt: Für ein Kleid etwa 60 Pfg.
Man weise die unedlen Nachahmungen, besonders in Litzen- oder Flecht-Geweben zurück und verlange ausdrücklich die achte — bei normalem Gebrauch das Kleid überdauernde — Vorwerksche Borde. Dieselbe ist nicht nur an dem starken, festen Bandgewebe, sondern auch daran kenntlich, dass der Deckel und das Siegel, womit die Ware auf ersterem befestigt ist, den Namen „Vorwerk" trägt. — Auch beim Einkauf der bekannten, für die Kleiderverfertigung unentbehrlichen **Rundgewebten Rockgurte, Kragen- und Grieleinlagen** achte man auf den Namen des Erfinders **Vorwerk,** der auf der Verpackung angebracht ist.

Paschen's orthopädische Heilanstalt Dessau-Anhalt.

Rückgratverkrümmungen, Gelenk-Entzündungen, Beinbrüche, Kinderlähmungen, Rückenmarksleiden etc. werden mit Erfolg unter Anwendung von für den einzelnen Fall construirten mechanischen Apparaten behandelt, ohne

das Patient zu Bett liegen muss. Gymnastik an Dr. Zander-Apparaten, schwedische Massage, Bäder, Diät zur Besserung des Allgemeinbefindens. Illustr. Prospecte frei.
Broschüre „Heilerfolge" durch jede Buchhandlung.

CHOCOLADEN, CACAOS, Biscuits, Cakes

von
B. SPRENGEL & Co.
HANNOVER
sind unübertrefflich.
Zu haben in fast allen besseren Geschäften

Leonhardi's Tinten

Specialität: Staatlich geprüfte und belobigte
Eisengallus-(Vitriol-) Tinten, Klasse I. u. II.
Infolge besonderer Herstellung von **unübertroffener Güte** und **billig,** weil bis zum letzten Tropfen klar und verschreibbar.

Das Beste	Jede Fabrik sollte zum Beweis der staatliche Prüfung.
für Bücher, Akten, Documente und Schriften aller Art.	

Goldene Medaillen
Ehren- u. Verdienst-Diplome
Aug. Leonhardi
Fabrik Dresden, gegr. 1826.

Volle Mahlzeit Magenleidenden Sofortige Hilfe

Nach Meidung aller Mehlspeisen, Milchkaffee, Salze und Essigsäuren! Nur nach Genuss aller der Menschheit gutschmeckenden Speisen vereint, „ohne Beschränkung unverfälschte Erfolge bewirken", meine Verdauung energisch und erhaltend Compagnonart

„Magenheil"

alle Magenbeschwerden ob leichte nicht einmal beachtenswerth, in jedem Alter und Stadium vom Säugling bis zum Greise zu heilen und dauernd beizubehalte Verdauung herzustellen! Broschüre gegen 3 Pfennig-Werth gratis und franko, a Tafel M. 3.50 nur durch
Heinr. Senf, Köln, 23 Rheingasse 23.
Bei minim. 3 Dosen für Deutschland franko. Nachnahme extra.

Digitized by Google

Briefmappe.

Wettbewerb um das Kaiserbild. Auf erneute Anfragen weisen wir nochmals darauf hin, daß zur Erringung des Preises keineswegs die Lösung aller vier Aufgaben (vergl. das Preisausschreiben in den Nummern 19 und 22) erforderlich ist. Nicht auf die Quantität, sondern auf die Qualität kommt es an, so daß möglicherweise ein Abonnent, der nur eine Aufgabe — allerdings in vorzüglicher Weise — löst, den Sieg über andere davonträgt, die sich minder glücklich an mehreren Aufgaben versucht haben. Der äußerste Einlieferungstermin ist der 1. Juni d. J., und das Ergebnis des Wettbewerbs wird in Nr. 44 (beziehungsweise Heft 22) unserer Zeitschrift veröffentlicht. Die Erteilung des Preises erfolgt auf jeden Fall.

Uebertragung von Vogelkrankheiten auf die Menschen. Zu dem unter dieser Ueberschrift veröffentlichten Artikel erhalten wir von Herrn Dr. R. Oberlein zu Berlin die folgende Zuschrift, der wir nach dem Wortlaut: „Auskunft ist allezeit gut" Aufnahme gewähren:

Die Nr. 25 von „Ueber Land und Meer" enthält einen Aufsatz von Herrn Dr. Karl Ruß: „Uebertragung von Vogelkrankheiten auf den Menschen". Ich bitte Sie ergebenst, die nachstehende Berichtigung der in diesem Aufsatz enthaltenen, meine Person und meine wissenschaftliche Thätigkeit betreffenden unrichtigen Behauptungen gefälligst zur Veröffentlichung aufnehmen zu wollen.

In dem Aufsatze des Herrn Dr. Ruß wird unter anderem ausgeführt: Ein junger Assistent an der Berliner Tierklinik, Doktor Oberlein, „der bisher doch noch keine umfassenden praktischen Erfahrungen haben konnte," sei mit einer die Uebertragung von Vogelkrankheiten auf den Menschen betreffenden Meinung in die Oeffentlichkeit getreten. Er „wolle" den Aufzeichnungen in der Berliner Tierklinik die Thatsache entnommen haben, daß etwa 36 Prozent der dort behandelten und untersuchten Papageien tuberkulös gewesen seien. Dabei komme aber gerichtlich in Betracht, daß er doch nur überhaupt von 154 Papageien berichten könne, „die in der langen Zeit von 1886 bis 1894, also in 28 Jahren dort untersucht worden seien." Er, der Dr. Ruß, habe gelegentlich mit anderen eine der Tuberkelbazillen ähnliche Bazillenart gefunden, die Sepsis oder Blutvergiftung beschränken. „Da sie es sein Wunder, daß ein junger, wenig geübter Tierarzt alle solche Fälle einfach als Tuberkulose angenommen und festgestellt habe."

Meine von Herrn Dr. Ruß angegriffene Arbeit „Die Tuberkulose der Papageien" ist im 5. Bande der Monatshefte für praktische Tierheilkunde erschienen. Das derselben zu Grunde gelegte Untersuchungsmaterial ist, wie im Eingang der Arbeit Seite 248 erwähnt wird, von dem Vorstande des Spitals für kleinere Haustiere, Herrn Professor Dr. med. Fröhner, -gesammelt und mir zur wissenschaftlichen Bearbeitung und Veröffentlichung überlassen worden. Die gesammelten 154 Fälle stammen nicht „aus der langen Zeit von 1886 bis 1894", sondern von 1886 bis 1894; sie umfassen somit nicht 28, sondern 8 Jahre. Herr Professor Dr. Fröhner ermächtigt mich zu der Erklärung, daß er für den Inhalt der von mir veröffentlichten Arbeit die volle Verantwortung übernimmt, insbesondere auch für die Seite 257 und Seite 267 gemachten Mitteilungen, wonach die klinischen Erfahrungen mit aller Entschiedenheit für eine direkte Infektion der Papageien durch die Menschen sprechen", und „die Tuberkulose der Papageien für den Menschen als pathogen zu erachten ist", worauf sich für den Tierarzt die Pflicht ergibt, den Besitzer auf die ihm drohende Gefahr aufmerksam zu machen und ihn vor unnützem Umgang mit tuberkulösen Papageien zu warnen.

Hochachtungsvoll

Dr. phil. et Dr. med. R. Oberlein.

Repetitor der chirurgischen Klinik der kgl. tierärztlichen Hochschule zu Berlin.

Auf diese Erklärung antwortet Herr Dr. Karl Ruß:

Hiermit spreche ich mein Bedauern in Betreff dessen aus, daß ich irrtümlich meinte, jenes Untersuchungsmaterial von 154 Vögeln, über das Herr Dr. R. Oberlein gesprochen, stamme von mehren drei Jahrzehnten her, während es in nur acht Jahren gesammelt und für den Vortrag also ungleich bedeutungsvoller ist. In der Hauptsache handelt es sich für mich aber darum, daß bei allen diesen Fällen doch nicht in einem einzigen die wirkliche Uebertragung einer Krankheit vom Vogel auf den Menschen ermittelt und nachgewiesen worden ist.

Da Herr Dr. Oberlein sprachlich ermächtigt durch Herrn Professor Dr. Fröhner) bei der Ansicht stehen bleibt, „daß die klinischen Erfahrungen für eine direkte Infektion der Papageien durch die Menschen sprechen", und da er daraufhin seine Warnung wiederholt, daß, „weil die Tuberkulose der Papageien für den Menschen als pathogen zu erachten sei", jeder gewissenhafte Tierarzt vor dem intimen Umgang mit tuberkulösen Papageien warnen müsse — so kann ich doch nur mit Nachdruck wiederholen, daß ich bei Hunderten kranker Papageien nur wenigen Augen zu Gesicht bekommen habe, die Tuberkelbazillen enthielten, und daß Tausende solcher im Besitz aller großen Händler von Europa auch nicht eine einzige tuberkulöse Affektion haben auffinden können.

Dr. Karl Ruß.

Durch Niederlegung der beiderseitigen Erklärungen ist für die Redaktion die Sache erledigt, und es möge den Herren Gelehrten überlassen bleiben, die Streitfrage in wissenschaftlichen Fachblättern weiter zu erörtern.

Patienten. Die Adressen von der Medizin-Praktikant hat sich bisher nicht beschäftigt, und es liegen keinerlei zuverlässige Nachrichten über den Verbleib des Herrn Heydorf vor.

Hans L. in G., Hermann T. in Crefeld. Mit Dank abgelehnt.

K. C. in Lodz. Briefe dankend empfangen.

J. P. Malfillon, Chur. Wir werden Ihrem Wunsche zu entsprechen suchen.

Richtige Lösungen sandten ein: Antonie Speyer in Düsseldorf (5), „Musikfränzchen" in Rudolstadt (5), Alfred Hensdel in Brüssel (8), Fräulein von Stade in Altona (2), Fr. Emilie Schmelz in Greifsw., Kamill Heller in Innsbruck-Wilten, „Adonami aus Pillau" (6), Anna und Klara Heine in Wartisha (4), Maria Schmeck in Bernburg (2), Dr. Rößler in Leipzig, (Herzl. Freundlichst erwidert) „Die kleine Elsa" in Hamburg (3), Fr. Henriette Hohlfeld-Zschopau in Zürich (4), Joh. P. Stoppel in Hamburg, Heinrich Germann in Berdrichow, Milka Faßgemer in Waldenburg (4), „Georgine und Elsie" in Aalen (5), Kurt v. D. in Bremen, Ida Hahn in Brünn (3).

Alleinige Inseraten-Annahme bei Rudolf Mosse Annoncen-Expedition Anzeigen Insertions-Gebühren für die fünfgespaltene Nonpareille-Zeile 1 ℳ 80 ₰ Reichswährung, für die Schweiz, Italien und Frankreich Fr. 2.25. in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Kunstnotiz. Ende Mai d. J. wird bei Rudolf Bangel in Frankfurt a. Main die bekannte Sammlung von Antiquitäten des Herrn Heinrich Eduard Stiebel von da zur Auktion kommen. — Wir machen Interessenten schon heute auf dies bedeutende Kollektion, welche prachtvolle Möbel, Porzellane, Uhren, Arbeiten in Metallen, Steinzeug chinesischer Gravüren u. s. Fabeltiere reichen Barock, Fayence, Glas, Leder, Pergament, Stickereien, Textilarbeiten, Gewehre, Miniaturen, Bronzen, Spielkarten-Sammlung, Siegelstöcke-Sammlung u. s. enthält, aufmerksam. — Der reichhaltig illustrirte Katalog ist in Bearbeitung und wird demnächst erscheinen.

Geg. Einsend. v. M. 20 versende incl. Faß 50 Liter selbstgebauten weissen
Rheinwein.
Friedrich Lederhos, Oberingelheim a. Rh.
Zahlr. Anerkennung. treuer Kunden. Probeflaschchen von 25 Liter an M. 15.—

Migränin gegen Kopfschmerzen jeder Art
(Name geschützt.)
dargestellt von den Höchster Farbwerken in Höchst.
Migränin-Höchst ist in den Apotheken aller Länder erhältlich.

Seidenstoffe
direct an Private — ohne Zwischenhandel — in allen existirenden Geweben und Farben von 1 bis 18 Mark per Meter. Bei Probenbestellungen Angabe des Gewünschten erbeten.
Deutschlands grösstes Specialhaus für Seidenstoffe u. Sammete
Michels & Cie., Königl. Niederl. Hoflief., Berlin, Leipzigerstr. 43.

Gesichtshaare und ihre Heilung
(in Dr. Caseys Schrift: Haarerhaltung u. -krankheiten) versch. à 1.45 ℳ J. Alt, Dachpfg. Frankfurt a. M.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Vortreffliche Anthologien.

Deutscher Dichterwald.
Lyrische Anthologie
von
Georg Scherer.
Mit vielen Porträts und 30 Illustrationen.
16. Aufl. In Original-Einband Preis ℳ 7.—

Album lyrique
de la France moderne
par
Eugène Borel.
Avec douze gravures sur bois.
8. Aufl. In Original-Einband Preis M. 7.—

Rose, Thistle and Shamrock.
A book of English poetry, chiefly modern.
Selected and arranged by
Ferdinand Freiligrath.
With numerous illustrations.
7. Aufl. In Original-Einband Preis M. 7.—

Treffliche Gedichtsammlungen.

Gedichte
von
P. Sanf.
Elegant gebunden mit Goldschnitt Preis ℳ 3.—

Gedichte
von
Georg Scherer.
Mit Illustrationen von Paul Thumann.
Vierte, vermehrte Auflage.
In Original-Einband m. Goldschn. Preis ℳ 4.

Neue Gedichte
von
Sigmund Schott.
Elegant gebunden Preis ℳ 3.50.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Bade-Einrichtungen,
Patent-Gasbadeöfen, Wannen, Zimmer-Douchen, Dampfbäder, Sitz-, Arm-, Fuss-, Abreibewannen,
Kinder-Badewannen. Zimmerklosetts und Bidets.
Grosse Auswahl, elegante Formen.
Vereinigte Sanitätsapparate-Fabriken
C. Maquet, Lieferanten für Majestät des Kaisers, Strassburg 1890, prämiirt mit 20 goldenen Medaillen.
Berlin W., Charlottenstr. 63, u. Heidelberg.
Katalog franco

BRENNABOR RÄDER
Älteste und grösste Fahrrad-Fabrik für Continents
1600 Arbeiter
Jahres-Production ca. 15000 Räder
Gebr. Reichstein.
Brandenburg a. H.

Gegründet 1840.
KEMPF-SECT
Gebrüder Kempf, Königl. Bayr. Hoflieferanten
Neustadt a. d. Haardt (Rheinpfalz)

Unter dem Allerhöchsten Protektorat Seiner Majestät des Königs Wilhelm II. von Württemberg und Ehrenpräsidium Seiner Hoheit des Prinzen Hermann von Sachsen-Weimar-Eisenach:
II. Internationale Gemälde-Ausstellung
STUTTGART.
Hervorragende Gemälde aller Nationen.
Bis 15. Mai 1896 im Kgl. Museum der bildenden Künste.

Brunhilde, selbstgewebte, echtfarbige u. **unverwüstliche** Hauskleiderstoffe. **Ortrud** und **Rosalinde,** neueste und eleganteste Promenadenkleiderstoffe.
Roland-Cheviot, — Specialität — unerreicht in Haltbarkeit und Eleganz; andere Herrenstoffe in nur modernen und geschmackvollen Dessins zu sehr billigen Preisen.
Portièren in grösster Auswahl.
Alle Aufträge von 20 Mark an und Muster stets franko.
Carl H. Klippstein & Co. in Mühlhausen i. Thür.
Weberei und Versand-Geschäft.

Saison: **Mai-Oktober.** **Bad Reichenhall.**
Soolbad-, Molken- und grösster deutscher klimatischer Kurort in den bayer. Alpen. Soole-, Mutterlaugen-, Moor- und Latschen-Extrakt-Bäder; Eisgemenkte Kohlensäure, Kefir, Alpenkräutersäfte, alle Mineralwässer in frischen Füllungen; grösste pneumat. Kammern, Inhalationen aller Art, Gradirwerke, Soolcentaine, Terrainkuren nach Professor Oertels Methode, Kaltwasserheilanstalten und Heilgymnastik. Beste hygienische Allgemeinbedingungen durch Hochgebirgsklima, Kanalisation und Desinfektion; ausgedehnte Parkanlagen mit gedeckten Wandelhallen, Cricket- und Lawn-Tennis-Plätzen; nahe Nadelwälder und wohlgepflegte Kurwege nach allen Richtungen und Steigungsverhältnissen. Täglich zwei Konzerte der Kurkapelle, Salonschwadron, Lawnkabinette, Bäder-, Telegraphen- und Telephon-Stationen. Ausführliche Prospekte gratis und franko durch das
K. Badekommissariat.

Wiesbaden oder jeder andre beliebige Städtename.
als Brosche aus 800 ℰ Silber mit Turkisen gefasst per Stück M. 5.80.
In gleicher Ausführung werden als Brosche geliefert jeder weibliche oder männliche Vorname, sowie die Worte Erinnerung, Andenken, Souvenir, Ricordo, All Heil, Gut Heil, Grüss Gott, Glück auf etc. Der Betrag ist in bar oder Briefmarken mit der Bestellung einzusenden. Garantie für feinste Arbeit. Katalogs mit 1000 Abbildungen gratis und franko.
Carl Holl, Goldwarenfabrik. **Cannstatt** in Württ.

Wer Betten anschaffen will, verwende unbedingt
90% Ersparniss gegen Sprungfeder-Matratzen
Patent-Springfeder-Matratzen
von
Westphal & Reinhold, Berlin 6,
Strom-Strasse 47,
anerkannt die **besten** und **billigsten** im Gebrauch.
Illustrirter Katalog über **Bettstellen** in jeder Preislage gratis.
Wo keine Niederlagen, direkter Versand ab Fabrik.

Digitized by Google

Friedrichshaller

Neue Quelle

„Wirkung sicher, mild und angenehm." *)

„Kein anderes abführendes Wasser ist so verdaulich." *)

„Namentlich zu längerem Gebrauch allen anderen Bitterwässern vorzuziehen." *)

Von den Aerzten allseitig verordnet bei Verstopfung, Trägheit der Verdauung, Verschleimung, Hämorrhoiden, Magenkatarrh, Frauenkrankheiten, trüber Gemüthsstimmung, Leberleiden, Fettleibigkeit, Gicht, Blutwallungen u. s. w. — Vorräthig in Brunnenhandlungen, Apotheken u.; wo nicht zu haben, versichert 4 Flaschen franco gegen Einsendung von 2,50 M.

Die Brunnen-Direction: C. Oppel & Co., **Friedrichshall, S. M.**

*) *Sätze aus Gutachten berühmter Aerzte.*

Billigste Bezugsquelle für

Teppiche!

fehlerhafte Teppiche, Probeexemplare, à 5, 6, 8, 10 bis 100 Mark. Preisliste gratis.

Tafelstoff-Reste!!

einfarbig und bunt spottbillig. Proben frco.

Teppich-Fabrik **Emil Lefèvre,** BERLIN S., Oranienstr. 158.

Stilvolle Laubsäge-, Schnitz-, Flach- und Kerbschnitt-,

Holzbrand- und Holzmalerei-Vorlagen auf Papier und direkt auf Holz gedruckt.

Preiscourant mit 1200 Illustr. über 1000 Materialien auch über Werkzeug und Materialien für 20 Pfg. Briefmarken.

Bey & Widmayer in München.

AU BON MARCHÉ

Maison Aristide BOUCICAUT

PARIS

Nouveautés-Magasin, in allen seinen Artikeln die vollkommenste, reichste und **eleganteste** Auswahl vereinigend

Billige und feste **Bedienung** ist der beständige Grundsatz der Firma **AU BON MARCHÉ.**

SOMMER-SAISON

Das **Verzeichniss** der **Sommer-Neuheiten** ist soeben erschienen und wird allen Personen auf Verlangen **franco** zugestellt.

Das Haus **"AU BON MARCHÉ"** versendet ebenfalls auf Verlangen und **franco**, mannigfaltige *Muster aller Stoffarten*, sowie *Mode-Albums* der *angefertigten Artikeln*.

Alle Bestellungen über **25 francs** Werth (mit *Ausnahme einiger im Katalog speziell angeführten Artikeln*) werden gegen Nachnahme mittelst 15% Zuschlag des Faktura-Betrages **Porto- und Zollfrei** befördert.

Sämtliche Briefe sollen immer: **AU BON MARCHÉ,** Maison Aristide BOUCICAUT, **Paris** adressirt werden.

Bade zu Hause!

In Dittmann's Wellenbadeschaukel D. R. P. 51706. Mit 2 Eimern Wasser das angenehmste Wellenbad. — Verwendbar als Voll-, Halb-, Sitz und Riesenbad.

Preis für einen Körperlänge bis 175 cm 42 M.

Man hüte sich vor werthlosen, auf Täuschung berechneten Nachahmungen in anderer Form. Unsere Badeeinrichtung trägt die Schutzmarke „Bade zu Hause".

Illustrirte Prospecte und Abhandlung über die sanitäre Bedeutung des Wellenbades sendet vielen Anerkennungsschreiben gratis.

Moosdorf & Hochhäusler, Fabrik für Badeeinrichtungen Berlin Kommandantenstr. 60.

Eigenes Gelände mit Musterbadeanstalt auf der Berliner Gewerbeausstellung.

Allein. Fabrik. unser. Apparate f. Oesterr.-Ungarn: Carl Becker, Wien V, Traubeng. 4.

Goldene Medaille Weltausstellung Paris 1889.

NEUCHÂTEL SUISSE.

Die Chocolade Suchard zeichnet sich durch vorzügliche Qualität bei mässigem Preise aus und ist überall zu haben.

33,000 Abonnenten. **Stuttgart.** 53. Jahrgang.

Neues Tagblatt

und

General-Anzeiger für Stuttgart und Württemberg.

Auflage 33,000 täglich.

Das verbreitetste Blatt Württembergs und deshalb das für Anzeigen in diesem Bezirk weitaus wirksamste.

Inseratenpreis

für auswärts 20 ₰ die Colonelzeile. Reklamen 50 ₰ die Zeile.

Abonnements

bei allen Postämtern zum Preise von nur „ℳ 2.80 vierteljährlich.

Ein Wunder der Industrie

ist zu nennen der überaus weit verbreitete, rühmlichst bekannte **photograph. Apparat**

Phönix

Es ist der praktischste und zugleich billigste Apparat der Welt; **durchaus kein Spielzeug!** Jedermann kann damit sofort **ohne alle Vorkenntnisse** vorzügliche Bilder erzielen (Zeit- und Momentaufnahmen).

Für Touristen, Natur- und Kunstfreunde unentbehrlich.

Preis mit Platten, Chemikalien etc. nur 10 Mk.

Prospekt und Probebilder kostenfrei.

Hess & Sattler, Wiesbaden.

IN DEN APOTHEKEN

ENGELHARD'S

Isländisch Moos-Pasta

gegen

HUSTEN u. HEISERKEIT

75 PFENNIGE.

Erfahrt ab verschiedenen ähnlichen Mittel bei latterlichen Täuschungen auf Aechtheit Engelhard's Isländisch Moos-Pasta.

SALONIQUE

Cigaretten

Neueste Marke

der Compagnie Laferme, Dresden.

„Drei in Einer".

Wirkliche Ordner der Kunststiche

Steppstich
Kettenstich
Kettenstich
Zier- oder Blickstich

Neueste **Vervollkommnung** der Nähmaschine.

Epochemachende patentirte Erfindung einer deutschen Dame — erste schöpferische Frauenbethätigung auf dem Gebiete der Mechanik! — —

Wertheim Electra Triplex

(Dreistichmaschine) D. R. Patent

Wertheim Electra

(Vorzüglichste Steppstichnähmaschine)

der Deutschen Nähmaschinen-Fabrik von J. Wertheim, Frankfurt a. M.

Die **Wertheim Triplex** macht drei grundverschiedene Nahtarten: **Stepp-, Ketten-** und **Zier-** oder **Stickstich**; ferner **prachtvolle Stopfen** in Weisszeug und Tricots **ohne besonderen Apparat.** Der Käufer erwirbt mithin **drei Maschinen in Einer.** Der leicht zu reinigende Kettenstich eignet sich für Kinderkleider, Sockstrikse und Hosenarbeiten, bisher mit der Hand genäht, um Beschädigungen beim Trennen des mit Steppstich genähten zu vermeiden; die Steppkettennaht aus dicken, verschiedenfarbigen Nähten bildet ein **prachtvolles, hochaufgetragenes Relief.** Die Wertheim Triplex ist die Maschine der Zukunft. Reflektanten wollen nicht versäumen, dieses **Ideal-Modell** einer Nähmaschine zu besichtigen. **Zu haben in den besseren Nähmaschinen-Handlungen,** event. wende man sich an die Fabrik.

RICH. MAUNE, Dresden-Löbtau.

Kranken-Fahrstühle für Zimmer & Strasse

Kranken-Selbstfahrer, Universalstühle, Tragestühle, Bettische, verstellb. Tischchen, Lesepulte, Fussbänke, Zimmerclosets etc.

Grösste Auswahl! Katalog gratis.

Ruhestühle.

Rudolf Mosse Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen.

Stellung. Existenz.

Prospect. Probebrief gratis. franco.

Gratis

Briefl. garantirter Unterricht.

BUCHFÜHRUNG

Doppelte, Amerikanische, Kontorwiss.

Stenographie. Schnell-Schön-Schrift.

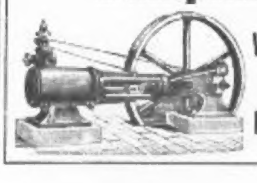
Gratis Prospect.

Sicherer Erfolg garantirt

Bestes Deutsches Handels-Lehr-Institut

Otto Siede — Elbing.

Dampfmaschinen



cylindrig und compound

Wand- und Beckmaschinen

in allen gangbaren Grössen

auf Lager bei

MENCK & HAMBROCK

ALTONA-HAMBURG.

Neue patentirte Methode

zur Selbstanfertigung von

Smyrna-Arbeiten

(patentirt in den meisten Kulturstaaten).

Die Herstellung erfolgt **ohne** Knüpfnadel und ist so einfach, dass sie jedes Kind schnell und sauber ausführen kann.

Alle Smyrna-Arbeiten, nach unserer patentirten Methode angefertigt, **stellen sich um ein Drittel, gleich 33⅓% billiger,** als die bisherige Knüpfmethode.

Muster-Collection D I. { enthält Musterblätter von Fuss-, Sitz- und Rückenkissen mit Preisangaben.

Muster-Collection D II. { enthält Musterblätter von Nähtischen, Pult-, Bettvorlagen und Teppichen mit Preisangaben.

Muster zur Ansicht an Jedermann portofrei.

Francke & Co., Gnadenfrei, Schlesien.

Tapisseriewaaren-Fabrik.

Digitized by Google

VERSAND-GESCHÄFT MEY & EDLICH

Alle Aufträge von M. 20.— an werden portofrei ausgeführt innerhalb Deutschland, Oesterreich-Ungarn, der Schweiz, Belgien, Holland und Dänemark.

Königl. Sächsische und Königl. Rumänische Hoflieferanten

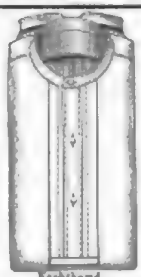
LEIPZIG-PLAGWITZ.

Abteilung: Herren-Wäsche.

Nichtgefallende Waren werden bereitwilligst zurückgenommen oder umgetauscht.

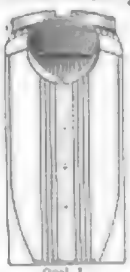
JOUCHE
Vord. Höhe 35½ Cm.
Hintere „ 38 „
Weiten 36–45 Cm
Dtzd. M. 5.–
Stück „ –.45.

MASCAGNI
Vord. Höhe 30½ Cm.
Hintere „ 39½ „
Weiten 36–45 Cm
Dtzd. M. 7.50.
Stück „ –.70.



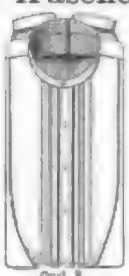
Kurzhemd.
Nr. 11. Ein Kontrast 75.
Kragling, 100/120 Cm.
Stück M. 7.80. 8.–.
Nr. 10. Ein Kontrast 65.
Kragling, 100/120 Cm.
Stück M. 7.60. 7.80.

Muster 16.
Vorderschluss
mit reellem Unterritt
Qual. I. St. M. 4.–
„ II. „ „ 5.35.

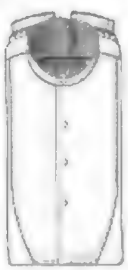


Qual. I.
Vorderschluss
Must. 350, St. M. 4.–
Rückenschluss
Must. 351, St. M. 4.–

Muster 360.
Vorderschluss
Qual. II. St. M. 4.75.
Rückenschluss
Qual. II. St. M. 4.75.



Qual. II.
Rückenschluss
Must. 357, St. M. 5.–
Vorderschluss
Must. 355, St. M. 5.–



Muster 101.
Rückenschluss
Qual. III. St. M. 3.50
„ I. „ „ 4.75
„ II. „ „ 4.90

Reiform-Hemd,
mit doppelter Brust.
Nr. 8. Vorderschluss
Chiffon. St. M. 2.50.
Nr. 12. Von gutem
starkfädigem Leinen
Stück M. 2.75.

ITALIA
Gesetzgeschützte Form,
mit Aufgesetz
3½ Cm. hoch.
Weiten: 36–45 Cm.
Dtzd. M. 5.60.
Stück „ .50.

STRADELLA
Umschlag 8 Cm. breit.
Weiten 36–45 Cm.
Dtzd. M. 6.
Stück „ –.55

EOS
Breite 11 Cm.
Weiten 45–56 Cm.
Dtzd.-Paar M. 9.
Paar M. –.80.

HAGEN
Vord. Höhe 43½ Cm.
Hintere „ 39½ „
Weiten 36–45 Cm.
Dtzd. M. 3.50.
Stück „ –.70.

Extra-Anfertigungen in kürzester Zeit.

Unser ausführliches Preisverzeichnis versenden wir unberechnet und portofrei.

PISA
Vordere Höhe 4 Cm.
Hintere „ 39½ „
Weiten 36–45 Cm.
Dtzd. M. 6.60.
Paar „ –.60.

LISSABON
Kettenschluss. Man
schneide breite Hälfte
Weiten 36–45 Cm.
Dtzd.-Paar M. 11.
Paar M. 1. „

Kränkliche Kinder

Herr Dr. med. Boeckh in Dinglingen-Lahr schreibt: „Mit Ihrem Haematogen hatte ich bei meinem Kinderm die an einem Bronchialkatarrh an Bronchialdrüsenschwellung, an Blutarmut und an sonstigen, eine Anämie bedingenden Krankheiten litten, mit Vergnügen schnelle und in einem **unerwartete die besten Erfolge.** Wunderbar ereignete es sich, dass man mir die vierte Patientin nach 2–14 Tagen wieder bessere Gesichtsfarbe der Lippen rühmt. „Aber, Herr Doktor, was haben Sie nur da ein ausserordentliches Mittel gegeben." Die frische Farbe, die gesteigerte Esslust, das gesteigerte Allgemeinbefinden und vor allem der enorm gesteigerte Appetit, soweit mich dann gesehen, dass es sich nicht um eine schnellere scheinbare Besserung handelte."

Herr Dr. med. Wolff in Karlsruhe: Ihr Haematogen habe ich mit sehr gutem Erfolg bei einem ganz hochgradig anämischen Kinde angewandt. **Das Kind hat innerhalb 6 Tagen um 500 Gramm zugenommen."**

Dr. med. Hommel's Haematogen

Literatur mit hunderten von ärztlichen Gutachten gratis und franko.

Es kommt nur das echte Hommel'sche Haematogen mit D. R.-Pat. Nr. 43911, Haemoglobin (a) die **natürliche** ergänzende Form Mangan, wie sie in der Nahrungsmittel. **Preis per Flasche** (250 gr.) **M. 3.— In Oesterreich-Ungarn fl. 2.— ö. W.** Depots in den Apotheken. Wenn nicht erhältlich direkter Versand durch uns.

Nicolay & Co., chemisch-pharmaceut. Laboratorium. **Hanau.**

Fortschritt der Hygiene.

Schutzmarke. D. R. P. a.

CHINOSOL.

Neu erfundenes **ungiftiges,** wasserlösliches, nicht übelriechendes

Antiseptikum und Desinfektionsmittel,

gegen Bakterien 40mal stärker als Carbolsäure,

aber angenehm und unschädlich im Gebrauch.

Durch mehr. Autoritäten geprüft und empfohlen. Wie die Erfahrung seiner Gesundheit erhärtet, verwende **Chinosol** zum: **Gurgeln** bei **Halskatarrhen,** bei den für Raucher so lästigen verschiedenartigen **Halsaffektionen, Erkältungen, Heiserkeitsanfällen, Zahnschmerzen, entzündetem Zahnfleisch** (scharfen), zum **Verbinden von Wunden, Verbrennungen, Quetschungen, Geschwüren, Eiterungen,** zum **Waschen bei Wundsein,** üblen **Schweissen,** Ausschlägen und insbesondere zur **Desinfektion der Hände** in der **Krankenpflege,** überhaupt in allen Fällen, wo die **Gefahr der Ansteckung** resp. der **Erregung von Krankheiten durch Bakterien** vorliegt. **Chinosol** unterdrückt Eiterungen, verhindert Blutvergiftungen, tötet die Krankheitskeime und schlechte Gerüche. **Chinosol** sollte überall gebraucht werden und **sollte in keiner Familie fehlen.** Mutter, wende dein Kleinen Lieblingen mit Chinosollösung gurgeln lassen, um Ansteckungen vorzubeugen. **Chinosol** ist das bequemste Mittel für alle Fälle und alle Zwecke, unentbehrlich auf Reisen. **Chinosol** ist das billigste Mittel, weniger als 1 Pfennig pro Liter. Für **tetanische Behandlung** in Krankenhäusern etc. starke Chinosol vorteilhafte Verwendung. **Chinosol** kommt die Entwickelung der Bakterien zu hemmen und zu töten, so dass Milchkrankheiten in Gärung von Milch, Bier, Wein, Most etc. **Chinosol** ist Gross-Desinfektion. **Chinosolpastillen** zur Desinfektion der Mund- und Rachenhöhle. Anwendung etc. liegt jeder Dose in den meisten Apotheken und Drogerien bei.

Fabrikanten: Franz Fritzsche & Co., Chem. Fabrik, Hamburg-Billwärder.

Anal

Angenehm duftende Mundwasser, Pasta, Prof. Dr. C. v. Bergmann.

Unentbehrlich bei Mundgeruch, Durchfall und Wolfhalsen für Damen, Herren, Militär, Reiter, Radfahrer, Passagiere und Touristen.

In allen Apotheken, Drogen-, Bandagen-, Parfüm- und Reisegeschäften.

Aeolsharmonika

Für Gärten u. auf Bäder etc. D. 1881 u. Bände, p. Stück M. 6.– Für Serien Ton M. 8.– Illustrirt. Gratismuster mit M. 4.–

Adolf Klinger,
Instr.-Fabr. Lützowstr. 2, Berlin.

LOHSE's weltberühmte Specialitäten

für die Pflege der Haut

EAU DE LYS DE LOHSE

weiss, rosa, gelb,
seit über 60 Jahren unübertroffen als vorzüglichstes Hautwasser zur Erhaltung der vollen Jugendfrische, sowie zur sicheren Entfernung von Sommersprossen, Sonnenbrand, Röthe, gelben Flecken und allen Unreinheiten des Teints.

LOHSE's Lilienmilch-Seife,

die reinste und mildeste aller Toilette-seifen, erzeugt nach kurzem Gebrauche jugendfrische, sammetweiche Haut.

Beim Ankauf meiner Fabrikate achte man stets auf die Firma

GUSTAV LOHSE 45 Jägerstr. 46 BERLIN.

In allen guten Parfümerien, Droguerien etc. des In- und Auslandes käuflich.

Seidenstoffe für Strassen-, Gesellschafts-, Ball- u. Braut-Toiletten.

Anerkannt gute Qualitäten. — Muster versendet franco.

Gegründet 1846 **M. M. Catz, Crefeld** Seiden- u. Sammtmanufactur.

Erfrischende, abführende Fruchtpastille

TAMAR INDIEN GRILLON

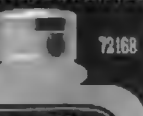
Gegen **VERSTOPFUNG**

Hämorrhoiden, Congestion, Leberleiden, Magenbeschwerden

PARIS, 33, Rue des Archives. — In allen Apotheken.

Für **Blutarme** und **Reconvalescenten.**

D.R.P. No. 72168



Ferratin

die Eisenverbindung der Nährungsmittel

in Originalpackung à 20 Gramm M. 2.— per Flacon.

Ferratin-Chocolade-Pastillen.

in Originalpackung à 50 Stück M. 2.50 per Carton.

Zu beziehen durch die Apotheken und Detail-Droguerien.

No 4711 Rheinveilchen

von Ferd. Mulhens No 4711 Köln a/Rh.

Der Wohlgeruch dieser Neuheit übertrifft alle Erwartungen und ist von dem Duft des frisch gepflückten Veilchens nicht zu unterscheiden.

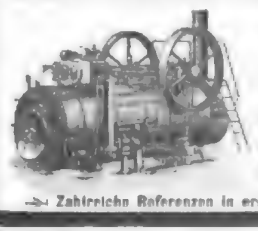
Zu haben in allen guten besseren Parfümerie-Handlungen.

HEINRICH LANZ, MANNHEIM & BERLIN

baut als Spezialität

Lokomobilen

von 2–150 Pferdekräften



Zahlreiche Referenzen in ersten Industrie-Kreisen

Jeder Deutsche im Auslande wird gebeten s. Adresse u. Gruss J. H. Schreiber, Ges. m. b. H. in Berlin W. 35, mitzutheilen. Illustrirte Preis-Kurant „Das Erbe" sende gratis und franko. Wenn nicht erhältlich, direkter Versand.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Zu Land und See
Illustrirte Welt
Illustrirte Zeitung

Sie gekommen, mir die Laune zu verderben?“ fragte sie scharf.

„Ich? O, gewiß nicht!“ stammelte die Fortescue erschrocken.

„Nun, dann halten Sie gefälligst den Mund. Ob Sie mit Ihrem Gekrächze recht haben, werden wir bald genug sehen. Setzt der Wagen sie da ab, wo er sie aufgenommen hat, dann weiß ich Bescheid und — dann wird auch sie bald Bescheid wissen. Für abgelegte Artikel habe ich keine Verwendung. Einstweilen aber bin ich noch der Meinung, daß meine Sachen gut stehen. — Und nun, hätten Sie wohl die Güte, sich zurückzuziehen? Ich wünsche mich anzukleiden. In einer halben Stunde erwarte ich Sie im Toilettezimmer.“

Das Toilettezimmer war dasjenige Gemach ihres prunkvollen Schlosses, das die schöne Frau bevorzugte. Den besten Teil des Tages brachte sie hier mit An- und Ablegen entzückender Meisterwerke der Pariser Schneiderkunst, mit Oeffnen neueingetroffener Kartons sehr angenehm zu. Wie die meisten übrigen Räume so war auch dieser in maurischem Geschmack gehalten. Man konnte sich in die Alhambra versetzt wähnen, in das entzückende Badezimmer der Königin. Hier wie dort schmückten leichte Reliefs und buntfarbige, phantastische Arabesken die Wände, und von der hohen Kuppelwölbung glänzte reiche Vergoldung hernieder. Aber das lauschige Halbdunkel fehlte. Statt aus dem durchbrochenen Deckengetäfel floß das Licht durch zwei hohe Fenster herein. Ein Marmorbassin war hier wie dort in den Fußboden eingelassen.

In diesem reizvollen Raum fanden sich nach Verlauf einer halben Stunde die beiden im Grunde völlig gleichgestimmten Seelen wieder zusammen. Hier ward Miß Fortescue in den höchsten Himmel des Entzückens versetzt durch den Anblick eines neuangelangten Gesellschaftskleides ihrer Gönnerin. Das kostbare Gewebe selbst, der matte Farbenton, den man in der Kunstsprache moiré nacre nennt, ein zarter, kaum wahrnehmbarer Perlmutterschimmer, der bei jeder Faltenbiegung über den weißen, gewässerten Grund des Stoffes huscht, veranlaßte sie, in sprachloser Ekstase die Hände zu falten, und als Mrs. Eagles, ihren flehenden Bitten anscheinend widerstrebend nachgab und die seidene Pracht über ihre königliche Gestalt streifte, da sank die Vortreffliche, von Bewunderung überwältigt, fast in die Kniee.

Mit einem Gesicht, das den gehabten Genuß noch widerstrahlte, ließ sie sich dann in einer Fensternische nieder und begann auf höhere Ordre vorzulesen. Mrs. Eagles beliebte als Salonlektüre einzig die Schöpfungen der allerernstesten Muse. Man begegnete auf den Tischen der Empfangsräume zwischen Prachtalbums und kostbaren Nippes herumverstreut den tiefsinnigsten deutschen und englischen Denkern, ja, Marie war sogar eines Tages zu ihrem grenzenlosen Erstaunen auf Plato in der Ursprache gestoßen. Hingegen hatte im Toilettenzimmer der seichte französische Roman seine Stätte. Man kann eben nicht immer mit den höchsten Geistern wandeln und auch nicht überall!

Eintönig und stark näselnd las Miß Fortescue; ihrer ganzen schlanken Länge nach auf eine der mit persischen Draperien behangenen Ottomanen gestreckt, lauschte Mrs. Eagles. So war den beiden bereits eine volle Stunde vergangen, als sich in der Ferne Schellengeläute vernehmen ließ.

„Sie kommt,“ sagte die Fortescue, das Buch in den Schoß sinken lassend.

Wie der Blitz war Mrs. Eagles von ihrer Ottomane in der Höhe. Im Schatten eines der herabwallenden Fenstervorhänge faßte sie Posto. Scharf die Landstraße hinausspähend, stand sie da.

Ja, sie kam — Marie. In derselben Staatskarosse saß sie wie vorgestern, aber mit gänzlich verwandelten Gefühlen. Keiner ihrer Gedanken wandte sich mehr sehnsüchtig nach Courtenay Hollow, alle strebten sie der edlen, verkannten Frau in Clyffe Court entgegen. Aus dem Mitgefühl, das die schnöden Anklagen, die man gegen diese geschleudert, in ihr geweckt hatten, war über Nacht etwas wie Zuneigung geworden. Sie freute sich der warmen Regung in ihrem Herzen. „Mrs. Eagles ist mir eine Freundin in der Not gewesen,“ sagte sie sich, „nun will ich ihr eine sein. Den anderen allen stehen ihre Vorurteile höher als ich.“

Und dann dachte sie an den gestrigen Abend, an den fürchterlichsten Abend in ihren Leben. In Bildern zog er an ihrem Geiste vorüber, während ihr müder kleiner Kopf mit geschlossenen Augen in den Polstern lehnte.

Da war, als sie sich zum Diner angekleidet hatte und bangen Herzens den Weg nach dem Salon nahm, zuerst Jack, der ihr reisefertig auf dem Korridor begegnete und ihr mitteilte, er habe die Meldung erhalten, Uli sei plötzlich erkrankt. Es werde wohl nichts Bedenkliches sein, er ziehe jedoch vor, sofort nach Hause zurückzukehren.

Dann am Fuß der Treppe stand Bob, der ihr erklärte, daß er — so leid es ihm thue, sie zu verlassen — doch nicht gut umhin könne, Onkel Jack zu begleiten.

„Es ist mir nicht um Uli's willen,“ sagte der Schlingel, bedeutsam mit den Augen zwinkernd, „die Krabbe wird sich bloß ein bißchen den Magen verdorben haben, es ist mir einzig und allein, um von diesem sträflich langweiligen Sonntag wegzukommen. Onkel Jack hat ein famoses Billard und den neuesten Roman von Rider Haggard. Die Bücher hier sind alle so langweilig. Na, adieu denn, Prinzeßchen, und sieh nur zu, daß Dir Onkel Garston nicht auf die Nerven fällt. Ich weiß nicht, was der alte Knabe hat, aber er sieht mir heute abend aus, als hätte er Appetit auf einen gebratenen Radikalen.“

Als sie nach diesen beiden betrübenden Mitteilungen den Salon betrat, merkte sie gleich, daß ihr Entschluß, nach Clyffe Court zurückzukehren, zur allgemeinen Kenntnis gelangt sei und allerseits mißbilligt werde. Der ihr seinen Verdruß am deutlichsten zeigte, war der Onkel Garston. Wütend fuhren seine Blicke über sie hin, und der Arm, an dem er sie zu Tisch führte, bebte von verhaltenem Zorn. Denn zu Tisch führte er sie trotz alledem. Zur Strafe für ihre Widersetzlichkeit den blanken Rücken abzuschnallen, von dem Jack gesprochen hatte, fand man nicht nötig. Der hohlen, kalten Form ward man so gerecht wie am vorhergehenden Tage. Oben an der Tafel saß sie, allen Damen voran schritt sie in den Salon zurück.

Während der Mahlzeit hatte man über sie hin und an ihr vorbei gesprochen, und auch nachher blieb sie so ziemlich Luft für ihre Verwandten. In Farrars „Leben Christi“ blätternd saß sie in einer Fensternische, mit einem Ohre nach der Cousine Elisa hinhorchend, die im Nebensalon mit blechserner Stimme zu ihrer eigenen stümperhaften Klavierbegleitung vom „goldenen Jerusalem“ sang, mit dem anderen Ohr nach Tante Lydia, die nicht drei Schritte von ihr (Marie) entfernt in gedämpftem und doch sehr vernehmbarem Ton mit Mr. Sinclair über das geschmacklose Gebahren gewisser Emporkömmlinge sprach. Tante Lydia konnte sehr witzig sein, wenn sie wollte, Mr. Sinclair sah sich denn auch wiederholt veranlaßt, zu ihren Worten heiter aufzulachen; Marie aber stieg das Blut immer heißer in die Wangen. Es war ja freilich von den Taktlosigkeiten eines Mr. Watson die Rede, allein sie hatte das bestimmte Gefühl, dieser Herr stehe im Grunde für Mrs. Eagles und die Absicht der Sprecherin sei weniger, von Mr. Sinclair vernommen zu werden als von ihr. Einmal war sie im Begriff, mit Ostentation ihren Platz zu wechseln, einmal sogar drauf und dran, ihrer Entrüstung in Worten Luft zu machen, doch sie besann sich voll Bitterkeit: Scenen zu provociren, war nicht vornehm — mit Andeutungen und witzigen Anspielungen zu stacheln und zu verwunden, das war vielleicht vornehm.

Jede Minute steigerte ihren Groll, und als endlich das Abendgebet den gräßlichen Tag beschloß, da stieß es mit seinen christlichen Ermahnungen zur Nächstenliebe bei ihr auf scharfen Widerspruch. Zornig ging sie schlafen, zornig stand sie wieder auf.

Der Abschied von den meisten Familienmitgliedern ließ sie völlig kalt, erst als im letzten Moment durch der Großtante Strenge etwas wie Weichheit schimmerte, stieg es ihr feucht in die Augen. Aber sie senkte hastig die Lider, und so ward niemand von ihrer Bewegung etwas gewahr — ein Glück, denn Tante Janes Lebewohl klang nicht versöhnlich.

„Hoffentlich auf baldiges Wiedersehen,“ sagte sie. „Aber wenn Du kommst, dann kommst Du, um bei mir zu bleiben. Von einem Hinundher zwischen diesem Haus und Clyffe Court kann nun und nimmer die Rede sein.“

„Ich habe sie immer so lieb gehabt,“ dachte Marie, „und nun sehe ich sie vielleicht niemals wieder, aber — meine Schuld ist's nicht, ich muß nach meinem Gewissen handeln . . .“

Ernst, entschlossen richtete sie sich im Wagen empor und sah um sich. Dort in allernächster Nähe schimmerte schon Clyffe Court mit seinen bunten Kuppeln und nadelscharfen Türmchen. Befriedigt atmete sie auf.

Als der Kutscher vor demselben Pförtchen, an dem er ihrer neulich geharrt hatte, die Zügel straff zog, kräuselten sich ihre Lippen.

„Selbstverständlich,“ murmelte sie, „er darf nicht in die Einfahrt einbiegen, die vornehmen Pferde müßten sonst ja plebejischen Boden betreten.“

Bevor noch der Diener ihr den Schlag öffnen konnte, stand sie schon auf der Straße. Hier präsentirte sich ihr eine Schwierigkeit in Gestalt ihres Handgepäcks. Es war kein Reynolds zur Stelle, es hinein zu schaffen, und auch kein Gärtnerbursche ließ sich blicken.

„Ich wollte es ja gern tragen,“ stammelte der Bediente, „aber wir haben strenge Ordre —“

„Ich kann mir's denken,“ fiel ihm Marie ins Wort. „Es schadet ja auch weiter nichts. Geben Sie nur her.“ Damit nahm sie ihm den Koffer aus der Hand.

„Wie? Durchlaucht wollten selber —“ stieß er bestürzt hervor.

„Warum nicht?“ entgegnete sie. „Ich habe schon Schwereres getragen. — Leben Sie wohl, Frederick!“ rief sie noch zum Kutscherbock hinauf. Dann — dem Diener freundlich zunickend — schritt sie durch das Gartenthor.

„Wie doch der Haß kleinlich macht!“ dachte sie. „Wenn mir noch vor drei Tagen jemand gesagt hätte, daß Tante Jane sich zu solchen Erbärmlichkeiten herabließe, ich hätte es nicht für möglich gehalten! — Was sich wohl Mrs. Eagles dabei denkt?“ Sie hob bänglich den Blick nach dem Fenster des Speisesaals. Als sich niemand dort zeigte, meinte sie aufatmend: „Sie wird meine Ankunft überhört haben.“

Die erste Person, die ihr begegnete, als sie aus dem säulengetragenen Vorraum in die innere Halle trat, war Mrs. Harris. Die gute Frau schoß förmlich entsetzt vorwärts, um ihr die Last des Koffercheus abzunehmen.

„Aber, Durchlaucht,“ stotterte sie. „Wir hatten ja keine Ahnung!“

„Guten Morgen, Harris,“ nickte Marie. „Es scheint, Sie hatten mich später erwartet?“ Den Kellermeister gewahrend, den das Geräusch der in das Schloß fallenden Eingangsthür aus dunklem Hintergrunde hervorgelockt hatte und der jetzt wie zur Bildsäule erstarrt dastand, fügte sie scherzhaft hinzu: „Was Reynolds betrifft, der hat geglaubt, ich bliebe ganz fort — das sehe ich ihm an.“

Hätte sie, während sie jetzt die Treppe hinanstieg, den Kopf noch einmal gewandt, so wäre ihr an dem Blick, den hinter ihrem Rücken die beiden Domestiken tauschten, leicht klar geworden, daß sie mit ihrer Mutmaßung die Wahrheit getroffen hatte.

Ein freudiges „Ah!“ entschlüpfte ihr, als sie, oben angelangt, in ihr Schlafzimmer trat. Es war ihr reichlich luxuriös erschienen in den ersten Tagen, aber im Vergleich mit dem düsteren Königsgemach von Courtenay Hollow wirkte es jetzt traut und anheimelnd.

Lächelnd litt sie es, daß Mrs. Harris ihr Hut und Jäckchen abnahm. „Sie dürfen mich auch nicht verwöhnen,“ sagte sie nur.

„Als ob das möglich wäre, Durchlaucht,“ entgegnete Harris im Tone der Entrüstung.

„Wer weiß?“ lachte Marie und trat an den Spiegel, sich das Haar ein wenig zu ordnen. Als sie damit fertig war, erkundigte sie sich: „Sollte ich jetzt wohl Mrs. Eagles begrüßen dürfen, Harris? Ach, ich thäte es so gern.“

„Ich könnte einmal anfragen, Durchlaucht.“

„Bitte, seien Sie so gut.“

Harris huschte auf leisen Sohlen zur Thür hinaus und den Korridor entlang.

Vor einigen Minuten hatte das Toilettezimmer einen wilden Wutausbruch seiner schönen Eigentümerin

gesehen. Zeugnis davon gab eine kostbare Sèvresvase, die vorhin auf dem Kaminsims gestanden hatte und jetzt zerschmettert am Boden lag. Als Harris eintrat, herrschte Grabesstille.

Auf der Schwelle stehenbleibend und steif an Miß Fortescue vorübersehend, sagte die Frau in einem Ton, dem man einen Mangel an Achtung nicht anhören konnte und der doch auch nichts von der demutsvollen Unterwürfigkeit verriet, mit der sie soeben Marie angeredet hatte: „Prinzeß Marie von Wildenhofen, Durchlaucht, lassen anfragen, ob Mrs. Eagles für sie zu sprechen sei."

„Nein!" klang es messerscharf von der Ottomane her. „Ich bin beschäftigt."

Diese offenbare Lüge der mit geschlossenen Augen träge Daliegenden veranlaßte nicht den leisesten Wechsel in der Miene der Dienerin. Ruhig setzte sie zu der zweiten Frage an:

„Und wann darf ich Durchlaucht melden, daß —"

„Sie haben gar nichts zu melden," rief Mrs. Eagles, sich wütend auf dem Ellenbogen in die Höhe richtend. „Die Person wird warten gelernt haben. Brauche ich sie, so werde ich sie rufen lassen!"

Harris knixte und zog sich zurück. Auf den Korridor gelangt, wandte sie sich mit einer Grimasse nach dem Zimmer, das sie soeben verlassen hatte. „Pack!" stieß sie durch die Zähne.

Dann ging sie, Marien in aller Ehrfurcht zu melden, daß ihre Herrschaft lebhaft bedaure, augenblicklich gerade mit der Abfassung eines wichtigen Briefes beschäftigt zu sein. Sobald sie diesen beendet habe, werde sie sich beeilen, es Durchlaucht wissen zu lassen.

„O, sie soll sich nur nicht überstürzen!" rief Marie. „Ich werde unterdessen auspacken — oder die Kinder begrüßen. Wo sind sie, Harris?"

„In der Musikhalle, Durchlaucht."

Dorthin machte sich Marie alsbald auf den Weg.

„Arme kleine Seelen," dachte sie, „sie haben zum Glück gerade einmal Freistunde."

„Arme kleine Seelen" — so nannte sie die Kinder wohl mitunter im stillen bei sich, nicht etwa aus einem vorwurfsvollen Gedanken an Mrs. Eagles heraus, die als kluge und zugleich zärtliche Mutter ja gewiß weit davon entfernt war, zu gestatten, daß man ihre Lieblinge geistig überbürde. Es war nur so ein unwillkürliches, dummes Mitleid, das sie allemal beschlich, wenn sie den zweieinhalbjährigen Arthur neben seinem Baby-Englisch noch Baby-Deutsch radebrechen oder die sechsjährige Alice in drei Sprachen fließend deklamiren hörte.

In die Musikhalle stieg man aus dem ersten Stockwerk auf breiten Marmorstufen nieder. Der Bogengang, der zu diesen Marmorstufen führte, hatte Oberlicht und war auf beiden Seiten mit Palmen und anderen Tropenpflanzen bestanden. Die Mauern des weiten und mächtig hohen Raumes zierten nach oben hin leuchtende Arabesken, nach unten hin waren sie mit glatten Ziegelplatten belegt. Das Tafelwerk der gewölbten Decke bestand aus Zedernholz und glänzte in reicher Vergoldung. Auf einer Art Podium im Hintergrunde sah man eine Orgel, einen Konzertflügel und verschiedene andere Musikinstrumente.

Seitwärts unter einem der Fenster saß die deutsche Gouvernante der Kinder, ein rotbäckiges, bebrilltes Fräulein, mit Häkeln beschäftigt. Auf den Marmorfliesen zu ihren Füßen unterhielten sich die Kleinen mit einem sehr kostbaren Spielzeug, einem halbmeterhohen künstlichen Bären, den sie durch Aufziehen eines in seinem Leibe befindlichen Uhrwerkes in Bewegung gesetzt hatten. Nun schnurrte das Uhrwerk, und Petz hob sich langsam auf die Hintertatzen, er wandte den braunen Kopf rechts, er wandte ihn links, schloß verzückt die Augen, hob ein Bein und hob das andere — Petz tanzte.

Es war ein ergötzlicher Anblick, und er machte den Kindern auch Spaß, aber sie jauchzten nicht, jubelten nicht, lachten nicht einmal laut, standen nur still da, hielten einander an den Händen, sahen abwechselnd lächelnd einander an und dann den Bären.

Diese stumme kleine Scene unterbrach Marie. Der erfreut aufblickenden Landsmännin spendete sie einen Händedruck, den Kleinen küßte sie den rosigen Mund.

„Nun," meinte sie dann scherzend, „ihr macht mir ja so große Augen, ihr habt am Ende gar vergessen, wer ich bin?"

Das belustigte die wunderhübsche kleine Alice, sie lachte jetzt plötzlich, aber nur leise. „Nein," sagte sie schüchtern auf Deutsch: „Sie sind die Prinzessin."

„Thorheit! Ich bin Marie."

„Prinzeß Marie," nickte Alice, und auch der kleine Arthur stammelte etwas heraus, das wie „Pinsses" klang.

„Ach was, ihr seid Närrchen alle beide!" lachte Marie; „aber einen Prachtbären habt ihr," setzte sie bewundernd hinzu, und Petz, der sich augenblicklich verpustete, ward wieder aufgezogen und mußte seine Kunstfertigkeit nochmals zeigen.

„Laufen kann er doch nicht," bemerkte Alice nachdenklich, als er fertig war.

„Soll ich euch einmal einen Bären zeigen, der laufen kann?" fragte Marie, und mit einem Schelmenblick nach der Gouvernante hin hockte sie nieder und begann unter dumpfem Gebrumm auf allen Vieren gegen die Kleinen vorzurücken.

Nun gab es Kinderfreude, wirkliches, helles Kinderlachen. Es galt retiriren vor dem gräßlichen Unhold und, nirgends, nirgends war man sicher vor ihm, weder unter noch auf den Stühlen, weder hinter den Pfeilern noch im entlegensten Winkel des Podiums. So laut war es in der Musikhalle höchstens mitunter zur Konzertstunde gewesen, fröhlicher sicher niemals dort zugegangen.

Allein alle Freude hat ein Ende. Der Gouvernante war es bei dem Gejauchze und dem schrillen Gekreische schon längst unheimlich geworden. Sie hatte mit einiger Hast ihre Häkelei zusammengerollt und war aufgestanden, hatte aber nicht recht gewußt und auch nicht recht gewagt, es Marien klar zu machen, daß die gnädige Frau, deren Gemächer nicht allzu fern lagen, der lauten Lustigkeit äußerst abhold sei.

Nun war es zu spät. Auf der Höhe der Marmortreppe stand plötzlich Nemesis in Gestalt von Mrs. Eagles.

„Welch ein ohrzerreißender Lärm!" Der laute, scharftadelnde Klang dieser Worte machte dem Getümmel auf dem Podium ein jähes Ende. Marie richtete sich mit etwas verlegenem Lachen empor, Alice strich sich schuldbewußten Blickes mit bebenden Händchen die zerzausten Haare glatt, Arthur nahm das Zeigefingerchen zwischen die Lippen, die Gouvernante zitterte wie Espenlaub.

„Wir sehen aus wie die Verbrecher," dachte Marie belustigt. „Aber wenn man nichts Unrechtes gethan hat, so braucht man sich auch nicht zu schämen." Und leichtfüßig sprang sie vom Podium hinab, um der schönen Frau durch die Halle entgegenzueilen. Allein allmälich verzögerte sich ihr Schritt, und auf halbem Wege stockte ihr Fuß. Es war so gar nichts Bewillkommnendes im Blick ihrer lieben Freundin. „Sollte sie ernstlich böse sein?" fragte sich staunend Marie.

Sekundenlang stand Nemesis regungslos zwischen den Palmen, dann fing sie an die Stufen hinab zu steigen. Sie hatte recht guten Effekt gemacht da oben mit ihrer tadellosen Gestalt, an welcher schwarzer Sammet in schweren Falten niederfloß, mit ihrem Alabasterantlitz und ihrem Goldhaar, auf das durch das Oberlicht ein blasser Sonnenreflex fiel. Sie machte noch besseren Effekt, wie sie jetzt langsam, unendlich langsam herabgeschritten kam, die meterlange Schleppe ihres Kleides in weichen Windungen nach sich ziehend. Schöne Königinnen lieben es, sich treppenniedersteigend darstellen zu lassen, und für die allerschönste hätte Mrs. Eagles Modell stehen können.

„Fräulein Ritter," rief sie, auf der untersten Stufe Halt machend, in befehlendem Ton.

„Gnädige Frau?" stotterte die Gouvernante vortretend.

„Es war Ihnen vermutlich entfallen, daß ich strenge Ordre gegeben hatte, die Kinder ruhig zu beschäftigen?"

„Entfallen nicht, gnädige Frau, aber —"

„Aber," nahm Marie der Aermsten das Wort aus dem Munde, „ich kam Fräulein Ritter in die Quere und machte ihr das Ausführen der Ordre — von der ich freilich nichts ahnte — schwer. Für all das Brummen, das Lachen und Kreischen hier bin ich verantwortlich, und wenn der Lärm Sie beim Briefschreiben gestört hat, so bitte ich herzlich um Verzeihung!"

„Was für ein liebes, munteres, kleines Geschöpf," dachte in dankbarer Bewunderung die Gouvernante, „und was für Prachtaugen! Diesen Augen zu widerstehen, das bringt selbst die Gestrenge nicht fertig. Sie zieht schon die Hörner ein."

Doch dies war nicht der Fall. Es kam nur in Mrs. Eagles' Praxis nicht oft vor, daß man ihr Front machte, und wenn es geschah, so fühlte sie sich allemal ein wenig beirrt. Auf zitternde Opfer einzuschelten ist so viel leichter, als unerschrockene Menschen zur Rede zu stellen. Die Brauen zusammenziehend, wandte sie den Blick von der Erzieherin ab und der Prinzessin zu.

„Ah, Marie!" sagte sie gedehnt.

„Das klingt ja fast, als sähen Sie mich jetzt erst," rief die Angeredete nunmehr in scherzhaftem Ton, denn die — in ihren Augen — ziemlich unwichtige Angelegenheit erschien ihr durch ihre Bitte um Verzeihung völlig erledigt, „und wie Sie dort oben standen, Flora, da hatte es allen Anschein, als hätten Sie mich, die Hauptmissethäterin, schon ausgesondert, um mich mit Ihrem Zorn zu zermalmen! Ha, ha, ha!"

Lachend rief sie es und hatte keine Ahnung, daß sie den Nagel auf den Kopf traf, denn begreiflicherweise barg sich hinter dem kleinen der große Aerger der schönen Frau. Nach feiger Naturen Art hatte sie durch die Unschuldigen die Schuldige treffen wollen.

Nun freilich stand sie wie auf den Mund geschlagen, während Marie sich tröstend zu den verängstigten Kindern niederbeugte und, ihnen die Köpfchen streichelnd, aus innerster Ueberzeugung versicherte: „Mama ist ja nicht böse, ihr Närrchen. Sie wurde beim Schreiben gestört! Nun haben wir versprochen, daß wir artig sein wollen und es ohne Erlaubnis nicht wiederthun, und sie ist zufrieden." Sich wieder aufrichtend, setzte sie dann hastig hinzu: „Aber dabei fällt mir ein, daß ich Ihnen noch nicht einmal ‚Guten Morgen!' gesagt habe. Ich falle wirklich von einer Ungezogenheit in die andere. Verzeihen Sie mir, Flora!" Und mit bittendem Blick hielt sie ihre Hand hin. Allein diese kleine Hand ward anscheinend nicht gesehen, ein geräuschvoller Schritt, der hinter Mrs. Eagles den Bogengang entlang kam, veranlaßte diese, den Kopf zu wenden.

„Nun?" fragte sie, als auf der Höhe der Treppe Miß Fortescue sichtbar ward. „Ist's wirklich wahr?"

„Ach ja!" lautete die klagende Entgegnung. „Es ist leider, leider wahr!" Mit schmerzverlängertem Gesicht, in gebückter Haltung kam die ältliche Jungfrau herabgestiegen und präsentirte ihrer Gönnerin ein zappelndes Etwas, das sie zwischen den Händen getragen hatte und das sich als einen schwarzbraunen Terrier im Duodezformat auswies, den Mrs. Eagles kürzlich für schweres Geld erworben hatte.

Das Tierchen war etwa von der Größe einer Frauenhand und hätte sich in einem Nippesschrank nicht übel ausgenommen. Leider aber war es für die beschauliche Ruhe nicht geschaffen. Wenn es sich von seiner Herrin nicht gnädigst liebkosen ließ, so fuhr es der übrigen Hausgenossenschaft um die Beine mit einem kleinen, schrillen Gekläff, das erst belustigend wirkte, nach und nach aber den Grimm weckte. Im tête-à-tête hatte ihm schon mancher mit einem „Warte nur, wenn ich dich kriege!" eine Faust geballt, neuerdings schien ihn einer wirklich „gekriegt" zu haben, denn der Knirps streckte ein verletztes Pfötchen von sich.

„Es muß ihm jemand einen Fußtritt versetzt haben!" rief Mrs. Eagles empört. „Armer Bijou, armer, kleiner Bijou!" Und sie streichelte mit sanfter Hand den Patienten, während Miß Fortescue sich, von Rührung überwältigt, heftig schnäuzte.

„Ihr Schmerz ist wirklich selbstlos," dachte Marie, nach dieser letzteren hinblickend, ironisch bei sich, „der Hund hat sie neulich erst in den Finger gebissen." Bei dieser Erinnerung zuckte es unwillkürlich ein wenig um ihre Lippen.

Dies gewahrte die Fortescue; die Augen hebend, und entsetzten Tones erkundigte sie sich: „Ist's möglich, Prinzeß, Sie treiben Ihren Haß gegen das arme Tierchen so weit, daß Sie seine Qual belachen?!"

Château Chambord, Loire Valley, France

Château Chambord, Loire Valley, France

„Nein," antwortete Marie, „es ist durchaus nicht Bijou, der mich belustigt. Daß ich ihn hassen soll, ist mir übrigens neu."

„Oho!" rief Miß Fortescue, die in dem Gefühl schwelgte, daß sie sich heute mit jedem giftigen Wort, das sie gegen ihre Nebenbuhlerin schleuderte, den Dank ihrer Gönnerin verdiente. „Ich dächte, Sie hätten mir neulich selbst versichert, Bijou sei Ihre Liebhaberei nicht?"

„Was in der Welt ist in die Person gefahren?" fragte sich Marie in hellem Erstaunen. „Sonst immer so heuchlerisch demütig, und nun auf einmal übersprudelnd von Gift und Galle!" Laut entgegnete sie mit einem Runzeln der Brauen. „Ich sei seine Liebhaberei nicht, sagte ich, er zeige mir bei jeder Gelegenheit die Zähne."

„Hunde pflegen ihre Freunde zu kennen!"

„Ja, man merkt's, Miß Fortescue, wie gut Bijou Sie kennt!"

Dieser etwas verächtliche Hinweis auf das kleine Attentat gegen sie jagte der hageren Jungfrau Zornesglut in die gelblichen Wangen.

„Sie scheinen mir in ziemlich sarkastischer Laune zurückgekehrt zu sein, Prinzeß," bemerkte sie höhnend. „Kein Wunder übrigens, die Enttäuschung war natürlich bitter."

„Die Enttäuschung?" wiederholte Marie, sie groß ansehend.

„O," kicherte die Fortescue, „o, man ist ja nicht auf den Kopf gefallen, man kann sich — hi, hi! — wohl ungefähr denken, daß das Zurückkehren überhaupt nicht auf Ihrem Programm stand. Durchlaucht" — sie legte einen äußerst spöttischen Nachdruck auf das Prädikat — „Durchlaucht fuhren zweifellos in der Absicht fort, sich von der lieben Familie, von der guten Großtante nicht wieder zu trennen, aber es fand sich — hi, hi, hi! — daß man in Courteray Hollow keinen Platz hatte, und als die Stunde der Abfahrt schlug, da hielt der Wagen hübsch vor der Thür!"

Marie maß die hämische Person mit einem Blick der Verachtung, aber sie brachte es nicht fertig, ihr stumm den Rücken zu kehren. In bebendem Tone stieß sie heraus: „Das sind Lügen! Sie kennen mich nicht und meine Familie noch weniger. Es ist wahrlich nicht der Großtante Schuld, daß ich sie wieder verlassen habe!"

Dann kam ihr der Aerger, daß sie sich einem solchen Weibe gegenüber zu einer Erklärung herabgelassen hatte. Zornige Thränen in den Augen, stieg sie die Treppe hinan und eilte den Korridor entlang in ihr Zimmer.

„Das abscheuliche Geschöpf!" murmelte sie. „Wo sie nur den Mut hernahm? Und daß Mrs. Eagles ihr nicht das Wort verbot, sie, die doch sonst nicht leidet, daß man mir zu nahe tritt? Freilich," besann sie sich, „Mrs. Eagles war ja mit ihrem Bijou beschäftigt — so stark beschäftigt, daß sie nichts hörte und nichts sah. Nun, das Tierchen litt ja am Ende, und Leid, wenn es auch nur Hundeleid ist, hat immer den Hauptanspruch auf Beachtung"—

Hier wurde ihr Gedankengang unterbrochen. Ein leises, bescheidenes Klopfen an der Thür ertönte. In der Voraussetzung, Mrs. Harris erscheinen zu sehen, forderte Marie zum Eintreten auf. Groß aber war ihr Erstaunen, als statt der Kammerfrau Mrs. Eagles auf die Schwelle trat.

Es war eine seltsam verwandelte Mrs. Eagles. Den stolzen Kopf hielt sie fast demutsvoll gesenkt, die Hände legte sie bittend gegen einander, und in süßem Schmeichelton erkundigte sie sich: „Darf ich, Marie? Störe ich auch nicht — und sind Sie mir nicht gar zu böse?"

„Ich — Ihnen?" rief Marie, ihr entgegeneilend. „Wie wäre das wohl möglich?"

„Ach! Ist's wirklich nicht möglich?" murmelte Mrs. Eagles, sich vorbeugend, um des jungen Mädchens Stirn zu küssen. „Sie liebes, liebes kleines Ding! Ich zitterte schon in dem Gedanken, Sie könnten irre an mir geworden sein, weil ich vorhin stillschwieg. Aber sehen Sie, Engelchen, da war erst Bijou! Er hielt sein Beinchen, als sei es gebrochen. Es ist zum Glück nicht der Fall, allein ich fürchtete es doch, und vor lauter Angst merkte ich gar nicht, was um mich her vorging. Erst als Miß Fortescue Ihnen Schuld gab, in sarkastischer Laune zurückgekehrt zu sein, da horchte ich auf, und bei dem, was nun folgte, erstarrte ich förmlich vor Schreck. Eine Person, die bis dahin die bescheidene Zurückhaltung selber gewesen war, wagte es auf einmal in meiner Gegenwart, meine liebste Freundin zu schmähen! So unfaßlich schien mir dies, daß ich an meiner eigenen Zurechnungsfähigkeit zweifelte. Jetzt, nach reiflicher Ueberlegung, bin ich zu dem Schluß gelangt, daß Miß Fortescue selber für den Moment nicht bei Sinnen war."

„Meinen Sie?" entgegnete Marie. „Ich bin anderer Ansicht."

„O, ich sage das auch keineswegs, um sie in Schutz zu nehmen," beeilte sich die schöne Frau zu versichern. „Ich habe ihr bereits den Text gelesen und ihr mitgeteilt, daß sie sich vor mir nicht wieder sehen zu lassen braucht, bis sie Ihre Verzeihung erlangt hat."

„Ach! Nur das nicht, nur keine Bitten um Verzeihung von ihr! Meinetwegen mag sie nach wie vor hier ein- und ausgehen, ich brauche sie ja nicht zu sehen und nicht mit ihr zu sprechen."

„So gründlich hat sie es mit Ihnen verdorben?"

„Verdorben? Nein, da war nichts zu verderben. Ich habe Miß Fortescue niemals geschätzt — habe auch niemals recht begreifen können, daß Sie, liebe Flora, ihr so viel Nachsicht zeigten."

Es ward Marie ein wenig heiß nach diesem Bekenntnis. „Da — das ist mir so entfahren," stammelte sie. „Ich habe im Grunde kein Recht —"

„O, doch, doch!" fiel ihr Mrs. Eagles in das Wort. „Sie haben durchaus das Recht, mir Ihre Meinung zu sagen. Aber ich darf mich auch verteidigen, nicht wahr? Also, zu nachsichtig finden Sie mich gegen Miß Fortescue. Nachsichtig? Das würde bedeuten, daß ich in ihrem Benehmen mancherlei zu tadeln fände und mich aus Gutmütigkeit darüber wegsetzte. Doch das ist nicht der Fall, Liebste, oder doch bis vor einer Viertelstunde nicht der Fall gewesen."

(Fortsetzung folgt.)

Diesseits und jenseits der Lepone.

Ein Schritt über die Grenze.

Von

Marie zur Megede.

Der letzte deutsche Ort an der großen Bahnlinie von Westen nach Osten ist Eydtkuhnen, das trotz seiner dreitausendfünfhundert Seelen, seines Progymnasiums, seiner Töchterschule und dem Millionenreichtum vieler seiner Bürger doch nur den Rang eines Dorfes einnimmt!

Ich verlasse den weiten, vornehmen Bahnhof und biege auf kurzem Seitenpfade in die langgestreckte Hauptstraße. Wo befinde ich mich eigentlich? In einem Badeorte oder in einer Handelsstadt? Elegante Villen, reizende Schweizerhäuser, mustergültig gepflegte Ziergärten so weit das Auge reicht! Und dazwischen ein vielgestaltiges, rasselndes, schnellflutendes Leben und Treiben! Lastwagen, Droschken, Fußgänger, die mit ihrem lebhaften Tempo die Aussicht auf Gewinn, die Sorge vor Verlusten gleichsam illustriren.

Alles, was auf dem Hauptschienenwege über die Grenze befördert, von jenseits der Grenze eingeführt werden soll, muß eben Eydtkuhnen passiren. Seine zahlreichen Spediteure sind dadurch wohlhabend geworden, und der Beamtenapparat, der einschließlich der Familien auf sechzehnhundert Personen geschätzt wird, wächst von Jahr zu Jahr. Im übrigen ist Eydtkuhnen, wie es heißt, ein Ort, der außer den bekannten vier Jahreszeiten der gemäßigten Zone auch noch seine vier eigenen, von etwas ungleicher Dauer besitzt, die Fliederblüte, die Reisefasson, die Gänsejagd und die Aera des Schmutzes und Schnees.

Wer Eydtkuhnen auch nur im grausten Winterlicht gesehen hat, kann sich trotzdem vorstellen, daß es wie ein Bild der Maipracht und Pfingstherrlichkeit wirken muß, wenn alle seine öffentlichen und privaten Anlagen sich mit duftenden Fliederblüten schmücken.

Während der Reisesaison strömt namentlich auf dem Bahnhofe eine interessante Gesellschaft aus allen Teilen des heiligen Rußland zusammen. Gepäck und Pässe werden revidirt, das Diner eingenommen, und weiter braust der Zug den Luxusbädern und Weltkurorten in ganz Europa entgegen. Später, von Ende August bis zum Eintritt des Schnees, erfüllt ein endloses Geschnatter den deutschen Grenzort, zum Wohle aller martinsbratenlüsternen Brüder im Reiche. Die Gänse werden zum Teil durch Treiber, zum Teil mit der Bahn herübergebracht. Ihre Zahl betrug im Vorjahre anderthalb Millionen.

Schmutz und Schnee sind Eydtkuhnens Signatur vom Herbst bis zum Frühling. Man ist wirklich überrascht, als Hauptader dieses wichtigen Verkehrsplatzes nur eine einzige Chaussee zu finden. Die Bürgersteige haben kein Trottoir, die Seitenstraßen sind zum Teil ungepflastert, Bohlen und Bretter erleichtern den Uebergang über die schlimmsten Pfützen. Wie „russisch" würden solche kleine Nester jenseits der Lepone anmuten, hinter jener kleinen Brücke, auf deren Mitte die Grenze zwischen zwei mächtigen Kaiserreichen liegt, und deren große, schwere Eisenkette zur Nachtzeit jedes Fuhrwerk und jeden unbefugten Passanten zurückhält.

Doch das russische Dorf Riberti, das sich unmittelbar an die Zollgebäude anschließt, ist ein Villennest genau wie Eydtkuhnen, nur noch ein wenig hübscher. Die grün eingebetteten Häuser werden von Kaufleuten, Beamten und Offizieren bewohnt. Sie fallen durch einen gleichmäßig lichtblauen Anstrich auf, oder es sind äußerst saubere und zierliche russische Holzbauten. Hoch und glänzend ragt aus ihrer Mitte das griechische Kreuz der im Jahre 1860 erbauten ortsbeherrschenden Kirche empor. In den kleinen Läden von tadelloser Accuratesse finden sich bereits Waren von spezifisch russischem Charakter: sehr zartes, feines Weißbrot, leckere Fruchtbonbons und Pasten, unvergleichliche Schokoladen, Kaviar und Schnäpse. Von all diesen guten Dingen ist indessen nur das Weißbrot zollfrei, die übrigen Spezialitäten unterliegen zum Teil einer ganz erheblichen Steuer. Und darum ist nichts glaubwürdiger, als daß auf der andern Seite der Leponebrücke niemals eine durchgepaschte Süßigkeit, ein mit geschmuggeltem Kaviar bestrichenes Brötchen gegessen, geschweige denn ein Spitzglas voll wasserklarem, gänzlich zollfreiem, aber nicht gerade rechtmäßig erworbenem „Nastschni" getrunken wird!

Doch trotz vieler interessanter Wahrnehmungen, wo bleibt „die andere Welt", auf die man mir nach meinem ersten Schritt über die Grenze so sichere Aussicht gemacht hatte? Allerdings fahre ich soeben in einer russischen Droschke zum Bahnhofe Wirballen — eigentlich müßte er Roberti heißen, so nahe liegt er diesem Ort, während das Städtchen Wirballen noch ungefähr eine Meile entfernt ist. Eine russische Droschke hier an der Grenze aber ist entschieden etwas Ungewöhnliches. Schon die „Fassen" zeichnet sie aus, eine Fassen, welche an die berühmten Pfarrkutschen bereits vor fünfzig Jahren selig entschlafener Landpastoren erinnert. Außerdem scheint die Versicht bemerkenswert, mit der sich unwillkürlich jeder — er müßte denn zu den völlig unheilbaren Optimisten gehören — in ihre schäbigen Polster hineinsetzt. Und er that wohl daran, denn die russische Droschke wird nur zu oft von jenen Amerika-Auswanderern benützt, die vorläufig in den Baracken von Eydtkuhnen gastliche Aufnahme finden, und deren einziger Reichtum meist nur in einem lebend aus der Heimat mitgeschleppten kriechenden und springenden Inventar besteht. Noch steht schaudernd meine Betrachtungen über die menschenfreundlichen Gesinnungen dieser angenehmen Haustiere an, da hält das Vehikel am Bahnhofe Wirballen. Meine Empfehlungen erweisen sich als genügend, und ohne Paß darf ich die Zollabfertigungshalle durchschreiten. Fremde Uniformen, fremde Gesichter, fremde Laute, die erwünschte „andere Welt" beginnt, und schon nach wenigen Sekunden fühle ich mich hundert Meilen entfernt von jenem kleinen Grenzflüßchen, das heimathe in Sehweite deutsches und russisches Land aus einander trennt.

Der Mittagszug aus dem Westen ist soeben eingelaufen, und im Riesenraum der Zentralhalle entwickelt sich das fesselnde internationale Bild aller großen Grenzübergänge, nur daß ein feines Cigarettenparfüm, eine gewisse Originalität im Anzuge und ein keineswegs abstoßendes laissor aller ein ausschließlich russisches Reisepublikum wenn nicht der besten, so doch der wohlhabenden Gesellschaftskreise verrät. Zur Zeit der großen Auswandererextratransporte mögen sich in der nämlichen Halle komische, widerliche, herzzerreißende Scenen abspielen, heute erblicke ich auch nicht eine einzige ärmliche oder auch nur zweifelhafte Gestalt. Die russischen Beamten walten ihres Amtes mit ebenso großer Vorsicht wie Geschicklichkeit.

Eine zweite, langgestreckte Halle, durch keine Thür, sondern nur durch eine Eisenschranke vom Zollraum abgesperrt, mag unserem Wartesaal 3. und 4. Klasse entsprechen. Auch er ist heute ziemlich leer, und der Kolportagebuchhändler mit freundlichem bartlosen Gesicht, sackbraunem Faltenrock und roter Wollschärpe findet für das Lager, das er auf einer hölzernen Rundbank aufgeschlagen hat, für seine Bücher und Oeldruckbilder des jungen Zarenpaares sicher nur wenig Abnehmer. Vernehm streben die abgefertigten Reisenden an ihm vorüber und begeben sich in den großen Speisesaal, wo die trotz der Tageshelle angezündeten Lampen die untadelig gedeckten Tische und zahlreichen Kellner in dunkelblauer, goldbordirter Livree den Eindruck einer Restauration erster Klasse, nicht fern von der asiatischen Grenze, hervorbringen.

Denn alle diese Kellner haben durchaus fremdartige Physiognomien, Mongolengesichter mit gelber Haut, mangelhaftem Bart, stumpfer Nase und schmalen, nicht selten ein wenig schief stehenden Augen. Auch der Mann am Buffet scheint derselben transkaukasischen Rasse anzugehören. Neben ihm blinkt auf der weißen Marmorplatte der Samowar, winkt eine Unzahl höchst einladender kalter Gerichte. Er selbst aber ist dabei, aus großen Kupfertöpfen und Schüsseln die ersten Gänge eines durchaus russischen Diners zu verteilen.

Dies Diner duftete nicht nach dem Bahnhofsrestaurant, sondern nach Hiller oder Treffel. Die Preise sollen übrigens auch ganz darnach sein; sämtliche Gänge, in elegantester Form und auf untadeligem Geschirr serviert, hatten ein ebenso appetiterregendes wie fremdartiges Aussehen: rote Suppen,

grüne Saucen, wunderlich gefornte Pastetchen und so weiter. Gegessen habe ich allerdings nichts davon. Der deutsche Schriftsteller muß sparen und findet selbst auf Reisen sechs Mark für eine Suppe und ein Stück Braten viel zu teuer. Aber Thee habe ich getrunken — „echt“ russischen Karawanenthee, der niemals die leiseste Bekanntschaft mit einer Karawane gemacht haben und samt und sonders über Bremen, Hamburg oder Königsberg importirt werden soll. Aber daß er schön und „anders“ schmeckt, ist nicht zu leugnen. Und die Zitronenscheibe, die jedem Glase beigegeben wird, scheint mir keineswegs eine verächtliche Zuthat.

Der diensthuende Steuereffizier hat mich an einen Gendarmen gewiesen, der mir die Kaiserzimmer auf der andern Seite der Zollhalle aufschließen soll. Ich folge dem Hüter der öffentlichen Ordnung und durchschreite eine Flucht großer, hoher Räume, die wahrscheinlich im Schmuck von Grün und Blumen bei hellem Kerzenlicht einen höchst fürstlichen Eindruck machen mögen, im ganzen aber doch auf die einfachen Gewohnheiten der Personen, die hier an der Spitze der Völker stehen, einen günstigen Schluß ziehen lassen. Noch einen Blick werfe ich draußen auf den Bahnverkehr, wo der Zug sich zur Weiterfahrt in das Innere des Zarenreiches fertig macht. Die Waggons sind viel breiter als bei uns, auch die Lokomotive hat eine andere Fasson und wird meistens mit Holz geheizt. Dann besteige ich mit vorbildlicher Entschlossenheit wieder meine russische Droschke. Soll's doch noch ein Stückchen hineingehen in das interessante Land, das uns Ostpreußen so nahe liegt, und das uns doch fremder ist als Spanien und böhmischer als die bekannten böhmischen Dörfer.

Der Tag ist grau, zwischen den braunen Erdschollen breiten sich spiegelnde Lachen aus. Nirgends ein Baum, ein Strauch, nicht einmal auf der schnurgeraden Chaussee, deren ungeheure Breite ebenso auffällt wie die weißen Steine, mit denen auf jeder Seite ein ansehnlicher Fußweg abgegrenzt ist. Man sieht es diesen Chausseen an, daß sie in erster Linie als „Heerstraßen“ gedacht sind. Der Raum in der Mitte für Reiter, Kanonen, Munitionswagen, Bagage und daneben noch immer Platz genug für ein marschirendes Fußvolk.

Jetzt freilich ist der imposante Damm leer, wie gefegt, nur ein paar Grenzsoldaten, die ihre Strecken inspizieren, reiten auf hübschen, schnellen Pferden an mir vorüber, ein Dreigespann, das Riemenzeug dicht mit ganz kleinen, klirrenden Schellen besetzt, hält meine Droschke ein. Ich fahre an einigen dorfähnlichen Ansiedlungen vorüber und lasse mir erzählen, daß das einzige ansehnliche Haus inmitten sehr bedenklich geneigter Holzbauten die Schule ist. Lernzwang herrscht für die russischen Kinder nicht, doch sollen sie gern und regelmäßig zur Schule kommen und in dieser Gegend wenigstens programmäßig im Deutschen unterrichtet werden.

Vom Städtchen Wirballen muß ich gestehen, daß ich doch vorziehen würde, in Rom der zweite, statt dort der erste zu sein. Seinem Umfange nach freilich könnte der Marktplatz jedem Ort zur Zierde gereichen. Doch da er jede Art von Pflasterung stolz verschmäht hat, eignet er sich entschieden besser zum Einwühlen als zum Verkehrswege für menschliche Füße. Und doch ist Wirballen Garnisonsstadt, die erste hier an der Grenze. Die Kaserne oder Kantine, die man mir wies, ähnelt allerdings mehr einem verfallenen Bauernhause als einem öffentlichen Gebäude, und die lehmfarbenen Kittel der Soldaten bringen auch gerade keine Farbe in das nüchterne und eintönige Aussehen des Städtchens. Aber die Söhne des Mars sollen trotzdem nicht zu klagen haben, und was besonders gerühmt wird, ist ihre mannigfaltige und vorzügliche Ausrüstung gegen alle Wetterunbill. Mir schienen sie freilich ein wenig komisch in ihren Radmänteln aus Gummi und der über den Kopf gezogenen Kapuze, mit denen sie sich vor dem rieselnden Regen meines Reisetages zu schützen strebten.

Noch ein kurzer Aufenthalt in Wirballens „erstem“ Gasthof. In der Mitte ein enger, schmutziger Flur, auf der einen Seite das Honoratorenzimmer mit einem Glasschrank, der Bonbons und Cigaretten enthält, und einem Glaskasten, in dessen Schutze sechs oder acht verschimmelte oder zertrockelte Kuchen bereits verschiedene Jubiläen gefeiert haben mögen. Auf der andern Seite die Schenkstube mit einem Buffet voll saurer Gurken, gekochter, gebratener und eingelegter Fische und einem großen Faß am Boden, das statt des gemütlichen Gerstensaftes — Schnaps enthält.

Leider versteht die kleine Jüdin, die Bier und Naschsachen herbeiträgt, zu gut deutsch, um über einige liebliche Bemerkungen nicht mit einem pikirten Gesicht zu quittiren. Aber der Naschsachen ist tadellos und das russische Bier ebenfalls sehr trinkbar. Neu gestärkt und erwärmt treten wir den Rückweg zur Leponebrücke an, von der ich hoffe, daß ich sie nicht zum letztenmale überschritten habe. Liegt doch die erste, größere Eisenbahnstation hinter Eydtkuhnen, die Stadt Kowno, inmitten der sogenannten „polnischen Schweiz“. Und diese Schweiz ist mir als so reizend geschildert worden, daß ich nicht übel Lust habe, mir russisches Land und russische Leute auch einmal im Rahmen einer schönen Natur anzusehen. Und die Bilder, die ich von dort mit heimbringe, werden wahrscheinlich sehr verschieden sein von denen, die sich meinem Gedächtnisse bei meinem ersten Schritt über die Grenze einprägten, in der nüchternen Scenerie der Ebene und im schwarzgrauen Lichte eines regnerischen Märztages.

Die Gebäude der historischen Hauptgruppe der Millenniumsausstellung in Budapest.

(Hierzu die Abbildungen Seite 492.)

Die Ausstellung, mit welcher das Königreich Ungarn die Feier seines tausendjährigen Bestehens begeht, nimmt beinahe das ganze Terrain des Budapester Stadtwäldchens ein. Die Schau zerfällt in drei Gruppen, deren erste, der wechselvollen Geschichte des Landes gewidmet, in Baulichkeiten untergebracht ist, welche geschichtlich bedeutungsvollen Bauten des Königs entnommen sind. Die zweite Gruppe dient zur Vorführung der Ethnographie, und die dritte ist berufen, den Fortschritt des Landes in Agrikultur, Bergbau und Industrie zu veranschaulichen.

Ein ganz besonderes Interesse wird die historische Ausstellung hervorrufen. In Mitte des prächtigen Stadtwäldchens, von uralten Bäumen umgeben, liegt die Csechényinsel, umspült von einem lieblichen See, welcher den Mittelpunkt des Ausstellungsterrains bildet. Wie auf einer Freninsel ragen in malerischer Anordnung die Türme, Zinnen, Giebel und Wimperge der mittelalterlich gestalteten Bauten, die Dächer, Kuppeln und Mansarden des Renaissancebaues über den reichbelaubten Baumriesen empor. Es ist ein prächtiges Bild, voller Empfindung und reicher Geschichte, denn nicht bloß Ausstellungszwecken dienende Gebäude wurden geschaffen, sondern eine Auslese ungarischer Baudenkmäler mit einer Fülle historischer Motive geboten. Das Ganze ist ein Bild voller Harmonie und Poesie und ein großer Triumph für den Architekten Ignacz Alpar, der sich der schwierigen Aufgabe der Zusammenstellung unterzogen hatte.

Eine auf steinernen Pfeilern ruhende mittelalterliche Holzbrücke, deren Sprengwerk mit Brettern verschalt ist, führt uns zum Haupteingange der historischen Baugruppe, der in den Formen des 14. Jahrhunderts gebildet ist. Eine große Thoröffnung stützt sich zu beiden Seiten an interessant gebildete Türme. Einer derselben stand einst in Segedwár in Siebenbürgen, der andere ist frei komponirt. An denselben finden wir die getreue Nachbildung eines Erkers der Burg Vajda Hunyad. Über der Thoröffnung bilden reichgegliederte Zinnen aus Backstein den Abschluß; dieselben sind einem Baudenkmal in Diakovár (Slavonien) entnommen. Der Anblick der Baugruppe von der Thorseite, an welche sich ausschließlich mittelalterliche Bauteile anschließen, ist der grandioseste. Durch die Thoröffnung schauend, sehen wir im Hintergrunde den reichgegliederten Bau Maria Theresianischer Zeit mit seinen Kuppeln und dem charakteristischen Figurenreichtum.

Doch treten wir ein! Links vom Thore liegt die romanische Baugruppe. Ein Klosterhof, mit Benützung historischer Fragmente aufgebaut, bildet den Mittelpunkt derselben; daran schließt sich einerseits eine Kapelle, an welcher das reiche Portal der durch den König Stefan gestifteten Abteikirche zu St. Jákt in natürlicher Größe nachgebildet wurde. Andererseits reihen sich an den Klosterhof die Räume des Königs an, welche, einen besonderen Königspavillon ersetzend und der Zeit des ersten Königs entsprechend, in romanischen Formen ausgebildet wurden.

Der romanischen Baugruppe gegenüber befindet sich das in U-Form gestaltete gotische Gebäude. Der Haupteingang, auf der Schmalseite eines Schenkels angebracht, ist reich mit Fialen und Wimpergen gegliedert und trägt die Formen der klassischen Gotik. Ueber denselben finden wir ein Rosenfenster mit bunter Glasmalerei. Bei dem nach der Straße sich öffnenden Hofe ist besonders die gelungene Fassade im spätgotischen Stil hervorzuheben. An der mittleren Front des Hofes sind unter einem weit hervorragenden Holzgesimse die Wappen der hervorragendsten Männer aus der Zeit des Matthias Corvinus in wundervoller Farbenpracht angebracht; sie bilden einen ergänzenden Teil der polychrom behandelten Fassade.

An dem mit dem Eingange korrespondirenden Flügel bildet der Thorturm von Segesvár den Abschluß. Die äußere, dem See zugekehrte Front ist eine naturgroße, getreue Nachbildung eines Teiles der Burg Vajda Hunyad, welche durch den regierenden Fürsten Hunyadi János für seinen Sohn, den späteren König Matthias Corvinus, gebaut wurde. Eine Fülle von historischen Baudenkmälern entnommenen Formen ist hier harmonisch zusammengetragen. Im Innern sind Gegenstände aus der Zeit des Königs Carl Robert, Ludwigs des Großen, der Anjous und Hunyadis untergebracht. In einer getreuen Nachbildung des Rittersaales von Vajda Hunyad finden wir Waffen und Kriegsgeräte dieser Zeit, in einer andern, gotisch gebildeten, gewölbten Halle die kirchlichen Schätze ausgestellt. Weiter dient ein Saal, dem Rüstungssaal von Bártfa nachgebildet, zur Aufnahme der auf das Städteleben bezughabenden Gegenstände.

Das dritte und größte Objekt ist das Renaissancegebäude. Dasselbe bildet ein Rechteck, bei welchem in der Hauptachse das große Stiegenhaus hineingebaut wurde; dadurch entstanden zwei geräumige Höfe, um welche sich die mannigfaltigsten Ausstellungsräume an einander reihen. Am Aeußern wurden in besonders geschickter Weise einzelne Fassadenteile hervorragender Bauten der Renaissancezeche gruppirt. Die eigenartige Entwicklung der Renaissancebaukunst in Ungarn mit den dem Sarazenischen entstammenden, aus Polen importirten Einflüssen kommt hier, in geschicktester Weise angebracht, außerordentlich zur Geltung. Die rückwärtige Fassade des Baues, sowie ein Teil des sogenannten Rákoczihauses in Eperjes, sind die besonderen Spezies dieser eigenartigen Stilform. An dem hinteren Gebäu sehen wir die hochinteressanten Frührenaissance-Fensterausbildungen, wie solche am Rathause in Bártfa sich vorfinden.

Außerordentlich interessant ist die Behandlung desselben Eckrisalites mit dem bei siebenbürgischen Bauten durch vier Eckthürmchen flankirten Erker, sozusagen typisch gewordenen Turmhelm. Das Motiv hiezu ist der Katharinenhaube in Brassó entnommen. Einen besonderen Reiz verleiht diesem Gebäudeteile die geschickt angebrachte Loggia auf der Höhe des Hauptgesimses, sowie der in der ersten Stockhöhe angebrachte Erker, welcher, auch dem Bártfaer Rathause entnommen, mit der Jahreszahl 1642 versehen, außerordentlich geschickt polychromirt ist.

Ein reizendes Extrafakt, in den Formen der französischen Frührenaissance, dann eine Nachbildung des Rathausturmes von Lőcse, schließlich eine vorzüglich gelungene Palastfassade im Barockstil bilden die weiteren ergänzenden Teile der beiden Seitenfassaden. Die Hauptfassade des Gebäudes ist in seiner ganzen Ausdehnung einheitlich komponirt. Das Motiv hiezu gaben die Bauten Fischer von Erlachs und Hildebrandts, jener bedeutenden Architekten Wiens, deren Schöpfungen unter der Benennung des Maria Theresiastils für die Entwicklung der neueren Baukunst in Ungarn von großer Bedeutung waren.

Im Innern des Gebäudes überraschen zunächst das groß angelegte Vestibül und die imposante Haupttreppe, welche, mit der Hauptfassade übereinstimmend, auch im Maria Theresiastil ausgebildet wurden. Eine Hauptsehenswürdigkeit des Innern bildet eine naturgroße Wiedergabe der Kapelle des Fürst-Primas Batocz, eines Teiles der Zentralbasilika zu Gran, dem Sitze des Fürst-Primas von Ungarn. Es ist dies das einzige noch erhaltene Baudenkmal, welches in den Formen der reinen italienischen Renaissance errichtet wurde. Die Wände, sowie die Kuppel dieser Kapelle sind aus polirtem roten Marmor hergestellt. Eine weitere hervorragende Sehenswürdigkeit bilden die fünf Interieurs aus dem Schlosse Esterházy, welche der jetzige Fürst Esterházy nachbilden ließ, um darin neben seinen hervorragenden Kunstschätzen die Büsten der Königin Maria Theresia auszustellen. Außer diesen benannten Räumen dienen eine große Menge historisch nachgebildeter Interieurs zur Aufnahme der reichen Schätze des Kriegswesens, der Waffen und Rüstungen ungarischer Fürsten und Heerführer, sowie eines Teiles der Schätze des Sultans. Der immense Reichtum des ungarischen Episcopates wird durch reiche Kirchengewänder und Geräte, der Schatz der Magnaten durch Goldschmiedarbeiten aller Zeiten, durch wertvolle Bücher, Kleinodien und Prachtgewänder, die Geschichte durch Dokumente und geschichtliche Gegenstände dargestellt — im Ganzen eine Sammlung von solcher Bedeutung und Mannigfaltigkeit, wie solche kaum in einem Museum Europas zu finden ist.

Ein viertes Gebäude, in Holzfachwerk ausgebildet, dient zur Aufnahme der Gegenstände der Urbeschäftigungen, der Jagd, der Fischerei und des Hirtenwesens. Es werden darin die interessanten Waffen und Geräte der in Ungarn einst berühmt gewesenen Bäßelzagden, der im Zeitalter der Anjous gepflegenen Falkenjagden und sonstige historische Jagdgeräte ausgestellt.

J. J.

Frühlingsfest in Valencia.

(Hierzu die Abbildung Seite 493.)

In Valencia, der Hauptstadt der gleichnamigen spanischen Provinz, wird die Feier des im vollen Blütenschmuck prangenden Frühlings mit einem anmutigen Volksbrauch begangen. In den verschiedenen Stadtvierteln erheben sich am 3. Mai „Blumenthrone“, das heißt zeltartige, auf Gerüsten errichtete Anbaue, von einer Art Baldachin überwölbt und mit reichem Blumenflor umstellt. Die von den jungen Mädchen des Stadtviertels für die Schönste der Schönen erkürte Maid nimmt, festlich gekleidet, auf dem Throne Platz, während unten ihre Freundinnen des Kommenden oder vielmehr der Kommenden harren. In neckischer Wegelagerei umdrängen sie die Daherschreitenden und bieten ihnen liebliche Kinder Floras zum Kaufe an. Natürlich wenden sie sich mit Vorliebe an die Männer, die ja schelmischen Blicken aus feurigem Auge und bittendem Worte von rosigen Lippen am wenigsten widerstehen, und wenn auch mancher der Ueberfallenen tut, als sträube er sich gegen den Tribut an die Schönheit, so verstellt er sich nur, um des lustigen Abenteuers sich länger zu erfreuen. Den Erlös ihres Blumenverkaufes verwenden die Mädchen in echter Frühlingsart: sie ziehen ins Freie hinaus und veranstalten ein fröhliches Picknick, bei welchem ihnen willkommen ist, wer solcher Gunst sich würdig erzeigt. Dieser Volksbrauch besteht noch heute in Valencia, indessen hat der Künstler, der berühmte Maler Louis Alvarez, die Personen seines Bildes in die Tracht zu Anfang dieses Jahrhunderts gekleidet.

The Architect and Builder

The Architect and Builder is the official organ of the Architectural Association of Ireland, and is published monthly. Subscription, 10s. per annum, post free. Single copies, 1s. each.

Communications for the Editor should be addressed to the Editor, 6 Ely Place, Dublin.

Communications for the Publishers should be addressed to the Publishers, 6 Ely Place, Dublin.

Telephone No. 1 Dublin.

Telegraphic Address: "Architect, Dublin."

Advertisements should be sent in not later than the 20th of the month.

Plate VIII. Frontispiece to Book Two

schokoladefarbigen Brei herabzusteigen, überwunden, so werden die Kranken nur zu oft Meerbadfanatiker, die mit sanfter Gewalt vom Arzte zurückgehalten werden müssen, um sie vor Schaden zu bewahren.

Dank der ausgedehnten, bis an die Häuser des Ortes herantretenden Waldfläche weist das Klima des oberen Elsterthales auffallend geringe Temperatursprünge auf, welche für die Kranken bekanntlich oft so verhängnißvoll werden. Bei dem Fehlen aller Großindustrie ist die Luft sehr rein, frei von Staub und schädlichen Beimischungen und macht trotz der Frische stets den Eindruck einer gewissen Weichheit.

Dabei ist das Klima keineswegs ein verweichlichendes. O nein! Gar oft braust der Sturm auf schwarzen Wetterfittichen über die Berge, ist wechselndes Wetter, Regen und Gewitter zu überwinden. Aber trotz kälterer Luft, trotz Wind und Wetter fühlt man sich im Gebirge wohl, leicht und frei, fühlt, wie die Kraft und Widerstandsfähigkeit des Körpers mehr und mehr zunehmen und die oft verloren gegangene Freude am Leben wiederlebet. Nicht selten werden die Kranken, die den ganzen Winter auf den Frühling vertröstet wurden, von ihrem fürsorglichen Hausarzte zurückgehalten mit dem Bedenken: „Im Gebirge ist es noch zu rauh und unwirtlich!“ Es ist ja wahr, die Zeit, wo der „rasche Frühling dem lahmen Winter auf die Ferse tritt“, beginnt in Bad Elster immer einige Wochen später als in der Ebene. Erst der mittlere Mai pflegt dem Gebirge sein Frühlingskleid anzulegen, dann aber, bei einer überraschenden Gleichmäßigkeit der Temperatur, unser Thal mit weit dauernderer Schönheit zu schmücken als die warmere Ebene, in welcher sich starke Temperaturschwankungen gerade im Frühjahr oft so empfindlich bemerkbar machen. Da singen die Vögel in Busch und Wald, der saftig grüne Wiesenteppich ist mit Tausenden bunter Blumen durchwirkt, die frischen Fichtensprossen hauchen Ströme von Duft in das Thal. Aber von vielen unbeachtet bleibt Vogelsang und Blumenduft, unbenützt strömt das Ozon in den Aether dahin, die wonnige Frühlingszeit vergeht. Wenn die Kurgäste dann Ende Juni kommen, haben die Wälder ihr freudig lichtes, grünes Frühlingskleid schon wieder ausgezogen, die Ozonbildung ist sparsamer, die schönsten Blumen sind verblüht, die Vöglein schweigen im Walde. Und wenn wirklich einmal kälteres Wetter käme, was thut's? Die Zimmer lassen sich heizen, und die Kurgäste sind gerade im Frühjahr immer mit wärmerer Kleidung versehen. Gestützt auf die Erfahrung einer fünfzehnjährigen Beobachtung, kann ich nur dringend raten, Kranke, die nicht zu sehr heruntergekommen sind, in klimatisch so günstig gelegene Gebirgsbader, wie Bad Elster eines ist, so früh und so lange als möglich zu schicken. Gerade im Mai und Juni, wo die Schönheit des erwachenden Frühlings das Herz des Kranken mit Hoffnung füllt, der in Ruhe und Gemächlichkeit, ungestört von vieler Geselligkeit, nur seiner Gesundheit leben kann, wird der Erfolg der nur bei Beobachtung der nötigen Vorsicht ein guter und dauernder sein.

Die Achenbacher.

Roman

von

Anton Freiherrn von Perfall.

(Forts.)

Den letzten Willen des Toten mit aller Kraft zu erfüllen, zu wachen über jede Gefahr, die seiner Vollstreckung drohte, das war die einzig mögliche Sühne. Dabei erwirbt er sich noch die Dankbarkeit Resis.

Wie ein Lichtstrahl fiel es in seine dunkle Seele. Seiner Beobachtung nach zweifelte er keinen Augenblick, daß Urban bis zum Aeußersten gehen werde, und Lenz war fest entschlossen, in diesem Falle ein Mittel anzuwenden, vor dem ihm zwar selbst schauderte, das geradezu eine Opferung seiner selbst war, aber in dem Fanatismus, der ihn gepackt, den die jetzt schon sich fühlbar machende Dankbarkeit Resis in das Unendliche steigerte, war er fest entschlossen dazu.

Dieser äußerste Fall ließ nicht lange auf sich warten.

Eine schwüle Julinacht war angebrochen. Lenz fürchtete die Dunkelheit, da woben sich entsetzliche Bilder! Aber am schlimmsten war's, wenn der Mond sein phantastisches Spiel trieb, dieser holde Freund der Unschuldigen, deren Seelen er auflöst in die weiche Harmonie seines Lichtes; dieser furchtbare Feind der Schuldigen, die er äfft und schreckt mit seinem wechselnden Spiel, tiefe Schatten zu Wahnbildern ballend, mystischen Schein mit außerirdischem Leben durchwebend.

Da trieb es ihn ruhelos umher, hinaus in das Freie, wo die gepreßte Brust leichteren Atem hoffte.

Heute war es völlig unerträglich. In seiner ganzen Größe stand der Mond am reinen, sternbesäten Firmament, sein Licht füllte jeden Winkel der engen Kammer. Wie er sich auch wandte und drehte, er konnte der magischen Kraft nicht entrinnen, die an seinem Hirn saugte und jeden Schlaf verscheuchte, die ihn in jedem Nerv schmerzte und doch so mächtig anzog.

Er riß das Fenster auf. Schwerer Heuduft drang herein, vom Schilf des Sees herauf tönte monotones Zwiegespräch der Unken.

„Gott, mein Gott!“ stammelte er, von einem tödlichen Angstgefühl ergriffen, als wehten fremd gewordene Worte aus dem erhabenen Frieden der Natur ihm entgegen, und die feuchte Stirn preßte sich gegen die kantige Eisenstange, einen Schmerz suchend, der das dumpfe, bleierne Hirn aufstachele.

Da vernahm er ein Geräusch, ein Brechen. Es stieg jemand über den Zaun dem Achenbacherhof zu. Jetzt erkannte er deutlich Urban, seine weißen Hemdärmel leuchteten zwischen den in blauem Licht gebadeten Blättern.

Das hatte Urban noch nie gethan und auch heute that er es nicht ohne besonderen Grund. Ein Brief von Flori an ihn war eingetroffen heute abend. Der Inhalt war wohl sehr wichtig für Burgl.

Lenz war in diesem Augenblick dankbar für die Ablenkung.

Er eilte ins Freie, in den Obstgarten und lauschte. Kein Blatt bewegte sich, er hätte den leisesten Flüsterton vernommen.

Er umschlich das Nachbarhaus, spähte, horchte an jedem Fenster. Kein Laut, nirgends Licht!

Jetzt kam er um die Stallecke, zur Wohnstube. Ein Fenster stand offen. Er stutzte — ein Geflüster drang heraus — er duckte sich hinter das aufgeschichtete Holz.

Doch er wollte hören.

Sie saßen offenbar an dem großen Ahorntisch, und Burgl hatte ihn erwartet. Vorsichtig gebückt schlich Lenz vor. Wie er sich langsam erhob, erschrak er. Burgls Gesicht, vom Mondschein grell beschienen, war ihm gerade zugewendet. Sie hätte ihn sehen müssen, wenn sie nicht so gespannt auf ihren Gefährten gelauscht.

Wo's nur die Ruah hernehmen, als wenn's net a ihr Teil hätten an der Blutschuld?

Das verschlossene Fenster ließ keinen Laut herausdringen; jetzt, wo er wußte, wo sie saßen, konnte er sich getrost an das offene wagen. Er schlich zurück, eben dahin. Nun vernahm er jedes Wort.

Urban zerknitterte ein Papier, den Brief Floris. Lenz kam zu spät, den Inhalt zu hören, den sein Bruder wohl eben vorgelesen.

Die Unachtsamkeit der beiden verlieh ihm Mut. Er erhob sich und beugte sich vor in die Stube hinein, auf deren grell beleuchtetem Boden die Schatten des Paares sich bewegten.

„Er traut uns net, das hörst do aus jedem Wort. Und wie er allweil von sein' unglücklichen Vater redt, hörst Du nix 'raus?“ flüsterte Urban.

Die Antwort Burgls war nicht verständlich.

„Daß wir so g'wissermaß'n net ganz unbeteiligt —“

„Urban, um Gottes will'n!“

Der Schatten Burgls löste sich aus dem schwarzen Klumpen, auf welchem Lenz' Blick ruhte.

„Nur der Gedanke dran —“

„Weiß ja eh',“ erwiderte Urban, „is ja Unsinn, selbst wenn mein Bruader —“ Die Stimme Urbans ward unverständlich. „Was gang das uns an! Hab'n wir uns net liab g'habt, vor der Lenz Di nur kennt hat, und wenn wir a dacht hab'n, ob's net wieder so werden könnt', wenn's a immer ärger word'n is die heimliche Liab, gar niemma zum derleid'n, muaß ma desweg'n an so was denk'n? Hast Du an so was dacht?“

Der Schatten Urbans beugte sich zu dem der Geliebten. Doch dieser wich ihm aus.

„Ja, i hab' dran dacht.“

„An an Mord?“ flüsterte Urban.

„Das net, das kann i b'schwör'n, das net! Aber an sein' Tod hab' i dacht, sein' natürlichen Tod — vor mir — das is a furchtbare Sünd, aber i kann nix dafür —“

Ein schwerer Atemzug ging durch das Zimmer.

„Kannst a nix dafür,“ flüsterte Urban leidenschaftlich. „Wenn i Di ang'schaut hab' in Deiner Pracht und daneb'n der Mensch, der's gar net g'acht hat, meinst, da hat's ma net oft 's Hirn z'samm'krallt, meinst, da is ma anders ganga mit mein' Gedanken? I hab' ja nur ein' g'habt — Di! Und wenn einer kemma wär' und mei' Seel verlangt hätt' für Di, i hätt's ihm geb'n.“

Lenz lauschte zornig.

„Fliehn ma, Urban, heut no, wohin D' magst, nur net hier bleib'n,“ unterbrach Burgl die Stille.

„Sei ka Narr,“ erwiderte Urban, „grad hier und — öffentli verkünd'n muaß uns der Pfarrer nächst'n Sonntag, wia's vor sechzehn Jahr'n schon hätt' g'schehn soll'n.“

„Und wenn dann der Lenz —?“

„Der Lenz? Was ist mit 'n Lenz?“

„Hat er net alle Deine Gedank'n kennt? Dein' Haß wia Dei' Liab? Wenn er do net ganz unschuldi wär' — er verlaßt mi ja kan Augenblick, der Gedanken — und wenn er dann — I sag' ja bloß — vor uns hintreten thät' — ihr habt 's ja so woll'n — i will's net allein trag'n. Urban! Urban! Dann — o, mein Gott —“

Höchste Seelenangst sprach aus ihr.

„Mein' Burgl, da brauchst Di wohl net z' kümmern! Der sagt so was wohl net — und wenn er's thät, wollt' i ihn anders heimschicken. Ein Wort soll er mir nachweis'n, das sich so deut'n ließ — übrigens was willst denn? Hat's net sein' volle Richtigkeit mit dem Tod von Dein' Mann? Hat si so was net schon oft auftroff'n? Was hat denn der Lenz damit z' thuan?“

„Ja, wenn i Di so hör', dann is freili all's wieder ruhig,“ flüsterte Burgl.

Lenz hatte bereits den einen Fuß gegen die Mauer gestemmt, schwungbereit. Der Tisch wurde gerückt, Urban stand auf.

„Also abg'macht! Wir nehma den Kampf auf. Was bricht — bricht! Und den Lenz laß nur mein' Sorg sein, er soll Di nimma lang schrecka mit sein' G'sicht'schneid'n.“

Als Urban sich wandte, taumelte er auf Burgl zurück, welcher der Schreck einen Schrei auf die Lippen bannte.

Dicht vor ihnen stand ein Schatten, eine schwarze Gestalt, vom grellen Mondlicht geblendet sahen sie nur die Konturen. Urban, rasch gefaßt, sprang auf die Gestalt zu, griff nach ihr.

„Nur langsam!“ höhnte Lenz. „I bin net der, den ihr meint's! Greif nur, laut'r Fleisch und Bein. Wia Di nur so schrecka kannst, bei Dein' guat'n G'wiss'n.“

Urban ließ ihn nicht los.

„Red! Was führt Di her?“

„Ja, allerhand! Der Mondschein, a offenes Fenst'r und eure Abmachung, bei der i a dabei sein möcht.“

„Du?!“

Urban zerrte ihn, bebend vor Zorn, am Hemd, das er noch immer mit krankhaftem Griff vorn an der Brust zusammenhielt.

„Was geht denn Di, elender Schleicher, unsere Angelegenheit an?“

„Weil wir z'samm'g'hör'n, wir drei, wia z'samm'g'schmiedt,“ erwiderte Lenz, Urbans Hand festhaltend, die ihn zu würgen drohte. „Für's ganze Leben — drüber 'naus,“ röchelte er unter den Fingern des Bruders, die sich konvulsivisch um seine Kehle schnürten.

„Als was nacha? Als was? Als mein sauberer Bruader vielleicht? Mei' Schand! Mei' Unglück!“ knirschte wütend Urban.

„Als Mörder!“ brachte Lenz mühsam hervor.

Burgl trat dazwischen und löste gewaltsam den tödlichen Griff Urbans.

„Jetzt red klar! Tragst Du a Schuld am Tod vom Achenbacher?“

Einen Augenblick trat unheimliche Stille ein.

„Ja!“ tönte es dann dumpf aus Lenz' Munde.

Burgl knickte zusammen.

„I hab's Holz auslass'n im Schindlgrab'n.“

„Mörder, verruchta!“

Urban drang auf's neue auf ihn ein.

„Und uns möcht'st mit 'neinziehn in die Schandthat?“

„Ja, das will i a, oder meinst, i trag' vielleicht die furchtbare Last allein und laß Dir grad den Gwinn? Hast Du des verdient um mi oder die Burgl? Jeder sein Teil! I den größern weg'n

meiner, die That! Ihr den andern — er langt a no — den Will'n! Den g'heimen Wunsch, den aus-g'führ'n ihr grad z'feig ward's."

„A Wort weiß ma nach, nur a Wort, das Dir 's Recht gibt für so an Anklag, sonst derwürg' i Di wia a giftige Schlang!" tobte Urban.

„Als wenn's dazua a Wort brauchet, a Blick net langet, a einfach's Schweig'n? Was habt's euch denn g'sagt damals, wia er d' Burgl niederg'schlag'n hat, ohne a Wort g'red'n? Sterb'n muaß er, habt's g'sagt. Was hast denn mir g'sagt, wia i auf den Bluatfleck deut' hab auf der Mauer? Töt ihn, hast g'sagt! Was hat denn das g'heißen damals, wia i von der Wildbahn heimkemma bin. ‚Wenn i 's wüßt', daß mein Bruader a Mörder werd'n is an ihm, wär' all's vorbei!' Wenn i 's wüßt'! Das hat g'heißn: Thua's, aber red nix!"

Urban trafen die Worte wie ein Peitschenhieb. Ohnmächtiges Lachen trat an die Stelle der Wut, er berührte Lenz nicht mehr.

„'s Bluat vom Achenbacher hat uns z'samm'-g'schweißt," fuhr Lenz fort, „und des is a furchtbare Löt'n! Drum wehr Di net, 's wär' do umsonst. Von uns zwei hat keiner mehr sein' freien Will'n!"

Da erwachte in Urban noch einmal mächtig der Trieb, diesen Unhold abzuschütteln samt seiner furchtbaren That.

Er stürzte sich auf ihn und riß ihn zu Boden. Ein unartikulirter, wahnsinniger Laut gellte durch die Stube.

Burgl sah gelähmt an allen Gliedern den tödlichen Kampf der Brüder, der sich bald in tiefe Schatten tauchte, bald dämonisch aufleuchtete im grellen Mondlicht.

Da tönte eine Stimme wie aus weiter Ferne. Sie rief Burgls Namen, lang gezogen, weinerlich. Und ehe sie die beiden Kämpfer vernommen, ehe Burgl sie warnen konnte, trat der alte Achenbacher, mit einem groben Hemde bekleidet, in die Stube.

Das Augenlicht war ihm längst gänzlich erloschen. Der gelle Schrei der Brüder hatte ihn wohl aufgeschreckt, seine Taubheit überwindend.

„Wer is da? In Gottes Namen, wer is da?" fragte er, auf seinen Stock gestützt, weit vorgebeugt, das erloschene Antlitz dem Mondlicht zugewendet.

Die Kämpfenden sprangen erschreckt auf. Lenz war mit einem Sprunge aus dem Fenster.

„I bin's, Vater, die Burgl!" schrie die entsetzte Bäuerin ihm zu, während Urban scheu vor dem tappend vorwärts schreitenden Greise auswich.

„Und wer is bei Dir? 's war die Stimme von an Mann!"

Er tastete mit seinem Stock umher.

„Du hast Di verhört, es is niemand da als i."

„I spür's aber, daß einer da is, Burgl, ganz in meiner Näh. Da — da!"

Er schritt gerade auf Urban zu, der, wie gebannt von diesen weit geöffneten lichtlosen Augen, die im Mondlicht wie zwei Sterne glänzten, langsam zurückwich.

Plötzlich erfaßte ihn eine zitternde Hand am Aermel, der Stock berührte seine Brust, erhitzter Atem flog dem Alten ins Gesicht.

„Der Flori? Red do! Red do!"

Die knöchernen Finger des Greises tappten die regungslose Gestalt entlang, sie näherten sich dem Antlitz Urbans berührten den Bart, zitterten über die Züge.

„Das is der Flori net! Das is — das is — Urban Lehner!" rief er plötzlich mit dröhnender Stimme.

Ein Zittern befiel die Greisengestalt, dann senkte er nur ermattet das greise Haupt und trat den Rückweg an, eine Bewegung des Schauderns mit den Händen machend; vor dem Christus in der Ecke, vor welchem das ewige Licht nicht mehr brannte, blieb er noch einmal stehen, das Haupt zu ihm erhoben, dann entschwand er den Blicken des stummen Paares.

Burgl faßte sich zuerst.

„Geh, Urban, geh! Du siehst ja selb'r, es darf net sein, all's hat sich verschwor'n gegen uns."

„Wenn i Di aber net laß, allen Stimma zum Trotz, von auß'n und von inna. Wenn i Di net lass'n kann, eh' mein Leb'n."

Er wollte sie umfassen, aber sie stieß ihn von sich, dann schwand ihr das Bewußtsein.

*

Lenz hätte sich den dringenden Brief an Flori sparen können: „Wenn Dir an der Resl no was liegt, komm vor Sonntag."

Burgl lag schwer krank in heftigem Fieber und schwätzte so tolles Zeug, daß der Arzt bedenklich den Kopf schüttelte. Bei dem Mangel geeigneter weiblicher Pflege auf dem Hof bat er sich von Urban die Resl aus zu dem Samariterdienst. Nachbarn müßten sich doch in solcher Lage gegenseitig aushelfen.

Doch Urban weigerte sich entschieden, seinen Willen zu thun. Das Mädel sei viel zu schwach und unerfahren zu dem Geschäft, und er möchte die Verantwortung nicht übernehmen; außerdem sei's der Bäuerin wohl selber nicht erwünscht, die einmal, leider Gott, mit seiner Tochter schlecht harmonire! Das brächt' die Kranke erst recht aus einander. Er selber wolle schon sorgen dafür, daß ihr nix fehle.

Urban fürchtete die Fieberphantasien Burgls. Der Arzt mußte solchen Argumenten weichen, Resl erfuhr nichts von seiner Forderung.

Es war Samstag. Sonntag Abend kam der Flori in den Erntеurlaub; da löste sich für sie alles in Licht und Sonnenschein.

Das finstere, von wühlender Leidenschaft verzerrte Gesicht des Vaters fiel ihr nicht auf, auch die sonderbaren Reden des Lenz, aus welchen immer wieder die Warnung vor einer Gefahr klang, verstand sie nicht. Der Egoismus, welcher in jeder, auch der reinsten Menschenbrust wohnt, ließ ihr auch die Krankheit Burgls, von der sie wohl gehört, nicht so schlimm erscheinen.

Was soll denn die starke, kerngesunde Frau, gegen die sie ein zerbrechliches Ding war, so plötzlich anpacken? Und dann kam morgen der Flori! Der Flori in der grünen Uniform mit den roten Aufschlägen. Der Anblick muß ja die Mutter wieder gesund machen! Sie hatte den ganzen Tag zu nähen und zu putzen, ihren Sonntagsstaat auf den Glanz herzurichten, um sich doch auch sehen lassen zu können neben ihrem wunderschönen Ehevanleger. Wenn er nur grad in der Früh kamm'n wär', und dann mit einand' in Gottesdienst. Das hätt' a G'schau geb'n und a G'wischber! 's war ja recht sündhaft, so was zu denk'n, und die rechte Andacht g'wiß net, aber am End muaß der liabe Herrgott do selber sein' Freud hab'n an zwei so glückliche Menschenkinder! Hat ja der heilige Michael am Altarbild selb'r an glänzenden Harnisch an und an groß'n Federbusch auf 'n Helm, wia er den schiach'n Drach'n umbringt, der ganz verblend't is von sein' Glanz.

Urban ging in den Achenbacherhof. Es war seine Verpflichtung, hinzugehen, was auch der Alte sagen und denken wollte. Was lag ihm noch daran!

Sein Entschluß war gefaßt. In seinem Hof war kein Bleiben mehr für ihn. Nie wird er sich mehr frei machen können von dem Bann des Lenz, wenn er sich auch noch sehr dagegen wehrte, sich selber jede Mitschuld leugnete. Und der wird sich den Vorteil nicht entgehen lassen und den Herrn spielen auf dem Hof, da wählte lieber er selbst das Los, das der Achenbacher dem Bruder zugedacht — die Verbannung. Fort! Ueber's Meer! Was lag ihm noch an der Heimat?

Und die Burgl? Hat's net selb'r vom Fliehn g'sproch'n? Die kann mitkomma, nachkomma — die muaß ja nachkemma, weil's nimma lass'n kann von ihm.

Urban trat, innerlich gefestigt, vor das Krankenbett Burgls. Um so mehr erschrak er über den Anblick der Frau. Diese feuchten, unruhig flackernden Augen, diese dunkelroten Flecke auf den eingefallenen Wangen weissagten nichts Gutes.

Sie erkannte ihn wenigstens, sprach ganz vernünftig, nur zu vernünftig. Sie habe die Krankheit schon lange in sich verspürt, schon seit dem Tode ihres Mannes. So ein Schreck lasse immer etwas zurück. Das Schlimme sei nur, daß es gerade jetzt sein müsse, zur Erntezeit und der Flori fort.

Diese völlig klaren, nüchternen Auseinandersetzungen, ohne die leiseste Anspielung auf die jüngsten Ereignisse, auf ihn selbst, waren Urban unheimlich.

War das Absicht oder hatte sich eine Lücke gebildet in ihrem Gedächtnis, hatte das Fieber sein Bild aus ihrem Herzen gebrannt?

Doch nur zu bald wurde ihm Aufklärung!

Burgl veränderte plötzlich den Ton. Eine heftige Unruhe packte sie, die Vorstellungskreise verwirrten sich. Doch er achtete nicht darauf.

Sie rief wieder seinen Namen, bald voll Sehnsucht, voll freudigen Erkennens, bald angstgequält, bei ihm Schutz suchend.

Sie drängte sich an ihn, sie umklammerte seine Hände, Bilder quälten sie, Gestalten haschten nach ihr.

„Lorenz! Was willst denn von mir? I hab' Dir ja nix gethan. Der Lenz war's ja! Nein! Nein! I laß mi net — Urban! Urban! Hilf mir, um Gottes Erbarmen! Heb's do auf, das Goldstück!"

Ihre verzerrten, schreckerfüllten Züge verklärten sich dann wieder, die zusammengekrümmten Finger liefen sanft über sein Haar. Dann folgte völlige Erschöpfung, ein unruhiger Schlaf.

Er saß dabei wie ein Verdammter, den Blick unverwandt gerichtet auf dieses glühende, zuckende Gesicht, diese geschlossenen Lider, unter denen die Bilder des Grauens rollten, auf diese ewig beweglichen Lippen, die bald sich einzogen wie im Krampfe, bald weit offen standen in lähmendem Entsetzen.

Er merkte darüber nicht die Veränderung, die um ihn vorgegangen. Die tiefe Dämmerung, die sich herabsenkte auf die Kammer, obwohl es kaum fünf Uhr war, den stoßweisen Wind, der das Haus erschütterte, in den Bäumen und Sträuchern sein pfeifendes Spiel trieb. Erst als die beiden Fensterflügel klirrend aufsprangen und der weiße Vorhang bis zum Bett herüberflatterte, erwachte er aus seinem Brüten.

Er trat an das geöffnete Fenster und warf einen kurzen Blick hinaus. Ein Gewitter war im Anzuge. Das wird das Fieber der Kranken noch erhöhen, dachte er.

Die ersten Tropfen fielen, schwer klappernd wie Hagel, und der Donner rollte.

Da Burgl noch nicht erwacht, trat er rasch vor die Hausthür.

Schwarzes, schweres Gewölk zog über das Westerholz her, mit seinen weißlichen zerrissenen Säumen die Wipfel der Bäume streifend. Das fahle Licht ringsum erlosch immer mehr.

Ein scharfes Wetter! Oben auf den Bergen regnet es wohl schon in Strömen, dem Rauschen des Achenbachs nach, dessen Wellen jetzt schon weiß aufblitzten zwischen den jetzt in bläuliche Nacht gehüllten Fichten und Tannen.

Jetzt ging es los! Er mußte in das Haus zurück flüchten vor dem Guß, der jetzt herabprasselte.

Burgl war erwacht. Sie saß aufrecht, mit beiden Händen an die Lehne des Bettes sich festklammernd, und starrte zum Fenster hinaus, vor welches sich ein weißer, rauschender Schleier gelegt.

Sie streckte ihm hilfesuchend die Arme entgegen.

„Komm do! I krieg' ja kein' Atem mehr! Net auf 'n Arm — wenn's alle herschaun die Herrn und Damen. Nur fort! Fort! I hör 'n ja scho rausch'n — und wenn i nimma 'nüber kann. — Lorenz, Lorenz! Schlag mi net!"

Ihre Fieberphantasien, welche sichtlich das Unwetter draußen erregte, klangen wie eine Mahnung für Urban.

Wenn jetzt der Achenbach käm' wie damals nach dem Fest, noch ärger vielleicht, und er allein mit dem todkranken Weib!

Währenddem er Burgl gewaltsam im Bett zurückhielt, lauschte er. Der Sturm schien sich gelegt zu haben, auch kein Donner war mehr zu hören, aber ein ganz fremdartiges Sausen und ein dumpfes Grollen, nicht von oben, sondern von unten, als ob der Boden wanke, — dabei war fast völlige Nacht eingetreten.

Er mußte hinaus, doch Burgl umklammerte ihn mit der Kraft, die nur Fieber und Wahnsinn verleihen. Er hätte ihre Hand mit Gewalt lösen müssen. Da vernahm er einen Laut, der ihn mit Entsetzen erfüllte: das Brechen und Bersten von Holzwerk, das Brüllen sich heranwälzender Wasser.

Gewaltsam riß er sich los.

Er kannte nur zu gut die rasende Schnelligkeit, die verheerende Gewalt der entfesselten Elemente. Doch unter der Thür rannte er mit einem Manne zusammen, er erkannte ihn an den blitzenden Uniformknöpfen — Flori!

„Wo is die Resl?" fragte dieser atemlos, ohne Urban in der Dunkelheit zu erkennen.

„Da is Dei' todkranke Muatter und i, der Urban! Sonst niemand," erwiderte Lehner.

„Und 's Resl hast drüb'n lass'n? Der Achenbach is durch, in fünf Minuten is kein Stein auf dem andern. Lehner! Dein Kind! Dein einzig's Kind!“ flehte er.

Doch Urban zögerte noch immer, auf die Kranke blickend, welche jetzt regungslos lag.

Da packte ihn Flori und schleuderte ihn zurück. „So bleib, feiger Tropf!“

Im nächsten Augenblick war er schon im Freien.

Der Achenbach hatte sich ein neues Bett gegraben, und mitten darin, von seinen mit mächtigen Baumstämmen und Felsblöcken bewehrten dunkelbraunen Wogen umtost, stand zitternd in allen seinen Fugen der Lehnerhof.

Eben noch, als Flori in sein Haus getreten war, in der Ueberzeugung, Resl dort in Sicherheit zu finden, war noch ein Zugang über die hoch gelegene Tennenbrücke denkbar gewesen, doch an Stelle derselben klaffte der gesprengte Bogen über dem Wasser.

Von Osterhofen her nahten Leute mit Windlichtern. Bei dem Lärm der Elemente war an ein Rufen und Antworten nicht zu denken.

Hinüber mußte er, in fünf Minuten war alles verloren.

Das Licht schien wieder zuzunehmen, der dichte Regen nachgelassen, er ließ wenigstens den Blick wenige Schritte vorausdringen.

Flori war jetzt mitten im Tumult der entfesselten Wasser, ein Zorn packte, ihn gegen das tückische Element und verlieh ihm Wunderkraft.

Plötzlich tauchte aus dem strömenden Grau etwas sich Bewegendes auf, ein leuchtendes, sein Letztes einsetzendes Geschöpf. Es hatte sichtlich nicht die Kraft, dem Anprall der Strömung zu widerstehen, und trieb abwärts.

So wenig auch die Formen Menschliches hatten, Flori rief doch den geliebten Namen — und es kam Antwort. Also ein Mensch! In diesem Augenblick war die Erscheinung schon wieder verschwunden.

Nach! Besinnungslos, schwimmend, zwischen Balken, Brettern, Hausrat aller Art sich durcharbeitend. Wieder tauchte es auf, dicht vor ihm — Lenz!

Ein jäher Schmerz packte ihn. Um diesen Elenden

Bilder aus Griechenland. Frau aus Elis.

versäumte er vielleicht die Rettung Resls. Doch rief er ihn an.

„Flori, i hab's! I hab's!“ antwortete dieser triumphirend. „Nur schnell! Schnell! I kann nimma —“

Lenz hatte glücklich eine Stelle erreicht, wo gestemmte Trümmer eine förmliche Insel bildeten, welche, sich an das Geröll des neu gebildeten Ufers lehnend, vor Verschwemmung gesichert war. Hier brach er entkräftet mit seiner Last zusammen.

Doch ehe Flori dahin gelangen konnte, tauchte dicht neben Lenz Urban auf, welcher, nachdem ihn die Scham aus dem völlig ungefährdeten Hof getrieben, vorsichtiger als der stürmische Flori in dem alten Bett des Baches beim Ort der Zerstörung gefahrlos sich genähert.

Flori konnte nur erkennen, wie er die Arme ausstreckte nach seinem, wie es schien, ohnmächtig in den Armen des Lenz liegenden Feinde.

Da geschah vor seinen Augen etwas Ungeheuerliches. Urban stieß einen wilden Fluch aus, die beiden Männer umfaßten sich, rangen mit einander, zerrten sich gegen die reißende Strömung, und zwischen

Bilder aus Griechenland: Der Ringerrichter von Kalling.

den Trümmern hing Resl, seinen Namen rufend. Als er sie glücklich erreichte, nach ihr faßte, wies sie vor sich hin, wo in der reißenden Strömung Baumstämme, Wurzelwerk und Balken und Stämme drohend wirbelten, während unter den Wassern mit dumpfem Grollen Felsen sich wälzten; mitten drin kämpften die Brüder einen wahnsinnigen, lautlosen Kampf. Die Ueberraschung, das Unbegreifliche des Anblickes lähmte Flori, abgesehen davon, daß jede Hilfe nutzlos war.

Ein, alles Getöse der Elemente übertönendes, dumpfes Krachen, Splittern, Rollen erfüllte die Luft — der Lehnerhof war dem Achenbach gewichen! Und gleich darauf schoß es verwirrend vorbei, hinab in den Schlund, Balken, Sparren, ganze Gerüste, in Todesqualen brüllendes Vieh.

Ein gelles, wahnsinniges Lachen, ein unartikulirter Schrei — und der höllische Traum verschwand.

Als ob die Elemente ihr Ziel erreicht, ihre Wut gesättigt hätten, trat verhältnismäßig Ruhe ein. Die Wasser, des Widerstandes ledig, flossen glatt, fast lautlos dahin, als ob ihr Recht an diesen Platz ein uraltes, nicht ein in wenigen Minuten angemaßtes wäre.

Erst die Zurufe vom Ufer, die schwankenden Lichter ermahnten Flori, daß es Zeit sei, an die eigene Rettung zu denken.

Resl überließ sich ihm willenlos. Es galt nur noch einen schmalen Seitensteg zu durchwaten, und das Ufer war glücklich erreicht, kaum einen Büchsenschuß vom Achenbacherhof.

Die ganze Einwohnerschaft war dort versammelt, teils hilfsbereit, teils selbst auf der Flucht vor dem entfesselten Elemente.

Doch niemand achtete der Nahenden, alles drängte sich um eine Gestalt, welche, vom Schein der Fackeln und Windlichter grell beleuchtet, vor dem Hause stehend, mit den Bewegungen eines Wahnsinnigen das Tosen des Wassers überschrie — um den alten Achenbacher.

Halb nackt, das lange, weiße Haar verwirrt, pflog er Zwiegespräche mit den Elementen. Eine tolle Freude hatte ihn gepackt über das Vernichtungswerk um ihn her.

„Laß net aus, alter Freund! Nur her! Nur her! Zeig ihna, wer di leit' und führt! Sonst lach'ns di grad aus, di und dein' Herrn! Runter damit mit den Achenbachern! Reiß nieder das Sündenhaus in dein' allmächtigen Zorn, mi mit, i will net überbleib'n!“

Dann beugte er sich wieder vor, wie lauschend. „Hurra, jetzt kommt er!“ Er wankte vorwärts. „Da bin i, der letzt'!“

In diesem Augenblick trat Flori in den Kreis, Resl im Arme, im triefenden Sonntagsstaat, den sie zur Probe angezogen für den kommenden Tag.

Ein heller Jubel erscholl beim Anblick des Soldaten, dem die grüne Uniform in Fetzen vom Leibe hing, und des geretteten Mädchens. Fragen nach Urban und Lenz mischten sich darein.

Der Alte horchte auf.

„Der Flori und die Resl!“ schrie man ihm triumphirend über die Hinfälligkeit seines frevelhaften Fluches entgegen.

Er taumelte zurück wie vor einer schrecklichen, unerhörten Kunde.

„Kann das dein Will'n sein, Herr Gott da oben?“ rief er dann, beide Hände erhebend. „Dann — dann —“ Seine bebenden Hände ballten sich, eine furchtbare Lästerung schwebte auf seinen Lippen. Da brach er röchelnd zusammen.

Die entsetzte Menge umringte ihn. Flori eilte mit Resl in das Haus zur Mutter.

Burgl lag regungslos im Bett.

Flori packte die Angst, der Vorwurf, sie verlassen zu haben. Sie war wohl gestorben vor Schreck, inmitten dieses Aufruhrs.

Er machte Licht. Sie schien ganz friedlich zu schlafen. Er rief ihren Namen, rüttelte sie, da schlug sie die Augen auf, erstaunt und groß.

„Flori! Ja, wo kommst denn Du her? Ja, wia is mir denn? So groß und schön bist word'n, Wie D' fort gange bist, warst ja no a Büberl — und i — ja freili —“

Sie berührte hastig ihre eingefallenen Wangen, ihr Haar, und ließ den Blick auf den zitternden Händen ruhen.

„I bin alt und gebrechli! Aber wer is denn das?“ fragte sie dann, auf Resl deutend, die am Fußende des Bettes in völliger Erschöpfung niedergesunken war.

Bilder aus Griechenland: Landmann aus Elis.

„Des is 's Reserl, Muatter, meine Braut, die i mir aus dem Achenbach g'holt hab'.“

Da legte Burgl die beiden Hände vor das Gesicht. Ein heftiges Schluchzen erschütterte sie.

Resl wollte sie beruhigen, doch Flori wies sie zurück.

„Einmal muaß 's sein,“ sagte er zu sich selbst. „Jetzt wirst mir's do gönna?“ begann er nach einer Weile in liebevollem Tone, die Hände der Kranken vom thränenvollen Antlitz sanft entfernend. „Wird Dir a leicht'r werd'n, wenn der Will'n erfüllt is vom Vater selig.“

In Burgls Antlitz wetterleuchtete es. Sie tastete mühsam umher.

„Ja, Du hast recht, leicht'r wird's werd'n, muaß 's werd'n!“ schrie sie auf, wirr im Zimmer umherblickend.

„Wo is der Urban?“ fragte sie dann plötzlich, den Blick fest auf Flori gerichtet.

Der schwieg und senkte das Haupt.

„Er muaß herkomma, gleil Hol ihn, Flori. I b'schwör' Di drum.“

Flori schüttelte das Haupt.

„Der kommt nimma, der Urban!“

„Fort? Ganz fort? Des is net möglil“ Tödliche Unruhe ergriff die Kranke. „Tot?“ fragte sie dann, sich an die Wand zurücklehnend, mit weit geöffneten Augen.

Flori nickte. „Der Achenbach hat 'n mitg'nomma.“

Burgl sank wie leblos in die Kissen.

Drüben in der Stube lag der alte Achenbacher, der Schlag hatte ihn getroffen.

Die Natur hatte ausgetobt, keine Runzel blieb zurück in ihrem eben noch so wutverzerrten Antlitz. In erhabener Pracht senkte sich die Sonne hinter die Höhen des Westerwaldes. Ihre scheidenden Strahlen huschten über die Trümmer des Lehnerhofes, spielten in roten Lichtern auf den jetzt schmeichelnden Wellchen des Achenbaches; sie schlichen in die Stube zu dem toten Greis und haschten sich in seinem weißen Haar; sie entdeckten, alles durchdringend, unter Schutt, Gerölle und Wurzelwerk zwei dicht verschlungene Leichen, das Brüderpaar Urban und Lenz, nach denen man bis jetzt vergeblich gesucht hatte.

*

Es gibt nur noch einen Achenbacher auf der Höhe, den Bürgermeister von Seehamm, Florian. Ein würdiger Sproß der alten Dynastie, unter dessen Regimente alle Gegensätze sich ausglichen, die Gemeinde Seehamm einer gesunden Entwicklung entgegengeführt wurde.

Seine Trauung mit Resl Lehner in der im neuen Schmucke prangenden Osterhofener Kirche, welcher ihre alten Rechte längst wieder zurückerstattet sind, war seinerzeit ein freudiges Ereignis für das ganze Thal.

An der Stelle des Lehnerhofes steht eine kleine Kapelle, der Gnadenmutter von der Fernleskunt geweiht. Eine tiefgebeugte, ihrem Aussehen nach hochbejahrte Frau, deren einstige Schönheit nicht zu verkennen, ist die treue Hüterin derselben — Burgl, die Großmutter. Ihr Abend glich dem, welcher sich damals herabsenkte nach der verheerenden Katastrophe.

Ueber Schutt und Trümmer und aufgewühlten Schlamm, der Verheerung ungezähmter elementarer Gewalten eine sanfte, versöhnende Röte, die verklärenden Strahlen der kindlichen Liebe.

Nur wurde er ihr nicht so ohne weiteres beschieden, sondern erst nach langem, verzweifeltem Ringen mit diesen Gewalten, die, einmal in dem kleinen Raum eines Herzens entfesselt, nicht so leicht zur Ruhe kommen wie im gewaltigen Spielraum der freien Natur.

Sie hätte sie vielleicht nie bezwungen, wenn nicht vier ganz kleine, kugelrunde Händchen ihr dabei geholfen und vier blaue Kinderaugen!

Bilder aus Griechenland.

Von

Paul Kipper.

Mit Abbildungen nach photographischen Aufnahmen, Seite 500 u. 501.

II.

Elis und Olympia.

Am nächsten Nachmittag wagen wir an Bord eines griechischen Schiffes, der „Zeela“, die Ueberfahrt nach Patras. Wenn Bismarck einmal den ganzen Balkan einen Haufen Völkerlehricht nannte, so hätte ihm bei diesem Ausspruch ganz gut das Bild eines griechischen Dampfers vor Augen schweben können, der sozusagen der Balkan in nuce ist. Von der Unordnung, dem Schmutz und dem bunten Durcheinander eines solchen Fahrzeuges läßt sich schwer eine Vorstellung geben. Unsere Gesellschaft war besonders bunt durch eine Rotte Soldaten, die samt ihren erste Kajüte fahrenden Offizieren nach einer andern Garnison übergeführt wurden, und durch einen italienischen „Hippodrom“, der mit Mensch und Vieh sich in das Zwischendeck eingenistet hatte, um seine Kunst, mit welcher er bisher die Korfioten ergötzte, nach dem Festland zu verpflanzen. Der Herr Direktor läuft barfuß zwischen seinen Pferden und Stapeln von Tonnen und Säcken herum, die Weiber sitzen auf Packen und schwatzen, flicken, essen oder kochen, ein kleiner Bengel einer epirotischen Familie, welche als Abendschmaus Brot, Käse und getrocknete Fische mit Fingern und Zähnen zermalmt, stopft der Prima-ballerina eine Handvoll weißen Käse in den Mund. Gegen Abend ist das ganze Gesindel auf dem Hinterdeck; kein Kapitän bekümmert sich darum. Doch machen die beiden Musikclowns auf Geige und Guitarre eine hübsche Musik, und ein italienischer Weinhändler singt mit schönem Tenor ein paar Nummern aus der „Cavalleria rusticana“ und dem „Trovatore“. Allmählich sucht sich alles seinen Platz zum Schlafen. Ich kann mich nicht überwinden, in die Kajüte hinunter zu gehen, und die wundervolle, warme, windstille Nacht kommt meinem Vorhaben entgegen. Ich hole mir meinen Plaid, eine Decke und ein Kopfkissen und schlafe auf Deck unter dem schönsten Sternenhimmel.

Bald nach 5 Uhr morgens werden weiße Segel sichtbar, lautlos und schnell wie Möven an uns vorübergleitend, und noch eine Weile, da geht vor uns über den Bergen Arkadiens golden die Sonne auf, wir grüßen die griechische Erde, wir kosen den Lufthauch, den Sonnenstrahl, der von Hellas her unsere Stirn berührt. Weit hinter uns entschwindet Ithaka dem meerdurchwallenden Schiffe, und Kephallonia zur Rechten, Missolonghi zur Linken fahren wir in den Golf von Patras ein. Mit einem Schlage steht die Zeit der griechischen Befreiungskämpfe vor unserem Geiste. Drüben liegt die Insel mit dem elenden Flecken Metazáta, wo Byron im Juli 1823 als Mitglied des Londoner Hilfskomites sein Hauptquartier aufschlägt, um seine Begeisterung und sein Vermögen in den Dienst der Griechen zu stellen, die er liebt, „obwohl sie verständige Schurken sind und alle türkischen Laster haben, ohne türkischen Mut“ — ein Urteil, das sehr bald die Ereignisse korrigirten, welche bewiesen, daß Philopämen in der That nicht „der letzte der Griechen“ war. Denn auf der andern Seite des Schiffes, von welchen Heldenthaten erzählt uns da nicht das kleine Missolonghi! Es birgt heute das Herz des edlen Briten, das für Griechenlands Befreiung schlug, und wahrlich, wenn irgend eine Stadt in Griechenland, so ist es Missolonghi, welches den Philhellenismus der zwanziger und dreißiger Jahre rechtfertigen wird vor jeglichem Urteil der Geschichte. Heldenhaft bis zur äußersten Erschöpfung hatte Missolonghi zweimal der Uebermacht der Türken mit Erfolg widerstanden, und als das drittemal der Hungertod anfing, seine fahlen Opfer auf die Gasse zu werfen, da schlug sich durch die Reihen der Türken, was Arme und Beine gebrauchen konnte. Die Kranken aber, Greise und Kinder, Weiber und die Verwandten und Freunde, welche sich von diesen nicht trennen wollten, blieben zurück und verstanden angesichts der hereinstürmenden Türken denselben Heldentod zu sterben, den mehr als die Hälfte derer gefunden hatte, die sich durchschlugen, auch nachdem ihr Ausfall verraten worden war; sie sammelten sich nämlich in den Pulvermagazinen und der Patronenfabrik und sprengten sich samt den nahenden Eroberern in die Luft, auch jenes Haus mit in Trümmer stürzend, in dem Lord Byron seine Seele ausgehaucht. Sie hatten zu sterben gelernt von den Weibern von Suli, die, dreißig Jahre früher, als Ali Pascha ihr Felsendorf erobert hatte, ihre Kinder den Felsabhang hinunterschleuderten und darauf, einander die Hände zum Todesreigen reichend, sich ihnen nachstürzten. Auch einige Deutsche starben vor Missolonghi in den Reihen der Griechen den Heldentod. Es war eine große Zeit. Einfache Hirten verrichteten Wunder der Tapferkeit, den Tod trank man sich zu wie die Gesundheit. Seltene, erhabene Tugenden gelar der große Kampf. Erst dann aber wird er voll gewürdigt werden, wenn sich die Griechen eine neue Kultur geschaffen haben, welche beweist, daß er nicht umsonst gekämpft war ...

Wir fahren in den Hafen von Patras, der Stadt des heiligen Andreas, ein. Ausgedehnte Stapel von Holzkisten am Quai und weiter oben eine fieberhafte Thätigkeit vor großen Magazinen, in denen eben diese Kisten zum Versand gefüllt werden, belehren uns, daß wir uns an dem Hauptverladeort für die Korinther befinden. Alle diese Kisten gehen nach Frankreich, England und Rußland; nach Deutschland wird die Rosine in Säcken versandt. Außer den Korinthen wird die Sultanrosine exportirt, die im Preise etwa zweieinhalbmal höher steht.

Von Freund Tzoulakis habe ich eine Empfehlung an einen nicht weit von Patras wohnenden Korinthenbauer erhalten. Ein großes Haus empfängt mich, in das keine Hausthür, sondern eine Hofthür zu einer Art modernem Peristylums führt. Innen ist alles modisch eingerichtet, denn der Gastfreund bebaut seine 500 Stremmata*) Korinthen und kann sich etwas leisten. Er führt mich ganz nach südlicher Art in sein Gaephion, sein Bureau; ich gehe bald in medias res und frage ihn nach der Ursache der Korinthenkrise.

„Ueberproduktion,“ antwortet er lakonisch.

„So baut etwas anderes auf eurem fruchtbaren Boden,“ erwidere ich, „legt rationelle Olivenpflanzungen an —“

„Bah!“ unterbricht er mich. „Vor zwanzig Jahren da lohnte die Sache. Da galten 1000 Litres**) noch ihre 5—600 Drachmen; da war auch der Staat noch nicht bankerott, und man verlor noch keine 75%, wenn man seinen Jungen nach Paris oder München auf die hohe Schule schickte; aber jetzt?!“

„Nun,“ frage ich, „was gelten jetzt die 1000 Litres?“

„150 Drachmen, wenn es sich macht.“

„Ihr rechnet 1000 Litres auf 1 Stremma als Ertrag, nicht wahr?“ fragte ich weiter.

„Ja, es mag so sein,“ bestätigte er.

„Was kostet Dich nun die Bestellung eines Stremma Korinthenlandes,“ fragte ich weiter.

„Du darfst annehmen,“ erwidert er, „daß die Bebauung, die Ernte, die Trocknung und die Reinigung der Frucht zum Versand 60 Drachmen Kosten pro Stremma verursachen.“

„Ei, schau!“ rufe ich aus, „dann bringen Dir also Deine 500 Stremmata jährlich noch heute das schöne Sümmchen von 45,000 Drachmen ein, und vor zwanzig Jahren warf Dir derselbe Boden jährlich an 200,000 Drachmen in den Schoß! Woher kommt da die Not und die Unzufriedenheit bei euch Korinthenbauern?“

„Ja, wenn man sein Geld so glatt einstecken könnte, wie es sich herausrechnet!“ meint der Gastfreund. „Als vor Jahren die Wirtschaft einträglich war, da hieb alles, was ein Fleckchen Erde hatte, seine Oelbäume nieder; kein Getreide wurde mehr gebaut, kein Vieh mehr gehalten, sondern alles legte sich auf den Korinthenbau. Hier in Elis gibt es kaum einen Landmann, der nicht sein noch so kleines Weinfeld hätte. Geld hatten damals diese Leute nicht, als sie mit der Wirtschaft wechselten; der gute Freund in der Stadt gab es ihnen zu 20%, aus denen er durch allerlei Kniffe 40, 50 bis 80% zu machen verstand. Aber die paar Stremmata brachten ja so viel, um noch genug übrig zu lassen, nachdem die Zinsen bezahlt waren, und an Rückzahlung des Darlehens dachten wenige. Da kam ein und das andere schlechte Jahr; der allgemeine Preisrückgang trat ein. Die Bauern aber hatten ihr Leben bereits auf gute Einkünfte zugeschnitten, ihre Jungen wurden Rechtsanwälte und Aerzte, die zunächst ein jeder zehn Jahre hindurch seine 6000 Drachmen das Jahr kosteten und jetzt keine Praxis haben; es mußte also, statt abbezahlt, neu zugebaut werden, und es wird wohl jetzt nicht viel Korinthenbauern geben, die sich nicht in den Händen der Wucherer winden und kaum so viel von ihrer Frucht zurückbehalten, um die Wirtschaft in gutem Betriebe zu lassen.“

„Bildet ihr unter einander keine landwirtschaftlichen Vereine? Habt ihr keine Vorschuß-, keine landwirtschaftlichen Hilfs- und Sparkassen?“ Nachdem ich dem Gastfreund, der mir bereits die dritte Cigarrette wickelt, erst klar gemacht, auf welchen Prinzipien diese Einrichtungen beruhen und wie sie in Deutschland wirken, zieht er die Augenbrauen in die Höhe, bekanntlich die griechische Geste der Verneinung.

„Dazu ist unser Volk zu unentwickelt, und es ist zu spät. Denn wie kann jetzt der Landmann Kassen bilden, da er nichts mehr besitzt, wie Vereine, da er weiß, daß sie ihm nicht mehr helfen können? Die Regierung hätte längst ein Interesse für die Zustände haben sollen. Jetzt schlägt man vor, eine Grund- und Hypothekenbank für die Korinthenbauern zu gründen; aber kein Crédit foncier, keine kaiserlich russische Bank kann diesen kleinen Besitzern helfen, denn sie geben ja nur Darlehen gegen Landpfand, und die Ländereien im Peloponnes sind über den Wert verpfändet. Ja, wenn sie den vollen Wert beleihen wollten und mit 5 bis 7%, einschließlich von 1 bis 2% Amortisationsquote zufrieden sein wollten, wie bei euch in Deutschland! Und wenn sich Leute fänden, welche an 100 Millionen zusammenbrächten! Wenn die Regierung nicht bankerott wäre, und wenn sie, statt Balkanpolitik zu treiben, die Verhältnisse im Innern sanirten wollte! Wenn sich nicht unsere ganze Lebenskraft nach der Seite des öffentlichen Lebens hin in räuberischen Parteistreben verzehrte! Und was bliebe auch dann noch alles zu thun! Zuerst müßte das Land vermessen werden, damit es sich kennen lernt; dann müßte der Schulzwang durchgeführt werden, damit der Bauer lesen, schreiben und rechnen lernt, und drittens müßten harte Wuchergesetze den Freund in der Stadt unschädlich machen. Dann erst könnten Vereine und Kassen uns helfen, wenn sie nicht darauf ausgehen, wie alle derartigen Gründungen bisher in Griechenland, statt zu helfen, vielmehr reich zu werden und ihre Opfer auszubeuten.“

*

Wir fahren weiter mit der Eisenbahn nach Olympia durch die Mavoulädha, jenen Landstrich, in dem zwischen Patras und Pyrgos die Güter liegen, welche man dem griechischen Kronprinzen zum Geschenk machte, als er seinen Jahrweneid geleistet hatte. Wer die schönen, regelmäßig angelegten Oelbaumplantagen in Süditalien und Frankreich kennt, wird nicht angenehm berührt sein, wenn er damit die Oelbaumpflanzungen und überhaupt die Landeskultur in Griechenland vergleicht. Hier steht man keine wie mit dem Lineal gezogenen Alleireihen, Oel- und Feigenbäume stehen hier nicht in geraden Reihen wie in einem Garten, sondern Ordnungslosigkeit und Zufall geben den Pflanzungen ihr Gepräge. Auch die Ländereien des Kronprinzen, die natürlich verpachtet sind, machen davon keine Ausnahme. Lange, sumpfige Strecken werden nicht entwässert, die Gerbereiche, die hier viel gepflanzt wird, steht sehr unregelmäßig über das Land hin, als ob nie Neu- oder Nachpflanzungen stattgefunden hätten. Grundsteuer wird nur für bebautes Land

*) 1 Stremma = 1000 Quadratmeter

**) 1 Litro = 1 knappes Pfund.

erhoben; also wird nicht mehr gebaut, als einer für seine jährlichen Bedürfnisse braucht. Das in Griechenland fabrizirte Oel steht beträchtlich hinter der Qualität des italienischen und französischen zurück; an Verbesserung der Fabrikationsweise denkt niemand.

Noch immer macht sich hier und dort die türkische Gleichgiltigkeit, der Schlendrian der Sklavenzeit bemerkbar. Die Mißwirthschaft in der Regierung, welch letztere, getrieben von einer auszuschweifenden Einbildung, mit frivoler „Wurstigkeit“ dem 2½ Millionen Einwohner zählenden Ländchen eine Schuldenlast von nahezu einer Milliarde aufgebürdet hat, findet, wie wir sahen, ihre zahllosen Ebenbilder in den Verhältnissen der Korinthenbauer des Peleponnes; und dieser Mißwirthschaft steht ebenbürtig zur Seite „die große Idee“, Konstantinopel werde dereinst wieder die Hauptstadt des griechischen Reiches werden. Griechenland hat in den sechzig Jahren seiner Freiheit nach einzelnen Richtungen hin allerdings schöne Fortschritte gemacht. Es hat neben dem gesammten Volksschul-, Gymnasial- und Universitätswesen eine Marine- und Militärschule geschaffen, deren Zöglinge man „die Hoffnungsvollen“ nennt, drei landwirthschaftliche Schulen, seit 1894 eine Gewerbeschule im Piräus und ein Polytechnikum in Athen, welches Ingenieure für die bedeutenden Maschinenfabriken in Syra und Piräus ausbildet. Diese letzteren fertigen Werkzeuge und Maschinen bereits für den Export nach der Türkei, und jetzt beginnt man auch im Piräus Dampfer zu bauen für die griechischen Gesellschaften, welche bisher ihren Bedarf aus England deckten. In Athen gibt es ein paar Cognacfabriken, welche ihre Produkte im Werte von mehreren Millionen jährlich nach Rußland exportiren, auch sonst regt es sich vielfach in der Industrie, — ja, das Land hat eine Zukunft, wenn es eine gute Regierung hat . . .

Die letzte Stunde nach Olympia fuhren wir im Schatten des Abends. Nur der zunehmende Mond haucht hie und da sein bleiches Licht über die Landschaft, in die wir sehnsüchtig hinausschauen nach dem ersten Anzeichen von der Nähe der heiligen Tempelstadt. Die Lokomotive pfeift, der Besitzer des Eisenbahnhotels ist mit einer Schar von Jungen und Trageseln am Platze, und die kleine Karawane von Touristen setzt sich in Bewegung. Die Hauptzahl der Besucher von Olympia stellen die Amerikaner; ihnen am nächsten kommen die Engländer, darnach die Deutschen und in vierter Reihe die Franzosen. Ob die letzteren Olympia meiden, weil die Ausgrabung unzertrennlich verknüpft ist mit dem Namen eines Deutschen, der zudem der Erzieher des Siegers von Wörth war? Dem überspannten Nationalgefühl der Gallier ist alles zuzutrauen, und des Kuriosums wegen will ich hier anführen, daß Gaston Deschamps in „La Grèce d'aujourd'hui“ wohl eine Menge ladenswerther Bemerkungen für die Deutschen und ihre Wirksamkeit in Griechenland, aber nicht ein Wort der Würdigung für Schliemann, Curtius und Dörpfeld hat. Er erwähnt diese Männer gar nicht, er hat keine Ahnung davon, daß das gesamte Schulwesen in Griechenland nach Fallis „Allgemeinen Bestimmungen“ und Münchener und Berliner Vorlagen geschaffen worden ist, er kennt auch Lord Byron und die Verdienste Englands um Griechenlands Wiederaufrichtung nicht; noch seiner Darstellung hat Frankreich Griechenland befreit, ist Frankreich Griechenlands einziger politischer Freund und einziger wissenschaftlicher Mitarbeiter . . .

Die Grillen zirpen, als ich auf mein Zimmer komme, und ich suche in dem blassen Mondlicht nach dem Thal am Kronoshügel. Es ist der Traum einer begeisterten Seele, der drüben verwirklicht ruht, in friedlicher Stille; es ist das Ideal ganzer Generationen von forschenden und forschenden Künstlern und Gelehrten, von dem den verhüllenden Schleier langer, verwüstender Jahrhunderte der eine hinweggezogen hat, mit dessen Namen Olympia fortab ewig verknüpft sein wird: Ernst Curtius.

Schon Winkelmann hatte den Plan einer Ausgrabung Olympias gefaßt, aber dieser wurde damals vereitelt durch die Mörderhand, welche dem Begründer der archäologischen Wissenschaft in Triest den Dolch ins Herz stieß. Darauf unternahm 1829 die französische Expédition de Morée unter der Führung von Blouet und Dubois die ersten Ausgrabungen in der Altis von Olympia, welche einen Teil des Zeustempels zu Tage förderten. Im Jahre 1853 erließ Ludwig Roß einen Aufruf zum Zweck der weiteren Aufdeckung des Tempelhaines; die kleine Summe aber, welche er sammelte, wurde schließlich zu Ausgrabungen an dem Heraion verwendet, welche jetzt das amerikanische archäologische Institut in Athen fortsetzt. Inzwischen aber war das Zauberwort bereits gesprochen worden, auf das hin Olympia in seinen Trümmern auferstehen sollte, das Sanktuarium aller derer auf dem ganzen Erdball und zu allen Zeiten, welche jemals dem veredelnden Einfluß griechischer Bildung ihres Geistes Thür geöffnet haben. Im Jahre 1852 hielt Ernst Curtius zu Berlin in Gegenwart des von der Bonner Universität heimgekehrten Prinzen Friedrich Wilhelm seinen berühmten Vortrag über Olympia. „Wann,“ rief er aus, „wird jener Boden aufgegraben werden, damit die Werke der Alten im Lichte erblühen?“ Und die Antwort auf diese Frage gab sein edler Schüler: „Wenn ich Ihnen werde helfen können.“ Und er half ihm als Kronprinz des Deutschen Reichs. Im Jahre 1874 unterzeichnete Curtius im Namen des Deutschen Reiches zu Athen den die Ausgrabungen betreffenden Vertrag, nach welchem diese bald begannen. Die Prophezeiung Montfaucons, die Ahnung Winkelmanns, daß unter der mehrere Meter hohen Schutt- und Sandschicht besonders viele Skulpturen gefunden werden würden, hat sich allerdings nicht erfüllt; Barbaren und Erdbeben haben nur ein Werk verschont, das den ganzen Himmel der griechischen Kunst auf seinem Antlitz trägt: den Hermes von Praxiteles. Er allein ist eine Reise nach Griechenland wert . . .

Der Morgen kommt, ich stoße die Fensterläden auf. Der Himmel Griechenlands lacht hernieder auf Thal und Hügel. Zwischen Oelbäumen und Pinien weiden Schafe und Ziegen, den Klang ihrer Glocken herübersendend. Sonst weilt kein Laut gebietend über „dem ersten Friedenswerke des Deutschen Reiches“, wie Curtius die Ausgrabung Olympias genannt hat. Vor uns, noch westlich vom Kladeos, liegt das Museum, welches die Skulpturenreste von Olympia birgt.

Wir treten durch den südlichen Haupteingang und erblicken am linken Ende des Vorsaales die Schaperische Büste von Ernst Curtius, welche, ein Ehrengeschenk zum 2. September 1894, seinem achtzigsten Geburtstage, hier am 19. April 1895 feierlich enthüllt worden ist. Die griechische Regierung, welche bei dem Akt durch den Generalephorus der griechischen Altertümer, Herrn Kawvadias, vertreten war, hatte Curtius dadurch geehrt, daß sie das Marmorpostament zur Büste stiftete und deren Aufstellung im olympischen Museum anordnete. Die Stifter der Büste waren vertreten durch Professor Dörpfeld, den ersten Sekretär des kaiserlich deutschen archäologischen Instituts in Athen, welcher Curtius feierte sowohl als den Helden der Ausgrabungen, an denen der Redner selbst thätigen Anteil gehabt, als auch als den Begründer des genannten Instituts in Athen (1874). Herr Kawvadias sprach in schönen Worten von dem neuen „Herakles von Olympia“ und von der epochemachenden Bedeutung seiner Ausgrabungen, und Herr Th. Homolle, der Leiter des französischen Instituts, sprach im Namen der drei fremden archäologischen Institute in Athen, „den den Meistern, deren Gedanken und Worte so weit reichen, daß sie durch die ganze Welt Zuhörer und Schüler haben.“ Er bekannte sich mit allen Anwesenden als Schüler von Curtius, „dessen Stirn die doppelte Krone des Alters und des Ruhmes trägt.“ Die Kaiserin Friedrich ließ einen Kranz von Oelbaumzweigen, die Kronprinzessin von Griechenland einen Lorbeerkranz am Denkmal niederlegen. Und da schaut nun sein Marmorbild über sein Werk dahin in den gewaltigen Himmel, wie in den Traum der Jugend verloren, der sich hier so herrlich erfüllt hat.

Zu beiden Längsseiten des großen Saales, die in ihrer Ausdehnung der Breite des Zeustempels entsprechen, haben die Giebelgruppen dieses Tempels Aufstellung gefunden; zwischen ihnen die Nike des Päonios. Erst das letzte Gemach birgt das Kleinod aller wiederaufgefundenen Originalwerke Griechenlands, den Hermes aus dem Heratempel, von Praxiteles' Meisterhand. Jeder Zug dieses Götterkopfes verrät eine seligeschlossene Persönlichkeit, aus der heraus ein freies Wohlwollen spricht, und das Ganze atmet überirdische Seligkeit in Jugend und in Kraft. Das ist griechischer Geist. Ihm ist absolut fremd, was jenem Geiste eigen ist, der ihn später überwand: das Leid und das Mitleid.

Aber vom Leid und vom Mitleid predigen heute in ihren Trümmern die einst so stolz ragenden, heiteren Tempel der Hellenen. Wie durch einen Friedhof schreitet man durch das Alpheiosthal. Kein Lüftchen rührt sich, kein Vogellaut wird gehört; nur fern auf den westlichen Abhängen läuten am frühen Morgen die Schaf- und Ziegenherden, und nördlich über den Kronoshügel traben ab und zu Pferde und Maulesel den felsenwerfen Weg. Gegen die Mittagszeit verstummt auch das Läuten, bleiben auch die Passanten aus. Um so dichter aber durchduftet dann das Thal der Geruch der einzelstehenden Pinien, einer hochstehenden Chrysanthemumart (Inula) und einer kleinen Mauen Minze. Sonst ist alles zwischen den Steinen verdorrt, besonders zahlreich der wilde Fenchel, dessen langgestielte, büschelförmige Fruchtkolben in Griechenland auf der Tafel als Zukuskocher stehen. Den Kronoshügel hinan stehen hellgrüne Pinien, sich lebhaft abhebend von dem dunklen Graugrün der den ganzen Hügel überziehenden Gebüsche. Wenn man da oben sitzt an einer der Pinien über dem Heratempel und ein leichter Wind, durch die Nadeln rauschend, die Musik macht zu dem Bilde über die in Ruinen liegende Altis hin, dann hört die Phantasie wohl auf, uns Hellas in seiner Größe und Vollendung aus den Trümmern heraufzuzaubern, und das Herz erschauert leise unter dem noch mächtigeren Gefühle der Vergänglichkeit alles Schönen und Großen.

Spanische Sinnsprüche.

Widersprüche.

Blasen und Schaden — verschiedene Dinge,
Entweder Bläs oder verschlinge!

•

Freundschaft.

Nie wird sich Freundschaft für dich regen,
Bist tot du oder nicht zugegen.

•

Alles zu seiner Zeit.

In den Nächten vom vorigen Jahr,
Wißt du seine Vögel gewahr!

Maximilian Lenz.

Unser Landgut.

Von

Ernst Lenbach.

Wir sind sehr stolz auf unser Landgut, und wenn ein lieber Hausbesuch auch nur ein ganz klein wenig gutes Wetter und Neigung für landschaftliche Schönheiten mitbringt, so ruhen wir nicht, bis wir ihm unser Landgut so genau, wie wir nur können, gezeigt haben. Es thut uns wohl, vor großstädtischen Gästen dabei mit einem gewissen Anstrich landwirthschaftlicher Kenntnisse zu glänzen, den wir uns selbst erst im Studium unseres Landgutes allmählich erworben haben. Besonders auf jenen Zweigen des Pflanzenanbaus, die mehr dem Luxus als dem alltäglichen Nahrungsbedürfnis dienen, entwickelt meine Frau ein Wissen von sinnverwirrender Fülle. Bei jedem Pfirsichspalier, jedem Rosenstrauch weiß sie ohne Bedenken die Sorte zu nennen und verbreitet sich über die besonderen Vorzüge der einzelnen Sorten mit einer Geläufigkeit, als hätte sie vier Jahre lang in Erfurt die Handelsgärtnerei studirt. Bisweilen fällt es mir recht schwer, bei ihren überraschenden Belehrungen die gleichgiltig freundliche Miene des Kenners zu bewahren, die man seinen Gästen doch schuldig ist. Ich selbst halte mich mehr an die großen volkswirthschaftlichen Hauptsachen, an Kornfelder, Kartoffeln und Grünvieh. Bei gebildeten Städtern kann man auf diesem Gebiete schon einen hübschen Eindruck erzielen, wenn man sich gewisse Grundkenntnisse, zum Beispiel den Unterschied im Aussehen von Weizen und Gerste oder von Spinat und Kartoffelkraut angeeignet hat, was mir jetzt so ziemlich gelungen ist. Bemerkungen wie: „Setzen Sie, das sind richtige Westerwälder Kühe; beachten Sie den kleinen Körperbau“, oder „Hm, der Sommerweizen könnte auch besser stehen“, verfehlen, mit der entsprechenden nachlässig hindeutenden Handbewegung begleitet, ihre Wirkung selten.

Ich bitte aber, nicht zu glauben, daß unser Landgut dem Auge des Naturfreundes weiter nichts bietet als ebene Flächen von Aeckern und Weiden nebst einigem Obst- und Blumengarten. Dieser Schluß wäre voreilig. Auf der einen Seite reicht der Wald sogar bis dicht an den Wirthschaftshof heran — schöner, hochstämmiger Buchenwald mit parkartigen Wegen, die dem Publikum der nahegelegenen Stadt geöffnet sind und an manchen schönen Sommertagen von zahlreichen Lustwandelnden Städtern belebt werden. Das Publikum ist durch Anschlagtafeln ersucht, die Anlagen zu schonen und sich des Waldfrevels zu enthalten; es freut mich, daß es dieser Anstandspflicht auch hier, wie überall, wo man es nicht durch ein Uebermaß bevormundenden Mißtrauens aufreizt, ziemlich treu nachkommt. Denn daß gelegentlich ein Trupp munterer Schuljungen vom Wege abschweift, um im Gesträuch und hohen Gras Indianer zu spielen, daß dabei auch ab und zu einer der kleinen Indianer, ein „gefleckter Bisenstich“ oder eine „sitzende Welle“, auf einen Baum klettert, um mit Gefährdung seines Hosenbodens auszuspähen, ob der Häuptling der Blaßgesichter mit seinen jungen Männern schon auf dem Kriegspfade heranschleicht — das halte ich für keinen Waldfrevel, und ich freue mich trotz allen Widerspruchs meiner Frau viel zu sehr auf die Zeit, wo unser Aeltester alt genug sein wird, um auf Bäume zu klettern, als daß ich es fremden Knaben verargen sollte.

Durch den Wald fließt ein Bächlein, ein munteres, geschwätziges Bächlein mit hellem Kieselgrund und sogar einem ganz niedlichen Wasserfall, dem ich einige meiner besten Gedichte verdanke, und da, wo dieses Bächlein aus dem Walde heraustritt, erhebt sich einige hundert Schritt hinter dem Herrenhause das Gelände zu einer wirklichen Anhöhe. In Holland oder sonst wo oben an der Waterkant würde man es einen Berg nennen, in der Schweiz höchstens einen Lehmhaufen; wir, gerecht und stolz, nennen es einfach die Höhe. Meine Frau träumte eine Zeit lang davon, daß es doch hübsch wäre, wenn man oben auf diese Höhe ein Kapellchen oder ein weltliches Sommerhaus hinbaute; aber ich habe ihr diesen Einfall endlich ausgeredet, denn das Malerisch-Romantische, welches die Höhe besonders durch die sie bewohnende Tierwelt bekommt, würde dadurch leiden. Auf dem sonnigen, thymianduftigen Abhang lebt und gedeiht nämlich eine kleine Herde von Tieren, für die unsere Gegend sonst keine günstigen Bodenverhältnisse bietet. Es sieht wirklich recht hübsch und gedrängt aus, wenn der bärtige „Gatte der Ziegen“ — um mich dieser Umschreibung eines älteren Dichters zu bedienen — ganz oben auf einer vom Regen zerklüfteten Feld- oder vielmehr Lehmwand steht, zugleich der König und Wächter seiner weiter abwärts äsenden und wiederkäuenden Herde, und sich mit seinem gehörnten, stolz erhobenen Haupte scharf gegen den klaren Himmel abzeichnet. Eine junge Freundin unseres Hauses, die im Oldenburger Marschlande daheim ist und noch wenig unebenes Gelände gesehen hat, war von diesem Anblick so hingerissen, daß sie laut beteuerte, so und nicht anders denke sie sich den Anblick einer Gemsenherde im Hochgebirge, und sie habe jetzt gar keine Sehnsucht mehr nach einer Schweizerreise.

Der Besuch dieser jungen Freundin auf unserem Landgute gab uns Anlaß, am Abend eine Jubiläumsbowle anzusetzen; denn sie war gerade der fünfundzwanzigste unter unseren Hausgästen. Auf die angesichts des Herrenhauses an sie gerichtete Frage, hinter welchem Fenster sie am liebsten

wohnen wolle, entschied sie sich ohne Bedenken für das Turmstübchen mit der Aussicht auf den Wald und die Höhe. Seitdem nehmen wir dieses Stübchen von der Wahl ausdrücklich aus; denn meine Frau findet, daß sich die Fremdenzimmer sonst gar zu ungleichmäßig abnützen möchten; und es sind ja außer dem Turmstübchen noch so viel schöne Zimmer auf unserem Landgute, daß wir auch bei gleichzeitigem Besuch von einem Dutzend Gästen nicht in Verlegenheit kommen würden.

Aber man soll seine Mitmenschen, und besonders seine Leser, nicht mutwillig neidisch machen, und deshalb will ich von den vielen Freuden, die uns unser Landgut bietet, nur noch eine nennen: nämlich, daß es uns keinen Pfennig Grundsteuer kostet. Und der Grund dieser Vergünstigung — die Eingeweihten unter den Lesern kennen ihn schon — ist einfach, daß wir nicht Eigentümer unseres Landguts sind. Bis vor kurzem wußten wir überhaupt gar nicht, wer der Eigentümer ist, und wir haben auch nie darnach gefragt. Wir entdeckten unser Landgut vor einigen Jahren auf einem unserer ersten ehelichen Spaziergänge. Es gefiel uns sehr, und meine Frau meinte scherzend: „Denk mal, wenn das alles uns gehörte!“ — „Hm,“ sagte ich, „vielleicht schenkt der Eigentümer es uns. Laß uns doch das Geschenk schon im voraus einmal genauer betrachten.“ Das thaten wir denn, wir wurden nicht müde, uns auf die einzelnen landschaftlichen und baulichen Schönheiten aufmerksam zu machen, und als wir heimgingen, hatte meine Frau sogar schon einiges zu nennen, was sie doch lieber anders angelegt sähe: die Kapelle auf der Ziegenhöhe war noch nicht der geringste ihrer Aenderungswünsche. Seitdem ist unser Landgut das bevorzugte Ziel unserer Spaziergänge, und wenn ein neuer Hausbesuch bei uns einkehrt, so heißt es alsbald: „Wollen Sie nachher nicht einmal mit nach unserem Landgut hinaus gehen? Sie werden gestehen, daß Sie so etwas in der Umgebung unserer Stadt nicht erwartet hätten. Wir wollen es uns von dem Eigentümer schenken lassen, die Sache ist schon so gut wie geregelt, es fehlt nur noch die Unterschrift.“

Ich will nicht hoffen, daß mir einer wegen dieser fehlenden Unterschrift das Recht bestreitet, dies köstliche Besitztum unser Landgut zu nennen. Das wäre nicht bloß unhöflich, sondern, um mich eines bei uns Deutschen sehr beliebten Ausdrucks zu bedienen, unlogisch. Spricht nicht der Pionier von seinem Siebengebirge, der Goslarer von dem Erzreichtum seines Harzes? Und sprechen wir alle nicht von dem Gepräge unserer Tausendmarkscheine? Gleichwohl gehört dem einen wie dem andern vielleicht nicht einmal so viel von den Bergen, daß eine Arnica darauf wachsen kann; und wie es um den Besitz „unserer“ Tausendmarkscheine steht, daran wollen wir lieber gar nicht denken. Jedenfalls haben wir, meine Frau und ich, nicht so viel von ihnen wie von unserem Landgut. Was haben wir denn überhaupt *nicht* von unserem Landgut? Wir können unsere Hausgäste in seinem Walde spazieren führen, wir erquicken ihre von Büchern und großstädtischem Steinhaufen ermüdeten Augen mit dem Anblick seiner Felder, seiner Gärten und seiner von Similigemsen belebten Alpenwelt. Wenn sie Lust haben, von seinen Pfirsichen zu essen und sich mit seinen Rosen zu schmücken, so haben wir immerhin noch so viel kleines Geld, um uns beim Gärtner von diesen Schätzen die erforderliche Menge zu kaufen. Im Turmstübchen und den anderen Gemächern können wir sie freilich nicht einquartieren. Aber ein hübsches Fremdenstübchen mit Aussicht ins Grüne haben wir auch daheim in unserem Hause vor der Stadt; sie sagen, es gefalle ihnen recht gut darin, und es muß wohl wahr sein, denn warum kämen sie sonst wieder?

Nun aber unser Verhältnis zu den Arbeitern auf unserem Landgut, das ist so erfreulich und traulich, daß es in dieser aufgeregten Zeit jedem Ausschuß für Sozialreform als Ideal vorzuschweben verdiente. Wenigstens die älteren, sechzehn unter ihnen haben wir auf unseren Spaziergängen allmählich alle kennen gelernt; wir wissen von ihren Leiden und Freuden, meine Frau plaudert liebevoll mit ihren Kindern und wird dafür von den Müttern der Kinder mit einer gewissen rührenden Dankbarkeit betrachtet, die sich, dank der ländlichen Redseligkeit, auf alle Bauernweiber der Umgegend fortpflanzt und bei Obst- und Gemüseeinkäufen in einer für die Haushaltskasse immerhin bemerkenswerten Weise äußert. Man vertraut uns, ohne etwas von uns zu verlangen; welche Stellung könnte angenehmer sein? Jedenfalls nicht die des wirklichen Eigentümers unseres Landguts.

Diesen Eigentümer haben wir neulich zum erstenmale gesehen, an einem wundervollen Nachmittag, als wir von einem Waldspaziergang heimkamen, köstlich erquickt und in angenehmer Verfassung auf ein großes Gericht Pilze, die wir unterwegs in das eigens zu diesem Zweck mitgenommene Netz gesammelt hatten. Da wurde er von einem Diener im Garten herumgefahren, in einem Rollstuhl, ganz mit Decken verhüllt, aus denen nur das abgezehrte, grandartige Gesicht und zwei wachsbleiche, zitternde Hände herauskamen. Wie uns der Gärtner erzählte, „ist er nun schon seit zwölf Jahren so“, und inmitten allen Segens, der auf seinen Feldern und Bäumen reift, muß er sich sein sieches Leben durch eine Enthaltsamkeit weiter fristen, vor der einem Kasteier bang werden könnte. Es überlief mich ganz kalt, und ich konnte meiner Frau nur schweigend zunicken, als sie mit Thränen in den Augen sagte: „Was hat der arme Mann nun von unserem Landgut?“

Professor Adolf Merkel †.

Von einem schweren Verluste ist die gesamte Kriminalrechtslehre und insbesondere die Kaiser Wilhelms-Universität zu Straßburg am 30. März durch den Tod des Professors Dr. Adolf Merkel betroffen worden. Am 11. Januar 1836

Professor Adolf Merkel.

in Mainz geboren, studirte Merkel an den Universitäten Gießen, Göttingen und Berlin, promovirte 1858 in Gießen und ließ sich daselbst im Februar 1862 als Privatdocent nieder. Am 22. Februar 1868 wurde er zum außerordentlichen Professor an der gleichen Universität ernannt, aber noch im Juli desselben Jahres als ordentlicher Professor nach Prag und von hier 1872 nach Wien, schließlich 1874 nach Straßburg berufen, wo er seitdem trotz mehrfacher glänzender Anerbieten ununterbrochen verblieb und eine Lehrthätigkeit entfaltete, die seinen Ruf weithin verbreitete. Neben seinem Lieblingsfach (Strafrecht und Strafprozeß) widmete er sich in Vorlesungen und schriftlichen Veröffentlichungen hauptsächlich auch der Rechtsphilosophie, der Encyklopädie der Rechtswissenschaft, sowie dem allgemeinen Strafrecht. In seinen praktischen Uebungen verstand er es besonders, anregend auf seine Schüler zu wirken; bei seinem liebenswürdigen und gewinnenden Charakter genoß er ausrichtige Verehrung bei allen, die ihm in seinem Berufe näher traten. Neben seiner Wirksamkeit an der Hochschule entfaltete er auch eine sehr umfassende literarische Thätigkeit. Noch aus den siebziger Jahren datiren seine zweibändigen „Kriminalistischen Abhandlungen“ und seine Studie „Zur Reform der Strafgesetze“, mit der er sich in Prag einführte. Besonders wichtig sind seine „Juristische Encyklopädie“ von 1885 und sein „Lehrbuch des deutschen Strafrechts“ von 1889. Bekannt und geschätzt sind dann seine Bearbeitung der Geyerschen Abhandlung über Rechtsphilosophie (in der 5. Auflage des Holtzendorffschen Handbuches der Rechtswissenschaft) und die geistvolle akademische Rede über den „Zusammenhang zwischen der Entwicklung des Strafrechtes und der Gesamtentwicklung der öffentlichen Zustände und des geistigen Lebens der Völker“, mit der er am 1. April 1889 das Rektorat der Universität Straßburg übernahm. In seiner letzten größeren Abhandlung über „Vergeltungsidee und Zweckgedanke im Strafrechte“, die er für die Festgabe der Schüler Iherings zu dessen Doktorjubiläum beisteuerte, nahm er in seiner scharfsinnigen und vornehm abwägenden Art Stellung zu den Reformgedanken, die in der neuesten Zeit auf strafrechtlichem Gebiete sich geltend machen. Ein wahrhaft philosophischer Denker, als Gelehrter wie als Lehrer auf verschiedensten Gebieten gleich bedeutend, eine ungewöhnlich liebenswürdige und sympathische Persönlichkeit, hat Professor Merkel nicht nur in den Kreisen seiner Kollegen und Schüler, sondern auch in der gesamten höheren Gesellschaft seiner Adoptivheimat eine hervorragende Stellung eingenommen. M. L.

Für müßige Stunden.

Magisches Zeichenrätsel.

Worträtsel.

Wer ist die schöne deutsche Stadt?
Sie liegt an einem Teil von ihr,
Mit Kopf und Fuß sie eng begrenzt
Was strömt durch gallisches Revier.

Und tauschest du der selben Stadt
Den Kopf für einen anderen um,
So ist ein Mörder Teil von Wort,
Dem Ganzen haftet das Publikum.

Logogriph.

Vielfachen Leiden soll Heilung daher mit a es gewähren,
Aber der Glaube ist wohl wichtiger Helfer dabei;
Wie er in anderer Weise das Herz muß schmerzlos erfüllen,
Will uns dem Studium mit e schönsten Erbauung der Geist.

(M. Ed., Kassel.)

Buchstabenrätsel.

Ueber den gelichten Garte
Eilt der Mönch in seiner Zelle,
Weiter seiner gradelt lange
Er an einer dunklen Stelle.
Täglich, stündlich trinkt er dankig
Tiefen Zugs aus dieser Quelle,
Bis zum Worte ohne Schuldigkeit
Man ihn ruft in die Kapelle.

B.

Silbenrätsel.

Stellt nach den Namen einer deutschen Stadt,
Die reich ist an Fabriken aller Art,
Ein Flämmchen, ein persönliches, daran;
Dann eine Tugend nennt das neue Wort,
Die ihnen sollte jeder gute Christ.

F. M.-S.

Dreisilbige Charade.

Lebt die Erste, mag sie einem
Ueber alles teuer sein;
Selbst ihr Lächeln gönnt er keinem,
Will sie nur für sich allein.

Nägereinen Wert begegen
Sie sich selbst nur erringt,
Ohne daß je deshalb Segen
Dem Besitzer immer hängt.

Mit dem letzten, bangen Schauer,
Den Vergänglichkeit erregt,
Oder tiefer Herzensdauer
Naht der Letzten uns bewegt.

Mag dann Hoffen und Erinnern
Milde tröstend uns umwehn,
Sich befestigend im Innern
Zum Vertrau'n auf Wiedersehn.

In den Zahnen aller Segen
Dulden war das Ganze gern,
Blieb es uns in unsern Tagen
Nicht gnädigen Thoren fern!

Mit der Heimlichkeit verbunden,
Welche nie den Reiz verliert,
Immer noch es Glück'ge finden,
Die's am Narrenseile führt.

(M. Ed., Kassel.)

Auflösung des Buchstaben-Tausch-Rätsels Zeile 456:

Kabul, Ararat, Mentor, Lotze, Halle, Nerva, Tacitus, Frasor, Roland, Ostern, Thal.
Karl Gutzkow, Uriel Acosta.

Auflösung des Ausfüllrätsels Zeile 472:

a. Von den „J“, auf das J, C, E, U u. s. w., beziehungsweise den „g“, auf welches b, a, l, r u. s. w. folgen, geht man aus.
b. Bei den Querbuchstaben zählt der zweite, bei den Kleinbuchstaben der dritte Buchstabe.
c. Die Erzählerin lautet:
bei den Großbuchstaben: „Jeder ist seines Glückes Schmied“,
„ „ Kleinbuchstaben: „Glück und Glas, wie bald bricht das!“

Auflösung des Buchstabenrätsels Zeile 472:

Rom, Nanu, Roman, Romans, Horn, Romanshorn.

Auflösung des Worträtsels Zeile 472:

Ehe, Ehre — Braut, Brut — Hohe, Hecke — Nachtisch, Natalisch — Buch, Buhl — Kapitel, Kapital — Schatz, Schlacht. — Kassel.

Auflösung des Silbenrätsels Zeile 472:

Dernlich.

Auflösung des Lösungsrätsels Zeile 472:

Lasette, Lasterete.

Schachbriefwechsel.

L. L. in Bremen. Es überleben, daß Nr. 17 in zwei Zügen gelöst werden soll, und nicht, wie Sie es auffassen, in dreien.

J. D. in Kleinbermsdorf. Nr. 17 lösen Sie richtig. In Nr. 18 aber übersieht Ihr verunglückter Lösungszug 1. De2—g6 an der Entgegnung h7—h6.

Richtige Lösungen sandten ferner ein: O. in Friedenau und R. M. in Berlin zu 17 und 18; B. v. K. in Rotterdam zu 18 und 19; F. M. in Bautzen und N. H. in Temesvar zu 19.

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt. — Verantwortlicher Redakteur: Carl Schüddekopf in Stuttgart. — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.
Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten.

Über Land und Meer

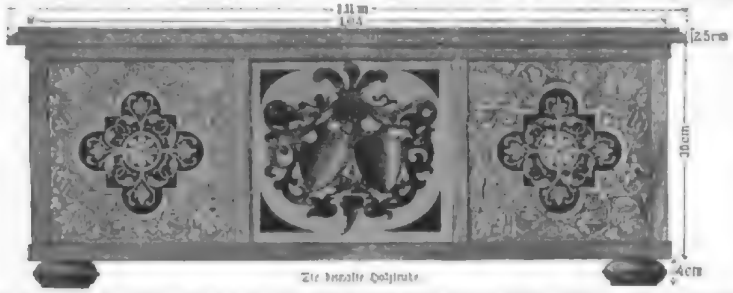
№ 31.

Unter uns.

Die bemalte Holztruhe.

In der Regel bemalen unsere Damen nur kleine Holzsachen, wie Kästchen für Handschuhe, Cigarren, Spielkarten und so weiter, oder auch Photographierahmen und dergleichen; hierzu auch eine breite Stuhllehne, die sogenannte Kurrentschreiberlehne, benutzen. Ehemalige Truhe ist nicht haltbar und wird ganz, verbleibt sich deshalb von selbst. Mit dem Füßen des Ornaments können wir zwei Arten bevorzugen, entweder das Ornament Braun in Braun oder farbig; letzteres ist hübsch und beides nicht, es kommt hierbei lediglich auf den Geschmack an. Wird das Ornament Braun in Braun gemalt, so gibt der vorzügliche Leinölfirnis Nepreduktion die Schattierung an. Wie lustigen Sepia colorierte in derselben Tönen dann aufgetragen, für die Schatten gewöhnliche Sepia. Für die in den größten Tiefen noch etwas Schwarz hinzugefügt werden kann. Der Grund wird gemasert, das heißt holzartig gemalt oder punktiert. Soll die Malerei bunt ausgeführt werden, so nehmen wir für die Blumen Rot, Blau, Gelb und so weiter in lichten Tönen, denen entsprechend Wasser zugesetzt ist. Für Blau nehmen wir preußisch Blau, für Rot Carmin, aber auf keinem Fall Zinnober, für Gelb am besten indisch Gelb, das auch mit Carmin versetzt werden kann. Die Blätter werden alle und und braungrün, der grünste Grund wird mit Sepia colorete gefüllt, und nur das Mittelstück auf dem Deckel, sowie der Grund des Wappenschildes bleiben weiß, das heißt sie schalten den Holzton. Soll die Truhe matt gemalt, gebrannt werden, so ist der Grund zu punktieren, die Ränder sind tief schwarz zu brennen und die Zeichnung durch leichte Strichlagen zu zeichnen. Damen, welche sich die Unbeholfenheit des Vergrößerns nicht machen wollen, können Originalpausen der Truhe für 5 Mark durch Frau Anna Holder, Berlin W., Winterfeldtstraße 32, beziehen. Gleichzeitig können auf Wunsch für die Wappenfelder zwei Wappen, sowie Monogramme eingezeichnet werden, die ohne Preiserhöhung mit übertragen werden.

D. H.



Die bemalte Holztruhe.

Ein Wort über die Champignonzucht.

Angeregt durch einen Artikel über die Champignonzucht, den ich vor kurzem in einer Zeitschrift las, will auch ich meine Erfahrungen auf diesem Gebiete mitteilen. Ich kann mich nicht der Meinung des besagten Artikels anschließen, daß der Champignon „frische Luft" gebrauche und ohne dieselbe in dunklen Räumen nicht zu ziehen sei. Man habe deshalb, besonders in Paris, für größere Champignonkulturen, große Luftschächte in den Räumen angebracht, welche für dauernde Erneuerung der Luft Sorge trugen. Es würde daher für die Hausfrau schon immer eine Schwierigkeit sein, für ihren eigenen Bedarf die Champignons selbst zu ziehen, wenn man sich ausschließlich nur an besondere dazu eingerichtete Räume zu halten hätte. Dem ist jedoch nicht ganz so. Wie alle Blumen und Pflanzen, z. B. Erdbeeren, Alpenveilchen, Gebirgs u. s. w. auf kleinen Beetchen im Gartengrün, den intensiven Strahlen der Sonne und widerstand dem kalten Winde ausgesetzt, dennoch gedeihen, so werden die bleiben, in Gärten verwilderte, nicht weiter blühen, wenn nicht der Gärtner sie vorher in Vorräumen und Treibkästen gepflegt und so durch Kultur für unsere Erde widerstandsfähig gemacht hätte. Aehnlich ergeht es den Pilzen. Wie finden sie auf sandigen Exerzierplätzen, auf Wiesen und in dicken Wolkenmassen, doch wohlig behandelt, machen sie auch im warmen, verschlossenen Keller. Als ich in den achtziger Jahren nach H. übersiedelten und eine hübsche, sonnige Wohnung mit drei Kellern fanden, beschloß ich, in einem derselben eine Champignonzucht anzulegen. Mit Hilfe unseres Dieners ließ ich in dem Keller, nach Süden gelegen, große, längliche Beete aus Backsteinen herrichten, die, etwas vom Boden erhöht, von unten her ebenfalls dem denselben zusammen ließen, und etwas schräg angelegt wurden. Zunächst wurden dann die Beete mit Pferdedünger, etwa in halber Pferdehöhe, angefüllt, worauf jedoch nur der Dünger mittelst einer Harke von Stroh, Steinen u. s. w. gereinigt worden und schief dann ruhig wegen des „Ausdünsten" einige Tage liegen. Alsdann wurde in Fingerbreite gute Gartenerde darüber gestreut, und nun die Champignonsbrut, in Abstand von 25 Ctm. eingepflanzt. Es geschieht dies in der Weise, daß man mit der Hand kleine, flache Löcher macht, eine Handvoll Brut hineinlegt und diese leicht mit der Erde überdeckt. Die Champignonbrut bezog ich damals aus Erfurt und 2½ Kilo kosteten 5 Mark. Mit dieser Menge konnte ich mehr wie reichlich meine Beete bepflanzen. Nun wurden die Kellerfenster mit Tapeten verklebt, denn nach meiner Erfahrung liebt der Pilz Dunkelheit, gleichmäßige Wärme und etwas feuchte Temperatur. Alle paar Tage wurden dann die Beete, wenn die Erde etwas trocken aussah, leicht mit lau feiner Streubrause, mit lauwarmem Wasser begossen, und schon nach kurzer Zeit zeigten sich kleine Schimmelfäden, welche nach und nach die ganze Erdoberfläche durchzogen und weiterhin die Pilze entstehen. Alle Pilze soll man mit den Fingern vorsichtig herausdrehen und darauf achten, daß die kleinen Pilze, welche sich Perlchen gleich seit an einander reihen, nicht beschädigt oder gestört werden. Jetzt sich auch während der Wachstum des Champignons die Erde ein und wieder trocken, so gieße man ab und zu, wie schon erwähnt, mit warmem Wasser, aber ja nicht zu viel, da sich leicht Maden bilden. Ich logte meine Champignonzucht im Juli an und erzielte bis Ende November mit 5 Pfund Brut im ganzen 90 Pfund Pilze, also eine reiche, lohnende Ernte, bei wenig Mühe und Kosten. Nur dürfen selten die Champignonbeete mit ihren unzähligen weißen Köpfchen aus. Ihr Ertrag dauert in der Regel drei Monate, bis zur Mitte dieser Zeit steigt er täglich auf ½ Pfund, so daß an manchen Tagen 3 bis 4 Pfund geerntet werden konnten, dann aber läßt ihr Wachsen allmählich wieder nach. Auch ist bis zur genannten Zeit der Dünger vollständig ausgezogen und verbraucht, er bekommt eine rötliche Farbe, und man thut daher gut, denselben ganz aus den Beeten zu entfernen, um den neuen wieder anfangen zu können. Am besten gedeiht der Pilz bei einer Wärme von 10 bis 12 Grad; wird es kälter, so ist recht mit Leichtigkeit ein kleiner Ofen anzubringen, erhält man aber die Frühlings- und Sommerzeit in seiner Kultur, so wird man schon eine Menge für den eigenen Gebrauch erzielen können. Ich kann daher nur allen Hausfrauen, welche Platz und Raum für eine solche Anlage haben, raten, es einmal nach meiner Methode zu versuchen.

Fr. K.

Aspic von Hecht und Hummer.

Auf 15 Personen 6 Pfund Hecht roh und eine Büchse eingelegten Hummer. Der Hecht wird wie üblich vorbereitet und mit nur eben überstehendem Wasser in Stücken gekocht; wenn der Kopf nicht mitgekocht ist, reichlich Salz, etwas Gewürz, Burgunderwein werden dazu gethan, ebenso ein Löffel feiner Essig. Sobald der Hecht gar ist, nimmt man ihn auf ein Brett, befreit das Fleisch von den Gräten, zieht die Haut ab und thut es, ohne den Kopf, schichtweise mit den Hummerstücken in eine Schüssel, die vorher mit Oel ausgestrichen ist und sich bewahrt hätten. Die Fischbrühe wird nun durch ein Haarsieb gegossen; man thut etwas von dem Hummersaft dazu und der Vorsicht halber zwei bis drei Tafeln aufgelöste Gelatine. Dies wird über den Fisch gegossen, so daß es eben überlebt. Unmittelbar vor dem Gebrauch wird die Schüssel, die nachts über im Keller gestanden haben muß, gestürzt. Man gibt eine Remouladensauce dazu.

o. M.

Weinkuchen.

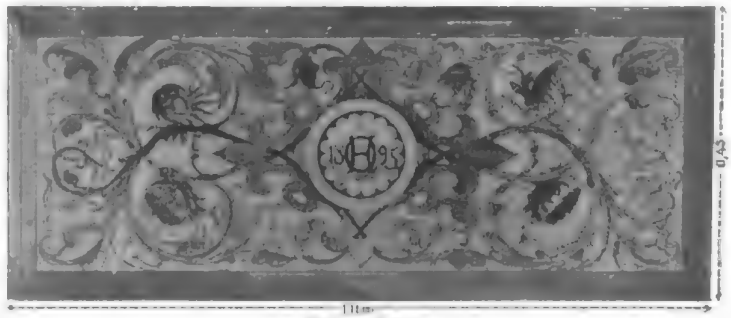
Dies ist eine ganz vorzügliche süße Speise, die besonders Herren gern essen. Der Weinkuchen muß einen Tag vor Gebrauch hergestellt werden und hält sich sehr lange gut. 100 Gramm Zucker werden mit acht Eidottern eine halbe Stunde gerührt, dann gibt man 64 Gramm geschälte, geriebene Mandeln, 20 Gramm Zimmet, 20 Gramm Vanillezucker, 30 Gramm Zitronat und die Schale einer halben Zitrone dazu; den Schnee der acht Eier rührt man zuletzt hinein und bäckt den Kuchen in einer nicht zu niedrigen Form. Nun läßt man einen halben Liter Wein mit Zucker und etwas ganzem Zimmet aufkochen, nimmt einige Eßlöffel Mehl dazu und übergießt damit den erkalteten Kuchen. Will man ihn an Stelle eines Puddings geben, so kann man auch vor dem Aufstürzen eine Citronade mit Eiern darüber geben. Auf alle Fälle aber muß der Kuchen zuvor mit heißem Wein übergossen werden und zwar so reichlich, daß er ganz damit durchzogen ist. Man herausnehmen und der Kuchen sieht der Kuchen leicht ein wenig zusammen, doch darf das nicht stören, denn durch den Wein backt er wieder auf.

L. G.

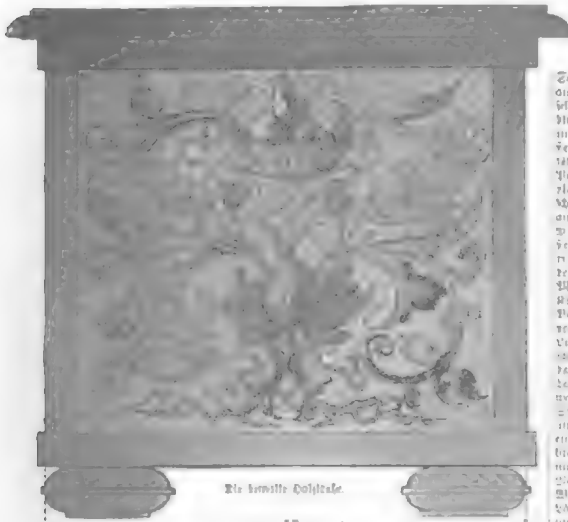
Vorbeutel mit Malerei.

Unter den vielen Gläsern und Flaschen, welche — ihres Inhaltes beraubt — oft achtlos fortgeworfen werden, behalten sich einige, die durch ihre Farbe oder Form förmlich zu künstlicher Verzierung aufzufordern scheinen. Zu letzteren gehören die Vorbeutel, um beim Umfüllen eine tadellose Linienführung oder Blumenhalter schaffen lassen. Unsere Abbildung zeigt einen solchen verzierten Beutel, der im Stil der deutschen Renaissance mit Emaillfarben bemalt wurde. Derselben Farben ebenso gut und heben außerdem den Vorzug, durch ihre leichtere Flüssigkeit eine feinere Ausarbeitung zu gestatten. Was das Pausen einer solchen Zeichnung betrifft, so kann man es ganz leicht ausführen, wenn man die Konturen auf einem festen geleimten Zeichenpapier mit einer harten Nadel von links und den rechts durchsticht — die Löcher nicht zu eng — und dann mit einem kurzen Schellenstrumpf eine dekkende dicke Aquarellfarbe durchreibt, zum Beispiel Ocker oder Weiß. Die Aquarellfarben haften sehr gut auf Glas, widerstehen aber natürlich nicht dem Wasser.

L. v. Sp.



Die bemalte Holztruhe.



Die bemalte Holztruhe.

Vorbeutel.

Digitized by Google

Notizblätter.

Tonkunst.

— Die treffliche Operndichterin des Verlages von Bartholf Senff in Leipzig, welche sich die Aufgabe stellt, beliebte ältere Opern im vollständigen Klavierauszug mit Gesangstext und Dialog wiederzugeben, bringt als neuesten Band Heinrich Marschners romantische Oper „Der Templer und die Jüdin", nach der Partitur berichtigt und bearbeitet von Richard Kleinmichel. Unter Beifügung der Notenbilder und des Dialogs erscheint hier das Werk im Druck zum erstenmale genau in der Gestalt, in der es auf der Bühne zur Verkörperung gelangt.

Denkmäler.

— Dem berühmten Bergenbauer Jakob Stainer soll in seinem Geburtsorte, dem Dorfe Absam in Nordtirol, ein würdiges Grabmal errichtet werden. Am 14. Juli 1621 geboren, bildete sich Stainer in den Werkstätten der Amati zu Cremona aus, heirathete eine Tochter Nicolo Amatis und trieb sich mit dieser in seinem Geburtsorte wieder. Anfangs genügten ihm Nahrungssorgen, überall zu arbeiten, und erst später, als sich sein Ruf mehrte und mehr verbreitet hatte und von vielen Höfen Bestellungen bei ihm einliefen, konnte er mehr Sorgfalt auf seine Arbeiten verwenden und auch bessere Preise erzielen. So wurde er seit 1650 ein berühmter Mann, konnte sein Geschäft weiter ausdehnen und auch Schüler annehmen, von denen einige, wie ein Beuter Mantua, Albani und die drei Gebrüder Klotz, sich ebenfalls als Geigenmacher einen Ruf erwarben. Nachdem seine Frau gestorben war, zog er sich in ein Benediktinerkloster zurück, arbeitete aber dort thätig weiter und verfertigte im Kloster noch seltene Geigen, die bessen, die er je geliefert hat und die er zum Theil den deutschen Kurfürsten übermachte: wo sie geblieben, ist indes nicht bekannt. Stainer starb im Jahre 1683 und wurde auf dem Friedhof zu Absam beerdigt. Die Grabstätte, die auf seinem Grabe angebracht worden war, hat von den Witterungsverhältnissen derart gelitten, daß das Grab des um seine Kunst hochverdienten Meisters kaum noch aufgefunden ist. Im Innsbruck hat sich deshalb ein Komité gebildet, welches „für einen künstlerisch ausgestalteten Denkstein Sorge tragen will, der die Ruhestätte Stainers im stillen Friedhof an der Kirche in Absam für immer kennzeichnen soll."

Literatur.

— Die illustrirte Prachtausgabe von Goethes Werken ist in der neuen, vierten Auflage bis zur 53. Lieferung gediehen, welche den Schluß des dritten Bandes bildet (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt). Niemals sind die Werke des Altmeisters in einem vornehmeren Gewande erschienen. Eine Reihe erster deutscher Künstler vereinigte sich zur Herstellung des Bilderschmuckes, und zu den 1058 Holzschnitt-Illustrationen gesellen sich in der neuen Auflage noch 14 Lichtdrucke nach Originalkartons berühmter Künstler, sowie eine Heliogravüre nach der berühmten Goethe-Büste von Alexander Trippel. In Einklang hiermit steht auch die gediegene Ausstattung in Papier und Druck (Schwabacher Schrift). Daß deutlich des Textes die größte Sorgfalt beobachtet wurde, dafür bürgt der Name des Herausgebers, des ausgezeichneten Literaturforschers Heinrich Düntzer. In neunzig Lieferungen oder fünf Bänden wird die Prachtausgabe, die auch hinsichtlich des wohlfeilen Preises einzig in ihrer Art dastehl, vollendet sein.

— Jenen märchenhaften Bau, welchen der Wunsch der Kaiserin Elisabeth von Oesterreich auf der berühmten Felseninsel entstehen ließ, lährt uns in aller seiner prangenden Schönheit ein Werk von Konstantin Christomanos vor Augen: „Das Achilleus-Schloß auf Korfu" (Wien, Karl Gerolds Sohn). Es ist schon weit über das Wundermerk gediehen worden, in welchem unter Beihilfe der dunstfinnigen Fürstin Feodorer Alexander von Warsberg, der begeisterte Bewunderer der Antike, den Traum und den Tagen des sagenhaften Minnos vermählichte und uns das Königsschloß erstehen ließ, das „gleich dem Gestalte der Saem' und gleich dem Schwarmer des Mondes" weithin blinkte — aber was wenige Bevorzugte bekannen dies zauberische Werk zu sehen, und sie bewahrten das Geheimnis. Jetzt aber wird es enthüllt, und die Einteilte, die mit durch Bild und Wort empfangen, übertreffen noch jede Erwartung. Welch herrliche Gärten, welche prangenden Hallen, gefüllt mit den köstlichen Bildwerken, und welch lauschige, grünumrankte, den Blick auf das wallende Meer und die ragenden Bergkuppen eröffnende Plätzchen, an denen es sich wonnig weilen leiten. Wie ein poetischer Traum, aus dem man nicht wieder erwachen möchte, erscheint uns das ganze Achilleion, und wie ein Gedicht liest sich auch die schwungvolle, von hoher Begeisterung getragene Schilderung. In den Tagebuchtagen war jüngst zu lesen, die Kaiserin Elisabeth beabsichtige, ihr dieses unvergleichliche Besitztum zu veräußern — wir können's nicht glauben, denn wer ein so wundervolles, durch Kunst und Poesie verklärtes Stück Erde sein eigen nennt, wird es nimmer missen wollen.

— Der Roman „Vergiftete Pfeile" von C. von Brewitz, der, das Thema der anonymen Briefe behandelnd, im vorigen Jahrgange dieses Blattes veröffentlicht wurde, ist jetzt auch in Buchform erschienen (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt).

Briefmappe.

F. K. in Chemnitz. Der alte Alex Aldo hat bisher nie erzählt: „Ich war alles Herr da!" — sondern die angeblich neueste Errungenschaft unserer Droschkenwesens, der Taxameter. Der Gedanke, automatisch den von einem Fuhrwerke zurückgelegten Weg zu messen, geht auf sehr alte Zeit zurück. Bereits die Römer hatten ihn verwirklicht, und zu ihrer Zeit schon galt er als etwas Alt. Vitruv, der bekannte römische Schriftsteller und Kriegsbaumeister, der in seinem Werke „De Architectura" neben dem Bauwesen auch die Technik der alten und neuen Zeit behandelt, sagt von dem betreffenden Apparate: „Ob in der That eine, wenn auch nicht sehr nützliche, doch sehr geistvolle Erfindung, die wir Griechen übernommen haben." Der römische Schriftsteller gibt eine so genaue Beschreibung der Vorrichtung, daß es sich nach seinen Worten ganz gut rekonstruiren läßt. Eine derartige Konstruktion wird unter anderem auf einer Zeichnung der 1521 in Venedig erschienenen Ausgabe des Vitruv gegeben. Der größeren Anschaulichkeit wegen führen wir sie Ihnen in verkleinertem Bilde vor. Die Römer besaßen einen ähnlichen Apparat, der an einem Schiffe angebracht wurde konnte und da man denselben zurückgelegten Wasserweg angab. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts wurde übrigens ein Droschkenr in Paris darauf einem Apparat zur Messung des von einem Wagen zurückgelegten Wegs an, von welchem im „Nouveau économique" des Jahres 1755 eine Abbildung erschien.

P. H. 22. 1) Der Jagemeister Wildherr. 2) Beide Frage wird Ihnen unverständlich, als wie es Ihnen, daß Ihrem Wohnorte zunächst gelegene Bibliothek benutzen. In den meisten Fälle können wir Ihnen, in gern mit wünschen, nicht dienen, Sie werden gutem Ihren Zweck besser auf dem Wege bei Interesse erreichen.

Ph. in P. Die Bedingungen zur Erlangung der philosophischen Doktorwürde sind an den deutschen und deutsch-österreichischen Universitäten nicht überall die gleichen. Sie werden sich am besten mit einer Anfrage an das Sekretariat der philosophischen Fakultät einer dieser Hochschulen (etwa Berlin, Göttingen, Heidelberg, Wien, Graz) und werden so bestens Auskunft erhalten. Erforderlichenfalls müssen Sie die Angabe beifügen, daß Sie die Auskunft für Ausländer zu erhalten wünschen.

Chronik. Für Ihre beabsichtigte Vorgangsbroschüre empfehle ich Meyers Reisebücher durch Thüringen und die Sächsische Schweiz (Leipzig, Bibliographisches Institut). Das Buch hält die rechte Mitte zwischen zuverlässigem Handbuch und dem modernen Fremdenführer.

Um Jedermann auf billige und bequeme Weise Gelegenheit zu geben, sich von den wohlthätigen Wirkungen des Odols auf die Zähne und auf die Mundschleimhäute selbst zu überzeugen, hat sich das unterzeichnete Laboratorium entschlossen, an Jeden, der eine Mark oder 70 Kreuzer in Briefmarken einschickt, eine halbe Flasche (Original-Spritzflacon) Odol direkt franko zur Probe zuzusenden.

Dresdener Chemisches Laboratorium Lingner, Dresden.

Fortschritt der Hygiene.

CHINOSOL.

Schutzmarke. D. R. P. a.

Neu erfundenes ungiftiges, wasserlösliches, nicht übelriechendes

Antiseptikum und Desinfektionsmittel,

gegen Bakterien 40mal stärker als Carbolsäure,

aber angenehm und unschädlich im Gebrauch.

Durch medic. Autoritäten geprüft und empfohlen. Wer die Erhaltung seiner Gesundheit schätzt, verwende Chinosol zum Gurgeln bei Halskatarrhen, bei den für Raucher so lästigen verschleimenden Halsaffektionen, Erkältungen, übelriechendem Atem, Zahnschmerzen, entzündetem Zahnfleisch (Skorbut), zum Verbinden von Wunden, Verbrennungen, Quetschungen, Geschwüren, Eiterungen, zum Waschen bei Wundsein, üblen Schweißen, Ausschlägen und insbesondere zur Desinfektion der Hände in der Krankenpflege, überhaupt in allen Fällen, wo die Gefahr der Ansteckung resp. der Erregung von Krankheiten durch Bakterien vorliegt. — Chinosol unterdrückt Eiterungen, verhindert Blutvergiftungen, zerstört Krankheitskeime und reinigende Gurgelsache. — Chinosol findet überall grossen Beifall und sollte in keiner Familie fehlen. — Mütter sollten ihre Kinder täglich mit Chinosollösung gurgeln lassen, um Ansteckungen vorzubeugen. — Chinosol in der Tasche ist das bequemste Mittel für alle Fälle und alle hygienischen Bedürfnisse auf Reisen. — Chinosol ist das billigste Mittel, weil es kolossal ausgiebig ist. — Für veterinäre Behandlung in Rennställen etc. findet Chinosol vortheilhafte Verwendung. — Chinosol hemmt die Entwicklung des Kiborbacillus in Lösung von 1:40000, die des Milzbrandbacillus in Lösung von 1:50000, darum eignet sich Chinosol zur Gross-Desinfektion. — Chinosolsalbe ist mit Gebrauchs-Anweisung à 1.— per Glas in den meisten Apotheken und Drogerien erhältlich.

Alleinige Fabrikanten: Franz Fritzsche & Co., Chem. Fabrik, Hamburg-Uhlenhorst.

„Schlafe patent" nur auf Jaekel's Patent-Bett-Stahl „Unicum".

Ein Griff — ein Bett mit Matratze. Grosser Raum für die Betten im Tage.

Patent-Bett-Stahl „Komet", bequemes Bett mit Matratze. Preis 30 Mark.

Man fordere illustr. Preisliste über Patent-Möbel.

R. Jaekel's Patent-Möbel-Fabrik,

Berlin SW., Markgrafenstr. 20, Ecke Kochstr. — Wien VI., Mariahilferstr. 11.

Gesetzl. Geschützte Handels-Marke.

"MAIZENA"

Allein. Fabrikanten

The NATIONAL STARCH MANUFACTURING COMPANY NEW YORK, U. S.

Unübertrefflich z. Herstellung von Puddings, Torten, Mehlspeisen. Für Suppen u. Saucen. Das beste Nährmittel für Kinder und Kranke. Überall Vorräthig.

ODONTA Zahn-Wasser zur Pflege des Mundes und Erhaltung der Zähne

F. WOLFF & SOHN Karlsruhe

Filiale Wien Kärnthnerstrasse

Verkaufs-Niederlagen in allen besseren Parfümerie-, Friseur- u. Drogen-Geschäften.

PATENTE Vertreter RICHARD LÜDERS, Civil-Ingenieur in GÖRLITZ.

Berlin, Patente Dr. J. Schanz & Co. Dipl. Ingenieure Patent-Anwälte

Brunhilde, Roland-Corset, nothgedrungen schlafanzuge u. unserm lieblichen Hauskleiderstoffe. Ortrud und Rosalinde, neueste und elegantesten Promenadenkleiderstoffe.

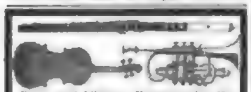
Spezialität unerreicht in Haltbarkeit und Eleganz: andere Herrenstoffe in nur modernen und geschmackvollen Dessins zu sehr billigen Preisen.

Portièren in grösster Auswahl.

Alle Aufträge von 20 Mark an und Muster stets franko.

Carl H. Klippstein & Co. in Mühlhausen i. Thür.

Weltberühmtes Versand-Geschäft.



Beste und billigste Bezugsquelle für

Musikinstrumente

Violinen, Bratschen, Cellos, Contrabässe, Flöten, Clarinetten, Cornets, Trompeten, Signalhörner, Trommeln, Hörner, Accordzithern, Guitarren, Mandolinen, Guitarren, Symphonien, Orpheonien, Aristons, Piano-Melodien, Pedal-, Harmonikas, Handharmonikas, Pianinos, Pendulinos, Harmoniums, Kaufkastenwaren, Albumbesteckkästen, Stimmgabeln, Metronome, Notenpulte.

Noten zu allen Instrumenten.

Jul. Heinr. Zimmermann. Musikexport. Leipzig.

Neue illustrirte Preisliste gratis!

Eine falsche Sparsamkeit

ist es, wenn Damen und Kleidermacherinnen zum Stärken der Kleidermusseline nicht die als unübertroffen bekannte Dorwerk's Victoria-Stärkemarke verwenden, sondern für Preisliste einer der vielen minderwerthigen Nachahmungen kaufen. Letztere haben sich nur kaum 10 Pfennig billiger hier ein Kind als die echte Dorwerk'sche Marke und erfordern auch länger Zeit ein lästiges Brennen, während die Dorwerk'sche Marke ein Kind überdauert. — Im eigenen Interesse achte man daher beim Einkauf darauf, daß die Letztere auf einem leichten Pappdeckgewebe nicht Geschäfte besitzt. Es ist darum über sinnlich daß der Deckel mit rothem Siegel, worauf das Wort auf rothem Grund ist, den Namen des Gründers „Dorwerk" trägt.

Nachrichten von der Millenniums-Ausstellung Budapest.

Die Millenniumsfeier des ungarischen Staates beginnt am 2. Mai l. J. und wird sechs Monate hindurch eine fast wunderbarschene Reihe von rauschenden Festen, ein ungemein imposantes Gepränge, eine berückende Fülle von Sehenswürdigkeiten bieten. — Den glänzigen Mittelpunkt der Feste bildet die Landesausstellung, die sich mit ihrem materiellen Aufwande (an 10,000,000 fl., hiervon 4½ Millionen für etwa 240 Gebäude) den grössten internationalen Ausstellungen anreihen wird. In ihrer historischen Hauptgruppe enthält sie die Schätze und Reliquien von zehn Jahrhunderten. Als moderne Ausstellung zeichnet sie sich durch ergiebige Lücken, üppige Kollektionen aus seine Gruppe des Hoorwesens von ungarischen Reichtum, ein idyllisch malerisches polyglottes Dorf als ethnographisches Museum, eine eigenartige Darstellung des Handelswesens.

LIEBIG COMPANY'S FLEISCH-EXTRACT

Nur aecht, wenn in der Tasse ein Name in blauer Farbe trägt.

Dass FLEISCH-PEPTON der COMPAGNIE LIEBIG

ist wegen seiner ausserordentlich leichten Verdaulichkeit und seines hohen Nährwerthes ein vorzügliches Nahrungs- und Kraftigungsmittel für Schwache, Blutarme und Kranke, namentlich auch für Magenleidende.

Hergestellt nach Prof. Dr. KEMMERICH'S Methode unter steter Kontrolle der Herren Prof. Dr. M. von Pettenkofer und Prof. Dr. Carl von Voit, München.

Käuflich in Dosen von 100 und 200 Gramm.

Digitized by Google

BERLINER

GEWERBE AUSSTELLUNG
VOM 1. MAI · 1896 · BIS 15. OKT.

Mit der Ausstellung sind verbunden:
1. Die **Deutsche Fischerei-Ausstellung.**
2. Die unter Beteiligung des Reiches veranstaltete
Deutsche Kolonial-Ausstellung.
Die Ausstellung hat einen Umfang von über 1 Million Quadratmeter, ist somit die umfangreichste Industrie-Ausstellung in Europa. — Haupt-Ausstellungsgebäude von 70000 Quadratmeter Grundfläche. — Zahlreiche gross-artige Gebäude für Fischerei, Sport, Nahrungs- und Genussmittel, Wasserbauvorrichtungen, Unterricht und Erziehung, Chemie, wissenschaftliche Instrumente und Photographie, Automobile Ausstellung mit Rennbahn. — Hunderte von Nebengebäuden. — Die Ausstellung bietet ein **vollständiges Bild** der **industriellen Leistungsfähigkeit Berlins** und seines **Kunstgewerbes.** — Besondere Schaustellungen:
Spezial-Ausstellung „Kairo" - Alt-Berlin,
ein lebendes Bild der Entwickelungsgeschichte Berlins.
Theater - Konzerte - Restaurants Vergnügungspark

A LA COURONNE

L.P.
CORSETS
PARIS
FEINSTE WELTMARKE!
Unübertroffen an Eleganz, Solidität und Artistische Schnitte!
LEICHTES, BEQUEMES, MODEELEGANTES TRAGEN!

A LA COURONNE
MARQUE DÉPOSÉE
ELÉGANCE & SOLIDITÉ L.P. PARIS

DIESE MARKE, TRAGT JEDES CORSET
Damen
auf dem Taillenbande
beim Kauf genau darauf,
bitte zu achten nur dann das
ÄCHTE L.P. PARIS-CORSETT

Damen verlangen in ihrem eigenen Interesse überall die *L.P. MARKE*
NIEDERLAGEN WERDEN ÜBERALL ERRICHTET
General-Vertreter für Deutschland *LEVINGER & FEIBEL*, FRANKFURT a/M.

Heilanstalt für Hautkrankheiten.
Specialität: Venerische Erkrankung. Neue Methoden. Kürzeste Heildauer. Prospekte gratis.
Leipzig-Lindenau, Dr. med. Uhle.

Bilz' Naturheilanstalt
(Schloss Lössnitz) Dresden-Radebeul. Grösste bestrenommirteste Anstalt. Prospekte gratis durch **Bilz' Verlag.**
Bilz, Naturheilkunde.

Dr. von Hartungen's
Naturheilanstalt
RIVA am Gardasee.
Neueste Nährsalz-Diätetik und Anwendungsform der Massage.
Prospekte, Literatur gratis.
Wochenpreis von 50 Mark aufwärts.
Vornehme Gesellschaft nötig.

Bad Warmbrunn,
Eisenbahn-Station.
340 m ü. M., zu den Wildbädern gehörig, mit 6 Thermalquellen von 21° bis 42° C. Trink- und Badekuren. Kassin-Wannen- und Douche-Bäder. **Kurze Anstalt für Moorbäder,** hydroelektrische und medizinische Bäder jeder Art. **Klimatischer Kurort** in herrlicher Gebirgsgegend am Fusse des Riesengebirges. Saison vom 1. Mai bis 1. Oktober. In Mai und von Mitte August besonders Wohnungen in den unter der Badeverwaltung stehenden Logirhäusern. Prospekt durch die Badeverwaltung.

Anal
Englisches Antiseptikum Medicinal-Salz
Prof. Dr. E. v. Bergmann
Unentbehrlich bei Hämorrhoiden, Darmfistel und Wolfsrachen für Damen, Herren, Militair, Reiter, Radfahrer, Touristen, Turnspringer und Touristen.
In allen Apotheken, Drogerien, Parfümerien und Luxuswaaren-Läden.

16 Preis-Medaillen. - 7 Goldene.
Zahnwasser, Zahnpasta, Zahnpuder
DENTIFRICES DOCTEUR PIERRE
MARQUE DE FABRIQUE
EX L'FACULTÉ DE MÉDECINE DE PARIS
Hygienische absolut säurefreie Präparate.
Berühmt durch ihre aromatischen und antiseptischen Eigenschaften
Ueberall erhältlich

Ein Geheilter schreibt, dass er alles, Lithion-, Salol-, Salicyl-, Ichthyol-Salbe, Baden mit Spiritus, Bäder à la Kneipp, Heublumenbäder probirt habe, nichts half. Die Zitronenkur beseitigte die Schmerzen in 5 Tagen.
Die Zitronenkur ist kurz gefasst, wie folgt:
1 M. per Post-Anweisung zu senden an den Verleger A. H. Payne in Leipzig. Hinter Lösung bemerken: A. 34.
Jede Buchhandlung oder Versandbuchhandlung muss diese Broschüre auf 1 Mark zu beziehen.

Gicht
und Gallensteine.

„Ich kann nur sagen, dass es kein besseres Mittel gibt. Eine Dame beseitigte damit die äusserst schmerzhaften Gallensteine, an denen sie schon seit Jahren litt. Ein anderer kurirte seinen schlechten Magen

Franz Christoph's Fussboden-Glanzlack
Selbst trocknend
Franz Christoph, Berlin NW., Moltkestr. 11.

Reizende Neuheiten
für Frühjahr u. Sommer 1896
in bedruckten Reps, Crêpon, Schürzenstoffen, Hausmacher, Zwirnstoff, Wollstoff-Ersatz, Seiden-Imitat on etc.
Verlangen Sie bitte die Muster zur Ansicht.
Francke & Co., Gnadenfrei, Schles.
Weberei u. Versandhaus

Dampframmen.

Direct wirkende Patent-Rammen.
Direct wirkende *Lecour'sche* Rammen.
Rammen mit eiserner Kette.
Rammen mit Hanf- oder Kette.
Kreissägen zum Abschneiden von Pfählen unter Wasser.
Spulvorrichtungen zum Rammen.
Alle Arbeiten und Apparate auf Lager.
MENCK & HAMBROCK,
ALTONA-HAMBURG.

L. Stromeyer & Co.
Konstanz.
Grösste & bedeutendste Fabrik in ihren Specialitäten
Vielfach prämiirt

Krankenfahrstühle,
Dresdner Handelswagenfabrik
G. E. Höfgen. Dresden-N.,
Bautzenerstrasse 56.

Wer betten anschaffen will, verwende unbedingt
90% Ersparniss gegen Sprungfeder-Matratzen
Patent-Springfeder-Matratzen
von
Westphal & Reinhold, Berlin 6,
Stromstrasse 47,
anerkannt die **besten** und **billigsten** im Gebrauch.
Illustrirter Katalog über **Bettstellen** in jeder Preislage gratis.

Digitized by Google

Station der Linien Pforzheim Horb Ehrich Gotthard u. Stuttgart Calw Horb

Schwarzwald-Bad Teinach

Seit über 300 Jahren bekanntes u. beliebtes Kurort. Saison vom 15. Mai bis 1. Oktober.

Kräftige Sommerfrische. [illegible] Mineral-Quellen, besonders wirksam gegen Lungen- und Kehlkopfleiden, Katarrhe der [illegible] Schwächezustände etc. Indicirender Wasserversand. Wasserbehälteranstalt, [illegible] Pension excl. Z. & nach Zimmer. 300 Betten. Elektrische Beleuchtung in allen Räumen. Wasserspülung. Kohlensäure-Kühlanlage. Dunkelkammer. Bäder im Hause. Vorzügliche Küche und Keller. Wagen und Pferde zu Ausflügen. Omnibus zu allen Zügen. Lawn-tennis. Regelbahn. Telegraph und Telephon im Hause. Badearzt: k. Hofrat Dr. Warm. Prospekte [illegible] durch den Besitzer Ludwig Bauer. NB. Sämtliche Mineralquellen Teinachs sind Eigentum des Bad Hotels. – Von Juni & J. ab ist die neuerbaute Strasse nach Wildbad (9 Stunde Fahrzeit) zu benützen.

409 Meter über Meer **ZÜRICH** 140,000 Einwohner

(SCHWEIZ).

Kreuzungspunkt der internationalen Eisenbahnrouten. Bester Ausgangspunkt für Schweizertouren. Besuchter Fremdenplatz und Sommeraufenthalt. Prachtvolle Promenaden am See. Zahlreiche lohnende Ausflüge. **Angenehmes Klima. Günstige Gesundheitsverhältnisse.** Vorzügliche Unterrichtsanstalten, Universität, Polytechnikum. Zentrum der Schweizer Seidenindustrie. Theater, Konzerte, Ruder- und Segelsport, Lawn-Tennis Spielplätze im Belvoir-Park etc.

Das **Offizielle Verkehrsbureau** (Börse Parterre) erteilt **unentgeltliche** Auskunft über Reisen in der Schweiz und im Ausland sowie über zürcherische Verhältnisse.

HOTELS:

I. Rang
Baur au lac
Baur en ville
Belle-Vue au lac
National & Terminus
Victoria
Zurcherhof

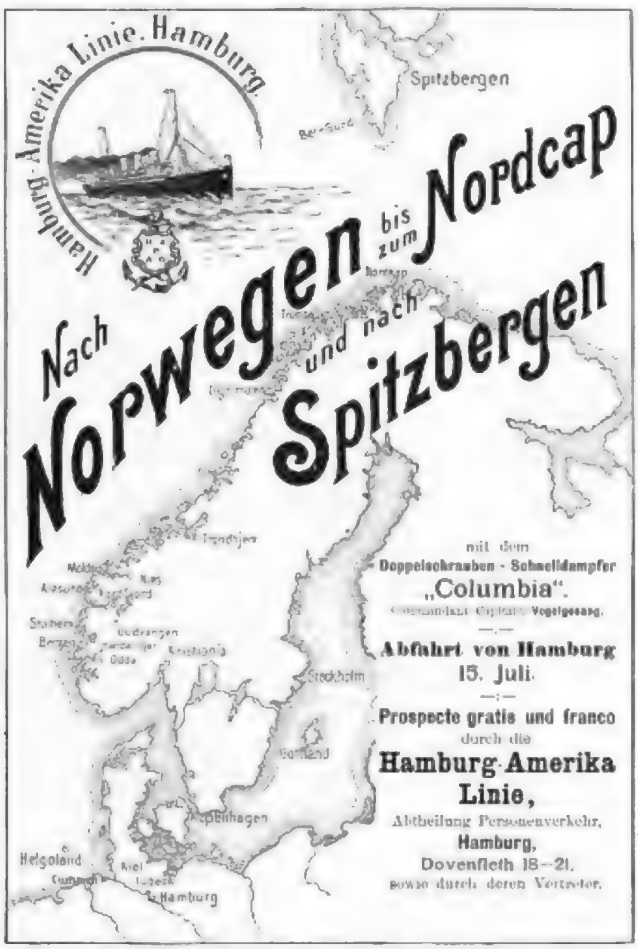
II. Rang
Bahnhof
Central
St. Gotthard
Habis
Limmathof
Garni Metzgerbrau

Pfauen
Post
Schweizerhof
Schwert
Stadthof
Storchen
Wanners Hotel garni
Wildar

Pensionen:
Hotel Uetliberg
Beau-Site
Neptun
Tiefenau
Villa Hygieia

Hamburg-Amerika Linie. Hamburg.

Nach **Norwegen** bis zum **Nordcap** und nach **Spitzbergen**



mit dem
Doppelschrauben-Schnelldampfer
„Columbia".
Commandant Kapitän Vogelgesang.

Abfahrt von Hamburg
15. Juli.

Prospecte gratis und franco
durch die
Hamburg-Amerika Linie,
Abtheilung Personenverkehr,
Hamburg,
Dovenfleth 18—21,
sowie durch deren Vertreter.

Bad Reinerz.

klimatischer, waldreicher Höhen-Kurort – Seehöhe 568 Meter – in einem schönen geschützten Thale der Grafschaft Glatz mit kohlensäurereichen alkalisch-muriatischen Eisen-Trink- und Badequellen, Mineral-, Moor und Fichtennadelbädern und einer bedeutenden Molken- und Kefyr-Kuranstalt. Anzeigen bei krankhaften Zuständen der Atmungs- und Verdauungsorgane, zur Verbesserung der Ernährung und Konstitution, besonders rheumatischen gichtischen Leiden und der Folgen entzündlicher Ausschwitzungen. Eröffnung **Anfang Mai.** Eisenbahnstation. Prospekte gratis

Gossmann's
Naturheil-Anstalt Wilhelmshöhe bei Cassel.

Aerztlich geleitet. Naturgemässes Heilverfahren. Denkbar angenehmste, ruhigste, geschützteste Lage am Bergwald. Comfortable Einrichtung. Kurhaus. Elektrische Beleuchtung. Physikal.-diätet. Heil-Methoden. Vorzügl. Erfolge b. Nervenkrankheit., Asthma, Kehlkopfleiden, chron. Katarrh. – Kranken des Magens u. Darmes der Leber und Gallenwege, Organe des Beckens, Harnorgane, Frauenkrankheit. Blutarmut, Frauenleiden.

Ältere Druck Mineral- Sommer und Winter geöffnet. – Prospekte gratis
Die Direktion. **Dr. med. Miesmal. prakt. Arzt.**

Oberhof in Thüringen.

Höchstgelegener Kurort der Provinz, Seehöhe 800 Meter.

Wünschers Hotel und Pension zum „Herzog Alfred",
direkt im Walde gelegen, ihren Gästen jeglichen, modernen Anforderungen.

Eröffnung Pfingsten.

Chr. Wünscher, früher Pächter vom Hotel Wünscher in Gotha.

FRANZENSBAD.

Das erste Moorbad der Welt, besitzt die stärksten Eisenquellen, reine alkalische Glaubersalzquellen und Lithionsäuerlinge, die Kohlensäurereichen Stahlbäder, Eisenmoorbäder, Kohlensäure-Gasbäder.

Saison vom 1. Mai bis 30. September.

Prospekte gratis.

Jede Auskunft erteilt das Bürgermeisteramt als Kurverwaltung.

NORDSEEBÄDER WESTERLAND UND WENNINGSTEDT auf SYLT

Im Besitz der Gemeinde Westerland.
Direction: Oberstlieutenant a. D. von Schöler.
Stärkster Wellenschlag der Westküste.
Heilkräftigstes Seebad Deutschlands.
Unvergleichlich schöner Strand.
Sommer- und Saisonabonnements mit sehr grossen Vorteilen.
Prospekte mit Angabe der Fahrpreise versendet gratis die
SEEBADE-DIRECTION IN WESTERLAND-SYLT.

Bad Ems.

Hotel Weilburger Hof.

Lindenhof-Wiesbaden
Sanatorium für Nervenleiden, Gicht, Rheuma.
Dr. Hezel.

Hôtel Augusta Victoria
Haus ersten Ranges.
Pension, Arrangements.
Bad Nauheim.

NATURHEILANSTALT
GLOTTERBAD
im Bad. Schwarzwald. Eisenbahnstation Freiburg und Denzlingen.
Dirig. Arzt Oberstabsarzt a. D. Dr. Katz.
Badeverwaltung.

Baden-Baden.

Englischer Hof, Hotel 1. Ranges.
Das ganze Jahr offen. Elektrische Beleuchtung.
Neue Besitzer: **Ad. Düringer.**

Bad Landeck

in Schlesien.

Seit Jahrhunderten berühmte Heilquellen. Schwefel-Natrium-Thermen 29,5° C. Kohlensäure-Eisen-Trink- und Badequellen. Milde Soolquelle.

Spezialität bei **Frauen-Krankheiten, Nervenleiden, Rheumatismus, Gicht, chronischen Katarrhen der Atmungswege, Blutstockungen im Unterleibe, Entwicklungsstörungen** (Bleichsucht), **Schwäche** und **Rekonvaleszenz.**

Kurmittel: **Mineralbäder** aus den **Quellen** und in **Wannen, Moorbäder** innere und äussere **Douchen, Massage, Molkerei, Kefir** und alle erforderlichen **Kurtrinkbrunnen.**

Tägliche Konzerte. Theater, Gesellschaften etc. **Tennisbahn** in Kurhaus. Spiel-, Musik- und **Lesezimmer,** Spielplatz, 125 Logierhäuser und Villen. **Park** und **Wald-Promenaden.**

Besuch ohne Kurgebrauch. Kurzeit vom Mai bis Ende September. Eisenbahn-Stations-Gratis-Prospekte kostenlos.

Der Magistrat.

№ 32.

76. Band.
Achtunddreißigster Jahrgang.
Oktober 1895—1896
Erscheint jeden Sonntag.

Deutsche Illustrirte Zeitung.

Preis vierteljährlich 3 M. 50 Pfg.
Mit Post-Aufschlag 3 M. 75 Pfg.
Redaktion:
Ernst Schubert in Stuttgart.

Kastengeist.

Roman aus der englischen Gesellschaft

von

E. Schroeder.

(Fortsetzung.)

Marie dachte bei dieser Erklärung nicht an das Sprichwort: „Gleich und gleich gesellt sich gern," sie dachte in ihrer Einfalt nur mit Staunen: „Eine so kluge Frau und kann solch eine Person nicht durchschauen!"

„Setzen wir," hub Mrs. Eagles lächelnd wieder an, „für Nachsicht — Freundlichkeit. Dann mögen Sie recht haben. Sie thut mir leid, Kind, schrecklich leid! Sie ist so bettelarm, sehen Sie, und ich bin so reich. Ich fühle das natürliche Bedürfnis, von meinem Ueberfluß mitzuteilen, und sie ist so leicht zu beglücken!" Hier wollte der Ton der Sprecherin eine ironische Färbung annehmen, aber sie räusperte sich und schloß mit verschleiertem Stimmklang: „Ich habe sie für jede kleine Gabe rührend erkenntlich gefunden, und wenn man auch nicht geben soll, um Dankbarkeit zu ernten, man gibt dem Dankbaren doch doppelt gern — das ist nun einmal menschlich, nicht wahr, liebste Marie?"

„Sie sind gut, Flora," entgegnete das junge Mädchen ausweichend, „herzensgut."

„Aber Ihre Meinung von Miß Fortescue steht unerschütterlich fest, ich merke es Ihnen an," lachte Mrs. Eagles. „Sie hartnäckiges, kleines Ding! Wen Sie einmal hassen, den hassen Sie gründlich, wie es scheint!"

„O, ich hasse Miß Fortescue nicht," erwiderte Marie mit einem verächtlichen Zucken der Lippen. „Sie können sie nur in den Tod nicht ausstehen — ha, ha, ha! — Nun, man muß Ihrem gerechten Zorn etwas zu gute halten. Die Scene vorhin war wirklich so unerhört abscheulich, daß ich sie mir mit dem besten Willen von nichts anderem als momentaner Verrücktheit herleiten kann."

„Was sie sprach, klang durchaus nicht verrückt."

„Bestes Kind, ich meine doch, sie hätte sich bis zu der Behauptung verstiegen, Sie seien von Ihrer Großtante vor die Thür gesetzt worden."

„Und warum sollte dies nicht ihre vernünftige Ueberzeugung gewesen sein?"

„Weil sie mir gestern wiederholt versichert hat, Sie seien Lady Janes Lieblingsnichte, und es sei kaum anzunehmen, daß jene Sie wieder von sich lassen werde. Ja, sehen Sie mich nur erstaunt an! Sie hat mir die Hölle furchtbar heiß gemacht, kann ich Ihnen sagen."

„Es hätte Sie also betrübt, Flora, wenn ich nicht zurückgekehrt wäre?"

„Kind! Bedarf das einer Frage?!"

Es war ein so tiefschmerzlicher Klang in der Stimme der schönen Frau, daß Marie nach ihrer Hand haschte, um diese innig an ihre Lippen zu ziehen.

„Nein, es bedarf keiner," stammelte sie. „Mag daran zweifeln, wer will, ich weiß, daß Sie mich lieb haben."

„Trüben," erkundigte sich Mrs. Eagles, „hat man wohl daran gezweifelt?"

Großfürst Georg Michailowitsch von Rußland und seine Braut Prinzessin Marie von Griechenland.

„In Courtenay Hollow kennt man Sie nicht, Flora!"

„Also gezweifelt hat man doch daran! Und warum, wenn ich fragen darf?"

Am liebsten hätte ihr Marie die Wahrheit enthüllt, denn nichts ward ihr schwerer, als vor denen, die ihr nahe standen, etwas verborgen zu halten, aber wenn sie jetzt sprach, so klagte sie mit jedem Wort ihre Großtante des engherzigsten Vorurteils an und erreichte auch weiter nichts, als daß sie Mrs. Eagles empfindlich verletzte — das sagte sie sich.

Nach einigem Zögern antwortete sie deshalb ausweichend:

„Die Gründe sind so thöricht, daß es nicht der Mühe lohnt, sie zu wiederholen."

„Sehr schmeichelhaft für mich werden sie nicht gewesen sein," meinte Mrs. Eagles mit bärbarer Bitterkeit, „sonst wären Sie schwerlich so diskret. Aber — hm! — es ist schließlich gleichgiltig, was fremde Menschen von uns denken, wenn nur unsere Freunde uns immer treu zur Seite stehen. Sie haben mich ein bißchen in Schutz genommen, Marie?"

„Ich habe gesagt, daß Sie eine stolze, edle Frau und gegen mich die Güte selber sind."

„Sie liebes, tapferes kleines Ding! Mit diesen blitzenden Augen haben Sie das gesagt?"

„Ich weiß nicht, was meine Augen dabei gemacht haben, aber von Herzen ist es mir gekommen."

„Meine Marie!" Dem liebevollen Ausruf folgte eine ebenso liebevolle Umarmung. „Und es hat doch nichts genützt?" fragte dann die schöne Frau in einem zärtlichen, protegirenden Ton, als bedaure sie des jungen Mädchens Mißerfolg lediglich um seinetwillen. „Man ist starr und steif bei der vorgefaßten schlechten Meinung geblieben und hat mir meine kleine Freundin nicht wiederschicken wollen — wohl gar aus lauter Angst, meine Schlechtigkeit möchte ihr Schaden bringen."

„Ach nein, gewiß nicht," rief Marie, heftig mit dem Kopfe schüttelnd, „davon war ja keine Rede. In der Hauptsache handelte es sich um ein thörichtes Standesvorurteil. Die Großtante nahm Anstoß daran, daß ich bei Ihnen als Gesellschafterin angestellt sei."

„Liebstes Kind, warum mußten Sie ihr denn das sagen?!"

„Ist's nicht die Wahrheit, Flora?"

„Nun ja, Sie bestanden eben damals darauf, daß es die Wahrheit sein sollte, doch ich dächte, ich hätte Ihnen immer mehr die Freundin gezeigt als die Vorgesetzte."

„Bis jetzt," entgegnete Marie ernst, „bin ich von der Vorgesetzten überhaupt noch nichts gewahr geworden. Aber —" fügte sie bittend hinzu, „das wird nun anders werden, nicht wahr, Flora?"

„Wünschen Sie das wirklich so sehr, Kind?"

„Ja, ein müßiges Leben ertrüge ich auf die Dauer nicht, das — das würde mich forttreiben von Clyffe Court."

„Hm! Wenn Sie mir so das Messer an die

Kehle setzen, da kann ich nur blitzschnell hingehen und einen Stundenplan machen!"

„Sie nehmen mir mein Drängen nicht übel, Flora?"

„Nein, Liebste, ich denke nur mit einigem Unbehagen an die viele Langeweile, die ich Ihnen verursachen werde. Ich sitze zum Beispiel morgens die langen Stunden und male in Aquarell. Wenn Sie mir dabei vorlesen wollen, so soll mir das sehr angenehm sein. Ich fürchte nur, daß die Bücher, die mich interessiren, sehr geeignet sind, ein junges Mädchen zum Gähnen zu bringen. Da hat man mir unter anderem gestern einige Bände Darwin zugeschickt. Was sagen Sie zu Darwin?"

„Ich werde mich freuen, seine Bekanntschaft zu machen," erklärte Marie strahlenden Blicks. „Wann fangen wir an, Flora?"

„Meinetwegen morgen schon."

„Herrlich!"

Während die eine sich der Aussicht auf nützliche Beschäftigung freute, dachte die andere bei sich: „Den halben Tag unter der Kontrolle des albernen Dinges — es ist, um aus der Haut zu fahren, und muß doch ertragen werden. Sie vor den Kopf zu stoßen, ist nicht ratsam. Die Sippe hat ihr, wie es scheint, über mich ein — hm! — Licht aufgesteckt, aber vergebens. Hat nicht sehen wollen, das Gänschen, ist der ganzen Gesellschaft zum Verdruß zurückgekehrt. Daß sie dies hat durchsetzen können bei ihrer Minderjährigkeit? Freilich, der Titel — der Titel! Einer Prinzeß von Wildenhofen begegnet man höflich, eine Prinzeß von Wildenhofen schüttelt man auch nicht ab wie eine Miß Fortescue. Die dumme Person hätte mir da mit ihrer scharfen Zunge bald einen bösen Streich gespielt! Nun, es ist noch gut gegangen. Jetzt heißt's abwarten und die Harmlosigkeit meiner lieben Freundin in nichts stören. Um die Prinzeß von Wildenhofen angesichts der Welt nicht im Stich zu lassen, beißt vielleicht über kurz oder lang Lady Jane Courtenay in den sauren Apfel, in Clyffe Court Visite zu machen, und dann —"

Bei der Aussicht, die dieser letzte Gedanke ihr eröffnete, stieg es Mrs. Eagles wie ein süßer Rausch zu Kopfe, und sie fühlte sich nochmals bewegen, Marie zärtlich in ihre Arme zu fassen. „Da, Engelchen," sagte sie, „das ist für den verunglückten ‚Guten Morgen' von vorhin. Sie erinnern sich, als wir uns die Hand reichen wollten, kam uns Miß Fortescue mit Bijou dazwischen, und vorher hatte ich Ihre Anwesenheit in der Musikhalle gar nicht bemerkt. Was mögen Sie nur gedacht haben von meiner bärbeißigen Laune?"

„Was ich dachte?" entgegnete Marie lächelnd. „Daß Sie im Briefschreiben gestört worden seien und sich nun nach der Ursache umzusehen kämen. Die Stirn war sehr kraus gezogen, allein daran hatten die gereizten Nerven mehr Schuld als das Herz. Das Mutterherz freute sich im Grunde, daß die Kleinen so fröhlich gelacht hatten, und wenn der Mund tadelte, so geschah es nur der Ordnung wegen."

„Marie, Marie, was für eine Gedankenleserin Sie sind!" rief Mrs. Eagles in lachender Bewunderung aus.

XIX.

Craggy Nook, Jack Vernons Besitztum, war nicht allzu umfangreich. Das Haus mit seinen Türmchen und freundlichen Giebeln umgab ein mäßig großer, von hohen Mauern eingehegter Garten. Die Lorbeerhecken, die bestimmt waren, diese Mauern auf der Innenseite zu verdecken, hatten noch nicht Zeit gehabt, ihre Aufgabe zu erfüllen. Die ganze Anlage war jung. Vor zwei Jahren hatten noch Schafe geweidet, wo sich jetzt zierliche Kiespfade um glattgeschorene Rasenflächen und bunte Blumenbeete schlangen.

Was man an Bäumen vorgefunden, hatte man stehen lassen, und einige Eichen und Ulmen schickten sich nun würdig in den neuen Rahmen. Zu Ehren gekommen und dankbar für die Ehre aber war ein riesiger Tulpenbaum, der in seiner vornehmen Pracht auf der gemeinen Weide niemals am Platze gewesen war. Er stand zur Zeit über und über mit gelbgrünen, glockenförmigen Blüten geschmückt und hatte soeben Uti Vernons Bewunderung, zugleich aber auch ihr Mitleid erregt, denn mitten aus der vollen Krone steckte er einen dürren Zweig heraus.

Sie stand abwartend, bis ihr Vater, der die Rasenwalze um das große sternförmige Geranienbeet führte, in ihre Nähe gelangt war, und sagte dann, das Zeigefingerchen hebend: „Er ist krank, Papa!"

„Ja," bestätigte Jack aufblickend.

„Wollen wir ihn begießen, Papa?"

„Wird nichts nützen — die Krankheit ist nicht mehr zu heilen."

Damit setzte der Vater seinen Rundgang fort, das Töchterchen aber dachte im stillen bei sich: „Man kann doch nicht wissen!" Und weil sie gerade ihr Gießkännchen zur Hand hatte, trippelte sie damit um die Hausecke, in den Stallhof, wo eben der Kutscher den Dogcart putzte. Das ruhige Selbstbewußtsein, mit dem das Kind dem bärtigen Mann das Puppenspielzeug hinhielt, die respektvolle Bereitwilligkeit, mit welcher er es entgegennahm, um es unter der Pumpe mit Wasser zu füllen, gewährten ein possirliches Schauspiel, das sich alle drei Minuten wiederholte, denn der Baum hatte, wie Uti fand, „doch furchtbar viel nötig," das Nännchen aber hielt kaum mehr als eine kleine Theetasse, und bei dem emsigen Hinundhertrippeln ward obendrein mancher Tropfen verschüttet.

Einmal erlaubte sich der Kutscher die Bemerkung: „Sie werden aber naß, Miß."

Diese Einmischung in ihre Angelegenheit berührte Uti sichtlich unangenehm. „O, das schadet nichts," antwortete sie, das Näschen hoch hebend, „das läuft wieder ab."

Doch diese Voraussetzung erwies sich als irrig, denn als nach Verlauf einer Viertelstunde Jack mit seinem Rasenmähen fertig war und Zeit hatte, sich nach seiner Tochter umzusehen, stand sie vor ihm wie ein aus dem Wasser gezogenes Pudelchen.

„Uti, Kind!" rief er entsetzt. „Gestern noch mit Halsweh im Bett und jetzt schon wieder bis auf die Haut durchnäßt?!"

„Nein," versicherte Uti gewissenhaft, „ganz bis auf die Haut noch nicht, Papa, ich fühle es kein bißchen."

„Zeig einmal deine Füße her!" befahl er. Und wie sie ihm einen kleinen, durchtränkten Schuh vorwies: „Gräßlich! Jetzt gehst Du sofort hinein und läßt Dir von Margaret trockene Kleider anziehen! Verstanden?"

„Ja, Papa," antwortete Uti mit kummervollem Gesichtsausdruck und ohne sich vom Fleck zu rühren.

„Worauf wartest Du?" fragte er.

„Ich dachte, Papa, Du — Du könntest wohl mit mir gehen."

„Ich? Warum?"

„Sie würde dann nicht so böse, Papa. Sie hatte mir's verboten, siehst Du, mit Wasser zu spielen, und nun wird sie wohl schelten."

Diese kindliche Naivität hätte ihm fast ein Lächeln entlockt, allein er bewahrte doch seinen feierlichen Ernst.

„Liebe Uti," sagte er, „wer den Ungehorsam nicht scheut, der darf auch die Folgen nicht scheuen. Auf alles Unrechtthun folgt Strafe, das ist einmal so eingerichtet in der Welt. Geh Du nur hin und laß Dich schelten — das ist ganz in der Ordnung."

Uti hob die Blauaugen zu einem forschenden Blick, um sie traurig wieder zu senken. Wenn der Papa diese freundlich entschiedene Miene aufsetzte, dann war nicht mit ihm zu unterhandeln. Ein schwerer Seufzer hob ihre kleine Brust, langsam setzte sie sich in der Richtung des Hauses in Bewegung.

Ihr Vater sah ihr mit gemischten Gefühlen nach. „Arme kleine Sünderin!" murmelte er halb spöttisch, halb bewegt, „man sollte meinen, es ginge ihr ans Leben!"

Nachdem sie in der Verandathür verschwunden war, stand er noch eine Weile nach dem offenen Fenster des Kinderzimmers hinhorchend. Als von dorther nur gedämpftes Stimmengemurmel hörbar wurde, tröstete er sich: „Die Person scheint es nicht gar zu arg zu machen — hat übrigens auch blitzwenig Ursache, sich über ein wenig extra Arbeit zu beklagen; geht den lieben langen Tag ihrem Vergnügen nach, während ich Kindermädchen spiele. Möchte wissen, wofür ich das Frauenzimmer eigentlich bezahle?"

Wofür er dieses oder jenes Frauenzimmer eigentlich bezahle, war eine Frage, die sich Jack öfter aufdrängte. Er hielt neben einem Kutscher, einem Gärtner und einem Bedienten noch eine Haushälterin und vier weibliche Dienstboten. Mit den Männern ward er vortrefflich fertig, womit sich aber die fünf Damen die Zeit vertrieben, konnte er nie so recht ergründen. Er galt als der beliebteste Brotherr auf Meilen in der Runde, um die vakanten Stellen in seinem Hause riß man sich förmlich, und in der Theorie gingen auch die weiblichen Wesen für ihn durch das Feuer, in der Praxis jedoch waren sie selten zur Stelle, wenn er sie brauchte, ließen sie manche Ordre unausgeführt, manche Socke ungestopft, manchen Knopf unangenäht. Da er aber etwas wie geniale Unordnung an und um sich durchaus nicht dulden konnte, so waren die milden Vorstellungen seinerseits, die reuigen Besserungsgelöbnisse weiblicherseits in Craggy Nook an der Tagesordnung. Schwer erträglich schien ihm dies mitunter, allein er tröstete sich mit dem Gedanken, allzu gut dürfe es der Mensch auf der Welt nicht haben, und daß ihn die Vorsehung mit stündlichen Trivialitäten plage, sei vielleicht eine Garantie dafür, daß sie annoch gesonnen sei, ihn mit Schicksalsschlägen zu verschonen.

Etwas Aehnliches mochte ihm auch jetzt durch den Sinn gehen, als er mit einem Achselzucken dem Fenster des Kinderzimmers den Rücken kehrte, um, die Hände in den Taschen seiner Joppe, leise vor sich hinpfeifend, den Kiespfad entlang zu schlendern, der, rechts um die Hausecke biegend, eine kleine Anhöhe hinanführte. Hier schloß die Gartenmauer, sich hart an den Felsabhang vorschiebend, nach der Wasserseite hin das Besitztum ab, und von hier hatte man eine herrliche Fernsicht, südwärts auf die weite Meeresfläche, west- und ostwärts die rotleuchtende Küstenlinie entlang, die von Horizont zu Horizont eine gewaltige Bucht bildete, welche, wie die in Abständen sich weit und weiter vorschiebenden Felsausläufer bewiesen, aus zahllosen kleinen Buchten bestand.

Heute kräuselte eine leichte Brise die in der Sonne glitzernden Wellen, und auf dem Strande unten fing es eben an merkwürdig lebendig zu werden. Die Fischer, die sich eine Woche lang keine lohnendere Beschäftigung gewußt hatten, als Tabak zu kauen, rannten wie besessen hin und her. Die für die Sommersaison neugeteerten Kähne, die kielaufwärts auf dem Sande geschlummert hatten, wurden unter Kettengerassel, mit der üblichen Gesangsbegleitung in das Meer befördert und tanzten dann über apfelgrüne Wellen davon. Und wohin ging die Fahrt?

Jack trat an ein großes Fernrohr, das in einer der Mauernischen auf festem Untergestell lag, setzte es ans Auge und hatte in der Nähe des Horizonts nun sehr bald einen langgezogenen, weißlichen Streifen im Wasser erkannt. Dieser Streifen deutete auf Makrelen. Wenn die Brise nicht gar zu rasch in einen Orkan umschlug, so stand den braven Teerjacken heute ein guter Fang in Aussicht.

Aus einiger Nähe dem Makrelenfang zuzuschauen, war kein schlechter Zeitvertreib, und Jacks eigenes Boot lag unten am Fuß des Felsens. Er hatte nur das Segel zu spannen. Ob er dies that? Indem er sich's überlegte, drehte er zerstreut das Fernrohr hin und her und hatte so plötzlich den östlichen Strand, jenseits der Promenade vor Augen. Wer kam dahergeschritten? Molly von Wildenhofen! Sein Herz that förmlich einen freudigen Schlag, als er sie erkannte.

Gute, kleine Molly! Wie zierlich sie wieder einmal die Füßchen setzte! Auf diesem trügerischen Kieselgeröll gehen zu können wie sie, dazu mußte man die Grazie selber sein.

Eine allerliebste Kleine, die sie da an der Hand führte — zweifellos das Kind der vielbesprochenen und — wenn Molly recht hatte — vielverleumdeten Mrs. Eagles.

Es war ein sonderbares Gefühl, das Jack Vernon verhindern wollte, dieser letzteren Dame, in deren Gesellschaft sich die beiden befanden, nun auch den Blick zuzuwenden, ein Gefühl, das er sich nicht recht definiren konnte und das ihm außerordentlich lächerlich vorkam. Als er damit fertig war, feierte sein Künstlerauge ein Fest.

Hübsche Gesichter gab es genug, aber vollkommene

Gesichter waren selten. Ein vollkommenes war dieses hier. Von der edelgeformten Stirn bis zu dem entzückend gerundeten Kinn keine Linie verzeichnet. Und daß die Vollkommenheit nicht langweilig wirkte, dafür sorgte der pikante Gegensatz zwischen den dunkelfarbigen Brauen und dem matten Gold des Haares. Die Augen waren von einem tiefen Blau — kein lachendes Aetherblau — Wetterwolken hatten mitunter diesen Ton.

Eine Gestalt — hoch, schlank, vom herrlichsten Ebenmaß. Und der Gang? Mollys Anmut war nicht darin, das ließ sich nicht leugnen. Aber Mollys Anmut paßte auch am besten für Mollys zierliches Figürchen. Hebe schwebte, Juno schritt, und wenn letztere einige Mühe hatte, das Gleichgewicht zu bewahren, so war daran das Terrain schuld. Lächerlich nebenbei, über den Gang einer Frau aburteilen zu wollen, während sie sich über berghoch angeschwemmtes Kieselgeröll hinbewegte! Da konnte man wahrlich Besseres zu thun finden.

Das Bessere, das Jack fand, war, daß er sein Hauptaugenmerk wieder auf ihr Antlitz richtete. Bis das Fernrohr es ihm so nahe gebracht hatte, daß er von den holden Lippen fast die Worte lesen konnte, starrte er unverwandt darauf hin. Dann schien es ihm der Indiskretion endlich genug.

Er trat zurück und ließ den unbewaffneten Blick wieder über die Meeresfläche schweifen. Wie schwarze Käferchen hafteten die Fischerkähne dem Horizont zu. Ob er ihnen folgen sollte? Der Gedanke kam ihm gar nicht mehr, er wußte sich für den Moment einen ganz andern Zeitvertreib, hatte nur erst einige Mühe, sich zu überreden, daß dieser Zeitvertreib ihm frommen werde.

Als er das letzte Bedenken von sich gethan hatte, schritt er mit einer gewissen Hast dem Gartenthor zu. Im Begriff, es zu öffnen, ward er durch ein eilfertiges Getrippel hinter ihm veranlaßt, den Kopf noch einmal zu wenden. Was er erblickte, war ein sehr hübsches menschliches Rosenknöspchen, Uti nämlich, in rosa Kattun gekleidet und mit einem rosa Kate Greenawayhut auf dem Köpfchen.

„Kuck 'mal, Papa," rief sie mit strahlendem Gesicht, „ich habe mein neues Kleid angekriegt!"

„Unvernünftige Frauensleute," dachte Jack ärgerlich bei sich, „haben nicht die blasseste Ahnung von Kindererziehung." Laut sagte er in ernstem Ton: „In der That, Dein Ungehorsam scheint belohnt worden zu sein. Ich erwartete, Dich in Deinem schlechtesten Kittel zu sehen."

„Ja, siehst Du, Papa," erklärte Uti triumphirend, „den alten blauen Staubkittel, den hätte sie mir auch bald angezogen, denn sie war böse — o, und schalt gräßlich! Ich wäre ein schmutziges Bettelkind, sagte sie, und dabei packte sie mich beim Arm und schüttelte mich ganz tüchtig, Papa — es that weh! Da weinte ich aber natürlich, und da küßte sie mich und sagte, ich sollte nur nicht so schreien, damit Du's unten nicht hörtest. Und wie ich da doch noch immer weinte, weil's wirklich weh that und ich den alten blauen Staubkittel auch gar nicht mochte, da kriegte sie das neue Kleid heraus —"

„Klebte damit ein Pflaster auf die wunde Eitelkeit und alles war gut," vollendete Jack, indem er mit ärgerlichem Stirnrunzeln das Gartenthor aufstieß.

Es war ihm nicht überraschend, aber auch nicht gerade angenehm, daß Uti ihre kleine Hand in die seine legte, in der Absicht, ihn zu begleiten.

„Deine Wärterin," erkundigte er sich sarkastischen Tons, „hat wohl heute durchaus keine Zeit, auf Dich acht zu geben?"

„Nein, Papa," versicherte die Kleine, „sie muß noch mein Bett machen und ihr Bett, und dann muß sie noch die Stube ausfegen und dann —"

„Das genügt," fiel er ihr ungeduldig ins Wort. „So komm denn!"

Sie gingen der Felskante zu und stiegen auf der uns bekannten Holztreppe zum Meer hinunter. Links abbiegend und hart am Wellensaum hinschreitend, bekamen sie dann bald denjenigen Teil des Strandes in Sicht, der sich unter der Promenade hinzog.

Uti plauderte und fragte viel. Ihr Vater gab zerstreuter Antwort, als sonst seine Art war. Einmal hatte er den Blick scharf spähend vorausgeschickt, seitdem hielt er ihn unverwandt meerwärts gerichtet. Plötzlich entfuhr dem Kinde ein Jubelruf.

„Molly!" jauchzte sie auf. „Sieh doch, Papa, Molly kommt!"

Jack folgte mit dem Auge der Richtung, die das deutende Fingerchen ihm gab, und entgegnete: „Ich sehe sie, Uti."

Er lächelte, indem er es sagte, und er dachte: „Wie das Kind sie lieb gewonnen hat in der kurzen Zeit, und was für ein liebenswertes Geschöpf sie auch ist, was für ein edler, reiner Mensch! Schade nur, daß sie eine Prinzessin ist! Wäre sie ein auf Gelderwerb angewiesenes Mädchen aus dem Bürgerstande, dann könnte ich mir für Uti gar keine bessere Erzieherin denken. Sie wäre die letzte, in dem Kinde den anererbten Eitelkeitsteufel groß zu hätscheln, wie es das unkluge Dienstbotenvolk thut."

Mittlerweile hatte Marie ihn erkannt.

„O," stieß sie erfreut hervor, „das ist Jack — Mr. Vernon," setzte sie erklärend hinzu.

„Ich entsinne mich seiner vom Konzertabende her. Eine äußerst distinguirte Erscheinung," sagte Mrs. Eagles aufblickend in gleichgiltigem Ton. Dann bückte sie sich nach einem Steinchen, das ihr Fuß eben berührte, und rief mit weit mehr Wärme im Stimmklang: „Ein Jaspis — wahrhaftig, ein Jaspis, so glänzend rot wie Siegellack! Der wird Dir in Deine Sammlung passen, Alice."

Nur in dem leichten Beben der Hand, die dem Kinde das Steinchen reichte, verriet sich das ungestüme Herzklopfen der Sprecherin.

Auch Mariens Herz klopfte, ihre Freude hatte einer bangen Unruhe Platz gemacht.

„Wird Jack mit einer bloßen Verbeugung vorübergehen," fragte sie sich, „oder wird er mich anreden? Und wenn er mich anredet, muß ich — darf ich ihm da Mrs. Eagles vorstellen? Er schien ja neulich zu meiner Ansicht über sie bekehrt, aber ob er darum gleich ihre nähere Bekanntschaft wünscht? Tante Lydia würde sie für ihn nicht wünschen, das weiß ich, und ich möchte doch auch nicht gern, daß er um meinetwillen mit den Seinen in Konflikt gerät."

Aengstlich versuchte sie schon von weitem in seinen Augen zu lesen. Er lächelte, als er ihrem Blick begegnete, und zog den Hut. Wenn er aber die Absicht gehegt, es bei dem Hutlüften bewenden zu lassen, so hatte Uti es anders beschlossen.

Mit demselben kleinen Jauchzer wie vorhin ließ sie ihres Vaters Hand fahren und eilte auf Marie zu. Sie konnte nicht so rasch vorwärts, wie ihr Herz sie trieb, der glatten Kiesel wegen, geriet auch noch dazu dicht vor dem Ziel ins Straucheln und stürzte so buchstäblich ihrer neuen Freundin in die Arme.

„Molly," stammelte sie glückselig. „Uti," murmelte Marie gerührt. Dann küßten sich beide, und dann war auch Jack zur Stelle.

„Ich sah Dich, als Du noch eine gute Meile entfernt warst, Molly," sagte er, ihr herzlich die Hand drückend, „von da oben!" Er deutete nach seinem Felsenneft hin. „Und weil ich Dir durch das Fernrohr keinen ‚Guten Morgen!' wünschen konnte, so machte ich mich auf den Weg, Dir entgegen."

Es schien, als färbe sich bei den letzten Worten seine dunkle Wange noch um eine Schattirung tiefer, doch Marie gab darauf nicht weiter acht. Er kam absichtlich, der Gute, Edle! Sie wußte also, was sie zu thun hatte. Mit freudebebender Stimme nannte sie der etwas abseits stehenden Mrs. Eagles seinen Namen, leuchtenden Blicks sah sie von dem sich ernst Verneigenden auf die in freundlicher Gelassenheit den Gruß Erwidernde. Dann wandte sie sich den Kindern zu.

Hier war auch eine Vorstellung vonnöten, und hier ließ sich die Sache weit schwieriger an. Uti stand mit hochroten Wangen und gesenkten Lidern, Alice desgleichen. Es bedurfte viel freundlichen Zuspruchs, die beiden zu veranlassen, die Händchen in einander zu legen. Als dies glücklich bewerkstelligt war, dauerte es auch noch ein Weilchen, bis ein Gespräch über Utis neueste Puppe in Gang kam, die „Papa" und „Mama" sagen konnte.

Dann endlich hätte sich Marie den Erwachsenen zugesellen können, allein diese waren unterdessen langsam weitergeschritten und jetzt bereits allzu fern. Es schadete auch gar nichts, fand sie. Man merkte, daß sich beide vortrefflich unterhielten, und das war die Hauptsache. Jack deutete nach dem Horizont hin und schien etwas zu erklären, seine Begleiterin hielt ihm lauschend das Profil zugewandt. Augenblicklich lächelte sie.

Wie lieblich sie lächeln konnte! Jack mußte das auch auffallen. Wie gut sie überhaupt war, wirklich die Güte selber! Gestern nach Tisch hatte sie sich von Marien im Park Reitstunde geben lassen. Sie ritt noch schlecht, aber sie nahm jeden kleinen Wink so dankbar an. Heute morgen hatte sie sich zwei Stunden lang vorlesen lassen. Er war nicht so leicht zu verstehen, der Darwin. Ein so mäßig begabtes Menschenkind wie sie, Marie, mußte, wenn sie in seinen Geist eindringen wollte, die Gedanken gewaltsam an den Text klammern, durfte den Blick vom Buch nicht heben. Mrs. Eagles konnte, während sie lauschte, bunte Blumensträußchen auf weißes Papier malen, so mühelos erfaßte sie den Sinn des großen Naturforschers. Ja, sie war eine kluge, kluge Frau, Jack würde dies aus ihrer Unterhaltung bald wahrnehmen — davon war Marie überzeugt — und Mrs. Eagles würde ihm anmerken, was für ein durch und durch bedeutender Mensch er war. Wie groß und edel er dachte, würde sie im Laufe der Zeit wohl auch erfahren. Daß er ihr eben jetzt ein herrliches Beispiel davon gab, konnte sie natürlich nicht ahnen.

Thatsache war es jedoch. Er hatte die Ueberzeugung gewonnen, daß sie von seiner Familie falsch beurteilt werde, und statt es — wie wohl mancher aus Feigheit oder Bequemlichkeit gethan — bei dieser Ueberzeugung bewenden zu lassen, trat er, der Ritter ohne Furcht und Tadel, mit seiner Persönlichkeit dafür ein. Gleichviel, wer ihn sah und wer ihm deswegen zürnte, er ging und sprach mit der Vernehmten.

Aus Gerechtigkeitsgefühl that er es und — ein wenig auch wohl um seiner kleinen Freundin willen. Sie solle sehen, daß er in dem Kampf, der sich entsponnen hatte, auf ihre Seite getreten sei, daß er ihr recht gegeben habe gegen alle die anderen. Sie merkte es auch und dankte es ihm.

Drüben waren Jack und Mrs. Eagles am Fuß der letzten Treppe angelangt, die zur Teichpromenade hinaufführte. Jetzt erst schienen sie sich auf die Nachzügler zu besinnen, drehten sich um und kehrten zurück, die Dame mit offenbarer Bestürzung in der Miene.

„Liebste Marie," rief sie dem jungen Mädchen schon von weitem entgegen, „da habe ich in der Gedankenlosigkeit alles Vergnügen" — hier blickte sie verbindlich lächelnd nach Jack hin — „für mich in Anspruch genommen und Ihnen die ganze Arbeit überlassen! Können Sie mir verzeihen?"

„O!" entgegnete Marie heiter, „die Arbeit war auch ein Vergnügen. Wir haben uns ausgezeichnet unterhalten, von unseren Puppen und von unseren Bären. Nicht wahr, Alice — nicht wahr, Uti?"

Die Kinder, die jetzt freundschaftlich Hand in Hand gingen, sahen sich glücklich an und nickten. Mrs. Eagles umfaßte derweilen Mariens zierliche Gestalt, die sich zu den Kleinen niedergebeugt hatte, mit einem zärtlichen Blick und murmelte dann, gegen Jack gewandt: „Sie ist entzückend — sie ist ein Engel!"

Jack aber dachte bei sich: „Wie schön und wie selten ist es doch, ein weibliches Wesen ein anderes so recht von Herzen bewundern zu sehen!"

Darauf ward Abschied genommen. Die Besitzerin von Clysse Court sprach die Hoffnung aus, Mr. Vernon demnächst einmal bei sich zu empfangen. Der Blick, den man vom weißen Salon auf das Meer habe, sei schon eines Besuches wert, meinte sie.

Jack versicherte, daß er bald und dann durchaus nicht in erster Linie der schönen Aussicht wegen kommen werde.

„Ich danke Dir," flüsterte Marie, als sie ihm zum Lebewohl die Hand bot.

Er begriff vollkommen, wofür sie ihm dankte, und er senkte vor ihrem innigen Blick die Lider.

„Bei allem Edelmut so bescheiden!" dachte sie gerührt, während sie Mrs. Eagles nacheilte.

XX.

Jetzt war Marie mit ihrem Leben in Clysse Court mehr als zufrieden. Jede Tagesstunde brachte ihr nützliche Beschäftigung. Da war morgens die Darwinlektüre, auf die sie sich stets privatim ein wenig vorbereitete, um es ihrer schwachen Intelligenz

zu ermöglichen, mit der starken Auffassungskraft der Mrs. Eagles einigermaßen Schritt zu halten. Dann kam der Spaziergang am Strande, während dessen man sich im Französisch- oder Italienischsprechen übte. Ein Teil des Nachmittags war dem Reitunterricht gewidmet, der andere dem Empfangen und Erwidern von Besuchen. Den Abend verbrachte man, wenn man nicht gerade Gäste bei sich sah, in dem entzückenden Boudoir der Hausfrau mit seinen stimmernden Wänden, seinen Gold- und Purpurdraperien. Marie las dann wieder vor — nunmehr aber kein schwerfaßliches, wissenschaftliches Werk, sondern irgend einen gediegenen Roman — Mrs. Eagles aber zog ihre fleißige Nadel durch eine kunstvolle Tapisseriearbeit oder pflegte, auf dem Diwan ausgestreckt, der wohlverdienten Ruhe.

Um das Glück vollkommen zu machen, erschien Jack alle Tage, während Miß Fortescue sich gar nicht blicken ließ. Neulich morgens freilich, da war es Marien gewesen, als sehe sie die lange Gestalt im grauen Radmantel den Korridor entlang und in das Toilettenzimmer schreiten. Merkwürdig, wie man sich mitunter täuschen konnte. Mrs. Eagles nämlich, die sich dort gerade angekleidet hatte, wollte sie nicht erblickt haben und ward seither nun allemal sehr aufgeräumt, wenn sie auf die „graue Jungfrau" oder „die spukhafte Miß Fortescue" zu reden kam.

Heute früh war auch Jack in das dumme kleine Abenteuer eingeweiht worden, und er hatte lachend gemeint: „Wenn Molly in der langbeinigen Kreuzspinne von einer alten Klatschbase eine Spukgestalt sieht, so geht es mir genau ebenso."

Der Ausdruck „langbeinige Kreuzspinne" hatte Mrs. Eagles so sehr gefallen, daß sie sich vor Heiterkeit wiederholt die Augen hatte trocknen müssen.

Man war überhaupt sehr lustig gewesen. Jack hatte Ulk mitgebracht gehabt und nun mit den Kindern in der Musikhalle einen gewaltigen Lärm aufgeführt. Mrs. Eagles aber, statt sich die Ohren zuzuhalten oder gar sich zurückzuziehen, hatte mitgespielt und mitgetollt. Ihre Natur, so erklärte sie, neige im Grunde zur Fröhlichkeit, sie habe nur nicht recht gewagt, dies zu zeigen, aus Furcht, man möge annehmen, sie habe den Verlust des geliebten Gatten bereits verschmerzt.

Die arme Frau! Gleich nachdem Jack gegangen, war ihr dann auch beim Anblick des kleinen Arthur, der dem Vater sehr ähnlich sein sollte, die bitterste Reue gekommen.

„Mein toter Liebling," hatte sie gestöhnt, „aus den Kinderaugen sieht er mich an — ach, so vorwurfsvoll!"

Und in Thränen ausbrechend, war sie neben dem Kleinen niedergekniet und hatte sein Gesichtchen mit leidenschaftlichen Küssen bedeckt.

Nun saß man bereits seit ein paar Stunden im Boudoir. Die Darwinvorlesung war beendet, für eine Promenade vor dem Lunch aber fehlte es heute an Zeit. Mrs. Eagles pinselte also an ihren Blümchen noch ein wenig weiter, während Marie aus der Zeitung mitteilte, was ihr gerade interessant schien.

„Man plant einen großen Bazar in Exeter," sagte sie eben.

„Der dumme Anzeiger," lachte Mrs. Eagles auf, „er hinkt immer nach mit seinen Neuigkeiten. Man plant den Bazar nicht nur, er ist längst beschlossene Sache. In der Guildhall wird er stattfinden. Geschmackvolle Buden, im Stil der Häuser aus der Zeit der Königin Elisabeth, werden sich straßenweise durch den großen Saal ziehen, und in diesen Buden werden vornehme Damen im Kostüm jener Zeit mehr oder weniger preiswerte Gegenstände zum Verkauf anbieten. Am dritten Tage aber wird ein Ball die Fröhlichkeit beschließen. — Ach, und in der Guildhall tanzt sich's so schön," setzte sie seufzend hinzu.

„Das klingt ja fast, als ob Sie mittanzen möchten, Flora?"

„Ja, ist's nicht fürchterlich? Ein paarmal hat mich schon die Lust dazu angewandelt."

„Nun, dann thun Sie es doch — besuchen Sie den Ball, Flora!"

„Kind, ich könnte es ja vor meinem Gewissen nicht verantworten!"

„Warum nicht?"

„Darf es nach einem einzigen Jahr mit der Trauer um den Verlust eines teuren Gatten schon zu Ende sein?"

„Mit der Trauer um einen geliebten Toten ist's, meine ich, nie zu Ende," antwortete Marie ernst, „aber es kommt doch wohl eine Zeit, da der überwältigende Gram nachläßt und da Vergnügungen trostverheißend zu winken scheinen. Weshalb es dann mit diesem Trost, der ja doch nur vorübergehend sein kann, nicht versuchen? Ich sehe kein Unrecht darin."

„Aber eine Pietätlosigkeit wäre es doch!"

„Nur für den Fall, daß der Verstorbene das betreffende Vergnügen nicht gebilligt hätte."

„Ach," seufzte Mrs. Eagles, die Hände faltend und den schwärmerischen Blick zur Decke emporkehrend. „Der Liebe, Gute! Fast so leidenschaftlich gern, wie ich tanzte, sah er mich ja tanzen!"

„Nun, wenn er also vom Himmel auf den Ball in Exeter niedersähe, würde er an Ihrem Tanzen dort seine Freude haben."

Dieser kindlich fromme Schluß schien der schönen Frau höchst überraschend zu kommen.

„Meinen Sie," murmelte sie, „meinen Sie wirklich, Marie?" Wie unter dem Einfluß einer wunderbaren Offenbarung, lächelnden Mundes, leuchtenden Blickes saß sie da, als sich plötzlich die Thür öffnete und ein Diener ihr einen Besuch meldete.

„Miß Armitage von Lympstone Castle, gnädige Frau," sagte er.

Sie zuckte förmlich zusammen, das Blut schoß ihr jäh in die Stirn. Sich hastig vordrängend, stieß sie heraus: „Lady Armitage?"

„Das könnte Dir passen!" dachte der Mann in Kniehosen höhnisch bei sich. Laut antwortete er in respektvollem Ton: „Nein, gnädige Frau, Miß Armitage läßt anfragen, ob Ihre Durchlaucht und Mrs. Eagles zu sprechen seien."

„Ihre Durchlaucht und Mrs. Eagles" — die Namen in dieser Aufeinanderfolge zu nennen, hatte sich die Dienerschaft nun einmal verschworen. Dagegen war mit Winken und Andeutungen nichts auszurichten, und zu plumpen Worten durfte man nicht hinabsteigen, das wußte die kluge Herrin von Clysse Court. Deshalb bewahrte sie jetzt wie immer, wenn ihr Stolz solch einen Nasenstüber empfing, den ruhigsten Gleichmut in der Miene. Ganz ohne eine kleine Lektion ließ sie es jedoch nicht abgehen.

„Sie haben die Dame in den weißen Salon geführt?" fragte sie, und als sie eine bejahende Antwort erhalten, erhob sie sich, schritt in würdevoller Langsamkeit der Thür zu, dann, auf der Schwelle Halt machend, bog sie den Kopf über die Schulter zurück und sagte mit gnädiger Herablassung in der Stimme: „Kommen Sie nur, Marie!"

(Fortsetzung folgt.)

Großfürst Georg Michailowitsch von Rußland und seine Braut, Prinzessin Marie von Griechenland.

(Hierzu die Abbildungen Seite 505.)

Die Stadt Athen war anfangs April der Schauplatz großer Hoffestlichkeiten, und den Glanzpunkt derselben bildete die Verlobung der einzigen Tochter des griechischen Königspaares mit dem Großfürsten Georg Michailowitsch von Rußland. Der Bräutigam, am 23. August 1863 zu Tiflis geboren, ist der dritte Sohn des Großfürsten Michael Nikolajewitsch und seiner 1891 verstorbenen Gemahlin Olga Feodorowna (Prinzessin Cäcilie von Baden). Er ist Flügeladjutant und Rittmeister im Garde-Ulanenregiment, Chef des 81. Infanterieregiments „Apscheron", des 1. kaukasischen Schützenregiments und der 3. Batterie der reitenden Artilleriebrigade. Prinzessin Marie Magdalene, am 3. März 1876 zu Athen geboren, war ursprünglich nicht die einzige Tochter des griechischen Königspaares, sondern sie besaß eine ältere Schwester, Prinzessin Alexandra, die sich 1889 mit dem Großfürsten Paul von Rußland vermählte und zwei Jahre darauf, erst einundzwanzig Jahre alt, verstarb. Ursprünglich hieß es, Prinzessin Marie werde dem König Alexander von Serbien, der anfangs April ebenfalls in Athen zu Besuche weilte, die Hand reichen, indessen folgte dem irrigen Gerüchte schnell die Widerlegung. Den in Athen entfalteten olympischen Spielen wohnten der Großfürst und die Prinzessin Marie bereits als Verlobte bei.

Spruch.

Wer in der Kunst setzt allen Gesetzen,
Der bleibt gefangen in ihren Netzen;
Am freien Aufschwung hindern sie
Die Wollentochter Phantasie. A. Tiller.

Die Zuhörer.

(Hierzu die Abbildung Seite 508.)

Wen allen Malern der Neuzeit hat es keiner so wie Alma Tadema verstanden, das Leben des klassischen Altertums vor unseren Augen wieder erstehen zu lassen und uns in seinen farbenprächtigen und lebensvollen Darstellungen Hellas und das alte Rom vor die Seele zu bannen, als seien die einstigen Kulturstätten aus mehr als tausendjährigem Todesschlafe plötzlich wieder zu neuem Dasein erstanden. Werfen wir nur einen Blick auf die Studie seiner kunsterfahrenen Hand, die wir heute unseren Lesern darbieten. „Die Zuhörer" nennt sich das Bild, und wenn es uns auch nur drei Köpfe darbietet, sind diese doch so charakteristisch gehalten, daß wir glauben, uns inmitten einer Volksmenge zu befinden, die spannend und atemlos dem Vortrage eines dichterischen Werkes lauscht. Der Ort ist offenbar nicht das Halbrund des Theaters, sondern ein Platz, auf dem sich eine Heeresmenge um den „tönenden Rhapsoden" geschart hat, denn nichts deutet in den Mienen der Zuhörer darauf hin, daß auch die Schaulust befriedigt werden soll, alles spricht vielmehr von dem tiefen Versenken in das Dichterwort, das vor dem geistigen Auge des Lauschenden eine ganze Welt erstehen läßt. Vielleicht handelt es sich um jene Stelle aus der homerischen Ilias, wo Hektor Abschied von Andromache nimmt, wo der Held sein Knäblein aus den Armen der Amme heben will, dieses aber erschreckt vor dem Erzglanz und dem flatternden Roßschweife des Helmes zurückfährt. Das wenigstens, was die Mienen der Zuhörer zu erkennen geben, ist vor allem tiefe, innige Anteilnahme an einem Geschicke, welches die unter dem Banne eines mächtig wirkenden Dichterwortes Stehenden wie ihr eigenes zu empfinden scheinen.

Die Kaiserparade in Wien.

(Hierzu die Abbildung Seite 500.)

Den militärischen Glanzpunkt der Kaiserbegegnung zu Wien bildete am 15. April die große Frühjahrsparade auf der Schmelz. Die vollzählige Garnison der Residenzstadt, verstärkt durch das den Namen des Kaisers Franz Josef tragende 11. Dragonerregiment aus Stockerau, die militärische Zukunft Oesterreichs, repräsentiert durch die Zöglinge der Theresianischen Militärakademie in Wiener-Neustadt, der technischen Akademie und sämtlicher Wiener Kadettenschulen, insgesamt 22,000 Mann aller Waffengattungen, vereinigten sich auf dem weitgestreckten Plane des Schmelzer Exerzierplatzes. Schon als Prinz hat Kaiser Wilhelm vor einer Reihe von Jahren einer solchen Truppenrevue auf der Schmelz beigewohnt; als Kaiser nahm er zum erstenmal an diesem militärischen Schauspiele teil, welches in jedem Frühjahre Tausende und Abertausende nach dem am Westende von Wien gelegenen riesigen Uebungsplatze lockt. Kurz vor neun Uhr traf Kaiser Wilhelm, der in Schönbrunn zu Pferde gestiegen war, in Begleitung einer glänzenden Suite auf dem Exerzierfeld ein. Die Karuallade ritt quer über die Schmelz an den rechten Flügel des ersten Treffens, wo Kaiser Franz Josef bei seinen Kaiserjägern hielt, dem Kaiser Wilhelm mit gesenktem Säbel entgegenritt, um die Meldung zu erstatten. Kaiser Wilhelm ritt nun auf seinem Schimmel, den er von Berlin mitgebracht hatte, an der Front entlang, während Kaiser Franz Josef um zwei Schritt weiter zurückblieb, so daß der inspizierende Kaiser für das ganze ungeheure Feld mit seiner zahllosen Zuschauermenge, so lange er die Front der vier Treffen abritt, sichtbar blieb. Nachdem die Fronten abgeritten waren, sprengten die beiden Kaiser mit ihren Suiten im scharfen Galopp quer über die Schmelz zum Ausgangspunkt, wo der Vorbeimarsch stattfand. Diese Galoppade der Suiten, aus ungefähr 1500 Reitern in den mannigfachsten Uniformen mit wehender Helmzier bestehend, bot einen prachtvollen Anblick. Kaiser Wilhelm nahm mit den Suiten am Obelisken Aufstellung, und Kaiser Franz Josef ritt an der Spitze seiner Truppen herbei, führte sie an seinem erlauchten Gaste vorüber und stellte sich an dessen Seite auf. Als erste marschierten die Jäger vorüber, denen die Deutschmeister folgten. Die Bosniaken erregten die besondere Aufmerksamkeit des Kaisers Wilhelm; dann folgten die übrigen Infanterieregimenter und Infanterie-Kadettenschulen. Einem Landwehrregiment und der Landwehr-Kadettenschule schlossen sich die Festungsartillerie und die fahrende Artillerie mit den Geschützen an, dann zwei reitende Batterien. Als die Artillerie vorbei war, näherte sich ein Adjutant dem Kaiser Wilhelm mit der Meldung, daß das siebente Husarenregiment „Deutscher Kaiser" nunmehr an die Reihe komme. Kaiser Wilhelm ritt seinem Regimente entgegen und fühlte es unter den Klängen des Radetzkymarsches vor Kaiser Franz Josef vorüber, worauf er sich wieder neben diesem aufstellte. Nun folgten die Kaiserdragoner, das erste Ulanenregiment und zum Schluß der Train und die Sanitätszüge. Gegen elf Uhr war die Parade zu Ende, und die Kaiser mit der unabsehbaren Suite ritten den Weg von der Schmelz nach Schönbrunn zurück.

Da Fink in da Aerschnblüah.*)

In Salzburger Mundart.

Hüh, zia, zia, spat und früah,
mitt in da Aerschnblüah
sitz' i und sing' und schrei':
hetz bin i frei!

Hetz bin i frei, ja und
's Herzei is frisch und g'sund,
frisch wie die Aerschnblüah —
juheidizjazia!

D' Sunn is ma g'schenkt,
so weit f' was dabellt,[1])
mein' Flügl, mein' G'sangl
g'hört die ganz Welt.

D' Welt und — was siech i denn?
zia, zia, zia, ziab?
sitzt nit mein Schatzei dort
hoamli und stad?

Schau, schau, schau, zia, zia, zia,
Dirnei, flieg her zu mia,
daß i da Liebs anthua
himmlauf gnua![2])

Nimmt[3]) scheen! Gott grüeß di!
da liebaste Zeit!
d' Freiheit und d' Lieb! —
wohin mit da Freud?

Wohin mit da Freud?
Im a Liedl, woaßt wohl,
in a zwoafanigs[4]) G'sangl
vor Lust schiega[5]) teil.

Ja, ja und g'schwind, g'schwind
mein Gschmachei,[6]) mein Hoans,
g'schwind wetz da dein Schnabei,
hietz[7]) singan ma oans.

Hetz singan ma oans
glückseli vatraut,
a Hoazatg'sangl,[8])
daß d' Nachtigall schaut.

Da Schatz singt die fein Stimm',
die gröba[9]) sing' i,
woaß nit, wer mehr juitzt,[10])
sie oder i.

Denn juchaz'n muaßt ja,
daß 's Kröpfei[11]) frei[11]) z'springt,
wann ma gar so viel Glück
auf einmal dawinzt.[12])

Frei leb'n, frei lieb'n,
frei singa sein G'sang —
juheidizjazia,
die Welt wird ma z'drang![13])

Vogeli's Gott, vogeli's Gott!
für d' Lieb, für die Frei!
unsa Glück hat kan Fehl,
seit ma Mann san und Wei.[14])

Neuta Hoamat[15]) is
da Aerschdam blüahfrisch,
da deckt uns da Herrgott
weit außi an Tisch.

Da san ma, da sing ma
und wie, wie, wie gern!
in an ranschain Himmi
voll blüahweiße Stern.

Friedrich Franz Schirl.

*) Vergleiche das Gedicht „Da Fink im Vogthäusl" in Nr. 30.

[1]) erhellt, [2]) bis zum Himmel hinauf genug, [3]) kommt, [4]) zweiglänzig = zweistimmig, [5]) juch, brunde, [6]) Gschmachtei, liebes Schätzchen, [7]) jetzt, [8]) Hochzeitlied, [9]) die gröbere, tiefere, [10]) jauchzt, [11]) daß das Kehlchen fast zerspringt, [12]) gewinnt, [13]) zu gedrängt, zu enge, [14]) wir wir Mann und Weib sind, [15]) liebes Heimatsland.

Bilder aus Griechenland.

Von

Paul Lipper.

Mit Abbildungen nach photographischen Aufnahmen.

III.

Athen.

Die von den nördlichen Randgebirgen Arkadiens abfallende Küstenlandschaft Achaja ist fast ebenso stark mit Wein, und zwar besonders mit Korinthen, bebaut wie Elis. Wir fahren mit der Eisenbahn von Patras nach Athen und freuen uns zunächst der blühenden Oleanderbüsche, welche die Höhen zu unserer Rechten hinanziehen. Nach nicht langer Zeit ist Aigion erreicht, die Hafenstadt am korinthischen Meerbusen, deren Oberstadt auf einem beinahstündigen steil abfallenden Hochplateau erbaut ist. In der Unterstadt herrscht eine fieberhafte Thätigkeit im Reinigen, Sortiren, Abwägen und Verpacken von Korinthen. Bei dem circa 30 Kilometer weiter östlich gelegenen Flecken Akrata öffnen sich die Höhen rechts in einem tiefen Querthale. Drüben aber, jenseits des uns zur Linken beständig begleitenden Meerbusens, ragt der Parnaß in die Höhe, an seinem Südabhange Delphi bergend, die Stadt der ältesten griechischen Amphiktyonie, des pythischen Apollo und seines berühmten Orakels.

Das Küstenland, durch das der Zug uns trägt, wird jetzt breiter, das Gebirge tritt mehr zurück, und liebliche Pinien- und Cypressenhaine durchziehen die weit ausgedehnten Weinfelder. Wer vom Schiff aus, etwa auf einer Fahrt von Korinth nach Delphi, diese Landschaft überblickt, der kann sich das Paradies nicht schöner denken. Malerisch drängt sich zur Rechten Kiáton zusammen, mit seinen wenigen Steinhäusern und seinen vielen Zelten einen nomadenhaften Eindruck machend; ein großes Gewimmel von Bauern und Geschäftsleuten sucht dort im Punkte der Korinthen handelseins zu werden. Drüben über dem Meerbusen schieben sich die mächtigen Kuppen des Helikon ans Ufer, und nicht mehr lange, so sind wir in Korinth.

Bald trägt der Zug uns weiter über den pinien- und ölbaumbestandenen Isthmos, in einer Höhe von circa 150 Fuß den etwa eine Meile langen und 30 Meter breiten schnurgeraden Kanal überschreitend. Und nun geht es — der Abend hat sich inzwischen hernieder gesenkt — dicht am Meere hin in zahlreichen Windungen, zum Teil über tiefe Klüfte, an Megara und Eleusis vorüber nach dem Hauptziel unserer Wanderung. Megara gegenüber, dessen weiße Häuser mit den flachen Dächern gespenstisch den kahlen, kirchengekrönten Hügel hinansteigen, beginnt die ausgebuchtete Nordküste von Salamis dem Festland nahe zu rücken. Ueber seinen Bergen steht der goldene Mond am tiefblauen Himmel, all die vielen Inselkuppen, darunter das blauschwarze Meer, durch das sein Licht sich bereits eine silberne Straße bahnt, und hüben die Oelbaumhaine in blaues Dämmern hüllend. Klopfenden Herzens spähe ich hinüber nach der Meerenge zwischen Salamis und Attika, ich suche im Geiste die tausend Schiffe der Perser, welche vor Psyttaleia die Meerenge sperren, und die dreihundert Schiffe der Griechen, den Angriff auf die feindliche Flotte eröffnend. Wir sind der heiligen Stätte nahe, wo im Beginn der abendländischen Geschichte die Ueberlegenheit der geistigen Kraft die physische Masse überwand. Wir sind im Geiste dem Tage nahe, an welchem der fünfundvierzigjährige Aeschylus mitkämpfte und der Ueberlieferung nach der fünfzehnjährige Sophokles im Chor der Jünglinge den Sieg mitfeierte, Euripides aber geboren ward — dem Tage, an dem Athen anhob, die Schule nicht nur Griechenlands, sondern der Welt zu werden.

Bald taucht uns zur Linken die Lampe der heiligen Georgskapelle von Pelalettos entgegen, zur Rechten treten die Umrisse der Akropolis aus dem Mondenlicht hervor, und wir fahren in Athen ein.

*

Als König Otto nach Athen kam, da mußte er sich den Regenschirm in dem Parterrezimmer aufspannen, in dem er auf und nieder ging; wonach sich sein Vater entschloß, ihm einen Palast zu erbauen. Von diesem leicht und lustig dreinschauenden Palaste aus wuchs dann die neue Stadt heran, mit ihren breiten Straßen und niedrigen Häusern zwar „europäisch" aussehend, aber nicht recht passend in das Land der hellen Sonne. Schloß und Stadt sind nach den Plänen deutscher Architekten angelegt. Die vornehmste Straße ist die Universitätsstraße, mit der Bibliothek, der Universität, der Akademie, dem Schliemannschen Hause mit der Aufschrift Ilíou Mélathron (Haus von Ilion) und dem Arsakion, einem berühmten Mädchenpensionat. Die eingeborenen Athener haben sich zumeist um den Fuß der Akropolis zusammengedrängt; hier zieht sich von Norden her ein pittoreskes Gewimmel von Häusern und Häuschen die Höhe hinan, mehr als ein anderer Stadtteil das Gepräge des Südens bewahrend. Eigentümlich nehmen sich die alten byzantinischen Kirchen inmitten der modernen Stadtteile aus. Wenn man bedenkt, daß Athen noch in den zwanziger und dreißiger Jahren ein elendes Dorf war, daß noch in den sechziger Jahren in Piräus der Kapitän einer englischen Fregatte von Räubern weggefangen wurde und kein Kauffahrteischiff allein den Hafen verließ, aus Furcht vor Seeräubern, und man vergleicht mit jenen nur wenige Jahrzehnte zurückliegenden Zuständen das heutige Athen mit seinen fast 120,000 Einwohnern, seiner absoluten Sicherheit und öffentlichen Ordnung, so wird man den Griechen zu ihren Fortschritten auf der Bahn der Kultur nur Glück wünschen können, wenn auch naturgemäß manche ihrer Neuschöpfungen den Charakter der Treibhauspflanzen haben.

Ganz wie das schon im Altertum Sitte war, machen auch heute die bedeutendsten Aufwendungen für das Gemeinwohl in Griechenland reiche Privatleute. Besonders in Athen begegnet man derartigen Stiftungen auf Schritt und Tritt. Es gibt kein Museum, keine höhere Schule, kein der nationalen Bildung oder sonst einem hervorragenden nationalen Zwecke dienendes Institut, welches nicht Privatleuten seine Entstehung mit verdankte. Jüngst stand im Vordergrunde des Interesses das Stadion, der Schauplatz der „olympischen Spiele" dieses Frühjahrs. Wiederum galt es, zur Bekleidung desselben, wie zur Zeit des Herodes Attikos, die Marmorbrüche vom Pentelikon zu erschöpfen. Der heutige Wohlthäter ist ein Grieche in Alexandrien, Herr Averóph, welcher dem Festausschuß, an dessen Spitze als Ehrenpräsident der griechische Kronprinz stand, sogleich 500,000 Drachmen übergab und nach der Rechnungslegung im Oktober vorigen Jahres telegraphisch neue 250,000 Drachmen und später wohl nochmals die gleiche Summe anwies.

Während der Kephissos von Norden her die Stadt umrahmt, kommt ihm von Süden her der Ilissos entgegen, dessen Bett sich zwischen dem Stadion und dem Tempel des olympischen Zeus durchwindet; der von einst hundert korinthischen Säulen (in etwa 60 Fuß Höhe) stehen gebliebene Rest von fünfzehn Säulen wirkt noch heute imposant. Einen um so kläglicheren Eindruck macht der im Sommer ganz ausgetrocknete, auch im Winter nur die Größe eines Rinnsals bewahrende Ilissos. Wenn ich mich recht erinnere, berichtet Plato im Phädros, daß sich Sokrates die Kleider aufheben mußte, wenn er im heißen Sommer den Bach überschritt, um den Schatten der Platanen an seinem südlichen Ufer aufzusuchen; jetzt ist von dieser Wasserfülle keine Rede mehr. Der Ilissos samt allen seinen Nebenbächen, die vom Hymettos herunterkommen, erreicht nicht mehr den Kephissos; und dieser, der nicht weit von seiner Quelle am Pentelikon einen Teil seines Wassers an die städtische Wasserleitung abgibt und weiterhin die Felder seines Thales berieselt, gelangt nicht mehr ins Meer. So sieht es um alle Flüsse Griechenlands aus; im Sommer versiegen sie fast, aber bei Platzregen oder schnell eintretendem Tauwetter auf den Bergen schwellen sie plötzlich zu reißenden, alles verwüstenden Strömen an, die dann oft, wie zum Beispiel der Eurotas, Sümpfe mit fiebererregenden Ausdünstungen zurücklassen. Diese Ordnungslosigkeit im Stromlauf wird auf den Waldmangel Griechenlands zurückgeführt. Die Hirten brennen alljährlich große Strecken Waldes nieder, um Weideplätze für ihr Vieh zu gewinnen; man schadet den Ziegen nicht energisch genug. Die Höhen um den Ilissos haben die Türken gelegentlich der Blockirung der Akropolis 1826 abgeholzt, niemand denkt an Neuanpflanzungen. Es wäre Griechenland zu wünschen, daß einmal einer seiner Privatwohlthäter den Anfang mit einer Neuberforstung der Höhen machte. Doch bleibe hier nicht unerwähnt, daß Arkadien noch prachtvolle Wälder von Edeltannen besitzt.

*

Ein Gang durch das in seinem Mittelbau von den Mykenischen Altertümern eingenommene Zentralmuseum führt uns aus der Gegenwart in das Reich der Sage, in jene schaudervolle Stadt, die uns allein durch die Gestalt des Agamemnon menschlich nahe tritt. Mit derselben frappanten Deutlichkeit, mit welcher in Pompeji aus den Stätten des Lebens die wiedererstandene Zeit zu uns spricht, spricht uns die viel ältere dort in Mykenä aus den Gräbern an. Doch nicht diesen gilt unsere Betrachtung, sondern dem Tächer, der mit dem Lichtstrom der Presse auch jene Zeiten verklärte und die Grundsäulen errichtete für den Aufbau der abendländischen Kultur. Wer gedenken Homers, seines götterbewohnten Olymps und der aus dem Haupte des Zeus geborenen Pallas Athene, in deren Schutzgebiet wir wandern dürfen.

Wir wenden uns — es ist Nachmittag — durch die nördliche Vorstadt dem Kolonos Hippios zu, auf dessen Höhe die Stele Otfried Müllers, „des Teutonen, des Eingeweihten in die Kunst und Weisheit Griechenlands" steht, dessen Leichnam hier „die heilige Erde der Akademie" bedeckt. Zauberhaft liegt die Landschaft vor unseren Blicken, und worauf beruht dieser Zauber? Einzig auf dem wunderbaren Duft des Lichtes, das vom glühendsten Goldgelb bis zum zartesten Purpur sich wie ein ätherischer Schleier über Himmel und Erde legt, die feinsten Silhouetten zeichnet und auch das elendeste Gemäuer, den schmutzigsten Eselstreiber und den bestaubten Oelbaum mit der Zartheit überirdischen Glanzes umhaucht. Wer dieses Licht fühlen und sich den Geist durchleuchten lassen kann, der lebt mit ihm in der reineren, höheren Welt des klassischen Altertums. Und hier, wo die unerschöpflichen Ströme dieses himmlischen Lichtes wie in ein Meer zusammenfließen, im Mittelpunkt der attischen Ebene, in welche die Straßen nördlich vom Aegaleos und Parnes, östlich vom Pentelikon und Hymettos, südlich von der Akropolis und dem Lykabettos geworfen werden, um sich drinnen tausendfältig zu brechen am Lykabettos, dem weißen Gewimmel der Häuser und Tempel und den weiten Oelbaumpflanzungen des Kephissosthales und dann im Westen hinauszuschauen über den glänzenden Spiegel des Saronischen Meerbusens: hier, am Fuße des Kolonos, hat einst Plato seine hehren Ideen empfangen, um sie als Licht des Geistes wieder auszugießen durch das offene Thor der künftigen Jahrtausende. Sokrates, „der Weiseste unter den Hellenen", hatte den Traum geträumt von einem jungen Schwan, der vom Altar des Eros her in seinen Schoß flatterte, hier Federn bekam und dann unter bezauberndem Gesang zum Himmel aufflog; er hatte diesen Traum auf Plato gedeutet, der bald darnach, zwanzigjährig, zu Sokrates gekommen war, um seinen Umgang und Unterricht aufzusuchen. Im Garten der Akademie, am sundwestlichen

Frühlingstage in St. Surin.

Novelle

von

Johannes Richard zur Megede.

„Und euer deutscher Doktor? ... Wie heißt er doch?“

„Goetzen .... Fährt wahrscheinlich in dieser Minute ab.“

„Nach Nizza natürlich?“

„Nein, nach St. Surin, einem elenden Neste hart am Genfer See, wo er jedenfalls der einzige Mensch inmitten einer Horde Halbwilder sein wird. Mühsam hat er von fünfzig Pensionsofferten, welche ihm die freie Schweiz sandte, gerade diese ausgewählt. Er behauptet, seine Nerven vertrügen Paris nicht mehr. Als ob wir es nicht alle gut genug wüßten, daß der Journalismus und die ‚einzige Stadt der Welt‘ vor der Zeit alt und kaput machen! Aber, um sich von der Saison auszukuriren, geht der Verständige doch ins Kasino nach Monte Carlo oder nach dem unvergleichlichen Biarritz. Und zumal dieser Goetzen, der ein recht wohlsituirter Junge ist und die Schriftstellerei zwar mit Talent, aber doch nur zum Vergnügen betreibt.“

„Seltsamer Kauz!“

„Ein Deutscher ...“

„Sie thun wahrhaftig so, als wenn der Chauvinismus uns Journalisten Ueberzeugung wäre, während er doch nur eine leidige Berufspflicht ist. Und ich wette ...“

„Daß er uns im ‚Café anglais‘ noch ein solennes Abschiedsdiner gegeben hat. Ganz gewiß. Ich komme stehenden Fußes daher. Und da die liebenswürdigste der Witwen (Veuve Cliquot) alle unsere guten Geister entfesselt hatte — Garcau weinte sogar vor Trennungsschmerz, und es gab keinen unter uns, der in diesem Augenblicke diesem Deutschen nicht ein ewiges Leben zum Abschied gewünscht hätte — so muß St. Surin für ihn das reine Paradies werden.“

„O, welch ehrliche Haut dieser Mitarbeiter des Figaro hier ist! ... So ohne Falsch! ...“

„Wie's der Beruf so mit sich bringt. Uebrigens diese Deutschen haben doch zuweilen drollige Einfälle. Wissen Sie, was das kleine Ehrenwort ist?“

„Keine Idee.“

„Wir hatten nämlich Monsieur Goetzen während des Festes ein wenig gehänselt, und Garcau meinte, daß in ihm einfach die deutsche Sentimentalität wieder lebendig geworden sei, die in der Frau und der legitimen Ehe gipfelt. Seine Fahnenflucht resultire aus diesem Hange, der den Deutschen so eigenthümlich sei wie den Zugvögeln der Wandertrieb. — ‚Monsieur, Sie gehen nach St. Surin, um sich langsam an die Spießbürgerlichkeit zu gewöhnen und — zu heiraten!‘ — Goetzen aber, der sich hierin vollkommen als Mann der tout monde fühlt und den Zweifel an seinem ewigen Junggesellentum als Entweihung des Heiligsten betrachtet, wird fuchswild und gibt sein ‚kleines Ehrenwort‘ — im armen Deutschland ist sein Bruch gleichwertig mit einer Flasche Selt, in diesem Falle wurde er auf ein cranistes Diner normirt — daß er in Jahresfrist weder verliebt, noch verlobt, noch verheiratet sein werde. — Ich fürchte, aus dem Diner wird nichts!“

„Ich aber bin vom Gegenteil überzeugt. Gibt es eine bessere Vorbereitung für die große Thorheit, die wir Ehe nennen, als Langeweile, Einsamkeit? Und warum empfinden die raffinirtesten Gourmets zuweilen einen wahren Heißhunger nach Schwarzbrot — he?“

„Wo trinken Sie Ihren Nachtkaffee? — Im ‚Madrid‘?“

„Danke, ich gehe noch in den Klub.“

*

Während dies Gespräch im frivol-eleganten Jargon des haute gomme auf dem Boulevard des Italiens stattfand, wandelte der interessante Gegenstand desselben, Dr. jur. Hans Goetzen, in der riesigen rußigen Halle des Lyoner Bahnhofes auf und ab. Die schlanknachlässige Figur, das feine, brünnette Gesicht, dem der müde Zug des Lebemanns um Mund und Augen eingegraben lag, hätten auf ein echtes Kind des Boulevardpflasters schließen lassen, wenn nicht der breite Durchzieher auf der Terzseite den früheren Corpsstudenten und die saloppe Eleganz im Anzug den Mann von Eigenart verraten hätte. Eben war der Kurierzug von Calais in die Halle gedampft und stand prustend und ungeduldig da. Die Waggons entleerten eine vornehme internationale Gesellschaft, die noch in der Eile in Paris einige Erfrischungen einnehmen wollte, ehe sie nach dem geliebten Nizza weitersauste. Eine Flut von englischen, holländischen, russischen Lauten drang auf Goetzen ein, der mit dem halben Interesse des Weltmannes auf das Gewimmel sah. Eben wollte er sich umdrehen, mit dem Schaffner wegen eines Fensterplatzes zu verhandeln, — er benützte bis Dijon denselben Zug — als inmitten einer Menge nichtssagender Gesichter zwei Köpfe von seltenem Gepräge auftauchten, die sein Schriftstellerauge sofort aufs äußerste fesselten. Es waren zwei Herren — offenbar aus der besten Gesellschaft. Der eine, nicht alt, nicht jung, mit einem so gutmütigen, ehrlichen Ausdrucke in den grauen Augen, dem großen, hübschen Mund, daß es schier unbegreiflich schien, wie daneben noch ein ganz anderer Zug zu seinem Recht kommen konnte: ein Zug von wilder, maßloser Leidenschaft; — der andere, offenbar viel jünger, ein scharfes, schlimmverlebtes Filougesicht, im blaßblauen Auge eine so eiserne, so kalte Entschlossenheit, daß Goetzen unwillkürlich einen Schritt zurückthat und halblaut murmelte: „Die hat der Teufel zusammengebracht!“

Ehe er noch seine Betrachtungen weiterspinnen konnte, hatte ihm eine neue Menschenwoge die beiden entführt. Goetzen war heute zu dinermüde, zu abgespannt, um weiter nach ihnen zu forschen. „Leute, die man sicher nie wiedersieht, mit denen man weder etwas zu thun haben will noch haben wird — wozu sich liebevoll mit deren Gesichtern befassen?“ Es war die blasirte Philosophie des alten Boulevardflaneurs. Hohe Zeit, daß er das schöne Paris verließ! Einige Jahre länger dort, und er wäre trotz seiner dreißig Sommer und seiner Katzennatur geworden, was er jetzt nur schien: ein verbrauchter Mensch.

Es war neun Uhr abends. Die Schaffner riefen zum Einsteigen. Goetzen saß bereits wohlverwahrt mit Plaid und Reisemütze in der Ecke seines Coupés erster Klasse — einigen Russen gegenüber. Sie sprachen ein tadelloses Französisch, nur in dem rollenden R ihre slavische Abstammung verratend. Das Unterhaltungsobjekt war wie gewöhnlich der liebe Nächste. Aber dieser nicht anwesende „liebe Nächste“ mußte entweder ein Mann von besonderer Bedeutung oder sehr zu fürchten sein — denn er wurde im Flüsterton durchgehechelt und sein Name kein einzigesmal genannt. Goetzen, der mit geschlossenen Augen den Schlaf herbeischnte, horchte, ohne es eigentlich zu wollen.

„Ja, wo der Mann die Gelder eigentlich noch herbekommt! — Ich habe ihn im vorigen Jahre in Monte Carlo zweimal fünfundsiebenzigtausend Franken hinter einander verspielen sehen. Er hat, glaube ich, noch niemals über hundert Franken gewonnen. Geradezu der Typus des unglücklichen und verwegenen Spielers! — Sein Goldbrunnen muß doch einmal ausgepumpt sein!“

„Der Brunnen? Mon cher — solange Nionetta noch einen Centime ...“

„St! Wir sind nicht allein! Wozu Namen?“

„Pah! — Der deutsche Student drüben schläft ja. Und selbst wenn er es hörte.“

„So! In Monte Carlo kennt unsern Mann jedes Kind. Und wer sagt Dir, daß der deutsche Herr nicht dasselbe Reiseziel hat wie wir.“

„Meinetwegen.“ Sie sprachen ganz leise, so daß Goetzen, den die Unterhaltung zu interessiren begann, nur Bruchteile hören konnte. „So die eigene Tochter auszubeuten! ... Fürstliches Vermögen ... Bettelstab verwünscht nahe! ... Und sie gibt immer noch ... Dummes Ding! ... Ihr mütterliches Erbteil? ...“ Jetzt kam es zu einem Streit, der lauter ausgesprochen wurde.

„Ist das nur Tochterliebe allein?“

„Nicht die Idee! ... Deutscher Hochmut! ... Russländischer Adelsstolz!“

Ein älterer Herr, der schweigsam in seiner Ecke gesessen, richtete sich jetzt halb auf.

„Ihr seid ungerecht bei eurer Schimpferei, Kinder! Sie ist allerdings maßlos hochmütig, aber auch ebenso gut. Und er? — Ich habe ihn gekannt, als seine Frau noch lebte. Wie hat er die geliebt! Seit sie auf dem Kirchhofe in Clarens liegt, hat er jeden Halt verloren. Wollen wir ihn denn für seine wahnwitzige Spielerpassion verantwortlich machen? Wir, die wir doch so manchesmal auf Kosten der Kasinogesellschaft nach Hause expedirt werden mußten? Nein, der schlimmste in der ganzen Geschichte ist dieser junge Nichtsnutz ... dieser Vampyr ...“

Er brach jäh ab. Goetzen öffnete verwundert die Augen. Die Thür des Durchgangswagens bewegte sich. Zwei Herren schritten hindurch. Es waren jene beiden Fremden, deren Anblick den jungen Deutschen so interessirt hatte. Sie grüßten nur durch leichtes Kopfnicken ihre Landsleute, die mit einer gewissen schuldbewußten Höflichkeit dankten. „Lupus in fabula!“ meinte der eine Russe, als sich die Thür wieder hinter den beiden geschlossen hatte. Damit verstummte die Unterhaltung.

Goetzen schloß wieder die Augen, doch der Schlaf kam nicht. Und während der Zug schnaubend und funkensprühend die grauen, frostigen Märzgefilde Mittelfrankreichs im Lichte eines fahlen Neumonds durcheilte, baute sich in der Seele unseres Reisenden das eben verlassene Paris wieder auf: reich, blendend, voller Lockungen. Die Fenster der eleganten Restaurationen glänzten — vor einem auserwählten Publikum klang Sarah Bernhards unvergleichliches Organ in der Hauptrolle des neuesten „Sardou“. Das Bois de Boulogne lag im erlöschenden Sonnenschimmer eines köstlichen Wintertages, während um die Seen ein eleganter Corso, Wagen an Wagen, sich bewegte und die kokett-reizenden Gesichter der Modepariserinnen aus einer schimmernden Wolke von Spitzen hervorlugten. Bild an Bild reihte wahllos seine Phantasie. Auch seiner kleinen, gemütlichen Junggesellenwohnung auf der Höhe des Arc de Triomphe mußte er gedenken — mit ihrer entzückenden Aussicht über das wogende Häusermeer von Paris, mit ihrer preußenfeindlichen Wirtin, mit den vielen anmutigen Geheimnissen, die sie so sicher geborgen. Und ganz ungewollt stieg ihm etwas wie Rührung, Sentimentalität, das echt deutsche Heimatsgefühl empor. Er hatte seine Eltern so früh verloren, war so lange in der Fremde gewesen, daß er der „einzigen Stadt“, die ihm ein jahrelanges Asyl geboten, der Freunde, die er dem Chauvinismus und der cynischen Boulevardmoral zum Trotz auch an der Seine gefunden hatte, mit warmer, herzlicher Regung gedachte, deren weder die Stadt noch die Menschen ganz wert waren.

Als er in Dijon, der alten burgundischen Hauptstadt, Raubreif auf den Weinhügeln liegen sah und die Katzenjämmerlichkeit einer durchfahrenen Nacht ihn erfaßte, dachte er ernstlich an Umkehr. Der Zug dampfte auf einer Nebenlinie schwerfällig durch den schweizerischen Jura. Goetzens Laune ward nicht besser. Denn eisig wehte es in den Thälern und graue Wolkenschwaden zogen längs der langgestreckten Höhen. Er verwünschte die Schweiz, seinen Arzt und seine Marotte, welche ihn gerade dies elende, weltferne Nest Surin wählen ließ.

„Wenn der gute Mann sich einbildet, daß eine tote Einsamkeit meine Nerven wieder auf den Damm bringen wird, so ist er gewaltig auf dem Holzwege!“ — So setzte sich Goetzen in eine schlimme Stimmung hinein; er kam sich so alt, so müde vor, so unfähig, wieder in einfache, natürliche Verhältnisse zurückzukehren. Und es schien ihm fast wie ein Wunder, als vor Lausanne noch ein goldiger Sonnenblick über den blauen See, die zackigen Felshäupter des Südufers hinglitt — daß in seiner Seele etwas wie neue Lebenskraft zukunftsfreudig aufzuckte und er sich für einen Augenblick fühlte, was er in Wirklichkeit noch war: jung und gläubig.

*

Es dämmerte bereits, als Goetzen mit geringer Erwartung zu seinem neuen Wohnorte emporstieg. Er lag auf schroffer Höhe hart über dem See. Hohe, dumpfige Steinhäuser, enge Straßen — das Dorf, wie es so terrassenartig emporstieg, erinnerte ihn an toskanische Landstädte. Aber ihm fehlte der blaue italienische Himmel, das klare, weiße italienische Licht. Und als er die Kirche und das Pfarrhaus vor sich liegen sah — sie waren beide uralt, verwittert: das Gotteshaus mit einem schwerfälligen, unvollendeten Wartturm, dessen Uhr gerade rasselnd zum Schlage ausholte, die Pfarre über ihm, offenbar

ein früheres Kloster, mit plumpen, weiten Bogengängen unten und kleinen, festungsartigen Fenstern darüber — wehte es ihn wie starre Unfreiheit, wie mittelalterlicher Zwang an.

„In diesem Eulennest soll ich also wohnen? Heute nacht wohl, weil die aufgeweichte Landstraße ein schlechtes Lager ist — aber morgen, ja morgen! — da geht's nach Montreux oder Genf. Ich will Licht, Luft, Menschen!"

Die Entschlüsse der Erdenkinder haben vor denen der Ewigkeit voraus, daß sie zwar voreilig gefaßt, aber auch ebenso schnell wieder geändert werden können. In dieser Beziehung erlebte noch am selben Abend Goetzen an sich sehr Merkwürdiges. Erst kam es ihm vor, als wenn die alte Hausglocke einen besonders sympathischen Klang habe. In dem weiten, hohen Korridor hingen am Kleiderständer eine Menge Mädchenhüte, eine schwarze Katze schlich lautlos den Läufer entlang. Dazu blakte bescheiden eine Petroleumlampe, der leichte Geruch frischen Kuchens mischte sich darein, hinter der angelehnten Küchenthür kicherten die Mädchen, die Köchin lachte im Baß. Das Ganze mutete ihn heimatlich an und er verspürte einen richtigen Schuljungenappetit nach Kaffee und frischem Gebäck. Auch daß er bis zur Anmeldung geraume Zeit warten mußte und das Mädchen sich erst die nassen Hände abwischte, ehe sie an der Wohnstubenthür klopfte, mutete ihn so deutsch-kleinbürgerlich an, daß er lächelte. Wenn dies alte Kloster hier ein Gefängnis war, so war es wenigstens ein gemütliches — eine Bastille, in der man bei guter Kost und guter Behandlung steinalt werden kann. Die angenehmste Enttäuschung erlebte er aber am Kerkermeister und seiner Frau. Das war ein feiner Herr in mittleren Jahren, mit lebhaften Augen und etwas leidendem Gesicht. Mit der Frau Kerkermeisterin aber verplauderte er eine angenehme halbe Stunde am flammenden Kamin, dessen Fichtenscheite ein ungezogener Lenzwind bald knisternd auflohen, bald schwelend dampfen machte. Sie war eine kleine, rundliche Frau, mit wenig Ansprüchen an Gefallen, von einer überströmenden Gutherzigkeit in elegantem Französisch. Und so hatte sie in kurzem herausgebracht, daß Goetzen seinen Morgenthee am liebsten aus einem Glase trank, daß er starke Abneigung gegen süße Speisen, aber eine zarte Sympathie für Salate und pikante Saucen besaß. Und unserem Reisenden, der nur die „bezahlte" Aufmerksamkeit der Restaurants in einem langen Reiseleben kennen gelernt hatte, passirte es, daß er schon nach wenigen Stunden in dem Suriner Pfarrhaus sich heimisch fühlte.

Wer den eleganten Pariser Lebemann, den blasirten Habitué des Café anglais und der Klubs noch an demselben Abend gesehen hätte, wie er nach dem Nachtessen inmitten einer kichernden, ausgelassenen Mädchengesellschaft an dem mächtigen Tische des Eckzimmers saß, an harmlosen Pfänderspielen sich mit gutem Humor beteiligte, ja sogar dem Vehmgericht der weißen Ratte sich unterwarf — sie wurde in ihrem poesievollen Rindenhäuschen auf den Tisch gebracht, schoß in komischer Diebeslust auf der Platte hin und her, stahl Zeitungen und Zwirnknäuel und hatte zuletzt die Verpflichtung, jedem einzelnen auf die Schulter zu huschen, was sie bei Fremden gern unterließ — der hätte den nervenmüden Touristen vom gare de Lyon nimmer wieder erkannt, besonders nicht in dem herzlichen Lachen, als das kahlschwänzige Ungetüm auch seine Achsel erstieg und ihm damit auf seine Weise die Anerkennung von Goetzens tier- und menschenfreundlichen Eigenschaften aussprach. Aber beim kindischen Spiel dieses Abends wurde unserem Freunde auch der Schriftsteller wieder lebendig, und in seinem wohlgescheitelten Kopfe war schon eine kleine Novelle halb fertig. Sie sollten alle eine mehr oder minder dankbare Rolle spielen, die Herrschaften in dem großen, niedrigen, dunkelgetäfelten Zimmer: der liebenswürdige Pfarrer, seine hausmütterliche Ehehälfte, auch die „kleinen Mädchen", die gar nicht ahnten, welcher scharfen, nicht immer wohlwollenden Kritik sie im Momente lustigen Sichgehenlassens sie sich aussetzten. So stellte Goetzens Falkenblick sofort fest, daß die kleinen Füße der Algerierinnen beim Umhertollen einen allerliebsten Kreis nach außen beschrieben, daß die alternde Dänin eine scharfe Geizfalte um den schmalen Mund hatte und Alsen immer noch nicht vergessen konnte, vermutlich, weil sie es schon als Jungfrau erlebt hatte, daß seine zierliche Landsmännin aus der Hauptstadt eine bescheidene Schönheit, aber sehr auffallende Kleider zur Schau trug. O, aus den environs, dem blauen Lac Léman, dem verwitterten Kloster der weißen Mönche, das jetzt sein Heim war, und dem ganzen international gemischten Damenflor ließ sich schon etwas machen. Aber die Hauptsache: Held und Heldin fehlten. Zwar war der Name einer Dame, die nicht zugegen, in aller Mund. Sie sollte Russin, sehr hübsch, sehr gescheit sein. Aber ein seltsames Spiel seiner Phantasie gaukelte ihm zwei Bilder dieses sicher schon morgen zu erspähenden Originals vor — nur zwei Bilder, aber scharf und klar und durch keine anderen zu verdrängen. Auf dem einen trug sie kurzes Haar und fertigte Bomben — eine reife Nihilistin im vorgerückten Alter der emanzipationslustigen Jungfrau; auf dem andern war sie jung, hübsch, hatte eine Vergangenheit und drehte die ewige Cigarrette. Das konnte chic, elegant, anziehend für Neulinge sein, aber auch dem erfahrenen Lebemann nur ein Beweis, daß die Verhältnisse wurmstichig und die in der Einsamkeit Surins verborgene Dame vielleicht der „Dreiviertel-", niemals aber der ganzen Welt angehöre. Und die Modeliteratur und Paris hatten ihm schon so viel Halbes gegeben, daß er weiblicher Leichtfertigkeit überdrüssig und dem reinen Weibe sehr zugänglich war.

Uebrigens wurde diese Novelle nie geschrieben.

Als Goetzen am andern Morgen, von einem kecken Sonnenstrahl an der Nasenspitze gekitzelt, aufwachte, kostete es ihn einige Mühe, die ganze Geschichte nicht für einen schlechten Witz des Traumgottes zu halten. Er lag in einem puritanisch einfachen Feldbett. Die fröhlichste Lenzsonne spielte durch ein paar kleiner, blanker Fenster auf einem roten Kattunsofa, einem alten Mahagonischreibtisch, trieb Allotria mit einem altväterischen Sorgenstuhl, einem ganz vorsintflutlichen braunen Kachelofen und ließ ihre lustigen Lichter über eine Tafel huschen, wo kaligraphisch sauber geschrieben stand, daß die jungen Damen angewiesen seien, um acht Uhr aufzustehen, um halb neun Uhr zum Kaffee und um neun Uhr zur Lektion zu kommen. — Goetzen um acht Uhr aufstehen! Die Aufforderung kam ihm so komisch vor, daß er wirklich auflachte. Doch da vermißte er gleich seine Pariser Bequemlichkeiten: den weichen Teppich, den elektrischen Knopf, die Douche, welche er allmorgendlich zu nehmen pflegte. Draußen schimpften die Spatzen von den Dächern, ein Dorfjunge schrie, und ein heiserer Hofhund accompagnirte ihm heulend. Aber vom Fenster her lugte durch einen kahlen Ahorn ein tiefblauer Streifen See, und dahinter die felsigen, rissigen Bergriesen der Savoyer Alpen, die Vorsprünge und Spitzen mit Schnee, wie mit feinem Puderzucker bestreut. Beim Thee, den er allein im Eßzimmer einnahm, — die andere Gesellschaft war längst ausgeflogen — konstatirte er mit Genugthuung, daß die Butter einladend duftete und der helle Honig wirklicher Honig war — eine Seltenheit in der unverfälschten Schweiz.

„Wenn's mir nur nicht bald langweilig wird!" dachte er egoistisch. Aber warm und daseinsfroh ward ihm ums Herz, als er auf die hohe Treppe vor dem Hause trat und der mächtige, unbewegte Seespiegel vor ihm lag. Frische, reine Frühlingsluft strich ihm über die Stirn. Das gewaltige, weiße Haupt der Dent du midi grüßte schneeglitzernd herüber. Freundlich, friedlich zog sich das bunte Band der Ortschaften und Villen das Seeufer entlang. Der Kirchturm von Vevey glänzte, dahinter Clarens, — die wie an den Fels angeklebten Häuser von Montreux — und ganz fern von Dunst umflossen die grauen Umrisse des Chillonser Schlosses. Villeneuve an dem Rhoneeinfluß versank in seinen, weißen Seenebeln.

Und nun wohin? — Er hätte zum See hinabsteigen können, wo kleine, weiße Brandungswellen an den Felssteinen emporgischteten und die breite Landstraße nach Vevey in anmutigen Biegungen sich hinzog. Aber daher winkten die hellen Jaquets der jungen Damen, und ein helles Gekicher drang herauf. Und heute morgen wollte er allein sein, allein seine Entdeckungen machen; er hatte das frohe Gefühl, daß die Vorsehung, welche ihm bislang so wenig Romantik beschert, sie hier für ihn aufgespart hätte. Darum klomm er zwischen den kahlen Mauern der Weinberge zur Höhe hinan, passirte eine reinliche, sehr alte Ortschaft und befand sich bald in einem harzduftenden Tann, halb Wald, halb Park mit verschlungenen Gängen und köstlich schimmernden Sonnenlichtern. Es war der Kurgarten eines großen Medefanatoriums, das noch wenig Gäste beherbergte. Ziellos schlenderte er umher, und wohlig empfanden es seine Nerven, daß kühle, kräftige Bergluft ihn umwehte und dazu warme Sonnenstrahlen seinen Nacken prickelten. Die Romantik nahte sich ihm nur in der Gestalt zweier sommersprossigen Engländerinnen. Schon wollte er umkehren, als ein weiter Durchhau mit weißen Bänken und einem dunklen Damenhut seine Neugier erregte. Er kam leise näher auf seinen weichen englischen Schnabelschuhen, und da ihm die Dame beharrlich den Rücken drehte, — sie hatte eine geschmeidige Figur und stand traumverloren über die Brüstung gelehnt, denn steil fiel hier der Fels zu Thal — wollte er sich eben an einer andern Ecke niederlassen, als ein schwarzer Glacéhandschuh auf dem groben Kies die gewünschte Beziehung zu der Träumerin bot. War sie jung und hübsch, so gedachte er einige Artigkeiten hinzuzufügen, war sie alt und wenig anziehend, so hatte er sich eben wieder einmal als untadeliger Kavalier gezeigt.

„Madame —"

Als sie ihm überrascht ihr Gesicht zuwandte, war er entschlossen, auch kalter Abweisung gegenüber geschmeidig und hartnäckig zugleich zu sein. Denn sie war hübsch, eigenartig hübsch. Die Gestalt sehr schlank, sehr chic, auf dem schmalen Fuße ein Pariser Lackschuh — über dem feinen weißen Halse hob sich ein zierliches blondes Köpfchen, unregelmäßig, aber graziös; schmale Lippen, schmale Nase und ein Paar Grauaugen: groß, klug, der warme Strahl der Herzensgüte in diesem Augenblick durch kalten Hochmut gezügelt.

„Danke, mein Herr," klang es im reinsten Französisch zurück. Damit war für die Dame die Angelegenheit abgethan.

Aber unser Freund war nicht umsonst zu Paris in die hohe Schule der Causerie gegangen, und wenn ihm auch erklärlicherweise die leichtfertige Seite näher lag, stellte er doch als Salonplauderer seinen Mann. Denn diese Dame interessirte ihn. Sie trug sich trotz ihrer Jugend so raffinirt einfach, daß Goetzen mit der feinen Witterung des Weltmannes sofort erkannte, daß dieses schwarze, gänzlich schmucklose Gewand einem ersten Schneideratelier entstammen müsse, und daß sie, die die Einfachheit als vornehmen Sport zu treiben schien, ganz sicher eine Dame von Welt war.

„Ein Pariser Handschuh! Ein zierlicher Gruß aus der Heimat der Eleganz. Und wenn man stehenden Fußes daher kommt... Als Französe..."

Sie schnitt ihm kühl das Wort ab. „Warum die Maske? — Sie sind doch Deutscher, obgleich sie das Französisch vorzüglich sprechen."

„Verzeihung. Ich sagte das nur zum Scherz," entschuldigte er sich, und eine helle Röte stieg ihm in den Nacken. „Ich bewundere Ihren Scharfblick, Madame. Aber bewundern Sie dafür auch den meinen. Sie waren sofort als Vollblutpariserin erkannt. Merkwürdig, daß wir uns niemals dort begegnet sind..."

„Kaum. Ich war nur sehr vorübergehend in Paris; überhaupt in Frankreich; was auch gar nicht merkwürdig ist. Ich habe ganz unverfälschtes deutsches Blut in meinen Adern." Sie sah ihn von oben herab an und wandte sich kalt ab.

Die banale Phrase der Höflichkeit verfing also bei ihr nicht. Er hatte sich unversehens zwei Schlappen geholt, aber er hätte auch noch die dritte ertragen, so wichtig war ihm diese Bekanntschaft. Er wechselte also den Ton und fuhr in einer ehrlich einfachen Art fort, die sich ihm schon manchmal bei sehr blasirten Weltdamen bewährt hatte. Er konnte ein vorzüglicher Schauspieler sein.

„Ich habe mich in einem armseligen Neste da unten einlogirt, Surin, glaube ich, heißt es. Dort bin ich der einzige Herr, wie Sie hier oben vermutlich die einzige Dame. Wenn dann in solcher Vereinsamung ein Mensch den andern findet, spricht er ihn an. Ist das nicht verzeihlich?"

Ein unmerkliches Lächeln flog um ihren schmalen Mund, und etwas weniger kühl erwiderte sie:

„Sie sind dort im Pfarrhaus? Es sollen nette, liebe Menschen sein, — allerdings keine Pariserinnen."

„Leider nein!" bestätigte er stöhnend. „Doch

Clockwise from top: Old Main, Science Hall, Library, Campus Pond, Campus Pond

Ahoy!
Ahoy!
Ahoy!

sonst ist es nicht übel. Eine Herde ganz reizender, kleiner Gänse aus aller Herren Länder ist da um mich versammelt. Der wichtigste Vogel freilich fehlt noch, aber ich werde heute mittag die Ehre haben."

Jetzt lachte die Fremde lustig auf.

„O, den Vogel weiß ich! — Die Russin! — Wer kennt sie nicht im ganzen Waadtland? Eine Vogelscheuche! Sie raucht, sie schnupft, sie trinkt und trägt immer Explosivstoff in der Tasche. Ich bete da das Geklatsch nach. Ich habe sie nämlich noch nie von Angesicht zu Angesicht gesehen und werde es schwerlich jemals. Doch hat sie ein sehr warmes und sehr edles Herz. Bangt Ihnen so sehr vor der Bekanntschaft?"

„Sehr!" bestätigte er mit ehrlichem Abscheu.

„Wenn Sie nun aber nicht abschreckend und jung wäre, dafür aber ein sehr schwarzes Herz hätte, — würde sie Ihnen so lieber sein?"

„Aber ganz ohne Frage."

Die Fremde erhob sich zum Aufbruch.

„Ich werde also nie wieder den Vorzug haben?" fragte er kühner.

„Kaum! Doch der Morgen ist mir ein sehr lehrreicher gewesen. Adieu." Und sie verschwand mit hochmütigem Kopfnicken im nächsten Seitenweg.

„Kaum ..." Die alte Geschichte! Wenn einmal eine reizende Erscheinung seinen Weg kreuzte, so blieb es bei dem einen Mal, oder es erwies sich als arge Täuschung. Und doch hätte er so gern das Bild dieser jungen Dame als anmutige Schweizerinnerung seinem Don Juan-Album einverleibt. „Eine Pariserin auf Robinsons Insel!" Er pfiff eine schrecklich falsche Melodie — die kranken Nerven regten sich wieder — und gönnte dem herrlichen Gebirgspanorama, das glänzend und gleißend im vollen Mittagssonnengolde sich vor ihm dehnte, nur einen geringschätzigen Blick. Als er sinnend zu seiner Pension herabstieg, war der Pariser Lebemann wieder in ihm mit unheimlicher Lebendigkeit erwacht.

„Die Dame ist auch aus Montreux zurück," empfing ihn der Kerkermeister, als verkünde er eine wichtige Neuigkeit.

„Welche?" fragte Goetzen in wenig liebenswürdigem Ton.

„Die Russin! — Sie ist viel gereist. Vielleicht sind Sie einander 'mal begegnet. Sie behauptet, wenigstens nach unserer Beschreibung von Ihnen, einem solchen Herrn vor gar nicht langer Zeit begegnet zu sein."

„Ganz ausgeschlossen!", verneinte Goetzen mit großer Energie. „Von dieser Sünde wenigstens frei. — Auch in meinen Mußestunden beschäftige ich mich nicht mit der Fabrikation von Sprengstoffen, und Cigarrettendampf war mir von je ein Greuel!"

Der Hausherr sah ihn groß an. Aber schon schlüpfte der Hausfrau runde Gestalt aus der Thür des Eßzimmers.

„Darf ich bitten, Herr Doktor? — Uebrigens kennen sich die Herrschaften wohl noch nicht: Herr Doktor Goetzen — Fräulein von Thiesenhoff." — Die reizende Fremde stand vor ihm.

Er war ein wenig rot geworden, fand aber schnell den scherzend gewandten Ton, der ihm eigentümlich.

„Ihr Herz muß sehr schwarz sein!" sagte er mit ironischer Anspielung auf ihre Unterhaltung in den Bergen. Und da er nach weltmännischer Manier das Prävenire für richtig hielt, fügte er der atemlos lauschenden jungen Damenschar erklärend hinzu: „Gnädiges Fräulein war so gütig, mir vor einer halben Stunde in Bezug auf die noch ungekannte Russin die Wahl zu lassen zwischen einer alten Dame mit gutem Herzen und einer jungen mit schwarzem. Ich war so frei, mich für die letztere zu entscheiden."

Seine weiblichen Zuhörer, die nur halb begriffen, lachten laut auf. Fräulein von Thiesenhoff aber blickte ihn spöttisch an.

„In dem Herzen sollen Sie sich nicht getäuscht haben!"

Und Goetzen hatte einen Augenblick das Gefühl, es könne das für sein Herz eine sehr blutige Affaire werden.

Vor der Hand schien das freilich nicht so.

Als was sie sich beim ersten Begegnen erkannt hatten — Menschen der großen Welt — behaupteten sie sich auch ferner. Es war zwischen ihnen eine unbewußte Freimaurerei der eleganten Salonphrase, der glänzenden, aber eisig kalten Aeußerlichkeit der Gesellschaft.

Seltsamer Widerspruch! Denn im Grunde ihrer Seele haßten sie beide diese Phrase und diese Gesellschaft — und es war Uebersättigung, welche sie beide die Einsamkeit dieses Erdenwinkels suchen ließ.

So hätte dies hübsche Versteckenspiel in der Kulthaustemperatur der Gesellschaftsphrase, welche besten Falles die Vernunftehe zeitigt, sicherlich bei den beiden zur Verflachung, zur Entfremdung geführt. Denn ihn, den Reichen, Unabhängigen, reizte die Ehe ohne Liebe noch nicht. Was kümmerte es ihn, daß sie große Güter in Kurland besaß, daß sie, schon seit Jahren elternlos, als einziges Kind baltischer Granden, zu den Reichen ihrer Heimat gehörte? Wenn es ihm ums Geld zu thun gewesen wäre — bah — da waren ihm schon ganz andere, lockendere Anerbietungen gemacht worden! Denn dieser blasierte Lebemann hatte ein sehr unmodernes Herz, das sich nach Liebe, heißer Liebe sehnte — und er selbst wußte es nicht einmal. Etwas ganz anderes zog ihn bei diesem Weibe an — ihre Vergangenheit, der wunde Punkt ihres Lebens, den er mit dem Instinkt des reifen Skeptikers ahnte. Aber wo war der? Er vertiefte sich in jeden Zug ihres Gesichtes, studirte jede Linie, las argwöhnisch in jedem Lächeln ihres Auges. Nein, die Liebe war ihre Vergangenheit nicht! Sie sprach zu ehrlich, zu offen, mit der vollen Naivität Nichtwissender gerade über diese Dinge, und ahnungslos streifte sie oft den Abgrund, in den ein Mann von Welt hinabsteigen kann, um gereinigt daraus zurückzukehren, das Weib nur, um sich für ewig zu beflecken. Es war überhaupt das Verhängnis ihrer Unterhaltungen, daß sie alle Gebiete nur streiften. Trug sie die Schuld? — Heimlich zieh er sie der Oberflächlichkeit. Jedenfalls war er der Schuldigere — er, der jeden Ton anschlug, überall die Sonde ansetzte, um gelangweilt wieder abzulassen, sobald er wieder 'mal eine gesunde Stelle getroffen. Und so sehr nahm ihn die Manie des Wissenwollens gefangen, daß er blind gegen ihre Reize, ungerecht gegen ihren Charakter wurde. Denn der Dämon der Schuld schien ihn in jedem ihrer Worte zu äffen, und wenn er ihn fassen wollte, war er davongehuscht. — „Fad innen und außen!" das war seiner Weisheit letzter Schluß.

Doch ein kurzer, unbedeutender Streit gab ihrem Verhältnisse eine ganz andere Wendung.

Sie waren allein. Im Eßzimmer tickte die Wanduhr und machte ihn mit ihren matten Pendelschlägen nervös.

„Die Schweiz wäre mir nun auch glücklich über!" hub er unmotivirt an. „Ich werde mir als verständiger Mann bei Zeiten einen Revolver kaufen und dieser ödesten aller Daseinsformen einen letzten Kratzfuß machen."

Sie sah ihn besorgt an. „Das werden Sie nicht thun!"

„Und wer oder was sollte mir das verbieten? — Ich habe weder Eltern noch Freunde, höchstens lachende Erben, denen ich eine unbändige Freude damit machen würde. Und das sogenannte Pflichtgefühl — die berühmte Pflicht gegen sich selbst? — Ich denke, die steht und fällt mit mir. Und im Jenseits wird nicht kleinlich gewogen!"

„Und doch sind Sie der letzte, der ein Leben freiwillig verlassen wird, in dem er vorerst nur genossen."

„Wer gab Ihnen die Wissenschaft?" fragte er heiserer Tons. Und die nervös zitternden dunklen Augen bohrten sich feindlich in die ihren. Doch sie hielt den Blick ruhig aus.

„Sie selbst!" erwiderte sie ernst. „Wir haben uns seither eine treffliche Komödie vorgespielt. Aber wir sind — Gott sei Dank! — noch keine Komödianten geworden, denen der Schein alles ist. Glauben Sie mir, Herr Doktor, ich kenne Sie besser!"

„Ein Glaube, der mich ungemein ehrt!" lachte er kurz und hart auf. Ihre Stirne krauste sich. „Aber wissen Sie nicht vielleicht noch mehr von diesem schwarzen Unhold hier, dessen Bild um einige Nuancen heller im reinen Spiegel Ihrer Seele reflektirt?"

„Ganz gewiß! — Ich will Ihnen etwas sagen, Herr Doktor Goetzen. Sie sind gewöhnt, alle weiblichen Wesen unter dem Gesichtswinkel Ihrer Pariser Moral zu betrachten — so auch mich. Wie kommt das junge Mädchen, das die halbe Welt durchquert hat, das seiner Erziehung, seinen Neigungen nach in die Welt gehörte, hier in die Pfarre von St. Surin? — Natürlich spielt da ein Mann die Hauptrolle! Hat er sie verlassen, oder hat sie ihn verlassen? Und mich, den Schriftsteller, macht es halbtoll, daß ich hier an einem Versuchskaninchen herumexperimentiren soll, ohne epochemachende Entdeckung. Denn ganz richtig ist die Sache mit der Thiesenhoff nicht, ich möchte schwören! — Und nun komme ich zu dem Punkte, der unsere Unterhaltung von vorhin fortsetzt und Ihnen über mich soviel Klarheit gibt, als ich geben darf. Allerdings existirt auch in meinem Leben der wunde Punkt, wie in dem eines jeden. Der treulose Geliebte ist es nicht! Aber ich habe eine Pflicht zu erfüllen, von der ich von vornherein weiß, sie wird ganz vergebens erfüllt. Das ist eine schreckliche Gewißheit und raubt mir manchmal den Lebensmut! — Denken Sie sich, einem jungen Menschen stirbt die heißgeliebte Mutter. Auf dem Totenbette vertraut sie ihm ein schweres Geheimnis an und zugleich das Wohl und Wehe eines andern, den sie liebt. ‚Du wirst ihn nie, nie verlassen! Versprich mir das.' — Sie werden mir einwerfen, daß Versprechen an Sterbebetten etwas Hinfälliges seien. Der eine ist nicht mehr bei Sinnen, und der andere nur halb. Außerdem hat der Tod kein Recht, nur das Leben! — Doch dieses Menschenkind gehört zu der thörichten Sorte, die ein Versprechen halten, es halten müssen, obgleich sie es als unsinnig, als undurchführbar erkannt haben, wenn sie selbst daran zu Grunde gehen sollten. Es ist nun einmal ihre Natur so! — Nehmen Sie an, ich sei in einem ähnlichen Falle, und nennen Sie es freventlichen Hochmut, kurzsichtigen Eigensinn, gegen ein Schicksal zu kämpfen, dem man doch unterliegen muß! Da haben Sie die wunde Stelle meines Herzens! Nun wissen Sie auch, warum ich leben will, leben muß, weil diese Tote und dieser Lebende ein volles Recht an mich haben. Erst wenn man seine Pflicht erfüllt, hat man das Recht zu sterben, und ich meine, Herr Doktor Goetzen, Sie denken kaum anders."

(Fortsetzung folgt.)

Wangen im Algäu.

(Siehe die Abbildungen Seite 516 und 519.)

Der Oberamtsbezirk Wangen bildet die südöstliche Ecke des Königreichs Württemberg. In einen Teil des Bezirks erstrecken sich die Ausläufer der „Algäuer Alpen", und so finden sich hier, wenn man von einem auf der westlichen Landesgrenze gegen Baden gelegenen Schwarzwaldberg, dem „Katzenkopf" der „Hornisgrinde", mit 1151 Meter absieht, die höchsten Bodenerhebungen des Königreichs. Denn der östlich von Wangen gelegene „Schwarze Grat" im Gebirgsstock „Der Adelegg" steigt bis zu 1118 Meter über die Meeresfläche empor, und die Sennhütte „Schlitten" auf der Adelegg liegt 1014 Meter über dem Meeresspiegel, genau so hoch, wie der höchste Berggipfel der schwäbischen Alb, der Lemberg bei Gosheim im Oberamt Spaichingen.

Die Oberamtsstadt Wangen, zur Unterscheidung von mehreren gleichnamigen Orten des Königreichs „Wangen im Algäu" genannt, liegt allerdings nicht wie die Nachbarstadt Isny unmittelbar am Fuße der obenerwähnten Alpenausläufer, sondern 535 Meter über dem Meeresspiegel, am mittleren Laufe der „oberen" oder südlichen Argen, die, mit ihrer Schwester, der unteren Argen, vom bayrischen Alpenland herkommend, dem Bodensee entgegeneilt.

Die Argen verleugnet, im Unterschied von anderen oberschwäbischen Flüssen, die wasserreich, aber ruhig durch das ebene oder vertorfte Wiesengelände schleichen, ihre Gebirgsnatur nicht. Sie ist ein lebhafter Fluß, dessen Bett und Ufer stark mit Nagelfluhgeröllen bedeckt sind. Sein Thal ist oben eng, tief und wild, mit schroffen, zerrissenen, bewaldeten Thalwänden, die auf ihren Höhen noch mehrere Burgen und Burgruinen tragen. Sein Wasser ist klar, von bläulicher Farbe; er beherbergt Forellen. Er hat ein verhältnismäßig starkes Gefall, seine Wasserkraft ist seit alten Zeiten, namentlich aber neuerdings wieder für industrielle Zwecke, auch für die Elektrizität, in nicht unbedeutendem Maße ausgenutzt worden. Im Frühjahr, nach schnell eingetretenem Tauwetter und auch sonst nach heftigen Regengüssen, zeigte er schon manchmal, zum Beispiel im März 1896, seine ungebändigte Gewalt. Oft über alle Erwartung rasch angeschwollen, wälzte er verheerende Fluten durch das ganze Thal und führte von dem lockeren Gestein eine Menge Sand und Grus hinweg.

In der freundlichsten Gegend des Argenthals, das sich hier beträchtlich erweitert, liegt die Stadt Wangen. Ihre

Umgebung ist im Unterschied von der langweiligen Eintönigkeit, die allerdings manchen Strecken des oberschwäbischen Landes anhaftet, ungemein abwechslungsreich. Das fruchtbare Ackerland und die behaglichen Wiesen mit ihrem saftigen Grün, die kleinen Wälder, mit denen die zahlreichen Hügelchen und Kuppen bedeckt sind, die Seen und Weiher, die vereinzelten Häuser und Gehöfte von meist stattlicher Bauart vereinigen sich zu einem gefälligen und wirkungsvollen Gesamtbilde. Von allen Seiten ist der Anblick der Stadt lieblich, am vorteilhaftesten von der Südseite oder vom Sankt Wolfgangs-Hügel herab. Die sanften Anhöhen, von denen die Stadt umgeben ist, insbesondere das auf ihrer Nordseite gelegene „Buch", bieten prächtige Rundsichten und Ausblicke auf die majestätische Gebirgskette der schneegekrönten Alpengipfel. Aber auch das Innere der Stadt ist ansprechend. Besonders macht die Hauptstraße, die „Herrengasse", vom Ravensburger Thor bis an die Kirche, mit ihren an einander geschlossenen ansehnlichen Häusern einen recht stattlichen Eindruck.

Die Geschichte der Stadt läßt sich bis ins karolingische Zeitalter zurückverfolgen. Spuren altrömischer Ansiedlung fehlen zwar in der Umgebung nicht ganz, aber ihre Deutung im einzelnen ist unsicher. Daß zur Römerzeit an der Stelle Wangens die Hauptstadt der Vennonen unter dem Namen Vemania gestanden sei, ist zum mindesten zweifelhaft. Die ältesten geschichtlichen Urkunden, in denen der Name „Wangen" (wahrscheinlich so viel als „Gelände") auftaucht, weisen auf das jenseits des Bodensees gelegene berühmte Kloster Sankt Gallen hin, das hier im Anfang des neunten Jahrhunderts mehrere Besitzungen geschenkt bekam oder käuflich erwarb. Der ganze Bezirk gehörte seinerzeit zu dem Herzogtum Alemannien und kam nach Aufhebung der herzoglichen Würde unter die Gewalt der fränkischen Kammerboten. Das Kloster Sankt Gallen behielt das Kirchenpatronat vom Jahre 815 bis 1608; die Grund- und Hofrechte, aber nicht die Vogteirechte verblieben dem Kloster bis ins vierzehnte Jahrhundert, auch nachdem die in dem benachbarten Ravensburg begüterten Welfen hier Grundbesitz erworben hatten, auch nachdem der welfische Besitz an die Hohenstaufen übergegangen war. Die Hohenstaufen erhoben den Ort Wangen zur Stadt. Im Jahre 1216 hatte Kaiser Friedrich II. die Stadt als eine dem Reich unmittelbar angehörige anerkannt. Am 15. Oktober 1281 aber wurde Wangen durch König Rudolf den Habsburger förmlich und feierlich für eine freie Reichsstadt erklärt, deren Privilegien von den Kaisern Maximilian I. und Karl V. bestätigt wurden. Schon im vierzehnten Jahrhundert nahm die Stadt lebhaften Anteil an den Verhandlungen, Bündnissen und Kämpfen der schwäbischen Reichsstädte. Einen feindlichen Einfall des ritterlichen Truchseß Hans von Waldburg wehrte die Stadt im Jahre 1389 mit nachdrücklicher Thatkraft ab. Der Truchseß selbst wurde verwundet und zog sich zu seinem Freund, dem Vogt von Summerau, in das benachbarte Dorf Leupolz zurück. Dort verraten, mußte er sich den Städtern gefangen geben, worauf seine Burg zerstört wurde. Auch sonst zeichneten sich die Bürger Wangens als tapfere Streiter aus, besonders die Schmiede, weshalb ihre Zunft bei der Prozession am Neujahrsfest den Vortritt hatte. Zur Zeit der Reformation war die Bürgerschaft nicht nur religiös, sondern auch politisch in Parteien gespalten. Die Vornehmen neigten sich der neuen Lehre zu, unterlagen jedoch der demokratischen Partei, die am alten Glauben festhielt, und mußten großenteils, wie zum Beispiel die Familien der Seutter und der Gugger, in das benachbarte Bayern auswandern. Hierdurch, sowie durch Unglücksfälle, namentlich durch häufiges Brandunglück (1406, 1538, 1793), große Ueberschwemmungen (1370, 1784), durch die Drangsale des dreißigjährigen Krieges, auch durch Mißwirtschaft in der Verwaltung sank der Wohlstand der Stadt mehr und mehr. Der zuvor blühende Handel, insbesondere der Leinwandhandel, der sich bis nach Italien erstreckt hatte, lag darnieder.

Der Reichsdeputationsrezeß vom Jahre 1803 teilte die alte Reichsstadt der Krone Bayern zu; durch den Pariser Vertrag (1810) ging sie mit einem Teil ihres kleinen Gebietes an Württemberg über. Durch die Fürsorge der württembergischen Regierung hob sich der Wohlstand Wangens in verhältnismäßig kurzer Zeit wiederum zu erfreulicher Blüte. Die gewerbfleißige Stadt hat eine große Baumwollspinnerei, eine Cellulosefabrik, eine Papier- und Holzstofffabrik und eine Strumpfwarenfabrik; seit einigen Jahren ist Kanalisation und Wasserleitung eingerichtet.

Sehen wir uns noch einige bauliche Denkmäler aus alter Zeit näher an. Da fällt uns zunächst ins Auge das an der nordöstlichen Ecke der Stadt gelegene Ravensburger Thor. Es ist ähnlich, wie das Lindauer Thor, vortrefflich erhalten. Der ansehnliche Turm ist mit Freskogemälden aus dem Jahre 1733, die 1885 restauriert worden sind, geschmückt. Das Rathaus auf dem Marktplatz zeigt eine stattliche Renaissancefassade; es wurde zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts nach dem Vorbild des berühmten Augsburger Rathauses erbaut. Auch das Innere ist sehenswert, namentlich der geräumige Ratssaal. Weiter erwähnen wir das Humpis-Hinderhofersche Haus von 1542, jetzt Oberamtei, sowie das ehemalige Ritterhaus des Kantons Argau und Bodensee von 1784.

Die altehrwürdige Stadtpfarrkirche ist den Heiligen Gallus, Magnus und Martin geweiht. Der Turm ist frühgotisch, das Schiff wurde 1486 umgebaut. Es sind schöne Bronzegrabdenkmäler aus dem sechzehnten Jahrhundert in ihren Hallen zu sehen. Die Altarbilder stammen von dem württembergischen Hofmaler Josef Anton Gegenbaur (geboren in Wangen am 6. März 1800, gestorben in Rom am 31. Januar 1876), an den in der Stadt und ihrer Umgebung manche fromme Stiftung erinnert. Der Chor ist neuerdings ausgemalt worden. Auch die Hospitalkirche zum heiligen Geist vom Jahr 1719 (altes Holzbild: „Christus im Kerker"), die Gottesackerkapelle zum heiligen Rochus von 1593 und die Sankt Wolfgangskapelle bieten einiges Interessante.

In sehr schöner landschaftlicher Umgebung, nahe beim Bahnhof, steht die neuerbaute evangelische Kirche. Wangen zählt unter seinen 3312 Einwohnern gegenwärtig ungefähr 300 Evangelische.

Wissenschaft und Kunst werden in Wangen verhältnismäßig eifrig gepflegt. Seit dem Jahr 1885 befindet sich hier ein Museum für die Geschichte des Allgaus. Schon in früheren Jahrzehnten ist in den Räumen des Spritzenhauses ein Theater eingerichtet worden, auf dessen Brettern zuweilen eine Liebhabergesellschaft dramatische Vorstellungen gibt. Das Oberländer Volk hat in Stadt und Land eine ausgesprochene Vorliebe und eine bemerkenswerte Begabung für das Theatralische.

Den Verkehr vermittelt, während in früheren Jahren die von Lindau nach Augsburg und München fahrenden Postwagen die Stadt Wangen berührten, seit 1880 die

Kaiser- und Kriegerdenkmal zu Wangen im Allgäu.

Eisenbahn. Wangen ist durch einen Schienenstrang über Hergatz mit Lindau, über Kißlegg mit Aulendorf (Friedrichshafen-Ulm) und Memmingen verbunden. Größere Ausflüge an den Bodensee und ins bayrische Gebirge bei Immenstadt und Oberstdorf lassen sich von Wangen aus leicht machen.

Es gibt aber auch in der nächsten Umgebung lohnende Spaziergänge. Ungefähr zwei Kilometer nordöstlich von der Stadt liegt der kleine Weiler Osslings. Hier steht auf unbedeutender Erhöhung, mit einem kaum noch bemerkbaren Graben umgeben, der alte Osslinger Turm mit einem zu einer Wohnung eingerichteten Aufsatz aus Riegeln und Backsteinen. Dieser Turm ist ein Ueberbleibsel der stäuberen Burg derer von Osslings oder Wolfurgs, die noch im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts bestanden hat.

Nicht viel weiter entfernt ist die malerische Ruine Praßberg (Turm und Kapelle), die sich über dem rechten Ufer der unteren Argen auf einem steilen, isolierten Hügel erhebt. Das ehemals feste, jetzt unbewohnte Schloß Praßberg wurde, wahrscheinlich im zwölften Jahrhundert, vom Kloster Sankt Gallen als Schutz für die Klostergüter der Umgebung gebaut und mit adeligen Dienstmannen besetzt. In der Nähe befindet sich der Praßberger Burghof mit der Fohlenweide des oberschwäbischen Pferdezuchtvereins (seit 1867) und die gleichnamige Mühle, die wie der Hof und die Ruine dem Fürsten von Wolfegg gehört.

Kehren wir von solchen Spaziergängen in die freundliche Stadt zurück, so mag uns zum Schluß das in der Nähe des neuen Schulhauses errichtete, prächtig ausgeführte Kaiser- und Kriegerdenkmal bezeugen, daß die frühere Reichsstadt sich unter dem Schirm und Schutz des neugeeinigten deutschen Reiches wohl geborgen fühlt. Möge ihr auch in der Zukunft ein fröhliches Gedeihen beschieden sein!

Paul Lang.

Die Schelmin.

(Serbische Motiv.)

Von

Robert Waldmüller.

Mag nicht trinken, mag nicht essen,
Laß mich, Mutter, laß mich gehn
Kann die Unbill nicht vergessen,
Die mir heut durch ihn geschehn.

Mich auf Aug' und Mund zu küssen,
Was ich ihm doch streng verfagt?
O, er wird es büßen müssen,
Und zwar eh' es wieder tagt.

Warten soll ich auf den Vater,
Der auf Reisen mit dem Knäs?
Oder reden mit dem Pater,
Daß den Text ihm der erst lös?

Nicht doch, Mutter! Meine Ehre,
Rascher will gesühnt sie sein,
Und mit des Vergehens Schwere
Stimme ganz der Buße Pein!

Ketten, Ketten soll er tragen,
Ob er schläft nun, ob er wacht,
Und der Rest von seinen Tagen
Sei im Kerker zugebracht.

Meine Arme sei'n die Ketten,
Und des Frevels kecke Lust
Büß' er — niemand soll ihn retten —."
In dem Kerker meiner Brust.

Viktor Tilgner †.

Einen schweren Verlust hat die Kunst durch den jähen, am 16. April erfolgten Tod des Wiener Bildhauers Viktor Tilgner erlitten. Seit einiger Zeit leidend, erlag er einem Schlaganfalle, der ihn wenige Tage vor der Enthüllung seines letzten großen Werkes, des Mozart-Denkmals, traf. Als Sohn eines Offiziers am 25. Oktober 1844 zu Pressburg geboren, kam Tilgner schon im zarten Kindesalter nach Wien und zeigte frühzeitig künstlerische Anlagen. Als Schüler an der Akademie that er sich bald derart hervor, daß er mehrfach durch Preise ausgezeichnet und mit der Ausführung der Büste Pellinis für das neue Opernhaus und der Statue des Herzogs Leopold VI. von Babenberg für das Arsenal betraut wurde. Zu Beginn der siebenziger Jahre verlegte er sich auf das Genre der realistischen Porträtbüsten, die er mit technischer Meisterschaft in Gips und Terracotta ausführte. Diese Arbeiten waren für das Wiener Publikum ganz neu und überraschend. Er war der erste moderne Bildhauer in Wien, der lebendige, zum Sprechen ähnliche Büsten bekannter Persönlichkeiten schuf. Eines dieser Werke begründete seinen Ruf als Künstler: die Büste der Tragödin Charlotte Wolter. Diese Büste und noch mehrere andere, darunter auch jene Laubes, ein vollendeter Charakterkopf, erregten in der Wiener Weltausstellung allgemeines Aufsehen. Im Jahre 1874 erhielt er die große goldene Medaille. Sein erstes größeres Werk, welches in Wien öffentlich aufgestellt wurde, war die in Bronze gegossene Gruppe des Triton mit der Nymphe. Immer zahlreicher wurden dann seine Porträtbüsten, von denen fast jede einen neuen Zug der Meisterschaft des Künstlers zeigte. Er porträtierte in Gips und Terracotta nach einander hervorragende Persönlichkeiten der Wiener Gesellschaft, deren charakteristische Erscheinung ihn interessierte. Aus dem Jahre 1880 stammt die populär und typisch gewordene Büste des Kaisers Franz Josef mit dem Lorbeerzweig, zu welcher der Monarch, der Tilgners Künstlerschaft hoch schätzte, ihm mehreremale saß. Als Seitenstück hat Tilgner später auch die Büste der Kaiserin Elisabeth geschaffen, die durch den seelenvollen Ausdruck des Gesichts gleichfalls allgemeine Anerkennung fand. An der plastischen Ausschmückung der Monumentalbauten seines Freundes Hasenauer, des neuen Burgtheaters und der Hofmuseen, war Tilgner in ausgedehntem Maße beteiligt. Werke von seiner Hand sind am Burgtheater die lebendig bewegten Nischengruppen, sowie die Dichterbüsten. Für das kunsthistorische Museum lieferte er die Statuen von Schwind, Cornelius, Rauch und Führich, für das naturhistorische Museum Humboldt, Bach, Newton und Linné. Von den Werken Tilgners, die außerhalb Wiens ihren Platz fanden, sind besonders zu erwähnen der Brunnen im Garten der kaiserlichen Villa in Ischl und das Denkmal des Komponisten Hummel in Pressburg. Für die Gedächtniskirche in Mayerling schuf er die „Mater dolorosa". Eine neue Seite seines Talents bekundete der Künstler durch seinen Entwurf für die Umgestaltung des Rathausplatzes durch architektonische Anlagen und plastische Gruppen. Bald darauf ließ er im Wettbewerbe mit Meyer einen zweiten ähnlichen Entwurf für den Platz und die Rampe vor dem Schwarzenberg-Palais

folgen. Zum Schmuck des Künstlerhauses fügte er im Auftrage des Unterrichtsministeriums das Rubens-Standbild aus. Aus der letzten Zeit stammen die Büste des Grafen C'Estillmon für dessen Grabdenkmal und mehrere andere Denkmale auf dem Zentralfriedhofe. Das Mozart-Denkmal ist das erste große monumentale Werk Tilgners,

Viktor Tilgner.

welches einen öffentlichen Platz Wiens schmückt. In der nächsten Zukunft sollte Tilgner auch das Denkmal seines Freundes Makart schaffen; er hatte auch schon einen Entwurf geliefert und wollte Makart in jenem prunkvollen Rubenskostüm darstellen, in welchem er im Frühjahre 1879 in dem großen Festzuge sich den Wienern gezeigt hatte, doch vor der Vollendung des Werkes raffte der Tod den genialen Künstler hinweg. In unserer nächsten Nummer werden wir den Lesern die Abbildung seines Mozartdenkmales, dessen Enthüllung er nicht mehr erleben sollte, vorführen.

Karl Humann †.

In Smyrna verschied am 12. April Dr. Karl Humann, berühmt durch die Aufdeckung des alten Pergamon, dessen künstlerische Ueberreste den größten Schatz des Berliner Museums bilden. Am 4. Januar 1839 zu Steele in der Rheinprovinz geboren, bezog Humann, nachdem er im Dienste der Bergisch-Märkischen Bahn sein Baufachexamen zurückgelegt hatte, die Bauakademie zu Berlin, mußte jedoch 1861 aus Gesundheitsrücksichten das Studium abbrechen. Auf ärztlichen Rat ging er nach dem griechischen Archipel und vermeilte nach einander auf Chios, Samos und in Smyrna. Mit fortschreitender Besserung konnte er allmälich wieder dem Verlangen nach Arbeit genugen. Auf Anregung seines Lehrers Strack unternahm er auf Samos dem Heratempel seine ersten Ausgrabungen. Entscheidend war für die Gestaltung seines äußeren Lebens, daß ihm der englische Gesandte in Konstantinopel (Humann gedachte gerade in die Heimat zurückzukehren) den Ausbau seines Palastes übertrug. Dadurch wurde die türkische Regierung auf Humann aufmerksam und warb ihn für sich an. Insbesondere übertrug man ihm Vermessungsarbeiten, zunächst in Palästina, dann im Balkangebiete, die als Unterlage für Verkehrsverbesserungen dienen sollten. Zu den staatlichen Aufträgen gesellten sich noch solche von Privatleuten, die mehr oder minder in das Gebiet des Bauingenieurs einschlugen. Bei dieser Arbeit gewann Humann im Laufe der Jahre einen trefflichen Einblick in die Landeskunde von Kleinasien, Syrien und dem Balkangebiete. Was er von seinen Aufnahmen und Beobachtungen den Pflegern der Erdkunde in der Heimat überarbeitete, fand Lob und Anerkennung. Da gelang ihm die Großthat seines Lebens.' Bei längerem Aufenthalt in Mysien, auf der Stätte des alten Pergamon, wurde er auf eine gewaltige, aus Architekturstücken, Skulpturen und Inschriftsteinen zusammengesetzte Mauer aufmerksam, die sich am Abhange des Burgberges hinzog. Er brach einige große Bruchstücke von Hochreliefs heraus und sandte sie an das Berliner Museum. Hier erkannte man die hervorragende Bedeutung des Fundes. Man erinnerte sich einer Beschreibung, die der römische Schriftsteller Ampelius in seinem Liber memorialis von dem großen Marmoraltar in Pergamon mit Darstellungen des Gigantenkampfes gibt. Die von Humann eingesandten Bruchstücke entstammten, wie

Karl Humann.

sich zeigte, diesem Altar. Nach dieser Feststellung währte es nicht lange, bis man mit Hilfe der Staatsregierung die völlige Aufdeckung des pergamenischen Heiligtums in Gang brachte.

Im Sommer 1878 begannen unter der Leitung Humanns die Ausgrabungen, und was zu Tage gefördert wurde, wanderte nach Berlin. Im dortigen Museum wurden die Schätze unter der Oberleitung Conzes gereinigt und zusammengefügt. Allgemein bekannt ist, in welchem Maße die Kenntnis der griechischen Architektur und Skulptur durch die pergamenischen Funde gefördert wurde.

Die preußische Regierung erachtete es für zweckmäßig, Humann dauernd in seinem Wirkungskreise zu belassen. Aus diesem Grunde wurde ihm 1884 das Amt eines Direktors in der Berliner Museumsverwaltung gegeben mit dem Vorrechte, daß er seinen Wohnsitz in Smyrna behalte. Die Universität Greifswald verlieh ihm die Doktorwürde, und vor zwei Jahren erfolgte seine Ernennung zum Geheimen Regierungsrat.

Für müßige Stunden.

Schach.

(Redigirt von L. Schlipp.)

Aufgabe 22.

Von **A. Schiffer** in Ulm.
(„Frankfurter Zeitung.")

Schwarz.

Weiß.

Weiß setzt an und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe 19 S. 424:

A.
1. 1) Dh4—d8
2. 2) Kf5—e5
3. 3) Dd8—d4‡
4. 3) Kc5×d4. — 2) Sb6—c4, Lf3 geht matt.

B.
1. 1) Sb7—b6
2. 2) Dd8—h8‡
3. 2) Kf5—e5
4. 2) Sb6—c4 matt.

C.
1. 1) Kf5—f4
2. 2) Dd8—g5‡
3. 2) Kf5×f3
4. 2) Dd8—g5 matt

D.
1. 1) e6—e5
2. 2) Lf3—d5 und
3. 2) Dd8—e8 beim 2. Zuge matt.

Partie Nr. 20.

Gespielt im Wettmeisterwettkampf zu Petersburg am 16./17. Januar 1896.

Abgelehntes Damengambit.

Weiß: **Tschigorin.** — Schwarz: **M. Zibargalin.**

Weiß.	Schwarz.	Weiß.	Schwarz.
1) d2—d4	d7—d5	23) De2—d1	La1×d4
2) c2—c4	e7—e6	24) Ld3×d4	e5×d4
3) Sb1—c3	Sg8—f6	25) Le4—c6	Sf6×d5
4) Sg1—f3	c7—c6	26) Dd1×d4	Sd5—f6
5) e2—e3	Sb8—d7	27) Sc6—e5	Tb8—d8
6) Le1—d2 (a)	Lf8—d6	28) Dd4—e4	h7—h6
7) Lf1—d3	0—0	29) Te1×d4 (c)	De7—b7
8) 0—0	Tf8—e8 (b)	30) De4×e8	Df6—e8
9) e3—e4!	d5×e4	31) Te1—e3	Df6—g6
10) Ld3×e4	Ld6—c7	32) h2—h4	Tb8—e8
11) Dd1—h5	e6—e5 (b)	33) Te3—e2	Te8—d8
12) d4—d5	Sf6—e5	34) Se5—c4	Td8—e8
13) Sf3—e5	Le7—c5	35) Dd4×e4	Te8—e7
14) Tf1—e1	h7—h6	36) De4—g4	Dg6—e6
15) c2—c3	Th8—e8	37) Sg1—e4	Te7—e4
16) Le2—b5	Ta8—b8	38) Dg4—h5	De6—e6
17) a2—a3	b7—b5	39) Dh5—e5	Dg6—h5
18) a3—b4	Tb8×b5	40) Dc5—b5	Kg8—h7
19) Db5—c2	La5—d8	41) Sc4—g3	De5—e2
20) Sc3—a4 (d)	Tb5—b8	42) Kg1—h2	Te4—e1
21) Ld3—c2	e6×d5	43) h4—h5	Te1—e4
22) c4×d5	Le8—f6	Weiß gab die Partie auf.	

a) Dieser Abtausch leitet Gewinnzug. Besser wäre 6) Le1—d2 vorgehen.

b) Durch e6—e5 9) e4×d5 Sf6×d5 10) d4×e5 Sd5×e7 11) Sf3×e5 Le6×c5 12) Se5×g6 hf 13) Dd1—h5+ Kf8—e8 14) Dh5—e5+ Kd7—c8 15) Se5—f7 Tf8—e8 16) Sf7×h8 Dd8—e7 17) Dh5—f7 Kc8—b8 18) Df7—f4+ Kb8—a8 19) Df4—f8+ Ka8—b7 20) Df8—f3+ Kb7—a8 21) Df3—f8+ Ka8—b7 22) Df8—f4+ Kb7—a8 23) Df4—f8+ Ka8—b7 24) Df8—f4+ Kb7—a8 25) Df4—f8+ Ka8—b7 26) Df8—f4+ Kb7—a8 27) Df4—f8+ Ka8—b7 28) Df8—f4+ Kb7—a8 29) Df4—f8+ Ka8—b7 30) Df8—f4+ Kb7—a8 31) Df4—f8+ Ka8—b7 32) Df8—f4+ Kb7—a8 33) Df4—f8+ Ka8—b7

Briefmappe.

Charlotte Degen in Fürth i. B. Das sind der gesandten Rätsel mit Dank zu gelegentlicher Verwendung angenommen.

Hans L.....r und L. W...h in München. Ganz hübsch, aber zu leicht für unsere gebildeten Leser.

J. H. in K., Vereinigte Staaten. Wen gedichten wir an dieser Stelle Ihrer Ueberzeugung Ausdruck.

Liebe und Treue
von
William Hamilton Hayne.

Lieb' ist die Blum' vor vielen Farben,
Gewährt mit frischem Duft und Schein,
Treu' aber ist der einzig Stein.
Und hält die Farbe immer mir.

Junge Hausfrau. Ueber die Behandlung der Wäsche unterrichtet Sie vortrefflich ein unter dieser Spitzmark herausgegebenes Büchlein von Otto Hoberg, vormals Direktor der königlichen Waschschule zu Cöslingen (Schlesien), Verlag des Verfassers. Bestellt bei Freiberg i. Schl. Gleich Ihnen ist der Verfasser ein entschiedener Gegner der kochenden Lauge und der brutalen Handhabung der Bürste, welche die Leinenfäden zerstören, und gibt zweckmäßige Ratschläge.

Hans L. in L. Von den Alexander Gedichten erschien und hat nachhaltige als das schönste:

Homer.

O Homer, lächelst unsrer Qualen,
Weißt unserm Leiden großer Trost;
Trauern Tausenden Du Dich nicht haben,
Hoch verpflichtet sie ohne Lohn Dich.

Schönes Talent! Daß Du gegeben'
Es manchem Menschen auf den Lebenspfad,
Verbindet einen oft sein elend Leben.
Hammer verlacht um seinen Preis.

Nun den Menschenkindern auf Erden;
Betende denke Du gebeten hab';
Daß auch die Traurigen alle werden werden,
Sei stündlich gleich dem Quarantill.

Richtige Lösungen sandten ein: Heinz Haber in Zürich (2). Ada Hoover in Wiesenthreune (4), Antonie Spörri in Lippoldsau (4). Hermann Richter in Siegedin. Fr. Ida Kremer in Holzdorf (6). Siegmund Kraus in Königsberg. „Gruß aus dem Cäcilial" (3). „Bergsteigmännchen" in Hl. (3). August Herdtrab in Baden (2). Otto Knabbe in Kiel. Dr. E. in Berlin. Joh. P. Knappel in Hamburg. Fr. Maja Hochinger in München (6). „Die kleine Else" in Hamburg (5). Fr. Emilie Schnell in Genève. F. K. in St. Johann (5). „Veilchenmädchen" in Koblenz (3). Louise Lodenkohl in Perlenhof (4).

Gesundheitspflege.

R. L. in L. Ihre Idee, Verwendung und Schalleinlagen zu beleuchten, ist eine alten Datums, daß Sie sich vor jeder gefügen, sowie auch Spezialitäten Ueberschätzung hüten. Mäßige Bewegung in frischer Luft, alle Beschäftigungen, ermacht auch Bäder sind am Platze. Trinken Sie abends Thee und trinken Sie sich freimütig zu Bett. Als unerlaubtes Mittel kann nur Jodeis oder Schlafengehen ein Glas Dr. Erlenmeyer Baumwasser verhältlich in jeder Apotheke, zu trinken.

J. M. in E.-L. Es handelt sich bei Ihnen um eine Degenerations der Gefäßwände- und Herzmuskeln, was leider, wenn auch selten, auch schweren Infektionskrankheiten (Typhus, Diphtherie, Influenza u.) vorkommen kann. Wir raten Ihnen, sich an einen Spezialarzt für Herzmuskelleiden zu wenden. Der müssen Sie sich von der Notwendigkeit von Gichtigkeit erwarten, welche wir aus Ihren Schreiben herausgelesen. Ihre selbstgewählte Weise nicht angewandt haben. Dr. F.

Handschriften-Beurteilung.

O. P. Nürnberg. N. 1. Eine energische Natur, die rasch entschließen zu handeln und selbständig ihre eigenen Wege zu gehen weiß. Sie ist heiter und bei wohl Anerkennungsbedürfnis, freundlich weiß sie das Leben zu genießen. Hat sie sich einmal eingerichtet, so ist sie großer Treue fähig; neues und gewagte geht sie ihren Weg. Intrigant kennt sie nicht, ihre persönlichen Interessen steht sie nicht in den Vordergrund.

O. P. N. II. Sehen das ungünstigste Material nicht tere leicht, ergibt sich, gutem Humor und Hoffnung schwerste Situationen, große Erregbarkeit, innere Unruhe. Der ganze Schriftzug ist ein lautmalender, und es fehlt auch nicht an gewöhnlichen Klexen und Verwandtheit. Ein wenig eitel, ein wahr bewegt als tief, aber ein empfindungsvolles Gemüt. — Wollen Sie gefälligst bereit an meine Adresse L. Meyer Steinbeloge, Magaz. Schweiz. Orter geben, wenn Ihnen das eingesandte Material zurückgeschickt werden soll. Ob liegt unentgelt für Sie bereit.

Eine Distel aus der grünen Steiermark und eine bonnensolle Rose. Es auffallend und leicht verkennend der hohe Grad von Achtsamkeit dieser beiden Handschriften ist, so gewöhnlich ist auf nur mittelmäßig Selbstsicherheit der beiden Absender hindeutet, so ist er einerseits ob auf einen gutmütigen Grad doch das Verhalt einer leichtgereizten kaustischen Schriftstellerei, die ihr rednerische Eigenart nicht aufkommen läßt und andererseits gegen sich doch auch über noch ernstere Verstimmungen. Es ist die „Distel" komplexitätsvoll, unverträglich und in sich verschlossener als die „Rose". Sie ist klarer und objektiver in Urteil und etwas rascher angelegt, sie hat mehr eigene Ideen und ist leichtgereizt.

Mittelrheinsumer U. G. Ein etwas schwieriger, imal sehr bestimmter und sehr klarer, liebenswürdiger Charakter, ein wenig zu Mißtrauen geneigt, aber ehrlich und gerade, nicht mit unerlaubten Mitteln vorgehend, wenn auch fing sogar hie und da schon.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Neue belletristische Erscheinungen.

Soeben ist erschienen:

Zwischen engen Gassen.
Roman von
Hermann Heiberg.
Preis geheftet ℳ 5.—; elegant gebunden ℳ 6.—

Wenige Werke der modernen Romanliteratur prägen sich gleich diesem durch eine psychologische Vertiefung der Charaktere und bei eine frische und in ihrem Realismus fast kecke Schilderung der Lebensverhältnisse zur Geltung. Die Handlung spielt auf den Höhen einer deutschen Residenz, und heißt „engen Gassen" heraus sich dem Leser ein Bild auf das ganze Treiben und Streben unserer Zeit in plastischer Lebendigkeit entfaltet.

Oberlehrer Gesenius.
Roman von
Oberlob.
Preis geheftet ℳ 4.—; elegant gebunden ℳ 5.—

In diesem Lehrer schafft geschickterer Schriftsteller seinen Helden, der endlich seine Kämpfe unter schlechter ruhiger und anderweiter Oberfläche ab. Der lebhafte und warme Ton der Erzählung gewinnt sehr bald die treue Teilnahme des Lesers an den Gewinnen und Irrungen des Helden, der sich nach schweren Schicksalsschlägen endlich zu Ruhe und Frieden durchkämpft.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Allgemeine Inseraten-Annahme bei **Rudolf Mosse** Annoncen-Expedition für sämmtliche Zeitungen Deutschlands und des Auslandes.

Anzeigen

Inseriren-Gebühren für die fünfspaltige Nonpareille-Zeile 1 ℳ 80 ₰ Reklamen 5 ℳ

Für die Schweiz, Italien und Frankreich Fr. L.T.

In Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Appetitlosigkeit

Herr Dr. med. Knipers in Mannheim schreibt: „Die Wirkung von Dr. Hommel's Haematogen ist einfach eclatant. Schon nach Verbrauch einer Flasche ist Appetit, Schlaf und das normale Befinden so zufriedenstellend, wie es seit circa drei Jahren nicht der Fall war. Auch meine anderweitigen Patienten haben bei diesem Präparate stets zufriedenstellende Erfolge zu verzeichnen gehabt."

Herr Dr. med. Seligmann in Berlin: „Ich habe mit Dr. Hommel's Haematogen bei zwei meiner Kinder einen Versuch gemacht und kann nicht umhin, Ihnen mitzutheilen, dass ich wahrhaft überrascht bin von dem Erfolge. Vorhandene Appetitlosigkeit wich schon nach der ersten Gabe einem regeren Appetit, fast Heisshunger, und nach sechs Tagen konnte ich „Kind" vollständig gesund bezeichnen. Ich werde nach Kräften dieses berühmte Mittel empfehlen."

Dr. Hommel's Haematogen

Literatur mit hunderten von ärztlichen Gutachten gratis und franko.

Nicolay & Co., chemisch-pharmaceut. Laboratorium. **Hanau.**

Seidenstoffe

direct an Private — ohne Zwischenhandel

Deutschlands grösstes Specialhaus für Seidenstoffe u. Sammete

Michels & Cie., Königl. Kinderl. Hoflief., **Berlin,** Leipzigerstr. 42.

Nach dem einführungen Rezept der Aerzte Dr. Weiss'sche Knabe-Peptonpräparate

Fleischsolution

der Dr. Mieus'schen Hofapotheke (R. STÜTZ) Jena — das leichtverdaulichste Nahrungsmittel für

Magen- und Darmkranke,

ein vorzügliches Kräftigungsmittel für Nervenleidende, Genesende, Greise, Schwächl. Kinder, e. geeignete Speise bei Krankheiten des Mundes, d. die Aufnahme fester Nahrung verhindern. Warnung in den Apotheken; nach Cöln, am Rhein, nicht verl. verl. 3. Fabrik bittet.

Man bat Originalpräparat ... haben, achte man ...

Trocken-Anlagen

einfach, billig,

(Patent) für alle Zwecke der Industrie

Special-Ingenieur W. H. Uhland, Leipzig. Prospecte gratis

Glasen Backfische,

RANSOMES'

berühmte Rasenmäher mit und ohne Grasfangkasten, überall bekannt beste

Rasenmähmaschine

Preisliste gratis

„THE LION"

Beste im Handel befindliche Maschine zu billigsten Preise. Alle Anfragen zu richten an **Jos. Bückstad,** Hamburg, 5 Schultzstrasse.

Jünger & Gebhardt
Berlin

Riviera-Veilchen,
Quintessenz

Vielleicht oder einzig und vera...
Wie ein frischer Strauss dieses
Edelsten aller Veilchen
ist täglich und anhaltend duftend
in Rococoflacons M 1.50 M 2.- M 3.- M 5.-
u. d. ersten Parfum.- u. Droguenhand.
Preislisten kostenfrei.

Garrett Smith & Co.

Magdeburg-Buckau.

Berlin, Gewerbe-Ausstellung, Kol.-Abtlg.

Katalog u. Zeugn. gratis u. franko.

KEIN ASTHMA MEHR.

Augenblicklich behoben.

Gebrüder ... Husten, Heiserkeit, Katarrh, Influenza u. gelbene Beschwerden und bore concurs.

Kostenlos gratis und franko ... Dr. Clery in Pötzleinsdorf.

Was ist Feraxolin?

Angelgeräte-Fabrikation

von

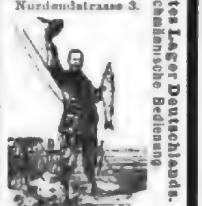
H. Stork

in **München,**

Nordendstrasse 3.

Grösstes Lager Deutschlands. Fachmännische Bedienung.

15 mal Preisgekrönt: London, Berlin, Chicago, Hannover, Köln etc.



Reichillustrirt. Katalog, 100 Illustrat. u. Gebr.-Anweis. zu 60 Pfg. franko. Briefmarken aller Länder an Zahlung genau.

3

Vielfach lehrt kaufm. Rechnen, Correspondenz, Buchführung.

F. Simon Berlin O. 27.

Verlangen Sie Prospect u. Probebrief gratis.

CHOCOLADEN, CACAOS, Biscuits, Cakes

von

B. SPRENGEL & Co.

HANNOVER

sind unübertrefflich.

Zu haben in fast allen besseren Geschäften

Leonhardi's Tinten

Specialität: Staatlich geprüfte und beglaubigte

Eisengallus-(Lorm.)-Tinten, Klasse I. u. II.

Infolge besonderer Herstellung von **unübertroffener Güte** und **billig,** weil bis zum letzten Tropfen klar und verschreibbar.

Das Beste für Bücher, Akten, Documente und Schreiben aller Art

Wir fordern dazu eine Probe auf staatliche Prüfung.

Goldene Medaillen Ehren- u. Verdienst-Diplome

Aug. Leonhardi

Fabrik Dresden, gegr. 1826

SALONIQUE

Cigaretten

Neueste Marke

der Compagnie Laferme, Dresden.

LOHSE'S Maiglöckchen

Taschentuch-Parfüm — Seife — Puder — Toilette-Wasser — Brillantine — Eau de Cologne.

Nur ächt mit der vollen Firma des Erfinders

Gustav Lohse

Berlin, 45/46 Jäger-Strasse.

In allen Parfumerien, Droguerien, Apotheken sowie bei allen Coiffeuren des In- und Auslandes käuflich.

Versand-Geschäft MEY & EDLICH, Leipzig-Plagwitz

Alle Aufträge von 20 Mark an werden portofrei ausgeführt innerhalb Deutschland, Oesterreich-Ungarn, der Schweiz, Belgien, Holland und Dänemark.

Königl. Sächs. u. Königl. Rumän. Hoflieferanten.

Abteilung: Damen-Konfektion.

Nichtgefallende Waren werden bereitwilligst zurückgenommen und umgetauscht.

Frühjahrs- und Sommer-Blusen.

Nr. 3014. Moderne Bluse aus bestem, gestreiften Elbe-Piqué. Vorderteil mit modernen Fältchengarnitur und schmalem Stickereieinsatz, rosa mit weiss, blau mit weiss, schwarz mit weiss gestreift . . . . . M. 7.25

Nr. 3005. Bluse in derselben Form aus bestem, gestreiften Wollmousseline, durchweg gefüttert, weiss mit marine, weiss mit rosa gestreift M. 9.—

Nr. 3006. Gefällige Bluse in derselben Form aus sehr gutem, schwarzen gemusterten Satin mit Spitzenbesatz . . . . . M. 7.—

Nr. 3007. **Neuheit!** Bester Elsasser Satin, moderner, türkischer Muster, weiss Grund mit rosa und rosenfarbig gemustert . . . . . M. 8.—

Nr. 3021. Sehr gefällige Bluse aus solidester Elektra-Seide, schwarz, marine, grau oder beigefarben . . . . . M. 14.25

Nr. 3022. Feine Bluse aus bester grünrot changeant Glacéseide, [illegible] gefüttert . . . . . M. 15.75

Nr. 3023. Gefällige Bluse in derselben Form aus gutem, schwarzen Merveilleux, durchweg gefüttert . . . . . M. 22.50.

Nr. 3024. Elegante Bluse in derselben Form aus sehr guter, gemusterter Taffetseide, durchweg gefüttert . . . . . M. 24.—

Nr. 3014, 3015 und 3006. Nr. 3007

Unser reichhaltiges, mit über 4000 Abbildungen ausgestattetes

Preisverzeichnis,

sowie **Stoffproben** versenden wir **unberechnet** und **portofrei.**

Nr. 3021 Nr. 3022, 3023 und 3024.

Lebensversicherungs- & Ersparnis-Bank

STUTTGART

Aller Ueberschuss den Versicherten.

Sehr mässige Tarifprämien.

Ohne Nachzahlung.

Günstigste Invaliditätsbedingungen.

Weitestes Entgegenkommen bei Zahlungsverschwerden.

Kriegsversicherung für gen. Wehrpflichtige ohne Extraprämie.

Ausführliche Prospekte unverbindlich durch uns und den nächsten unserer ernannten Vertreter.

gegründet 1854.

Unter Staatsaufsicht. Versicherungsstand: 440 Millionen Mark.

Bankvermögen: 124 Millionen Mark, darunter Extrareserven: 10 Millionen Mark.

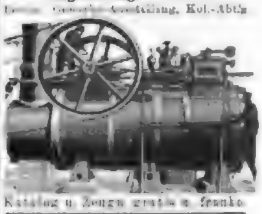
Seit Bestehen der Bank bis Ende 1894 wurden Ueberschüsse erteilt: 97 Millionen Mark. Dividenden an Versicherte betrugen 39 Millionen Mark. Versicherungssummen ausbezahlt: 75 Millionen Mark.

Sie werden es niemals lernen

eine gute Tasse Kaffee herzustellen, falls Sie nicht Weber's Carlsbader Kaffeegewürz dabei verwenden.

Garrett Smith & Co.

Magdeburg-Buckau.



Katalog u. Zeugn. gratis u. franko.

maison diplomé **Oettinger & Co.** **Zürich** liefern **Seidenstoffe** Modernste Exquisite Sortimente Billigste Fabrikpreise. Muster franco. Modebild gratis. Fürstlich Court. Zürich gefertigt

„NECKARSULMER PFEIL"

Feinste Marke. Solid. Elegant. Leichtlaufend.

Illustrirter Pracht-Katalog gratis und franko.

Billig. Reichste Auswahl.

Neckarsulmer Fahrräderfabrik, Neckarsulm (Wttbg).

Echte Briefmarken.

CARL GEYER & Co., AACHEN.

Stottern

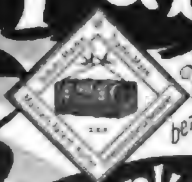
heilt Prof. Rud. Denhardt, Eisenach i. Th. Einzige Anstalt, die erschöpfend stottern ärztlich radikal heilt d. d. M. Kaiser Wilhelm II. Prospekte gratis. Honorar nach Heilung.

50% Gewichtsersparniss! Patentirt in allen Culturstaaten.

Für das Ausland Wiederverkäufer gesucht.

Mädler's Patent-Koffer

Unerreicht an Leichtigkeit, Eleganz u. Haltbarkeit.



Zu beziehen nur durch Fabrik-Versand-Geschäft

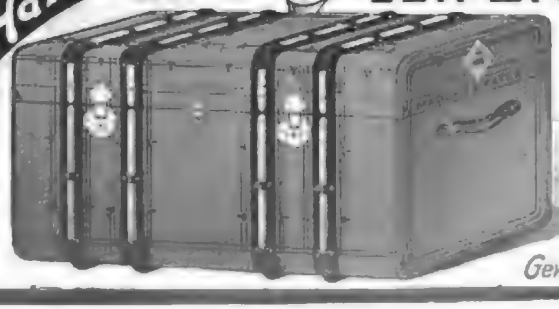
MORITZ MÄDLER

LEIPZIG-LINDENAU.

Kataloge gratis.

№ 581.	66 cm lang,	44 cm breit,	34 cm hoch	Mk.	65
„ 582.	76 „	„ 48 „	„ 38 „	„	75
„ 583.	86 „	„ 50 „	„ 41 „	„	85.
„ 584.	96 „	„ 52 „	„ 44 „	„	105.
„ 585.	106 „	„ 55 „	„ 48 „	„	115.
№ 591.	66 cm lang,	44 cm breit,	44 cm hoch	Mk.	75.
„ 592.	76 „	„ 48 „	„ 48 „	„	85.
„ 593.	86 „	„ 52 „	„ 52 „	„	100.
„ 594.	96 „	„ 57 „	„ 57 „	„	120.
„ 595.	106 „	„ 59 „	„ 61 „	„	140.

Cabinen-Koffer
Rundreise-Koffer
Damenhut-Koffer
Grösste Auswahl.



LEIPZIG, Peters-Str. 8.

BERLIN W. Leipziger Str. 101/2.

HAMBURG, Neuer Wall 84.

50% Gewichtsersparniss!

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Launching of the Yard Bird

Der Sommer ist da!

Wir empfehlen unsere Qualitäts-Produkte:

- Bitumen-Dachpappen
- Teer-Dachpappen
- Isolierpappen
- Asphaltpappen
- Dachlacke
- Dachkitte
- Klebemassen
- Isolierlacke
- Isolierkitte
- Asphaltlacke
- Asphaltkitte
- Asphaltmastix

Verlangen Sie Offerte!

Bitumen A.-G. Zürich
Telephon 23.780

Die Gemeinde Zollikon (Zürich) sucht einen

Bauverwalter

Bewerber mit Hochbauerfahrung, Kenntnissen im Vermessungswesen und Interesse für Ortsplanung wollen ihre Offerten mit Lebenslauf, Zeugnissen und Referenzen bis 15. Juni 1946 an den Gemeinderat Zollikon einreichen.

Gesucht

Tüchtiger, selbständiger

Bauführer

Offerten mit Lohnansprüchen unter Chiffre 1946 an die Expedition

Briefmappe.

Leser et Zeitg. Den Gesang der Vögel in Schriftzeichen wiederzugeben, ist sehr schwer, und kann gar nur so annähernd geschehen. Strodtmann, wie die des Sperlings' Antwort, hat ein Vogelkonzert verfaßt, und in der „Gesellschaft" (Magdeburg, Creutz) gibt er die Concerte des gemeinen Singers folgendermaßen wieder:

Tretretretschwerwitit
Rattenpfiffmeinewohnt
Dp ip ip ip lustig Lustig
Cirp cirpel wetterwirsch
Effetwapfin wetzt ist
Wipfle wohlt.

Nun, ehrlicher Sie es auch, und meine Dir und die Ihre Ihrer Schlacht gönnen, wollen wir uns ganz der Ehre vorgeschrieben lassen.

Langjähriger Abonnentin in B. Deutsch empfunden, doch in der Form nicht vollendet.

F. in P. Perfect wie Sie Sie zu haben wünschen. Und zu ersehen von Ihrem Aufsatz in der Exakten. Gebr. Müller in Soest, A. Bleibtreu in Gießen, beide von der Exakten Wochenschrift, ferner H. Hartmann in Chemnitz und von L. Schuler in Göppingen.

R. W. in Amsterdam. Sie in wahrem Artikel über Henry Dunant zweifler Schrift „Eine Erinnerung an Solferino", die den Anstoß zur Gründung in der Genossenschaftlichen und zur Verfassung der Vereine vom Rothen Kreuz gab, ist in neuer Auflage bei J. Cronmayer in Bern erschienen.

Dr. perfect. Wie es mit der Gelatine in Arbeit verhält? Warten Sie gefälligst auf unsere bezügliche Schrift (Literatur, Schwierige Hohlabdrücke). Das Nächsten haben in Wort und Bild die modernen Verfahren von Albert ergebend das englische Handbuch „Leder und alle auch alle Methoden mit, welche seit 1871 die Mitgliedschaften an den großen Kongreß begleiten.

J. H. in W. Zum aller Anerkennung des freundlichen Talentes können wir nur weiter freundes Heiter weiterraten. Im übrigen wünschen wir glücklichen Erfolg.

Theodor U. in W., Rußland. Gern gewähren wir an dieser Stelle Ihrer Uebertragung aus dem Russischen Anerkennung:

Hatte mit seinem heißen Blick	Auch Du, wie Deine Landsleute
Die Meeresschlange stets her;	Verzichtet den Sinn zur Knechtung
In langsam schwerem Mahrschlicht	Und setze Dich in Akt des Bohrers
Die Schaluppe Kreter so weiter.	Mit Hand unsichtbar wie die Schlange'!
Doch seine Kraft umgab sie, weite,	Ich war' auch stark, verlacht' mir Alles,
Mit Macht zu seinen Füßen sank.	Mit Stock vermochten mich im Staub.
Besonders ihren Stachel rache	O lah' vor Dir mich verbeugen
Sie zum verwildern Kraft doch	Wir sie herrenzeit Gewaltig!

Almond in N—a. Von unserem wohlwollenden Mitarbeiter wird uns die Schrift von Hegewald empfohlen, die, so langwierig ihr Titel, doch schlagfertig in der Auffassung ist: „Regret für der englischen Aristokratie und militärischer Oberstabsarzt für die deutsche Jägerpraxis" (Abonnent, J. Neumann. 2 Auflage.) Praktische Abhilfungen sind besprochen, und auch der Freund eines kräftigen Humors kommt bei der Lektüre auf seine Rechnung.

R. v. J. in D. Jede neue winterwarme Auflage gibt Ihnen das von Richard Klinkert herausgegebene „Lexikon des Wissens. Mehr Gemälde, Zahlentafeln und Zeitgrößen aller Länder der Erde" (Berlin, A. Hagenbach. 2 Bänden). Das Buch vereinigt in sicherster Weise eine Fülle der Artikel eine ungeheure Summe des Wissens und bietet auf jeder der nach dem Titel in Betracht kommenden Fragen die Antwort sicher. — Was Ihre besonderen Fragen anbetrifft, so war „Kaiser Friedrich" nicht in Mitteldeutschland die Bezeichnung für den früheren Kronprinzen. — 35 Pfennig einfache Rechnung, das „Türkische" oder „Türken" gibt in Norddeutschland verbreitete Schreibung im Werte von etwa zehn Pfennig. Der „Matterpfennig" war keine besondere Münze, sondern man verstand darunter das Pfund oder Neugroß, das der Getreidepreis zu zahlen war.

L. H. C. Sie haben Ihre Ehre verloren, denn obwohl Ballenstein die Stadt Berlin nicht „eingenommen" hat, so offerte er ihm doch, der Rat gehorchend, im Dezember 1635 die Ehre und weigerlich es nur eine Zeit lang blieb, so veranlaßte doch sein großes Gefolge und der ungeheure Zug auswärtsdeutsche Kaiser. Zum weitesten weilte der glorreiche Feldherr vom 6. bis 7. Februar 1634 in Berlin.

Br. B. in M. Ihren Wünschen entspricht in vollem Maße das Monatsheft „Deutsche Buch- und Steindrucker", herausgegeben von Emil Meyerheim in Berlin. Während der Mitarbeit der graphischen Zeitschrift bietet sich ausschließlich Personen die englischen und amerikanischen Fachkreise war, die zeitlich vorübergehend für den Besuch der Ausstellungen ihrer Länder weilten, sollte sich das genannte Blatt als gleiche Aufgabe zu Genossen nehmen beinahe 1000 Abonnenten. Es bietet einen ungemein vielseitigen Stoff, verfügt über vorzügliche Korrespondenten und bringt aus dem Fachgebiete schöne Illustrationen. In jeder technischen Beziehung kann das Blatt willig als Muster höchster Vollendung gelten.

Otto K. in Köln, Martin M. in L., Wilhelm St. in B. Mit Dank abgelehnt.

Richtige Lösungen senden uns: „Studentenberg im Pfarrhaus Pfarrik" (J. Theil S. 201, Kamill Heller in Innsbruck-Pfitten, „Freiheitsmonate" in Hl. 121. M. v. B. in Cassel, Gustav Beyer in Gr. Breitkopf 131, Ihr Emilie Schmidt in Genève 21. A. P. in Thalei (Kolonie Schweiz CH), Georg Schwab in Bernburg, Klaus und Erich St. in Edw. Dr. O. Schneider in Dobeln (Dr. Kurt Schneider in Marburg „Gift" in Oesterland 161, „Mauve" in Chinin 131. F. H. in K. (Zuschrift abgelehnt, da mit Erbitterung nicht gezogen werden), Richard v. C. in Pfalzern, „A Veale" in Pforzheim 131. Dr. Herz. Heilbing-Lübeck in Zürich 161. [„Reine Regel ohne Ausnahme"]

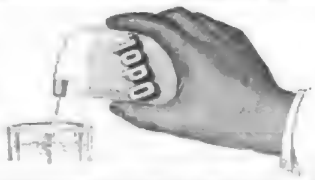
Heilmittelanzeige.

C. J. in Rothenburg. Das sächsische Mittel gegen Nässen ist das Anbefehlen verschiedene, das entweder der Hand oder einem Umschlage gesprochen kann. Noch besser ist der oben bezeichnete Gesundheitsgenosse (heißen Zeitschrift empfohlene) Mittel, mit welchem Sie das Mittel, ohne 90 besonderen Schmerz zu bereiten, entfernen können. Das Wiederauftreten der Mittel wird am besten verhindert durch Waschungen mit Spirit. camphoratus oder durch die Anwendung einer gelatinösen Schwefelsalbe, wie solcher Sie überall ihr Gesicht eingerieben haben. Der von Ihnen vorgeschlagene „feine Sand" trägt die Haut zu sehr.

Dr. F.

Dr. Th. Pulcker, Professor der Medizin an der Universität Natick, schreibt:

Auf Grund eigener wiederholter Untersuchungen kann ich sagen, daß das Odol ein ausgezeichnetes Antiseptikum ist, die Mundhöhle desinfiziert, und daß es sich ganz besonders zur täglichen Pflege der Zähne und des Mundes eignet. Das Zahnfleisch festigt es und die Zähne werden durch Odol vor Hohlwerden geschützt.



M. F. Thompson, Zahnarzt in Antwerpen, schreibt in seinen Untersuchungen und Erfahrungen über das antiseptischen Gegenstand:

. . . Diese Resultate sind außerordentlich günstig. Odol ist ein Desinfektionsmittel, das ich heute ohne Gleichen nenne; seine Unschädlichkeit ist absolut, und seine antiseptische Wirksamkeit ist eine bewundernswürdige und geschwindet durchaus jeder die Entwicklung der Mikroben, welche in die Mundhöhle eintreten.

1 Fl. Odol Mk. 1.50, S. 1.— S. W. in Drogengeschäften und Apotheken. Dresdener Chemisches Laboratorium Lingner, Dresden.

In Russland Rbl. 1.50, Schweiz Frs. 2.50, Belgien Frs. 2.25, Holland f. 1. Nordamerika in den Apotheken, Parfümerie- u. Drogengeschäften

Unerschwerte schwarze Seide

absolut solid und garantirt licht, die echt und unverfällt, von 2 bis 12 Mark, glatt, gemustert, zum u. durch auf der Fabrik waten- und tüchtigen Kunde und weiteren in das Haus. Muster umgehend franko.

Stehli & Co. in Zürich,

gegründet 1840.

Besitzer der großen mechanischen und Handwebereien in Obfelden und Reh. Eigene Filiale und Zwirnereien in Germignaga (Lago maggiore).

Keine Täuschung mehr!

Der Zerbrennungsstreife ist nicht unmöglich, allein über 19 folgende Punkte: Man lasse in der Apotheke eine halbe Stunde Quecksilberchlorid, die jedoch in warm gemischtem Trinkwasser löslich sind, lege das Gummiband hinein, wenn solches nach ½ Stunde sein Farbe gewechselt hat, ganz locker rein und unbeschwert. Dann nur reine Seife nehmen und Gummiband in weiteres Schwarz, und das Farbe bleibt schwarz. Jeder neue Band jede Bekleidung, außerdem und vorzüglich. Tie Probe ist unfehlbar.

Gesetzl. Geschützte Handels-Marke

"MAIZENA"

The NATIONAL STARCH MANUFACTURING COMPANY
NEW YORK, U. S.

Unübertrefflich zur Herstellung von Puddings, Torten, Mehlspeisen. Für Suppen u. Saucen. Das beste Nährmittel für Kinder und Kranke.

Küster Perry & Co. Nachf.,
Frankfurt a. M., empfehlen
Englische Lawn Tennis Spiele,

Champion Ia. Schläger ℳ 12.50
I. T. Schläger ℳ 9, 10, 12.50, 15, 17.50
I. T. Lawn Tennis Ball ℳ 1.50
I. T. Netze ℳ 12, 15, 18
I. T. Schuhe, Segeltuch p. Paar ℳ 6, in Leder ℳ 8.50, 11.50
Illustrirte Preisliste gratis und franko. Regeln gratis ℳ 0.25

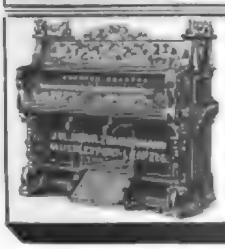
Ein Gichtleider schreibt, dass er alles, Lithion-, Salol-, Salicyl-, Jod-Salbe, Baden mit Spiritus, Bäder à la Kneipp, Heublumenbäder probirt habe, nichts half. Die Zitronenkur beseitigte die Schmerzen in 5 Tagen.

Gicht

und Gallensteine.

„Ich kann nur sagen, dass es kein besseres Mittel gibt." Eine Dame beseitigte damit die äusserst schmerzhaften Gallensteine, an denen sie schon seit Jahren litt. Ein anderer konnte seinen schlechten Magen

Zu beziehen durch den Verleger A. H. Payne in Leipzig. Hinter Leipzig bemerken: A. H.



Amerikanische
Harmoniums
bei Benutzung
Carpenter Organ Company
in 49 Stilen von 240 bis 2275 Mark
Illustrirte Preisliste
höchste Auszeichnung in Chicago
Weltausstellung 1893
Jul. Heinr. Zimmermann.
Musik-Export, Leipzig.

Warmbrunnen III.

Diese Heilquelle verdankt ihren Ruf ihrer vorzüglichen
lösenden Wirkung,
kraft deren sie mit Erfolg gebraucht wird gegen
chronische Kehlkopf- und Rachen-Katarrhe,
chronische und verschleppte Luftröhren-Katarrhe und endlich gegen Magen-Katarrhe mit grosser Reizbarkeit der Schleimhäute.

Der Erfolg, welcher mit „Warmbrunnen Nr. III" erzielt wird, ist geradezu überraschend.

Zu beziehen durch alle Apotheken, Drogen- und Mineralwasserhandlungen.
Jede gewünschte Auskunft ertheilt gerne die
Brunnenverwaltung Bad Soden a. T., Ph. Herm. Fay & Co.

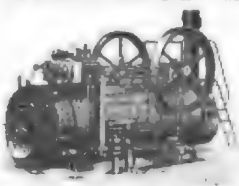
Soolener Mineral-Wasser

C. Winkler,
Schwarzenberg
im Erzgebirge
erstes Versand-Haus
für
echte geklöppelte
Spitzen.

Angelgeräte-
Fabrikation von
H. Stork
in **München,**
Nordendstrasse 3.
Grösstes Lager Deutschlands.
Fachmännische Bedienung.
15 mal Preisgekrönt: London, Berlin, Chicago, Hannover, Köln etc.

Illustrirter Katalog 192 Illustrationen

HEINRICH LANZ, MANNHEIM & BERLIN
baut als Spezialität
Lokomobilen
von 2–150 Pferdekräften
für industrielle Zwecke.



Zahlreiche Referenzen in ersten Industrie-Kreisen.

Patent ...
Gegen Blutarmut!

Dr. Pfeuffers Patent ...
München, den 10. Juli 1884.

Die k. Unterrichtsanstalt ... dass die mit Herrn Dr. Pfeuffer betretenen mit unter zur chemischen Unterscheidung ... Präparaten Lecithin in ... reines Glycerin, ... Natrium ... enthalten und ... Krankheiten ... und von für die Erfahrung angezeigten Heilmitteln, wie solche in gewöhnlichen Kreise als Lazzeiprinzipien (Auswurfstoffe) vorhanden sind. Obige Untersuchung bestätigt
Dr. Rudolf Emmerich, kgl. Professor an der Univ. München.
Dr. Max von Pettenkofer, Geheimrat, kgl. Prof. an der Univ. München.

Dessen vorzügliche ... den Aerzten anerkannte Naturheilmittel ... gratis
Jessler & Ludwigs Apotheke in **München.**
Bei Einkauf in Apotheken ... auf die Firma: Dr. Pfeuffers Patent ...
Preis 2 M., ausreichend für 3–4 Wochen.
... der Münchener **kgl. Universitäts-Kinder-Poliklinik** ...
mit Zahnen **fortwährend** in Anwendung.

Rudolf Mosse ... in allen größeren Plätzen. Günstigste Bedingungen.

Handschriften-Beurteilung.

Elly M. in München. Ein einfacher und gerader Charakter, natürlich, gleichmäßig, treu, fest, aber nicht streng, nicht gründlich als gerecht, fein Kind bei Jugendlichkeit, sondern bejahrten reinen Ansatz hinzugetan und in mäßig großem, aber auch feiner Gust entwickelte schwärmende Eigenart.

H. K. in H. bei Hamburg. Eine ruhige und energische Natur. Starker und gleichmäßiger Gefühle Ihre, gemütlich, und philosophisch. Gegen Ihre scharfe Kritik Sie das Mitleiden nicht, aber Sie werden dies nicht zeigen wollen. Da Sie von sich selbst eingenommen und gerade in diesem Punkte sehr fein. Persönliches Interesse entwickelnd.

O. Koch in Riga. Sie sind noch jung, und Ihr Charakter ist in mancher Richtung unfertig. Sie haben sich einfach noch nicht losgelöst von der „Schulschablone", und eine „höhere" Bildung haben Sie nicht genossen. Ihre Mittel ist bestimmt. Sie sind verständig und übrigens geben in eigentlicher Weise nur gerade Wege und sind gleichmäßig beeinflußt durch Gemüt und Verstand. Trotzdem sind Sie ein vertrauenswürdiger Charakter, der im reinen Berliebe was gewinnt.

Hausschuhfabrik B. in Erfurt. Ein eifriger und tätiger Mann. Der Kampf mit Mühe nicht scheut, um zu seinem Ziele zu gelangen. Ein wenig unruhig, jedenfalls zu Kritik geneigt und dabei in Gefahr, Liebenswürdigkeiten zu viel Ehre beizulegen, sich und sich nicht entschließend, weil mehr Menschenkenntnis als Gemütswesen, aber der Treue ihm.

Magdalene B. in Rußland. Intellektueller Stolz und einfache Redlichkeit leidenschaftlich aber unbeherrscht, ratschlagen Naturen, scharfer Verstand, bestimmter feiner Takt, Gerechtigkeit, unter realistische, praktische Interessen als Frauenwesen und Neigung zu übergroßen Idealismus, mehr Verstandes- als Charakterfrau.

E. Meyer, Hagen.

Bei großem Andrange wegen Fehlen wir graphologische Einsendungen nur langsam erledigen. Dabei wiederholen wir, daß in „Ueber Land und Meer" nur Denjenigen Auskunft gegeben werden kann, die sich durch Quittungen der Post oder der Lieferanden Buchhandlungen als Abonnenten ausweisen. Mitglieder von Lesevereinen können wir nicht als Abonnenten betrachten.

Die Redaktion.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Neue belletristische Erscheinungen.

Hamburger Geschichten

von

B. Kenz.

Inhalt: Vor fünfzig Jahren. — Der alte Kaufherr.

Preis geheftet ℳ 4.—, elegant gebunden ℳ 5.—

In diesen beiden reizvollen Novellen will uns Hamburg aus der Zeit des großen Brandes, wie es in der Erinnerung eines Zeitgenossen lebt, deutlich vor Augen. Auch in diese hochinteressante Welt hat der Dichter viel Handlungen von ergreifender Spannung verlegt. Wie sich trotz aller scharfsinnen Charakterstudien das Herz Gestalten wie Herr Gerdes und der Kaufherr mit Hülle des lustigen Herrn Mook noch erhöht finden — wer noch unerstickten

Jollern-Jürnberg.

Roman von

Karl Theodor Zingeler.

Preis geheftet ℳ 4.—; elegant gebunden ℳ 5.—

Der Roman ergötzt ungemein und unterhaltend und, soweit die Tatsachen es dem historisch darbieten gestatten, wie Friedrich III., Otto I. von Baiern, der Kaiserin Elisabeth, der Kaiserin Augusta, der Prinzessin Luise, der Tochter des Großherzogs von Baden, Prinzessin von Preußen, wird.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Allgemeine Zeitungs-Annahme der **Rudolf Mosse Annoncen-Expedition** für sämtliche Zeitungen Deutschlands und des Auslandes.

Anzeigen

Insertions-Gebühren für die fünfspaltige Nonpareille-Zeile 1 ℳ 50 ₰ Reichswährung, für die Schweiz, Italien und Frankreich Fr. 2.25.

In Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Franz Christoph's Fußboden-Glanzlack

in goldhellen, mahagoni, nußbaum, eichen und grauer Farbe. Sofort trocknend, geruchlos.

Niederlage durch Plakate kenntlich in den meisten Städten. Nicht direkter Versand. Postcoll, enthaltend zum Anstrich zweier Zimmer 4 Kilo netto ganz Deutschland. Probemuster und Lobe meinem Anstrich herumfliegt durch die Fabrik **Franz Christoph, Berlin SW.,** Alexandrinenstraße 13.

1100 Stilvolle Laubsäge-, Schnitz-, Flach- u. Kerbschnitt-, Holz-Brand-Malerei- etc. etc. Vorlagen auf Papier und Holz.

Preisverzeichniß gratis und franco. Werke v. M. v. f. 20 Pf. Briefm. Arp & Widmayer, München.

Stellung. Existenz.

Prospect gratis. Prospect. Prospect franco.

Gratis Prospect. Brieflicher gründlicher **Unterricht.**

BUCHFÜHRUNG

Doppelte, Comptoir-, Kaufmänn. **Stenographie.** Schnell-Schön-Schrift.

Gratis Prospect. Erstes Deutsches Handels-Lehr-Institut **Otto Siede — Elbing.**

Zurück

befiehlt über das Geh. wenn **FERAXOLIN**

nicht Fett-, Harz-, Theer-, sowie überhaupt alle verbrennenden Stoffe mit verblüffender Leichtigkeit und bei den billigsten Preisen entfernt. — Preis 35 und 60 Pf. In allen Colonial-, Droguen- und Parfümerie-Handlungen sowie Apotheken kenntlich.

In gros-Lager: **Joh. Grolloch in Bröse** (Westfalen).

CHOCOLADEN, CACAOS, Biscuits, Cakes von **B. SPRENGEL & Co.** **HANNOVER** sind unübertrefflich. Zu haben in fast allen besseren Geschäften.

Foulard-Seide

sowie weiße, schwarze u. farbige Seidenstoffe jed. Art an wirkl. Fabrikpreis. unter Garantie f. Echtheit u. Solidität von 55 Pf. bis M. 13 p. Mtr. porto- u. zollfrei ins Haus. Beste und direkteste Bezugsquelle für Private. Tausende v. Anerkennungsschreiben. Muster franco. Briefporto nach d. Schweiz.

Adolf Grieder & Cie., Seidenstoff-Fabrik-Union, **Zürich**

Königl. Spanische Hoflieferanten.

Billigste Bezugsquelle für

Teppiche!

Schönste Dessins. Vorzügliche Qualität. Größte Auswahl. Muster franco. Preislisten gratis.

Tapistoff-Reste!!

Preisliste und Muster kostenlos. **Dresden** Ferd. Teppich-Fabrik **Emil Lefèvre.** **BERLIN** S., Oranienstr. 158.

Nervenleidenden

gibt ein Geheilter auf Verlangen kostenlose Auskunft über ein sicher wirkendes Mittel. **W. Siebert, Leipzig-Connewitz.**

Eisenwerk Joly Wittenberg.

Feuersichere patent.

Treppen mit Holz- oder Marmorbelag.

Hauptreppen.

Wendeltreppen.

ED. PINAUD

PARIS, 37, Bd de Strasbourg

Ed. Pinaud 5 de Parfumerie Parisienne

IXORA BRESNI

BRISA DE LAS PAMPAS

BOUQUET THÉODORA

Ed. Pinaud's SAVON IXORA

Une Goutte der elegantesten Welt.

PARIS 1889

GRAND PRIX

Krankenstühle, Ruhestühle, Lesestühle, Klosets, Bidets, verstellbare Kniehosen.

Preisliste gratis und franco.

B. Jackel's Kranken-Möbel-Fabrik,

Berlin SW., Markgrafenstr. 26, Ecke Kochstr. **Wien VI.** Mariahilferstr. 11.

Gegründet 1840.

KEMPF-SECT

Gebrüder Kempf, Königl. Bayr. Hoflieferanten

Neustadt a. d. Haardt (Rheinpfalz)

Technikum Strelitz

— Mecklenburg. —

Schulbeginn kostenlos Täglicher Eintritt.

Abonnements auf „Ueber Land und Meer" zu allen Postzeitungs- und Kolportage-Buchhandlungen.

KEIN ASTHMA MEHR.

Augenblicklich behoben. Verlangen Sie Hunderttausend Atteste, illustrirte u. gratis Broschüre von hors concours. Auskunft gratis und franko. Man adressire an **Dr. Clery** in Marseille, Frankreich.

Berndorfer Alpacca-Silber!!

Vollkommenster Ersatz für echtes Silber.

Essbestecke, Kaffee- und Thee-Service, Schüsseln etc.

ART. KRUPP BERNDORF

Schutzmarke.

Das Berndorfer Alpacca-Silber besteht aus dem von den Berndorfer Werken eigens erzeugten **silberweißen Nickelmetall,** genannt **Alpacca,** und ist garantirt **reinen Silber.** Die garantirte Silberauflage beträgt 90 Gramm pr. Dtzd. Essbestecke und Gabeln. Grav-irungen von Wappen, Monogrammen etc. können jederzeit angebracht werden, denn das Metall ist durch und durch silberweiss.

Das Berndorfer Alpacca-Silber Service sind dem praktischen Bedürfnis angepasst und für den **täglichen Gebrauch** bestimmt; sie genügen als sogenannte **Hotelsilber** einen Weltruf und sind **für grosse Hotelbetriebe, Kasinos** etc. **unentbehrlich.**

Der Wert der Berndorfer Alpacca-Silber-Geräte ist unvergänglich, da man sie immer wieder neu vernickeln kann. Löffel und Gabeln mit beistehender Garantie-Marke werden jederzeit in abgenutztem Zustande um ½ des Fabrikpreises gegen neue Ware zurückgekauft.

Achtung. An mich gerichtete Anfragen bezüglich des von Berliner Händlern annoncirten **Edison-Silver** und **Phönix-Silber** beantworte ich dahin, dass nur ein Namenswechsel zwischen dem bisher angepriesenen **„Patent-Silber"** vorliegt, gegen das die Zeitungen wiederholt gewarnt haben. Diese Produkte enthalten laut Analyse des Herrn Gerichts-Chemiker Dr. Jeserich keine Spur von Silber, sondern bestehen nur aus: 93,25% Zink, 3,54% Antimon, 3,01% Kupfer und 0,21% Blei. Es handelt sich um das überall käufliche, billige Britannia-Metall oder Zinnstahl.

Berndorfer Metallwaren-Fabrik Arthur Krupp.

Engros-Niederlage für Deutschland **Berlin SW.,** Leipzigerstrasse 43, II.

Ferner in **Birmingham** Frederick Street 25. **Budapest** Waitznergasse 25. **London** 29 Moorgate Street, City. **Mailand** Piazza S. Marco 5. **Paris** Rue de Malte 98. **Prag** Graben 32. **Wien I.** Wallnerstr. 12.

Preisverzeichnisse, Kataloge etc. & in allen grösseren Städten. Vertreter, Reisende, Kommissionäre etc. gesucht. Prospekte gratis.

Fortschritt der Hygiene.

CHINOSOL.

Chinosol

Schutzmarke. D. R. P. a.

Neu erfundenes ungiftiges, wasserlösliches, nicht übelriechendes

Antiseptikum und Desinfektionsmittel,

gegen Bakterien 40mal stärker als Carbolsäure,

aber angenehm und unschädlich im Gebrauch.

Durch ärztliche Autoritäten geprüft und empfohlen. Wer die Erfahrung seiner Freundlichkeit schätzt, versuche Chinosol zum Gurgeln bei Halskatarrhen, bei den für Kaucher so lästigen verschleimenden Halsaffektionen, Erkältungen, übelriechenden Atem, Zahnschmerzen, entzündetem Zahnfleisch (Scorbut), von Verbinden von Wunden, Verbrennungen, Quetschungen, Geschwüren, Eiterungen, zum Waschen bei Wundsein, üblen Schweissen, Ausschlägen und insbesondere zur Desinfektion der Hände in der Krankenpflege. Ueberlange in allen Fällen, wo die Gefahr der Ansteckung resp. der Erregung von Krankheiten durch Bakterien vorliegt. — Chinosol unterdrückt Eiterungen, verhindert Blutvergiftungen, zerstört Krankheitskeime und schlechte Gerüche. — Chinosol findet überall grossen Beifall und **sollte in keiner Familie fehlen.** — Mütter sollten ihre Kinder täglich mit Chinosollösung gegen Insecten und Ansteckungen vorbeugen. — Chinosol in der Tasche bei sich, bequemstes Mittel für alle Fälle und alle hygienischen Bedürfnisse auf Reisen. — Chinosol ist das billigste Mittel, weil es sehr ausgiebig ist. — Für veterinäre Behandlung in Ställen ist findet Chinosol vielfältige Verwendung. — Chinosol hemmt die Entwicklung des Milzbrandes in Lösung von 1 Prozent, die des Milzbrandbazillus in Lösung von 1 Prozent, daher eignet sich Chinosol zur Gross-Desinfektion. — Chinosoltabletten mit ausführlicher Anweisung ℳ 1.— per Glas in den meisten Apotheken und Drogerien erhältlich.

Alleinige Fabrikantin: **Franz Fritzsche & Co.,** Chem. Fabrik, **Hamburg-Uhlenhorst.**

Communion Wine
Sacramental Wine
Unfermented Wine
Pure Juice of the Grape
Sample Free
Write for Prices
Address
Altar Wine Co.
Rochester, N. Y.

LIST OF PRIZES
Send for Catalogue
Gold Medal
Paris Exposition
Medal of Honor
Buffalo Exposition
Medal of Honor
Atlanta Exposition
Medal of Honor
Chicago Exposition
Medal of Honor
Nashville Exposition
Medal of Honor
Omaha Exposition
Medal of Honor
Pan-American Exposition
Medal of Honor
St. Louis Exposition
Medal of Honor
Portland Exposition
Medal of Honor
Lewis & Clark Exposition
Medal of Honor
Jamestown Exposition
Medal of Honor
Seattle Exposition
Medal of Honor
Alaska-Yukon Exposition
Medal of Honor
Panama-Pacific Exposition
Medal of Honor
San Diego Exposition
Medal of Honor
Sesquicentennial Exposition
Medal of Honor
Philadelphia Exposition
Medal of Honor
Centennial Exposition
Medal of Honor
Philadelphia Exposition
Medal of Honor
Columbian Exposition
Medal of Honor
Chicago

Versand-Geschäft MEY & EDLICH, Leipzig-Plagwitz

Königl. Sächs. u. Königl. Rumän. Hoflieferanten.

Alle Aufträge von 20 Mark an werden portofrei ausgeführt innerhalb Deutschland, Oesterreich-Ungarn, der Schweiz, Belgien, Holland und Dänemark.

Nichtgefallende Waren werden bereitwilligst zurückgenommen und umgetauscht.

Herren-Garderobe.

Wir empfehlen unser ungemein reichhaltiges Lager von Herren-Garderobe und bitten, bei Bedarf unsern ausführlichen **Haupt-Katalog** zu verlangen, den wir, wie auch Muster aller Stoffe unberechnet und portofrei versenden.

Havelocks ohne Aermel.

Vorrätig in 7 Grössen.

Nr. 4303. Feiner halbwollener, wasserdicht präparirter Loden, ohne Futter. Aeusserst haltbarer und praktischer Mantel; Modebraun oder dunkelgrau . . . . . M. 18,25.

Nr. 4304. Wasserdicht präparirter, lockstoffartiger, wollener Stoff. Pellerine in den Vordertheilen mit Wollatlas gefüttert. Sehr leicht und elegant. Modebraun oder dunkelgrau . . . . . M. 25,50.

Nr. 4305. Wasserdicht präparirter Strickloden, gute, weiche Qualität. Pellerine in den Vordertheilen gefüttert. Sehr beliebter und praktischer Mantel, für jeden Gebrauch passend. Marengo oder modebraun . . . . . M. 25,50.

Nr. 4307. Feiner reinwollener Kamelhaar-Strickloden, wasserdicht präparirt. Pellerine in den Vordertheilen mit Wollatlas gefüttert. Eleganter Promenaden- und Reisemantel. Dunkelmodebraun oder dunkelgrau . . . . . M. 28,—.

Havelocks mit Aermeln.

Vorrätig in 7 Grössen.

Nr. 4301. Guter kräftiger Zwirnbuckskin, Diagonalgewebe. Sehr dauerhaft und praktisch. Modebraunmeliert oder graumeliert. M. 22,—.

Nr. 4302. Bester, reinwollener Diagonal-Cheviot. Sehr eleganter Mantel. Modebraun oder dunkelgrau . . . . . M. 35,75.

Nr. 4313. Wasserdicht präparirter, wetterfester Loden (neu Tyroler-Loden). Ausserordentlich praktischer Reisemantel. Mittelmodebraun oder dunkelbraun . . . . . M. 37,75.

Leichte Haus- und Garten-Joppen.

Vorrätig in 7 Grössen.

Nr. 4278. Guter hockskinähnlicher Baumwollstoff, ohne Futter, mit Taillen-Gummizug und 3 Taschen. Sehr haltbar und preiswert. Modebraun oder grau . . . . . M. 3,25.

Nr. 4275. Guter halbwollener Diagonalloden, ohne Futter, mit Gummizug. Sehr preiswerth. Modebraun oder grau . M. 5,—.

Nr. 4276. Guter halbwollener Diagonalloden, mittelschwere Qualität, ohne Futter, mit Gummizug. Modebraun oder marengo. M. 6,—.

Nr. 4277. Halbwollener wasserdicht präparirter Loden, mit Gummizug und Aermelfutter. Eleganter, sehr preiswerther Joppe. Grünlichmeliert oder dunkelbraunmeliert . . . . . M. 7,75.

Nr. 4278. Sehr guter halbwollener Loden mit Gummizug, Taschenklappen und wattirten Achseln. Wasserdicht präparirt. Wirklich praktische Jagd- und Wirthschaftsjoppe. Dunkelgrau oder dunkelmodebraun . . . . . M. 11,50.

Nr. 4279. Feiner wasserdicht präparirter Sommerloden mit Taillengurt, Taschenklappen und Aermelfutter. Beliebte, für jeden Gebrauch passende Joppe. Modebraunmeliert oder dunkelbraunmeliert . . . . . M. 12,50.

Nr. 4280. Aeusserst leichter, grünlicher Stoff, ohne Futter, mit Taillen-Gummizug. Aeusserordentlich beliebte Joppe. Dieselbe wiegt in Mittelgrösse nur circa 550 gr) . . . . . M. 7,75.

Sommer-Ueberzieher.

Vorrätig in 7 Grössen.

Nr. 4292. Sehr guter schwarzer Cheviot mit Sergefutter. Sehr beliebter praktischer Paletot, für jeden Gebrauch passend. M. 20,50.

Nr. 4293. Feiner weicher Diagonal-Melton mit Sergefutter. Solides praktisches Kleidungsstück. Mittelmodebraun oder dunkelmodebraun . . . . . M. 30,50.

Nr. 4294. Feinster melirter Diagonal-Kammgarn mit Sergefutter. Sehr elegant und modern. Dunkelmodebraun oder marengo. M. 35,—.

Nr. 4295. Feinster melirter Kammgarn in Paletot-Gewebe, mit Sergefutter. Höchste Neuheit. Modebraun oder dunkelgrau. M. 39,75.

Nr. 4296. Sogenannter Sportpaletot. Neuester Form, mit losem Rücken ohne Rückennaht und mit Seitentaschlitten. Aus feinem Zwirn-Velour in englischem Muster. Sehr feiner Paletot. Sergefutter. Erbsenfarben oder rindfarbraun . . . . . M. 28,—.

Beinkleider für Herren.

Nr. 4241. Schmalgestreiftes entragnites Sommer-Kammgarn. Sehr dauerhaft. Schwarzgrau oder dunkelblaugrau . . . M. 10,—.

Nr. 4242. Feiner schwarz weiss Kleinkarrirter Sommer-Buckskin mit Gehalt. Höchste Neuheit . . . . . M. 10,—.

Nr. 4243. Extrafeiner halbwollener Velour in schmalem Bereitenmuster. Elegant und sehr solid. Grau mit schwarz oder grau mit dunkelbraun . . . . . M. 12,—.

Nr. 4244. Feinstes mattgestreiftes Sommer-Kammgarn. Höchst elegant und modern. Dunkelgrau oder braun . . . M. 15,75.

Statt Eisen
Statt Leberthran

wird

Dr. med. Hommel's Haematogen

von Kindern und Erwachsenen bei allgemeinen Schwächezuständen, Bleichsucht, Herzschwäche, Nervenschwäche (Neurasthenie), Lungenleiden, geistiger und körperlicher Erschöpfung, Appetitlosigkeit, Magen- und Darmkrankheiten, Influenza – Erkrankungen, bei welchen der Eisen-Mangangehalt des Blutes stets vermindert ist, – ferner bei Rhachitis (sog. engl. Krankheit, Knochen-Erweichung), Scrophulose (sog. unreines Blut, Drüsen-Anschwellungen und -Entzündungen) — Leiden, bei denen ausserdem noch die Blutsalze stark reducirt sind, **mit grossem Erfolge angewandt.**

Sehr angenehmer Geschmack. Nächtlig appetitanregend.

Dr. Hommel's Haematogen ist koncentrirtes, peptonisirtes Haemoglobin (D. R. Pat. Nr. 61991) in seiner leicht verdaulichsten flüssigen Form. Haemoglobin ist die natürliche organische Eisen-Mangan-Salzverbindung der Nahrungsmittel, also kein Spezialmittel gegen irgend eine bestimmte Krankheit, sondern ein aus Nahrungsmitteln gewonnenes Produkt, welches als Kräftigungsmittel für kränkliche und schwächliche Kinder, sowie Erwachsene, rein oder als Zusatz zu Getränken ständig genommen werden kann. Die ausserordentlichen Resultate, welche mit Dr. Hommel's Haematogen erzielt worden sind, beruhen auf seiner Eigenschaft, den Gehalt des Organismus an Eisen-Mangan, sowie an Blutsalzen automatisch zu regulliren resp. zur Norm zu ergänzen. Von der grössten Wichtigkeit ist der Gebrauch desselben im Kindesalter und in den höheren Lebensjahren. In ersterem, weil fehlerhafte Blutzusammensetzung in der Entwicklungsperiode von entschiedenstem Einfluss für das ganze Leben ist, in letzterem, weil im Alter die Blutbildenden Organe erschöpft sind und einer Anregung bedürfen, welche das Leben im wahren Sinne des Wortes zu verlängern im Stande ist. Preis per Flasche (250 Gr.) Mk. 2.—. In Oesterreich-Ungarn Fl. 3.— ö. W. Nicolay & Co., chemisch-pharmaceut. Laboratorium. Hanau.

Depots in den Apotheken. Wenn nicht erhältlich, direkter Versand durch uns. Literatur mit hunderten von ärztlichen Gutachten gratis und franko.

Erfrischende, abführende Fruchtpastille

TAMAR INDIEN GRILLON

Gegen VERSTOPFUNG

Hämorrhoiden, Congestion, Leberleiden, Migräne, Blutwallungen

PARIS, 30, Rue des Archives. — *In allen Apotheken.*

Wer Betten anschaffen will, verwende unbedingt

90% Ersparniss gegen Sprungfeder-Matratzen

Patent-Springfeder-Matratzen

von

Westphal & Reinhold, Berlin 6,

Strom-Strasse 47,

anerkannt die besten und billigsten im Gebrauch.

Illustrirter Katalog über **Bettstellen** in jeder Preislage gratis.

Wo keine Niederlagen, direkter Versand ab Fabrik.

PRYM'S

Patent Reform **Haken und Oesen**

sind die besten Kleiderschliesser der Welt.

Keine Dame sollte versäumen, ausschliesslich PRYM's Patent Reform Haken u. Oesen verwenden zu lassen.

Jede Schneiderin welche sich ihre Kundschaft erhalten will, kann nur PRYM's Pat. Reform Haken und Oesen verwenden.

Der Sitz der Taille hängt vom Verschluss derselben ab. Nur PRYM's Patent-Reform Haken und Oesen bieten der Gewähr, dass jede damit ausgestattete Taille dauernd Façon behält.

Zu haben in allen besseren Posamenten- und Kurzwaarengeschäften.

Fabrik: **William Prym'sche Werke** Stolberg (Rhld.), Weissenbach (Niederösterreich) und St. Denis (Frankreich)

Das beste Hausmittel im Gebrauch

VASELINE

Nur echt in Original-Packungen mit unserem Namen

Chesebrough Manufacturing Comp'y

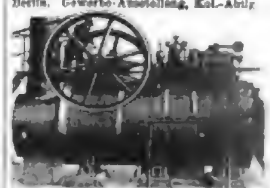
Blechdosen zu 10, 20 und 30 Pf. und Flaschen zu 50 Pf. u. M. 1.— überall zu haben.

Man verlange nur unsere Original-Packung.

Garrett Smith & Co.

Magdeburg-Buckau.

Berlin, Gewerbe-Ausstellung, Kol.-Abtlg.



Katalog u. Zeugn. gratis u. franko.

Ein garantirt sicher, u. billig. Heilmittel-Binden f. Gesunde u. Kranke, Leidende u. Zeugen liefert gegen Nachn. à 1 M. 1.30 u. 1.35 p. Bdg. (bei 10 Stk. 5% Rabatt), conf. Gürtel gegen 40 Pf. Gürtel u. Dr. Croë, Dr. Fürst, hygien. Beinkleid. Emil Schüler, Bürstenbinder-Fabrik, Chemnitz.

Meine

Patent-Urania-Taschen-Wecker-Uhr

hat sich als kräftiger Accumulator, absolut zuverlässig gehende Uhr, verbunden mit einem sicher funktionirenden, auf Glocke Gemeinden, lautem Wecker, als Gebrauchs-Uhr in ganz Deutschland eingeführt. Diese Uhr ist in Büreau, auf der Reise, bei Touren, sowie beim Reiten, Fahren, insbesondere auch als Wecker für jedermann, der mit der Zeit zu rechnen hat, unentbehrlich.

Die Uhr wird in gewöhnlicher Taschenuhrgrösse in eleganten, schwarzen Stahl- oder in Silbergehäuse angefertigt.

Allein zu beziehen unter Garantie von (Prospekte gratis und franko)

Andreas Huber,

Uhren- u. Chronometerfabrikant,

München,

Königl. bayer. Hoflieferant, Residenzstr. 11a.

Werner & Pfleiderer

Cannstatt (Württemberg).

Berlin. – Wien. – Paris.

St. Petersburg. – Saginaw U. S. A.

LONDON.

„Universal"-Knet- und Misch-Maschinen

Patentirt in allen Ländern.

Ausstellungen.

„Universal"-Dampf-Backöfen.

Komplette Einrichtungen für Brot, Biscuit, Teigwaaren, Wurst-Konserven, chemische und pharmaceutische Produkte

---

CHOCOLADEN von AMÉDÉE KOHLER & FILS in LAUSANNE

Marke für feine Spezialitäten

SCHWEIZ

Ein Wunder der Industrie

ist zu nennen der überaus weit verbreitete, rühmlichst bekannte photograph. Apparat

Phönix

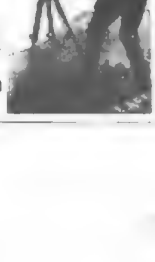
Es ist der praktischste und zugleich billigste Apparat der Welt; **durchaus kein Spielzeug!** Jedermann kann damit sofort **ohne alle Vorkenntnisse** vorzügliche Bilder erzielen (Gut- und Nebenbestandtheile).

Für Touristen, Natur- und Kunstfreunde unentbehrlich.

Preis mit Platten, Chemikalien etc. nur 10 Mk.

Prospekt und Probebilder kostenfrei.

Hess & Suttler, Wiesbaden.



Jeder Deutsche im Auslande wird gebeten, s. Adresse d. Vildig. J. H. Schorer, Ges. m. b. H. in Berlin W. 35, anzugeben, weiter derselbe unsre Probe-Nummer der Wochenschrift „Das Echo", Organ der Deutschen im Auslande, umsonst übersendet.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Ueber Land und Meer

№ 33.

Aus Zeit und Leben.

Heinrich von Treitschke †.

Mit Heinrich von Treitschke, der am 28. April aus dem Leben schied, hat Deutschland einen seiner bedeutendsten Historiker, einen seiner glänzendsten Publizisten verloren. Am 15. September 1834 zu Dresden als Sohn eines sächsischen Generallieutenants geboren, widmete er sich in Bonn, Leipzig, Tübingen und Heidelberg staatswissenschaftlichen und geschichtlichen Studien und habilitirte sich Ende 1858 in Leipzig mit der Schrift: „Die Gesellschaftswissenschaft". Die Erfolge, die er mit seinen geschichtlichen Vorlesungen erzielte, veranlaßten ihn, sich ganz diesem Fache zu widmen. Von 1863 bis 1866 wirkte er als Professor für Geschichte an der Universität Freiburg im Breisgau. Mit voller Energie für die Einigung Deutschlands unter Preußens Führung eintretend, sah er sich vielen Angriffen ausgesetzt; darum trat er von seiner Stelle zurück und ging nach Berlin, wo er die Redaktion der „Preußischen Jahrbücher" übernahm. Nach einem kurzen Aufenthalte in Kiel folgte er 1867 einem Rufe als Professor nach Heidelberg und dann 1874 einem solchen nach Berlin. Nach Rankes Tode wurde er zum Historiographen des preußischen Staates und zum Geheimen Regierungsrat ernannt. Nebenbei beteiligte er sich auch lebhaft an der Tagespolitik. Von 1871 bis 1888 vertrat er den Wahlkreis Kreuznach-Simmern im Reichstage und schloß sich daselbst der nationalliberalen Partei an; indessen war seine Thätigkeit als Abgeordneter stark durch ein Gehörleiden beeinträchtigt, das schließlich in völlige Taubheit ausartete. Darum konnte er nur bei großen Fragen in die Debatte eingreifen, aber dann that er es mit all seinem Feuer und seiner vaterländischen Begeisterung.

Heinrich von Treitschke.

Einen großen Teil seiner Abhandlungen zur Tagespolitik sammelte Treitschke unter dem Titel „Zehn Jahre deutscher Kämpfe 1865 bis 1874" und gab mehrere Bände historischer und politischer Schriften heraus, sein Hauptwerk aber, das ihm unvergänglichen Ruhm sichert, war seine „Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert". Er gedachte dieses Werk, dessen Darstellung mit Recht als das Muster fesselnder Geschichtsschreibung bezeichnet wird, bis zur Gegenwart fortzuführen, doch gelang es ihm nur, den fünften Band zu vollenden, der, im vorigen Jahre erschienen, bei der Revolution von 1848 abbricht. Es ist kaum zu hoffen, daß die Vorarbeiten zur Fortsetzung des Werkes über die ersten Anfänge hinaus gediehen sind, denn schon längere Zeit war Treitschke leidend. So wird denn leider sein Lebenswerk ein Torso bleiben, aber einer von unvergänglicher Schönheit.

Der Rosenkranz im Hamburger Ratskeller.

Eine besondere Zierde des Ratskellers im neuen prächtigen Rathause zu Hamburg ist der „Rosenkranz", das heißt eine nach alter Sitte den Damen gewidmete Trinkstube, die wir nach dem Werke „Das neue Rathaus zu Hamburg" (Verlag von Stumpfer & Comp. daselbst) im Bilde wiedergeben. Durch

Der Rosenkranz im Hamburger Ratskeller.

einen blumengeschmückten Vorraum erreicht man die kreisrund gebildete Halle des Rosenkranzes, deren von Stickkappen durchschnittene und durch einen reich modellirten Rosenkranz horizontal geteilte Kuppel durch den Maler Düffeke einen eigenartigen und farbenprächtigen Schmuck erhalten hat: Frühlingsblumen und -Nüten breiten einen farbenreichen Teppich über Gewölbe und Kappen, und auf dem glänzenden Hintergrunde wiegt sich im Tanze ein Kranz anmutiger Mädchengestalten. In einer Nische des Holzgetäfels steht eine zierliche Bacchusstatuette, welche dem alten hamburgischen Ratswemkeller entstammt. An das Bronzefigürchen knüpft sich eine artige Legende von der Zauberkraft des Bacchusfusses, welche zu Nutz und Frommen junger Mädchen weiter erzählt wird in dem Spruche:

„Seht der Mädchen Kinderfüßa mit den Rosenkränzen,
Seht der Jugend Wiederschein im Pokale glänzen,
Seht, wie Bachus selbstlich lacht, bedenkt alter Tage,
Denn von seiner Zaubermacht stammet und die Sage:
Wenn die Maid den Bachus küßt, heimlich und verschwiegen,
Wird begückt in Jahresfrist sie ein Herz besiegen."

Die Fenster im Rosenkranz und der Vorhalle sind mit einem Glasmosaik aus amerikanischen Glasflüssen versehen.

Literatur.

— L. Lenz: „Hamburger Geschichten" (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt). Nicht in das große, neue, prächtige Hamburg mit seinem imponierenden Riesenverkehr führt uns das vorliegende Buch, sondern in das alte Hamburg zur Zeit des großen Brandes. Der Dichter hat jene Tage noch mit eigenen Augen geschaut, und so führt er uns mit der reichen Kenntnis des Wissenden in das Leben und Treiben der Vergangenheit ein. Wie die Menschen damals lebten und liebten, litten und lachten, das hat er mit seinem Dichterwort erlauscht und mit warmem Herzen wieder erzählt. Das Buch wird auch außerhalb der Hohen Hansestadt seine Freunde finden.

— In dritter, wesentlich vermehrter Auflage erscheint das vortreffliche Werk „Der Ornamentenschatz" von Baurat H. Dolmetsch (Stuttgart, Julius Hofmann). Auf 100 Tafeln, die mehr als 1000 Abbildungen bringen — die meisten in Schmuck der Farbe — bietet sich eine überaus reichhaltige Fülle stilvoller Ornamente aus allen Kunstepochen dar. Sowohl den Angehörigen des vielbeschäftigten Kunstgewerbes wie den Dilettanten, die gern ihr Heim mit eigener Arbeit schmücken, erschließt sich hier eine unerschöpfliche Fülle mannigfaltiger Motive nach den verschiedensten Seiten und in allen Stilarten. Zur Charakteristik des letzteren wie zur näheren Erläuterung der dargestellten Beispiele dient ein knapper, allgemein verständlicher Text. In 24 Lieferungen wird das vornehmliche Werk vollständig vorliegen.

— Von dem „Neuen italienisch-deutschen und deutsch-italienischen Wörterbuch" von Giuseppe Rigutini und Otto Bulle (Leipzig, Teubner) nähert sich nunmehr der erste Teil (Italienisch-Deutsch) seinem Abschluß. Das Werk ist freudig zu begrüßen, weil es das erste italienisch-deutsche Wörterbuch ist, das den Grundsätzen der modernen lexikographischen Wissenschaft entspricht. So wird der Sprachstoff kritisch in die in der heutigen Sprache noch lebenden und die ihr nur bedingungsweise angehörenden Bestandteile (veraltete, rein literarische, poetische, nur im Dialekt vorkommende oder fremden Sprachen entnommene Ausdrücke) geschieden. Die einzelnen Bedeutungen jedes Ausdrucks werden logisch und sorgfältig aus seiner historisch oder sprachlich gegebenen Grundlage entwickelt, und es wird für jeden Ausdruck die Anwendung durch Hinzufügung der grammatikalischen Verbindungen und durch viele, meist dem heutigen Sprachgebrauch oder auch den großen Schriftstellern entnommene Beispiele, Redensarten und Sprichwörter gegeben. Für das italienische Sprachgebiet gilt das Wörterbuch der Lingua Parlata von G. Rigutini als die heutigen italienischen Sprachgebrauch festlegende Grundlage. In Bezug auf die Rechtschreibung folgt der italienisch-deutsche Teil dem Wörterbuch der Akademie Crusca.

— Eine starke Margel seines Kraft besitzt Ernst Wichert auf jenem Boden, der ihn viele Jahre in amtlicher Thätigkeit festhielt, auf litauischer Erde. Empfinden, Sitten und Gewohnheiten der Litauer schildert er meisterhaft, und manche der diesem Boden entsprossenen Geschichten gehören zu den Perlen unserer neueren Erzählungskunst. Solchen Erzeugnissen schließen sich ebenbürtig „Die Schwestern" an (Leipzig, Karl Reißner). In übergroßer Bescheidenheit schildert der Dichter das idyllische Kleinleben, das anscheinend einförmig und schlicht dahinfließt und doch heiße Leidenschaften birgt. Wie immer auch die Heldin sich verständigt, das Mitgefühl können wir ihr nicht versagen, denn die Hauptschuld fällt nicht ihr, der eine so pflichtgetreuen und Selbstlosen zu, sondern denen, die ihrer Aufopferung nicht achteten.

— Von dem Werke des Erzherzogs Franz Ferdinand von Oesterreich: „Tagebuch meiner Reise um die Erde" ist jetzt auch der zweite Band erschienen (Wien, Alfred Hölder). Er geleitet den Leser über Australien nach China und Japan, alsdann über Nordamerika nach Europa zurück. Sind Fahrten um die Erde heute auch nicht mehr ganz Unerhörtes, so hat der erlauchte Verfasser doch vielen Dingen neue Gesichtspunkte abgewonnen, und seine bevorzugte Stellung ermöglichte ihm, mancherlei zu schauen und zu beobachten, dessen Betrachtung mindest begleitigten Sterblichen versagt ist. Die Darstellung, auf den unmittelbar nach den Eindrücken niedergeschriebenen Aufzeichnungen fußend, ist frisch und lebendig, und eine willkommene Beigabe sind die künstlerisch ausgeführten Abbildungen. Auch an einer Verkehrskarte der Weltreise mangelt es nicht.

— Die Schilderung der deutschen Ausstellungs-Expedition, welche vor vier Jahren Premierlieutenant C. Waldemar Werther unternahm und unter dem Titel „Zum Viktoria Nyanza" beschrieb, erschien in zweiter Auflage (Berlin, Hermann Paetel). Ein besonderer Vorzug des Buches ist die lebendige und anschauliche Darstellung, die auf gelebte Anschauungsbetrachtungen verzichtend, das Buch für alle Kreise der Gebildeten zu einer anziehenden Lektüre gestaltet. Zu zahlreiches Textillustrationen gesellen sich sehr lichtdruckbilder.

Strafpredigt.

Es ist unglaublich, wie viele Menschen es noch gibt, die trotz aller wohlgemeinten ärztlichen Ermahnungen nicht dazu zu bringen sind, sich um die Pflege ihres Körpers zu bekümmern. Keine Sprache der Welt ist im stande, solche Personen aus ihrer Lethargie aufzurütteln. Am meisten wird derjenige Körperteil vernachlässigt, den wir so sehr nötig gebrauchen und von dem unsere ganze Verdauung, also unser Wohlbefinden überhaupt, abhängt, derjenige Körperteil, den wir nur einmal im Leben vollständig bekommen, der also bis an unser Lebensende aushalten soll und mit dem deshalb jeder vernünftige Mensch sorgfältig haushalten müßte. Wir meinen unsere Zähne. Schon der unaufschiebbar dringende Morgengang, der beinahe immer die Folge einer vernachlässigten Zahnpflege ist, stellt es jedem als Anstandspflicht seinen Freunden und Verwandten gegenüber erscheinen lassen, sich an eine konsequente Zahnpflege zu gewöhnen. Es ist so so sehr einfach und bequem, eine geregelte Zahnpflege durchzuführen. Man braucht sich nur an tägliche Mundspülungen (sogenannte Mundbäder) mittelst Odol zu gewöhnen. Schon des Wohlbehagens wegen, welches man sich durch das diesen Odolspülungen sofort folgende erfrischende Gefühl verschafft, sollte man sich dazu entschließen. Diese Mundspülungen werden in der Weise vorgenommen, daß man zunächst einen Schluck Odolwasser 2—3 Minuten im Munde behält, damit sich das Odolmundelixir überall gut einbringen kann, und dann mächtigen Schluck das Odolwasser durch die Zähne hin und her zieht, kräftig spült und schließlich gurgelt. Diese ganze Prozedur nennt man adstikieren. Wer konsequent morgens, mittags und abends den Mund adstikiert, versichert seine Zähne gegen Hohlwerden absolut und ein gut allemal ist der Mund gegen faule Gerüche gefeit. Wer toten Geschmack eindringlichst und mit gutem Gewissen allen, die ihre Zähne gesund und ihren Mund geruchfrei erhalten wollen, sich an eine sorgsame Mundpflege mittelst Odol zu gewöhnen. Wie überaus wohlthätig diese Odolspülungen wirken, werden namentlich solche Personen verspüren, die mehrere kranke Zähne im Munde haben. Hier ist die Wirkung prompt und überraschend.

Flügel, Pianinos, Harmoniums,
altbewährter Güte und Dauerhaftigkeit
„Schiedmayer, Pianofortefabrik"
vormals J. & P. Schiedmayer. Kgl. Hoflieferanten.
Genaue Adresse: Neckarstrasse 12, Stuttgart,
Größte Fabrik dieses Namens. — Stammfirma gegr. 1781.

Transportable Rollschutzwände
für Zimmer, Garten und Veranda, Hotels, Krankenhäuser und Sommerwohnungen, in allen Größen, per □ Meter 7.50 Mark.

Streckfauteuil „Liebling"
bequemste Ruhestätte für Zimmer, Garten und Reisen, ganz zusammenlegbar, per Mark 4 bis 20 Mark
Preisbücher über Holzwaren gratis und franko.
R. Lachel's Patent-Möbel-Fabrik,
Berlin SW., Markgrafenstr. 20. Wien VI., Mariahilferstr. 11.

Neuheiten in Seidenstoffen
Adolf Grieder & Cie., Seidenstoff-Fabrik-Union, Zürich
Königl. Spanische Hoflieferanten.

Oettinger & Co. Zürich liefern Modernste Seidenstoffe
maison diplomé
Exquisite Sortimente
Billigste Fabrikpreise
Muster franco. Modebild gratis.
Telegramm-Adresse: Oettinger Zürich.

Auf der Kameruner Küste
Das vorteilhaft geschätzte „Thurmelin" vertilgt sicher Küchenkäfer, Wanzen, Flöhe, Motten etc. und ist durch alle besseren Kolonialwaren-Handlungen und Apotheken zu beziehen, wo Thurmelin-Plakate sichtbar sind. Wiederverkäufer an Orten, wo noch nicht vertreten, werden ersucht, sich an die Fabrikanten
A. Thurmayr, Stuttgart.

SALONIQUE
Cigaretten
Neueste Marke
der Compagnie Laferme, Dresden.

C. P. Goerz
Schöneberg-Berlin.

Champagner-Kellerei
Gegründet 1826
Grempler & Co.
Grünberg
in Schlesien
Erste Kasseler Landkarte
Mentelle
Gentz
Zu beziehen durch alle Wein-Grosshandlungen

Andreas Saxlehner in Budapest.
kais. und kön. HOF-LIEFERANT.
Saxlehner's Hunyadi János Bitterwasser
ist einzig in seiner Art.
Analysirt und begutachtet durch Liebig, Bunsen, Fresenius, Ludwig.
Als bestes natürliches Bitterwasser bewährt und ärztlich empfohlen.
Mehr als 400 Gutachten ärztlicher Celebritäten bezeugen seinen eminenten Heilwerth.
Saxlehner's Bitterwasser
Anerkannte Vorzüge:
Prompte, verlässliche, milde Wirkung.
Leicht und anhaltend vertragen
Gleichmässiger, nachhaltiger Effect
Geringe Dosis Milder Geschmack
In den Mineralwasser-Depôts und Apotheken erhältlich. — Man wolle stets ausdrücklich verlangen
Zum Schutze gegen irreführende Nachahmung:
Auf jeder Etiquette der echten Hunyadi János Quelle befinden sich Firma und Namenszug „Andreas Saxlehner."
Saxlehner's Bitterwasser

Preis in ½ Flaschen in Deutschland à 1.50 Oesterreich-Ungarn fl. 1.— à W., Russland Rbl. 1.20 Schweiz Frs. 1.25 Belgien Frs. 2.25 Holland fl. 1.— Nord-Amerika à Dollar 1.— in den Apotheken, Parfümerien und Droguerien.
Fabrik pharmaceutischer Präparate Dr. Richard Lingner, Dresden.

Digitized by Google

Allgemeine Schwäche

Herr Dr. med. Rosenfeld in Berlin schreibt: „Bei einem sehr herabgekommenen Patienten, der lange Zeit verschiedene Eisenpräparate ohne irgend welche Besserung angewandt, habe ich Ihr Haematogen mit so gutem Erfolge gebraucht, dass nach der ersten Flasche der Appetit, welcher ganz darniederlag, und der Kräftezustand sich merklich besserten. Namentlich hob der Kranke den angenehmen Geschmack des Präparates sehr hervor. Nach der zweiten Flasche waren die Kräfte bereits so weit gehoben, dass er selbst sagte, er könne Berufs, dass er sich seit langer Zeit nicht entsinnen wisse, wieder verstehen könnte."

Herr Dr. med. Offergeld in Köln a. Rh.: „Was mir an der Wirkung besonders aufgefallen, war die in allen Fällen eingetretene, stark appetitanregende Wirkung und insbesondere bei älteren Personen die erneute Belebung des gesammten Organismus."

Dr. med. Hommel's Haematogen ist concentrirtes, garantirtes Haemoglobin (D. R.-Pat. Nr. 81901). Haemoglobin ist die natürliche organische Eisen-Mangan-Verbindung der Nahrungsmittel. Preis per Flasche (250 gr.) M. 3.—. In Oesterreich-Ungarn fl. 2.—. S. W. Depots in den Apotheken. Wenn nicht erhältlich, direkter Versand durch uns.

Literatur mit hunderten von ärztlichen Gutachten gratis und franko.

Nicolay & Co., chemisch-pharmaceut. Laboratorium, **Hanau.**

Franz Ad. Richter's **Fussboden-Glanzlack**

Unübertroffen, durch Platzlair krystallisirt in der kürzesten Zeit, kauft direkter Bezug **Seifenfl.** ausreichend zum Waschen grosser Quantität, à 50 Pf., 80 Pf. franko gegen Einsendung. Nachnahme und jede weitere Auskunft bereitwilligst durch die Fabrik **Franz Christoph, Berlin SW.,** Alexandrinenstr. 11.

Fortschritt der Hygiene.

Chinosol

Schutzmarke. D. R. P. a.

CHINOSOL.

Neu erfundenes **ungiftiges,** wasserlösliches, nicht übelriechendes

Antiseptikum und Desinfektionsmittel,

gegen Bakterien 40mal stärker als Carbolsäure,

aber angenehm und unschädlich im Gebrauch.

Durch medic. Autoritäten geprüft und empfohlen. War die Krankheit meiner Gesundheit schädlich, verwende Chinosol zum Gurgeln bei Halsentzündungen, bei den für Raucher so lästigen verschleimenden Halsaffektionen, Erkältungen, übelriechendem Atem, Zahnschmerzen, entzündetem Zahnfleisch (Skorbut), zum Verbinden von Wunden, Verbrennungen, Quetschungen, Geschwüren, Eiterungen, zum Waschen bei Wundsein, zu Bädern bei Hautkrankheiten, üblen Schweissen, Ausschlägen und insbesondere zur Desinfektion der Hände in der Krankenpflege, überhaupt in allen Fällen, wo die Gefahr der Ansteckung resp. der Erregung von Krankheiten durch Bakterien vorliegt. — Chinosol unterdrückt Eiterungen, verhindert Blutvergiftungen, zerstört Krankheitskeime und schädliche Gerüche. — Chinosol findet überall grossen Beifall und **sollte in keiner Familie fehlen.** — Mütter sollten ihre Kinder täglich mit Chinosollösung gurgeln lassen, um Ansteckungen vorzubeugen. — Chinosol in der Tasche ist das bequemste Mittel für alle Fälle und alle hygienischen Bedürfnisse auf Reisen. — Chinosol ist das heilsamste Mittel weil es kolossal ausgiebig ist. — Für veterinäre Behandlung in Ressetkühen etc. findet Chinosol vortheilhafte Verwendung. — Chinosol benimmt die Entwicklung des Milzbrandbazillus in Lösung von 1:40000, die des Milzbrandbazillus in Lösung von 1:80000, daraus ergiebt sich Chinosol zur Gross-Desinfektion. — Chinosoltabletten mit Gebrauchs-Anweisung à 1.— per Glas in den meisten Apotheken und Drogerien erhältlich.

Alleinige Fabrikanten: **Franz Fritzsche & Co.,** Chem. Fabrik, **Hamburg-Uhlenhorst.**

Trotz abermaliger Erweiterung

(ab 1. Januar 1893 erscheint)

Die Modenwelt

ohne jegliche Preiserhöhung. Statt früher 6 her jetzt der jährlich 24 reich illustrirten Nummern jetzt in Folgen: Mode, Handarbeiten, Unterhaltung, Wirthschaftliches. Außerdem jährlich 12 große farbige Modenplanchen mit gegen 100 Figuren und 12 Beilagen mit etwa 300 Schnittmustern gratis.

Vierteljährlich 1 Mark 25 Pf. = 75 Pfg. — Nach m Orten zu je 25 Pf. = 10 Kr. (Post-Zeitungs-Katalog No. 4603) zu haben. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten (Post-Zeitungs-Katalog No. 4602). — Probenummern in den Buchhandlungen gratis.

Normal-Schnittmuster, besonders aufgezeichnet, zu 30 Pf. portofrei.

Berlin W, Potsdamerstr. 38. — **Wien I,** Operng. 3.

Gegründet 1865.

Jüngers & Gebhardt Berlin **Riviera-Veilchen.** Quintessenz

Edelsten Veilchen

Erstes Parfum in Drogenhand

Preislisten kostenfrei

Feg. Einsend. v. M. 20 versende incl. Faß 50 Liter vollhaltigen weissen

Rheinwein.

Friedrich Lederhose, Oberingelheim a. Rh. Zahlr. Anerkennung. treuer Kunden Probeflaschen von 25 Liter zu M. 1.5.-

16 Preis-Medaillen. - 7 Goldene.

Zahnwasser, Zahnpasta, Zahnpuder

DENTIFRICES DOCTEUR PIERRE

DE LA FACULTÉ DE MÉDECINE DE PARIS

Hygienische absolut säurefreie Präparate. Berühmt durch ihre aromatischen und antiseptischen Eigenschaften Ueberall erhältlich

„NECKARSULMER PFEIL"

Feinste Marke. Solid. Elegant. Leichtlaufend.

Illustrirter Prachtkatalog gegen 10 Pf. Porto

Billig. Reichste Auswahl.

Neckarsulmer Fahrräderfabrik, Neckarsulm (Wttbg).

!! Sensationelle Neuheit !!

für Herren und Damen.

Triumph — Monogramm — Presse

zum Gaufrirenpressen von Briefbogen. Couvert u. s. w. Mit überraschender Schnelligkeit erhält man ein hübsch gepresstes Monogramm. Schönste Gebrauchsgegenstand. Bei Bestellung meine man gefl. die Buchstaben angeben, welche im Monogramm gewünscht werden. Versch mit einem Karton 2 Mark. Versand gegen Vorherzahlung oder Nachnahme durch

A. Greiffenhagen, Gießen.

Wer Betten anschaffen will, verwende unbedingt

90% Ersparniss gegen Sprungfeder-Matratzen

Patent-Springfeder-Matratzen

von

Westphal & Reinhold, Berlin 6,

Strom-Strasse 47,

anerkannt die **besten** und **billigsten** im Gebrauch.

Illustrirter Katalog über **Bettstellen** in jeder Preislage gratis.

Wo keine Niederlagen, direkter Versand ab Fabrik.

Pensionat, Haushaltungsschule

Erziehungsanstalt für junge Mädchen

Unter Protektorat Ihrer Majestät der Kaiserin Friedrich

Wiesbaden, Röderbergstraße 3.

Gründliche Ausbildung in allen praktischen, für das Leben einer Frau nothwendigen Fächern, speziell im Kochen, Plätten ꝛc., außerdem Fortbildung in Sprachen, Malen, Handarbeiten, Kunstgeschichte (Lit. mag.), Literatur ꝛc., Zeichnen, Malen, Handarbeiten, Flöten, Klavierspielen ꝛc., Tanzen, Singen, Musik ꝛc., alle höher wünschten. Vorzügl. Pflegung u. Verpflegung, beste Referenzen von Eltern früherer Zöglinge z. z.

Auskunft und Prospekte durch die Vorsteherin

Frl. H. Ridder.

ODONTA Zahn-Wasser zur Pflege des Mundes und Erhaltung der Zähne

Wolff & Sohn

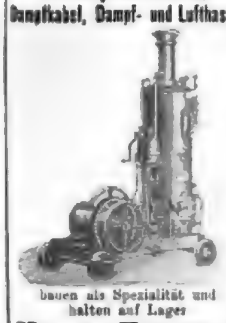
Filiale Wien

Verkaufs-Niederlagen in allen besseren Parfümerie-, Friseur- u. Drogen-Geschäften.

Fahrbare und feststehende

Dampfwinden,

Dampfkabel, Dampf- und Lufthaspel



bauen als Spezialität und halten auf Lager

Menck & Hambrock,

ALTONA-HAMBURG.

PARFÜMERIE LOHSE

Edelveilchen

der köstlichste Veilchenduft, dem frischgepflückten Veilchen gleich:

Parfüm — Seife — Puder — Toilettewasser — Brillantine — Riechkissen.

Gustav Lohse, BERLIN W.

45/46 Jägerstrasse 45/46

Königlicher Hoflieferant.

Käuflich in allen Parfümerie-, Galanterie- und Drogen-Geschäften, sowie bei allen Coiffeuren des In- und Auslandes.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Unentbehrlich für jeden Techniker!

In unserem Verlage erscheint gegenwärtig

Lexikon der gesamten Technik

und ihrer Hilfswissenschaften.

Im Verein mit Fachgenossen herausgegeben von

Otto Lueger.

35 Abtheilungen von je 10 Bogen geheftet in Umschlag zum Preise von à 5 Mark; das Werk kann aber auch in 3 Bänden von je 50 Bogen, elegant in Halbfranz gebunden, zum Preise von 20 Mark pro Band bezogen werden.

Alle darüber hinaus etwa nöthigen Lieferungen werden den Subskribenten unentgeltlich verabfolgt.

Alle 6 Wochen erscheint eine Abtheilung.

Soeben wurde die 14. Abtheilung ausgegeben.

Das Werk verfolgt den Zweck, dem Laien wie dem Fachmanne Mittel an die Hand zu geben, sich schnell und gründlich über jeden Gegenstand der gesammten Technik unterrichten zu können. Zu dem Ende werden bei den einzelnen Stichwörtern kurze und klare Erläuterungen des betreffenden Gegenstandes gegeben, in vielen Fällen begleitet von gut ausgeführten Abbildungen. Das Werk ist gediegen ausgestattet.

Elektrotechnische Zeitschrift, Berlin.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen entgegen und liefern auf Wunsch gern die erste Hälfte der ersten Abtheilung oder den gebundenen ersten Band zur Ansicht ins Haus.

Vacuum Cleaners **BUY a DULUX Lamp Plugged** **Electric Fans**

Sold on Easy Payments

Call and see them in operation at our Showrooms

THE LONDON ELECTRIC FIRM, LTD.

Head Office: 47-51, Great Queen Street, W.C.

Showrooms: 139, Queen Victoria Street, E.C.; 46, Strand, W.C.; 123, Victoria Street, S.W.; 8, Bishopsgate, E.C.; 15, Poultry, E.C.; 2, Queen Victoria Street, E.C.; 28, Victoria Street, S.W.; 1, Lower Regent Street, S.W.; 8, Piccadilly, W.; 2, Coventry Street, W.; 2, Leicester Square, W.; 2, Cranbourn Street, W.C.; 2, Bedford Street, W.C.; 2, Southampton Row, W.C.; 2, Holborn, W.C.; 2, Kingsway, W.C.; 2, Aldwych, W.C.; 2, Fleet Street, E.C.; 2, Ludgate Hill, E.C.; 2, Cheapside, E.C.; 2, Gracechurch Street, E.C.; 2, Fenchurch Street, E.C.; 2, Mansion House, E.C.; 2, Cannon Street, E.C.; 2, Queen Victoria Street, E.C.; 2, Victoria Street, S.W.; 2, Westminster Bridge, S.W.; 2, Lambeth Bridge, S.W.; 2, Vauxhall Bridge, S.W.; 2, Chelsea Bridge, S.W.; 2, Battersea Bridge, S.W.; 2, Putney Bridge, S.W.; 2, Hammersmith Bridge, W.; 2, Kew Bridge, W.; 2, Richmond Bridge, S.W.; 2, Twickenham Bridge, S.W.; 2, Hampton Court Bridge, S.W.; 2, Kingston Bridge, S.W.; 2, Surbiton Bridge, S.W.; 2, Esher Bridge, S.W.; 2, Walton Bridge, S.W.; 2, Shepperton Bridge, S.W.; 2, Chertsey Bridge, S.W.; 2, Weybridge Bridge, S.W.; 2, Addlestone Bridge, S.W.; 2, Byfleet Bridge, S.W.; 2, Woking Bridge, S.W.; 2, Guildford Bridge, S.W.; 2, Godalming Bridge, S.W.; 2, Haslemere Bridge, S.W.; 2, Petersfield Bridge, S.W.; 2, Liphook Bridge, S.W.; 2, Liss Bridge, S.W.; 2, Alton Bridge, S.W.; 2, Farnham Bridge, S.W.; 2, Aldershot Bridge, S.W.; 2, Camberley Bridge, S.W.; 2, Bagshot Bridge, S.W.; 2, Staines Bridge, S.W.; 2, Windsor Bridge, S.W.; 2, Eton Bridge, S.W.; 2, Slough Bridge, S.W.; 2, Maidenhead Bridge, S.W.; 2, Marlow Bridge, S.W.; 2, High Wycombe Bridge, S.W.; 2, Amersham Bridge, S.W.; 2, Chesham Bridge, S.W.; 2, Berkhamsted Bridge, S.W.; 2, Tring Bridge, S.W.; 2, Leighton Buzzard Bridge, S.W.; 2, Dunstable Bridge, S.W.; 2, Luton Bridge, S.W.; 2, Hitchin Bridge, S.W.; 2, Stevenage Bridge, S.W.; 2, Welwyn Bridge, S.W.; 2, Hatfield Bridge, S.W.; 2, Barnet Bridge, S.W.; 2, Edgware Bridge, S.W.; 2, Harrow Bridge, S.W.; 2, Wembley Bridge, S.W.; 2, Willesden Bridge, S.W.; 2, Hammersmith Bridge, W.; 2, Kew Bridge, W.; 2, Richmond Bridge, S.W.; 2, Twickenham Bridge, S.W.; 2, Hampton Court Bridge, S.W.; 2, Kingston Bridge, S.W.; 2, Surbiton Bridge, S.W.; 2, Esher Bridge, S.W.; 2, Walton Bridge, S.W.; 2, Shepperton Bridge, S.W.; 2, Chertsey Bridge, S.W.; 2, Weybridge Bridge, S.W.; 2, Addlestone Bridge, S.W.; 2, Byfleet Bridge, S.W.; 2, Woking Bridge, S.W.; 2, Guildford Bridge, S.W.; 2, Godalming Bridge, S.W.; 2, Haslemere Bridge, S.W.; 2, Petersfield Bridge, S.W.; 2, Liphook Bridge, S.W.; 2, Liss Bridge, S.W.; 2, Alton Bridge, S.W.; 2, Farnham Bridge, S.W.; 2, Aldershot Bridge, S.W.; 2, Camberley Bridge, S.W.; 2, Bagshot Bridge, S.W.; 2, Staines Bridge, S.W.; 2, Windsor Bridge, S.W.; 2, Eton Bridge, S.W.; 2, Slough Bridge, S.W.; 2, Maidenhead Bridge, S.W.; 2, Marlow Bridge, S.W.; 2, High Wycombe Bridge, S.W.; 2, Amersham Bridge, S.W.; 2, Chesham Bridge, S.W.; 2, Berkhamsted Bridge, S.W.; 2, Tring Bridge, S.W.; 2, Leighton Buzzard Bridge, S.W.; 2, Dunstable Bridge, S.W.; 2, Luton Bridge, S.W.; 2, Hitchin Bridge, S.W.; 2, Stevenage Bridge, S.W.; 2, Welwyn Bridge, S.W.; 2, Hatfield Bridge, S.W.; 2, Barnet Bridge, S.W.; 2, Edgware Bridge, S.W.; 2, Harrow Bridge, S.W.; 2, Wembley Bridge, S.W.; 2, Willesden Bridge, S.W.

Wm. De Morgan.

Pottery and Tiles.

Fulham Pottery, Ltd.

Lambeth Pottery.

Lamp Shades

Artistic Designs

Moderate Prices

Write for Illustrated Booklet

Wm. Powell & Son, Ltd.

Whitefriars Glass Works, Wine Office Court, E.C.

**Wallpapers

Über Land und Meer
Deutsche Illustrierte Zeitung
Begründet 1858 von Dr. Otto Spamer
Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt
Jahrgang 1914/15

Kriegsbilder

Von Adolf Menzel

Wir bringen heute eine Reihe von Kriegsbildern des großen Adolf Menzel, die uns in dieser Zeit besonders interessieren müssen. Sie sind Illustrationen zu Friedrich dem Großen, die Menzel für Kugler gezeichnet hat. Sie sind in Holz geschnitten von Unzelmann, Mühlberg, Schäfer, Kretzschmar, Closs, Hasselhorst, Gerstenberg, Schmidt, Schwartz, Schultz, Hoffmann, Hecht, Kohlmann, Kühn, Lehmann, Lippmann, Mayer, Meyer, Müller, Pfeiffer, Richter, Schmidt, Schwartz, Schultz, Hoffmann, Hecht, Kohlmann, Kühn, Lehmann, Lippmann, Mayer, Meyer, Müller, Pfeiffer, Richter.

Friedrich der Große

dem banalen Brauch gemäß, an dem Belobten, weil es ihr Eigentum war, herumzumäkeln.

Ihre Worte hatten für Kate einen falschen Klang, der Blick ihres Auges berührte sie kalt. Ihr Impuls war, sich fröstelnd abzuwenden, allein sie erinnerte sich, daß sie ja gekommen sei, von diesem kalten Auge etwas zu erbitten, und der Freundin Hand erfassend, sagte sie: „Würden Sie wohl die Güte haben, Mrs. Eagles, mir Marie auf einen Tag — bis heute abend, meine ich — zu leihen. Ich bin im Ponywagen gekommen, und ich würde sie so gern gleich mitnehmen, wenn Sie es gestatten!"

„Selbstverständlich," entgegnete die Gefragte mit ihrem verbindlichsten Lächeln, „selbstverständlich gestatte ich es. Ich bin ja nur zu froh, wenn ich meiner Marie eine Freude bereiten kann. Es wird Ihnen doch eine Freude sein, Liebchen?"

„Ach, eine große!" rief Marie entzückt.

„Nun, dann gehen Sie, Ihr Hütchen aufzusetzen, während ich Miß Armitage vom Fenster aus unsere berühmte Aussicht zeige!"

„Wie gut Sie sind, Flora!" murmelte Marie.

„Ist sie nicht gut?" war gleich ihre erste Frage an die Freundin, als sie sich einige Minuten später zu dieser in den Wagen setzte.

„Sie scheint es wenigstens zu sein," antwortete Kate zögernd, indem sie die Zügel nahm und die Peitsche hob, um ihr Pferdchen in Trab zu bringen.

„Sie scheint es nicht nur, sie ist es auch!" versicherte Marie, und dann riß sie hastig ihr Tuch aus der Tasche, um es in der Richtung des Toilettenzimmers zu schwenken, an dessen Fenster die Besprochene lächelnd und kopfnickend stand.

Auch Kate sah sich hierdurch veranlaßt, noch einen Abschiedsgruß emporzusenden, der aber wohl ziemlich kühl ausgefallen sein mußte, denn Marie bemerkte in neckendem Ton: „Es scheint, Du wärmst Dich nur langsam an, Katie?"

„Nimm mir's nicht übel," bat Kate, „ich habe an den Menschen schon so viele bittere Enttäuschungen erlebt."

„An Mrs. Eagles würdest Du keine erleben," erklärte Marie zuversichtlich und wandte, weil der Wagen eben im Begriff war, in den Park zu biegen, den dankbaren Blick noch einmal nach dem Fenster des Toilettenzimmers zurück.

Da stand aber keine Mrs. Eagles mehr, da stand — diesmal war es keine Vision — wie sie leibte und lebte, Miß Fortescue.

Marie ward im ersten Schrecken fast so weiß wie das Tuch, das sie immer noch in der Hand hielt. Was ihr durch den Sinn fuhr, war: „Wenn sie heute am Fenster steht, warum sollte sie dann neulich nicht zur Thür hineingegangen sein?"

Gleich hinterher aber ballte sie diesem unwürdigen Gedanken eine kleine zornige Faust.

„Sie ist zum erstenmal wieder da — zum allererstenmal," sagte sie sich. „Daß sie meinetwegen ewig wegbleiben werde, war doch auch nicht anzunehmen!"

XXI.

Fast im selben Moment kehrte oben im Toilettenzimmer Mrs. Eagles, die sich vor dem Spiegel einen zarten künstlichen Rosenschimmer auf die Wangen legte, der Miß Fortescue ein verdrießliches Gesicht zu.

„Was fällt Ihnen eigentlich ein, sich da so preisherrlich ans Fenster zu stellen?" erkundigte sie sich scharf. „Das alberne Ding braucht sich bloß umzudrehen, dann habe ich hernach wieder Lügen auszuhecken! Ich denke, Sie wollen mir beim Toilettemachen behilflich sein?"

Die Getadelte verschwieg wohlweislich, daß sie von dem albernen Ding bereits gesehen worden sei, und kam wie ein Pfeil dahergeschossen.

„Ja, gewiß! Natürlich! Das will ich ja auch," rief sie, vor Bereitwilligkeit von einem Fuß auf den anderen tretend und mit den Händen zappelnd. „Was soll ich? Was darf ich?"

„Vor allen Dingen nicht herumspringen, als ob Sie den Veitstanz hätten," lautete die strenge Entgegnung. „Setzen dürfen Sie sich."

Statt sich zu setzen, kniete Miß Fortescue nieder, faltete die dürren Finger in einander und drehte die Beerenäuglein in schwärmerischer Bewunderung zu ihrer Gönnerin empor.

„Ah! Das ist keine Kunst mehr, das ist Natur," erklärte sie mit Bezug auf die frischerblühten Rosen der Wangen.

„Faseln Sie mir nur etwas vor," fragte Mrs. Eagles, „oder sind Ihre Worte ernst zu nehmen?"

„Ernst wie das Evangelium," versicherte die graue Jungfrau, die Hand auf ihren Busen pressend: „Das Werk ist Ihnen meisterlich gelungen!"

„Gut, dann nehmen Sie jetzt das neue weiße Kleid aus dem Karton!"

„Wie? Sie wollen das häßliche Schwarz verabschieden?"

„Wenn Sie nichts dagegen haben."

„Aber es freut mich ja — unbändig!"

„Sie hofft, daß es, wenn ich's verabschiede, den Weg zu ihr finden werde," dachte Mrs. Eagles bei sich, und spöttisch lächelnd sah sie der andern zu, während sie das weiße Kleid hervorzog, entfaltete und verzückt betrachtete. Endlich aber ging ihr die Geduld aus, und mit dem Fuß auf den Boden tappend, sagte sie: „Es geht auf ein Uhr!"

„Ach! Das ist wahr. Verzeihung!" stieß Miß Fortescue, und mit etwas unruhigem Eifer machte sie sich daran, die Haken und Schleifen an der Robe ihrer Gönnerin zu lösen.

„Wenn Sie mir einen Gefallen thun wollen," bemerkte diese nach einer Sekunde in trockenem Ton, „so mäßigen Sie Ihre ‚unbändige' Freude ein wenig. Solch nervöse Finger an mir herumhasten zu fühlen, bin ich nicht gewohnt. Mrs. Harris hat eine so ruhige Hand."

Nachdem auf diesen Wink hin auch Miß Fortescues Hand ruhig geworden war, erwies sie sich als die geschickteste Zofe. Im Grunde sah sich Mrs. Eagles auch viel lieber von ihr bedient als von Mrs. Harris. Dieser durfte sie durchaus nicht jedes ärgerliche Wort bieten, das ihr auf die Zunge kam, und mit neugierigen Worten in Bezug auf diejenigen Dinge, die ihrem Ehrgeiz am nächsten lagen, konnte sie in Gegenwart der schlauen Person nicht zurückhaltend genug sein. Vor der Fortescue aber durfte sie ihrem Herzen auch nach dieser letzteren Richtung hin Luft machen.

Sie that es während des Ankleidens durch die ziemlich unvermittelte Frage: „Was sagen Sie denn zu dem Besuch der kleinen Armitage?"

„Wird nicht viel nützen, liebste Mrs. Eagles," lautete die zögernde Antwort.

„Nun, in der Gegenwart vielleicht nicht," erwiderte die schöne Frau stirnrunzelnd, „aber in der Zukunft doch höchst wahrscheinlich. Das Mädchen wird ja einmal Herrin von Lympstone werden."

„Ja, gewiß, wenn der Vater stirbt, allein — wie lange leben diese Iren nicht mitunter! So lange Lady Armitage die Gewalt hat, ist nichts zu hoffen. Eine hochmütigere Person gibt's in der ganzen Grafschaft nicht — die Alte von Courtenay Hollow etwa ausgenommen." Mit diesen Worten, denen sie einen bedauernden Seufzer nachschickte, hockte die graue Jungfrau nieder und wollte sich an dem Saum des weißen Kleides zu schaffen machen, doch der ward ihr im Nu entrissen, Mrs. Eagles trat zornig einen Schritt zurück.

„Wollen Sie mir das Kleid vom Leibe reißen, nachdem Sie es mir angezogen haben?" fragte sie messerscharf.

„O, nicht doch!" verteidigte sich die Erschrockene, „aber da hängt ein Fädchen herab — ein weißes Fädchen, das wollte ich nur ablösen — weiter nichts." Und vorwärtskriechend, faßte sie das Fädchen mit spitzen Fingern und hielt es, demütig emporblinzelnd, zur Besichtigung hin.

Die schöne Frau wandte unwirsch den Kopf ab. „Stehen Sie auf," befahl sie. „Sie haben keine Ahnung, wie abgeschmackt Sie sich ausnehmen in der Position."

Das hieß die Grobheit ein wenig weit treiben. Auch ein Wurm krümmt sich, wenn er getreten wird. Miß Fortescue kam dem Befehl zwar nach, allein, wie sie nun dastand, brannte ihr auf jeder Wange ein flammend roter Fleck, und die eben noch so rührigen Hände hingen schlaff an ihren Seiten herab.

Die andere schien überrascht durch den Anblick. „Ich glaube gar, Sie sind beleidigt?" rief sie aus.

„Ein Wunder wäre es nicht," murmelte die Fortescue, deren Aeuglein sich anfeuchten zu wollen schienen.

„Thränen!" lachte Mrs. Eagles auf. „Und kein Tuch zur Hand, um sie zu trocknen?" Sie sah sich in komischer Verzweiflung um, erblickte das elegante schwarze Kleid, das sie eben erst abgestreift hatte und meinte: „Ich habe es höchstens ein halbes Dutzendmal getragen, zum Thränen Trocknen müßte es noch brauchbar sein." Und es mit lässiger Hand emporhebend, hielt sie es der Gekränkten hin. Als diese wider Erwarten nicht sogleich zugriff, zog sie die Brauen hoch und ließ es zur Erde fallen.

„Auch gut," sagte sie, „wir entdecken hernach vielleicht ein besseres in meiner Garderobe. Vorerst aber muß ich meine Toilette beendigen. Sollten Ihre Gefühle Ihnen nicht gestatten, mir noch ferner dabei behilflich zu sein, so —" Sie machte Miene, die Hand nach der Schelle auszustrecken, allein Miß Fortescue trat mit leidvoller Miene wieder heran.

„Sie wissen, wie schwärmerisch ich Sie verehre —" begann sie im dumpfen Ton des Vorwurfs.

„Doch was zuviel ist, ist zuviel," vollendete die schöne Frau heiter. „Ich gebe Ihnen vollkommen recht, Forti. Trotzdem wäre es hübsch von Ihnen, wenn Sie mir um diese Tageszeit mitunter etwas zu gute halten wollten. Wer zwei Stunden lang an Darwins Blödsinn gewürgt hat, der darf für seine Reden nicht streng verantwortlich gemacht werden."

Wenn der grauen Jungfrau neben dem zärtlichen Diminutiv „Forti" noch etwas lieblich in die Ohren klang, so war es der verhüllte Tadel gegen die ihr jetzt, nun sie ihretwegen alle Tafelfreuden in Clyffe Court meiden mußte, mehr wie je verhaßte Marie

„Ach!" nickte sie, „das ist wahr — diese fürchterlichen Vorlesungen! Ja, ist's denn wirklich notwendig, daß Sie sich diese Quälerei Morgen für Morgen gefallen lassen?"

„Das dumme Geschöpf ist ja auf keine andere Weise zu halten!"

„Dann würde ich sie laufen lassen."

„Mir selbst zum Schaden?"

„Als ob sie Ihnen jemals Vorteil bringen würde."

„Oho! Soeben ist Miß Armitage dagewesen, seit acht Tagen kommt Mr. Vernon ins Haus — wem verdanke ich das?"

„Was Mr. Vernon betrifft," entgegnete die Fortescue mit einem bedeutsamen Lächeln, „der hätte auch ohne sie den Weg nach Clyffe Court gefunden. Jemand aus ihrer eigentlichen Familie zu einem Besuch zu veranlassen, ist ihr aber noch nicht gelungen — wird ihr nach allem, was ich heute gehört habe, auch voraussichtlich niemals gelingen."

„Und was haben Sie heute gehört?" fragte Mrs. Eagles, die Brauen runzelnd.

„Sie werden wieder böse werden," meinte die andere, sie ängstlich anblinzelnd.

„Gleichviel! Reden Sie!"

„Ja, aber —"

„Ich verlange, daß Sie reden!"

Die schöne Frau befahl es fußstampfend und weinerlichen Tones begann die Bedrängte: „Ich — habe mich ja selber schon so fürchterlich darüber geärgert, liebste Mrs. Eagles, Thränen der Wut habe ich geweint, als —"

„Zur Sache, die Einleitung schenke ich Ihnen!"

„Ein — bloßes Gerücht ist's nicht," stotterte die Fortescue, die Knochenfinger nervös in einander flechtend, „ach nein, ich habe es von einer guten Bekannten, die es wieder von einer Freundin hat, welche bei der Sitzung des Bazarkomitees zugegen war — ich spreche von dem Spezialkomite, das durch die adeligen Damen der Grafschaft gebildet wird, liebste Mrs. Eagles, denn wie Sie wissen werden, hat die Stadt Exeter die eine Hälfte der Verkaufsbuden übernommen, der Adel der Umgegend aber die andere."

„Ja, ich weiß — ich weiß! Nur weiter!"

„Nun also, das adelige Komite entdeckt gestern mit Schrecken, daß es eine Verkaufsstelle zu viel und eine Verkäuferin zu wenig zu seiner Disposition hat. Wie dem Uebelstand abzuhelfen sei, darüber wird lange vergeblich hin und her debattirt. Läßt man die betreffende Bude ganz weg, so verdirbt man das Straßenbild, überweist man sie den Stadtdamen, so stellt man sich ein Armutszeugnis aus

und so weiter. In die allgemeine Ratlosigkeit kommt plötzlich Mr. Sinclair hereingeschneit. Der läßt sich die brennende Frage vorlegen und meint, man solle sich doch nicht so exklusiv auf den Adel beschränken, die Klassen seien ja bei diesem Anlaß ohnehin bunt durch einander gemischt, die beste Bude der Stadt habe eine ehemalige Hökerin übernommen. Es komme in der Hauptsache auch ja nur darauf an, für die Witwen und Waisen der verunglückten Bergleute möglichst viel Geld zu machen. Wer dies am besten verstehe, sei die geeignetste Persönlichkeit. Und dann nennt er Ihren Namen."

„Den meinen?!"

„Ja."

„In der Voraussetzung, ich werde es verstehen, Geld zu machen. Was mag er sich dabei gedacht haben?"

„Daß Ihr Reichthum die Bude hübsch mit Waren füllen und Ihre Schönheit anziehend auf die Kauflustigen wirken werde."

„Ah so!" machte Mrs. Eagles, langsam den mißtrauischen Blick von der Sprecherin nehmend. Dann in sarkastischem Ton: „Der arme Mann wird wenig Glück gehabt haben mit seinem Vorschlag. Ich kann mir denken, daß ihm die entrüsteten Ausrufe nur so um den Kopf gepraselt sind."

„Es scheint so; kaum hatte er das Wort gesprochen, da schoß mit krebsrotem Gesicht Miß Delville von ihrem Stuhl in die Höhe und erklärte, sie werde ihre Mutter zu veranlassen suchen, die Verkaufsstelle zu übernehmen. Fünf Minuten vorher hatte sie versichert, Lady Garstons persönliche Mitwirkung bei der Sache sei ganz ausgeschlossen."

„Miß Delville?" stieß Mrs. Eagles durch die zusammengebissenen Zähne hervor. „Ist das nicht die vierschrötige Person, die mitunter in die Kirche von Doveton kommt? Eine Holzpuppenfigur, lächerlich bunt herausstaffirt?"

„Ganz richtig. Geschmack hat sie nicht."

„Meine Hausmädchen kleiden sich besser, aber sie hat ein adelig steifes Rückgrat und einen Blick . . . Wissen Sie, daß es mir immer gewesen ist, als verdanke ich dem Einfluß dieser Karikatur die vielen schwarzen Augeln bei der Balletage im vorigen Jahr, als ich in den Lawntennis-Klub aufgenommen zu werden wünschte?"

„Kann sein. Sie hat bei solchen Gelegenheiten immer das große Wort, aber ihre Tante, Mrs. Delville, pflegt auch nicht stumm zu sein. — Ja, ja, das sind so die liebenswürdigen Verwandten unserer teuren Prinzeß!"

„Das hochnasige Pack!" zischte Mrs. Eagles, die Hand zur Faust ballend. „Ich wollte, ich könnte es ihm heimzahlen!"

„Nun, wer weiß!" meinte Miß Fortescue mit einem schlauen Lächeln. „Wenn ein gewisser Jemand, der heute kommt, Ernst machte . . ."

„Und wäre er mir der gleichgültigste Mensch von der Welt, bloß um mich zu rächen, nehme ich ihn!" erklärte die Erboste.

„Uebrigens," rief die Fortescue, wie von einer plötzlichen Idee erfaßt, „er könnte Ihnen ja jetzt gleich zu einer Genugthuung verhelfen — dieser Jemand, von dem wir sprechen!"

„Wieso?" fragte Mrs. Eagles hastig.

„Indem er Ihnen eine andere Verkaufsstelle verschaffte."

„Ich denke, die letzte ist vergeben?!"

„Von seiten der Grafschaft — ja; aber in der Stadt könnten leicht noch welche disponibel sein."

„Meinen Sie," entgegnete die schöne Frau mit einem Blick der Entrüstung, „daß ich nach der Gesellschaft von Hökerinnen Verlangen trüge?!"

„O, es sind auch in der Stadt sehr vornehme Damen an dem Unternehmen beteiligt," beeilte sich die andere zu versichern, „des Bischofs Gemahlin zum Beispiel und die Frau des Dechanten, eine geborene Raleigh, außerdem noch Mrs. Sinclair, und viele andere! Ach nein, da befinden Sie sich doch im Irrtum, liebste Mrs. Eagles. Eine gewesene Hökerin — eine Lady Hate, ihr Mann machte sich als Bürgermeister um die Stadt verdient und ward dafür von der Königin geadelt — ist zwar unter der Gesellschaft, aber von einer Gesellschaft von Hökerinnen kann wahrhaftig nicht die Rede sein!"

„In der That," murmelte die Ueberraschte, „davon hatte ich keine Ahnung. Doch der Bazar ist Damensache. Was kann Mr. Vernon —"

„Liebste Mrs. Eagles, er hat sich ja gerade um diesen Bazar so unendlich verdient gemacht, hat Kostümbilder dazu entworfen, Straßenzüge, Baulichkeiten skizzirt, ist mit einem Wort der künstlerische Leiter des Ganzen. Daß man ihm einen Wunsch abschlagen würde, halte ich für ausgeschlossen."

„Forti," rief Mrs. Eagles mit plötzlich strahlendem Gesicht, „da haben Sie eine himmlische, eine göttliche Idee gehabt! Wenn diese Idee zur Ausführung kommt, dann sollen Sie, der kleinen Kröte zum Trotz, hier wieder frei ein und aus gehen, und ich schenke Ihnen — nun, das überlegen wir noch. Jetzt ist nicht Zeit, mein Gast könnte schon angelangt sein."

„Noch ist er nicht aus dem Park herausgetreten," versicherte die graue Jungfrau mit einem Blick ans dem Fenster.

„Gleichviel, ich muß hinunter. Adieu, Forti! Heute abend statten wir meiner Garderobe den bewußten Besuch ab!"

Forti hauchte mit verschämt gesenkten Lidern ihren Dank und fragte zaghaft, was mit dem schwarzen Kleid am Boden werden solle.

„Das lassen Sie entweder für Harris liegen, oder Sie stecken es in den Ofen — ganz nach Belieben," antwortete die schöne Frau, der Thür zueilend.

Auf der Schwelle aber wandte sie sich noch einmal um. „Wie sehe ich denn eigentlich aus?" fragte sie. „Steht mir der Anzug, oder steht er mir nicht?"

„Ach, bezaubernd," versicherte die Fortescue, den Kopf mit dem süßlich lächelnden Antlitz in verzückter Betrachtung von der rechten auf die linke Schulter legend. „Sie haben so etwas Duftiges, Zartes, Reines darin, so etwas — Bräutliches hätte ich bald gesagt!"

Belustigt auflachend, verließ die Bräutliche das Zimmer. Die Zurückbleibende ging, von einer Ottomane das Federbarett zu nehmen, das auf ihrem ältlichen Scheitel heute wie immer unbeschreibliche Wirkung that. Dann schlug sie den grauen Radmantel um sich.

Unschöne Kleidungsstücke, diese Radmäntel, ganz ohne Frage. Aus einer drallen Figur machen sie eine wandelnde Glocke, aus einer dürren einen Flaggenstock. Aber schäbige Toiletten und verschämte Einkäufe zu verdecken, Regenschirme durch Gemäldegalerien zu schmuggeln, sind sie unschätzbar. Das wußte niemand besser als Miß Fortescue. Sie ward eigentlich nur in den Hunddtagen ohne Radmantel gesehen. Auch heute kam ihr die verschwiegene Umhüllung hübsch zu statten.

Sie hob nämlich die elegante schwarze Robe vom Boden auf, betrachtete mit frendeschillernden Augen die kostbaren Spitzen, strich liebkosend über den seidenen Brusteinsatz hin, rollte die Herrlichkeit dann so eng wie möglich zusammen, schob sie unter den rechten Arm, knöpfte den diskreten grauen Freund bis auf den letzten Knopf zu und stelzte hinaus.

Es fehlte gerade noch, daß sie für Harris etwas liegen ließ.

XXII.

Als Jack Vernon, im Begriff, sich zum Lunch nach Clyffe Court zu begeben, durch seine Verandathür in den Garten trat, blieb er verwundert stehen. In einer Hängematte, die an die niedrigen Aeste einer Ulme geknüpft war, lag Alan Delville, eine Cigarre im Munde, ein Buch in der Hand, daß er aber weder zum Rauchen noch zum Schlafen kam, dafür trug Fräulein Uti Sorge. Diese bedächtige kleine Person war für den Moment zum Kobold geworden. Den Schalk in den Mienen, trippelte sie um den Ruhenden herum, titzelte ihm Hand oder Fuß, zwickte ihn jetzt am Ohrläppchen, dann am Haupt- oder Barthaar.

„Die Mücke, die dem Elefanten das Leben sauer macht," dachte Jack belustigt. Näher tretend begrüßte er den Jugendfreund, den er seit jenem Sonntag in Courtenay Hollow nicht gesehen hatte.

„Ein seltenes Vergnügen, das Du mir da machst," sagte er. „Schade nur, daß ich gerade heute verhindert bin —"

„Weiß schon," unterbrach ihn Alan heiterer, als es sonst seine Art war, „Du gehst, ‚Molly besuchen'. Wir haben auch für Molly bereits im Schweiße unseres Angesichts einen dicken Veilchenstrauß gepflückt, geben ihn Dir, nebst unserem Segen mit auf den Weg und werden uns bis zu Deiner Rückkehr die Zeit zu vertreiben wissen. Das Programm ist schon gemacht."

„Laß hören!"

„Wir werden zusammen speisen und dann an den Strand hinuntersteigen und Muscheln suchen, ganz kleine, zu einem Halsband für Molly — war's nicht so, Uti?"

Uti nickte bestätigend, und Jack lachte: „Ich sage es ja immer, Du bist zum gemütlichen Familienpapa geschaffen. Sieh nur zu, daß Du bald Deinen Beruf erfüllst!"

„Ich — und heiraten?" grollte Alan mit jäh verfinstertem Gesicht.

„Das Allerbeste, was Du thun könntest," versicherte Jack. „Doch den Punkt zu erörtern, ist jetzt nicht Zeit. Auf Wiedersehen heute abend! Wenn Uti es Dir zu bunt macht, so schicke sie in die Kinderstube."

„Nein, nein, Papa, das soll er nicht!" rief die Kleine erschrocken. „Ich will auch ganz artig sein."

„Ihn nicht mehr zupfen und zerren?" fragte Jack.

„Halt!" fuhr Alan ärgerlich dazwischen. „Nichte sie mir nicht noch in der Eile zur Zierpuppe her! Weißt Du, wie einem zu Mute ist, der, aus dem Sumpf kommend, sich in reinem Wasser badet? Genau so wird mir's in ihrer Nähe. Laß sie zupfen, zerren und thun, was sie will, mir ist von ihr alles recht."

„Aus dem Sumpf kommend?" wiederholte Jack lächelnd. „Kuriose Metapher! Ich gebe Dir gern zu, daß Garston Hall, dank Deinem Vater, nicht der Himmel auf Erden ist, aber in einem Sumpf und Pfuhl des Lasters sieht es am Ende doch noch anders aus."

Damit wollte er sich zum Gehen wenden, allein Uti hielt ihn am Rockzipfel fest.

„Papa," flüsterte sie, die Aermchen liebevoll zu ihm emporstreckend, „sei nur ganz ruhig, ich thue es nicht, ich quäle ihn nicht mehr und — Du hast auch Mollys Veilchen liegen lassen!"

„Richtig," bestätigte er. „Gib her denn!" Und als sie ihm den Strauß hinhielt: „Du hast wohl vergessen, daß in Clyffe Court noch eine Dame ist?"

„Nein, Papa," entgegnete das Kind, „ich weiß ganz gut, die Mama von Alice — aber die braucht keine."

Diese naive Entgegnung veranlaßte den düsteren Alan, so herzlich herauszulachen, daß die Hängematte ins Schaukeln geriet. Jack schien weniger belustigt zu sein. Ein leichtes Rot stieg ihm in die Schläfen, und in ernstem Ton sagte er:

„Du wirst doch niemand kränken wollen?"

Uti sah ihm kummervoll in die Augen, nahm dann den Strauß, löste mit widerstrebendem Händchen ein halbes Dutzend armseliger Veilchenknospen davon ab und seufzte, sie mißgünstig anblinzelnd: „Da, Papa! Die kannst Du ihr denn meinetwegen geben."

Alan lachte wieder, daß es schallte, Jack aber faßte mit ärgerlicher Miene den Strauß, teilte ihn in der Mitte und sagte, dem Kinde die beiden Hälften unter die Augen haltend:

„Sieh her! Das ist Gerechtigkeit!"

„Nein, Du Pedant!" rief Alan. „Die Gerechtigkeit war ganz auf ihrer Seite. Sie teilte genau nach dem Maß, das ihr Herz ihr gab."

Jack zuckte die Achseln und ging. Es schien ihm abgeschmackt genug, daß er sich von Uti die Laune hatte verderben lassen, allein Thatsache war es doch. Der offenbare Widerwillen, den das Kind seinem Vorschlag, einen Teil der Blumenspende der Herrin von Clyffe Court zu gute kommen zu lassen, entgegengebracht hatte, gereichte ihm zum Verdruß.

Uti's Sympathien und Antipathien waren nämlich von der Wiege an mit denen ihres Vaters gewesen. Als sie noch nicht sprechen gekonnt, hatte sie seinen Freunden schon zugejauchzt und vor seinen Feinden das Mäulchen verzogen. Und nun wollte sie von der schönen Frau, die er verehrte, auf einmal nichts wissen! Gegen ihre Liebkosungen verhielt sie sich ablehnend, und nebenbei hatte sie eine fatale Manier, jene, wenn sie sich von ihr unbemerkt glaubte, mißtrauisch aus den Augenwinkeln zu beobachten. Vorläufig nahm er sie auch nicht wieder mit nach Clyffe Court — das war abgemacht.

Aus der internationalen Kunstausstellung in Stuttgart: König Wilhelm II. von Württemberg.

Nach dem Gemälde von Rudolf Huthsteiner.

Digitized by Google

FIGURE 1.1.1 THE PRIMARY ARCH AT ELEPHANT ROCK, NEAR PORTRUSH, NORTHERN IRELAND

Jetzt natürlich schluchzte sie. Ihren Willen hatte sie ja nicht gehabt, und obendrein noch ihren Vater erzürnt. Der Tröster war übrigens zur Hand.

„Ach, laß nur sein! Komm, sei vernünftig und trockne Dir die Augen! Er hat's ja gar so bös nicht gemeint. Du sollst sehen, er gibt Molly den ganzen Busch." So drang es deutlich vernehmbar über die Mauer.

„Familienpapa oder nicht — von Kindererziehung versteht er genau so viel wie meine Dienstboten," dachte Jack bei sich. Dann hatte er das Ende des Wiesenpfads erreicht, und sich über ein Feldthor schwingend, sprang er auf die Straße. Als er diese bergansteigend eine Weile verfolgt hatte, kam ihm ein Pommwagen auer über den Weg gefahren. Aufblickend erkannte er die Insassen und sie ihn.

„Miß Armitage! Molly! Welche Ueberraschung!" rief er näbertretend, und eine der Damen nach der andern mit Händedruck begrüßend. „Die Reise soll wohl nach Lympstone gehen?" mutmaßte er, und gegen Marie gewandt, setzte er neckend hinzu: „Das nenne ich mir eine liebenswürdige Wirtin! Ladet mich zum Gabelfrühstück ein und nimmt dann vor ihrem Gast Reißaus. Nun kann ich mir also die Mühe sparen, nach Clyffe Court hinaufzusteigen?"

„Aber, Jack! Du wirst doch nicht?" rief sie erschrocken. „Ach, bitte, bitte, mach keine Thorheiten! Mrs. Eagles erwartet Dich ja."

(Fortsetzung folgt.)

Madame Vigée-Lebrun.

(Siehe die Abbildung Seite 521.)

Eine der interessantesten Erscheinungen in der europäischen Kunstwelt war zu Ende des vorigen und im Anfang dieses Jahrhunderts die Malerin Elisabeth Louise Vigée-Lebrun. Zu Paris am 16. April 1755 als Tochter des Portraitmalers Vigée geboren, erregte sie schon mit fünfzehn Jahren als Blumenmalerin Aufsehen und erhielt lukrative Aufträge. Die Ehe, welche sie mit dem Maler und Kunsthändler Lebrun einging, war unglücklich, doch fand sie Trost in der Ausübung ihrer Kunst, welche ihr hohen Ruhm und reiche Einnahmen brachte. Das von uns auf Seite 521 wiedergegebene Selbstporträt verschaffte ihr 1783 die Ernennung zum Mitgliede der Akademie. Hochgefeiert wegen ihrer Schönheit und Genialität — auch als Sängerin ragte sie hervor — machte sie ein großes Haus, in dem die hochgestellten und berühmten Personen gern verkehrten, bis der Sturm der Revolution hereinbrach. Sie begab sich ins Ausland und errang mit ihrer Kunst in Italien, Deutschland, Holland, Dänemark, England und Rußland große Triumphe; die Fürstenhöfe wetteiferten mit einander, ihr hohe Ehren zu beweisen. Des Wanderlebens müde, kehrte sie 1809 in ihre Heimat zurück und errichtete in Marly einen heiteren Musensitz, der auch nach den Kriegsstürmen wieder erblühte. Hier schrieb sie ihre „Lebenserinnerungen" und übte ihre Kunst noch bis in das 81. Lebensjahr aus. Sie starb am 30. März 1842. Neben etwa 200 Landschaften malte Madame Vigée-Lebrun gegen 700 Bildnisse, großenteils Portraits berühmter Personen, regierender Fürsten und ihrer Familienangehörigen. Aus diesem Grunde befinden sich die meisten ihrer Werke im Privatbesitz, doch enthält das Louvre in Paris eine größere Anzahl ihrer Schöpfungen.

König Wilhelm II. von Württemberg und sein Maler.

(Siehe die Abbildung Seite 524.)

Eine besondere Anziehungskraft übt auf der internationalen Kunstausstellung, die gegenwärtig in Stuttgart stattfindet, das Bildnis des Königs Wilhelm von Württemberg aus, gemalt von Rudolf Huthsteiner. Der Herrscher ist in großer Generalsuniform dargestellt, und ungeachtet aller Schwierigkeit, welche die Ausführung solcher Repräsentationsbilder dem Maler bereitet, ist es dem Künstler gelungen, der Figur eine ungezwungene Haltung und dem Antlitz neben dem Ausdruck der hohen Würde jenen Ausdruck edler Güte zu verleihen, welche den beiderseits Charakterzug des Monarchen bildet. Vorzüglich auch in der Farbengebung, übertrifft das Gemälde an Portraitähnlichkeit weit das von Vilma Parlaghi gemalte, ebenfalls auf der Stuttgarter Ausstellung befindliche Bildnis des Königs, und die württembergische Kunst mag stolz sein, daß sie auf diesem Gebiete der auswärtigen sich überlegen zeigt.

Rudolf Huthsteiner, der Schöpfer des Gemäldes, ist allerdings kein geborener Württemberger, aber doch seit beinahe zwei Jahrzehnten in Stuttgart ansässig. In Düsseldorf im Jahre 1855 geboren, erhielt er auf der dortigen Akademie seine künstlerische Ausbildung und war schon frühzeitig als Zeichner für die ersten illustrirten Journale Deutschlands thätig. Die zahlreichen Aufträge für diese hinderten ihn längere Zeit an der Pflege eigentlicher malerischer Aufgaben, und auch nachdem er 1878 nach Stuttgart übergesiedelt war, wirkte er jahrelang in der gleichen Weise. Im Portrat, das alsdann sein Hauptfach wurde, trat er zum erstenmale mit einem Bildnis August Lautermanns, des bekannten Reuter-Interpreten, vor die Oeffentlichkeit. Bald folgte eine große Anzahl Bildnisse von Persönlichkeiten aus den Stuttgarter Hof- und höheren Gesellschaftskreisen, und das im Jahre 1886 vom württembergischen Kunstgewerbeverein veranstaltete große Kostümfest veranlaßte die Herzoge Albrecht von Württemberg und Wilhelm von Urach wie andere Mitglieder der Hofgesellschaft, ihre Bildnisse im Kostüm des 16. Jahrhunderts von Huthsteiner anfertigen zu lassen. Der Künstler ist nun seit einer Reihe von Jahren ausschließlich als Portraitmaler thätig. Seine Bildnisse, die auch auf den großen Ausstellungen in München die wohlverdiente Anerkennung fanden, zeigen scharfe Charakterstudien, vornehme Auffassung wie großen malerischen Reiz und vereinigen breite, malerische Behandlung mit strenger Durchbildung der Form. Sie rechtfertigen vollkommen die große Beliebtheit, deren sich Huthsteiner als Portraitmaler erfreut. Der Künstler steht mit seinem Streben mitten in der modernen Kunstrichtung, ohne sich jedoch zu Extremen hinreißen zu lassen. Auch als Radirer war er mit Erfolg thätig, und von seinen größeren Arbeiten in dieser Technik ist besonders das 1884 im Auftrage des württembergischen Kunstvereins ausgeführte Vereinsblatt nach Pekelmanns berühmtem Gemälde „Im Leihhause" zu erwähnen.

Das von uns wiedergegebene Bildnis des Königs Wilhelm II. wurde im Auftrage des hohen Herrn gemalt und der Künstler mit einer Wiederholung des Gemäldes für die königlich württembergische Staatsgalerie betraut. Ein neues Werk Rudolf Huthsteiners — Portrait des Herzogs Philipp von Württemberg — durfte demnächst zur Vollendung gelangen.

Eine interessante Hochzeitsfeier in Kairo.

Den Berichten eines Augenzeugen nacherzählt

von

Th. von Bloeder.

Möchten Sie einmal etwas recht Originelles sehen — so ein Stückchen Zaubermelt aus ‚Tausend und eine Nacht?" fragte mich die liebenswürdige Baronin H., nachdem wir ungefähr acht Tage in Kairo waren und bereits angefangen hatten, die großen und kleinen Pyramiden — trotz aller schuldigen Hochachtung — ein wenig zu den altbackenen Dingen zu zählen. Ich mußte selbstverständlich ein ebenso erstaunt wie erwartungsvolles „Ja".

„Aber eine Bedingung ist dabei," sagte lächelnd die Baronin: „Das männliche Geschlecht wird freundlichst gebeten, zu Hause zu bleiben oder wenigstens sich in sehr erheblicher Entfernung zu halten!"

„Ich erlaubte mir, meinen Gatten mit einem kleinen ironischen Seitenblicke zu streifen; dieses Argument war ja ein herrliches Land! Während es in Germania bei jedem noch so unschuldigen Veranlagen gewöhnlich zu beißen pflegt: „Das ist nichts für Dich, mein liebes Kind, ganz unbedingt nur für uns Männer" — so schien man hier unter dem Zeichen des Halbmonds einer bedeutend weiteren Lebensauffassung zu huldigen. Mein mißbegieriges Interesse — nur Thoren vermöchten es „Neugierde" zu nennen — war mittlerweile bis zur Höhe der Pyramide von Gizeh emporgeklommen.

„Ach, liebe Baronin, erzählen Sie uns, bitte — was ist es denn?"

„Nichts mehr und nichts weniger," entgegnete diese, „als eine Einladung zu den Vermählungsfeierlichkeiten der Schwester des Khedive mit einem Prinzen türkischen Geblütes — eine Einladung, welche ich Ihnen mit Vergnügen verschaffen werde, falls Ihnen an dieser Schaupiel etwas gelegen ist, und" — ein abermaliger schalkhafter Seitenblick streifte meinen Gatten — „Ihr Herr Gemahl nichts dagegen einzuwenden hat!"

Ein nicht ganz verständliches Brummen tönte, und der Richtung des Tones kommend, zu uns herüber: „Wird auch der Mühe wert sein, sich diesen Mummenschanz aus der Nähe zu besehen; aber meinetwegen — ce que femme veut, Dieu le veut — und, Gott sei Dank, brauchen wir Herren ja nicht dabei zu sein!"

Ich tänzerte mich leise hinter meinem Taschentuch — eine diplomatische Form, um gewisse unpassende Veränderungen der Gesichtsmuskeln zu verbergen, dann aber waren meine Gedanken vollauf mit dem bevorstehenden Feste beschäftigt. Die uns Frauen in solchen Augenblicken am nächsten liegende Sorge — die Toilettenfrage — wurde bald zur allseitigen Zufriedenheit gelöst, indem die Baronin ein elegantes, hohes Seidenkleid als vollkommen conrathig für die betreffende Gelegenheit bezeichnete. Ueberhaupt wird den Fremden alles so bequem als möglich gemacht — keine lästigen Visitenkartenwechsel und Empfangsceremonien; wir hatten nichts, rein gar nichts zu thun, als auf die Einladungskarte zu warten, welche uns die Baronin zur rechten Zeit ins Haus zu senden versprochen hatte. Und wirklich! Schon nach wenigen Tagen hielt ich eine ganz nach europäischem Muster hergestellte mittelgroße, gedruckte Karte in der Hand und las auf derselben die folgenden Worte: „Par ordre de Son Altesse la Khédivah Mère, le Grand-Maître des Cérémonies du Khédive a l'honneur de prier Madame ..." (Hier konnte ich es mir nicht versagen, die Karte meinem Herrn und Gebieter möglichst nah unter die Augen zu halten): „Sieht Du, es ist wirklich nur von ‚Madame' die Rede, von ‚Monsieur' kein Sterbenswörtchen! Hier steht es vielmehr schwarz auf weiß: „de prier Madame de vouloir bien assister à la soirée qui sera donnée au Palais de Koubbeh, mercredi 8 janvier 1896, à 10 heures du soir, à l'occasion du mariage de S. A. la Princesse Nimat-Allah Hanem, soeur de S. A. le Khédive, avec S. A. le Prince Mohamed Hamil Pacha Toussoun." Weiter unten in Kleindruck die Bemerkung: „Les dames en robe montante", und: „Un train sera mis à la disposition des invités qui partira de la gare du Pont-el-Lemoun à 9 heures 45 du soir et de Koubbeh à minuit."

Da außer mir noch zwei bis drei andere befreundete Damen die gleiche Einladung erhalten hatten, so verabredeten wir uns, die Fahrt nach dem etwa eine halbe Stunde entfernten Palais Koubbeh in einem gemeinschaftlichen Wagen zu unternehmen, und erwarteten in fröhlicher Spannung das Herannahen des ereignisvollen 8. Januar.

Noch strahlender als sonst lachte die Sonne an diesem Tage über Kairo und lockte alles, was sich nur irgendwie bewegungsfähig zählte, schon am frühen Morgen aus den Federn heraus. Eine große Parade war angesetzt worden; nicht allein zur Feier der Vermählung, sondern auch um die dritte Wiederkehr des Krönungstages des Khedive festlich zu begehen. Auch dieses Schauspiel durften wir in der Chronik unserer Reiseerlebnisse nicht fehlen lassen, und unser guter Wille wurde insofern belohnt, als es uns trotz des gewaltigen Gedränges dennoch gelang, einen leidlichen Platz zu erobern, von dem aus wir das bunte, farbenprächtige Bild nach Herzenslust genießen konnten.

Aber was war das alles gegen die Märchenwunder, welche bei hereinbrechender Nacht unser harrten! Schon auf der Fahrt nach Schloß Koubbeh konnte man sich in die Illusion hineinträumen, als wäre man selber solch eine morgenländische Prinzessin aus königlichem Geblüt, welche, in purpurgeschmückte Kissen hingegossen, unter andachtsvollem Schauen der Menge ihrem heimatlichen Schlosse zufährt. Ueberall war unser Weg mit Guirlanden, Fahnen, Wappen und unzähligen bunten Laternen geschmückt, so daß die Augen rastlos und in steter Zerstreuung von einem Gegenstand zum andern schweifen mußten, dabei allerdings ihre europäische Abstammung nicht ganz verleugnen konnend, denn von dem träumerischen Anschauenlassen der echten Haremsdamen waren wir in diesen Augenblicken wohl himmelweit entfernt.

Fast zu früh nahte sich die Fahrt ihrem Ende; der Wagen hielt am Park von Koubbeh. Wir traten ein — staunend, geblendet von dem wundervollen Gesamtbilde, das sich dem Auge darbot! Denke man sich die ganze Schönheit einer üppigen südlichen, mit raffiniertem Geschick gehäuften und in künstlerische Harmonie der Farben und Töne gebrachten Vegetation, und zwischen all diesen majestätischen Palmen und malerischen Agaven hindurch leuchtend und flimmernd, wie ein unabsehbares Heer von kleinen Glühwürmern, eine geradezu unzählbare Anzahl von zierlichen, bunten Laternen. Bald eine engverschlungenere Kette bildend, bald zur Form einer Fontaine ruhte in die Lüfte gebaut, bald einzeln sich in den Zweigen wiegend, erfüllten sie den Park mit einem magischen, geheimnisvollen Zauberlicht. Ja, wirklich ein Märchen aus „Tausend und eine Nacht"!

Wir durchschritten die Glanze und gewahrten zwei von einander völlig getrennte Zelte, von denen das eine, wie man uns sagte, zum Souper für die Damen, das andere für die Herren bestimmt sei.

Ich vergaß bisher, zu erwähnen, daß unsere natürlichen Beschützer es sich nicht hatten nehmen lassen, uns wenigstens bis zur Pforte des Paradieses das Geleite zu geben; eine liebenswürdige Fürsorge, an welche ich, bei der großen Verachtung des „Mannesschutzes" natürlich zu glauben verpflichtet war, und da ich ohnehin keine Geistesverwandtschaft mit der heiligen Auxiliope in meinem Innern verspüre, so stieg ich, mit dem liebkichsten und glaubigsten aller Absichtslächeln auf den Lippen, die breite Marmortreppe zum verbotenen Paradiese — will sagen: Palais Koubbeh empor. Die Pforten öffneten sich — wir traten in einen geräumigen Saal. Sofort eilte eine Anzahl dienstbeflissener Sklavinnen herbei, die uns beim Ablegen unserer Sachen hilfreiche Hand leisteten. Sie trugen kurz und sonders dasselbe Kostüm: helle Turbane, lange, helle, an Schlafröcke erinnernde seidene Gewänder, und um den Hals irgend ein glänzendes Schmuckding.

Rings um uns her, in den unteren Räumen des Palastes, saßen bereits viele elegante Turkinnen in europäischer Tracht, alle unverschleiert, mit zum Teil anmutig jugendlichen, dunkeläugigen Gesichtern; sie ließen sich von einer „Ghawazy" etwas vortanzen, und den ganzen Abend hörte man bald hier bald dort die so weltbekannte, etwas eintönige arabische Musik.

Unsere dienstbaren Sklavinnen führten uns, nachdem sie unsere Sachen in Empfang genommen hatten, auf teppichbelegten Stufen in das obere Stockwerk hinauf, wo wiederum ein größerer Saal sich vor unseren Blicken öffnete und wo uns plötzlich in der dunklen Gegenwart von Khédivah Mère, sowie der jungen Gattin des regierenden Khedive befanden. Der sehr elegante, von einer seltsamen Menge durchzogene

Digitized by Google

Saal hatte vier größere Rundteile; in einem derselben war der in Weiß und Hellblau gehaltene Thron für die Braut errichtet; ein prunkvoller Sessel stand daselbst zu ihrem Empfange bereit, und im Hintergrunde erblickte ich einen großen Spiegel. Auf einem Sofa zur Rechten dieses Throns hatte die **Khédivah Mère**, auf einem zur Linken ihre Schwiegertochter Platz genommen; erstere rief uns ein freundlich bewillkommnendes: „Avancez, mes dames, avancez!“ entgegen und richtete nach erfolgter Vorstellung in fließendem Französisch einige begrüßende Worte an uns, während die jüngere, nur arabisch sprechende Khédivah sich mit einem freundlichen Neigen des Hauptes begnügte.

Wahrhaftig, man hätte mehr als zwei Augen haben mögen, um all den märchenhaften, wie von Aladins Wunderlampe beschienenen Glanz einigermaßen in sich aufzunehmen! Unmöglich aber ist es, die verschwenderische Pracht der Toiletten, das Blitzen und Funkeln kostbarer Edelsteine in geradezu unaussprechbarer Fülle mit dürren Worten auf dem Papier wiederzugeben. Die beiden außerordentlich gut aussehenden Khédivahs waren ganz nach europäischer Art gekleidet und frisirt, aber in durchaus übereuropäischer Art mit Brillanten besäet, besonders die jüngere; diese war in lichtrosa Atlas mit Gold gekleidet, während die — übrigens brillant konservirte — **Khédivah Mère** eine rot und weiße Toilette gewählt hatte; beide Damen schmückte der grand cordon mit Stern.

In raschem Szenenwechsel begann sich nun das Programm des Abends abzuspielen. Abermals von Sklavinnen in Empfang genommen, wurden wir, wohl als besondere Gunst, zu einer Besichtigung des Brautgemaches aufgefordert. Wir traten ein. Szenerie: Lohengrin, dritter Akt. Mit gebührender Bewunderung musterten wir das wundervolle Prunkbett, aus Gold und Lichtrosa hergestellt: Decke, Fußteppich, Schemel zum Besteigen des Bettes, alles dick mit Gold gestickt — das Kopfkissen, ein wahres Freenwerk aus weißer Seidengaze, mit den großen, goldgestickten Namen des Brautpaares geziert, kurz, ein abermaliger Märchentraum, wie ihn in unserem nüchternen Norden wohl höchstens ein König Ludwig zu ersinnen gewagt hätte, und auch das nur in einer besonderen Festtagsstimmung seiner bizarren Phantasie.

Seitwärts vom Bett bemerkte ich eine geheimnisvolle Truhe und auf derselben ein großes rosa Sammelsackel, wie alles andere reich mit Gold gestickt. Durfte ich es wagen, einen Blick hineinzuwerfen? „Was von der Minute ausgeschlagen, bringt keine Ewigkeit zurück,“ flüsterte die Stimme der Versucherin in mir, und — es war ja schließlich nur der Wissenschaft wegen — mit kühnem Griffe hatte ich das verschleierte Bild seiner schützenden Hülle beraubt. Diskretion müßte mich nun freilich zum verschleierten Bilde werden lassen. Aber was ich sah, war wieder so eigenartig elegant und schön, daß ich — abermals um der Wissenschaft willen — es doch nicht der Vergessenheit anheimgeben kann. Ein spinnwebenzartes, rosaseidenes Nachtgewand und ein ebensolches von weißer Seide zeigten sich meinen bewundernden Blicken; desgleichen ein hochelegantes Tagkleid und daneben zwei Schlafröcke, von denen der eine aus rosa Plüsch, der andere aus weißem Flanellstoff hergestellt war. Alles, wie man mir freundlich erklärte, Geschenke der Braut für ihren Bräutigam.

Mit wenigen Schritten hatten wir das Toilettenzimmer des letzteren erreicht, und auch hier funkelte alles von eitel Silber und Gold. Auf dem Toilettentisch lagen herrliche Brillantknöpfe, sowie dazu passende, vierteilige Manschettenknöpfe, auch dies Geschenke der liebenden Braut. Wie gut war es doch, daß den Herren der Schöpfung der Eintritt in dies Allerheiligste verjagt blieb — sie hätten sonst am Ende auf recht extravagante Ideen verfallen können. Die Ausstattung und das Ankleidezimmer der Braut bekamen wir dagegen leider nicht zu sehen — vielleicht aus denselben Klugheitsrücksichten!

Die Sklavinnen geleiteten uns nunmehr in den Thronsaal zurück und ruhten nicht eher, bis wir der **Khédivah Mère** unsern Dankesblick abgestattet hatten.

Zu dem Thronsalmmel, dem wir nun wieder gegenüberstanden, führte vom Eingang des Saales aus eine Art Allee von mächtigen Kandelabern hin, deren Ständer ganz mit Blumen umrankt waren; auf jedem Kandelaber befanden sich mindestens zwanzig lange Wachskerzen. Plötzlich hieß es, daß die Braut zu erscheinen im Begriffe stände, und man begann alsbald einen Weg zum Thronsessel für sie zu bahnen. Eine Anzahl Sklavinnen steckte, obgleich alles bereits taghell erleuchtet war, noch die Kerzen sämtlicher Kandelaber an. Während dieser Zeit wurden Konzertprogramme verteilt. In dem jetzt aufstrahlenden seenhaften Lichtermeere hielt die Königin des Tages, die junge Braut, ihren festlichen Einzug. Sie war erst vor vier Wochen vierzehn Jahre alt geworden, sah aber bereits wie eine Zwanzigjährige aus. Von zwei Sklavinnen geführt und zwei anderen gefolgt, durchschritt sie langsam den Saal, und zwei kleine Mädchen (vermutlich Prinzessinnen) trugen ihr die Schleppe. Das brautliche Kostüm bestand aus weißem Sammet, dicht mit Goldstickerei bedeckt; den Kopf schmückte ein hoher Brillantendiadem, von dem ein langer weißer Schleier, ebenfalls reich mit Gold gestickt, bis auf die Schleppe herniederwallte; zu beiden Seiten des Gesichts fiel ein dichtes Gewebe von Goldgaze in langen Enden herab. Die Züge der Braut waren ansprechend zu nennen, wenn auch diejenigen der Khédivah mir noch feiner erschienen. Auf dem Thron, neben man sie geleitet, blieb die junge Prinzessin nur kurze Zeit, vielleicht zehn Minuten, dann wurde sie, nach den Regeln des Hofzeremoniells, wieder in ihre eigenen Gemächer zurückgeleitet und kam nicht mehr zum Vorschein. Sobald, nachdem sie gegangen, löschte man die eben angesteckten Kerzen wieder aus, und einer eigenartigen Sitte zufolge bestieg nunmehr die ältere Khédivah den Thron, um mit vollen Händen kleine Goldmünzen unter die Damen zu werfen. Auf diesen Damenregen nicht genügend vorbereitet, vermochten wir leider auch nichts von demselben zu erhaschen; Baronin H. aber war so liebenswürdig, uns aus den Händen der **Khédivah Mère** noch einige der winzig kleinen Goldblättchen zu erbitten, welche nun wie das letzte Schaumgold einer märchenhaften Erinnerung in meinem Besitz zurückgeblieben sind.

Den Schluß des Abends bildete ein ziemlich international gefärbtes Konzert, bei welchem schwedische, ungarische, italienische und türkische Weisen mit einander abwechselten und sogar der „altdeutsche Liederverein“ nicht fehlte; alles ganz nach europäischem Muster und Geschmack. Nach bedeutetem musikalischen Genusse begaben wir uns in den Garten, um in dem bereits erwähnten Pavillon das Souper einzunehmen. Ein reich garnirtes Buffet, das sich, seinem Arrangement nach, ebenso gut im Schlosse zu Berlin hätte befinden können, wurde von Eunuchen und Sklavinnen bedient; während man sich so eine kleine Stärkung ganz gern gefallen ließ, hatte man noch einmal Zeit, sich das bunte, farbenprächtige Gesellschaftsbild zu bleibender Erinnerung einzuprägen. Unter den Prinzessinnen bemerkte ich einige sehr schöne und kostbar geschmückte Frauen, welche ihren kolossalen Brillantenreichtum so aktiös, ja manchmal geradezu ungeschickt trugen, daß er keine Wirkung verfehlt haben würde, wenn er nicht in so staunenerregender Quantität vorhanden gewesen wäre; selbst Kinder liefen bereits als kleine blitzende Sternschnuppen umher, und dies wurde meinem Töchterchen zu Hause, das auch schon mit Verständnis nach „goldigen Dingern“ greift, am Ende nicht übel gefallen haben.

Einmal erregte das Erscheinen dreier Musikanten unsere Heiterkeit; sie wurden als Centralbande eilig und heimlich mit verbundenen Augen durch Eunuchen in ein Nebengemach des Palastes geleitet, um von dort aus der unsichtbaren Damenwelt zum Tanze aufzuspielen. Zu einer angeregten Konversation hatten wir es an diesem Abend natürlich nicht gebracht, da wir einerseits dazu viel zu unbekannt waren und andererseits — in Ermanglung des „Volapük“ — wohl auch auf sprachliche Schwierigkeiten gestoßen wären. So begnügte man sich denn damit, einander hin und wieder mit jenem freundlichen Wohlwollen anzulächeln, welches eine vergnügte Feststimmung in die Blicke der Menschen zu zaubern pflegt.

Nach beendetem Souper abermaliger feierlicher Dankestusch, und bald darauf hatten sich die Pforten des Märchenlandes endgültig hinter uns geschlossen. Den Kopf erfüllt von bunten Bildern, rollten wir in schnellem Tempo dem nüchternen Alltagsleben wieder entgegen. Seltsame Gedanken und Fragen beschäftigten den Geist: Wie mochten alle jene Menschen, deren Gestalten soeben wie im bunten Kaleidoskop an uns vorübergezogen waren, in Wirklichkeit denken, fühlen, empfinden? War es eine von der unsern total verschiedene Welt, in der sie lebten? Schließlich gelangte ich zu der Schlußfolgerung, daß der Unterschied doch wohl hauptsächlich in der Tünchung des äußeren Scheins begründet liegt, während der Mensch im Grunde ja stets derselbe bleibt; derselbe in seinem Wünschen, Hoffen und Lieben, derselbe in seinem kleinen, ach, oft so winzig kleinen Menschentum!

Die Herren der Schöpfung hatten uns beim Einsteigen hilfreiche Hand geleistet — ein nicht zu leugnendes, erfreuliches Zeichen abendländischer Zivilisation. Unsere Gedanken waren jedoch noch zu sehr im Banne der Haremsfülle befangen, als daß wir uns im Parke von Koubbeh eine längere Unterhaltung mit dem stärkeren Geschlecht gestattet hätten. Erst im Hotel angelangt, erfreuten wir unsere ausscheidend gnädig gelaunten Führer mit einer genauen Beschreibung des originellen Festes. Hierbei stellte sich heraus, wie wenig unsere Herren und Gebieter von der ganzen Sache gesehn hatten. Ein leidlich gutes Buffet und ein mittelmäßiges Theater waren für sie die einzige Abwechslung des ganzen Festes gewesen. Wir bedauerten lebhaft, aber doch mit dem kleinen malitiösen Hintergedanken: „Warum sollten wir nicht auch einmal die Sahne von der Milch des Erdendaseins abschöpfen dürfen?“

Am nächsten Tage wurde die Braut in aller Frühe nach Schloß „Abdin“ gebracht, um von dort in feierlichem Zuge, mit Militärmusik, Vorreitern und Läufern, in vierspänniger Galawagenfahrt, nach Koubbeh eingeholt zu werden, wo nunmehr erst die eigentliche Trauungszeremonie stattfand. Fama behauptet, diese Zeremonie bestände darin, daß die Braut dicht verschleiert auf dem Thron Platz nimmt, der Bräutigam erscheint, den Schleier lüftet und — sie küßt. Wem fiele hier nicht beschämenderweise die Stelle aus Schillers „verschleiertem Bilde“ ein:

„Auf ewig
War jenes Lebens Heiterkeit dahin!
Ihn rief ein lieber Gram zum frühen Grabe!“

Zur Beruhigung meiner Leserinnen, bereite ich mich jedoch, hinzuzufügen, daß die Ehe dieses eben vermählten jungen Paares eine wirkliche Liebesheirat sein soll, um so mehr, als beide mit einander verwandt und infolge dessen auch schon lange persönlich bekannt sind. Am Tage nach der Trauung sah ich die junge Frau dicht verschleiert, ganz in Weiß, in das Schloß zurückkehren, wo sie voraussichtlich so lange Wohnung nehmen wird, bis das Palais, welches die **Khédivah Mère** ihr am Nil erbauen läßt, zum Bewohnen fertig gestellt ist. Zunächst aber sollte das junge Paar auf einer vom Prinzen Mohammed gemieteten Dahabije die Ufer des Nils hinauffahren, in ungestörtem tête-à-tête nur sich selbst und seiner jungen Liebe lebend — also eine regelrechte Hochzeitsreise, wie man sie sich nicht europäischer und zugleich stilvoller denken kann. So wäre ich denn am Ende meines wahrheitsgetreuen kleinen Berichtes angelangt und bitte, auf das phantastische Märchenerlebnis dankbar zurückblickend, abermals mit einem Gruß aus Schillers Gedichten:

„Zieh, holde Braut, mit unserm Segen,
Zieh hin auf Hymens Blumenwegen!“

Am Montefino.

(Siehe die Abbildung Seite 525.)

Unter den jüngeren Meistern der Marinemalerei steht Willy Hamacher in erster Reihe. In zahlreichen, in Gouache-, Tempera- und Oelfarben ausgeführten Gemälden, welche das Meer vorzugsweise im Zustande der wütenden Brandung um den Fuß steiler Uferklippen darstellen, hat er eine außerordentliche Schärfe der Naturbeobachtung bewiesen. Und ebenso eine bewundernswürdige Fähigkeit, das flüssige Element in seiner Transparenz, seinem blendenden Spiegelglanz, mit seinem weißen Schaum und Gischt, in seiner wilden Bewegtheit, seinem immer wechselnden Farbenspiel, desgleichen jene starren Felswände in Sonnenschein und in silberigen Nebeldust getaucht überzeugend zu schildern. Hamacher ist kein Sohn der Küstenländer. Das Brausen des Meeres hat des Knaben Ohr nicht umklungen, seine Kinderaugen haben sich nicht an der Pracht der wogenden Salzflut geweidet. Er ist zu Breslau am 10. Juli 1865 geboren. Sein Vater war der Geschichtsmaler Th. Hamacher, der auf ihn die Lust und das Talent zur bildenden Kunst vererbte. Nachdem Willy Hamacher das Gymnasium zu Breslau absolvirt hatte, besuchte er die dortige Kunstschule. Er setzte seine Studien auf der Akademie zu Düsseldorf fort, bis er 1889 nach Berlin übersiedelte, um unter der Leitung des trefflichen Meisters Hans Gude weiter zu arbeiten. Die nahe Ostsee und ihre Ufer boten ihm die Motive und Gegenstände für seine ersten selbständigen Bilder, von denen das von „Mönkgut auf Rügen“ (im Besitz des Museums zu Breslau) das bekannteste und hervorragendste ist. Aber von den Ufern der Ostsee zog es Hamacher mächtig zu den schönheitsvolleren felsigen Küsten Norditaliens, zur Riviera. In deren Schilderung und der des sie umbrandenden Meeres fand er sortan seine Lieblingsaufgabe. Ein solches Werk gibt die von uns veröffentlichte Abbildung wieder: „Am Montefino bei San Fruttuoso.“ Das mildblaue Meer umwogt schäumend den Fuß der steilen, kahlen Felsenmassen. Das Licht des beginnenden Tages gleich nach Sonnenaufgang bestrahlt von rechts her eben erst die höchsten Gipfel dieser Klippen mit zart rosigem Schein, während sich durch bläuliche Uferriffe halb aufgelöste Schatten noch über die dem Meere zugewendeten Flächen des Gesteins hinbreiten.

Liebesgeschenk.

(Siehe die farbige Abbildung Seite 529.)

Den Dank der schönen Signorina zu gewinnen, hätte es wahrlich nicht eines so kostbaren Angebindes bedurft, wie es ihr der junge Kavaliere dargebracht, aber welche Frau wäre gänzlich bar jener Eitelkeit, die gern mit prunkendem Schmuck den eigenen Reiz erhöht? Auch ist es nicht allein Eitelkeit, die an solchen flimmernden Spenden ihre Befriedigung findet, vielmehr erkennt der kluge Sinn der holden Weiblichkeit an der Art der Gabe, ob der Bräutigam auch wirklich bemüht gewesen ist, heimliche Wünsche zu erraten und damit die Freude über das Geschenk zu verdoppeln. An blinkendem Geschmeide hat es unserer Schönen wahrlich nicht gefehlt, denn sie ist die Tochter eines vornehmen Hauses, aber so viele Juwelen und Kleinodien auch ihr Schatzkästlein füllen, eines mangelte ihr noch: ein reicher Perlenschmuck, ebenbürtig jener Zier, deren ihre Freundinnen sich rühmen können. Daß er, dem sie Herz und Hand zugelobt, diesen stillen Wunsch erraten hatte, wie lieb von ihm, und wie mußte er die Erwartung noch weit zu übertreffen! Der erste Anblick der Freude nach Empfang der herrlichen Spende ist vorüber, und nun will sie sehen, wie der schmeichelnde Perlenglanz ihr zu Gesichte steht. Auch darum hat der galante Bräutigam gedacht und holt flugs den Spiegel herbei, daß sie nach Behagen sich und das Geschmeide bewundern möge. Ja, in diesem Augenblicke ist die Signorina ganz die lindische Evatochter, die an ihrem blinkenden Spiegelbilde höchstes Gefallen findet — aber nur noch einen Augenblick, und sie wird sich besinnen, welch süßen Lohnes der ritterliche Spender wert ist.

Deer Hunting. Drawn by Arthur Burdett Frost.

Elizabeth – her true love found, is a Victoria.

Frühlingstage in St. Surin.

Novelle

von

Johannes Richard zur Megede.

(Fortsetzung.)

Es kam eine sonderbare Zeit. Vormittags lächelte die warme Maisonne, und die Vögel sangen im Gesträuch, zu Mittag wirbelten dicke Schneeflocken sturmgepeitscht, und die Damen zitterten unter ihren englischen Pelzkragen am Kamin vor Frost. Trieb es der launenhafte Nichtsnutz April toll, so trieb es das Paar Thiesenhoff-Goetzen toller. Zumeist war sie unliebenswürdig und er unausstehlich. Sie chocirte es, wenn er schwieg, und er empörte sich, wenn sie lachte. Bald behandelte er die Algerierinnen mit so ausgesuchter Courtoisie, daß die anderen Damen den Verlobungskuchen schon im Geiste schmeckten — dann war sie so bestrickend liebenswürdig gegen den Hausherrn, daß sein gutes, rundes Ehegespons allseitig bedauert wurde und die Scheidung ordentlich in der Luft lag. Bald kroch er, die Mahlzeiten mißachtend, ganze Tage lang in den Bergen umher, oder er aß wenig und trank viel und umgekehrt, was bei ihr eine unnatürliche Fröhlichkeit und damit abwechselnd Migräne im Gefolge hatte. Freilich gab es auch spärliche Lichtblicke. Dann konnten sie stundenlang deutsch sprechen, eine Sprache, die sie erst jetzt gelernt zu haben schienen, obwohl es doch beider Muttersprache war.

Ein geschwätziges Stubenmädchen wollte gesehen haben, wie er auf dem Korridor Margarete von Thiesenhoffs Hut lange angestarrt und darauf liebevoll gestreichelt habe; am hellen Tage habe er ein „M. v. T." gezeichnetes Taschentuch im Wohnzimmer aufgehoben und heimlich zu sich gesteckt. Das stand aber im schärfsten Widerspruch zu der Thatsache, daß er am Abend mit der Dame einen ernstlichen Streit, einer Lappalie wegen, vom Zaun gebrochen hatte und als ruchloser Egoist und Weiberhasser dagestanden war. Kurz, man sah den ganz unbegreiflichen Eclat voraus. Und in vertraulicher Mitternachtsstunde beriet das Kerkermeisterpaar ernstlich, wer eigentlich von beiden der wertvollere Gefangene und mit allen Mitteln zu halten sei, welche Entscheidung wiederum schwierig, da beide einen großen Kredit bei Glaß in Vevey besaßen und Monatsrechnungen mit der Geringschätzung reicher Leute behandelten und bezahlten. Wo das hinausgehen würde, wußten die beiden Störenfriede zurzeit auch nicht.

Eines Morgens — es war in der Karwoche — erwachte Goetzen mit dem festen Entschlusse, zu reisen. Er that das auch überall kund mit der unhöflichen Begründung, daß er der Schweiz, der Einsamkeit und weiblicher Laune völlig überdrüssig sei. Fräulein von Thiesenhoff wünschte ihm mit zuckenden Lippen und in empörend kaltem Ton dazu Glück. Sie selbst werde vermutlich noch recht lange bleiben. Die Folge war ein kurzer, persönlicher Streit, der in einem Gemisch von Französisch und Deutsch ausgefochten wurde, ein Beweis, daß die Gemüter aufs äußerste erhitzt und logischen Vorstellungen schwer zugänglich waren.

Goetzen wollte unwiderruflich am dritten Ostertage reisen. Um den scheidenden Gast zu ehren, wurde eine Tagespartie der Pension nach Chillon verabredet und der Vorschlag auch von „Höchstdenselben", wie sich die „Russin" ironisch ausdrückte, gnädig aufgenommen.

Das Chillioner Fest sollte am Ostersonntag sein. Der Schweizer Himmel schien sehr erfreut über den demnächstigen Abgang des „Parisers". Nie hatte das tiefblaue, wolkenlose Firmament so strahlend geleuchtet, nie die Sonne über die Weinberge und Bergwälder huben, die Kastanienhaine und Felskolosse drüben so zauberisch herniedergelächelt, wie an jenem Apriltage. Die jungen Damen waren in hellen Sommerkleidern und vollführten auf der weißen, staubenden Chaussee nach Vevey ein fröhliches Geschwätz, wie ein Starenschwarm auf einem Lindenbaume. Die „Russin" trug sich schwarz und raffinirt einfach, wie gewöhnlich; sie war kalt und in sich gekehrt, in ihren grauen Augen glänzte der eisige Strahl des Hochmutes heute viel stärker, als das erwärmende Feuer der Herzensgüte. Neben ihr ging Goetzen. Warum er sich so lange seinen Ausgehanzug überlegt? — Ihm selbst unklar. Sollte er heute den Vollblutpariser zeigen — ein Dandy unauslöschlichen Angedenkens. Sollte er den fahrenden Künstler markiren mit Sammetjacke und Schlapphut — abgeschmackte Idee! Oder die feine Mischung beider, das Parfüm des Salons und der Genialität zugleich? Der sichere Blick für die passende Aeußerlichkeit war ihm hier in der Wildnis abhanden gekommen. Heimlich tastete er beim Ankleiden nach der Stelle, wo Alltagsleute ihr Herz haben. Das dumme Ding schlug unregelmäßig und erwartungsvoll wie einem jungen Mädchen vor dem Tanzstundenball, der ihm den heißersehnten Erfolg bringen soll. Dieser Vergleich ärgerte ihn. „Erfolg? — Für wen — und vor wem? Pah!" Und mit Bedacht wählte er einen grauen Lodenanzug, der ihm sehr schlecht stand.

War diese Wahl nun der Grund, oder war er bereits eine gefallene Größe — die Jugend schritt ihn, ging paarweise in vertraulichem Flüstergespräch. Und es war nicht Absicht, daß er gerade an Margarete von Thiesenhoffs Seite schritt.

Sie sprachen nicht. Er zischte eine leichtsinnige Melodie durch die Zähne; sie schlug mit ihrem Sonnenschirm nach den gelben Frühlingsblüten, welche über eine Gartenmauer zu ihnen herabhingen.

„Daß mir der Abschied von St. Surin so leicht wird, hätte ich eigentlich kaum gedacht!" Er sagte es deutsch, hart — um etwas möglichst Verletzendes zu sagen.

„Und sie haben es doch recht gut hier gehabt, Herr Doktor!" erwiderte sie spitz.

„Ganz gewiß. Bezahlt man wenig, hat man's schlecht, bezahlt man viel, hat man's gut. So ist's überall — auch in der freien Schweiz."

Sie empörte sich.

„Das haben die guten, harmlosen Menschen um Sie nicht verdient. Wenn Sie aus Paris zu dem Zwecke hierher gekommen sind, allem und jedem das Gift einer verdorbenen Weltanschauung einzuimpfen, so haben Sie bei mir, Gott sei Dank! kein Glück."

„Mir schon recht! Doch lernen Sie, meine Gnädigste, vielleicht auch noch Ihren Gott erkennen und schreiben mir eine lehrreiche Abhandlung über den Unwert von Pensionsgefühlen."

Die Folge dieses Schlußsatzes war, daß sie die andere Chausseeseite wählte und er sich jetzt damit beschäftigte, mit seinem Olivenstock die Frühlingsblumen zu attakiren.

In Vevey bestieg die Gesellschaft den Dampfer. Es war der später zu so trauriger Berühmtheit gelangte „Montblanc".

Goetzen hatte es sich auf dem Radkasten bequem gemacht, paffte eine exquisite Import mit großer Verachtung und blickte wie gebannt über die weite, blaue, ganz leicht gekräuselte Seefläche nach der Savoyer Seite, anscheinend mit seinen Falkenaugen in die winzig kleinen Ortschaften des Südufers dringend, den schwachen Dampfstreifen der drüben vorüberrollenden Lokomotive scharf kontrollirend. Der aufmerksame Beobachter hätte aber die Erfahrung machen können, daß unser Freund ganz einfach ins Blaue starrte und keinen Sinn weder für die französischen Dörfer, den französischen Erntezug noch die pittoreske, graue, starre Felswelt mit ihren Schrunden und Spalten besaß. Nein, Goetzen sah ganz einfach nach der französischen Seite, weil Margarete von Thiesenhoff nach der schweizerischen sah. Doch — entweder hatte ein böser Zauberer sie beide hypnotisirt oder eine unfreiwillige Herzenstelegraphie war zwischen ihnen im Gange — die wenigen Male, wo sie sich umblickten, thaten sie es zur selben Sekunde. Ihr graues Auge glitt dann kalt-hochmütig an ihm vorüber, und sein dunkles hatte einen eigenen, feindlichen Glanz. Dem Weltmann war es sehr unbehaglich zu Sinne. Er glich auf ein Haar einem Kämpfer, dem ein halbwüchsiger Bursch einen vergifteten Pfeil ins Herz gesandt hat. Goetzen hatte seinen Pfeil, von zarter, weißer Hand geschnellt, doch treffsicher wie kein zweiter. Konnte es überhaupt noch einen zweiten, hinterlistigeren, tödlicheren geben als diesen, der mit Widerhaken, teuflischem Gift und scharfem Aetzstoff versehen war? Ihn herauszuziehen war ebenso gefährlich, wie ihn stecken lassen. Beides bedeutete das Ende.

Doch es geschehen noch Wunder! — Es war zwei Uhr, als die Pension zu Territet wieder festen Boden betrat. Die alte Sonne meinte es sehr gut. Und deshalb erschien das alte, graue Feudalschloß Chillon mit seinen verwitterten Mauern, seinen uralten Ziegeldächern, seinen plumpen Türmen der rotwangigen Damenschar nicht wie der grauenvolle Kerker, der es einst war, sondern wie ein Ort lauschiger Kühle und geheimnisvoller Träumerei. Mit wenig Ehrfurcht und einem angenehmen Schauder tänzelten sie kichernd durch die alten Hofgänge, die düstere Burgkapelle, den Bankettsaal mit seinem Riesenkamin und seinen verblichenen Wandmalereien, wo man die gewaltthätigen Feudalherren auch jetzt noch im Geiste sehr wohl sehen konnte, wie sie zechten und sich für manche finstere That schadlos hielten. Sie hatten auch ein neugieriges Interesse für die Folterkammer und ihren Hauch des Schreckens, für die oubliettes, die verschwiegenen Kerker, wo nach dem Gefallen der Herzöge von Savoyen die politisch Verdächtigen lange Jahre schmachteten oder unter einer klug verborgenen Fallthür auf Nimmerwiederkehr in der moderigen Tiefe verschwanden. So leicht die Jugend auch diese düstern Eindrücke aufnahm und verwischte, so begrüßten doch alle die luftig-hellen Gemächer der Herzogin mit einem Gefühl der Befreiung aus mittelalterlichen Banden.

Die Jugend war weitergeeilt. Nur Hans Goetzen und Margarete von Thiesenhoff weilten noch in dem hohen, alten Gemache. Sie standen am Bogenfenster, Schulter an Schulter — traumverloren, stumm. Unter ihnen nagte leise plätschernd die blaue Seewelle am Fels. Kreischende Möwen schossen über die klare, tiefe Flut. Im roten Sonnengolde glänzten die glitzernden Eisspitzen der Dent du midi, und über die altersgrauen Felsriesen des Savoyer Ufers glitten flimmernde Lichter.

Sie atmete tief. Wie im Selbstgespräch sagte er langsam:

„Warum log ich vorhin? — Der Abschied vom See wird mir schwer, bitter schwer — schwerer noch der Abschied von Ihnen."

Eine dunkle Blutwelle stieg ihr vom feinen, weißen Hals nach Wange und Schläfe bis zum schimmernden Blondhaar. In dem Augenblicke fanden sich ihre Augen und versenkten sich in einander in verhaltener leidenschaftlicher Glut. Dann wandte sie sich ab.

An der Thür klirrte der Führer ungeduldig mit dem Schlüsselbund. Sie gingen. Goetzen folgte ihrer leichten Gestalt langsam, sinnend, wie ein Nachtwandler, den Blick nach innen.

Als sie zum Bonivardkerker kamen, warteten die anderen ungeduldig.

„Wir werden uns schon wiederfinden. Meinetwegen nur keine Gêne!" wehrte er ab. Der Führer ließ die beiden einen Augenblick allein.

Sie studirte die bunten Lichtreflexe, die auf dem Felsgrund des Gefängnisses tanzten; er schlug mit dem Stock an die dicke Kerkermauer, daß es durch den dämmerigen Raum dumpf hallte. An der Säule, wo Bonivard angeschmiedet gewesen war und in den langen Jahren der Gefangenschaft den stumm-beredten Pfad in den harten Felsboden mit bloßem Fuße getreten hatte, fanden sie sich wieder zusammen. Und kam ihnen nun im Gedenken dieses Unglücklichen, der fast ein Menschenalter das Licht der Freiheit und das Wunder der Liebe inmitten dieser unvergleichlichen Natur entbehrt hatte, der leidenschaftliche Wunsch nach gemeinsamem Glück, nach Liebe, oder drückte die Einsamkeit, der Schauer des Ortes so auf ihre Nerven, daß nur der Mensch den Menschen suchte? — Er flüsterte einige Worte — und ergriff ihre Hand — und küßte leise ihren süßen Mund. Sie aber ließ es geschehen.

Es wird ewig ein wunder Punkt in dem guten Herzen der rundlichen Pensionsmutter sein, daß sie gerade in dem Moment hereintrat, wo sich dies alles bereits vollzogen. Wohl mich bei ihrem Anblick Margarete ganz unmotivirt einen Schritt zurück, und der Doktor tragte eifrig am Namen Byrons — vielsagend genug für das Sperberauge einer Frau — aber was nützte das, da sie die verdammenswerte Scene nicht selbst beobachtet hatte? Darum lächelte sie harmlos und erinnerte an den Kaffee, den man auf der Höhe von Glion zu trinken beschlossen.

Am andern Tage erhielt Goetzen einen Brief aus Berlin und machte der Kerkermeisterin die geschäftliche Mitteilung, daß sein Pariser Arzt ihm eben noch längeren Landaufenthalt vorgeschrieben habe. Die Pension war angenehm überrascht. Im Schlafzimmer des Ehepaars aber fand bis spät in die Nacht eine flüsternde Aussprache statt, in der die Russin bald als Heilige, bald als Verworfene figurirte, je nach der wechselnden Ansicht, ob es sich um eine richtige heimliche Verlobung oder eine leichtfertige Liebelei gehandelt habe.

In Wahrheit waren sie ordnungsmäßig heimlich verlobt und wie richtige Verliebte bald unsagbar glücklich, bald unsagbar traurig. Daß sie die goldenen Ringe vorläufig noch in einer geheimen Falte des Portemonnaies bewahrten, hatte seinen Grund darin, daß ihnen dieses heimliche Glück sehr süß und die Neugier der Pension sehr interessant war. Denn naturgemäß war etwas von der schrecklichen Wahrheit durchgesickert. Oder die Kerkermeisterin hätte kein Weib sein müssen! — Nun sind schon gewöhnliche Sterbliche als Verliebte ihrer Umgebung teils komisch, teils widerwärtig — aber erst Weltleute, denen die Pose sonst alles war! Sie sprachen nur deutsch, was unhöflich der fremden Gesellschaft gegenüber; sie liebten nur Spaziergänge zu zweien, was frivol; sie hatten für die harmlosesten Dinge eine Art zu lächeln, sich anzusehen, die Unbeteiligten albern und taktlos zugleich erschien. Kurz, sie waren auf dem besten Wege, die Sympathien der Wohlgesinnten zu verlieren, und die einst so glänzenden Sterne der Pension verblaßten unheimlich rasch. Und diese Heimlichthuerei! Zwanzig rosige Ohrmuscheln waren allabendlich gespannt an das Thürschloß gepreßt, wenn sie noch einmal über den Korridor in das Rauchzimmer huschte, wo er allein saß, ihres Gutenachtkusses gewärtig. Und keine Romantik! Wenn es eine Mesalliance, ein Gimpelfang oder etwas Aehnliches gewesen wäre, wie interessant! So waren sie beide reich, beide aus tadelloser Familie, und ihr adeliges Wappen wurde durch sein Doktordiplom und seinen Schriftstellernamen völlig aufgewogen. Das einzig Tröstliche bei der Affaire war die Möglichkeit, daß es vielleicht doch nur ein Verhältnis sein könne.

Das Paar merkte natürlich von dem allem nichts. Sie zankten sich heftig um nichts und küßten sich leidenschaftlich um nichts. Goetzen hatte seiner Margarete das Wesen des „kleinen Ehrenworts" beigebracht. Sein Bruch mußte unverzüglich mit einem Kuß bezahlt werden. Es ist schmerzlich zu berichten, daß der untadelige Corpsstudent dieses Ehrenwort schrecklich leichtsinnig gab und noch leichtsinniger brach. Aber auch sie wurde einigemale bei einem solchen Wortbruch ertappt, wo sie es bequem hätte vermeiden können.

Es ist eine traurige, doch unbestrittene Wahrheit, daß in den menschlichen Dingen der Wechsel das eigentlich Dauernde ist. Wenn die Sonne genug geschienen hat, regnet es.

Die Verliebten hatten eine treffliche Idee: sie wollten zum Weißen Sonntag das Pensionat zu einer Dampferfahrt nach Genf und darauf folgendem Diner einladen. Bei der Gelegenheit sollte die Verlobung verkündet werden. Mit Verschwörergeschick hatten sie es auch dahin gebracht, daß jeder diesen Tag sich freihielt und doch nichts ahnte.

„Ich glaube, daß sie sich freuen werden und uns unser Glück gönnen. Im Grunde sind es doch gutherzige Geschöpfe."

„Reine Spur! Aergern werden sie sich!" replizirte sie mit ihrer klugen Frauenlogik. „Wie urplötzlich Dir alterm Skeptiker der Glaube an die Menschheit und die Frauen gekommen ist!"

Das wurde Samstag abend gesprochen. Er lachte vergnügt und freute sich der Wandlung. Verliebter Thor! Wem der Zweifel so tief im Blut sitzt wie dir, der verliert ihn nicht durch einen Blick in ein paar kluge, gute, geliebte Augen! Der morgende Tag wird dich schon auf die Probe stellen.

Ein grauer Tag. Grau lag der See. Feiner Sprühregen rieselte durch die dunstige, schwere Luft. Mißfarbene Wolken zogen tief lastend an den Felssätteln der Savoyer Alpen vorüber. Die scharfen Spitzen blickten mißmutig aus zerrissenem Nebelschleier. Die ganze Natur erfüllte eine drückende Schwermut. Aber die Sonnenstrahlen des Glücks drangen trotz der drohenden Wolkenburgen, der bleiernen Landschaftsstimmung in Goetzens liebendes Herz und wärmten es. Wenn es auch mit dem großen Ausflug nichts war, bei einem Ausfluge sollte es doch bleiben. Im Grunde behagte es ihm auch besser so. Sie beide allein, glücklich, wie eingehüllt durch die dunstgesättigte Einsamkeit des Tages. Darum pfiff er beim Anziehen ein lustiges Kommerslied. — Das Stubenmädchen klopfte.

„Fräulein von Thiesenhoff lassen den Herrn Doktor einen Augenblick bitten — aber sobald als irgend möglich."

Auch kühle Weltmenschen haben zuweilen Ahnungen. Und Goetzen wußte bestimmt, daß etwas Unangenehmes in der Luft lag.

Im Eßzimmer fand er die Geliebte allein — mit Regenmantel, Hut und Schirm — reisefertig. Ihr bleiches Gesicht verriet niedergekämpfte Aufregung. Sie hielt ein geöffnetes Telegramm in der Hand.

„Aus der Partie wird nichts!" rief sie ihm erregt entgegen.

„Und was schadet das? — Wir begeben uns dann allein auf die Wanderschaft, mein Liebling."

Sie küßte ihn kalt, flüchtig. Er sah sie fragend an. „Sei nicht böse, Schatz, wenn ich Dich heute allein lasse. Ich muß nach Genf — und das sofort. — Wer weiß, ob ich abends noch zurückkommen kann ..."

„Ich gehe mit."

„Unmöglich! — Es ist eine schreckliche Angelegenheit, die ich ja kommen sah. Ich kann Dir nichts mitteilen, wenigstens jetzt nicht, heute nicht."

Liebevoll schlang er seinen Arm um ihre Taille und sagte weich:

„Hab doch Vertrauen zu mir, Schatz! Wenn Dich etwas drückt, quält — es trägt sich leichter zu zweien. — Und wie wir stehen!"

Sie machte sich los.

„Aber ich kann nicht, darf nicht. Später, wenn wir verheiratet sind, alles — alles!"

Er räusperte sich und sah sie scharf an.

„Und warum jetzt nicht?"

„Weil ich mich schäme. — Es ist eine so häßliche Geschichte! Und nicht einmal meine Angelegenheit allein." Auf einmal umschlang sie ihn leidenschaftlich. „Ich habe Dich so lieb, mein Einziger — aber quäl mich jetzt nicht mit Mißtrauen. Glaub mir, es ist nichts, was sich zwischen uns stellen könnte."

„Ganz, wie Du willst." Es kam aus einer trockenen, zugeschnürten Kehle.

„Adieu, Hans."

„Adieu." — Und ihr heißer, leidenschaftlicher Mund ruhte im Abschiedskusse auf einem kalten, herbe zusammengepreßten Lippenpaar.

Lange stand noch Goetzen da und starrte auf die Stelle, die sie soeben verlassen.

„Ich alter Thor! — Natürlich ist's die alte Liebe, mit der noch abgerechnet werden muß. Daß ein Fuchs wie ich noch in ein so schlecht gestelltes Eisen gehen muß! — Aber warte!"

Bei Tisch war Goetzen von einer so tollen, nervösen Fröhlichkeit, daß sich die rundliche Pensionsmutter baß verwunderte.

„Ich möchte nachmittags noch etwas nach Monteur, mir die Dudelei im Kurhause anhören. Wann geht doch der Zug?"

Die gute Frau trug ihm darauf den ganzen Fahrplan vor und konstatirte auch, daß zu gleicher Zeit der Schnellzug nach Genf sich mit dem andern in St. Surin kreuze.

Es war nun von dem Doktor sehr hinterlistig, daß er eine Stunde später mit besagtem Genfer Schnellzug wortkarg, finsterblickend durch den jetzt herniederströmenden Regen wie in einem schlimmen Fiebertraum dahinfuhr. Sein Plan war gemacht. Er wußte, in welchem Hotel Margarete früher abgestiegen war. Dorthin wollte er. Wenn ihm das Glück hold, war sie auch jetzt da. Rasch schritt er über den feuchtglänzenden Seequai zu dem vornehmen Gasthof. Der alte Portier stand würdig in der Einfahrt.

„Auf ein Wort, mein Lieber. Ist heute hier eine junge Dame gewesen, so und so angezogen ..." Und er unterstützte das Gedächtnis des biederen Mannes durch einen halben Napoleon.

Der Portier zwinkerte ihm diskret zu.

„Ja wohl. Ich erinnere mich genau. Sie ging zu einem Herrn, der gestern nacht bei uns abgestiegen ist. Ein feiner Herr — nicht gerade jung, aber vornehm, sehr vornehm!" — Plötzlich faßte er Goetzen beim Arm. „Sehen Sie dort — dort!"

Auf dem gegenüberliegenden Trottoir ging ein Paar Arm in Arm unter einem Regenschirm. Margarete erkannte er sofort. Auch der Reisemantel des hochgewachsenen Mannes zur Rechten däuchte ihm bekannt. Sein Gesicht vermochte er nicht zu sehen. Goetzen bekam einen Schwindelanfall, und die Zähne klappten ihm zusammen. Doch rasch ermannte er sich. Sein erster Impuls war gewesen, ihnen nachzueilen — aber der Weltmann von Takt und Ueberlegung hatte genug gesehen; zum Spion fehlte ihm Anlage und Neigung.

„Soll ich den Herrschaften vielleicht etwas bestellen?" fragte dienstbeflissig der Portier.

„Wenn sie fragen sollte, sagen Sie der Dame, ein Bekannter aus der Heimat lasse bestens gratuliren."

Als Goetzen am Abend vom Bahnhof zum Dorf emporstieg, peitschte ihm ein eisiger Regenschauer das Gesicht. Er merkte es kaum. Die Leute schauten ihm verwundert nach, weil er den Schirm ungeöffnet in der Hand trug und den glänzenden Cylinder den klatschenden Tropfen gedankenlos preisgab. Die alte, ausgetretene Treppe zum Pfarrhaus, an den trübe blinkenden Kirchenfenstern vorbei, ging er mit dem müden, schwerfälligen Schritt eines gebrochenen Menschen.

Als die Hausglocke ertönte, mußte er sich zusammennehmen, daß ihm das „Guten Abend" nicht in der Kehle stecken blieb.

„O Gott, Herr Doktor zu Fuß von Montreux in dem Wetter! Schnell eine Tasse Thee, Klara! Das Fräulein ist eben auch aus Genf zurück."

Goetzen nickte. Das wußte er genau genug. Sie hatte mit ihm, ohne es zu wissen, Coupé an Coupé gesessen. Und wenn während der Fahrt der See unten brandete und rauschte, hatte er den frommen Wunsch gehabt, die tückischen Wasser möchten den Damm unterspülen, auf daß eine entsetzliche Eisenbahnkatastrophe das Ende brächte — ihm, dem gläubigen Thoren, das freiwillige, ersehnte, ihr der Verräterin das unerwünschte, gerechte.

Und wie er sich jetzt in das kindische Spiel der Pensionsgesellschaft mischte, bedurfte es seiner ganzen Selbstbeherrschung, des eisernen Zwanges der konventionellen Lüge, welcher den Todeskampf in ein starres Lächeln und den Schrei der Verzweiflung in nervöses Auflachen wandelt. Goetzen war immer ein guter Komödiant gewesen. Heute übertraf er sich selbst! Nie hatte er eleganter französisch geplaudert, geistreicher gewitzelt — nie mit feinerer, eisigerer Höflichkeit die eine behandelt, die neben ihm vergebens mit brennendem Auge das seine suchte. Die Ratte raste über den Tisch, die Pensionärinnen lachten wie toll. Wer konnte ahnen, daß der Lustigste unter ihnen mit dem Leben, mit der Liebe völlig abgeschlossen hatte. Völlig? — Niemals hatte Goetzen ein öderes, schrecklicheres Gefühl unentrinnbarer Leere gepackt als zu dieser Stunde. Doch der Mann von Welt stirbt, wenn es denn gestorben sein muß, auf seinem Posten und mit Anstand. Der Posten ist das Niveau der Gesellschaft — der Anstand die kalte Selbstbeherrschung auch im verzweifelten Moment. Darum fragte er plötzlich leichthin auf deutsch:

„Nun, gut amüsirt in Genf? — Angelegenheit aufs angenehmste erledigt? — Der Mohr hat seine Schuldigkeit gethan, kann gehen. — Armer Mohr!"

Sie erwiderte ohne Verständnis für seine Anspielung:

„Mohr? — Ich verstehe nicht. — Was hat er mit Genf und mir zu thun?"

„Dann will ich mich deutlicher ausdrücken," meinte er höhnisch. „Ist die alte Liebe abgelohnt? Auf deutsch: Hat der Herr im hellen Reisemantel, mit dem Du heute zwischen vier und fünf am Seequai Arm in Arm auf und ab gingst, sich bereit erklärt, mir seine Stelle bei Dir abzutreten? Und wenn — was hat es an Geld oder Versprechungen Dir gekostet, ihn so weit zu bringen?"

(Schluß folgt.)

Havelfischer.

Von den Quellen der Havel bis zur Elbe.

Von

A. Trinius.

Mit Abbildungen von Willy Stöwer.

VI.

Von Werder bis Brandenburg.

Gleich hinter Werder entfaltet die Havel wieder ihre inselstädtische Breite. Schiffe kommen und gehen; Fischerboote kreuzen über den Strom, und mit Netz und Reuse zieht der Fischer heim zu der rohrgedeckten Hutte seines Strandwerkes. Vor uns schwingt sich die langgestreckte Eisenbahnbrücke (Berlin-Magdeburg) über die Havel. Der Brückenwächter sitzt drohen auf der Brüstung und starrt träumend auf die glitzernden Schaumwellen, die wie helle Nixenleiber unser Schiff umspielen. Dörfer und Wälder ziehen an uns vorüber, dann plötzlich scheint sich die gewaltige Wasserfläche zu teilen. Doch es scheint nur so. Was von rechts in spitzeckiger Breite heranrauscht kommt, ist die Wublitz, die Havel jetzt sich links in wundersamen Krümmungen und Ausbuchtungen dort, eine Stunde weiter aufwärts verbindet ein Kanal Wublitz und Havel. Die so geschaffene Insel mit mehreren Dörfern heißt der Töplitzer Werder.

Ein Stück die Wublitz aufwärts schimmert aus alten Bäumen das sagenumsponnene Herrenhaus von Marquardt hervor. Marquardt hat seine nächtlich umgehenden Geister, aber auch seine Geschichte, die einen charakteristischen Beitrag zu der Regierungsperiode des Königs Friedrich Wilhelm II. liefert. Hier in Marquardt wohnte während des Sommers der General von Bischofswerder, einer der einflußreichsten Günstlinge des Monarchen. Was sich hier in dem verschwiegenen Park damals abgespielt haben mag, wie man mit Hilfe geheimnisvoller Geisterkraft den König immer tiefer in die Netze verstrickte, das enthalten nur zum Teil die Memoiren und Chroniken jener Zeit. Damals erhob sich auch noch im Park inmitten eines Dickichts von Akazien eine maurische Blaue Grotte, aus Lavasteinen hergestellt. Dorthin führte man den König zu den Sitzungen der Rosenkreuzer. Leiser Gesang ertönte, und seltsame Stimmen erhoben sich und kündeten Vergangenheit und Zukunft.

An dem Dorfe Phöben vorbei nahern wir uns, die Havel hinab gleitend, dem freundlichen Orte Paretz. Felder Wiesen, von Blumen übersät, wechseln mit weiten, im Sommerwinde wogenden Aehrenfeldern. Lerchengesang klingt vom Lande her, hie und da steht ein Hirt am Ufer und blickt unserm Boot nach, während seine Rinderherde gemächlich sich am grünen Gelande anreiht. Und nun ist Paretz erreicht. Dort drüben liegt der Park, unter dessen schattenden Bäumen sich das Schlößchen versteckt, das einst so viel ungetrübtes, sonniges Glück umschloß, ehe der lorsische Wetterberer in Preußen einbrach. Das ist die Dorfstraße, in der einst Luise, die glückliche Gemahlin des schlichten Königs Friedrich Wilhelm III., als „gnädige Frau von Paretz“ mit ihren Kindern so gern lustwandelte, umjubelt von der Dorfjugend, verehrt und geliebt von den Alten. In eines Preußen Ohr hat Paretz einen ganz guten Klang.

Als einfacher Gutsherr weilte hier der König am liebsten mit seiner Luise. Das höfische Leben, das Fernsein vom Hofe mit seinen strengeren Formen und Pflichten that dem schlichten Sinne des Königs wohl. Hier konnte man noch auf Leiterwagen hinaus in die Felder fahren; hier drehte man sich im Reigen beim Erntefest; das helle Lachen, die fröhlichen Augen, alles das waren Dinge, welche aller Hofglanz nicht aufwiegen konnte. Da kam der Krieg. Dunkle Wolken hatten schon vorher das Unheil verkündet — nun brach es herein. Man mußte fliehen. Erschütternd war die Stunde, in welcher Luise dann nach Jahren zurückkehrte, Abschied von ihrem Paretz zu nehmen, das ihr einst die ernsten, schönsten Stunden gegeben hatte. Eine Tafel über dem Pförtchen, durch welches sie Paretz für immer verließ, erinnert an jenen Tag. Die Inschrift zeigt ein L und die Worte: „Den 20. Mai 1810“. Zwei Monate später war Luise tot. Preußens vielgeprüfte Königin war der tückischen Krankheit erlegen. Das Volk sprach, sie sei am gebrochenen Herzen gestorben. Friedrich Wilhelm III. ist später noch manchmal nach Paretz gekommen, dann aber meistens allein. Er wollte das Angedenken an seine Luise hier pflegen. Im Herbst 1839 war er wohl das letztemal dort; am 7. Juni 1840 starb er. Paretz kam an den Thronfolger, von diesem als Schatullengut an „unsern Fritz“, den späteren Kaiser Friedrich. Unter diesem leutseligen Fürsten sah das Dorf noch einmal den alten Glanz, die einstige harmlose Festlichkeit einkehren. Alle zwei Jahre ward der Geburtstag des Schloßherrn festlich begangen. Die Knaben wurden mit der Uniform des 24. Landwehrregiments bekleidet, die Mädchen empfingen neue russisch-grüne Litewkakleider. Heute ist Paretz nur noch eine Reliquie. Schloß und Park stehen vereinsamt, aber dieses Schweigen redet auch seine eigene, tief die Seele rührende Sprache.

Von Paretz aus, an Retzin vorüber, wendet sich die Havel in kurzen Schlangenlinien nach Westen und erreicht in ungefähr zwei Stunden die alte, ehrwürdige Altstadt Brandenburg, deren Türme uns schon längst aus der Ferne begrüßt haben, noch überragt von dem prächtigen Denkmale, welches zur Erinnerung an die drei letzten Könige heute den Marienberg krönt. Längs der hölzernen Bollwerke und malerischen Brücken liegen Lastschiffe, deren bunte Wimpel fröhlich flattern; an Gärten, Stegen, Badehütten, Pfahlbündeln, aufgespannten Netzen und Hausfronten, unbesucht und unerkannt, geht's entlang, dann steigen wir aus und halten Einzug in die geschichtlich wie architektonisch gleich denkwürdige und anziehende Stadt, die für Geschichtsforscher und Baukünstler noch immer eine Fundgrube des Studiums und der künstlerischen Anregung bedeutet.

Uralt ist Brandenburg, das wendische Brennabor (Waldberg). Von ihr empfing die Mark Brandenburg den Namen, welche das Stammland der preußischen Monarchie werden sollte. Stadt Brandenburg, die einstige brandenburgische Hauptstadt, war bereits unter wendischer Herrschaft ein

Dom zu Brandenburg.

wichtiger und strategisch wichtiger Punkt. Der Wendenstamm der Hevelle saß hier, trefflich in der Burg durch das Sumpf- und Wassergebiet, das sich ringsum breitete, geschützt. Aber auch nur das immer mehr nach Osten vordrängende Christentum war Brennabor ein begehrenswerter Platz, überaus wichtig für die Kolonisation und Ausbreitung der göttlichen Lehre. Denn hoch oben auf dem weit vor Gegend beherrschenden Marienberge — damals Harlungen Berg geheißen — lag eine der bedeutsamsten und geheiligten wendischen Kultstätten, dort stand im Schatten breitwipfeliger Eichen, gemeinhaft anzuschauen, das furchtbare Bildnis des dreiköpfigen Götzen Triglaff, und die ausgehöhlten Opfersteine zu seinen Füßen erzählten, wie viel Menschenblut man hier der dräuenden Gottheit dargebracht hatte.

Immer war es das Bemühen der deutschen Kaiser, diese wendische Hochburg an der Havel zu behaupten, aber was Kaiser und Kirche unter Kampf und Opfern aufgebaut, zerstörten die haßerfüllten Wenden immer wieder. Erst unter dem waffenstarken Markgrafen Albrecht dem Bären konnte das Christum aufs neue errichtet werden, nachdem in der dreitägigen Schlacht bei Schildhorn das Los der Wenden für immer entschieden war. Dies geschah im Jahre 1157. Sieben Jahre zuvor war bereits der in Brandenburg residierende Wendenfürst Pribislaw nebst seiner Gemahlin Petrussa zum Christentum übergetreten. Das Bildnis des Triglaff auf dem Berge

Dom zu Brandenburg.

war in den Staub gestürzt und ein Kirchlein, der Mutter Gottes geweiht, an dessen Stelle erbaut worden. In dem ältesten Teil der Stadt, einer von Ufer- und Oberhavel umflossenen Insel, entstand jetzt in der Nähe der Burg der herrliche Dom mit dem Stift. Brandenburg wuchs an Größe und Ansehen. Schon 1286 finden wir daselbst einen Schöppenstuhl. Als der falsche Waldemar plötzlich auftauchte, huldigten die Bürger dem Betrüger. Am 12. Juli 1412 hielt Burggraf Friedrich von Nürnberg seinen Einzug in Brandenburg. Der erste Hohenzoller auf märkischem Boden ahnte gewiß nicht, welche Aufgabe noch einmal seinem Geschlecht in diesem Lande bevorstand, daß es dereinst dazu berufen sein würde, die deutsche Kaiserkrone sich aufs Haupt zu setzen, und daß in der öden, ausgelegenen Mark sich des neuen Kaiserreichs Hauptstadt schimmernd erheben sollte.

Der Kurfürst Joachim I. war es, welcher Brandenburg zu seines Landes Kur- und Hauptstadt machte. Unter seinem Nachfolger Joachim II. ward mit der Aufhebung der Klöster auch dem Pactum Brandenburg ein Ende gemacht. Und so verblich allmälich der Glanz, welcher einstens die alte Stadt an der Havel umstrahlt hatte. Berlin, weit jünger als Brandenburg, ward Residenz der Hohenzollern, Potsdam diente fortan zum sommerlichen Aufenthalt. Eine Reihe Jagdschlösser und Seewerfte entstanden außerdem an anderen Orten — Brandenburg war vergessen. Es war aus der Reihe der Residenzen gestrichen und mußte aus der Ferne zuschauen, wie aus der Königsstadt Berlin eine Kaiser- und Weltstadt erblühte. Aber Brandenburg war lebenszähig genug, um in eigener Kraft weiter empor zu streben. Heute ist es eine gegen 38000 Einwohner zählende, überaus rührige Handels- und Fabrikstadt, deren Bedeutung gerade durch die günstige Lage zwischen Berlin

Denkmal auf dem Marienberge zu Brandenburg.

und Magdeburg und durch die gesteigerten Verkehrsmittel zur Geltung gelangt.

Die kräftige Ringmauer, welche einst die Stadt Brandenburg außer dem breiten Wassergürtel umschloß, ist im Laufe der Zeit zum Teil gefallen. Nur hie und da zeigt sich noch ein Stück hinter Gebüsch und Baumkronen. Aber dafür finden wir doch noch ein paar interessante Thore und Wartttürme mit hübsch glasirten Ziegelsteinmustern. Die Wälle sind in köstliche Promenaden umgewandelt, in deren Rosdorndüften an Frühlingsabenden die Nachtigallen singen. Aus der Zeit des doppelten Gemeinwesens rühren auch noch die beiden Rathäuser her. Das Altstädter Rathaus ist ein entzückender, hochgiebeliger, getürmter Ziegelbau, eine Perle der Architektur, während das Rathaus der Neustadt ein nüchterner Putzkalkbau ist. Dafür prangt vor diesem Rathaus das Wahrzeichen Brandenburgs, das acht Ellen hohe Steinbild des Roland, dessen Haupt eine Mooskrone trägt.

Unter den acht Kirchen, welche Brandenburg mit Stolz sein Eigen nennt, bildet der Dom den Glanzpunkt. Die unter dem Hochaltar befindliche unterirdische Krypta stammt noch aus dem elften oder zwölften Jahrhundert, der eigentliche Dom St. Peter Pauli ist ein Werk aus dem ersten Drittel des vierzehnten Jahrhunderts. Zweiundzwanzig Stufen führen aus dem Kirchschiffe hinan zum Hochaltar, der im Halbkreise die prächtig gotischen Chorstühle der Domherren zeigt. Ueber dem Hochaltar selbst prangt der schöne, aus dem Kloster Lehnin herüber gekommene Altarschrein, dessen wundervolle Flügelbilder wahrscheinlich ein Werk Grunewalds sind, eines der besten Schüler Dürers, während man bisher diese Malereien Dürer selbst oder Lukas Cranach zuschrieb.

Außer dem reichen Schmuck, den das Gotteshaus aufweist, besitzt es noch eine Sammlung seltener und kostbarer Schätze, Meßgewänder, Altardecken, Nonnenschleier, einen Rittermantel des Schwanenordens, ebenso die wunderbarsten Kuriositäten, unter denen Goliaths Keule nicht die letzte Rolle spielt.

Unter den übrigen Gotteshäusern ist St. Godhard insofern von Bedeutung, als dieser an sich schlichte Bau eine Stiftung des wendischen Fürsten Pribislaw, in seiner Weise noch zum Teil aus jener heidnischen Zeit stammt. Im St. Petri fesselt das überaus feine Netzgewölbe, in St. Pauli der von 1308 bis 1317 erbaute Kreuzgang, der in Verbindung mit der Fülle hier angebrachter Leichensteine, dem Gerank von Blättern und Blüten den ganzen Zauber mittelalterlicher Romantik weckt. St. Katharinen ist ein Meisterstück gotischer Baukunst; ebenso sind das hier befindliche Taufbecken wie der figurenreiche mächtige Altarschrein sehenswert. Auch sonst bietet Brandenburg in seinen Straßen, seinen Kirchhöfen, der entzückenden Lage am blauen Havelstrome eine Fülle des Schönen und Anregenden.

Unser letzter Besuch gilt dem Marienberge. An der Johanniskirche und Realschule vorüber steigen wir zum Gipfel hinan. Ein mächtiges Denkmal erhebt sich heute hier, den tapferen Söhnen der Mark Brandenburg gewidmet. Albrecht der Bär, Burggraf Friedrich von Nürnberg, der große Kurfürst und Kaiser Wilhelm I. stehen in übermenschlicher Gestalt an den vier Seiten. Von hier aus schweift der Blick über die im Grün der Garten hingelagerte Stadt, über Dörfer, Seen und die einsamen Wälder, in denen sich das Kloster Lehnin versteckt, über den blitzenden, buchtenreichen, von Segelschiffen belebten Havelstrom.

Otto der Fröhliche und der „Pfaff von Kahlenberg".

Von

Albrecht Graf Wickenburg.

„Höre, Wigand," sprach Otto der Fröhliche einst,
„Du hast alle Scham wohl verloren,
Daß Du so schäbig zur Tafel erscheinst,
Und weder gekämmt noch geschoren!
Und vollends Dein Schuhwerk — o Jammer und Graus!
Das ist die wahrhaftige Schande:
Da gucken die Zehlein zum Fenster heraus,
Da klaffen die Sohlen am Rande!"

„Herr Herzog," meint Wigand, „Ihr habt's wohl nicht schwer,
Für Euch sorgen Ritter und Knappen —
Mein Pfründlein ist mager, mein Beutel ist leer,
Mein Marstall sind Schusterlein Rappen.
Und sind sie zerschunden und abstrapazirt,
Ich darf nicht viel darnach fragen,
Und wenn mir ein Näpplein ein Eisen verliert,
Umsonst wird mir's keiner beschlagen."

Da schmunzelt der Herzog: „Was ist da zu thun?
Ich gab Dir den kärglichen Bolzen.
So ist's denn auch billig, ich laß Dich beschuhn
Auf landesfürstliche Kosten.
Nun, führ Deine Rappen zum richtigen Schmied
Und sag ihm, ich hätt' es geheißen;
Er mach Dir die Sohlen so stark und solid,
Daß sie Dir nimmer zerreißen."

Flugs hat sich Herr Wigand von dannen getrollt
Und thät sich zum Goldschmied verfügen:
„Da mach Er zwei Sohlen von lauterstem Gold,
Darf jede ein Pfündlein wiegen!"
Bald saß er vorm Herzog behaglich und breit
Und wies ihm die funkelnden Sohlen:
„Ich meine, die halten in Ewigkeit,
Wie's Eure Hoheit befohlen!"

Herr Otto, der immer der Fröhliche war,
Der hat sich vor Lachen geschüttelt,
Und war er geloppt, blieb eines doch klar:
An Fürstenwort wird nicht gerüttelt!
Auch dacht' er: „Ich schätze den Schelm zu gering,
Ich muß ihn wohl höher besolden,
Er weiß doch wahrhaftig das lederne Ding
Mit seinem Humor zu vergolden!"

Die Hochzeitsfestlichkeiten in Coburg.

(Hierzu die Abbildung Seite 533.)

Festesfrohe Tage sah wieder einmal das altertümliche, höfisch inmitten der Thüringer Berge und Waldungen gelegene Coburg in seinen Mauern — Fahnen und Banner allüberall, Guirlanden und Kränze an den Häuserfronten entlang, daß darunter fast die altersgrauen Gemäuer verschwanden, und mit hingebungsvollem Wetteifer suchten alle Schichten der Bevölkerung ihre Anteilnahme an den Freudenfeste der herzoglichen Familie zu zeigen, deren dritte Tochter, Prinzessin Alexandra, vom Erbprinzen Ernst zu Hohenlohe-Langenburg zum Altar geführt werden sollte.

Schon mehrmals hatte die Residenzstadt der Stadt Gelegenheit gehabt, ihre enge Zugehörigkeit zur Persönlichkeit Herzog Alfreds und seiner Familie zu beweisen, das letztemal vor zwei Jahren, als sich Großherzog Ernst Ludwig von Hessen mit der zweiten Tochter des herzoglichen Paares, Prinzessin Victoria, vermählte. Und wie damals, so war auch jetzt ganz Coburg auf das engste an der Feier beteiligt, obgleich derselben der offizielle Charakter fehlte und sie sich mehr im Kreise der fürstlichen Familie abspielte.

Dem intimeren Charakter des Festes entsprechend, hatte man von größeren Lustbarkeiten abgesehen und nur einen Hofball veranstaltet, der in den Räumen des herzoglichen Residenzschlosses, der Ehrenburg, ebenso glänzend wie behaglich verlief und dessen prächtiges Gelingen in erster Linie dem neuen Oberhofmarschall, Herrn von Schön, zu danken war.

Der Kaiser und die Kaiserin langten noch am Abend des nächsten Tages, eines Sonntages, an; sie hatten sich jeden offiziellen Empfang verbeten, deito jubelnder aber fiel der „nichtoffizielle" aus, den Coburgs Einwohner und die zahlreich aus den nahen Ortschaften herbeigeströmte Bevölkerung dem Herrscherpaare bereiteten. Der Kaiser war in einer so frohgelaunten Stimmung, wie man sie sonst selten an ihm zu beobachten Gelegenheit hat, und seine ersten Worte, die er freudigen Tones an die ihn bewillkommnende Herzogin richtete, waren: „Welch eine große Freude, wieder unter euch zu weilen!" Er bewahrheitete sie auch an den beiden nächsten Tagen, die er mit seiner Gemahlin, welche Coburg bisher noch nicht gekannt, in der schönen thüringischen Residenz verlebte.

Die Vermählung fand am Vormittage des 20. April in der einen Teil des Residenzschlosses bildenden Hofkirche statt, nachdem unmittelbar vorher durch den Staatsminister von Strenge die standesamtliche Verbindung geschlossen worden war. Würziger Tannenduft erfüllte das im Barockstil ausgeschmückte Innere des Gotteshauses, denn unzählige Guirlanden aus frischem Tannengrün wanden sich um Säulen und Galerien und rankten sich auch um den Altar, während in den Nischen blühende Pflanzen einen prächtigen Schmuck bildeten und hohe Palmen ihre fächerartigen Blätter ausbreiteten. Schon von der zehnten Morgenstunde an füllte sich die Kirche mit einer erlesenen Gesellschaft. Kammerherren wiesen den einzelnen Gruppen ihre Plätze an und hielten in der Mitte den Gang für die Fürstlichkeiten frei, für die dicht vor dem Altar mehrere Reihen von Fauteuils aufgestellt waren. Vor dem Altar standen die Geistlichen, rechts und links von ihnen die Freundinnen der Braut.

Dröhnend verkündete die Schloßuhr die elfte Stunde, gedämpftes Orgelspiel erklang, und in dasselbe mischte sich in tönenden Schwingungen der Glockengruß sämtlicher Kirchen der Stadt, während gleichzeitig das verhaltene Plaudern der Anwesenden verstummte und unter dem Vortritt der Kammerherren und des Oberhofmarschalls der fürstliche Zug nahte. Eröffnet wurde derselbe durch Herzog Alfred und die Kaiserin, welche eine kostbare goldbrokatne Toilette mit goldenem Spitzenbehang angelegt hatte. Eine doppelte Diamantenkette umwand den Hals, und ein Diadem von gleichen Edelsteinen zierte das Haupt. Der Kaiser, in der Uniform der ersten Gardedragoner, deren Regiment seiner Großmutter, der Königin von England, führte die Herzogin, die ein prachtvolles Gewand aus goldduchwirkter, gelblich schimmernder Seide mit reichlichem Diamantenschmuck gewählt hatte und gleichfalls ein juwelenbesätes Diamantdiadem im Haare trug. Die übrigen Fürstlichkeiten schlossen sich an, die Herren meist in preußischen Uniformen, so der Großherzog von Hessen, der Erbprinz Alfred, Prinz Ferdinand von Rumänien, Erbprinz von Reuß jüngere Linie, Prinz Max von Baden und der Herzog von York (Sohn des Prinzen von Wales), während der Großfürst Paul von Rußland, der jüngste Bruder der Herzogin, die bekanntlich eine Tochter Kaiser Alexanders II. ist, als russischer Gardekürassier und Prinz Philipp von Coburg als österreichischer Dragoner erschienen waren. Die fürstlichen Damen hatten abwechslungsreiche, meist hellkleidene Toiletten bevorzugt, die Großfürstin Wladimir, Gemahlin des ältesten Bruders der Herzogin, eine pfirsichfarbene Atlasrobe mit goldenen Stickereien, die Erbprinzessin Charlotte von Meiningen ein hellgrünes Gewand mit dunkelgrünen Seidenstickereien, die Herzogin von York ein zartes Lila mit weißen Spitzen, die Prinzessin Ferdinand von Rumänien Himmelblau mit zarten Spitzen, die Großherzogin von Hessen lichtes Grün, die Erbprinzessin von Reuß gleichfalls, die zierliche Prinzessin Feodora von Sachsen-Meiningen Weiß mit rosa Besatz, die Fürstin zu Hohenlohe, die Mutter des Bräutigams, Violett mit goldenen Spitzen.

Nachdem sich die Fürstlichkeiten vor dem Altar aufgestellt hatten, erschien, geleitet von seinem Vater, der die Uniform eines preußischen Generals der Kavallerie trug, der Bräutigam, Erbprinz Ernst zu Hohenlohe, in der Uniform der zweiten Gardedragoner, worauf Herzog Alfred seine in holder Jugendfrische und Schönheit erblühte bräutliche Tochter zum Altar führte. Die Robe der Prinzessin Alexandra, aus moirirtem weißen Sammet mit silberartigem Faltenwurf, wies in Gold und Silber ausgeführte Stickereien von Orange- und Myrtenblüten, die durch Perlenketten mit einander verbunden waren, auf. Diesem Paar folgte in duftigem Weiß die zwölfjährige Prinzessin Beatrix, die jüngste Schwester

der Braut, mit einem Strauß aus Myrten und weißem Flieder. Seitlich der Braut nahm ihr Vater, Herzog Alfred, seitlich des Bräutigams dessen Vater, der Fürst zu Hohenlohe-Langenburg, Platz, und die feierliche Handlung begann.

Auf einen Gesang des Kirchenchors folgte die Rede des Generalsuperintendenten von Müller, der warm und eindrucksvoll sprach und mehrfach auf das innige Familienleben des herzoglichen Paares Bezug nahm. Derselbe Geistliche vollzog nach einer von seinen Amtsbrüdern erfolgten Verlesung von Bibelstellen und einem Gesang des Kirchenchors die Trauung; während des Ringwechsels krachten die Geschütze der Feste ihre eherne Stimme erschallen, und leises Orgelspiel begleitete die von den drei Geistlichen vollzogene Weihe der Ehe, wobei das Brautpaar, wie auch bei dem folgenden Vaterunser und dem Segen, niederkniete. Der Herzog schloß seine Tochter und deren Gatten mehrmals in die Arme und küßte sie, ebenso die Frau Herzogin und der Kaiser; die Kaiserin umarmte ergriffen die nunmehrige Erbprinzessin zu Hohenlohe, und von gleicher Herzlichkeit waren die Beglückwünschungen der übrigen Herrschaften. Der fürstliche Zug verließ hierauf die Kirche, die stimmungsvolle Feier war zu Ende.

Paul Lindenberg.

Moderne Bühneneinrichtungen.

Von

Fred Hood.

Der folgenschwere Brand des Wiener Ringtheaters am 8. Dezember 1881 zeitigte eine große Reihe sicherheitspolizeilicher Gesetze, welche für den Theaterbau eine einschneidende Bedeutung gewannen, insbesondere aber zu einer vollständigen Umgestaltung des gesamten Bühnenapparats führten. Da in den alten Theatergebäuden, welche den Polizeibestimmungen nicht mehr genügten, sehr umfangreiche und kostspielige Umbauarbeiten erforderlich wurden und man doch wohl oder übel zugleich den modernen Ansprüchen an scenische Effekte Rechnung tragen mußte, versah man die Bühne auch mit neuen Maschinen und Vorrichtungen, welche sie zur Darstellung eines wirkungsvollen Bühnenbildes geeignet machen. Es sind seitdem aber auch eine große Reihe neuer Theater gebaut worden, deren Bühneneinrichtungen noch in weit höherem Maße den heutigen Ansprüchen an scenische Effekte genügen können.

Die Wiener Asphaleiagesellschaft, eine Vereinigung von Sachverständigen, welche sich die Herstellung zeitgemäßer Theatergebäude zur Aufgabe machte, gewann einen wesentlichen Einfluß auf die Gestaltung der modernen Bühneneinrichtung. Es wurden zunächst nach den Vorschlägen dieser Gesellschaft, um einem auf der Bühne ausbrechenden Feuer das brennbare Material zu entziehen, alle Konstruktionen von Holz durch solche von Eisen und die Hanfseile der Züge durch Drahtseile ersetzt. Es muß jedoch betont werden, daß Eisenkonstruktionen durch Einwirkung einer Stichflamme und des kalten Wasserstrahls des Löschapparats sehr wesentlichen Formveränderungen unterworfen werden und daher großen Ansprüchen auf Feuersicherheit nur dann genügen können, wenn sie mit Zement oder Drahtputz umhüllt werden. Das Bühnenpodium muß indessen nach wie vor aus akustischen Gründen in Holz konstruirt oder wenigstens mit einem Holzbelag versehen werden. Im übrigen aber haben das Bühnenpodium und die mit ihm in engsten Zusammenhange stehenden Maschinen des Bühnenkellers bei allen größeren modernen Theatern auf Grund des Asphaleiasystems eine völlige Neugestaltung erfahren. Die Maschinerien, wie sie nach Entwürfen des Wiener Ingenieurs Anderl Gwinner zuerst beim Bau des Opernhauses in Budapest zur Ausführung kamen, bestehen im wesentlichen aus hydraulischen Bewegungsapparaten. Während man sich bisher zur Herstellung von Bühnenerhöhungen kleiner Aufbauten, sogenannter „Practicables", bediente und sich nur mit einigen nicht umfangreichen Versenkungen, geräuschlos auf- und niedergehenden Bodenausschnitten, begnügte, wurde jetzt das Bühnenpodium, abgesehen von einem beschränkten fixen Raum, in mehrere „Gassen" zerlegt, deren jede nach Erfordern gesenkt oder gehoben werden kann. In Budapest besteht das Podium aus sechs solchen Gassen, von denen jede allein oder zugleich mit den anderen bis zu 2,5 Meter gesenkt, beziehungsweise bis zu 4,5 Meter gehoben werden kann. Die Bodenplatten ruhen auf den Stempeln der hydraulischen Pressen, welche die Bewegung leicht und geräuschlos bewirken. Jede der Gassen ist aber noch mit drei neben einander liegenden Versenkungen versehen, welche um 5 Meter gesenkt oder um 6,5 Meter gehoben werden können. Innerhalb ihrer Bewegungshöhe können die Bodenplatten auch in schräger Richtung aufgestellt werden. Auf diese Weise lassen sich nicht allein Berge, Brücken, Terrassen, Vallone und so weiter leicht und wirkungsvoll darstellen, es können vielmehr auch durch abwechselndes Senken und Schließen der Wasserhähne an den hydraulischen Pressen Schaukelbewegungen hervorgerufen werden. Aehnliche Maschinenanlagen sind unter anderem im königlichen Schauspielhaus zu Berlin, im Stadttheater zu Halle, im Drurylanetheater zu London und im Großen Theater zu Chicago ausgeführt worden. Ein eigenartiges, gleichfalls hydraulisch betriebenes Versenkungssystem besitzt das neue Hofburgtheater in Wien. Es kann daselbst das Bühnenpodium, ganz oder in mehreren Abteilungen, versenkt werden, während sich gleichzeitig ein neues Podium von rückwärts vorschiebt; das erstere nimmt die ganze Scenereinrichtung mit sich in die Tiefe, und das zweite setzt eine neue an ihre Stelle, so daß auch die kompliziertesten Verwandlungen beinahe momentan vollzogen werden können.

Die Scenerie hat wesentliche Aenderungen im allgemeinen nicht erfahren. Die Coulissen bilden die Seitenwandungen, die Prospekte dienen zur Darstellung des Hintergrundes, und die Soffitten oder Deckenstücke schließen den Raum nach oben hin ab. Bei neueren Bühneneinrichtungen werden Coulissen und Soffitten meist durch ein einheitliches Dekorationsstück, die sogenannten „Vegen", ersetzt. Dasselbe hat vor der älteren Einrichtung den Vorzug, daß es wie ein Prospekt vom Schnürboden herabgelassen und bei Nichtgebrauch gleich einem Prospekt zusammengerollt aufbewahrt werden kann. Für die „im Freien" spielenden Scenen ist aber bei einigen Theatern doch eine bemerkenswerte Neuerung eingeführt worden. Es ist dies eine Leinwand, welche die Bühne halbkreisförmig einschließt, aber ringsum nur so weit herabreicht, daß sie den freien Verkehr des Theaterpersonals nicht einschränkt. Diese weite Oeffnung unter der Leinwand wird durch einige in angemessener Entfernung von derselben angeordnete Verkleidungsstücke gedeckt, so daß sie dem Publikum nicht sichtbar wird. Ein solcher circa 60 Meter langer „Horizont" im Theater zu Halle ist mit den verschiedenen Luftströmungen bemalt und als Rolle ohne Ende hergestellt, so daß beim Verschieben der Leinwand bei offener Scene ein Witterungs- oder Stimmungswechsel naturgemäß wiedergegeben werden kann. Die Bewegung des Horizonts, sowie der vom Schnürboden herabhängenden Prospekte geschieht hier durch Winden mit hydraulischem Betrieb.

Die Bewegung der Coulissen zur zweckmäßigen Anordnung derselben erfolgt im allgemeinen durch die „Coulissenkarren", welche über einen circa 2 Meter unter dem Bühnenpodium angeordneten Zwischenboden rollen. Die sogenannten „Freifahrten", Schlitze im Bühnenpodium, in welchen die auf den Coulissenwagen befestigten, durch den Podiumbelag hindurchreichenden Stücke nach Erfordern hin und her geschoben werden können, gehen bei neueren Anlagen über die ganze Breite der Bühne. Im königlichen Schauspielhaus zu Berlin, das bei seinem Umbau in den Jahren 1888/89 eine sehr komplizirte Bühneneinrichtung erhielt, sind im Bühnenkeller „Kassettenzugapparate" angeordnet worden, welche dazu dienen, einzelne Dekorationsstücke beim Scenenwechsel aus schmalen Oeffnungen an den Bühnenwänden heraustreten zu lassen.

Alle Dekorationsstücke müssen jetzt möglichst aus unverbrennlichen oder schwer entzündbaren Stoffen hergestellt werden. In Preußen trifft die Polizeiverwaltung von Fall zu Fall in dieser Hinsicht spezielle Bestimmungen. Als unverbrennliches Material haben sich besonders Asbestpappe und Asbestgewebe bewährt. Weniger empfehlenswert ist die Imprägnirung feuergefährlicher Gegenstände, da dieselbe nicht dauerhaft ist und häufig erneuert werden muß.

Zur Erzielung einer besseren perspektivischen Wirkung des Bühnenbildes erhalten jetzt die Bühnen eine größere Tiefenausdehnung als früher oder werden durch eine Hinterbühne erweitert, deren Breite jedoch diejenige der Prosceniumsöffnung nicht zu überschreiten braucht. Im allgemeinen ist in größeren modernen Theatern die Ausdehnung der Bühne nicht viel geringer als die des Zuschauerraumes, da die naturwahre Darstellung von Volksscenen, Aufzügen, Gefechten und so weiter, wie sie durch die Meininger in Flor gekommen, natürlich sehr weite Räume in Anspruch nimmt. Früher berücksichtigte man weniger die perspektivische Wirkung und begnügte sich mit der reliefartigen Darstellung derartiger Scenen, weshalb denn auch ältere Bühnen im allgemeinen eine große Breiten-, aber nur geringe Tiefenausdehnung aufweisen.

Der Schnürboden über dem Bühnenraum wird aus mehreren Brücken gebildet und möglichst so hoch angeordnet, daß die Dekorationen ungerollt aufgezogen werden können. Man verwendet jetzt zur Konstruktion dieser Brücken unverbrennliche, nach dem System Monier oder Rabitz hergestellte Platten (Drahtnetze mit Zement- oder Gipsumhüllung) in Rahmen aus Winkeleisen. Zur Bewegung der vom Schnürboden herabhängenden Soffitten und Prospekte bedient man sich einfacher Züge mit Rollen und Gegengewichten. Die Bedienung der Zugapparate und sonstige an den Dekorationsstücken vorzunehmende Arbeiten, wie das Anknüpfen oder Lösen von Seilen und so weiter, geschieht von den Bühnengalerien aus, von denen nach Erfordern auch mehrere über einander angeordnet werden. Die Zugapparate zeigen meist ganz einfache Konstruktionen. Der im königlichen Schauspielhaus zu Berlin ausgeführte besteht aus einem aus Flach- und Winkeleisen zusammengenieteten Wagen mit zwei mit Leder umgebenen Laufrollen, welche geräuschlos über eine an der Dachkonstruktion befestigte 19 Meter lange Eisenschiene gleiten. Die Bewegung wird durch die auf dem Schnürboden angeordneten Zugwellen bewirkt.

Die Beleuchtung durch Gas ist in Preußen nur noch in Theatern, welche weniger als achthundert Zuschauer umfassen, gestattet. Es hieße jedoch zu schlecht von den ersten Bühnenleitern denken, wollte man annehmen, daß wir lediglich dieser sicherheitspolizeilichen Bestimmung die elektrischen Beleuchtungseffekte, wie wir sie seit einigen Jahren auf allen größeren Bühnen bewundern können, zu verdanken haben. Ich will hier zwei Beleuchtungssysteme, welche als typisch angesehen werden müssen, an Beispielen erläutern. Im Lessingtheater zu Berlin erfolgt die Beleuchtung der Bühne nach dem sogenannten Einlampensystem, das heißt, es kommen nur weiße Glühlampen zur Verwendung, deren Licht jedoch durch patentirte Lautenschlägersche Apparate mit bunten Schirmen gefärbt werden kann. In den beiden königlichen Theatern in Berlin wird die Beleuchtung durch vier Gruppen von Glühlampen bewirkt, und zwar durch die Soffitten-, Coulissen-, Verkalk- und Effektbeleuchtung. Zur Verwendung kommt hier das Brandtsche Dreilampensystem, das heißt jeder Beleuchtungskörper besitzt drei Gruppen von Glühlampen in weißer, roter und grüner Farbe, vermittelst deren Tages- und Nachtstimmungen, Abend- und Morgendämmerung und so weiter wirkungsvoll erzeugt werden können. Bei Uebergängen in der Scenenbeleuchtung läßt man mit Hilfe der Regulirungsvorrichtungen die Lampen zweier Farben zugleich erglühen.

Eine höchst wichtige Rolle spielt die Beschaffung des Löschwassers unter dem erforderlichen Druck von drei bis vier Atmosphären. Um die höchsten Punkte des Theaters mit dem Wasserstrahl erreichen zu können, müssen große Reservoire auf besonderen hohen massiven Turmbauten untergebracht und mit Vorrichtungen zum Schutz gegen Frost und Verunreinigung versehen werden. Wo eine derartige Anordnung nicht möglich oder zu kostspielig wird, müssen geschlossene Reservoire auf dem „Feuerboden" aufgestellt und durch besondere Maschinen erforderlichen Falles unter Druck gesetzt werden. Eine interessante Anlage dieser Art besitzt das Frankfurter Opernhaus, woselbst durch eine Gastriebmaschine von hundert Pferdekräften 5000 Liter Wasser in einer Minute auf die Höhe von 65 Meter gehoben werden können. Neuerdings hat man für Bühnen auch sogenannte Regenrohreinrichtungen geschaffen. Im Hoftheater in München besteht der über dem Bühnenraum angeordnete Regenapparat aus zwei seitlich an den Bühnenwänden angeordneten Hauptröhren und acht mit zahlreichen, 3 Millimeter weiten Löchern versehenen kupfernen Verbindungsröhren. Die Ventile können derartig gestellt werden, daß nur der unmittelbar vom Feuer ergriffene Teil der Bühne von dem herabströmenden Regen getroffen wird, so daß Dekorationsstücke und so weiter möglichst geschont werden können. Es sind auch Regenrohreinrichtungen von noch größerem Umfange ausgeführt worden, jedoch bereitet die Prüfung derartiger Anlagen große Schwierigkeit; es ist nicht ausgeschlossen, daß der große Apparat doch im Falle der Not nicht nach Wunsch funktionirt. Im allgemeinen bedient man sich zur Wasserentnahme der Hydranten, welche an geeigneten Stellen untergebracht werden müssen. Es ist dafür Sorge zu tragen, daß die Feuerwehr geschützt operiren, beziehungsweise sich noch rechtzeitig zurückziehen kann. Im Wiener Opernhaus ist zweckmäßig die Bühne von sieben über einander liegenden Eisengängen umgeben, welche mit schießschartenförmigen Oeffnungen versehen sind, in denen je ein Löschmann zur Lenkung der Schlauchmündung Platz finden kann.

Behufs Lokalisirung eines auf der Bühne ausbrechenden Feuers wird dieselbe von den übrigen Teilen des Bühnenhauses (Kalleide- und Verwaltungsräumen, Magazinen und so weiter) sowie vom Zuschauerraum durch Brandmauern getrennt. Der Schutzvorhang muß feuer- und rauchsicher schließen und aus unverbrennlichem Material hergestellt sein. Diese Vorhänge werden aus Trägerwellblech und Welleisen konstruirt; ihre Bewegung erfolgt meist durch Kurbelwinden, jedoch auch hydraulisch. Die Winde muß mit einer Vorrichtung versehen werden, durch deren Auslösung erforderlichen Falles mit geringer Kraft und von fern her das plötzliche Herabfallen beziehungsweise Schließen des Vorhanges bewirkt werden kann.

Ueber der Bühne wird ein großer Luftzugschlot angelegt, dessen Verschlußklappe bei Ausbruch eines Feuers sofort durch einen instruirten Posten der Theaterfeuerwache geöffnet werden muß, um den Verbrennungsgasen Abzug zu verschaffen; die „Verqualmung" der vom Feuer betroffenen Räume macht es den Löschmannschaften unmöglich, ihr Rettungswerk zu vollbringen. Von allen selbsttätig wirkenden Vorrichtungen hält man jetzt nicht mehr viel, da dieselben bekanntlich nur dann vortrefflich funktioniren, wenn sie es gar nicht nötig haben. Jedoch verdient der vom Architekten Seeling gemachte Vorschlag, den oberen Teil der Bühne mit Glasscheiben zu versehen, die durch die Glut des Feuers springen und dann den Verbrennungsgasen Abzug gestatten, hier noch hervorgehoben zu werden.

Man sieht, die Bühne wird heute nicht mehr mit vollem Recht als die Welt der Bretter bezeichnet; sie nimmt vielmehr im Bau moderner Technik einen weiten Raum ein. Aber wie selten denken wir daran, daß ein gut Teil des Beifalls, welchen wir dem Dichter und Darsteller zollen, dem Bühnentechniker gebührt. Er kann nicht an der Rampe erscheinen und den Tribut des Publikums entgegennehmen; aber seine Freude an vollbrachtem Werk ist darum nicht geringer. Weiß er doch recht gut, daß man seiner um so mehr bedarf, je höher die Ansprüche des Publikums steigen, und daß diesen Ansprüchen Bühnendichter und Bühnenkünstler ohne seine Hilfe nicht mehr genügen können.

Richard Voß.

Zu den eigenartigsten, phantasiebegabtesten und vielseitigsten der modernen Dichter gehört Richard Voß. So zahlreich seine Werke sind, so verschiedenartig stellen sie sich uns in ihren Ideen dar, und so weit gehen sie in ihrer Richtung aus einander, hier an den subjektivsten Idealismus, dort an den objektivsten Realismus Anschluß suchend, immer aber wieder zu einer gewissen Einheitlichkeit verbunden durch einen eigentümlich düsteren Hintergrund.

Die Aufmerksamkeit weiterer Kreise erregte der Dichter zuerst durch ein in noch jugendlichem Alter verfaßtes Werk, das sich betitelte „Scherben, gesammelt vom müden Mann“ (Zürich 1878); und doch waren diesem Werke schon verschiedene andere von der gleichen Welt- und Lebensanschauung vorangegangen („Nachtgedanken“, 1871, „Visionen eines deutschen Patrioten“, 1874, „Helena, aus den Papieren eines verstorbenen Pessimisten“, 1874). Der Dichter hatte eben schon seine Erfahrungen früher Art gemacht.

Richard Voß erblickte am 2. September 1851 das Licht der Welt auf dem Gutshofe des Domainums Neugrape bei Pyritz in Pommern. Er war von Geburt an krank und schwächlich, und ein Hang zum Träumerischen und Phantastischen ließ ihn früh der Vereinsamung anheimfallen. Wie er selbst sagt, ist er nie ein frohgemutes Kind, nie wie andere Kinder unbefangen und fröhlich gewesen. Leider sollte seine feste und regelmäßige Erziehung einen bessernden Gegeneinfluß gegen diese ungünstigen Anlagen gewähren. Die Eltern siedelten ihres Kindes wegen nach Berlin über, doch mußte der Unterricht auf dem Gymnasium bald wieder durch den von Privatlehrern ersetzt werden; dazu wurde regelmäßig ein Teil des Jahres in Badeorten und auf Reisen verbracht. Der mehrjährige Aufenthalt in einer Thüringer Pension hatte kaum begonnen, dem heranwachsenden Jüngling einen festen Halt zu gewähren, als der Tod seines Vaters ihn nach Berlin zurückberief und hier der häusliche Unterricht wieder begann, dem bald auch erneutes Reiseleben folgte. Dem Wunsche des Vaters gemäß hätte Voß Landwirt werden sollen, allein ebenso wenig wie er für diesen Beruf vorgebildet war, entsprach derselbe seiner Neigung. Die verhängnisvolle Frage nach dem „was nun?“ brachte der im Sommer 1870 ausbrechende deutsch-französische Krieg, den Voß als freiwilliger Krankenpfleger mitmachte, zwar zunächst zur Vertagung, doch stellte sie sich bald mit vermehrter Dringlichkeit wieder ein, als der Dichter mit zerrütteter Gesundheit aus dem Feldzuge zurückkehrte.

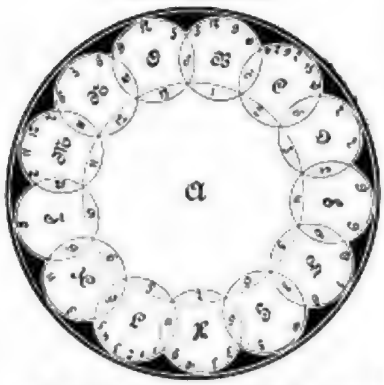
Indes hatte das neunmonatliche Kriegsleben ihm einen Gewinn gebracht: Entschlußfähigkeit und damit innere Befreiung. Sich von dem Willen der Seinigen emanzipierend, ging er, statt zu praktischen Uebungen auf ein Landgut, zum Studium der Philosophie und Philologie auf die Universität, zuerst nach Jena und dann nach München, an ersterem Orte hauptsächlich von den Vorträgen Kuno Fischers,

an letzterem von denen Carrières angezogen. Um diese Zeit begann Voß sich ernstlich mit literarischen Arbeiten zu beschäftigen, und es erschienen nunmehr seine ersten, bereits erwähnten Versuche auf diesem Gebiete. Leider wirkten unglückliche Ereignisse so verstimmend auf ihn ein, daß er sich in seinem Innern vollständig vernichtet fühlte und er von nun an Einsamkeit und Abgeschiedenheit von allem menschlichen Verkehr aufsuchte. „Ich erlebte viel, viel Unglück,“ sagt er in einem autobiographischen Versuche. „Tod und meine natürliche Anlage zum Pathos gab meiner Poesie und meinen Schriften eine starke Note. Immerwährend hatte ich mit mir selbst zu thun, immer genug zu thun, um über Wasser zu bleiben. Als ich endlich zur Besinnung kam, stand es schlimm um mich; auch war ich unterdessen der ‚müde Mann‘ geworden.“

Voß lebte von nun an still und für sich, teils in Berchtesgaden, wo seine Novelle „Vergafol“ erstand (veröffentlicht 1881), teils in der römischen Campagna und den dieser benachbarten Gebirgen. In diese Zeit fallen seine ersten größeren dramatischen Versuche, das Schauspiel „Unsichtbar“ und die Tragödie „Savonarola“. Zu einer Wendung kam es im Leben des Dichters 1878 durch seine Verheiratung mit einer feinen und geistvollen Frau, die mit ihm in das Allmergebirge zog und ihm in der Villa Frascati eine ideale Häuslichkeit schuf. Der Dichter selbst bezeichnete sein Eheleben als eine „Wiedergeburt“, und als ein solches gab es sich auch in seinem dichterischen Schaffen zu erkennen. Rasch folgten einander die Erfolge der Trauerspiele, „Die Patrizierin“ und „Luigia San Felice“, von welchen ersteres siegreich aus einer Konkurrenz zu Frankfurt (1880) und letzteres aus einer solchen zu Mannheim (1882) hervorging. Es entstanden dann von dramatischen Arbeiten „Pater Modestus“ (1882), „Regula Brandt“ (1883), „Unehelich Volk“ (1884), „Mutter Gertrud“ (1885), „Treu dem Herrn“, „Alexandra“ (eine dramatische Bearbeitung der Novelle „Vergafol“), „Brigitta“ (1886), „Zwischen zwei Herzen“ (1888), „Eva“ (1889), „Wehe dem Besiegten“ (1889), „Die neue Zeit“ (1890), „Unebenbürtig“, „Malerin“ (1891), „Der Zugvogel“, „Schuldig“ (1892), „Jürg Jenatsch“ (1893), „Daniel Danieli“ (1893), „Arme Maria“ (1894), „Die blonde Kathrein“, „Bei Sedan“, „Die Streberin“, „Der König“ (1895). Von erzählenden Werken ließ der Dichter dem „Vergafol“ 1884 „Römische Novellenschichten“ folgen, nachdem er früher schon „Frauengestalten“ (1879), „Rahel“ und „Nolla, die Lebenstragödie einer Schauspielerin“ (1883, 2 Bände) und „San Sebastian“ (1883) veröffentlicht hatte. Es folgten dann „Die neuen Römer“ (2 Bände), „Die neue Circe“, „Der Sohn der Polsterin“ (1885), „Michael Cibula“, „Die Auferstandenen“ (1886), „Kinder des Südens“, „Dabiel der Convertit“, „Sabineren“ (1888), „Erlebtes und Geschautes“, „Nubia“, „Novellen“ (1889), „Juliane“ und „Der Mönch von Berchtesgaden“ (1891). Der neueste Roman des Dichters: „Villa Laverna“, erscheint gegenwärtig in der „Deutschen Romanbibliothek“ (Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart).

Für müßige Stunden.

Kreisarithmogriph.



Die Ziffern obiger vierzehn Kreise ergeben, durch die entsprechenden Buchstaben ersetzt, ebenso viele Wörter und zwar in der Weise, daß der Kreis A die Anfangsbuchstaben der Wörter der übrigen Kreise enthält. Es nennt: Kreis A eine höhere Unterrichtsanstalt, B eine Blume, C ein Verabscheut für Hausverschluß, D eine Stadt in Oberitalien, E einen Redenkünstler der Sorte, F ein Gotteshaus, G das Beste und Ausgesuchteste einer Sache, H einen berühmten italienischen Bildhauer, I eine sagenhafte Amazonenkönigin, K eine Pflanze, L einen tüchtigen Feldherrn, M einen Vogel, N einen Fisch, O einen Zeitabschnitt.

Auflösung des magischen Zeichenrätsels Seite 504:

Die Namen der 5 Weltteile mit ihren Zeichen geben den Schlüssel zur Lösung. Die Ziffern unter den im Kreise statt des Letzten stehenden Zeichen geben an, der wie vielte Buchstabe desjenigen Namens, auf den das Zeichen hinweist, zu nehmen ist. So sind 3 Schwarzes Tierisch, Zahl 3 = das R aus Afrika, u. s. w. In der Pfeilrichtung richtig abgelesen, ergibt man den Text: „Das das Klima verjagt, macht der Fluß verschlossen.“

Auflösung des Worträtsels Seite 504:

Mainz, Main, Ain = Rain, Rainz.

Auflösung des Silbenrätsels Seite 504:

Barmen, Ur = Petermann.

Dreisilbige Charade.

Noch heut hat nicht das erste Paar
Ein brennend Sehnen überwunden
Nach jener Macht, die sein einst war,
Nach Glanz und Pracht, der längst entschwunden.

Die Dritte, fast ein voller Tag,
Weiß nichts von Abend oder Morgen.
Doch dem Talent es glücken mag
Ein Hauptstück sich von ihr zu borgen.

Das Ganze, einfach und gesund,
Stellt des Genügsamen zufrieden,
Nicht auf dem ganzen Erdenrund,
Wohl aber in Europens Süden. (M. Ed. Rafel.)

Wechselrätsel.

Mit A beliebt als Heiterkeit
Bei Alten und bei Jungen,
Mit S ein bedauernswert Leid,
Von Goethe einst besungen. F. M.-S.

Silbenrätsel.

Die erste wird uns auferlegt
Vom Gottes Vaterhand,
Wohl dem, der's trug und klaglos trägt
Bis an des Grabes Rand!

Die zweite schmerzt — doch bringt's auch Glück.
Es macht verschieden sehr.
Bald kündet's uns's mit frohem Blick,
Bald stöhnt darob du schwer.

Das ganze — wenn du's stets allein —
Scheint arm und schmucklos dir;
Jedoch an einander zierlich sein.
So bilden's reiche Zier! Th. T.

Homonymes Ergänzungsrätsel.

Als Schiller auf einem Jahrmarkte in — — — für die zum Besuch anwesenden beiden jungen Prinzen Charlottens Saiten wollte, bemerkten aber niegends ausgestellt fand, bat ihn ein — — — im Rätig zum Kaufe an, und, schnell entschlossen, erfand der Dichter derselben — doch nicht für die Knaben, sondern für Lotte Wilhelm, die schon wiederholt ihre Freude über so plastische Tonbilder geäußert hatte. Rud. Sp.

Auflösung des Logogriphs Seite 504:

Pastille — Postille.

Auflösung des Buchstabenrätsels Seite 504:

Heerd, Hero

Auflösung der dreisilbigen Charade Seite 504:

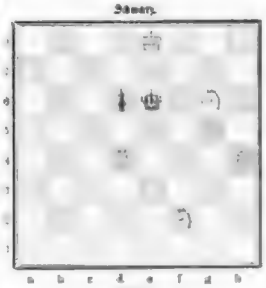
Schwalbacher

Schach. (Bearbeitet von E. Schallopp.)

Aufgabe 22.

Von Chr. P. in Kopenhagen.
(„Nationaltidende“.)

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht an und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe 20 S. 456:

I. 1) Dd8—e7
2. 1) Kd5×e4
II. 2) De7—e8
3. 2) e4—e5
III. 3) De8—e8†
3. 3) Ke4—f5, d5
IV. 4) De8—g6, e6 matt.

A.

2. 1) Le5—c3†
II. 2) Ke1×e2
3. 2) Le3 beliebig
III. 3) Te4—d4†
3. 3) L×d4
IV. 4) e3—e4 matt.

B.

2. 1) Le5—g3†
II. 2) Ke1×e2
3. 2) Lg1—d4:
III. 3) De7—e6†
3. 3) Kd5—c5
IV. 4) De6×e4 matt.

Partie Nr. 21.

Kürzlich in einem vollständigen Korrespondenzturnier gespielt.

Kieseritzky-Gambit.

Weiß: J. J. Hrennikert. Sch von Gent.
Schwarz: Dr. A. van Rhijn, Leiden.

Weiß.	Schwarz.		
1) e2—e4	e7—e5	9) Sb1—d2 [1]	Se4×d2 [2]
2) f2—f4	e5×f4	10) D×S	Le7—e6
3) Sg1—f3	d7—d5	11) Td1—e1†	Ld6—e5 [3]
4) Lf1—b5	Sg8—e7	12) De2—c2	Th8—g8† [4]
5) Sf3—e5	0—0 [5]	13) Sc3×S†	Le5×S
6) d2—d4	Sb8—c6	14) L×S†	Ke8—f8 [5]
7) Le1—f2	S×e5	15) Le7—g5	Kampf.

1) Dieser von Paulsen empfohlene Verteidigungszug ist mit den sonst üblichen Zügen 9—15 und will der Paulsenschen Spielweise Le1—e2 etwas entgehen.
2) Zuhl Schwarz anders, so erobert Weiß den Bauernbauern mit gutem Zug.
3) Sie scheinbare Verlust Zuges.
4) Dieser Zug verhindert den Gegner folgende lästige Schachzüge mit Damengewinn.
5) Die Dame darf ihren Platz nicht verlassen, da sie den Matt auf e1 zu decken hat.

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird untersagt. — Verantwortlicher Redakteur Franz Schubert in Stuttgart. — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.
Briefe und Sendungen sind An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten.

Über Land und Meer.

Nr. 34.

76. Band.
Achtunddreißigster Jahrgang.
Oktober 1895—1896.
Erscheint jeden Sonntag.

Deutsche Illustrirte Zeitung.

Preis vierteljährlich 3 M. 50 Pfg.
Mit Post-Aufschlag 3 M. 75 Pfg.
Redakteur
Ernst Schubert in Stuttgart.

Kastengeist.

Roman aus der englischen Gesellschaft

von

E. Schroeder.

(Fortsetzung.)

Marie hatte wirklich die Ueberzeugung, daß es einer kleinen Aufmunterung ihrerseits bedürfe, um Jack zu bewegen, seinen Weg fortzusetzen, denn daß ihr Freund in der Hauptsache ihretwegen nach Cliffe Court komme, schien ihr noch immer selbstverständlich.

Ein wunderlich beschämendes Gefühl beschlich ihn unter ihren Worten, und vor dem flehenden Blick, mit dem sie ihn ansah, schlug er die Augen nieder. Dann besann er sich auf die Blumen in seiner Hand.

„Da könnte ich ja meine Veilchen gleich anbringen," bemerkte er, „das heißt, mein darf ich sie kaum nennen, Uli und Alan haben sie, wie er behauptete, im Schweiße ihres Angesichts gepflückt."

Kates Finger bebten, als sie das Sträußchen nahmen, das er ihr bot. „Es war wohl kaum für mich bestimmt!" murmelte sie, heiß errötend.

„Gleichviel, Du behältst es," entschied Marie. „Meines nimmt dann Jack für Mrs. Eagles mit."

Er lachte, nicht so ganz ohne Bitterkeit. „Ich will mich hüten," sagte er. „Wenn ich Molly etwas nehmen wollte, um es einer andern zu bringen, das wäre ein unsühnbares Verbrechen in Ulis Augen. Es ist alles so in schönster Ordnung. Ich empfehle mich den Damen und wünsche einen vergnügten Tag!"

Der Ponywagen war in eine Querstraße gerollt und verschwunden; Jack stand noch immer, wo er gestanden hatte.

„Gute, kleine Uli! Bring ihr tausend Dank!" hatte Marie gebeten und ihn zum Abschied nochmals so innig angesehen mit ihren braunen Augen.

Er hatte sich nie viel aus braunen Augen gemacht. Ein flüssiges Graublau, Schwarzgrau oder Grünschwarz lasse bis in die Tiefe der Seele schauen, hatte er immer behauptet; das dichte, einheitliche Braun schiebe sich wie eine Wand vor den Blick. Höchstens oberflächliche Lustigkeit, Schelmerei auszudrücken, seien braune Augen gut. Und nun wollte es ihn bei jeder Begegnung ernstlicher bedünken, als habe noch nie ein Auge ihm solche Seelentiefe erschlossen wie Mollys braunes.

„Jedenfalls" — zu diesem Schluß gelangte er im langsamen Weiterwandern — „ist vor diesen Augen Höflichkeitsgeflunker nicht angebracht."

Photographie-Verlag der Photographischen Union in München.

Im Grünen. Nach dem Gemälde von Paul Wagner.

Als er eine Viertelstunde später aus dem Park von Clyffe Court in den Garten trat, blieb er wie geblendet vor der entzückenden Vision stehen, die er hatte.

Etwa hundert Schritte von ihm entfernt trat aus einer Hecke von Azaleen und Rhododendron, die in allen Flammenfarben spielten, eine schlanke, weiße Gestalt. Sie schritt über den Rasen hin, auf ein Anemonenbeet zu, blickte in lächelndem Sinnen darauf nieder und bückte sich dann, um mit liebevoller Hand hie und da ein allzu tief gesenktes Blumenköpfchen emporzurichten.

„She lifted their heads with her tender hands —“ murmelte er, denn Shelleys Sinnpflanze fiel ihm ein und jenes herrliche Weib, „das Wunder ihrer Art“, durch das die Blumen des Gartens leben und mit dem sie sterben.

„So will ich sie malen!“ beschloß er. Eine Minute später aber, als sie seinen Schritt vernommen hatte und nun ihm entgegenkam, die Stufen der Terrasse herab, mit wahrhaft königlichem Anstand und doch das schöne Haupt dabei so sanft geneigt, auf den Lippen ein so hold bewillkommnendes Lächeln, da gelobte er sich hingerissen: „Nein, so und nicht anders!“

XXIII.

Es war ein glücklicher Tag, den die beiden Mädchen in Lympstone verlebten, wenn auch nicht gerade ein vergnügter, wie ihn Jack ihnen gewünscht.

Sie hatten in Kates Turmzimmer nur das Mittagsmahl eingenommen, waren dann hinausgewandert in den Wald von Garston, durch das Thal der Dove, am Meeresstrand entlang und auf Zickzackpfaden am Felsen wieder hinauf. Hundertmal hatten sie stillgestanden, sich angesehen und einander gefragt: „Weißt Du noch?“ und dann hatten sie nie recht gewußt, ob sie lächeln oder eine Thräne zerdrücken sollten.

Jetzt hatten die Freundinnen, immer aufwärts klimmend, die höchste Spitze von Penn Hill erreicht, und die sinkende Sonne mahnte zur Heimkehr, aber Lympstone Castle war nicht mehr allzu fern, und das Bild, das Erde, Meer und Himmel boten, mußte in Andacht erst genossen werden.

Man sah über alle Höhen rechts und links hinweg, hatte die Welt zu seinen Füßen — solch eine göttlich schöne Welt!

Der westliche Himmel flammte rotgolden, und durch die rotgoldene Luft schwebten zwei düstergeheimnisvolle Wolken. Das Meer darunter war nicht rot, nicht golden, nicht grün, nicht grau, nicht blau, es spielte alle diese Farben in einander — wie alte Kirchenfenster es thun oder jene dünnen, schillernden Seidenkleider aus der Urgroßmutterzeit — und ging von diesem Perlmutterton nach Osten zu allmälich in ein märchenhaftes Blaugrün über. In der Strandnähe winkten aus der stillen Tiefe herauf die dunklen Klippen — schöne versunkene Rätsel, man sah sie deutlich selbst von dieser Höhe. Das Lieblichste aber war die feine Mondsichel, anfangs mattgelb, nur einen bleichen Schimmer auf die Flut werfend, dann, je mehr es dunkelte, desto goldener werdend, so daß sich schließlich der blasse Geist von einem Reflex in eine gleißende, schillernde Goldschlange verwandelte, die sich mit zitternder Hast über das Wasser wand — dorthin, wo der Mond zu Hause ist. Dutzende von kleinen Booten lagen mitten auf dem Meer — winzige, schlafende, schwarze Käferchen — einige bewegten sich dem Ufer zu, und eines fuhr mitten durch die goldene Mondesschlange. Es war ein zauberischer Anblick.

Die Mädchen hatten eng umschlungen dagestanden — Marie mit lächelnd geöffneten Lippen und strahlend verklärtem Antlitz, Kate mit träumerisch halbgesenktem Blick. Als die Luft angefangen hatte, kühl zu wehen, war sie in ihrem dünnen Kleidchen leicht zusammengeschauert, Marie aber hatte es in ihrer Versunkenheit nicht bemerkt. Jetzt erst schien diese von dem Wunder genug zu haben. Mit einem tiefen, zitternden Atemzug wandte sie sich um.

„Kate,“ rief sie, die gefalteten Hände gegen die Brust pressend, „wie schön, wie wunderschön ist's doch, zu leben!“

„Ja,“ antwortete Kate leise, „in solchen Momenten ist's schön. Aber,“ setzte sie hinzu, „hat Dich denn das dort unten nicht gestört?“

Sie deutete mit dem Finger dahin, wo tief unter ihren Füßen im engen Flußthal die Stadt lag. Sie war bis vor einer Viertelstunde in all ihren Häusern und Häuschen sichtbar gewesen, jetzt bildete sie nur noch einen verschwommenen braunen Fleck zwischen den Hügeln, aber das Getöse, das den ganzen Sonnenuntergang begleitet hatte, drang durch die kristallklare Luft nach wie vor vernehmbar herauf. Von dem Jauchzen und Toben der Kinder, dem Lärmen und Schreien der Erwachsenen, dem Rasseln der Wagen, und dem fürchterlichen Gedudel der sogenannten German Band, die den abendlichen Strandspaziergängern Operettenmelodien vortrug, ward einem kein Ton geschenkt.

„Gestört?“ verwunderte sich Marie. „Im Gegenteil, mir war's ein wohliger Gedanke, daß sich Menschen in der Nähe befanden, die alle die Schönheit mitempfinden konnten.“

„Aber,“ lachte Kate auf, „das klang doch nicht nach Mitempfinden!“

„Gewiß klang es darnach. Der eine freut sich still, der andere laut, Freude aber war in all den Tönen — in dem Jubeln der Kleinen, dem Lachen der Großen, in dem Schmettern der Musikinstrumente. Und wenn sich's die Leute auch selbst nicht klar machten, daß sie den Löwenanteil an ihrer Freude dem herrlichen Sonnenuntergang verdankten, Thatsache ist's doch. In solcher Weise in einen Regenabend hinein zu jauchzen und zu schreien, das würde ihnen gewiß nicht einfallen.“

„Du hast recht,“ murmelte Kate mit zärtlichem Blick, „Du hast immer recht. Wenn Du mir jetzt einreden wolltest, Nacht wäre Tag, ich würde es Dir glauben.“

„Spitzbübin!“ rief Marie lachend. „Soll das ein Wink sein — ein Wink mit dem Zaunpfahl, daß es dunkel wird und wir Eile haben? Nun, dann komm schnell, gib mir die Hand und laß uns den Berg hinunterlaufen wie in der Kinderzeit.“

Sie liefen die steile Kuppe des Hügels hinab, und als sie atemlos unten anlangten, blitzte selbst aus Kates ernsten Augen etwas wie Jugendlust.

„Wenn Du immer bei mir sein könntest,“ sagte sie, „ich würde meines Lebens wieder froh.“

„Ich hatte gehofft, Du wärest es auch ohne mein Zuthun,“ entgegnete Marie. „Du schaust mir heute ganz anders drein wie neulich. Gleich, als ich Dich in Clyffe Court sah, fuhr es mir durch den Sinn: Ihr ist irgend etwas Glückliches begegnet! Und ich machte mich auf eine gute Nachricht gefaßt.“

„Was sollte mir wohl begegnet sein?“ stammelte Kate und wandte ihr Antlitz ab, obgleich dies kaum notthat, denn das zarte Rot, das ihr in die Wangen gestiegen, war in dem matten Licht, das der Mond spendete, nicht erkennbar.

Die beiden Mädchen befanden sich jetzt auf jener öden Schafweide, die nach Osten zu den Park von Lympstone begrenzte. Hier lief der Pfad hart am Rande der steil abfallenden Felswand hin, so hart, daß, wo nicht Ginster oder windschiefer Schlehdorn die schroffe Kante besetzt hielten, ein Ausgleiten des Fußes den Sturz in den Abgrund zur Folge haben mußte. Marie ward es auch nach wenigen Schritten schon ängstlich zu Mute.

„Hu! wie das da unten brodelt und schäumt!“ schauderte sie. „Komm weg, Katie, auf dem Grase hier geht sich's holperiger, aber sicher.“

Kate leistete der Aufforderung zwar Folge, doch schon nach wenigen Sekunden befand sie sich wieder auf dem gefährlichen Pfade.

„Katie, Katie! Du wirst ausgleiten,“ rief Marie.

„Verzeih!“ bat die andere zurückkehrend. „Ich war in Gedanken. Ich habe es in der Gewohnheit, so zu gehen — wie die Maultiere.“

„Aber das ist tollkühn! Denn selbst wenn Du schwindelfrei bist, auf den Boden ist hier oben so wenig Verlaß. Ich weiß es noch von früher her, wie oft ein Erdrutsch vorkommt. Du mußt die schlechte Gewohnheit ablegen, Katie, mir zu Gefallen!“

Sie wolle es versuchen, versprach Kate, und daß sie vorderhand nicht wieder auf Abwege geriet, dafür trug Mariens Arm Sorge, der sich fest um ihre Hüften gelegt hatte.

Die Lichter von Lympstone flimmerten näher und näher, die Parkeinfriedigung ward erkennbar und unmittelbar hinter dieser die dunklen Umrisse eines Thorwärterhäuschens, das unbewohnt stand, seitdem man vor etwa einem Jahrzehnt das südliche Parkthor vermauert hatte.

„Das Epheuhäuschen,“ rief Marie, „das liebe Epheuhäuschen, in dem es sich so hübsch Kochen spielen ließ. Das haben wir in unserer Pfistenrunde heute nachmittag pietätlos vergessen. Was meinst Du, Katie, wollen wir ihm jetzt beim Mondschein rasch noch unsere Aufwartung machen?“

„Nein,“ antwortete Kate. Es war ein kurzes, schroffes „Nein“, das unangenehm hart auf ihr eigen Ohr fiel. Sie war deshalb auch sofort bemüht, eine Erklärung dafür zu liefern.

„Du darfst mir's nicht übel nehmen,“ stieß sie heraus, „aber — aber ... Als der Vater anfing, krank zu werden, siehst Du, da war's zuerst der Lärm, den er nicht ertrug — die fortwährenden Diners und Bälle, das tägliche Ein und Aus von fremden Menschen bei uns. Da ließ er sich das Epheuhäuschen herrichten und seine Bücher dorthin schaffen, und dann — dann hat er ganze Tage dort zugebracht — ach, die Nächte auch! Und immerfort hat er gelesen — in der Bibel und in Zeitungen. Alles, was die Zeitungen brachten, hat er im Jesaias und in der Offenbarung Johannis vorausgesagt wissen wollen, und über dem ewigen Vergleichen, dem ewigen Suchen und Finden —“ Ihre Stimme brach in Schluchzen.

„Ach, Katie, liebe Katie,“ rief Marie, sie erbarmungsvoll in ihre Arme schließend, „es thut mir ja so schrecklich leid, Dich auf diese traurigen Dinge gebracht zu haben! Sag kein Wort weiter, Liebling! Ich denke natürlich nicht mehr daran, im Epheuhäuschen nach thörichten Kindheitserinnerungen herumstöbern zu wollen. Einen Ort, den Schmerz und Gram so geweiht haben, den darf überhaupt kein unberufener Fuß betreten.“

Katie riß sich hastig aus ihren Armen los.

„Das sagst Du?!“ rief sie außer sich. „Und Deinen — Deinen Fuß nennst Du schon unberufen?!“ Ein schneidendes Lachen entfuhr ihr.

„Was ist Dir?“ stammelte Marie erschrocken.

„Ich will Dir's sagen,“ antwortete Kate in finsterem Ton, mit Augen, die man selbst in dem blassen Mondlicht sprühen sah. „Du nanntest es einen geweihten Ort — das Epheuhäuschen — und mir, siehst Du, ward es in der Kirche nicht andächtiger wie dort. Kaum aufzutreten wagte ich, und wenn ich sacht, ganz sacht den Staub von seinen Büchern wischte, dann kam ich mir schon vor, als ob ich mit plumper Hand an etwas Heiligem rühre. Und nun — o, es ist zu gräßlich!“

Sie zog mit einem zischenden Laut den Atem ein und ballte die Hand zur Faust.

„Sprich nicht weiter!“ bat Marie. „Es erregt Dich zu sehr.“

„Nein, nein, Du sollst es hören — Du mußt! Ich kann und ich mag es nicht länger allein mit mir herumtragen. Ich hatte mir den Schlüssel angeeignet, mußt Du wissen, gleich nach des Vaters — Abreise. Als die Mutter später einmal eine müßige Frage darnach gethan, hatte ich ihr geantwortet, ich gäbe ihn nicht wieder heraus, ich stürbe lieber. ‚Albernheit!‘ hatte sie darauf entgegnet und mir dann achselzuckend den Rücken gekehrt. Was lag — was liegt ihr im Grunde an dem Epheuhäuschen?“

„So war ich denn jahrelang die einzige, die dort ein und aus ging — das heißt, man kann ja nicht wissen, einen Schlüssel macht am Ende jeder Dorfschmied nach — Aber nein, nein, jahrelang war ich die einzige, ich möchte es beschwören. Ich sah zu genau in alle Winkel, eine fremde Spur hätte sich mir verraten müssen. Doch ich entdeckte nichts — nur einmal, vor ein paar Monaten, da fand ich das Bärenfell, welches das Fußende des Ruhebetts bedeckt, auf dem Boden daneben liegend. Aber wie leicht konnte ich es nicht am Tage vorher zufällig im Hinausgehen berührt und heruntergestreift haben. Damals befand sich die Abscheuliche ja auch noch gar nicht im Schloß.“

„Wer?“

„Die Herzogin von Bangor.“

„Den Namen kenne ich nicht.“

„Auch mir war er ganz fremd bis zu jenem Abend — jenem gräßlichen Abend vor vier Wochen. Jetzt werde ich ihn wohl im Leben nicht wieder vergessen. Doch laß mich Dir alles in Ruhe er-

zählen“ — in ‚Ruhe‘,“ sagte sie und bebte dabei an allen Gliedern von wilder innerer Erregung. — „Am Nachmittag war ich im Wald Mr. Vernon begegnet und hatte von ihm gehört, Du seist im Lande. So weit war es ein freudiger Tag, aber auf dem Heimweg hatte etwas meine Zufriedenheit gestört. Nun saß ich im Dunkeln in meinem Zimmer allein, als plötzlich Tanzmusik an mein Ohr klang. Das Haus war wieder einmal bis unter das Dach hinauf voll von Gästen. Sonst pflege ich auf den Lärm nicht weiter hinzuhören, aber an jenem Abend ertrug ich ihn nicht. Die Töne schrillten und gellten, bis ich die Flucht davor ergriff. In den Park lief ich — immer tiefer hinein — und wie ich so lief, dachte ich, ähnlich wie mir möchte oft genug unter den fatalen Walzermelodien dem Vater zu Mute geworden sein, und indem ich es dachte, ganz unwillkürlich, schlug ich den Weg nach dem Epheuhäuschen ein. Ich war ihn um diese Zeit noch nie gegangen. Daß ich jetzt die Richtung nahm, war eine höhere Fügung. Die Augen sollten mir geöffnet werden.

„Du erinnerst Dich der Kastanienallee, die auf das Häuschen zuführt? In die wollte ich eben einbiegen, da stand ich wie an den Boden gewurzelt. Vorwärts eilen hätte ich sollen, so rasch meine Füße mich tragen wollten, doch ich stand.

„Aus dem Epheuhäuschen fiel ein Lichtstreifen, nur so ein schwacher Lichtstreifen, wie er sich wohl durch die Spalte eines Fensterladens stiehlt, aber ich sah ihn deutlich und stand doch da und zweifelte erst lange: ‚Es ist ja nicht möglich‘ — und: ‚Wer sollte es wohl wagen‘ — und: ‚Ich trage ja den Schlüssel in der Tasche.‘

„Darüber erlosch drinnen das Licht, und die Thür ging auf. Wir hatten so einen blassen Mond wie heute. Der erhellte nur matt das Vordach des Häuschens, allein daß ein Mann und ein Weib herausgetreten seien, das unterschied ich. Der Mann schien sehr hochgewachsen, das Weib trug unter einer dunklen Mantelumhüllung ein helles Schleppkleid. Sie tauschten Abschiedsworte, Küsse. Ich wußte plötzlich ganz genau, wer die beiden seien.

„Eine Stunde vorher nämlich hatte ich Hannah nach dem Namen eines Menschen gefragt, den ich zufällig im Küchengarten getroffen, eines fatalen, langen Menschen, der mich mit Blicken angesehen, die mich beleidigt hatten. Das sei Lord Feramore, war ihre Antwort gewesen, Lord Feramors, für den alle Damen schwärmten und in den speziell die Herzogin von Bangor völlig vernarrt sei. Erklärend hatte sie dann noch hinzugefügt, daß die Herzogin von Bangor ihrem ersten Mann mit ihrem zweiten durchgegangen sei und daß augenblicklich dieser zweite, während sie sich bei uns vergnüge, in Norwegen reise.“

„Pfui!“ stieß Marie heraus.

„Ja, ich kann Dir nicht helfen, aber das ist nun einmal die Art von Gästen, die meines Vaters Haus beherbergt.“

„Halt, Katie! Jetzt gehst Du zu weit. Die Art von Gästen — weil einmal ein paar unwürdige geladen waren. Deine Mutter wird die Vorgeschichte der Leute einfach nicht geahnt haben.“

„Meinst Du?“ entgegnete Kate mit einem Achselzucken. „Nun — unmöglich ist's ja am Ende nicht.“

„Ganz gewiß nicht! Und nun fahre fort! Du wußtest, wer die beiden waren, und da — Ich hätte nicht länger stillgestanden an Deiner Stelle. Hingestürzt wäre ich zu den Elenden und hätte ihnen ihren frevelhaften Einbruch in mein Heiligtum in empörten Worten vorgeworfen!“

„Ja, Du,“ nickte Kate, „Du hättest es fertig gebracht. Ich stand, wo ich gestanden. Die Scham brannte mir in den Wangen. Ich hätte den beiden keinen Schritt entgegen gethan — gestorben wäre ich lieber.“

„Schade! Und so entkamen sie denn?“

„Als ich die Augen wieder vom Boden heben konnte, waren sie fort.“

„Arme Katie! Und Du?“

„Ich ging auf das Epheuhäuschen zu — langsam, Schritt vor Schritt. An der Stelle, wo die beiden Abschied genommen, hielt ich den Atem an — auf den Thürgriff, den sie berührt hatten, legte ich mein Taschentuch, dann erst wagte ich zu drücken. Die Luft, die mir aus dem Raum entgegen schlug, war voll von einem dumpfen Wohlgeruch, mich wehte er an wie Pesthauch. Ich stieß das Fenster auf und hielt den Kopf hinaus, bis hinter mir die Luft gesäubert war. Dann machte ich Licht und sah mich um. Es war nichts verrückt, nichts verschoben — alles, wie es gewesen und doch alles — alles verändert. Ein wildes Weh stieg in mir auf, ein krampfhaftes Schluchzen kam mir, die Kniee wollten mir versagen. Strauchelnd tastete ich mich wieder hinaus ins Freie.“

„Und die Schändlichen entkamen!“ rief Marie, die kleine Hand zur Faust ballend. „Nicht einmal die Wahrheit bekamen sie zu hören?“

„Am nächsten Abend, da hätte ich sie ihnen gesagt,“ entgegnete Kate, „den ganzen Tag über hatte ich mir Mut eingeredet, aber sie kamen nicht wieder — auch an den folgenden Abenden nicht. Am vierten Abend verließen sie mit den übrigen Gästen das Schloß.

„Und nun — nun suche ich mich mitunter zu trösten: ‚Einmal und nicht wieder‘, doch es hilft nichts. Das Epheuhäuschen ist ein verwandelter Ort. Des Vaters Geist ist daraus verscheucht, der Geist des Frevels ist darin zurückgeblieben. Der grinst mich höhnend aus allen Winkeln an.“

O, es ist gräßlich!“ stieß Marie hervor. „Und was sagt Deine Mutter dazu?“

„Meine Mutter?“ wiederholte Kate wie im höchsten Staunen. „Du glaubst wohl gar, ich hätte ihr Mitteilung davon gemacht?“

„Selbstverständlich, Katie! Ihre Sache war es doch, ihr Haus von solchen Gästen zu säubern.“

„Und Du meinst, sie hätte es gethan — auf mein Wort hin? Da kennst Du meine Mutter schlecht!“ rief Kate mit einem bitteren Auflachen. „Doch,“ setzte sie, Mariens bestürzte Miene gewahrend, hastig hinzu, „laß uns über das Kapitel schweigen, wir verderben uns sonst den ganzen Abend, und der Tag war so schön — Gott, wie schön!“ Sie that einen tiefen, zitternden Atemzug. „Es ist meine Schuld, daß ein Mißklang hineinfiel, ich hätte schweigen sollen. Doch, nicht wahr, Du nimmst mir's nicht übel, daß ich mir einmal die Last von der Seele gesprochen habe?“

„Katie, welch eine Frage!“ rief Marie entrüstet. „Sprich weiter — sprich, wovon Du willst! Was Dir Erleichterung gewährt, will ich gern hören.“

„Nein, jetzt ist's genug von mir — übergenug. Komm, wir wollen sehen, ob wir nicht wieder vergnügt sein können. Komm schnell, ich bin überzeugt, der Thee wartet längst auf uns.“

Ja, der Thee wartete, Hannah hatte ihn im Turmzimmer aufs appetitlichste servirt. Der Tisch glänzte von weißem Damast, blinkte von feinem Porzellan und Silbergeschirr. Hannah machte zudem die erfreuliche Mitteilung, daß Mademoiselle, die beim Mittagsmahl die unerwünschte dritte an der Tafel gewesen, bereits gespeist und sich für die Nacht zurückgezogen habe. So war denn für Gemütlichkeit gesorgt, allein die glückliche Stimmung vom Morgen wollte sich nicht wieder einstellen. Kates Wange blieb bleich, und so krampfhaft sich Marie auf lustige Geschichtchen besann, ihr wollten keine einfallen. „Da kennst Du meine Mutter schlecht!“ Diese Worte und das bittere Auflachen, das sie begleitet hatte, klangen ihr immerfort im Ohr. „Arme Katie,“ dachte sie, „hat beide Eltern am Leben und ist so verwaist wie ich!“

So hätte denn der froh begonnene Tag ganz trüb und traurig geendet, wenn nicht nach eingenommenem Mahl, als man einander still und stumm gegenübersaß, Kate plötzlich mit stockender Stimme, unter heißem Erröten die Frage gethan hätte:

„Soll ich Dir etwas vorsingen, Marie?“

„Da!“ rief Marie ärgerlich aufspringend und sich selbst eine Faust ballend. „Den ganzen Tag gehe, sitze, stehe, plaudere ich mit der großen Sängerin und muß nun eben vor Thorschluß von ihr selbst erst an ihre herrliche Stimme erinnert werden! Natürlich sollst Du singen, Katie, so viele Lieder, wie sich nur in die letzte halbe Stunde hineinpressen lassen!“ An den Notenständer eilend, begann sie ein Heft nach dem andern herauszuziehen. „Ist's möglich, daß Du dies alles kannst?“ erkundigte sie sich in scheuer Bewunderung, und als Kate lächelnd nickte: „Du Wunderkind — und ich habe keinen Ton in der Kehle!“

Sie schlug einen Band frischer Balladen auf. „Kathleen Mavourneen, wenn Du nichts dagegen hast,“ sagte sie.

Kate nickte wieder. Bevor sie sich jedoch an das Klavier setzte, öffnete sie das Fenster, das auf den Park sah.

„Das Zimmer ist so eng,“ murmelte sie, immer noch mit dem ungewohnten Not in der Wange.

Marie hatte nicht nur keinen Ton in der Kehle, sie war auch keine Musikkennerin. Doch um sich von der Schönheit von Kates Gesang zu überzeugen, dazu bedurfte sie keines fein definirenden kritischen Ohrs. Die Wundertöne schlugen direkt an ihr Herz und erzwangen sich Einlaß. Im Leben hatte noch nichts sie ergriffen wie das alte Lied mit den etwas sentimentalen Worten. Sie hielt den Atem an, um zu lauschen. Die Thränen liefen ihr über die Wangen.

„Katie,“ erklärte sie, als die Freundin geendet hatte, mit vor Rührung halberstickter Stimme, „Du bist die erste Sängerin der Welt!“

„Warum nicht gar!“ lachte Kate.

„Ja, es ist wahr — es ist wirklich wahr,“ beharrte Marie. „Das ‚Come back to Erin, Mavourneen‘ ging mir durch und durch. Aufjammern hätte ich mögen vor lauter Sympatie mit dem armen Verlassenen. Neulich in der Kirche aber, da hast Du mir fast das Heimweh ins Herz gesungen. Es war nämlich ‚Deutschland, Deutschland über alles‘, das Du sangst — freilich zu ganz anderen Worten. Wenn ich übrigens an neulich denke,“ — hier lachte sie leise auf — „dann fällt mir Vetter Alan ein. In meinem Leben habe ich noch keinen Menschen so begeistert gesehen!“

Kates Hände, die zerstreut über die Tasten gewandert waren, fielen ihr plötzlich wie Blei in den Schoß.

„Der lange Mensch,“ fuhr Marie fort, „beim ersten Ton Deiner Stimme schoß er in die Höhe wie elektrisirt, und förmlich wilde Blicke warf er um sich, bis er die Sängerin erspäht hatte. Da — blitzschnell sich abgekehrt! Dafür aber hingehorcht, Katie, mit beiden Ohren, kann ich Dir sagen!“

Wiederum auflachend hob sie den Blick und erschrak im ersten Moment, so grenzenlos verwirrt saß die Freundin da.

„Was ist Dir, Katie?“ fragte sie ängstlich. „War Dir's unangenehm, zu hören, was ich erzählte, oder —“

Sie brach ab. Ihre Augen öffneten sich weit, um plötzlich strahlend aufzuleuchten. Im Nu war sie niedergekniet und hatte die schlanke Gestalt der am Klavier Sitzenden mit beiden Armen umfangen.

„Katie,“ frohlockte sie, „liebe, liebe Katie, ich habe eine Ahnung!“

„Aber, so laß mich doch,“ stammelte Kate, bemüht, sich ihr zu entwinden, „ich — ich weiß gar nicht, wo Du hinaus willst.“

„O, Du Schelmin!“ neckte Marie, „Dein Gesicht straft Dich Lügen. Ha, ha, ha! Es nützt Dir gar nichts, die Hände davor zu pressen, die sind ja viel zu klein, all das hübsche Rot zuzudecken. Nein, wie mich das freut — wie mich das unbändig freut! Er ist ein so netter Mensch — Alan — früher wenigstens war er es. Neulich, in der Kirche, kam er mir freilich verändert vor — merkwürdig in sich gekehrt und düster.“

„Daran ist allein sein schrecklicher Vater schuld!“ rief Kate, die Hände sinken lassend, zornfunkelnden Blicks. „Der verdirbt ihm sein Leben wie mir die Mutter das meine. Ach! unsere Lage ist ähnlich, ist fast gleich, und der Gedanke —“

„Wird's auch wohl gewesen sein, der mich zuerst zu ihm hingezogen hat,“ vollendete Marie lachend, als Kate stockte und den Kopf abwandte. „Die Duckmäuserin! Jetzt rückt sie einmal ein bißchen mit der Sprache heraus, aber es muß noch mehr kommen. Hörst Du? So gebe ich mich noch nicht zufrieden — noch lange nicht!“

„Es kann aber nichts mehr kommen,“ entgegnete die andere heftig, „es ist nichts weiter da!“

„Er wird Dir doch seine Liebe erklärt haben, Katie?“

„Er hat überhaupt in sechs Jahren nicht mit mir gesprochen.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Kaiserin Auguste Victoria auf dem Gletscher des Piz Languard im Engadin

Ein guter Arzt.

Skizze

von

Ernst Lenbach.

Draußen am Berg, gegenüber dem Stadtpark, hat man jetzt einen großen Spielgarten angelegt für die kleinen Mädchen aus dem Waisenhaus. Es sieht hübsch aus, wenn sie so sittsam und sauber hinausziehen, reihenweise zu zwei und zweien, in den reinlichen grauen Kleidchen mit blau und weiß gestreiften Schürzen, die Haare sorgsam gescheitelt und hinten in einem ernsthaften dicken Zopf geflochten. Noch hübscher macht es sich, wenn sie heimkehren; die Kleidchen und Schürzen sehen dann nicht mehr so überirdisch sauber aus, die Stumpfnäschen erleben sich in offener Empörung, und hier und da droht sich ein blondes oder dunkles Köpfchen aufzulehnen; aber wie leuchten die Gesichtchen von der frischen Luft und der nachbebenden Aufregung des Spieles! Wenn ich das sehe, muß ich an unsern seligen Doktor Benedikt Braun denken, an den guten Arzt, der die Menschen so lieb hatte, und die Waisenkinder am meisten. Ich suche mir vorzustellen, wie er, auf den altväterischen Wanderstock gelehnt, die fröhliche Schar an sich vorbeiziehen ließe; mit welch strahlendem Lächeln er seinen grauen Vollbart streichen und das ehrerbietige Knixen und Nicken der Kleinen erwidern würde. Wie schade, daß er nicht mehr unter uns weilt! Alle Leute sagen das, so oft sie seiner gedenken.

Vor fünfzehn Jahren, als ich hierher zog, hatte Doktor Benedikt Braun schon sein silbernes Jubiläum gefeiert — oder vielmehr die ganze Stadt würde es gefeiert haben, wenn er sich dieser Aussicht nicht durch eine Reise entzogen hätte. Denn er war der volkstümlichste Arzt und vielleicht der volkstümlichste Mensch in der ganzen Stadt. Man erzählte sich Wunderdinge von seinen Heilerfolgen. Selbst seine Kollegen gestanden ihm den Rang eines hervorragenden Arztes zu, der zumal im raschen und sicheren Erkennen der Krankheit wenige seinesgleichen habe. Nur bedauerten die jüngeren unter ihnen, daß er sich manchen neuen und neuesten Entdeckungen gegenüber allzu kühl und ablehnend verhalte, und einige von den jüngsten meinten lächelnd, das hänge wohl mit seiner Kirchengläubigkeit zusammen. Denn Benedikt Braun war ein treuer Sohn seiner Kirche, und versäumte die Messe im katholischen Münster an keinem Sonntag, wenn es ihm seine Berufspflichten irgend gestatteten. Uebrigens gehörte er keiner politischen Partei an und trat überhaupt öffentlich niemals hervor. Sein kleines Haus, in dem er mit einer Wirtschafterin sehr einfach lebte, verließ er außer seinen Krankengängen zumeist nur, um in einer nahegelegenen altfränkischen Weinstube den Abendschoppen zu nehmen und mit irgend einem andern alten Herrn ein Spielchen Domino zu machen.

Es kam häufig vor, daß man durchreisende Fremde in jene Weinstube führte, um ihnen den grauhaarigen Doktor aus einem Winkel zu zeigen und einige von denjenigen Kuren zu erzählen, die seinen Ruf fast noch mehr befestigten als seine glücklichsten medizinischen Eingriffe. Man konnte sie Gemütskuren nennen; die jüngsten Kollegen nannten sie auch wohl Hauswurststreiche. Einer wohlbeleibten, sehr bequem veranlagten Dame, welche alle Art körperlicher Anstrengung fast noch mehr scheute als ihre Herzbeklemmungen, hatte er offenbart, daß ihr nur der ätherische Duft von alten Kastanienblumen helfen könne. Die Dame war darauf dreiviertel Jahr lang täglich drei Stunden durch die große Kastanienallee vor der Stadt auf und ab gegangen, und nach dieser Zeit war sie schlank, gesund und felsenfest überzeugt von der unfehlbaren Wirkung des Kastanienduftes. Der alten Wärterin eines Kindes, das zu wenig an die Luft kam, hatte er anvertraut, das Kind werde nicht eher wieder rote Bäckchen bekommen, bis es so und so oft je einmal am Tage mit dem linken Fuß eines Heiligenbildes berührt werden sei, welches draußen in einer Kapelle, eine halbe Stunde vor der Stadt, stand; doch dürfte die Sympathiekur nur bei gutem und mildem Tageswetter geschehen. Auch dies Kind war genesen. Eine Doppelkur hatte er im Hause eines ebenso gutmütigen wie dicken reichen Bierbrauers gemacht, dessen Frau an „Nervosität" litt, vermutlich weil sie es für fein hielt. Hier bestand das einzige Heilmittel für die Frau in einem Brötchen, das der Mann jeden Morgen frisch in einer Dorfbäckerei holen und während des Gottesdienstes in der Kirche jenes Vorderteil in der Tasche halten mußte. Bereits nach dem dritten Brötchen spürte die Frau Linderung, nach dem dreißigsten war sie gesund, aber ihr Gatte empfand ein solches leibliches Wohlbehagen, daß er den Morgengang nach dem Durste gar nicht mehr aufgab.

Diese und eine Menge ähnlicher Geschichtchen aus der Praxis des schalkhaften Arztes wurden auch mir bald nach meiner Ankunft von geprächigen Freunden und Freundinnen erzählt. Eine gefiel mir besonders, da sie bewies, daß die ironische Laune des Doktors auch gegenüber den Großen dieser Welt Stich hielt. Es wohnte damals auf einem Schlosse in der Nähe der Stadt eine leibhaftige königliche Hoheit, ein Prinz aus der Seitenlinie irgend eines deutschen Fürstenhauses. Reich und unvermählt, hatte er sich nach einem Leben voll geistloser und ermüdender Vergnügungen zwischen seine Sammlungen von Tabaksdosen, Porzellantassen und Manschettenknöpfen zurückgezogen, und da diese nicht ausreichten, seine Zeit auszufüllen, so fing er an, sich noch eine Sammlung anzulegen; er sammelte Krankheitssymptome und hatte schon eine ziemliche Anzahl von berühmten Aerzten mit den zahlreichen Uebeln gemalt, die sie ihm schon deshalb nicht wegheilen konnten, weil sie nur in seiner Einbildung bestanden. Zuletzt ließ er auch den Doktor Braun kommen und las ihm seine beängstigenden Symptome vor, die er der Bequemlichkeit wegen in einem Heft aufgezeichnet hatte. Der Doktor besah ihn, hörte ein paar Seiten an, dann erhob er sich und sagte: „Das genügt, königliche Hoheit. Ich kenne jetzt Ihren Zustand." — „Nun, mein Lieber, was soll ich denn dagegen thun?" fragte der Prinz. — „Holz hacken," antwortete der Doktor, verbeugte sich kurz und ging. Der Prinz mag ihm sehr verblüfft nachgesehen haben. Aber einige Wochen darauf schickte er dem Doktor eine große Karre Brandholz vors Haus mit dem Bemerken: Königliche Hoheit lasse danken, die Arznei habe für's erste geholfen; da sie aber auf die Dauer zu umständlich sei, so habe königliche Hoheit vorgezogen, sich aus dem Verhältnis à la suite der Armee in den aktiven Dienst versetzen zu lassen; wo es ja auch immer Holz zu hacken gebe.

Diese Geschichte erzählte mir ein Apotheker, den ich noch von der Universität her kannte und jetzt öfters in seiner Offizin besuchte. Als er eben zu Ende war, meldete sich ein halbwüchsiges, sehr dürftig und abgehärmt aussehendes Mädchen mit einem Rezept. Mein Freund studierte die ärztlichen Krakelfüße sorgfältig und machte sich selbst an die Zubereitung. Es dauerte ziemlich lange. Als er dem Kind die fertige Arznei überreichte, war ich erstaunt über den niedrigen Preis — ein paar Groschen. Der Apotheker wandte sich zu seinem Provisor: „Wollen Sie's schon notiren," sagte er, „von Doktor Braun — niemal unterstrichen." Da er mein verwundertes Gesicht sah, lächelte er: „Na," meinte er, „Dir darf ich's ja wohl im Vertrauen sagen, aber verrat's nicht weiter, er würde es mir nie verzeihen. Siehst Du, hier unter dem Rezepte stehen drei Buchstaben: MDS." — „Ich weiß," sagte ich, „die bekannte altfränkische Schlußformel der Rezepte: misceatur, detur, signetur, — man mische, gebe und bezeichne es." — „Schön," fuhr mein Apotheker fort, „und darunter siehst Du vier Striche. Das bedeutet vier Fünftel. So viel Striche, so viel Fünftel vom Preis der Arznei bezahlt der Doktor Braun; der Rest wird den Patienten als angeblicher Preis abverlangt. Auf die Art merken sie nicht, daß sie ein Almosen bekommen... Nun, er hat ja auch viele reiche Patienten, und sehr dankbare darunter. Aber wie treibt er's da? Der Prinz — er ist unglaublich reich — schickte ihm damals eine offene Anweisung, die solle er mit seiner Honorarforderung ausfüllen. Und was schreibt der Mensch darauf? Dreihundert Mark jährlich für ein Freibett im städtischen Krankenhaus!

Mir erregten alle diese Geschichten den Wunsch nach einer persönlichen Berührung mit dem Doktor Benedikt Braun so lebhaft, daß ich fast anfing, mich nach einem kleinen, halbwegs konsultationswürdigen Unwohlsein zu sehnen. Eines Nachmittags, nach dem Abschlusse einer mehrmächtigen, sehr anstrengenden Arbeit, wurde ich von einem starken Kopfschmerz befallen, den ich sogleich dem Doktor Braun vorzustellen beschloß, weniger auf Heilung als auf Bekanntschaft hoffend.

„Der Herr Doktor ist nicht zu Hause," erklärte die Wirtschafterin. Da ich vor Enttäuschung und Kopfweh wohl ziemlich verstört aussah, setzte sie zögernd hinzu: „Er ist nach dem Kirchhof... wenn Sie ihm entgegen gehen wollen... er geht immer durch die Kastanienallee."

Ich dankte und machte mich auf den Weg. Es war in der Zeit kurz nach Allerheiligen. Der Tag war heiter und sonnig gewesen, nach einer kalten, windstillen Frostnacht. An solchen Tagen lösen sich die Blätter, die den Herbststürmen stand gehalten haben, sanft ab und fallen leise nieder. In der Kastanienallee war das welke Laub schon zu ganzen Bergen am Wegsaum aufgeschichtet. Immer noch sanken unzählige neue Blätter um mich nieder, geräuschlos, kaum flatternd in der stillen Dämmerluft, ein unbeschreiblich friedevolles Schauspiel voll weicher Wehmut. „Wer einmal so sterben könnte, so in den Tod hinüberschweben!" Diese Empfindung erfaßte mich, übermächtig, aber ohne Schmerz; selbst mein körperliches Unbehagen schien sich in ihr zu lösen.

Ich war bis ans den Friedhof gelangt, ohne dem Doktor Braun zu begegnen. Es war schon einige Tage nach Allerseelen, noch aber sah man zahlreiche Beter und Beterinnen vor den frischbekränzten Gräbern und hier und da ein Grab mit brennenden Kerzchen besteckt.

Vor einer solchen Grabstätte sah ich die mir schon wohlbekannte breite und hohe Gestalt des Doktors Braun stehen. Es war ein Doppelgrab, einfach eingefaßt, mit einem Marmorkreuz und einigen kleinen Namentafeln; viele Kerzen brannten darauf und warten wunderliche Streiflichter auf das gebeugte Antlitz des Mannes. Er blickte unverwandt auf die Tafeln; den breiten grauen Schlapphut hielt er unter dem Arm, seine Hände waren leicht gefaltet, und seine Lippen bewegten sich.

Am Ausgangstor erwartete ich ihn. „Ach ja," sagte er, nachdem ich ihm meinen Namen genannt: „Sie sind's! Ich habe schon durch unsere gemeinsamen Bekannten von Ihnen gehört. So, also Sie wollten mich konsultiren und sind mir nachgegangen? Es thut mir leid, daß Sie sich bemühen mußten... Ich war bei meiner Frau und unseren beiden Mädchen. Allerseelen konnte ich nicht... es gibt immer viel zu thun in dieser Herbstzeit. Nun, wo fehlt's denn?" Ich berichtete ihm, während wir zusammen der Stadt zuschritten. „Es hat sich, fürchte ich, schon von selbst kurirt," schloß ich etwas verlegen. Er blieb stehen und faßte mich am Rockknopf: „Sehen Sie!" rief er. „Etwas Besseres als einen Gang durch die frische Luft hätte ich Ihnen auch nicht verschreiben können. Aber Sie müssen das regelmäßig thun. Nicht so in großen Massen abmachen; verstehen Sie: sechs Monate arbeiten und dann einen Monat Natur kneipen, das macht's nicht. Immer hübsch jeden Tag abwechseln. Sie sind Schriftsteller?" Es ergab sich, daß er schon allerlei von mir in Zeitschriften gelesen hatte. Ich war etwas erstaunt, wie wohlwollend und herzlich er von Arbeiten sprach, die nicht immer den strengen Forderungen seiner Kirche genügen mochten. Als ich ihm das vorsichtig andeutete, lächelte er freundlich abwehrend: „Aber ich bitte Sie," rief er in seiner raschen Art, „Sie wissen doch, was unser Herr sagt: Es sind viele Wohnungen in meines Vaters Reich. Nicht wahr? Wir sind ja doch auf der Welt, um an einander Freude zu haben. Wenn einer nur kein verkrüppeltes Gemüt hat! Das ist die Hauptsache."

Seit diesem Tage begleitete ich ihn ab und zu ein Stückchen, wenn ich ihm auf seinen Berufswegen begegnete; wir trafen uns auch bisweilen in befreundeten Familien, wo er Hausarzt war, und ich verließ ihn nie, ohne um ein gutes Wort und einen herzlichen Eindruck reicher zu sein. Es lag in seinem Wesen etwas unbeschreiblich Aufbauendes für Kranke und Gesunde; am köstlichsten aber erschien er in seinem Verkehr mit kindlichen Patienten. Für diese war es schon eine heilsame Arznei, wenn der gute Onkel Doktor kam, der so fröhlich von Puppen, Hündchen und Katzchen zu plaudern wußte und so wunderbare Rezepte verschrieb: „Dreimal täglich pinseln, darnach jedesmal ein Zuckerpläzchen," oder „Dreistündlich einen Eßlöffel voll; drei Tage lang nach der Genesung jeden Nachmittag in den Stadtgarten gehen und ein Stück Kuchen essen," und dergleichen mehr. Einer kleinen Freundin, die sich nicht ganz gerade hielt, verordnete er täglich ein viereckiges Schokoladetäfelchen, „im Rücken unter dem Kleid zu tragen und abends aufzuessen, wenn den Tag über keiner gemerkt hat, daß es da steckt." Am liebreichsten aber nahm er sich der Waisenkinder an. Er wachte bei ihnen, wenn sie schwer krank waren, er wußte über jedes, ob es „auch brav wäre", stellte die Faulen zur Rede und belobnte den Fleißigen, indem er sich von ihnen die Zunge zeigen ließ und unversehens ein Bonbon darauf legte; und seine Strafreden und Pontons wirkten, wie die Vorsteherin versicherte, besser als alle pädagogischen Künste.

Er ist nicht sehr alt geworden, der gute Doktor Benedikt Braun. Fünf Jahre, nachdem ich ihn kennen gelernt, raffte ihn eine Krankheit hinweg, die er sich durch Anlegung am Bette eines Armenkindes geholt hatte. Er sagte das Ende bestimmt vorher, „dies ist mein letzter Fall, und dersmal behalt' ich recht," meinte er. Am Tage vor seinem Tode verfaßte er noch ein Kodizill zu seinem Testament. In diesem Kodizill nahm er von seinem kleinen Vermögen, das größtenteils der Wirtschafterin zufiel, eine Summe aus mit der Bestimmung, daß von den Zinsen heuer und weiterhin alljährlich an seinem Begräbnistage für die Waisenmädchen ein kleines Fest mit Milchschokolade, Kuchen und Obst zu bestreiten sei.

Alles Gepränge bei seiner Bestattung hatte er sich verbeten. Es ward aber doch ein sehr feierliches Begräbnis durch die Menge der Leidtragenden, die sich freiwillig anschlossen. Die Waisenmädchen in ihren grauen Röckchen waren auch dabei. Sie hatten viel geweint um den lieben Onkel Doktor und weinten wieder, als sie nun an seinem offenen Grabe standen und der Pfarrer seine Gebete sprach. Aber unter den hellen Thränen zuckte doch über ein und das andere Gesichtchen schon so etwas wie eine scheue, schämige Vorfreude auf das schöne Fest, das sie daheim nach dem letzten Willen des Onkel Doktors erwartete. Und wenn er diesen Widerstreit der Gefühle auf den weichen, wetterlauen Heuchelei noch unkundigen Kinderzügen gesehen hätte, der gute Doktor Benedikt Braun, wie herzlich würde er sich gefreut haben!

Wie heilt man heute die Tuberkulose?

Von

Dr. med. C. Krentschmar.

Ueber keine Krankheit ist in unserem Jahrhundert so viel zusammengeschrieben worden als über die Tuberkulose und zwar besonders über jene der Lungen. Vom pathologisch-anatomischen Standpunkt wurde diese schlimmste aller Volksseuchen von Bayle im Jahre 1811 zum erstenmale richtig beschrieben, obwohl kein Zweifel darüber obwaltet, daß sie seit uralten Zeiten bei uns endemisch ist. Seitdem ist eine Literatur, mit der man ganze Bibliotheken füllen könnte, über diesen Gegenstand entstanden, und fast ebenso zahllos ist die Menge der Heilmittel, welche empfohlen

wurden, leider aber bei strenger Prüfung die ihnen nachgerühmte Wirkung nicht ausübten. In aller Erinnerung ist noch die große Enttäuschung, welche eintrat, als Kochs Entdeckung des Tuberkulins die maßlosen auf sie gesetzten Hoffnungen nicht rechtfertigte. Während sich nun das große Publikum einem gewissen medizinischen Nihilismus überließ, war in ärztlichen Kreisen die Frage der Tuberkulosenbehandlung dadurch erst recht in den Vordergrund des Interesses gestellt worden. Das ist auch sehr begreiflich, wenn man sich daran erinnert, daß die Tuberkulose zahlreichere Opfer fordert als die blutigsten Kriege, daß etwa ein Siebentel aller Menschen ihr zum Opfer fallen, daß sie den Athleten des Zirkus ebenso wenig verschont wie die abgehärmte Näherin im Dachstübchen, die Kinder des Reichtums ebenso wenig wie diejenigen der Proletarierfamilie.

Fragt man nun, ob denn die Medizin seit dem Aufblühen der bakteriologischen Wissenschaft und ihrer größten Errungenschaft, der Blutserumtherapie, noch immer keine fundamentalen Fortschritte bezüglich der Tuberkulosenbehandlung gemacht hat, so muß man darauf antworten, daß ein wirksames Mittel bis jetzt noch nicht gefunden ist. Alle Versuche scheitern bis jetzt an dem Umstande, daß man die Diagnose auf Tuberkulose nicht bald nach der Ansteckung, wie bei den akuten Infektionskrankheiten: Masern, Scharlach, Diphtherie, Typhus und so weiter, sondern erst nach mehr oder weniger langer Zeit stellen kann, nachdem bereits eine große Ausbreitung des Bakteriengiftes im Körper und beträchtliche Veränderungen in den Lungen stattgefunden haben, und daß die bisher dargestellten Antitoxine diesem intensiven Bakteriengifte gegenüber bei weitem nicht wirksam genug sind.

Gleichwohl beweisen zahllose Sektionsbefunde an älteren Leuten, daß die Tuberkulose in ihren Anfängen sehr wohl heilbar ist. Der pathologische Anatom findet oft genug in den Lungenspitzen Vernarbungen, welche beweisen, daß hier vor langen Jahren ein tuberkulöser Herd bestanden hat, der — meistens ohne ärztliche Behandlung — von selber ausgeheilt ist.

Unter solchen Umständen darf man natürlich nie an der Möglichkeit der Heilung verzweifeln und wendet mit Recht zunächst der Vorbeugung erhöhte Aufmerksamkeit zu. Man desinfizirt den Auswurf der Lungenkranken, der eine stete Ansteckungsgefahr für die Umgebung bildet; man predigt in hundert Artikeln die Vorteile einer vernünftigen Abhärtung der Jugend, wobei freilich nicht verschwiegen werden darf, daß oft genug übertriebene Abhärtungsmanie zu Lungenkatarrhen führt und die Disposition zur Tuberkulose erzeugt; die Gesundheitspolizei eifert gegen die Benützung feuchter Kellerwohnungen und wendet ihr Augenmerk der Milch tuberkulöser Kühe zu, welche leider tagtäglich in Tausenden von Einzelsendungen in die Städte gelangt und, ungenügend abgekocht oder gar roh getrunken, nicht wenig zur Verbreitung der Krankheit beiträgt.

Was die Behandlung bereits Erkrankter betrifft, so ist man von den oft recht widersinnigen Mitteln früherer Zeiten so ziemlich abgekommen. Man schickt bemittelte Patienten, die unseren nordischen Winter schlecht vertragen, nicht mehr so leichtsinnig wie früher an die Riviera und nach Südtirol, wo es im Winter oft recht empfindlich kalt ist; man rät vielmehr, wenn die Mittel es gestatten, zu einem vor winterlicher Kälte gänzlich geschützten Aufenthalt in Madeira, Algier oder Aegypten. Bei anderen Kranken verwertet man den unzweifelhaft wohltätigen Einfluß, welchen ein Aufenthalt in hoch gelegenen Gebirgsgegenden auf einen noch nicht gänzlich gebrochenen Körper ausübt.

Wie aber hilft man den mäßig bemittelten und armen Kranken? Man hat nicht ohne Erfolg die öffentliche Wohltätigkeit angerufen und entsendet alljährlich Tausende schwächlicher Kinder, welche früher oder später eine Beute dieser Krankheit sein würden, in die Ferienkolonien und hat auf demselben Wege auch für Erwachsene Hilfe gesucht durch Gründung von Heimstätten für Tuberkulöse. Der hierbei leitende Gedanke ist so human, daß er auf jede mögliche Weise gefördert werden sollte; gleichwohl darf man sich der Einsicht nicht verschließen, daß die Wohltat solcher Anstalten immer nur einem beschränkten Teile aller derjenigen zu gute kommen kann, die ihrer eigentlich bedürftig wären. Wenn man sich nämlich vergegenwärtigt, daß von den rund 1,300,000 Sterbefällen im Deutschen Reiche pro Jahr mindestens 180,000 auf Rechnung der Tuberkulose zu setzen sind, und daß man bei dem langsam schleichenden Charakter der Krankheit eine durchschnittlich mehrjährige Andauer derselben in Rechnung ziehen muß, so kann man sich eine ungefähre Vorstellung machen, wie groß das Heer der Tuberkulösen ist.

Man hat daher immer aufs neue nach Mitteln Umschau gehalten. In manchen Fällen ist, wie bekannt, der Gebrauch von Leberthran nicht ohne Erfolg; die von Amerika und England zu uns herübergekommene Weir-Mitchell-Playfairsche Mastkur ist gleichfalls nicht ohne Nutzen; in anderen Fällen verabreicht man mit Erfolg leichtverdauliche organische Eisenpräparate, wie sie neuerdings aus Tierblut vielfach hergestellt werden. Am meisten aber hat sich ein schon seit langer Zeit bekanntes Mittel bewährt, welches wegen seiner früheren ungeeigneten Darreichungsweise zahlreichen Lesern in unangenehmer Erinnerung stehen wird, neuerdings aber in chemische Verbindungen übergeführt wird, welche selbst von heikelsten Patienten ohne Widerwillen genommen werden — das Kreosot.

Sommerbrodts Verdienst ist es, darauf hingewiesen zu haben, daß kleine Kreosotmengen seinen Nutzen bringen, und daß nur von sehr bedeutenden Quantitäten ein Erfolg zu hoffen ist. Wer aber auch nur einmal bei Zahnschmerzen sich den Mund mit einigen Tropfen Kreosot verbrannt hat, kennt durch den eigenen Schaden die ätzende Wirkung, welche das sonst eminent bakterienfeindliche Mittel auf Schleimhäute ausübt. Es ist daher verständlich, daß mit der Verabreichung großer Kreosotmengen schon sehr viel Unheil gestiftet worden ist. Nur besonders widerstandsfähige Naturen vertragen dieselben; schwächere Individuen magern ab, verlieren jeden Appetit und verfallen damit einer besorgniserregenden Kraftlosigkeit und können, wenn die ätzende Wirkung des Kreosots fortschreitet, an Gedärmentzündung zu Grunde gehen. Daneben bekommt der Arzt fast täglich die nicht unberechtigten Klagen über den ekelhaften Geschmack des Kreosots zu hören. Diesen entschiedenen Nachteilen stehen aber wieder zahlreiche günstige Erfolge gegenüber, welche zum Festhalten an der Kreosottherapie aufforderten. So lag die Sache bis vor wenigen Jahren, als die Chemie einen Fortschritt brachte.

Durch fraktionirte Destillation kann man aus dem Rohkreosot, welches ein Gemisch verschiedener, im Holzteer vorkommender Stoffe ist, einen unter dem Namen Guajakol bekannten, chemisch einheitlichen Körper gewinnen, welchem die bakterienfeindlichen Eigenschaften des Kreosots in erhöhtem Maße zukommen, welcher aber für lebendes Eiweiß ebenso giftig ist wie jenes und auf Schleimhäuten heftige Entzündung hervorruft, so daß die Heilwirkung durch die giftige Nebenwirkung wieder aufgehoben wird. Beide Stoffe geben aber mit der Kohlensäure Verbindungen ein, welche, unbeschadet der Heilkraft, für Schleimhäute reizlos sind, als Kreosotkarbonat beziehungsweise Guajakolkarbonat bezeichnet werden und wohl das Beste sind, was unser Arzneischatz uns zurzeit gegen die Tuberkulose bietet. Zuerst im Jahre 1891 verwendet, sind dieselben seit 1894 recht in Aufnahme gekommen.

Das Kreosotkarbonat ist eine ölige Substanz, welche völlig reizlos ist und von den Patienten bequem kaffeelöffelweise genommen werden kann. Nur recht empfindliche Personen stoßen sich an dem öligen und räucherigen Geschmack, der in solchen Fällen durch Fruchtgelee oder Honig leicht zu verdecken ist. Das Guajakolkarbonat hingegen ist fest und weiß und besteht aus feinen, in Wasser nicht löslichen, fast geruchlosen, schwach aromatisch bitterden Kriställchen. Es wird auch von den sensibelsten Personen gut vertragen.

Die nächste und auffälligste Wirkung ist das Wiedererwachen des Appetites und die damit in Zusammenhang stehende Gewichtszunahme und Hebung der Körperkräfte. Wenn, wie jetzt allgemein bekannt, alle bakteriellen Krankheitserreger nur durch ihre giftigen Stoffwechselprodukte, die Toxine, dem Menschen so verderblich werden, so kann man sich die Heilwirkung der in Rede stehenden Stoffe nur so erklären, daß durch die im Verdauungskanal befindlichen Toxine langsam Guajakol abgespalten wird, welches sich mit jenen zu unschädlichen Verbindungen vereint, daß langsam in den Saftestrom dringende Guajakolmengen dort denselben Prozeß vollziehen, und daß so allmälich den Bakterien der geeignete Nährboden entzogen wird. Auf diese Weise vollzieht sich langsam, vom Magen anfangend, eine gründliche Säuberung des Darmkanals von den ungebetenen Gästen, und damit hebt sich das Allgemeinbefinden der Kranken in der oben beschriebenen Weise. Später wiederholt sich derselbe Vorgang in den tuberkulösen Herden in der Lunge, die Prüfung des Auswurfs läßt eine Abnahme der Bakterien erkennen, der Husten läßt nach, ebenso wie die nächtlichen Schweiße. Die durch Zerstörung des Lungengewebes in diesem entstandenen Höhlungen werden reiner, vernarben schließlich, und zuletzt verschwindet das Fieber — ein Zeichen, daß keine Toxine mehr im Körpersaft kreisen.

Freilich verlaufen nicht alle Fälle so günstig. Gegenüber den Endstadien der Phthise, bei denen unersetzbares Lungengewebe in unentbehrlichen Mengen vernichtet ist, sind und bleiben wir ohnmächtig; auch Menschen mit geringer Lebensenergie werden oft nicht aufkommen; endlich vereiteln Unverständnis und Leichtsinn oft genug alle Bemühungen. Aber sicher steht, nach vielseitigen Mitteilungen von Autoritäten, daß sich auch vorgeschrittenere Fälle in einem früher nicht beobachteten Umfange der Ausheilung zugänglich erweisen.

Die rechtliche Stellung der Frauen.

Die Beseitigung der dem früheren Rechte bekannt gewesenen rechtlichen Schranken, welche die bürgerliche Stellung und Handlungsfähigkeit der weiblichen Personen hemmten und einschränkten, hat sich die Gesetzgebung der neueren Zeit angelegen sein lassen und, soweit es sich um unverheiratete weibliche Personen handelt, auch durchgeführt; das Geschlecht begründet auf dem Gebiete des bürgerlichen Rechts keinen Unterschied mehr, das großjährige Mädchen kann ebensowohl ohne weiteres ein Geschäft oder Gewerbe betreiben wie der großjährige Mann, es kann so gut wie dieser in Stellung treten, sich verpflichten und verbürgen, ohne an die vorherige Zustimmung oder Genehmigung irgend einer Person gebunden zu sein.

Im Gegensatze zu dieser Rechtsfähigkeit und Verfügungsfreiheit unverheirateter Mädchen sieht die Unfreiheit und die mangelnde Befugnis der verheirateten Frauen. Mit dem Augenblick, in welchem die Ehe in gültiger Form abgeschlossen worden ist, verliert die Frau die Befugnis, selbständig über ihr Vermögen zu verfügen und rechtliche Handlungen mit bindender Wirksamkeit ohne Zustimmung des Mannes vornehmen zu können. Während das Gesetz auch die verheiratete Frau in strafrechtlicher Hinsicht für ihre Handlungen und Unterlassungen ohne jede Einschränkung verantwortlich macht, während es sie auf diesem doch so wichtigen Gebiete dem Mann rechtlich vollkommen gleichstellt, versagt es ihr die Gleichstellung in vermögensrechtlicher und auch in familienrechtlicher Beziehung. Auch dem heutigen Recht und dem künftigen Reichsrecht gilt der Mann als derjenige, dessen Ansicht bei Meinungsverschiedenheiten über die Kindererziehung unbedingt den Vorzug verdient und daher entscheidend ist; auch bei allen Fragen, welche sich auf die häusliche Gemeinschaft beziehen, entscheidet der Mann.

Diese Rechtsstellung der Frau hängt, soweit ihre vermögensrechtliche Sphäre in Betracht kommt, mit der Regelung des ehelichen Güterrechts zusammen. In den meisten Ländern ging die Gesetzgebung bis in die neueste Zeit von dem Gedanken aus, daß die Verwaltung des von der Frau in die Ehe mitgebrachten oder während der Dauer derselben durch eigene Thätigkeit errungenen Vermögens dem Manne nicht minder zustehe wie der Nutzgenuß. Zwar ist es fast allenthalben den Eheleuten gestattet, abweichende Bestimmungen durch Vereinbarungen, die sogenannten Eheverträge, zu treffen, allein abgesehen davon, daß nicht überall die Verwaltungsbefugnis des Mannes hierdurch ausgeschlossen werden konnte, machte nur ein Teil der Bevölkerung von dieser Befugnis Gebrauch, und in den meisten Ländern ist dies nicht der größere Teil. Die Erfahrungen haben nun gezeigt, daß die praktischen Wirkungen dieses Systems, welches den Mann thatsächlich zum Herrn des Vermögens der Frau macht, keineswegs als günstige betrachtet werden können; vielfach wird das Vermögen der Frau durch schlechte Geschäftsführung oder leichtsinniges Gebahren des Mannes aufgezehrt und verschleudert, die Verhältnisse geraten in Unordnung, es entstehen Zwistigkeiten hieraus, und nicht selten ist die Folge eine derart tiefgehende Zerrüttung der beiderseitigen Beziehungen, daß nur durch die Auflösung der Ehe geholfen werden kann.

In England und verschiedenen amerikanischen Staaten, zum Teil auch in den skandinavischen Ländern und einzelnen Kantonen der Schweiz ist man dieserhalb neuerdings dazu übergegangen, die Selbständigkeit der verheirateten Frauen in vermögensrechtlicher Hinsicht zu sichern. Die Gesetzgebungen dieser Gebiete weichen hierbei im einzelnen von einander nicht unerheblich ab, und bei mancher läßt sich unschwer die Befürchtung konstatiren, durch eine allzu weit gehende Aenderung des überlieferten Rechts die Befugnisse des Mannes vollständig zu beseitigen und ein Experiment zu unternehmen, das als ein gewagtes bezeichnet werden müßte. So beschränkt man sich teilweise darauf, der Frau die Verwaltung dessen zu gewähren, was sie durch ihre Thätigkeit erringt oder was sie von Dritten mit der Maßgabe zum Geschenk erhält, daß es ihrer persönlichen Verwaltung unterliegen soll. Am weitesten geht und am konsequentesten ist auch in dieser Hinsicht die englische Gesetzgebung; sie sichert der verheirateten Frau nicht nur das Eigentum, sondern auch die unbeschränkte Verwaltung ihres Vermögens und hat hierdurch die rechtliche Selbständigkeit der englischen Frauen in einer Weise anerkannt und verwirklicht, welche es begreiflich erscheinen läßt, daß die deutschen Frauen mit einem gewissen Neide auf dieses fortgeschrittene Recht blicken, das den heutigen Verhältnissen so durchaus entspricht. Die Engländerin ist in der That selbständig, sie bedarf nicht erst der Genehmigung ihres Mannes, um mit ihrem Gut nach ihrem Belieben schalten und walten zu können, sie braucht auch nicht, wenn der Mann aus irgend einem Grunde seine Einwilligung zu einer Handlung versagt, die Genehmigung des Gerichts einzuholen; sie kann das, was ihr gut dünkt, thun, ohne jemand um Erlaubnis zu bitten.

Die Einführung dieses Rechts in das neue bürgerliche Gesetzbuch Deutschlands wird von einem großen Teile der deutschen Frauen erstrebt. Ob der zu wünschende Erfolg diesem Bestreben zu teil wird, läßt sich zurzeit noch nicht mit Bestimmtheit angeben, da die Vertreter der traditionellen Ordnung diese Neuerung, die übrigens für manche Teile Deutschlands durchaus keine Neuerung ist, hartnäckig bekämpfen. Die Einwände, mit welchen man diese Trennung der Ehegatten in vermögensrechtlicher Beziehung zurückweist, sind nicht stichhaltig. Daß dieselbe dem Wesen der Ehe als einer sittlichen, geistig-leiblichen Lebensgemeinschaft widerspreche, ist lediglich eine unbeweisbare Behauptung. Die Ehen in den Ländern, in welchen die Vermögen beider Ehegatten gesondert sind, sind wahrlich nicht schlechter als die Ehen mit vollständiger oder teilweiser Gütergemeinschaft. Mit größerem Recht als die angebliche Schädigung des Charakters der Ehe und der Innigkeit derselben ließe sich behaupten, daß durch die Einführung dieses Rechts die Unsitte wenigstens zum Teile beseitigt werden würde, eine Ehe nur im Hinblick auf das der künftigen Ehefrau zustehende Vermögen einzugehen.

Der Standpunkt, auf welchem die Gesetzgebung hierbei steht, ist durchaus unlogisch. Entweder ist den weiblichen Personen die rechtliche Verfügungsfähigkeit überhaupt abzusprechen oder sie muß auch den Ehefrauen bewilligt werden. Nur die vollständige Verkennung der Richtung, in

welcher sich die heutigen Verhältnisse entwickeln, kann darüber hinsehen, daß die Anerkennung der Selbständigkeit der Frau das Ziel ist, dem die Gesetzgebung in den Kulturstaaten zustrebt. Nichts ist minder begründet als die Befürchtung, daß aus dieser Anerkennung moralische und wirtschaftliche oder gar politische Nachteile entstehen könnten. Die politische Emanzipation der Frauen hat hiermit nicht das geringste zu thun. Der entschiedenste Gegner der Verleihung des politischen Wahl- und Stimmrechts an die Frauen, der unversöhnlichste Widersacher weiblicher Aerzte und weiblicher Advokaten, weiblicher Gleichwerbener und weiblicher Richter kann sich damit einverstanden erklären. Die englischen Frauen haben in den seit Einführung dieses Rechts verflossenen Jahren bewiesen, daß sie von den ihnen zugestandenen Rechten einen zweckmäßigen Gebrauch zu machen verstehen, und wer möchte behaupten, daß die deutschen Frauen hinter ihren englischen Schwestern in dieser Hinsicht zurückstehen werden?

Dr. Ludwig Fulda.

Schah Nasr-Eddin †.

Dem tödtlichen Anschlage eines Fanatikers ist am 30. April der Schah Nasr-Eddin von Persien zum Opfer gefallen. In Begleitung seines Großwesirs und eines kleinen Gefolges hatte sich der „König der Könige" nach einem Lustschlosse in der Nähe von Teheran begeben, und nachdem er, Almosen spendend, eben den inneren Hof des Heiligtums betreten hatte, viel aus nächster Nähe ein Schuß, der ihn tödtlich verwundete. Nach kurzer Frist verschied der Schah. Der Mörder, der sofort festgenommen wurde, ist ein Angehöriger der übel berüchtigten, allen Neuerungen feindlich gesinnten Sekte der Babi, aus deren Mitte schon einmal, im Jahre 1852, ein Mordanschlag gegen den Schah unternommen worden war. Nasr-Eddin galt den Angehörigen jener Sekte als ein verwerflicher,

Nasr-Eddin, Schah von Persien.

der alten Zeiten und den alten Glauben gewaltsam verändernder Neuerer, und in der That war er, soweit in diesem Sinne ein orientalischer Despot überhaupt in Frage kommen kann, ein Reformator. Am 17. Juli 1831 als ältester Sohn des Schahs Mohammed geboren, bestieg er nach dessen Tode am 20. September 1848 den Thron. Als Prinz besaß er bereits eine gewisse abendländische Bildung, die er später durch Studien und Reisen zu erweitern suchte. Beim Ausbruch des russisch-türkischen Krieges im Jahre 1853 erklärte er sich anfänglich neutral, schloß sich aber bald auf die Seite Rußlands. Nachdem er 1856 Herat eingenommen hatte, erklärte die indische Regierung ihm den Krieg; das Ende war ein für England vorteilhafter Friede. Der Schah führte sodann mehrere Kriege mit den Turkmenen und anderen Nachbarvölkern, stiftete 1866 der Anlage einer Telegraphenlinie zwischen Britisch-Indien und Europa zu und unternahm 1873 seine erste, Aufsehen erregende Reise nach Europa, worüber er ein Tagebuch führte, das später in persischer Sprache veröffentlicht wurde. Eine zweite Reise, die besonders Rußland galt, unternahm er 1878 und beschrieb sie in derselben Weise, eine dritte fand 1889 statt. Seither haben Rußland und England sich mit wechselndem Erfolge bemüht, vom Schah politische und handelspolitische Zugeständnisse zu erhalten. Die inneren Zustände Persiens waren während Nasr-Eddins Regierung so befriedigend, wie man es eben unter einer orientalischen Despotenherrschaft erhoffen kann. Persien bereitete sich schon vor, am 6. Mai sein fünfzigjähriges Regierungsjubiläum zu feiern; man rechnete nämlich seine Regierungszeit nach den mohammedanischen Mondjahren, welche für den 6. Mai das Jubeljahr ergaben, zu dessen Begehung man sich eben rüstete. Die Kugel des Fanatikers setzte diesen Vorbereitungen ein Ziel. Der Nachfolger des ermordeten Schah ist sein ältester, 1853 geborener Sohn Muzaffer-Eddin, bisher Gouverneur von Azerbeidschan.

Für müßige Stunden.

Bilderrätsel.

Scherzrätsel.

Er steht an blauen Stromes Rande
In einer Stadt im Schwizerland
Sie steht in einem großen Lande,
Das oft mit wilde Mars genannt.
Es ist in seinem Innern Manne,
Den noch an Bube gern erfüllt.
Ich wohne in dem schönen Banne,
Der stolz die deutschen Völker hegt. Fr. Sch. K.

Preisliedige Scherz-Charade.

„Sie" war die Hasse, doch die Zweite nimmer,
Und da die Dritte „er" ihr lang schon blieb,
So sah sie seufzend oft in ihren Kummer
Und trostge bang: „Er hat mich nicht mehr lieb!"

Da kam „er", kam — mit einem Myrtenkranze.
Trotz' jauchzend ihm auf ihres Hauptes Haar
Und sprach: „Nun, Lieb, leg schnell fürs Ganze,
Denn Sonntag schon führ' ich dich zum Altar!" Rud. Sp.

Buchstabenrätsel.

Der Heilgymnasiast lieben wird verehrt,
Wenn ihr die 1 nicht immer angehört.
1, 2 wie 1, 2, 3 kann barsch bescheiden,
Doch auch unschuldige Bedeutung wahren,
2, 3 spielt immer eine nichtige Rolle
Und meidet gerne eine dornenvolle.
Wer aber recht vermag sich zu vergleichen
Mit 2, 3, 4 und 5 dem Einhaltreichen,
Dem Mäßigen und stolzen Verächter,
Verächtlichen und doch Gutgesinnten!'
Auch 1 bis 4 er seine Waffen spendet,
Der plötzlich grausam sie der Tod gerafft
Selbst 1 bis 5, so hoch empor es ragt,
Nur selten ihm zu widerstehen wagt.
Doch oft gelingt es ihm im Unterliegen
Auf günstigem Feld begünstigt auch zu siegen
3, 4, 5, 6 mit seinem roten Schein
Mild nie und ungetrübt wohlsammen sein,
Und 4, 5, 6 läßt sich zwar nicht erblicken,
Weil aber uns empfinden seine Tücken.
Die 6 bis 9 ein Instrumentum nennt,
Das nie sich von den Unterthanen trennt.
Vier wird uns 7, 8 und 9 scheinen,
Doch ist es oft von zweifelhaftem Wert.
Wenn es vom Spender auch so hoch geschätzt,
Inzwischen dem Empfänger es verletzt.
Auf weiße Bahnen sicher Obacht gibt,
Wenn Leidenschaft gewissenlos ihn stört,
Zeigt schonig uns das Ganze. 1 bis 9
Tod, seinem Namen Trauer zu verleihn,
Verübte einen Frevel ohne gleichen;
Wohl glückt' es ihm, den Hoch so zu erreichen,
Doch zahlte es teilte mit seinem Leben
Und lieh dem Fluch der Nachwelt preisgegeben.
CM. Sch. Aufeld.

Silbenrätsel.

Der Königssohn sprach unterm Blut-zwei-drei laut
„Wo weilst du so lange, du liebste Braut!"
Noch tobt der Leidenschaft Schwerter.

Beschwöre doch, eine, zwei, drei unserem Reich
Und mach mich zum glücklichsten Sterblichen gleich,
Wie will ich dich lieben und herzen!" M. L.

Auflösung der rätselhaften Aufschrift Seite 520:

„Hans" Die Thüre hat ihre Gabel,' in der Mittelzeile lies Angen statt Auge.

Auflösung des Ergänzungsrätsels Seite 520:

Rom — Ebro — Elbe — Hall — Egge
Acis — Tuba — Hütte — Mutz — Aisch
Opal — Adel — Jena — Oise
„Ich bin so krank."
„Nubiesse oblige"

Auflösung des Anagramms Seite 520:

Gold — Stein — Tau — Insel

Schach. (Bearbeitet von L. Hoffmann.)

Aufgabe 24.

Von M. Oberländer in Budapest.

Schwarz.

Weiß.

Weiß zieht an und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe 21 S. 488:

A.

1. 1) Ld5—e6
2. 2) Le6—d7
3. 3) Kc4—d5 matt.

B.

1. 1) Kd5—c4
2. 2) De4—e5†
3. 3) Kc4—d4
3. 3) Le4—c2 matt.

Auf 1) ... Kd5—c4 folgt gleichfalls 2) De4—e5 usw.
2) Le4—c2 matt.

Partie Nr. 22.

Gespielt zu Wien am 13. u. 14. März 1891, kurz vor dem Abgange des Letzteren, zwischen den Herren Schallopp und Steinitz.

Evans-Gambit.

Weiß: S. Schallopp. – Schwarz: W. St.

Weiß.	Schwarz.	Weiß.	Schwarz.
1) e2—e4	e7—e5	20) a2—a4	Le8—d7
2) Sg1—f3	Sb8—c6	21) Sg3—f5	Dd8—c7
3) Lf1—c4	Lf8—c5	22) Lb2—a3	Sc6—b8
4) b2—b4	Lc5—b4	23) f2—f4	Ta8—b8[1])
5) c2—c3	Lb4—c5	24) g2—g4	Sb8—c6[2])
6) 0—0	d7—d6	25) Sf5—d6	Df7—d8
7) d2—d4	e5×d4	26) Le3—c5	Tc8—c7
8) c3—d4	Lc5—b6	27) e4—e5[3])	f6—e5
9) d4—d5	Sc6—e7	28) Le2—g6	h7—g6
10) Le3—g5	Sg8—e7	29) De2×e5	Le8—g6[4])
11) Le4—d3	c7—c6	30) e5—e6	Tf8—f1
12) Dd1—e2	h7—g6	31) Td1—f1	Lg6—f5
13) Sc3—e4	c6—c5	32) d5—d6	De7—e6
14) Se4×f6†	e7×f6	33) Td1—f1	Le5—d5[5])
15) Le3—f4	c5—c4	34) e6—e7	Le5—f7
16) Sf3—d4	Lb6—d4	35) De5—f5	Tf7—e7
17) Lb2—d4	b7—b5	36) Df5—f6	Kg8—h8
18) Le4—d2	Td8—f8	37) Le3—d4	Kh7—h6
19) Ta1—b1	a7—a6	38) Ld4—g7	Aufgegeben

[1]) Da Weiß beabsichtigt, mit Lb2—d4, Schwarz stellte der Abtausch zu den Zug Sc6—b8 bevor.

[2]) Um die vorteilhafte Stelle.

[3]) Der Vorzug verdient mehr Tc8—e8. Weiß hielt dann eine Abtauschung gleichfalls mit Sb3—d4 oder auch mit Lb2—b4 für gut. Es folgt 28) ... Sc6—b8 usw.

[4]) Die Fortsetzung noch weiteren Zugs, den Gambitbauer und Vorteil behauptet.

[5]) Weiß gibt sofort zum entscheidenden Angriff vor.

[6]) Schwarz hat hoffnungslos verloren.

[7]) Droht selbst in Lf5 h1, es folgt jedoch 34) Td1—f2, und wenn nun Lh1—f3 so 35) e6—e7 Le5—f7 36) Df5—f6 mit ähnlicher Fortsetzung wie in der Partie.

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt. — Verantwortlicher Redakteur Ernst Schubert in Stuttgart. — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.
Briefe und Sendungen an: In die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten.

Oberstleutnant Gaede. Major Liman. Kapitän z. Brandis Kronprinzessin von Rumänien. Freiherr v. Reibnitz. Königin Elisabeth Oberst Mann.
Madame Serruys, Hofdame der Königin. Erbprinz Wilhelm von Hohenzollern. Erbprinz von Sachsen-Meiningen. Prinz Karl. Erbprinzessin von Sachsen-Meiningen. Fürst Leopold von Hohenzollern Kronprinz Ferdinand
Prinzessin Feodora von Sachsen-Meiningen.

Fürstlicher Besuch im Schlosse Peleš bei Sinaia.

Haupt, geachtet steht sein von niemand abhängiges Land im Rate der Völker da, Eisenbahnen durchziehen es nach allen Richtungen und haben die natürlichen Schätze in solche von goldig klingendem Gehalt umgewandelt, hoch entwickelt ist das Schul- und Universitätsleben, stark und zahlreich die Armee, die sich unter der umsichtigen und tapferen Führung ihres Herrschers unvergängliche Lorbeeren erworben, wohlgeordnet ist die Justiz wie das Finanzwesen, und eine erbliche Dynastie sichert dem Lande auch fernerhin Ruhe und Wohlergehen.

Daß dies alles in verhältnismäßig so kurzer Frist — denn was sind dreißig Jahre in der Entwicklung eines Volkes! — erlangt wurde, es ist das Hauptverdienst König Karls, der nicht das Land betreten, um hier fürstlichen Glanz und die Befriedigung persönlicher Eitelkeit zu suchen, sondern um als wahrer und gerechter Fürst seinen hehren Beruf zu erfüllen, unterstützt darin von seiner Gemahlin, der feinsinnigen, warmfühligen Königin Elisabeth, der er bei seiner im Oktober 1869 in Schloß Montepos bei Neuwied vollzogenen Verlobung die vorahnenden Worte in das Album geschrieben: „Liebe wird durch Liebe vergolten. Kommt Deinem Volke mit derselben Liebe, demselben Vertrauen entgegen, womit Du mir entgegenkamst, dann wird nicht nur ein Herz in Treue für Dich schlagen, sondern Millionen Herzen werden sich mit dem einen vereinen; ich aber werde mich glücklich preisen, denn Du gehörst mir nicht allein, ein ganzes Volk bekommt ein Anrecht an Dich, ein ganzes Volk blickt mit Vertrauen und Zuversicht auf Dich und wird die Liebe durch Liebe vergelten."

Arbeitszimmer der Königin Elisabeth von Rumänien im Schlosse zu Bukarest.

Arbeitszimmer des Königs Karl von Rumänien im Schlosse zu Bukarest.

Es kann hier nicht meine Aufgabe sein, näher desjenigen zu gedenken, was König Karl für sein Volk und Land gethan mit kriegerischen wie mit politischen Erfolgen, und wie warm sich Königin Elisabeth aller wohlthätigen wie wissenschaftlichen Bestrebungen angenommen und nicht nur sich, sondern auch der rumänischen Literatur einen Ehrenplatz in der Geschichte der Dichtkunst errungen. Ein im schönsten Sinne des Wortes königliches Paar ist es, welches den Thron Rumäniens einnimmt, beide von vornehm-liebenswürdigem Wesen und von einer Art, sich zu geben, die sich im Fluge die Herzen erobert. Von regem, arbeitsamem Geist ist König Karl beseelt, das Wort „Ruhe" fehlt in seinem Lebenslexikon, er ist an unermüdliche, zielbewußte Thätigkeit gewöhnt, hat sich in frühen wie in späteren Jahren weit in der Welt umgesehen und seine vielseitigen Erfahrungen nur sein Land zu nutze gemacht; ohne sein inniges Interesse an allen seine Familie und sein einstiges Heimatland berührenden Dingen zu verlieren und mit tiefster Freude und Genugthuung den hohen Flug verfolgend, den der preußische und der deutsche Aar genommen, hat er vom ersten Tage seiner Regierung an einzig und allein den Fortschritt seines Landes im Auge gehabt und stets das Wort seines Vaters befolgt: „Ein kluger und namentlich ein treuer Regent darf niemals persönliche, sondern stets nur nationale Politik treiben." Sein Wesen ist gütig und harmonisch, er hat innerhalb der Grenzen seines eigenen Reiches und nicht minder im Auslande viele Anfeindungen erfahren, aber niemals hat er seine Feinde dies entgelten lassen, sondern ihnen stets, falls sie darnach strebten, die Hand zur Versöhnung gereicht; eine in sich abgeklärte und gefestete Natur, erprobt in Stürmen vieler Art, ist sein Gemüt weich geblieben und sein Herz so warm wie in den frühen Jugendzeiten. Das drückt schon das wohlwollende, den Stempel geistigen Adels tragende Antlitz aus mit den leuchtenden Augen, die so viel Innerlichkeit verraten und dabei doch so klar und durchdringend zu blicken verstehen. Von geistiger Ebenbürtigkeit ist seine Gemahlin, aus dem durch edlen Sinn stets ausgezeichneten Fürstenhause Wied stammend, die er am 24. November 1869 unter brausendem Jubel der Bevölkerung in ihr neues Heim, in das schlichte Palais der vieltürmigen Residenz eingeführt und die sich schnell und mit vollster Hingebung in die gänzlich fremden Verhältnisse einlebte. Weniger freilich vermochte sie sich zunächst mit dem Palais selbst zu befreunden, nicht sowohl wegen der zum Teil recht bescheidenen und anspruchslosen, seitdem wesentlich veränderten und vergrößerten Räumlichkeiten, als aus dem Grunde, daß das Gebäude von allen Seiten umbaut war: ein fremdes Gefühl für das Fürstenkind, das am rauschenden Rhein und in der waldumgebenen Einsamkeit des väterlichen Schlosses seine Jugend verlebt hatte und inmitten einer porzellanenen, lieblichen Natur aufgewachsen war.

Schon ehe er sich einen eigenen Hausstand gegründet, hatte Fürst Karl die heißen Sommermonate, die in Bukarest kaum zu ertragen sind, teils in dem nahen, hochgelegenen Cotrocent verlebt, wo sich um ein schönes Kloster erhebt, das für den zur Thronfolge bestimmten Neffen des Königs, den Prinzen Ferdinand, zum Schloß umgebaut wurde. Andererseits weilte Fürst Karl gern in dem mitten in den Karpathen romantisch gelegenen Kloster Sinaia. Hierher führte er auch seine junge Gemahlin, die namentlich den letzteren Ort liebgewann und sich stets nur schwer von ihm trennen konnte, wenngleich die Zimmer noch kleiner und viel bescheidener eingerichtet waren als im Bukarester Stadtschlosse; indessen bot für alles die großartige, romantische Natur mit ihren ernsten Bergriesen, den schäumenden Wasserstürzen, den weiten, dichten Waldungen und den grünen, fruchtbaren Triften eine reiche Entschädigung. Das Glück des jungen Paares ward vollkommen, als die weißgekalkten Klosterzellchen von der melodischen Stimme eines lieblichen Kindes widerhallten, der herzigen Prinzessin Marie, die in zartem Lebensalter zum stillenden, unverwundenen Schmerze der Eltern dahingerafft wurde.

Immer wieder suchte das Fürstenpaar das Karpathenkloster auf, dessen heiliger Friede Balsam für ihre wunden Herzen war, und wo sie sich, ohne von der gestrengen Dame Etikette beeinträchtigt zu sein, ganz einander angehören konnten. Der langgehegte Plan des Fürsten, hier ein Schloß als Sommersitz zu bauen, reifte 1874 seiner Verwirklichung entgegen. Nach den Plänen des Wiener Baumeisters Doderer entstand im zauberhaften Prachowathale, nahe den kühnen Felsabhängen des Butschetschgebirges, ein wundervolles Schloß, so ganz der sagenreichen, schweigsam-ernsten Umgebung angepaßt und den, der es zum erstenmale erblickt, in dieser Weltabgeschiedenheit wie ein holdes Märchen berührend. Schon 1875

Salon im Schlosse zu Bukarest.

schrieb der Fürst seinem Vater: „Die Großartigkeit des Baues macht im ganzen Lande einen vortrefflichen Eindruck, und jeder freut sich darüber, weil er darin eine Garantie für die Stetigkeit des Regimes sieht. Jetzt schon nennt man es das ‚Königsschloß' — was es auch eines Tages werden kann!"

Und ein Königsschloß ist es geworden in doppelter Beziehung, als Sitz eines Königspaares und von wahrhaft königlicher Wirkung! Mit feinstem Gefühl für Schönheit und Formen ist das Innere ausgestattet, König und Königin ordneten alles persönlich an, und die Harmonie, welche ihr Wesen auszeichnet, durchweht auch die mit erlesenen Schätzen der Kunst und des Kunstgewerbes und wertvollen persönlichen Andenken geschmückten Räume, die häufig einer auserlesenen Gesellschaft zum Rahmen dienen und oft zahlreiche Gäste von nah und fern beherbergen, denen die Erinnerung an Schloß Pelesch stets zu den sonnigsten und schönsten gehört.

An neuen Ehrungen reich wird der kommende 22. Mai für König Karl und seine Gemahlin sein, in den Jubel und Dank des rumänischen Volkes aber mischen sich innig die Wünsche aus dem fernen Deutschland: daß dem edlen Königspaare noch eine lange und segensreiche Zukunft beschieden sein möge.

Einer Freundin nach Venedig.

Von

Alfred Margoninsky.

Nun glaubst du endlich doch noch an ein Zukum!
Ein Brief von mir, du kannst ihm nicht entweichen;
Wärst du in Lima, Peking oder Natum.

Dich würde die Epistel doch erreichen.
Gesattelt steht die Musenrosinante
Zu scharfem Ritt, und ging' es über Leichen.

Doch ihre Gangart schon, die wohlbekannte,
Erheitert deine schreckerstarrten Mienen,
Erinnert sie dich doch an deinen Dante.

Ich mag mich der Daktylen nicht bedienen,
Mein Brief geht ja ins Land, in das gelobte,
Ins Land des Weins, der Liebe, der Terzinen.

Und deine Freundschaft, die so echt erprobte,
Sie hat bisher ja immer stand gehalten,
So oft ich auch in holdem Wahnsinn lobte;

Sie wird auch diesmal, hoff' ich, nicht erkalten.
Gesteh' ich's nur, ich war nicht frei von Neide,
Als Kunde ich von deinem Ziel erhalten.

Ich hauste geistig Leid des Körpers Leide;
Du eilest fröhlich nach dem Zauberlande,
Ich blieb zurück auf öder, dürrer Heide,

Du in Venedig, ich im märk'schen Sande.
Doch bald in weltverbindend kühnem Traume,
Zerriß ich, die mich fesselten, die Bande,

Befreit von Körper, Schwere, Zeit und Raume,
So ging ich weltversunken hin zur Seiten,
Am Lido war's, aus dem kristall'nen Schaume,

Angeweht von des Märchens Herrlichkeiten,
Erstand Venedig mir in altem Glanze,
Erstanden mir Pisanos, Tizians Zeiten.

Auf der Palazzi einzig schönem Kranze,
Dort am Kanal verzückt mein Auge ruhte
Auf bunter Barken leicht bewegtem Tanze.

Wir schwelgen in Chianti-Jener-Blute,
Es grüßt die Stimme uns, die wundersame,
Der Glocken von Maria dell' Salute.

Und die den Wein kredenzt, in goldne Flamme
Das Haupt gehüllt, gleich Tizians holden Frauen
Sie ist von deines Gastfreunds edlem Stamme.

Und so aus unsres Nordens kahlen, rauhen
Gefilden flieh' ich auf des Traumes Flügel
Und darf mit dir genießen, hören, schauen.

Doch nun adel Vederlich in die Zügel!
Knirscht schon mein Gotterpferd und will nicht weiter.
Sonst wirft es mich noch selber aus dem Bügel.

Ade! Und zürne nicht dem schlechten Reiter.

Digitized by Google

Die Kirsche.

Von

Otto Elsner.

Das erste Obst, welches die gute Jahreszeit auf den Tisch des Menschen bringt, ist die Kirsche. Röthiger gesagt: die Süßkirsche, denn ihre Schwester, die kleinere, säuerliche Frucht, reift erst eine gute Zeit später und zeigt auch noch in anderer Hinsicht manchen eingreifenden Unterschied. Aber die Süßkirsche, ob sie nun ein lichtes, vom zartesten Gelb bis zum lieblichsten Rosa reichendes Kleid trägt oder sich in einen tiefroten, fast braunschwarzen Mantel hüllt, stellt sich in voller Reife schon ein, wenn eben erst der Lenz vom wirklichen Sommer abgelöst worden. Die Entwicklung der Frucht aus der Blüte geht mit fabelhafter Geschwindigkeit vor sich. Kaum sind die weißen Blätter, jener entzückende Blütenschnee, eines der schönsten Schauspiele, welche die Natur in unserem Klima hervorbringt — kaum sind sie wie ein Silberregen zu Boden gerauscht, so zeigt sich auch schon die werdende Frucht. Milder Regen und Sonnenschein lassen diese immer mehr und mehr anschwellen. Bald schimmern die ersten vom bisherigen Grün abweichenden Farbentöne, denen dann immer entschiedenere folgen. Nun geht die Reife mit Riesenschritten vorwärts. Meister Spatz oder der Feinschmecker im Obstgarten des Menschen, der schelmische Star, haben längst lüsternen Blickes auf den Augenblick gewartet, wo der leckere Schmaus ihrem Schnabel behagen wird. Noch ehe wir nur daran denken können, die erste Frucht vom Zweige zu pflücken, haben sie sich schon ihren Anteil geholt und machen sich nun über uns lustig, daß wir mit dem vorlieb nehmen müssen, was sie uns übrig gelassen. Den ersten Morgen wird gewöhnlich unsere Ernte noch knapp genug ausfallen. Nur hier und da zeigt eine Kirsche jenen satten, wie Email blinkenden Farbenton, welcher ankündet, daß sie völlig gereift ist. Aber schon den nächsten Tag reiht sich eine reife Kirsche an die andere, so daß die Hand des Pflückers zuweilen Mühe hat, die so ergiebige Ernte rechtzeitig einzusammeln, noch bevor sie überreif am Zweige geworden ist.

Die Kirsche als Obst ist uralt bei den Kulturvölkern Europas. Als Urform darf wohl mit Recht die saure Art angesehen werden, wie wir sie noch heute kennen. Ihre Heimat ist der Osten, wie schon der Name darthut, der die Aehnlichkeit mit der noch heute in Persien üblichen Bezeichnung „keras“ beibehalten hat. Die speziell für die saure Kirsche, zumal in Oesterreich, beliebte Benennung „Weichsel“ stammt aus dem Albanesischen her, wo diese Frucht „vyssine“ genannt wird. In Italien heißt sie in sichtlicher Aehnlichkeit mit diesem Wort „visciola“. Einen gewissen Halt dafür, wie lange man die Kirsche in germanischen Landen genießen mag, beweisen die Fundstätten der Pfahlbautenbewohner, welche man in der Schweiz bloßgelegt hat. Sie liefern den zweifellosen Beweis, daß hier schon die Kirsche als Frucht bekannt war, und nicht etwa die ursprünglichste Form derselben, die sauer schmeckende, sondern vielmehr ihre kultivirtere Abart, die Süßkirsche. Das mag etwa dreitausend Jahre vor unserer Zeitrechnung gewesen sein — also lange vor dem Feinschmecker Lucullus, von dem die Geschichtschreiber mit einem gewissen Aufheben melden, daß er die süße Kirsche nach Rom gebracht habe und sich ihre Anpflanzung in seinen Gärten so sehr angelegen sein ließ. Bekannt ist, welche Summen er verprasste, um sich stets und zu jeder Zeit die ihm so gut mundende Frucht zu verschaffen. Daß er aber überhaupt die Kirsche so hoch schätzte, spricht an sich schon deutlich genug für den guten Geschmack, welchen er besessen. Seit dieser Zeit hat es unserer Frucht niemals an ruckhaltloser Bewunderung gefehlt. Zuweilen wird sie geradezu zum Kult, wie man ihn kaum wieder einem andern Obst gezollt hat. In den Gärten des Pädosophen von Sanssouci gedieh eine vorzügliche Frucht; während der Zeit, wo sie gereift wurde, durfte sie niemals auf der königlichen Tafel fehlen. Ein leidenschaftlicher Verehrer der Kirsche war Fürst Gortschakoff, der ehemalige russische Kanzler. Zumal die märkische Kirsche, wie sie in ihrer schönen Fülle und Größe in den Gärten der Umgegend von Potsdam wächst, hatte es ihm angethan. Er weilte am liebsten zur Zeit der Ernte in Berlin, um die Frucht recht frisch essen zu können. Oder er fuhr wohl selbst nach Werder, dem berühmten Kirschengarten der Mark, um eigenhändig die Frucht von den Bäumen zu pflücken. Wenn er in Rußland weilte, mußte ihm jeden Tag eine Sendung derselben geschickt werden. Er hat oft behauptet, daß diese Kirschen im Verein mit Erdbeeren nicht wenig dazu beitrugen, ihm stets den ausgezeichneten Appetit zu verschaffen, welcher es ihm möglich machte, bis in sein hohes Alter bei Gesundheit und guter Laune zu sein.

Kein entzückenderes Bild als das, welches ein Garten blühender Kirschbäume gewährt! Es ist ein milder Frühlingstag, und der West tändelt mit dem jungen Grün. Die Sonne sendet ihre Strahlen auf die Erde, damit sie diese küssen, und im Gezweige der Rotdornhecke singen Schwarzamsel und Rotkehlchen ihre Weisen. Gleichwohl liegt es in der Luft wie Schnee, ein weißes, dichtes Gehalle, das die Zweige bedeckt und jedes Kieselstein wie mit Kristall überzogen hat. So erscheint es uns zum wenigsten aus der Ferne. Näher getreten, sehen wir, daß es blühende Kirschbäume sind, welche diese Täuschung hervorriefen. Die Fata Morgana schwindet, um einem womöglich noch zauberhafteren Bilde Platz zu gewähren. Wir blicken nämlich in ein Blütengewebe, wie es die Natur vielleicht nicht zum zweitenmale in solchem Reichtum und in einer so keuschen Schönheit hervorbringt. In der großen Obstpflanzung der Mark Brandenburg, dem schon eben genannten Flecken Werder bei Potsdam, bilden diese Tage der Kirschbaumblüte jedesmal eine reiche Einnahmequelle. Denn alsdann strömen von fern und nah Tausende von Schaulustigen herbei, um sich des entzückenden, leider nur so kurze Zeit andauernden Anblicks zu freuen. Der Andrang pflegt so stark zu sein, daß die Eisenbahnverwaltungen, um ihm gerecht zu werden, Sonderzüge einlegen müssen. In Japan wird der Kirschbaum überhaupt nur seiner Blütenpracht wegen gezogen. Man erzielt dort gefüllte Sorten, die an Größe und Schönheit die bei uns vorkommenden Arten weit in den Schatten stellen. Ebenso hat man in Bezug auf die Farbentöne eine ansehnlichere Mannigfaltigkeit zu stande gebracht. Vom reinsten Weiß bis zum verschämten Rosenrot, wie es die Wange der Jungfrau ziert, reiht sich Blust an Blust in nicht endenwollender Verschiedenheit der Nuance. Daß diese gefüllten Sorten keine Frucht liefern, ist selbstverständlich. Allein Deutsche, die in Japan verweilten, behaupten, daß sie auch aus der einfachen Blüte niemals eine Frucht herauszureifen sahen. Ja, Japaner, denen sie davon erzählten, daß man in Deutschland wie im übrigen Europa den Kirschbaum einzig und allein der Frucht wegen ziehe, wollten dies nicht recht glauben oder vielmehr: sie konnten es nicht begreifen.

Dennoch liegt für uns der hohe wirtschaftliche Nutzen des Kirschbaums allein in der Frucht. Und zwar gerade in der sauren, welche noch keine Veredlung erfahren hat, in jenem Wildling, der euch ohne die helfende Hand des Gärtners Früchte ansetzt, recht und schlecht nach der Art, wie sie Allmutter Natur allein aus der Blüte hervorgehen läßt. Wenn die Süßkirsche in ihren vornehmen Arten, wie Herzkirsche, Perlkirsche, Wachskirsche, hauptsächlich als Dessert auf den Tisch kommt, so spielt dafür die Sauerkirsche in der Küche eine um so wichtigere Rolle. Die eine Sorte derselben, die Glaskirsche oder Amarelle mit nicht färbendem, hellem Saft und ihrem noch immer etwas süßen Geschmack kommt gleichfalls als Tafelobst zur Verwendung. Aber die Weichsel mit dem dunkelroten, färbenden Saft findet als Frucht im allgemeinen wenig Liebhaber, weil ihre kräftige Säure nicht jedem Gaumen mundet. Um so weniger kann ihrer die Hausfrau entbehren, wenn es sich darum handelt, einige Gerichte herzustellen, welche im ganzen Haushalte oft am meisten beliebt sind. Knödel und Kuchen, Torte und Strudel — sie alle bleiben mehr oder weniger, wofern ihnen eine Zuthat oder ein Füllsel mitgegeben werden soll, auf die Sauerkirsche angewiesen. Man preßt sie aus, um den ziemlich teuren Kirschsaft, man siedet sie ein, um das schmackhafte Kirschmus zu gewinnen. In den heißen Tagen des Sommers ist die Kirschsuppe ein ebenso gesundes wie wohlfeiles Gericht, gerade so wie Kompott aus sauren Kirschen zur Zeit des Einerntens unserer Frucht wohl auf keinem Tische fehlt. Die Verwendung, welche die Sauerkirsche findet, läßt sich in ihrer Mannigfaltigkeit kaum herzählen. „Man bereitet,“ sagen Lubs und Rohner in ihrem Appetit-Lexikon „mit dem Safte Sulzen, Puddings, Crèmes und Gefrorenes, man tandirt sie, man trocknet sie, man gibt sie als Gelée und als Kompott, man legt sie in Zucker, in Branntwein, in Essig und in Honig ein, man bereitet aus ihnen Kirschsaft, Kirschlimonade, Kirschwasser, Kirschlikoeur, Kirschwein, Ratafia, Scherbet und Maraschino — kurzum, man verwendet sie in jeder denkbaren Weise, und zum Schluß benützt man auch noch die Steine, um sie hinterlistigerweise dem guten Freunde oder der noch lieberen Freundin an die Nasenspitze zu schnellen.“

Nun, dem letzteren löblichen Zwecke würden auch die Steine der Süßkirsche genügen. Aber für die Verwendung in der Küche ist sie nicht in demselben Maße geeignet. Das Fleisch schmeckt fade und entbehrt vollkommen jener intensiven Kraft, welche der Sauerkirsche in so hohem Maße innewohnt und ihr deshalb in hauswirtschaftlicher Hinsicht wohl stets den Vorzug vor ihrer vornehmeren und stattlicheren Schwester zusichern dürfte.

Der Wettin-Obelisk in Dresden.

(Siehe die Abbildung Seite 545.)

Die schöne Königsstadt an der Elbe, die des Sehenswürdigen so viel bietet, hat einen neuen herrlichen Schmuck in dem Obelisken erhalten, der, zur Erinnerung an das achthundertjährige Jubiläum des Fürstenhauses Wettin errichtet, dieser Tage feierlich enthüllt worden ist. Als im Juni 1889 das Jubiläum begangen wurde, da bildete in der sächsischen Hauptstadt den Glanzpunkt des Festschmuckes der Platz vor dem königlichen Schlosse zwischen der katholischen Hofkirche, der Augustusbrücke und der Brühlschen Terrasse. Die Lösung der schwierigen Aufgabe, gerade diesen bedeutungsvollen Platz festlich zu schmücken, war den Architekten Schilling und Graßner in hervorragender Weise gelungen. Die Hauptstücke des Schmuckes waren die beiden in den Formen des italienischen Barockstils gehaltenen Wettin-Obelisken. Mit Glück waren die acht Seiten derselben benützt worden, dem geschichtlichen Gedanken des Festes Ausdruck zu geben, indem die Ueberlieferung vom schwellend bewegten Segel in die strengen, glatt aufsteigenden Flächen des Obelisken durch Trophäen und Waffenschmuck dem Charakter der acht Jahrhunderte gemäß gebildet waren. Von den gewaltigen Schmuckvasen der Festtage blieben die Obelisken allein längere Zeit stehen. Da trat der Gedanke zu Tage, sie dauernd zu erhalten. Der Plan fand die Zustimmung der städtischen Behörden, da aber der Platz nicht groß genug erschien, daß man ihn durch zwei Monumentalwerke einengen dürfe, so kam man schließlich dazu, nur einen Obelisken zu errichten und an diesem den Schmuck, den ursprünglich beide getragen, zu vereinigen. Als Aufstellungsort für das monumentale Kunstwerk erwählte man den Platz am Taschenberge zwischen dem Prinzenpalais, dem Zwinger und dem königlichen Schlosse. Der Obelisk nimmt eine Grundfläche von 4½ Meter im Geviert ein und hat eine Gesamthöhe von fast 19 Meter. Er zerfällt in das Postament und in die sich verjüngende Spitzsäule. Das Postament ist etwa 9 Meter, die Spitzsäule etwa 10 Meter hoch. Jede Seite des Postaments trägt eine reiche Waffengruppe, die der Vorderseite auch die sächsische Königskrone auf einem Kissen, im Mittelteil das heutige sächsische Wappen, unten die Inschrift **Providentiae memor.** Die Rückseite weist in goldenen Lettern die Inschrift auf: „Errichtet von der Haupt- und Residenzstadt Dresden“, die Vorderseite: „Zur Erinnerung an die Jubelfeier achthundertjähriger Herrschaft des Fürstenhauses Wettin 1889“. Oberhalb des Postaments, wo der Obelisk sich zu verjüngen beginnt, sind auf allen Seiten gewaltige goldene Lorbeerzweige angebracht. Der Körper des Obelisken ist in Kupfer getrieben, die Dekorationsstücke sind in Bronze gegossen. Die gewaltigen Kupferplatten, aus denen der Obelisk hergestellt ist, haben zwar nur eine Dicke von 2,6 Millimeter, trotzdem mag das Gesamtgewicht des ganzen wohl 300 Zentner betragen.

Pfingstläuten.

(Siehe die Abbildung Seite 549.)

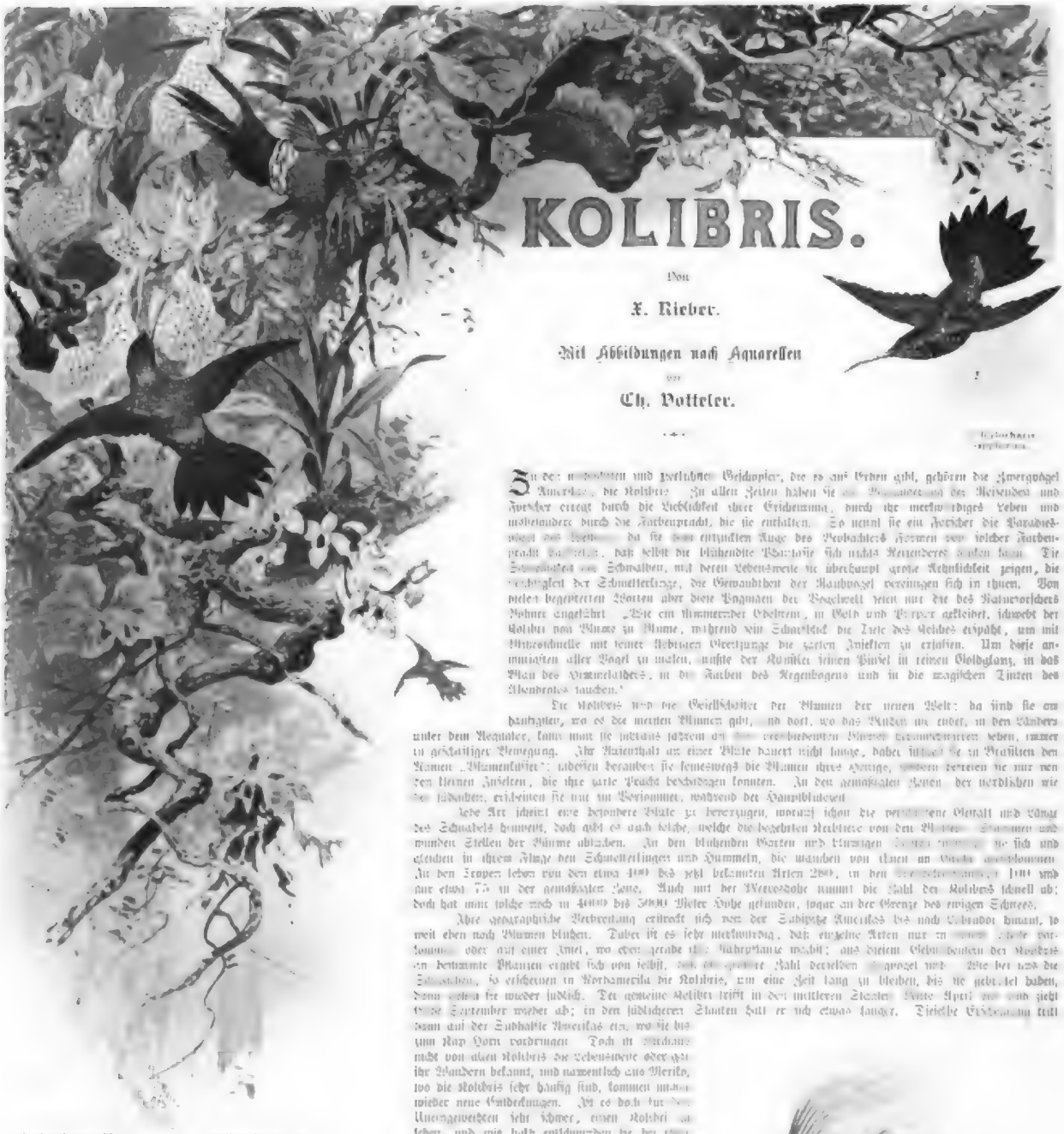
Pfingsten — klingt das Wort nicht wie sanftes Vogelgezwitscher, wie der leise verhallende Ton von ferner läutender Glocken? Es läuten ja auch in Wald und Flur unzählige kleine Glöckchen, die zwar einzeln dem menschlichen Ohr nicht vernehmbar sind, insgesamt aber einen rauschenden Chor ergeben. Die tausend und abertausend Blütenkelche sind die Glocken, und der zarte Frühlingshauch, der über den Rain und den Waldboden dahinstreicht, das ist der Glöckner. In ihrer Vereinigung geben alle diese Blumenstimmchen das große Pfingstläuten, dessen zauberischen Schall nur derjenige nicht vernimmt, dem in der Nüchternheit des Alltagslebens die Poesie völlig verloren gegangen ist. Schon am Tage vor dem heiligen Feste beginnt der süße, geheimnisvolle Zauber. Herrlicher denn zuvor prangt die Flur, freundlicher lächelt die Sonne und fröhliches Jauchzen der gefiederten Sänger erschallt von allen Zweigen. Dieses Konzert vervollständigen, sobald die Schatten des Abends sich breiten, die Glocken von den ragenden Kirchtürmen rings in der Runde, und wundervoll ist es, von der Höhe in das prangende Thal hinabschauend, dem vielstimmigen Pfingstgruß zu lauschen und das Auge zu weiden an der lachenden Flur. Tiefer und tiefer lagern sich die Schatten, die Glocken verstummen, und auch die Sänger im Neste schweigen, wenn nicht hier und da ein leises schlaftrunkenes Zwitschern erschallt, dem glücklichen Stammeln des Kindes vergleichbar, dem Verses- und Dankesworte noch der Schlummer eingibt. Nur eine Stimme klingt weiter, der schmetternde Ruf der Nachtigall, die ihren sehnsüchtig-frohlockenden Sang fortsetzt, bis die Sonne wieder aufsteigt in all ihrer Macht und Pracht. Nun regt sich's aufs neue in Busch und Hain, jubelnd bringt alle Kreatur dem Schöpfer ihren Dank dar, den Menschen aber, den mühsam um das Dasein ringenden, heute von der Bürde befreiten, weitet sich die Brust, und in wonnigem Aufatmen empfinden sie mit dem Dichter: „O, heilige Frühlingswonne, du sinkest nieder, strahlend und schimmernd in sämmtlichen Schauern, auf alle Berge, in alle Thäler, in jede Menschenbrust! Ja, du bist es, Geist Gottes, du gießest dich aus über die Welt! . . . Soll ich auf die sonnige Höhe steigen und beten? Soll ich in dem dunklen Thale liegen und sinnen? O, tritt sanft, mein Fuß, daß du den Wurm nicht tötest, der unter dir sich freuet des sonnigen Lebens! Und du, beschränkende Brust, halt an den Atem, daß du die Mücke nicht in dich ziehest, die sich wiegt im Strahle vor deinem Munde!“

Spruch.

Mißtraue dem, der viel versprucht:
Er nimmt es leicht und hält dir's nicht;
Doch wer bedächtig beim Versprechen,
Ist nicht gewohnt, sein Wort zu brechen.

M. Eitner.

Digitized by Google



KOLIBRIS.

Von

E. Rieber.

Mit Abbildungen nach Aquarellen

von

Ch. Votteler.

Zu den [illegible] und prachtvollsten Geschöpfen, die es auf Erden gibt, gehören die Zwergvögel Amerikas, die Kolibris. Zu allen Zeiten haben sie die Bewunderung des Reisenden und Forschers erregt durch die Lieblichkeit ihrer Erscheinung, durch ihr merkwürdiges Leben und insbesondere durch die Farbenpracht, die sie entfalten. So nennt sie ein Forscher die Paradiesvögel der Luft, da sie dem entzückten Auge des Beobachters Formen von solcher Farbenpracht [illegible], daß selbst die blühendste Phantasie sich nichts Reizenderes denken kann. Die Schwalbenart von Schwalben, mit denen sie überhaupt große Aehnlichkeit zeigen, die Raschheit der Schmetterlinge, die Gewandtheit der Raubvögel vereinigen sich in ihnen. Von vielen begeisterten Worten über diese Pygmäen der Vogelwelt seien nur die des Naturforschers Rohner angeführt: „Wie ein flimmernder Edelstein, in Gold und Purpur gekleidet, schwebt der Kolibri von Blume zu Blume, während sein Schnabel die Tiefe des Kelches erspäht, um mit Blitzesschnelle mit seiner [illegible] Zunge die zarten Insekten zu erjagen. Um diese anmuthigsten aller Vögel zu malen, mußte der Künstler seinen Pinsel in reinen Goldglanz, in das Blau des Himmelsäthers, in die Farben des Regenbogens und in die magischen Tinten des Abendrothes tauchen.“

Die Kolibris sind die Geschäftsleute der Blumen der neuen Welt: da sind sie am thätigsten, wo es die meisten Blumen gibt, und dort, wo das Blühen ein Ende, in den Ländern unter dem Aequator, kann man sie beinahe jahrein an den verschiedensten Blumen gleichzeitig sehen, immer in geschäftiger Bewegung. Ihr Aufenthalt an einer Blüte dauert nicht lange, daher haben sie in Brasilien den Namen „Blumenküsser“; indessen berauben sie keineswegs die Blumen ihres Honigs, sondern betreten sie nur von den kleinen Inseln, die ihre zarte Füßchen bedecken können. In den gemäßigten Zonen, der nördlichen wie der südlichen, erscheinen sie nur im Sommer, während der Hauptblüte.

Jede Art scheint eine besondere Blüte zu bevorzugen, worauf schon die verschiedene Größe und Länge des Schnabels hindeutet, doch gibt es auch solche, welche die begehrten Nektartröpfchen von den [illegible] Stämmen und wunden Stellen der Bäume ablecken. In den blühenden Gärten und Pflanzungen [illegible] sie sich und gesellen in ihrem Fluge den Schmetterlingen und Hummeln, die manchen von ihnen an Größe übertreffen. In den Tropen leben von den etwa 400 bis jetzt bekannten Arten 280, in den [illegible] 100 und nur etwa 75 in der gemäßigten Zone. Auch mit der Meereshöhe nimmt die Zahl der Kolibris schnell ab; doch hat man solche noch in 4000 bis 5000 Meter Höhe gefunden, sogar an der Grenze des ewigen Schnees.

Ihre geographische Verbreitung erstreckt sich von der Südspitze Amerikas bis nach Labrador hinauf, so weit eben noch Blumen blühen. Daher ist es sehr merkwürdig, daß einzelne Arten nur an [illegible] vorkommen oder auf einer Insel, wo eben gerade die Nahrungspflanze wächst; aus diesem Grunde deuten die Kenner an bestimmte Pflanzen ergibt sich von selbst, daß die größere Zahl derselben [illegible]gezogen wird. Alle hier aus die Schwalben, so erscheinen in Nordamerika die Kolibris, um eine Zeit lang zu bleiben, bis sie gebrütet haben, dann ziehen sie wieder südlich. Der gemeine Kolibri trifft in den mittleren Staaten Ende April ein und zieht Ende September wieder ab; in den südlicheren Staaten hält er sich etwas länger. Dieselbe Erscheinung trifft dann auf der Südhälfte Amerikas ein, wo sie bis zum Kap Horn vordringen. Doch in Brasilien nicht von allen Kolibris die Lebensweise oder gar ihr Wandern bekannt, und namentlich aus Mexiko, wo die Kolibris sehr häufig sind, kommen immer wieder neue Entdeckungen. Es ist doch für den Naturgewachsen sehr schwer, einen Kolibri zu sehen, und wie bald entschwinden sie der [illegible] Kleinheit den Blicken.

Ihre [illegible] Aehnlichkeit haben sie mit unseren Schwärmern oder Dämmerungsfaltern, namentlich auch in ihrem Fluge. Von einem Professor, der einmal nach England kam, erzählt man, daß er auf einem Spaziergange im Garten seinen Freunden allen Ernstes versichert habe, er habe an einem Blumenbeet einen Kolibri gesehen. Man spottete natürlich über seine Aussicht, worauf er behauptete, er werde doch einen Kolibri kennen. Er hat sich erst von der Täuschung seiner Augen überzeugen, als man den vermeintlichen Kolibri mit dem Netz fing und ihm zeigte, daß es ein Schmetterling, ein sogenanntes Taubenschwänzchen war.

Der Flug der Kolibris unterscheidet sich in der That von dem aller anderen Vögel, und nicht bloß äußerlich ist die Schwärmer mit Kolibris verwechselt, sondern sogar das scharfe Auge der Indianer wußte keinen Unterschied zu finden. Jetzt schweben sie länger vor einer Blüte, plötzlich schießen sie mit einem Ruck blitzschnell an [illegible] anzusaugen, obwohl sie das fortwährende Fliegen doch ermüden müßte. So schnell bewegen sie ihre Flügelchen, daß es unmöglich ist, sie genau zu sehen, und nur ein schwacher Dunstkreis zu beiden Seiten des Vogels deutet auf [illegible] Vorhandensein hin. In der Nähe bemerkt man hierbei kein Geräusch, nur wenn der Vogel sehr rasch weite Flüge [illegible] hört man ein schnelles Summen. Die Kolibris fliegen vor und rückwärts, auf und ab, [illegible] mit wunderbarer Leichtigkeit. Der Franzose Sandème berichtet, daß die Kolibri [illegible] Tiran, kämpfen, wenn er zu gleicher Zeit mit ihnen denselben Baum besucht, da sie ihn [illegible] nicht, natürlich für einen Nebenbuhler halten.

Sind die Vögelchen zu sehr ermüdet, so suchen sie sich ein Nahrung [illegible] vielgelegenheit, ihren Durst, der sich im Auge nicht wahrnehmen läßt, zu löschen. Auf dem Boden sind sie unseren unbeholfen, da die Füße nicht zum Gehen eingerichtet sind, eine Eigenschaft, die sie mit unseren Turmschwalben gemein haben. Auch fehlt ihnen die Fähigkeit, schön zu singen, wenn auch einzelne, wie der Zwergkolibri, in der Morgenfrühe hie und da ein Liedchen ertönen lassen.

1) Lophornis magnifica. 2) Klabeharpe eximia.

3) Lampornis jugularis.

Digitized by Google

Wie mit Feenflügeln schweben unsere Vierchen von Blüte zu Blüte, bald gehaucht, bald, um Beute zu machen, stürmend; um die kleinen Insekten aus den Blüten herauszuziehen, welche sie übrigens etwas Nektar, gleichsam als „Beikost", durchaus nicht verschmähen. Ihre Zunge, der Schnabel mit der der Spechte hat, ist eine hervorstreckbare Spaltzunge, die zum Ergreifen von Kerfen sehr geeignet ist, da sie mit feinem Haarsinn ausgestattet ist. Das Auge der Kolibris ist sehr scharf, nur es scheint für einen so schnellen Flug Vorbedingung zu sein; ihre Feinde, deren sie [illegible] haben, erkennen sie daher gewiß, weilen auch der [illegible] gleichsam zu entgehen, zu ihrer Furchtlosigkeit Spannen gegenüber geht so weit, daß sie diesen die Insekten aus ihren Netzen [illegible].

Die Kolibris sind Kinder des Lichtes, [illegible] Wärme und sind gegen Kälte sehr empfindlich. Nur diejenigen fliegen in der Dämmerung morgens und abends, deren Lieblingsblumen sich zu diese Zeit öffnen. Um einen blühenden Baum voll oft ein Gewimmel von Kolibris herrschen, wie bei uns um eine Linde in der Blütezeit. Manche entwickeln dann einen Besitzneid, wie der Wiesenkolibri, der [illegible] übrigen von dem Baum zu vertreiben sucht, den er sich auserwählt hat. Dem Menschen, ihren größten Feinde, gegenüber sind sie zutraulich, so daß sie einen Blumenstrauß, den man in der Hand hält, ruhig untersuchen; auch gegen Raubvögel gehen sie dreist zum Angriff über, da sie sich ihrer überlegenen Flugfertigkeit wohl bewußt zu sein scheinen.

6) Selasphorus rufus. a. Männchen; b. Weibchen.

Die Brutzeit wird von den einen Forschern in den Juni, von den anderen in den Januar verlegt; wahrscheinlich ist es, daß viele Kolibris zweimal jährlich brüten. Das Nest hat die Größe einer Nuß. Außen ist es mit den meist bleichen Baumflechten ausgestattet, innen mit Federn ausgelegt. Bald befindet es sich in der Gabel eines Baumes, bald an den Blattrippen eines Baumfarn, bald an der Strohhütte eines Indianers, sogar in Wohnzimmern bauen bisweilen diese Vögel, wie unsere Schwalben. Die Eier, meist in der Zahl von zwei gelegt, sind verhältnismäßig groß, die Jungen äußerst hilflos. Erst nach vierzehn Tagen öffnen sie die Augen, um nach weiteren zehn Tagen das Nest zu verlassen. Sie in Gefangenschaft zu halten, ist nicht gelungen. Das Gefieder ist dicht, entbehrt aber des weichen Daunen und ist [illegible] verschieden. Sehr verschieden ist auch der Schnabel gestaltet, je nach dem Zweck, dem er dienen soll. Er ist außen von einer Hornscheide überzogen, innen ausgehöhlt, und die obere Hälfte greift über die untere. Die Füße sind auffallend klein und [illegible] oft ganz im Gefieder versteckt. Der Körper ist trotz seiner Kleinheit kräftig gebaut, und die sichelförmig gebogenen Flügel sind zum Fliegen vorzüglich geeignet. Der Schwanz besteht aus zehn Federn und hat alle möglichen Formen; oft sind einzelne Schwanzfedern verlängert oder tragen nur noch am Ende eine rundliche Scheibe. Bei manchen finden sich bartähnliche Anhängsel, hübsche Kopfhauben und verlängerte Brustlappen, die [illegible] die Benennung den Anstoß gegeben haben.

Betrachten wir unsere Abbildungen genauer, so sehen wir Vertreter der verschiedensten Gattungen. Wir beginnen mit den Prachtelfen, von denen Figur 1 die glänzende (Lophornis magnifica) und Figur 16 die zierliche (Lophornis ornata) Prachtelfe darstellt. Besonders das Männchen ist prachtvoll gestaltet, da es einen gefiederten Kragen trägt, dessen Federn herrlich gefärbt sind; dazu kommt noch ein Schopf, der den Scheitel ziert. Wir wollen nun die größte Art genauer ansehen, die in Brasilien weit verbreitet ist.

Das Männchen, welches Figur 1 darstellt, hat eine [illegible] Kehle, einen [illegible], abstehenden Halskragen und [illegible] Stirn. Auf jeder Seite des Halses befinden sich weiße Federn mit grüner Metallspitze, die [illegible] gleichsam abgeschnitten sind. [illegible] ist metallisch grün, und auch die braunen Schwanzfedern sind metallisch bräunlich. Viel bescheidener ist das Weibchen ausgestattet, da ihm der Halskragen fehlt und die Oberseite goldgelbgrün [illegible].

Eine große Zahl von prachtvoll gefärbten Kolibris enthält die Gattung der Feenkolibris, welche Brehm die Ikariden der ganzen Familie nennt. Sie sind ausgezeichnet durch den sehr verschieden langen, aber immer dünnen, seitlich zusammengedrückten Schnabel, durch Glanz und Schimmer der Färbung, wodurch sie die übrigen [illegible] weit [illegible]. Hierher gehören die in Figur 2 und 3 dargestellten beiden Kolibrier (Hylocharis cyanea und sapphirina), die in Brasilien zu Hause sind, ferner die Iris (Figur 7, Polytmus thaumanticus), die von Trinidad bis nach Brasilien verbreitet ist, der Rubinkehlkolibri (Figur 8, Chrysolampis moschitus), der das Gebiet des Amazonenstromes und [illegible] bewohnt, der Doppelschnabelkolibri (Figur [illegible] Trochilus recurvirostris) und der [illegible] (Figur 13, Thalurania columbica).

Ein hierher gehöriger weit verbreiteter Kolibri ist der braune Kolibri Rotdunkelkehl (Figur 6a und b, Selasphorus rufus), den unsere Abbildung beim Baden darstellt. Der Rumpf des Männchens ist braun, Stirn und Rücken metallgrün; der schwarze Schnabel aber ist am Kragen von metallenen Federn, die sich an beiden Seiten des Halses ausdehnen und in gewissen Richtungen glänzend [illegible]

7) Polytmus thaumanticus. 8) Chrysolampis moschitus. 9) Trochilus recurvirostris. 10) Steganurus underwoodi. Männchen. 11) Steganurus underwoodi. Weibchen. 12) Doctoraster stellae. 13) Thalurania columbica. 14) Eriocnemis aspasiae. 15) Loddigesia mirabilis. 16) Lophornis ornata. 17) Cometes phaon. 18) Heliactinus cornutus. 19) Heliothrix aurita.

Digitized by Google

Durch bekannte Farbe und durch die zwei äußersten verlängerten Schwanzfedern, die eine breite Fahne tragen, sind die Flaggenstylphen ausgezeichnet, wovon uns die Figuren 10 und 11 ein liebliches Pärchen darstellen (Steganurus underwoodi). Das Männchen schimmert auf der Oberseite, am Bauche und auf den Seiten smaragdgrün, während das bescheidenere Weibchen oben Erzgrün und unten Weiß mit grünen Flecken zeigt und außerdem der Flaggen entbehrt. Im nördlichen Südamerika ist dieser prächtige Vogel verbreitet und steigt in die Gebirge bis zu 2000 Meter hinauf. Eine metallisch grasgrüne Krone, die auf beiden Seiten von einem grauschwarzen Bande begrenzt ist, einen metallgrünen Leib, eine purpurmetallene Kehle, braune Schwingen mit grünen Decken und einen blaumetallglänzenden Schwanz zeigt die Gabelschwanzsylphe (Figur 5, Cynanthus forticatus), die in Venezuela und Ekuador zu Hause ist.

Wie hier die äußersten Schwanzfedern viel länger sind als die inneren, so ist es auch bei den Schleppensylphen, nur sind sie hier alle gleich breit gefügelt. Wunderbar geziert ist die schönste Schleppensylphe (Figur 15, Lesbia amaryllis) mit goldgrüner Oberseite, Brust und Seiten, erzgrünem Halsanhängsel, braunen Flügeln und purpurschwarzen Schwanzfedern mit metallener Spitze.

Von ähnlicher Gestalt ist der Phaon Boliviae und Perus (Figur 17, Cometes phaon), bei dem am Rücken und Bürzel, sowie an den langen Schwanzfedern ein lebhaftes Carmoisinroth vorhanden ist. Auch das Weibchen hat hier dieselbe Färbung. Um sich vor einer Blüte im Gleichgewicht zu halten, ist es für die drei vorgenannten nötig, daß sie den Schwanz spreizen, was dann aussieht, als wenn eine lebende Gabel vor der Blute hänge. Durch den längsten Schnabel von allen Kolibris ausgestattet ist der Schwertschnabel (Figur 12, Docimastes ensifer), dessen Heimat Quito und die Gebirge von Venezuela sind, wo er bis zu 3000 Meter hinaufgeht. Mit Hilfe seines 10 Centimeter langen Schnabels ist er im stande, aus langen, glockenförmigen Blüten Insekten herauszuholen, die anderen Vögeln unzugänglich sind. Durch den verlängerten Schwanz und durch einen Lappen über jedem Auge sind die Schwertelfen ausgezeichnet. Die Federn des Schwanzes sind stark stufig abgesetzt und schmal und scharf zugespitzt. Die gehörnte Schweifelfe, welche im Innern Brasiliens häufig ist (Figur 18, Heliactinus cornutus), zeigt neben vielem Metallglanz sammetschwarze Kehle, Vorhals und Wangen, welcher Schmuck dem Weibchen fehlt.

Den Reigen unserer Abbildungen möge der Blumenküsser (Heliothrix aurita), Figur 19, beschließen, dessen Schwanz auf jeder Seite drei weiße Federn zeigt, während die mittleren Schwanzfedern stahlblau schimmern. Unter dem Auge beginnt ein sammetschwarzer Streifen, der nach hinten sich ausbreitet und mit stahlblauem Saume endet. Der Schwanz des Weibchens ist viel kürzer und zeigt lauter gleiche Federn. Diese wenigen Beispiele mögen genügen, um uns eine richtige Vorstellung von dem Aussehen dieser „Kinder des Lichts“ zu geben. Eine solche Farbenpracht, wie sie hier die Natur verschwendet, finden wir nicht einmal bei den Paradiesvögeln.

Frühlingstage in St. Surin.

Novelle

von

Johannes Richard zur Megede.

(Schluß)

Margarete richtete sich in ihrem Stuhle auf und sah ihn starr an. Dann sagte sie langsam, als wenn ihr jedes Wort Ueberwindung kostete:

„Du solltest fähig gewesen sein, mir nachzuspionieren — mich zu verfolgen mit dem gemeinsten Mißtrauen? — Du wärst am Ende jener Landsmann gewesen, der im Hotel nach mir gefragt hat? — Weißt Du, Hans, wenn Du das gethan hast, — so bist Du . . .“

„Hab' ich, hab' ich,“ nickte er mit kaltem Hohn. „Also ein Unwürdiger, ein Schurke, ein Scheusal, welches an Frauentugend höchstens in seinen eigenen Novellen glaubt.“

Margarete saß eine lange Weile stumm, dann machte sie eine energische Bewegung, als wenn sie etwas abschüttle, und ein warmer Strahl brach aus ihrem Auge.

„Nein, das hast Du nicht gethan! Du nicht! — Du bist böse auf mich, weil ich unser Sonntagsvergnügen verdorben — wie ungern! — und hast Deine Schriftstellerphantasie benützt, um mir etwas vorzuschwindeln, was der Wirklichkeit zufällig nahe kommt und mich ärgern soll. — Mach mir das Leben nicht schwer, Hans! Genf war wirklich kein Vergnügen und ist noch lange nicht zu Ende.“

Er unterbrach sie hart: „Schluß, meine Liebe! — Der Leim ist für bessere Gimpel als mich! — Ich bin Dir nachgefahren, ich habe Dich gesehen — und ob Schurke oder nicht — ich freue mich meiner Spürnase. Aber ich bin selbst jetzt, wo doch die Angelegenheit für uns innerlich abgethan ist, noch Gentleman genug, jede Erklärung Deinerseits ruhig und sogar wohlwollend anzuhören.“

Ihr heißes, hochmütiges Blut schoß ihr purpurn ins blasse Gesicht.

„Wenn mich eine Erklärung retten kann — merci beaucoup — aber ich gebe sie nicht!“

„Ich hatte die Antwort erwartet“ — und plötzlich brach durch die höhnische Maske die lohende Zornesflamme eines aufs tiefste empörten Herzens — „und, wenn es Ihnen eine Genugthuung gewähren kann, Fräulein von Thiesenhoff, Sie haben mich elend gemacht und mir den Geschmack am Weibe verdorben auf Lebenszeit. Ich gebe Ihnen mein Wort! — nicht das kleine Ehrenwort, welches mit einem leichten Kusse zu lösen ist — daß ich mir meine Genugthuung holen werde! Im übrigen glauben Sie mir, es gibt auch noch ein Schicksal, es gibt auch noch eine Gerechtigkeit.“

Bei dem „kleinen Ehrenwort“ war Margarete zusammengezuckt wie unter einer widerwärtigen Berührung. Aber sie schwieg, sie sah nicht einmal zu ihm hinüber; ihr Blick glitt nur gedankenlos über die Gesellschaft.

Die anderen hatten zu plaudern aufgehört. Keines verstand ein Wort deutsch. Und doch ahnten bei dem Ton der letzten Worte Goetzens alle, daß eine Entscheidung gefallen — und daß sie verhängnisvoll war. —

Die beiden sahen sich nach jenem Abend nicht mehr. Er ging einige Tage in die Savoyer Alpen; sie war größtenteils in Genf.

Als er zurückkehrte, empfing ihn die gute Pensionsmutter mit verweinten Augen und aufgeregten Handbewegungen.

„Eben haben wir Fräulein von Thiesenhoff auf die Bahn gebracht. — Daß alles so kommen mußte! O, mein Gott! Was haben Sie nur mit einander vorgehabt? — Und die anderen Aufregungen! Ich vergesse die letzten Tage in meinem Leben nicht. Alle Viertelstunden kam der Bote mit Telegrammen aus Petersburg, Riga, Nizza. Der Bevener Bankier war selbst hier. Aber das Fräulein verlangte von ihm eine Summe — eine Summe! — daß er nur mit einem Achselzucken antworten konnte. Sagen Sie, erklären Sie mir, Herr Doktor, wie eine so anspruchslose junge Dame solche Schulden machen kann! Dreimalhunderttausend Mark in vierundzwanzig Stunden zu zahlen! Als sie abfuhr, konnte sie nicht einmal die letzte Wochenrechnung begleichen. O, man soll bei diesen Ausländerinnen nie sagen, daß sie reich sind!“

Goetzen antwortete mit einem kühlen „So!“ und ging auf sein Zimmer. Er konnte nicht begreifen und wollte auch nicht. Vielleicht war sie eine Hochstaplerin, vielleicht spielte sie an der Börse, vielleicht mußte sie dem Galan enorme Schulden zahlen. In seinem Innern war es so kalt, so tot! Tadel schlug sein Herz pedantisch regelmäßig, und er verspürte sogar Appetit. Als er zum Nachttisch ging, um Feuer für seine ausgegangene Cigarre zu holen, knitterte Papier unter dem roten Deckchen. Ein Brief lag dort — von ihr.

„Mein Herr! — Es ist zu Ende. Und es ist gut so! — Jetzt, wo auch Ihr Spürsinn mich nicht erreichen kann und auch der häßlichste Verdacht Verdacht bleiben muß, kann ich es Ihnen ja sagen, daß ich Sie geliebt habe — Sie allein! Das ist nun vorüber — völlig vorüber! — Wenn man einander nicht traut, soll man sich trennen. Und ich danke Gott dafür, daß es geschah, noch ehe es zu spät war. Was Sie mir in jener letzten Stunde, der entwürdigendsten meines Lebens, ins Gesicht warfen, — ist Unwahrheit, Lüge. Ich bin unschuldig, so unschuldig, daß, wenn ich Ihnen die Wahrheit jetzt sagte, Sie sich Ihres Argwohns schämen müßten. Und ich will Ihnen diese Beschämung ersparen. Etwas anderes kommt hinzu. Noch wirkt der Ekel jener Scene nach. Ich bin frei, schrecklich frei und könnte Ihnen alles ohne Skrupeln sagen — aber wenn auch unser beider Glück noch an diesem einen Worte hinge, ich würde es nicht sagen — nie! — Doch Sie sollen Ihre Genugthuung haben, die so heiß ersehnte. Die Vorsehung hat Sie gerächt — die gerechte Vorsehung! Seit jenem Abend ist so viel Unglück über mich hereingebrochen, daß ich nun arm, bettelarm bin und elend, unsäglich elend.

„Sind Sie zufrieden? M.“

Er knitterte den Brief zusammen und setzte sich ans Fenster. Es war ein goldiger, blütenduftdurchwogter Spätnachmittag. Der See blaute und die Vöglein sangen. Doch in seinem Herzen war es Nacht . . .

Es ist das Glück und das Verhängnis von Pensionen, daß die Menschen und infolge dessen auch die Ansichten schnell wechseln. Goetzen empfand in seinem Falle nur das Glück. Die Alten hatte die „Russin“ aufs lebhafteste interessirt; den Neuen war sie nur ein verblaßtes Phantom. So geschah es, daß sich die geheimnisvolle Verlobungs- und Skandalgeschichte nur kurze Zeit auf dem Repertoir erhielt. Goetzen that das Seinige, indem er blieb und schwieg. Er litt an Lethargie, körperlich und geistig. Bei einem großen Unglück vibriren die Nerven des einen unerträglich nach, einen andern macht es schlaff, stumpf. Goetzen war stumpf — ganz stumpf.

Da geschah zur rechten Zeit für die gelangweilten Gemüter am blauen Lac Léman etwas Grausiges, Geheimnisvolles. Am Freitag abend vor Pfingsten war ein russischer Graf im ersten Hotel zu Montreux abgestiegen. Er machte eine sehr sorgfältige Dinertoilette, aß und trank mit Behagen. Es war eine laue Vollmondnacht, und er ging fort zu einer Seepromenade. Er kam nicht zurück. Den andern Morgen fand man seinen Leichnam auf dem Kirchhofe in Clarens. Er hatte sich in der Nacht erschossen. Warum, wußte niemand. Die Fama bemächtigte sich sofort des Vorfalles. Man sprach von riesigen Spielverlusten in Monte Carlo, einem verfehlten, verlorenen Leben. Daß er gerade den Clarenser Kirchhof zum Thatort gewählt, war begreiflich. Dort lag seine Gemahlin. Vor ihrem Grabdenkmal hatte er sich auch die Kugel ins Herz gejagt.

Die Gemüter der Pensionärinnen waren aufs tiefste erregt, niemand wagte mehr allein über den alten, düstern Korridor des Klosters zur Abendzeit zu gehen. Goetzen ließ die ganze Angelegenheit kalt.

Pfingstsonntag — Ausflug in die Berge. Die Pension stand schon um ein Uhr marschbereit. Auch der Doktor wollte von der Partie sein. Als er aber das ausgelassene Gekicher der jungen Mädchen hörte und die hellen Sommergewänder gar festtäglich aus dem rauschigen Grün des Pfarrgartens vor der Thür leuchteten, wurde in ihm eine alte Erinnerung wach — geliebt und gehaßt. Ein dumpfes Wehgefühl erfaßte ihn. So waren sie zu Ostern auch ausgezogen. Und ihm war, als sähe er dieselben Kleider, hörte dieselben Stimmen. Nur die eine fehlte. Diese Qual errang er nicht. Darum schützte er Unwohlsein vor und versprach das Haus zu hüten. Als er aber allein in dem alten Kloster war und mit den kosenden Sonnenlichtern, den lockenden Vogelstimmen auch das alte Leid wieder übermächtig in sein Herz zog, ward es ihm so einsam, so unerträglich einsam, daß er hinaus mußte. Auf vergessenen Weinbergswegen wanderte er dahin mit jenem zwiespältigen Gefühl, welches die Menschen sucht und sie meidet zugleich. Ohne recht zu wissen wie, war er nach Clarens gekommen, und um irgend etwas Ablenkendes zu finden, trat er unter einen Haufen Landleute, welche den Bilderkasten eines Photographen angafften.

„Das ist er, das ist er!“

Er sah schärfer nach dem Bilde, welches die Menge förmlich elektrisirte — und wich einen Schritt zurück. Der Mann dort auf dem Bilde war ihm bekannt. Es war der ältere jener beiden Russen, die mit ihren interessanten Köpfen ihn auf dem Lyoner Bahnhof so faszinirt hatten — der ältere, dem auch die Coupéunterhaltung damals gegolten.

„Wer ist das?“ fragte Goetzen.

Man sah ihn verwundert an.

„Na, der Graf, der sich erschossen hat!“

Er fühlte sich angewidert durch diese stiere, teilnahmslose Bauernneugier und ging fort.

„Der hätte noch den Anschluß gefunden!“ murmelte er. „Vielleicht finden wir ihn auch noch...“

Wohl war Goetzens Phantasie durch dies seltsame Wiedersehen angeregt, aber sie fand noch nicht die Kraft zu schriftstellerischer Gestaltung. Ihn trieb es weg von diesem Ort des Todes, und mit einem gewissen Grauen schaute er hinüber nach dem Kirchhof, dessen weiße Grabmonumente aus dunklem Gebüsch glänzten.

Lange war er ziellos umhergeirrt. Schon lag das Abendgold blitzend auf den Spitzen der Dent du midi. Breite Schatten glitten über See und Fels. Die fröhlichen Stimmen in der Natur verstummten mählich, und wie der leise Atemzug eines Müden ging es durch die kühle Abendluft. Es war Zeit zur Heimkehr. Da erfaßte Goetzen eine ganz unbezwingliche Sehnsucht nach dem Clarenser Friedhof auf der Höhe.

Es war gar einsam dort zu dieser Stunde. Und ein so köstlicher Hauch von tiefem Frieden, qualloser Weltabgeschiedenheit ruhte über dem heiligen Orte, daß Goetzen einen Augenblick Neid empfand gegen diese glückseligen Gestorbenen unter den prunkenden Grabmonumenten. Hier sich hinstrecken, ausruhen, nichts zu empfinden als Einsamkeit, nichts zu hören als das leise Gemurmel der Seewellen, nichts zu sehen als die grau herniedersteigende Nacht — welches Glück!

Aber seine kranken Nerven liebten den Kontrast, und es däuchte ihm, als höre er noch durch die zauberische Stille den hellen Knall des Pistolenschusses, mit dem der unglückliche Selbstmörder neulich sein Dasein quittirt hatte. Und wie er sich den Mann wieder hierher zauberte — das gutherzige Gesicht mit dem fremden, wahnwitzig leidenschaftlichen Zuge und wie er alle Phasen solchen Spielerlebens durchflog: die Wucherwechsel, der letzte Napoleon, die verlorene Ehre — und endlich die unentrinnbare Pistole — da machte er sich auf zum Ort der That. Er hatte das Suchen nicht schwer. Weithin sichtbar ragte ein schwarzes Marmorkreuz aus blühenden Büschen. Die goldene Inschrift glänzte herüber: „Hier ruht Anna Margarete, Gräfin Nedilloff. — Mit ihr starb mir alles."

Doch als Goetzen dem Denkmal mit seiner verzweifelten Inschrift näher kam, war es ihm, als höre er ein unterdrücktes Schluchzen. Schon wollte er zartfühlend abbiegen, doch ein mächtiges Gefühl trieb ihn vorwärts. Diese Stimme kannte er. Es war Margarete von Thiesenhoff. — In wenig Schritten war er bei ihr. Sie hörte sein Kommen nicht. Sie war vor dem Denkmal zusammengebrochen. Aus ihrem Munde drang ein stöhnendes Schluchzen — stoßweise, gequält — ein Schluchzen, dem man den schrecklichen Kampf zwischen einem starken, stolzen Herzen und übermächtigem Weh anhören konnte.

Da vergaß Goetzen den alten Haß und gedachte der jungen Liebe.

Er hatte Margaretens Hand gefaßt:

„Gnädiges Fräulein, vergessen wir alles! Was ist denn geschehen? — Sagen Sie, sagen Sie ... Um Gottes willen .."

Als aber schlaff ihre Hand in der seinen lag und Margarete ihn mit jenem leeren, teilnahmslosen Augenausdruck ansah, der neben seinem Schmerze für kein anderes Gefühl mehr Raum hat — kam in der Angst des Augenblickes auch ganz ungesucht das alte vertrauliche Du über seine Lippen.

„Lieber, lieber Schatz ... Es ist ja alles Unsinn ... Wir haben uns ja lieb wie damals ... Was auch geschehen sein mag, denk doch, daß ich hier bin, ich, den Du auch liebst — ich, der ohne Dich nicht leben kann und mag. Dein Unglück kann noch so groß sein. Wir beide tragen's doch! Verlaß Dich darauf!"

Er hatte sie aufgehoben und trug ihren schlanken Körper, der wie leblos in seinen Armen lag, zu einer Bank. Und wie er die geliebte Gestalt wieder an seinem Herzen fühlte, stieg die Erinnerung der alten Liebe so mächtig in ihm auf, daß er wortlos ihre Hände mit heißen Küssen bedeckte und die Thränen von dem süßen Gesichte trank. Allmählich begann das konvulsivische Weinen nachzulassen, in einem letzten Thränenstrom erleichterte sich ihr das Herz. Auf einmal versuchte sie aufzuspringen. Doch er zwang sie mit starker Hand wieder an seine Seite:

„Jetzt nicht und nie!" rief er wild. „Du bist mein Glück! Und wenn Du weggehst, mach' ich's im Augenblick wie der da!" Seine Hand tastete nach der Waffe, die er seit Wochen immer bei sich trug.

Sie starrte vor sich hin. Dann sagte sie leise: „Es war mein Vater!"

Er schwieg und drückte ihre Hand. Und plötzlich fühlte er ihren Mund heiß auf seinem Mund, und ihr Herz mit rasendem Schlag an seinem Herzen.

„Ja, ich liebe Dich, liebe Dich trotz alledem!" hauchte sie und umschloß ihn fester. Dann begann sie zu erzählen. „Die hier liegt, ist meine Mutter ... und den Du damals mit mir in Genf gesehen hast, ist ..."

Er schloß ihr die Lippen mit der Hand. „Nein, Du darfst recht in Deinem Briefe, sag's nicht, sag's nicht! — Ich glaube an Dich, Schatz, fest, unerschütterlich! Also laß das Vergangene vergangen sein."

Nun entstand ein edler Wettstreit zwischen den Liebenden. Das Weib wollte beichten, der Beichtiger wollte nicht hören.

Doch auch diese Beichte gehörte zu ihrem Schmerz, und sie mußte ihr von der Seele. Er begann das zu fühlen und ließ sie gewähren.

„Meine Mutter war in zweiter Ehe mit einem Grafen Nedilloff verheiratet. Sie waren sehr glücklich. Er liebte sie leidenschaftlich, wie sie ihn, aber sie starb bald.

„Es war ein schreckliches Ende! Sie war noch jung, sie klammerte sich mit aller Kraft ans Leben. Sie wollte nicht sterben! — Erst kurz vor ihrem Tode wurde sie ruhig. Sie begann zu begreifen, daß alles vergebens war. Wir knieten vor ihrem Bett. Der Vater hielt ihre magere Hand und küßte sie und weinte wie ein Kind. Es war keine Komödie! — Dann wollte sie mit mir allein sein: ‚Nioutta', sagte sie — sie nannte mich oft so, obgleich ich nicht so hieß, aber der Vater, der ein Russe war, liebte den Namen und konnte sich an einen deutschen nie gewöhnen. — ‚Nioutta, wenn ich nicht mehr bin, wirst Du für ihn sorgen. Er ist so gut, aber auch so schwach, mein geliebter Mann! Er könnte in seine alte, schreckliche Leidenschaft zurückfallen, das Spiel — und er wird es thun! — Thu, was Du kannst, ihn davon abzuhalten, und verlaß ihn nie! — Solch ein Vermächtnis ist schlimm und ich möchte es Dir gern ersparen, doch die Stunde, die letzte Stunde ist ernst, und ich wüßte niemand, an wen ich mich wenden sollte in meiner Herzensangst, als Dich; denn er hat Dich lieb wie sein eigenes Kind, und die Liebe war noch immer sein bester Talisman. — Also Du wirst ihn nie, nie verlassen! Schwöre mir!' — Ich schwur, ich hätte mir die ewige Seligkeit abgeschworen in der unsäglichen Qual des Augenblicks, nur um sie ruhig sterben zu sehen.

„Und sie starb. Als sie längst begraben, that ich den Schwur mit ganz nüchternen Sinnen noch einmal. Ich hatte ihn ja lieb, meinen Stiefvater, und auch er hatte mich lieb auf seine Weise. — Das alles geschah in Montreux. Ich ging darauf nach Genf zurück in meine Pension, er nach Kurland, wo seine und meine Güter lagen. Er sollte die Oberadministration beider übernehmen. Ich hatte damals wie auch jetzt noch keinen rechten Sinn für den Besitz, kein volles Verständnis des Geldes. Ich wußte nur, daß ich eine reiche, sehr reiche Erbin war, und das macht gerade nicht bescheiden! — Wir schrieben uns fleißig; ich wohl mit Absicht etwas sentimental, er in seiner gutmütig witzelnden Manier. Auf dem Lande sehe es prächtig aus, der Boden rentire sich brillant, und wenn die Chaussée nach der Hauptstadt fertig sei, habe er nur eine Sorge, wo die Wagen hernehmen für den Getreidetransport und die Kassetten für die Banknoten. Allmählich wurden seine Briefe flüchtiger. Ein Vetter war zum Besuche, ein jung verabschiedeter Gardeoffizier aus Petersburg. Warum und wie lange, das schrieb er nicht. Noch war ich ahnungslos. Da kam ein rekommandirtes Schreiben meines Gutsinspektors. Er könne als ehrlicher Mann das nicht mehr ansehen. Meines Vaters Güter seien bis unter die Strohdächer mit Hypotheken belastet, kein Pferd mehr im Stalle. Das ginge ihn nichts an. Aber nun käme es auch an meinen Besitz. Denn seit der Petersburger Herr da sei, wäre das Herrenhaus eine Spielhölle und die Gutsbesitzer verlorene Spieler, mein Vater aber wäre der wildeste. ‚Ich meine es gut mit der Thiesenhoffschen Familie', schloß er, ‚und vor allem mit Ihnen, und ich weiß auch ein Mittel. Befehlen Sie mir, dem Petersburger Halunken eine Kugel durch den Kopf zu jagen. Ich will's gern thun und ohne eine Spur von Reue.

„Mein Entschluß war im Augenblick gefaßt. Ich reiste noch am Abend ab. Der Schreiber hatte nur die halbe Wahrheit gesagt. Mein Vater war ruinirt. Wir hatten einen furchtbaren Auftritt, der uns innerlich völlig trennte, — denn nie sah ich in einen Abgrund von so gewissenlosem Leichtsinn. Doch war ich zu stolz, irgend jemand außer mir selbst zuzugestehen, daß der Mann meiner Mutter ein verlorener Mensch sei.

„O Hans, Du hast keine Ahnung, wie verloren! Nicht einmal dem Vetter wagte er die Thür zu weisen, den er selbst für einen Schurken hielt. Er haßte und fürchtete ihn zugleich. Der wußte zu viel! — Was nun kommt, ist eine schlimme Reihe von Erniedrigungen für mich und für ihn. Wir durchreisten die halbe Welt. Und wieder keimte neu die Hoffnung, es könne wieder gut werden mit ihm und zwischen uns. Er konnte so gut sein, so herzensgut! Das waren aber immer nur wenige Tage. Dann begannen von neuem seine zerrütteten Nerven zu vibriren, die Spielleidenschaft erwachte. Er sehnte sich nach Monte Carlo, nach Biarritz, Spa. Nicht der herrlichen Natur wegen! Ich versuchte ihn zu halten. Unmöglich! Zu guter Letzt ging ich mit, um wenigstens das Aeußerste zu verhüten. Stunden und Stunden habe ich in den Kasinos gesessen und zugesehen, bis er im Trente-et-quarante das letzte Fünffrankenstück verlor. Er war nicht zu retten! Ich habe manches Opfer der Bank gesehen, und diese Toten haben mich kalt gelassen. Doch vor diesem Lebenden, der sich im Spiel so langsam, schrecklich langsam selbst mordete, vor dem graute mir!

— Und allmählich begann ich hart zu werden. Daß ich blieb, war jetzt kein Pflichtgefühl, keine Sympathie mehr. Das war der eiserne, lähmende Zwang eines unseligen Versprechens. Ich verwünschte den Schwur, aber ich blieb ihm treu. Nur bei meinem Stiefvater hielt ich's endlich nicht mehr aus. Wegen einer skandalösen Affaire trennten wir uns. Ob ich an seiner Seite war oder weit weg, das einzige Band, das uns noch hielt, blieb ja unversehrt, — das einzige Band, mein Geld!

„Ich ging nach dem kleinen Dorfe hier, weil ich die Welt und die Menschen satt hatte — so satt! Und dann war ja in Clarens die Mutter begraben. Ich kannte meinen Stiefvater. Was er auch thun mochte, ehe er das letzte thun würde, hätte er ihr Grab doch aufgesucht. Und der Weg dahin ging ja an mir vorbei. — Da verlobten wir uns. Ich schrieb ihm das, auch daß ihm mein Vermögen noch immer zur Verfügung stände, nicht aber ich. Als Antwort kam an jenem schrecklichen Sonntag das Telegramm. Er war in Genf. Es war eine lange und qualvolle Unterredung. Der letzte Funke von Ehre und besserem Gefühl schien ihm zu verbieten, mein Opfer anzunehmen. ‚Mit mir ist's ja so wie so aus. Ein solcher Schurke, um auch Dich bettelarm zu machen, bin ich denn doch noch nicht!' — Ich flehte ihn an, mir anzuvertrauen, was ihn noch drücke. Denn im Ernst der Stunde kam mir die alte Zuneigung zu ihm wieder. Endlich gestand er. In Paris hatte er den Petersburger Vetter wieder getroffen, feinen Sou in der Tasche wie er. Sie berieten, wie Geld schaffen. Der Vetter wußte einen Wucherer, der jede Summe hergeben würde, wenn nur mein Name unter dem Wechsel stand. Ob die Unterschrift gefälscht sei oder nicht, das sei dem Mann egal, und zu seinem Gelde werde er schon kommen. Es war nicht das erstemal. Ich preßte ihm auch das Geständnis der Summe ab. Im Augenblicke war ich doch starr. Wenn ich sie zahlte, war auch ich ruinirt, ihm nicht geholfen. Ich habe gezahlt. Es war ein Wahnsinn. Denn zu retten war er ja nicht mehr! — Unglücklicher Mann!"

Goetzen schwieg und drückte innig ihre Hand.

Im Westen waren die letzten Sonnenlichter verglimmt. Dämmernde Nacht senkte sich von den Höhen hernieder. Vom See wehte es kühl herauf, und matt schlug die Brandungswelle an den Fels. Die beiden aber wanderten, eng an einander geschmiegt, stumm durch die Frühlingsnacht. Sie merkten in der Seligkeit des Sichwiederhabens nicht, wie dunkler und dunkler die Schatten ihr Schlafgewand über den blinkenden Seespiegel zogen. Für sie gab es jetzt keine Nacht, keine Dunkelheit, denn in ihren Herzen war es licht.

The Obelisk at Rome. The Inscriptions in Hieroglyphics on its Four Sides.

Vom Yard und Dock.

Von Hans Rud. von Zedtwitz.

Admiral Sampson.

Admiral Sampson, der Commandant der Flotte, welche Santiago de Cuba blockirt hielt, ist ein Mann von 58 Jahren, der seine Laufbahn als Midshipman im Jahre 1857 begann. Er hat sich während seiner Dienstzeit stets durch Pflichttreue und Tüchtigkeit ausgezeichnet und ist ein Officier, der sich die Achtung seiner Vorgesetzten, Untergebenen und Collegen in hohem Maße erworben hat. Er ist ein Mann von ruhigem, bestimmtem Wesen, der sich nicht leicht aus der Fassung bringen läßt und der in Gefahr und Noth seine Kaltblütigkeit nicht verliert. Er ist ein Officier, der sich nicht durch Ehrgeiz zu Handlungen hinreißen läßt, die seine Pflicht überschreiten, und der sich nicht durch Ehrgeiz zu Handlungen hinreißen läßt, die seine Pflicht überschreiten.

Neue Kreuzer-Schnellbampfer der Hamburg-Amerika-Linie, Deutschland und Hamburg.

Bei Husten, Heiserkeit, Katarrh, Verschleimung, Lungenleiden, Keuchhusten, Influenza, Grippe, Asthma, Bronchitis, Lungenentzündung, Rippenfellentzündung, Blutspucken, Lungenschwindsucht, Tuberkulose, Abzehrung, Schwäche, Blutarmut, Bleichsucht, Rachitis, Drüsenleiden, Hautausschlägen, Flechten, Ekzem, Geschwüren, Wunden, Frauenleiden, Nervenschwäche, Nervenzucken, Veitstanz, Gicht, Rheumatismus, Ischias, Hexenschuß, Nierenleiden, Blasenleiden, Bettnässen, Zuckerkrankheit, Fettsucht, Magenleiden, Verdauungsstörungen, Appetitlosigkeit, Leber- und Gallenleiden, Hämorrhoiden, Verstopfung, Darmträgheit, Blutandrang, Kopfschmerzen, Schwindel, Ohrensausen, Schlaflosigkeit, Nervosität, Hysterie, Epilepsie, Fallsucht, Veitstanz, Gicht, Rheumatismus, Ischias, Hexenschuß, Nierenleiden, Blasenleiden, Bettnässen, Zuckerkrankheit, Fettsucht, Magenleiden, Verdauungsstörungen, Appetitlosigkeit, Leber- und Gallenleiden, Hämorrhoiden, Verstopfung, Darmträgheit, Blutandrang, Kopfschmerzen, Schwindel, Ohrensausen, Schlaflosigkeit, Nervosität, Hysterie, Epilepsie, Fallsucht,

Fichtenwolle
Fichtenwolle-Extrakt
Fichtenwolle-Bäder
Fichtenwolle-Seife
Fichtenwolle-Salbe
Fichtenwolle-Tee
Fichtenwolle-Pastillen
Fichtenwolle-Bonbons
Fichtenwolle-Kaffee
Fichtenwolle-Schokolade
Fichtenwolle-Kakao
Fichtenwolle-Milch
Fichtenwolle-Butter
Fichtenwolle-Käse
Fichtenwolle-Wurst
Fichtenwolle-Fleisch
Fichtenwolle-Fisch
Fichtenwolle-Gemüse
Fichtenwolle-Obst
Fichtenwolle-Brot
Fichtenwolle-Mehl
Fichtenwolle-Zucker
Fichtenwolle-Salz
Fichtenwolle-Pfeffer
Fichtenwolle-Senf
Fichtenwolle-Essig
Fichtenwolle-Öl
Fichtenwolle-Wein
Fichtenwolle-Bier
Fichtenwolle-Schnaps
Fichtenwolle-Likör
Fichtenwolle-Champagner
Fichtenwolle-Sekt
Fichtenwolle-Cognac
Fichtenwolle-Rum
Fichtenwolle-Whisky
Fichtenwolle-Gin
Fichtenwolle-Tequila
Fichtenwolle-Mezcal
Fichtenwolle-Pulque
Fichtenwolle-Chicha
Fichtenwolle-Kumys
Fichtenwolle-Schaumwein
Fichtenwolle-Limonade
Fichtenwolle-Mineralwasser
Fichtenwolle-Quellwasser
Fichtenwolle-Leitungswasser
Fichtenwolle-Regenwasser
Fichtenwolle-Schneewasser
Fichtenwolle-Eiswasser
Fichtenwolle-Dampfwasser
Fichtenwolle-Heißwasser
Fichtenwolle-Kaltwasser
Fichtenwolle-Lauwasser
Fichtenwolle-Warmwasser
Fichtenwolle-Kochwasser
Fichtenwolle-Abkochwasser
Fichtenwolle-Aufgusswasser
Fichtenwolle-Spülwasser
Fichtenwolle-Waschwasser
Fichtenwolle-Badewasser
Fichtenwolle-Trinkwasser
Fichtenwolle-Gießwasser
Fichtenwolle-Löschwasser
Fichtenwolle-Feuerwasser
Fichtenwolle-Lebenswasser
Fichtenwolle-Todeswasser
Fichtenwolle-Ewigkeitswasser
Fichtenwolle-Nichtwasser
Fichtenwolle-Alles

Fichtenwolle-Extrakt
Fichtenwolle-Bäder
Fichtenwolle-Seife
Fichtenwolle-Salbe
Fichtenwolle-Tee
Fichtenwolle-Pastillen
Fichtenwolle-Bonbons
Fichtenwolle-Kaffee
Fichtenwolle-Schokolade
Fichtenwolle-Kakao
Fichtenwolle-Milch
Fichtenwolle-Butter
Fichtenwolle-Käse
Fichtenwolle-Wurst
Fichtenwolle-Fleisch
Fichtenwolle-Fisch
Fichtenwolle-Gemüse
Fichtenwolle-Obst
Fichtenwolle-Brot
Fichtenwolle-Mehl
Fichtenwolle-Zucker
Fichtenwolle-Salz
Fichtenwolle-Pfeffer
Fichtenwolle-Senf
Fichtenwolle-Essig
Fichtenwolle-Öl
Fichtenwolle-Wein
Fichtenwolle-Bier
Fichtenwolle-Schnaps
Fichtenwolle-Likör
Fichtenwolle-Champagner
Fichtenwolle-Sekt
Fichtenwolle-Cognac
Fichtenwolle-Rum
Fichtenwolle-Whisky
Fichtenwolle-Gin
Fichtenwolle-Tequila
Fichtenwolle-Mezcal
Fichtenwolle-Pulque
Fichtenwolle-Chicha
Fichtenwolle-Kumys
Fichtenwolle-Schaumwein
Fichtenwolle-Limonade
Fichtenwolle-Mineralwasser
Fichtenwolle-Quellwasser
Fichtenwolle-Leitungswasser
Fichtenwolle-Regenwasser
Fichtenwolle-Schneewasser
Fichtenwolle-Eiswasser
Fichtenwolle-Dampfwasser
Fichtenwolle-Heißwasser
Fichtenwolle-Kaltwasser
Fichtenwolle-Lauwasser
Fichtenwolle-Warmwasser
Fichtenwolle-Kochwasser
Fichtenwolle-Abkochwasser
Fichtenwolle-Aufgusswasser
Fichtenwolle-Spülwasser
Fichtenwolle-Waschwasser
Fichtenwolle-Badewasser
Fichtenwolle-Trinkwasser
Fichtenwolle-Gießwasser
Fichtenwolle-Löschwasser
Fichtenwolle-Feuerwasser
Fichtenwolle-Lebenswasser
Fichtenwolle-Todeswasser
Fichtenwolle-Ewigkeitswasser
Fichtenwolle-Nichtwasser
Fichtenwolle-Alles

Fichtenwolle
Fichtenwolle-Extrakt
Fichtenwolle-Bäder
Fichtenwolle-Seife
Fichtenwolle-Salbe
Fichtenwolle-Tee
Fichtenwolle-Pastillen
Fichtenwolle-Bonbons
Fichtenwolle-Kaffee
Fichtenwolle-Schokolade
Fichtenwolle-Kakao
Fichtenwolle-Milch
Fichtenwolle-Butter
Fichtenwolle-Käse
Fichtenwolle-Wurst
Fichtenwolle-Fleisch
Fichtenwolle-Fisch
Fichtenwolle-Gemüse
Fichtenwolle-Obst
Fichtenwolle-Brot
Fichtenwolle-Mehl
Fichtenwolle-Zucker
Fichtenwolle-Salz
Fichtenwolle-Pfeffer
Fichtenwolle-Senf
Fichtenwolle-Essig
Fichtenwolle-Öl
Fichtenwolle-Wein
Fichtenwolle-Bier
Fichtenwolle-Schnaps
Fichtenwolle-Likör
Fichtenwolle-Champagner
Fichtenwolle-Sekt
Fichtenwolle-Cognac
Fichtenwolle-Rum
Fichtenwolle-Whisky
Fichtenwolle-Gin
Fichtenwolle-Tequila
Fichtenwolle-Mezcal
Fichtenwolle-Pulque
Fichtenwolle-Chicha
Fichtenwolle-Kumys
Fichtenwolle-Schaumwein
Fichtenwolle-Limonade
Fichtenwolle-Mineralwasser
Fichtenwolle-Quellwasser
Fichtenwolle-Leitungswasser
Fichtenwolle-Regenwasser
Fichtenwolle-Schneewasser
Fichtenwolle-Eiswasser
Fichtenwolle-Dampfwasser
Fichtenwolle-Heißwasser
Fichtenwolle-Kaltwasser
Fichtenwolle-Lauwasser
Fichtenwolle-Warmwasser
Fichtenwolle-Kochwasser
Fichtenwolle-Abkochwasser
Fichtenwolle-Aufgusswasser
Fichtenwolle-Spülwasser
Fichtenwolle-Waschwasser
Fichtenwolle-Badewasser
Fichtenwolle-Trinkwasser
Fichtenwolle-Gießwasser
Fichtenwolle-Löschwasser
Fichtenwolle-Feuerwasser
Fichtenwolle-Lebenswasser
Fichtenwolle-Todeswasser
Fichtenwolle-Ewigkeitswasser
Fichtenwolle-Nichtwasser
Fichtenwolle-Alles

Fichtenwolle
Fichtenwolle-Extrakt
Fichtenwolle-Bäder
Fichtenwolle-Seife
Fichtenwolle-Salbe
Fichtenwolle-Tee
Fichtenwolle-Pastillen
Fichtenwolle-Bonbons
Fichtenwolle-Kaffee
Fichtenwolle-Schokolade
Fichtenwolle-Kakao
Fichtenwolle-Milch
Fichtenwolle-Butter
Fichtenwolle-Käse
Fichtenwolle-Wurst
Fichtenwolle-Fleisch
Fichtenwolle-Fisch
Fichtenwolle-Gemüse
Fichtenwolle-Obst
Fichtenwolle-Brot
Fichtenwolle-Mehl
Fichtenwolle-Zucker
Fichtenwolle-Salz
Fichtenwolle-Pfeffer
Fichtenwolle-Senf
Fichtenwolle-Essig
Fichtenwolle-Öl
Fichtenwolle-Wein
Fichtenwolle-Bier
Fichtenwolle-Schnaps
Fichtenwolle-Likör
Fichtenwolle-Champagner
Fichtenwolle-Sekt
Fichtenwolle-Cognac
Fichtenwolle-Rum
Fichtenwolle-Whisky
Fichtenwolle-Gin
Fichtenwolle-Tequila
Fichtenwolle-Mezcal
Fichtenwolle-Pulque
Fichtenwolle-Chicha
Fichtenwolle-Kumys
Fichtenwolle-Schaumwein
Fichtenwolle-Limonade
Fichtenwolle-Mineralwasser
Fichtenwolle-Quellwasser
Fichtenwolle-Leitungswasser
Fichtenwolle-Regenwasser
Fichtenwolle-Schneewasser
Fichtenwolle-Eiswasser
Fichtenwolle-Dampfwasser
Fichtenwolle-Heißwasser
Fichtenwolle-Kaltwasser
Fichtenwolle-Lauwasser
Fichtenwolle-Warmwasser
Fichtenwolle-Kochwasser
Fichtenwolle-Abkochwasser
Fichtenwolle-Aufgusswasser
Fichtenwolle-Spülwasser
Fichtenwolle-Waschwasser
Fichtenwolle-Badewasser
Fichtenwolle-Trinkwasser
Fichtenwolle-Gießwasser
Fichtenwolle-Löschwasser
Fichtenwolle-Feuerwasser
Fichtenwolle-Lebenswasser
Fichtenwolle-Todeswasser
Fichtenwolle-Ewigkeitswasser
Fichtenwolle-Nichtwasser
Fichtenwolle-Alles

Literatur.

— In neuer Auflage erscheint der „Botanische Bilderatlas“, nach de Candolle „Naturlichen Pflanzenfamilien“ bearbeitet von Karl Hoffmann (Stuttgart, Julius Hoffmann). In anschaulicher Weise führt das treffliche Werkchen den angehenden Botaniker in das Pflanzenreich ein und bringt ihm die wichtigsten Vertreter unserer Feld- und Waldflora, der Bäume und Sträucher, wie die hauptsächlichsten Kultur- und Nutzpflanzen vor Augen. In zahlreichen Textabbildungen gestalten sich in jeder Lieferung vier bis fünf Farbentafeln, welche naturgetreu die Gewächse veranschaulichen. In achtzehn Lieferungen wird das Werk, welches der Freude an der Natur erschließt und zum Sammeln der Pflanzen anregt, vollständig sein.

— In neuer Auflage bietet sich die Illustrirte Geschichte der Weltliteratur von Johannes Scherr dar (Stuttgart, Krandt'sche Buchhandlung, W. Krüer & Comp.). Das vortreffliche Werk ist durch Professor Haggenmacher bis auf die bedeutendsten Erscheinungen der Gegenwart ergänzt worden und hat eine wesentliche Bereicherung durch den bilderreichen Schmuck erfahren. Zu den Porträts hervorragender Dichter und Schriftsteller gesellen sich Faksimiles ihrer Handschriften, Druckproben, Titelblätter berühmter Werke und dergleichen — alles von vorzüglicher Wiedergabe.

— Das Engadin in Wort und Bild führt ein vornehm ausgestattetes Werk des Verlages von Simon Zenner in Samaden ein. In anziehender Darstellung schildert der Verfasser, M. Cadisel, die landschaftlichen Schönheiten, indem er dabei auch dem Geschichtlichen und Sagenhaften sein Recht gewährt, ja hier und da auch den Dichter zu Worte kommen läßt. Mehrfach werden dem Kurgast und Touristen beachtenswerte Fingerzeige gegeben. Die Abbildungen dienen größtenteils zur Veranschaulichung der geschilderten Gegenstände, doch laden sich auch manches hübsche Genrebildchen zur Charakteristik der Bewohner.

— In neuer, siebenter Auflage erschien in Meyers Reisebüchern der „Wegweiser durch den Schwarzwald“ (Leipzig, Bibliographisches Institut). Neben dem Schwarzwald behandelt das treffliche Handbüchlein, dem eine gediegene Anzahl Karten und Pläne beigegeben sind, auch den Odenwald und die Bergstraße, und führt ferner zu Wasser nach Heidelberg und Straßburg etc. In neuer Auflagen bietet ferner der Verlag Wegweiser durch das Riesengebirge wie durch Dresden und die Sächsische Schweiz dar. In diesen beiden Büchern gesellen sich zu den Karten und Plänen noch Gebirgspanoramen.

Briefmappe.

E. F. in Cheltenham, Schweden. Wir werden Ihren Wunsch so bald als möglich erfüllen. — Die Handschriftenverwaltung wird unter der entsprechenden Adresse erfolgen.

Forellenfang in Grillet. Unser Gewährsmann hilft uns folgendes mit. „Der Name Waldforelle kommt deshalb als Bezeichnung der gefangenen Fische, Bachforelle (trutta fario), war. Es ist nämlich nicht ausgeschlossen, daß beider Name hier und da auch auf andere, besonders wohlschmeckende Fische angewendet wird. Auch der gegebenen Beschreibung, die von 20 bis 30 Centimeter langen, sich rasch fischen pflegt, beim Hau blau und braun und braun Flecken hat und lachsig sein sollen, glaube ich allerdings, daß diese Fische keine Bachforellen sind. Denn diese, die ich gewiß, angenommen, daß dem betreffenden Herrn in Grillet Bach-Aalquappen (Petromyzon Planeri) vorgekommen haben. Die Abmessungen werden zur Zeit ihrer Geschlechtsreife 20 bis 30 Centimeter lang, sind aalähnlich und haben einen runden Kopf und dicke Haut. Da das Fleisch dieser Tiere sehr schmackhaft ist, wäre es nicht unmöglich, daß sie deshalb von Gastwirten öffentlich als ‚Waldforellen‘ verkauft werden. Sicher Auskunft wäre jedenfalls nur in Grimm, wenn sie einem Fischereiverwalter oder bei einem dort ansässigen Biologen, zu erhalten.“

E. v. M. in W. Die erschöpfenden Lebensbilder beider Künstler finden Sie in der von Max Tittel verfaßten Schrift „König Albert und Prinz Georg von Sachsen, der ritterliche Generalfeldmarschall aus dem Königshause Wettin“ (Minden i. W. Brandt'sche Verlag). Die vorzüglich getroffenen Bildnisse sind beigefügt.

Pfeilfänder. Wir haben Ihre Mitteilungen der sachmännischen Beurteilung unterbreitet.

J. W. in Ca. Die atmosphärischen Luft entgegene Kohlensäure wird verbieten auf die verschiedenste Weise und durch die verschiedensten Vorgänge wieder zugeführt. Hier nur einige Beispiele. Jene Kohlensäure entsteht in großen Massen bei allen Verbrennungen und an vielen Orten Asien und Spalten der Erdrinde. Aber Quellwasser enthält größere Kohlensäure und gibt dieselbe in geringerer oder größerer Menge an die Luft ab. Kohlensäure-Verbindungen, namentlich Kohlensäure-Salze, bilden einen Hauptbestandteil der Erdrinde, und es liegen sich ganze Gebirge und ganzliche Gebirgsmassen, namentlich Kalk, Kalkstein) zusammen; letzten diese Salze mit stärkeren Säuren in Verbindung, wie es zum Beispiel der Fall ist, wenn Kalkstein durch Schwefelsäurehaltige Lösungen in Kreidegyps verwandelt wird, so entwickelt die Kohlensäure als feines Gas. Kohlensäure entsteht bei der Oxydation kohlenstoffhaltiger Verbindungen, wenn Verbrennen von Holz und anderen Pflanzenstoffen) und ist ganz allgemein ein Zersetzungsprodukt pflanzlicher und tierischer Stoffe; so viele Leute irgendwo im Urwalde fehlen, bilden sie sich sehr Kohlensäuren in denselben und findet man hier auch einen Weg wie in die freie Luft so auch in das Quellwasser. Einen nicht unbeträchtlichen Teil der Kohlensäure erhält die atmosphärische Luft auch durch den Atmungsprozeß der Menschen und Tiere; der respiratorische Sauerstoff wird im Körper zur Oxydation organischer Stoffe verbraucht, und das Oxydationsprodukt verläßt als Kohlensäure den Körper mit der ausgeatmeten Luft.

L. J. 1) Der Mondregenbogen ist eine Erscheinung, die sich genau so verhält und genau so entsteht wie der gewöhnliche Regenbogen, nur daß er vom Mondlicht erzeugt wird. Der Mondregenbogen kommt selten zur Bildung. 2) Die Planeten, die von der Sonne weiter als die Erde entfernt sind, brauchen zur Umlaufung ihrer Umlaufs mehr als ein Erdenjahr. So Mars ungefähr 687 Tage, Jupiter einen mehr als 4332 Tage, Uranus 83 Jahre und 271 Tage und Neptun 164 Jahre und 256 Tage.

Fr. L. in G. Der „Rheinlied“ ist ohne Frage eine seiner besseren, wie sie zahlreich entstanden, nachdem Wilhelm Wacker's Lang ungeheure Anerkennungen und damit den Wirkungskreis ergen. Das Verbrechen hervorgerufen hatte. Man schaue in unserem Atelier ausgestellt wurde, bald es 1841 kaum eine deutsche Stadt, in welcher man — frei nach Becker — einen oder irgend zwei „rheinische haben“ und lieber „begraben“ wollte, obwohl die Lieder von der patriotischen Sonne schöne ein schönes Wort, und ja der besseren gehört das zu Ihren Beifür besonders Gedicht.

Heimathörtspflege.

J. W. L. in L. Ihr Verwandter leidet an Schuppenflechte (Psoriasis). Die Arzneimittelkunde, die Ihr Arzt ihm verordnete, ist das rationellste Mittel dagegen. Daß Fleden dadurch in die Wäsche kommen, läßt sich allerdings nicht vermeiden. Unterdessen würden sich nur nach der Anwendung von Lederempfehlen, was aber noch unangenehmer ist. Innerlich verschiedene wie ganz kleine Teilen von Arsenik in Form der Levicowskyschen oder also Solutio Fowleri, die Sie von Ihrem Arzte sich werden verschreiben lassen.

C. B. in Stettin. Das Waschen und Reinigen von Ober ist, wie Ihnen ja der Spezialarzt sagte, ein sorgsam Geschäft. Drei erfolgreiche und einfache Mittel zur Beseitigung dieser lästigen „Schuh“ ist auch uns nicht gegenwärtig. Wenden Sie sich aber an einen anderen Spezialarzt in Berlin, z. B. Sanitätsrat Hartmann.

J. L. in Eisenstadt. Die Sommersprossen und Leberflecken entfernen Sie am besten durch wiederholte Waschungen derselben mit 1 bis 2% Sublimatlösung aber in der Weise, daß ein mit der Lösung angefeuchtetes und während der Zeit der Anwendung stark erhaltenes Leinwandläppchen von der Größe der zu entfernenden Stelle etwa 4 Stunden auf derselben liegen bleibe. Die Sublimatlösung wird jedoch nur auf ärztliche Verordnung abgegeben. Dr. F.

Unerschwerte schwarze Seide

ächt, licht und garantirt ist nur die unverfälscht von 2 bis 12 Mark, stets garantirt, extrastark, Druck und Farbe! Muster und Preisliste franco und kostenlos durch Private und Fabrik-Vertretungen.

Stehli & Co. in Zürich,

gegründet 1840.

Besitzer der großen mechanischen und Handwebereien in Obfelden und Reid. Eigene Filialen und Zweigvertretungen in Germignaga (Lago maggiore)

Keine Täuschung mehr!

Der Lederimprägnirung ist nicht garantirt allein über in feinste Leder. Man fette in der Abendluft mit Hilfe Chemie-Gummiwasser ist, wodurch es einen unerträglichen Zahnfäule Wasser auf, wie das Lederwasser thut; wenn leidet nach ½ Stunde sehr Farbe verschwunden ist, ist es ganz sicher rein und unbrennbar, weil nur reine Seife vermag durch Oxal-Säure rot gefärbt zu werden; behandelte verschlechte Seife bleibt schwarz. Jeder Fuß kann damit jede Bekleidung und Bekleidung schnell und sauber reinigen. Die Probe ist unfehlbar.

Eisen-Bettstellen

für Kinder und Erwachsene,

grosse Auswahl in elegantesten Dessins, ganz moderne Façons in deutschen und englischen Stahldrahtmatratzen.

Polstermatratzen jeder Art

Illustr. Preisliste über Bettstellen gratis und franko

R. Jaekel's Patent-Möbel-Fabrik,

Berlin SW., Markgrafenstr. 20, Ecke Kochstr.

Wien VI. Mariahilferstrasse 11.

Schwarze Seidenstoffe

gewebe weisse und farbige jede Art zu wirkl. Fabrikpreisen unter Garantie für Echtheit und Haltbarkeit von 5.65 M. an p. M. B. porto- und zollfrei ins Haus. Muster und direkteste Bezugsquelle für feinste Taffetas von Anerkennungsschreiben. Muster franko. Illustrirtes Briefporto nach der Schweiz.

Adolf Grieder & Cie., Seidenstoff-Fabrik-Union, **Zürich**

Königl. Spanischer Hoflieferanten

Jüngert & Gebhardt Berlin

Riviera-Veilchen, Quintessenz

Violette odoratissime vera

Wie ein frischer Strauss dieses Edelsten aller Veilchen

Nachahmungen weise man ausdrücklich darauf

In Flacons à 1 M 2 3 M 5

mit dem ersten Parfum zu Dresden hand

Premiirten Kaufleute!

Christofle & Cie. Fabrikmarke

Fabrikpreisen Fabrikniederlage

Stuttgart, Königstrasse 1

!! Sensationelle Neuheit !!

für Herren und Damen

Triumph Monogramm Presse

zum Selbststempeln von Briefbogen, Couverts u. s. w. Mit überraschender Schnelligkeit erhält man ein Ihre gewünschten Namenszug, Adresse, Geschäftsbezeichnung, Wappen etc. in Farben oder Gold. Die Handhabung macht es gar keine Mühe, und ist das Resultat ein tadelloses. Preis mit elegantem Etui 2 Mark. Versand gegen Nachnahme oder Einsendung des Betrages durch

A. Gretschner, Giessen.

Schutzmarke

Neues antiseptisches Hausmittel.

CHINOSOL,

gegen Bakterien 40mal stärker als Karbolsäure,

aber angenehm und unschädlich im Gebrauch.

D. R. P.

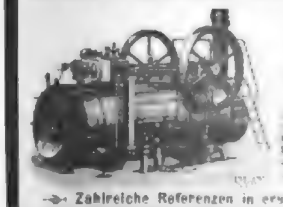
Das Bequemste und Billigste im Hause und auf der Reise zur Pflege des Mundes und der Zähne, gegen üblen Atem und Verschleimung, die Wunden und Verletzungen jeder Art, verhindert Eiterungen, Blutvergiftungen, Ansteckungen, zum Waschen und Baden bei Wundsein, üblen Schweissen und Hautkrankheiten zur Desinfektion der Hände in der Krankenpflege, überhaupt allen Fällen wo die Gefahr der Uebertragung von Krankheiten durch Bakterien vorliegt. Empfohlen durch Prof. Emmerich, München und viele andere ärztliche Autoritäten. Chinosolpastillen mit Gebrauchsanweisung M. 1.— per Glas in den meisten Apotheken und Parfümerie-Geschäften, wo nicht, bei den Fabrikanten. Franz Fritzsche & Co., Chem. Fabrik, Hamburg-Uhlenhorst.

HEINRICH LANZ, MANNHEIM & BERLIN

baut als Spezialität

Lokomobilen

von 2–150 Pferdekräften



Zahlreiche Referenzen in ersten Industrie-Kreisen

HYGIENE DES KOPFES

Schönheit der Haare

EAU DE QUININE

VON

ED. PINAUD

PARIS 1889

Unfehlbar gegen Schuppen und *Ausfallen der Haare*

37, Boul^d de Strasbourg, PARIS

Jede ächte Flasche ist mit nebenstehender Unterschrift versehen

GRAND PRIX

Stellung. Existenz.

Prospect gratis Gratis Prospect. franco

Briefl. gründlicher Unterricht.

BUCHFÜHRUNG

Lehr-, Journal-, Kassa- und Stenographie. Schnell-Schön-Schrift.

Gratis Prospect. Schnell Billig garantirt

Otto Siede — Elbing.

50% Gewichtsersparniss!

MÄDLER'S PATENT-KOFFER

Unerreicht an Leichtigkeit, Eleganz u. Haltbarkeit.

Filialen: LEIPZIG, BERLIN W., HAMBURG

Für Ausland Wiederverkäufer gesucht. **Moritz Mädler,** LEIPZIG-LINDENAU

Bade-Einrichtungen.

Kinder-Badewannen, Zimmerklosets und Bidets.

Vereinigte Sanitätsapparate-Fabriken

C. Maquet, Heidelberg.

Berlin W., Charlottenstr. 43, u.

Das beste u. berühmteste Toilletpuder

VELOUTINE FAY

EXTRA POUDRE DE RIZ

mit BISMUTH roherweitet. — 9, Rue de la Paix, PARIS.

Eucasin

Bestes Ernährungs- und Kräftigungsmittel

für Bleichsüchtige, Genesende, Magens und Lungenleidende, Typhus- und Gichtkranke, sowie schwächliche Kinder.

Leichter verdaulich und kräftiger als irgend ein anderes Präparat.

Nährwert: 1 Ko. Eucasin = 4 Ko. best. mager. Ochsenfleisch.

Allein-Verkauf für Deutschland. **J. D. Riedel, Berlin N. 39.**

Eucasin-Chocolade und Cacao Hartwig & Vogel, Dresden.

Digitized by Google

Verein für Alpenhotels I. Ranges in Tirol.

Das Karersee-Hotel in Tirol

an der **neuen Dolomiten-Strasse** bei **Bozen, 1670 m** über Meer, in nächster Nähe der **grossartigsten Dolomiten der Rosengartengruppe**, des **kleinen Karersees** und **ausgedehnter Spaziergänge** in Hochwald und auf aussichtsreichen Alpenmatten.

Das Trafoi-Hotel in Tirol

an der **berühmten Stilfserjochstrasse, 1650 m** über Meer, von wo selbst der Bequemste in **wenigen Minuten von der Fahrstrasse ganz mühelos und ohne irgend welche Gefahr zu den Gletschern gelangen kann.**

Das Sulden-Hotel in Tirol

am **Fusse des Ortlers, 2000 m** über Meer, das „**Chamonix Tirol**“, **im Herzen der grossartigsten Eiswelt.**

Alle drei Häuser **Hotels I. Ranges** mit allem modernen Comfort, 150 Zimmer, grosse Gesellschaftsräume, elektrisches Licht, Bäder, photographische Dunkelkammer, Lift, Post und Telegraph, Arzt und Apotheke im Hause, Tennis- und andere Spielplätze.

Von den **Eisenbahnstationen Bozen, Meran** und **Landeck** per Wagen (auch Omnibus) bequem zu erreichen.

Telegramm-Adresse während der Saison (20. Juni bis Ende September):
Karersee-Hotel Tirol; Trafoi-Hotel Tirol; Sulden-Hotel Tirol.

Prospekte während des ganzen Jahres durch
S. Pötzelbergers Buchhandlung (F. W. Ellmenreich) **in Meran, Tirol.**

St. Blasien

Sommerfrische, Luft- und Terrainkurort
im südlichen Schwarzwald. 772 Meter überm Meer, vorzüglich geschützt für Brustkranke. Nervös- und Herzleidende.
Hotel und Kurhaus St. Blasien.
Mai bis Oktober. Pension bis 15. Juni.

Dr. von Hartungen's Naturheilanstalt
RIVA am Gardasee.
Neueste Naturheilmethoden bei Anwendung von 30 Mark aufwärts.
Prospekte kostenlos gratis.
Wohnungen von 30 Mark aufwärts.
Vorausbestellung nötig.

Luzern.
Hôtel und Pension de l'Europe.
L. Bangerter. 150 Zimmer. Billige Preise. Bucher-Durrer.
Mit Personen- und Dampfschiffahrt in 50 Minuten am Luzerner und den Bürgenstock.

Rom, Grand Hôtel Quirinal
Puchi t. Como, Grand Hôtel
gleicher Besitzer.

LUFTKURORT und PENSION
BÜRGENSTOCK
GEGENÜBER LUZERN
die Perle des Vierwaldstätter-See's
400 m ü/d Meer und See
Grossartiger Überraschender Rundblick
Unübertreffliche
WALDPARK
ausgedehnte ebene Spazierwege
BUCHER-DURRER

Hôtel Stanserhorn
b. Luzern, 1900 m ü. M.
Stanserhornbahn,
Grossartigstes Hochgebirgspanorama.

Eröffnet im Mai 1900.

Jungborn

Luftkurort im Eckerthal
zwischen Harzburg u. Hasselfelde.
In der schönsten Partie des Harzes.
Einrichtung für das natürgemässe Heilverfahren.
Wasser- und Schlamm-Bad.
Wohnen und Schlafen in reinster Waldluft.
Neue Methode zur Behandlung der Lungenschwindsucht.
Ärztliche Leitung.
Prospekte gratis.
Ad. Just.

Paschen's orthopädische Heilanstalt Dessau-Anhalt.
Rückgratverkrümmungen, Gelenk-Entzündungen, Beinbrüche, Kinderlähmungen, Rückenmarksleiden etc. mit der mit Erfolg unter Anwendung von für jeden einzelnen Fall construirten mechanischen Apparaten behandelt, ohne dass Patient zu Bett liegen muss. Gymnastik nach Dr. Zander-Apparaten, schwedische Massage, Bäder, Luft zur Besserung des Allgemeinbefindens.
Broschüre „Heilerfolge“ durch jede Buchhandlung.

Bad Salzschlirf.
Saison-Eröffnung 15. Mai.
Eisen-, Moorbäder. Moorlauge, Pontiacinbrunnen, Kräftigste Eisenquelle der Welt. Ferner 3 Stahl-, Schwefel-, Bitterwasserquellen.
Gicht, Nieren- und Blasenleiden, Harnsäure, Nieren-, Blasen- und Gallensteine, Rheumatismus, Leber-, Magen- und Unterleibsleiden, Bronchialkatarrhe, Blutarmut, Nervenschwäche, Hämorrhoiden, Verstopfung.
Badeverwaltung Salzschlirf.
NB. Das im Handel vorkommende angebliche Salzschlirfer Salz ist nur künstliches wertloses Fabrikat; aus den hiesigen Quellen werden keine Salze bereitet.

Wasser-Heilanstalt und Sanatorium Fürstenhof
(Gaphenberg in Steiermark)
für Anwendung der physikalisch-diätetischen Heilverfahren.
Im Semmeringgebiete, inmitten ausgedehnter Nadelholzwaldungen gelegen.
Saison: Mai—Oktober.
Auskünfte durch den Direktor Dr. G. von Kuttera oder durch die Verwaltung.

Geistig Zurückgebliebene
jeder Art finden sorgfältige Erziehung und Unterricht in Dr. W. Schroter, Dresden N.

Nervenleidenden
gibt ein Gebildeter aus Tharandter Umgebung Auskunft über ein äusserst wirksames Mittel. W. Siebert, Leipzig-Connewitz.

FREUDENSTADT Schwarzwald-Hôtel
Herrlich gesunde Lage, imitten eines

Baden-Baden.
Englischer Hof, Hotel 1. Ranges.
Das ganze Jahr offen. Elektrische Beleuchtung.
Besitzer: Ad. Duringer, früher Kurhaus Kreuznach, Mergel...

Damenpensionat in Norderney.
Kaiserin Friedrich zu Norderney ein Pensionat zum Kurgebrauch für 20 gebildete junge Damen von 16 Jahren an.
Liebevolle Familienpflege und Führung durch eine feingebildete Dame. Herrliche Lage direkt am Meere. Prospekte durch den Direktor.

Stottern
Prof. Rudolf Denhardt's
Eisenach
Einzige
staatl. ausgezeichnet, gekrönt
Kaiser Wilhelm II.

KEIN ASTHMA MEHR.
Augenblicklich beheben.
Prospekte gratis.
Dr. Clery

Gossmann's
Naturheil-Anstalt Wilhelmshöhe bei Cassel.

Dr. med. Wiesenthal, Assistenzarzt.
Dr. med. Sophie Isenberg, Assistenzärztin.
Prosp. d. d. Direktion.

Digitized by Google

Briefmappe.

Wettbewerb um das Kaiserbild. Nochmals heißen wir darauf hin, daß der äußerste Termin für die Einsendung von Lösungen der Preisaufgaben der 1. Juni d. Js. ist, also nur solche Sendungen berücksichtigt werden können, die spätestens am genannten Tage in unsere Hände gelangen. Ein Einsendeschluß der Termine Anfang Juli, und das Ergebniß des Wettbewerb wird bestimmt in Nr. 44 (beziehungsweise Heft 22) unserer Zeitschrift veröffentlicht. Im übrigen verweisen wir auf die in den Nummern 19 und 22 enthaltenen Bedingungen und wiederholen, daß zur Erringung des Preises durchaus nicht die Lösung sämtlicher Aufgaben erforderlich ist.

Abonnent in Pilsrand. Wiederholt haben wir schon darauf aufmerksam gemacht, daß bei der Fülle der Eingänge die Handschriftenbearbeitung nur nach und nach erfolgen kann. Die Erledigung geschieht nach dem Datum der Einsendungen.

M. L. in L. Ein Lustspiel von Ihnen in Tirol angekündigt, ist uns nicht bekannt und auch aus den öffentlichen Verzeichnissen der Bücher, Textbücher und Textbüchlein nicht zu ermitteln gewesen. Es muß daher Ihrerseits noch ein Schreibfehler oder sonstiger Irrthum vorliegen.

Dilettantin. Nach unserer Redaktionsangabe läßt sich der Wert einer literarischen Arbeit nicht ermessen. Ersten Sie nur getrost ein, und an einer persönlichen Meinung wird es nicht mangeln. Jeder Autor hat einmal angefangen, und dieß freilich den meisten ganzlich die Gemüthsruhe nicht erspart.

H. A. in M. Eine knappe Zusammenstellung des gesamten historischen Stoffes erhalten Sie in der „Weltgeschichte" von Dr. Wilhelm Martens (Hannover, Klug & Jänger). Bei aller Kürze genügt die Darstellung, in großen Zügen das richtige Bild der Ereignisse zu geben. Die schöne Ausstattung empfiehlt sich für Autoren- und Bücherschränke.

Bulgare in Sofia. Die Preisunterschiede sind jedenfalls durch die verschiedenartigen Einrichtungen der betreffenden Pensionen bedingt. Näheres darüber dürften Sie jedoch nur durch direkte Anfragen bei der einen oder andern dieser Anstalten erfahren. Am besten lassen Sie sich Prospekte kommen. — Die Heilanstalt befindet sich in England wie anderwärts das geistige und leibliche Wohl naturgemäß der Kranken zu fördern, wozu ihre Auffassung nach die bestehenden Kirchengemeinschaften nicht übel sein sollen. Sie dürfte Ihren Zweck einerseits durch öffentliche Versammlungen von solchen Anhängern, andererseits aber auch durch Verbindung von geistlichen Wohlthätigkeitsgesellschaften, wie Jahresbeiträgen für Obdachlose, Waisenhäuser und so weiter zu erreichen.

M. in Breslau. Ihr Sprüchlein stimmen wir nicht vollständig bei, denn wenn es auch das Richtige trifft, so ist das Gleiche doch schon von anderen besser ausgedrückt worden.

Dr., Hoboken. Wir sind erschienen und versprechen freundlich. Ihren Wunsche sofort nachzukommen.

Karl J. & Co. in Philadelphia. Herzlichen Dank für Ihre Karteneinsendung, denen wir auch in der Folgezeit zu erfreuen hoffen.

A. M. in W. Westfalen. Wir kennen Ihre „Klage der Beschäftigten" nicht vollständig abdrucken, aber auch die nachstehend mitgetheilten Strophen dürften genügen, unseren Lesern einigen Mitgefühl zu erwecken:

Wird Glück im Krieg,
kam er gegangen;
wer wandt ich Krieg,
hab ihn bekangen.

Mit eigenen Herzen
ich jubelnd stürze,
mit Locken, Schwingt
sich Lieb verzeihe

Er ist gestorben
dann weg vor Mordes,
bei nicht gestorben,
ob ich's verbrechen.

O schwerzlich Werben,
o Glück, sehr tiefer,
kauft nächst ich Leben
hier unserm Führer!

Alter Abonnent in Karlsruhe. Die besitzen sich in Ihrem. Der Verfasser kennt die Verhältnisse genau und schildert sie auf Grund langjähriger Beobachtung.

K. G. in K. Die Bestrebungen in der Stuttgarter Ausstellung für Elektrotechnik und Kunstgewerbe sind richtig in Gange und lassen jetzt schon Umfang und Bedeutung des Unternehmens Vorher hervortreten. Jedoch ist noch Sie interessirten dürfte, das Ausstellungsgelände erscheinen. Dasselbe unterscheidet sich durch seine künstlerische Ausführung vortheilhaft von den Werken ähnlicher Art. Nach einem Entwurfe von Prof. F. Keller in Karlsruhe ausgeführt, wirkt es in Gestaltung wie Kolorit ruhig und vornehm, und dabei doch monumental, wie der Zweck es verlangt. Auch die Durchlauf-Scheidung durch M. Berger in Stuttgart darf als besonders gelungen bezeichnet werden.

Phöbilas in G. Professor Röntgen hat soeben eine zweite Mittheilung über die von ihm entdeckten Strahlen im Verlage der Stuttgarter kgl. Hof- und Universitäts-Buchhandlung in Würzburg veröffentlicht, welche neue wissenschaftliche Ergebnisse seiner weiteren Versuche zum Inhalt hat. Der Preis der Broschüre beträgt 60 Pfg.

H. E. in G. Sie sagen, die Heilarmee hat ihren jetzigen Namen und ihre militärische Organisation ebenfalls erst vor einigen Jahren nach ihrer Begründung angenommen. Sie wurde im Jahre 1865 in London durch William Booth als „christliche Mission" ins Leben gerufen, und Booth legte sich selbst den Namen eines „General-Superintendenten der christlichen Mission" bei. Erst nachdem Booth als „General" vollständig anerkannt worden war, wurde die Gesellschaft unter ihrer jetzigen Benennung militärisch organisirt. Die erste „Kriegserklärung" fand in den siebziger Jahren statt. Der von Ihnen angeführte Ausdruck des „Generals" erhielt der Zeit nach seine Bestätigung an. Wenn Sie über die einschlägigen Verhältnisse näheres wissen wollen, empfehlen wir Ihnen Schramm, „Tod hier der Heilsarmee", Berlin, 1892, Rolde, „Die Heilsarmee nach eigener Anschauung und ihren Schriften", Erlangen, 1890, und Pestalozzi, „Was ist die Heilsarmee?" Halle 1894.

Gb. O. in Hamburg. Wir führen keine Liste der Verunglückten, gewähren indessen auskunftsweise den Hinterbliebenen Auskunft. Der Maschinenbauer Peter J. Erichsen und Nolting auf Alsen ist mehrere Jahre in Mexiko gewesen, erst an der Westküste, später an der Ostküste. Der letzte Brief war vom Jahre 1891 aus Tampico. Aus ist der Verkehr Crones. Von drei weiße O. sind Immer gehen. Alle spätere Briefe von Hause, auch der mit der Nachricht vom Tode der Eltern, sind unbeantwortet geblieben. Wer über den Gesamtverbleib Auskunft zu geben vermag, wird gebeten, dem seinem Bruder H. Erichsen in Nolting auf Alsen mitzutheilen.

Richtige Lösungen fanden ein: „Die kleine Olga" in Hamburg (5). H. Thorgisen in Fahrenkrug. Ida und Emil Stahle in Berlin. „Monsieur aus Pilsrad" (5). John Wilde in Pollmannn. Jürgen Wiese in Flensburg. F. in Paris. Fr. Emilie Schmelz in Berlin. Antonie Spitzer in Hamburger Zeitung Koda in St. Joachim (3). Josef Pollander in Wien (2). G. v. St. in Bern (4). J. Jeverdorf in Lübeck. O. Huber in Schwarzenbach. Dr. K. in Jena. „Modellbauten" in Koblenz (6). Johanna Hoffmann in Köln (3). Karl von Wellen in Königsberg i. Pr. (3). Mrs. Antoine Lindblad in Portchester (2). Dr. Wandel in Triest. Alice Dr. Budapest (3).

JUGEND

Münchner illustrierte Wochenschrift für Kunst und Leben

Herausgeber **Georg Hirth.** Redakteur **Fritz Freiherr von Ostini**

Vierteljährlich 3 M. Einzelne Nummer 30 Pf. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungs-Filialen und Postämter entgegen.

G. Hirth's Kunstverlag in **München** und **Leipzig.**

Die Münchner „Jugend" steht zur Zeit im Vordergrunde des allgemeinen literarischen und künstlerischen Interesses. Von den Einen freudig begrüßt, von den Andern lebhaft bekämpft, wird diese Zeitschrift jedenfalls ausserordentlich viel beachtet.

Die Lieblingslektüre aller Kurgäste und Reisenden

ist bekanntlich das **täglich 2mal** als Morgen- und Abendblatt erscheinende, über ganz Deutschland und auch im Auslande verbreitete

Berliner Tageblatt

und Handels-Zeitung

mit **Effekten-Verlosungsliste** nebst einer 8 enthaltenden Separat-Beilagen, illustr. Wochenblatt „U. H.", heiter. Sonntagsblatt „Deutsche Lesehalle", freis. Freitags „Der Zeitgeist", Mittheilungen über **Landwirthschaft, Gartenbau** und **Hauswirthschaft**" und der von Hugo Hermann redigirten

„Technischen Rundschau".

Diese reichhaltigste große deutsche Zeitung kann daher

allen Hôteliers

zum Abonnement während der Bade- und Reisesaison besonders empfohlen werden. Dieselbe kostet für den Monat **Juni** nur **1 M. 75 Pf.**

Im täglichen Feuilleton des „B. T." erscheinen Romane und Novellen der ersten Autoren, so gegenwärtig der interessante Roman:

Karl von Heigel: „Der Maharadschah".

Beste und billigste Bezugsquelle für

Musikinstrumente

Violinen, Bratschen, Cellos, Contrabässe, Flöten, Clarinetten, Cornets, Trompeten Signalhörner, Tromteln, Zithern, Accordzithern, Guitarren, Mandolinen, Ocarinas, Symphonien, Orpheonen, Tristons, Pianoklavichen, Pfeifen, Harmonikas, Handharmonikas, Pianinos, Drehpianos, Harmonikas, Taschentrompeten, Altcornets, Hallen, Mundpfeifen, Metronome, Notenpulte.

Noten zu allen Instrumenten.

Jul. Heinr. Zimmermann.

Musikexport. Leipzig.

Neues illustrirte Preisliste gratis!

Graeger-Sect SILBER-GOLD

Besonders empfehlenswerte Spezialmarken der **Sect-Kellerei**

Carl Graeger

Hochheim am Main.

Zu beziehen durch die Weinhandlungen.

CHOCOLADEN, CACAOS, Biscuits, Cakes

von

B. SPRENGEL & Co.

HANNOVER

sind unübertrefflich.

Zahlreiche in fast allen besseren Geschäften

Faltentasche.

Elegant, praktisch, leicht und solid.

Von braunem, prima Rindleder, eingerichtet, kräftigem Bügel, sicherem, einfachem Verschluss, innen mit Riemen und grosser Tasche.

Nr.	Länge	Preis
1138	48 cm	ℳ 28.—
1139	54 „	„ 36.—
1140	60 „	„ 42.—

Illustrirte Preisliste gratis.

Zu beziehen nur durch Fabrik und Versandgeschäft

Moritz Mädler, Leipzig-Lindenau

oder dessen Verkaufslokale	**Berlin.** Leipziger Str. 101-2.	**Leipzig.** Petersstr. 8.	**Hamburg.** Neuerwall 81

Lübeck — Kopenhagen — Malmö

täglich Nachmittags 5½ Uhr

mittelst erstklassiger Postdampfer.

Kombinirbare Rundreisebillets

nach **Dänemark, Schweden, Norwegen,** via Lübeck, werden auf allen deutschen Eisenbahnstationen ausgegeben.

Lübeck — Kalmar — Stockholm

mittelst erstklassiger Passagierdampfer

jeden Mittwoch und Sonnabend Nachmittags 5½ Uhr.

Dampfschiff-Rundreisebillets Lübeck-Kopenhagen-Gothenburg-Stockholm-Lübeck oder umgekehrt mit Passiren des an Naturschönheiten reichen Göta- und Trollhätta-Kanals vom Mitte Mai bis Ende August I. Kajüte à 84 ℳ 40 ₰

Fahrkartenausgabe sowie Näheres bei **Lüders & Stange, Lübeck.**

Leonhardi's Tinten

Specialität: staatlich geprüfte und begutachtete

Eisengallus-(Anil-) Tinten, Klasse I. u. II.

Infolge besonderer Herstellung **von unübertroffener Güte und billig,** weil bis zum letzten Tropfen klar und vorschreibbar.

Ihre Kunde für Bücher, Akten, Instrumente und Schreiben aller Art.

Ihre Feder trägt unsere Namen auf **staatliche Prüfung.**

Goldene Medaillen Ehren- u. Verdienst-Diplome

Aug. Leonhardi

Fabrik Dresden, gegr. 1826

Station der Linien: Pforzheim-Horb-Zürich-Gotthard u. Stuttgart-Calw-Horb.

Schwarzwald-Bad Teinach

Seit über 100 Jahren bewährter u. beliebter Curort. Saison vom 15. Mai bis 1. Oktober.

Reizende Sommerfrische. Renommirte Mineral-Quellen, besonders wirksam gegen Blutarmut, Nerven- und Frauenkrankheiten, Hautschwäche, Katarrhe der verschiedenen Schleimhäute etc. — Bedeutender Wasserversand. — Wasserheilanstalt, mit den bewährtesten Einrichtungen; insgestattet als: Dampf- und elektrische Bäder, Massage etc. Das Bad-Hôtel, inmitten im Wald gelegen, wurde vollständig renovirt. Pensionspreis Mk. 5 ℳ excl. Zimmer. 300 Betten. Elektrische Beleuchtung in allen Räumen. Wasserspülung. Reichhaltige Bibliothek. Dunkelkammer. Bäder im Hause. Vorzügliche Curkapelle. Wagen und Pferde zu Ausflügen. Omnibus zu allen Zügen. Lawn tennis. Eigene grosse Jagd und Forellenfischerei. Postamt, Telegraph und Telephon im Hause. Badearzt: K. Sanitätsrat Dr. Wurm. Prospekte frei durch den Besitzer Ludwig Bauer. — NB. Sämtliche Mineralquellen Teinachs sind Eigentum des Bad-Hôtels. — Von Juni d. J. ab ist die neuerbaute Strasse nach Wildbad (1½ Stunde Fahrzeit) zu benützen.

Mit der Ausstellung sind verbunden:
1. Die **Deutsche Fischerei-Ausstellung.**
2. Die unter Beteiligung des Reiches veranstaltete
Deutsche Kolonial-Ausstellung.
Die Ausstellung hat einen Umfang von über 1 Million Quadratmeter, ist somit die umfangreichste bisherige Ausstellung in Europa. — Haupt-Ausstellungsgebäude von 8300 Quadratmeter Grundfläche. — Zahlreiche grosse Gebäude für Fischerei, Sport, Nahrungs- und Genussmittel, Wohlfahrtseinrichtungen, Unterricht und Erziehung, Chemie, wissenschaftliche Instrumente und Photographie. — Astronomische Ausstellung mit Riesen-Fernrohr. — Hunderte von Nebengebäuden. — Die Ausstellung bietet ein **vollständiges Bild** der **industriellen Leistungsfähigkeit Berlins** und seines **Kunstgewerbes.** — Feenhafte Schaustellungen:
Spezial-Ausstellung „Kairo" · Alt-Berlin,
ein lebendes Bild der Entwickelungsgeschichte Berlins.
Theater · Konzerte · Restaurants · Vergnügungspark

Gossmann's
Naturheil-Anstalt Wilhelmshöhe bei Cassel.

Aeusserst schöne Naturheil-Anstalt Deutschlands. Idyllische, geschützte Lage am Hochwald. Comfortabl. Pensions- u. Kurhaus. Elektrische Beleuchtg. Zentralheizung. Physikal.-diätet. Heil-Methode. Atmosphär. Kur. Hervorragende Heilerfolge bei Nervenkrankheiten, Asthma, Kehlkopf-, Luftröhren- und Bronchial-Katarrh — Magen-, Darm-, Leber-, Nieren- u. Blasenl. Schwächezuständen. Fettsucht, Fettsucht, Zuckerkrankheit, Gicht, Rheumatismus, Blutarmut, Frauenleiden (Thure Brandt Massage). **Dr. med. Biesenthal, Anstaltsarzt, Dr. med. Sophie Gumberg,** Assistenzärztin. Prosp. d. d. Direktion.

Echte Briefmarken.
100 verschiedene M 1.—
50 orientalische „ 1.50
8 Colombus „ 1.75
Alle verschieden!
Porto extra!
Preisliste kostenfrei!
CARL GEYER & Co., AACHEN.
Briefmarken-Grosshandlung.

Hôtel Augusta Victoria
Haus ersten Ranges. Einzig. Hôtel gegenüb. d. Sprudel. Bädern u. Salinen. Pension. Arrangements. Wagen an der Bahn. Elektrisch Licht. Lift.
Bad Nauheim.

Heustrichbad
Berner Oberland. — Schweiz.

Altrenommirtes Etablissement für Nerven-, Haut- und Lungenkranke. Brunnen- u. Badekur (Kalte alkal. Schwefelquelle). Inhalationen nach Engert System. Pneumatische Kammer. Hydrotherapie. Neu angelegte moderneste Baderäume. — Protestantischer u. katholisch. Gottesdienst. — Lesezimmer. — Elektr. Licht. — Post, Telegraph, Telephon. — Wagen auf Bestellung ab Bahnstation Spiez, A. Süd Fahrzeit. **Kurorchester. — Saison 1. Juni bis 20. September.** — Prospekte gratis. Kurarzt: Dr. M. Neuhaus. Besitzer: Hofstetter & Lips.

Privat-Heil- und Pflege-Anstalt
für ruhige
Psychisch-Kranke
in Schloss Pfullingen (Württ.).
Prospekte und nähere Auskunft durch die Direktion. Sanitätsrat Dr. Bieber.

Baden-Baden.
Englischer Hof, Hotel 1. Ranges.
Das ganze Jahr offen. Elektrische Beleuchtung.
Neuer Besitzer. **Ad. Dürlinger,** früher Restaurt Kreuznach, Monbijou-Saal.

409 Meter über Meer **ZÜRICH** 140,000 Einwohner
(SCHWEIZ).

Kreuzungspunkt der internationalen Eisenbahnrouten. Bester Ausgangspunkt für Schweizertouren. Besuchter Fremdenplatz und Sommeraufenthalt. Prachtvolle Promenaden am See. Zahlreiche lohnende Ausflüge. **Angenehmes Klima. Günstige Gesundheitsverhältnisse.** Vorzügliche Unterrichtsanstalten, Universität, Polytechnikum. Zentrum der Schweizer Seidenindustrie. Theater, Konzerte. Ruder- und Segelsport, Lawn-Tennis Spielplätze im Belvoir-Park etc.

Das **Offizielle Verkehrsbureau** (Börse Parterre) erteilt unentgeltliche Auskunft über Reisen in der Schweiz und im Ausland sowie über zürcherische Verhältnisse.

HOTELS:

I. Rang	
Baur au lac	Pfauen
Baur en ville	Post
Belle-Vue au lac	Schweizerhof
National à Terminus	Schwert
Victoria	Stadthof
Zuroherhof	Storchen
II. Rang	Wenneres Hotel garni
Bahnhof	Widder
Central	**Pensionen:**
St. Gotthard	Hotel Uetliberg
Habis	Beau-Site
Limmathof	Nephin
Garni Metzgerbräu	Tiefenau
	Villa Hygiein

Seidenstoffe

direct an Private — ohne Zwischenhandel — in allen modernen Geweben und Farben von 1 bis 19 Mark per Meter. Bei Probenbestellungen Angabe des Gewünschten erbeten.
Deutschlands grösstes Specialhaus für Seidenstoffe u. Sammete
Michels & Cie., Königl. Niederl. Hoflief., **Berlin**, Leipzigerstr. 43.

Der Schwarzwald.

Gebirge mit Höhen bis zu 1495 Meter. Prachtvolle Fernsicht über einen großen Teil von Süddeutschland und auf die Schweizer und Vogesischen Hochwälder. Viele staatlich und Privatgestüte. Luft- und Terrainkurorte. Stahl- und Moorbäder. Schwefel- und Eisenquellen. Heilgymnastik in dem neuen Prachtbau „König-Karls-Bad“, Elektrotherapie, Massage, Luft- und Molkenkuren.

Auskunft erteilt und Mitgliederlisten mit Orientirungskarte des badischen und württembergischen Schwarzwaldes vermittelt unentgeltlich die Geschäftsstelle des Vereins in Hornberg (Schwarzwald).

Wildbad

Württemberg. — Schwarzwald.

Kurgebrauch während des ganzen Jahres. Hauptsaison vom Mai bis Oktober.

Neben den bestausgerüsteten Thermal-Soolbädern vorzüglich geschultes Wartepersonal, moderne Kurmittel-Anstalt und Badehotel, großartige schwedische Heilgymnastik in dem neuen Prachtbau „König-Karls-Bad“, Elektrotherapie, Massage, Luft- und Molkenkuren.

Seit Jahrhunderten bewährte warme Heilquellen gegen chronische Rheumatismen, Gicht, Nerven- und Rückenmarksleiden, Neuralgien, Lähmungen jeder Art, sowie die nachtheiligen Folgen von Verletzungen, chronischen Leiden der Knochen u. Gelenke, chron. Verdauungsstörungen, katarrhe der Luftwege, Nierenschwierigkeiten, Frauenkrankheiten, Erschöpfung der Kräfte etc.

Hübsche Tannenwälder Waldwege und Anlagen an der Eisenbahnstation von 40 Minuten Meereshöhe. Tägl. Musik. Theater. Jagd und Hirsch- und Rehwildpark. Forellen- und Fischerei (Forellen). Comfortable Hotels und Privatwohnungen für alle Ansprüche.

Von Pforzheim in einer Stunde, von Stuttgart in drei Stunden mit der Eisenbahn erreichbar.

Prospekte, Wohnungsanzeigen und Theaterplan etc. durch die **K. Badverwaltung** oder das **Stadtschultheissenamt.**

Cannstatt

Bad- u. klimatischer Kurort bei Stuttgart.
Eisenhaltige Kochsalz-Säuerlinge.

Kursaal, grosser Kurpark, täglich Konzerte. Neues Stadt Kurhaus im Karl-Olga-Bad. Moderne u. Medikamten. Lesehalle reichl. Presse. Gymnasium. Realanstalt. Höhere Mädchenschule. Prospekte gratis durch den Brunnenverein.

Luzern.

Hôtel und Pension de l'Europe.

I. Ranges. 150 Zimmer. Billige Preise. Bucher-Durrer.
Mit Dampfboot und Drahtseilbahn in 30 Minuten von Luzern auf den Rigiculm.

LUFTKURORT und PENSION
BÜRGENSTOCK
die Perle des Vierwaldstätter-See's
GEGENÜBER von LUZERN
910 m üb Meer 400 m ü. d. See
Unvergleichliche Rundsicht!
Grossartiger WALDPARK
ausgedehnte, ebene Spazierwege
BUCHER-DURRER

Neu, Grand Hotel Quirinal
Pegli b. Genua, Grand Hotel gleicher Besitzer.

Hôtel Stanserhorn

b. Luzern, 1900 m ü. M.
Stanserhornbahn,
Grossartigste Hochgebirgsfernsicht.

Kurort Teplitz-Schönau

in Böhmen,

ist Jahrhunderten bekannt und berühmte heiße, alkalisch-salinische Thermen (35–52° R). Kurgebrauch unter ärztlicher Leitung während des ganzen Jahres.

Hervorragend gegen rheumatische Leiden, Gicht, Rheumatismus, Lähmungen, Neuralgien und andere Nervenkrankheiten; von glänzendem Erfolge bei Knochenbrüchen, alten Schuss- und Hiebwunden, steifen Gelenken, Exostosen, Knochenfisteln, Knochenschwielen und Verkrümmungen.

Alle Auskünfte erteilt und Wohnungsbestellungen besorgt das städtische Kurcommissariat in Teplitz-Schönau in Böhmen.

Königliches Bad Oeynhausen.

Sommer- und Winterkurort.

Winterkur vom 1. Oktober bis Mitte Mai.

Muster-Naturheil-Anstalt Johannisbad.

Eisenach

in Thüringen.

Nerven-, Herz-, Magen-, Darm-, Nieren-, Blasen-, Haut- und Frauenleiden. Nasenleiden. Rekonvalescenten.

Dr. med. A. Wittich, Spezialarzt f. Naturheilkunde. Prospekt frei durch die Direktion.

1896 München.

Jahresausstellung

von Kunstwerken aller Nationen
im kgl. Glaspalast
vom 1. Juni bis Ende Oktober.
Die Münchener Künstler-Genossenschaft.

Nach Norwegen und Spitzbergen

unter Führung des Nordpolfahrers Capt. Bade

auf dem im vorigen Jahr neuerbauten eleganten Salondampfer „Erling Jarl“ (Nordseitzeichen Dampfer-Gesellschaft).

Abfahrt von Hamburg Mitte Juli: die interessantesten Plätze Norwegens berührend, mit einem etwa 14tägigen Aufenthalt in spitzbergen. Nordischer Punkt an der Grenze des Eismeeres auf ca. 80 Grad Nordbreite. Rückkehr Ende August.

Reisedauer 30 Tage. Prospekte gratis durch **Capt. W. Bade, Wismar** in Mecklenburg.

NORDSEEBÄDER WESTERLAND UND WENNINGSTEDT AUF SYLT

Stärkster Wellenschlag der Westküste
Heilkräftigstes Seebad Deutschlands
Unvergleichlich
Schöner Strand.

Im Besitze der Gemeinde Westerland
Direction
Oberstleutenant a. D. v. Schöler.

Sommer- und Rundreisefahrkarten auf allen grösseren Stationen.

Prospectemit Reiserouten u. Angabe der Fahrpreise ... Wohnungsnachweis sowie alles Nähere durch die
SEEBADE-DIRECTION in WESTERLAND-SYLT.

Bahnstation der Strecke Breslau-Halberstadt.

Bad Salzbrunn

in Schlesien

Saisondauer vom 1. Mai bis Anfang October.

ist durch seine altberühmte, alkalische Quelle, den Oberbrunnen, weltgehende Anlagen in herrlicher Gebirgslandschaft, Gebirgsluft, grossartige Milch- und Molkenanstalt (eigenes Milch, Kühe, Eselsmannlich, Schafmilch Ziegenmilch), das zusammenhängende Cabinet u. ... ausgerüstet bei Erkrankungen des Halses der Luftröhren und Lungen, bei Magen- und Darmstarrn, bei Leberkrankheiten (Gallensteinleiden), bei harnsaurer Diathese (Gicht), bei Diabetes.

Versand des Oberbrunnens durch die Herren Fischbach & Mirjebolli in „Bad Salzbrunn“.

Jede weitere Auskunft, auch in Wohnungsangelegenheiten bereitwilligst durch die Fürstlich Plessische Badedirection in „Bad Salzbrunn“.

Klimat. Kurort Schömberg bei Neuenbürg im Württemb. Schwarzwald.

Heilanstalt für Lungenkranke.

Sommer- & Winterkur. Beste Verpflegung. Mässige Preise. Leit. Arzt: Dr. Bendach. Prospecte frei d. die Direktion.

Jod-Soolbad BAD HALL, Ober-Oesterreich.

Stärkste Jod-Soole des Continentes gegen Scrophulose und constitutionelle Lues, bei welchen Jod ein wichtiger Heilfaktor ist. Vorzügliche Kureinrichtungen (Bäder- u. Trinkkur, Einpackungen, Inhalationen, Massage, Kefyr). Sehr günstige klimatische Verhältnisse. Lohnstation. Reizende Ausflugsorte. Saison vom 15. Mai bis 30. September. Aerzte werden auch vom 1. bis 15. Mai verabreicht. Ausführl. Prospekte u. nähere Auskünfte durch die Kurverwaltung in BAD HALL.

Königliches Nordseebad Norderney.

Eröffnet am 1. Juni. Geschlossen am 10. Oktober.
1895: 23099 Kurgäste.

Wasserleitung und Schwemmkanalisation. Elektrische Beleuchtung des Strandes und der Kurgasten. Wunderbarer Blick über dem Meeren. Feuer elektrischer Strand schöne Parkanlagen schattige vor Wind geschützte Spaziergänge. Drei eingerichtete Badehäuser, grosses Kurhaus, neues Kurtheater, Lese-Zimmer und Aufenthaltsräume. Gelegenheit zu Segelsport, Schwimmunterricht, Tennisplätze, Regatten, Wettrudern etc. Regelmässige Dampfboot-Verbindungen mit Norddeich, Emden und Hamburg. Schnellzug-Verbindungen von Norddeich mit Anschluss an die Inselbahn. Prospekte gratis und franko durch die Königliche Badeinspektion.

Nordseebad Westerland-Sylt.

Hotel zum Deutschen Kaiser, Logirhaus und Halle am Strande.

Bestens empfohlenes Hotel am Platze. In der Nähe des Meerbades und der Strandes gelegen bekannt durch vorzügliche Betten, gute Verpflegung und anerkannt billige Preise. Grosser Speisesaal, eleganter Restaurant, Lese-, Musik-, Billardzimmer, ungarischer Garten. Für Gesellschaften und Hochzeiten besonders günstige Preise. Table d'hôte 1 Uhr. Hochachtungsvoll **Rudolf Mosse** und **Haasenstein & Vogler A.-G.**, Preis gratis und franko durch den Besitzer **A. Hast.**

Damenpensionat in Norderney.

Kurhaus Familien zu Sommerfrischen. Pensionat zum Kurgebrauch ist für 20 erwachsene junge Damen von 17 Jahren an.

Liebevolle Beaufsichtigung und Fürsorge durch eine feingebildete Dame. Herrliche Lage direkt am Deiche. Köstliche Luft. Freundliche Zimmer, ... Bäder im Hause. Englisch, Französisch, Musik, Malen, Zeichnen, Handarbeiten, Gymnastik, Schwimmen, Reiten, Tanzstunden, Ausflüge, Spaziergänge, Gesellschaften, Theater, Konzerte, Vorträge, Lesestunden, Kurmusik, Kurtheater, Lesezimmer, Tennisplatz, Regatten, Wettrudern etc. Mai bis Oktober. Prospekte durch die Vorsteherin des Pensionats Kurhaus Fräulein von Sundermann.

BAD EMS.

HOTEL RITZMANN.

gegenüber dem Bahnhofe. Altrenommirtes Haus.
Zivile Preise. Inhaber
C. C. Ritzmann Wwe.

Burk's Arzneiweine

Preisliste: Bremen 1874. Stuttgart 1881. Paris Augst 1891, Wien 1888.

In Flaschen à ca. 1010 Gr. . . 240 . . 490 .

Gleiche Preise in ganz Deutschland

C. H. BURK STUTTGART

Mit vollem Weinen bereitete Appetit erregende, allgemein kräftigende, nervenstärkende und blutbildende diätetische Präparate.

Ein vielen Aerzten empfohlen:

Burk's Pepsinwein (Essenz).

Verdauungsaufmunterlich.

In Flaschen à ℳ 1.—, ℳ 2.—, ℳ 4.20

Burk's China-Malvasier.

Ein delikates Tonicum.

In Flaschen à ℳ 1.—, ℳ 2.—, ℳ 4.—

Burk's Eisenchinawein.

ausserordentlich u. leicht verdaulich.

In Flaschen à ℳ 1.—, ℳ 2.—, ℳ 4.20

Zu haben in d. Apotheken Deutschlands u. vieler grösseren Städte d. Auslands.

Man verlange ausdrücklich: Burk „Pepsinwein“, „Burk's China-Malvasier“ etc. etc. aus der Fabrik C. H. Burk, Stuttgart.

Export nach überseeischen Ländern

Notizblätter.

Sport.

Die Hippologen und Freunde des edlen Rennsports werden sehr Gefallen an dem Album „Rassepferde" finden, dessen Bilderm der durch sein hervorragendes Pferdematerial berühmte Fürst Rang die Vorlage geliefert hat (Berlin, Internationaler Kunstverlag, M. Bauer & Comp.). In voller Naturtreue, ohne störendes Beiwerk, werden auch photographischen Aufnahmen die charakteren Pferdetypen vorgeführt und somit das Studium des Pferdekörpers an ausgewählten Tieren fast aller Rassen ermöglicht. Die Bilder zeigen das Pferd, wie es ist, mit allen Eigenheiten seiner Rasse, den Fehlern wie den Vorzügen.

Bäder und Sommerfrischen.

— Mit ein sehr verdienstliches Werk stellt sich das Buch „Bäder und Sommerfrischen im bayerischen Hochland und Algäu" von Georg Roggenhofer und Ph. L. Jung der (München, Ph. L. Jung). Ueber den Rahmen der üblichen Reise- und Bäderführer hinaus gibt das Buch eingehende Auskunft über die besonders Eigenart der Kurorte und Sommerfrischen in den von der Natur so reich begnadigten Landstrichen, und neben den weltberühmten, von dem allgemeinen Touristenverkehr berührten Plätzen werden auch minder bekannte Oertlichkeiten behandelt, der manchem, der die Ruhe sucht, vielleicht gerade deswegen ein willkommener Aufenthalt sind, weil sich der allgemeine Fremdenstrom noch nicht über sie ergießt. Natürlich mangelt es nicht an den für den Passenden und Kurgast wichtigen Aufschlüssen über Verkehrswege, Gasthäuser, Ausflüge u. s. w. Zahlreiche Abbildungen sind beigefügt.

Stiftungen.

— In dem sechsundzwanzigsten Jahresberichte gibt der Verwaltungsrat der Deutschen Schiller-Stiftung Auskunft über die Verwaltung der in Marienthal bei Eisenach gelegenen Villa Reuter an die Stadt Eisenach (in dem Preise von 32,000 Mark) und die der Stiftung von Fräulein von Wittgenstein zu Köln gewährte Zuwendung von 10,000 Mark. Die Gesammtsumme der von der Stiftung während des Jahres 1895 gewährten Unterstützungen betrug 43,600 Mark oder mit Hinzurechnung der von den Zweigstiftungen gewährten Zuwendungen 52,167 Mark.

Handschriften-Beurteilung.

Jenny in B. bei Neuhaus. Sie sind intelligent und haben viele eigene und manchmal recht originelle Ideen, auch Idealismus und Sinn für Humor. In Ihren jetzigen Gedichtaufsätzen schreiben Sie nicht ganz lebendig. Sie sind eine sehr aufgeschlossene Individualität mit ausgesprochenen Sympathien und Antipathien, die gerne dominirt und energisch ist, aber aller Weichheit und Biegsamkeit entbehrt und nach Schärfe und Prägnanz verlangen kann.

Frau W. K. in B. Ihre Briefe gestatten Rückschlüsse auf Ihre Persönlichkeit, aber mehr auf praktischen Takt hinaus. Ungestraft lassen sich Sie sich nicht zu nahe treten, und auch Ihnen möchte man etwas nicht Verletzendes, Natürliche und Milde wünschen. Sie haben ein Talent Selbstkritik, aber Sie sind in Aeußerung und Haltung immer fein und taktvoll-bescheiden.

Gustav W. in München. Ziemlichen der Schwung, harmonisches Gleichmaß der Charaktere und richtige Sachlichkeit des Urteils sind nicht vorhanden. Sie lassen sich leicht durch Aeußeres der Menschen beeinflussen, aber Sie sind im Urteile angenehm und ungeschickt. Ihre Gedankenführung ist eine ziemlich oberflächliche. Sie genießen gern. Ueben einen gewissen Comfort und sind auch für andere kein Spielverderber.

Anna B. in Solingen. Große Selbstgenügsamkeit und Selbstzufriedenheit, auch eine übertriebene Wertschätzung von Kraftleistungen und dabei eine gewisse Oberflächlichkeit sind in der Schrift ausgedrückt. Sie sind mehr Oberflächenheit als wirkliche Bildung, mehr Eigenheit als Energie. Wahrscheinlich haben Sie schon irgend etwas Schweres erlebt, über das Sie nicht leicht hinweg kommen können.

Ernst aus Metz. Der Selbstgefühl wird Ihnen zwar verhelfen, es zu ignorieren, aber es ist doch zweifellos richtig, wenn festgestellt wird, daß nur gewisse Genügsamkeit und Bescheidenheit Charakter und Bildungsgrad der Leute verschönern. Trotzdem aber sind Sie gutmütig und doch energisch und rasch entschlossen. Sie sind auch fleißig und wahrheitsliebend, verständig und überlegt.

L. Meyer, Riga.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Soeben ist erschienen:

Vergiftete Pfeile.

Roman von

E. von Brewitz.

Preis geheftet ℳ 4.—; elegant gebunden ℳ 5.—

Das spannungsvolle Thema der anonymen Briefe, die ihre tödliche Wirkung bis in die höchsten Kreise ausüben, ist hier zu einer ungemein spannenden Handlung ausgestaltet worden. Natürlich hat der Verfasser seine Phantasie frei walten lassen, aber während der „Fall Rohe" noch immer der Aufklärung harrt, ist es dem Autor gelungen, in seiner Erzählung eine glaubhafte und befriedigende Auflösung des Mysteriums herbeizuführen.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Kleinige Inserate-Annahme bei **Rudolf Mosse** Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen Deutschlands und des Auslandes.

Anzeigen

Insertions-Gebühren für die 5spaltige Nonpareille-Zeile 1 ℳ 80 ₰ Reichswährung, für die Schweiz, Italien und Frankreich Fr. 2.25.

in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Gesetzl. Geschützte Handels-Marke

"MAIZENA"

Allein-Inhaberin

The NATIONAL STARCH MANUFACTURING COMPANY

NEW YORK, U. S.

Unübertrefflich z. Herstellung von Puddings, Torten, Mehlspeisen. Für Suppen u. Saucen. Das beste Nährmittel für Kinder und Kranke.

Ueberall Vorräthig.

Reizende Neuheiten

für Frühjahr u. Sommer 1896

in bedruckten Rips, Crêpon, Schürzensatin, Hausmacher, Zwirnstoff, Wollstoff-Ersatz, Seiden-Imitation etc.

Verlangen Sie bitte die Muster zur Ansicht.

Francke & Co., Gnadenfrei, Schles.

Webereien u. Versandhaus

A LA COURONNE **L.P.** **A LA COURONNE**

CORSETS

PARIS

FEINSTE WELTMARKE!

Unübertroffen an Eleganz, Solidität und Artistische Schnitte!

LEICHTES, BEQUEMES, HOCHELEGANTES TRAGEN!

Damen verlangen in ihrem eigenen Interesse überall die *L.P. MARKE*

NIEDERLAGEN WERDEN ÜBERALL ERRICHTET

General-Vertreter für Deutschland *LEVINGER & FEIBEL*, FRANKFURT a/M.

ELEGANCE & SOLIDITÉ L.P. PARIS

DIESE MARKE TRÄGT JEDES CORSETT

innen auf dem Taillenbande beim Kauf genau darauf, bitte zu achten nur dann das

ÄCHTE L.P. PARIS-CORSETT

sind

federleicht, elegant, solid.

München 1895 Goldene Medaille.

Claes-Pfeil-Fahrradwerke

Claes & Flentje

Mühlhausen i. Thür.

Garrett Smith & Co.

Magdeburg-Buckau.

Berlin, Gewerbe-Ausstellung, Kol.-Abtlg.

Katalog u. Zeugn. gratis u. franko.

Gustav Hedenus Leipzig

Lehr- und Versuchs-Werkstätten für Buchdruck, Lithographie, Buchbinderei, Galvanoplastik, Photographie.

Vorträge, Lehrpläne u. Probe-Nrn. gratis.

Thierack's hygienische Fettseife № 690

ist die beste Seife zur Pflege der Haut.

Dr. J. Schanz & Co.

Patente

PATENTE

RICHARD LUDERS

GÖRLITZ

RANSOMES'

berühmte Rasenmäher mit und ohne Grasfangkasten, anerkannt beste

Rasenmähmaschine

Preiscatalog gratis

„THE LION"

Bombe in Hartgußstahl, Messerwalze zu billigem Preise. Alle Auskünfte zu richten an **Jos. Rheinland**, Hamburg.

Nicht Leihen, sondern kaufen Sie Rechnen, Correspondenz Buchführung

F. Simon Berlin O. 27.

Gewerbliches vervielfältigtes Buchhaltersystem. Verlangen Sie Prospect u. Probebrief gratis. (Bezogen Sie Lizenz für Hohenzollern, Gebalt.)

Gustav Hedenus Leipzig

Lehr- und Versuchs-Werkstätten für Buchdruck, Lithographie, Buchbinderei, Galvanoplastik, Photographie.

Vorträge, Lehrpläne u. Probe-Nrn. gratis.

Wichtig für Hausfrauen.

Beste Zierde zur Verschönerung von

alten Wollsachen

in wasserächte, haltbare u. geschmackvolle

Kleiderstoffe

Wollene Damenlodens.

Unterrockstoffe. Herrenstoffe.

Muster franco.

Gustav Grove, Osterode, Harz.

Viele Dankschreiben über ca. mal. Tausende Kleiderstoffen Loden wer ca 10 d. pro Mtr. Preise Beispiel Anfall. Stuttgart.

Violet PARIS 26, Boul. des Italiens

Pflege der Haut u. Schönheit der Teints!

ROYAL THRIDACE SEIFE

VELOUTINE SEIFE

Fabrikanten aller Parfumerie- u. Coiffeurgegenstände

Nordseebad Cuxhaven,

Weber's Hôtel Bellevue,

in schönster Lage Cuxhavens, direkt an der See und in unmittelbarer Nähe der Bäder, mit schönen Garten, Veranden und Balkons. Billige Pensionspreise.

Linie Kassel-Frankfurt a. M.

Bad Nauheim

Saison 1. Mai bis 1. Oktober.

Natürliche alkalische Quellen und Sprudel. Natürliche Kohlensäure-Bäder. Inhalatorium: Heilmittel gegen Rheumatismen, Gicht, Nerven- und Hautleiden. Trink-, Bade- und Inhalationskuren. Molkenkuren. Massage. Elektrizität. Gymnastik. Terrain-Kuren. Milch- und Traubenkuren.

Grossh. Hessische Badedirektion Bad Nauheim.

Angelgeräte-Fabrikation

von

H. Stork

in **München,**

Nortonstrasse 3.

Grösstes Lager Deutschlands.

Fachmännische Bedienung.

15 mal Preismedaille: London, Berlin, Chicago, Hannover, Nürnberg.

Reich illustrirt. Katalog, 400 Illustrationen, gegen Einsendung von 30 Pfg. franko. Briefmarken nicht Lieber zu Zahlung annehm.

100 seltene Briefmarken! Exquis. Auswahl-Serien, Preisl. gratis. Emil Hayn, Naumburg (Saale).

SILBER WAREN u. versilb. Löffel Kauf Kunde Altena. Nickelkoch-Geschirr. Kunst- und Kirchensachen.

Christofle-Bestecke zu Fabrikpreisen. Fabrikniederlage Stuttgart, Königstrasse 6.

Kein Asthma mehr.

Augenblicklich beseitigt. Hunderttausend Atteste. Viele Nachahmungen. Nur echt mit Firma Dr. Clery & Zahnfeld.

Der schönste Sonnenschirm

Blutarme

Station der Linien Pforzheim Hoch Zürich Gotthard u. Stuttgart-Calw-Horb.

Schwarzwald-Bad Teinach

Seit über 300 Jahren bewährter u. beliebter Curort Saison vom 15. Mai bis 1. Oktober.

Kräftige Sommerfrische. Renommirte Mineral-Quellen, besonders wirksam gegen Blutarmut, Nerven- und Frauenkrankheiten, Hautschwäche, Katarrhe der verschiedenen Schleimhäute etc. — Incomparable Wasserversand. — Wasserheilanstalt, mit den bewährtesten Einrichtungen ausgestattet als: Dampf- und elektrische Bäder, Massage etc. Das **Bad-Hôtel**, inmitten des Wald- und Kurparkes gelegen, wurde vollständig neu eingerichtet. Pension täglich 5 ℳ excl. Zimmer. 300 Betten. Elektrische Beleuchtung in allen Räumen. Wasserspülung. Heilthätige Kohlebad-, Dunkelkammer. Lesezimmer, Telephon, Telegraph im Hause. Prospekte versendet gratis und franko durch das Sekretariat: Ludwig Bauer. — NB. Sämtliche Mineralquellen Teinachs sind Eigenthum des Bad Hotels. Von Juni d. J. ab ist die neuerbaute Strasse nach Wildbad (½ Stunde) Fahrweg zu benützen.

Friedrichshaller

Neue Quelle

„Wirkung sicher, mild und angenehm." *)

„Kein anderes abführendes Wasser ist so verdaulich." *)

„Namentlich zu längerem Gebrauch allen anderen Bitterwässern vorzuziehen." *)

Von den Aerzten allseitig verordnet bei Verstopfung, Trägheit der Verdauung, Verschleimung, Hämorrhoiden, Magenkatarrh, Frauenkrankheiten, trüber Gemüthsstimmung, Ueberleiden, Fettleibigkeit, Gicht, Blutwallungen u. s. w. — Vorräthig in Brunnenhandlungen, Apotheken etc.; wo nicht zu haben, versendet 4 Flaschen franco gegen Einsendung von 2,50 M.

Die Brunnen-Direction: C. Oppel & Co., Friedrichshall, S. M.

*) Sätze aus Gutachten berühmter Aerzte.

Gardinen — Portièren — Möbelstoffe — Siegfried — Schlesinger — Dresden I. M.

Wer künstl. Zähne braucht, nehme Ideal-Kronen. Preis gratis u. fr. L. Rosenstock, Hamburg.

Bad Langenschwalbach.

Kreisstadt, Eisenbahn via Wiesbaden oder via Cöln—Giessen an Aachen—Frankfurt-Main, Main-Weser u. M., stark besuchte reine Kochsalzquelle, Moorbäder. Angezeigt gegen Rheumatismus und alle Formen, Frauenkrankheiten, Nervenleiden. Prospekte durch die Bürgermeisterei.

Als Luftkurort ersten Ranges sind zu verzeichnen: Allerheiligen, Herzog von Nassau, Hetzepeter, Tannus, Victoria.

Muster-Naturheil-Anstalt Johannisbad, Eisenach in Thüringen.

Keine Fabriken in der Nähe. Herrende, gesunde, ruhige Lage direkt a. W. Kräftige Bewaldung. Ganz trocken und ungeschützt. Ausserord. Erfolge bei Nerven-, Herz-, Magen-, Darm-, Nieren-, Blasen-, Haut-, Geschlechtsleiden, hartnäckig. Zuckerkrankh., Rheumatismus, Blutarmut, Asthma, Luftröhren, Bronchial-Katarrh. Frauenleiden (Ihre Brandt-Massage). Hasenleiden (innere Massenmassage). Gesammte Naturheilverfahren, Suggestions-Therapie, elektr. Bäder, elektr. Lichte u. Sandbäder. Neue Inhalirräume u. Wiesner Gymnastisches Institut. Dr. med. A. Wittich, prakt. Arzt. Joh. Glau, Spezialarzt und Naturheilkunde. Prüfe massig. Prospekt frei durch die Direktion.

Bad Warmbrunn,

—⊱ Eisenbahn-Station. ⊰—

345 m ü. M., an den Waldhängen gelegen, mit 4 Thermalquellen von 25° bis 45° C. Trink- und Badekuren. Russen-, Wannen- und Douche-Bäder. Kgl. Anstalt für Moorbäder, hydroelektrische und medicamentöse Bäder jeder Art. Klimatischer Kurort in herrlichster Gebirgsgegend am Fusse des Riesengebirges. Saison vom 1. Mai bis 1. Oktober. Im Mai und [illegible] in den unter der Badeverwaltung stehenden Logirhäusern [illegible]

Kronen-Quelle

zu Obersalzbrunn i. Schl.

seit [illegible] bewährt gegen Nieren- und Blasenleiden, Gries- und Steinbeschwerden, die verschiedenen Formen der Gicht, sowie Gelenkrheumatismus, ferner gegen katarrhalische Affectionen des Kehlkopfes und der Lungen, gegen Magen- und Darmkatarrh.

Die Kronenquelle ist durch alle Mineralwasserhandlungen und Apotheken zu beziehen. Bestellungen mit Gebrauchsanweisung auf Wunsch gratis und franco.

Brief- und Telegramm-Adresse: „Kronenquelle Salzbrunn".

Bilz' Naturheilanstalt

(Schloss Lössnitz) Dresden-Radebeul. [illegible] Kneippkur. [illegible] Frauenkrankheiten. [illegible] Rheumatismus, Fett- und Magersucht, Nieren-, Haut- und Blasenleiden. Prospekte frei. Besitzer der Anstalt ist Verfasser des gratis [illegible] Bilz, Naturheilkunde. [illegible] Sprechstunden 12—2. — Buch: Bilz' Verlag, Dresden-Radebeul.

Pensionat, Haushaltungsschule

Erziehungsanstalt für junge Mädchen

Unter Protektorat Ihrer Majestät der Kaiserin Friedrich

Wiesbaden, Adelheidstraße 3.

[illegible] Institutionen in allen [illegible] nothwendigen [illegible] Fächern, [illegible] Sprachen, [illegible] Musik, Malen, Kunstgewerbl. Arbeiten, Basteln, Kochen u., Turnen, Tanzen, Ball u. alle Sport-Spiele. Jährige Pflege u. Verpflegung, [illegible] Referenzen von Eltern früherer Zöglinge u. s. [illegible]

Eintritt und Prospekte durch die Vorsteherin Ill. M. Ridder.

Lübeck — Kopenhagen — Malmö

täglich Nachmittags 5½ Uhr

mittelst erstklassiger [illegible]

Kombinirbare Rundreisebillets nach Dänemark, Schweden, Norwegen, via Lübeck, werden auf allen deutschen Eisenbahnstationen ausgegeben.

Lübeck — Kalmar — Stockholm

mittelst erstklassiger Passagier-Dampfer

jeden Mittwoch und Sonnabend Nachmittags 5½ Uhr.

Dampfschiff-Rundreisebillets Lübeck—Kopenhagen—Lübeck oder umgekehrt, mit Passagen bei [illegible] und Trollhätta-Kanals von Mitte Mai bis Ende August 1 Klasse à [illegible] M.

Fahrkartenausgabe sowie Näheres bei Lüders & Stange, Lübeck.

Nach Norwegen und Spitzbergen

unter Führung des Nordpolfahrers Capt. Bade

auf dem im vorigen Jahr neuerbauten eleganten Salondampfer „Erling Jarl" (Nordenskjöldsche Dampfschiff-Gesellschaft in Trondheim).

Abfahrt von Hamburg Mitte Juli; die interessantesten Plätze Norwegens berührend, mit einem etwa 10tägigen Aufenthalt in Spitzbergen. Nördlichster Punkt an der Grenze des Polar-Eises (auf ca. 80 Grad Nordbreite). Rechtzeitige Besteigung der [illegible] Sonnenfinsterniss am 9. August.

Reisedauer 30 Tage. Prospekte gratis bei Capt. W. Bade, Wismar in Mecklenburg.

Nordseebad FANÖ

Dänemark.

Von Hamburg täglich 2 mal Schnellzugverbindung in ca. 6½ Stunden, also am bequemsten von allen Nordsee-Inselbädern zu erreichen.

Direkte Dampfschiffverbindung von Hamburg die neuen Dampfschiff in Esbjerg-Hafen in ca. 6 Stunden, erfordert Unterfahrt von Esbjerg per Salondampfer, [illegible] Ebbe und Fluth, in ca. [illegible] Stunde. Direkte Verbindung Esbjerg-Berlin in ca. 19 Stunden. Vorzügliche Verpflegung im Kurhotel nebst Dependancen. Broschüren, Prospekte sind zu haben: in BERLIN: Bauhuus, Werderscher Markt 9; in BREMEN: Maxmilians-Allee 1, I.; in HAMBURG: Neue 7, sowie in allen Filialen der Firma RUDOLF MOSSE und direkt von der Seebade-Direction.

Rundreisebillets über HAMBURG, FLENSBURG, WARNRUP, LUNDERSKOV, ESBJERG und zurück über HVIDDING-TONDERN oder umgekehrt, 6 Wochen gültig.

Nordseebad Cuxhaven, Weber's Hôtel Bellevue,

Lage [illegible] direkt an der See und in unmittelbarer Nähe der Bäder belegen, mit [illegible] Veranden und Parkanlagen. Pension Preise.

Ostseebad (Schleswig-Holstein) Glücksburg

Strand-Hôtel u. Logir-Haus

Comfortabler am Strande und Walde gelegen.

Altberühmter klimatischer Kurort, wunderschöner Hochwald. — Kalte und warme Seebäder. — Zu empfehlen bei Frauen- und Nervenleiden, Bleichsucht, Rückenmarksdarre, sowie für Erholungsbedürftige. — Bequemste, ungemein [illegible] Strandpromenade. — Neuerbauter Ausstellungsraum mit prachtvollem Rundblick über Tüppel und Alsen. — Lawn-Tennis-Plätze. — Post- und Telegraphenamt im Hause. — Telephonverbindung. — Prospekte und Preislacrif gratis und franko durch W. Sass.

Die Chemisch untersuchten prämiirt Pariser Weltausstellung

Natur-Weine

von Oswald Nier Hauptgeschäft BERLIN

ungegypsten

eignen sich in dem russkalten Klima Deutschlands als

Nationalgetränk,

weil sie die billigsten [illegible] sind, [illegible] Preiscourant [illegible] mit Preisrebus

= (500 Liter gratis) =

auf schriftlichen Wunsch, sowie für [illegible] Kunden in allen [illegible] geschäften gratis [illegible]

— Um abzumagern und gleichzeitig seine Gesundheit zu stärken — nehme man während 2 Monaten die „Persischen Pillen", zur Verdauung [illegible] nach meiner vegetabilischen Präparat, verordnet von Herrn Apotheker Balsam in Vorlage der Beobachtungen des Dr Bijn's und des Dr. Barbezat-Dupare. Professor an der Kaiserl. und Königl. Universität [illegible] Preis [illegible] Schachtel. [illegible] Depot in allen Apotheken. [illegible] Balsam, 100 rue Montmartre, Paris.

Anal

Empfohlen durch [illegible] Prof. Dr. [illegible] Bergeron.

Unentbehrlich bei Hämorrhoiden, Darmfistel und Wolfsrachen für Damen, Herren, Militär, Reiter, Radfahrer, Fussgänger und Touristen.

In allen Apotheken, Drogen-, Parfümerie-, Parfüm- und Bürstenhandlungen.

Professor Dr. Anton Ohorn's Patent-Mikroskop-Reisen

„Am Glauben und Glück."

Verlag von [illegible] Stuttgart.

B. Richter's Verlag — Dresden.

Schering's Condurango-Wein

Bei [illegible] Magenkatarrh, Magenkrampf, [illegible]

China-Wein rein mit Eisen.

Nervenschwäche, Bleichsucht [illegible]

Schering's Grüne Apotheke Berlin N. Chausseestr. 19.

Briefmappe.

J. v. K. in M. Eine Anthologie, welche auch Dichterbilder beigegeben sind, ist das Buch „Aus Dichter Leute“ (rother Schmuckband). Der Herausgeber, Adolf Bartels, hat seine Auswahl aus den Werken von 143 Poeten getroffen, von Klopstock bis auf die neueste Zeit. Biografien und kurze biographische Daten sind die Beilagen zu einer Einleitung, die auf deren Eigenart bezweckt.

P. F. in K. Sie meinen wahrscheinlich das Konversationslexikon „Meyer“, das so winzig ist, daß es als Geschenk an der Uhrkette getragen werden kann. Verlag von J. Kahn, Berlin (Lützowstraße). Trotzdem enthält es 175 000 Worte, natürlich in so kleinem Druck, daß er mit bloßem Auge nicht lesbar ist. Aber es ist Kunst, welche das Mikroskop anschließt, ist nur Vergrößerungsglas eingeschlossen, welches das Lesen ermöglicht.

P. M. in Hamburg. Wenn Sie sich für die Ohio-Orgeln interessiren, verweisen wir Sie auf den soeben erschienenen neuen Katalog der Ohio Organ Company zu Westerlohe. Den Ihnen sehr Musikalienhandlung gerne zur Verfügung stehen wird. Die Vertretung der Agentur von Louis Xix & Co. Hamburg. Die Reden in deutlicher und gemeinlicher Aussprache und daneben ein recht hübsches Verzeichniß für den Hammoniumunterricht sich eignender Musikstücke.

A. F. in Magdeburg. Die Mißstände, die mit fast allen Gummiapparaten verbunden sind, haben uns schon die gleichen Klagen wie Ihnen entlockt doch haben wir auch ein Mittel dagegen gefunden und zwar in Gummiwatten Gummistrümpfe. Der kleine Apparat bietet neben großer Sauberkeit den nicht minder schätzenswerthen Vortheil der Ungeschorbenheit, hat auch enthält einen weißlich guten Abschluß.

M—n in Brandenburg. L. F. in T., Solingen. Wilhelm W. in W. Der Text folgt sofort.

Richtige Lösungen sandten ein: Fr. Emilie Schmidt in Krojer (H. Des Mittenbaum in Krefeld (2). „Vergißmeinnicht“ in Hl. (3). o. P. in M. (4). Anonym Rechenexempel in Neu-Ulm. Fr. Rosa Hechinger in München (5). K. von Stade in Altona (6). J. A. in Osnabrück. F. in Paris. Jehn J. Müller in Hannover. Josef Andreas in Chemnitz (2). Joh. P. Caspel in Hamburg. Schlosser v. Gd.-M. in Kairo (4). „Nixe“ in Schönbrunn. „Die kleine Otto“ in Hamburg (4). J. Hoffmann in Köln. J. L. in Stuttgart.

Handschriften-Beurteilung.

Elly S. in Rußland. Ein Charakter, der nicht leicht aus Sich heraustritt und sich seinen Gefühlen nicht gewachsen dünkt, sondern Selbstbeherrschung übt, so darin manchmal viel zur Verhehlung geht. Sie sind erfinderisch und oft abwechselnd, bald heiterlich, bald in Grübeln, als Sie in Wirklichkeit sind, und da es nichts einzuwenden, was zu mit Ihrem Gemüte. Sie sind eigensinnig, beharrlich und willensstark; die und da dabei etwas Sie auch die Liebe das Bequeme, Bizarre. Sie haben Nobleße, aber Sie sind dennoch sinnlich.

Johannes B. Ihr Schriftzug und energisch Sie sind, so möchten Sie darum doch häufigen unseren Ansichten nicht und erscheinen daher oft launisch. Sie können heiß und leidenschaftlich empfinden, aber Sie wollen es nicht Wort haben; Sie können sich Menschen und Verhältnissen anpassen, aber Sie thun es nicht in liebenswürdiger Weise. Sie können wollen und sind dabei nicht gerade von ökonomischer Sorgfalt geleitet. Ihre Interessen sind hauptsächlich literarischer oder praktischer Art.

Abonnentin in D. J. Ganz ausgezeichnet. Material, Bildung mäßig, Liebenswürdigkeit mäßig, Empfindungsfähigkeit mäßig, Eigensinn und Eitelkeit gemäßigt, Geist sehr ausgesprochen, persönliche Bedürfnisse gering, obgleich Sie einen bedeutenden Comfort lieben.

Bedingungen, unter welchen graphologische Urtheile direkt per Post aufgestellt werden. 1. Ausführliches Material: Ein oder mehrere zusammenhängende Schriftstücke etwa 20 Zeilen, womöglich mehr Seiten und Namen. Zur Begutachtung ungeeigneter oder gekünstelter Schriftzüge ist möglichst reichliches Material zur Vergleichung besonders erwünscht. Auf Wunsch erfolgt das Material zurückgesandt, sobald das Resultat (je 20 Pf. = 25 Cts. für je 15 Cts.) etwa beigelegt ist. 2. Kurzes graphol. Charakterbild à Mk. 2.20, fr. 2.75, fl. 1.20; b. graphologisches Charakterbild ausführliche Schriftanalyse Dispositionen von a. à Mk. 4.20, fr. 5.25, fl. 2.40 incl. Porto, c. graphologisches Charakterbild, ganz eingehend, erschöpfend, à Mk. 8.40, fr. 10.50, fl. 4.80. Auf Wunsch je mit Begründung (Schriftanalysen) — Lehrreich und interessant — ja je besonders Trost. Postwendende Erledigung erfolgt eine Garantie nur 50 Pf.

L. Meyer, Rom.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Soeben ist erschienen:

Schatten der Vergangenheit.

Roman von

Reinhold Ortmann.

Preis geheftet ℳ 4.—; elegant gebunden ℳ 5.—

Tiefe Tragik ist der Grundton dieses Romans, in dem der Autor mit ungewöhnlichem Geschick ein großes Gesellschafts- und Sittengemälde entwirft, das klare Konturen, psychologische Feinheit und Tiefe und Lebenskraft des Details auszeichnen.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Illustrirte Zeitungen Auslandes bei Rudolf Mosse Annoncen-Expedition Berlin, Wien, Hamburg, Leipzig und den Ausländer — Anzeigen — Fabrikanten-Gehilfen für die fünfspaltige Nonpareille-Zeile 1.40 Mk. Reichsmark, für die Schweiz, Italien und Frankreich Fr. 2.25. in Berlin, Dresden, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Jeder Deutsche im Auslande wird gebeten, d. Adresse d. Vikdig. J. H. Schaarschmidt, Ges. m. b. H. in Berlin W. 35, einzugeben, welche ihr die eine Probe-Nummer der Wochenschrift „Das Echo“, Organ der Deutschen im Auslande, kostenlos übersendet.

Migränin gegen Kopfschmerzen jeder Art

dargestellt von den Höchster Farbwerken in Höchst.

Migränin-Höchst ist in den Apotheken aller Länder erhältlich.

(Name geschützt.)

Garrett Smith & Co.

Magdeburg-Buckau.

Berlin. Gewerbe-Ausstellung, Kol.-Abth.

Katalog 6. Seiten gratis & franko.

Ein Wunder der Industrie

ist zu nennen der überaus weit verbreitete, allbekannte photograph. Apparat

Phönix

Es ist der praktischste und zugleich billigste Apparat der Welt; **durchaus kein Spielzeug**. Jedermann kann damit sofort **ohne alle Vorkenntnisse** vorzügliche Bilder erhalten. (Zeit- und Momentaufnahmen).

Für Touristen, Natur- und Kunstfreunde unentbehrlich. Preis mit Platten, Chemikalien etc. **nur 10 Mk.**

Prospekt und Probebilder kostenfrei.

Hess & Sattler, Wiesbaden.

Seidenstoffe

direct an Private — ohne Zwischenhandel — in allen existirenden Qualitäten und Farben von 1 bis 18 Mark per Meter.

Deutschlands grösstes Specialhaus für Seidenstoffe u. Sammete

Michels & Cie., Königl. Hoflief., Berlin, Leipzigerstr. 43.

Die Köpfe zerbrechen sich

Rätsel- und Scharfdenkern, denn bei Lösung [illegible] Kopf [illegible] Herz, und Gemüth [illegible] und alle Arten [illegible] oder Fernrohr, das wunderbar herrliche Fernrohr, entrann und [illegible] Preis nur 1.50 Mk. franco. — Lagerabfertigungen und Agenturen Gesuch. — En gros-Lager: Joh. Greilich in Brünn (Mähren).

Seidenstoffe

für Strassen-, Gesellschafts-, Ball- u. Braut-Toiletten.

Anerkannt gute Qualitäten. — Muster versendet franco.

M. M. Catz, Crefeld

Gegründet 1846 — Seiden- u. Sammtmanufactur.

Meine Patent-Urania-Taschen-Wecker-Uhr

ist die solideste und zuverlässigste Pferde-Uhr, versehen mit einem sicheren und lauten Wecker, [illegible] die [illegible] zweckentsprechendste Reiseuhr, [illegible] die bewährteste Uhr für die Jagd, zum Fahren und Reiten, dabei [illegible] treu-bestellender Wecker. Es [illegible] elegante Uhr, die sich in ganz [illegible] Gebrauchs-Uhr [illegible] Deutschland als [illegible] Uhr wird in gewöhnlicher Taschenuhrgröße in elegantem schwarzem Stahl- [illegible] Gehäuse geführt.

Alleiu zu beziehen unter Garantie. Preisliste gratis und franco.

Andreas Huber,

Chron.- u. Chronometerfabrikant.

München — Kgl. bayer. Hoflieferant — Residenzstr. 11a

PRYM'S

Patent Reform **Haken und Oesen**

sind die besten Kleiderschliesser der Welt.

Keine Dame sollte versäumen, [illegible] PRYM'S Patent Reform Haken u. Oesen verwenden zu lassen.

Jede Schneiderin welche sich ihre Kundschaft erhalten will, kann nur PRYM'S Patent Reform Haken und Oesen verwenden.

Der Sitz der Taille hängt vom Verschluss derselben ab. Nur PRYM'S Patent Reform Haken und Oesen bieten die Garantie, dass jede damit ausgerüstete Taille dauernd Façon behält.

Zu haben in allen besseren Posamenten- und Kurzwaarengeschäften.

Fabrik: **William Prym'sche Werke** Stolberg (Rhld.), Weissenbach (Rhein-Provinz) und St. Denis (Frankreich)

RICH. MAUNE, Dresden-Löbtau.

Kranken-Fahrstuhle

Kranken-Selbstfahrer, Universalstühle, Tragestühle, Bettsache, Lesepulte, Zimmerclosets etc.

RANSOMES'

berühmte Rasenmäher mit und ohne Grasfänger, verbessert beste

Rasenmähmaschine

Preislisten gratis

„THE LION“

Bewährte Rasenmähmaschine [illegible] zu billigsten Preisen. Alle Ersatztheile zu haben bei Jos. Bünsking, Hamburg.

BURCKHARDT & DIENER

Hohenstein in Sachsen

Photographische Apparate

PATENTE

RICHARD LÜDERS, GÖRLITZ.

Angelgeräte-Fabrikation von H. Stork in München.

Nordendstrasse 3.

15 mal Preisgekrönt: London, Berlin, Chicago, Hannover, Köln etc.

Grössten Lager Deutschlands. Fachmännische Bedienung.

Reichsdirekt. Katalog, 600 Illustrationen 1 Mk. franco. Ist in Kraft [illegible] allen Länder zu [illegible] sowie.

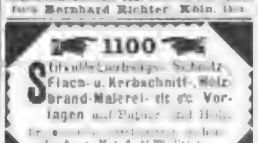
CHOCOLADEN, CACAOS, Biscuits, Cakes von B. SPRENGEL & Co. HANNOVER sind unübertroffen. Zu haben in fast allen besseren Geschäften.

Praktische Vorlage-Anleitung für Stenografen

Neue Gedichte von Siegfried Scholl.

[illegible] — zu beziehen durch alle Buchhandlungen. —

Fahnen, Flaggen.



1100 Stück [illegible] Schablonen für Flach- u. Kerbschnitt-, Holzbrand-Malerei etc. etc. Vorlagen auf Papier und Holz.

Bernhard Richter, Köln.

BRENNABOR RÄDER

Älteste und grösste Fahrrad-Fabrik des Continents

1600 Arbeiter

Gebr. Reichstein

Brandenburg a. H.

CHOCOLAT MENIER

Die grösste Fabrik der Welt.
TÄGLICHER VERKAUF:
50,000 Kilos.
Zu haben in allen Spezerei-
DELIKATESSEN-HANDLUNGEN UND
Conditoreien.

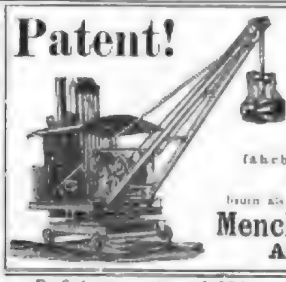
Tragt Wagners Echtes Deutsches Merino (Echte Deutsche Vigogne).
Gesundheitlich die besten, im Tragen die angenehmsten und im Gebrauch die billigsten
Strickgarne, Unterkleider, Socken, Strümpfe, Kindersachen, Flanelle etc.
und zu aus dem **echten deutschen Merino (echte deutsche Vigogne)** von **Wagner & Söhne in Naunhof** hergestellt.
Bestellungen auf einer Musterung sind an Wagner & Söhne in Naunhof zu richten.
Körper ohne Naht zu verschreiben, während das Fußteil gut und dauerhaft gestrickt ist.
Kinder, die gegen Luft empfindlich sind, tragen mit Vortheil Wagner's Vigogne-Unterkleider.
Zu haben in allen besseren Garn- und Wollwarenhandlungen. Wo nicht vorrätig, wird die nächste Bezugsquelle bereitwilligst nachgewiesen.

SALONIQUE
Cigaretten
Neueste Marke
der Compagnie Laferme, Dresden.

Wer Betten anschaffen will, verwende unbedingt
90% Ersparniss gegen Sprungfeder-Matratzen
Patent-Springfeder-Matratzen
von
Westphal & Reinhold, Berlin 6.
Strom-Strasse 47,
anerkannt die **besten** und **billigsten** im Gebrauch.
Illustrirter Katalog über **Bettstellen** in jeder Preislage gratis.
Wo keine Niederlagen, direkter Versand ab Fabrik.

Goldene Medaille Weltausstellung Paris 1889.
Die Chocolade Suchard zeichnet sich durch vorzügliche Qualität bei mässigem Preise aus und ist überall zu haben.

Für **Blutarme** und **Reconvalescenten.**
D.R.P. No. 72168
Ferratin
die Eisenverbindung der Nahrungsmittel.
In Originalflaschen à 25 Gramm M. 2.— per Flacon.
Ferratin-Chocolade-Pastillen
in Originalcartons à 10 Stück M. 1.50 per Carton.
Zu beziehen durch die Apotheken und Detail-Droguerien.

Patent!

Verbesserte
Priestman-Greifbagger,
Löffelbagger,
fahrbare und feststehende
Dampfkrähne
sowie als Spezialität auch halbe und kleine
Menck & Hambrock
Altona-Hamburg.

Gegründet 1840.
KEMPF-SECT
Gebrüder Kempf, Königl. Bayr. Hoflieferanten
Neustadt a. d. Haardt (Rheinpfalz)

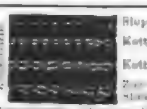
Erfrischende, abführende Fruchtpastille
TAMAR INDIEN GRILLON
Gegen **VERSTOPFUNG**
Hämorrhoiden, Congestion, Leberleiden, Magenbeschwerden
PARIS, 103, Rue des Archives. — *In allen Apotheken.*

THEE Heinr. Wilh. **SCHMIDT**
FRANKFURT a/M. Gegr. 1730.
Neue Kräme 20.
Theespecialmischung Mk. 2.50, 3, 4, 5 pr. Pfd.

G. E. Höfgen
Dresden-N. Fabrik für Kinderwagen, Krankenfahrstühle, Reisebettstellen u. s. w.
Kinderwagen
mit und ohne Gummirad.
Verbesserung, das Vorzugsmodell für empfindliche kranke Kinder.
12/129 Mk.
Bettstellen
Illustrirte Preisliste I. frei.
Export. Detail.
Engros.

Leonhardi's
Tinten
Specialität: Staatlich geprüfte und belgianbigte
Eisengallus-Tinten, Klasse I. u. II.
Infolge besonderer Herstellung von **unübertroffener Güte** und **billig**, weil bis zum letzten Tropfen klar und verschreibfähig.
Das Beste ist gerade gut genug, um es einer staatlichen Prüfung zu unterwerfen.
Goldene Medaillen. Ehren- u. Verdienst-Diplome
Aug. Leonhardi
Fabrik Dresden, gegr. 1826

Dr. J. Schanz & Co.
Patente
Billigste Bezugsquelle für
Teppiche!
Tischdecken, Divandecken, Portièren, Läufer, Stoffe, Möbelstoffe, Linoleum, Wachstuch, Gardinen, Spitzen, Stickereien, Bettdecken, Steppdecken, Reisedecken, Schlafdecken, Bettvorlagen, Bettumrandungen, Bettfedern, Daunen, Bettwäsche, Bettleinen, Bettbarchent, Bettcouverts, Bettzeug, Bettstellen, Matratzen, Steppdecken, Reisedecken, Schlafdecken, Bettvorlagen, Bettumrandungen, Bettfedern, Daunen, Bettwäsche, Bettleinen, Bettbarchent, Bettcouverts, Bettzeug, Bettstellen, Matratzen.
Prachtvolle Teppiche, Divandecken, Portièren, Läufer, Stoffe, Möbelstoffe, Linoleum, Wachstuch, Gardinen, Spitzen, Stickereien, Bettdecken, Steppdecken, Reisedecken, Schlafdecken, Bettvorlagen, Bettumrandungen, Bettfedern, Daunen, Bettwäsche, Bettleinen, Bettbarchent, Bettcouverts, Bettzeug, Bettstellen, Matratzen.
Lofaloff-Reste!!
Bremen (Teppich-Fabrik) **Emil Lefèvre,** BERLIN S., Oranienstr. 158.

„Drei in Einer".

Steppstich
Kettenstich
Kettenstich
Zier- oder Stielstich
Neueste **Vervollkommnung der Nähmaschine.**
schöpferische Frauenbethätigung auf dem Gebiete der Mechanik.
Wertheim Electra Triplex
(Dreistichmaschine) D. R. Patent
Wertheim Electra
(Vorzüglichste Steppstichnähmaschine)
der Deutschen Nähmaschinen-Fabrik von J. Wertheim, Frankfurt a. M.
Die Wertheim Triplex ... Klepp-, Ketten- und Zier- oder Stielstich, ... ohne besonderen Apparat. Der Kaufer erwirbt ... drei Maschinen in Einer. ... für Kleiderstoffe, Blusenstoffe und Damenarbeiten, ... praktischen, hochaufgepressten Relief. ... Wertheim Triplex ... Nähmaschine ... besseren Nähmaschinen-Handlungen, event. wende man sich an die Fabrik.

Statt Eisen! Statt Pepton! Statt Leberthran!

Dr. med. Hommel's Haematogen

konzentrirtes gereinigtes Haemoglobin — Dtsch. Reichs-Pat.-No. 81391 — unter Zusatz von Geschmackscorrigentien

Organeisenhaltiges Nähr- und Kräftigungsmittel für Kinder jeden Alters wie für Erwachsene

bei Blutarmut, körperlicher Schwäche, Nervenschwäche, Rekonvaleszenz, gestörter Verdauung, blasser Farbe der Kinder, Widerwillen gegen Speisen (namentlich Fleischnahrung) etc. etc.

Haematogen Hommel wird mit grossem Erfolge angewandt:

Statt Eisenpräparaten, weil es als organeisenhaltiges*) diätetisches Mittel jahraus jahrein genommen werden kann, **ohne jemals Störungen** (selbst nicht im Säuglingsalter) zu verursachen.

*) Das im Haematogen Hommel enthaltene Haemoglobin ist die natürliche organische Eisenmanagan-Verbindung der Nahrungsmittel, im Gegensatz zu **künstlichen** anorganischen und organischen Eisenverbindungen.

Statt Pepton, Albumose (künstlich verdauten Eiweiss-Präparaten), weil **künstliche** Retorten-Verdauung gänzlich verschieden von der **natürlichen Magendarm**-Verdauung ist. Durch erstere werden zahlreiche für die Neubildung von Blut- und Organzellen **hochwichtige Keimstoffe** vernichtet, welche sich im Haematogen Hommel in ihrem **natürlichen unverdauten** Zustande vorfinden.

Statt Leberthran, weil abgesehen von dessen widerlichem Geschmack, Haematogen Hommel dem Leberthran auch in der Wirkung weit überlegen ist.

Haematogen Hommel ist von sehr angenehmem Geschmack, wird selbst vom schwächsten Magen des Säuglings wie des Greises vorzüglich vertragen, wirkt energisch appetitanregend, hebt rasch die körperlichen Kräfte und beeinflusst dadurch auch in günstigster Weise das Nervensystem.

Nachstehend einige ärztliche Aeusserungen, soweit dies der beschränkte Raum gestattet. Literatur mit hunderten von ärztlichen Gutachten stellen wir Interessenten gerne gratis und franko zur Verfügung.

„Ich halte Dr. Hommel's Haematogen **für eine bisher unerreichte Leistung auf dem Gebiete der Ernährungs- und namentlich Rekonvaleszentenbehandlung.**"
(Dr. Steinhoff, Spezialarzt für Lungenkranke in **Berlin.)**

„Mit Dr. Hommel's Haematogen hatte ich bei Kindern, die an chronischem Bronchialkatarrh, an Bronchialdrüsenschwellung, an Rhachitis und an sonstigen, eine Anämie bedingenden Krankheiten litten — mit Vergnügen schreibe ich es Ihnen — **ausnahmslos die besten Erfolge.** Wiederholt ereignete es sich, dass man mir, als ich meine Patienten nach 8 **bis 14** Tagen wieder besuchte, gleich an der Thüre zurief: **„Aber, Herr Doktor, was haben Sie uns da ein ausgezeichnetes Mittel gegeben."** — Die frische Farbe, die gefüllten Backen, das entschieden gehobene Allgemeinbefinden und vor allem — der enorm gewordene Appetit liessen mich dann erkennen, dass es sich nicht um eine scheinbare, sondern um thatsächliche Besserung handelte. — **Ich freue mich ausserordentlich, ein Mittel an der Hand zu haben für viele Fälle, die unter Anwendung des alten, schweren Eisengeschützes doch nur einem hoffnungslosen Siechtum entgegengeführt worden wären.**"
(Dr. Boeckh in **Dinglingen-Lahr.)**

„Die Wirkung von Dr. Hommel's Haematogen **ist einfach sciatant.** Schon nach Verbrauch einer Flasche ist Appetit, Stuhlgang und das sonstige Befinden so zufriedenstellend, wie es seit ca. drei Jahren nicht der Fall war. Alle vorher angewandten Eisenpräparate haben bei diesem Fall stets fehlgeschlagen **und bin ich glücklich, hier endlich in Ihrem Haematogen ein Mittel gefunden zu haben, welches Heilung verspricht.**"
(Dr. Knipers in **Mannheim a. Rh.)**

„Ihr Haematogen hat in meiner Familie **bei Bleichsucht sehr gut gewirkt.**"
(Geheimrat Prof. **Dr. Victor Meyer** in **Heidelberg.)**

„Mit den Erfolgen beim Gebrauch Dr. Hommel's Haematogen **war ich in fast allen Fällen ausserordentlich zufrieden.** Seit ich es bei mir selbst gegen Appetitlosigkeit als recht wirksam erprobt, habe ich es in der Anstalt bei zahlreichen Patienten verordnet, so dass ich gegenwärtig das Präparat stets vorrätig halte."
(Heilanstalt für Lungenkranke in Schömberg, Württemberg.
Der leitende Arzt: **Dr. Baudach.)**

„Dr. Hommel's Haematogen wurde von mir in ausgedehntester Weise erprobt und als eines der verzüglichsten Eisenmittel befunden, **das mich niemals im Stich gelassen hat.** Es wirkt thatsächlich **energisch blutbildend,** hebt in kürzester Zeit den Appetit und unterstützt die Verdauung. Nicht nur in der Rekonvaleszenz, nach schwächenden Krankheiten, bei Anämie, Chlorose und anderen Leiden Erwachsener, sondern auch in der **Kinderpraxis** hat es ausserordentliche Erfolge erzielt. Wo Leberthran auf unbesiegbaren Widerwillen stösst, kann man ihn mit der sichern Aussicht auf Erfolg durch Haematogen ersetzen; auch eine Kombination beider, in entsprechender Weise vorgenommen, wirkt überraschend gut und jedenfalls rascher, als eine Leberthrankur allein. Der **gute Geschmack** des Haematogens und der Umstand, dass es gar **keine** unangenehmen Nebenwirkungen hervorruft, gestattet seine Anwendung sogar bei Säuglingen, und das ist als sein grösster Vorzug auszusprechen."
(Dr. Hch. Wichmann, kaiserl. Rat in **Krems a. D.)**

„Was mir an der Wirkung von Dr. Hommel's Haematogen besonders aufgefallen, war die in allen Fällen eingetretene, stark Appetit anregende Wirkung und **insbesondere bei älteren Personen die erneute Belebung des gesamten Organismus.**"
(Dr. Offergeld in **Köln a. Rh.)**

„Bei einem sehr herabgekommenen Patienten, der längere Zeit verschiedene Eisenpräparate ohne irgend welche Besserung angewandt, habe ich Dr. Hommel's Haematogen mit so gutem Erfolge gebraucht, dass nach der ersten Flasche der Appetit, welcher ganz darniederlag, und der Kräftezustand sich merklich besserten. Namentlich hob der Kranke den angenehmen Geschmack des Präparates sehr hervor. Nach der zweiten Flasche waren die Kräfte bereits so weit gehoben, **dass er seinem Berufe,** dem er sich seit langer Zeit hatte entziehen müssen, **wieder vorstehen konnte.**"
(Dr. Rosenfeld in **Berlin.)**

„Wie sehr ich mit Dr. Hommel's Haematogen zufrieden bin, dafür spricht wohl am besten, dass ich bereits ca. 30 Flaschen nicht nur an Frauen und Mädchen, sondern auch in zwei Fällen an Männer ordinirt habe. Bei einem betraf es einen 74-jährigen Greis mit stark reduzirten Kräften, bei dem andern Fall einen 37-jährigen, durch Alkohol- und Tabak-Abusus in seinem ganzen Organismus destruirten, verheirateten Kaufmann. **Erfolg bezüglich der Reorganisation des Blutes und der dadurch bedingten Kräftezunahme war in allen Fällen ein auffallender.**"
(Dr. Joh. Müller, Spezialarzt für Frauenkrankheiten in **Würzburg.)**

„Ich kann Ihnen nur wiederholen, dass Ihr Haematogen **speziell bei Lungenschwindsüchtigen** von **ausgezeichnetem** und **überraschendem Erfolge** war. Ich werde es gerne empfehlen, da die Empfehlung aus meiner vollen Ueberzeugung stammt."
(Sanitätsrat **Dr. Nicolai** in **Greussen,** Thüringen.)

„Die **extremste Blässe der Kinder verwandelt sich in ein gesundes, bleibendes, blühendes Rot,** vorausgesetzt, dass kein schweres Grundleiden vorhanden ist."
(Dr. Mansbach in **Karlsruhe,** Baden.)

„Dr. Hommel's Haematogen habe ich in etwa 100 Fällen von Anämie, Skrofulose, Schwindsucht, Rekonvaleszenz, Schwäche angewandt und bin mit dem Erfolg **annehmend zufrieden. Ich verordne überhaupt kein anderes Eisenpräparat mehr.**"
(Dr. Demme in **Berlin.)**

„Mit Dr. Hommel's Haematogen habe ich zahlreiche Versuche angestellt und kann mit gutem Gewissen bestätigen, dass kein einziges als Tonicum angewendetes Arzneimittel sich so gut und sicher bewährt hat, wie Ihr Präparat. **Ich kenne kein Arzneimittel, das z. B. bei Kindern mit anämischen Zuständen, mit Rhachitis und überhaupt bei in ihrer physischen Entwicklung zurückgebliebenen Kindern so wohlthuend und roborirend wirkt, wie Hommel's Haematogen.** Ebenso vorteilhaft wirkt es bei jungen Mädchen in den Jahren der Entwicklung, um der so gefürchteten Chlorose vorzubeugen."
(Dr. Friedlaender in **Skole,** Galizien.)

„Dr. Hommel's Haematogen ist meiner Ansicht nach ein vorzügliches Nerven-Stärkungsmittel (brain-food) und gerade das Richtige zur Bekämpfung von Nervenschwäche (brain-fag), an welcher die meisten Männer der Wissenschaft zur Zeit leiden. **Ich werde es meinen Kollegen aufs wärmste empfehlen.**"
(Professor **Dr. Gerland** in **Blackburn,** England.)

„Dr. Hommel's Haematogen **hat alle meine Erwartungen übertroffen** und ich wüsste demselben an gleicher Wirksamkeit kein zweites Mittel gegenüberzustellen. Ich werde keine Gelegenheit vorübergehen lassen, um das Haematogen zu empfehlen und selbst anzuwenden."
(Dr. G. Seligmann in **Berlin.)**

„Mit Dr. Hommel's Haematogen habe ich in allen Fällen, in denen ich es entweder direkt verordnet oder empfohlen hatte, nur günstige Erfahrungen gemacht, insbesondere **bei Bleichsucht,** sowie bei **verschiedenen Appetitlosigkeit und Blutarmut** verursachenden Krankheiten, wie **Tuberkulose, Diphtherie, Brechdurchfall.** Namentlich erklärten mehrere Patienten resp. Angehörige von solchen, dass fast unmittelbar nach Anwendung der vorgeschriebenen Dosis **eine ausserordentlich rege Esslust** aufgetreten sei, wie sie eine solche noch nach keinem der bisher angeordneten Mittel bemerkt hätten. Objektiv konnte ich auch in verschiedenen Fällen eine offenbare Vermehrung des Blutfarbstoffes und somit wohl der roten Blutkörperchen konstatiren (bereits nach Anwendung von 2—3 Flaschen Haematogen)."
(Dr. Weise in **Roschütz,** Thüringen.)

„Dr. Hommel's Haematogen wirkt bei allen Fällen von **Blutarmut prompt und gut.**"
(Prof. **Dr. Weber,** Direktor der kgl. med. Universitätsklinik in **Halle a. Saale.)**

Preis per Flasche (250 gr.) **Mk. 3.—. In Oesterreich-Ungarn fl. 2.— ö. W.** (verzollt).

Dépôts in allen Apotheken, wenn nicht erhältlich, direkter Versand durch uns.

(Bei 2 Flaschen Porto und Verpackung frei innerhalb Deutschlands.)

Nicolay & Co., chemisch-pharmaceutisches Laboratorium, Hanau a. M.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Nr. 35.

78. Band.
Achtunddreißigster Jahrgang.
Oktober 1895—1896
Erscheint jeden Dienstag.

Deutsche Illustrirte Zeitung.

Preis vierteljährlich 3 M. 50 Pfg.
Mit post-Aufschlag 3 M. 75 Pfg.
Redakteur
Ernst Schubert in Stuttgart.

Kastengeist.

Roman aus der englischen Gesellschaft

von

E. Schroeder.

(Fortsetzung.)

Marie schaute betroffen drein. Kate fuhr mit Zornestränen in den Augen fort: „Wie sollte er auch? Die Mutter trägt ja so ängstlich Sorge, daß weder er noch sonst ein Mann mir in den Weg kommt. Aus Angst, man möge ihr ihre siebenunddreißig Jahre anmerken, sucht sie den Leuten weis zu machen, ich sei noch ein Kind im Schulzimmer. Die meisten glauben es ihr auch und — Gott mag's wissen — vielleicht auch er!“ Ein tiefschmerzlicher Seufzer folgte den grollend hervorgestoßenen Worten.

Marie hatte grübelnd vor sich hingesehen, jetzt kam ihr plötzlich eine Erinnerung. „Du,“ sagte sie zuversichtlich, „wenn er ein Schulmädchen zu Gesichte bekommt, wird solch ein Mann nicht rot, und Alan ward rot, als er Dich in der Kirche entdeckte.“

„Ist's wahr?“ stammelte Kate.

„Natürlich ist's wahr, ich werde Dir doch nichts vorflunkern! Fast so rot wie Du jetzt ward er — und dann hintersier dies begeisterte Lauschen! Ach! ich bin fest überzeugt, auch er hat sich im stillen in Dich verliebt.“

„Meinst Du,“ murmelte Kate, „meinst Du wirklich?“

Dann saß sie sekundenlang mit verklärtem Antlitz. Plötzlich flüsterte sie, sich an der Freundin Ohr beugend, mit verschämtem Lachen: „Denke Dir, zweimal kürzlich hat ihn Hannah unter der Rotbuche hier dicht neben der Mauer stehen sehen — abends, während ich sang.“

„Ah!“ machte Marie, schelmisch mit den Augen zwinkernd. „Nun merke ich auch, wem ich eigentlich heute den Musikgenuß verdanke. Aber sieh nur nicht so entsetzt aus, stimme rasch ein anderes Liedchen an. Wenn er schon bis zur Rotbuche neben der Mauer gelangt ist, dann wird er auch über kurz oder lang seinen Weg zu der verwunschenen Prinzessin in den Turm finden — der wunderschöne Königssohn!“

XXIV.

Den Bewohnern von Elm Lodge sollten beim Lunch heute allerlei Widerwärtigkeiten aufgetischt werden. Vorläufig saßen sie in glücklicher Ahnungslosigkeit da: zu Häupten der Tafel Mrs. Delville, am Fußende der Oberst, zu seiner Rechten Eleanor, zu seiner Linken Blanche und — nein, Bob war noch nicht erschienen. Er nahm es in seiner Urlaubszeit mit der Pünktlichkeit nicht so genau, wie sein Vater es wünschte und bisweilen auch zornig verlangte.

Heute hatte der Herr des Hauses beim Anblick des leeren Stuhls noch nicht einmal die Stirn gerunzelt, so großbezwingend wirkte auf ihn noch nachträglich das sanfte Lächeln und das „Guten Tag, Charley!“, mit dem ihn seine Frau soeben in der Halle begrüßt hatte. „Charley“ — die Anrede genügte allein schon, ihn in friedliche Stimmung zu versetzen. Wenn ihn etwas unangenehm berührte, so war es die Gewohnheit, die sie angenommen hatte, ihn „Papa“ zu nennen. Dies erweckte in ihm immer das fatale Gefühl, er komme für sie jetzt nicht mehr so sehr als Gatte in Betracht, denn als Vater ihrer Kinder, und er war schon eifersüchtig genug auf diese Kinder.

Die Frage: „Wo ist Bob?“, vor der Blanche bereits gezittert hatte, fiel also nicht. Der Saumselige, der erst vor fünf Minuten im weißen Lawntennisanzug in das Haus gestürmt war, hatte Zeit, die Kleider zu wechseln. Seelenruhe im Antlitz, setzte der Oberst das Tranchirmesser an eine saftige Hammelkeule. Neben ihm, einen Teller präsentirend, stand der aufwartende Bediente, von den Wänden blickten steifbeinig, aber wohlwollend die Pitt, Peel und übrigen „gottbegnadeten Diplomaten“, wie sie der Hausherr in enthusiastischen Momenten zu nennen pflegte, und über dem Kaminsims thronte lächelnd, im Krönungsornat und in einer Jugendschönheit, wie sie sie ja möglicherweise wirklich einmal besessen hat, ihre Allergnädigste Majestät, die Königin Viktoria. Kurzum, die Stimmung, die über dem Ganzen lag, war so harmonisch wie selten, und nun mußte fatalerweise eine Störung kommen. Durch die friedliche Stille schrillte plötzlich unangenehm laut die Hausglocke.

Der Oberst zog die Brauen zusammen, blickte abwartend nach der Thür und sagte, als nach Verlauf einiger Sekunden dort ein leises Klopfen erfolgte, in ziemlich scharfem Ton zu dem Diener, der zu öffnen eilte:

„Ich bin selbstverständlich für niemand zu sprechen, Jones.“

Ein kurzer, geflüsterter Dialog zwischen Thür und Angel, dann kam Jones, nicht seinem Herrn, sondern seiner Herrin ein Billet zu präsentiren. Es hatte anspruchsvolle Dimensionen und war mit einem in die Augen fallenden Wappen verziert.

„Wer hat es gebracht?“ fragte Mrs. Delville, in der eine böse Ahnung aufstieg.

„Ein grüner Papagei mit einem gelben Halsband,“ antwortete statt des Dieners Bob, der mit dem Billet zugleich erschienen und unauffällig in seinen Stuhl geglitten war, „eine Sehenswürdigkeit ersten Ranges, Mutter.“

„Die Watsonsche Livree,“ murmelte Mrs. Delville, „ich dachte mir's.“ Dann erst erbrach sie das Schreiben, nahm mit ironischem Gesichtsausdruck von dem Inhalt Notiz und gab dem abwartend dastehenden Jones den Bescheid: „Ich werde Antwort schicken!“

Als sich die Thür hinter dem Mann geschlossen hatte, bemerkte sie in einem Ton, der fast einen schadenfrohen Klang hatte: „Da — das haben wir nun davon! Die Geschöpfe laden uns zum Diner ein.“

„Wer?“ erkundigte sich der Oberst.

„Mr. und Mrs. Watson.“

„Unmöglich!“

„Lies und überzeuge Dich! Eleanor, reiche Deinem Vater das Billet!“

Eleanor nahm und beförderte das Briefchen zwischen den äußersten Fingerspitzen mit einer Miene, als berühre sie Unreines. Der Oberst inspizirte es von innen und von außen und schleuderte es endlich auf den Tisch mit den Worten: „Schamloses Volk — respektirt auf der

Muzaffer-Eddin, der neue Schah von Persien.

Digitized by Google

Welt niemand mehr — wäre jeden Augenblick im stande, sich den Prinzen von Wales zu Gaste zu laden!"

Ein Abscheu, der an Ekel grenzte, malte sich in seinen Zügen, aber nachdem er ein Weilchen zornig auf den Tisch getrommelt hatte, sprach er doch noch mit ziemlichem Appetit den Speisen zu. Seine feiner organisirte Tochter Eleanor hingegen übertrug ihren Widerwillen sogleich von dem „schamlosen Volk" auf den Inhalt ihres Tellers. Sekundenlang stocherte sie naserümpfend und zwecklos darauf herum, dann legte sie mit Ostentation Messer und Gabel nieder.

„Es wird sich bald kein Schuster und kein Gemüsekrämer mehr entblöden, uns zu seinem Schweinebraten zu bitten!" stieß sie heraus.

„Natürlich," bestätigte ihr Vater kopfnickend, „dahin wird's kommen. Es sind gräßliche Zustände in der Welt."

Bob, der seiner Nachbarin Blanche soeben einen gelinden Rippenstoß versetzt hatte, um sie auf Eleanors Märtyrermiene aufmerksam zu machen, fühlte in sich selber doch noch Entrüstung genug über die Einladung, um achselzuckend zu äußern:

„Was sich wohl so ein eingebildeter Kerl dabei denkt? Wovon sollte man sich denn unterhalten an seinem Tisch! ‚Wie viel kostet die Elle?' — weiter würde mir nichts einfallen."

„Hat er denn einen Laden gehabt?" fragte Blanche.

„Aber ich bitte Dich," rief Bob, „das sieht man ihm doch auf hundert Schritte an! Schneiderladen — denke ich mir. Führt ja auch eine Schere im Wappen."

Diese Versicherung wirkte erheiternd. Das Wappen machte zur Besichtigung die Runde, und da es sich im Golddruck ziemlich undeutlich darstellte, so hatte man gar nicht viel Bosheit nötig, um aus zwei gekreuzten Schwertern im unteren Felde eine Schere herauszufinden. Als dann noch der phantasiereiche Bob in einem springenden Vierfüßler im oberen Felde ein die Flucht ergreifendes Häschen erkannt hatte, da war die Belustigung groß. Selbst der Oberst, der sonst an den Späßen seines Sohnes auszusetzen hatte, daß sie seiner Mutter zu gut gefielen, fühlte sich diesmal zum Lachen veranlaßt.

„Eigentlich," meinte er, „sind es sämtlich Schufte, die sich dazu hergeben, für Leute, die aus der Gosse stammen, derartige heraldische Lügen zusammen zu stoppeln, aber den Mann, der das" — auf das Wappen deutend — „gemacht hat, lasse ich mir gefallen, der — ha, ha, ha — hatte den Schelm im Nacken."

Wäre die Sache mit Witzeln und Spötteln abzutun gewesen, so hätte Bob sie ganz allein wohl erledigt. Es ist gar nicht zu sagen, was ihm in Bezug auf Mr. Watsons neugebackenen Stammbaum im Laufe der Mahlzeit nicht noch Spaßhaftes einfiel. Jones am Buffet mußte sich immerfort auf die Lippen beißen, und die zierliche Jungfer mit dem Spitzenhäubchen, die ihm aufwarten half, hatte wiederholt kurze Hustenanfälle.

Doch das Billet lag da und mußte beantwortet werden. Aber wie?

Eleanor war es, die sich zuerst auf diese Frage besann, allein sie behielt sie zurück, bis Jones und die Jungfer das Zimmer verlassen hatten. Dann erkundigte sie sich, die feine Nase hochhebend: „Was wirst Du auf die Impertinenz erwidern, Mama?"

„Ach, Kind!" seufzte Mrs. Delville, die Stirn kraus ziehend, „wenn ich es nur selber wüßte!" Und sich hastig ihrem Gatten zuwendend, befahl sie in strengem Ton: „Laß jetzt das Lachen über die Narrheiten, Papa, und sprich ein vernünftiges Wort! Was soll ich den Leuten schreiben?"

„Könntest Du Deinen Wunsch nicht etwas liebenswürdiger äußern?" fragte der Oberst.

„Die Liebenswürdigkeit vergeht einem," entgegnete sie verdrießlich, „wenn man einen Mann in Deinem Alter ernste Dinge so leicht nehmen sieht."

„Oho!" rief Bob, „Du hast doch selber mitgelacht, Mutter!"

„Für Deine Mutter gelten Ausnahmeregeln," spottete der Oberst; „übrigens thust Du ihr auch unrecht. Sie steht nicht in meinem Alter — bewahre! Sie ist volle drei Jahre jünger als ich."

„So ist's recht und ritterlich," nickte Mrs. Delville. „Zwei Männer, die gegen eine Frau Front machen! Zu einer Antwort auf meine Frage werde ich wohl nicht gelangen. Wenn ihr hernach gegangen seid, euch anderweitig zu vergnügen, kann ich mit der Feder in der Hand dasitzen und mir den Kopf zerbrechen — das sehe ich schon kommen!"

Sie sagte dies mit einer rechten Leidensmiene, denn daß sie es furchtbar schlecht habe auf der Welt, davon war sie überzeugt.

„Schicke dem frechen Patron sein Billet zurück," schlug Bob vor, „mit der Convertnotiz: ‚Absender mir kaum mehr als dem Namen nach bekannt, Einladung daher wohl nur irrtümlich an mich adressirt.'"

„Bravo!" rief Eleanor mit wirklichem Enthusiasmus. „Das ist eine vortreffliche Idee! Findest Du nicht, Mama?"

Allein Mrs. Delville schüttelte das Haupt und auch der Oberst schien wenig erbaut von dem Vorschlag. Sie dachte an den Ruf bezaubernder Liebenswürdigkeit, den sie durch so schroffes Vorgehen zu verlieren riskirte, und er an die verschiedenen Ehrenämter, die er aus Thätigkeitsdrang und Eitelkeit in der Stadt und in der Grafschaft übernommen hatte. Mr. Watson war seiner bedeutenden Geldmittel wegen nicht ohne Einfluß. Zu Tisch durfte man sich mit dem Mann nicht setzen, aber seine Stimme, seine Unterstützung konnte man unter Umständen recht gut gebrauchen. Nur ja die Leute nicht vor den Kopf stoßen! Wenn der gerade Kurs gefahrbringend schien, dann hieß es lavieren.

„Auf wann ist die Einladung?" fragte der Hausherr.

„Auf den neunzehnten," antwortete Frau Lydia.

„Uebermorgen also. Fatal! Ich hatte vor, übermorgen den ganzen Tag zu Hause zu bleiben und meine Korrespondenzen zu besorgen. Nun werde ich mir wohl in Exeter zu schaffen machen müssen. Ja, ich sehe kein anderes Mittel, aus der Klemme zu kommen. Sei so gut und schreibe, ich würde übermorgen abwesend sein."

„Vortrefflich! Du ziehst Dich aus der Verlegenheit und lässest uns darin sitzen! Das ist so recht selbstsüchtiger Männer Art."

„Sagt euch bei Jack zum Diner an. Er wird euch schon nicht vor die Thür setzen."

„Meinst Du?" lächelte Mrs. Delville ironisch. „Das ist wirklich viel von Dir. Nach allem, was Du gestern über ihn sagtest, glaubte ich annehmen zu müssen, Du hieltest ihn jeder Rücksichtslosigkeit fähig."

„Nach allem, was ich gestern sagte?" murmelte der Oberst, nachdenklich das Kinn in die Hand nehmend. „Ah so!" besann er sich. „Darüber, daß er in Clyffe Court Besuch gemacht habe, beschwerte ich mich, nicht wahr? Nun, das thue ich mit Deiner Erlaubnis noch."

„Habe ich Dir nicht erklärt, daß dieser Besuch nur Marien gegolten haben könne?!"

„Freilich hast Du das gethan, aber erstens sehe ich nicht ein, warum, wenn wir, die Verwandten, uns von Marien fernhalten, er, der ihr in keiner Weise nahe steht, nicht füglich dasselbe thun sollte, und zweitens — hm! zweitens bin ich noch gar so fest nicht überzeugt, daß Du mit Deiner Erklärung recht hattest. Diese Mrs. Eagles ist eine sehr schöne Frau."

Mrs. Delvilles Augen blitzten auf, ein heißes Rot schoß ihr in die Wangen. „Sieh einmal an!" stieß sie höhnend hervor. „Da kommt man ja so ganz unversehens hinter Deinen Geschmack!"

„O, daß sie mein Geschmack ist," entgegnete er listig blinzelnd, „will ich damit nicht gerade behauptet haben."

„Nicht gerade? Ha, ha, ha! Es ist wirklich zu loben, daß Du in Gegenwart Deiner Kinder doch noch so viel Diskretion übst!"

Er lachte. Es war ihm gar kein unbehagliches Gefühl, zur Veränderung einmal ihre Eifersucht wachgestachelt zu haben. „Freut mich," sagte er gemütlich, indem er sich von der Tafel erhob, „daß ich doch ein anerkennendes Wort von Dir mit auf den Weg bekomme. Fort muß ich nämlich jetzt. Punkt drei Uhr habe ich Sitzung. Auf Wiedersehen!"

Lächelnd ging er zur Thür hinaus.

Ihm einen Zornesblick nachsendend, zischte sie: „Es ist empörend!"

Bob sah sie launig von der Seite an.

Blanche murmelte: „Mama, Du wirst doch nicht ernstlich glauben . . ."

„Alte verliebte Männer," grollte Mrs. Delville, „etwas Widerwärtigeres gibt's auf der Welt nicht!"

„Da dieser alte Mann nur in Dich verliebt ist," meinte Bob, „so kannst Du ihn Dir schon gefallen lassen."

„Wer weiß!" entgegnete sie achselzuckend.

Nun lachte Bob wie toll, Eleanor aber bemerkte in strengem Ton: „Mama, ich begreife Dich nicht. Wenn doch der Vater einen Abscheu hat, so ist es diese Mrs. Eagles."

Von dieser Seite kommend machte die Versicherung einigen Eindruck. Eleanors spöttisches Lippenkräuseln war auch peinlich anzusehen. Mrs. Delville verschluckte deshalb ihren Groll, so gut es ging, und sagte, sich an ihren Sohn wendend:

„Lauf rasch einmal nach Craggy Nook, Bob, und melde uns bei Onkel Jack auf übermorgen an."

„Wird nichts nützen," lautete die etwas verlegene Entgegnung.

„Warum nicht?"

„Weil Onkel Jack übermorgen nicht daheim sein wird."

„Das weißt Du? Und damit rückst Du jetzt erst heraus?!"

„Ihr ließet einen ja nicht zu Worte kommen," brummte Bob, den Kopf abwendend.

„Also er ist selber zum Diner schon versagt?" stöhnte Mrs. Delville. „Welch ein Unglück! — Zu wem geht er denn?"

Bob rückte statt aller Antwort unruhig auf seinem Stuhl hin und her.

„So sprich doch!" mahnte Eleanor in ihrem scharfen Ton.

„Meinst Du, ich ließe mir von Dir befehlen?" knurrte Bob.

„Bob," flüsterte Blanche, „es ist die Mutter, die Dich fragt."

„Zu niemand geht er," stieß der Geärgerte heraus, „einen Ausflug macht er im Segelboot nach Torquay oder sonst einem Ort an der Küste."

„Gottlob," rief Mrs. Delville, „daß es weiter nichts ist! Den Ausflug schiebt er auf, mir zu Gefallen."

„Unmöglich, Mutter. Er kann doch seine Gäste nicht abbestellen."

„O weh! Gäste hat er sich geladen!" seufzte Mrs. Delville.

Blanche blickte betrübt darein. Eleanor meinte nach kurzem Ueberlegen in ihrer entschlossenen Weise: „Wir erklären einfach, wir wären mit von der Partie. Eine Bootfahrt ist ja ganz amüsant, und Onkel Jack wird schon nichts dagegen haben."

Dieser Vorschlag schien Bob lebhaft zu irritiren. Er warf der Sprecherin einen wütenden Blick zu.

„Wird schon nichts dagegen haben," wiederholte er, ihren Ton nachäffend. „Natürlich nicht! Ihm wie der übrigen Menschheit muß ja die Gesellschaft von Miß Eleanor Delville allzeit zur Ehre gereichen."

„Bob, was fällt Dir ein?" fragte Eleanor mit kühler Mißbilligung.

„Daß Du ein verwünscht aufdringliches Frauenzimmer bist," erklärte er hitzig, „das fällt mir ein."

„Bob," mahnte Mrs. Delville, „Du scheinst wieder zu vergessen, daß Deine Schwester eine Dame ist."

„Ach was, Dame!" knurrte er, „eine eingebildete Zierpuppe ist sie. Ich wollte nur, Du hättest ein bißchen nach ihr hingesehen gestern abend bei Mrs. Fothergill — schieflachen hättest Du Dich müssen! Da lag sie, die kaum mit beiden Füßen aus dem Schulzimmer ist, in einen Kaminstuhl hingegossen, die Arme über die Brust gelegt und in der Hand einen Fächer entfaltet, so groß wie ein Wagenrad. Und sie bewegte den Fächer — ach, so studirt langsam — und sie lächelte — ach, so geziert — und sie neigte den Kopf — ach, so gnädig — von der einen auf die andere Schulter, hatte jetzt ein affektirtes Wörtchen für ihren Kavalier rechts und jetzt eines für ihren Kavalier links. Zwei arme Opfer hatte sie nämlich gekapert. Das eine war der alte Eversleigh, der mit seinen langen Knickebeinen das viele Stehen wohl nicht gewohnt sein mochte. Er sah mordsunglücklich aus. Ein Stuhl war aber nicht in der Nähe."

Eleanor hatte, ohne mit einer Wimper zu zucken, die Rede zu Ende gehört. Jetzt sagte sie, sich erhebend, in kalt höflichem Ton:

„Mama, Du gestattest wohl, daß ich mich zurückziehe?“

„Kind,“ stammelte Mrs. Delville, der das Bewußtsein, zu ihres Sohnes Worten verstohlen ein wenig gelächelt zu haben, jetzt hinterher ein warmes Schamrot in die Wangen trieb, „Du wirst doch vernünftig sein und Bob seine Ungezogenheit nicht übel nehmen?“

„Wenn ich mich durch irgend etwas gekränkt fühlen würde, das ein junger Kadet in seinem Unverstand sagt, so müßte ich ja ein ganz thörichtes Geschöpf sein.“ Mit dieser von erhabener Seelenruhe zeugenden Entgegnung schritt Miß Eleanor zur Thür hinaus.

„Ein junger Kadet in seinem Unverstand!“ wiederholte Bob erbost. „Und dabei ist sie nur ein lumpiges Jahr älter wie ich!“

„Du bist noch gut weggekommen,“ versicherte Mrs. Delville. „Ich hätte Dir derber die Wahrheit gesagt an ihrer Stelle, aber sie ist nun einmal in allen Stücken von einer bewundernswerten Selbstbeherrschung.“

„Selbstbeherrschung!“ höhnte Bob. „Wenn eine Fischblut in den Adern hat, das durch nichts in Wallung zu bringen ist, dann soll ihr wohl die Selbstbeherrschung nicht schwer werden. Und — bewundernswert? Daß ihr immer alles an ihr bewundernswert findet, das macht sie ja gerade zu dem was sie ist. Es ist nicht zu sagen, was für einen Dünkel das Mädchen hat! Wie sie da eben zur Thür hinausschritt — weiß der Henker! Die Königin von Saba hätte nicht selbstgefälliger stolziren können!“

„Bob, Bob!“ mahnte Mrs. Delville.

Blanche gab dem Bruder lachend recht, fühlte sich dann aber, von ihrem Gerechtigkeitsgefühl getrieben, zu bemerken: „Daß Dich übrigens ihr Vorschlag so sehr erzürnte, begreife ich nicht. Warum sollte Onkel Jack uns übermorgen nicht mitnehmen?“

„Da! Nun fängt die auch noch an!“ sagte deutlicher als Worte Bobs verlegene Miene.

Mutter und Tochter warteten sekundenlang auf eine Erklärung. Als keine erfolgte, äußerte Mrs. Delville mit einem verwunderten Blick auf den Sohn:

„Bob, Du kommst mir so sonderbar vor! Ich glaube fast, Du hast uns etwas zu verbergen!“

„Unsinn!“ brummte Bob. „Aber mitfahren könnt ihr nicht. Das schlagt euch nur aus dem Sinn. Thut auch ja gar nicht nötig,“ fuhr er, um einer Entgegnung zuvorzukommen, hastig fort. „Du schreibst dem alten Narren oder seiner Frau einfach, wir würden übermorgen sämtlich abwesend sein, und damit er uns nicht Lügen strafen kann, machen wir im Garston Walde Picknick und kehren erst beim Mondschein heim.“

„Das ist eine Idee!“ rief Blanche in die Hände schlagend, „die laß uns ausführen, Mama! In dem alten Segelboot ist man ja ohnehin vor der Seekrankheit nie sicher.“

„Landratte!“ lachte der Bruder.

Die Mutter dachte einen Augenblick nach und meinte dann:

„Die Idee ist nicht schlecht, das lasse ich gelten, aber ich wüßte doch gar zu gern, weshalb wir unter keinen Umständen mit Onkel Jack fahren können. Die Gesellschaft, die er sich geladen hat, ist wohl schon zu groß?“

„Nein,“ brummte Bob.

„Es hilft Dir nichts, mein Junge,“ bemerkte sie lächelnd, „aber Du hast meine Neugier nun einmal geweckt, jetzt mußt Du sie auch befriedigen.“

„Gut, wenn Du es denn absolut wissen mußt,“ stieß er gereizt heraus. „Diese Gesellschaft ist der Art, daß Du Dich unter ihr unbehaglich finden würdest.“

„Unbehaglich?“ wiederholte sie befremdet. „Ah! ich kann mir denken — sie besteht aus Künstlern und dergleichen Leuten?“

„Nein.“

„Dann wohl aus Herren allein?“

„Ueberhaupt nicht aus Herren.“

„Also einzig aus Damen — und aus Damen gar, in deren Gesellschaft ich mich . . .?! Bob, nimm Dich in acht! Wer Dich so reden hört, der könnte auf den Gedanken kommen, Onkel Jack verkehre mit zweideutigen Damen!“

„Nun wird's aber arg!“ fuhr Bob zornig auf. „Das Prinzeßchen zweideutig?!“

„Wie?“ stammelte Mrs. Delville, „Marie — Marie hat er sich geladen? Barmherziger Himmel! Dann am Ende auch . . .?“

„Ja,“ nickte Bob, der ihr den Namen, den sie nicht über die Lippen brachte, aus den entsetzten Augen las.

Wie vernichtet sank sie in ihren Stuhl zurück. „Das ist zuviel!“ stöhnte sie.

„Mama, nimm Dir's nicht so zu Herzen,“ bat Blanche, „er wird's wohl nur Mariens wegen thun, Onkel Jack. Aber schade ist's doch!“ setzte sie, gegen den Bruder gewandt, hinzu.

„Ach was!“ brummte er. „Ich machte es ebenso an seiner Stelle. Das kleine Vorrecht hat man denn doch als Mann, daß man verkehren kann, mit wem man will. Ich sehe auch gar nicht ein, warum ihr euch deshalb zu grämen braucht, daß Onkel Jack mit Mrs. Eagles spazieren fährt. An der Hauptsache ändert's ja nichts. In die Gesellschaft gelangt sie darum noch lange nicht. In dem Punkt seid ihr Damen ausschlaggebend. Wem ihr euer Veto wie einen Mühlstein um den Hals hängt, der muß ersaufen. Schadet auch weiter nichts, wenn es sich um einen alten Lumpenkerl wie den Watson handelt, aber um so eine junge, reizende Person, wie die Eagles, kann's einem wahrhaftig leid thun. Uebrigens,“ schloß er mit resignirtem Achselzucken, „habe ich dies schon hundertmal gesagt, und wenn ich es auch noch hundertmal wiederholte, nützen würde es mir doch nichts, das weiß ich. Empfehle mich daher gehorsamst!“

Damit erhob er sich. Sein nächster Weg zur Thür führte ihn nicht an seiner Mutter vorüber, aber daß er diese so gramversunken dalehnen sah, veranlaßte ihn zu einem kleinen Abstecher in ihrer Richtung.

„Mutter,“ sagte er, ihr seine junge Bärentatze sanft auf das leicht ergrauende, immer noch so anmutige Haupt legend, „ich wußte, daß es Dir nahe gehen würde, und ich hatte mir fest vorgenommen, es für mich zu behalten. Doch Du hast es wie mit Zangen aus mir heraus gezogen, das mußt Du selber eingestehen.“

„Bob,“ stöhnte sie, „es ist furchtbar.“

„Wenn ich nun vom Topmast fiele und mir das Genick bräche,“ gab er ihr scherzhaft zu bedenken, „ob das nicht noch furchtbarer wäre?“

„Wie magst Du nur so reden?!“ fuhr sie entsetzt auf.

„Na ja,“ lachte er, „ich meine ja auch nur: Wenn man keine wirkliche Trübsal hat, dann schafft man sich welche.“

XXV.

Jack Vernons Atelier durchlief von Nord nach Süd die ganze Länge seines Hauses. Es war ein mächtiger und prächtiger Raum mit so vielen Sehenswürdigkeiten darin, daß Marie von Wildenhofen vorhin lachend bemerkt hatte: „Ich komme nun schon zum drittenmal hierher, Jack, aber meinst Du, daß ich mit Betrachtung Deiner Raritäten zu Ende wäre? Noch lange nicht!“

„Diesen modernen Atelieraufputzschwindel,“ hatte er ihr daraufhin versichert, „mache ich nur auf dem Lande mit, Molly. An den Wänden meiner Londoner Werkstätte würdest Du nur meine eigenen nüchternen Skizzen finden.“

„Von den nüchternen Skizzen,“ hatte sie mit einem bedauernden Rundblick gemeint, „könnten mehr hier sein, Jack.“

„Damit Dir Gelegenheit würde, Deine vernichtende Kritik noch weiter an mir zu üben?“ war seine neckende Entgegnung gewesen. Sie hatte nämlich kurz vorher an dem Bildchen der Susy Brinks einen kleinen Zeichenfehler entdeckt gehabt.

Mrs. Eagles war bei seinen Worten ein silberhelles Lachen entschlüpft, das ihm noch in der Erinnerung lieblich im Ohr klang. Molly aber hatte bestürzt gefragt: „Du nimmst mir's doch nicht übel?“

Kleine Närrin! Gefreut hatte er sich ja über ihren richtigen Blick, und geradezu dankbar wäre er ihr gewesen für ein Urteil über dasjenige Bild, das da jetzt vor ihm auf der Staffelei stand. Doch sie hatte es beim Fortgehen nur stumm betrachtet und ihm dann freundlich zugenickt.

Es war Mrs. Eagles' Bild oder sollte es doch werden.

Nach der ersten Sitzung, die ihm die bezaubernde Frau gewährt, hatte er, sich die Hände reibend, frohlockt: „Es wird sich machen!“

Nach der zweiten war er dieses Resultats nicht mehr so sicher gewesen — heute, nach der dritten schaute er mißmutig auf sein Werk.

Nicht wie sie ihrer Blumen wartete, stellte er sie dar, auch nicht, wie sie in königlicher Haltung die Terrassentreppe herabgestiegen kam. Aus der Fülle ewig wechselnder reizender Motive, die sie ihm an jenem Nachmittag, den er ganz allein mit ihr verbracht, unbewußt geboten, hatte er sich das letzte ausgewählt.

In der offenen Salonthür hatte sie gesessen, unter dem von der Terrasse hereinnickenden Blütengerank. Das feine Profil hatte sich vom Abendhimmel abgehoben, an dem bereits einzelne Sterne aufzuflimmern begannen. Ein wenig aufwärts gekehrt war es gewesen in Betrachtung der oben schwebenden silbernen Mondsichel. Und im Lichte dieser Mondsichel hatte ihr zartes Antlitz geschimmert wie ein weißes Rosenblatt, ihre Augen hatten geleuchtet, und die Diamantagraffe, die über ihrem Scheitel den spanischen Spitzenschleier festhielt, hatte gefunkelt. Bei dem Anblick aber war es dem verzückten Maler plötzlich gewesen, als sei all dies Schimmern, Leuchten und Funkeln nicht Widerschein, sondern als gehe es von der schönen Frau selber aus, als erhielten von ihr der Mond seinen Schein, die Sterne ihren Glanz, als sei sie gleichsam die Verkörperung der ganzen zauberhaften Nacht.

„Nordische Sommermondnacht“, hatte er das Bild in seinem begeisterten Sinn genannt, und sich als nordische Sommermondnacht von ihm malen zu lassen, dazu war Mrs. Eagles, nachdem er einige Bedenken, die ihr ihre Bescheidenheit eingegeben, siegreich bekämpft hatte, freundlich bereit gewesen.

Ja, sie hatte keine Schuld. Sie saß ihm die langen Stunden so holdselig Modell, wie er es nur wünschen konnte. Aber von ihrer Holdseligkeit auch nur einen blassen Reflex auf die Leinwand zu werfen, das wollte ihm nicht gelingen. Die Konturen waren es, die Farben waren es — allein die Seele war es nicht.

„Wer den inneren Menschen nicht klar erkannt hat, der wird den äußeren nie lebenswahr darstellen.“ Das war ein Ausspruch, den Jack selber wiederholt gethan hatte.

Aber, daß ihre Seele vor ihm liege wie ein offenes Buch, darüber hegte er nicht den allergeringsten Zweifel. Den Stolz und Edelsinn, den Molly ihr nachgerühmt — hatte er ihr den nicht auf den ersten Blick angesehen? Und daß der überwältigende Zauber, der von ihr ausging, nicht die bloße Wirkung äußerlicher Reize auf die Sinne sei, sondern seinen Ursprung in einem warmen Herzen habe, wie rasch war ihm das nicht klar geworden!

Eine echtere Verkörperung der linden, Frieden und Segen spendenden Sommernacht, wie sie war, ließ sich nicht denken. Kinderleicht war seine Arbeit. Er brauchte ihr nur von der innigen Liebe zur ganzen Welt, die ihr Herz erfüllte, etwas in das Antlitz zu legen, damit war es schon gethan. Ein warmes Leuchten in dem aufwärts gewandten Blick, und man fing wenigstens an, ihm zu glauben, daß sie die Nacht sei, an deren mildem Augenstrahl Mond und Sterne ihren Glanz entfachten.

Lange Stunden hatte er heute sich abgemüht, dieses warme Leuchten zu erzielen, allein es war ihm nicht gelungen — das heißt doch einmal, da hatte es geschienen, als wolle die keusche Flamme auflodern. „Endlich!“ hatte er sich frohlockend gesagt. Wie er dann aber das Bild mit dem Original verglichen hatte, da war wie mit einem Schlage alle Aehnlichkeit verwischt gewesen. Er hatte wieder auslöschen müssen und von vorn anfangen. Und nun?

Nun hätte der tiefsinnigste Beschauer nicht herausgeklügelt, daß die sitzende Figur da auf der Leinwand irgend etwas anderes darstellen sollte als ein schönes Weib, das den Mond betrachtete — kühl betrachtete.

Dieser fatale kühle Blick, der eine ernste Kunstschöpfung zur albernen Karikatur machen wollte — er reizte Jack bei längerem Betrachten in einer Weise, daß er um ein Haar den Pinsel genommen hätte, um mit ärgerlichen Kreuz- und Querstrichen seine ganze Arbeit zu vernichten.

The Peace Fountain, 1872. Alexander Stirling Calder.

Monument to Jean-Baptiste Colbert, Reims

Wien, 1. Bezirk, Innere Stadt, Kärntnerstraße 10.

Nach der Schlacht.

(Siehe die Abbildung Seite 560 und 561.)

Im jüngst eröffneten Pariser Salon erregt besonderes Aufsehen ein Gemälde des englischen Malers John Charlton: „Nach der Schlacht“. Es ist kein ganz neues Werk, denn es war bereits früher in der Royal Academy zu London ausgestellt, und den Empfindungen der Franzosen, die sich nicht gern an ihre Niederlagen erinnern lassen, trug der Künstler insofern Rechnung, als er die ursprünglich zur Erklärung des Bildes beigefügten Worte: „bei Sedan“ fortließ. Wir brauchen solche Schonung nicht zu üben und stellen fest, daß Charlton die Idee zu seinem packenden Bilde aus Emile Zolas Roman „La Débâcle“ geschöpft hat. („Der Zusammenbruch“, Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.) Durch die Berichte von Augenzeugen ist festgestellt, welchen erschütternden Eindruck die durch tödliches Geschoß und mordende Klinge ihrer Reiter beraubten, von wahnwitziger Angst erfüllten und zum Teile verwundeten Rosse hervorriefen, und der Dichter schildert dies im Sinne der auf dem Schlachtfelde umherirrenden Beobachter:

„Von der Höhe eines nahen Abhanges stürmten an hundert reiterlose Pferde, von denen einige noch das ganze Gepäck trugen, und wälzten sich in thörichtem Ungestüm hernieder. Das waren die verlorenen Tiere, die sich, ihrem angeborenen Trieb folgend, zu einer Schar vereinigt hatten. Seit Tagen ohne Heu und ohne Hafer, hatten sie das wenige Gras glatt abgeweidet, die Hecken ausgerissen und die Rinde der Bäume abgenagt. Und sobald ihnen der Hunger wie mit Sporen den Bauch zerstach, liefen sie alle zusammen in tollem Galopp davon, tummelten sie wie zur Attake über das leere und stumme Gefilde, zertraten sie die Toten und gaben den Verwundeten den Rest ...“ Und weiter heißt es in Zolas Schilderung: „Das war wieder eine Attake der rennenden, ausgehungerten, herrenlosen Pferde. Sie kamen diesmal über ein weites, flaches Stoppelfeld daher, in einer dichten Masse, mit im Winde flatternden Mähnen und schaumbedeckten Nüstern. Die Erde erzitterte, die Hufe wirbelten einen Regen von Kieselsteinen auf ... Es ist der Hunger, der sie jagt.“

Junger Tod.

Novelle

von

Friedrich Fürst Wrede.

Am Eingange des großen, dunklen Thorweges eines turmhohen Hauses der Petersgasse lehnte ein Bäckerjunge und blinzelte mit halbgeschlossenen Augen schläfrig in den jungen Tag hinein.

Das leinene Hemd und das weite Beinkleid, das aschblonde Haar, die bloßen, über die Brust verschränkten Arme, ja selbst die nackten Füße, die aus den hölzernen Pantoffeln hervorlugten, waren mit einer dünnen Schicht weißen Mehlstaubes bedeckt.

Ueber dem Thorwege prangte ein mächtiges Schild, das als Aufschrift die Worte „Bäckerei des Johann Grüner“ trug.

Die halbe Nacht war der Knabe dort drinnen am Troge gestanden und hatte den gelblichen, quellenden Teig geknetet. Was Wunder, daß er für die strahlende Schönheit des Maienmorgens kein sonderliches Verständnis zur Schau trug.

Dem Hause gegenüber zog sich längs der Straße ein mannshoher Bretterzaun hin, mit allerlei grellfarbigen Ankündigungen beklebt und von der breiten, grünen Krone eines an der Rückwand sprießenden Buschwerks überragt. In letzterem hatte ein Finkenpaar sein Nest gebaut und zwitscherte frohen Mutes sein Morgenlied. Ein Milchwagen, mit blinkenden Kannen beladen, rasselte der inneren Stadt zu. Dann wieder tiefe Stille, die der kleine Sänger im Busche benützte, um sich vernehmen zu lassen.

Aber seine Triller wurden plötzlich durch ein lustiges, lautes Pfeifen übertönt, das so lebensfreudig und schmetternd klang, daß der Fink in einem Wettkampfe unstreitig bald unterlegen wäre.

Der schläfrige Bäckerjunge riß die müden Lider auf und blickte in die Richtung, aus der die Töne klangen.

Eine abenteuerliche kleine Gestalt kam da die menschenleere Straße herab.

Es war ein schmächtiger Knabe, der etwa im gleichen Alter als der Bäckerjunge stehen mochte, aber um einen guten Kopf kleiner war als dieser.

Auch sonst wies ihre äußere Erscheinung wenig Aehnlichkeit auf. War letzterer nur nothürftig bekleidet und mit weißem Mehle bestaubt, so war der Ankömmling vom Scheitel bis zur Sohle in rabenschwarzes Tuch gehüllt. Selbst sein langstieliges Arbeitsgerät, das er über die Schulter geschlungen trug, war von dieser düsteren Farbe.

Den hohen Hut, den er der alten Sitte der Schornsteinfeger gemäß trug, hatte er schief auf den Kopf gestülpt, was dem lustigen, jungen Gesichte einen gar drolligen Ausdruck verlieh.

Seelenvergnügt schritt der kleine Mann seiner Arbeit gleich einem Vergnügen entgegen.

Der Bäcker starrte ihn neugierig an.

Das schien den Kaminfeger womöglich in noch bessere Laune zu versetzen. Er blieb plötzlich stehen und ließ sich bewundern.

Dann lachten sich die beiden Knaben mit der frischen Unschuld der Jugend an.

„Du bist neu hier?“ frug der Schwarze im Tone eines Mannes, der seine Umgebung gründlich kennt.

„Gestern bin ich eingetreten!“ bestätigte der Weiße, ohne seine Stellung im geringsten zu verändern. „Bist Du ein Liesiger?“

Der Kaminfeger nickte: „Der Vater hat das Geschäft! Gleich wennst die Straße runter gehst — das letzte Haus rechts! Wo bist denn Du her?“

„Von Passau. Warst vielleicht schon einmal drunten?“

Der Schwarze schüttelte verneinend den Kopf.

„Ist es schön drunten?“ frug er dann.

„Ja, freilich,“ versicherte der Weiße, und seine müden Züge belebten sich, da er von der Heimat sprach. „Dort hast Du die Donau und ein ganz anderes Leben!“

Das schien dem kleinen Kaminfeger einzuleuchten, und einen Augenblick schwand die Fröhlichkeit aus seinem Gesichtchen. Gleich darauf aber lachte er wieder.

„Na, München ist auch schön, wenn's Dich erst eingewöhnt hast!“ versuchte er den neuen Freund über den Verlust der Donau und des „anderen“ Lebens zu trösten. „Man muß halt bekannt sein! Alle Donnerstag komm' ich ins Haus, nachschauen, ob nichts fehlt! Dann frag' ich nach Dir! Wie schreibst Du Dich denn?“

„Josef Brunner. Und Du?“

„Hinterstoißner! Heinrich bin ich getauft, aber rufen thun mich alle nur He.“

In diesem Augenblicke schlug die Uhr der nahen Kirche halb sechs. Der kleine He rückte seine Gerätschaften auf der Schulter zurecht, nickte dem neuen Freunde zu und setzte pfeifend seinen Weg fort.

Der Bäcker blickte ihm eine Weile nach, dann gähnte er, reckte die Arme und trat langsam in den dunklen Thorweg zurück.

*

Die Petersgasse ist eine der ältesten Straßen der bayrischen Hauptstadt. Ihre Häuser waren anfangs zumeist niedere, schmalfenstrige Gebäude, mit breiten, weit vorspringenden Giebeln, wie sie sich der süddeutsche kleine Wohlstand zu errichten liebte.

Im Laufe der Jahre wollte die Petersgasse durchaus nicht mehr zu dem übrigen Stadtbilde passen. Feindselig blickten die turmhohen Zinnen der modernen Banten auf die hölzernen, moosbewachsenen Dächer, die so armselig erschienen, und unter denen es sich doch so gut hausen ließ. So glich die Petersgasse bald einem stillen Eilande kleinstädtischer Behäbigkeit im Meere großstädtischen Prunkes.

Die Bewohner jener kleinen Hütten mußten notgedrungen ganz anders geartet sein als die besitzlosen Nomaden der neuen Karawanseraien. Sie hatten nicht nur ihre eigenen Bedürfnisse und Gewohnheiten, sondern auch ihre eigenen Ansichten, ihren eigenen Glauben und ihr eigenes Empfinden.

Und eben deshalb mußten jene Hütten fallen.

Zur Zeit, in der diese Erzählung spielt, hatte das Zerstörungswerk eben begonnen. Eine kleine Anzahl der Häusler hatte sich beschwatzen lassen, ihren Grund und Boden gegen bares Geld zu veräußern. Die alten Hütten waren niedergerissen worden und fast über Nacht war auf dem gewonnenen Platze mit erschreckender Schnelligkeit das vierstöckige Gebäude entstanden, in dem der Meister des Passauer Bäckerjungen sein Heim aufgeschlagen.

Der Todesstoß war damit gegen die stille Straße geführt.

Allzu leicht war der Kampf allerdings nicht. Denn viele Besitzer der kleinen Anwesen klebten an der Scholle, die sie zumeist von ihren Vätern geerbt, und es kostete den Unternehmern oft schwere Mühe, das Stückchen Erde und baufälliges Mauerwerk, den hartgearbeiteten Handwerkershänden zu entwinden.

Der Zähesten und Widerspenstigsten einer war der Vater des kleinen He, der Kaminfegermeister Hinterstoißner.

Wie es der Sohn dem Passauer beschrieben, war sein Häuschen das letzte in der Gasse und das kleinste und unscheinbarste obendrein. Die verlockendsten Kaufanträge waren bereits an dem starren Sinne des eigenwilligen Mannes gescheitert.

Wenn man den Meister in seiner schwarzen Arbeitstracht, mit dem langen, über die Brust wallenden blonden Barte durch die Straße schreiten sah, da war man es sich gleich bewußt, daß man es hier mit einem hartnäckigen Gegner des neuen Systems zu thun habe.

Er verstand sich ja auf menschliche Wohnstätten. Das brachte schon sein Handwerk mit sich. Trotzdem die neumodischen Kamine sein Gewerbe erleichterten, wollte er es doch mit den alten gehalten wissen. Und dafür mußte er seine Gründe haben.

Der Neubau in der eigenen Straße war ihm ein schmerzender Dorn im Auge. Wenn es irgendwie zu umgehen war, vermied er es, die gehaßte Schwelle zu überschreiten. Daher sandte er stets He statt seiner, um die kleinen Reparaturen und belanglosen Arbeiten zu verrichten. Der Knabe war geschickt und verläßlich, und außerdem war es für ihn von Vorteil, sich frühzeitig an die „neue Zeit“ zu gewöhnen.

In mancher Beziehung erstreckte sich die Abneigung des Meisters gegen das Gebäude selbst bis auf die Menschen, die es bewohnten. Daher hatte He auch dem Vater nichts von der neuen Bekanntschaft, die er am Morgen geknüpft, erzählt, obgleich er mit dem raschen Unbedacht seiner Jahre kurzweg entschlossen war, sich den Passauer in enger Freundschaft zu verbinden.

Mit Ungeduld harrte er des Augenblickes, wo der Vater nach beendetem Nachtmahle die Pfeife in Brand stecken würde, was in der patriarchalischen Hausordnung als das Zeichen galt, daß die Tafel aufgehoben sei.

Dann eilte er auf die Straße. Auf einem der anstoßenden Felder trieben einige halbwüchsige Burschen ihr Spiel. He kannte sie alle. Seine liebsten Kameraden waren darunter.

Einen Augenblick zögerte er und überlegte, ob er sich ihnen nicht anschließen solle. Dann aber gedachte er wieder des neuen Freundes, der „nach der Donau und dem anderen Leben“ Heimweh empfand. Er wollte ihn holen und den lustigen Genossen zuführen.

Er fand den Passauer auf der Bank vor dem Thorwege. Ohne viel Umstände forderte er ihn auf, ihm zu folgen. Josef Brunner schüttelte jedoch bedenklich den Kopf: das passe nicht für ihn, er sei zu schwerfällig für so lustige Gesellschaft.

Der kleine He blickte ihn prüfend an. Im Grunde genommen hatte der Bäcker recht. Eine gewisse verschlafene, träge Schwermut strahlte von ihm aus. Man konnte sich diesen großen, starknochigen Jungen nicht gut in lustigen Kreisen vorstellen. Er war für die Arbeit und für die Ruhe geschaffen. Aber an der Freude, dem lauten, beweglichen Genusse hatte er keinen Teil.

Vom Felde her ertönte das Jauchzen der Burschen. He, der wohl einer der Uebermütigsten und Lautesten in jenem Kreise gewesen wäre, wandte den Kopf der Richtung zu, aus der der Lärm erscholl. Dann aber blickte er wieder auf den Passauer, der ihm treuherzig zulächelte. Und als habe er einen raschen Entschluß gefaßt, setzte sich He ungestüm neben ihn auf die Bank und erklärte entschieden: „Gut! Dann bleibe ich bei Dir!“

Eine Weile saßen sie friedlich neben einander und kramten sich gegenseitig ihre Erlebnisse aus. Auf die Dauer jedoch vertrug der Kaminfeger diese beschauliche Unterhaltung nicht. Er fing an, dem Freunde von den Schönheiten der Stadt zu erzählen. Ob er schon das und jenes gesehen? Und als der Passauer immer verneinte, sprang er ungeduldig auf und erklärte, wenn er sich hier in diesem Hause vergrabe, dann könne ihm München allerdings nicht gefallen.

Aus der Schlacht (Aufn. 1914, Bild-Nr. 1)

Fig. 1. Acrylic on Arches 300 gsm watercolour paper, 56 × 76 cm.

Da habe er vollkommen recht, bestätigte der andere phlegmatisch, ohne sich jedoch zu rühren. Das war dem kleinen He nun doch zu arg. Er entschied, daß man auf der Stelle einen ausgedehnten Spaziergang unternehmen müsse, und um seinen Worten größeren Nachdruck zu verleihen, ergriff er die Hand des Bäckers und versuchte, sich fest mit dem Fuße stemmend, den trägen Gefährten von der Bank wegzuziehen.

Lachend stand dieser auf, schüttelte sich wie ein junger Hund und folgte gutmütig dem Kleinen. Ueber die Felder, an den Gemüsegärten vorüber, schritten sie der Bavaria zu.

He war in seinem Elemente. Bald erzählte er, wie viel Kohl, Rüben und Salat in München verzehrt werde, bald machte er den Freund auf die Türme der Frauenkirche aufmerksam, die als das mächtige Wahrzeichen der Stadt aus dem graurötlichen Dunstkreise hervorragten. So gelangten sie auf die Theresienwiese. Die weiße Säulenhalle hinter dem Standbilde leuchtete durch das Abendgrauen feierlich wie ein Tempel herüber.

Einige Schießbuden und Raritätenhütten waren an dem Straßenrande zur Besichtigung aufgeschlagen. Auch ein großes Ringelspiel war darunter, das bei dem hereinbrechenden Dunkel mit seinen zahlreichen, von großen, blanken Reflektoren umgebenen Lampen einen gar feierlichen Eindruck hervorrief.

So etwas hatte Josef Brunner noch nie gesehen. Auf dem Jahrmarkt in Passau waren auch derartige Wunder zu begaffen, aber eine solche Pracht hatte sich der Biedere nicht träumen lassen.

Er konnte sich gar nicht satt daran sehen. He stand neben ihm und summte die Melodie der Drehorgel leise mit. Jetzt sei nichts „Nares“ los, meinte er geringschätzig, das richtige Leben entwickle sich erst im Herbste, beim Oktoberfeste. Aber so überlegen der kleine Mann sich auch stellte, seine lachenden Augen verrieten doch die Genugthuung, die er über das Erstaunen des Genossen empfand.

Als sie den Heimweg antraten, war der Grundstein zu einer treuen Freundschaft gelegt, einer Freundschaft, wie sie eben nur die Jugend kennt, die für jedes Gefühl ihre reichsten Kräfte verschwendet. Dabei bildeten die beiden Knaben schroffe Gegensätze. War Josef um einen Kopf größer, als der schmächtige He, so war dieser geistig und körperlich dem Kameraden an Behendigkeit und Unternehmungslust bei weitem überlegen.

Die breiten, muskulösen Schultern des Passauers schienen ganz dazu geeignet, eine seinen Jahren noch nicht entsprechende Last zu tragen. Aber um den richtigen Punkt zu erspähen, wo eingesetzt werden mußte, um die Last leicht zu heben, den geheimen Vorteil im Griffe zu entdecken, dazu bedurfte es des klaren, findigen Kopfes des kleinen Kaminfegers.

Am deutlichsten trat dieser Unterschied ihrer Veranlagung bei der Art, wie sie ein Vergnügen genossen, zu Tage. Josef mußte meistens erst durch seinen Freund auf das Heitere und Lustige eines Unternehmens, auf das Salz eines Witzes aufmerksam gemacht werden. Dann aber genoß er das Gebotene noch gründlich und behaglich, wenn der rasche Geist He's sich schon längst auf die Suche einer neuen Anregung begeben hatte.

Dieses Verhältnis, das so jäh und anscheinend grundlos aufgestackert war, bewies größere Dauer und Festigkeit, als Knabenfreundschaften sonst sich rühmen können.

Alle Feierstunden wurden gewöhnlich gemeinsam verlebt, und wenn es irgendwie möglich war, stand der Weiße früh morgens am Thore, um mit dem Schwarzen, ehe dieser zur Arbeit ging, einige Worte auszutauschen. Abends wurde der englische Garten gründlich durchstreift und die ganze Stadt einer eingehenden Musterung unterzogen. He spielte bei diesen Streifzügen mit nicht geringerem Selbstgefühl den Cicerone, als ein Monarch, der dem Beherrscher eines andern Staates die Pracht seines Landes zeigt.

So floß der Sommer dahin. Die ersten Mahnungen des Herbstes traten ein, plötzlich, unvermittelt und rauh. Die letzten Septembertage waren noch drückend heiß über der Stadt gelegen, da — über Nacht — hatte sich der bisher klare Himmel mit grauem bleiernen Gewölk behangen, und kalter, dünner Regen rieselte in langen, schrägen Streifen stetig und gleichmäßig hernieder.

Als He des Morgens an der Grünerschen Bäckerei vorübergegangen, war Josef nicht vor dem Hause gestanden. Das war bereits zu wiederholtenmalen vorgekommen, und der kleine Kaminfeger war der letzte, sich unnützen Sorgen hinzugeben. Aber auch abends fand er den weißen Kameraden nicht unter dem Thorwege.

Einige Zeit harrte er geduldig. Als ihm aber die Geduld zu reißen drohte, faßte er sich ein Herz und beschloß, in der Bäckerei Nachfrage zu halten.

Die Arbeitsräume lagen zu ebener Erde in dem rückwärtigen Flügel des Hauses. Um in diesen zu gelangen, mußte man einen kleinen, mit grauen Steinen gepflasterten Hof durchschreiten. Von einem Gesellen erfuhr He, der Freund liege krank oben in der Stube. Damit wandte man ihm den Rücken.

Etwas eingeschüchtert zog sich der Kleine zurück. Er hatte den brennenden Wunsch, Josef aufzusuchen, aber eine unerklärliche Scheu hielt ihn davon zurück.

Trotz ihres täglichen Umganges hatte keiner der Knaben das Heim des andern betreten. Ihre Freundschaft war auf der Straße entstanden und schien nur dort ihre Blüten zu treiben. Bisher war auch von keiner Seite der Wunsch geäußert worden, diesen Bann zu durchbrechen. Es schien fast, als benötigten diese zwei grundverschiedenen Elemente den weitesten Rahmen zu einer einträchtigen Vereinigung, da bei der geringsten Beengung die Gegensätze scharf an einander prallen mußten.

He blieb daher zögernd unter dem inneren Eingange des Thorweges stehen und blickte zu den Fenstern des vierten Stockwerkes empor, hinter denen, wie er wußte, der Bäcker lag. Das schmucklose, turmhohe Mauerviereck mit seinen zahllosen, regelmäßigen Fenstern beängstigte ihn und rief in ihm den Eindruck eines Gefängnishofes wach. Und dort oben — ganz oben — lag sein Freund, der Passauer.

Warmes Mitgefühl schwellte sein Herz. Er hatte bisher nie die Abneigung des Vaters für den Neubau begriffen. Im Gegenteil, das Haus hatte ihm stets sehr vornehm und schön gedünkt, und der Donnerstag, an welchem er dort oben am Dache die Kamine prüfte, war ihm stets eine der liebsten Arbeitsstationen gewesen.

Aber krank gelegen — das wäre er doch nicht gern in diesem Zinspalaste. Da war es doch daheim, in der unscheinbaren Hütte, gemütlicher. Der arme Passauer! Und kurz entschlossen schritt He wieder über den Hof und eilte die Treppe des Hintergebäudes hinauf.

Es war eine schmale Stiege, die in scharfen, raumsparenden Windungen rasch in die Höhe führte. Auf den Absätzen des ersten Stockwerkes stand eine abgehärmte Frau, mit einer häuslichen Arbeit beschäftigt. Sie wandte nicht einmal den Kopf nach dem Besucher.

Wie viele Leute gingen hier ein und aus! Vielleicht war es der Sohn eines Nachbarn! Die Parteien wechselten so rasch, daß man nicht den Namen und die Gesichter bewahren konnte. Heute zogen sie ein, und am nächsten Termine zogen sie oft wieder ihre Straße weiter. Nicht viel besser, als die obdachlosen Zigeuner!

Auf den zu oberst gelegenen Flur mündeten drei Thüren, deren jede ein bedrucktes oder beschriebenes Kärtchen aufwies. Gleich auf der zunächst liegenden las He: „Grüner, Bäckermeister.“ Da mußte es also sein.

Er zog die Glocke. Schlurfende Tritte wurden vernehmbar, und die Thür öffnete sich zu einer schmalen Spalte. Ein verwahrlostes Weib frug nach seinem Begehren.

Ob er den Passauer sprechen könne?

Die Frau nickte, ließ den Kleinen eintreten und wies auf eine dem Wohnungseingange gerade gegenüberliegende Thür. Da He einen Augenblick zögerte, warf sie ihm einen mißtrauischen Blick zu, ob er nicht etwa mit unehrlichen Absichten eingedrungen sei, und rief unwirsch: „Na, so gehen's doch hinein!“

Der Kaminfeger ließ es sich nicht zweimal sagen.

Es war ein mäßig großes, helles Zimmer mit höchst kümmerlicher Einrichtung. Zwischen den zwei niedrigen Fenstern stand ein hölzerner Tisch und über diesem hing ein unscheinbarer, halb erblindeter Spiegel. An der gegenüberliegenden Wand standen in Reih und Glied, wie in der Kaserne, vier Betten mit rotgemusterten Federpolstern. Unter jeder dieser Lagerstätten befand sich ein kleiner Koffer, der die Habseligkeiten der Bäckergesellen barg.

Im letzten Bett, im äußersten Winkel des Zimmers, lag eine menschliche Gestalt. He trat näher — das mußte der Passauer sein.

Er schlief. Mit fieberglühenden Wangen lag er auf dem Rücken, die trockenen Lippen halb geöffnet, die hartgearbeiteten Hände auf der Brust verschlungen. An den Nägeln klebten noch einzelne trockene Teigkrumen, und das Gesicht trug Spuren des Mehlstaubes.

Die Krankheit schien ihn bei der Arbeit überrascht zu haben. Auf dem hölzernen Stuhle neben dem Lager lag seine große Uhr mit der plumpen Silberkette, die ihn mit so großem Stolz erfüllte.

He überlegte. Sollte er den Freund wecken? Es war gewiß besser, er schlief. Und außerdem hatte er ja Zeit.

Der Kaminfeger schlich sich dann auf den Zehen zum Fenster, um dort das Erwachen des Kranken abzuwarten. Er stützte die Ellenbogen auf die Brüstung und blickte von der schwindelnden Höhe in den Hof hinab, der öde und verlassen dalag.

Der Regen fiel unaufhörlich vom dunkelnden Herbsthimmel hernieder. Klatschend schlug er auf die grauen Steine des Pflasters und sammelte sich in den Rinnen und Vertiefungen. Mit seinen jungen Augen konnte He dies alles trotz der schwindelnden Höhe beobachten.

Und gerade so, wie vor wenigen Augenblicken, als er unten gestanden, ängstigte den Knaben dieser kahle, nüchterne Hof, in dem alles so abgegrenzt und gefangen aussah.

Die Fenster des Mauervierecks waren zumeist dunkel und unbelebt. Bei ihm daheim, da hatte die Mutter hinter jedem Fenster einige Blumentöpfe stehen. Seine Augen suchten die Reihen ab, ob er auch hier irgendwo einen solchen Schmuck entdecken würde. Er fand keinen. Nur hinter dem dritten Fenster der Querwand des gleichen Stockwerkes stand ein billiger Strauß, wie ihn die Gärtner feilbieten, in einem Glase.

Die Flügel waren weit geöffnet. Vorhin waren sie geschlossen gewesen. Ein Mädchen saß dort an der Brüstung, über eine Näharbeit gebeugt, an der sie emsig schaffte. Sie schien die Scheiben trotz des kalten Wetters geöffnet zu haben, um noch etwas mehr Tageslicht zu erhaschen.

He konnte ganz deutlich ihr Gesicht sehen. Es war nicht gerade schön zu nennen, aber die Frische der Jugend und eine gedankenlose Güte lagerten darauf und ließen es anziehend erscheinen. Da sie den Kopf leicht vorgeneigt hielt, sah He die kleinen Löckchen, die sich auf ihrem Halse kräuselten.

Das schien ihm wunderschön. Er wurde nicht müde, die Fremde zu bewundern. Plötzlich hielt diese in ihrer Arbeit inne und schnitt mit der Schere den Faden ab. Dann blickte sie zufällig nach dem Fenster, aus dem der Kaminfeger zu ihr hinüberstarrte.

He wurde blutrot. Verlegenheit und Scham erfaßten ihn, gerade als sei er auf der schwärzesten That ertappt worden. Rasch trat er in das Zimmer zurück. Dabei streifte er jedoch so unsanft das Fenster, daß es klirrend gegen die Mauer stieß und das Geräusch den Passauer weckte.

Zum Glücke war die Dunkelheit im Zimmer schon so weit fortgeschritten, daß der Bäcker die geröteten Wangen und die Verwirrung des Freundes nicht gewahrte. Selbst He, der nun seine ganze Aufmerksamkeit dem Kranken zuwandte, hatte bald den kleinen Vorfall vergessen. Als er aber, nachdem er Abschied genommen, das Fenster schloß, da die Abendluft empfindlich kühl wurde, überzeugte er sich doch durch einen raschen Blick, ob das Mädchen noch bei der Arbeit sei. Aber das Fenster war leer.

*

Alle kommenden Abende widmete der kleine Kaminfeger der Pflege des Passauers. Zu seiner Ehre sei es gesagt, daß, so lange dieser mit Schmerzen darniederlag, selbst der Mädchenkopf am benachbarten Fenster He nicht ungebührlich lange in Anspruch nahm. Als aber Josef wieder genas und nur als Rekonvaleszent noch die Stube hüten mußte, da fand auch der Schwarze die alte, sprudelnde Lebensfreude wieder.

Vorerst wollte er das Geheimnis der reizenden Nachbarschaft für sich bewahren. Aber der lustige

Bursche war nicht dazu geschaffen, Freud oder Leid in sich zu verbergen. Bald war der Passauer in alle Einzelnheiten eingeweiht, und es lugten nun statt einem zwei Knabenköpfe nach der fleißigen Arbeiterin hinüber, die regelmäßig bei der hereinbrechenden Dämmerung ihren Platz am offenen Fenster einnahm.

Das Mädchen hatte längst die beiden jugendlichen Bewunderer bemerkt, und es bereitete ihr Freude, hie und da einen Blick oder gar ein freundliches Lächeln hinüberzusenden. Dann aber fuhren die beiden Knaben jedesmal mit roten Köpfen zurück und lachten in der Stube wie über einen gelungenen tollen Streich.

Es war das unschuldigste aller Verhältnisse. Wenn es vom Josef abgehangen hätte, so wäre es auch dabei geblieben, aber des unternehmenden He's Ehrgeiz strebte nach Höherem.

Eines Tages frug er ziemlich unvermittelt den Freund: „Du, sag, wie heißt denn das Fräulein eigentlich?“

Der Passauer schüttelte bedächtig den Kopf. Das wußte er nicht. Wie sollte er auch! In diesem Hause lebte ein jeder für sich. Nun erst gar die Bewohner der Seitenflügel, deren jeder eine eigene Stiege besaß. Von denen wußte man nicht mehr als von den Bürgern einer andern Welt.

Für solche Schwerfälligkeit hatte der kleine He nur einen mitleidigen Blick. „Na, ich werde es schon erfahren!“ meinte er überlegen und väterlich.

Und er erfuhr es! Schon am folgenden Tage teilte er dem Passauer mit, der Gegenstand ihrer heimlichen Liebe heiße Elise Maier und verdiene das tägliche Brot durch Nähen.

Diese Wissenschaft änderte jedoch nicht viel in ihrem Verhältnisse. Ja, selbst in ihren Gesprächen blieb Elise Maier das „Fräulein“.

Die Näherin lebte anscheinend zurückgezogen. Sie verließ gewöhnlich nur vormittags das Haus, um die fertige Arbeit abzuliefern und neue zu holen.

In so weit war Josef vom Glück mehr begünstigt als He. Denn hatte dieser die Verhimmelte noch nie auf der Straße getroffen, so war der Passauer ihr schon öfter im Thorwege von Angesicht zu Angesicht gegenüber gestanden. Allerdings hatte er sich dann jedesmal scheu in die Ecke gedrückt, um nicht erkannt zu werden. Diese Scheu trug ihm dann vom Kaminfeger den ärgsten Spott ein. Jedesmal nahm er sich vor, bei der nächsten Gelegenheit sich bemerkbar zu machen, aber sowie er die schmiegsame Gestalt auf sich zukommen sah, waren die guten und kühnen Vorsätze vergessen.

*

Wochen zogen ins Land. Da — eines Abends — als He die Straße heruntergeschritten kam, um den Passauer aufzusuchen, sah er wenige Schritte vor sich eine schlanke weibliche Gestalt, deren Anblick sofort sein Herz stürmisch schlagen ließ.

Er beschleunigte seine Schritte, um sich Gewißheit zu verschaffen. Es war kein Zweifel: das „Fräulein“ schritt da vor ihm her.

Ohne zu überlegen, folgte er ihr. Zuerst ohne sich Rechenschaft zu geben, was er that, dann aber, als sich die erste freudige Ueberraschung gelegt, aus vorwitziger Neugierde.

Die Näherin schlug den kürzesten Weg zum englischen Garten ein. Ohne sich umzublicken, eilte sie vorwärts. He hatte Mühe, sie in den belebten Straßen immer im Auge zu behalten, ohne von ihr bemerkt zu werden.

So erreichten sie die Anlagen. Die Dämmerung war weit vorgerückt, und über den Wiesen lagerte sich ein weißer Nebel. Von der Königinstraße herüber glänzten die Lichter durch die nur spärlich belaubten Bäume.

Auf einer der ersten Bänke ließ sich das „Fräulein“ nieder und spähte den Pfad hinauf.

Dabei mußte sie den Knaben, der unentschlossen in einiger Entfernung stehen geblieben war, bemerkt haben, denn gleich darauf erhob sie sich wieder und suchte eine noch entlegenere Ruhebank auf.

Aber He folgte ihr auch dahin. Scheu schlich er sich näher. Als er nur noch wenige Schritte entfernt war, rief ihn das Mädchen erzürnt an. Was er denn von ihr wolle? Ob er ein Spion sei? Und wer ihn zu diesem sauberen Handwerke angestiftet?

Ihre Stimme klang gereizt und zornig. Der kleine He war tief betroffen. Er vermochte nur etwas Unzusammenhängendes von ihrer Freundlichkeit und von benachbarten Fenstern zu stammeln.

Nun erst schien ihn das „Fräulein“ zu erkennen. Der Unmut schwand aus ihrem Gesichte. Sie ließ den Kleinen sich auf die Bank setzen und stellte ein ordentliches Verhör mit ihm an.

Der Kaminfeger hatte bald seinen alten Frohsinn wieder gefunden. Er schwatzte seiner Angebeteten das tollste und ungereimteste Zeug vor und weihte sie in seinen friedlichen Lebenslauf ein.

„Du bist also in mich verliebt?“ frug das Mädchen, ihre Heiterkeit mühsam verbergend.

He nickte ernsthaft.

„Und Dein Freund auch?“ frug sie belustigt fort.

Auch das wurde ihr bestätigt.

„Aber eifersüchtig bist Du wohl nicht?“

He blickte sie befremdet an. Er schien sie nicht zu verstehen. Daher fügte sie erklärend hinzu. „Auf Deinen Freund, meine ich? Wenn ich den lieber hätte als Dich?“

Das war dem Knaben noch nie eingefallen. Sie hatten ihre Liebe wie jedes andere Vergnügen als Gemeingut aufgefaßt. Nun aber ahnte er, daß das auf die Dauer nicht möglich sei.

„Sie haben den Passauer lieber als mich?“ frug er ängstlich.

Das Mädchen lachte. Sie strich ihm mit der Hand das Haar aus der Stirn. „Nein — nein! Sei nur ruhig! Du bist mir der Liebste! Aber jetzt gehe hübsch artig nach Hause!“

Damit nahm sie seinen Kopf zwischen die Hände und küßte ihn auf die Stirn.

Beseligt, verwirrt, überrascht lief He davon. Sie hatte ihm gesagt, er solle gehen, und er war glücklich, ihr folgen zu dürfen. Er frug sie nicht, warum sie ihn wegschicke, noch was sie zu dieser Stunde im englischen Garten suche. Es war ihm völlig genügend, daß sie ihn lieb hatte.

Mit fieberhafter Erregung erzählte er dem Passauer den Vorgang. Nur die Frage der Eifersucht verschwieg er ihm. Denn dann hätte er ihm auch sagen müssen, daß das Fräulein ihn lieber habe. Und das mußte ja den guten Burschen kränken.

Er fühlte Mitleid mit ihm! Er schämte sich fast, in so hohem Grade vom Glück begünstigt zu sein. Aber allerdings — in Zukunft mußte er darauf bedacht sein, daß seine bevorzugte Stellung dem Fräulein gegenüber gewahrt werde. Es war ja doch seine „Liebe!“

Der Bäcker schüttelte zweifelnd den Kopf. Es bedurfte aller Schwüre des Freundes, um ihn von der Wahrheit der Erzählung zu überzeugen. Daß solche Gunstbezeigungen wie ein Kuß so leicht zu erlangen seien, das hätte er nicht geglaubt.

*

Der folgende Tag war ein Donnerstag. Ueber Nacht war der erste Schnee gefallen und lag weich und weiß über den Dächern.

He hatte die Nacht fast schlaflos zugebracht. Es war das erstemal, daß er seinen festen Kinderschlummer nicht gefunden. Das Uebermaß seines Glückes ließ ihn nicht zur Ruhe kommen. Selbst im Halbschlafe hatte er das Gefühl, es sei ihm etwas Großes begegnet, eine tiefe Aenderung in seinem Leben erfolgt.

Früher als sonst trat er seinen Arbeitstag an. Auch ging ihm die Arbeit weit rascher als gewöhnlich von der Hand. So kam es, daß er zu ungewöhnlich früher Stunde auf dem Neubau in der Petersgasse anlangte.

Gewöhnlich hielt sich Josef den Donnerstag zur Stunde, wo He eintraf, im Hofe auf, um mit dem Freunde einige Worte, ehe dieser das Dach bestieg, auszutauschen.

Vorerst wollte der Kaminfeger auf den Bäcker warten. Dann aber fiel ihm ein, es sei besser, rasch die Arbeit zu erledigen und dann das Plauderstündchen zu halten.

Gleich darauf stand er oben auf dem Dache und pfiff, während seine Kugel durch den Kamin rollte, sein lustiges Lied gegen den grauen Himmel.

Was ging ihn der Schnee an, der über Nacht auf die Erde gefallen war? In seinem Herzen war es Frühjahr! Da knospete und sprießte der Mai! Er war doch ein glücklicher Mensch! Liebe und Freundschaft — wie wenige konnten sich des gleichen Reichtums rühmen! Keusche Liebe und treue Freundschaft! Es war das Schönste und Beste auf der Welt. Das wußte er trotz seiner jungen Jahre.

Da fiel es ihm ein, daß, wenn er bis an den äußersten Rand des Daches kletern würde, er aller Wahrscheinlichkeit nach in das Zimmer des Fräuleins sehen könne.

Diese Aussicht reizte seine Neugierde und Unternehmungslust auf das höchste. Und dann — vielleicht — er war ja vom Glück begünstigt — saß sie gerade am offenen Fenster, und er würde sich bemerkbar machen, durch einen Hurraruf oder dergleichen. Sie würde sich ängstigen, ihn so nahe am Abgrund zu sehen, und sie würde ihn bewundern.

Obendrein war die Sache gar nicht so gefährlich, wie es den Anschein hatte. Allerdings mußte er sich von der Sicherheitsschnur, an der er befestigt war, loslösen, da diese nicht so weit reichte. Aber wenn er sich mit den Händen an der Dachrinne festhielt, so war gar keine Möglichkeit, in die Tiefe zu stürzen.

Vorsichtig, da die wässerige Schneedecke leicht gleiten konnte, kroch er dem äußersten Dachrande zu. Sein Gesicht glühte vor Freude über den tollen Streich. Bald war das Ziel erreicht.

Aber das Fenster der Näherin war geschlossen und mit einer weißen Gardine verhangen.

Die grauen Pflastersteine des Hofes gähnten unheimlich herauf. Im Thorwege lehnte der Passauer im weißen Arbeitskittel. Er wartete auf He. Es schlug gerade die Stunde, in der er gewöhnlich auf dem Neubau eintraf. Der Bäcker hatte keine Ahnung, daß sein Freund schon längst oben auf dem Dache war.

He verspürte die größte Lust, dem Ahnungslosen einen Schneeball zuzuschleudern, aber es war doch zu gefährlich, die Hände frei zu geben.

Langsam schickte er sich an, den Rückweg anzutreten. Da — war das nicht das „Fräulein“, die aus dem Thorweg trat? Sie schien einen Einkauf besorgt zu haben, denn sie trug ein Päckchen auf dem Arm.

Wie sie an dem Passauer vorüberkam, blieb sie stehen. Sie sprach zu ihm. Vielleicht frug sie nach ihm, dem Kaminfeger.

Nein doch — sie schien zu lachen! Dann trat sie einige Schritte in den Hof zurück. Der Passauer folgte ihr — er faltete die Hände wie bittend — und da — da beugte sie sich nieder — und küßte jenen — gerade wie sie gestern ihn geküßt hatte!

Ein plötzliches leidenschaftliches Weh durchzuckte den kleinen He. Das war Verrat! Schwarzer Verrat! Er konnte es nicht fassen — nicht fassen. Die erste Täuschung vernichtete all seinen Glauben. Es war gewiß nicht das erstemal, daß der Passauer das „Fräulein“ geküßt. Er vermochte an nichts mehr zu glauben. An nichts!

Er schlug die beiden Hände vor die Augen! Ein Schluchzen durchwühlte seine Brust. Und da — da wich die weiche Schneedecke — ein hastiges Tasten — und sausend flog der kleine Körper in die gähnende Tiefe — gerade vor die Füße des Passauers. Ein dumpfer Fall — sprachloses Entsetzen — dann urplötzlich ein wilder, leidenschaftlicher Schrei.

Der Weiße kniete neben dem entseelten Schwarzen, aus dessen Lippen dunkle, rote Tropfen auf das graue Pflaster sickerten. In diesem Augenblicke fing es an heftig zu schneien, als ob der Himmel die Leiche rasch zudecken wollte.

Die Leute umstanden mitleidvoll den Toten und den Lebenden. Einige suchten auf diesen mit Fragen einzudringen. Er aber achtete nicht auf sie. Was hatte er denn gethan? Seiner Meinung nach nichts Unrechtes! Er hatte das „Fräulein“ um einen Kuß gebeten — da es gar so einfach war.

Und deshalb hatte He — sein Liebstes und Bestes — sterben müssen. Denn daß es deshalb war — das fühlte er — das hätte ihm keiner zu sagen gebraucht.

Starr, fassungslos blickte er gegen den strengen Himmel. Die Schneeflocken legten sich auf seine glühende Stirn und Schläfen — zerflossen dort und rannen als große, kalte Tropfen über seine Wangen. Es war gerade, als ob ein barmherziger Gott dem Schmerze dieses Kindes die lindernden Thränen schenken wollte, die ihm die Natur versagte!

Schloß Plaue.

Vergeltung. Die Empörung im Lande war nicht länger zurück zu halten. Bürger und Bauern rotteten sich im Jahre 1414 zusammen, schlossen sich dem Heere des Markgrafen Friedrich an und rückten nun vereint von einer Feste zur andern. Ueber zwanzig Burgen sind damals dem Erdboden gleichgemacht worden. Auch Friesack und Plaue fielen in die Hände der Belagerer. Hans von Quitzow geriet in Gefangenschaft, trotzdem er versucht hatte, im Wasser sich dem Feinden zu entziehen, indem er sich im Schilf verborgen hielt und durch ein Rohr Luft einsog. Dietrich von Quitzow entkam und ist dann elendiglich in der Fremde umgekommen.

Ein Besuch des Schlosses am blauen Havelstrome mit seinem herrlichen, schattigen Parke, den alterthümlichen Räumen, die in ihrer Einrichtung, den Bildern, Täfelungen, Schmuckkasten, Tapeten, Decken und Kaminen uns frühere Zeiten

Von den Quellen der Havel bis zur Elbe.

Von

A. Trinius.

Mit Abbildungen von Willy Stöwer.

VII.

Zwischen Schloß Plaue und Elbe.

Von Stadt Brandenburg an bis Plaue entfaltet die Havel noch einmal ihren ganzen Zauber charakteristischer Schönheit. Das Bild eines Flusses ist völlig aufgehoben. Wie schon bei Wannsee beginnend, reiht sich hier wieder See an See, Bucht an Bucht; trauerische Eilande steigen aus der blauen Flut, Halbinseln schieben sich, von Baumkronen überwölbt, von Schilf und Weidengebüsch umkränzt, tief hinein in die sonnenglitzernden Wellen. Es ist ein Genuß, über diese kraus verschlungenen Wogen dahin zu gleiten, welche bald von dunklen Wäldern eingerahmt erscheinen, bald weite Blicke über flaches, unendlich sich dehnendes Land gewähren, echtes Havelland, das im Frühjahr, wenn das Hochwasser sich einstellt, nun einem einzigen, mächtigen See gleicht.

Ungefähr eine Stunde hinter Brandenburg leuchtet uns der umfangreiche Plauesche See entgegen. Es ist dies kein einzelner, abgeschlossener See, sondern ein Gewirr von Wasserflächen. Bildete bisher die Havel von Ketzin über Brandenburg bis Plaue die südliche Grenze des Regierungsbezirks Westhavelland, so wendet sie sich jetzt im scharfen Knick nach Norden und stellt nun bis zum Dorfe Vehlgast die westliche Grenzlinie dar. Dicht an dem Städtchen Plaue beginnt der Plauesche Kanal, der in den Jahren 1743 bis 1745 angelegt wurde, die Schiffahrt zwischen Berlin und Magdeburg abzukürzen. Er verbindet die Havel mit der Elbe bei Parey, wird von der Ihle gespeist und von der Stremme durchschnitten. Unserer jagenden Neuzeit hat dieser Wasserweg, der einst als eine große Verkehrserrungenschaft begrüßt wurde, nicht mehr genügt, und so hat man neuerdings noch aus ihm heraus den Neuen Plauerschen Kanal angelegt (auch Ihle-Kanal genannt), welcher bei Niegripp die Elbe erreicht.

Das Städtchen Plaue ist von einem ungemein anziehenden, anheimelnden Reize. Zu der malerischen Lage gesellt sich das Aeußere des Städtchens, das sauber, behaglich, gut gehalten dreinschaut, nicht ahnen lassend, daß hier im Grunde genommen die Armut von jeher zu Hause war. Aber sie vermochte doch den Sinn nicht zu ertöten, auch mit bescheidenen Mitteln sich das bißchen Erdendasein wohlig und ansprechend auszugestalten, dem kärglichen Leben Sonnenblicke abzugewinnen. Obgleich es das Recht besitzt, sich ein Städtchen nennen zu dürfen, macht es doch weit eher den Eindruck eines Fischerdorfes. Fischer und Schiffer wohnen hier seit Jahrhunderten am Wasser, dem sie mühsam des Lebens knappen Unterhalt abgewinnen.

Des Städtchens Stolz und Zier ist sein Schloß am See, das sich kühn aus den Fluten aufbaut. Schloß Plaue nimmt in der Geschichte der Mark Brandenburg eine nicht unbedeutende Stellung ein. Der Name des verwegenen Adelsgeschlechts von Quitzow ist aufs engste damit verknüpft. Von dergleichen märkischen Nestern zu reden oder zu schreiben, wenigstens für solche, welche außerhalb des brandenburgischen Gebietes wohnen, wäre noch vor einem Jahrzehnt Vermessenheit gewesen. Die Namen der schottischen und englischen Schlösser, Tories und einsamen Heiden waren uns durch Shakespeares Dramen geläufiger und vertrauter als jene Stätten im eigenen Vaterlande, Stätten, die mindestens gleichen Anspruch auf Bedeutung und Interesse erheben dürften, als jene im Nebelgrau englischer Geschichte verschwimmenden Ortschaften. Seitdem ist auch hierin ein Wandel geschaffen worden.

Das vierzehnte Jahrhundert war für die arme Mark Brandenburg ein harter Prüfstein. Wittelsbacher und Luxemburgische Herrschaft stritten sich um den Vorrang, währenddessen die Mark zum Spielball frecher Willkür herunterkam und Straßenraub wie wildes Fehdewesen immer üppigere Blüten trieben. Allen voran thaten es die Quitzows. Sie waren die Mächtigsten im Lande, die sich mit Herzogen verbanden, gegen Fürsten Krieg führten. Dietrich von Quitzow saß auf Schloß Friesack, sein Bruder Hans in Plaue. Endlich schlug aber auch für sie die Stunde der

Am Plauer See.

Erinnernden hier, sowohl in den Innenräumen wie in ihrer Verbindung mit der äußeren Umgebung des Schlosses, das sich nach einer Seite hin gerade aus dem Wasser erhebt.

Seit langer Zeit sitzt hier das Geschlecht der Grafen von Königsmark. Oftmals hat das Schloß hohe und höchste Gäste aus dem preußischen Königshause beherbergen dürfen, die sich immer hier auf der alten Feste wohl fühlten, um deren Mauern einst der Kampf so hart getobt hatte. Erst im Jahre 1890 sah Stadt und Schloß Plaue einen Festtag, wie es ihn schwerlich bis dahin erlebt haben dürfte. Grafin Alice von Königsmark feierte ihre Vermählung mit dem Freiherrn Moritz von Bissing, Oberst und Kommandeur des Regiments der Garde du Corps, Flügeladjutant Kaiser Wilhelms II. Ueber zehntausend Fremde füllten die festlich geschmückten Gassen des Nixherstädtchens: Verein an Verein mit flatternden Fahnen und schmetternden Kapellen. Und drinnen im Banketsaal des alten Schlosses des Raubritters Hans von Quitzow hob ein jugendlicher, willensstarker Kurier das Glas und trank auf die Gesundheit des jungen Paares, während draußen an der Terrasse, die zur Havel niederfällt, Schiffer und Fischer in bunten Trachten sich anschickten, den

Alte Brücke in Ketzerow.

Digitized by Google

Die Kathedrale von Amiens.

Die Kathedrale von Amiens. Die Kathedrale von Amiens, welche wir unsern Lesern in einer Ansicht des Innern vorführen, ist eine der größten und schönsten Kirchen Frankreichs. Sie wurde im Jahre 1220 begonnen und 1288 vollendet. Ihre Länge beträgt 426 Fuß, ihre Breite 145 Fuß, ihre Höhe 140 Fuß. Ihr Grundriß hat die Form eines lateinischen Kreuzes. Das Hauptportal ist mit Statuen und Reliefs geschmückt, welche Scenen aus dem Leben Christi darstellen. Die Kathedrale besitzt 3 Thürme, von denen der eine 360 Fuß hoch ist. Sie enthält 3 Orgeln, 110 Fenster und 56 Kapellen. Ihr Chor ist mit 72 Chorstühlen versehen, welche mit Schnitzwerk verziert sind. Die Kathedrale ist dem heiligen Johannes dem Täufer geweiht. Sie ist der Sitz eines Bischofs, welcher 1822 Pfarrer und 1000 Priester unter sich hat. Amiens ist die Hauptstadt des Departements der Somme und hat 35,000 Einwohner. Es ist eine alte Stadt, welche schon zu Cäsars Zeiten bestand. Sie ist Sitz eines Gerichtshofes, eines Handelsgerichts, einer Handelskammer, einer Akademie und eines Gymnasiums. Ihre Industrie ist bedeutend. Sie fabricirt Wollenzeuge, Leinwand, Baumwollenzeuge, Teppiche, Leder, Papier, Seife, Liqueure, Essig, Bier und Chocolade. Ihr Handel ist lebhaft. Sie hat 2 Häfen, einen Kanal und 2 Eisenbahnen.

Das Innere der Kathedrale von Amiens.

Die Kathedrale von Amiens.

Digitized by Google

Ueber den Aufbau der Alpen.

Von

A. von Lendenfeld.

Keine von all den Erscheinungen, die wir mit unseren Sinnen wahrnehmen, ist dauernd; alle sind bloße Stadien der in stetem Wechsel aus einander sich entwickelnden Formen des Absoluten: Momentphotographien aus „der Erscheinungen Flucht“. So auch die Alpen. Wie sehr die mächtigen Bergmassen den Eindruck des Unveränderlichen und Dauernden machen, so sind sie doch in Wahrheit höchst vergängliche Bildungen, Entwicklungsstadien der Oberflächengestaltung unseres Planeten. Der durch die fortwährende Abkühlung hervorgebrachten stetigen Schrumpfung der Erde verdanken sie ihre Entstehung und ihr auch jetzt noch andauerndes Wachstum; die Sonnenstrahlung aber, die sich des Wassers als Werkzeug bedient, arbeitet ebenso stetig an ihrer Vernichtung und an der Ausgleichung aller Höhen und Tiefen der Erdoberfläche. So sind die Alpen der Kampfplatz zwischen den terrestrischen und solaren Einflüssen. All die mannigfachen Formen der Berge und der Thäler sind nichts anderes als die Resultirenden dieser einander entgegen arbeitenden Kräfte.

So lange die Erde noch flüssig war, konnte die Abkühlung und die mit ihr Hand in Hand gehende Schrumpfung natürliche keine Unebenheiten ihrer Oberfläche zu stande bringen. Alle Teile zogen sich gegen ihren Schwerpunkt (Mittelpunkt) zusammen; ihr Durchmesser verkleinerte sich stetig, aber ihre Oberfläche blieb glatt wie der Spiegel des Meeres. Als jedoch die Abkühlung so weit gediehen war, daß sich an der Oberfläche eine starre Decke von Gestein, einer Eisdecke ähnlich, gebildet hatte, da mußte die weitere Abkühlung und Zusammenziehung zur Bildung von Alpenketten führen. Der noch immer flüssige oder doch plastische Erdkern konnte leicht dem durch die Abkühlung ausgeübten Zuge folgen, nicht so aber die starre Decke, die Erdrinde, welche auf seiner Oberfläche schwimmt. Unter ihr weicht, infolge der Zusammenziehung, der Erdkern fortwährend zurück, so daß sie keine Stütze hat und ihr eigenes Gewicht, einer ungeheuren Wölbung gleich, selber tragen muß. Dies konnte sie nicht, weil sie zu dünn und zu schwach war und obwohl sie fortwährend — durch die fortschreitende Erstarrung des Kerns — an Dicke und Widerstandskraft zunahm, so kann sie es doch bis zum heutigen Tage nicht: der in ihr durch ihre eigene Schwere zu stande kommende Seitendruck runzelt und faltet sie, gerade so wie die Oberhaut eines Apfels, wenn dieser durch Verdunstung seines Wassergehaltes an Volumen verliert, gerunzelt und gefaltet wird. Und sowie durch die Faltung Raum geschafft wird, sinken ausgedehnte, bisher frei getragene Teile der Erdrinde hinab in die Tiefe, die Falten, welche ihre Ränder umgeben, immer höher emporwulstend und neue, den alten parallele Faltenreihen bildend.

In der gefalteten Gegend ist nun die Krustenunität unterbrochen, und an ihr sinkt die losgebrochene Scholle — stets auf den zurückweichenden flüssigen Kern sich stützend — tiefer und tiefer hinab. Bald überflutet das Meer die versunkene Scholle, und auf ihr lagert sich das Material ab, welches die Flüsse von den umliegenden Ländern herabbringen.

Eine solche versunkene Erdscholle ist es auch, welche das Becken der Adria gebildet hat. Der adriatische Einbruch ist schmal, von Südost nach Nordwest in die Länge gestreckt und am nordwestlichen Ende so nach Westen umgebogen, daß sein oberes Endstück ostwestlich verläuft. Ringsum begleiten mächtige Falten der Erdrinde die Ränder dieser versunkenen Scholle: im Osten das illyrisch-griechische Gebirge, im Südwesten der Apennin und im Norden die Alpen. Diese Gebirge hängen derart mit einander zusammen, daß sie das adriatische Becken einer geschlossenen Mauer gleich allseitig umgeben; nur im Südosten ist letztere unterbrochen: hier steht die Senkung der Adria durch die Straße von Otranto mit der Mittelmeer-Depression im Zusammenhange.

Der größte Teil der adriatischen Senkung ist heute noch meererfüllt. Nur das obere, nach Westen umgebogene Ende derselben ist von den Geröllmassen angeschüttet worden, welche die Gewässer von den sie umgürtenden Gebirgen herabgebracht haben. Jetzt durchfließt ein mächtiger Strom, welcher die meisten von diesen Bergwässern aufnimmt, jenes junge Schwemmland. Das ist der Po.

Am großartigsten entwickelt ist das Faltengebirge der Randzone dieser adriatischen Senkung im Norden und im Nordwesten, wo der mächtige Bergwall der Alpen das alluviale Schwemmland der Poebene umspannt.

Die Alpen sind aus Gesteinen jeden Alters, von dem Ur-Gneis bis zu den erst gestern angeschwemmten fluviatilen und glacialen Schuttanhäufungen zusammengesetzt. Aber diese neuesten Bildungen, sowie überhaupt alles, was seit dem Ende der Tertiärzeit in den Alpen abgelagert wurde, hat an der Faltung nicht merklich teilgenommen und liegt in horizontaler Schichtung, discordant, den älteren, gefalteten primären, sekundären und tertiären Schichten auf. Daß die tertiären Schichten noch mit gefaltet sind, beweist die Tatsache der Faltung bis über die Zeit der Bildung dieser Schichten hinaus. Der Parallelismus und das Ineinanderpassen der Falten, namentlich der sekundären, am Aufbaue der Alpen teilnehmenden Gesteine, zeigt ferner, daß die Alpenfaltung erst nach der (natürlich horizontalen) Ablagerung dieser Schichten begann. Die Alpen sind also ein junges Gebirge, dessen Emporfaltung vor verhältnismäßig kurzer Zeit, vielleicht zu Ende des Tertiär, stattgefunden hat. Damals muß die Faltenbildung ziemlich rasch vor sich gegangen sein, und obwohl wir keineswegs behaupten können, daß die Emporfaltung im Gebiete unserer Alpen seither ganz aufgehört hat — die alpinen Erdbeben weisen wohl auf ihre Fortdauer hin — so zeigt doch die wenig unveränderte, horizontale Lagerung der seitdem gebildeten Ablagerungen, daß in neuerer Zeit diese Faltung langsamer vor sich geht als früher.

Die Faltung ist nicht eine einfache, sondern eine vielfache: zahlreiche Faltenreihen liegen hinter einander. Während nun die innersten von diesen Falten der Bruchlinie oder den Bruchlinien — denn auch solcher gibt es mehrere kolonnenförmig hinter einander liegende — streng parallel sind, weichen sie nach außen hin immer mehr von der Richtung ab, was auf die Verschiedenheit der Widerstände benachbarter Teile der Erdrinde zurückzuführen ist. Namentlich gilt dies von jenen äußersten Falten im Nordwesten, die den Jura zusammensetzen, welcher durch eine breite Depression von den mittleren und inneren, dicht zusammengedrängten Gesteinsfalten der Alpenkette getrennt ist.

In ihrem östlichen Teile, zwischen dem bayrischen Flachlande und dem Schwemmlande, an der Nordküste der Adria, ist die Alpenkette am einfachsten gebaut. Hier setzt sie sich aus einer einfachen, aus Gneis und Glimmerschiefer bestehenden, von Granitintrusionen und Marmorstreifen unterbrochenen Zentralzone zusammen, an welche sich nach Norden und nach Süden hin immer jüngere Gesteine anschließen. Dieser axialen Zentralzone gehören die höchsten Perggipfel dieser Strecke der Alpenkette an, und sie durchzieht die Wasserscheide zwischen dem Jungebiete im Norden und den Gebieten der Rienz und Drau im Süden. Im Norden und Süden lehnt sich Phyllit an die Zentralzone an, und in den Phyllit, welcher viel weicher und leichter verwitterbar als der zentrale Gneis und der Kalk der Nebenketten ist, sind bedeutende Längsthäler eingeschnitten — im Norden das Ober-Pinzgau-, im Süden das Pusterthal. Diese trennen das zentrale Urgebirge von den Nebenketten. Auf den Phyllit folgt im Norden wie im Süden je ein schmaler Streif paläozoischen Gesteins, und an diese schließen sich die mesozoischen, größtenteils aus triassischem Kalk zusammengesetzten Gebirge der sogenannten nördlichen und südlichen Kalkalpen an. Außen begleiten jüngere Kreide-, Flysch- und Eocänbildungen den Triaskalk, und diese tauchen hinab unter das alluviale Schwemmland, welches sich im Norden sowohl als im Süden an die Alpenkette schmiegt.

Komplizierter ist der Bau des Gebirges im Osten und im Westen. Im Osten spaltet sich die Alpenkette in zwei Aeste, von denen der eine, nordöstliche, gegen die Karpathen hin gerichtet ist und einen Teil der Nordwesteinfassung des pannonischen Einbruches bildet, während der andere, südöstliche, zu dem illyrisch-griechischen Gebirge hinüberzieht und an der Bildung der Nordosteinfassung des adriatischen Einbruches teilnimmt. Nach Westen hin verbreitert sich die Alpenkette, und immer verworrener werden die Schichten. Große Granit- und Porphyrmassen treten am Innenrande der zentralen Urgebirgszone auf, und mesozoische Kalke, Phyllit und paläozoische Gesteine dringen von Norden her in denselben ein, so daß zwischen dem Garda- und Bodensee zwei Urgebirgszüge und drei mesozoische „Kalkalpen“-Ketten zu stande kommen. Die innere, mesozoische Nebenzone verschmälert sich nach Westen hin immer mehr und teilt sich in der Gegend des Lago Maggiore ganz aus. Westlich von diesem See taucht das zentrale, hier die größte Breite erreichende Urgebirge direkt unter das alluviale Schwemmland der Poebene. Bald beginnt auch das Urgebirge der Zentralzone selber sich zu verschmälern, und bei Cuneo, wo sich die Alpenkette wieder nach Osten zurückbiegt, um mit den ligurischen Apennin in Verbindung zu treten, teilt sich auch diese aus; im weiteren Verlaufe der Alpenkette stößt die äußere mesozoische Nebenzone — die sogenannten „nördlichen Kalkalpen“ — an das Alluvium der Poebene.

Kolossal verbreitert ist in dem westlichen, umgebogenen Endstücke der Alpenkette die äußere Nebenzone, welche hier mehrere Urgebirgsinseln enthält. Solche sind die Montblanc-gruppe, der Pelvoux und die Seealpen. Quer schneidet die Strandlinie Marseille-Genua dieses fächerförmig verbreiterte Ende der äußeren Nebenzone ab.

Gewaltige, dem Rande der versunkenen Scholle parallele Bruchlinien, denen entlang stets die dem Einbruche zugekehrte Seite abgesunken ist, durchziehen die innere nur wenig gefaltete Nebenzone. Hochgefaltet und vielerorts merkwürdig zerknittert und über einander geschoben sind dagegen die Gesteinsschichten, welche die Zentralzone und namentlich die äußere Nebenzone zusammensetzen.

Wohl verständlich erscheint uns all dies, wenn wir es von unserm eingangs skizzierten Standpunkte in Betreff der Entstehung der Alpenketten betrachten: wir setzen in den Faltungen und Ueberschiebungen der Zentral- und Außenzonen die Folgen des gewaltigen Seitendruckes, dem zu widersetzen die Erdrinde zu schwach war, und wir erkennen in den großen Brüchen der wenig gefalteten Innenzone die kolonnenförmig hinter einander liegenden Spalten, denen entlang die adriatische Scholle hinabsank. All dies ist als die Wirkung der einen von den beiden oben erwähnten ursächlichen Kräfte, deren Zusammenwirkung die gegenwärtige Gestalt der Alpen zu stande gebracht hat, der terrestrischen, anzusehen.

Wir wollen uns nun, nachdem wir diesen terrestrischen Einfluß auf die Entwicklung des europäischen Hochgebirges betrachtet haben, der zweiten von den hier in Betracht kommenden ursächlichen Kräfte, dem solaren Einflusse, zuwenden. Die Wirkungen der Sonne sind zweierlei Art: direkte und indirekte. Der direkte Einfluß der Sonne auf die durch terrestrische Kräfte emporgehobenen Gesteine beruht auf der durch die Sonnenstrahlung verursachten Erwärmung der exponirten Felsoberflächen. Mit Macht brennt die Sonne, die im Hochgebirge eine dünnere Luftschicht zu durchstrahlen hat als im Tieflande, herab auf die kahlen, vegetationslosen Felsen der südlichen Abhänge und erwärmt sie tagsüber beträchtlich. Ebenso ist infolge der geringeren Dicke der sie bedeckenden Luftschichten auch die nächtliche Wärmeausstrahlung hier oben eine größere wie unten im Thale: sehr stark kühlen sich die Felsen in klaren Nächten ab. Durch die Erwärmung dehnen sie sich tagsüber oberflächlich aus, durch die Abkühlung ziehen sie sich des Nachts wieder zusammen. Hierdurch wird ihr Gefüge gelockert; es entstehen winzige Spalten, in welche an warmen Tagen das Schmelzwasser des Hochschnees eindringt, und in welchen es dann in kalten Nächten gefriert, dabei sich ausdehnend und die Spalten erweiternd. Dies wiederholt sich oft, und endlich wird ein Stück des Felsens losgesprengt. So zersprengt die Sonne die Felsen, welche die terrestrischen Kräfte emporgehoben haben.

Die indirekte Wirkung der Sonne auf das Hochgebirge beruht darauf, daß durch die von ihr ausgehende Wärme Wasser verdunstet und Winde erzeugt werden. Der Passatwind, welcher die Luft von den kalten Polen zum Aequator führt, der Gegenpassat, welcher sie, nachdem sie in den Tropen emporgestiegen ist und sich dabei abgekühlt hat, zu den Polen zurückführt, sowie alle lokalen Winde sind Folgen der Ungleichheit in der Erwärmung verschiedener Teile der Erdoberfläche durch die Sonne.

Das Wasser, welches in den Tropen verdunstet, wird durch diese Luftzirkulation über die ganze Erde verteilt, die feuchten Südwestwinde lassen, wenn sie an die Alpenkette herankommen und durch sie gezwungen werden, in höhere Regionen anzusteigen — wobei sich die Luft ausdehnt, abkühlt und Feuchtigkeitskapazität verliert — einen Teil des in den Tropen aufgenommenen Wassers niederfallen, in großer Höhe als Schnee, in der Tiefe (im Sommer) als Regen.

Der Schnee, welcher in der Hochregion fällt, gleitet über alle hinreichend steilen Abhänge in Gestalt von Lawinen herab, alles durch die Temperaturschwankungen losgebrochene Felsenmaterial mit sich in die Tiefe reißend. In den sanfter geneigten Hochmulden sammelt er sich an und sintert zu Eis zusammen, welches in Gestalt von Gletschern thalab fließt. Alle von den Lawinen mitgerissenen oder frei gefallenen Felstrümmer tragen diese mit sich zu Thal. Einige von jenen Blöcken bleiben auf dem Rücken des Gletschers, Seiten- und Mittelmoränen bildend, andere stürzen durch die Gletscherspalten hinab und kommen am Grunde zu liegen. Fest in den Gletscher eingefroren und von diesem fortgeschoben, schleifen sie kräftig das Gletscherbett aus und werden dabei selber zermalmt. Unter die Schneegrenze herabrückend, schmilzt das Gletschereis, und der durch sein Schmelzwasser gebildete Bach reißt den feinen Schlick der durch das Schleifen am Gletschergrunde entsteht, sowie auch die Blöcke mit, welche der Eisstrom zu Thal getragen.

Genährt durch andere Schmelzwässer, Regengüsse und Quellen, stürzt nun der Gebirgsbach, Schlick und Steintrümmer mitführend, bergab. Die Blöcke, welche er fortrollt, scheuern ununterbrochen an dem Felsgrunde, immer tiefer schneidet sich der Bach in den Boden ein. Die steilen Wände der Klammen, die er bildet, stürzen ein, und immer tiefer und breiter wird das Thal. Draußen, wo das Gefälle abnimmt, läßt der Bach die schwersten Stücke fallen, doch stetig scheuert er an ihnen, und auf die Dauer ist ihres Bleibens nicht hier in den Thalweitungen. Aber auch in den Oberen, welche sich an den Fuß der Alpen anschließen und in denen der übrige Teil des gröberen Materials zur Ruhe kommt, ist für sie kein bleibender Aufenthalt. Ueber kurz oder lang müssen sie weiter, hinaus in die Hauptströme und hinunter ins Meer.

So arbeitet die Sonne direkt und indirekt stetig an der Vernichtung und Abtragung des Gebirges. Alle Tiefen zu füllen und alle Höhen zu vernichten, ist das Ziel ihrer Arbeit. Ihr entgegen aber arbeiten stetig — so lange die Erdrinde noch dünn genug ist — die terrestrischen Gewalten, neue Gebirge auftürmend und die Schlammmassen, welche als Endprodukt jener von der Sonne bewirkten Abrasion in den Meeresbecken zur Ablagerung kommen, neuerdings in Gestalt von Gebirgen emporhebend, der feindlichen Sonne entgegen.

Spanische Sinnsprüche.

Geflügelten Worten nachgebildet

von

Maximilian Pera.

Nur der als Freund mir wirklich frommt,
Der in meine Mühl' ja mahlen kommt.

•

Willst du an einen Baum dich stützen,
Komm dir ein schwacher wenig nützen;
Ein starker nur kommt dir zu Haben
Und gibt dann auch guten Schatten.

•

Inkonsequenz.

Weil das Roß jetzt pflügt die Erde,
Schnell der Ochs gesattelt werde!

•

Wohlbefinden.

Die Tauben hin anderes Heim sich erwählen,
So lang keine Körner im Taubenschlag fehlen.

•

Ungeduld.

Nacht noch so selig dem Welt erscheinen,
Der Tag wird drum nicht früh'r beginnen.

•

Parteistandpunkt.

Den Jahrmarkt jedermann nur schätzt
Nach dem, was er dort abgesetzt.

Am Goldenen Horn.

Von

Marie von Bedwitz.

Wird bei uns in einem größeren Kreise das gesellige Leben in den Hauptstädten des Orients zur Sprache gebracht, so erhebt sich meist diese oder jene Stimme, die von der „zusammengewürfelten Gesellschaft des Orients“ spricht, und diese Aeußerung hat dann gewöhnlich ein vielsagendes Achselzucken im Gefolge. Das pflanzt sich so fort von Mund zu Mund; es ist zum Schlagwort geworden, obgleich die darüber Sprechenden sehr häufig den Orient gar nicht kennen. Wer aber seine Hauptstädte wirklich gesehen hat, der kann leicht inne werden, daß wir mit ebenso viel und ebenso wenig Berechtigung über die Gemischtheit ihrer Gesellschaft die Nase zu rümpfen haben wie über die jeder andern Großstadt, die unter guten auch schlechte Elemente bergen muß. Zusammengewürfelt freilich ist die Gesellschaft der orientalischen Hauptstädte und vor allem die von Konstantinopel, das muß zugegeben werden, wenn es auch nicht im schlechten Sinne gemeint sein soll. Von einer alteingesessenen Aristokratie kann natürlich am Goldenen Horn nicht die Rede sein, obwohl jeder Grieche versichert, daß, wenn es griechische Titel gäbe, ihm ein sehr hoher zukäme. Da der Hof dem Publikum verschlossen ist, so nimmt das diplomatische Corps und nehmen nächst diesem die Konsulate die ersten Stellungen ein. An diese beiden lehnen sich dann die Angehörigen der betreffenden Staaten an. Die Eingeborenen bilden daneben verschiedene Gruppen und mischen sich nicht allzu viel unter einander. So sondern sich die Griechen, die Armenier, die Juden von einander. Die Moslems halten sich von ihnen allen fern oder treten doch nur ausnahmsweise in Beziehungen zu ihnen. Die Europäer aber fassen alle diese Stämme unter dem Sammelnamen „Levantiner“ zusammen.

In den Salons in Pera finden sich nun diese verschiedenen Elemente gemischt, und es macht anfangs den Fremden Schwierigkeiten genug, sich in dieser vielartigen Zusammensetzung einigermaßen zurecht zu finden. Ueberdies ist die Gesellschaft durch die häufigen Versetzungen im Amt einem beständigen Wechsel unterworfen. Nur einzelne stehen unerschüttert fest, tanzen während Jahrzehnten mit gleich lobenswertem Eifer.

Boshafte Menschen behaupten, es würde in Pera viel geklatscht. Jedenfalls unterscheiden sich hier streng zwei Sorten des Klatsches. Die prima Qualität ist der diplomatische Weltklatsch, der alle von Europäern bewohnten Zonen umfaßt und genauestens weiß, wenn der Attaché A. in London die Cour gemacht, wie viel weiße Anzüge Konsul C. mit nach Japan genommen, welche Sorte Havanna der Gesandte in Madrid raucht, auch ob er sie bezahlt oder nicht.

Wer sich in der Idee wiegt, weit von der Heimat unbeachtet zu sein, der ist sehr im Irrtum.

Neben dieser kosmopolitischen Seeschlange gedeiht auch recht kräftig das in Pera heimische „on dit“, das sich hauptsächlich mit Schönheit, Contrebandieren und Toiletten beschäftigt. Mit gewissenhafter Genauigkeit zählen sich die Levantinerinnen gegenseitig die kleinsten Falbchen nach.

„Haben Sie die arme Madame H. gesehen? Wie sie sich verändert! Des rides, des rides! O, um die Augen eine Menge Falten!“

Aber wer wollte über Klatsch klagen? Er ist keine Erfindung der Neuzeit, reicht im Gegenteil bis ins klassische Altertum zurück. Wenn Nausikaa nicht den Mut hatte, mit Odysseus sich einmal auf der Straße sehen zu lassen, muß sie schon sehr schlimme Erfahrungen dieser Art an ihren Landsleuten gemacht haben. Und wo bliebe unser Nibelungenlied, wenn Kriemhild geschwiegen hätte?

Neben dem Klatsch ist die Intrigue nicht zu vergessen, welche, da die Gesellschaft eine überwiegend politische ist, nicht harmlos sein kann. Wie Privatinteressen die Politik beeinflussen oder ihr dienen müssen, das ist oft wundersam mitanzusehen. Ein kleines Beispiel habe ich einmal selbst miterlebt.

Bevollmächtigte fremder Staaten hatten in Pera wichtige Verhandlungen zu Ende zu bringen, und die Schlußsitzung war für den Nachmittag anberaumt. Ein Diplomat von hervorragenden Fähigkeiten sagte nun aber einer Dame im Laufe des Gesprächs, er werde sie in Therapia besuchen.

„Aber Sie können nicht,“ antwortete ihm diese, „Sie haben ja Konferenz.“

„Was Konferenz!“ rief er übermütig; „wenn ich mir vorgenommen, in Ihrem Hause Thee zu trinken, so werde ich das auch zuwege bringen! Wetten wir, um vier Uhr bin ich bei Ihnen.“

Und punkt vier Uhr erschien er.

Der Effekt, den das nach außen machte, wirkte für die Eingeweihten sehr komisch. Die Zeitungen konnten gar nicht begreifen, warum der eine Staat die schon geschlichteten Schwierigkeiten in neuer Beleuchtung hervorzerrte, dadurch die Versammlung bald nach ihrem Beginn sprengte, und daß dann ein paar Tage darauf doch das gewünschte Ergebnis erzielt wurde!

Das war freilich sehr rätselhaft! Wir kannten die Lösung, die dahin ging, daß der Vertreter jenes Staates um vier Uhr in Therapia sein wollte, um eine übermütige Wette zu gewinnen.

Die Festlichkeiten sind hier wie anderswo auch mit dem Motto zu bezeichnen: „Plus cela change, plus c'est la même chose.“ Doch gibt es dafür auch Ausnahmen, so zum Beispiel ein Fest, das ich in Bujukdere mitmachte. Es war ein Ball, den ein reich gewordener armenischer Paschа gab, um sich auch eine soziale Stellung zu schaffen. Er hatte alle Gesandtschaften, sowie zahlreiche Mitglieder der europäischen und einheimischen Gesellschaft eingeladen, die ihm zum größten Teil unbekannt waren.

Alles kam voll Neugier, denn man versprach sich viel Glanz zu sehen. Der Eingang befriedigte die Erwartungen, denn das Vorhaus war in einen Palmengarten der schönsten Art umgewandelt, und die Diener in goldgestickten orientalischen Gewändern sahen dazwischen aus wie Märchenprinzen. Sie waren viel schöner als ihr Herr, der mit dem Fez auf dem Haupt an der Thür des Salons stand und jeden mit herzlichstem Händeschütteln begrüßte, meist ohne eine Ahnung zu haben, wer der Betreffende war.

Selten sah ich so viel schöne Damen beisammen wie hier. Besonders fiel die durchsichtige Haut der meisten Orientalinnen auf, eine Schönheit, die man allgemein im Morgenlande findet. Der Reichtum an Brillanten und anderem auserlesenen Schmuck, der hier entfaltet wurde, stand meist gar nicht im Verhältnis zu dem Vermögen derer, die sich damit geziert hatten. Bei den unsicheren, ewig schwankenden Geschäften im Orient ist es den Inländern zur Gewohnheit geworden, den Ankauf von Steinen als Kapitalanlage anzusehen.

Als wir eintraten, war das Fest schon in vollem Gange. Nach Klaviermusik hüpfte alles auf dem dicken Smyrnateppich, unzufrieden mit dem Staub, der dadurch hervorgerufen wurde. Es war ein mühevolles Vergnügen, sich vom Flecke zu bewegen. Ich hatte mich wohl schon gewundert, Armenier und Türken stets im Fez zu sehen, aber unendlich komisch erschienen sie mir darin beim Tanze. Als ich dann selbst von solch einem Fezträger herumgedreht wurde, mußte ich immer nach der langen Quaste schielen und freute mich, wie sie alle unsere Bewegungen mitmachte. Sehr zeremoniell ging es gerade nicht zu, jeder that, was ihm gerade gefiel. Manche widmeten unausgesetzt ihre ganze Aufmerksamkeit dem mit kostbaren Delikatessen besetzten Buffet und soupirten mit kurzen Unterbrechungen die ganze Nacht. Andere stöberten kritisierend in den Salons herum. Es war alles reich, aber geschmacklos eingerichtet. Was hatte der arme Paschа wohl für die altmodischen Glaswaren bezahlen müssen, Teufe aus Spiegelglas mit Porzellanentchen und ähnliche Geschmacklosigkeiten? Ein lustiger Russe meinte, indem er einige Bilder musterte, die in sehr schlechter Arbeit italienische Briganten darstellten: „Da haben wir die Ahnen unseres Hausherrn!“

Während sich die Gäste herumtrieben, stand der Paschа seelenvergnügt unter den Thüren herum und drückte immer wieder mit erneuter Zärtlichkeit die Hände derer, die ihm gerade in den Weg liefen. Mittlerweile beklagten sich alle Tänzer über die tropfenden Wachslichter der Lustres, welche die Fracke übel zugerichtet hatten. Noch schlechter waren die Teppiche weggekommen. Da stürzten plötzlich dienende Geister sehr unelegantter Natur, mit Bügeleisen und Papier bewaffnet, unter die Walzenden, um den Schaden, soweit er die Teppiche betroffen, zu beseitigen. Diese Operation wurde zur Erheiterung der Gäste zu wiederholtenmalen vollzogen, aber über die beschädigten Fracke erbarmte sich niemand.

Früh am Morgen fuhren die Gäste nach Hause. Die Urteile über den glänzenden Verlauf des Festes waren geteilt; nur darin kamen alle überein: „es müsse sehr viel Geld gekostet haben“.

Jeder, der nach Konstantinopel kommt, hat natürlich großes Verlangen, auch türkische Frauen persönlich kennen zu lernen. Meine Neugierde sollte bald befriedigt werden. Als ich eines Abends mit meiner Schwester am Quai von Therapia spazieren ging, sahen wir in einem eleganten Kaik zwei türkische Frauen, die unter ihren Schleiern mir ungemein reizvoll und schön vorkamen. Meine Schwester kannte sie, sprach mit ihnen französisch, und auf ihre Einladung hin versprachen wir, sie in den nächsten Tagen in ihrem Landhause zu besuchen. Dies geschah dann auch, aber mich setzte die Höflichkeit von Frau H.-Paschа in Staunen, denn ich fand hier die ganze Einrichtung à la franca — so heißt der Türke alles Europäische. Die Hausfrau saß mit ihrer Schwester in einem mit wenigen europäischen Möbeln eingerichteten Salon, und beide Damen nähten an hübschen Handarbeiten.

Ohne Schleier und ganz europäisch gekleidet, erschien mir Frau H.-Paschа weit weniger hübsch, wohl aber war ihre Schwester ein wirklich schönes Weib, mit tiefen, großen Augen, die der schwarze Strich unter den Wimpern noch bedeutender erscheinen ließ. Das Haar war rötlich gefärbt, eine unter den Türkinnen sehr beliebte Verschönerung.

Nun befand ich mich in einem sogenannten „Harem“ (denn so heißt jedes Frauengemach). Hätte ich das nicht gewußt, ich würde es nie gemerkt haben. Nur die Sklavin wirkte fremdartig, als sie uns eingemachte Früchte auf einem Präsentierbrett bot, über das eine rote, goldgestickte Sammetdecke tief herabhing. Die Kerkassierin trug hängende Zöpfe, und ihr Rock, wiewohl aus europäischem Stoff, war in eine eigentümliche schwanzartige Schleppe geschnitten.

Der Art, in der jene kärgliche Labung gegeben wird, setzt den Neuling zuerst etwas in Verlegenheit. Auf dem Brett befindet sich für jede Person ein Löffel und ein Wasserglas. Mit ersterem sticht man in die Confiturenschale, und das Glas Wasser in der Hand, laut und laut man, um das süße Zeug aus den Zähnen zu bringen. Dazu soll man mit dem vollen, verpappten Mund Rede und Antwort geben und ist noch überdies eingeschüchtert durch die Sklavin oder, in nichttürkischen Häusern, durch den Diener, der angewurzelt vor jedem einzelnen stehen bleibt, bis Glas und Löffel zurückgegeben sind. Nach und nach bekommen auch wir Neulinge die nötige Routine im Einnehmen dieser Erfrischungen und machen es so geschickt wie die anderen.

Das Gespräch drehte sich um gemeinsame Bekannte; später erzählte Frau H.-Paschа, sie gedenke sich einen neuen Salon einzurichten, natürlich à la franca. Als wir ihr rieten, ihn doch orientalisch zu möblieren, meinte sie, es erscheine ihr stets so komisch, in dieser Weise ausgestattete Wohnungen der Fremden zu sehen.

„Denn,“ sagte sie, „wo sie alle Dinge anbringen, sieht das Ensemble wohl ganz gut aus, ich aber kenne die ursprüngliche Bestimmung aller Sachen und muß lachen, wenn sie gestickte Frauenbeinkleider an die Wand nageln, Handtücher über Fauteuils hängen, mit Leibbinden Tische bedecken und Tischtücher zu Vorhängen machen. Würden Sie sich in Europa nicht auch wundern, diese Gegenstände in der Art verwendet zu sehen? Ist das nicht äußerst komisch?“

Wir mußten ihr lachend beipflichten, aber sie richtete ihren Salon in Pera dann doch à la turka ein.

Unser Besuch schloß mit der gegenseitigen Versicherung, uns in Pera, wo Frau H.-Paschа ein Haus hatte, öfter zu sehen. Wer besuchten die Damen wiederholt, verbrachten sogar einen Abend mit ihren türkischen Vettern bei ihnen, was ebenso unerhört gegen die Sitte verstößt, als daß sie zu uns kamen und sich sehr gern mit fremden Herren unterhielten. Der Gatte von Frau H.-Paschа war nie anwesend, brauchte also nichts davon zu wissen, und die Schwester war als geschiedene Frau ihre eigene Herrin, gleichwohl wurden die erwähnten Besuche halb und halb als Geheimnis betrachtet. Wie erstaunt war ich darum, als ich nach achtjähriger Abwesenheit wieder einmal nach Konstantinopel kam und hörte, Frau H.-Paschа mache Soireen in Verschaften mit und führe ihre Tochter in die Welt. Welch langjähriges systematisches Streben muß diesem Schritt vorausgegangen sein!

Noch ist die Zahl der „Emanzipierten“ in Konstantinopel wie in den anderen orientalischen Großstädten eine sehr geringe, und da Bildung, das heißt Kenntnis der europäischen Sprachen und der Umgangsformen allein den Weg bahnen könnte, wen oben herab aber sehr dagegen gearbeitet wird, werden die Fälle dieser Art noch lange vereinzelt bleiben, wie es gewiß auch nicht so bald allgemeine Sitte sein wird, daß Abendländer Türkinnen heiraten, obwohl das vor einer Anzahl von Jahren ein Legationsrat der belgischen Gesandtschaft gethan. Die Erwählte gehörte natürlich zu den Emanzipierten, war Witwe und sogar mehrfache Großmutter, aber noch immer schön; ihr Hauptreiz bestand aber wohl darin — eine Türkin zu sein!

Man spricht stets viel von galanten Abenteuern der Europäer mit moslemitischen Schönen. Die Damen werfen ihren Bewunderern gern, wenn sie vor der Stadt sich unbemerkt glauben, aus ihren Wagen Cigaretten zu, und die Fremden bringen ihnen großes Interesse entgegen, wohl mehr, als sie verdienen.

Es sind beständig wahre Geschichten im Umlauf, die von dem kindischen Wesen der Türkinnen Zeugnis ablegen. So zum Beispiel kam auf Deck eines Lokaldampfers eine ältere Türkin an einen dicken Deutschen heran, der in der Nähe des für die Frauen verbehaltenen Raumes saß, und befühlte seinen von Natur wohlgepolsterten Arm. Vielleicht

hatte sie vermutet, er sei wattirt. Jedenfalls war sie durch das Ergebnis der Untersuchung hoch befriedigt, preßte in Bewunderung die Fingerspitzen zusammen und sagte: „Tschok üsel!“ (Sehr schön!)

Ein anderesmal, aber das war im Innern, kamen modernistische Frauen einer Europäerin nahe, die sie wegen ihrer schönen Gesichtsfarbe zu interessiren schien. Nach längerer Debatte unter einander näherte sich ihr eine der Neugierigen, um mit delikatem Zeigefinger ihr über die Wange zu fahren. Als der zarte Teint die Probe der Echtheit ohne Nachteil ausgehalten, empfing die Erschreckte eine schallende Ohrfeige von der Neidischen, die ihr den Vorzug, rosig zu sein, nicht gönnte.

Daß der Begriff der Liebe bei den Mohammedanern sich nicht mit dem der Abendländer deckt, ist eine oft besprochene Thatsache, für welche die folgende wahre Geschichte einen hübschen Beleg liefert. Als die französische Botschafterin H. im kaiserlichen Harem Abschied nahm, konnte sie in voller Bewunderung ihr Auge nicht von einer Sklavin wenden, die durch Anmut alle anderen übertraf. Die Herrin bemerkte das wohl und fragte sie dann, ob sie ihren Mann sehr liebe? Sie würde ihr dann die Sklavin überlassen, damit sie dieselbe ihrem Gatten schenken könne.

So erzählt man auch, daß ein Pascha, von seinen zwei Frauen um den Grund seiner Traurigkeit befragt, ihnen gestand, eine sehr schöne Sklavin gesehen zu haben, die er nicht erstehen könne. Die guten Weiber verkauften ihren Schmuck, um dem Gebieter den Wunsch erfüllen zu können.

Man muß nicht denken, unter den Frauen der Türken seien lauter Eingeborene; Französinnen und Russinnen finden sich in den Harems, auch Oesterreich und Ungarn sind vertreten, und bei Anlaß einer türkischen Hochzeit entdeckte meine Schwester sogar eine Landsmännin, die sich ihr als Frau des H.-Pascha vorstellte.

Diese Frauen sind mit ihrer Lebensbahn zufrieden. Es ist ihnen wohler, im Harem eines Paschas zu sein, als dem unsicheren Alter einer hübschen Köchin, Zofe oder Chansonnette entgegenzugehen. Aus anderen Sphären rekrutiren sich diese Neuangekommenen höchst selten.

Als H.-Pascha von seinem diplomatischen Posten von Berlin nach Konstantinopel zurückkehrte, war ihm auch eine Tochter der deutschen Hauptstadt gefolgt und lebte bei ihm

Kardinal Galimberti.

natürlich eine jüngere Frau genommen, und sie lebe seitdem allein in Stutari. Doch bekommt der Pascha von Zeit zu Zeit Lust, Lungenbraten auf deutsche Art zu essen, so wird dieser stets durch sie bereitet. Sonst lebt sie als Beschützerin der Hunde. Sie nimmt die kranken mit in ihr Heim und pflegt sie gesund.

So viel von den türkischen Frauen. Die männlichen Moslems, die ich kennen lernte, halten sich ihre Bildung in Paris und London geholt. Sie suchen möglichst emanzipirt denkend zu erscheinen, aber gerade ihnen sagt man nach, sie seien sehr fanatische Anhänger der altürkischen Sitten.

Kardinal Galimberti †.

Mit dem am 7. Mai zu Rom verstorbenen Kardinal Galimberti hat die katholische Kirche einen herben Verlust erlitten, und auch über die kirchlichen Kreise hinaus erweckte das Dahinscheiden des bedeutenden Mannes, der mit seiner hohen Würde eine große persönliche Liebenswürdigkeit verband, tiefes Bedauern. Am 25. April 1836 zu Rom geboren, machte Luigi Galimberti daselbst seine theologischen und juristischen Studien, wurde Priester und lehrte Kirchengeschichte am Kollegium der Propaganda, am Priesterseminar und an der Universität. Im Jahre 1868 wurde er Kanonikus an St. Johann Lateran und päpstlicher Hausprälat, und unter Leo XIII. Mitglied verschiedener Kongregationen, Kanonikus von St. Peter und schließlich Sekretär der Kongregationen der außerordentlichen kirchlichen Angelegenheiten. In dieser Eigenschaft arbeitete er 1885 den Schiedsspruch aus, den der Papst auf Antrag des Fürsten Bismarck im spanisch-deutschen Konflikte wegen der Karolinen-inseln zu fällen hatte. Galimberti wurde dann Erzbischof von Nicäa in partibus und nahm einen hervorragenden Anteil an den Ausgleichsverhandlungen zwischen dem Vatikan und der preußischen Regierung. Im Jahre 1887 war Galimberti auch der außerordentliche Gesandte des Vatikans, der Kaiser Wilhelm I. zu seinem neunzigsten Geburtstage beglückwünschte. Im April 1887 wurde er Nuntius in Wien, und auch hier gelang es ihm, in versöhnlichem Sinne zu wirken. Mit Preußen hielt er die angeknüpften freundschaftlichen Beziehungen aufrecht, und so wurde es insbesondere seinem Einfluß zugeschrieben, daß 1891 ein Pole, Herr von Stablewski, auf den erzbischöflichen Stuhl von Gnesen-Posen berufen wurde. Am 16. Januar 1893 wurde Galimberti zum Kardinal ernannt.

Für müßige Stunden.

Maurische Schriftplatte.

Silbenrätsel.

Die Silbe Eins sind zwei und drei,
Im Hundeställen genommen;
Gar oft ist alle Lust vorbei,
Wenn man sie hat bekommen.

Und wieder sind sie uns erlehrt,
Für manches Werk erspießlich;
Wenn ohne sie die Zeit sich dehnt,
Wird matt man und verdrießlich.

Das Ganze wieder, folgerichtig,
Ist Quell oft blut'gen Streites;
Denn, eh' du sprichst, bedenk es sehr.
Sei lieber still und weis ed.

S

Homonymes Ergänzungsrätsel.

In einem Provinzialblättchen fand kürzlich folgendes Inserat: „Zwei junge Damen haben gestern beim — — — im Stadtwäldchen ihre beiden mit den Namen Anna und Otto bezeichneten Arbeitsbeutel verloren und sehen auf das Wiederfinden und Zurückstellen derselben einen angemessenen —. — — den redlichen Finder, die in Verlust geratenen Gegenstände beim Portier des Hotels ‚Weißer Engel‘ abzugeben.“

Rud. Sp

Auflösung des Kreisarithmogriphs Seite 536:

Kreis A - Polytechnikum; B - Petunie; C - Oekonomie; D - Luxus; E - Name; F - Trompete; G - Gicht; H - Gretchen; I - Historiker; K - Kette; L - Jahn; M - Audienz; N - Uhlerl; O - Minute

Auflösung der dreisilbigen Charade Seite 536:

Polenia.

Auflösung des Wechselrätsels Seite 536:

Rebus, Subus.

Auflösung des Silbenrätsels Seite 536:

Kreuzfisch.

Auflösung des „Homonymen Ergänzungsrätsel“ Seite 536:

Baurenbach Stelzen · Bauer Backfischer

Palindrom-Charade.

Manch alten Tempel schmückt,
Was die mein Erstes nennt;
Des Architekten Kunst
Mein Zweites lange kennt

Doch wird des Zweiten Zoom
Im Ersten dargestellt,
Merk auf, welch schönes Ding
Als Ganzes man erhält

Ließ man es umgekehrt,
Das gleiche Wort sich zeigt,
Obschon der Zeichen Zahl
Ein Dutzend übersteigt.

W. L

Rätsel.

Stoppeln bleiben auf dem Feld,
Wenn der Garben eingeschemert,
Mähnen an der Sommerwolk,
Denken, daß sie sich erneuert.

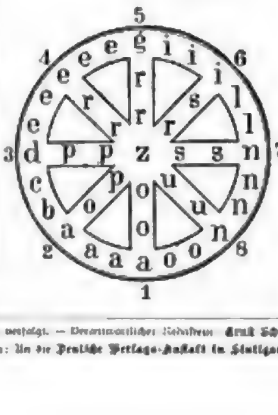
Aber bis zur letzten Spur
Hat das Rätselwort verloren
Seinen Wert, ob einst Natur
Auch so üppig ihn geboren.

Oder Glanz ist nun sein Teil,
Und wird thatlich es verbergen,
Tuent es auch nicht stets zum Heil.
Bringt nicht selten andre Sorgen.

Schick ein Zeichen, daß es weit
Blicke stolz auf schöne Auen,
Die in gut und böser Zeit
Andig seinem Schutz vertrauen

(M. Sch., Basel.)

Rätselrätsel.



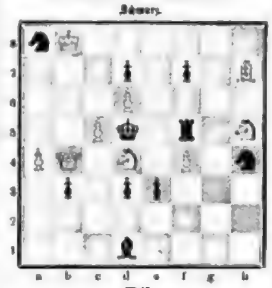
Die entgegenstehenden Zeichen enthalten:
1 - 5 eine Stadt Italiens; 2—6 eine fremdwortartige Bezeichnung für Reisen; 3—7 einen hohen Berg Afrikas; 4—8 einen berühmten Regentenmörder. Die Felgen enthalten: 2—4 einen Endpunkt der Erdachse; 4—6 eine biblische Person; 6—8 ein Eigenschaftswort; 8—2 ein Königreich Europas.

Dr. Ch. R.

Schach. (Verantwortl. von L. Schallopp.)

Aufgabe 25.

Von Josef Sorjs in Wandsbeck.



Schwarz.

Weiß.

Weiß zieht an und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe № 22 S. 520:

W. 1) Td7 – h7
S. 1. Sg4 – h2
W. 2) Da1 – f1†
S. 2) Se2×f3. Ke4 – d4 b4
W. 3) Th1 – h4, Df3 – d3, c5 – c6 matt

A.

S. 1) Sg1 e6, Sg4 – e3
W. 2) Da1 – a2†
S. 2) Ke4 – d4 b4
W. 3) Se3–f5, e6 matt.

B.

S. 1) Sg4×e5
W. 2) Ld6×e5 und
W. 3) Da1 – e3 matt

C.

S. 1) Ke4 – d4
W. 2) Da1 – d1†
S. 2) Kd4 – e4
W. 3) Dd1×g4 matt.

Partie Nr. 28.

Gespielt in einem am 13. und 14. März zwischen London und New-York ausgetragenen Fernwettkampf von 8 Partien, von denen London 5½, New-York 2½ gewann.

Italienische Partie.

Weiß: G. M. Jackson (London). — Schwarz: D. G. Baird (New-York).

Weiß.	Schwarz.	Weiß.	Schwarz.
1) e2 – e4	e7 – e5	18) Td1 – g1	Ka8 – b8
2) Sg1 f3	Sb8–c6	19) h3 – h4	Ta8 – g8
3) Lf1 c4	Lf8 – c5	20) h4 – h5	Ta8 – f8 [1]
4) d2 – d3	d7 – d6	21) Df3 – h3	Tf8 – h8 [2]
5) c2 – c3	Sg8 – f6	22) Tg1 – g6 !	Dc5 – f8
6) Le1 – c1	Lc5 – b6 [3]	23) Tg6 – g1	Df8 – d8
7) Sb1 – d2	0 – 0	24) Sh4 – g6†!	f7×g6
8) Sd2 – f1	h7 – h6 [4]	25) h5 – g6	Dd8 – e7
9) Df1 – e2	Tf8 – e8	26) e5×d6†	Tg8 – f8
10) 0 – 0 – 0	Se6 – a5	27) Th1 – g1	Tf8 – f7
11) b2 – b3	Sa5×c4	28) Tg1 – g5	Th8 – f8
12) d3 – c4	Db8 – a7	29) Dh3 – g3	a7 – a5
13) g2 – g4	Sf6 – h7	30) f5 – f6†)	Tf7×f6
14) Sf1 – g3	Le6 – c8	31) Tg5×g7	Tf6 – f7
15) Sg3 f5	Le8 – f5	32) Tg1 – g5)	Kb8×b7
16) g4 – f5	Lb6×c4+)	33) Tg5 – b5+)	Kb7 – b6
17) Dc2×c4	b7 – b6	34) Dg3 – g8 matt.	

[1] Der Richtig bietet ein Zeitpo, das bei sofortigem Rückzug erspart würde.
[2] „Chess Monthly“ erklärt dies für verfehlt und Se6—c7 nebst e7—e6 und Sc7 – g6 für die einzige Fortsetzung.
[3] Dies ist unrichtig, weil es den weißen Königsangriff von Beginn an erleichtert.
[4] Auch ohne diesen Tempoverlust kann Schwarz dem Angriff bei Gegenspiel auf die Dauer nicht begegnen.
[5] Hier hatte recht gut auch sofort den Springer auf g6 ziehen.
[6] Das entscheidende Schlußmanöver.
[7] Natürlich folgt das Matt in drei Zügen, auf Th8 – f7 folgt 35 Dg8 – g7 matt.

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt. — Verantwortlicher Redakteur Emil Schubert in Stuttgart. — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.
Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten.

Digitized by Google

Der Bismarck-Brunnen bei der Siegessäule in Berlin.

Am 1. April 1895 vollendete Fürst Bismarck sein 80. Lebensjahr. Zu diesem Tage hatte sich eine Anzahl Berliner Bürger zusammengefunden, um dem Fürsten ein Geschenk zu machen, das ihm dauernd die Liebe und Verehrung der Berliner Bevölkerung bezeugen sollte. Es wurde ein Brunnen beschlossen, der in der Nähe der Siegessäule errichtet werden sollte. Die Ausführung des Brunnens wurde dem Bildhauer Professor Schaper übertragen, der sich bereits durch mehrere Werke, wie die Kolossalbüste Kaiser Wilhelms I. auf dem Kyffhäuser, die Statue Kaiser Wilhelms I. in Hannover, die Statue Kaiser Friedrichs III. in Berlin, die Statue Kaiser Wilhelms I. in Stettin, die Statue Kaiser Wilhelms I. in Kiel, die Statue Kaiser Wilhelms I. in Bremen, die Statue Kaiser Wilhelms I. in Hamburg, die Statue Kaiser Wilhelms I. in Lübeck, die Statue Kaiser Wilhelms I. in Rostock, die Statue Kaiser Wilhelms I. in Schwerin, die Statue Kaiser Wilhelms I. in Oldenburg, die Statue Kaiser Wilhelms I. in Braunschweig, die Statue Kaiser Wilhelms I. in Hannover, die Statue Kaiser Wilhelms I. in Kassel, die Statue Kaiser Wilhelms I. in Wiesbaden, die Statue Kaiser Wilhelms I. in Frankfurt a. M., die Statue Kaiser Wilhelms I. in Mainz, die Statue Kaiser Wilhelms I. in Darmstadt, die Statue Kaiser Wilhelms I. in Karlsruhe, die Statue Kaiser Wilhelms I. in Stuttgart, die Statue Kaiser Wilhelms I. in München, die Statue Kaiser Wilhelms I. in Dresden, die Statue Kaiser Wilhelms I. in Leipzig, die Statue Kaiser Wilhelms I. in Chemnitz, die Statue Kaiser Wilhelms I. in Zwickau, die Statue Kaiser Wilhelms I. in Plauen, die Statue Kaiser Wilhelms I. in Gera, die Statue Kaiser Wilhelms I. in Altenburg, die Statue Kaiser Wilhelms I. in Coburg, die Statue Kaiser Wilhelms I. in Meiningen, die Statue Kaiser Wilhelms I. in Weimar, die Statue Kaiser Wilhelms I. in Eisenach, die Statue Kaiser Wilhelms I. in Jena, die Statue Kaiser Wilhelms I. in Erfurt, die Statue Kaiser Wilhelms I. in Halle, die Statue Kaiser Wilhelms I. in Magdeburg, die Statue Kaiser Wilhelms I. in Stettin, die Statue Kaiser Wilhelms I. in Kiel, die Statue Kaiser Wilhelms I. in Bremen, die Statue Kaiser Wilhelms I. in Hamburg, die Statue Kaiser Wilhelms I. in Lübeck, die Statue Kaiser Wilhelms I. in Rostock, die Statue Kaiser Wilhelms I. in Schwerin, die Statue Kaiser Wilhelms I. in Oldenburg, die Statue Kaiser Wilhelms I. in Braunschweig, die Statue Kaiser Wilhelms I. in Hannover, die Statue Kaiser Wilhelms I. in Kassel, die Statue Kaiser Wilhelms I. in Wiesbaden, die Statue Kaiser Wilhelms I. in Frankfurt a. M., die Statue Kaiser Wilhelms I. in Mainz, die Statue Kaiser Wilhelms I. in Darmstadt, die Statue Kaiser Wilhelms I. in Karlsruhe, die Statue Kaiser Wilhelms I. in Stuttgart, die Statue Kaiser Wilhelms I. in München, die Statue Kaiser Wilhelms I. in Dresden, die Statue Kaiser Wilhelms I. in Leipzig, die Statue Kaiser Wilhelms I. in Chemnitz, die Statue Kaiser Wilhelms I. in Zwickau, die Statue Kaiser Wilhelms I. in Plauen, die Statue Kaiser Wilhelms I. in Gera, die Statue Kaiser Wilhelms I. in Altenburg, die Statue Kaiser Wilhelms I. in Coburg, die Statue Kaiser Wilhelms I. in Meiningen, die Statue Kaiser Wilhelms I. in Weimar, die Statue Kaiser Wilhelms I. in Eisenach, die Statue Kaiser Wilhelms I. in Jena, die Statue Kaiser Wilhelms I. in Erfurt, die Statue Kaiser Wilhelms I. in Halle, die Statue Kaiser Wilhelms I. in Magdeburg.

Briefmappe.

C. B. in O. Die in № 43 erschienene Illustration „Der Nobelpreis im Hamburger Rathskeller“ ist eine Reproduction aus dem Werke „Das neue Rathhaus in Hamburg“ im Verlag von Strumper & Comp. daselbst.

Kammerer in H. Die Berliner Medaillen-Münze von Otto Demel hat eine officielle Erinnerungsmedaille der Berliner Gewerbe-

ausstellung 1896 geprägt; sie wird in zwei Größen verkauft, die eine entspricht einem Thalerstück, die andere hält sich etwa halb zwischen Thaler- und Fünfmarkstück. Die sehr sorgfältig hergestellte Medaille prägt auf der einen Seite die kommende deutsche Kunst, die durch das Portal der Berliner Ausstellung schreitend gedacht ist; im Hintergrunde sieht man die Türme des von der Stadt Berlin. Die Rückseite gibt einen Blick auf die Ausstellung selbst, der etwas deren ganzen Reichthum umfaßt und auch den von angelegten See mit dem Hauptgebäude und dem Hauptrestaurant zeigt.

B. L. in Köln. Der freien Zeiten leider mit der gewünschten Auskunft nicht dienen. Sie werden dort aber wohl von jeder größeren Musikhandlung bekommen können. C. Hedwig in Münster Westphalenstraße 32. Gerichte gibt Ihnen auch die Redaction bei von M. Rapoldi in Zürich herausgegebenen „Nationalen Literaturalbum“ roherem Aufschluß.

H. K. in Z. Sie empfehlen in Taschenbuchformat. Unterrichtsbriefe für Handschrift. — Bevor der Handschrift werden Sie an der entsprechenden Stelle Auskunft erhalten.

A. B. in G., Pommern. Briefmarken Tausch hat leider nicht verwerthet, da dem portofreien Empfänger die andere Seite nicht entspricht.

M. K. in O. Hörlichen Dank für Ihre Mittheilungen, doch können wir auf die Sache nicht nochmals eingehen. Im übrigen ist es bekannt, daß die magnetische Kraft auf localer Grundlage fußt.

Junge Mutter. Verfehlte Ratschläge erteilt das Buch „Unsere Kleinen und deren erste ernstliche Leiden“ von O. Rieß. Ziegelmayr- und Schubert a. D. (Bern, Theodor Heimann). Das Buch verdient wärmstens empfohlen zu werden.

E. L. in Leipzig. Otto O. in W.-O. Mit Dank abgelehnt. Literaturfreundin. Otto Ludwigs berühmte Novellen „Zwischen Himmel und Erde“ und „Die Heiterethei“ kennen Sie ja wohlfeil und Otto Henkels „Bibliothek der Gesammtliteratur“ (Halle a. d. S.) bringen. Auch die minder bekannte Erzählung „Aus dem Wagen in die Traufe“ ist beliebt erschienen. Im übrigen rathen Sie sich durch Ihren Buchhändler das Verzeichniß des genannten Verlags bequemlich kommen lassen.

Menschenfreund. Von der Art, wie Sie in einzelnen Teilen des Thüringer Waldes berührt, wußte man sich nur schwer eine Vorstellung. Es geht uns darüber folgende Mitteilung zu: In der Gegend von Lauterbach (Kreis Fulda) ist noch das Hausirwesen in Blüte. Meine Ehren. Eine Schilderung der Trödel- und Hökerwirthschaft würde lustig sein, wenn nicht die beklagenswerthen Erwerbsquellen dadurch verschüttet würden. Wie leben diese Leute? Verschiedene können hier nur Pfändung und dann in wenigen Portionen auf den Tisch. Ein armer Glasträger sagte mir einmal: „Wir bringen nicht oder Fleisch auf die Höhe, als wenn wir uns in die Hände beißen.“ So gibt das ganze Jahr nur Kartoffeln, in manchen armen Familien sogar ohne Brot ins Haus, etwas wenig Butter oder Fett. Gelbsüße Salzkartoffeln mit Kümmel und ein Heis warmes Fett sind schon ein Leckerbissen. Ueber werden in vielen Familien die Kartoffeln jetzt schon knapp, und es müssen deshalb die Vorräthe für den armen Glasträger sein, wenn unsere Freunde und Gönner jetzt schon ihr Kirchen Christbaumschmuck (Mk. 5000) Ueberfluß in Neuwerk, besonders bitten. Dieselben wollen sich an Frau Reinhard in Lauterbach am Neuwerk wenden.

Richtige Lösungen senden ein: „Ehemann am Pflanzt“ in Eisenach 10. Löber v. Bennett in Berlin. „Schulstube“ in Neuhen. Klara, Hans und Otto Krug in Chicago 1. U. St. Otto Schlesinger in New-York. Fr. G. in W. Anton und Emilie Pfeffer in Dittersbach. Frenz v. S. in D. „Curtain“ in Hohndorf. Dr. Köhler in Leipzig (Graf verschwindend erwähnt). Antonie Eckert in Lippoltsau (3). Karl Oberheim in Cadenabbia. Werner Huber in Zürich. Gottlob W. in C. 44. Franz Klotz in Elsbethal (2). Franz Kieslen in Georgetown (Tasmanien gemeint). Mrs. Annette Lakenhal in Portchester (3). Pauline Müller in Stuttgart. H. v. C., stud. jur., in Berlin.

Allleinige Inseraten-Annahme bei Rudolf Mosse Annoncen-Expeditionen Anzeigen Insertions-Gebühren für die fünfgespaltene Garmondzeile-Zeile 1 ℳ 80 ₰ Reichswährung, für die Schweiz, Italien und Frankreich Fr. 2.25. in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Faltentasche. Elegant, praktisch, leicht und solid.

Von braunem, prima Rindleder, eingenähtem, kräftigem Bügel, sicherem, vierfachem Verschluss, innen mit Riemen und grosser Tasche.

Nr.	Länge	Preis
1138	48 cm	ℳ 28.—
1139	54 „	„ 30.—
1140	60 „	„ 42.—

Illustrirte Preisliste gratis.

Zu beziehen nur durch Fabrik und Versandgeschäft

Moritz Mädler, Leipzig-Lindenau

oder dessen Verkaufslokale Berlin, Leipziger Str 101-2. Leipzig, Petersstr. 8. Hamburg, Neuerwall 84

Jaekel's Normal-Kinderstühle, verstellbar als hoher Stuhl und als Fahrstuhl mit Spielbrett, hell und dunkel, von 9 Mark an.

Kinderpulte, für jedes Alter verstellbar Ärztlich empfohlen. Verhindern Krümmlichkeit und Schlossbeulen der Kinder. Preis von 16 Mark an.

Preisliste über „Holzwaren“ hell und dunkel sachlich gratis und franko.

R. Jaekel's Patent-Möbel-Fabrik.

Berlin SW. Markgrafenstr. 20, Ecke Kreuzer. Wien VI. Mariahilferstrasse 11.

Carl Holl, Gold- und Silberwarenfabr., Cannstatt.

Versand gegen Nachn., bar oder Marken. Nichtgefallendes wird zurückgenommen. Illustrirter Prachtkatalog gratis und franko.

Nr. 1501 Mark 280

14 kar. solid. Armband mit 11 Brillanten I a Qual.

Patent 20,927.

Gegen Blutarmut!

Dr. Pfeiffers Patent 20,927. München, den 10 Juli 1894

Die k. Untersuchungsanstalt besorgt, dass die von Herrn Dr. Pfeiffer bereiteten und unter mir chemischen Untersuchung überschickten Hämoglobin-Tabletten im Durchschnitt 1,3 Gramm Hämoglobin (natürlicher Eisenverbindung enthalten und dann dieselben frei sind von für die Ernährung ungeeigneten Bestandteilen wie solche in gewöhnlichem Blute als Excrementosstoffe (Auswurfstoffe) vorhanden sind. Obige Untersuchung bestätigt:

Dr. Rudolf Emmerich, kgl. [illegible] in München.

Dr. Max von Pettenkofer, [illegible] in München.

Dieses vorzügliche [illegible] wird [illegible] und [illegible] Blutarmut [illegible] Bleichsucht [illegible] Appetitlosigkeit [illegible] Abmagerung [illegible] und schwache [illegible] Personen [illegible] Jessler's Ludwigs-Apotheke zu München.

Bei Einkauf in Apotheken [illegible] Fr. Pfeiffer's Patent.

Preis 4 M., ausreichend für 3—4 Wochen.

In der Münchener Kgl. Universitäts-Kinder-Poliklinik [illegible] mit Erfolg in fortwährend [illegible]

Eucasin

Bestes Ernährungs- und Kräftigungsmittel für Fleischsüchtige, Genesende, Magens und Lungenleidende, Typhus- und Gichtkranke, sowie schwächliche Kinder.

Leichter verdaulich und kräftiger als irgend ein anderes Präparat.

Nährwert: 1 Ko. Eucasin = 4 Ko. best. mager. Ochsenfleisch.

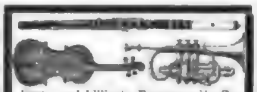
Alleis-Verkauf für Deutschland: J. D. Riedel, Berlin N. 39.

Detail-Preise: Büchse von 1 Kg 500 gr Probe

M. 11.25 M. 5.75 M. 3.— M. 1.—

Eucasin-Chocolade und Cacao: Hartwig & Vogel, Dresden.

Zu haben in allen Apotheken und Drogen-Handlungen.



Beste und billigste Bezugsquelle für Musikinstrumente

Violinen, Bratschen, Violon Contrabässe, Flöten Clarinetten, Oboen, Trompeten, Signalhörner, Trommeln, Zithern, Accordzithern, Guitarren, Mandolinen, Guitarren, symphonien, Orchestrion Aeolinen, Piano-Melodien, Pfeifen, Harmonikas, Mundharmonikas, Fanfaren, Drehpfeifen, Harmoniums, Musikwerken, elfenbein Saiten, Stimmgabeln, Metronome, Notenpulte

Noten zu allen Instrumenten

Jul. Heinr. Zimmermann, Musikverlag, Leipzig.

Neue illustrirte Preisliste gratis!

Anal

Prof. Dr. L. v. Bergmann.

Unentbehrlich bei Hämorrhoiden, Darmfistel und Mastdarm für Damen, Herren, Militär, Reiter, Radfahrer, Fussgänger und Touristen.

In allen Apotheken, Drogen-, Bandagen-, Parfüm- und Friseur-Geschäften.

Gratis-Muster!

ODONTA Zahn-Wasser zur Pflege des Mundes und Erhaltung der Zähne

F. WOLFF & SOHN

Karlsruhe Wien Hoflieferant

Verkaufs-Niederlagen in allen besseren Parfümerie-, Friseur- & Drogen-Geschäften

Garrett Smith & Co.

Magdeburg-Buckau.

Katalog u. Zeugn. gratis u. franko.

Viel Vergnügen

Rudolf Mosse, Hamburg.

Union-Seidenstoffe

sind die besten, — brechen nicht, werden nicht fettglänzend. Garantie für Echtheit und Solidität. Tausende von Anerkennungsschreiben. Porto- und zollfrei ins Haus zu wirkl. Fabrikpreisen. Muster u. direktester Bezugsquelle für Private. Muster franko. Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

Adolf Grieder & Cie., Seidenstoff-Fabrik-Union, Zürich

Königl. Spanische Hoflieferanten.

Gesetzl. Geschützte Handels-Marke.

“MAIZENA”

The NATIONAL STARCH MANUFACTURING COMPANY NEW YORK, U. S.

Unübertrefflich z. Herstellung von Puddings, Torten, Mehlspeisen Für Suppen u. Saucen. Das beste Nährmittel für Kinder und Kranke. Überall Vorräthig.

16 Preis-Medaillen. - 7 Goldene.

Zahnwasser, Zahnpasta, Zahnpuder

DENTIFRICES DOCTEUR PIERRE DE LA FACULTÉ DE MÉDECINE DE PARIS

Marque de Fabrique

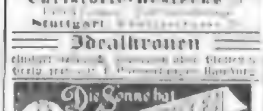
Hygienische absolut säurefreie Präparate. Berühmt durch ihre aromatischen und antiseptischen Eigenschaften. Ueberall erhältlich

Stottern heilt Prof. Rud. Denhardt, Eisenach. Kürzlich A. schrieb, die ärztlich staatlich [illegible] Anstalt d. s. M. Kaiser Wilhelm II.

PATENTE RICHARD LÜDERS, Civil-Ingenieur GÖRLITZ.

Christofle-Bestecke Stuttgart

Idealbrauen



Die Sonne hat mehr Licht als Wärme

Heilanstalt für Hautkrankheiten.

Leipzig-Lindenau, Dr. med. Bilz.

Geistig Zurückgebliebene

Über Anlage und Betrieb von Stärke-Fabriken

W. H. Uhland, Civ.-Ing., Leipzig.

Dr. J. Schanz & Co. Patente

Haupt-Lager: Joh. Grolich, Braun

Rhachitis
(sog. englische Krankheit)
Scrophulose
(Drüsenleiden, sog. unreines Blut).

Herr **Dr. med. Merten** in **Berlin** schreibt: „Ihr Haematogen hat in einem Falle von hartnäckiger Rhachitis bei einem zweijährigen Kinde vortrefflich gewirkt. Das Kind, welches vordem nicht gehen konnte, begann schon nach Verbrauch einer Flasche zu laufen, und sein Schwächezustand besserte sich während des Gebrauches der zweiten Flasche zusehends."

Herr **Dr. med. Weber**, Specialarzt für Ohren-, Nasen- und Halsleiden in **Leipzig**: „Ihr Hommels Haematogen habe ich bei drei durch Ohreneiterung heruntergekommenen Kindern angewendet. **Der Erfolg war ein geradezu eklatanter.** Die Kinder bekamen rote, frische Gesichtsfarbe, die Eiterung hörte auf; sie waren schon über ein Jahr in anderweitiger ärztlicher Behandlung."

Dr. med. Hommel's Haematogen ist konzentrirtes, gereinigtes Hämoglobin (D. R.-Pat. Nr. 81311). Hämoglobin ist die natürliche organische Eisen-Manganverbindung der Nahrungsmittel. **Preis per Flasche** (250 gr.) **M. 3.—.** In Oesterreich-Ungarn fl. 2.—, ö. W. Depots in den Apotheken. Wenn nicht erhältlich, direkter Versand durch uns.
Litteratur mit Hunderten von ärztlichen Gutachten **gratis und franko.**
Nicolay & Co., chemisch-pharmaceut. Laboratorium, **Hanau.**

Mit der Ausstellung sind verbunden
1. Die **Deutsche Fischerei-Ausstellung.**
2. Die unter Beteiligung des Reiches veranstaltete
Deutsche Kolonial-Ausstellung.

Die Ausstellung hat einen Umfang von über 1 Million Quadratmeter, ist somit die umfangreichste bisherige Ausstellung in Europa. — Haupt-Ausstellungsgebäude von 80 000 Quadratmeter Grundfläche. — Zahlreiche grosse Gebäude für Fischerei, Sport, Nahrungs- und Genussmittel, Wohlfahrtseinrichtungen, Unterricht und Erziehung, Chemie, wissenschaftliche Instrumente und Photographie. — Astronomische Ausstellung mit Riesen-Fernrohr. — Hunderte von Nebengebäuden. — Die Ausstellung bietet ein **vollständiges Bild** der **industriellen Leistungsfähigkeit Berlins** und seines **Kunstgewerbes.** — Fremde **Sonderausstellungen:**
Spezial-Ausstellung „Kairo" · Alt-Berlin,
ein lebendes Bild der Entwickelungsgeschichte Berlins.
Theater · Konzerte · Restaurants · Vergnügungspark

Angelgeräte-
Fabrikation von
H. Stork
in **München,**
Nordendstrasse 9.

15 mal Preisgekrönt: London, Berlin, Chicago, Hannover, Köln etc.
Grösstes Lager Deutschlands. Fachmännische Bedienung
Soeb. illustrirt. Katalog, 400 Illustrat. u. Gebr.-Anweis. in 30 Pfg. franko. Briefmarken aller Länder an Zahlung gern.

Th. Lappe's *Aromatique*
feinster Magenliqueur.

Allein echt fabrikirt seit dem Jahre 1826 von **Th. Lappe,** Apothekenbesitzer, Neudietendorf in Thüringen.
Höchste Auszeichnung Weltausstellung Chicago 1893.
Prämiirt
in Merseburg 1845 gold. Medaille, Wittenberg 1860, Eger 1871, Breslau 1877, Sydney 1879, Porto Alegre 1881, Amsterdam 1883, Antwerpen 1885, Halle 1891, der einzige preisgekrönte von sämtlichen ausgestellten Liqueuren. London, Deutsche Ausstellung 1891 Ehrendiplom, Gotha 1893, Erfurt 1894 silberne Medaille, Lübeck 1895 goldene Medaille.
Zu haben in den meisten feineren Kolonialwaren- und Delikatessenhandlungen.
Vor Nachahmungen, welche in ähnlicher Ausstattung wie **Th. Lappe's Aromatique** in den Handel gebracht werden, wird gewarnt.

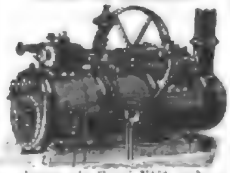
RANSOMES'
berühmte Rasenmäher mit und ohne Grasfänger, anerkannt beste
Rasenmähmaschine
Preiscatalog gratis.

„THE LION"
Beste u. Haushaltungsmaschine zu billigen Preisen. Alle Zuschriften zu richten an **Jos. Rösskhad,** Hamburg, 5 Schoriuspassage.

LIEBIG
COMPANY'S
FLEISCH-EXTRACT
Nur ächt, wenn jeder Topf den Namenszug Justus Liebig in blauer Farbe trägt.

Das
FLEISCH-PEPTON
der
COMPAGNIE LIEBIG
ist wegen seiner ausserordentlich leichten Verdaulichkeit und seines hohen Nährwerthes ein vorzügliches Nahrungs- und Kräftigungsmittel für Schwache, Blutarme und Kranke, namentlich auch für Magenleidende.
Hergestellt nach Prof. Dr. **KEMMERICH'S** Methode unter steter Kontrolle der Herren
Prof. Dr. M. von Pettenkofer und Prof. Dr. Carl von Voit, München.
Käuflich in Dosen von 100 und 200 Gramm.

Locomobilen
mit verbessertem auszieh baren Röhrenkessel,
fahrbar und feststehend



bauen als Spezialität und halten auf Lager
MENCK & HAMBROCK,
ALTONA-HAMBURG.

„NECKARSULMER PFEIL"
Feinste Marke.
Solid. Elegant.
Leichtlaufend.

Illustrirter *Pracht-Katalog* gegen 10 Pf. Marke.
Billig.
Reichste Auswahl.
Neckarsulmer Fahrräderfabrik, Neckarsulm (Wttbg).

SALONIQUE
Cigaretten
Neueste Marke
der Compagnie Laferme, Dresden.

Erfrischend, abführende Fruchtpastille
TAMAR INDIEN GRILLON
Gegen **VERSTOPFUNG**
Hämorrhoiden, Congestion, Leberleiden, Magenbeschwerden
PARIS, 324, Rue des Archives. — *In allen Apotheken.*

Echte Briefmarken.
½ 10 Chinesische 0.7 .
10 orientalische . 1.50
6 Columbus . 1.15
Alle verschieden!
Porto extra!
½ Preisliste kostenfrei!
CARL GEYER & Co., AACHEN.
Briefmarken-Grossbetrieb.

Wer Betten anschaffen will, verwende unbedingt
90% Ersparniss gegen Sprungfeder-Matratzen
Patent-Springfeder-Matratzen
von
Westphal & Reinhold, Berlin 6,
Strom-Strasse 47,
anerkannt die **besten** und **billigsten** im Gebrauch.
Illustrirter Katalog über **Bettstellen** in jeder Preislage gratis.
Wo keine Niederlagen, direkter Versand ab Fabrik.

Volle Mahlzeit Magenleidenden Sofortige Hilfe
„Magenheil"
Heinr. Benf, Köln, 23 Rheingasse 23.

Jüngert & Gebhardt Berlin
Riviera-Veilchen,
Quintessenz
Violette odeur suave
Wo ein frischer Strauss dieses Edelsten der Veilchen
in Bouquet- und Blumen-Spritzen
Berlin Parfum- u. Drogenhand.
Preisliste kostenfrei.

Schutzmarke
Chinosol
Neues antiseptisches Hausmittel.
CHINOSOL,
gegen Bakterien 40mal stärker als Karbolsäure,
aber angenehm und unschädlich im Gebrauch.
Das Bequemste und Billigste im Hause und auf der Reise zur Pflege des Mundes und der Zähne, gegen üblen Atem und Verstopfung, für Wunden und Verletzungen jeder Art, verhindert Eiterungen, Blutvergiftungen, Ansteckungen, zum Waschen und Baden bei Wundsein, üblen Schweissen und Hautkrankheiten, zur Desinfektion der Hände in der Krankenpflege, überhaupt in allen Fällen, wo die Gefahr der Uebertragung von Krankheiten durch Bakterien vorliegt. — Empfohlen durch Prof. Emmerich, München und viele andere ärztliche Autoritäten. — Chinosoltabletten mit Gebrauchsanweisung Mk. 1.— per Dose in den meisten Apotheken und Drogerien erhältlich, eventuell bei den alleinig. Fabrikanten: Franz Fritzsche & Co., Chem. Fabrik, Hamburg-Uhlenhorst.

Digitized by Google

Stationen der Linien: Pforzheim Herb. Zürich Gotthard Stuttgart Calw Herb.

Schwarzwald-Bad Teinach

Seit über 100 Jahren berühmter u. beliebter Curort. Saison vom 15. Mai bis 1. Oktober

Entzückende Sommerfrische. Berühmte Mineral-Quellen, bewährte Erfolge gegen [illegible]. Wasserheilanstalt mit den bewährtesten [illegible]. Bad-Hotel. [illegible]. Pension [illegible] 200 Betten. Elektrische Beleuchtung in allen Räumen. [illegible]. Wagen und Pferde zu Ausflügen. [illegible] Prospekte frei durch den Direktor Ludwig Bauer. NB. Sämtliche Mineralquellen Teinachs sind Eigentum des Bad-Hotels.

Pensionat, Haushaltungsschule

Erziehungsanstalt für junge Mädchen

Unter Protektorat Ihrer Majestät der Kaiserin Friedrich

Wiesbaden, Adelheidstraße 3.

Gründliche Erziehung in allen praktischen, für das Leben einer Frau nothwendigen Fächern, speziell im Kochen, Backen u. s. w., sowie in Handarbeiten, Zeichnen, Malen, Kunstgeschichte, Literatur, Geschichte, Musik, Gesang, Turnen, Tanz, Sprachen [illegible]. Vorzügliche Referenzen von Eltern früherer Zöglinge u. s. w.

Auskunft und Prospekte durch die Vorsteherin Frl. H. Ridder.

Nach Norwegen und Spitzbergen

unter Führung des Nordpolfahrers Capt. Bade

auf dem im vorigen Jahr neu erbauten eleganten Salondampfer „Erling Jarl“ (Nordenskjöld's Dampfschiff) in Dresden.

Abfahrt von Hamburg Mitte Juli. Die [illegible] Fjorde Norwegens berührend und neuen etwa 3wöchigen Aufenthalt in Spitzbergen. Nördlichster Punkt an der Grenze des Polar-Eises auf ca. 80 Grad Nordbreite. Beobachtung der totalen Sonnenfinsterniß am 9. August.

Zurück unter 3 Tagen. Prospekte gratis von Capt. W. Bade, Wismar a. M. Hamburg.

Ostseebad (Schleswig-Holstein) Glücksburg

Strand-Hôtel u. Logir-Haus

Familienbad am Strande und Walde gelegen.

Altbewährter klimatischer Kurort, wunderschöner Hochwald. — Kalte und warme Seebäder. — Zu empfehlen bei Frauen- und Nervenleiden. Molkenkur, für Rekonvalescenten, sowie für Erholungsbedürftige. — Prachtvoll angelegte Strandpromenade. — Kenntlichster Aussichtsthurm mit grossartigem Rundblick über Deppel und Alsen. — Lawn Tennis-Platz. — Post- und Telegraphenamt im Hause. — Telephonverbindung. — Prospekte und Preistarif gratis und franko durch H. Sass.

Nordseebad FANÖ

Dänemark.

Von Hamburg täglich 2 mal Schnellzugsverbindung in ca. 6½ Stunden, also am bequemsten von allen Nordsee-Inselbädern zu erreichen.

Directe Eisenbahnverbindung von Hamburg bis den Dampfschiff in Esbjerg-Hafen in ca. 6 Stunden, sofortige Ueberfahrt von Esbjerg per Salondampfer, ununterbrochen Ebbe und Fluth, in ca. 1½ Stunde. Directe Verbindung Esbjerg-Berlin in ca. 16 Stunden. Vorzügliche Verpflegung im Karlsbad nahen Ostseebade. Ausführliche Prospekte sind zu haben: in BERLIN: Bahnhof, Wartesaal Zweiter Klasse; in DRESDEN: Maximilian-Allee 1, 1; in HAMBURG: Haus 7, sowie in allen Filialen der Firma RUDOLF MOSSE und direct von der Seebade-Direction.

Rundreisebillets über HAMBURG, FLENSBURG, WANDRUP, LUNDERSKOV, ESBJERG und zurück über MIDDING-TONDERN oder umgekehrt, 6 Wochen gültig.

Nordseebad Cuxhaven, Weber's Hôtel Bellevue,

In schattiger Lage Cuxhavens, direkt an der See und in unmittelbarer Nähe der Bäder, schöner Garten, Veranden und Balkons. Eigene Pferde.

Vielleicht

ist es Ihnen noch nicht bekannt, dass nur mit Weber's Carlsbader Kaffeegewürz eine gute Tasse Kaffee hergestellt werden kann.

Dieses edelste Kaffeegewürz-Surrogat der Welt ist zu haben in Kolonialwaaren-, Droguen- und Delikatessenhandlungen.

Bad Ems

Illustrirte Prospekte, Wohnungs- und Pensionsverhältnisse ertheilen gratis und franko durch Kurhaus Schloss Langenau.

Bad Ems.

Hotel Weilburger Hof.

ersten Ranges mit Restaurant. In bester Lage direkt an der Lahn. Eigene Säle, Garten und Veranda. Zeitgemäße Preise.

Gossmann's Naturheil-Anstalt Wilhelmshöhe bei Cassel.

Anerkannt schönste Natur-Heil-Anstalt Deutschlands. [illegible] Aerzte. [illegible] Zur Behandlung [illegible] Chronische Krankheiten jeder Art. [illegible] Zur Einrichtung [illegible] Hydrotherapie, Medico-mechanische Anstalt, Kohlensäure-Soolbäder und Inhalationen, Elektrizität, Massage, Heilgymnastik, Diätetik, Molken- und Traubenkuren, Bäder, Pneumatische Kammer, Inhalations-Apparate, Sool-Bäder, Fichtennadel-Bäder, Eisenbäder, Moorbäder, Kohlensäure-Bäder, Thermal-Bäder, Fichtennadel-Extract, Frauenleiden, Nervenleiden, Rückenmarksleiden, Gehirnleiden, Lähmungen, Rheumatismus, Gicht, Hämorrhoiden, Verstopfung, Magen-, Darm-, Leber-, Nierenleiden, Blasenleiden, Blasenkatarrh, Blutarmuth, Bleichsucht, Skrofulose, Hautkrankheiten, Flechten, Ausschläge, Geschwüre, Drüsenleiden, Knochenleiden, Gelenkleiden, Rückgratsleiden, Lähmungen, Zuckerkrankheit, Fettsucht, Abzehrung, Schwindsucht, Asthma, Keuchhusten, Katarrhe, Kehlkopf-, Luftröhren- und Bronchialkatarrh, Wasser-, Brust-, Leber-, Nieren-, Blasen-, Gallensteine, Rheumatismus, Leber-, Magen-, Unterleibsleiden, Bronchialkatarrhe, Blutarmut, Nervenschwäche, Hämorrhoiden, Verstopfung.

Leitung: Chefarzt Dr. med. Wiesenthal, Assistenzarzt Dr. med. Sophie Isenberg, Assistenzarzt. Prospekte gratis durch die Direktion.

Bad Salzschlirf.

Saison-Eröffnung 15. Mai.

Natürlicher Mineralbrunnen, Kräftige Eisenquelle. Natürliche Kohlensäure-Bäder. Trinkkuren. Inhalationen. Douchen. Massage. Elektrizität. Gymnastik. Molken- und Traubenkuren. Frauenleiden. Nervenleiden. Rheumatismus. Gicht. Hautkrankheiten. Blutarmuth. Bleichsucht. Skrofulose. Drüsenleiden. Knochenleiden. Gelenkleiden. Rückgratsleiden. Lähmungen. Zuckerkrankheit. Fettsucht. Abzehrung. Schwindsucht. Asthma. Keuchhusten. Katarrhe. Kehlkopf-, Luftröhren- und Bronchialkatarrh. Wasser-, Brust-, Leber-, Nieren-, Blasen-, Gallensteine. Rheumatismus. Leber-, Magen-, Unterleibsleiden. Bronchialkatarrhe. Blutarmuth. Nervenschwäche. Hämorrhoiden. Verstopfung.

Prospekte und Auskünfte gratis und franko durch die Verwaltung der Kgl. Mineralbades Brückenau.

Bad Brückenau.

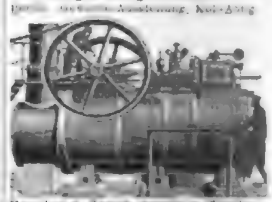
Altbewährtes Stahl- und Moorbad, am südwestlichen Abhange des bayer. Rhöngebirges, 800 Meter über dem Meere, inmitten prächtiger Buchenwälder, [illegible] gelegen. Saison: Mai bis September.

Für 3 heilkräftige Mineralquellen, Stahl-, Simberger- und Wernarzer Quelle zur Trinkkur. Mutterlauge eingedickte Stahl-, Moor-, Sole- und Tropfbäder. Milch-, Kefyr-, Molkenkur; Inhalation und Massage. Wohnungen in 10 Königl. Kurhäusern. Vorzügliche Verpflegung, mäßige Preise. Gemeinschaftl. prunkv. Kgl. Kurhaus, Kurkapelle, Unterhaltungen. Jagd und Fischerei. Berühmtes vom König Ludwig I. erbautes Konversationshaus. Saison: Mai bis September.

Prospekte und Auskünfte gratis und franko durch die Verwaltung des Kgl. Mineralbades Brückenau.

Garrett Smith & Co.

Magdeburg-Buckau.



Katalog u. Zeugn. gratis u. franko.

Hôtel Augusta Victoria

Haus ersten Ranges. Einzig. Hôtel gegenüber d. Spendel, Bädern u. Salinen. Pension. Arrangements. Wagen an der Bahn. Elektrisch Licht. Lift.

Bad Nauheim.

Bad Langenschwalbach.

Kurstadt, Eisenbahn via Wiesbaden oder via Zollhaus im Anschluss an die Berlin-Metzerbahn, 318 Meter ü. M., stärkste reine Eisenquelle Mineralbäder. Angenehm gegen Rheumatismus und ihre Folgen, Frauenkrankheiten, Lähmungen, Rückenmarksleiden.

Prospekte durch die Bürgermeisterei.

Als Hotels ersten Ranges sind zu verzeichnen: Albersaal, Herzog von Nassau, Metropole, Taunus, Victoria.

Paschen's orthopädische Heilanstalt Dessau-Anhalt.

Rückgratverkrümmungen, Gelenk-Leiden, Beinbrüche, Klumpfüsse, Rückenmarksleiden etc. werden mit Erfolg unter Anwendung von Zander'schen Apparaten behandelt.

Prospekte frei.

Bad Schwalbach.

Eisenquelle. Stahlbäder. Trinkkuren. Inhalationen. Douchen. Massage. Elektrizität. Gymnastik. Molken- und Traubenkuren. Frauenleiden. Nervenleiden. Rheumatismus. Gicht. Hautkrankheiten. Blutarmuth. Bleichsucht. Skrofulose. Drüsenleiden. Knochenleiden. Gelenkleiden. Rückgratsleiden. Lähmungen. Zuckerkrankheit. Fettsucht. Abzehrung. Schwindsucht. Asthma. Keuchhusten. Katarrhe. Kehlkopf-, Luftröhren- und Bronchialkatarrh. Wasser-, Brust-, Leber-, Nieren-, Blasen-, Gallensteine. Rheumatismus. Leber-, Magen-, Unterleibsleiden. Bronchialkatarrhe. Blutarmuth. Nervenschwäche. Hämorrhoiden. Verstopfung.

Prospekte durch die Bäderverwaltung.

HERRENALB

Klimatischer Kurort im württembergischen Schwarzwald

zwischen Wildbad und Baden-Baden. — 467 Meter über dem Meer.

Bäder jeder Art. Wasserheilverfahren. Elektro-Therapie etc.

Indirekte Heilmethode. Beautier.

Natur-Heilanstalt Johannisbad Eisenach, ThÜr.

Musteranstalt. Anerkannt. Erfolge bei chronischen Leiden, bes. Frauenleiden. Dr. med. Wittich, prakt. Arzt, [illegible] Spezialität [illegible] Saisonbad. Kurzeit. Preise mässig. Prospekte frei.

Kronen-Quelle

zu Obersalzbrunn i. Schl.

Natürliches Mineralwasser gegen Nieren- und Blasenleiden, Grieskrankheit, Blasenbeschwerden, die verschiedenen Formen der Gicht, sowie Gelenkrheumatismus. Ferner gegen katarrhalische Affektionen des Kehlkopfes und der Lunge, gegen Magen- und Darmkatarrhe.

Die Kronenquelle ist durch alle Mineralwasserhandlungen und Apotheken zu beziehen. Versendung mit Gebrauchsanweisung auf Wunsch gratis und franko.

Brief- und Telegramm-Adresse: Kronenquelle Salzbrunn.

LOHSE'S Maiglöckchen

Taschentuch-Parfüm — Seife

Puder — Toilette-Wasser Brillantine

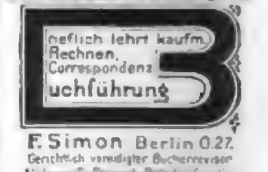
Eau de Cologne.

Nur ächt mit der vollen Firma des Erfinders

Gustav Lohse

Berlin, 43/46 Jäger-Strasse.

In allen Parfümerien, Droguerien, Apotheken [illegible] der alten Auslagen des [illegible] Hauses.



CHOCOLADEN, CACAOS, Biscuits, Cakes von B. SPRENGEL & Co. HANNOVER sind unübertrefflich. Zu haben in fast allen besseren Geschäften

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Über Land und Meer.
Illustrirte Zeitung.
Illustrirte Welt.

Deutsche Illustrirte Zeitung.

Die Entdeckung der Quelle Wilhelmsbrunnen bei Arnsberg i. W.
Nach einer Photographie von Carl Wolf, Hof-Photograph in Arnsberg i. W.

Kastengeist.

Roman aus der englischen Gesellschaft

von

E. Schroeder.

(Fortsetzung.)

„Der arme Charley," scherzte Jack, „heute abend wird ihm nun der Text gelesen und er hatte gewiß von Deinem Wunsch keine Ahnung."

„Sei unbesorgt," versicherte sie mit Nachdruck, „ich habe heute ganz andere Dinge im Sinn, ich lese ihm keinen Text."

„Dann mir vielleicht?" fragte er belustigt.

„Könnte sein," nickte sie.

„Es wird mir doch nicht an den Kragen gehen?" spottete er, sich niederlassend.

Die Hände im Schoß gefaltet, ihn mit strengrichterlicher Miene ansehend, sagte sie: „Du hast in Clyffe Court Besuch gemacht, Du kannst es nicht leugnen!"

„Warum sollte ich das leugnen?" erkundigte er sich liebenswürdig.

„Nun," meinte sie bitter, „wenn Du es jetzt hinterher ein wenig beschämend empfändest, Deiner Familie wieder einmal höchst unnötigerweise Opposition gemacht zu haben, so wäre das gerade nicht unbegreiflich."

„Du glaubst also allen Ernstes," entgegnete er belustigt, „daß ich Bisiten abstatte einzig und allein in der edlen Absicht, euch zu opponiren?"

„Und wenn Du es als Deine heilige Pflicht betrachtet hättest, Marie in ihrem Eigensinn zu bestärken," erklärte sie mit zornigem Blick, „ich dächte darum doch nicht besser von Dir! Du warst durchaus nicht berufen, einzugreifen. Marie steht Dir so fern wie nur möglich. Wir hatten, um das unvernünftige Mädchen zur Raison zu bringen —"

„Den Boykott über sie verhängt!" fiel er ihr spöttisch in das Wort. „Ja, das hattet ihr gethan in eurer großen Weisheit. Als ob Menschen wie Marie durch solche Mittel zur ‚Raison' zu bringen wären. Mit dem Boykott zwingt man nur gemeine Seelen, denen um ihren materiellen Vorteil bange ist."

„Ich weiß durchaus nicht, was Du willst mit Deinem Boykott. Wir sind doch keine Fenier!"

„Nein," lächelte er, „wir sind eine schrecklich erboste Schwester, und wir werden, das steht zu befürchten, noch viel erboster werden, wenn wir erfahren, daß unser Bruder nicht aus heiligem Pflichtgefühl nach Clyffe Court gegangen ist, sondern aus — eigenem Interesse."

Ihre grauen Augen öffneten sich weit vor Schrecken. „Aus eigenem Interesse?" wiederholte sie mit unsicherer Stimme. „Wie — wäre das wohl möglich?"

„Stelle Dir vor, Du seiest ein Maler, dann wird es Dir sogleich möglich erscheinen. Ich sah ein wunderschönes Antlitz am Strande spazieren gehen und ließ mich ihm vorstellen — meinem Pinsel zu Gefallen."

Er hatte in demselben leichten, scherzhaften Ton gesprochen wie bisher, nur der Nachsatz war etwas zögernd herausgekommen.

Frau Lydia hatte ein feines Ohr, und sie brachte nebenbei schon eine starke Portion Argwohn mit. Das Herz schnürte sich ihr zusammen vor Angst. Doch was aus ihr sprach, war immer noch die Entrüstung.

„Du — Du hast Dich ihr vorstellen lassen um ihrer selbst willen?" stieß sie außer sich hervor. „Hast der widerwärtig aufdringlichen Person diese Genugthuung gewährt?! Jack, ich kann Dir nicht sagen, wie unbrüderlich, wie wenig loyal, wie schändlich ich das von Dir finde."

„Deine Ausdrücke sind ein wenig stark," entgegnete er, „doch ich halte sie Deinem Zorn zu gute. Daß Dich mein Vorgehen verdrießen würde, wußte ich, und ich hätte Dir diesen Verdruß auch gern erspart, wenn —"

„Wenn die Versuchung nicht zu stark gewesen wäre," vollendete sie höhnend. „O, ihr armen, schwachen Männer! Sobald euch ein hübsches Gesicht in die Quere kommt, seid ihr verloren. Dann wird keinen Moment überlegt, ob hinter der Engelsmaske nicht vielleicht der Teufel stecke. Jagdmachen! heißt es, und Hott! Hü! geht's über Stock und Stein!"

„Na, na," mahnte er lachend, „mach's nur nicht gar zu arg! In der allergrünsten Jugend mag man diese Art Jagd so betreiben, aber —"

„Daß Du mit Deinen zweiunddreißig Jahren noch viel kopfloser vorstürmst," fiel sie ihm hitzig in die Rede, „davon hast Du ja hier ein eclatantes Beispiel gegeben. Du kanntest die Eagles dem Ruf nach, wußtest bis in die kleinsten Einzelheiten, was wir gegen das ränkevolle Frauenzimmer vorzubringen hatten. Doch kaum hattest Du sie erblickt, da war alles vergessen und Du wie behext!"

Jetzt fing er an, die Geduld zu verlieren. „Erlaube!" erwiderte er in ziemlich scharfem Ton. „Wenn ich wußte, was ihr gegen die betreffende Dame vorzubringen hattet, so ist damit noch nicht gesagt, daß ich es glaubte!"

„Wie?" fuhr sie auf und ihre Augen sprühten. „Du willst uns Lügen strafen?"

„Ich bin der Meinung, daß ihr in einem bedauerlichen Irrtum befangen seid. Mrs. Eagles ist eine edelgesinnte, jeder niedrigen Intrigue unfähige Frau."

Mrs. Delville saß momentan wie auf den Mund geschlagen. „Ist's möglich?" dachte sie. „So etwas wagt er mir in das Gesicht zu behaupten, allen Thatsachen, aller erwiesenen Wahrheit zum Trotz!" Dann kam ihr wieder die beklemmende Angst. Sie mußte ein paarmal ansetzen, bevor sie die spöttische Frage herauspressen konnte:

„Das hast Du ihr wohl nur so von dem wunderschönen Gesicht gelesen?"

„Nein," antwortete er stirnrunzelnd, „ich habe mich nicht einzig auf das Urteil meiner Augen verlassen."

„Du hast Dich erkundigt? Da bin ich denn doch begierig, zu erfahren, wer Dir über die Eagles auch nur ein lobendes Wort hat sagen können!"

„Eine, die besser Bescheid weiß wie ihr alle — Marie von Wildenhofen."

„Ah so! Natürlich," entgegnete sie mit spöttischem Lippenkräuseln. „Hätte mir's ja denken können! Marie von Wildenhofen!" Und ihn mitleidig betrachtend, fuhr sie fort: „Du bist für einen berühmt geistreichen Menschen doch mitunter von einer fabelhaften Naivität."

„Bist Du nun bald zu Ende?" erkundigte er sich ungeduldig. „Du weißt, ich lasse mir von Dir ziemlich viel gefallen, aber für heute habe ich doch mehr als genug."

„Erlaube wenigstens, daß ich Dir rasch noch die Augen öffne, bevor Du mich an die Thür setzest," bat sie ironisch. „Ich kann es doch vor meinem Gewissen nicht verantworten, daß ich Dich ungewarnt in Dein Verderben rennen lasse. Denn das lauert auf Dich da oben in Clyffe Court, davon sei überzeugt. Die Kreuzspinne mit dem — ha, ha! — wunderschönen Gesicht will ihr Netz nicht vergebens gesponnen haben. Daß die erste kleine, dumme Fliege, die hineingetaumelt ist, ihr nichts nützen wird und kann, hat sie wohl schon gemerkt. Nun hat sie die zweite in Sicht, und gierig lauernd sitzt sie da. ‚Eine Staatsfliege', denkt sie, ‚ein ganz anderer Fang! Wenn ich die erst halte, dann bin ich geborgen.'"

„Daß die ‚Staatsfliege' mit meiner Wenigkeit etwas zu thun hat," entgegnete er sarkastisch, „glaube ich zu merken, aber klar ist mir Dein schönes Gleichnis darum doch noch nicht."

„Ja, Du bist blind," rief sie, „Du bist furchtbar blind, sonst müßtest Du ja sehen, wie viel geeigneter Du bist, die ehrgeizigen Pläne des Weibes zu fördern, als Marie. Sie kann mit dem besten Willen nichts, gar nichts für ihre Beschützerin thun, wenn wir unsere Mitwirkung versagen. Du aber — ah! das ist eine ganz andere Sache!"

„Kann ich, als Mann, eine Dame in die Gesellschaft einführen?" lachte er auf. „Denn um den alten, ewigen Refrain handelt sich's doch natürlich wieder!"

„Selbstverständlich kannst Du es, wenn Du sie — heiratest!"

Sekundenlang starrte er sie betroffen an, dann schoß ihm jäh das Blut in die Wangen, und in die Höhe fahrend, rief er: „Ha! Jetzt verstehe ich!"

„Endlich!"

„Ja, und ich schäme mich in Deine Seele hinein!"

„Jack!"

„Wie kannst Du, wie magst Du Dich so erniedrigen?!"

Sie legte den Kopf zurück und maß ihn mit einem hochmütigen Blick. „Bedenke, mit wem Du redest," sagte sie.

„Mit meiner Schwester rede ich," entgegnete er zornbebend, „mit meiner Schwester, die sich in der Gehässigkeit, die ihr vom Hochmutsteufel eingegeben worden ist, nicht entblödet, einer ihr völlig unbekannten Frau, bloß weil sie keine Standesgenossin ist, die abscheulichste Gemeinheit, die niedrigste Berechnung vorzuwerfen!"

„Einer mir völlig unbekannten Frau?" lachte sie höhnend auf. „Ich dächte, sie hätte mit Ränken und Umtrieben ihr möglichstes gethan, um mich in ihren Charakter einzuweihen! Dir aber scheint sie eine hübsche feste Binde um die Augen gelegt zu haben —"

„Schweig!" befahl er in einem Ton, daß sie zusammenschrak. „Ich lasse eine Frau, die ich hochschätze, nicht länger verunglimpfen!"

Jäh stand Lydia auf. „Es ist besser, ich gehe," sagte sie.

Und sie ging, blaß bis auf die Lippen.

Halbwegs nach der Thür drehte sie sich jedoch langsam um. Ihr Gesichtsausdruck war plötzlich wie verwandelt, ihr Auge schwamm in Thränen.

„Jack," preßte sie stockend, flehend hervor. „Thu's nicht — heirate sie nicht!"

„Ob und wen ich heirate, das ist meine Sache," antwortete er rauh.

„Ach!" schluchzte sie. „So ganz allein die Deine doch nicht. Was ich für und um Dich gelitten habe, als Du die Leclerq nahmst, davon hast Du keine Ahnung. Und was war die Leclerq gegen diese fürchterliche —"

„Lydia!"

„Gegen diese — Eagles! Damals warst Du auch noch so jung, und einem jungen Mann verzeiht man viel. Wenn Du aber die Eagles heiratest, glaube mir, Jack, das würde Dir die Welt niemals verzeihen!"

„Die Welt?" wiederholte er verächtlich. „Die kleine Clique hier unten in der Provinz meinst Du, die den größten Teil des Jahres für mich nicht existirt!"

„Zu dieser Clique," gab sie ihm mit bebender Stimme zu bedenken, „gehöre auch ich — Deine einzige Schwester."

„Wenn meine Schwester gemeinsame Sache mit meinen Feinden macht, ich kann es nicht ändern."

„Ist das Dein letztes Wort?"

„Mein letztes."

Sie wollte noch etwas entgegnen, aber es griff ihr plötzlich sonderbar an die Kehle, sie brachte nichts hervor als einen unartikulirten Laut. Im nächsten Moment hatte sie das Zimmer verlassen.

Jack stand sekundenlang finster vor sich hinstarrend, dann sank er auf einen Stuhl.

Er mußte sich gestehen, daß er ein wenig derb zugehauen hatte, allein darnach war es ihm gerade zu Mute gewesen. Er nahm auch jetzt von den entrüsteten Worten, die er gesprochen hatte, noch kein einziges zurück. Es waren schimpfliche Anklagen gewesen, die seine Schwester geschleudert hatte — schimpflich natürlich nur für sie selber. Mrs. Eagles konnte der Schimpf nicht treffen, sie stand zu hoch dafür. Hätte man ihr gesagt, man habe sie im Verdacht, ränkevolle Eheprojecte zu schmieden, sie hätte im Bewußtsein ihrer Unschuld kaum gekränkt geblickt, nur verwundert gelächelt, davon war er überzeugt.

Er vergegenwärtigte sich dieses sanfte Lächeln, paarte es mit dem warmen Glanz der Augen, die auf dem verpfuschten Bilde drüben so kalt blickten, und hatte nun alsbald die ganze Holdseligkeit, die ihm darzustellen so schwer ward, im Geiste deutlich vor sich. Beim Anschauen aber ward er gestört durch ein leises Tippen an seinem Arm.

Ilti stand da mit nassen Augen und betrübter Miene.

„Papa," flüsterte sie, mit der ausgestreckten kleinen Hand nach der halboffenen Salonthür deutend, „Tante Lydia sitzt da drin und weint. Soll ich mal hingehen und ihr meinen neuen Frosch zeigen, der springen kann?"

„Nein," antwortete er mit heftigem Kopfschütteln. „In die Ecke da geh und spiele!"

Sie ging, eingeschüchtert durch seinen barschen Ton. „Tante Lydia ist wohl unartig gewesen und Papa hat mit ihr gescholten —" so legte sie sich die Sache zurecht, und nachdem sie eine Thräne des Mitgefühls für Tante Lydia vergossen hatte, besann sie sich auf ihren neuen Frosch, der springen konnte.

Jack war sich wohl bewußt, daß seine Schwester auf ein versöhnliches Wort von ihm harre, allein angesichts der beleidigten Unschuld, die er vor seinem Geistesauge heraufbeschworen hatte, war es ihm unmöglich, dieses Wort zu sprechen. Das Blut jagte ihm jetzt noch empörter durch die Adern wie vorhin. Er erhob sich nur, um mit festem Druck die Salonthür zu schließen.

Kaum eine Sekunde später fiel hörbar eine entfernte Thür ins Schloß. Gleich darauf flohen eilige Schritte über den Gartenkies, dann klinkte eine Pforte, und alles ward still.

So war sie denn gegangen — so hatte er sich nun mit seiner Schwester entzweit um dieser Frau willen, die — er liebte?

Ohne Frage liebte er sie! Gleich beim ersten Anblick — im Volkskonzert — hatte ihm ihre Schönheit einen tiefen Eindruck gemacht, und an jenem Morgen, als sie mit Molly am Strande spazieren gegangen war, förmlich gedrängt, förmlich hinuntergejagt hatte es ihn da, ihre Bekanntschaft zu machen. Seitdem lief er Tag für Tag und mitunter am Tage dreimal nach Clysse Court hinauf.

Nur eins war seltsam. Der Gedanke, die schöne Frau zu heiraten, war ihm bis heute nicht gekommen, auf den hatte ihn erst — unabsichtlich genug — die erzürnte Schwester gebracht.

Besonders seltsam war dies, weil der Wunsch, sich wieder zu vermählen, sich in den letzten Wochen häufig genug in ihm geregt hatte. Wenn die Dienstbotenplackerei ihm zu arg geworden war, so hatte er gedacht: „Meinem Hause thäte eine verständige Herrin not" — wenn Uti sich vergangen: „Dem Kinde fehlt das wachsame Mutterauge" — wenn er sich einsam an seine Tafel gesetzt: „Ein liebes Frauenantlitz mir gegenüber, und das Mahl würde mir besser munden." Aber niemals war ihm speziell bei diesen Gelegenheiten Mrs. Eagles eingefallen.

Wie kam das nur? Er war doch sonst nicht gerade geistig schwerfällig, und da hatte er nun so viel Mühe gehabt, zwei so dicht neben einander liegende Gedanken zu verbinden, wie: Lieben und Heiraten! Ja, es war ihm nicht einmal aus eigener Kraft gelungen, man hatte ihm auf die Sprünge helfen müssen. Lächerlich!

Jetzt freilich, nun die Gedankenverbindung bewerkstelligt war, leuchtete sie ihm wunderbar ein.

Ein entzückenderes Gegenüber bei Tisch zum Beispiel wie die holde Herrin von Clysse Court konnte er sich nicht denken. Bloß jeden Mittag ihr freundliches Lächeln zu sehen, welch ein Gewinn war schon das für ihn. Und dann — der milde Friede, der von ihr ausging, wie besänftigend mußte der wirken auf seine leicht gereizten Künstlernerven, auf die streitbaren Dienstbotengemüter und über kurz oder lang auch auf Utis oft rebellischen Sinn.

Hier unterbrach sich Jack in seinem Gedankengang, denn ein mißtönendes Fauchen und Schnarren klang aus Utis Spielecke her.

„Kind, was treibst Du da?" erkundigte er sich.

„O Papa," rief Uti, ihre dicken Händchen begeistert zusammenschlagend, „er kann nicht nur springen, er kann auch brummen."

„Wer denn? Was denn?" fragte Jack.

„Mein neuer Frosch. Komm doch mal her, Papa, und sieh, wie prachtvoll er's macht! Erst wollte er gar nicht, aber wie ich ihm den Schlüssel im Leib immer um und um drehte, da fing er auf einmal an."

Jack stand auf und gewahrte nähertretend mit einiger Belustigung einen Laubfrosch aus Pappe, der, durch einen in seinem Innern schnurrenden Mechanismus getrieben, in possierlich weiten Sätzen über den Boden hüpfte.

„Wer hat Dir den geschenkt?" erkundigte er sich.

„Sie," lautete die Antwort, die etwas zögernd herauskam.

„Und wer ist sie?"

„Die Mama von Alice."

„Aha!"

Uti war noch sehr, sehr jung, allein durchaus nicht mehr sehr dumm. Das etwas ironisch klingende „Aha!" des Vaters übersetzte sie sich ganz richtig so: „Wenn es gilt, der Mama von Alice ein Händchen oder einen Kuß zu geben, so willst Du niemals daran, aber ein Geschenk von ihr läßt Du Dir schon gefallen." Und mit glühenden Wangen übernahm sie ihre Verteidigung:

„Ich wollte ihn auch erst gar nicht nehmen, Papa —"

„In der That?"

„Nein, aber Molly sagte, ich solle es doch thun. Sie meine es gut, sagte Molly."

Er nickte, wandte sich dann von der kleinen Schuldbewußten ab und begann im Gemach auf und ab zu schreiten.

Er lächelte und dachte: „Gute, kleine Molly! Von ihr habe ich nicht zu besorgen, daß sie mir wie eine Furie entgegen tritt. Was in ihrer Macht steht, das wird sie thun, um mir meinen Weg zu ebnen — ja, das thut sie unbewußt schon jetzt."

Der Frosch gelangte mittlerweile zum Stillstand, und Uti wollte ihm eben wieder mit dem Schlüssel zu Leibe gehen, als sie sich auf etwas besann, das ihr vorhin einiges Kopfzerbrechen verursacht hatte. Der Papa war ja jetzt zur Hand, ihr alle dunklen Rätsel zu lösen. Ihm eilig nachtrippelnd, erwischte sie ihn am Rockzipfel.

„Papa," erkundigte sie sich atemlos, „was ist eine Elfe?"

„Wie kommst Du darauf?" fragte er, verwundert stehen bleibend.

„Sie hat mir gesagt, ich wäre eine Elfe."

Er vergaß für den Moment, daß bei Uti das unterstrichene Sie allemal für die „Mama von Alice" stand, und weil gerade von Molly die Rede gewesen, er auch eben Molly im Sinn hatte, so nahm er in einem aus Enttäuschung und Belustigung wunderlich gemischten Gefühl an, daß die Aeußerung von ihr stamme. „Sieh einmal an, die Molly!" dachte er. „Trägt also bei Gelegenheit auch ihr Scherflein dazu bei, in der Knabbe die Eitelkeit groß zu päppeln. Hätte sie doch für vernünftiger gehalten!"

Laut sagte er: „Weißt Du, Uti, ich glaube, sie hat Spaß gemacht."

„Sie hat aber kein bißchen dabei gelacht," gab Uti ihm zu bedenken.

„Gleichviel, es konnte ihr doch nicht ernst damit sein, denn erstens leben die richtigen Elfen gar nicht hier, sondern weit, weit weg im Märchenlande, und dann sind sie so schlank, so zart, so fein — wenn der Mond scheint, so kann man deutlich durch sie hindurchsehen. Was meinst Du dazu? Bist Du auch durchsichtig?"

„Nein, Papa," antwortete Uti, verschämt an ihrer behäbigen kleinen Person niederblickend.

„Auch haben sie Schmetterlingsflügel an den Schultern. Wo sind Deine?"

Uti lachte statt aller Antwort.

„Und weißt Du, wo sie schlafen?"

„Nein, Papa."

„In Blumenkelchen. Wie wäre es, wenn Du heute nacht statt in Dein Bett, in eine Tulpe kröchest?"

„Aber, Papa, da kann ich ja gar nicht hinein."

„Die Elfen können es, die legen sich abends ganz behaglich darin schlafen und wachen erst wieder auf, wenn der Mond aufgeht, dann hüpfen sie heraus auf den Rasen, fassen sich alle an den Händen und tanzen im Reigen herum. Möchtest Du mittanzen?"

„In der Nacht auf dem feuchten Rasen?" rief Uti entsetzt. „O Papa, wie würde Margaret da schelten!"

„Na, da hast Du's ja, das paßt schon alles gar nicht, und wenn wir erst auf das Essen und Trinken kommen, dann wird's noch schlimmer, denn so, wie ich Deinen Appetit kenne, wärest Du mit Elfenfutter nicht zufrieden."

„Was kriegen sie denn, Papa?"

„Jeden Morgen einen klaren Tautropfen aus einer Blume."

Uti stieß in dem Gedanken an den Stapel Butterbrot und die Kanne Milch, die sie zum Frühstück konsumirte, ein langgedehntes: „O!" hervor. „Die armen Dinger," meinte sie dann mitleidig, „deßhalb sind sie wohl auch so dünn, Papa?"

„Kann sein," entgegnete er lächelnd. „Aber nun siehst Du doch wohl ein, daß sie Dich nur im Scherz eine Elfe genannt haben kann?"

„Nein, Papa," antwortete Uti mit unerwarteter Entschiedenheit, „ich glaube es doch nicht. Sie wird es wohl selber nicht besser gewußt haben, sie ist nur eine dumme Frau, Papa."

Er zog die Augenbrauen hoch. „Wer?" fragte er in scharfem Ton.

„Die Mama von Alice."

Ihr Näschen rümpfte sich ordentlich ein wenig, indem sie diese Erklärung gab. Es war ein possierlicher Anblick, der einen Unbeteiligten zum Lachen gestimmt hätte. Jack ärgerte sich darüber wie über das ganze kleine Intermezzo. Wäre er seinem Impulse gefolgt, so hätte er der Kleinen jetzt etwas Unfreundliches gesagt. Dies that er nicht, allein er ließ sie stehen, drehte sich auf dem Absatz um und ging mit großen Schritten auf die Glasthür zu, die in den Garten führte. Die Hand schon auf der Klinke, wandte er den Kopf noch einmal zurück und sagte:

„Ich habe noch einen Besuch zu machen. Geh in die Kinderstube, es wird bald Schlafenszeit sein."

Allein so von weitem ließ sich Uti für die Nacht nicht abfertigen. „Papa, Papa," rief sie weinerlich, „Du hast mir ja noch keinen Kuß gegeben."

„Nun, so komm!" befahl er ungeduldig.

Und sie kam, ihm schon von weitem die Aermchen entgegenstreckend. Indem er sie zu sich emporhob, stammelte sie ängstlich: „Papa, bist Du böse, weil ich sie nicht leiden mag?"

Sie senkte ihm dabei den klaren Kinderblick so tief in das Auge, daß es ihm unbehaglich war. Hastig küßte er sie und setzte sie nieder. Dann, von seiner Höhe herunter, sprach er in einem schulmeisterlichen Ton, der ihm ihr gegenüber sonst nicht eigen war: „Wir sollen alle Menschen lieben, selbst die, welche uns hassen, und Du liebst nicht einmal die, welche gut zu Dir sind und Dir Geschenke machen!"

Uti seufzte schwer und senkte die Stirn. Nach einer Sekunde scheinbar schmerzlicher Ueberlegung sagte sie: „Papa, ich will ihr den Frosch nur wieder geben — er brummt Dir doch zu laut."

„Das steht Dir frei," entgegnete er äußerlich gelassen. Dann öffnete er die Glasthür und zog sie hinter sich wieder in das Schloß.

Uti preßte an der Fensterscheibe ihr Näschen flach in der Hoffnung auf einen freundlichen Abschiedsblick, Uti erhob ihre Stimme zu einem jammervollen Klagegeheul — half alles nichts. Bis er ihren Augen überhaupt entschwand, bekam sie von ihrem Vater nur den Rücken zu sehen.

XXVI.

Nach etwa zehn Minuten raschen Bergansteigens hatte Jack den Parkeingang von Clysse Court erreicht. Nun schritt er, den Fahrweg verfolgend, an dem Thorhüterhäuschen vorüber, erst durch tiefen Baumschatten, dann über eine Lichtung hin und war eben im Begriff, in ein kleines Tannendickicht zu treten, als er in einiger Entfernung eine weibliche Gestalt gewahrte. Sein Herz that einen wilddreudigen Schlag, eigentlich ganz unberufenerweise, denn daß es nicht Mrs. Eagles war, sondern nur Molly, die daherkam, davon überzeugte ihn gleich der erste Blick.

Sie schien gedankenverloren, setzte langsam Fuß vor Fuß, hielt das braune Köpfchen und auch die Lider gesenkt. Da er nun stillstand und auch nicht die leiseste Bewegung machte, so hatte sie von seiner Nähe keine Ahnung, bis sie dicht neben ihm angelangt war und er sie lachend beim Namen nannte. Nun schrak sie heftig zusammen und machte eine Geberde, als wollte sie fliehen. Doch schon hatte er sie an der Hand gefaßt.

„Molly, Kleine!" stieß er im Tone höchster Verwunderung hervor. „Ich glaube gar, Du willst vor mir davonlaufen!"

„Ach, nicht doch, Jack," murmelte sie und war dabei so ängstlich bemüht, ihm den Anblick ihres Antlitzes zu entziehen, daß er es nun unwillkürlich schärfer in das Auge faßte.

„Kind, Du hast ja geweint!" rief er bestürzt.

„Sag's ihr nicht!" flehte sie aufschluchzend. „Ich bitte Dich, Jack, sag's ihr nicht!"

1886. Nude in Woods and a Pond (Eve)

Illustration: Dessin : Jean de Bosschère, gravure : Marcel Gromaire

„Wem denn?“

„Mrs. Eagles. Sie ist im Boudoir, wenn Du sie suchst. Du kennst doch das Boudoir — gleich neben dem weißen Salon?“

„Das Boudoir kenne ich, aber zu suchen habe ich da vorderhand noch nichts. Ich muß erst wissen, warum Du geweint hast! Komm, gesteh mir's, Molly!“

Ihre Hand bebte so heftig in der seinen, daß er sie sanft zu streicheln begann. „Hat Dir jemand etwas zu leide gethan?“ forschte er. „Ich lese ihm den Text, verlaß Dich darauf!“

„Ach, Jack!“ stammelte sie, „davon ist ja gar keine Rede.“

„Nun, ohne Grund wirst Du nicht weinen.“

Sie erwiderte nichts, aber ihre Thränen begannen wieder zu fließen.

„Molly!“ drängte er.

„Jack,“ stieß sie gequält heraus, „wenn Du Dich nicht beeilst, so geht Mrs. Eagles, sich zum Diner anzukleiden.“

„Kleine,“ entgegnete er ruhig, „Du kannst mir's noch viel deutlicher sagen, daß ich hier überflüssig bin, ich höre doch nicht darauf.“

„Aber — aber ich darf Dir doch nichts vorklagen! Es — kommt mir so kindisch und auch so indiskret vor, wenn ich's thue!“

„Indiskret? Es ist also anderer Leute Geheimnis, um das es sich handelt?“

„Ach, nein, die Sache betrifft nur mich, aber —“

„Du bevorzugst sie doch lieber für Dich?“

Sie nickte zustimmend.

„O, dann freilich,“ entgegnete er in gekränktem Ton, „wenn Dir auch mir gegenüber Zurückhaltung geboten scheint —“

„Du nimmst mir's doch nicht übel?“ fiel sie ihm erschrocken ins Wort.

„Durchaus nicht,“ versicherte er immer noch in demselben Ton. „Ich thue Dir nur jetzt den Gefallen und gehe. Auf Wiedersehen also!“

(Fortsetzung folgt.)

Die Enthüllung des Kaiser Wilhelm-Denkmals zu Frankfurt am Main.

(Hierzu die Abbildung Seite 569.)

Der Mittelpunkt der deutschen Friedensfeier am 10. Mai war naturgemäß die alte Kaiserstadt am Main, in der vor einem Vierteljahrhundert Fürst Bismarck mit seiner Hand führte, was das Schwert errungen hatte. Ihre höchste Weihe erhielt die Feier durch die Enthüllung des Denkmals für Kaiser Wilhelm I., dessen erlauchter Enkel mit seiner Gemahlin gekommen war, den Manen des großen Siegers- und Friedensfürsten die Huldigung darzubringen. Nachdem das hohe Paar unter ungeheurem Jubel der Bevölkerung seinen Einzug gehalten hatte, begab es sich nach der Katharinenkirche zum Gottesdienst. Nach Beendigung der kirchlichen Feier fuhr das Kaiserpaar nach dem Opernplatz, auf dem das Denkmal sich erhebt. Der Festplatz bot ein wundervolles Bild. Die Sitzplätze auf der in Hufeisenform um das noch verhüllte Denkmal errichteten, mit Fahnen und Wappen geschmückten Tribüne waren mit Damen in lichten Frühjahrstoiletten besetzt, die mit den zahlreichen Uniformen sich zu einem farbenprächtigen Gesamtbilde vereinigten. Das reich dekorirte Opernhaus im Norden des Platzes war wie alle umliegenden Häuser mit Zuschauern bis zum Dach hinauf besetzt. Wenige Minuten vor halb zwölf Uhr verkündeten brausende Hochrufe von der Bockenheimerstraße her das Nahen des Kaiserpaares, und alsbald ertönten auch die begrüßenden Fanfaren. Die vor dem Opernhause mit der Front gegen das Denkmal aufgestellten Truppen präsentirten unter den Klängen des Präsentirmarsches. Unter Fanfaren der Husaren fuhr der sechsspännige Galawagen am Kaiserzelte vor, wo die Mitglieder des Denkmalsausschusses mit dem Oberbürgermeister Adickes an der Spitze zum Empfange bereit standen. In weiteren Wagen folgten die Landgräfin von Hessen, Prinz Friedrich Karl und Prinzessin Margarete von Hessen, sowie das kaiserliche Gefolge, unter dem sich auch der ehemalige Oberbürgermeister der Stadt Frankfurt, Finanzminister Dr. Miquel, befand. Sechs Ehrenjungfrauen überreichten Blumensträuße, worauf die hohen Herrschaften nach huldvollen Worten des Dankes sich in das mit prächtigen Gobelins ausgeschlagene und von einer Krone überragte Kaiserzelt begaben. Nachdem nun, nachdem der Kaiser die Erlaubnis zum Beginn der Feier erteilt hatte, die von den Männerchören gesungenen markigen Akkorde der von Felix Dahn gedichteten und vom Musikdirektor August Gluck komponirten Hymne „Macte senex imperator“ über den Festplatz. Sobald der Chor verhallt war, trat Oberbürgermeister Adickes vor das Kaiserzelt und hielt eine von vaterländischer Begeisterung erfüllte Ansprache, nach deren Beendigung unter dem brausenden Jubel der Festversammlung die in den Frankfurter Stadtfarben gehaltene Hülle langsam zur Erde sank. Die Truppen präsentirten, und der Kaiser wie alle anwesenden Offiziere erwiesen dem ehernen Bildnis des verewigten Heldenkaisers den militärischen Ehrengruß. Das Denkmal, ein Werk des Düsseldorfer Bildhauers Clemens Buscher und von W. Rupp-München in Erz gegossen, zeigt auf hohem granitnen Sockel die fast 5 Meter hohe Reiterfigur Kaiser Wilhelms I. Der Kaiser ist in schlichter Haltung, wie er in der Erinnerung des Volkes lebt, bekleidet mit dem Militärmantel, dargestellt. An der Vorderseite des Hauptsockels erblickt man drei Figuren, eine stehende, den Friedensgenius, und zwei sitzende, Kunst und Industrie darstellend. An der Rückseite erhebt sich die Gestalt der „Francofurtia“, die Reichsinsignien beschirmend. An den Langseiten des Sockels zeigen Bronzereliefs die Wahl Kaiser Barbarossas in Frankfurt und die Begrüßung Wilhelms des Siegreichen 1871 durch die Frankfurter Stadtverwaltung. Den Schluß der Denkmalsfeier bildete die von den beiden Männerchören gesungene Hymne „Friede“, gedichtet von Georg Lang und komponirt von Max Meyer-Olbersleben. Nach Beendigung des Gesanges brachte die Festversammlung abermals begeisterte Hochrufe aus, worauf die kaiserlichen Herrschaften, welche der ganzen Feier stehend beigewohnt hatten, sich auf den Opernplatz begaben, um die Parade über die Truppen abzunehmen.

Die Libelle.

(Hierzu die Abbildung Seite 572.)

Von alters her lebt die verschönende Poesie mit der rauhen Wirklichkeit in Widerstreit, niemals aber ist dies schärfer zu Tage getreten als in unserer modernen Zeit, wo die gestrenge Wissenschaft mehr und mehr den holden Wahn zerstört. Indessen flüchten die poetisch empfindenden Gemüter sich gern aus dem geräuschvollen, hastigen Tagestreiben in das alte Zauberreich zurück und lassen sich hierbei fröhlich von Dichtern und Künstlern geleiten. Wir alle wissen, daß die schillernde, graziös dahinschwebende Libelle — im deutschen Volksmunde Wasserjungfer genannt, weil sie sich meist in der Nähe von Gewässern aufhält — keineswegs ein so harmloses, unschuldiges Geschöpfchen ist, als sie in der Dichtkunst aller Zeiten und Völker erscheint; vielmehr gehört sie zur Gattung der Raubinsekten, und ihr schaukelnder Flug, der sie wie spielend dahinschweben läßt, ist nichts anderes als eine eifrige Jagd nach anderen, schwächeren Insekten, die sie in unersättlicher Gier vertilgt. Allerdings lehrt uns die Wissenschaft, daß die Libelle hauptsächlich den schädlichen Insekten nachstellt — aber wie unpoetisch ist doch die Verkehrung des anscheinend harmlos gaukelnden Geschöpfchens in ein beutelüsternes Raubtier! Nun, die Dichter und Künstler brauchen dieses Gegensatzes nicht zu achten, und diejenigen, welche ihnen gern folgen, werden in all dem munteren Getier, das sich in Feld und Wald, im Hain und am Rain tummelt, auch fernerhin die Bewohner eines wundervollen Märchenreiches erblicken, denen jeder nach seinem Gefallen und Empfinden poetische und figürliche Gestalt verleiht. So behält der Dichter doch recht, der mit Gruben-Hoffmanns Liedchen singt:

Frau wie die Libell' am Teich —
Frätzlein macht leicht und reich,
Brauchs nicht zu borgen,
Braucht nicht zu sorgen.
Lebet von Licht und Luft,
Lebet von Blumenduft.

Im Salzburger Hochland.

Von

Walter Bacon.

(Hierzu die Abbildungen Seite 576 und 577.)

„Und nun führe ich Sie noch zu unserer fontana di trevi,“ meinte ein lieber Salzburger Freund, als er mich zum erstenmale durch die Wunderwelt der alten Salzachstadt geleitete. Ich folgte ihm neugierig, denn von einer Erinnerungsquelle Salzburgs hatte ich meiner Lebtage nicht gehört; da langten wir in einem ehrwürdigen Keller an, dessen Schutzheiliger der alte St. Peter selbst war, und tranken mit einander ein Fläschlein Gumpoldskirchener Ausstich. „Nun können Sie Salzburg nicht wieder vergessen ...“

Fürwahr, wie ein Trunk aus der fontana di trevi, Roms Wunderquelle, muß dieser Gumpoldskirchener gewirkt haben, denn fortan ließ mich der Zauber Salzburgs, der Stadt und des Landes, nicht mehr los. Wenn der erste Frühling sich leise regt, ein heller Sonnentag leuchtet und die zarten jungen Triebe an den Bäumen schüchtern hervorbrechen, dann zieht die Sehnsucht die Gedanken nach dem gesegneten österreichischen Kronland; und wenn vollends der Sommer in aller Pracht seine Herrschaft beginnt und die Enge der Stadt Herz und Sinn beschwert, so gibt's kein Halten mehr, und der Weg zur alten Feste an der Salzach und zur Gebirgswelt des Salzburger Hochlands muß von neuem beschritten werden. Ein erster Blick erfüllt die Seele dann allemal mit dem alten Zauber, und die Gewißheit erstarkt wieder, daß auch die treueste Erinnerung doch nur ein kleines Teilchen all der Herrlichkeiten bewahren kann, die hier sich dem Auge auf Schritt und Tritt darbieten. Und zum Wiedersehen mit alten trauten Plätzen gesellt sich die Bekanntschaft mit neu erschlossenen Schönheiten. Unermüdlich wird gerade in den österreichischen Alpenländern dafür gesorgt, daß alljährlich neue Gebirgspfade geebnet, neue Aussichtspunkte geschaffen werden; die Fahrt auf der Giselabahn von Salzburg-Stadt ins Salzburger Land bleibt wohl die gleiche; aber bald an dieser, bald an jener Station muß man Halt machen, um eine neue „Errungenschaft“ kennen zu lernen.

Im Jahre 1895 ist den Reisenden ein ganz besonders dankenswertes Geschenk beschert worden: der Deutsche und Oesterreichische Alpenverein hat seine Pioniere ausgesandt, um eine der großartigsten Partien der Salzburger Alpen aller Welt zugänglich zu machen, den Weg von Kaprun zum Moosersboden zu ebnen. Eine Fahrstraße zieht sich fortan durch das viele Stunden lange Kapruner Thal, zu Pferd und zu Wagen kann man es jetzt just so gut durchqueren wie zu Fuß, und da, wo sich bisher ein nicht gerade „comfortabler“ Fußpfad hinschlängelte, vermittelt nun eine bequeme und sorglich ausgebaute Fahrstraße den Verkehr. Der Pfiff der Bergbahn ertönt hier noch nicht; aber das Posthorn sendet seinen fröhlichen Ruf hinaus, denn bis zur Höhe von etwa 1050 Meter fährt die Post tagtäglich mehreremale. Für alle Besucher des Salzburger Landes bedeutet diese Anlage einen wahrhaft unschätzbaren Fortschritt; wie früher das Fuscherthal, so wird fortab auch das Kaprunerthal von jedem aufgesucht werden, der sich der vollen Schönheit der Tauernwelt bewußt werden will. Einen so herrlichen Uebergang, wie den über die Pasterze, erreicht man hier freilich nicht; aber das Kaprunerthal selbst darf es mit dem Fuscherthal getrost aufnehmen, und sein Abschluß, der Moosersboden, findet an grandioser Hochalpenschönheit kaum seinesgleichen in dem ganzen Gebiet deutscher Alpen.

Zwei Zugänge führen in das Kaprunerthal hinein: von der Station Fusch an der Giselabahn — derselben, von der aus man in das Fuscherthal wandert — oder von Zell am See aus erreicht man die neue Straße. Die Mehrheit der Reisenden wird sich von Zell am See aus zum Besuch des Thales aufmachen, denn von dort aus nimmt die Post ihren Weg. Man kann sich einen schöneren Ausgangs- und Eingangspunkt auch kaum denken; wie ein stimmender Accord erscheint Zell am See mit seinen bald lieblichen, bald gewaltigen Landschaftsbildern, mit seinem heiteren, idyllischen Charakter, dem doch auch ein gut Teil Romantik und Erhabenheit nicht mangelt. Man sieht den Zeller See langsam verschwinden, wie unmerklich versteckt sich der vielgepriesene Kurort; die Berge jenseits des Wassers treten mehr und mehr zurück, ans dem weiten Thal tritt man heraus, um der geheimnisvollen Enge eines Alpenthals sich zu nähern; dort oben winkt das Wirtshaus der Schmittenhöhe, dort vor uns blitzen kleine Häuslein im Sonnenschein, die dem Dorfe Aufhausen am Beginne des Pinzgaus angehören; noch können wir uns rechts halten, um die prächtige Route an die Krimmler Wasserfälle einzuschlagen. Doch halt! Da pflanzt sich ein Wegweiser vor uns hin, dessen Tafel besagt, daß links die neue Kaiser Franz Josef-Straße des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins abzweigt, hin nach dem Dorfe Kaprun. Kein Geringerer nämlich als Kaiser Franz Josef ist der Protektor dieser großartigen Straßenanlage gewesen; er selbst hat das Kaprunerthal bis zum Moosersboden durchquert und wußte so, welch herrliches Werk hier gefördert werden konnte. Neben ihm haben thatkräftig der Statthalter von Salzburg und andere österreichische Ehr Hilfe geleistet.

Und nun schreiten wir auf der neuen Straße rüstig aus. Heiß brennt die Sonne nieder, die sich wie eine Königin immer wieder an dem nicht ganz wolkenfreien Himmel siegreich behauptet, und der Staub der Straße wird durch manch vorübereilendes Vögelchen mehr denn erfreulich aufgewirbelt. Die Lust geht uns an, auch ein offenes Gefährt zu besteigen und für einen Teil des Wegs wenigstens den Füßen den Dienst abzunehmen; aber schnell besinnen wir uns eines Besseren: ein zweitesmal mag uns ein Wagen oder die Post den Bergen zuführen, heute wollen wir wandern, um ohne Hast die Pracht dieser Landschaft zu genießen ...

Die Berge wachsen mächtig empor, der Turm eines alten Schlosses, von dem wir bisher nur die Umrisse erkannten, nimmt feste Gestalt an; eine Wiese durchkreuzen wir, die uns ein Stück der Straße abzuschneiden scheint, und nicht lange währt es, bis wir einen ersten „festen Punkt“ unserer Wanderung erreicht: Schloß und Dorf Kaprun laden uns zum Verweilen ein. Als eine echte alte „Raubburg“ erscheint dieses Schloß; dick und verwettert schauen die Mauern drein, die Türme boten wohl auch wildesten Stürmen Trotz und Widerstand. Massiv und grundsicher, gewährt das Schloß einen imponirenden Anblick, und doch wirkt es nicht nur als alte Ritterfeste, sondern auch die Romantik webt ihre Schleier um diese Mauern, und in das Bild malt die Natur selbst die heitersten und frischesten Farben: die Lage dieses Schlosses gibt ihm einen herzerquickenden, leuchtenden Rahmen. Unser Auge richtet sich bergan und begegnet dem leuchtenden Schnee des Kitzsteinhorns, das wie

ein Wahrzeichen dem Wanderer längst schon sichtbar war und hier nun in seiner ganzen ausgeprägten „Horn“-Form erkennbar ist; zu dunklen Tannen und zu hellem Birkenlaub schweifen die Blicke; über die Breite des Thals, das wir hinter uns ließen, schauen wir, und in den Pinzgau lugen wir noch einmal hinein. Dann zieht es uns vorwärts, und sobald wir nur einige hundert Schritte vorwärtsschritt sind, thun wir einen verheißungsvollen Einblick in das Kaprunerthal selbst, das sich nun vor uns austhut. Als ein höchst charakteristisches Tauernthal lernen wir es alsbald kennen: der sanfte, aristokratische Zug der Berglinien deutet auf seine Verwandtschaft mit dem Fuscher- und Stubachthal. Berglehne reiht sich an Berglehne, Waldung gesellt sich zu Waldung; in unmerklicher, weil gleichmäßiger Größe wächst es, und wie von selbst fügen sich an seinem unsichtbaren Ende die Seitenlinien der aufsteigenden Hohenzüge zu einander, um den Schneefeldern der Tauerriesen Platz zu geben. Fürwahr, man begreift, daß das alte Schloß Kaprun nicht ungenannt geblieben ist: am Eingang zu diesem Thal wie ein König im Kleinen auf einer alten Ritterfeste einkehren und herrschen zu können — das muß ein erlesener Genuß sein. Und die Fürsten Löbenstein, die das Schloß ihr Eigentum nennt, möchte man recht sehr beneiden.

Aber heute sind ja auch wir Herren dieser Naturpracht und dürfen sie in vollen Zügen genießen, und wir werden uns dieses Genusses mehr und mehr bewußt. Immer im Angesicht hoher Bergkuppen setzen wir durch das Dorf Kaprun hindurch unsern Weg fort, bald auf die freie, wohl chaussirte Kapruner Straße gelangend. Ein Wässerlein schlängelt sich neben der Straße hin, ganz vertraulich plaudernd, aber doch hin und wieder über ein Felsblöckchen stolpernd; man erkennt bald, daß die Ache im Laufe der Jahrtausende manch Geröll zu Thal gefördert hat und also weiterhin sich wohl als reißender Gebirgsbach entpuppen wird; noch freuen wir uns der saftigen Rasengelände, als schon ein fernes Brausen vernehmbar von Enge und Wildnis und Felsengewalt kündet. Ein Pfad zweigt ab: die Fahrstraße geht im Bogen eine Halde hinan, dieser neu angelegte Pfad führt an ein Bergthor, zu einem Vorläufer des Höhenkomplexes, den wir ersteigen wollen. „Zur Siegmund Thun-Klamm“ — man soll uns nicht vergeblich eingeladen haben.

Schnell haben wir den Eingang der Klamm erreicht, gern entrichten wir einen kleinen Wegzoll, denn schon in Zell am See hat man uns erzählt, daß diese Klamm nur mit gewaltigen Kosten zugänglich gemacht werden konnte und daß mit gutem Recht zur Unterhaltung der Anlagen einige Kreuzer verlangt würden. „Sie werden schauen, so eine großartige Klamm war nirnmer.“ Voll Vertrauen ob so verheißungsvoller Worte treten wir unsere Klamm-Entdeckungsreise an, und bald sehen wir, daß man uns nicht umsonst neugierig gemacht hat: die Siegmund Thun-Klamm kann in der That mit den gewaltigsten Schluchten Oesterreichs und auch der Schweiz einen Vergleich aushalten, und ihre Erschließung werden Tausende preisen. Das Bächlein, das uns auf unserem Wege begleitete, hat plötzlich eine ganz neue Gestalt angenommen: es ist kampfbereit geworden und sticht erbittert mit den Felsen, durch die es sich seinen Weg bahnt. Eben noch umfing uns Ruhe und Frieden — mit eins stehen wir einem tosenden, grausig-dämonischen Schauspiel gegenüber. Vor uns stürzt mit ungeheurem Donnern ein Waldbach herunter, wie atemlos stürzt er über die Felsblöcke am Grunde, um hoch aufzuspritzen und seinen blendenden Gischt nach allen Seiten zu zerstäuben. Von den Felswänden, an denen wir auf kunstvoll errichteten Treppen entlang gehen, tönt das Gebrause hundertfach wider, Wasser und Stein werden zu haßstarrigen Feinden, von denen jeder trotzig sein Recht behaupten will. Ueberall jedoch hat das Wasser seine Spuren eingeprägt, die wundersamsten Figuren aus den Felsen ausgemeißelt; je enger es wird, desto grandioser werden die Felsgebilde, desto lauter erdröhnt der Wogenprall, desto tiefer wird das Dunkel dieses Felsenpasses. Hier erblickten wir noch frisches Grün über uns oder sahen wohl auch einen Baumstamm quer über der Schlucht liegen, dort zeigt sich uns nur das nackte Gestein der beiden Felswände, die hoch oben fast zusammenzuwachsen scheinen. Unten aber brandet es uns zu Füßen, immer wieder horcht das Ohr auf die Stimmen der Natur, die hier fast sinnverwirrend durch einander tönen, immer wieder richten die Augen sich auf die ewig wechselnden Bilder der Wasserstürze, die sich durch die Felsen hindurchzwängen. Enger und enger wird der Raum zwischen den hochragenden steinernen Wänden, höher und höher streben wir empor, dem schäumenden Wildbuchtalle entgegen. Langsam weitet sich die Enge; von unseren Treppen, die mit so bewundernswerter Geschicklichkeit in dieser Wildnis angebracht sind, gewinnen wir wieder den Boden der Natur — und sehen uns wieder auf der neuen Franz Josef-Fahrstraße: sie hat sich im Bogen die Höhe emporgewunden, während wir an den Felsen selbst heranklettern; und wer unten seinen Wagen verlassen hat, kann ihn hier oben in aller Bequemlichkeit wieder besteigen, denn in derselben Zeit etwa legt das Gefährt die weitere Strecke des Talrandes zurück, in der wir durch die Siegmund Thun-Klamm hindurch unsern Weg uns bahnten.

Geradeaus führt uns jetzt die Straße, langsam nur steigt sie an, so daß man auch bei rüstigem Ausschreiten nicht ermüdet; an einem einfachen aber guten Wirtshaus, „Zum Kapruner-Thörl“, gehen wir vorüber, von dem würzigen Duft der Fichten angezogen, der uns aus einem schattigen Walde entgegenschlägt. Ehrwürdig alte Felsblöcke machen sich breit, hohe Farne winken, saftiges Moos bedeckt den Waldesboden; eine Lust ist's und eine Herzerquickung, hier emporzustreben. Und nicht lange währt es, so haben wir einen der köstlichsten Plätze in diesem Walde erreicht: eine Lichtung taucht vor uns auf, ein feiner Rauch kräuselt sich in die Luft, Wagen stehen wir einträchtiglich neben einander halten, geschäftige Passanten, Wirtsleute, Kutscher eilen hin und her — wir sind an der Keffelfallhütte. Sie verdankt ihr Entstehen durchaus der neuen Straßenanlage; in der Höhe von 1033 Meter soll sie einen Kurplatz im Kaprunerthal bilden, einen Wallfahrtsort für alle diejenigen, die Ruhe und Heilung in Wald- und Höhenluft suchen. Trotz ihres bescheidenen Namens ist diese „Hütte“ ein treffliches Berghotel; im leichten Schweizerstil gebaut, nimmt sich das Haus gar proper und gefällig aus; Luft und Licht sind seine Schutzgötter. Innen gewährte schon im vorigen Sommer, der das Haus noch nicht völlig fertig fand, alles den erfreulichsten Anblick: elektrisches Licht erhellt die Räume, das Telephon verbindet die Gäste mit den Orten des Thales, und liebevolle Sorgfalt verrät die Ausstattung der Fremdenzimmer, die Einrichtung von Küche und Keller. Die Freundlichkeit der Salzburger Leut', empfindet man hier sehr wohlthuend; wie lachten die Augen des feschen Madels am Büffet, als sie uns nach seichem Ansturm die ersten Krügel „Kaltenhausener“ darbiet und wir in aller Aufrichtigkeit betonerten, daß für zwölf Kreuzer so hoch oben das Bier eigentlich viel zu gut sei . . . Für Passanten ist hier „ausgesorgt“ und für „Sommerfrischler“ nicht minder. Von dem Sattel, auf dessen Rücken das Hotel sich erhebt, führen köstliche Spazierwege in die weltfremde Einsamkeit des Hochwalds; Bänke laden überall zum Verweilen ein, in einen Park versetzt wähnt man sich bei einer Wanderung durch die Waldung. Den ganzen Stolz der Anwohner aber bildet der Kesselfall, der hier in die Tiefe donnert, und der dem Wirtshaus seinen Namen lieh. Er bietet die wundervollsten Bilder, von welcher Seite des Plateaus man ihn auch betrachtet, ob man sich gleich hinter dem Hotel auf einer Treppe hinabwagt oder über eine Brücke zur andern Seite hinüberschreitet. Die Pracht der Farben müßte einem Maler lachen: das vielschattirte Grün des Waldes, in dem sich zur Fichte lichtes Laub gesellt, das schneeige Weiß des Wasserfalles, die tiefen Schatten an der Berglehne, die Licht- und Lustreflexe, die allüberall aufspringen, dringen mit zwingender Gewalt zu unseren Augen. Und um das Farbenspiel noch zu beleben, hat man auch die moderne Technik in den Dienst der Natur gestellt: abends breitet elektrisches Licht seinen Schein über die Wasserfluten aus; große Bogenlampen, die an sich den Genuß am Anblick der Natur aber nicht stören, dienen der Erleuchtung des Kesselfalles.

Von diesem Plateau aus beginnt die eigentliche Höhenwanderung im Kaprunerthal, von ihm aus zeigt die neue Straße erst ihren vollen Wert. Man wird durch sie wie spielend mit zweien der großartigsten Plätze der Salzburger Alpen: dem Wasserfallboden und dem Mooserboden, verbunden. Kunstgerecht zieht sich die Straße in großen Serpentinen bergan; für eilige Fußgänger mögen sie freilich oft zu gedehnt und — zu bequem sein, aber für die Mehrzahl der Touristen können sie zweckentsprechender und angenehmer nicht gedacht werden. Schritt für Schritt gewinnen wir eine sicherere Herrschaft über die Höhe; noch eben in der Ferne winkt lustig ein Felszahn — ob wir ihn noch uns zu Füßen sehen werden? Wir sind am Spätnachmittag von der Kesselfallhütte aufgebrochen, die Sonne hat längst die Wolken verscheucht, und wir genießen den hellsten blauen Himmels, und wir genießen vor allem der reinsten, erfrischendsten Luft; also mag der Kampf mit jenem kecken Felszahn getrost aufgenommen werden.

Und es ist, als ob unaufhörlich die Kraft wächse, unaufhörlich die Seele freier würde, je weiter wir wandern. Wir tauschen einen fröhlichen Gruß aus mit dem Insassen eines Bergwägelchens, der sich die Serpentinen hinaufahren läßt, und wir suchen mit ihm Schritt zu halten. Aber wir erkennen bald, daß das vergebliche Mühe ist: zu lockend ist's, jetzt hier, jetzt dort Halt zu machen, um das berückend schöne Landschaftsbild voll in uns aufzunehmen. Hinab schauen wir auf die Einsattlung, von der her die Kesselfallhütte uns grüßt; weit, weit zurück blicken wir über das ganze Thal, durch das sich wie ein Silberfaden die Ache hindurchschlängelt, und dessen Ende von den Bergriesen hinter dem Grunde des Zeller Moores begrenzt ist. Die Felsen dort hinten nehmen schon eine rötliche Färbung an, die Sonne geht zur Rüste; vorwärts richten wir bedhalb unsere Blicke, auslugend nach einem Ziel dieser Bergeswanderung: da sehen wir die Straße breiter werden und sich ebnen — ein Höhepunkt also muß erobert sein, und ein Unterkunftshaus kann nicht mehr allzu fern liegen. Indessen zieht sich der Weg in die Länge — „noch eine Stunde“, versichert uns ein Hirt, der gemächlich seine Kühe treibt — das heißt noch eine Stunde bis zur Ursler- und Rainerhütte. Da kann es uns also nicht mehr fehlen, und unbesorgt dürfen wir weiter die Gunst dieses köstlichen Spätnachmittags uns zu nutze machen. Schnell wird ein Strauß frischer Alpenrosen gewunden, die hier in großen Feldern anzutreffen sind, und flugs wandern ein paar andere „Bergblumeln“ an unsern Hut. Und dann, immer gewaltige Schneefelder in der Ferne als Ziel vor Augen, gehen wir fort, wie 'e Flügelt von der balsamischen Höhenluft, die uns hier in 'le Poren dringt.

Wie der Abend eben sich senkt, sind wir am Ziel: auf ein weites Plateau sind wir gelangt, auf dem saftige Wiesen sich ausdehnen, dessen Abschluß eine nicht allzu hohe, von gewaltigen Schneebergen überragte Bergkuppe bildet, und von dessen säumenden Berglehnen hellblinkende Wasserfälle herabrauschen; wir befinden uns auf dem Wasserfallboden, und dort begrüßt uns auch schon eine Flagge, die uns von einer Unterkunftshütte des Deutsch-österreichischen Alpenvereins melden soll. Hier erhebt sich die Urslerhütte, unweit von ihr — in wenigen Minuten zu erreichen — hat die Rainerhütte einen Platz gefunden, für Nachtquartier ist also bestens gesorgt. In aller Muße können wir noch das Bild dieses Plateaus, das 1598 Meter hoch liegt, in uns aufnehmen, die stolzen Riesen der Tauernkette: das große Wiesbachhorn und die Glocknerin, mit ihren unnahbar reinen Schneefeldern wieder und wieder anschauen. Die Hoheit der Alpenwelt offenbart sich hier in ihrer hehrsten Schönheit; weit zurück liegt der Schmutz und der Staub der niederen Alltagswelt, und den Atem des holden Friedens, den wir alle ersehnen, meinen wir zu trinken. Immer noch blinken die Schneefelder zu uns herab, obwohl die Dunkelheit um uns dichter und dichter wird; dann blitzen die ersten Sterne auf — und allgemach müssen wir uns nun doch von diesem Zauber der Majestät und der Milde trennen.

In der Urslerhütte herrscht bald ein gemütliches Treiben; Wein und Bier, ein Wachholder und ein Grog lösen die Zungen, die Touristen erzählen einander von ihren letzten „Uebergängen“ und ihren Zukunftsrouten. Oesterreicher und Deutsche bilden hier, wie fast überall im Salzburger und Tiroler Land, das Hauptkontingent der Gäste; und man weiß ja, wie schnell und wie gut man mit den Oesterreichern als Deutscher Bekanntschaft macht. Vollends in den Hütten des Alpenvereins gibt's kein Zeremoniell und keinen Zwang; die Gesellschaft, die sich am Abend zusammenfindet, bildet ohne weiteres ein Ganzes. So war's auch nur selbstverständlich, daß am nächsten Morgen um drei Uhr gemeinsam ein Morgenimbiß eingenommen und dann gemeinsam die Wanderung zum Mooserboden angetreten wurde; voran marschierte ein gar liebenswürdiger Wiener mit seiner Gattin, und dann folgten wir, wie wir uns eben zu einander gesellten, nach.

Wer möchte eine solche Wanderung beim Heraufdämmern des Tages inmitten überwältigender Alpenpracht zu schildern unternehmen? In einander wogen die Eindrücke und unaufhörlich lösen die äußeren Wahrnehmungen inneres Empfinden aus; von Schritt zu Schritt erleben wir ein Neues, und es in Worten festhalten zu wollen, hieße versuchen, den Wechsel beständig zu machen. Nur eines möchte man in der Erinnerung fort und fort wünschen: daß Tausende und wieder Tausende auf dem Wege in dieser Wunderwelt der Alpen sich die Brust frei und weit machen möchten. Daß man ihn jetzt ohne jede Mühe in einem Bergwägelchen vollenden kann auf der neuen, bis zum Mooserboden geleiteten Fahrstraße, und daß man ihn auch als Fußgänger ohne sonderliche Beschwerde zurücklegen vermag auf sicherem, nicht irreleitendem Pfade — das ist wahrlich ein nicht zu unterschätzendes Verdienst des Deutsch-österreichischen Alpenvereins; und wer je bis zum Mooserboden, einem breiten Plateau in der Höhe von 1968 Meter, vorgeschritten ist, der wird dieses Verdienst freudig anerkennen. Auf diesem Plateau steht man inmitten der gewaltigsten Bergriesen, die fast eine Schutzmauer des Mooserbodens zu bilden scheinen. Zur einen Seite hat man die Glocknerin mit ihrer langen Eiswand, zur andern das Kitzsteinhorn; vor sich, am Abschluß des Plateaus, sieht man die Bärenköpfe mit ihren weißen Schneehauben; und ein Leichtes ist's, hier dem Karlinger-Gletscher, der in den Mooserboden hineinwuchert, einen Besuch abzustatten, nicht allzu schwer auch läßt sich eine Wanderung über den Gletscher und dann über das Kapruntörl in das benachbarte Stubachthal unternehmen. Ohne Sorge trat das Wiener Ehepaar diesen Uebergang an.

Die Mehrzahl unserer Touristengesellschaft kehrte jedoch wieder ins Thal zurück; langsam schwanden die Schneeriesen, auf bekannten Wegen ging's unaufhaltsam bergab; bei der Kesselfallhütte tauschten wir einen Gruß aus mit dem Salzburger Kindl, noch einmal lauschten wir dem Donner des Kesselfalls, noch einmal sogen wir den würzigen Duft des Hochwaldes ein. Dann wurde endgiltig Abschied genommen, und durch das sich weitende Kapruntherthal strebten wir dem Dorfe Kaprun und Zell am See zu. Die Sonne strahlte im hellsten Glanz hernieder, vom Kitzsteinhorn schimmerte es schlohweiß, vor uns stiegen die Berge am Zeller See auf; waren wirklich erst vierundzwanzig Stunden verstrichen, seit wir all das verlassen hatten, was uns jetzt von neuem begrüßte? Fürwahr, just vierundzwanzig Stunden, obwohl wir uns nur auf den Dienst unserer Füße verlassen hatten! Es ist doch ein herrlich bequemes Ding um das Reisen im Salzburger Hochland; und wenn nicht die Fontana di Trevi im Stiftskeller der Stadt Salzburg stöße — man würde versucht sein, sie in den Bergen zu vermuten.

Am Arlenbach, Arlbergbahn. Alle vier: ehemals Photochemie, Zürich.

Wiesenhütte. Rotation um Meridian 8 Nördlich 2 Westlich.

Ein Mißverständnis.

Erzählung aus dem Offiziersleben

von

O. Elster.

„Wir werden zu spät kommen!"

„Ei, das wäre das erstemal! Vorwärts, Douglas!"

Ein leichter Hieb der Peitsche traf den Rücken des Trakehners, der in lebhaftem, schlankem Trabe die Königgrätzerstraße mit dem leichten, hochräderigen Wagen hinabflog. Die beiden jungen Offiziere, von denen einer die Uniform eines Gardedragoners, der andere die einfachere Uniform eines Liniendragonerregimentes trug, schwiegen. Der Gardedragoner war mit seinem dahinstürmenden Pferde beschäftigt, der Liniendragoner blickte ernst, fast schwermütig auf die vorüberfliegenden Bäume des Tiergartens. Nach wenigen Minuten war der Potsdamer Bahnhof erreicht.

„Siehst Du, Egon," sagte lächelnd der Gardedragoner, indem er auf das Zifferblatt der Uhr am Bahnhofsgebäude wies, „Du hast noch zwei Minuten Zeit."

„Gerade Zeit genug," meinte der andere, „um ohne Billet den Zug zu erreichen."

Er sprang vom Wagen und reichte dem Kameraden von der Garde die Hand.

„Lebewohl, Egon, und schreib bald, wie es Dir in dem Provinznest geht ..."

Aber der Abschiednehmende hörte die Worte des Freundes kaum noch. Mit langen Sätzen sprang er die Treppe hinauf und stürmte nach dem Bahnsteig, wo der Schnellzug schon zur Abfahrt bereit stand. Ein Schaffner fragte ihn nach dem Billet. „Ich besitze keines — werde mir auf der Fahrt eins lösen," rief der junge Offizier und eilte weiter. Der Schaffner wollte ihn zurückhalten. Der Zugführer ließ bereits das Signal zur Abfahrt ertönen, eine Sekunde noch, und der Zug setzte sich in Bewegung. Rasch entschlossen sprang der junge Offizier auf das Trittbrett des ihm zunächst stehenden Wagens, öffnete mit kräftigem Ruck die Coupéthür, sprang hinein und sank atemlos auf den Sitz nieder, während der Zug unter Fauchen und Zischen zur Bahnhofshalle hinausdampfte.

Es war geglückt. Eine Sekunde später, und er wäre zu spät gekommen.

Als der Offizier sich heftig auf den Sitz warf und die Thür laut krachend hinter sich zuschlug, sprang am entgegengesetzten Ende des Abteils eine schlanke Mädchengestalt erschreckt empor, indem sie einen leichten Schrei ausstieß. Im ersten Augenblicke hatte er die junge Dame nicht bemerkt, jetzt aber traf sein Blick ihr erschrockenes Gesichtchen; er lächelte und entschuldigte sich.

„Verzeihen Sie mir mein ungestümes Eindringen, mein gnädiges Fräulein," sprach er höflich. „Es blieb mir keine andere Wahl, als hier hereinzuspringen, wollte ich nicht den Zug versäumen. Ich bitte nochmals um Verzeihung."

Ein leichtes, schelmisches Lächeln huschte über das Gesichtchen der jungen Dame, welche den ersten Schreck sehr bald überwunden hatte.

„Sie befinden sich indessen in einem Damencoupé," meinte sie schüchtern.

„Das hab' ich in der Hast gar nicht bemerkt!" rief der Offizier. „Ich muß also doppelt um Verzeihung bitten, mein Fräulein, und versprechе, auf der nächsten Station in ein anderes Coupé zu steigen. So lange müssen Sie meine Gesellschaft schon dulden. Gestatten Sie, daß ich mich vorstelle — mein Name ist Egon von Brüggen und das Ziel meiner Reise Mittelstädt, wohin ich versetzt worden bin."

„Mittelstädt?!"

„Ja, mein Fräulein. Kennen Sie den Ort? Es soll ein weltverlorenes Nest sein ..."

„Nun, ganz so schlimm ist es nicht. Es ist meine Heimat ..."

„Ah, Verzeihung ..."

„Und liegt sehr idyllisch von Bergen, Wäldern und Wiesen umgeben. Die Herren Ihres Regiments befinden sich ganz wohl in dem ‚weltverlorenen' Nest."

„Nochmals, verzeihen Sie. Ich hatte ja natürlich keine Ahnung ... ich kenne den Ort nicht im geringsten ... ich stand mehrere Jahre bei den Gardedragonern in Berlin, und da begreifen Sie ..."

„Daß Ihnen jede andere Stadt klein und erbärmlich erscheint? O, ich begreife das sehr wohl! Auch mich überkommt ein eigenes Gefühl der Beklemmung, wenn ich an die kleinen Verhältnisse meiner Heimatstadt denke, nachdem ich fast ein Jahr in Berlin gelebt habe."

„Gnädiges Fräulein reisen ebenfalls nach Mittelstädt?"

„Ja."

„Ei, das ist ja charmant — so können wir die Reise zusammen ... ja so," unterbrach er sich selbst, „ich befinde mich ja im Damencoupé und in Potsdam trennt mich das unerbittliche Eisenbahnreglement von Ihnen."

In diesem Augenblick erschien das bärtige Gesicht eines Schaffners an dem geöffneten Fenster.

„Herr Lieutenant ..."

„Ich weiß, lieber Mann," unterbrach ihn Egon. „Ich bin strafbar, weil ich einen schon im Fahren begriffenen Zug bestiegen habe, und in ein Damencoupé geraten bin. Noch dazu bin ich ohne Billet — na, Sie besorgen mir wohl das Billet und weisen mir in Potsdam ein anderes Coupé an. Hier ist Geld! Und was die Strafe anbetrifft, die ich zahlen muß ..."

„Ach, Herr Lieutenant, lassen Sie doch nur," meinte der Schaffner gutmütig lächelnd. „Es ist ja nicht so schlimm: das Billet werde ich besorgen, und das Damencoupé können wir ja in ein Nichtrauchercoupé verwandeln. Wohin reisen der Herr Lieutenant?"

„Nach Mittelstädt."

„Gut, ich werde das Billet besorgen."

Dann drehte er das eiserne Täfelchen mit der Aufschrift „Frauen", welches sich außen an der Thür befand, um, so daß jetzt das harmlosere „Nichtraucher" zum Vorschein kam, und entfernte sich mit vergnügtem Lächeln, ehe Egon Einsprache erheben konnte.

„Gnädiges Fräulein, es ist wirklich nicht meine Schuld," wandte er sich dann wieder an die junge Dame. „Aber wenn Sie befehlen, suche ich trotz des ‚Nichtrauchers' ein anderes Coupé auf."

„Meinetwegen nicht, Herr Lieutenant!"

„Ah, ich danke Ihnen, gnädiges Fräulein."

Die junge Dame schien jedoch das Gespräch nicht weiter fortsetzen zu wollen. Sie blickte schweigend zum Fenster hinaus, indem sie den graufeidenen Staubmantel fester um die schlanke, zierliche Gestalt zog. Egon war taktvoll genug, ihr Schweigen nicht zu unterbrechen; er lehnte sich in die Ecke des Sitzes zurück und beobachtete heimlich seine schöne Nachbarin. Wie reizend ihr der einfache englische Reisehut stand, unter dem eine Fülle hellbrauner Locken hervorquoll. Das Gesichtchen zeigte ein entzückendes Oval, die von feingeschweiften dunklen Brauen überwölbten tiefblauen Augen blickten jetzt mit einem so ernsten Ausdruck in die vorbeifliegende Landschaft, daß man ihnen das schelmische Leuchten von vorhin gar nicht zugetraut hätte. Die blühenden Lippen, die zartgerundeten, rosigen Wangen, das kleine, aber edelgeformte Näschen, die sanfte Rundung des Kinns — bei Gott, Mittelstädt konnte doch kein solch erbärmliches Nest sein, wie es ihm geschildert war, wenn in ihm solche herrliche Blumen blühten! Gar zu gern hätte er ihren Namen gewußt. Aber der Takt verbot ihm, darnach zu fragen, und sie schien keine Neigung zu haben, ihr Inkognito zu lüften. Daß sie aus guter Familie war, merkte man sofort. Ihr Benehmen war frei von jeder Prüderie, sicher und doch zurückhaltend. Ihre Kleidung einfach-elegant. Nur daß sie allein reiste, konnte auffallend erscheinen. Indessen ging der Zug direkt bis Mittelstädt, so daß sie nirgends umzusteigen brauchte. Freilich kam man in Mittelstädt erst abends spät an, aber sie würde dort gewiß von Verwandten in Empfang genommen werden, was hätte ihr also auf der Fahrt geschehen sollen, zumal sie im Damencoupé fuhr?

Er lächelte ein wenig bei dem Gedanken, daß selbst ein Damencoupé zuweilen nicht vor kleinen Abenteuern zu schützen vermag.

In Potsdam brachte der Schaffner das Billet.

„Wir haben nur eine Minute Aufenthalt, Herr Lieutenant. Bleiben der Herr Lieutenant nur sitzen."

Egon wandte sich an seine Reisebegleiterin.

„Wenn Sie gestatten, mein Fräulein ..."

„Bitte!"

Wiederum Schweigen, während der Zug über die lange Brücke der Potsdamer Havelseen donnerte.

Dieses Schweigen wurde auf die Dauer unerträglich. Er war doch sonst nicht so blöde und schweigsam jungen schönen Damen gegenüber, wie kam es nur, daß er heute keinen passenden Anfang zu einem Gespräch finden konnte? Er hätte gar zu gern erfahren, wer sie war. Vielleicht gar die Tochter oder Schwester eines Regimentskameraden. Oder gar die junge Frau — ach nein, das war nicht möglich! Diese schlanke Mädchengestalt mit dem unschuldigen und doch schelmischen Kindergesichtchen schon eine Frau — nein, das war nicht möglich!

„Darf ich das Fenster schließen, gnädiges Fräulein?" fragte er endlich halb verzweifelt und setzte sich seiner Reisegefährtin gerade gegenüber an das geöffnete Fenster. „Der Herbstwind ist sehr unangenehm, und es will Abend werden ..."

Sie sah ihn lachend an.

„Wenn Ihnen der kleine Luftzug unangenehm ist," erwiderte sie schelmisch, „dann muß ich mich schon mit dem Schließen des Fensters einverstanden erklären."

„Mir? O nein! Ich glaubte nur, gnädiges Fräulein ..."

„Um meinetwillen brauchen Sie keine Sorge zu tragen. Ich liebe die frische Luft und bin nicht verweichlicht."

„Trotzdem Sie mehrere Jahre in Berlin waren!"

„Nur ein Jahr, Herr Lieutenant."

„Bei Verwandten?"

„Ja!"

Das Gespräch schien wieder erlahmen zu wollen, aber wenn Egon einmal den Faden angeknüpft hatte, dann war er auch im stande, ihn fortzuführen. Er wollte das Gespräch nicht wieder einschlafen lassen.

„Dann werden gnädiges Fräulein Berlin ordentlich kennen gelernt haben," fuhr er fort. „Ach, ich liebe Berlin! — Es bietet so viel des Schönen und Interessanten! Auf jeglichem Gebiet marschirt Berlin jetzt an der Spitze der Entwicklung. Kunst — Industrie — ich gestehe allerdings, daß ich nicht viel von diesen beiden Zweigen des menschlichen Könnens verstehe — Theater, Sport — ah, Berlin ist in der That eine Weltstadt geworden! Ich war ein Jahr in Paris bei der dortigen deutschen Botschaft, Paris ist eine hochinteressante Stadt, aber Berlin — über mein Berlin geht mir nichts!"

„Und doch konnten Sie sich entschließen, Berlin zu verlassen?"

„Ach, mein Fräulein," entgegnete trübselig Egon, „das war nicht mein freier Wille! Ich mußte fort!"

„Sie mußten?"

„Ja, ich wurde ohne mein Zuthun nach diesem Nest — verzeihen Sie — nach Mittelstädt versetzt, weil — weil — nun, weil ich einen dummen Streich gemacht habe."

Das junge Mädchen lachte.

„Also eine Strafversetzung?"

„Ja, im Interesse des Dienstes," erwiderte er mit leichter Selbstironie. „Die Dragoner in Mittelstädt konnten wahrscheinlich ohne mich nicht fertig werden. Vielleicht kennen gnädiges Fräulein die Herren vom Regiment?"

„Einige," entgegnete sie ausweichend.

„Den Herrn Oberst auch?"

„Ja."

„Es soll ein sehr strenger Herr sein — deshalb hat man mich gerade in sein Regiment versetzt," fügte er resignirt hinzu.

„Ist es denn gar so schlimm, was Sie verbrochen haben?"

„Ach, das kann jedem passiren! Ich hatte mehrere Duelle ..."

„Ah!"

„Fürchten Sie sich nicht, gnädiges Fräulein. Ich bin kein Raufbold, ich bin zu den Duellen gekommen, ich weiß selbst nicht wie. Und glücklicherweise hat ja auch niemand ernsten Schaden dabei genommen. Nur einem meiner Gegner habe ich eine leichte Fleischwunde beigebracht. Das ist alles. O, diese Duelle sind zu dumm! — Wissen Sie, wie es dabei zugeht?"

„Mein Bruder war Student und hat mir von seinen Mensuren erzählt."

„Eine Studentenmensur ist etwas ganz anderes. Da geht man wenigstens mit der blanken Waffe

auf einander los. Aber bei uns steht man sich mit der Pistole gegenüber, zwanzig, fünfundzwanzig, dreißig Schritt, und der Beleidigte hat den ersten Schuß, oder es wird auf Kommando zu gleicher Zeit geschossen ..."

„Wie entsetzlich ..."

„Wenn man ein guter Schütze ist, kann man allerdings Unheil genug anrichten. Aber die Herren sind meistens recht schlechte Pistolenschützen."

„Und Sie?"

„O, ich will mich nicht rühmen — aber ich wette, daß ich auf fünfundzwanzig Schritt das Aß aus der Karte schieße. Deshalb habe ich den einen meiner Gegner auch gezeichnet ... Doch ich bitte um Verzeihung, mein Fräulein! Ein solches Gespräch! Wie sind wir nur darauf gekommen? — Sagen Sie mir lieber, wie es sich in Mittelstädt lebt? Ist im Winter ein reges, geselliges Leben?"

„Man gibt sich alle Mühe, gesellig zu sein."

„Bälle — Theater?"

„Wenn man nicht selbst Theater spielt, so muß man auf diesen Genuß verzichten."

„Ah, also kein Theater?"

„Nein, höchstens ein Liebhabertheater im Offizierskasino."

„Ich habe noch niemals Theater gespielt."

„Vielleicht lernen Sie es noch."

„Ich glaube nicht. Ich kann mich nicht verstellen. Ich trage stets das Herz auf der Zunge."

Er sah sie mit seinen lustigen blauen Augen so schelmisch lächelnd an, daß sie leicht errötend den Blick senkte. Sie war aber überzeugt, daß er die Wahrheit sprach; sein Blick, der Ausdruck seines frischen Gesichtes war so offen und ehrlich, daß man fast jeden Gedanken seiner Seele hätte lesen können. Sie merkte auch wohl, daß er gar zu gern gewußt hätte, wer sie war, wie sie hieß und dergleichen mehr, aber teils aus Zurückhaltung, teils aus Schelmerei entschloß sie sich, ihr Inkognito beizubehalten.

„Im Offizierskasino verkehren natürlich auch die Familien der Beamten und Honoratioren der Stadt?" fuhr er fort.

„Allerdings. Das Kasino bildet den gesellschaftlichen Mittelpunkt."

„Ah, das ist gut."

„Weshalb?"

„So werde ich sicherlich das Vergnügen haben, Sie wiederzusehen!"

„Wer weiß," entgegnete sie lächelnd.

„Gnädiges Fräulein bleiben doch jetzt in Mittelstädt?"

„Ja."

„Nun dann ..."

Ein schriller Pfiff unterbrach ihr Gespräch. Der Zug fuhr in die Bahnhofshalle von Magdeburg ein, die durch elektrisches Licht taghell erleuchtet war.

„Sie entschuldigen," sprach die junge Dame hastig. „Ich erwarte jemand hier am Bahnhof!"

Sie eilte an das entgegengesetzte Fenster und lehnte sich hinaus. Plötzlich rief sie: „Tante, Tante!" und wehte mit dem Taschentuch.

„Da bist Du ja, mein Kind!" entgegnete eine scharfe Stimme. „Warte, ich komme sogleich! Ich muß nur meinen Molly auf den Arm nehmen — nein, bleib nur im Coupé! Der Zug geht gleich weiter!"

Das junge Mädchen hatte bereits die Thür geöffnet und war hinausgesprungen. Egon sah, wie sie eine ältere, unendlich hagere und lange Dame umarmte, der man die altjüngferliche Tante auf den ersten Blick ansah. Der junge Offizier schauderte leicht zusammen. Wenn diese Tante in das Coupé mit einstieg, dann war alle Hoffnung auf ein vertrauliches Zwiegespräch verloren.

Und richtig. Die Tante stieg mit all ihren Schachteln und ihrem Molly, einem dicken, kleinen Mopsungetüm, ein, warf dem Dragoneroffizier einen scharfen, forschenden Blick zu und setzte sich neben das junge Mädchen, so daß Egon nichts mehr von diesem erblicken konnte.

„Weshalb hast Du denn kein Damencoupé gewählt, Kitty?" fragte die Tante.

Egon vernahm ein leises, schelmisches Auflachen.

„Ach, Tantchen," entgegnete Kitty dann, „ich habe darnach gesucht, aber es war kein Platz mehr in dem Damencoupé vorhanden."

Solch ein kleiner, allerliebster Schelm! Egon schmunzelte vergnügt in sich hinein. Daß sie der Tante das kleine Abenteuer nicht erzählte, war entschieden ein günstiges Zeichen für den Eindruck, den er gemacht hatte.

Die Lampen wurden angezündet, dann setzte sich der Zug wieder in Bewegung. Egon lehnte sich in die Polster zurück. An ein Gespräch war doch nicht mehr zu denken. Die Tante redete fortwährend im Flüsterton auf Kitty ein, so daß der Offizier kein Wort verstehen konnte. Aber jetzt wußte er doch wenigstens ihren Vornamen. Sie teilten ein kleines Geheimnis mit einander, und Mittelstädt war nicht so groß, daß er seine reizende Reisebekanntschaft nicht hätte wiederfinden können. Also nur Geduld!

Die Nacht war bereits hereingebrochen, als der Zug am Bahnhof Mittelstädt Halt machte. Auf dem Bahnsteig ging es lebhaft zu. Egon suchte noch einen Blick von Kitty zu erhaschen, aber diese schien ihn vollständig vergessen zu haben. Rasch sprang sie aus dem Wagen, Egon hörte einen leichten Aufschrei: „Papa! lieber Papa!" Andere Leute drängten sich heran. Die hagere Tante deckte den Rückzug, und ehe sichs der junge Offizier versah, war Kitty in dem Menschengewühl verschwunden. Mißmutig suchte er seinen Burschen auf, der in der Thür der Gepäckexpedition auf ihn wartete.

„Sind Droschken zu haben, Friedrich?"

„Zu Befehl, Herr Lieutenant. Ich habe bereits eine mit Beschlag belegt."

„Gut. Sind die Pferde gesund?"

„Zu Befehl, Herr Lieutenant. Der Fuchs hatte sich auf der Fahrt hierher 'ne leichte Schramme am rechten Hinterfuß zugezogen, is aber schon wieder in Ordnung."

„Gut, gut!"

Er reichte dem Burschen Mantel und Helmschachtel und begab sich nach dem Droschkenhalteplatz. Nur noch eine Droschke hielt auf dem Platz. Kutscher und Pferd senkten melancholisch die Köpfe, um sich etwas aufzuraffen, als der Offizier einstieg. Der Bursche sprang auf den Bock, und langsam holperte der Wagen die nur spärlich beleuchtete Straße entlang.

•

Der Herr Oberst von Wildung war in der That ein sehr gestrenger Herr, wenn es sich um dienstliche Angelegenheiten handelte. Die Herren Eskadronchefs wußten davon zu singen und zu sagen, die Herren Lieutenants nicht minder, und die Wachtmeister und Unteroffiziere flogen nur so durch Kaserne, Ställe und Reitbahn, wenn der Herr Oberst nahte. Außer Dienst war Oberst von Wildung desto gemütlicher. Er verkehrte viel in dem Offizierskasino, da er, wenn auch verheiratet, keine Kinder besaß und die Frau Oberst die meiste Zeit in Kaffee- oder Theekränzchen zubrachte. Im Kasino zeigte sich der Kommandeur von der liebenswürdigsten Seite, und wenn er am Morgen die Herren Lieutenants beim Eskadron- oder Regimentsexerzieren noch so tüchtig vorgenommen, am Nachmittag oder Abend bei einem Glase Wein oder Bier war alles vergessen. Deshalb konnte auch niemand dem alten Oberst mit dem struppigen, eisgrauen Schnurrbart, den funkelnden Augen unter den buschigen Brauen und dem verwitterten roten Gesicht böse sein; Mannschaften, Unteroffiziere und Offiziere hingen mit Verehrung und Liebe an dem oftmals rauhen, aber niemals ungerechten Kommandeur.

Als sich Egon von Brüggen am Tage nach seiner Ankunft bei dem Kommandeur meldete, empfing ihn dieser mit ernstem Gesicht, indem er die scharfen grauen Augen prüfend über die Gestalt des jungen Offiziers gleiten ließ. Ein wenig erhellte sich der Ausdruck seiner verwitterten Züge bei dem Anblick der schlanken, kräftigen, jugendfrischen Gestalt Egons. Der Oberst war früher selbst ein eifriger Sportsman gewesen. Egons Name war auf dem grünen Rasen bereits rühmlichst bekannt, das nahm den alten Herrn von vornherein für seinen neuen Offizier ein. Indessen, dieser war zur Strafe nach Mittelstädt versetzt, und so lag dem Kommandeur die Pflicht ob, dem jungen Herrn eine kleine Strafpredigt angedeihen zu lassen.

„Sie wissen, Herr Lieutenant," sagte der Oberst in ernstem Ton, „weshalb Sie aus der Hauptstadt hierher versetzt worden sind?"

„Zu Befehl, Herr Oberst — im Interesse des Dienstes ..."

„Dummes Zeug," brauste der Kommandeur auf, „wir können auch ohne die Herren von der Garde fertig werden. In Ihrem eigenen Interesse, Herr Lieutenant, sind Sie hierher versetzt, weil Ihre Aufführung in Ihrer früheren Garnison eine derartige war, daß sich die öffentliche Meinung mit Ihnen zu beschäftigen begann. Und das muß der Offizier vor allem vermeiden."

„Herr Oberst, ich bin unschuldig zu der Ehre gekommen, die öffentliche Meinung zu beschäftigen."

„Unschuldig?! Wenn man binnen einem Monat drei oder vier Duelle hat, ist man unschuldig!"

„Ich konnte die Duelle nicht vermeiden, Herr Oberst."

„Ich weiß, ich weiß! Es ist schwer für einen jungen Offizier — aber bei einigem guten Willen — bei taktvollem Maßhalten ... es handelte sich bei den Duellen ja wohl um ein Frauenzimmer?"

„Um eine Dame, Herr Oberst."

„Hm, ja — um eine Dame also! Eine Dame vom Theater?"

„Ja, Herr Oberst. Aber um eine sehr ehrenwerte Dame vom Theater — eine unserer ersten Schauspielerinnen, deren Ruf durch jene Herren, mit denen ich mich geschlagen, in Zweifel gezogen wurde."

„Ich weiß. Nun, jedenfalls ist der Grund Ihrer Duelle kein unehrenhafter, und ich hätte selbst an Ihrer Stelle die Burschen gefordert, welche den Ruf einer Dame, die ich kenne und achte, anzutasten wagten. Aber, Herr Lieutenant, Sie wissen selbst, daß gegen das Duellwesen innerhalb der Armee streng eingeschritten werden soll. Der Offizier soll sich möglichst zurückhalten — namentlich im Verkehr mit Zivilpersonen. Sie sind, wenn auch unschuldig, wie ich annehme, in den Ruf eines ‚Duellwüterichs' gekommen, deshalb hat man Sie in unsere kleine Garnison versetzt, wo zu solchen Streitigkeiten wenig Veranlassung vorhanden ist. Ich setze das Vertrauen in Sie, Herr Lieutenant, daß Sie sich in jeder Weise maßvoll betragen, keinerlei Streit provociren und die Eintracht, welche bisher zwischen dem Regiment und der Zivilbevölkerung bestanden, in keiner Weise stören werden."

„Herr Oberst können versichert sein, daß ich besser bin als mein Ruf. Ich bin nichts weniger als ein streitsüchtiger Mensch."

„Nun gut," sprach der alte Kommandeur freundlicher, „ich glaube Ihnen. Daß Sie ein flotter Reiter sind, weiß ich, Ihre Diensttüchtigkeit ist mir seitens Ihres früheren Regimentskommandeurs bestätigt worden, so werden wir schon Freunde werden. Ich hoffe, Sie werden sich auch bei uns wohl fühlen, wenn Sie hier die aufregenden Vergnügungen der Residenz auch nicht finden werden. Auf Wiedersehen, Herr Lieutenant."

Er reichte dem jungen Offizier die Hand. Dieser verbeugte sich schweigend und entfernte sich. Das war besser gegangen, als er gehofft hatte. Der alte Oberst war kein übler Mann. Egon war Menschenkenner genug, um unter der rauhen Außenseite des alten Herrn dessen weiches Herz zu erkennen. Solche Menschen liebte Egon. Sie erinnerten ihn an seinen verstorbenen Vater, der auf dem Felde der Ehre als braver Soldat, geliebt von allen seinen Kameraden und Untergebenen, gefallen war.

Den Eskadronchef, dem Egon zugeteilt war, traf er in der Kaserne. Rittmeister von Alten besaß eine lange, hagere Gestalt und ein Gesicht, das an einen Raubvogel erinnerte. Ein langer, blonder Schnurrbart hing fast bis auf die Brust nieder, während das Haupthaar nur in wenigen spärlichen Locken den kahlen, hochgewölbten Schädel umrahmte. Die Bewegungen des Rittmeisters waren von einer gewissen ungelenkigen Schwerfälligkeit. Die Gestalt schien eher in eine Ritterrüstung des Mittelalters, als in die gefällige Uniform eines modernen Dragoneroffiziers hineinzupassen. Ein tüchtiger Soldat, von einem wilden und doch kaltblütigen Mut beseelt, hatte er sich bereits als Fähnrich in dem letzten Kriege gegen Frankreich das eiserne Kreuz erster Klasse verdient. Er würde auch entschieden eine raschere Laufbahn gemacht haben, wenn er mit den Wissenschaften nicht auf etwas gespanntem Fuß gestanden hätte. So gut er im Frontdienst zu gebrauchen war, so wenig paßte er für irgend eine theoretische oder wissenschaftliche Beschäftigung.

(Fortsetzung folgt.)

Rax, Schneeberg und Semmering.

Von
Adolf Schaubach.
(Mit 4 Abbildungen.)

Rax und Schneeberg sind zwei Berge, die sich in ihrer Gestaltung und Erscheinung so ähnlich sehen, daß man sie oft verwechselt. Beide sind Kalkberge, beide haben ausgedehnte Hochflächen, beide sind Wahrzeichen der Gegend, in der sie stehen, beide sind leicht zugänglich und beide sind Lieblingsberge der Wiener. Sie sind aber doch recht verschieden, und wer sie kennen lernen will, der muß sie beide besuchen.

Rax, vom Preinerwand-Gipfel gesehen.

Die Rax ist der größere und höhere Berg. Sie ist 2009 m hoch, der Schneeberg nur 2075 m. Die Rax ist ein Gebirgsstock, der Schneeberg ein Einzelberg. Die Rax ist ein Berg, der sich in seiner Gestaltung und Erscheinung sehr verändert, je nachdem man ihn von dieser oder jener Seite betrachtet, der Schneeberg ist ein Berg, der sich in seiner Gestaltung und Erscheinung nicht verändert, mag man ihn von dieser oder jener Seite betrachten. Die Rax ist ein Berg, der sich in seiner Gestaltung und Erscheinung sehr verändert, je nachdem man ihn von dieser oder jener Seite betrachtet, der Schneeberg ist ein Berg, der sich in seiner Gestaltung und Erscheinung nicht verändert, mag man ihn von dieser oder jener Seite betrachten. Die Rax ist ein Berg, der sich in seiner Gestaltung und Erscheinung sehr verändert, je nachdem man ihn von dieser oder jener Seite betrachtet, der Schneeberg ist ein Berg, der sich in seiner Gestaltung und Erscheinung nicht verändert, mag man ihn von dieser oder jener Seite betrachten.

Rax, vom Schneeberg gesehen.

Die Rax ist ein Berg, der sich in seiner Gestaltung und Erscheinung sehr verändert, je nachdem man ihn von dieser oder jener Seite betrachtet, der Schneeberg ist ein Berg, der sich in seiner Gestaltung und Erscheinung nicht verändert, mag man ihn von dieser oder jener Seite betrachten. Die Rax ist ein Berg, der sich in seiner Gestaltung und Erscheinung sehr verändert, je nachdem man ihn von dieser oder jener Seite betrachtet, der Schneeberg ist ein Berg, der sich in seiner Gestaltung und Erscheinung nicht verändert, mag man ihn von dieser oder jener Seite betrachten. Die Rax ist ein Berg, der sich in seiner Gestaltung und Erscheinung sehr verändert, je nachdem man ihn von dieser oder jener Seite betrachtet, der Schneeberg ist ein Berg, der sich in seiner Gestaltung und Erscheinung nicht verändert, mag man ihn von dieser oder jener Seite betrachten.

Rax, vom Preinerwand-Gipfel gesehen.

Die Rax ist ein Berg, der sich in seiner Gestaltung und Erscheinung sehr verändert, je nachdem man ihn von dieser oder jener Seite betrachtet, der Schneeberg ist ein Berg, der sich in seiner Gestaltung und Erscheinung nicht verändert, mag man ihn von dieser oder jener Seite betrachten. Die Rax ist ein Berg, der sich in seiner Gestaltung und Erscheinung sehr verändert, je nachdem man ihn von dieser oder jener Seite betrachtet, der Schneeberg ist ein Berg, der sich in seiner Gestaltung und Erscheinung nicht verändert, mag man ihn von dieser oder jener Seite betrachten. Die Rax ist ein Berg, der sich in seiner Gestaltung und Erscheinung sehr verändert, je nachdem man ihn von dieser oder jener Seite betrachtet, der Schneeberg ist ein Berg, der sich in seiner Gestaltung und Erscheinung nicht verändert, mag man ihn von dieser oder jener Seite betrachten.

Residenz in Landshut — Residenz in Landshut

Residenz in Landshut
Die Residenz in Landshut

Boden ist es kaum möglich, festen Fuß zu fassen. Kommt man mit dem Fuß in eine der Spalten des Bodens hinein, so läuft man Gefahr, ihn im Knöchel zu brechen. In den Spalten liegt die giftige Hornviper, welche sich beim Herannahen von Menschen aufbläht und, wenn sie gereizt ist, nach dem Gesicht des ihr Entgegentretenden springt. In diesen Felsenritzen hausen fingerlange Skorpione, deren Stich höchst schmerzhafte Beulen und eine allgemeine Blutvergiftung verursacht. Dazu ist das Terrain so unübersichtlich, daß eine Compagnie von der andern nur hundert Schritte entfernt zu sein braucht, ohne daß man sich gegenseitig sieht oder bemerkt. Von mancher dieser Uebungen ist das Bataillon schon mit vollständig zerrissenem Schuhzeug und mit wunden Füßen zurückgekehrt. Was sind gegen Marsch und Gefechtsübung in solchem Terrain die anstrengendsten Manövertage in der Ebene!

Von der Garnison aus marschirt das Regiment zu einer mehrtägigen Uebung in den Karst. In langer Kolonne zieht es den gebahnten Weg empor, der zum Gipfel der ersten Berge führt. Eine Kolonne von 300 Tragtieren, mit Wasser, Holz und Konserven beladen, folgt dem Regiment. Hoch über der marschirenden Kolonne kreisen ein halb Dutzend Geier, die den Zug begleiten und wohl wissen, daß für die nächsten Tage für ihre Mahlzeiten gesorgt ist. Schon nach den ersten drei Stunden des Marsches ist mindestens ein Pferd von der Tragtierkolonne abgestürzt und liegt zerschmettert im Abgrund; die Geier haben ihr Frühstück oder ihr Mittagessen sicher. Wenn es geht, klettern mit Lebensgefahr die Soldaten hinunter, um wenigstens die Last des Pferdes und den Packsattel nebst Riemenzeug heraufzubringen. Dem Eingeborenen, der das Pferd gegen ein tägliches Entgelt von 1 bis 2 Gulden stellt, wird natürlich, wenn nicht Schweres, eigenes Verschulden vorliegt, das Tier ersetzt; man bekommt ja ein Pferd für den Preis von 15 bis 20 Gulden.

Das Regiment, das seine Uebung im Karst macht, lernt schnelle Temperaturunterschiede kennen. Trotzdem es hoch in die Berge hinaufgeht, nimmt mit steigender Sonne die Hitze zu, bald sind Offiziere und Mannschaften vollständig durchschwitzt. Das Springen und Klettern auf dem fürchterlichen Terrain erfordert auch riesige Anstrengungen. Da taucht mit beängstigender Geschwindigkeit eine dunkle Wolke auf, der schleunigst ein ganzes Wolkenfeld folgt. Ein gräßliches Gewitter mit schweren Hagelschlägen geht nieder, und ein eiskalter Regen durchweicht die durchgeschwitzten Soldaten bis auf die Haut. Durch den angenehmen Dienst haben sie während der nächsten zwei Stunden Gelegenheit, trocken und dann wieder vollständig durchschwitzt zu werden. Dann kommt vielleicht noch nachts ein ganz verzogenes Biwak, und wenn das Regiment von seiner drei- oder viertägigen Gefechtsübung zurückkehrt, wissen Offiziere und Mannschaften, was sie durchgemacht haben, und daß der Dienst zeitweise „kein Vergnügen" ist, was er doch eigentlich immer sein soll.

Einen interessanten Garnisonort zeigt uns das Bild, in dessen Vordergrund sich die Station Jablanica befindet. Jablanica liegt auf der Strecke zwischen Mostar und Serajewo und, wie uns das Bild belehrt, vollständig in der Alpengegend, auf deren Gipfel auch im Sommer Schnee liegt. Die Station mit einem Beamtenhaus bildet die einzige Nachbarschaft der großen befestigten Kaserne, die rechts auf dem Bergabhang deutlich zu sehen ist. In dieser Kaserne liegen zwei Compagnien Jäger und zwei Compagnien Gendarmen. Für Freunde idyllischer Abgeschiedenheit, gebirgslandschaftlicher Schönheit hat diese Garnison beinahe etwas Verlockendes. Die Eisenbahn ermöglicht doch den Verkehr mit größeren Orten, bringt täglich Zeitungen, guten Proviant und andere Lebensbedürfnisse herauf; die Offiziere haben ein Kasino, und die Mannschaften langweilen sich auch nicht, denn außer starkem Dienst im Patrouillieren und Postenstehen haben sie natürlich auch noch Schieß- und Gefechtsübungen im Alpenterrain.

Die Eisenbahnstation, sie ist die Quelle des Vergnügens für die Offiziere und Mannschaften der meisten Garnisonen. Von Bosna Brod bis nach Metkovic am adriatischen Meere steht man auf den Stationen bei der Durchfahrt Mannschaften und Offiziere, die sich den Zug ansehen. Dies ist den Tag über ihr einziges Vergnügen. Wer dienstfrei ist, geht auf den Bahnhof, um sich einmal andere Menschen und ein wenig Leben und Treiben anzusehen.

Wie man sieht, bieten die bosnisch-herzegowinischen Garnisonen selten etwas Angenehmes, dagegen viele und schweren Dienst und sehr langweilige Kommandirungen. Aber interessant ist das Leben in dieser Gegend doch. Man lernt hier den Orient aus dem Grund kennen, und da glücklicherweise in der Erinnerung jedes Menschen die unangenehmen Dinge verblassen und die angenehmen sich erhalten, so haben Offiziere und Mannschaften auch an das Garnisoniren in den occupirten Provinzen freundliche Erinnerungen.

Außer den bosnischen Truppen, die im Lande selbst ausgehoben werden, und die nur einen geringen Teil der Occupationsbesatzung bilden, stehen in Bosnien und der Herzegowina deutsche, ungarische, polnische, böhmische Regimenter. Besonders viel Jäger sind hier stationirt, dagegen sehr wenig Kavallerie. Im ganzen Occupationsgebiet steht nur eine Schwadron ungarischer Husaren, die in zahlreiche kleine Patrouillenposten aufgelöst ist. Gebirgsartillerie und Gebirgstrain schaffen Geschütze oder Gepäck auf Maultieren fort, für deren Zucht in Bosnien ein eigenes Gestüt errichtet worden ist. Ein Eisenbahnregiment betreibt verschiedene Eisenbahnlinien; ein Sanitätscorps ist zum Dienst in den Spitälern und zur Disposition der Truppen in den Garnisonen verteilt. Sehr stark ist das Corps der Gendarmerie, welches sich in Bosnien zu einer wirklichen Elitetruppe ausgebildet hat. Nicht nur durch Strenge, sondern auch durch Takt und geschickte Ausnützung des Volkscharakters haben sich die Gendarmen bei der gutgesinnten Bevölkerung ein Vertrauen erworben, das ihnen eine große Hilfe in ihrer schwierigen Amtsthätigkeit ist.

Unverhofftes Besuch.

(Hierzu die Abbildung Seite 573).

A Jäger und a Hund
Fritzi alle Zweifelstund.

Göthert's Diana auf unserem Bilde scheint diesen Jägerspruch zu ihrem leitenden Grundsatz gemacht zu haben, denn obschon sie vom Knecht ihre Rationen pünktlich erhalten, macht sie doch gleich darauf im Kuhstall einen unverhofften Besuch, um einen Extrabissen zu erschnappen. Nämlich die Resi ist grad mit einem Kübel voller Treber über den Hof geschritten, um ihrer Bläß und der Braunen im Stall vor dem Melken das Nachessen zu bringen. Diana kennt die Resi gut, die ihr manch leckern Bissen zusteckt; sie hat es mit ihrer feinen Nase sofort herausgewittert, daß ihre Gönnerin etwas Apartes in der Tasche führt, und hat die Fährte der Resi unverwandt aufgenommen. Die ganze andere kleine Gesellschaft aber, prächtig gezeichnete Ebenbilder der Mutter, zwängen sich durch die Spalte der offen gebliebenen Thür, galoppiren in derselben Sprüngen hinterdrein und stehen jetzt, wie die Alte, mit neugierigem Blick und lüsternem Maul vor den beiden Stallbewohnern, die sich jedoch nur wenig aus ihrer Ruhe bringen lassen. Links die Resi mit dem Kübel, den sie sorben in die Krippe geleert, daneben die Bläß und dann die Braune. Alle drei schauen die fremden Gäste verwundert an, und Resi sagt lächelnd zur Diana: „Ja, was schmaberest denn? Die Wurst in der Tasch'n, die g'hört meinem Mathis! Da gibt's nix zum Teilen!" Die Bläß aber scheint ihre Herrin zu verstehen, schiebt ihr gehörntes Haupt über die Krippe, als wollte sie sagen: „Was wollt denn ihr hier?! Was uns schmeckt, paßt nicht für euch — macht, daß ihr fortkommt, wir brauchen keine Gäste!"

Das Residenzschloß in Würzburg.

(Hierzu die Abbildungen Seite 581).

Am 15. Mai verbreitete der Telegraph eine Kunde, die jeden Kunstfreund mit Betrübnis erfüllen mußte; das Würzburger Residenzschloß, so hieß es, sei vom Feuer ergriffen und drohe der verzehrenden Gewalt dieses Elements zum Opfer zu fallen. Glücklicherweise bestätigte die Nachricht sich nur zum Teil; ist das prächtige Bauwerk auch von einem Schadenfeuer ziemlich erheblichen Umfanges heimgesucht worden, so gelang es doch, desselben noch im richtigen Augenblicke Herr zu werden, so daß nur der Dachstuhl des linken Flügels und derjenige des Hauptgebäudes bis etwa zur Mitte desselben zerstört worden sind. Die Baulichkeit selbst hat nur wenig Schaden erlitten, und selbst die durch das eingedrungene Wasser herbeigeführte Schädigung der Fresken des im ersten Stockwerke gelegenen Kaisersaales hat sich nur als eine leichte erwiesen.

Das Würzburger Residenzschloß verdankt seine Entstehung dem prachtliebenden und kunstsinnigen Fürstbischof Johann Philipp Franz von Schönborn, der am 22. Mai 1720 den Grundstein zu demselben legte. Die Pläne rührten von dem damaligen würzburgischen Artilleriehauptmann und Hofarchitekten Balthasar Neumann her, in dessen Händen auch die Bauleitung ruhte. Dem Begründer des Werkes war es kaum vergönnt, dessen erste Förderung zu erleben. Nach seinem im Jahre 1724 erfolgten Tode sollte sogar unter dem sparsamen Bischof Franz von Hutten der Bau ins Stocken geraten, bis er mit verdoppelter Kraft von dem Bruder des Fürsten, der den Grundstein gelegt hatte, von Friedrich Karl von Schönborn (dem dritten dieses Geschlechtes, der zum Würzburger Bischofstuhl gelangte) wieder aufgenommen und im Jahre 1744 zur äußeren Vollendung geführt wurde. Bis dahin waren an Baukosten mehr als eine Million fränkischer Gulden verausgabt worden, obwohl die bischöflichen Unterthanen unentgeltlich hatten Hand- und Spanndienste leisten müssen und das Bauholz, das fast einen ganzen Wald repräsentirte, den Staatsforsten entnommen worden war. Die innere Ausschmückung des Schlosses mit Gemälden, Statuen, Gobelins und kostbarem Haus- und Zierat aller Art kam erst unter Adam Friedrich von Seinsheim (1755 bis 1779) zum Abschluß.

Das Würzburger Residenzschloß, vielleicht einer der schönsten aller vorhandenen Fürstensitze, gehört zu den hervorragendsten Bauwerken, welche die Zeit des Barockstils in Deutschland hervorgebracht hat, und darf als eines der vollendetsten Muster dieses Stiles gelten. In seinem Schöpfer tritt uns ein Meister entgegen, der den Uebergang aus dem Frührarock in die klassische Periode des Barockstils, in das Rokoko, mitmachte und in der letzteren seine besten Werke schuf. Der erste Eindruck, den die Residenz zu Würzburg macht, ist der einer vornehmen Größe, einer majestätischen und ruhig wirkenden Pracht. Der Außenbau ist, von einigen Einzelheiten abgesehen, einfach und schlicht gehalten, wobei viele seiner Gliederungen allerdings eine wahrhaft klassische Schönheit und Strenge atmen, ohne gleichwohl etwas von dem geradezu übersprudelnden Formenreichtum des Innern zu verraten. Wenn man behauptet hat, das Würzburger Schloß habe sein Vorbild in dem von Versailles, oder sogar, es sei in Anlehnung an dasselbe erbaut worden, so kann dem nur zugestimmt werden, sofern die Großartigkeit beider Schöpfungen ins Auge gefaßt wird, an sich aber ist die Würzburger Residenz ein durchaus selbständiges Werk und darin durchaus verschieden von dem Schloß zu Versailles, daß sie ein einheitlich durchgeführtes, in sich abgeschlossenes Ban ist, während jenes nur einen Gebäudekomplex darstellt.

In Hufeisenform angelegt, ist der vollständig freistehende Würzburger Prachtbau durchweg zweigeschoßig gehalten, mit der Rückseite den schönen Anlagen des Hofgartens, mit der Vorderseite der Stadt zugekehrt. In seiner ganzen Längenausdehnung von 167 Metern zeigt ihn die majestätische Gartenseite; 92 Meter messen die beiden durch einen elliptischen Aufbau in der Mitte belebten Breitseiten; die vordere Fassade ist dadurch unterbrochen, daß der mittlere Teil derselben zurückspringt und die zwei weit vorgreifenden Seitenflügel einen Hof, den sogenannten Ehren- oder Haupthof, einschließen. Fünf von freistehenden Säulen dorischer Ordnung getragene Altane beleben die Stadtseite des Mittelbaues. Die Fenster sind groß und reich verziert. Die Höhe des Gebäudes beträgt 21 Meter. Es enthält eine Kirche, fünf große Säle, fünfundzwanzig Küchen und dreihundertundzwölf Zimmer, die durch sieben Höfe Licht und Luft erhalten. Eine Meisterleistung der Baukunst ist im Mittelbau die mit einem flachen Gewölbe überspannte Halle, aus welcher man in einen länglich achteckigen gewölbten Gartensaal tritt. Den Plafond desselben schmückt ein Freskogemälde von Johannes Zick, Diana darstellend, die von fürstbischöflichen, grün uniformirten Hofjägern bedient wird. Wie die Vorhalle, so ist dem Erbauer des Schlosses auch das Stiegenhaus in ganz besonderer Weise gelungen, wohl eines der schönsten, welche die Palastarchitektur hervorgebracht hat. Die Decke ist mit einem Freskogemälde des Venetianers Tiepolo geschmückt, „Der Olymp und die vier Weltteile". Die Treppe führt in einer einzigen Stufenflucht zu dem Obergeschoß empor. Der erste Raum, zu welchem man in diesem gelangt, ist der weiße Saal, so genannt von seinen künstlerisch vollendeten Rokokostukturen an Decke und Wänden. Von hier aus öffnet sich der Zugang zu einer ganzen Reihe von Zimmern, die ihre jetzige Ausstattung zur Zeit des Empirestils erhalten haben, und von denen jedes eine andere Farbe und andern Fußboden und Plafond zeigt. (Napoleon ließ sie für seine Gemahlin Marie Luise einrichten, welche das Würzburger Schloß längere Zeit bewohnte.) Einen imposanten Eindruck macht der Kaisersaal, welcher den Mittelpunkt des Obergeschoßes bildet. Er ist wie das Stiegenhaus mit Meisterwerken Tiepolos geschmückt, welche die in Würzburg (im Mai 1156) vollzogene Vermählung Kaiser Friedrich Barbarossas mit Beatrice von Burgund zum Gegenstand haben. Sehr bemerkenswert ist das Spiegelzimmer, in welchem chinesische Malereien unter dem Glase auf dem Spiegelgrund angebracht sind (es soll der Sage nach so viel gekostet haben wie der ganze Rohbau), ferner die Gobelinzimmer, deren gewirkte Tapeten teils von dem Würzburger Meister Pürot, teils in niederländischen Werkstätten angefertigt sind. Die Schloßkirche ist in dem rechten Seitenflügel untergebracht (Haupteingang vom Residenzplatz) und nimmt die Höhe des ganzen Schlosses ein; in ihr befinden sich zwei Altarblätter von Tiepolo und Deckengemälde von Byß und Holzer.

Nach der Stadtseite hin wurden früher die beiden Seitenflügel der Vorderfassade durch prächtige schmiedeeiserne Gitter mit einander verbunden, Werke des Hofschlossers Egg, dessen Vater die berühmten Schlosserarbeiten für das Wiener Belvedere geliefert hatte. Sie sind leider unter Ludwig I. als „altes Eisen" verkauft worden.

Die in dem Schlosse untergebrachte Gemäldesammlung ist, abgesehen von einigen wertvollen Porträts, nicht von Bedeutung. Um so mehr Beachtung verdient der an das Schloß sich anschließende Hofgarten, von Pückler-Muskau einst als die schönste Gartenanlage Deutschlands bezeichnet. Der unter dem Schlosse sich hinziehende Hofkeller ist eine der größten und großartigsten Kelleranlagen in Deutschland. Hier lagern die trefflichen Erzeugnisse der Staatsweinberge, die berühmten Stein-, Leisten- und Pfuhlweine.

Historisch denkwürdig ist die Würzburger Residenz, abgesehen von dem schon erwähnten Aufenthalte Napoleons und seiner Gemahlin Marie Luise, dadurch, daß in ihr am 12. März 1821 der gegenwärtige Regent von Bayern, Prinz Luitpold, als Sohn des damaligen Kronprinzen und späteren Königs Ludwig I., geboren worden ist.

Der Baumeister des Würzburger Schlosses, Balthasar Neumann, gehört zu den beachtenswertesten Meistern, welche die Zeit des Barockstils während ihrer klassischen Periode, und nicht nur in Deutschland, hervorgebracht hat. Ueber sein Leben und sein Wirken haben wir erst völligen Aufschluß

in allerjüngster Zeit durch die vortreffliche Schrift von Dr. Vb. Josef Keller: „Balthasar Neumann. Eine Studie zur Kunstgeschichte des 18. Jahrhunderts“ (Würzburg, C. Bauer) erhalten. Wir ersehen aus derselben, wie durch eigene Kraft ein aus den schlichten Reihen des Handwerkerstandes hervorgegangener Mann sich zu einer derartigen Stufe des Künstlertums erheben hat, daß ein moderner Kunsthistoriker (Gurlitt) kein Bedenken getragen hat, ihn „vielleicht den größten Baukünstler seiner Zeit“ zu nennen. Neumann wurde im Jahre 1687 in Eger als Sohn eines Kaufmanns geboren. Er erlernte das Handwerk der Stück- und Glockengießerei und kam als Handwerksbursche auf seiner Wanderschaft zu Beginn des 18. Jahrhunderts nach Würzburg. Hier arbeitete er bei einem Meister seines Fachs, allein er beschäftigte sich offenbar auch mit anderen Dingen, da er sich 1711 einen Lehrbrief von der „Büchsenmeister Ernst- und Lustfeuerwerkerey“ zu beschaffen wußte. Der junge Geldgießer und Feuerwerker sollte indes nicht bei seinem Handwerk bleiben; im Jahre 1712 trat er als Gemeiner in die fränkische Kreisartillerie ein und machte die Feldzüge mit, an welchen die Würzburger Truppen damals Anteil nahmen. Wie in seiner bürgerlichen Thätigkeit zeichnete Neumann sich auch im Kriegshandwerk aus; im Jahre 1719 treffen wir ihn schon als Hauptmann an, und als Ingenieur und Baukünstler erfreute er sich bereits eines derartigen Rufes, daß ihn Fürstbischof Johann Philipp Franz mit den Plänen für den von ihm beabsichtigten Residenzbau betraute. Neumann erhielt denn auch seitens des Würzburger Hofes den Titel eines Oberingenieurs und ersten Architekten und Baudirektors, dabei in seiner militärischen Stellung von Stufe zu Stufe vorrückend; 1729 wurde er Obristlieutenant und 1744 Oberst der fränkischen Kreisartillerie. Die Thätigkeit, die er als Architekt auf dem Gebiete des Profan-, Kirchen- und Befestigungsbaus entfaltete, ist geradezu staunenswert. Hier seien nur seine Hauptschöpfungen genannt, die Schönbornkapelle beim Dome zu Würzburg (das Schönbornsche Erbbegräbnis), die große Wallfahrtskirche Vierzehnheiligen, das Schloß (ehemalige Kloster) Oberzell bei Würzburg, das reizende Schloß in Bruchsal, das Schloß Werneck, die Deutschherrenkirche zu Mergentheim, denen sich zahlreiche andere Bauten in Niederösterreich, in Franken und den Rheinlanden anschließen. Neumann arbeitete dabei seine Pläne bis in die kleinsten Einzelheiten aus und lieferte die Zeichnungen für die gesamte Ausschmückung bis auf das Mobiliar. Er starb im Jahre 1753 in Würzburg und erstreckte insofern seine Wirksamkeit bis über das Grab hinaus, als an ihn sich eine zahlreiche und bedeutende Architektenschule anschloß. v. S.

Hausfrauenbetrachtungen
über die Berliner Gewerbeausstellung.

I.

Wenn eine junge Braut in die Gewerbeausstellung ginge, um sich ein Bild von den Gegenständen zu machen, die unsere heutige Zeit zur Ausstattung eines Heims für nötig hält, sie würde so viel des Schönen — und auch des Uebertriebenen und Häßlichen — finden, daß in ihrem jungen Köpfchen ein Chaos herrschen würde über das, was wirklich zu einem modernen Haushalte gehört, und das, was übertriebene Lebensansprüche für notwendig halten. Schon kühler, mit kritischem Blick und gereifter Erfahrung würde die Mutter, welche den Rundgang mit der Tochter macht, oder die praktische Hausfrau urteilen und wohl in der Fülle des Gebotenen zu sichten verstehen.

Einen Begriff von der hohen Entwicklung des Berliner Gewerbes will die in großem Stil angelegte Ausstellung geben, und sie thut es in reichem Maße, so daß die folgenden Betrachtungen nur in großen Umrissen schildern und nur die Dinge vorführen wollen, welche insbesondere für die Hausfrauen von Interesse sind. Am besten wird dies gelingen, wenn ich mir vorstelle, daß ich helfen sollte, ein Heim einzurichten für die verschiedensten Ansprüche, bescheidene sowohl wie große. Für jeglichen Geschmack und für jegliche Verhältnisse findet man auf der Ausstellung alles, was man braucht. Auf's mannigfaltigste stellen sich in wenn auch nicht immer geschmackvoller, doch stets origineller Weise in Musterzimmern die Möbel dar, die Hauptstücke der Ausstattung.

Mit Ausnahme der fast immer in ruhigen Formen gehaltenen Speise- und Herrenzimmer zeigt sich überall die Vorliebe für die geschweiften Formen des Rokoko und des Barockstils deutlich ausgeprägt. Nicht nur die Salons und die lauschigen Damenzimmerchen folgen dieser Geschmacksrichtung, auch die Schlafzimmer beginnen sie aufzuweisen. Viel vereinzelter finden sich die Salons im Renaissancestil, und meist zeigen sie sich dann in den einfacheren Ausstattungen. Die weichen schwellenden Polster der Sofas und Sesselchen harmonieren wohl mit den zierlich geschweiften Formen der übrigen Möbel aufs beste, immerhin muß ich bei dem vielfach übertriebenen Verlangen, etwas Besonderes auf Kosten des praktischen Gebrauches und des guten Geschmackes zu bringen, doch den Vorwurf aussprechen, daß viele der dargestellten Rokoko-, Barock- und Boule-Einrichtungen einen unruhigen Eindruck machen und auf die Dauer die Freude an ihrem Besitz in das Gegenteil umwandeln können. Daß Schönheit der Form und praktischer Gebrauch sich recht gut auch bei Rokokomöbeln vereinigen lassen, davon haben mehrere Aussteller den Beweis geliefert, welche das Uebertriebene glücklich vermieden. Wer die Möbelausstellung des Hoflieferanten Groschuß sieht, wird sich von der Richtigkeit des Satzes überzeugen. Allerdings dürfte es wohl nur wenig Sterblichen beschieden sein, sich eine solche Wohnungseinrichtung kaufen zu können, denn leichter in Holz und Ausführung ist dort jegliches Stück. Das Speisezimmer birgt in einem Buffet und einem Kredenzschrank Prachtstücke ersten Ranges in künstlerischer Vollendung. Beide sind aus Polisander mit Schildpatteinlage hergestellt, die inneren Thürflächen zeigen eine reiche Holzeinlegearbeit, die große Mittelthür die Diana in Elfenbein und Perlmutter, während herrlich geschnitzte Figuren, welche Weinbau und Gartenbau darstellen, zu beiden Seiten der Mittelthür Säulen tragen. Das Buffet hat zur Fertigstellung zwei Jahre Arbeit erfordert; ob da der Preis von 15,000 Mark bei der Kostbarkeit der Ausführung zu hoch ist, das mögen die Leserinnen entscheiden.

Die Großartigkeit dieses Speisezimmers läßt naturgemäß eine behagliche Gemütlichkeit vermissen, die man in traulich anheimelnder Weise in manchen anderen derartigen Zimmern findet. Mit Recht beliebt ist jetzt die meist in glücklicher Ausführung dargestellte Vereinigung zweier Zimmer, die nur durch eine Galerie getrennt sind, und in die man häufig einen künstlichen Erker mit bunten oder Butzenscheiben hineinbaut. Meist findet man ein Bücher-, Herren- oder Trinkstübchen so an das Speisezimmer angeschlossen, nur vereinzelt zeigt es sich für die Hausfrau eingerichtet. Die Zusammenstellung von dunkelgemachtem Eichenholz für das Speisezimmer und ganz hellgehaltenem für das doch immerhin gedämpftere Licht bietende Nebenstübchen wird außerordentlich bevorzugt. Die Stühle sind meist mit gepreßtem oder gepunztem Leder bezogen, nur wo das Speisezimmer zugleich als Wohnzimmer dient, gewahrt man Stoffbezug, und in diesem Falle fand ich bei einem Zimmer die Verwendung eines besonders effektvollen und doch praktischen Wollplüschstoffes in Olio mit großen mattgelben Blumen, der farbenprächtig und warm wirkte, ohne im geringsten grell zu sein. Die Sofas sind immer geradelehnig und tragen einen Bord mit Spiegel als Krönung über sich; Tierböcke, welche sich als treffliche Ausstattungsstücke mit all den hübschen Sachen, die sie tragen, bewähren, werden angebracht, wo es nur irgend möglich ist. Die Speisetische zeigen fast alle die viereckige Form und sind so eingerichtet, daß sie durch einfachste Handhabung zu beliebiger Größe gestellt werden können. Das lästige Einlegen von Platten, das oft schwierige Ausziehen der Eßtische, wie ältere Einrichtungen es zeigen, fällt völlig fort; die Tische bergen die zur Vergrößerung bestimmten Platten in sich, und ein Druck oder ein Ruck genügt, um sie hervorzuschieben. Speisezimmer in reichster wie auch in einfacher Zusammenstellung, und auch die letzteren hübsch und gediegen, findet man in großer Auswahl, überhaupt tritt bei den Musterzimmern wie auch anderweitig das erfreuliche Bestreben hervor, auch einfache Dinge in geschmackvoller Ausführung zu bieten.

Dem Begriff „Salon“ entsprechend, den eine feine Dame jetzt statt der früheren guten Stube besitzen muß, ist auch die Ausstattung dieses Raumes meist kostbarer als die der Speisezimmer und Wohnräume. Schön ist sie jedoch nicht immer; man begreift oft nicht, wie die zum Zerbrechen dünnen Beine die Tischplatten und Schränke zu tragen vermögen. Goldeinlage, farbige Malerei und Intarsia zieren fast immer die größeren Flächen der Möbel; statt Holzplatten findet man bemalte Glasplatten. Ein kostbares Zimmer zeigt einen Tisch mit französischer Marmorplatte, die Pressiesse Däpler mit Blumengewinden und Amoretten bemalt hat. Wunderbare Holzarten, deren Verwendung früher nicht bekannt war, benützt man jetzt zu den Möbeln, rotes Amarantenholz, Olivenholz in herrlicher Maserung und so weiter. Die seidenen oder auch nur gold- oder seidendurchwirkten Wollstoffbezüge (Plüsch ist für Rokoko zu schwer) zeigen meist Blumen-, manchmal auch Amoretten- oder Barock-Arabeskenmuster. Die Freude an lebhaften, man könnte fast sagen grellen Farben tritt bei den Stoffen deutlich hervor, hin und wieder aber zeigt sich schüchtern als Reaktion, die immer auf solche ausgeprägte Geschmacksrichtung folgt, ein geradezu düster zu nennender Farbenton der Stoffe. Eine Abgrenzung des buntfarbigen Bezuges durch Streifen einfarbigen Stoffes findet man bei der Mehrzahl derartiger Zimmer. Dieser Geschmack ist vom ästhetischen Standpunkte nur zu loben, denn dadurch wird dem Auge bei dem unruhig wirkenden Muster ein Ruhepunkt geboten. Verschiedenartig gefärbte Sessel und Stühle, wie sie in buntem Durcheinander eine Zeit lang Mode waren und bei jedem unbefangen Urteilenden den Eindruck eines Möbelmagazins hervorriefen, findet man nur ganz vereinzelt; meist ist man auf einheitliche Wirkung bedacht. Dagegen scheint jetzt eine Ueberfülle an Zierfischchen beliebt zu sein, die einen etwas unbeholfenen Besucher leicht in Verlegenheit bringen können, indem sie selbst oft bei nicht sehr unzarter Berührung mitsamt den Sachen, welche sie in mehr oder minder großer Fülle tragen, ins Wanken oder gar ins Stürzen geraten. Diese Ueberfülle zeugt nicht sonderlich von Schönheitssinn, sie gibt dem Zimmer ein überladenes Ansehen.

Wenig behagen will mir im Durchschnitt die jetzige moderne Ausstattung der Schlafzimmer, sie ist mir der übertrieben hellen Farben wegen zu unpraktisch. Ich meine damit nicht etwa helle Vorhänge, hellfarbig bekleidete Toilettetische, mattfarbig bezogene Sessel, Schemel und dergleichen, sondern die helle Lackierung des Holzes. Weiß oder ganz licht rosa oder zartlila gemalte und lackirte Bettstellen, Schränke und Waschtoiletten mögen im Anfange vielleicht manchen bestechen, aber sie büßen jeglichen Reiz ein, wenn sie den Glanz der Neuheit und damit auch den der Sauberkeit verlieren. Die hellen Farben der Lackirung werden vielfach noch mit Blumen- oder Puttenmalerei belebt, da die hellen Möbel doch trotz anscheinend freundlichen Aussehens einen toten Eindruck machen. Rede ich nun den ganz hellfarbig gemalten Schlafzimmermöbeln nicht das Wort, so thue ich es um so rückhaltloser bei den hellfarbigen Hölzern, die man jetzt viel statt des früher meist beliebten Nußbaumholzes, das leicht einen dunklen Eindruck macht, benützt. Helle Eiche, Ahorn, wenn die Einrichtung kostbar, auch Olivenholz sind von lichtem, freundlichem und doch gediegenem Ansehen. Kunstverständige Hände brennen jetzt ganze Schlafzimmereinrichtungen auf hellem Holze und erzielen damit einen hübschen Effekt.

Eben so wenig wie die helle Bemalung der Möbel will mir die Barockform gefallen, die jetzt auch in die Schlafzimmer zu dringen anfängt und dort die ruhigen und eindrucksvollen geraden Formen verdrängt. Die unten rund geschweiften Betten, die runde geschweifte Form auch am Kopfende, die dort oft mit Blumen- und Amorettengewinden geschmückt ist, verleihen den Betten ein breites, sogar plattes Aussehen und scheinen mir außerdem ein äußeres Merkmal der Verweichlichung unseres heutigen Geschlechtes zu sein, eine Erinnerung an die Zeit, wo schlaraffisches Wohlleben die Nerven erschlaffte, die Zeit Ludwigs XIV. Ich mag diese immer doch weichlich zu nennende Barockform zur Not in Damenzimmern und in Salons leiden, aber aus den Schlafzimmern möchte ich sie verbannt sehen. Auch die Ueberladung des Schlafzimmers mit Spiegeln, Leuchtern, buntfarbigen Zierlichen, die mit allerhand Toilettesachen bedeckt sind, möchte ich tadeln, denn das Schlafzimmer soll einen ruhigen Eindruck machen. Daher soll der deutschen Frau die einfache und ruhige Form bei der Auswahl ausschlaggebend sein.

Eine eigenartige Industrie hat die Neuzeit, welche die Menschen immer mehr zusammendrängt, die Wohnstätten beschränkt und die frühere Verschwendung des Raumes in das Gegenteil, die möglichste Ausnützung verkehrt hat, gezeitigt: die „Patentmöbel“. Für die Mietwohnungen, welche in großen Städten oft so teuer sind, daß man ein Fremdenzimmer nicht haben kann, sind sie wirklich von außerordentlichem Nutzen. Die früheren Bettsofas, die man allerdings schon lange kennt, sind bedeutend verbessert, sowohl in der Einfachheit ihrer Handhabung wie auch in der Schönheit ihres äußeren Ansehens. Kein argwöhnisches Auge wird einem solchen Sofa jetzt noch seinen Nebenzweck als Bett mit Bettkasten ansehen. Auch Sessel und Chaiselongues, die demselben Zweck in gleich praktischer Weise dienen, gibt es in verschiedenster Auswahl, in mehr oder minder reicher Ausstattung, und Waschtische, welche durch einfache Drehung sich in ein hübsches Schränkchen verwandeln, Bettkommoden, welche, wenn man sie auseinanderklappt, ein völliges Bett enthalten, gesellen sich als gleich praktisch zu ihnen. Die Ausstellung dieser Patentmöbel ist denn auch immer dicht von einer wißbegierigen Damenwelt umringt, welche sich die Handhabung mit Interesse zeigen ließ.

Vermißt habe ich auf der Ausstellung Beispiele praktischer Kinderzimmer, ein Beweis, daß auf deren Einrichtung bei uns noch immer nicht der Wert gelegt wird wie zum Beispiel in England, wo dieser Raum mit liebevoller Sorgfalt ausgestattet wird. Bei uns stopft man oft alle abgenutzten, meist nichts weniger als schönen Sachen in die Kinderstube, ohne Bedacht zu nehmen auf die Entwicklung des Schönheitssinnes der kleinen Bewohner, welche in den ersten eindrucksfähigsten Lebensjahren hier ihr eigentliches Reich haben. Viele deutschen Frauen und Mütter wissen noch immer nicht, welch wertvolles Erziehungsobjekt eine reizvolle, freundlich und praktisch ausgestattete Kinderstube ist!

Lulu Volz.

Aphorismen.

Von

H. H.

Betrachtung.

Ein paar Mark Geld auf der Post läßt man „einschreiben“, aber die langsten Briefe schickt man so. Als ob diese nicht höheren Wert hätten!

*

Wenn „eine Hand die andere wäscht“, machen sich sehr oft beide schmutzig.

*

Der von Natur Eifersüchtige ärgert sich, wenn man seine Frau bewundert und wenn man sie nicht bewundert.

*

Mancher kommt, uns einen „Guten Morgen“ zu wünschen, und verdirbt ihn uns dabei.

Die Nelke.

Durch Schönheit, Farbenpracht und würzigen Duft gleich ausgezeichnet, zählt die Nelke von alters her im Garten, als Topfpflanze wie im Blumenstrauß zu den bevorzugten Lieblingen der Blumenfreunde. Holde Frauen schmücken sich gern mit den herrlichen Blüten, denn sie wissen auch deren seltene Dauerhaftigkeit wohl zu schätzen. Deshalb ist die Nelke als frischer Blumenschmuck im Haar und auf Kleidern bei festlichen Gelegenheiten stets beliebt. Der botanische Name „Dianthus" bezeichnet eine göttliche Blume, eine Ehrenbenennung, die ihr wegen ihrer Schönheit und ihres köstlichen Wohlgeruchs zu teil wurde. Zu diesen Vorzügen gesellt sich die Eigentümlichkeit, überall heimisch zu werden und sich leicht züchten zu lassen, Eigenschaften, die viel zu der weiten Verbreitung beitrugen. Schon bei Homer wird die Nelke erwähnt; auch Plinius gedenkt ihrer und berichtet, daß sie bei den Römern sehr geschätzt war. Später wetteiferten die verschiedensten Völker, Franzosen, Engländer, Belgier, Deutsche, in der Kultur der Nelke, und wie viele herrliche Arten sind durch die fortgesetzte Pflege entstanden! Den Belgiern gilt die duftende Blume als ein Symbol der Häuslichkeit und Zufriedenheit. In Frankreich stecken die Herren, denen das Band der Ehrenlegion verliehen ist, wenigstens eine leuchtend rote Nelke in ihr Knopfloch. Ein ganz eigentümlich hohes Ansehen, fast eine religiöse Bedeutung hat die Nelke für den Islam gewonnen. Denn die Ueberlieferung berichtet, als Mohammed einst auf dem heiligen Berge von göttlichen Träumen und Visionen umfangen war, habe ihn der Erzengel Gabriel durch den Duft einer Nelke geweckt, die er dem Propheten vorhielt. Deshalb ist sie auch die einzige Blume, an deren gewürzigem Hauch sich der Mohammedaner in dem großen Fastenmonat Ramazan erlaben darf. In diesen vier Wochen sind den Gläubigen tagsüber alle Speisen und Getränke, selbst der Genuß von Wasser, das Tabakrauchen, wie auch alle Wohlgerüche streng verboten; freilich suchen sie sich dann in der nächtlichen Zwischenzeit für ihre Enthaltsamkeit schadlos zu halten. Während der sonst im Orient schwunghaft betriebene Blumenhandel in dieser Fastenzeit fast ganz darniederliegt und alle Blumen, die duftenden voran, in Bann getan sind, feiert die Nelke ihre Triumphe. Wohl jeder Muselman trägt im Ramazan eine Nelke bei sich; er steckt die duftende Blume an langem, schlankem Stiel mein über dem rechten Ohr unter den Turban, daß die Blute bis zu seiner Nase reicht und er sich stets an dem Wohlgeruch erquicken kann.

Aller Wahrscheinlichkeit nach stammt die Nelke aus Südeuropa; aber in wie stammverregendem Maße hat sich die bescheidene, nicht sehr auffällige Blume vervollkommnet, denn sie ist wie wenig andere Pflanzen der Veredlung und Farbenwandlung fähig. Der Kunst des Gärtners ist es gelungen, Nelken zu kultiviren, welche an Schönheit des Baues und Farbenreiz, in Bezug auf Größe, Füllung und Duft mit der Rose wetteifern können. In den Katalogen der Spezialisten geben seitenlange Verzeichnisse Hunderte von Spielarten an, die sich durch Farbe, Schattirung und Zeichnung — feine Punkte, Striche, Linien — kennzeichnen. Es gehört schon ein gründliches Studium dazu, um die Klassen, welche die zum Teil wunderlichen Bezeichnungen: Farbenblumen, Picotten, Doubletten, Bizarden, Kameusen, Fazen, Flammanten, Salamander, Grenoble tragen, zu unterscheiden, und nun gar erst die einzelnen Sorten.

Während die Stecklinge und Senker treu und unverändert die Eigenschaften der Mutterpflanze bewahren, werden durch die Sämlingszucht immer neue Spielarten erzielt. Zu den schönsten Neuheiten zählt Germania, goldgelb, kräftig wachsend und sehr dankbar blühend; Weiße Dame, von edlem Bau, blendend allsweiß und dicht gefüllt; Nordlicht, feurig blutrot; Gustav Frentag, von mittelhohem Wuchs, mit gut gebauten, eigenartig schönen mennigegelben Blüten. Einen hohen Sieg feierte die Nelkenzucht, als es vor etwa fünfzig Jahren gelang, durch Kreuzung von Baum- und Gartennelken immerblühende, sogenannte Remontantnelken zu erzeugen. Jetzt ist es durch entsprechende Behandlung möglich, zu jeder Jahreszeit blühende Pflanzen zu haben, ja oft verdienen die Nelken im Winter durch intensive Farbenpracht und regelmäßigen, schönen Bau vor ihren Blumenschwestern im Sommer den Vorzug. C. A.

So lang die Rosen blühen . . .

Von

Robert Waldmüller.

Das Mädel sprach: du denkst nicht dran;
Ich halt' es mit dem Dann und Wann,
Es taugt nicht, fürs ganze Leben
Einander das Wort zu geben.

Der Bursche sprach: du narrst mich nur!
Das geht ja wider die Natur!
Das Blatt hält fest am Aste,
Die Rinde bleibt beim Baste.

Das Mädel sprach: ich bin kein Baum,
Den See sich an, wo bleibt sein Schaum?
Jetzt blinkt er in der Sonnen, —
Juchei, nun ist er zerronnen.

Der Bursche sprach: du machst nur Spaß!
Selbander ziehn die nämliche Straß',
Sein Bündel gemeinsam tragen,
Erst das macht Freuden ans Plagen.

Das Mädel sprach: frag wieder vor,
Wenn im Mund nicht mehr schwankt am Ufer das Rohr
Und nicht wechseln mehr Dürre und Regen,
Dann will ich mir's — wen überlegen.

So hat geredet gar manch' schmucke Maid
Und hat nicht bedacht, daß beflügelt die Zeit,
Und daß die Freier nur glühen,
So lang der Rosen blühen.

Für müßige Stunden.

Rätsel.

Zwei Worte sind, und kann das erste wiegen
Der Armut bittre Not, des Goldes Wert,
Hat auch das andere Kleinheit dich nicht trügen,
Denn jedes Interesse ist ihm wert
Sind sie vereint, nach deiner Neigung
Vor einer residenzbekannten Residenz (W. Sch. Rastel.)

Klein- und Großrätsel.

Ich mein Mädchen klein geschrieben,
Muß' im Haus als Kind es üben,
Wird dann Frau du oder Mann,
Kannst, was's noch heißt, dann;
Leider oft die Besten sind
Drin nicht klüger wie als Kind.

Ich mein Mädchen groß geschrieben,
Und ein Buchstab' draus vertrieben,
Führt es dich hinaus ins Land
Legt den Stab dann der Herd;
Werd' da's mit starkem Hohn
Bleibt wohl etwas hängen dran.

Titelrätsel.

Wenn Rätsel weiß der Worte viel,
Längst sind bekannt sie alle dir,
Du hast sie schon als Kind gelesen,
Kennst ihr fremdartig Sein und Wesen.

Das erste Wort man zählen kann,
Der Ader man's vermählen kann,
y, e und t, und j nicht minder
Sind ihm verwandt als Nachbarskinder.

Das zweite Wort sagt mancher Spur,
Und ist ihm eigenste Natur,
Verbindlich ist's nach jeder Richtung
Dem zugeteilt Prosa wie Dichtung.

Das dritte Wort, in Leinewand
Hüllt es sich ein, am Feiertrand
Ist es zu Haus; mit „der" verbändert
Es manchem Manne Lorbeer kündet.

Das letzte Wort: in letzter Stund'
Macht es von Haus zu Haus die Rund',
Es ist so still und hat doch Zungen,
Wenn alle anderen verklungen.

Buchstabenrätsel.

1, 2, 3, 4: ein Fluß in Böhmen Tal,
Beim Nachtisch drückt du sein weiß manchmal.

1, 2, 3, 4, 5: von Gott des Waldes Rat'
Hält viele Wellen ich dem Großen zu.

4, 5, 6, 7: einst in nordischem Reich
Ein König, jetzt ein Heiliger zugleich

1 bis zu 7: Stadt am Rheinesstrand,
Wo schon der Römer Welt und Mauer stand.

Worträtsel.

Es zog ein Jäger recht auf die Birsch,
Recht wollt' er erjagen den weißen Hirsch,
Weiß auch nicht jagen das braune Reh;
Er wollte das eine Gericht mit e
Ohn' das er verstummt lebt' der Heimat zu —
Er hatte dafür das Wort mit u.

Bilderrätsel.

Dreisilbige Charade.

Die Dritte nicht selten die Erste bleibt,
Und häufig die Zweite die Herrschaft erstrebt.
Fügt's Ganze in ländliche Kreise ein
Gesichert es uns an den grünen Rhein,
Wir sängen ihm gern, von Bewunderung erfüllt,
Entwölkt's auf der Höh' und ein herrliches Bild.
(M. Sch. Rastel.)

Rätsel-Distichon.

Schmachtend erseufzet die Freudin, wenn ich gelungen unsichtbare;
Aber wenn er mir entweicht, werd' ich zum schattenden Kleid M. L.

Auflösung des Bilderrätsels Seite 552:
Ein gelichteter Kopf redet auch noch dem Arzte.

Auflösung des Scherzrätsels Seite 552:
Bern. Affen. Rest. Eiche.

Auflösung der dreisilbigen Scherz-Charade Seite 552:
Brautjungfern.

Auflösung des Buchstabenrätsels Seite 552:
Herakles.

Auflösung des Silbenrätsels Seite 552:
Baldachin, bald, ach, in.

Schachbriefwechsel.

Mehreren Löser. Nr. 21 war ein Matsatz, insofern sie neben der beabsichtigten, irgendwie derartig mannigfachen Lösung noch zwei andere zuläßt: 1) Le5—e7 usw. 2) Kd7—c6 usw. und 1) Da4—d7+ Kd5—c6 2) Dd7—e6 usw. und 2) Le5—c3, beliebig 1. . . . Kd5—c6 2) Kb7—c6.

P. L. in Klingenthal. Im jeder Nr. eine Partie zu liefern, wäre auch unser Ideal; aber es bieten dem leider manchmal Kraft und Zeit entgegen.

C. K. in Aberdeen. Ein nützes Ich des erst dann eingehendes Studium eine richtige Anschauung von dem Wesen eines Schachzuges bilden.

M. T. in Wandsbek. In Nr. 20 bietet Ihr Verlust 1) Kc7—c6 an der Entgegnung e6—e5; denn wenn nun 2) Dh5—e8, so entsteht sich Schwarz durch Ke5—d6 sein Matt.

A. D. in Lemelsdorf. Wir nennen Ihnen die „Deutsche Schachzeitung". Dieselbe erscheint monatlich, im Verlage von Veit & Comp. in Leipzig, und kostet bei freier Zusendung 10 Mk. (= 6 fl. ö. W.) jährlich.

F. M. in Dortchen. Nr. 22 lösen Sie nun richtig, bieten aber die Hauptwendung, nämlich den Gewinn des Le2—b5, noch außer Betracht.

Richtige Lösungen sandten ferner ein: M. A. und C. D. in Stettin zu 16; M. A. in M. (Posthumus Meyhöfer) und Dr. in Nürnberg zu 18, 19 und 20; W. L. in Wandsbek zu 19; A. H. in Blankenese zu 19 und 20; F. M. in Dortchen und C. in Greifswald zu 19 und 21 sowie Lösungen; A. P. in Hedwigenkoog zu 20; fröhlich Tanks Kriegsen in Ghristiana zu 20 und 21. Prof. Karl Wagner in Wien zu 21, 22 und 23; weiter zu 21 erste Abteilung Dr. H. A. P. in Eisenach, Adel. zweite Abteilung M. L. in Pinkerneil und G. H. in Klingenthal, beide Lösungen H. in Königsberg (Preußen).

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt. — Verantwortlicher Redakteur Fred Schubert in Stuttgart. — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.
Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten.

Über Land und Meer

№ 36.

Aus Zeit und Leben.

Die Eröffnung der Millenniumsausstellung zu Budapest.

Der Schauplatz der prunkenden Feier, mit welcher Ungarn die Eröffnung der Millenniumsausstellung beging, war der sogenannte Corso, ein ausgedehnter Platz vor der Industriehalle, der zum Lustwandeln für das Publikum bestimmt ist. In der Mitte des Platzes erhob sich das von der Stephanskrone überragte Königszelt, aus rotem Sammet und heller Seide gefertigt, auf neun Säulen ruhend und von mächtigen, schräg aufgestellten Stangen flankiert, deren Spitzen mit Straußfedern geziert waren. Ringsum erhoben sich reichgeschmückte Tribünen für die bevorzugten Festteilnehmer. Ungarn übertrifft bei Veranstaltung seiner nationalen Festlichkeiten alle übrigen europäischen Länder an Glanz und Pracht, denn zu der Mannigfaltigkeit der militärischen und diplomatischen, der Staats- und Hofuniformen gesellt sich hier noch der Luxus und die Kostbarkeit der nationalen Tracht, die in allen Farben schimmert, mit Gold, Silber und Edelsteinen bedeckt ist und aus prachtvollsten, reich gestickten Stoffen mit seltenem Pelzwerke besteht. Kaiser Franz Josef hatte die prächtige Uniform eines ungarischen Generals der Kavallerie angelegt, wie sie auch Kaiser Wilhelm bei seinem letzten Wiener Besuche trug. Die Kaiserin Elisabeth erschien in vielem, glanzlosem Schwarz, ohne Schmuck, nur mit schwarzen Federn auf dem Kopfe. Es war seit vielen Jahren die erste öffentliche Feier, bei der die Kaiserin sich zeigte. Das Herrscherpaar wurde mit stürmischem Jubel begrüßt, als es in offenem, mit vier Pferden à la Daumont bespanntem Wagen angefahren kam. Die meisten Erzherzoge trugen Husarenuniform; unter den Uniformen der Offiziere überwogen die ungarischen. Das diplomatische Corps war gleichfalls in Gala erschienen. Aber alle diese Uniformen verschwanden vor der Farbenpracht der ungarischen Nationalkostüme. Ganz Ungarn war in seinen offiziellen Vertretern versammelt: die Minister, mit Baron Banffy an der Spitze, die Bannerherren, welche den alten feudalen Hofstaat des ungarischen Königs bilden, die Magnaten und die Deputierten, die Obergespane der Komitate, die Repräsentanten der Munizipien, der Klerus aller Konfessionen, der Katholiken, Protestanten, Kalvinisten, Griechisch-Orthodoxen, Juden, Mohammedaner, Armenier; auch die Studenten der Universitäten, die sogenannten Juristen, in schwarzer ungarischer Gala mit dem Säbel an der Seite; selbst die Trachten der Hajdukken und Leibhusaren der Magnaten spielten in allen Farben und strotzten von Gold und Silber. Die Aufmerksamkeit der fremden Gäste wendete sich hauptsächlich dem greisen Koloman Tisza zu, dem Nestor der ungarischen Staatsmänner, und dem ehemaligen Ministerpräsidenten Weferle, der als einfacher Bürgerlicher zur höchsten Staatswürde in Ungarn gelangt war. Kaiser Franz Josef verlas in ungarischer Sprache die Eröffnungsrede, die mit stürmischen Eljenrufen aufgenommen wurde. Hierauf trat der Kaiser den Rundgang an, während die Kaiserin in das Burg zurückfuhr.

Die Eröffnung der Millenniumsausstellung zu Budapest.

Digitized by Google

Notizblätter.

Tonkunst.

— Interessante Aufführungen der Oper die „Hugenotten" haben am 28. und 29. April im Neuen Deutschen Theater zu Prag stattgefunden. Die Darsteller waren durchweg Dilettanten und leisteten — was insbesondere auch von den Chören gilt — ganz Vortreffliches. Der Veranstaltung ging vom Prager Mozart-Verein — Clavenna Ltr. von Beisky — aus und hatte den Zweck, einen Fonds für ein in Prag zu errichtendes Mozart-Denkmal zu schaffen. Dirigent war der Komponist Friedrich Hegler, Regisseur der Sänger Felix Ehrl.

Bücherkunde.

— Zu den Büchern, die nämlich eine „Geschichte" besitzen, gehört das Brockhaus'sche Konversationslexikon. Das Werk ist bekanntlich ursprünglich in einer Jubiläumsausgabe erschienen, denn es sind jetzt gerade hundert Jahre verflossen, seit es in seiner ursprünglichen Gestalt begründet wurde. Schon im Jahre 1791 war ein Konversationswerk ähnlicher Tendenz, hervorgetreten, das in seinem Titel auch bereits auf das Bedürfniß der „Konversation" Rücksicht nahm, das Hübnersche „Real-, Staats-, Zeitungs- und Konversationslexikon", und an dieses knüpfte der Leipziger Buchhändler Dr. Renatus Gotthelf Löbel an, als er im Jahre 1796 den Plan faßte, ein Konversationslexikon „mit vorzüglicher Rücksicht auf die gegenwärtigen Zeiten" herauszugeben. Mit diesem Werk wollte es indeß anfangs nicht recht vorwärts. Dr. Löbel hatte sich einen Geschäftsgenossen genommen, den Leipziger Advokaten Ch. W. Franke, und beide begründeten zur Herausgabe und zum Vertriebe ihres Konversationslexikons eine eigene Buchhandlung. Zu Michaelis 1796 erschien der erste Band des auf vier Bände berechneten Werkes; ein zweiter und dritter Band folgten in den nächsten beiden Jahren, dann aber stockte das Unternehmen. Dr. Löbel starb, Franke übernahm die Buchhandlung auf eigene Rechnung, verkaufte sie aber 1800 an seinen bisherigen Geschäftsführer Leupold, ließ gleichwohl der Fortführung des Konversationslexikons vorbehaltlich. In dem genannten Jahre erschien der vierte und dann nach längerer Pause 1806 und 1808 ein fünfter und letzter Band, da sich die Unzulänglichkeit herausgestellt hatte, das Werk mit dem vierten Bande abschließen. Inzwischen war dasselbe, nach und nach, an zwei andere Verleger übergegangen und von dem zweiten schließlich, weil er die Forderungen nicht bezahlen konnte, dem Drucker des Werkes verpfändet worden. Von letzterem, dem Besitzer des „Leipziger Tageblatts", kaufte das Werk am 25. Oktober 1808 Friedrich Arnold Brockhaus, der Begründer der Firma F. A. Brockhaus in Leipzig, der drei Jahre vorher (im Oktober 1805) in Amsterdam eine Buchhandlung unter der Firma „Kunst- und Industrie-Komptoir" errichtet und bereits eine umfassende Verlagsthätigkeit entwickelt hatte. Der Kaufpreis, den er dafür zahlte, betrug 1400 Thaler, für welche geringe Summe das Werk schon vorher aus einer Hand in die andere gegangen zu sein scheint. Er erkannte sofort die große Bedeutung und Ausbaufähigkeit des Werks trotz der Mängel desselben und machte es so unzugänglich, daß es bald eine für damalige Zeiten unerhörte Verbreitung fand und nach kaum einem Jahrzehnt diejenige Stelle im Buchhandel und in der Literatur errungen hatte, die es sich seitdem zu erhalten verstanden hat.

Deutsche Kampfspiele.

— Der Plan, ein deutsches Olympia zu stiften, das heißt eine Stätte, auf welcher in regelmäßiger Wiederkehr ein Fest nach Art der olympischen Spiele stattfinden soll, wird in einer Denkschrift unter dem Titel „Nationalaufgabe für deutsche Kampfspiele" von dem Geschäftsführer des Zentral-Ausschusses zur Förderung der Volks- und Jugendspiele in Deutschland, Reichsbuchdrucker Rudolf Hammer (Bolzhänder, Leipzig) einer eingehenden Erörterung unterzogen. Wir verweisen auf das durch jede Buchhandlung zu beziehende Schriftchen (Preis 60 Pfg.) alle diejenigen, welche sich für die Kampfspiele oder unterstützen oder näheren Aufschluß über dieselben zu erhalten wünschen.

Versteigerungen.

— Die Kunsthandlung von Amsler & Ruthardt in Berlin bringt am 8., 9. und 10. Juni eine Sammlung von Kupferstichen und Stichen alter und neuer Meister aus dem Besitz eines süddeutschen Kunstfreundes zur Versteigerung. Es werden im ganzen 760 Nummern zum Verkauf gelangen, darunter interessante Werke von Meistern des 15. bis 18. Jahrhunderts. Der Katalog gibt eingehend dieselben in vortrefflichen Nachbildungen wieder.

Unterrichtswesen.

— Infolge des Anwachsens der deutschen Kolonie in Madrid ist die Errichtung einer größeren deutschen Schule daselbst zu einer dringenden Notwendigkeit geworden. Nur vereinzelte von den deutschen Eltern in der Kolonie sind in der Lage, ihren Kindern im eigenen Hause oder auf Schulen in Deutschland eine gediegene nationale Erziehung zu geben. In den vorhandenen französischen Schulen, welche auch deutsche Kinder angezogen haben, werden diese der deutschen Sprache und dem deutschen Wesen entfremdet. Hier Wandel zu schaffen, ist eine nationale Pflicht und Ehrensache; und das gesteigerte Ansehen ist der Errichtung einer größeren deutschen Schule für die Kolonie nach dem Vorbilde so vieler anderen deutschen Schulen im Auslande. Vorhanden ist eine allgemeine deutsche Schule für Knaben und Mädchen jeder Religion und jeden Standes von 6 bis 14 Jahren. Der Religionsunterricht ist selbstverständlich den Kindern beider christlichen Konfessionen von Geistlichen derselben erteilt werden. Eine gute deutsche Schule in der so reichen Stadt Madrid erfordert, auch bei größter Sparsamkeit und Einfachheit in Einrichtung und Betrieb, sehr beträchtliche Kosten. Daraus läßt sich auch den Schwierigkeiten, selbst wenn sie auf das thunlich tiefste Maß zurückgeführt werden, kaum die Hälfte bestreiten. Zur Deckung des Restes ist die Leistungsfähigkeit der deutschen Kolonie aber nicht ausreichend. Soll die Schule zu Stande kommen, so ist die Kolonie demnach auf freudige Unterstützung seitens der außerhalb Lebenden angewiesen. An alle Deutsche in der Ferne und namentlich an solche, die durch früheren Aufenthalt die Madrider Verhältnisse kennen zu lernen Gelegenheit gehabt und gewiß auch persönliches Interesse für das Deutschtum in Spanien sich bewahrt haben, richtet deshalb die dringende Bitte, den patriotischen Unternehmen ihre Teilnahme durch Gewährung von Beiträgen zu bezeugen. Dieselben werden unter der Bezeichnung „Beitrag für die deutsche Schule in Madrid" von der Deutschen Bank in Berlin und ihren Zweiganstalten in Deutschland entgegengenommen.

Literatur.

— Den Pulsschlag trifft in seinen „Vaterlands- und Soldatenliedern" glücklich Franz Müller, und für die Saegbarkeit seiner Lieder gibt es keinen besseren Beweis als den, daß viele Gedichte bereits ihre Tonmeister gefunden haben (Buchdruck, Bernau). In Schützen-, Krieger- und Gesangvereinen erklingen seit Jahren diese Lieder, aber auch ohne die musikalische Begleitung, rein als Dichtungen betrachtet, verdienen sie die Beachtung der Vaterlandsfreunde.

Billigste Bezugsquelle für
Teppiche!
Linoleum, Tischdecken, Portièren, Läufer, Bettvorlagen, Steppdecken, Möbelstoffe, Gardinen, Tapeten, Fußmatten, Wachstuch, Kokosläufer, Bettstellen, Matratz

— „Das Neunzehnte Jahrhundert in Deutschlands Entwicklung“ nennt sich ein Unternehmen, zu dem eine Anzahl hervorragender Männer der Wissenschaft zusammengetreten ist, um die letzten hundert Jahre deutscher Entwicklung auf den wichtigsten Kulturgebieten historisch-kritisch zu überblicken. In zwanglosen Reihe werden den 1897 ab im Verlage des Dr. Georg Reimer in Dresden neben ein oder mehrere Einzelwerke erscheinen: Geschichte der geistigen und sozialen Strömungen von Prof. Dr. Theobald Ziegler (Straßburg); Politische Geschichte von Prof. Dr. Georg Kaufmann (Breslau); Geschichte der Literatur von Dr. Richard M. Meyer (Berlin); Geschichte des Krieges und Heeres von Hauptmann a. D. Fritz Hoenig (Berlin); Geschichte der Naturwissenschaften von Prof. Dr. Siegmund Günther (München) und anderes; Geschichte der Technik von Prof. Dr. Franz Reuleaux (Charlottenburg); Geschichte der bildenden Künste von Prof. Dr. Cornelius Gurlitt (Dresden); Geschichte der Musik von Dr. Heinrich Weiß (Berlin), Geschichte des Theaters von Dr. Paul Schlenther. Letzterer hat zugleich die literarische Leitung des Gesammtwerks übernommen. Etwa 30 Druckbogen stark, mit Abbildungen versehen, wird jedes einzelne Werk ein abgeschlossenes Ganzes bilden und auch unabhängig von den anderen im Buchhandel erscheinen.

— In neuer, sechster Auflage bieten Meyers Reisebücher die „Deutschen Alpen“ dar (Leipzig, Bibliographisches Institut). Der soeben vorliegende erste Teil behandelt das bayerische Hochland, Algäu, Vorarlberg, Tirol, die Brennerbahn, Dolomiten, Salzkammergut, Ostkalkalpen, Bayern, Mersan, Bozen, Südtirol; Veneto-, Perjenerbahn und Adamellogruppe, Gardasee. Dem Buche, das in manchen Abschnitten eine völlige Umarbeitung erfahren hat, sind neben vier Plänen und zwölf Panoramen 23 Karten beigefügt, und auch hervorragende befindet sich manches Neue.

— Den Besuchern der schönen Stuttgarter Frühjahrsmesse empfiehlt sich der „Stuttgarter Tourist“ von W. Kistner Gründorf von Zehdenick (Mecklenburg). Die reizvolle Umgebung der Residenz Württemberg wird in Wort und Bild geschildert und auch das Geschichtliche angemessen behandelt. Der Tourist enthält verschiedene Fingerzeige, und zur näheren Orientierung sind einige Touristenkarten beigegeben.

— Den jungen Hausfrauen und solchen, die es werden wollen, empfehlen sich die Plaudereien, die B. Klarenti unter dem Titel „Für den häuslichen Herd“ vereinigt hat (Stuttgart, Jos. Roth). Die Skizzen und Lebensbilder vereinen in einer gewissen Anschauung und bieten mancherlei guten Ratschlag in gefälliger Form.

— Wenn wir unseren Lesern der „Erzählungen eines Offiziers“ von Rudolf Lindau empfehlen, so geschieht nur eigentlich pro domo, denn gerade die fünf Erzählungen, die dem Buche seinen Titel gegeben haben, sind zuerst in unserer Zeitschrift erschienen. Aber warum sollen wir nicht loben, was uns und unseren Lesern gefallen hat? Rudolf Lindau ist ein genauer Kenner des Orients und ein liebenswürdiger Erzähler, und besser als mancher gelehrte Schilderer läßt er in seiner flotten Darstellung uns morgenländische Empfindung und Gesittung erkennen. Außer den in unseren Blatte veröffentlichten Gesellschaften enthält das Buch (Berlin, Hofbuchhandlung & Comp.) noch drei „türkische Geschichten“, gleich feinen sinnig und humorvoll.

— Anziehende Beiträge zur deutschen Theatergeschichte liefert Adolf L'Arronge mit seinem Buche: „Deutsches Theater und deutsche Schauspielkunst“ (Berlin, Concordia). Der erfolgreiche Lustspieldichter und langjährige Leiter des von ihm begründeten „Deutschen Theaters“ in Berlin betrachtet vom Standpunkte des langen Praktikers unsere heimischen Bühnenverhältnisse und gibt auf dieser reichen Erfahrung manche beachtenswerten Winke, zum Teil unter sehr ergötzlichen Beispielen. Das Buch ist nicht nur unterhaltsam, sondern auch lehrreich, und mancher der Vorschläge zur Besserung unserer heimischen Theaterverhältnisse verdient ernsthafte Erwägung.

— Ein würdiger Nachfolger Fritz Reuters ist der plattdeutsche Dichter Karl Gildemeister, ja vor dem berühmten Humoristen hat er einen Vorzug insofern voraus, als er auf dem Lande geboren wurde und von vornherein sich der Landwirtschaft widmete. Er haust auf seinem väterlichen Erbe zu Vor-Wendorf bei Bremen und bekleidet das Amt des Vorsitzenden. So kennt er Menschen und Verhältnisse des niedersächsischen Bauern von Grund aus und ist ein guter Schilderer dieses tüchtigen Menschenschlages. In „Jochen Frank“, einer Erzählung a. Berlen (Rostock, W. Werther), behandelt er das Thema des „lateinischen Bauern“, das heißt des Landmannes, welcher, der Väter Sitten spottend und der eigenen Superklugheit vertrauend, seinen Bauern schnöde drängt. So ist der Held einigermaßen mit dem leichtsinnigen Axel in Reuters „Stromtid“ verwandt. Noch höher als diese Dichtung steht „Fiten Volk“, gleichfalls eine Erzählung in Versen (Hamburg Gebr. Lutzeskag). Die Grundstimmung ist eine ernste, und der Verfasser zeigt, wie auch in dem engen Rahmen des bäuerlichen Lebens die wilde, verzehrende Leidenschaft Raum findet. Anderen stehen diesen Schilderungen, von denen einige sich bis zu düsterer Tragik steigern, auch Bilder behaglichen Humors gegenüber, und der Schluß bringt der dortgerechten Heldin den Lohn ihrer Treue, denn auch der Gefangenschaft in Algier setzt der für tot gehaltene Geliebte in die Heimat zurück. Die im gleichen Versmaße erscheinenen „Reiseabenteuer“ (Schmetterlinge) umfassen eine Anzahl kleinerer Dichtungen. An einen Sang aus mecklenburgischer Vorzeit reihen sich zwei Idyllen und ein Schäferlied, denen der Autor sogar die Singweise beigegeben hat. In der Einleitung zu diesem Bande fragt er, ob er wohl solcher bunten Schmetterlinge in die Welt schicken solle, und die Freunde plattdeutscher Dichtung werden mit einem freudigen Ja antworten.

Briefmappe.

Emilie K. in Konstanz. In gefälliger Ausführung senden wir Ihre Gedichte nicht zurück, denn eine so heftige Gefühlsäußerung ihrer Treue hat eine wohlwollende Redaktion zu verwerfen. Vorläufig steigen wir die Donau an den Ozean, das heißt nur die erste und die letzte Strophe, von der Verherrlichung der Donauweiber müssen wir absehen, da es nicht jedem Leser angenehm sein dürfte, wenn ihm die poetische Gewalt der Schilderung die Gewaltthätigkeit packte. Also hier nur das Ende:

Der Abendstern steht auf dem Meeresspiegel
In der Ferne schwingt eine Barke ihre Flügel
Gegen die Brandung die weiße Woge prallt,
Ihr wildes Toben vom Felsen widerhallt.
Kein anderer Laut noch Ton dringt an das Ohr.
Todmüdig nachten die schweigen Schaaren empor.
Der Überfluß mit seinem schlaffen Gott
Das jederzeitige Fahrzeug, daß es tauchen muß...

Der Sturm ist gestillet, die Wellen getoben.
Durchwühlt ist der Ozean vom wilden Toben.
Die Sterne in ihrem unvergänglichen Lauf
Mit wachsamen Aug' auf die See herab neigen.
Ein Spiegel jetzt Ozean und Nachen und am Bache
Und ist noch erschüttert von durchkämpfter Nacht
Ein Bild leichter Pracht eines leeren Ozeans
Der Sturm zog ab und einen Liede des Hafens.

L. B. in B. Wir vermissen bei Ihren Anfragen die beizulegende Abonnements-Quittung. Nach Einsendung derselben stehen wir Ihnen gern zu Diensten.

50% Gewichtsersparniss! Patentirt in allen Culturstaaten.

Mädler's Patent-Koffer

Für das Ausland Wiederverkäufer gesucht.

Unerreicht an Leichtigkeit, Eleganz u. Haltbarkeit.

Zu beziehen nur durch Fabrik-Versand-Geschäft

MORITZ MÄDLER
LEIPZIG-LINDENAU.

Kataloge gratis

№ 581.	66 cm lang,	44 cm breit,	34 cm hoch	Mk.	65
„ 582.	76 „	„ 48 „	„ 38 „	„	75
„ 583.	86 „	„ 50 „	„ 41 „	„	85
„ 584.	96 „	„ 52 „	„ 44 „	„	105
„ 585.106	„	„ 35 „	„ 48 „	„	115
№ 591.	66 cm lang,	44 cm breit,	44 cm hoch	Mk.	75
„ 592.	76 „	„ 48 „	„ 48 „	„	85
„ 593.	86 „	„ 52 „	„ 52 „	„	100
„ 594.	96 „	„ 57 „	„ 57 „	„	120
„ 595.100	„	„ 59 „	„ 61 „	„	140

Cabinen-Koffer
Rundreise-Koffer
Damenhut-Koffer
Grösste Auswahl.

LEIPZIG, Peters-Str. 8.
BERLIN, W. Leipziger Str. 101/2
HAMBURG, Neuer Wall 84.

50% Gewichtsersparniss!

Blutarmut
Bleichsucht
Dr. med. Hommel's Haematogen

Prof. Dr. med. Victor Meyer in Heidelberg: „Ihr Haematogen hat in meiner Familie bei Bleichsucht sehr gut gewirkt“.

Preis per Flasche (250 gr.) M. 3.—. In Oesterreich-Ungarn fl. 2.—. A. W. Depots in den Apotheken. Wenn nicht erhältlich direkter Versand durch uns.
Literatur mit hunderten von ärztlichen Gutachten gratis und franko.
Nicolay & Co., chemisch-pharmaceut. Laboratorium, Hanau a/M.

— Um abzumagern und gesünder zu werden — Persischen Pillen —

Christofle-Bestecke

ED. PINAUD
PARIS, 37, Boulevard Haussmann
Ed. Pinaud's IXORA BREONI
ORISA DE LAS PAMPAS
BOUQUET THEODORA
Ed. Pinaud's SAVON IXORA
PARIS 1889
GRAND PRIX

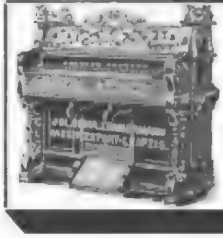
Gesichtshaare und ihre Heilung

Wer künstl. Zähne braucht, nehme Idealkronen.

Dampfmaschinen

Wand- und Bockmaschinen in allen gangbaren Grössen

MENCK & HAMBROCK
ALTONA-HAMBURG.



Amerikanische Harmoniums

Carpenter Organ Company

Höchste Auszeichnung in Chicago

Jul. Heinr. Zimmermann, Musik-Export, Leipzig.

Schwarzwald-Bad Teinach

Seit über 500 Jahren bewährter u. beliebter Curort. Saison vom 15. Mai bis 1. Oktober

Erfrischende Sommerfrische. Berühmte Mineral-Quellen, besonders wirksam gegen Blutarmut, Nerven- und Frauenkrankheiten, Hautschwäche, Katarrhe der verschiedenen Schleimhäute etc. - Bedeutender Wasserversand. - Wasserheilanstalt. - Das Bad-Hotel, unmittelbar am Wald gelegen, stattlich restaurirt. Pension von 4 M. an, zur Saison 5 M. an. Elektrische Beleuchtung in allen Räumen. Wasserspülung. Reichhaltige Bibliothek. Dunkelkammer. Bäder im Hause. Vorzügliche Curkapelle. Wagen und Pferde zu Ausflügen. Omnibus zu allen Zügen. Lawn tennis. Eigene grosse Jagd und Forellenfischerei. Postamt, Telegraph und Telephon im Hause. Badearzt: K. Rathsarzt Dr. Wurm. Prospekte durch die Badeverwaltung. Ludwig Bauer. NB. Sämmtliche Mineralquellen Teinach sind Eigenthum des Bad Hotels.

Eröffnet im Mai 1896.

Jungborn

Luftkurort in Eckerthal

zwischen Harzburg u. Hasselburg in der schönsten Partie des Harzes.

Einrichtung für das naturgemässe Bad

Ad. Just, Besitzer und Leiter.

Dr. Allerdings Heilanstalt für Nerven- u. Gemüthskranke in Kellinghusen (Holstein)

15 km von Altona, 20 Minuten vom Bahnhof Hasselbrook. Voll. Referenzen. Berichten. — 1886 u. 1896 durch Neubauten erweitert. Die Einrichtung entspricht den Anforderungen der modernen Zeit. Illustrirte Curus- u. Verlagsprospekte zur Verfügung.

Dr. von Hartungen's Naturheilanstalt

RIVA am Gardasee.

Neueste Nikrosle-Diätetik und Anwendungsform der Quarz-Prospekte hierüber gratis. Wissenschaftliche von 50 Mark aufwärts. Verandstellung billig.

Lindenhof-Wiesbaden

Sanatorium für Nervenleiden, Gicht, Rheuma.

Unterrichtskursen. Vorlesungs- u. Zirkelkonversationen. Diabetes, Morphinismus etc. Wasserkuren. Universal-, Moor- und Kohlensäure-Bäder. Elektr. Licht. Massage. Heilgymnastik. Diät und Inhalationskuren. Dr. Hensel.

Stellung. Existenz.

Prospekt gratis. Prospekt gratis.

Gratis Prospect.

Gründlicher gründlicher Unterricht.

BUCHFÜHRUNG

Buch-, Correspond., Kontorarb. Stenographie. Schnell-Schön-Schrift.

Gratis Prospect. Stets gut placirt. Zahlreiche Dankschreiben. Handels-Lehr-Institut

Otto Siede Elbing.

Für Blutarme und Reconvalescenten.

D.R.P. No. 72163.

Ferratin

die Eisenverbindung der Nahrungsmittel.

In Originalflaschen à 25 Gramm M. 3.— per Flasche.

Ferratin-Chocolade-Pastillen.

In Originalkarton à 50 Stück M. 2.50 per Carton.

Zu beziehen durch alle Apotheken und Hotel-Droguerien.

Unter dem Protektorate Sr. Kgl. Hoheit des Prinzregenten Luitpold von Bayern, des Königreichs Bayern Verweser

Bayerische Landes-Industrie-, Gewerbe- und Kunst-Ausstellung

Nürnberg

In den grossen städtischen Parkanlagen

Vom 15. Mai bis 15. Oktober 1896

TIROL

Herrliches Alpenland, **Aufenthalt für jede Jahreszeit!**

Waldreiche **Sommerstationen — Heilbäder — Mineralquellen.**

Höhen-Kurorte, Hoch-Touren, Gletscher, Dolomiten.

Frühjahrs- und Herbst-Uebergangsstationen.

Winter-Kurorte mit südlichem Klima.

(Direkte Zugsverbindungen ohne Wagenwechsel.)

Hotel-Prospekte, Sommerfrisch-Verzeichnis u. Auskünfte jed. Art geg. Rückporto gratis d. d. Fremdenverkehrs-Bureau in Innsbruck f. Deutsch-Tirol u. in Rovereto f. Italien.-Tirol.

Der Schwarzwald.

Gebirge mit Höhen bis zu 1495 Meter. Unvergleichliche Fernsichten über einen grossen Theil von Süddeutschland und auf die Schweizer- und Tiroler Alpen. Prächtige Hochwälder, viele Stunden lang. Romantische Thäler und Felsenpartien. Viele interessante Gebirgsbahnen. Grossartige Wasserfälle. Viele Heilquellen. Berühmte und gesuchte Jagd- und Forellen-Reviere. Weltberühmte Industrie und fleissige Bevölkerung in allen Thälern, gastfreundlich und naturfrisch. Prächtige Spaziergänge, Wanderungen in allen Richtungen. Heilung für Kranke. Erholung für Gesunde. Gelegenheit zu genussreichen Wanderungen wie zu ernstester Arbeit. Prächtige Fernsichtspunkte, vortreffliche Strassen und gefahrlose Fusswege. Zahlreiche Aerzte mit passenden Stellen und Examinen auf das bereitwilligste. Historische, malerische und künstlerische Merkwürdigkeiten, landschaftliche Reize und Naturschönheiten, landschaftliche Reize und Naturschönheiten. Zahlreiche Hotels für bescheidene und weitgehende Ansprüche. Verein Schwarzwälder Gastwirte, gegründet zu dem Zwecke, den Fremdenverkehr zu heben und allen Besuchern zu entsprechenden Preisen eine gute Verpflegung zu sichern.

Auskunft ertheilt und Mitgliederverzeichnisse mit Orientirungskarte des badischen und württembergischen Schwarzwaldes versendet unentgeltlich die Geschäftsstelle des Vereins in Hornberg (Schwarzwald).

Ihr Arzt wird Ihnen raten, Ihre Kur zu machen in **Bad Brückenau** (Bahnstation) in der bauer. Rhön herrlich gelegen. Stahl-, Moor- und Soolbäder. Drei Heilquellen zur Trinkkur, darunter die Wernarzer Quelle. Milch-, Reise- und Molkenkur. Kurkapelle. Jagd- und Fischereigerechtigkeit. Waldreiche Umgebung mit prächtigen Spaziergängen, ozonreiche Luft. Angenehme Wohnungs- und Verpflegungsverhältnisse bei mässigen Preisen. Prospekte und Auskünfte gratis und franko durch die Verwaltung des Kgl. Mineralbades Brückenau.

NATURHEILANSTALT

GLOTTERBAD

im Bad. Schwarzwald. Eisenbahnstation Freiburg und Denzlingen

Dirig. Arzt Oberstabsarzt a. D. Dr. Katz.

Herrliche Lage. Reine, staubfreie, milde Luft. - Keine Fabriken in der Nähe. Ländliche Ruhe. Angeschlossen eigene Tannenwaldungen. Prospekte frei durch die Badeverwaltung.

Hotel und Pension de l'Europe. Luzern. 1. Ranges. 150 Zimmer. Mässige Preise. Bucher-Durrer.

Mit Dampfbad und Trinkhalle in d. Nähe. Mitglied vom Lager- und Bäder-Verband.

LUFTKURORT und PENSION BÜRGENSTOCK

GEGENÜBER von LUZERN

die Perle des Vierwaldstätter-See's

376 m ü. M. 4 m ü. d. See

Unvergleichliche Rundsicht

Grossartiger WALDPARK

Spaziergänge

BUCHER-DURRER

Rom, Grand Hotel Quirinal

Pegli, Grand Hotel

elegantes Besitzer

Hotel Stanserhorn

Stanserhorn-Bahn.

KEIN ASTHMA MEHR.

Augenblicklich behoben. Broschüre gratis und franko, überall in soliden Apotheken und Sanitätsgeschäften. Auskunft gratis und franko, Man beachte es Dr. Clery in Radebeul-Dresden A.

Lustiges aus'm Schwarzwald.

Mit 91 Holzschnitten von Fritz Reiss.

Prachtvolles Geschenkwerk!

In beziehen durch alle Buchhandlungen.

Lübeck — Kopenhagen — Malmö

täglich Nachmittags 5½ Uhr

mittelst erstklassiger Postdampfer.

Kombinirbare Rundreisebillets

nach Dänemark, Schweden, Norwegen, via Lübeck, werden auf allen deutschen Eisenbahnstationen ausgegeben.

Lübeck — Kalmar — Stockholm

mittelst erstklassiger Passagierdampfer

jeden Mittwoch und Sonnabend Nachmittags 5½ Uhr

Dampfschiff-Eisenbahnbillets Lübeck-Kopenhagen vermittelnd. Schnellzüge Lübeck oder umgekehrt, mit Passirung des 8½ Stunden reichen Götz- und Trollhätta-Kanals vom Mitte Mai bis Ende August I. Klasse à 84 M. 40 ₰.

Fahrkartenausgabe sowie Näheres bei Lüders & Stange, Lübeck.

Ostseebad (Schleswig-Holstein)

Strand-Hôtel u. Logir-Haus

Glücksburg

Comfortabler am Strande und Walde gelegen.

Altbewährter klimatischer Kurort, wundervoller Hochwald. — Kalte und warme Seebäder. — Zu empfehlen bei Frauen- und Nervenleiden, Blutarmut, für Rekonvalescenten, sowie für Erholungsbedürftige. Prachtvoll angelegte Strandpromenade. - Neuerbauter Aussichtsthurm mit grossartigem Rundblick über Düppel und Alsen. — Lawn Tennis-Platz. — Post- und Telegraphenamt im Hause. — Telephonverbindung. — Prospekte und Preisliste gratis und franko durch M. Matz.

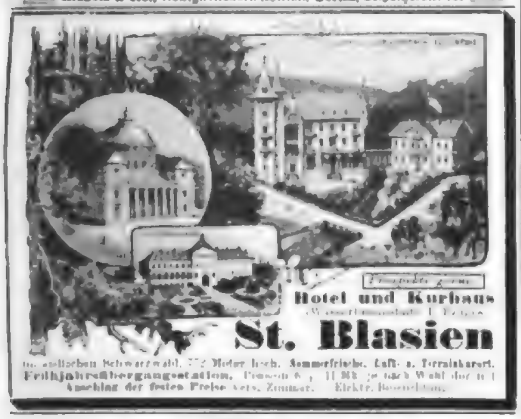
Nordseebad Westerland-Sylt.

Hotel zum Deutschen Kaiser, Logirhaus und Hotel am Strande.

Zuletzt bestrenommirtes Hotel am Platze. In der Nähe des Badehauses und des Strandes gelegen. Elegant und vorzügliche Betten, gute Verpflegung und anerkannt gute Weine. Grosser Speisesaal. Kleine Nebensäle, Lese-, Musik-, Billardzimmer, angenehmer Garten. Alle Zimmer sind direkt Südlage. Table d'hôte und Restaurant. Table d'hôte 1 Uhr. Table d'hôte à la carte. Table d'hôte à la carte. Table d'hôte à la carte

Seidenstoffe

direct an Private — ohne Zwischenhandel — in allen existirenden Geweben und Farben von 1 bis 10 Mark per Meter. Bei Probebestellungen Angabe des Gewünschten erbeten. Deutschlands grösstes Specialhaus für Seidenstoffe u. Sammete Michels & Cie., Königl. Niederl. Hoflief., Berlin, Leipzigerstr. 43.



Hotel und Kurhaus

St. Blasien

im südlichen Schwarzwald, 775 Meter hoch. Sommerfrische. Luft- u. Terrainkurort. Frühjahrsübergangsstationen. Prospecte gratis u. franco. Ausgabe der festen Preise. Kein Zimmer. Elektr. Beleuchtung.

HOTEL GRÖBNER

GOSSENSASS TIROL

Klimatischer Höhen- und Terrain-Kurort. 1000 Meter über dem Meere. Prachtvolle Waldwege, grossartige Hochgebirg-Landschaft. Angenehmer Frühjahrs- Aufenthalt auf Uebergangs-Stationen Schwarzbad, Landenhof, Plätzer etc. Vom 1. Juli und nach 15. September ermässigte Preise. Prospecte und Verlangen

Heustrichbad

Berner Oberland. – Schweiz.

Altrenommirtes Etablissement für Magen-, Hals- und Lungenkranke. Heilmittel: [illegible] Kalte alkal. Schwefelquelle, [illegible] Pneumatische Kammer. Hydrotherapie. Neu umgebaute medicinale Bäderhäuser. [illegible] Telegraph. Telephon. Wagen auf Bestellung an Bahnstation Spiez, 6 Std. Fahrens. Kurarzt Dr. Saxer. Saison 1. Juni bis 20. September. Prospekte gratis. Kurarzt Dr. W. Neuhaus. Besitzer Hofstetter & Lüps.

Bad Langenschwalbach.

Kreisstadt [illegible] Wasserheilanstalt [illegible] Saison-Netzerscheine 120 Meter 2 M. [illegible] gegen Hartleibigkeit und [illegible] Prospekte durch die Bürgermeisterei.

Adressat: Herzog von Nassau. Fürstpole, Tannus, Victoria.

Natur-Heilanstalt

Johannisbad

Eisenach, Thür.

Musteranstalt. Ausgezeichnet Erfolge bei chron. Leiden, bes. Frauenkrankheiten. Dr. med. Wittich, prakt. Arzt. Jul. Sauer, Besitzer. Prospekte gratis.

Bad Warmbrunn,

Eisenbahn-Station.

[illegible] Wasserheilanstalt [illegible] Trink- und Badekuren. Russische Wannen- und Douche-Bäder. Eigene Anstalt für Brunnäder, hydroelektrische [illegible] Klimatischer Kurort in herrlichster Gebirgsgegend am Fusse des Riesengebirges. Saison: Mai bis Oktober. Im Mai und von Mitte August bis Ende September ermässigte Preise. Prospect durch die Badeverwaltung.

Hotel Altenberg bei Münster im Elsass.

1100 Meter über dem Meeresspiegel.

Direktion: Gustav Michel aus Luzern.

Das Hotel liegt auf einer Hochebene, inmitten herrlicher Tannenwälder von der man eine prachtvolle Aussicht auf [illegible] Städtchen Münster hat, die gewaltigen Gipfel der Oberelsässischen Vogesen, den Schwarzwald und bei klarem Wetter auch [illegible] schneebedeckten Riesen des Berner Oberlandes geniesst. Bildet den Mittelpunkt der schönsten Vogesenpartien und überrascht den Berkühlten in so kleinen, genussreichen Weg durch die Schönheit nach begrüssend. – Das Etablissement ist 16 Kilom. von Münster entfernt und per [illegible] Stunden in 2½ Stunden zu erreichen.

Das Etablissement enthält 80, mit allem Comfort der Neuzeit eingerichtete Zimmer mit 65 Betten. [illegible] Lift, grosses heizbares Veranda, Niederdruck-Dampfheizung und elektrische Beleuchtung in allen Räumen, [illegible] Luxuriöser Lesesaal von [illegible] Zeitungen, Journalen und Publikationen in [illegible] Französische Küche I. Ranges, [illegible] Weine und Liköre. [illegible] Telegramm [illegible] Wagen und Pferde. Man wende sich gefl. [illegible]

Soden a./T. Soden a./T.

Sodener Warmbrunnen III

wird mit bestem Erfolg als Linderungs- und Heilmittel gegen

Bronchial- und Rachenkatarrh,

auch wenn sie bereits chronisch geworden, angewendet. Regulirt die Schleimsecretion und hebt zugleich den

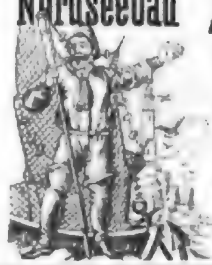
Appetit und die Ernährung.

Zu haben in allen Apotheken, Drog.- u. Mineralwasserh. Jede Ausdruck erregt [illegible] Brunnenverwaltung Bad Soden a. T., Ph. Herm. Fay & Co.

Chemische Analyse: [illegible]

Chemische Analyse: [illegible]

Nordseebad Helgoland



Saison: Juni b. Oktober. Badekommissar: Hauptmann a. D. Gätgens, gesprochen [illegible] Uhr. Bureau: Bremerhaven M.

Kühler Sommer — warmer Herbst.

Durch seine Lage mitten im Meer bei südl. Windrichtung stets reinste Seeluft.

in Minden gleichmässigen Klima, so

Herrlicher Strand auf der Düne.

Neben den unübertrefflichen Seebädern grossartige Badeanstalt mit Riesen-Schwimmhalle und künstlichen Wellenschlag, Dampfbäder, Massage, Moorerei, Jagd, Fischfang, ausgedehnter Segelsport, Regattas, Landfahrten, verzügl. Theater, Concerte, Reunions, Feuerwerk, Festlichkeitsbeleuchtungen.

Tägliche Dampfer-, telegraphische und telephonische Verbindung mit dem Festlande.

Nähere Auskunft d. d. Badekommissariat. Prospecte d. d. Gemeinde-Vorsteher und Hauswortein & Vogler A.-G.

Seit 1601 medicinisch bekannt.

OBER-SALZBRUNN

Salzbrunner Oberbrunnen

Seit 1601 medicin. bekannt.

Aerztlich empfohlen bei Erkrankungen der Athmungsorgane, bei Magen- u. Darm-katarrh, bei Leberkrankheiten, bei Nieren- u. Blasenleiden, Gicht u. Diabetes. Zu haben in allen Mineralwasserhandlungen und Apotheken. – Broschüren gratis [illegible] durch

Furbach & Strieboll, Versand der Fürstl. Mineralwasser, Bad Salzbrunn i. Schl.

Nach Norwegen und Spitzbergen

unter Führung des Nordpolfahrers Capt. Bade

auf dem im soeben Jahr neuerbauten eleganten Salondampfer „Helling Jarl“ [illegible]

[illegible] Reisedauer 30 Tage. Prospekte gratis bei Capt. W. Bade, Wismar in Mecklenburg.

Geistig Zurückgebliebene [illegible] Erziehungsanstalt [illegible]

Gesichtspickel, [illegible]

Sommersprossen [illegible]

O. Reichel, Berlin [illegible]

Nordseebad Cuxhaven, Weber's Hôtel Bellevue.

Jod-Soolbad BAD HALL, Ober-Oesterreich.

Stärkste Jod-Sole des Continentes gegen Scrophulose und jede allgemeine und specielle Lues. [illegible] Jod [illegible] Trinkkur. [illegible] Inhalationen, Massage, heisse, [illegible] Einrichtungen. Bäder- u. Trinkkur, Einpackungen, Inhalationen, Massage, heisse, [illegible] gewöhnlich klimatische Verhältnisse, [illegible]

Saison vom 15. Mai bis 30. September.

Ausführl. Prospekte in mehreren Sprachen durch die Kurverwaltung in BAD HALL.

Digitized by Google

Briefmappe.

Lotte B. Die erste und letzte Strophe Ihres Gedichts „Im Walde" lasse ich hier wiedergeben:

O Wald, wie bist du schön
Mit deinem Vogelsange,
Hier singt man Freiheitslieder,
Den Vögeln Vogel singet
Aus freien lichten Lehn,
O Wald, wie bist du schön.

O Wald, wie bist du schön
Im stillen Abendfrieden,
Die schwüle mein Herz so sehnend Dürstenden
Wenn ich der Dämmerung Schatten sehe senken,
Wenn deine Kinder schlafen gehn,
O Wald, wie bist du schön.

R. K. in D-f. Künstlicher Wagen aus Gold, Silber oder Leder werden bereits im siebzehnten Jahrhundert eingeführt. Später auch Seide und Glas hergestellt. Interessen selbst die besten Abbildungen haben zwei Fehler: man kann sie nicht berühren, wenn sie an irgend einer Stelle die Augenfläche drücken, und sie sind leicht verbrennlich. Der erste, welches verhindert, diesen Uebelstand abzuhelfen, war Dr. Nieden in Bochum. Er benutzte 1860 das Gallopin, welches die Fähigkeit zur Herstellung künstlicher Diamanten verbunden, zur Konstruktion künstlicher Augen. Diese Kunstaugen haben indessen eine sehr, erzeugte Farbe, die sich freilich durch Einkaufen in Spiritus und Schützen Mitteln in der Sonne in ein gelbliches Weiß überführen läßt, aber doch nur mäßigen Ansprüchen an Schönheit entspricht. Legt man das gelb gewordene Kunstauge in Spiritus, so wird es bald rein. Daher sollte der Zahnarzt Hamacher in Berlin ein anderes Material statt des Kunstauges und es hat in dem Gebrauch, welches in der Zahnheilkunde einfach als Füllungsmaterial für Zahnreihen angewendet wird. 1865 gelang es Hamacher, das Gallon so allen Farben herzustellen, so daß es die ganz allgemeine Eigenschaften des natürlichen Auges, die Weiße der Lederhäutchen, die schwach rötlich-gelblich der Gewebsfarben und die gefällige der Iris besitzen kann. Auch die kleinen Adern werden in das Gebilde eingelegt. Diese Gebilde haben sich vom Glasauge nicht zu unterscheiden und sie haben den großen Vorteil der Unzerbrechlichkeit und der Beständigkeit. Ganz unschädlich sind die Gebildaugen in den Höhlen, wo durch Verwundungen und Entzündungen Verbindungsfäden zwischen Lidern und Augenlinsen sich gebildet haben und wo man Glasaugen fast nie anwenden kann. Hier wird einfach eine Hülle in das Gebilde vom Arzt oder vom Kranken selbst eingelassen, bis der Eiterung nicht mehr Platz. Auch sind die Gebildaugen leichter als die Glasaugen. Nach 1 bis 2 Jahren wird gewöhnlich auch bei den Gebildaugen die Oberfläche der Hornhaut rauh, und man muß dann mindestens die glatteren Mittel erneuern lassen. Der Preis beträgt 15 bis 20 Mark für das Stück.

„Ich ging im Walde so vor mich hin". Am besten unterrichten Sie sich aus dem von Dr. H. Pluk verfaßten Büchlein: „Unsere Vogelgewohnheiten" (Freiburg i. B. Herder). Unter Beifügung von 12 Abbildungen

bestimmt und belehrende das Verhalten gegen unsere heimischen Vogelarten und Vogelschutz. Es möchte sich nicht auf die eigenen Vögel und geht sogar in den Kreis der Besprechung die ausländischen Zierlichen.

Rosalie, quod nihil ego. Abwechslung ist das wahre Leben, die Mutter des Vergnügens. Schon Horaz sagte: „Ich nenne mir den Schlechten, der sich nicht oft selbst vergißt." Und Wieland meint: „Wo nennt sich freilich Wein und Schwein mit dem Ich Mädel Mensch und Tier!" Aber der Name jenes edlen Philosophen, der die Menschheit und der Mensch beschenkt hat, ist in einer Rose vergraben. Nicht die leichte Abdeckung bedingen wir über den großen Gefallen, sondern wissen nur, daß das Gedicht den Mensch schon dem Kinde Hymnen verbindet ist, denn die mit Blut und Fett gefüllten, aber Kapitän gebratenen Fliegenmagen, die es seine Helden schmausen läßt, sind doch nicht anderes als Proteinstoffe gewesen, und daß sie gut gebraucht haben rauften, geht daraus hervor, daß am Abendessen der heimkehrende Odysseus mit dem getreuen Hirten den Kampf aufnimmt. Auch heute läßt man ja noch vielfach das Blutsparagmen in Magen rat, und oft muß sich deshalb gegen jene Deutung nicht verwahren lassen. Freilich hat es auch eine Zeit gegeben, wo die Leberei, das Jung und Alt begeisterte Spiel in Kai und Bane gethan wurde. Der ostromische Kaiser Leo Philosophus verbot seinen Unterthanen die Beschäftigung und Landbewirtschaftung, Spiel in Gebäuse zu lassen „wie Getreide in Saat" und solche Spiele zu essen. Aber was ist nicht schon alles von gebratenen Heuschrecken geredet worden, seitdem der Mensch der Luft, der Wasser, und doch Hymnen viele Genüsse in seinem Speisesale herab die Welt nicht aufgehalten worden. In wie hohem Grade der Wunsch den Deutschen „in Fleisch und Blut übergegangen" war, lehrt am besten der Ausdruck, daß so nach ihr die Lieblingsspeise in den Kerndeuten benannten: Hans Wurst. Und daß es so immer blieb, daß Hagar wieder von der Bühne zu verdrängen, ist auch ein Beweis dafür, wie eng das Volk mit seiner Nationalkost sich verwachsen fühlte.

„Die Gundelmutter" (in ein Gedicht von Adolf Bube [geb. 1809, gest. 1863]. Ein Buben des Gedichts, das mit den Worten beginnt: „Sieh dort im Rahn gebunden das Gundelmutterl" in Conrad „Hundert Jahre deutscher Dichtung".

Karl W. in Leipzig. Nicht deutsch!

E. G. in Grenoble. Lassen Sie „Corpus" ist deutsch in Italien. Unverbindlichkeit (Lieferung) erfolgen.

Laurel. Die gewünschte Zusammenstellung finden Sie in der Schrift „Die Harfe der Homer" (Pfeil, Verlag der Königin Hedwig-Bereins). Den Angaben über Tage und Ort der einzelnen Gedicht sind die Preis beigefügt. — Ueber das südwestliche Tirol mögen Sie sich aus dem soeben erschienenen Buche von Dr. Gisela Fehle unterrichten, dem eine große Touristenkarte beigefügt ist (München, A. Druckmann).

Richtige Lösungen sandten ein: Fr. Adele Cramer-Stäuble in Perlach b. M. 3 Bl., Fr. Ida Kreuzer in Rudolstadt (4), „Vergißmeinnicht" in Gl. Eugenie b. M. 5 Bl., Fr. Pl. in B., Adele Lotzenmann in St. Pant. Wien (2), H. L. in St. Ingbert (3), „Perfect complicat" Cäcilie Bangert in Ludwigsburg, Gisela Hertel in Altenburg (2), Hubert Petzoldt in Hermannstadt, Gisela Großkopf in Sondhof (2), Auguste v. Brunn in Riga, „Adeline und Goethe" in Prerau, Ida Wermeier in Wien (4), Heinrich Müller in Zürich, H. G. in Troppau, Felix Krüger in Stuttgart, J. Hoffmann in Köln.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Neuigkeiten.

Schüchterchen.

Roman von

Anton Freiherrn von Perfall.

Preis geheftet ℳ 4.—; elegant gebunden ℳ 5.—

In ungemein frischer und lebendiger Darstellung führt uns der Roman in das künstlerische und gesellschaftliche Leben einer süddeutschen Residenz ein. Die Charaktere repräsentieren die verschiedenen Lebens- und Gesellschaftskreise in typischer Gegensätzlichkeit, ohne dabei als Individuen hölzern irgend etwas einzuengen. Es waltet der Humor so, daß jeder in Versuchung und Schilderung direkt der Wirklichkeit entnommen.

Oberpfälzische Geschichten

von

J. Baierlein.

Inhalt: Aus einer Ehrenkompagnie. — Der Komplex. — Der Verleider von Rahnerreith.

Preis geheftet ℳ 4.—; elegant gebunden ℳ 5.—

Liebe, lustige Geschichten erzählt hier der Dichter der Oberpfalz, der selbst seine Heimat über alles liebt. Mit frischem, herzlichem, köstlichem Humor spricht er über Land und Leute und weiß damit auch das Interessanteste im Leben, dem der echte Dichter nicht aus dem Wege geht, spannend zu verbinden. Wer die selbständigen, glücklichen Menschen, die er uns in Lust und Leid vorführt, einmal kennen gelernt hat, wird sie gewiß lieb gewinnen und sich aufs neue mit Freude daran erfreuen.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Illustrirte Zeitschriften: Ueber Land und Meer. Illustrirte Welt. Universum. Für's Haus. Für alle Welt. Für die Jugend. Illustrirte Frauenzeitung. Illustrirte Modenwelt. Illustrirte Damenzeitung. Illustrirte Kinderwelt. Illustrirte Humoristische Blätter. Illustrirte Jugendschriften. Illustrirte Bücher für Jung und Alt. Illustrirte Prachtwerke. Illustrirte Klassiker-Ausgaben. Illustrirte Volksbücher. Illustrirte Romane. Illustrirte Novellen. Illustrirte Erzählungen. Illustrirte Reisewerke. Illustrirte Geschichtswerke. Illustrirte Kunstwerke. Illustrirte Musikwerke. Illustrirte Gedichtsammlungen. Illustrirte Liederbücher. Illustrirte Gesangbücher. Illustrirte Gebetbücher. Illustrirte Andachtsbücher. Illustrirte Predigtbücher. Illustrirte Katechismen. Illustrirte Bibeln. Illustrirte Testamente. Illustrirte Psalmen. Illustrirte Sprüche. Illustrirte Lieder. Illustrirte Gebete. Illustrirte Andachten. Illustrirte Predigten. Illustrirte Katechismen. Illustrirte Bibeln. Illustrirte Testamente. Illustrirte Psalmen. Illustrirte Sprüche. Illustrirte Lieder. Illustrirte Gebete. Illustrirte Andachten. Illustrirte Predigten.

Illustrirte Zeitschriften: Ueber Land und Meer. Illustrirte Welt. Universum. Für's Haus. Für alle Welt. Für die Jugend. Illustrirte Frauenzeitung. Illustrirte Modenwelt. Illustrirte Damenzeitung. Illustrirte Kinderwelt. Illustrirte Humoristische Blätter. Illustrirte Jugendschriften. Illustrirte Bücher für Jung und Alt. Illustrirte Prachtwerke. Illustrirte Klassiker-Ausgaben. Illustrirte Volksbücher. Illustrirte Romane. Illustrirte Novellen. Illustrirte Erzählungen. Illustrirte Reisewerke. Illustrirte Geschichtswerke. Illustrirte Kunstwerke. Illustrirte Musikwerke. Illustrirte Gedichtsammlungen. Illustrirte Liederbücher. Illustrirte Gesangbücher. Illustrirte Gebetbücher. Illustrirte Andachtsbücher. Illustrirte Predigtbücher

CHOCOLAT MENIER

Die grösste Fabrik der Welt.
TÄGLICHER VERKAUF:
50,000 Kilos.
Zu haben in allen Spezerei-
DELIKATESSEN-HANDLUNGEN UND
Conditoreien.

Fortschritt der Hygiene.
CHINOSOL.
Neu erfundenes **ungiftiges**, wasserlösliches, nicht übelriechendes
Antiseptikum und Desinfektionsmittel,
gegen Bakterien 40mal stärker als Carbolsaure,
aber angenehm und unschädlich im Gebrauch.
Fraun Fritzsche & Co. Chem. Fabrik. Hamburg-Uhlenhorst.

Sowohl

Extra fein
Champagner Carte
Kaiser-Blume
Blaue Marke
von
Gebrüder Hoehl
in Geisenheim
a. Rhein.
Schaumwein-Kellerei.

Lohse's
Lilienmilch-Seife
Nur Ächt
mit der vollen Firma des Erfinders
GUSTAV LOHSE 45 Jägerstr. 46, **BERLIN.**

Anal
Empfohlen vom Herrn Geheimen Medicinal-Rath, General-Arzt Professor Dr. E. von Bergmann.
Unentbehrlich bei Hämorrhoiden, Darmfistel und Wolflaufen für Herren, Damen, Militair, Reiter, Radfahrer, Fussgänger und Touristen.

„Hand auf's Herz"
Bequem Spezialmarke Elastisch
EN GROS EXPORT
OTTO HERZ & Co
FRANKFURT A/M
DETAILVERKAUF in allen besseren Schuhhandlungen des In- & Auslandes.

Jünger & Gebhardt
Berlin
Riviera-Veilchen,
Quintessenz

Liebe's Sagradawein
Paul Liche
Dresden

Gegründet 1840
KEMPF-SECT
Gebrüder Kempf Königl. Bayr. Hoflieferanten
Neustadt a. d. Haardt (Rheinpfalz)

Stottern
heilt Prof. Rudolf Denhardt staatl. approb. Arzt Eisenach Gegr. 1880 gratis
Heilung. Carlsst. 1878 No. 15, 1879 No. 1, Einzige Agentin Deutschl. u. kgl. Lazareth staatl. conzess. f. S. M. Kaiser Wilhelm II.

Dr. J. Schanz & Co.
Patente

Erfrischende, abführende Fruchtpastille
TAMAR INDIEN GRILLON
Gegen **VERSTOPFUNG**
Hämorrhoiden, Congestion, Leberleiden, Magenbeschwerden
PARIS 33, Rue des Archives. — In allen Apotheken.

Meine
Patent-Urania-Taschen-Wecker-Uhr
Andreas Huber,
Uhren- u. Chronometerfabrikant,
München.

PATENTE
RICHARD LUDERS,
Görlitz.

Werner & Pfleiderer
Cannstatt (Württemberg)
Berlin. — Wien. Paris.
St. Petersburg. Saginaw U. S. A.
LONDON.
„Universal"-
Knet- und Misch-Maschinen

Wer Betten anschaffen will, verwende unbedingt
90% Ersparniss gegen Sprungfeder-Matratzen
Patent-Springfeder-Matratzen
von
Westphal & Reinhold, Berlin 6.
Illustrirter Katalog über **Bettstellen** in jeder Preislage gratis

Junker & Ruh-Öfen
die beliebtesten Dauerbrenner
mit Mica-Fenstern und Wärme-Circulation,
welche alle übrigen öfen durch die
exacteste Ausführung u. die feinste Regulirbarkeit
überflügeln.
Junker & Ruh,
Eisengiesserei in Karlsruhe, Baden
Ueber 60,000 Stück im Gebrauch
Preislisten und Zeugnisse gratis und franco
Feinste Lieferung Packung gratis

„Universal"-
Dampf-Backöfen.

Versand-Geschäft MEY & EDLICH, Leipzig-Plagwitz

Lieferung in Deutschland, Österreich-Ungarn, Belgien, Holland, Schweiz.

Über Land und Meer.

Nº 37.

76. Band.
Achtunddreißigster Jahrgang.
Oktober 1895—1896.
Erscheint jeden Sonntag.

Deutsche Illustrirte Zeitung.

Preis vierteljährlich 3 M. 50 Pfg.
Mit Post-Aufschlag 3 M. 75 Pfg.
Redakteur:
Ernst Schubert in Stuttgart.

Kastengeist.

Roman aus der englischen Gesellschaft

von

E. Schroeder.

(Fortsetzung.)

Jack wollte an Marie vorüber schreiten, aber sie legte ihm auf jede Schulter eine kleine Hand. „Du böser Mensch," schalt sie, „komm, halt mir still, ich will Dir beichten!"

„Nein, nein," protestirte er, „kein Wort will ich hören."

„Du sollst aber," rief sie, „ich lasse Dich nicht eher fort."

Als er trotzdem noch eine Bewegung machte, um ihre sanfte Fessel abzuschütteln, setzte sie bittend hinzu: „Jack, so sei doch vernünftig! Sieh, ich wollte ja hauptsächlich nur deshalb nicht mit der Sprache heraus, weil ich fürchtete, Du würdest mich auslachen."

Seine Blicke sprühten Entrüstung. „Ich lachen, wenn Du meinst?" stieß er hervor. „Ja, hältst Du mich denn für einen Ummenschen?"

„Nicht doch, Du bist mein guter Jack," sagte sie, die Rechte von seiner Schulter nehmend, um sie wie liebkosend an seinem Arm niedergleiten zu lassen. „Aber die Ansichten sind doch verschieden, nicht wahr? Und da Du so viel älter und klüger bist wie ich, so könnte Dir doch vielleicht thöricht scheinen, was mich schmerzlich berührt."

„So viel älter und klüger?" wiederholte er mit einem leichten Runzeln der Brauen. „Ich

Kunstanstalt-Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

Im Invalidenpark zu Berlin, Juni 1875. Nach dem Gemälde von Ferdinand Brütt.

bin wohl eine Art Methusalem in Deinen Augen?“

„Nein,“ antwortete sie, „aber zwölf Jahre bist Du mir immerhin voraus.“

„Doch nicht mehr,“ nickte er, „das ist eine Beruhigung für Dich und auch für mich. Was ich in den zwölf Jahren an höherer Weisheit gesammelt habe, davor braucht Dir wahrlich nicht bange zu sein, der Schatz ist so unbedeutend wie nur möglich.“

Der Blick, mit dem sie ihn ansah, sprach deutlicher als Worte: „Ja, das behauptest Du in Deiner Bescheidenheit, es glaubt Dir nur niemand.“ Laut sagte sie dann: „Es handelt sich um diesen Bazar in Exeter, Jack. Man hat Mrs. Eagles gebeten, eine Verkaufsstelle zu übernehmen. — Du weißt es schon?“ setzte sie hinzu, als er bestätigend mit dem Kopfe nickte.

„Ich habe diese Bitte so halb und halb veranlaßt,“ antwortete er.

„In der That?“ verwunderte sie sich. „Davon hat Mrs. Eagles gewiß gar keine Ahnung?“

„O doch!“ versicherte er. „Sie hat sich sehr herzlich bei mir bedankt.“

Ein Ausdruck des Befremdens kam in ihre Züge, schwand aber alsbald wieder.

„Nun, es war für sie auch dankenswert,“ erwiderte sie. „Du hättest ihr, so wie ich sie kenne, kaum einen größeren Gefallen thun können. Dieses Wirken in und vor der Oeffentlichkeit liebt sie über alles.“

Jetzt war es an Jack, befremdet drein zu schauen. Die Frau, die für ihn die Verkörperung des stillwaltenden häuslichen Friedens war, sollte das Wirken in und vor der Oeffentlichkeit über alles lieben? Merkwürdig ungereimt klang ihm das, und kopfschüttelnd kam er zu dem Schluß:

„Du wirst nicht das Wirken vor der Oeffentlichkeit meinen, Molly, sondern das Wirken für einen guten Zweck?“

Ein wenig verlegen antwortete sie: „Es handelt sich ja hier um beides, Jack, und wenn sie beides liebte, einen Vorwurf könnte man ihr doch daraus nicht machen.“

„Nein,“ gab er zögernd zu, „einen Vorwurf gerade nicht.“

„Gewiß keinen, Jack. Die Menschen sind eben verschieden geartet. Der eine fühlt sich am wohlsten zwischen vier stillen Wänden, der andere sieht sich lieber draußen in dem bunten Drängen und Treiben, und recht haben sie beide. Das Unglück ist nur, daß sich nicht nach Belieben mitunter der eine in den andern verwandeln kann. Dies würde mir jetzt recht zu statten kommen.“

„Dir, Kleine?“

„Ja,“ antwortete sie seufzend, „denn ich soll mitverkaufen in dem Bazar, und das widerstrebt mir in einer Weise, daß ich es gar nicht sagen kann!“

„Wer darf so etwas von Dir verlangen?“ fragte er mit entrüsteter Miene.

„Niemand verlangt es. Mrs. Eagles hat mich nur darum gebeten.“

„Mrs. Eagles?“ murmelte er betreten. „Und — was hast Du ihr geantwortet?“

„Daß ich es ihnn wolle — abschlagen konnte ich es ihr doch nicht.“

„Ich sehe nicht ein, weshalb nicht?“

„Nein, das siehst Du nicht ein,“ nickte sie betrübt, „aber mir ist's klar. Ich leiste wenig — fast nichts für das Brot, das ich esse. Nun bietet sich mir eine Gelegenheit, mich nützlich zu machen, da muß ich natürlich zugreifen. Ich thäte es auch freudig genug, wenn es sich nicht gerade um dieses fürchterliche Zurschaustellen in bunten Kleidern vor der Menge handelte. Es ist mir nicht so sehr wegen des Vaters, der wird mir schon verzeihen, daß ich auf ein paar Tage die äußerliche Trauer für ihn ablege, es ist mir um meinetwegen. Im thörichten Aufputz dazustehen und die Blicke anzulocken, etwas Widerwärtigeres kann ich mir gar nicht denken, und dann mit albernem Lächeln den Leuten meine Waar darzubieten — ich schäme mich schon in die Erde hinein, wenn ich mich im Geiste nur so sehe!“

„Ein wahres Wunder wäre es auch,“ dachte er bei sich, „wenn dem Fürstenkinde die Verkäuferin im Blut steckte.“ Laut sagte er: „Wüßte Mrs. Eagles, mit welchem Widerstreben Du Dich ihr fügst, Molly, sie würde ihre Bitte sofort zurücknehmen. Am besten wäre es daher, Du gingest hin und schüttetest ihr Dein Herz aus.“

„Unmöglich,“ rief sie. „Ihr liegt zu viel an der Sache. Wenn sie auf meinen Beistand nicht rechnen dürfe, dann sei ihr der Bazar von vornherein verleidet, erklärte sie mir.“

„Verleidet?“ wiederholte er lächelnd. „So schlimm war es wohl kaum gemeint?“

„Ich — glaube doch.“

„Ich nicht. Daß sie gern mit Dir zusammenwirken möchte, finde ich ja begreiflich genug, sie liebt Dich eben. Aber gerade weil sie Dich liebt, wird sie Dich auch nicht quälen wollen.“

Sie senkte vor seinem zuversichtlichen Blick langsam die Lider.

„Du zweifelst daran?“ fragte er, halb belustigt.

„Ich!“ preßte sie so hastig hervor, daß er eine entsetzte Verneinung heraus hörte.

„Ich dächte auch,“ lachte er auf, „wenn irgend jemand, so wärest Du von ihren edlen Eigenschaften überzeugt. Vorgeredet hast Du mir wenigstens genug davon.“

Es war mancherlei in dem Auge zu lesen, das sie jetzt hastig zu ihm aufschlug, aber er schaute eben in heiterem Sinnen vor sich nieder. Als er nach einer Sekunde den Kopf hob, haftete ihr Blick bereits wieder am Boden.

„Gesetzt den Fall, Molly,“ sagte er, „diese edle Frau, diese Frau unter Tausenden, wie Du sie kennst und — wie ich sie kenne, erführe nun hinterher durch einen Zufall, daß sie in aller Ahnungslosigkeit eine Grausamkeit an dir begangen habe — würde ihr das nicht schmerzlich sein, würde sie Dir dann aus Deinem Schweigen keinen Vorwurf machen?“

„Vielleicht,“ stammelte sie, „aber sie wird es nicht erfahren, denn Du — Du wirst mich ja nicht verraten, Jack!“

„Ich weiß nicht,“ antwortete er, ihrem bangen Blick ernst begegnend, „ob ich Dir Dies so ohne weiteres versprechen kann.“

„Jack!“

„Nur still! Du besännest Dich auch an meiner Stelle, Kleine. Es ist ein verzweifelt peinlicher Gedanke, daß ich stumm dabei stehen soll, während man Dich als widerstrebendes Opfer zur Schlachtbank führt.“

„Opfer — Schlachtbank? Ach, das ist ja schrecklich übertrieben! Jack, es handelt sich ja nur um zwei Tage, und die will ich schon überleben.“

„So ist's recht! Nun nimm in der Eile alles wieder zurück, was Du vorhin gesagt hast!“

„Nein, nein, ich nehme kein Wort zurück. Ich will aber lieber wochenlang jeden Tag verkaufen, als Mrs. Eagles merken lassen, daß ich ihr nicht gern gehorche.“

„Nun, sie braucht's ja auch am Ende nicht zu merken. Ich kann ihr ja bei nächster Gelegenheit eine passende Mitverkäuferin vorschlagen, unter dem Vorwand, daß ich annähme, Deine Trauer mache Dir das Mitwirken unmöglich. Denn im Grunde sollte es so sein, Molly. Es ist ja freilich wahr, was Du sagst, Deinen seligen Vater wird's nicht grämen, wenn Du die äußere Trauer um ihn auf ein paar Tage ablegst, doch die Welt, die Dir nicht ins Herz blicken kann, wird scheel zu Deinen bunten Kleidern sehen, und wir sollen, meine ich, auch in den Augen der Welt unsere Toten ehren.“

„Jack,“ stieß sie thränenvollen Blickes hervor, „mache mir's doch nicht noch schwerer!“

„Kind,“ entgegnete er, „ich erleichtere Dir's ja, indem ich Mrs. Eagles darauf aufmerksam mache, daß Dein Vater erst wenige Monate im Grabe ruht.“

„Aber das weiß sie ja, so gut wie Du und ich, Jack! Hat sie mich nicht von seinem Grabe weg in ihr Haus geholt?“

„In der That!“ murmelte er betroffen. „Ihr habt euch ja in Nizza kennen gelernt — ich hatte es für den Moment vergessen. Dann aber wundert mich's, daß sie . . . Freilich, Monate dehnen sich in der Erinnerung oft zu Jahren, es ist leicht möglich — nein, höchst wahrscheinlich, daß sie sich der Kürze des Zeitraums, der seitdem verflossen ist, nicht mehr recht bewußt ist. Ich werde ihr einen Wink geben, Molly, und Du darfst überzeugt sein, sie wird mit Bestürzung einsehen, daß sie eine ganz unpassende Zumutung an Dich gestellt hat.“

Während er so redete, klang deutlich in Mariens Ohr ein Ausspruch, den vorhin, als sie ihre Bitte vorgebracht, Mrs. Eagles lächelnden Mundes gethan hatte: „Wegen Ihrer Trauer, Liebste, brauchen Sie gar keine Skrupel zu haben; daß Sie ein buntes Kleid tragen, wird niemand auffallen. Es ist ja auch schon über ein Vierteljahr her seit des armen Papas Tode, und denken Sie nur, ich habe einmal eine Ballettänzerin gekannt — das heißt, ha, ha! natürlich nur vom Zuschauerraum im Theater aus, durch den Opernguckr gekannt — die hatte am Nachmittag ihre Mutter begraben und mußte am Abend tanzen! Sie that es aus Pflichtgefühl, und Sie, mein Herzchen, werden es ihnn, nicht wahr, um mir eine Gefälligkeit zu erweisen?“

Sie hätte Jack diesen Ausspruch jetzt wiederholen können, aber sie dachte: „Er ist so gut und edel, daß er von allen Menschen gern das Beste glaubt.“ Und weil es ihr widerstrebte, ihm diesen schönen Glauben zu nehmen, sagte sie nur: „Gib ihr diesen Wink nicht, Jack, ich bitte Dich darum!“

„Ich sehe aber keinen andern Ausweg,“ entgegnete er mit einiger Ungeduld.

„Es bedarf auch keines Auswegs, Jack. Ich habe meine Hilfe zugesagt, und ich werde mein Versprechen halten.“

„Das heißt, Du willst Dich ohne Not und vollkommen zwecklos zur Märtyrerin machen?“

„Vollkommen zwecklos gewiß nicht. Ich sagte Dir's schon, ich bin Mrs. Eagles viel schuldig, zu viel. Die schwere Verpflichtung drückt mich nieder, ich möchte sie, zum Teil wenigstens, von mir abwälzen, und dazu kann mir ja dieser schreckliche Bazar nun behilflich sein.“

„Bah! Thorheit!“ entgegnete er jetzt ziemlich unwirsch. „Was die Freundschaft für uns thut, braucht uns niemals zu drücken, wir zahlen es ja in Freundschaft zurück.“

Als sie nichts darauf erwiderte, sondern nur vor seinem zürnenden Blick den ihren senkte, fuhr er fort: „Ich liebe die stolzen und zartfühlenden Menschen, aber man kann auch zu stolz und lächerlich zartfühlend sein.“

„Denke so schlecht von mir, wie Du willst,“ murmelte sie traurig, „nur“ — hier hob sie flehend das Auge — „laß diese Sache auf sich beruhen, Jack!“

„O, da sei nur getrost,“ versicherte er in sehr kühlem Ton, „daß ich mich gegen Deinen Willen hineinmische, hast Du nicht zu besorgen. Was übrigens den ‚schrecklichen Bazar‘ betrifft, wie Du ihn nennst, mir war er so schrecklich nicht, ich sah ihm sogar mit einigem Vergnügen entgegen.“

„Du?!“

„Ja. Ich hatte allerlei Skizzen dafür entworfen und war, das kann ich nicht leugnen, einigermaßen gespannt darauf, wie sich meine Ideen in der Ausführung machen würden, jetzt aber —“ Er brach achselzuckend ab.

„Ach, lieber Jack,“ rief sie trostlos, „jetzt habe ich Dir die Freude daran verdorben?!“

„Nun, daß es mir keinen Spaß machen wird, Dich zu Deiner Qual da zu sehen, kannst Du Dir denken.“

„Jack, Du sollst mir nichts anmerken, ich werde ein ganz vergnügtes Gesicht machen!“

„Wozu? Ich weiß ja nun doch, was hinter dem vergnügten Gesicht stecken wird. Nimm lieber Vernunft an und folge mir!“

„Ich kann nicht, Jack, ich kann wirklich nicht!“

„Gut! Dann leb wohl!“

Mit verdrießlichem Kopfnicken wandte er sich zum Gehen.

„Ich wollte — ach, ich wollte, ich hätte ihm nichts vorgeklagt,“ dachte sie, während sie ihm bekümmert nachsah.

Plötzlich kam ihr zum Bewußtsein, daß er sich in der Richtung des Thorhüterhäuschens wieder entfernte. Eilig lief sie ihm nach, ihn beim Namen rufend, so daß er notgedrungen stillstehen und sich umwenden mußte.

„Du wolltest ja Mrs. Eagles besuchen,“ erinnerte sie ihn, als sie atemlos neben ihm angelangt war.

Das fiel ihm nun auch ein. Gewiß, er hatte Mrs. Eagles besuchen und in ihren Augen lesen wollen, ob er Hoffnung habe, für seine demnächstige Werbung bei ihr Gehör zu finden. Allein zu derartigen Studien war er durchaus nicht mehr aufgelegt, so schändlich hatte er sich an Mollys Eigensinn die Laune verdorben.

„Es dürfte jetzt zu spät geworden sein," erwiderte er steif, „aber wenn auch nicht, ich ginge doch nicht mehr zu ihr. Ich würde mich ihrer Harmlosigkeit gegenüber gar nicht zu benehmen wissen, ja, ich würde mir vorkommen wie einer, der Unrechtes gegen sie im Schilde führte. Denn im Grunde — Du magst nun darüber denken, wie Du willst — ist's auch unrecht, stumm dabei zu stehen, während ein guter Mensch blindlings gerade das thut, was er mit offenen Augen am liebsten liebe."

Nun ging er wieder, und Mariens betrübten Abschiedsblick nahm er im Geiste mit. Es war ein herzbeweglicher Blick, und daß er eine etwas besänftigende Wirkung auf ihn übte, ist nicht zu leugnen, allein versöhnt war er doch noch nicht.

In einer gewissen Hast, die weniger durch den Wunsch, vorwärts zu kommen, als durch innere Erregung erzeugt war, schritt er den Hohlweg entlang, dann, als die Straße nach rechts abbog, schwang er sich über ein Feldthor und hatte jenseits desselben bald jenen Klippenpfad erreicht, den wir ihn zu etwas späterer Dämmerstunde schon einmal nehmen sahen — freilich in entgegengesetzter Richtung. Statt thalwärts, wanderte er heute bergauf, am Rande der Schafweide hin, an Lympstone Castle vorüber, die nächste und wieder die nächste Hügelkuppe hinan. Jetzt lag die Dämmerung grau über Meer und Land, der Zeiger seiner Uhr aber war bereits bedenklich gegen acht vorgerückt.

Seufzend machte er Kehrt — seufzend wegen des einsamen Diners, das ihn erwartete. Er hätte es heute hübscher haben können, fand er, und in Gedanken sah er sich in dem goldgleißenden Speisesaal von Clyffe Court einer wunderschönen Frau gegenüber. Es war die Frau, die er liebte und von der er Gegenliebe erhoffte. In welcher wilden Hast hatte es ihn vorhin nach Clyffe Court hinaufjagen wollen. „Zu ihr — zu ihr!" weiter hatte er nichts gedacht, gewünscht, ersehnt. Da war ihm Molly in den Weg geraten, und hatte ihm die Freude verdorben.

„Kleine Thörin," brummte er. Dann riß ihm der Gedankenfaden jäh ab und sein Fuß stockte, dicht neben einem Schlehdornbusch, der nicht hundert Schritte von der Parkmauer von Lympstone mitten aus der Weide wuchs.

Die Dämmerung war schon um manchen Schatten tiefer geworden, die Gesichtszüge eines Menschen erkannte auf hundert Schritte Entfernung auch das schärfste Auge nicht mehr. Mit der Gestalt hatte es leichtere Mühe und die Hünengestalt, die da soeben um die Mauerecke gebogen war, hatte ihresgleichen nicht auf Meilen in der Runde.

„Alan!" murmelte Jack. Er blieb wie an die Stelle gebannt und folgte mit vom Argwohn geschärften Sinnen des andern Thun.

Dieser hatte plötzlich Halt gemacht vor einer niedrigen Eisenthür in der Mauer. Jack unterschied die Thür nicht mehr, doch er wußte genau, wo sie sich befand — etwa an der Stelle, wo sich vor Jahren das jetzt vermauerte südliche Parkeingangsthor befunden hatte, unmittelbar hinter dem nun auch nicht mehr benützten Thorwarthäuschen. Sie pflegte verschlossen zu sein, diese Thür. Jack erinnerte sich, daß er noch vor einigen Wochen, als er der Herzogin von Bangor seinen Besuch abstatten wollte, vergeblich daran gerüttelt hatte. Alan Delville verlor keine Zeit mit Rütteln, er schob — man hörte es deutlich — einen Schlüssel in das Schloß und hatte sich rasch genug Eingang verschafft.

Sekundenlang, nachdem die hohe Gestalt verschwunden war, stand Jack noch, vor Empörung keines Lautes, keiner Bewegung fähig.

„Unerhört!" stieß er dann hervor und stürzte vorwärts, durch die nunmehr nur eingeklinkte Thür in den Park.

Zu sehen war hier niemand wegen der tiefen Baumfinsternis, aber auch kein Knirschen des Kiessands, nicht das allerleiseste Geräusch verriet den Davoneilenden.

„Er wittert den Verfolger und ist in irgend ein Gebüsch geschlüpft," sagte sich Jack. „Alles Herumsuchen in dieser Dunkelheit aber ist zwecklos. Gleichviel, entwischen soll er mir nicht."

In diesem festen Entschluß trat er wieder vor die Thür hinaus und fing nun an, abwartend neben der Mauer hin und her zu gehen.

Erboster war er gegen den einstmals teuren Freund nie gewesen.

Ein Mann von Alans Alter und vielseitiger Lebenserfahrung, der sich mit einem arglosen jungen Kinde in ein geheimes Liebesverhältnis einließ! Und warum in ein geheimes? Vor dem Alten in Garston Hall brauchte man nicht Verstecken zu spielen, der griff mit beiden Händen zu, wenn man ihm diese Schwiegertochter präsentirte. Vor Lady Armitage that man's, das war offenbar. Die Eitelkeit dieser Frau, die in der Angst, man möge ihr die eigenen Jahre an dem Alter der Tochter nachzählen, diese in den Kinderschuhen zurückhielt, diese elende Eitelkeit, der er nicht entschlossen genug hätte zu Leibe gehen können, die wagte Alan Delville nicht ins Auge zu fassen, der schlich er scheu aus dem Wege. Er hatte unter seines Vaters Zuchtrute die Feigheit gelernt, und hier war das verächtliche Ergebnis.

Das arme Mädchen trug keine Schuld. Es war ohne alle Leitung aufgewachsen. Um zu erfahren, was recht, was unrecht sei, was gegen Tugend und gute Sitte, war es so ziemlich allein auf die innere Stimme angewiesen gewesen. Nun redete lauter als der ernste Mahner in der Brust die Stimme der Liebe und nicht nur lauter, sondern auch holdseliger. Was so süß beteuerte und versprach, konnte das lügen? Das arme Mädchen glaubte es sicher nicht. Alle Schuld war auf Alans Seite. Nicht besser als ein Verbrecher erschien er Jack. Damals, als er von ihm in scherzhafter Weise auf ein Stelldichein bei lichtem Tage im Walde angeredet worden war, hatte er es mürrisch abgeleugnet. Nun war das weit Schlimmere wahr.

In fieberhafter Ungeduld wartete Jack, jetzt mit großen raschen Schritten hin und her hastend, jetzt stillstehend, um aufzuhorchen. Es war ein stiller Abend. Nur wie fernes Gemurmel klang das Rauschen des Meeres herauf. Kein Lufthauch regte die Baumwipfel. Das müde Aufzwitschern eines im Schlaf gestörten Vögelchens dann und wann, sonst ward vom Park her nichts vernehmbar, bis plötzlich, nach Verlauf von etwa einer Viertelstunde, eine Stimme an Jacks Ohr schlug — eine singende Frauenstimme. Er erkannte sie gleich beim ersten Ton, er hatte sie ja vor kurzem erst in der Kirche von Courtenay Hollow bewundert. In hellem Erstaunen stand er da.

Alan Delville war ein Musikenthusiast, aber daß in geheimen Zusammenkünften mit ihm seine Geliebte es wagen sollte, zu seinem Ergötzen die Stimme so keck zu erheben, das war doch nicht denkbar.

Ein Lachen entfuhr Jack. Narr, der er gewesen! Die Unschuld, die er gefährdet glaubte, saß in ihrem einsamen Turmzimmer bei offenem Fenster und sang fromme Kinderlieder. Schildwacht brauchte er hier wahrlich nicht länger zu stehen. Was Alan da drinnen trieb, das konnte ihm gleichgiltig sein, und wenn er einem Abenteuer mit irgend einer Kammerzofe nachging, nun, das war seine Sache. Zum Hüter jener Person war er, Jack, nicht berufen. Er konnte im Gegenteil nur wünschen, daß er fortkam. Auf dem Lauscherposten ertappt zu werden, war keine angenehme Aussicht.

Er ging, allein schon nach wenigen Schritten war er seiner Sache nicht mehr so gewiß. Kate Armitage fiel ihm ein, wie sie damals im Walde vom Abhang hinunter nach dem Flußufer gespäht hatte, an dem Alan gesessen, dann wieder Alan, wie er in der Kirche beim Klang ihrer Stimme in die Höhe gefahren war, wie sehnsüchtig er ihr nachgeschaut hatte, von seinem Posten neben der Kirchhofsmauer, und endlich wieder Kate, wie sie neulich im Ponywagen bei Nennung seines Namens errötet war. Jack überlegte sekundenlang, dann kehrte er auf seinen Posten zurück. Der Gesang war vielleicht nur ein verabredetes Zeichen zwischen beiden.

Dafür freilich dauerte er reichlich lange. Dem Kinderliedchen folgte eine sanft melancholische Volksweise, dann kam Schubert an die Reihe — „Des Mädchens Klage" und andere ausgesucht traurige Lieder. Nach einer, die in unruhiger Erwartung des Geliebten dasaß, wollte dies alles unserem Freunde eigentlich nicht klingen. So oft er es bedachte und sich dabei seines nunmehr wohl verbrannten Diners erinnerte und der Briefe, die noch mit der Abendpost fort mußten, war er darauf und daran, davonzulaufen, aber im letzten Augenblick kam allemal noch ein Bedenken, ihn zurück zu halten. Endlich schwieg der Gesang.

„Mit den Präliminarien wären wir also glücklich fertig," brummte Jack, „gleichwohl, wenn es in diesem Tempo weiter geht, kann ich den Sonnenaufgang hier noch erleben."

So schlimm sollte es ihm jedoch nicht werden. Nur wenige Minuten nachdem er diesen Stoßseufzer gethan, vernahm er das Geräusch von rasch sich nähernden Schritten. Gleich darauf sprang die Eisenthür auf, und der Erwartete trat mit einer Hast heraus, daß es fast einen Zusammenprall gegeben hätte.

Die Dämmerung war längst der Nacht gewichen, die nur von wenigen Sternen matt erhellt wurde. Man unterschied jetzt auch in nächster Nähe die Gesichtszüge eines Menschen nicht mehr, und über die Gestalt dessen, der da so unerwartet vor ihm aufgetaucht war, mußte Alan Delville auch in Ungewißheit sein, denn heftig zurückfahrend, stieß er heraus:

„Wer ist da?"

„Ich — Jack Vernon," lautete Jacks ruhige Antwort.

„Was, zum Teufel, hast Du hier zu suchen?!"

„Dieselbe Frage wollte ich vor etwa einer Stunde an Dich richten, doch Du ließest mir nicht Zeit, sie anzubringen. Da habe ich mich dann in Geduld gefaßt und Deine Rückkehr abgewartet."

„Es scheint," stieß der andere grollend hervor, „Du legst Dich aufs Spionieren?"

„Im allgemeinen nicht," entgegnete Jack gelassen, „nur wo mir wie heute ein verdächtiger Fall in den Weg kommt, ein Fall, der einem jungen Menschenleben Unglück bedeuten könnte, da suche ich mir Klarheit zu verschaffen."

„Einem jungen Menschenleben Unglück?" wiederholte Alan, die Worte dehnend. „Was, zum Henker! kannst Du damit meinen?"

„Nun," antwortete Jack, „ich meine, daß Du in wenig loyaler Weise hinter dem Rücken der Mutter mit der kleinen Armitage ein Verhältnis angeknüpft hast, und daß Du soeben von einem Stelldichein mit ihr kommst."

Sekundenlang kam kein Laut von Alan, dann lachte er wieder, und diesmal klang es fast lustig.

„Das muß ich sagen," rief er aus, „wenn Du Dich in eine Idee verbissen hast, so läßt Du nicht leicht wieder locker! Wiederholt habe ich Dir versichert, daß ich in Miß Armitage schon aus dem Grunde nicht verliebt sein kann, weil ich sie nicht kenne. Doch Du weißt es natürlich besser."

„Ja," erwiderte Jack, „ich weiß es besser. Ich weiß, daß Dein ganzes Gebahren ihr gegenüber Deine Worte Lügen straft."

„Teufel nochmal!" fuhr Alan auf. „Wann hast Du mich denn gesehen in ihrer Gegenwart?"

„Neulich, in der Kirche von Courtenay Hollow. Dein Benehmen war auffallend, als sie sang."

„Auffallend? Inwiefern?"

„Du sprangst in die Höhe — das Blut schoß Dir in die Stirn —"

„Wahrhaftig? Das Blut?! Ich hatte gar nicht einmal geglaubt, daß ich noch erröten könnte!" Das ward in sarkastischem Ton gesprochen, aber es klang wunderlich bitter aus.

„Und hernach, als ich Dich an der Kirchhofsmauer lehnend fand, war es wohl kaum Molly von Wildenhofen, der Du so entzückt nachstarrtest?"

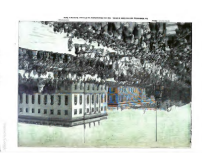
„Ihr und der andern oder, wenn Du willst, keiner von beiden. Was ich mit Entzücken sah, war im Grunde nur die Jugend, die Anmut, die — Unschuld."

Jack ließ einen Laut der Gereiztheit vernehmen. „Du verlangst wohl nicht, daß ich Dir die Sentimentalität glaube?" fragte er barsch.

„Damit kannst Du es halten, wie Du willst," entgegnete Alan merkwürdig gelassen, „ich rede die Wahrheit, so viel ist gewiß."

„Die Wahrheit!" rief Jack indigniert. „Es fehlt bloß noch, daß Du mir weis zu machen suchst, Du seist auch vorhin nur in den Park gegangen, um besagte Jugend, Anmut und Unschuld —" er lachte höhnend auf — „von weitem durch das Fenster zu bewundern!"

(Fortsetzung folgt.)



Kirche in der Kaiser-Friedrich-Gedächtnis-Anlage.

Nach einer Photographie von Hermann Rückwardt in Berlin.

Die Kaiser-Friedrich-Gedächtnis-Anlage, die sich auf dem Gelände des Tempelhofer Feldes erhebt, ist ein Werk des Architekten Ludwig Hoffmann. Sie besteht aus einer Kirche, einem Ehrenhof und einer Ruhmeshalle. Die Kirche ist ein Rundbau mit einer Kuppel, die von einem Kranz kleinerer Kuppeln umgeben ist. Der Ehrenhof ist ein quadratischer Platz, der von einer Mauer umgeben ist. Die Ruhmeshalle ist ein langgestreckter Bau, der sich an den Ehrenhof anschließt. Sie enthält Gedenktafeln und Statuen berühmter Persönlichkeiten.

Die Kaiser-Friedrich-Gedächtnis-Anlage auf dem Tempelhofer Felde.

Nach einer Photographie von Hermann Rückwardt in Berlin.

Das Kaiser-Friedrich-Denkmal. Von Architekt Ludwig Hoffmann und Bildhauer Professor Reinhold Begas.

Zwinger, ein zum Ausguck trefflich geeigneter Vorbau lassen uns glauben, daß Alt-Berlins Bürger sich eine geraume Weile siegreich gegen einen etwa andringenden Feind vertheidigen können. Unbesorgt passiren wir drum das Spandauerthor und begeben uns in die Winkel und Gäßchen der Stadt.

Dort nimmt uns eine stille, enge Welt gefangen. Von kleinen Verhältnissen erzählt alles, von bescheidenen Lebensansprüchen und unentwickelter Kultur; man meint, hier dürfe kein Lärmen laut werden, hier müsse die heimliche Poesie mancher norddeutschen Dichter vorwalten. Traulichen, verschwiegenen Charakters scheinen alle diese Häuser und Häuschen zu sein, von langsam behaglichem Leben zeugen sie und von Einfachheit und Ruhe. Sind die Stürme des Mittelalters und des Beginnes einer neuen, reformatorisch angelegten Zeit hier schonend vorbeigesaust? Haben diese trauten Gäßchen, die kleinen Häuschen nicht widergedröhnt von Krieg und Kampf und Schwerterklingen? Gewiß, aber wir sind ja im neuen Alt-Berlin, wir sollen ja denken, so etwa würde ein Teil der alten Stadt heute aussehen, wenn er noch bestände. Daß wir doch die Illusion nicht Herr werden lassen! Aber können wir anders? So meisterlich, so nunachahmlich geschickt, mit so erlesenem künstlerischen Geschmack hat der Baumeister dieser alten Stadt, der Architekt Karl Hoffacker, alles gestaltet, daß wir in Wahrheit alle Wirklichkeit vergessen und völlig unter dem Eindruck stehen, den diese Umgebung bedingt. Die Neuzeit ist verschwunden. Wir gehen über eine sandbestreute Straße und achten nach wenigen Minuten schon nicht mehr darauf, daß wir kein Pflaster unter unseren Füßen fühlen; Holzpflöcke, ungeschlacht, vierkantig, ohne zierliche Eleganz, stellen sich uns in den Weg, und wir halten es schon für selbstverständlich, daß sie, ach, so altersschwachen Laternen zur Stütze dienen, wie wenn Eisenständer für Gasbeleuchtung ein Ding der Unmöglichkeit wären; winzig kleine Fensterchen nehmen wir hier, ohne daran zu denken, daß ein „anständiges" Haus sich heutzutage mit großen Spiegelscheiben zu verzieren pflegt: wer sind in Alt-Berlin.

Und nun mustern wir alle Einzelheiten dieser Nachbildung und staunen fort und fort, wie wahr, wie echt, wie lebendig sie alle ausgeformt und ausgeführt sind. Bald an jenes alte Bauwerk aus der Mark Brandenburg, bald an dieses wohlbekannte Haus aus dem benachbarten Mecklenburg, wohl auch an ein Erkerchen oder Türmchen, wie wir es in Süddeutschland oder in Tirol und der Schweiz sahen, fühlen wir uns erinnert. Die größte Mannigfaltigkeit und möglichst große Vollständigkeit aller alten Architektur offenbarten sich bald als leitender Grundsatz für die Schöpfer dieser alten Welt; die verschiedensten alten Stilarten spielen in einander und mit einander, und dank ihnen bleibt alle Monotonie fern. Jedes Haus hat seinen eigenen ausgeprägten Charakter, auch wenn es die Spielart eines andern verrät; und so greifen alte Gewohnheiten, alte Geschmacksrichtungen, alter Brauch, alte Eigentümlichkeit mehrerer verwandten, wenn auch getrennten Epochen unmerklich in einander.

Traulich, niedrig, winkelig, unansehnlich sind die Häuser in den Straßen dieser Stadt. Lange, schräg abfallende Ziegeldächer nehmen oft den weitesten Platz an diesen Baulichkeiten ein; die Wohnräume müssen gegen die Zierde eines schönen Giebels zurückstehen. Ganz kleine Dachluken belehren uns, daß immerhin der Raum für des Hauses oberen Teil nicht ganz verschwendet ist; Speicher, Böden, Lagerräume verstecken sich hinter den Giebeln, die in mannigfachen Formen hier auftreten, mit gerundeten Buchtungen und treppenförmigen Zacken, wie es die Vollständigkeit des Bildes just erheischt. Aber der vornehmen Giebelhäuser zählen wir nicht allzu viele; sie sind die Honoratiorenhäuser, und ihrer darf natürlich das Uebergewicht nicht sein im alten Berlin, das sich erst mühsam zu Geld und Gut emporarbeitete. Meist treffen wir kleinbürgerliche, allerbescheidenste Wohnhäuschen; die Balken ziehen sich krank und frei durch die Steinfassade, und ein Holzdach legt sich gemütlich auf einen massiven Unterbau. Licht und Luft werden den diesen Bauten erst in letzter Linie berücksichtigt; die Erkervorbaue nehmen den niedrigen Stuben oft noch die beste Helligkeit vorweg, und ganz kleine Fensterchen mit recht wenig vertrauenerweckenden, hier und da wohl auch zerbrochenen Scheiben lassen in die Wohnräume nur wenig Sonnenschein eindringen. Am freiesten bewegt man sich noch auf den Altanen und Veranden, die einigen Häusern vorgebaut sind, oder auch auf einem Verbindungsgang zwischen zwei Nachbarhäusern; dort kann man — mit fünf oder zehn Genossen — allenfalls bequem sein Schoppelein leeren. Aber in den Häusern selbst sieht es unwirtlich und finster aus. Einige große Dielen mögen wohl zum Tanzen einen bequemen Platz bieten; ihrer aber ist die Minderheit. Die Stuben wissen von Raumverschwendung nichts; ein viereckiger Kasten — so zeichnete man die meisten von ihnen charakterisirten. Man denkt, man müsse sich den Kopf stoßen und könne die Arme nicht ausbreiten, wenn man eine alte Holzthür mit eisernen Beschlägen hinter sich geschlossen hat und nun im Innern eines Hauses steht. Wie soll es auch anders sein!? Einige dieser Häuschen bestehen offenbar nur aus einem breiten schirmenden Dach und einem Gelaß! Andere erreichen nur die Höhe von wenigen Metern; wieder andere weisen eine so schmale Vorderseite auf, daß man der Ueberzeugung lebt, es könne kein Bett im inneren Stübchen aufgeschlagen werden.

In den Häuschen herrschen Stille und Beschaulichkeit und auch auf den Gäßchen herrschen sie! das öffentliche Leben wickelt sich an den Thoren und auf dem Marktplatze ab. Dort laden uns denn auch die schönsten und prächtigsten Gebäude zu einem Besuch ein; die Fassaden sind fein säuberlich abgeputzt, zierliche Giebel ragen in die Höhe, große Altane bieten Erholungsbedürftigen Platz zum Verweilen. Ja, hier hat ein Haus sogar ein halbes Dutzend Fenster oder vielmehr ein ganzes Dutzend, denn es ist zweiteilig gebaut, und beide Hälften sind durch Balkons verbunden. Es ist ein stattliches und vornehmes Haus, das wohl einem reichen Handelsherren Alt-Berlins angehört haben mag, und in der Nähe des Rathauses vermag es wohl zu bestehen. Dieses bildet am Markt einen Mittelpunkt der ganzen Anlage. Es trägt einen mit Schiefer gedeckten Turm und darf sich so großer Dimensionen rühmen wie kein anderes Gebäude der alten Stadt. Die Gerichtslaube, in der die Altvordern des Rechts pflegten, nimmt das Erdgeschoß ein, und hübsche Bogengänge verleihen ihm ein architektonisches Gepräge. Sein Laubenpfeiler hält freilich auch nicht allen Ansprüchen stand; er ist ein wenig buntscheckig geraten, unten wird er von Ziegelsteinen, weiter hinauf von weißen Mauersteinen, endlich sogar auch von Holz gebildet. Aber er erhebt sein Haupt stolz und triumphirt über alle Nachbarschaft.

Alle diese Baulichkeiten verraten, daß die Zeiten nicht spurlos an ihnen vorübergegangen sind. Betritt man die Stadt, so wähnt man, hier hätte ewiger Friede geherrscht; kernach, wenn man die Häuser genauer betrachtet, gewahrt man, daß sie ein ehrwürdiges Alter haben. Die Ziegel haben ihren leuchtenden Rotglanz verloren und sind gebräunt von der Sonne; die Balken, die den Häusern quer über den Leib fahren, sind geschwärzt, die Balkons erscheinen bruchig, die Ecksteine treten über Gebühr weit hervor. Hier hat sich ein Ziegel losgelöst, dort ist der Putz abgefallen; hier zwängt sich ein Mauerstein zu weit durch, dort ist von einem Giegel die Hälfte abgebröckelt. Moosgrün bedeckt die Pfeiler, weiße Flecke winken uns von den Backsteinen an ganz vornehmen Häusern entgegen. Das Georgenthor, das Alt-Berlin absichließt, so wie das Spandauerthor es erschließt, sieht ganz griesgrämig darein, weil der Sturm ihm die Steine gelöst hat und die Ziegel nicht mehr recht zusammenhalten wollen. Auch die Kirche weiß vom Wechsel der Zeiten zu berichten; sie war gewiß in großen Verhältnissen geplant, denn ihre Fenster erreichen eine Höhe, die uns angesichts der winzigen Scheiben an den Wohnhäusern Respekt abzwingt; aber ihr Aufbau stimmt traurig aus. Ein allzu kleines Dachreitertürmchen krönt die Kirche, und man glaubt, eine spätere Zeit habe nur eben ausreichend fertig gestellt, was eine frühere begonnen hatte, aber dem Werke keine rechte Liebe mehr entgegengebracht.

In allen diesen winkeligen Häusern haben nun moderne Menschen sich angesiedelt; viele von ihnen erscheinen ihrer Tracht nach wenigstens zu Alt-Berlin gehörig, viele andere jedoch legten kein schmuckbesetztes Wams an und keinen wallenden Federhut, sondern bewahrten ihre neuzeitliche Gewandung. Dem Bilde verleiht diese Buntheit der Kostüme einen eigenartigen Reiz, wie es denn auch gar wundersam berührt, in Alt-Berlin nicht nur einen Telephondraht sich ausspannen zu sehen, sondern auch ganz modernen Handelsware überall zu begegnen. Fast in jedem Haus kann man allerlei kleine Sächelchen kaufen, Nippes, Erinnerungsarbeiten an Alt-Berlin, Gläser, Tücher und so weiter, und wenn man in ein Haus tritt und dort keinen Verkaufsladen findet, so entdeckt man jedenfalls eine Wirtschaft. Bier und Wein, Berliner Weißbier und heimische Liqueure kann man in Alt-Berlin mehr denn genug probiren. Für durstige und hungrige Leutchen ist hier ausgesorgt. In den meisten Lokalen wirkt die Stimmung des alten Milieus nicht übel, und die Enge und Dunkelheit der alten Trinkstuben empfindet man nicht unangenehm; im einzelnen passen freilich Ort und Zeit und Umgebung nicht immer genau zu einander, und man wünschte Chansonetten und Gesangskomiker hier und da nicht existiren zu brauchen, da sie die Poesie dieser alten Stadt nicht verwehren helfen. Ja, wer vor einem offenen Egoismus nicht zurückscheut, wird überhaupt eingestehen müssen, daß man den lieben Nächsten am besten hier gar nicht um sich hätte. Am schönsten ist es in Alt-Berlin, wenn es nicht überflutet von Kindern unseres neunzehnten Jahrhunderts ist; dann enthüllt es seinen stillen Reiz, und in diesem liegt seine Herrlichkeit verborgen. Die alten Giebel und kleinen Fenster, die Türmchen und Erkerchen, die geschwärzten Holzbalken und die altersschwachen Steine beginnen dann zu erzählen, und man vernimmt die Stimmen alter Zeiten. Eine traumhafte Stimmung atmet dann alles aus, und man wendet sich wieder und wieder den Festungsgängen zu, um einen Blick über den Spiegel des Karpfenteiches zu werfen, hinter dessen Ufern eine alte — nein, eine neue Welt versank, und schaut zum alten Spandauerthurm, zur Gerichtslaube und zu den niederen Häuschen hin, die uns die Jugend unseres Landes wieder auferstehen lassen.

Die Stille und Einsamkeit kann man aber natürlich nur selten hier genießen, denn Alt-Berlin ist ein Lieblingspunkt aller Ausstellungsbesucher und deshalb meist von Menschen überfüllt. Es dient insonderheit wegen seiner malerischen und stimmungsvollen Anlage auch großen Festen gut zum Schauplatz. Für die Sommermonate ist in Alt-Berlin eine stattliche Anzahl solcher geplant, und daß sie sich dort vortrefflich abspielen können, hat erst letzthin ein Künstlerfest bewiesen, das die Jugend der königlichen Akademie der Künste veranstaltete. Die Jubelfeier des zweihundertjährigen Bestehens der Berliner Kunstakademie fand damit ihren Abschluß; ein Festzug mit manchen hübschen Gruppen bewegte sich durch die Straßen der Stadt, vorüber auch an der Universität, überall von zahllosen Schaulustigen erwartet und betrachtet, um dann in Alt-Berlin sein Ziel zu finden. Dort lösten die Gruppen der Ritter und Herolde, der Burgfräulein und Griechinnen, der Scholaren und alten Germanen sich auf, die blumengeschmückten Karossen fuhren von dannen, und Angehörige aller Zeiten mischten sich unter einander; zwanglose Geselligkeit sollte die Teilnehmer des Festzuges und die Gäste des Künstlerfestes vereinigen. Auf dem Marktplatz entwickelte sich denn auch bald ein frohes Treiben; Musik erschallte, aus den Trinkluken erklangen lustige Weisen, und auf einer Diele drehten sich die Paare im Tanze, kritisch betrachtet von den Zuschauern, die auf langen Holzbänken in buntem Wechsel Platz gefunden hatten.

An Altanen sorgen Aufzüge und Umzüge dafür, in die alte Stadt „hinterisches" Leben zu bringen; Mitwirkende kann man in allernächster Nähe anwerben. Dicht beim Spandauerthor erhebt sich ein großes, für etwa 1600 Personen Platz bietendes „Theater Alt-Berlin", in dem Stücke aus der Alt-Berliner Geschichte aufgeführt werden. Den meist kurzen Werken sollen später auch kleine Genrebilder aus der Gegenwart folgen. Die dramatische Poesie wird wohl nicht sehr viele Förderung durch dieses Theater und seine Neuheiten erfahren, denn von den bisher aufgeführten Werken kann man nicht gerade Rühmens machen. Die Hauptsache ist hier aber auch, daß man hübsche, gefällige Bühnenbilder sieht, und die werden reichlich geboten. Pferde beleben die Szenerie, schöne Dekorationen schließen die Bühne ab, und flott inszenirte Ensembles üben im Augenblicke eine gute Wirkung. Sogar ein Ringelstechen — Tournier — kann man auf der Bühne bewundern, bei dem geschickte Reiter in scharfem Galopp über die Bretter jagen. Die Schaulust wird befriedigt, und die Poesie kann man sich nach Schluß des Theaters gewinnen, wenn man noch einen letzten Blick auf die Türme der alten, nun erneuerten Stadt wirft, um dann dem neuen Berlin und seiner neuesten Schöpfung, der Gewerbeausstellung selbst, wieder zuzuschreiten.

Dat Hart.

In plattdeutscher Mundart.

Marik, keww up din Hart Bedacht,
Denn't geiht di sünst verloren!
Un giwwt so'n Diern as du nich acht,
Is 't ok all stahlen worn.
Denk doch einmal, wenn't einer find't,
De't gor nich bruken kann,
Nu stickt dat in de Tasch geschwind!
Min Diern, wat fängst du an?

Und wenn de Deiw so lising kämmt —
Und deiht so schön un god —
Un di dat sünte Hart afnimmt,
Nahst wennst du di to Dod.
Doch best du einen goden Früind,
De't sicher wohren kann,
Bestan di nich, min leiwes Kind,
Un trag din Hart em an.

Un giwwst du't mi, ick weit en Flagg,
Dor liggt't so weik un still,
Und dor kann't rauhn di Nacht un Dag,
So lang ant' Herrgott will.
Un giwwst du't mi, ick hol dat lik,
As't keiner wohren kann.
Ick glöw, 't is wol dat best, Marik,
Du tragst din Hart mi an.

Chr. Rüge.

Vor fünfundzwanzig Jahren.

(Siehe die Abbildungen Seite 585 und 593.)

Unauslöschlich haften jedem, der Zeuge des großartigen Schauspieles gewesen ist, die Eindrücke in der Erinnerung, die Berlin am Tage des Siegeseinzuges Kaiser Wilhelms I. bot, am 16. Juni 1871. Berlin war damals noch nicht die Millionenstadt, es zählte knapp 830,000 Einwohner, und seitdem hat sich deren Zahl mehr als verdoppelt, aber ein bewegteres Treiben wie damals, ein so allgemeiner Rausch der Freude, wie er alle Schichten der Bevölkerung gleichermaßen umfing, hat sich seitdem in der Reichshauptstadt nicht wieder entfaltet. Freilich, der politische Hader hatte sich noch nicht so tief eingefressen wie heute, der sozialen Gegensätze prägten sich nicht so scharf aus, und über sie hinweg schlug die Aufwallung des vaterländischen Gefühles die Brücke der Einigung im gemeinsamen großen Empfinden.

Welche fieberhafte Thätigkeit in allen Kreisen, nachdem der Tag des festlichen Empfanges bestimmt war und immer näher rückte! Es galt, eine Siegesstraße von ungeheurer Ausdehnung zu schmücken: vom Tempelhofer Felde, dem riesigen Truppenübungsplatze, durch die Belle-Alliance- und die Königgrätzerstraße, vom Potsdamer Thor durch das

Brandenburger Thor und die alte via triumphalis „Unter den Linden“ bis zum Lustgarten, wo die Enthüllung des Denkmals für König Friedrich Wilhelm III. den Abschluß der Feier bilden sollte. Kunst und Kunsthandwerk wetteiferten mit einander und errichteten in kürzester Frist wahre Wunderwerke, von denen nur die hauptsächlichsten genannt seien. Am Halleschen Thore erhob sich die Kolossalgestalt der Borussia, den Siegern zuwinkend, und auf dem Askanischen Platze ragten neben einem Berge von eroberten Geschützen die Statuen der dem Deutschen Reiche wiedererrungenen Festen Metz und Straßburg auf. Vom Potsdamer Thor bis zur Schloßbrücke, deren Marmorfiguren aus üppigem Grün hervorblinkten, zogen sich in ununterbrochenen Doppelreihen die erbeuteten Kanonen hin. Material für dieses stolze Spalier war genug vorhanden, denn 1915 Feldgeschütze und Mitrailleusen und 5526 Festungsgeschütze hatten die deutschen Krieger errungen. Flaggenmasten, Pelarien, Laub- und Blumengewinde, flatternde Banner und Fahnen überall, bis zum Ende der Siegesstraße im Lustgarten, wo vor der Südseite des Königlichen Schlosses Siemering's Kolossalstatue der Germania prangte, die wiedergewonnenen Kinder Elsaß und Lothringen in ihre Arme ziehend. Vielleicht das Herrlichste der ganzen Ausschmückung war der Fries dieses in fliegender Eile hergestellten Werkes: der Auszug der Krieger in Kampf und Tod und die Heimkehr der ruhmgekrönten Helden.

Der Schauplatz der eigentlichen Empfangsfeier war der Pariser Platz, nach dem Tiergarten zu abgeschlossen vom Brandenburger Thor und rings umgeben von Palästen, darunter auch das Palais der französischen Botschaft, dessen Hüter vorsichtig genug gewesen waren, den Pan nicht vom allgemeinen Schmuck auszuschließen. Rings um den Platz waren Tribünen errichtet für die hohen Würdenträger, die Vertreter der Stadt und die Ehrenjungfrauen, daneben gewahrte man Sitze für Offiziere, die im Feldzuge verwundet worden. Aehnliche Bänke für die Invaliden des großen Krieges waren noch an anderen Stellen der Triumphstraße errichtet.

Ein herrlicher Morgen brach am 16. Juni an, und schon in früher Stunde hielt es schwer, sich einen Weg durch die ungeheuren Menschenmengen zu bahnen. An Augenweide fehlte es für die auf den Tribünen Harrenden nicht, denn immer wieder belebte sich die für den allgemeinen Verkehr gesperrte Siegesstraße durch Kavalkaden der nach dem Tempelhofer Felde ziehenden hohen Offiziere, durch die Equipagen der fürstlichen Frauen, aber die Geduld ward doch auf eine harte Probe gestellt. Endlich, gegen elf Uhr, kündete der durch das Summen und Axien von vieltausend Menschenstimmen dringende Glockenklang, — von allen Kirchtürmen schallte es feierlich hernieder — daß der Einzug begonnen habe. Voraus ritten in stolzer Schar die kommandirenden Generale und die Offiziere des Generalstabes, denen als Gruppe für sich die berühmten Drei folgten: Bismarck, der große Kanzler, Moltke, der Schlachtenlenker, und Roon, der das Schwert geschärft hatte zum gewaltigen Kampfe. Alsdann kam der Kaiser, gefolgt von dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm, dem Prinzen Friedrich Karl und den übrigen Fürsten und Prinzen. Den Zug der Truppen eröffnete die Menge der erbeuteten Adler und Fahnen, der sich die Abordnungen aus allen deutschen Heeresteilen anschlossen, und nun rollte die ungeheure Woge der anderen Krieger heran, jeder einzelne mit Blumen oder Grün geschmückt, auch die Waffen in gleicher Weise verziert, ebenso die Pferde und Geschütze.

Gegen halb ein Uhr begrüßten schmetternde Fanfaren den in das Brandenburger Thor einreitenden Kaiser, dem brausender Jubel entgegenscholl, doch es trat tiefe Stille ein, als der Held, leicht mit der Hand winkend, sein Roß der Tribüne zulenkte, von welcher ihm die Schar der Ehrenjungfrauen entgegenschritt. Ein schöner Gedanke war es gewesen, daß man mit der festlichen Begrüßung jenen Dichter betraut hatte, der ein begeisterter Sänger des Befreiungskampfes von 1813 bis 1815 gewesen war, der mit seinen schwungvollen Schlachtengemälden besonders in der jugendlichen Jugend die Vaterlandsliebe wachgehalten hatte, den greisen Christian Friedrich Scherenberg. Wider seine sonstige Gewohnheit hatte er sich kurz gefaßt, und aus aller Herzen klang sein Gruß:

„Heil Kaiser Wilhelm! Die im Siegeskranze,
Wie immer noch geschmückt ein Heldenhaupt!
Heim führst Du Deutschlands Heer vom Waffentanze,
So glorreich, wie's der Kühnste nicht geglaubt.
Du bringst zurück in der Trophäen Glanze
Die Lande, einst dem Deutschen Reich geraubt;
Durch Dich gefährt, errangen Deutschlands Söhne
Germania uns in ihre alten Söhne.“

Den auf einem weißen Atlaskissen dargereichten Lorbeerkranz entgegennehmend, erwiderte der Kaiser in seiner bescheidenen Weise: „Ich nehme den Dank an, den Sie mir ausgesprochen, nicht für mich, sondern für die Armee.“ Und dann sein Roß zu den verwundeten Offizieren lenkend, reichte er einem derselben, der sich mühsam auf seinen Krücken erhob, die Hand und sagte: „Ich danke Ihnen, meine Herren, Sie haben es mit eingebracht!“

Weiter wandte sich der imposante Zug, stundenlang folgte Kolonne auf Kolonne, und als um drei Uhr im Lustgarten die Hülle vom Denkmal Friedrich Wilhelms III. fiel, hatten die letzten Truppen noch nicht das Brandenburger Thor erreicht. Ja, es war eine Strapaze für die Frauen, aber sie ertrugen sie gern, wie ihre lachenden Mienen, die leuchtenden Augen bezeugten. Und nachdem die Feier beendet war, mußten hohe Freuden den Siegern. Ueberall fanden festliche Bewirtungen der Mannschaften statt, und am fröhlichsten ging es auf dem im Zentrum der Stadt gelegenen Dönhofsplatze zu, der damals noch nicht in einen Schmuckplatz umgewandelt war und Raum für einen Riesentanzplatz und mächtige Erfrischungszelte bot. Hier gab es auf Kosten der Stadtgemeinde unentgeltliche Labung für die Tapferen, und bis spät in die Nacht schlang sich, indem ringsum die bengalischen Flammen loderten, der lustige Reigen.

Nicht alle Krieger, die verwundet in der Hauptstadt weilten, durften sich an der Feier beteiligen; viele hielt der Befehl des Arztes in der Stille der Krankensäle oder in den Wandelgarten der Heilstätten zurück. So jenen jungen Helden, den wir auf dem Titelbilde unseres Blattes gewahren. An der Seite des greisen Kämpfers von 1813—15 schreitet er im Invalidenpark daher, und der Alte erzählt, wie es damals war, wie sie alle, alle kamen, als der König rief, und nicht abließen, bis der Erbfeind am Boden lag. „Ja, als würdige Söhne der Väter habt ihr euch gezeigt,“ rühmt der Alte, „und ihr habt mehr erreicht als wir, denn nicht wieder durfte die Feder verderben, was das Schwert errungen hat.“ E. Ca.

Herodias.

(Siehe die Abbildung Seite 592.)

Geschichte und Legende vermischen sich merkwürdig in dem Charakterbilde der Herodias, die in der Vorstellung von Poeten und Künstlern als eine Art Sphinx erscheint: halb liebreizendes Weib, halb blutdürstiges Ungeheuer. In modernem Sinne könnte man von ihr sagen, daß sie „erblich belastet“ war, denn sie war eine Enkelin jenes Herodes, der als der erste seines Geschlechts zum König der Juden berufen wurde, das gesamte jüdische Land wieder unter seiner Hand vereinigte und aufs neue Ordnung schuf in dem zerrütteten Reiche. Um dieser Verdienste willen haben ihm die alten Geschichtschreiber den Beinamen des Großen verliehen, aber abgesehen von seiner organisatorischen Begabung, war Herodes ein blutiger Tyrann, beim israelitischen Volke als Eindringling tödlich verhaßt, dabei von kriechender Unterwürfigkeit gegen die römischen Gewalthaber, von deren Gnade seine Herrschaft abhing, und erfüllt von Mißtrauen gegen alle, welche diese zu bedrohen schienen. Die nächsten Verwandten ließ er hinrichten, und die Erzählung vom bethlehemitischen Kindermord, den er auf die Kunde von neugeborenem König der Juden veranstaltete, ist aus seinem Charakter wohl zu erklären. Eine Enkelin dieses blutdürstigen Gewalthern war Herodias, Tochter des Aristobulos und Gemahlin des Herodes Boethos, dem sie durch ihren Oheim Herodes Antipas willkürlich entrissen wurde. Unter diesem Herodes erstand, dem bethlehemitischen Morden entgangen, der Heiland, und der Vorläufer der messianischen Bewegung war Johannes der Täufer. Er führte dem König den an seinem Halbbruder verübten Frevel zu Gemüthen und ward darum eingekerkert. Vielleicht hätte der König es nicht gewagt, den volkstümlichen Bußprediger für immer unschädlich zu machen, aber gerade Herodias soll es gewesen sein, die auf seinen Tod drang. Die Schilderungen, wie sie ihr Ziel erreichte, weichen von einander ab. Hier heißt es, sie habe selbst durch verführerischen Tanz dem verdüsterten, durch ihre Gaukeleien aufgeheiterten Gemahl das Haupt des Täufers abgeschmeichelt, und andererseits wird erzählt, sie habe ihre jugendliche Tochter Salome zu dem gleichen Zweck angeleitet. Das Haupt des „Predigers in der Wüste“ fiel, das Schicksal aber nahm seinen Gang. So viel auch Herodes Antipas sich der Unterwürfigkeit gegen Rom befleißigte, der Kaiser Caligula ließ ihn fallen und schickte ihn in die Verbannung nach Gallien und Spanien, wohin Herodias ihm folgte. Ueber das Ende beider ist nichts Sicheres berichtet, die Legende des Mittelalters aber läßt die Herodias für die begangenen Frevel schwere Buße erleiden: in die „wilde Jagd“, die im Gewitterssturm daherbraust, ist sie versetzt worden, im wüstesten Getümmel wirbelt sie dahin und findet nimmer Ruhe, bis endlich der Allgütige sich ihrer erbarmt.

Die Matabele.

(Siehe die Abbildungen Seite 596.)

Seit Beginn des Jahres 1896 ist Südafrika der Schauplatz von Kämpfen und politischen Wirren, welche in höherem Grade, als dies sonst bei so entlegenen Erdstrichen der Fall ist, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich lenken. Den Kern der Ereignisse, die sich dort auf den unermeßlichen Hochflächen des südafrikanischen Binnenlandes seit Monaten abspielten und noch immer abspielen, bildet der bekannte Zähnewierzug des Engländers Dr. Jameson und seiner Genossen, hinter welchem man — man mag die Dinge drehen und wenden, wie man will — die markante Abenteurergestalt des früheren Premierministers der Kapkolonie, Rhodes, und sein vielköpfiges Werkzeug, die „Chartered Company“ — eine Ausbeutergesellschaft im großen Stil — als treibende Faktoren erspürt. Die Scene dieser Vorgänge ist belebt von den urkräftigen Gestalten der Bewohner des Freistaates Transvaal, den vielgenannten Buren und ihrem starrnackigen Präsidenten Krüger. Im Hintergrunde endlich wimmeln die Scharen wilder, barbarischer Krieger, welche den politischen Instinkt haben, daß in diesem Wirrwar für sie etwas abfallen könnte.

Diese Scharen sind der Stamm der Matabele, nächst den Zulus das kriegerischste Volk im Innern von Südafrika. Es ist von Interesse, einen Blick rückwärts zu werfen, um den Zusammenhang der Dinge, um welchen es sich hier handelt, zu erfassen. Die Reiche, welche sich in diesem Gebiete — zwischen dem Zambesi im Norden, dem Limpopo, dem nördlichen Grenzfluß von Transvaal im Süden und der Kalahariwüste im Westen — im Laufe der Zeit entwickelten, lassen sich auf jene Bewegung zurückführen, welche vor genau neunzig Jahren im Kapgebiete vor sich ging. Dort hatten die Engländer im Jahre 1806 das bis dahin holländische Kapland mit Waffengewalt annektirt, ohne Rücksicht auf die Bestimmungen des Friedens von Amiens, welche jene Kolonie den Holländern zurückgab. Um der Vergewaltigung zu entgehen, zogen die Buren in das Innere des Landes, wo sie auf einen andern Feind, die Eingeborenen, stießen. Es folgten endlose Kämpfe, welche trotz der besseren Bewaffnung und der Tapferkeit der Buren nicht immer glücklich für die letzteren ausfielen.

Im Jahre 1825 gingen die ersten Emigranten, achttausend an der Zahl, über den Oranjefluß. In ihrer Furcht vor den Kaffern wankten die Buren sich jenseits des Oranje nordwärts, wo sie in den das rechte Ufer des Vaalflusses bewohnenden Zulus noch schlimmere Feinde fanden, als jene waren, denen sie ausgewichen waren. Der nachmals als König der Matabele berühmt gewordene Mosilikatse stellte sich den Emigranten in den Weg, wobei es zu einem erbitterten Kampfe kam, in welchem die Schwarzen unterlagen. Ein zweiter Sieg gestattete den Buren, sich südlich über die „Drachenberge“ bis nach Natal auszubreiten. Hier siedelten sie bis 1842. Den Engländern war dies unbequem, sie vertrieben die Eindringlinge, welche abermals die Hochflächen des Vaalgebietes durchzogen, die Eingeborenen wiederholt schlugen, so daß Mosilikatse sich gezwungen sah, alles Land südlich des Limpopo zu räumen, um nördlich von diesem Flusse aus den Trümmern des von ihm vernichteten Matala-Königreichs das Reich der Matabele zu gründen.

Es begann ein furchtbares Regiment, das viele Jahre anhielt. Da die Zulus numerisch schwach am Zambesi erschienen waren, vergrößerten sie ihren Stamm auf dem Wege rücksichtslosen Menschenraubes. So wurde das Matabelereich mit der Zeit ganz und gar das Abbild jenes andern Zulureiches im Kapgebiete: ein Militärstaat mit unbeschränktem Despotismus. Die als Kinder geraubten Bestien erwiesen sich in Zukunft bald tapferer als die eigentlichen Zulus, deren Zahl bereits vor dreißig Jahren auf ein Häuflein zusammengeschmolzen war.

Auch ein anderes großes Reich am mittleren Zambesi führt seine Gründung auf eine Stammwanderung von Süden her zurück. Es ist dies das Kaiserreich Marutse-Mambunda. Sebituani, ein Basutehäuptling, hatte seinen zwischen den Oberläufen des Oranje und Vaal siedelnden Stamm mitten durch die Betschuanenreiche geführt und am mittleren Zambesi ein zweitausend Geviertmeilen umfassendes Reich — das der Makololo — gegründet. Bei diesem Anlasse wurden die beiden großen Stämme der Bawaschi und Marutse unterjocht. Nun empörten sich letztere, metzelten fast alle Makololos nieder, und der Häuptling Sepopo gründete auf den Trümmern der zerstörten Herrschaft ein neues großes Marutsereich, dem bald darauf auch das Mambundareich zufiel.

Von allen diesen Stämmen waren seit jeher die Matabele die gefährlichsten. Durch viele Jahre unternahmen sie regelmäßig wohlorganisirte Raubzüge, bei denen es nie ohne Gewaltthaten der schrecklichsten Art und unmenschliche Grausamkeiten abging. Die Matabele waren den Europäern von Anbeginn her feindlicher gesinnt als irgend ein anderer Stamm, sehr im Gegensatze zu den Bamangwato, mit welchen die Engländer freundschaftlich in friedlichen Verkehr traten, wodurch die Hauptstadt der Bamangwato — Schoschong — bald zum wichtigsten Stapelorte im Innern von Südafrika wurde. Durch die Annexionen der Deutschen in Südwestafrika (Angra Pequena) angeblich in ihren Interessen bedroht, erweiterten die Engländer allmählich ihre Machtsphäre von der Kapkolonie nach Norden hin, annektirten große Gebiete und kamen endlich in Berührung mit den Matabele. Nach fortgesetzten Reibereien und Kämpfen kam es endlich vor zwei Jahren zum Kriege, in welchem die Matabele unterlagen.

Es war vorauszusehen, daß diese wilden Kraftmenschen früher oder später eine Gelegenheit ergreifen würden, die Scharte auszuwetzen. Im heurigen Frühjahre brach der Aufstand aus, Tausende von tapferen Kriegern strömten zusammen, überfielen die schutzlosen Ansiedler und bedrohten schließlich die Stadt Bulumayo. Die Lage war durch Wochen in hohem Grade kritisch, doch wurde schließlich die Gefahr abgewendet. Was den Bewohnern Bulumayos (vorwiegend weißen Händlern) bevorgestanden hätte, wenn die Stadt von den Matabele erobert worden wäre, läßt sich nach dem Mitgeteilten unschwer erweisen. Wie sich die Verhältnisse in Zukunft entlassen werden, entzieht sich zurzeit jeder Berechnung. v. Sch.-L.

Copyright 1896 by Franz Hanfstaengl, München.

Herodias.

Nach dem Gemälde von Franz von Lenbach

Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

Der Siegeseinzug in Berlin, 16. Juni 1871. Nach dem Gemälde von W. Camphausen.

Ein Mißverständnis.

Erzählung aus dem Offiziersleben

von

O. Elster.

(Fortsetzung.)

„Freut mich, Herr Lieutenant," sprach der Rittmeister mit knarrender Stimme, indem er Egon die Hand schüttelte, „daß Sie zu meiner Schwadron gekommen sind. Kenne Sie als vorzüglichen Reiter. Unter den diesjährigen Remonten habe ich einige steifnackige Böcke, die meine Unteroffiziere nicht in Ordnung bringen. Wäre mir lieb, wenn Sie sich die ‚Viecher' einmal vornehmen wollten."

„Ich werde mein möglichstes thun, Herr Rittmeister."

„Na, werden schon zusammen auskommen! — Heute habe ich noch nichts für Sie zu thun. Von morgen ab übernehmen Sie die Remonten. Mein Premier ist ja natürlich wieder auf Urlaub, und dem Fähnrich kann ich die Remonten nicht anvertrauen. Mußte es also selbst besorgen. Freue mich deshalb, daß Sie da sind."

Der Wachtmeister kam mit einigen Rapporten, und Egon war entlassen.

Bis zur Mittagstafel im Kasino blieben Egon noch einige Stunden. Er beschloß daher, sich die Stadt und die nähere Umgebung etwas anzusehen, vertauschte den Helm mit der braunen Mütze, legte Bandelier und Schärpe ab und begab sich auf die Wanderung. Eine geheime Hoffnung beseelte ihn dabei, daß er seiner schönen Reisegefährtin wieder begegnen könne. Er ärgerte sich über sich selbst, daß er auf der Reise nicht den Mut gefunden hatte, Kitty nach ihrem Vatersnamen zu fragen; die Kenntnis dieses Namens würde ihm die Nachforschung wesentlich erleichtert haben. Indessen Mittelstädt war nicht so groß, daß eine junge, hübsche Dame spurlos verschwinden konnte, um so weniger, wenn sie der ersten Gesellschaft angehörte, wie es bei Kitty gewiß der Fall war. In froher Hoffnung machte sich Egon deshalb auf den Weg, seine Augen forschend an den Fenstern der Häuserreihen entlang schweifen lassend.

Der Marktplatz mit dem altertümlichen Rathaus und dem Dom im frühgotischen Stil, den kleinen Häuschen und dem großen Hotel, die wenigen sich daran schließenden Straßen und Gassen waren bald durchwandert. In den engen, dumpfen, schmutzigen Gäßchen der Vorstadt konnte Kitty nicht wohnen; so wandte sich Egon dann den prächtigen schattigen Promenaden zu, die, auf den früheren Festungswällen errichtet, das Städtchen mit einem grünen Kranz alter Kastanien und Linden umgaben. Zu beiden Seiten der Promenaden lagen zwischen Gärten, Parkanlagen und Buschwerk versteckt zierliche Villen und einfachere Landhäuser, in welch letzteren Kunstgärtnereien und Samenhandlungen angelegt waren. So düster das Innere des alten Städtchens war, einen so freundlichen Eindruck machten die Promenaden, denen sich blühende Gärten, Wiesen und Felder und in nicht allzu weiter Entfernung ein wellenförmiges, waldüberzogenes Hügelland anschlossen.

Hier, in einer dieser hübschen, freundlichen Villen mußte Kitty wohnen. Aber wie sie finden? Die Villen lagen fast alle tief in den Gärten, so daß man die Fenster und Veranden kaum zu übersehen vermochte. Man muß sich auf den Zufall verlassen, dachte der junge Offizier und schlenderte langsam die Allee entlang, die bereits hier und da ein herbstliches Aussehen zeigte.

Und der Gott des Zufalls, dieser Zwillingsbruder Amors, zeigte sich dem Liebenden wiederum günstig.

Als Egon in einen von der Hauptallee sich abzweigenden Seitenweg einbog, gewahrte er wenige Schritte vor sich die schlanke Gestalt einer jungen Dame, welche, den breitrandigen Sommerhut über den Arm gehängt, auf einem kleinen Plateau stand und in die freundliche, sonnige Landschaft hinaus blickte.

Es war Kitty!

Wie seltsam sein Herz klopfte und pochte. Er hatte doch schon mancher schönen Frau den Hof gemacht, hatte schon öfter geglaubt zu lieben, aber ein solches Gefühl, wie es ihn jetzt beseelte, hatte er noch niemals empfunden. Heiß quoll es ihm im Herzen empor. Eine tiefe Glut bedeckte seine Wangen, und er getraute sich kaum, näher zu treten.

„Albernheit," murmelte er. „Ich rede sie an! Sie wird es schon nicht übel nehmen."

Rasch trat er auf Kitty zu, die sich beim Geräusch der nahenden Schritte umwandte. Sie erschrak leicht, als sie den jungen Offizier erblickte, und eine feine Röte stieg in ihren Wangen empor.

Egon grüßte höflich.

„Welch ein glücklicher Zufall, mein gnädiges Fräulein," rief er, „Sie hier wiederzufinden! Ist Ihnen die Reise gut bekommen — aber was frage ich? Ihr frisches Aussehen ist ja Antwort genug."

„Ich danke für Ihre Erkundigung, Herr Lieutenant," entgegnete sie lächelnd und doch mit einer gewissen Zurückhaltung.

„Ich muß noch Ihre Verzeihung erbitten, mein Fräulein ..."

Kitty sah ihn fragend an.

„Ich habe von Ihrer Heimat," fuhr Egon lebhaft fort, um das Gespräch nicht wieder ins Stocken kommen zu lassen, „nicht schön gesprochen, ja, ich gestehe aufrichtig, daß ich recht schlecht von Mittelstädt gedacht habe ..."

„Und jetzt gefällt Ihnen meine Heimat?"

„Ich bin entzückt von ihr. Das Städtchen selbst besitzt den eigentümlichen Reiz des Alters, den ich an den Städten des deutschen Westens und Südens so sehr liebe. Die Umgebung ist herrlich ... Sie sehen, gnädiges Fräulein, daß der Aufenthalt in der Weltstadt mich noch nicht unempfänglich für die Schönheiten der Natur gemacht hat."

„Auch mich hat die liebliche Anmut meiner Heimat von neuem überrascht und gefesselt," entgegnete Kitty sinnend und träumerisch lächelnd. „Man lernt den Wert der Heimat erst schätzen, wenn man sie einige Zeit entbehrt hat. Ich bin fast den ganzen Morgen umhergestreift, um meine Lieblingsplätze in den Anlagen aufzusuchen — sehen Sie nur, welche herrliche Aussicht man von diesem Plateau aus genießt!"

Egon trat neben sie. In der That eine entzückende Aussicht! Zu ihren Füßen lag in dem Kranz der Anlagen und Gärten die altertümliche Stadt. Weiterhin erblickte man die Wiesen, Felder, Weiler und Dörfer des flachen Landes.

Schweigend standen die beiden jungen Leute eine Weile neben einander.

„Was ist all der Lärm, all der Glanz der Weltstadt gegen die einfache, stille Schönheit dieses Bildes," sprach Kitty leise.

„Sie haben recht, gnädiges Fräulein!" rief Egon. „Im Staube der Weltstadt hatte ich die Schönheiten der Natur vergessen, dachte ich kaum noch an meine eigene ländliche Heimat."

„Ihre Eltern wohnen auf dem Lande?"

„Meine Eltern leben nicht mehr, mein Vater fiel bei Mars-la-Tour, meine Mutter starb vor einigen Jahren. Unser elterliches Gut in Pommern ging in den Besitz meines älteren Bruders über — ich bin seit einigen Jahren nicht in der Heimat meiner Jugend gewesen. Die Armee ist meine Heimat geworden."

„Auch ich mußte meine Heimat verlassen," sprach leise das junge Mädchen, indem sie sinnend das Haupt neigte.

„So ist Mittelstädt nicht Ihre Heimat?"

„Seit zehn Jahren etwa, ja. Aber die Heimat meiner Kindheit liegt dort," sie wies mit der Hand auf ein stattliches Herrenhaus, welches am Fuße der Berge aus dem dunklen Grün eines Parkes hervorschimmerte. „Das ist das Amthaus auf der herzoglichen Domäne Witthausen, welche mein Vater früher bewirtschaftete, ehe er sie seinem Sohn, meinem älteren Bruder, übergab. Wir zogen dann nach Mittelstädt. Ich komme noch öfter nach Witthausen, aber meine Heimat ist es doch nicht mehr. Und es war so schön dort in dem weiten Park, dem sich die herrlichen Wälder des Gebirges anschließen!"

„Ist es nicht seltsam, gnädiges Fräulein," nahm Egon das Wort, als sie schwieg und träumerisch in die Ferne blickte, „daß wir so vertraut zusammen sprechen, als wären wir alte Freunde, und doch weiß ich nicht einmal Ihren Namen ..."

Sie errötete und senkte den Blick.

„Wollen Sie mir einen Vorwurf machen?"

„Aber, mein Fräulein, wie können Sie nur denken! Ich hege nur den lebhaften Wunsch, Ihren Namen zu wissen. Auf die Dauer können Sie Ihr Inkognito ja doch nicht aufrecht erhalten, weshalb wollen Sie mir Ihren Namen nicht selbst sagen?"

„Es war unrecht von mir, daß ich es nicht längst gethan habe. Ich habe es jedoch unabsichtlich versäumt — mein Vater ist der Oberamtmann Bornträger — dort sehen Sie mein elterliches Haus."

Sie wies auf eine stattliche Villa inmitten eines großen Gartens. Egon verbeugte sich höflich. „Ich danke Ihnen, gnädiges Fräulein, und — und gestatten Sie mir, daß ich Ihren Eltern meine Aufwartung mache?"

Wiederum überhauchte eine tiefe Glut Kittys Wangen.

„Mama ist noch verreist," entgegnete sie zögernd, „ich weiß in der That nicht — vielleicht lernen Sie Papa kennen — er verkehrt viel im Offizierkasino ... aber Sie entschuldigen mich jetzt — ich muß nach Haus ..."

Es schien ihm, als fühlte sie sich durch seine Frage verletzt.

„War ich zu kühn, Fräulein Kitty?" fragte er rasch.

Sie sah mit schelmischem und doch innigem Blick zu ihm empor. Dann senkte sie rasch wieder die Augen, schüttelte leicht das braune Lockenköpfchen und eilte davon.

„Fräulein Kitty ..."

Er wollte ihr nach. Doch rasch besann er sich eines andern. „Nein, nein," flüsterte er, „es könnte sie verletzen. O, ich werde sie wiedersehen!"

Als die schlanke Gestalt Kittys zwischen den Büschen verschwunden war, kehrte er langsam zur Stadt zurück. Er konnte es sich indessen nicht versagen, an der Villa des Oberamtmann Bornträger vorüber zu gehen. Das stattliche Haus, der wohlgepflegte Garten zeugten nicht nur von gediegenem Geschmack, sondern auch von einem festbegründeten Reichtum, der es liebte, sich glanzvoll zu entfalten, ohne in Prahlerei und hohlen Prunk auszuarten.

*

In den nächsten Tagen war Egon sehr beschäftigt. Teils nahm ihn der Dienst in Anspruch, teils hatte er mit der Einrichtung seiner Wohnung zu thun, so daß er kaum die nötige Zeit fand, um den Regimentskameraden die pflichtmäßigen Besuche abzustatten. Bei dem Regimentsadjutanten erkundigte er sich, bei welchen Familien der Zivilbevölkerung Besuche zu machen seien. Der Adjutant nannte ihm einige Familien. Der Oberamtmann Bornträger befand sich nicht darunter. Egon fragte, ob dessen Familie nicht mit den Offiziersfamilien verkehrte.

„Ach, der!" entgegnete lachend der Regimentsadjutant. „Gewiß gehört er zu den sogenannten Honoratioren der Stadt. Er soll schwer reich sein. Aber ein komischer Kauz! Sie werden ihn ja noch kennen lernen. Nehmen Sie sich nur mit ihm in acht. Er ist ein sehr hitzköpfiger Herr. In den letzten Jahren hat er seine große Villa ganz allein bewohnt, da seine Familie, ich weiß nicht wo, steckte, ich glaube in Italien. Wir haben mithin keine Veranlassung gehabt, einen Besuch bei ihm zu machen. Zu unseren Festlichkeiten im Kasino wird er jedoch stets eingeladen. Wenn seine Familie zurück ist, dürfte sich auch wieder ein anderweitiger gesellschaftlicher Verkehr anbahnen. Sein Sohn, Domänenpächter auf Witthausen, ist Reserveoffizier unseres Regiments. Wie kommen Sie übrigens auf den alten Bornträger?"

„Ich hörte durch Zufall von ihm," erwiderte Egon ausweichend.

„Warten Sie mit dem Besuch in Villa Bornträger nur ruhig, bis Sie die Bekanntschaft des Alten gemacht haben. Dann werden Sie ja selbst wissen, was Sie zu thun haben. Demnächst findet im Kasino eine kleine Festlichkeit statt, da wird sich ja Gelegenheit zu der Bekanntschaft ergeben."

Egon folgte dem Rat des Regimentsadjutanten, versuchte jedoch inzwischen, Kitty Bornträger wiederzusehen. Denn er war nicht mehr zweifelhaft darüber, daß das junge Mädchen einen tiefen Eindruck auf sein Herz gemacht hatte. Das reizende Gesichtchen, die schlanke Gestalt Kittys schwebten ihm beständig vor Augen; er empfand eine innige, sich von Tag

zu Tag steigernde Sehnsucht nach ihr und wenn es seine Zeit erlaubte, suchte er die Promenaden auf, in der Hoffnung, Kitty wenigstens von weitem zu erblicken. Es gelang ihm auch mehreremale, sie in dem Garten zu sehen; auch auf der Promenade begegnete er ihr, wagte aber nicht, sie anzureden, da sie sich in Gesellschaft ihrer Tante befand. Er grüßte nur schweigend. Sein Gruß wurde von ihrer Seite kaum merklich erwidert, während die Tante ihn erstaunt und überrascht ansah. Endlich war ihm der Zufall günstig, gerade, als er es in seiner Weise erwartet hatte.

An einem freien Nachmittage ließ Egon seinen Fuchs satteln und ritt hinaus ins flache Land, das der Herbst bereits mit seinen bunten Farben geschmückt hatte. Es war einer jener herrlichen, warmen, sonnigen Tage, wie sie der Oktober so häufig mit sich bringt. Klar und durchsichtig wie das herrlichste Kristall war die leicht bewegte Luft. Die Ferne dehnte sich schier unendlich weit, alle Gegenstände schienen näher gerückt und der Himmel höher und ferner. Das weiße Herrenhaus von Witthausen schimmerte leuchtend aus dem grünen, gelben und roten Laube des Parkes hervor. Unwillkürlich lenkte Egon sein Pferd dem Hause zu, das ihn an Kitty lebhaft erinnerte. In langem Jagdgalopp flog der Fuchs, ein edles Halbblut, direkt aus Irland eingeführt, über die abgeernteten Felder, über Hecken und Gräben, so daß das Dörfchen Witthausen bald erreicht war. Eine Allee alter Platanen verband das Dorf mit der herzoglichen Domäne. Egon verfolgte die Allee; vor dem Thore, welches in den Gutshof führte, bog er ab und ritt an der Parkmauer entlang, bis er den Wald erreichte, der sich hinter dem Herrenhause mit den Parkanlagen verband. Ein sanft ansteigender Weg führte scheinbar zu der Ruine empor, welche den Gipfel des Berges krönte. Kaum einige Minuten mochte Egon diesen Weg verfolgt haben, als ihm das helle Gebell mehrerer kleiner Hunde entgegen scholl. Zwei kleine, lebhafte englische Forterriers sprangen aus dem Gebüsch und umkreisten bellend den Reiter.

„Pitt, Fox! Wollt ihr wohl zurück!“ rief eine jugendliche Stimme, bei deren Klang Egon freudig erschrak.

Er hielt sein Pferd an. Im nächsten Augenblick trat aus einem kaum bemerkbaren Seitenpfade die schlanke Gestalt Kittys hervor, überrascht stehen bleibend, als sie den jungen Dragoneroffizier gewahrte. Eine dunkle Glut überflammte ihre Wangen. Es schien, als wollte sie in den Wald zurückflüchten, doch dann huschte ein sonniges Lächeln über ihre Züge und sie rief:

„Herr von Brüggen? Welche Ueberraschung!“

Egon sprang aus dem Sattel und trat, das Pferd am Zügel führend, mit höflichem Gruß auf Kitty zu.

„Also hierher muß man kommen, um Sie einmal wiederzusehen?“ fragte er, mit glücklichem Blick in ihr errötendes Antlitz schauend. „Jetzt begreife ich, daß ich Sie in Mittelstädt seit Tagen vergeblich gesucht habe!“

„Sie haben mich gesucht?“ entgegnete sie schelmisch. „Sie werden sich nicht viel um meine geringe Person gekümmert haben.“

„Fräulein Kitty — ich freue mich unendlich, daß der Zufall mich Sie wieder finden läßt! Sie sind auf einem Spaziergang begriffen? Gestatten Sie, daß ich Sie eine Strecke Weges begleite?“

„Ja? — Ich bitte ...“

„Ich war auf dem Wege nach der Ruine, der alten Wittenburg da droben. Wenn es Ihnen Vergnügen macht, zeige ich Ihnen gern die Ruine. Man hat eine lohnende Aussicht von dort. Dieser Weg würde Sie übrigens von selbst nach der Ruine geführt haben.“

Eine kleine Weile gingen sie schweigend neben einander den Waldweg entlang. Die roten und gelben Blätter raschelten auf sie nieder. Leise flüsterte der Wind in dem welken Laube. Sonst herrschte tiefe Stille in dem herbstlichen Wald. Egon hatte die Zügel des Pferdes über den Arm gehängt und schritt in glückliches Sinnen verloren an ihrer Seite dahin. Kitty blickte mit leisem Lächeln in den Wald hinaus, zuweilen mit der kurzen Lederpeitsche, welche sie der Hunde wegen bei sich führte, das Laub von den nahen Büschen streifend. Pitt und Fox stöberten im Walde umher, ohne sich jedoch weit von ihrer jungen Herrin zu entfernen.

„Sie sind bei Ihrem Bruder auf Besuch?“ hub Egon endlich an.

„Ja, seit etwa acht Tagen. Mama ist noch nicht zurück, da ward es mir denn zu einsam in der großen Villa Papas.“

„Ihre Frau Mama befindet sich im Bade?“

„Ach nein,“ seufzte Kitty. „Sie ist in Italien, meiner jüngeren Schwester Mary wegen, die brustleidend ist. Schon über ein Jahr sind Mama und Mary im Süden, und wer weiß, wie lange sie noch bleiben. Deshalb war ich auch ein Jahr in Berlin bei Verwandten. Tante Bertha führte Papa den Haushalt, jetzt will Papa aber, daß ich den Haushalt übernehme, obgleich Tante Bertha ebenfalls bei uns bleibt. Für einige Zeit habe ich mich noch frei gemacht, um die schönen Herbsttage hier bei meinem Bruder zu verleben. Meines Bruders Frau ist eine liebe Freundin von mir, und die beiden Kinderchen sind so reizend und drollig ...“

Sie hielt plötzlich inne und blickte ihn lachend an.

„Da erzähle ich Ihnen unsere ganze Familiengeschichte,“ rief sie, „und weiß doch gar nicht, ob Sie das nicht furchtbar langweilt.“

„O, Fräulein Kitty ...“

„Nun ja, Sie, der Sie aus der Weltstadt Berlin kommen, werden an unseren kleinen Leiden und Freuden kaum Interesse haben. Lassen Sie uns von Berlin plaudern.“

„Nein, Fräulein Kitty, nicht von Berlin, dem entsetzlichen, staubigen, dunstigen, heißen Berlin, sondern von Ihnen, von Ihrer Familie, von diesem entzückenden Fleckchen Erde, wo ich Sie gefunden habe ...“

Sie errötete bei seinen leidenschaftlichen Worten und senkte die Augen, ohne etwas zu erwidern. Auch er schwieg, er fand keine Worte mehr, er, der gewandte Kavalier, der selbst auf den Hofbällen in dem kaiserlichen Schloß heimisch gewesen war, er fühlte sich verlegen, befangen hier in der einsamen Natur, dem einfachen jungen Mädchen gegenüber.

„Da ist die Wittenburg!“ rief nach einer Weile Kitty, mit der Peitsche auf ein altes, graues Gemäuer weisend, das aus dem Gebüsch hervorragte. Nur noch einige Trümmer der früheren Burg waren vorhanden. Ziemlich gut erhalten war ein alter Turm, zu dessen Plattform eine in jüngster Zeit wieder hergestellte Treppe hinaufführte. In der Mitte des einstigen Schloßhofes erhob sich eine mächtige, mehrere hundert Jahre alte Linde, um deren Stamm eine Bank lief. Durch ein halb eingefallenes Thor genoß man von der Bank aus einen hübschen Blick auf Witthausen und Mittelstädt.

Unter der Linde ließen sich die beiden jungen Leute nieder.

„Ich habe noch nicht das Vergnügen gehabt, Ihren Herrn Papa kennen zu lernen,“ sprach Egon in entschuldigendem Tone. „Ich fand noch keine Zeit zu Besuchen, mein Rittmeister und der Herr Oberst kennen scheinbar nur Dienst und immer wieder Dienst. Kaum habe ich mich heute einige Stunden freimachen können.“

„Und wie kamen Sie auf den Gedanken, hierher zu reiten?“

„Hatten Sie mir nicht von Witthausen als der Heimat Ihrer Kindheit gesprochen,“ entgegnete er mit weicher Stimme. „Mußte ich da nicht Interesse an dem Ort, dem Park und dem Wald nehmen, wo Sie so gern geweilt hatten? Oder glauben Sie wirklich, Fräulein Kitty, daß ich Sie und den glücklichen Zufall, der uns zusammen führte, so bald hätte vergessen können?“

„Herr Lieutenant ...“

„Nein, nein, Fräulein Kitty, ich werde Sie nicht vergessen — niemals — und wenn Sie nur halb so viel an mich denken wollten, wie ich an Sie, dann wäre ich der Glücklichste der Menschen ...“

Sie erhob sich.

„Wollen wir nicht einmal die Aussicht von dem alten Turm aufsuchen?“

Egon verbeugte sich. „Wie Sie befehlen, Fräulein Kitty.“

Er band die Zügel seines Pferdes an einen Baum und folgte ihr zu dem Turm. Am Fuß der Treppe bot er ihr den Arm. Sie dankte und eilte rasch die Stufen hinauf.

Schweigend standen sie auf der Plattform des Turmes. Sie fanden keine Worte, und doch waren ihre Herzen so voll, doch stürmte es in ihnen und beengte die Brust, die sich heftig hob und senkte. Egon hätte ihr zu Füßen sinken mögen, um ihr zu sagen, daß er sie liebe, liebe seit dem ersten Augenblick, wo er sie gesehen, daß er ohne sie nicht leben könne, daß er ein anderer geworden, daß sein früheres wildes Leben in der Weltstadt weit, weit zurück liege, daß er sein Glück, seine Freude, seinen Frieden nur noch in ihren Augen finde. Aber er fürchtete, sie durch seine Worte zu verletzen, wie vorhin, als er von seinem Glück, von seiner Hoffnung hatte sprechen wollen, und er starrte schweigend in die Landschaft hinaus, die für ihn jeden Glanz, jede Schönheit verloren hatte.

Mit leicht zitternder Stimme nannte Kitty die Namen der Städte und Ortschaften, welche man von der Plattform des Turmes aus erblickte. Sie wollte ihm nicht die tiefe Bewegung ihres Herzens zeigen, aber ganz vermochte sie diese doch nicht zu unterdrücken.

Langsam neigte sich die Sonne dem westlichen Horizont zu. Ein kühler Luftzug zog durch Wald und Flur.

„Ich glaube, ich muß an die Heimkehr denken,“ flüsterte Kitty.

„Auch für mich wird es Zeit,“ entgegnete er.

Die letzten Stufen der Treppe waren eingesunken und durch die Feuchtigkeit schlüpfrig geworden. Egon reichte Kitty die Hand, um sie vor dem Ausgleiten zu schützen. Leicht legte sie ihre Hand in die seine und sprang die Stufen hinab.

„Ich danke,“ sprach sie freundlich lächelnd und wollte ihre Hand zurückziehen. Er hielt sie jedoch noch eine Weile fest und blickte ihr bittend in die Augen.

„Kitty,“ flüsterte er, „hab' ich Sie vorhin verletzt?“

Sie schüttelte leicht das Köpfchen, während ihre Wangen eine tiefe Röte überflog.

„Und darf ich wieder kommen,“ fuhr er innig fort, „darf ich Sie wiedersehen, und darf ich wieder von meinem Glück, von meiner Liebe sprechen?“

Tiefer senkte sie das Haupt, aber ihre Hand ruhte warm und hingebend in der seinigen, und als er nochmals leise flüsternd fragte: „Darf ich von meiner Liebe sprechen, Kitty?“ — da nickte sie leicht und verschämt mit dem Köpfchen und wollte davon fliehen. Er aber hielt sie fest und zog sie aufjubelnd in die Arme.

„Kitty, meine liebe, süße Kitty,“ flüsterte er, „ich habe Dich ja so lieb — so lieb! Sage mir nur ein einziges kleines Wörtchen, ob Du mir gut bist, ob Du mir nicht zürnst — sprich, meine liebe, süße Kitty ...“

Und sie sah zu ihm empor, lächelte ihn unter Thränen an, barg dann das Gesicht an seinem Herzen und flüsterte: „Ich hab' Dich lieb ...“

Der herbstliche Wald schien durch einen Zauberschlag in einen blühenden, knospenden, grünen Frühlingshain verwandelt zu sein. Die matten, fahlen Lichter der sinkenden Herbstsonne blitzten und schimmerten wie die junge Maiensonne, und aus den grünenden Zweigen erschallten auf einmal hundert und aberhundert jubilirende Stimmen der lustigen befiederten Walbewohner.

Fest, als wolle er sie nie mehr aus den Armen lassen, schloß Egon die Geliebte an das Herz und küßte ihren Mund, der schüchtern den ersten Kuß der bräutlichen Liebe zurückgab.

„Wie glücklich bin ich!“ rief Egon. „Wie unendlich glücklich! Gleich morgen, mein süßes Mädchen, spreche ich mit Deinem Papa! Ich fühle ein stolzes Verlangen, Dich aller Welt als mein süßes, liebes, reizendes Bräutchen zu zeigen.“

Sie entwand sich sanft seinem Arm.

„Sprich noch nicht mit Papa,“ sprach sie, errötend zu ihm aufblickend.

„Weshalb nicht?“

„Papa ist so wunderlich ...“

„Ah ...“

„Und damit ich es Dir nur gestehe, wir haben schon von Dir gesprochen und da — und da ...“

In reizender Verwirrung blickte sie zur Seite und vermochte nicht weiter zu sprechen. Er lachte.

„Und da,“ vollendete er ihre Rede, „hat man

Ufer, wo sie von Negerhäuptlingen Elfenbein, Gummi, Palmöl, Kautschuk, Kaffee, Kakao, Reis, Mais, Bananen, Ananas, Kokosnüsse, Yams, Kartoffeln, Ingwer, Pfeffer, Zuckerrohr, Tabak, Baumwolle, Indigo, Kola, Kopra, Ebenholz, Rothholz, Gelbholz, Kamwood, Kamala, Orseille, Gold, Kupfer, Eisen, Perlen, Muscheln, Schlangenhäute, Affenfelle, Leoparden- und Antilopenfelle, Straußenfedern, Sklaven, Sklavinnen und Kinder eintauschen. Die Sklaven werden meist in Kanoes nach Lagos gebracht, wo sie an Sklavenhändler verkauft werden, die sie nach Brasilien, Cuba, Haiti, Jamaika, Trinidad, Surinam, Guyana, Mexiko, Texas, Florida, Virginien, Carolina, Georgien, Louisiana, Kalifornien, Peru, Chile, Bolivia, Paraguay, Uruguay, Argentinien, Venezuela, Neugranada, Ecuador, Guatemala, Honduras, Nicaragua, Costarica, Panama, Columbien, Portorico, Martinique, Guadeloupe, Curaçao, Barbados, Antigua, Dominica, Grenada, Tobago, Bermudas, Bahamas, Caicos, Turks, Caymans, Jungferninseln, Guanahani

Wart nur, Du sollst ordentlich eifersüchtig werden, so werde ich Deiner Schwägerin den Hof machen. Aber da fällt mir ein, daß wir Sonntag abend unser erstes Familienfest im Kasino haben — ach, wie ärgerlich!"

„Beginnt denn das Fest bereits mittags?" fragte sie neckisch.

„Nein, Du kleiner Schelm. Aber ich kann doch dann abends nicht bei euch bleiben! Ich darf auf dem ersten Fest des Regiments nicht fehlen. Das ist fatal!"

„Nun, so begnügen wir uns mit dem Mittag."

„Werdet ihr denn nicht an dem Feste teilnehmen? Dein Bruder wird doch gewiß eine Einladung erhalten haben."

„Ich weiß es nicht. Alfred hat noch nicht davon gesprochen. Er hat jetzt sehr viel zu thun."

„Ach, ihr müßt teilnehmen! Ich werde mich heute noch erkundigen, ob man Deinem Vater und Deinem Bruder schon Einladungen gesandt hat. Am Sonntag mittag hole ich mir dann die Antwort, denn es bleibt bei unserer Verabredung, ich werde mir am Sonntag mittag die Ehre geben, Deiner liebenswürdigen Schwägerin meine Aufwartung zu machen . . ."

„Und jetzt habe ich die Ehre, mich zu empfehlen."

„Kitty . . ."

„Ja, ja, die Sonne ist fast schon untergegangen, und ehe ich das Schloß erreiche, ist es Abend."

„Ich werde Dich begleiten . . ."

„Nein, nein, ich gehe den Seitenpfad, den Du mit dem Pferde nicht verfolgen kannst — auf Wiedersehen . . ."

Sie wollte rasch davon schlüpfen, aber er erhaschte sie noch einmal und zog sie in seine Arme.

„So wolltest Du mir entfliehen?"

Sie schaute glücklich lächelnd zu ihm auf. Dann schlang sie die Arme um seinen Nacken und küßte ihn.

„Lebe wohl, Du lieber, böser Mann!"

Wie eine Eidechse entwand sie sich seiner Umarmung und war im nächsten Augenblick in den Büschen verschwunden.

Wie aus einem schönen Traum erwachend, atmete der junge Offizier tief auf. Dann streckte er die Hände der Entschwundenen nach und rief: „O, Du — Du — süßer Liebling Du — wie glücklich bin ich — wie unendlich glücklich . . ."

Leise wieherte das Pferd und scharrte mit den Hufen in dem weichen Laube. Egon löste die Zügel von dem Baum, schwang sich in den Sattel und ritt, in glückliche Träume versunken, den Waldweg hinunter. Als er auf das freie Feld gelangt war, lag Schloß Witthausen im letzten Strahl der Sonne flimmernd vor ihm. Er sandte eine Kußhand dem Hause zu, in dem sein geliebtes Mädchen weilte. Dann legte er die Schenkel fest hinter den Sattelgurt, und in gestrecktem Jagdgalopp flog der Fuchs dem nahen Mittelstädt entgegen. (Fortsetzung folgt.)

Sonntagsfischer in Norwegen.

(Hierzu die Abbildung Seite 597).

Sonntagsjäger — Sonntagsfischer! Man sieht es der gemütlichen kleinen Gesellschaft auf den ersten Blick an, wie wenig sie mit dem Sport vertraut ist, dem sie zu ihrem Vergnügen auch einmal nachgehen will. In Norwegen, wo die Fischerei ein so bedeutender Erwerbszweig ist, daß man fast sagen konnte: Lachs, Hering und Stockfisch ernähren das halbe Land — ist der größte Teil der Uferbewohner beim Fischfang beteiligt, betreibt ihn als gewinnreiche, doch auch ernste, anstrengende Arbeit. Diese aber ruht am Tage des Herrn, wenn auch der sonst leicht zu religiösem Grübeln geneigte Bewohner der einsamen Bergküste und Fjorde nicht gerade eine Sonntagsfeier wie in England zu halten pflegt. Wenn man jedoch die ganze Woche über vom Boote oder von der Klippe aus, mit Wind und Wellen kämpfend, das schwere Netz ausgeworfen, gehoben und wieder eingeholt hat, dann müssen die müden Hände auch wieder eine Frist zur Erholung finden; da haben dann die armen gejagten Tiere auch eine Weile Gottesfrieden. Dann aber kommt das Landrattenvolk und pfuscht ins Handwerk. Recht nahe am Ufer, damit es nicht gefährlich werde, in den seichten Buchten schaukeln sich die halbleeren Kähne, in denen sich leicht eine kleine Expedition zusammengefunden, und nun wird geangelt, und welch ein Neid auf den Glücklichen, wenn endlich nach stundenlangem Harren ein winziger Weißling bei ihm angebissen hat, den er im Triumph herumzeigt. Er kann sich mit gutem Recht brüsten, kehrt er doch mit reicher Beute von seiner Sonntagsfahrt heim.

Die Vorsehung.

Von

Hermine Villinger.

Frau Ellmer war aus Batavia gebürtig; sie hatte einen deutschen Kaufherrn geheiratet, der bedeutend älter war als sie, sich von seinen Geschäften zurückgezogen und Karlsruhe zu seinem Wohnsitz auserkoren hatte. Hier wollte er ganz der Erziehung des einzigen Sohnes leben, der wie er ein Kaufherr werden sollte. Allein der Mann starb, und die junge, schöne und herzlich unselbständige Frau ging mit aller Gewissenhaftigkeit ans Werk, ihr Leben genau nach dem Sinne des teuren Dahingeschiedenen weiter zu führen.

Niemand war weniger dazu angethan, allein in der Welt zu stehen, einen Sohn zum Manne zu erziehen, als die arme, kleine Frau Ellmer; sie war von einer fanatisch frommen Französin in der Furcht Gottes, im übrigen aber bloß für den Luxus erzogen worden, und gerade als sie durch den sehr geschickten und weltgewandten Gatten die eigentliche Erziehung fürs Leben erhalten sollte, starb er.

Sie gab sich mit der ganzen Leidenschaftlichkeit ihrer Natur der Trauer um den Gatten hin und erachtete es als ihre höchste Pflicht, hochherzige und Gott wohlgefällige Gefühle in die Seele ihres Sohnes zu pflanzen; aber so sehr sie sich auch bemühte, die Resultate blieben aus.

Alfred ließ sich nur mit Widerwillen von seiner in den Werken der Barmherzigkeit aufgehenden Mama in die Armenviertel der Stadt schleppen; ebenso verdrießlich wohnte er einem halben Dutzend Weihnachtsbescherungen in den auserlesen schmutzigsten Hinterhäusern bei. Hatten die beschenkten Kinder ihr Lied gesungen, die Eltern mit Dankestränen ihrer edlen Wohltäterin die Hände geküßt, dann verfehlte Frau Ellmer niemals, den Sohn auf dem Heimweg mit ihrem stets weinerlichen Stimmchen in ihrem gebrochenen Deutsch zu fragen:

„Nun, Alfred, wäre es nicht sehr rührsam, nicht erhebend und die Gemüte ergreifend?"

Aber nicht ein einzigesmal fiel die Antwort des Knaben befriedigend aus. Entweder erklärte er: „Es hat bei diesen Leuten wieder gar nicht gut gerochen" — oder er sagte: „Wozu läßt nur der liebe Gott so schmutzige kleine Kinder auf die Welt kommen, ich thät's nicht —"

Und wenn dann seine Mama in die Worte ausbrach: „Aber, Alfred, ast Du denn gar kein Herze, keine Menschenliebe, in des Jammels willen, empfindest Du denn gar nichtse, bast Du denn nie bewegen über den Jammer Deines Mitmensch?" konnte er ohne die geringste Verknirschung zur Antwort geben:

„Es können nicht alle Leute den ganzen Tag Thränen in den Augen haben."

Frau Ellmer besaß keinen Humor, sie verstand die gesunde Natur ihres Sohnes nicht, die sich mit aller Macht gegen die Rührseligkeit sträubte, in welche ihn seine Mutter hinein zu ziehen suchte.

Alfred war ein langer, wohlgebauter Knabe mit lustigen Augen, die alles sahen und sich für alles interessirten. Nun sollte er Schritt halten mit Mama und Gouvernante, die er bereits um eine halbe Kopfeslänge überragte, langsam mit ihnen am Rande des Hardtwaldes oder im Schloßgarten spazieren gehen und immer dieselben trostlosen Reden mit anhören.

„Nicht wahr, Fräulein, Sie haben wieder gesehen, daß er die Arme nicht gegrüßet, die aus unsere Hause gegangen sind?"

„Ja, gnädige Frau, ich habe es wieder gesehen."

„O, das ist schrecklich, ich kannte klutige Thränen weinen um meine Sohn, ich abe so viel Unglück nicht verdient — hast Du gehört, Alfred?"

„Ja, Mama, aber hast Du bemerkt, die Sperlinge hüpfen und die Singvögel, selbst die kleinsten machen Schnäbchen, das ist doch sehr interessant?"

„Mir nichte, ich kann nur beklagen, daß Du die Vögel lieber ast als die Menschen — o, mein Gott!"

Alfred hatte sich über die mehr als mannshohe Mauer geschwungen, die den Schloßgarten vom Wald trennt, und hielt nun auf dem Wege drüben sein ehrbar mit der Mama Schritt, allerdings mit dem allerlosesten Spitzbubengesicht.

Frau Ellmer klagte der Gouvernante:

„Warum abe ich müssen meine liebe Manne verlieren, er hätte mir gesagt, wie ich Alfred behandeln soll, ich weiß es nicht, ich abe immer Todesangst, er thut was Böses, weil ich mich nicht vertrauen kann auf seine Herze."

Das kleine Fräulein seufzte mit ihr; was sollte sie anderes thun? Als sie ins Haus kam, hatte die Herrin sie unterwiesen:

„Sie muß nicht so viel lachen, es ist eine zu ernste Sache mit die Erziehung. Meine Sohn muß mit Ernsthaftigkeit imponirt haben; alle meine Leute müssen das thun, wegen seine böse Hang über alles zu lachen; spotten ist schrecklich, hat man mich in die Kindheit gelehret, und ich muß es auch meine Sohn lehren und austreiben."

Alfred suchte sich für das freudlose Dasein zu Hause in der Schule schadlos zu halten; seine Mitschüler hatten mehr Verständnis für seinen Ueberschuß an Kraft als die zartbesaitete Mama und gaben dem Kameraden reichlich Gelegenheit, sich nach Herzenslust auszutoben.

Stand bei schlechtem Wetter der alte Diener mit Regenschirm und Ueberzieher auf der Treppe des Gymnasiums, war's ein allgemeines Anliegen, den Ellmer glücklich an dem etwas kurzsichtigen Faktotum seines Hauses vorbeizuschmuggeln, so daß dieser mit seinen Siebensachen allein abziehen mußte. Kam gar die Mama mit dem Wagen angefahren, war der Sohn erst recht nicht zu finden, hing sich dann aber mit den Kameraden hinten an den Wagen, bei welcher Gelegenheit er einmal einen kräftigen Peitschenhieb von seinem eigenen Kutscher erhielt.

Aber zum Alleinausgehen an den freien Nachmittagen hatte er es noch nicht gebracht, darin mußte er seinen Kameraden nachstehen, und das war der größte Kummer seines Lebens.

Sein zwölfter Geburtstag fiel auf den ersten Meßsonntag des Juni; Alfred teilte seiner Mama mit, daß er keinen anderen Wunsch habe, als allein auf die Messe gehen zu dürfen.

„Warum, ums Himmels willen, warum soll ich nicht dabei sein? Du willst gewiß auf böse Wege gehen."

„So laß mich doch lieber begraben," schrie der Junge, „es ist gewiß gerade so schön wie dieses Leben."

Frau Ellmer war über diese Worte sehr erschrocken.

„Nun, ach allein aber es ist das letztemal, wenn ein Unglück geschieht."

Er hatte kaum das Haus verlassen, so hüllte sich seine Mama in einen grauen Mantel — sie ging sonst immer schwarz — und schlich auf Umwegen hinter dem Sohn drein; in derselben Absicht verließ das Fräulein das Haus und traf unterwegs mit dem alten Diener zusammen, der ihr mitteilte, sie hätten in der Küche ausgemacht, er solle nur heimlich mit auf die Messe gehen, damit, wenn der Alfred etwas anstelle, gleich einer da sei.

Indessen stürmte der so übel belemmundete Alfred, die Hände in den Taschen, mit dem Hochgefühl der Freiheit in der Brust, durch die Westendstraße und Kriegsstraße und lief eben in die Gartenstraße ein, als dicht neben ihm ein Kinderwagen aus einer Einfahrt fuhr und zwar mit solcher Wucht, daß er Alfred fast über den Haufen geworfen hätte. Das Kind, das in dem Korbwagen saß, fiel dabei nach vorn und blieb, fürchterlich schreiend, auf der Nase liegen; ein dicker, krummbeiniger Gesell von kaum fünf Jahren, der sich an der Seite des Wagens gehalten hatte, stolperte über Alfreds Füße und flog kopfüber in einen zusammengekehrten Haufen Staub hinein, der eine dichte Wolke um sich verbreitete; darein ertönte eine Stimme im höchsten Diskant:

„O Mutter, mit emal drei Pfennig am ersten Meßtag, das ist aber schofel, sag' ich Dir."

„Hab' ich's denn?" kam's in lautem Kreischton aus dem Hause; „mach, daß Du fortkommsch, und sei froh, wann's eine Supp' gibt heut' abend."

„Nein, ich bin net froh, auf die Meß gehe und gar nix habe, da soll einer froh sein, ja horja!"

Wieder gab der Sprecher seinem Wagen einen Stoß, daß er ein Stück über das Trottoir hinfauste.

„So gib doch acht, Du Halunk," und überfaße die Leut' net," rief ihm die Mutter nach, ein verbärmt und verwahrlost aussehendes Weib, dem die Haare ins Gesicht hingen.

Der Wagenlenker wandte sich um:

„Man werd auch noch Umstand' mache, wenn man net emal drei lumpige Pfenning im Sack hat."

Schimpfend fuhr er weiter, schien auf der Welt vor keinem Menschen Respekt zu haben und war so klepperdürr, daß das bißchen, was er anhatte, nur so an ihm herunterhing. Ein zweiter, etwas jüngerer Knabe hatte inzwischen das schreiende Kind, das im Wagen lag, wieder aufgerichtet und ihm die Brotrinde, die es hatte fallen lassen, ins Händchen zurück gegeben; er hatte auch den sich im Staub walzenden Kleinen auf die Füße gestellt, abgeklopft und dann an der Hand hinter sich hergezogen; nun gingen sie rechts und links vom Wagen, von Zeit zu Zeit den großen Bruder, der ungefähr elf Jahre zählen mochte, mit einem Ausdruck unbegrenzten Vertrauens anblickend, obwohl er sich nichts daraus machte, bald dem einen, bald dem andern über die Füße zu fahren.

Alfred schritt hinter ihnen her; es interessirte ihn, was das kleine Volk ohne einen Pfennig Geld wohl auf der Messe treiben mochte.

Flugs ging's über den Bahnübergang, gleich mitten hinein in das lustige Meßgetriebe des Festhalleplatzes.

„So," sagte der Große und landete mit kühnem Schwung dicht vor einer Zuckerstangenbude, „da welle mir uns emal ein bißle für umesonst verluschtire — dort, die rot' dick', das war' mein Fall — geh her, Linale," — er hob die Kleine aus dem Wagen — „dartst Dir meinetwege auch eine wünsche — was meinst, selle geib, potz tausend, das wär' eme für Dich — und ich die rot', so wär's gescheit — ach, wie gut!" und er klopfte gegen den Wagen.

„Thätst mir aber doch auch ein bißle davon gebe?" meinte der zweite.

„Was, net um die Welt, wünsch Dir selber eine, Du fauler Kerl, statt an ander Leut ihrem Sach zu schmarotze, gelt Du, Linale?"

Alfred, der die Unterhaltung mit angehört hatte, wandte sich plötzlich an eine der Verkäuferinnen, flüsterte ihr ein paar Worte zu und händigte ihr ein Geldstückchen ein.

„Also, was wünscht ihr euch? Ihr sollt es haben," sagte das Mädchen zu den gierig ihre Ware anstarrenden Kindern.

„Sie, da war' ich aber ein bißle vorsichtiger," meinte der Große, „mir wünsche uns viel, aber Millionär sin' mir net."

Die Verkäuferin lachte.

„Macht nichts, sagt, was ihr wollt, und ihr sollt es haben."

„Ha, die rot' dort, und die gelb'," sagte der Große, den Finger ausstreckend, „wenn so ein Meerwunder einmal passirt und man was für umesonst kriegt."

Ein Teller voll roter und gelber Zuckerstangen wurde ihm hingehalten, er besann sich nicht lange und steckte sich die Taschen voll.

„Aber Sie, zahlt wird nix, net daß Sie sich am End' so was einbilden."

„Nein, nein," sagte das Mädchen, „nehmt nur, auch ihr," wandte sie sich an die beiden kleinen, wie versteinert dreinschauenden Knaben und hielt ihnen den von neuem gefüllten Teller hin.

Der Große und der kleine Dicke hatten ihn ums Umsehen geleert, während der Mittlere mit bescheidenem Erröten nach dem letzten Stückchen griff und sich schüchtern bedankte.

„Natürlich, Du bist halt wieder der Esel, Hermännle," tadelte ihn der Große, setzte das Kind in den Wagen und fuhr davon.

Alfred eilte hinter ihnen her; er hatte seine Mama nicht bemerkt, die in einiger Entfernung von der Bude stand und die Scene mit angesehen hatte; das Fräulein war bei ihr; unweit von ihnen stand der alte Diener, und sie machten sich alle mit einander auf, um Alfred in seinem ferneren Thun zu beobachten.

Er stand in der Nähe eines Carousels, ganz versunken in das Treiben der drei kleinen Gesellen, die mit ihrem Wagen hier Posto gefaßt.

Alfred fand diese zerlumpten kleinen Nerlchen über die Maßen amüsant; die glücklich zu machen, das war doch ein Vergnügen, da hatte man keine Gefühlsergüsse, keine Jammergeschichten und Dankestränen zu gewärtigen wie bei den Armen der Mama, die ihm eben deshalb alle ein Greuel waren.

„So, jetzt wird geteilt," hatte der Große gesagt, indem er eine seiner beiden vollen Taschen in den Kinderwagen leerte. „Der mit dem Zeugs," herrschte er den Kleinsten an, den er völlig ausplünderte, „ich krieg immer drei, und ihr jeder zwei; eigentlich hätt' der Hermännle wieder nix verdient, aber mir wollen meintwegen ein Aug' zudrücke, weil mir net so sin, gelt, Dicker? .... Was gaffst Du, Laff!" fuhr er den mit dem ganzen Gesichte lachenden Alfred an, „gelt, thätst gleich eine nehme, so eine schöne, ausgezeichnete Zuckerstang'?"

„Nein, ich danke," sagte Alfred.

Der Große wollte sich ausschütten vor Lachen.

„Jetzt dankt der Kerl und hätt' gar keine kriegt!"

Das Carousel stand in diesem Augenblick still, und der Besitzer kam auf die Knaben zu:

„Ihr da, ihr sollt herkommen und aufsitzen, rasch, rasch!"

„Meine Sie vielleicht uns, Herr Reitergeneral?" fragte der Große, indem er sich mit köstlicher Pozigkeit in die Brust warf und die Hand an die Mütze legte, „wir sin nämlich die Herre von Habenix und außer stand, einen Gaul zu bezahle."

Der Carousselmann lachte: „Nur immer aufgesessen, in zwei Minuten geht's los!"

Der Große riß das Kind aus dem Wagen und saß im nächsten Augenblick mit ihm auf dem unternehmendsten Schimmel des ganzen Carousels; der Mann hob den Dicken auf ein Pferd, und 's Hermännle, dem das Ueberraschende der Situation in die Glieder gefahren war, hätte fast wieder sein Glück verpaßt, wenn ihn nicht Alfred noch über Hals und Kopf auf einen Gaul befördert hätte. Und nun das Glück der drei kleinen Menschen, es war ein Hauptspaß! Mit welcher Verwegenheit saßt der Große nach den Ringen, und indem er einen nach dem andern eroberte und damit die Berechtigung, auf seinem Gaul sitzen bleiben zu dürfen, wuchs ihm das Selbstgefühl, er warf den Kopf in den Nacken, sah mit Impertinenz auf das stehende Kindervolk herab und handhabte seine Zuckerstange wie eine Cigarre; dabei hielt er mit der Linken das wie besessen darauf los brüllende Linale im Arm, das zum erstenmal in seinem Leben hoch zu Roß saß und dieses Vergnügen noch nicht zu würdigen verstand. Auch dem armen Dicken wurde keine ungemischte Freude zu teil; er hielt es aus einem ihm wahrscheinlich selbst unbekannten Grunde für statthaft, seine kurzen Beinchen so weit wie möglich von sich zu strecken, saß darum sehr wackelig, und indem er sich mit beiden Armen fest an den Hals des Pferdes klammerte, machte er ein Gesicht, auf dem sich die helle Todesangst spiegelte. Hermännle dagegen hatte eine gar verschämte Art, das ihm so unverhofft zu teil gewordene Glück zu genießen; er wagte nicht aufzublicken, und so oft eine neue Fahrt begann, und der Carousselmann in seine Nähe kam, wurde der Kleine dunkelrot und machte Anstalten, von seinem Pferd zu steigen. Aber es hieß immer: „Bleib nur sitzen!"

„Ihr," sagte der Große, als sie wieder auf der Erde standen und das verweinte Linale in seinem Wagen untergebracht war, „ich weiß net, aber mir ist's so leer im Mage von denen vielen Zuckerstangen, ich mein' immer, mir gehe einmal an einen Lebkuchenstand hin, ich möcht' doch wisse, ob die Geschicht' so weiter geht."

Richtig, auch die Lebkuchenfrau war die Freigebigkeit selbst, sie hatte sogar nichts dagegen, als der Große sich das allergrößte Lebkuchenherz für die Mutter aussuchte.

„Wenn das so fortgeht, da nehm' ich gleich noch eine Wurst für den Vater mit. Sie," wandte er sich an den Mann in der kleinen Bude mit dampfenden Würsten, „kriegt man bei Ihne auch alles umsonst?"

„Gott bewahr'," sagte der Verkäufer, „warum nicht gar!"

In demselben Augenblick wandte sich dessen Frau an die verdutzt dastehenden Kinder:

„Doch, doch, sie sollen sich nur etwas aussuchen, sie bekommen, was sie wollen."

„Hab' ich's net g'wußt!" triumphirte der Große, „nur gleich die dicke Wurst her, aber die allerdickst', denn bis der Vater und wir alle satt sind, das dauert eine Weil'."

Sie hatten das Verlangte bekommen.

„Eigentlich ist's zum Kuckuckhole," sagte der Große, „ich begreif's net!"

Sie standen ernsthaft um ihren Wagen herum und bissen in ihre Lebkuchen. „Ich begreif's halt net, denn wenn ich mich noch so umguckt hab', ich hab' nie keinen reichen Herrn und nie keine reiche Dam' da stehe sehe, und mir lebe doch net im Schlaraffeland, wo's so schön zugeht — 's ist wie verhext!"

Alfred stand hinter ihnen und machte sich an einem Nußladen zu schaffen; der Große war ihm soeben zum drittenmal über die Füße gefahren und hatte sich mit einem „Du Esel!" entschuldigt. Daß dieser Knabe der Spender all der Wohlthaten sein könne, das wäre dem Großen zu allerletzt eingefallen, denn in seinen Augen waren alle Buben habsüchtig, handelsüchtig und neidisch wie er selber.

Er sagte wieder, nachdem er sich nach allen Seiten umgesehen hatte: „Gerad wie verhext ist's, da muß doch was dahinter stecke."

„Vielleicht 's Christkindle," meinte der kleine Dicke.

Der Bruder brach in ein Hohngelächter aus: „Im Juni, natürlich, Du G'scheiterle!"

Jetzt schlug's Hermännle die dunklen, tief ernsten Kinderaugen auf. „Aber der Herr Lehrer hat gesagt, es sei eine Vorsehung im Himmel, und die wär's vielleicht."

Der Große machte: „Hm, so sage sie Sache, aber wie so was aussieht, sage sie ein' net."

Der noch immer Hüte probierende Alfred fiel ihm ins Auge und sogleich erfaßte ihn der Neid.

„Der Aff' braucht net zu glaube, er könn' allein einen Hut kaufe. Madamm," wandte er sich an die Verkäuferin, „einen hübschen Hut für mich!"

Die Frau stand am andern Ende der Bude, mit Alfred beschäftigt; er kümmerte sie zu: „Geben Sie den Kindern alles, was sie wünschen, ich bezahle es."

„Sie, Madamm," schrie der Große, „ich bin auch da und will einen hübschen Hut, haben Sie gehört, oder haben Sie vielleicht net gehört?"

Die Frau setzte ihm schleunigst ein Exemplar auf den Kopf.

Der Große nahm den Hut ab und betrachtete ihn:

„Zu schosel, viel zu schosel, geben Sie mir einen schönern, Madamm." Er zeigte auf einen weißen Strohhut mit rotem Band; der gefiel ihm. „Seid net so dumm," wandte er sich an die Brüder, „und nehmt euch auch einen."

Der kleine Dicke riß sofort einen großen Männerhut an sich, in dem er bis unter die Nase verschwand; 's Hermännle rührte sich nicht, es war wieder in der größten Verlegenheit.

Die Frau versorgte die Büblein nach ihrem Ermessen, als jedoch jeder seinen Hut hatte und sie meinte: „So, jetzt kannt ihr aber zufrieden sein," belehrte sie der Große eines andern: „Ne, Madamm, so schnell geht das net," und griff nach einem großen, äußerst überladenen Damenhut, „den kriegt unser Linale, ich bin net so einer, der net für sein Schwesterle sorgt."

Er setzte dem Kind den Hut auf den Kopf, das unter dem stolzen Gebäude satt zusammenknickte und ein Geschrei erhob, als stecke es am Messer.

„So, ihr Bube, jetzt geht's heim, allez hopp!" kommandirte der Große, und sie sausten mit ihrem Wagen dahin, schmutzig und klebrig von den stattgehabten Genüssen, barfuß, in zerrissenem, vielfach geflicktem Zeug, aber mit funkelnagelneuen Hüten auf dem Kopf und Augen, aus denen die hellste Glückseligkeit strahlte.

Alfred hatte seine Rechnung bezahlt und war eben im Begriff, seinen Schützlingen nachzurennen, als er über den Fuß einer Dame stolperte, die sich ihm in den Weg gestellt hatte; es war seine Mama.

„Ast Du Dich vergnügt?" fragte sie, seinen Arm nehmend.

„O ja," nickte er, „all mein Geld ist fort."

„Wo denn hin?"

„Natürlich in den Wagen."

„O, Du schlechte Jung!" rief die kleine Frau aus. „Warum machst Du Dich immer so schlechte? Gottlob, daß ich es jetzt anders weiß, daß ich alles gesehen; ja, Alfred, ich bin sehr glücklich, denn jetzt weiß ich, daß ich Dir Deine Freiheit lassen darf, weil Du ein gute Herze ast und nichts Böses thust, sondern Freude ast an gute Thaten."

„Gott bewahr," unterbrach er sie, „daß ich die Bengel hab' anführen können, das allein hat mir Spaß gemacht."

„O nein, Alfred, sei nicht so eigensinnig, bitte, gestehe es Deine Mama ein, was das Schönste an der Sache war gewesen."

„Das Schönste?" Er lachte hell auf. „Das Schönste, Mama, war, daß sie mich für die Vorsehung hielten."

Sommer im Walde.

Ein leiser Luftzug von Osten her bewegt den schweren Dunst der Nacht, von dem betäubt alles geruht im Walde, die traumerischen dunklen Wedel der Tannen, das ermattete Gelände der Buchen und Eichen, das schlummernde Farnkraut, die wie aus Erz gegossenen mächtigen Dickungen, all die Blumen und Kräuter und Beeren in wilden Verschlingungen; er verweht die schwer lastende Finsternis, flüstert von der Ankunft der Königin Sonne, weckt die Sänger, verdichtet die duftigen Träume des Waldes zu unzähligen Diamanten und streut sie über ihn hin, daß er sie würdig empfange. Kein Blatt, kein Halm ist vergessen, sie hängen an den Tannennadeln, an den Fackenwollen, zwischen den zarten Blumenkelchen.

Immer höher zieht er herauf, der purpurne Schimmer, in ihm erglühen schon die grauen Stämme, die dunklen Wipfel, da zuckt der erste Strahl über die Lichtung, ein triumphirendes Heer folgt ihm, ein Lichtstrom ergießt sich durch all das Geäst, Gewirr, Geschlinge, und der köstliche Schmuck bricht allerorten auf, er rieselt und kollert funkelnd von Blatt zu Blatt, von Nadel zu Nadel an den schlanken Halmen herab, in die offenen Blumenkelche hinein zwischen den feuchtenden Moose.

Das war der Empfang der Lebenspenderin; jetzt beginnt die Arbeit des Waldes unter ihrem glühenden Strahlenscepter: fort mit dem Schmuck! Sie selbst saugt ihn auf, die Säfte gären und steigen, die Blätter wenden sich dem Lichte zu, tausend geheimnisvolle, unsichtbare Kräfte wirken. Die zitternde Luft durchsausen Millionen Insekten — summende Wolken. Im Grase, im Moose, im dürren Laub und Gezweig drängt sich ein buntes, stürmisches, frohes Leben. Nur im kühlen, feuchten Schatten des Hochwaldes herrscht ewig ernste, feierliche Ruhe, die Quelle rieselt glucksend durch das triefende Moos.

Die Sonne hat die Mittagshöhe erklommen, senkrecht treffen die Strahlen, die Schatten verschwinden, alles zittert im wogenden, sengenden Licht. Erschlaffend brütet die Hitze und saugt am Lebenssaft des Waldes, ein Seufzen nach Erquickung geht durch die ermattete Natur — da wälzen sich schwere Schatten über das Gestimmer. Kurzes Geflüster, leises Bewegen, dann wieder schwermütiges, hoffnungsloses Schweigen.

Im Westen groß es — Wolken ballen sich zusammen — in banger Erwartung harrt der lechzende Wald.

Da ein jäher Stoß in die Wipfel, ein Rücken und Aechzen; ein rings sich breitendes Brausen erhebt sich, erst in der Ferne, dann immer näher. Vögel kreischen und flattern; schwarze Wolken wälzen sich herauf, fahles Licht breitet sich aus, der Sturm kommt gejagten und löst die brünstige Angst durch entsetzende That. Es saust, kracht und splittert, in kühnen Bogen peitscht er die Wipfel. Die Wolken bersten, der erste feurige Strahl zuckt hernieder, mitten hinein in die schwarzen Waldeswogen, mit violettem Licht sie übergießend — und nun kommt der Segen, die Wonne!

In dichten Strömen prasseln die Wasser auf den lechzsüchtig harrenden Wald, der Millionen durstige Lippen öffnet. Ein kühler, grauer Schleier hüllt ihn ein, den hie und da ein Blitz zerreißt. Wenn der Schleier sich hebt — welche Veränderung! Saftkräftige Farben, jedes Blatt wie eben der Knospe entsprungen; berauschender Duft, der wie ein dankbarer Hymnus des Lebens aufsteigt zum sich klärenden Himmel; Jubel im Geäst, geschäftiges Treiben am Boden, und durch die triefende Wiese zieht schüchtern das Reh.

So schleicht langsam der Abend in den erfrischten, duftenden Wald. Noch einmal erglänzt er im feuchten purpurnen Rot; dann kommt die Nacht und lullt den Neugeborenen ein. — Weihevolle Stille! — Nur das leßliche Naß rieselt noch immer in schläfrigem Rhythmus von Blatt zu Blatt. A. v. V.

Spanische Sinnsprüche.

Klugheit.

Ein kurzer Tag des Auges wird ergeben
Mehr, als drei Dutzenden erklügeltes Leben.

Hunger.

Immer in Versuchung führen
Großen Hunger ohne Mittel.

In der Zeit der Hungersnot
Kennt man gar kein schlechtes Brot.

Futterneid.

Als Gegner nur noch findet Platz
Auf einer Aechte ein zweiter Spatz.

Goldmacherkunst.

Gepriesne Alchimie:
Hab' Acuten und verschwende nie!

Undankbarkeit.

Den Hals dreh um der frechen Henne,
Die sitzt in deinem Hof und denn
Die Eier legt in fremder Tenne!

Maximilian Bern.

Klara Schumann †.

Beinahe vierzig Jahre hat sie ihrem Gatten überlebt, den genialen Robert Schumann, und von seinem Ruhmeskranze fiel mancher Strahl auch auf ihr eigenes Haupt, ja zu seinen Lebzeiten galt sie vielen als bedeutender denn er, was ja überhaupt ihre Berühmtheit älteren Datums war. Am 13. September 1819 zu Leipzig als Tochter des ausgezeichneten Klavierpädagogen Friedrich Wieck geboren, wurde sie schon in zartem Alter zu strenger Schulung angehalten, und mit neun Jahren lieh sie sich zum erstenmal in der Oeffentlichkeit hören. „Das Kind wird eine große Zukunft haben," soll Paganini von ihr gesagt haben. Aber der flüchtige Triumph genügte dem Vater noch nicht, die Tochter mußte weiter lernen, und erst zwei Jahre später trat er mit ihr die ausgedehnten Kunstreisen an, die sie durch einen großen Teil Europas führten. Die berühmtesten Männer der Zeit schwärmten für die jugendliche Pianistin, die mit einer hohen Meisterschaft in der Ausübung ihrer Kunst doch volle Kindlichkeit verband, und Goethe verehrte ihr sein Bildnis mit der Widmung: „Dem sinnigen Kinde, der geistreichen Künstlerin Klara Wieck." Das Aeußere der Zwölfjährigen wird geschildert: „Klara war 1831 ein reizender Backfisch: zierliche Gestalt, blühende Gesichtsfarbe, zarte, weiße Händchen, üppiges, schwarzes Haar, Auge, glutvolle Augen; alles an ihr war appetitlich."

Inzwischen war Robert Schumann, der als Student der Rechte die Universität Leipzig bezogen hatte, mit der Familie Wieck in Verkehr getreten. Das trockene Jus widerstrebte ihm, und allein der Musik zog ihn an. Er nahm bei Wieck Unterricht, und auf dessen Befürwortung erhielt er von der ängstlichen Mutter die Erlaubnis, sich ganz seiner Neigung widmen zu dürfen. Zwischen dem genialen Jüngling und der bereits hochgefeierten Pianistin entspann sich ein inniges Verhältnis, das zunächst einen geschwisterlichen Charakter trug, aber sich bald herzlicher gestaltete. Dem Vater des Mädchens war freilich die Wendung sehr verdrießlich, denn ihm erschien der junge Tonmeister und Musikschriftsteller, der noch keinen künstlerischen Ruf und nur spärliche Einnahmen hatte, als keine begehrenswerte Partie. Er wies die Werbung Schumanns (im Frühjahr 1836) rund ab und erteilte auf die erneuten Anträge (im September 1837 und im Sommer 1839) denselben Bescheid. Er hoffte, der immer wachsende Künstlerruhm werde die Tochter auf andere Gedanken bringen, und führte sie von Triumph zu Triumph. Als unvergleichliche Beethoven-Interpretin bejubelt in Wien hochgefeiert, wurde sie zur Kammervirtuosin ernannt, und nach dem Vortrage der F-moll-Sonate, im Januar 1838, widmete ihr Grillparzer das folgende Gedicht:

Klara Wieck und Beethoven

Ein Wandermann, der Welt des Lebens satt,
Schlug seine Zauber großmut ein
In festentschlossen, dreimalhartes Scheun
Und warf den Schlüssel in das Meer und starb.
Die Menschheit mühen sich geschäftig ab —
Umsonst! Kein Sperrzeug löst das feste Schloß,
Und seine Zauber schlafen wie ihr Meister.
Da Schicksalhand, am Strand des Meeres spielend,
Gießt zu der dürftig unbesonnen Jagd

Klara Schumann.

Sinnvoll gedankenlos wie Mädchen sind,
Greift sie die weichen Finger in die Flut
Und fischt und fischt und hat's. — Es ist der Schlüssel!
Auf springt die Tür, auf, auf, ihr hehren Herzenshallen,
Der Schrein blickt wie aus Augen ihr entgegen;
Der Schlüssel paßt, der Deckel klappt. Die Geister,
Sie dringen auf und fassen dienend sich
Der ausnutzreichen, unschuldvollen Herrin
Die sie, mit weißen Fingern, spielend trakt.

Die Absicht des Vaters wurde nicht erreicht, Klara hielt treu zu ihrem Robert, und da der Widerspruch nicht anders zu brechen war, so entschlossen sich die Liebenden zu dem peinlichen Schritt, den Heiratskonsens vor Gericht zu erstreiten. Am 12. September 1840 wurden sie dann im Dorfe Schönefeld bei Leipzig in aller Stille getraut. Friedrich Wieck war zunächst höchlichst erzürnt, aber später erfolgte eine Aussöhnung. Zu dieser mag nicht wenig der Umstand beigetragen haben, daß Klara, anstatt in der Ehe Einbuße in ihrer Künstlerschaft zu erleiden, wie der Vater befürchtet hatte, an der Seite des geliebten und kongenialen Mannes erst ihr ganzes Können entfaltete. Der Ruhm von Klara Schumann überstrahlte noch den von Klara Wieck, und wie aus der Zeit des Hangens und Bangens, der herben Enttäuschung und der schmachtigen Hoffnung, so gingen aus den Jahren der glücklichen Vereinigung die herrlichsten Schöpfungen des Tonmeisters hervor. Nachdem er in Gemeinschaft mit seiner Gattin Friedrich Rückerts „Liebesfrühling" komponiert hatte, dankte der Tochter mit munteren Versen:

„Meine Lieder
Singt ihr wieder,
Mein Empfinden
Klingt ihr wieder,
Mein Gefühl
Verschwingt ihr wieder,
Meinen Frühling
Bringt ihr wieder,
Wie schön
Verjüngt ihr wieder!

Es folgten lange Jahre des Glücks, und wenn auch dem Komponisten manche Enttäuschung nicht erspart blieb, so half ihm doch darüber der Trost hinweg, daß das Spiel seiner Gattin seinen Schöpfungen den Weg zu den Herzen bahnte. Da trat die traurige Wandlung ein. Das Genie Robert Schumanns verdüsterte sich, und die letzten beiden Jahre seines Lebens brachte er im Irrsinn zu. In Endenich bei Bonn verschied er am 29. Juli 1856. Klara Schumann blieb ihrem Berufe treu, ihren Wohnsitz wiederholt wechselnd. Als das Alter heran nahte, entsagte sie der öffentlichen Kunstübung und trat 1879 als erste Lehrerin in das Hochsche Konservatorium zu Frankfurt a. M. ein, doch vor vier Jahren legte sie auch dieses Amt nieder. An der Seite des vorausgegangenen Gatten, auf dem alten Friedhofe zu Bonn, ist ihre sterbliche Hülle gebettet worden, und so sind sie wieder vereint, die beiden, von denen Franz Liszt sagte: „Keine glücklichere, keine harmonischere Vereinigung war in der Kunstwelt denkbar, als die des erfindenden Mannes mit der ausführenden Gattin, des die Idee repräsentirenden Komponisten mit der ihre Verwirklichung vertretenden Virtuosin. Die Annalen der Kunst werden beider Gedächtnis in keiner Beziehung trennen und ihre Namen nicht vereinzelt nennen können; die Zukunft wird mit einem goldenen Schein beide Häupter umweben, über beiden Sternen nur einem Stern erglänzen lassen." Fr. G.

Für müßige Stunden.

Schach.

(Bearbeitet von L. Schlopp.)

Aufgabe 26.

Von M. Forbesch in Zürich.

Weiß.

Weiß zieht an und setzt nach dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe 23 S. 536:

B. 1) Tb4—b4
S. 1) Ke6—d5, f5
B. 2) Sg6—e7†
S. 2) K—c5, e5, e6
B. 3) Sd2 d3, Tb4—e4 matt

A.

S. 1) d4—d5
B. 2) Tb4—b6†
S. 2) Ke6—f5
B. 3) Tb6—f6 matt.

Partie Nr. 24.

Gespielt im Schachverein in Nottingham im Februar 1886.
(Aus „Tidskrift for Skak.")

Russische Partie.

Weiß: J. Möller. — Schwarz: P. Nielsen.

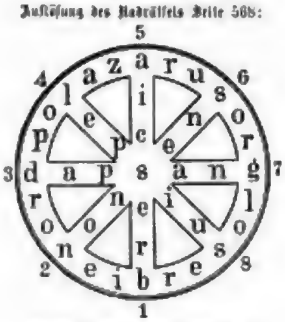
Weiß.	Schwarz.	Weiß.	Schwarz.
1) e2—e4	e7—e5	19) Se3 b5	Tfc8 f8
2) Sg1 f3	Sg8—f6	20) Sb5—d4	Ld6—f7
3) Sf3—e5	d7—d6	21) Sd4—e6	Td8—e8
4) Se5—f3	Sf6×e4	22) Dd1—h5	Lb3—f7 [1])
5) d2—d4	d6—d5	23) Le1—g3	Tf8—e8
6) Lf1—d3	Le8—e7	24) Lg3—f2	e5—e4 [2])
7) 0—0	Se4—c5	25) Lf2—c5	Te8—e6
8) Tf1—e1	Lc8—g4 [3])	26) Lc5—f2	Tf6—e6
9) c2—c4 [4])	Sc6—b4	27) Sf3—e5	Te6—e8
10) c4—d5	Sf6×d5	28) Df5×e6	Te8—e6
11) Sb1—c3	0—0 [5])	29) Sd3—c2	e7—g6
12) Lc3—b4	Sd5—f6	30) Te1×e6	Df7×e6
13) d4—d5	Sc5—e6	31) Ta1—e1	De6×e2 [7])
14) Le4—b3†	Sf6×b3	32) De2—e3	Le7—d8
15) Te1—e5	Le7—d6	33) Sb4×g6!	Lf7×g6
16) Te5—e3	f7—f5 [6])	34) De3—h6	Dd8—f7
17) b2—b3	Lg4—h5	35) Te1—e8†	Aufgegeben.

1) Es ist draglich, ob nicht doch Se6—d8 besser wäre.
2) Die übliche Fortsetzung ist 24) e7—e5; dann ist auch der Zugzug gut.
3) Auf Se6×d4 folgt 25) Dd1—a4† Sb4—c6 26) Se3×d5 Dd8×d5 27) Le4×c6 Dd5—d1 28) Le4×e6 b7×e6 29) Sf3—e5.
4) Schwarz, da Weiß nun Gelegenheit erhält einen Springer nach e6 zu bringen. Besser dürfte Dd8—d1.
5) Schwarz hatte besser auf f8 abgetauscht und dann e7—e6 folgen lassen. Nach dem Zuge bringt der Sc5 nun entscheidenden Vorteil.
6) Auf Lf7×e6 folgt 24) d5×e6 Tg8—e8 25) Sf3—d4. Da Schwarz den Verlust der Qualität nicht mehr vermeiden kann, so scheint 24) . . . Sb7—d8 25) Sf3—h4 Sd8×e6 26) Sh4×g6 Te8—e6 den Versuch zu verdienen.
7) Das Schlagen ist sehr bedenklich. Die Dame mußte nach d1 gehen.
8) Einleitung zu einer glänzenden und entscheidenden Schlußwendung.

Vorträtsel.

Mein Wort zählt tausend von Verlierern,
Von gar verschiedenem Rang und Stand,
Nunmehr dahin in Deutschlands Gauen
Doch auch verstreut in fremdem Land,
In seiner Mitte, unermüdlichen.
Ein Zeichen liegt, das eines hat;
Ohn's erste gibt es kein Verbrechen.
Ohn's zweite keine Liebesthat.
Fragt nun dem Wort da an zwei Letztern
Als Wort, das schon im Worte war,
Wie gleichen wie ein Ei dem andern
So stellt ein neues Wort sich dar:
Ein freundlich Bild von Mensch und Tieren,
Von lieblich grünender Natur,
Daraus dir Kraft wird und Gesundheit —
Nun folge flug des Rätsels Spur.

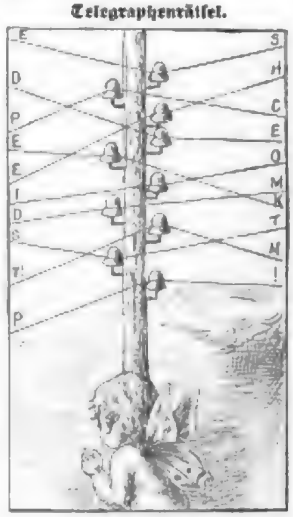
Auflösung des Kreuzrätsels Zeile 568:



Auflösung des Rätsels Seite 568:

Glatze — Glatz.

Telegraphenrätsel.



Auflösung der maurischen Platte Seite 568:

Näher betrachtet erkennt man in den maurischen Zeichen unsere etwas verzerrten Lateinbuchstaben. Jene Zeichen, bei denen ein Bruch steht, geben der Reihe nach gelesen das 1. Wort, jene mit 1 Querstrich das 2. Wort, jene mit 2 Querstrichen das 3. und die mit 3 Querstrichen das 4. Wort. Der Reihe nach gelesen geben sie das Sprichwort: „Esse morg'n, dann mag's."

Auflösung des Bilderrätsels Seite 568:

Wortwechsel.

Auflösung des „Homonymen Ergänzungsrätsel" Seite 568:

Preisselbeerkuchen — Preis. Gebe erbeten.

Auflösung der Palindrom-Charade Seite 568:

Reiherfeder.

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt. — Verantwortlicher Redakteur: Ernst Schubert in Stuttgart. — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.
Briefe und Sendungen sind: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten.

Digitized by Google

Um Peter Jens und Asfalon. 1911

Asfalon hat Absalom. Das ist der Unterschied zwischen Peter Jens und Asfalon. Peter Jens ist ein Mann, der sich mit Asfalon, dem Sohne des Königs David, vergleicht.

Auf die Meldung, daß der Leichenzug herannahe, verfügten sich die bereits im Kloster angekommenen allerhöchsten Herrschaften in die Kirche auf die bestimmten Plätze. Als der Leichenwagen an der Hauptpforte der Kapuzinerkirche angelangt war, wurde der Sarg herabgehoben, von dem Pontifikanten an der Spitze der Geistlichkeit empfangen, unter deren Portrait in die Kirche getragen und auf die vor dem Hauptaltar aufgestellte, rings mit brennenden Lichtern umgebene Trauerbahre niedergelassen. Der Obersthofmeister des Verblichenen und die begleitenden Kammerer folgten bis dahin und begaben sich dann zu der für sie hergerichteten Ruhestatt. Nun erfolgte die feierliche Einsegnung, worauf von den Sängern der Hofmusikkapelle das Libera abgesungen wurde. Der Sarg wurde sodann aufgehoben und unter Trauergebeten und Fackelbegleitung in die Gruft hinabgetragen. Der Pontifikant ging mit der assistirenden Geistlichkeit voran. An der Gruft ging die nochmalige Einsegnung vor sich. Nach Beendigung der Gebete übergab der Stellvertreter des ersten Obersthofmeisters dem Guardian der Kapuziner die Leiche, empfahl sie seiner Obhut und behändigte ihm den Schlüssel zum Sarge, worauf alle wieder in die Kirche zurückkehrten. Nach der Rückkehr des Kaisers in die Kirche verließ der Hof dieselbe, worauf sich dann auch alle übrigen Anwesenden entfernten.

Literatur.

— Die „Memoiren von Paul Parrad" (deutsche Ausgabe: Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) haben nunmehr mit dem 3. und 4. Bande den Abschluß gefunden. Von diesen Bänden behandelt der dritte das Directorium vom 18. Brumaire bis zu dem 18. Brumaire und der vierte das Konsulat, das Kaiserreich und die Restauration. Beide Bände stehen gleich den ersten und zweiten vortheilhaft geschichtlichen Material in großer Menge, namentlich bei der Zeit des Directoriums behandelnde, aus welchem wir eine kleine Probe bereits an anderer Stelle dieses Blattes mittheilen in der Lage waren. Da Barras sich während der ganzen Zeit seiner Machthaberschaft und jeder Sitzung schriftliche Aufzeichnungen machte und seine Ueberzeugungen sich streng an den Thatsachen dieser Notizen halten, besitzt er über die Geschichte seiner Zeit also ein Augenzeugniß, dem die Kompetenz gewiß nicht zu bestreiten ist. Mag die Wißbegierde ihn auch noch so oft torturiren, oder mag er seinem Hange zur Menschen- und Verleumdung die Zügel schießen lassen, immer bleibt er einer der mächtigsten und meistgiftigsten Gerichtsmänner, der über die Ereignisse der Revolutionszeit und namentlich die der letzten Periode derselben abzuhören sind. Ist er an den Verfassern, welche in den vom vierten Bande behandelten Zeitabschnitt fallen, persönlich auch nur wenig oder gar nicht mehr betheiligt, so behält seine Aussage über diese Zeit doch einen kaum minder hohen Werth. Der Ex-Direktor war ein vorzüglicher Beobachter, er verfolgte über Verbindungen, wie sie wohl nur wenigen Privatleuten seiner Zeit zu Diensten standen, und in seiner cynischen Menschenkenntniß verstand er es, den Leuten ihre Geheimnisse selbst gegen ihren Willen zu entlocken, wie er unter anderem dem das Kunststück fertig brachte, die Polizeispione, mit welchen der erste Konsul ihn umgeben hatte, für sich zu gewinnen und gewissermaßen gegen ihren Auftraggeber in seinen Dienst treten zu lassen. Seine kaustischer Schärfe bringt zwar in alle Porträtstizzen, die er entwirft, tiefe Schatten, aber gerade deswegen erhalten sie ein besonders plastisches Gepräge, was sich denn nicht leugnen läßt, daß gerade die in den letzten Bänden vorgeführten Charaktergestalten, wie Frau von Staël, Josephine, Napoleon, dessen Bruder, Murat, Bernadotte, Talleyrand, Fouché usw. selbst lebendig erstehen. Ein ganz besonderes Interesse erhält der Schlußband durch die Menge der eingeflochtenen anekdotischen Züge, die seine Leser zu einer äußerst anregenden und fesselnden gestalten. Es dürfte überhaupt wenig Memoirenwerke geben, die so wie die Barrasschen Denkwürdigkeiten geeignet sind, die Aufmerksamkeit eines großen Lesekreises zu erregen, da sie neben der Hofintrigue von Frau und dem Politiker lehren, der sich hervorragende für die Geschichte der letzten hundert Jahre interessirt, Ausbeute in Hülle und Fülle gewähren.

Briefmappe.

J. R. 21. Wir geben eingehende Artikeln Lebigsch auf ihrer Bestand baldes die unsere Fristheit. Besprechungen, die über diese Gesellschaft hinausgehen, sind bei der Fülle der Eingänge nicht möglich. Im übrigen bitten wir unsern verbindlichsten Dank und bitten um genaue Angabe der Adresse behufs Rücksendung.

G. Frauen in Christiansted. Wenden Sie sich an Frau Lina Brockmann in Berlin, Siegfriedstraße 4.

Gerald K. in Chicago. Briefmarken Dank! Wird gelegentlich zum Abdruck gelangen.

E. E. Wir haben Ihren Wunsch erfüllt.

Amelie N. in Sch., T.-I. in K., Margarete Th. in H-e, Majalis in P., Ungarn, F. S. in W. Mit Dank abgelehnt.

„Gertrud" in L. Für originelle und frei poetische, in leichter Form gehaltene Bilder haben wir Verwendung; leiden Sie und Verben ein.

Richtige Lösungen haben ein: Karl Schmitz in Troppau (3). Julius Hirschberg-Lübeck in Zürich (4). „Die kleine Otto" in Hamburg (4). G. Schlesselberg in Triberg. „Abonnent am Pilatus" in Alpnachstad (7). Emilie Schmidt in Großer (3). „Antonio" in Stuttgart. Fr. H. Polizei-Meister im Haag. „Zwiebachen" in Karlsruhe. Alois, Lina und Otto Kraus im Schnee in Ebnat (3). A. Fritzsch in Wannsee bei. Jos. F. Stippel in Hamburg (3). F. B. in St. Ingbert (4). Siegbert Kramer in Opatow. Dr. K. in C. Adolph in S. in K. (4). „Mädelchen" in Hadmig (3). Mrs. Amanda Lederlad in Portchester (4). Benedikt Tillmann in Ka. (4). H. Freund in Chemnitz (2).

Kleine Inserate-Anschluß bei Rudolf Mosse Annoncen-Expedition Frankfurter Zeitung Hamburger Fremdenblatt und bei Andaarden.

Anzeigen

Inserirten-Gebühren für die fünfspaltene Garmondzeile-Zeile 1 M. 80 ₰ Rechnenstörung für die Schweiz, Italien und Frankreich Fr. 2.25.

In Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Faltentasche. Elegant, praktisch, leicht und solid.

Von braunem, prima Rindleder, eingefaßtem, kräftigem Bügel, sicherem, vierfachem Verschluß, innen mit Riemen und grosser Tasche.

Nr.	Länge	Preis
1138	48 cm	ℳ 28.—
1139	54 „	„ 36.—
1140	60 „	„ 42.—

Illustrirte Preisliste gratis.

Zu beziehen nur durch Fabrik und Versandgeschäft

Moritz Mädler, Leipzig-Lindenau

oder dessen Verkaufslokale: Berlin, Leipziger Str. 101-2. Leipzig, Petersstr. 8. Hamburg, Neuerwall 84.

„Schlafe patent" auf Jaekel's Patent-Bett-Sofa **„Unicum".**

Ein Griff — ein Bett mit Matratze. Grösster Raum für die Betten am Tage.

Patent-Bett-Stuhl „Komet",

bequemes Bett mit Matratze. **Preis 30 Mark.**

Man verlange illustr. Preisliste unserer Patent-Möbel.

R. Jaekel's Patent-Möbel-Fabrik.

Berlin SW., Markgrafenstr. 20, Ecke Kochstr. Wien VI., Mariahilferstr. 11.

Küster Perry & Co. Nachf.,

Frankfurt a. M., empfehlen Englische Lawn Tennis Spiele,

„Champion" Ia. Schläger ℳ 12.50
Lawn Tennis Schläger
Lawn Tennis Netze
Komplete Lawn Tennis Spiele.
Lawn Tennis Schuhe — Anzüge

Illustrirte Preisliste gratis und franko. Regeln deutsch ℳ 0.50

PARFÜMERIE LOHSE

Edelveilchen

der köstlichste Veilchenduft, dem frischgepflückten Veilchen gleich:

Parfüm — Seife — Puder — Toilettewasser — Brillantine — Riechkissen.

Gustav Lohse, BERLIN W. 45.46 Jägerstrasse 45.46

Königlicher Hoflieferant.

Käuflich in allen Parfümerie-, Galanterie- und Drogen-Geschäften, sowie bei allen Coiffeuren des In- und Auslandes.

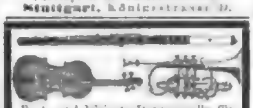
Viel Vergnügen

bereitet der Photographirahmen. Man stelle ihn vorteilhaft, photographire Ihre Lieben, Freunde, Bekannte usw. Mein Spielzeug! Jeder Rahmen ist sofort gebrauchsfertig. Jeder Apparat ist mit Gebrauchsanweisung versehen. Jeder Rahmen ist sofort gebrauchsfertig. Jeder Apparat ist mit Gebrauchsanweisung versehen. Bureauhandt & Diener, Holzminden 20, Harzbahn.

KEIN ASTHMA MEHR.

Augenblicklich behoben. Tausendfach bestätigt. Prospecte gratis. Tausendfach Atteste, illustrirte u. reichste Zeugnisse, auch hoch angesehener, Ratsamt gratis und franko. Man schreibe Dr. Clory in Cleveland (Ohio).

Christofle-Bestecke zu Fabrikpreisen. Fabrik-Niederlage: Stuttgart, Königstrasse 32.



Beste und billigste Bezugsquelle für

Musikinstrumente

Violinen, Bratschen, Cellos Contrabässe, Zithern, Clarinetten, Cornets, Trompeten Signalhörner, Trombons, Zithern, Concertzithern, Guitarren, Mandolinen, Ocarinas, Symphonien, Orpheonions, Lyrions, Pianos, Orgeln, Flöten, Harmonikas, Mundharmonikas, Flageolets, Piccolpfeifen, Harmoniums, Musikwerke, überreiche Auswahl, ferner zahlr. Notenwerke, Lehrbücher, Bücher zu allen Instrumenten.

Jul. Heinr. Zimmermann, Musikexport, Leipzig. Neue illustrirte Preisliste gratis!

Stottern

heilt Prof. Rudolf Denhardt staatl. gepr. Honorarprofessor Eisenach Heilung. gratis Gestatt. 1878 No. 13,1870 No. 5. Einzige Anst. Deutschl., a. bereits 1. Lage. Diplom 1. Klasse, ausgezeichnet, erhielt v. S. M. Kaiser Wilhelm II.

Wichtig für Hausfrauen.

Gutes Kochfett zur Unterbindung von alten Wollsachen in waschechte, billigere u. geschmackvolle Kleiderstoffe Wollene Damenkleider. Unterrockstoffe. — Herrenstoffe. Viele Anerkennungsschreiben Muster gratis. Gustav Grevo, Osterode.

SILBER WAREN u. versilb. Löffel Am Kunne Altena Fabrik Illustr. Katalog Kunst- und Kirchensachen.

Trocken-Anlagen

einfach, billig,

Patente für alle Zwecke der Industrie. Special-Ingenieur W. H. Uhland, Leipzig. Prospecte gratis

CHOCOLADEN, CACAOS, Biscuits, Cakes von **B. SPRENGEL & Co** **HANNOVER** sind unübertrefflich. Zuhaben in fast allen besseren Geschäften

Neuheiten in Seidenstoffen

Adolf Grieder & Cie., Seidenstoff-Fabrik-Union, **Zürich**

Lieferant Sr. Majestät des Königs der Niederlande.

Seidenstoffe

direct an Private — ohne Zwischenhandel — in allen existirenden Qualitäten und Farben von 1 bis 18 Mark per Meter. Bei Probesendungen Angabe der gewünschten arbeiten. Deutschlands grösstes Specialhaus für Seidenstoffe a. Sammete **Michels & Cie.,** Königl. Niederl. Hoflief., **Berlin,** Leipzigerstr. 43.

Gesetzl. Geschützte Handels-Marke.

"MAIZENA"

The NATIONAL STARCH MANUFACTURING COMPANY NEW YORK, U. S.

Unübertrefflich z. Herstellung von Puddings, Torten, Mehlspeisen. Für Suppen u. Saucen. Das beste Nährmittel für Kinder und Kranke. Ueberall Vorräthig

GEGRÜNDET 1786

FERD. STEMLER FRIEDRICHSDORF (TAUNUS)

Hochfeine Specialität

FRIEDRICHSDORFER ZWIEBACK

FEINSTES KAFFEE-U. THEEGEBACK — ÄRZTLICH EMPFOHLEN. Versand ins In- und Ausland. Proben gegen 20 Pfennig.

Jüngst & Gebhardt Berlin

Riviera-Veilchen, Quintessenz

Vielfach nachgeahmt — vere Wie ein frischer Strauss dieses Edelsten aller Veilchen Parfüm a. Drogenhand Preisliste Gratis

100 seltene Briefmarken

E. Hayn, Naumburg (Saale).

nehmen sehr kaufm. Rechnen, Correspondenz uchführung

F. Simon Berlin O 27.

Die Sonne hat keine Flecke mehr!

Zum Verwechseln ähnlich Ferrosalin ruft es Jedem zu, nach den leidvollen Grippen und grossen Influenza-Epidemien, welche Deutschland in den letzten 10 Jahren heimsuchten, ist Ferrosalin das Stärkungsmittel par excellence. Ueberall zu haben. Man verlange ausdrücklich Ferrosalin und weise Surrogate zurück. Engros-Lager: Joh. Gentsch in Brünn (Mähren).

Idealkronen

einzigst natürlich, haltbarstes ohne Platten. Prospect gratis u. franco. E. W. Lewandanger, Hamburg.

Ges. Eisenmal. v. M. 20 vermehrte und [illegible]

Rheinwein.

Friedrich Lederlen, Oberingelheim a. Rh. Preisliste und Probesendungen von 25 Liter an M. 15.—

Station der Linie Pforzheim-Durlach-Karlsruhe-Stuttgart-Calw-Horb

Schwarzwald-Bad Teinach

Seit über 500 Jahren berühmter Stahlbitter-Curort. Saison vom 15. Mai bis 1. October.

Einzelne Sommerfrische. Wasserversand. Wasserheilanstalt. 100 Betten. Elektrische Beleuchtung. Bad-Hotel. Wald genau. Lesezimmer. Arzt. Apotheke. Telegraph und Telephon im Hause. Bäderarzt K. Hofrat Dr. Worm. Prospekte durch den Kurvorsteher Ludwig Rauer. Alk. Sanitätsrat Dr. Bieringer. Alle Sanitätsvorschriften. Eine Viertelstunde vom Bad Hotel. Für die angenehme Strecke nach Wildbad etc. Stande Fahrzeuge zu bestellen.

Privat-Heil- und Pflege-Anstalt für einige Psychisch-Kranke im Schloss Pfullingen (Württ.). Prospecte und nähere Auskunft durch die Direktion. Sanitätsrat Dr. Binder.

BADEN-BADEN

Weltberühmtes Bad, in gesunder, herrlicher Lage, durch dichtbewaldete Berge vor rauhen Winden geschützt.

Prospekte u. s. w. durch das Städtische Kuramt.

Consumhöhe's
Naturheil-Anstalt Wilhelmshöhe bei Cassel

Leiden (Chron. Krank. Massage). Dr. med. Bissmahl, Anstaltsarzt. Dr. med. Sophie Gomberg, Assistentärztin. Die Direktion.

Bahnstation der Strecke Breslau-Halbstadt. Bad Salzbrunn Saisondauer vom 1. Mai bis Anfang October.

in Schlesien

ist durch seine alkalische, alkalische Quellen, den Obstbäumen, weitgedehnte Anlagen in herrlicher Gebirgslandschaft Gebirgsluft, pneumatische Bäder- und Molkenanstalt (ehemal. Bäder, Kaffee, Conditorei, Schafmilch, Ziegenmilch, eine pneumatische Cabinet u. s. w. angezeigt bei Erkrankungen des Nerven, der Luftröhren und Lungen, der Magen- und Darmcatarrh, bei Leberkrankheiten (Frauenschmerz), bei chronischer Diathese (Gicht), bei Diabetes. Versand des Oberbrunnens durch die Herren Fuerbach & Märtzbolt in „Bad Salzbrunn". Jede weitere Auskunft, auch in Wohnungsangelegenheiten bereitwilligst durch die Städtisch Pleßische Badedirection in „Bad Salzbrunn".

Eutin

Luftkurort, Sommerfrische, Badeort. Der Bürgermeister.

Pädagogium Ehule am Harz unter dem Protectorat Sr. Hoheit des Prinzen Eduard von Anhalt. Dr. Lohmann

Wasser-Heilanstalt und Sanatorium Fürstenhof (Kapfenberg in Steiermark)

für Nervenkranke bei physikalisch-diätetischen Heilmethoden. Im Semmering-Gebiete, inmitten ausgedehnter Nadelholzpflanzungen gelegen. Saison: Mai – October. Ausführliche durch den dirigirenden Arzt Dr. G. von Authern oder durch die Verwaltung.

FREUDENSTADT Schwarzwald-Hotel

Pension. Elektrische Beleuchtung. Telephon. Prospekte gratis. E. Lutz jr.

Natur-Heilanstalt Johannisbad Eisenach, Thür.

Musterhaft. Frauenleiden. Prospekte gratis.

→ BAD EMS. ←
HOTEL RITZMANN.
Gegenüber dem Bahnhofe. Altrenommirtes Haus.
Civile Preise. Pension.
Ch. Ritzmann Wwe.

ODONTA
Zahn-Masse
zur Pflege des Mundes und Erhaltung der Zähne
WOLFF & SOHN
Karlsruhe in Baden

Violet
Pflege der Haut u. Schönheit des Teints!
PARIS
ROYAL THRIDACE SEIFE
VELOUTINE SEIFE
10, Boul. des Italiens
Zu haben in allen Parfumerie- u. Coiffeurgeschäften

Einen idyllischen Aufenthalt für Kranke und Gesunde bietet Bad Brückenau (Bahnstation) in der bayerischen Rhön, mit Stahl-, Moor-, Sole- und Kohlensäure-Bädern. Bewährter Quelle; Milch-, Kefir- und Molkenkur. Kastanien-, Jagd- und Forstrevier. Angenehme Wohnungs- und Verpflegungsverhältnisse bei mässigen Preisen. Prospekte und Auskünfte gratis und franco durch die Verwaltung des Kgl. Mineralbades Brückenau.

Verkaufs-Niederlagen in allen besseren Parfümerien, Friseur- u. Drogen-Geschäften.

SALONIQUE
Cigaretten
Neueste Marke
der Compagnie Laferme, Dresden.

Nordseebad Cuxhaven,
Weber's Hôtel Bellevue,

Kronen-Quelle
zu Obersalzbrunn i. Schl.

sind bestätigt gegen Nieren- und Blasenleiden, Gries- und Steinbeschwerden, die verschiedenen Formen der Gicht sowie Gelenkrheumatismus, ferner gegen Katarrhe der Luftwege und der Harnorgane.

Die Kronenquelle ist durch alle Mineralwasserhandlungen und Apotheken zu beziehen. Brochüren mit Gebrauchsanweisung auf Wunsch gratis und franco.

Brief- und Telegramm-Adresse: Kronenquelle Salzbrunn.

PHOTOGRAPHISCHE APPARATE

C. P. Goerz.
Berlin W. Schöneberg.

Dampframmen.

Patent-Rammen.
Direct wirkende Lacomme'sche Rammen.
mit endloser Kette.
mit excentrischer Kette.
Kreissägen
Abschneiden von Pfählen unter Wasser.
Spülvorrichtungen für Rammen.
Alle Systeme und Grössen auf Lager.
MENCK & HAMBROCK,
ALTONA-HAMBURG.

Im Besitz der vereinigte Westerland
Direction: Oberstlieutenant a. D. von Schöler.
Stärkster Wellenschlag der Westküste.
Heilkräftigstes Seebad Deutschlands.
Unvergleichlich schöner Strand.
Sommer- und Rundreisebillets bis auf einen grösseren Stationen.
Prospecte mit Angabe der Kurtaxen sowie der Fahrpreise versendet gratis die
SEEBADE-DIRECTION IN WESTERLAND-SYLT.

Die Fahrräder aller Fahrräder

Eleganz, Leichtigkeit, Haltbarkeit und wissenschaftliche Genauigkeit in der Herstellung sind die hervorragendsten Eigenschaften unserer Fahrräder.

HARTFORD FAHRRÄDER sind die nächstbesten nach COLUMBIA, niedriger im Preis, u. beide sind in dem grossartig ausgestatteten Fahrrad-Katalog der Pope Mfg. Co., Hartford, Conn. U. S. A., illustrirt u. beschrieben u. bei dieser gratis u. franco zu beziehen durch

MARKT & CO. Ltd., Hamburg.

Zuverlässige Händler gesucht, soweit noch nicht vertreten.

Digitized by Google

Versand-Geschäft MEY & EDLICH, Leipzig-Plagwitz

Alle Aufträge von 20 Mark an werden portofrei ausgeführt innerhalb Deutschland, Oesterreich-Ungarn, der Schweiz, Belgien, Holland und Dänemark.

Königl. Sächs. u. Königl. Rumän. Hoflieferanten.

Abteilung: Damen-Konfektion.

Nichtgefallende Waren werden bereitwilligst zurückgenommen und umgetauscht.

Pelerinen für Damen.

Nr. 2942. Gefällige Pelerine aus sehr gutem, schwarzen Kammgarnstoff mit Spitzen, Perlbesatz und Bandschleife hübsch garniert. Hintere Länge ungefähr 30 Cm. . . . . M. 11.—

Nr. 2945. Hochfeine Pelerine aus sehr gutem, schwarzen Tuch, durchweg mit Cloth gefüttert, Geschmackvoll mit Perlen besetzt und kleidsamer Bandrüsche. Hintere Länge ungefähr 50 Cm. M. 27.50.

Nr. 2955. Hochfeiner, schwarzer Spitzenkragen mit reicher Bandgarnitur, geschmackvoll mit Perlen besetzt. Hintere Länge ungefähr 32 Cm. . . . . M. 15.75.

Nr. 2956. Reizende Form! Elegante, schwarze Spitzenpelerine, kragenartig mit Perlen besetzt und Band garniert. Hintere Länge ungefähr 35 Cm. . . . . M. 18.75

Nr. 2959. Aparte Pelerine aus ganz vorzüglichem, schwarzen Seidenstoff, sehr reich mit Perlen besetzt und mit niederer Halsrüsche, durchweg mit schwarzer Seide gefüttert. Hintere Länge ungefähr 42 Cm. . . . . M. 27.50

Nr. 2956. Nr. 2959.

Unser ungemein reichhaltiges, mit über 4000 Abbildungen ausgestattetes → Preis-Verzeichnis ← versenden wir **unberechnet** und **portofrei.**

Nr. 2942. Nr. 2945.

Statt Eisen
Statt Leberthran
wird
Dr. med. Hommel's Haematogen

von Kindern über 12 Jahren bei allgemeinen Schwächezuständen, Bleichsucht, Herzschwäche, Nervenschwäche, Lungenleiden, eitriger und Körperleber Erschöpfung, Appetitlosigkeit, Magen- und Darmkrankheiten, Influenza — Erkrankungen bei welchen der Kiesen-Magnesiakalk des Blutes stets vermindert ist — immer bei Bleichsucht, sog. engl. Krankheit, Knochen-Erweichung, Scrophulose (sog. nervöses Siech), Drüsen-Anschwellungen und -Entzündungen — Leiden, bei denen ausserdem noch die Blutsalze stark reduzirt sind — **mit grossem Erfolge angewandt.** Sehr angenehmer Geschmack. Mächtig appetitanregend. Dr. Hommel's Haematogen ist 20,0 konzentrirtes, gereinigtes Haemoglobin (D. R.-Pat. Nr. 81793) in seiner leicht verdaulichsten öligen Form. Geschmackzusätze, über passen Sie Ihr meine bei. Haematogen ist die natürliche organische Kiesen-Magnesia-Salzverbindung der Nahrungsmittel, also kein Spezialmittel gegen irgend eine bestimmte Krankheit, sondern ein aus Nahrungsmitteln gewonnenes Produkt, welches als kräftigungsmittel für kränkliche und schwächliche Kinder, sowie Erwachsene, zum wie zur Zeit, zu Gebrauch, ständig genommen werden kann. Die ausserordentlichen Resultate, welche mit Dr. Hommel's Haematogen erzielt worden sind, beruhen auf seiner Eigenschaft, den Gehalt des Organismus an Kiesen-Magnesia, sowie an Blutsalzen systematisch zu regulirem resp. zur Norm zu erhalten. Von der grössten Wichtigkeit bei der Gebrauch desselben im Kindesalter und in den höheren Lebensjahren. In ersterem, weil lediglich Blutzusammensetzung in der Entwicklungsperiode von entscheidendem Einfluss für das ganze Leben ist, in letzterem, weil im Alter die Blutsalzquellen Organe erschöpfen und einer Anregung bedürfen, welche das Leben im wahren Sinne des Wortes zu verlängern im Stande ist.

Preis per Flasche (250 Gr.) Mk. 3.— In Oesterreich-Ungarn Fl. 2.— S. W. Depots in den Apotheken. Wenn nicht erhältlich, direkter Versand durch das chemisch pharmaceut. Laboratorium **Nicolay & Co.,** **Hanau.** Literatur zur Information von ärztlichem Gutachten gratis und franko.

Erfrischende, abführende Fruchtpastille
TAMAR INDIEN GRILLON
Gegen **VERSTOPFUNG**
Hämorrhoiden, Congestion, Leberleiden, Magenbeschwerden
PARIS, 33, Rue des Archives. — *In allen Apotheken.*

sind
federleicht, elegant, solid.
München 1895 Goldene Medaille.
Claes-Pfeil-Fahrradwerke
Claes & Flentje
Mühlhausen i. Thür.

Ganz umsonst
ist die Mühe ein wirklich gutes Kaffeegetränk herzustellen, ohne Weber's Carlsbader Kaffeegewürz zu verwenden.
Dieses edelste Kaffee-Verbesserungsmittel der Welt ist zu haben in Kolonialwaren, Droguen- und Delikatessengeschäften.

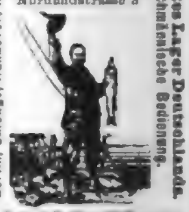
Garrett Smith & Co.
Magdeburg-Buckau.
Int. a. Gewerbe-Ausstellung, Kol. Abtlg.

Katalog & Zeugn. gratis u. franko.

Brunhilde,
Roland-Chevlot,
Spezialität
Portièren in grösster Auswahl
Aufträge von 20 Mark an und Muster stets franko
Carl H. Klippstein & Co. in Mühlhausen i. Thür.
Weberei und Versand-Geschäft.

16 Preis-Medaillen. - 7 Goldene.
Zahnwasser, Zahnpasta, Zahnpuder
DENTIFRICES DOCTEUR PIERRE
MARQUE DE FABRIQUE
DE LA FACULTÉ DE MÉDECINE DE PARIS
Hygienische absolut säurefreie Präparate.
Berühmt durch ihre aromatischen und antiseptischen Eigenschaften
Ueberall erhältlich

Angelgeräte-
Fabrikation von
H. Stork
in **München,**
Mordaustrasse 3
Grösstes Lager Deutschlands. Fachmännische Bedienung.
15 mal Preisgekrönt: London, Berlin, Chicago, Hannover, Köln etc.



Reich illustrirt. Katalog, 400 Illustrat., u. Lehrbuch für 60 Pfg. franko. Briefmarken nicht Länder an Zahlung angen.

Neues antiseptisches Hausmittel.
CHINOSOL,
gegen Bakterien 40mal stärker als Karbolsaure,
aber angenehm und unschädlich im Gebrauch.

Das Hygienische und Sellgste im Hause und auf der Reise zur Pflege des Mundes und der Zähne gegen Zahn-Verkümmerung, für Wunden und Verletzungen jeder Art, verhindert Entzündungen, Eiterungen, Verunreinigungen zum Waschen und Baden bei Wunderin, übelen Schweissen und Hautkrankheiten zur Desinfektion der Hände in der Krankenpflege, überhaupt überall, wo die Gefahr der Uebertragung von Krankheiten durch Bakterien vermieden werden soll. Chinosol ist patentirt durch Prof. Emmerich, München und wird unter dessen Kontrolle hergestellt. Chinosolpastillen mit Gebrauchsanweisung Mk 1.— per Glas in den meisten Apotheken und Drogerien erhältlich, versendet bei den alleinig Fabrikanten **Franz Fritzsche & Co.,** Chem. Fabrik, Hamburg-Uhlenhorst.

Echte Briefmarken.

E. Waske, Berlin W., Briefmarken-Haus, Friedrichstr. 64.

Stottern heilt C. Dembarth's Anstalt Dresden-Blasewitz und ihre Zweiganstalt Bergstrasse 1, Wiesbaden, Nassau. Prospekte gratis. Briefliche Lehre. Aeltestes, staatlich konz. S. M. Kaiser Wilhelm I. ausgezeichnetes Institut Deutschlands.

Seidenstoffe für Strassen-, Gesellschafts-, Ball-, Braut-Toiletten.
Anerkannt gute Qualitäten. — Muster versendet franco.
M. M. Catz, Crefeld
Gegründet 1846 Seiden- u. Sammtmanufactur.

PATENTE
Ueber- und verwerthung durch
RICHARD LÜDERS,
Civil-Ingenieur in GÖRLITZ.

Berlin, Köln, Frankfurt a. M., Hannover, Leipzig, Wien, Paris, London, Brüssel, Turin, Genua, Barcelona, Madrid, Lissabon, Rio de Janeiro, Buenos Aires, Montevideo, Sydney, New York, Washington
Dr. J. Schanz & Co.
Patente

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Digitized by Google

Heim und Welt
Deutsche Illustrierte Zeitung
Verlag: Ullstein & Co., Berlin SW 68, Lindenstraße 3
Postscheckkonto: Berlin 7053
Fernsprecher: Amt Dönhoff 2506
Bezugspreis: Vierteljährlich 3 Mark

Inhaltsangabe.

Seite
Der Kampf um Verdun. Von Kriegsberichterstatter Hans Ostwald. Mit 4 Abbildungen 1
Der Kampf um Verdun. Mit 3 Abbildungen 2
Der Kampf um Verdun. Mit 2 Abbildungen 3
Der Kampf um Verdun. Mit 2 Abbildungen 4
Der Kampf um Verdun. Mit 2 Abbildungen . . . . .

Herzlichkeit im Ton: „Es scheint also, ich habe Dir unrecht gethan. Freilich, was Du in Lumpstone Park zu suchen hattest, ist mir noch immer nicht klar."

„Ich meine, ich hätte es deutlich genug ausgesprochen, daß ich gegangen sei, sie singen zu hören."

„So deutlich doch wohl nicht, jedenfalls ist mir's nicht erinnerlich. Gleichviel, also um sie singen zu hören? Da wundert's mich nur, daß Du so genau den Zeitpunkt trafst."

„Du ewiger Zweifler und Nörgler! Wie sollte man den Zeitpunkt nicht treffen, wenn man ihn genau vorher weiß? Sie singt jeden Abend um dieselbe Stunde."

„Und Du gehst jeden Abend, sie zu hören?"

„Ja, wenn Du nichts dagegen hast!"

„Und wenn ich etwas dagegen hätte?"

„Wundern sollte mich's nicht im geringsten. Du läßest es Dir ja seit kurzem angelegen sein, an meinen harmlosesten Handlungen herumzumäkeln."

„Harmlos kann ich eine Handlung nicht nennen, die geeignet ist, eine Dame zu kompromittiren."

„Zu kompromittiren? Unsinn! Sie sitzt in ihrem Zimmer und singt, ich aber stehe unten und höre zu. Auf die Weise — ha, ha, ha! — hätte ich in London schon manche Sängerin kompromittirt."

„Die Straßen Londons sind für jedermann. Dort kannst Du die halbe Nacht an einem Laternenpfahl lehnen und in Verzückung lauschen, es wird sich höchstens einmal ein gerade unbeschäftigter Schutzmann ironische Gedanken darüber machen. Der Park von Lumpstone aber ist Privateigentum. Wer Dich hier erblickt —"

„Sei unbesorgt, es erblickt mich niemand."

„Das nimmst Du in Deinem Optimismus an, allein Schloßmauern haben Fenster und Domestiken scharfe Augen, gewöhnlich auch noch schärfere Zungen, und ein Gerede ist bald fertig."

„Aber wie das Gerede mit ihr in Verbindung zu bringen wäre, das sehe ich doch — hol mich der Henker! — nicht ein!"

„Dazu bedarf es gar keines großen Aufwandes an Phantasie. Wer ein Individuum nächtlicherweile auf fremdem Besitztum herumschleichen sieht, der rät ganz unwillkürlich beim gemeinen Mann auf einen Einbrecher, beim vornehmen auf einen, der galanten Abenteuern nachgeht."

„In des Teufels Namen! Mögen sie mir nachzischeln, was sie wollen. Darnach frage ich nicht. Was ich nicht fassen kann, ist, daß mein Thun und Treiben dem guten Ruf dieses Mädchens Schaden bringen soll!"

„Nun, man grübelt eben darüber nach, wer wohl diejenige sein möchte, der zu liebe sich ein zukünftiger Peer des Reichs in solch eine heikle Situation begibt. Einer Küchenfee wegen wird er sich derart nicht derangiren, denkt man, die wäre auch wohl auf neutralem Gebiet zu treffen gewesen. Dahinter muß eine Lady stecken. Und dann —"

„Mensch," fiel ihm Alan wütend in die Rede, „sie sitzt ja doch die ganze Zeit oben und singt!"

„Daß sie die ganze Zeit Deines Dortseins oben sitzt, ahnt eben niemand. Man nimmt an, was, aufrichtig gestanden, auch ich annahm, der Gesang sei bloß die Einleitung zu dem Stelldichein."

„Schändlich!" knirschte Alan.

„Schändlich oder nicht, etwas denken muß sich der Mensch nun einmal dabei, wenn der liebe Nächste in seinem Gesichtskreis auffällige Handlungen begeht. Ich bezweifle auch sehr, daß Du, gesetzt den Fall, ich sei vor Deinen Augen unter dem Deckmantel der Dunkelheit mittelst eines Schlüssels in Lumpstone Park eingedrungen, auf die harmlose Idee verfallen wärest, es sei nur ein musikalischer Genuß, den ich suchte."

„Vielleicht nicht," grollte Alan, „aber ich hätte von einem, den ich meinen Freund nenne, auch nicht gleich angenommen, daß er ein Teufel sei, dem selbst die Unschuld nicht mehr heilig wäre!"

„Der Schein war gegen Dich," erwiderte Jack achselzuckend, „das wirst Du nicht leugnen, und wenn ich Dir unrecht that, so öffnete ich Dir auch die Augen, das kannst Du nicht tadeln. Denn mochte Dir die Unschuld noch so heilig sein, über kurz oder lang brachtest Du ihr durch Dein blindes Thun doch Schaden. Jetzt wirst Du, denke ich, Deine Besuche in Lumpstone Park einstellen?"

Eine Versicherung in diesem Sinne erfolgte nicht sogleich.

„Alan!" mahnte Jack in ernstem Ton.

„Was wünschest Du?" erkundigte sich der Angeredete ungeduldig.

„Ich möchte nur Gewißheit haben, daß Du diesen Weg nicht wieder wählen wirst, um Miß Armitage singen zu hören."

„Ist das nicht selbstverständlich?"

„Im Grunde ja. Verzeih die Frage. Und nun, gib mir die Hand! Wenn ich Dir eine Freude verdorben habe, so bedaure ich's, aber —"

„Schon gut — schon gut!"

„Du willst mir die Hand nicht geben?"

„O gewiß," entgegnete Alan, der Aufforderung mürrisch Folge leistend, „es kann für meinesgleichen ja nur eine Ehre sein, die Rechte eines Biedermannes zu berühren."

Spöttisch auflachend, wandte er sich, die Thür zu schließen, die hinter ihm offen geblieben war. Im nächsten Moment war er um die Mauerecke gebogen.

Kopfschüttelnd sah Jack ihm nach, dann setzte er seinen einsamen Weg fort. Auf einmal stand er wie angewurzelt, stier vor sich hin in die Finsternis blickend. Was er im Geiste sah?

Eine hochmütige Dame, die hochmütigste, die er kannte. Sie war nicht mehr jung, aber noch immer sehr schön, von einer dunklen, südländischen Schönheit, mit einem flammenden schwarzen Augenpaar. Sie hatte zwar einen tadellosen Ruf . . .

„Aber," brummte Jack im Weiterschreiten, „sage mir, mit wem Du umgehst und ich will Dir sagen, wer Du bist." Plötzlich jedoch fiel ihm ein: „Sie ist ja gar nicht daheim — befindet sich in Schottland auf Besuch bei den Hamiltons."

XXVII.

Marie von Wildenhofen wanderte einsam durch die krummwinkelige Altstadt von Exeter. Sie war sich heute nachmittag selbst überlassen. Mrs. Eagles hatte im Hotel mit ihrer Toilette für den Abend zu thun. Der Ball in der Gildenhalle fand nämlich heute statt, und der Bazar war überstanden.

Was wir mit Schaudern erwartet haben, dünkt uns, wenn es zur Stelle ist, oft gar nicht so arg, und hernach wirkt es in der Erinnerung wohl gar erfreulich. Dies traf in Mariens Fall jedoch nicht zu. Was ihr in der Zukunft widerwärtig gewesen, war es ihr in der Vergangenheit noch weit mehr.

Sie sah sich im Geiste im starren Brokatkleid, mit der steifen Halskrause und der unter ein Schnebbenhäubchen emporgezwängten Haarfrisur in der überreich mit japanischen Kostbarkeiten gefüllten Bude stehen. Denn es waren wirkliche Kostbarkeiten gewesen, von den beliebten billigen Lackjachen kaum etwas darunter. Mrs. Eagles hatte in einem Spezialgeschäft in London eine außerordentlich wertvolle Auswahl getroffen und die einzelnen Gegenstände dann in dem ihr angewiesenen Verkaufslokal mit eigener Hand aufs zierlichste geordnet. Die Bude war durch Zufall die größte, durch Reichtum der Ausstattung aber die augenfälligste im ganzen Saal. So befand man sich denn vom Morgen bis zum Abend so recht mitten im Brennpunkt des Interesses. Das war schon peinlich.

Dazu kam das Verhalten von Mariens Verwandten. Die Tante Garston hatte auch eine Bude übernommen. Sie handelte mit Deckchen, Schonern, gestickten und gehäkelten Wollsachen, die wohl zum größten Teil in der Familie hergestellt worden waren. Man sah ihr in dem wulstigen, ohne viel Farbensinn zusammengestellten Kostüm die große Dame nicht weiter an, sie paßte gar nicht übel in den spießbürgerlichen Kram hinein. Sie hatte auch ihren gewöhnlichen gequälten Gesichtsausdruck daheim gelassen, war mit Lächeln und: „Nun, was darf ich Ihnen anbieten?" eifrig bemüht, ihre Waren an den Mann zu bringen.

Ihre Erstgeborene und ihre älteste Nichte, die sich mit ihr in des Tages Last teilten, schienen sich weniger behaglich zu fühlen. Die kurzhalsige Elisa, deren Kopf auf der steifen Krause wie auf einem Präsentierteller lag, kam aus dem mißmutigen Lippenkräuseln und Achselzucken nicht heraus, die schöne Eleanor stand in erhabener Ruhe da und ließ alles an sich herankommen. Wer mit einer Frage bei ihr anklopfte, erhielt eine herablassende Antwort, allein die Meisten gingen, ohne anzuklopfen, vorüber.

Daß Marie dies alles so deutlich sah? Das Unglück wollte es, daß die Bude der Tante derjenigen der Mrs. Eagles gerade gegenüber lag. Sie konnte ja nicht aufblicken, ohne mit den Augen dorthin zu geraten. Trotzdem ward sie, die nahe Anverwandte, von jenen nicht gesehen, in den beiden Tagen — nein, mit keinem Blick, wie es schien.

Auch für diejenigen Mitglieder ihrer Familie, die im Laufe der Stunden für den guten Zweck ihr Scherflein zu opfern kamen, war sie so ziemlich Luft. Die beiden Onkel freilich konnten es als Gentlemen nicht gut unterlassen, aus sicherer Entfernung steif nach ihr hin zu grüßen, Tante Lydia aber rauschte, den Kopf sehr hoch haltend und weder rechts noch links blickend, vorüber. Aehnlich machten es Lilian und Mabel. Nur Blanche löste sich von der Gruppe, um der Cousine mit einem freundlichen Wort die Hand zu reichen, doch im Nu war die erschrockene Gouvernante da, sie mit sich fortzuziehen.

Aus der Bitterkeit gegen ihre Verwandten, die Marie von Courtenay Hollow mit fortgenommen, ward während der beiden Verkaufstage ein förmlicher Haß, allein das, was ihr den Bazar völlig unerträglich machte, ging doch nicht von ihren Verwandten aus, sondern von Mrs. Eagles.

Ein Ideal war ja die schöne Dame für sie schon längst nicht mehr. Sie hatte sie vor Wochen auf einer groben Lüge ertappt, und in dem häßlichen Streiflicht, das diese auf ihn warf, stellte sich ihr Charakter nun ganz anders und sehr wenig bewundernswert dar. Allein für eine Frau, die ihr von Herzen zugethan sei, hielt sie Mrs. Eagles immer noch, schon deshalb, weil es ihr durchaus unmöglich war, für die vielen Liebesbeweise, die ihr jene nach wie vor zu teil werden ließ, ein selbstsüchtiges Motiv zu entdecken.

„Denn," so folgerte sie, „wenn sie, wie die Großtante behauptete, nur deshalb eine Anverwandte der Courtenay und Delville an sich gefesselt hätte, um durch sie in diese Familien eingeführt zu werden, so müßte sie diesen Plan doch längst als gescheitert betrachten. Oder wenn ihr — was ganz und gar ausgeschlossen scheint — an den bescheidenen Diensten der Gesellschafterin etwas gelegen wäre, so würde sie von diesen doch zu profitiren suchen. Doch das geschieht immer seltener. Die Vorlesungsstunden sind abgeschafft worden, der Reitunterricht hat sich als zu angreifend erwiesen. Wir machen ja noch hin und wieder einen Spaziergang zusammen, aber es gibt auch Tage, an denen wir uns nur bei den Mahlzeiten sehen."

Diesen letzten Rest von Glauben an Mrs. Eagles sollte nun der Bazar in ihr erschüttern.

Die Tage vorher hatte die schöne Frau wiederholt geseufzt: „Ich fürchte, ich fürchte," Marie, die Sachen sind doch ein wenig teuer! Es wäre schrecklich, wenn wir uns blamirten und gar nichts los würden!"

Vom frühen Morgen an ließ sie sich's nun angelegen sein, etwas los zu werden, und die Art und Weise, wie sie dies that, trieb Marien immer wieder das Blut in die Wangen. Auch Tante Garston lockte die Leute an, aber so, wie eine biedere Krämerfrau thut — mit anpreisenden Worten. Mrs. Eagles redete wenig oder gar nicht, sie lockte mit Blicken, mit Lächeln und koketten Attitüden. Die Bude war daher auch fortwährend umlagert — von bewundernden Männern, die freilich mehr Auge für die Verkäuferin hatten als für die Waren. Umgesetzt ward wenig, bis gegen Mittag die schöne Frau einen klugen Einfall hatte.

Von einem Dandy nach dem Preis einer kleinen Vase gefragt, hatte Marie sich auf dem angeklebten Zettelchen um eine Null versehen, und statt zehn nur einen Schilling gefordert. Lachend hob Mrs. Eagles den Finger, und mit schelmischem Blick zugleich sie und das Auditorium umfassend, rief sie überlaut: „Aber, Prinzeß, liebste Prinzeß, bei dem Handel kommen unsere Witwen und Waisen zu kurz!"

Seit Monaten ward sie von der Sprecherin „Marie" angeredet, nun, vor all den Menschen gab jene ihr wieder ihren Titel und nicht nur dies einemal, sondern bei jedem Anlaß und immer so recht vernehmlich!

Was aber dieser Titel in dem kleinen Dorfe

wirkte, wo sich bei ihrem jedesmaligen Erscheinen ein bewunderndes Gefolge von Gassenjungen an ihre Fersen heftete und der Kaufmann, von dem sie ein Paket Stecknadeln erstanden hatte, ihren Penny mit einer demuthsvollen Dankbarkeit entgegennahm, als ob es ein Souvereign gewesen wäre, so etwas Aehnliches wirkte er auch hier. Die Tastenden wechselten bedeutsame Blicke, die Vorübergehenden zischelten sich, scheu nach ihr hinblinzelnd, etwas in das Ohr. Darauf ward der Andrang zur Bude stärker, mit der Zeit sogar sehr stark. Ein jeder wollte nun kaufen und von ihr bedient sein. Am Abend aber sagte Mrs. Eagles frohlockend:

„Marie, wir haben glänzende Geschäfte gemacht!"

Sie antwortete nichts darauf, sie sah die Befriedigte nur ernst an und dachte: „Bin ich ihr heute Mittel zum Zweck gewesen, dann wahrscheinlich auch vom ersten Tage an. Ich muß das erniedrigende Verhältnis lösen — um jeden Preis!"

Wie sie dies bewerkstelligen könne, ohne eine häßliche Auseinandersetzung herbeizuführen, darüber nachgrübelnd war Marie die geräuschvolle Highstreet hinunter gewandert. Links in eine Seitengasse biegend, erreichte sie jetzt sehr bald den stillen Platz, wo zwischen ernsten Bäumen die alte Kathedrale liegt. Das war ein Anblick, sie von ihren unerfreulichen Gedanken abzulenken.

„Wie schön," murmelte sie, in Bewunderung der herrlichen Westfassade stillstehend, „wie wunderschön!"

Eine Thür stand geöffnet. Holder Knabengesang, der herausscholl, veranlaßte sie einzutreten.

Das Seitenschiff, das sie entlang schritt, war menschenleer, aber vor der Schranke, die das Chorgestühl einhegt, saß eine andächtige Menge und lauschte den reinen Stimmen, die von der Orgel herabklangen. Auch sie setzte sich, doch sie war reichlich spät gekommen, und nach wenigen Minuten schwieg schon der Gesang.

Während nun die übrigen Zuhörer sich auf den Heimweg machten, bog sie in den Chorumgang, besichtigte die einstige Marienkapelle, dann im Weiterwandern die Gedenktafeln an den Wänden, die Fenstermalereien und die Grabmonumente.

Vor einem dieser letzteren stand sie verwundert still. Das Steinbild dort in der Mauernische, unter der prächtig mit skulptirtem Laubgewinde dekorirten Bogenwölbung, stellte keinen ruhenden, oder knieenden Ritter dar, keine Edeldame im schwerfaltigen Gewande, mit zum Gebet aneinandergelegten Händen, sondern etwas Seltsames, etwas, das sich fast anfah wie ein mit einem Leichentuch umhülltes Skelett.

„Was mag dies Denkmal zu bedeuten haben?" wandte sie sich an einen Kirchendiener, der gerade vorüberging. Das könne er wirklich nicht wissen, entgegnete der Mann, der es anscheinend eilig hatte, in mürrischem Ton. Das Dings da sei schon vor seiner Zeit dagewesen.

Marie wollte das Rätsel eben ungelöst mit sich nehmen, da rief eine wohlbekannte Stimme sie beim Namen, und als sie sich umdrehte, stand mit seinem hübschen, sonnverbrannten Gesicht und seinen Schelmenaugen Bob Delville vor ihr.

„Prinzeßchen," rief er, ihre Hand, die ihm gar nicht sehr willig entgegenkam, fassend und herzhaft drückend, „Du spielst wohl Versteckes mit mir?"

„O nein," erwiderte sie sehr ernst und kühl, „ich konnte ja nicht wissen, daß Du mich suchtest."

Er gab auf ihren Ton nicht weiter acht, sondern fuhr lachend fort: „Solch eine Jagd wie ich gehabt habe! Ich sah Dich nämlich von weitem in den Dom gehen, doch wie ich anlangte, kamen mir die Leute schon entgegengeströmt. „Aus ist's," dachte ich, „nun macht auch sie Kehrt," und wartete ein bißchen. Als sich aber kein Prinzeßchen zeigen wollte, ging ich, sie zwischen den Kirchenstühlen zu suchen — und nun, da hab' ich Dich!"

Seine Heiterkeit wirkte durchaus nicht ansteckend, ohne eine Miene zu verziehen, wandte sich Marie dem Ausgang zu. Während er stumm neben ihr hinschritt, beobachtete er sie verstohlen aus den Augenwinkeln, dann zog er die Brauen empor und spitzte die Lippen wie zum Pfeifen. Das bedeutete: „Ich merke, was die Glocke geschlagen hat."

Auf dem Domplatz angelangt, stand sie still und bot ihm die Hand. „Hier werden sich unsere Wege wohl trennen," sagte sie, „lebewohl!"

„Winke mit dem Zaunpfahl," entgegnete er launig, „fruchten bei mir selten etwas, Prinzeßchen."

„Ich kehre jetzt ins Hotel zurück," erklärte sie ungeduldig.

„Und ich begleite Dich bis an die Thür," versicherte er gemütlich. „Unterwegs kannst Du dann Deinem Herzen nach Belieben Luft machen wegen des schändlichen Benehmens unserer gemeinsamen Verwandtschaft. Daß ich Dir widerspreche, hast Du nicht zu besorgen."

„Pah!" machte sie, das Näschen rümpfend. „Die Verwandtschaft? Ich werde kein Wort über sie verlieren!"

Allein ihrer eigenen Erklärung entgegen fuhr sie dann sogleich in bitzigem Tone fort. „Ich betrachte sie gar nicht länger als meine Verwandtschaft. Mag sie mich ignoriren, ich ignorire sie wieder. Da! Das kannst Du ihr sagen mit einem Kompliment von mir!"

„Prinzeßchen," ermahnte er sie, „man soll das Kind nicht mit dem Bade ausschütten, und wenn die Verwandtschaft das Bad ist, so bin ich das unschuldige Kind."

„Ach, laß die Späße, Bob!" grollte sie.

„Oho!" rief er. „Von Spaß ist gar nicht die Rede, „in bitterem Ernst habe ich Deine Partei ergriffen, sogar gegen meinen Alten, und das will etwas sagen!"

„Bedaure," erwiderte sie mit einem Achselzucken, „daß Du Dich eines so unwürdigen Gegenstandes wegen überhaupt bemüht hast."

Dem „unwürdigen Gegenstand" hängten sich bei diesen Worten ein paar Thränen an die Wimpern, doch sie wurden mit einer zornigen Kopfbewegung fortgeschleudert.

„Prinzeßchen," sagte er, sie in treuherziger Bewunderung betrachtend, „entschuldige, daß ich es ausspreche, aber Du bist ganz niedlich, wenn Du in Zorn gerätst —"

Sie hatte für diese Schmeichelei nur ein Kräuseln der Lippen, doch als er hinzusetzte: „Fast noch niedlicher als gestern auf dem Bazar!" da lachte sie spöttisch auf. „Aha! Dagewesen bist Du also auch?"

„Nur mit den Augen sozusagen," antwortete er, „in ganzer Person nicht, sonst hätte ich mich Dir, trotz strengsten Verbots, bemerkbar gemacht. An dem Prinzeßchen vorüberzusteuern, ohne ihr das Patschhändchen zu drücken, das hätte ich einfach nicht fertig gebracht. Weil ich dies wußte, deshalb ging ich lieber gar nicht hinein, sondern begnügte mich mit einem allgemeinen Ueberblick der Herrlichkeit von der Thür aus. Der Cerberus, der mich im Verdacht hatte, das Eintrittsgeld sparen zu wollen, meinte ironisch, das sei nicht erlaubt und so könnte es jeder machen, die Damen kriegten auch Zug durch die Thüröffnung. Als ich ihm aber für seinen Privatgebrauch einen Sixpence geopfert hatte, ließ er mich ohne Skrupel fünf Minuten Zug machen. Na, und da sah ich denn eine ganze Reihe historischer Persönlichkeiten, unter anderen die Köchin der Elisabeth im Sonntagsstaat (dies war Tante Garston), das Haupt Johannes des Täufers auf einer Schüssel (das war die Kopfpartie unserer Cousine Elisa), Anna Boleyn, wie sie sich auf dem Wege zum Schafott ausnahm (das war meine Schwester Eleanor). Last not least aber die allerschönste, Maria Stuart in Gestalt der Mrs. Eagles und neben ihr nichts Historisches — denn in der ganzen Weltgeschichte ist so was Niedliches nicht zu finden — sondern das Prinzeßchen in einer kleinen, süßen Halskrause und einem Schneebenhäubchen, unter dem sich gerade über dem rechten Ohr eine braune Locke hervorgestohlen hatte, ein trotziges Dingelchen, das sich das Emporgekämmtwerden nicht hatte gefallen lassen."

„Hübsch unordentlich mag das ausgesehen haben," meinte sie. Ihr Ton war viel freundlicher. Daß Bob sich ihretwegen mit einem bloßen Ueberblick des Bazars begnügt hatte, konnte sie ihm wirklich nicht hoch genug anrechnen.

„Unordentlich?" rief er entrüstet. „Das ganze Figürchen war zum Anbeißen! Ich sagte zu Onkel Jack, der gerade herauskam: ‚Das Prinzeßchen für mich, Onkel Jack, die ganze übrige Damenauslese will ich Dir schenken'. Worauf er die tiefsinnige Bemerkung machte: ‚Ja, wahrhaftig, ich habe mich auch schon gewundert und bin zu dem Schluß gekommen, man könnte die Anmut in einen alten Sack stecken, und er würde ihr zu Gesicht stehen wie das zierlichste Kleidungsstück'. Hiermit wollte er an mir vorüber, doch mit ironischem Respekt in der Miene trat er erst zur Seite, um meinen Alten und Onkel Garston hereinzulassen, die sich den Zauber auch einmal anzusehen kamen. Es war eine Scene zum Malen! Kein Hut ward gelüftet, kein Blick gewechselt zwischen den Dreien, aber als Onkel Jack auf die Straße trat, lächelte er doch seelenvergnügt. Der nimmt sich den Familienzorn noch weniger zu Herzen wie Du, Prinzeßchen."

„Wie?" fragte Marie erstaunt. „Jack ist auch in Ungnade?"

„Na und ob!" seufzte Bob. „Ich fürchte, der kommt aus der Patsche Zeit seines Lebens nicht wieder heraus."

„Aber was hat er denn gethan?"

„Hast Du wirklich gar keine Ahnung davon, Prinzeßchen?"

„Eine Ahnung? Wie sollte ich? Ich könnte ja auf einem andern Planeten leben, so abgeschieden, wie ich von euch bin."

„Du siehst doch aber Onkel Jack alle Tage."

„Nun — und ...?"

„Er ist häufiger in Glyffe Court wie in seinem eigenen Hause, behauptet man."

„Ah!" machte sie, die Oberlippe verächtlich emporziehend. „Das also ist sein Verbrechen, daß er die Ausgestoßene besucht?"

„Doch nicht," versicherte er eifrig. „Werde nur nicht gleich wieder böse. Daß er Dich besucht, darüber wäre die liebe Sippe am Ende schon mit einem kleinen Aerger weggekommen. Was sie ganz außer Rand bringt, ist diese Verlobung."

„Eine Verlobung?" entgegnete sie mit vor Erstaunen weit geöffneten Augen. „Wer hat sich denn verlobt?"

„Onkel Jack natürlich."

Es entstand eine Pause. Sie starrten einander an — er sie und sie ihn. Er dachte: „Es ist sicher kein wahres Wort an der Sache, sonst käme sie ihr nicht so überraschend." Sie dachte gar nichts, sondern stand wie eine, die einen Schlag vor den Kopf erhalten hat, einen schmetternden Schlag, der ihr für den Moment die Herrschaft über ihre Sinne geraubt hat.

Als sie wieder wußte, wer und wo sie sei, und was sie gehört hatte, stammelte sie heraus: „Mit wem?"

„Mit Mrs. Eagles."

„Mrs. —?!" Bevor sie den Namen noch wiederholen konnte, kam ihr ein unwiderstehlicher Heiterkeitsanfall. Sie bog den Kopf in den Nacken und lachte — lachte wie toll.

„Na, Gott sei Dank, wenn's nicht wahr ist," murmelte er.

„Bob, Bob!" rief sie endlich, wieder zu Atem kommend. „Was hast Du Dir da weis machen lassen!"

„O!" erwiderte er ein wenig pikirt. „sie glauben es alle."

„Aber sie können es doch nicht besser wissen wie ich!" gab sie ihm mit leichtem Stirnrunzeln zu bedenken.

„Natürlich nicht," entgegnete er. „Da Du nichts davon weißt, beruht's selbstverständlich auf Phantasie. Was mich nur wundert, ist, daß die Mutter, die sonst im Verlobungenwittern nicht ihresgleichen hat, sich diesmal so hat täuschen lassen. Sie war geradezu positiv in ihren Behauptungen, als sie von ihrer letzten Unterredung mit Onkel Jack zurückkehrte."

Diese Worte raubten Marien etwas von ihrer heiteren Zuversicht. Sie sah den Sprecher groß an und wandte dann langsam den Kopf zur Seite. Es kam ihr nämlich mit einem Gefühl der Herzbeklemmung zum Bewußtsein, daß sie selbst in dem Punkt, in welchem ihre Tante Lydia so scharfsichtig sein sollte, von jeher ziemlich blind gewesen war. Hatte sich nicht damals Jack in Lucie Leclerq verliebt, ohne daß ihr, trotzdem sie die beiden täglich mit einander hatte verkehren sehen, auch nur eine Ahnung gekommen war?

„Die Angst muß ihr notwendig die Sinne ein bißchen verwirrt haben," fuhr Bob mit leisem Auflachen fort, „denn soviel ist gewiß, sie zittert schon

Abb. 14: Haus 1, Ansicht Süd-West

Abb. 15: Haus 1, Ansicht Süd-West, Detail Eingangsbereich und Anbau

Die Veröffentlichung der photographischen Gesellschaft in Berlin.

Camilla. Nach dem Gemälde von Eugen von Blaas.

seit Jahren vor dem Gedanken, Onkel Jack möchte noch einmal unter seinem Stande heiraten. Und Deine Mrs. Eagles — hm! — eine ziemlich gefährliche Sirene ist sie wohl — was? Mir wollte es gestern fast so scheinen von meinem Beobachterposten in der Saalthür aus. Ihr hattet nämlich vorwiegend Herrenkundschaft, und die Augen, die sie den Tieraffen machte —"

Er brach erschrocken ab, denn sie hatte sich plötzlich in Bewegung gesetzt — nicht in der Richtung der Highstreet freilich. An der nördlichen Längsseite des Domes schritt sie hin, die Augen am Boden, mit schwer arbeitender Brust.

„Halt, Prinzeßchen," rief er ihr nacheilend, „nimm mir's nicht übel! Ich weiß ja, daß Du viel von ihr hältst, und es war auch eigentlich nicht so schlimm gemeint mit der Sirene. Im Grunde mag ich sie wohl, diese Art Frauen, lieber jedenfalls als die zimpferlichen Dämchen, die einen Mann kaum anzusehen wagen. Ich für meine Person hätte auch nichts dagegen, daß sie Onkel Jack heiratete, wenn ich nur nicht ganz bestimmt wüßte, daß er dann auf ewig für uns verloren wäre. Den einen und den anderen könnten wir recht gut aus der Familie missen, aber Onkel Jack behalten wir doch lieber. Deshalb, so bezaubernd ich Mrs. Eagles finde, kann mir's im Grunde nur angenehm sein, daß es, wie Du sagst, nichts ist mit der Verlobung."

Sie erwiderte nichts darauf, sondern setzte mechanisch einen Fuß vor den anderen und hielt den Kopf tief gesenkt. Plötzlich fragte sie, ohne aufzublicken, in leisem, bebendem Ton: „Was ward gesprochen in jener letzten Unterredung zwischen Tante Lydia und — ihrem Bruder, weißt Du es?"

„Es scheint, sie hat Onkel Jack in heftigen Worten vorgeworfen, daß er Deinetwegen in Clysse Court Besuch gemacht habe und so mit Mrs. Eagles in Verbindung getreten sei. Er aber hat ihr lächelnd erklärt, daß er schon von vornherein nicht Deinetwegen — oder doch — nicht bloß Deinetwegen hingegangen sei —"

„Sag ruhig, nicht meinetwegen," unterbrach sie ihn, während das Blut ihr in die Wangen stieg.

„Und dann," fuhr Bob fort, „hat er mit einer Begeisterung von Mrs. Eagles gesprochen, aus der die Mutter Argwohn geschöpft hat. Auf ihre flehentliche Bitte aber, jene wenigstens nicht zur Frau nehmen zu wollen, ist seine einzige Antwort gewesen: ‚Ob und wen ich heirate, ist meine Sache'. Schließlich haben sie sich im Zorn getrennt."

Sie waren nach Umschreiten der Kathedrale jetzt wieder an die Stelle gelangt, wo sie vorhin gestanden hatten.

„Leb wohl, Bob," sagte Marie, ohne die Augen zu heben, mit tonloser Stimme.

„Ich bringe Dich bis an die Hotelthür, Prinzeßchen," erklärte er.

„Nein, nein," entgegnete sie hastig, „es ist besser, wir trennen uns hier."

„Aber weshalb denn?"

„Wir haben dem Gebot Deiner Eltern schon lange genug zuwidergehandelt. Du solltest nicht mit mir sprechen, wie Du weißt."

„Bah! Nur nicht, sobald ich Dich in Mrs. Eagles Gesellschaft träfe."

„Das wirst Du mißverstanden haben. Ich bin in der Familie nachgerade ebenso verpönt wie Mrs. Eagles."

„Thorheit, Prinzeßchen!"

„Bob!" Sie hob die Augen zu einem flehenden Blick. „Laß mich allein gehen, bitte!"

„O, wenn Du es durchaus wünschest," brummte er, mit gekränkter Miene die Hand nehmend, die sie ihm bot. „Du bist wohl noch böse — was?"

„Mit Dir? Wahrhaftig nicht!" stieß sie mit einer eigentümlichen Heftigkeit heraus. „Du bist treu wie — sonst keiner!"

Dieses Lob klang ihm lieblich in die Ohren. „Na, wenn Du das nur einsiehst," schmunzelte er. „Auf Wiedersehen denn, Prinzeßchen! Bleib hübsch munter, laß den Kopf nicht hängen! Es gibt sich alles im Laufe der Zeit."

Sie nickte nur stumm, während ein Zug von Bitterkeit sich um ihren Mund legte. Dann gingen sie in verschiedenen Richtungen aus einander. Nach ein paar Schritten jedoch stand er still und sah noch einmal zurück. Da stand auch sie und blickte nach ihm hin.

„Hattest Du noch etwas vergessen, Prinzeßchen?" fragte er, eilig wieder zu ihr tretend.

„Ja," antwortete sie leise, „ich wollte Dich noch bitten, Blanche zu begrüßen. Sie ist auch eine, die es gut mit mir meint. Sag ihr, ich hätte ihr den Händedruck im Bazar hoch angerechnet. Willst Du?"

„Gewiß!" versprach er. „Ja, Blanche hat das Herz auf dem rechten Fleck, übrigens — im Grunde die Mutter auch, Prinzeßchen. Sie thut nur so fremd und unfreundlich gegen Dich, weil sie sich fest in den Glauben an diese Verlobung hineinphantasirt hat, und weil sie Dir Schuld gibt, die Bekanntschaft zwischen Onkel Jack und Mrs. Eagles vermittelt zu haben. Wenn ich ihr nun aber sage, daß die ganze Verlobung nur ihr eigen Hirngespinnst ist, dann sollst Du mal sehen, wie rasch sie wieder zur Vernunft kommt."

Während er dies in heiterster Zuversicht sprach, zeigte sich ein angstvoller Ausdruck in ihren Zügen. Es war, als wolle sie ihm etwas sagen, allein sie öffnete die Lippen nur, um sie wieder zu schließen.

Nun war er endgiltig gegangen, nach einem letzten vergnügten Kopfnicken um die nächste Straßenecke gebogen.

Nun ging auch sie, und die Folterqual ihrer Gedanken nahm sie mit. Was sie soeben hatte sagen wollen? „Gott mag's wissen, Bob, ob sie ein Hirngespinnst ist, diese Verlobung! Ich — ich zweifle jetzt daran!"

Aber sie wollte nicht zweifeln, sie wollte sich nicht bange machen lassen! Was alle Welt glaubte, brauchte das darum wahr zu sein? Sie hatte es ja selber behauptet vorhin, die Leute könnten unmöglich besser unterrichtet sein wie sie. Hell aufgelacht hatte sie in dieser Ueberzeugung. Warum lachte sie denn nun nicht? Es war ja noch alles, wie es gewesen. Alles — und nichts.

(Fortsetzung folgt.)

Die schweizerische Landesausstellung in Genf und das Schweizerdorf.

(Siehe die Abbildungen Seite 604.)

Die zweite schweizerische Landesausstellung in Genf übertrifft die erste, die 1883 in Zürich stattfand, an Größe dreimal. Sie ist auf drei von einander getrennten Landkomplexen am unteren Ende der durch den Reiz ihrer Lage und die Lebhaftigkeit ihres Verkehrs berühmten Stadt, an den Ufern der Rhone und der Arve, untergebracht. Die drei Teile sind mit einander durch Brücken und eine elektrische Bahn verbunden und gewähren zusammen ein außerordentlich interessantes, übersichtliches Bild aller der Erzeugnisse, die in Landwirtschaft und Industrie, in Klein- und Großgewerbe, in Wissenschaft und Kunst von den Schweizern unter den mannigfaltigsten Verhältnissen ihrer Heimat hervorgebracht werden.

Als eine der größten und als die malerischste Sehenswürdigkeit der Ausstellung gilt das „Schweizerdorf", das sich am linken Arveufer zwischen dem Aderhauptquai und dem Flüßchen Aire erstreckt und einen Raum von mehr als zwanzigtausend Quadratmetern einnimmt. In dieser Anlage sind in prächtiger Gruppirung gegen hundert Gebäude zusammengestellt, die uns ein treues Bild der volkstümlichen Baustile aller Teile der Schweiz vermitteln. Manche dieser Häuser sind zu diesem Zweck von ihrem ursprünglichen Standort abgebrochen und für die Zeit der Ausstellung in Genf neu errichtet worden, andere sind genaue Nachbildungen von Originalen, die sich im Norden oder Süden, im Osten oder Westen des Landes befinden. Was uns bis jetzt keine illustrirte Architekturgeschichte gab, was uns somit nur eine Forschungsreise durch das Land, die mehrere Jahre forderte, vermitteln könnte, das gibt in lebensvoller Wirklichkeit das Schweizerdorf, nämlich eine Uebersicht über die Baustile und Bauarten, die in den Thälern und auf den Alpen des Landes die allgemein üblichen geworden sind. Allein das Dorf bietet noch mehr, denn alle seine Häuser sind von Leuten bewohnt, die in ihrer Sitte und Tracht, in ihrer Mundart und namentlich auch in ihren täglichen Hantirungen ein getreues Bild jenes Volkslebens vorführen, das die Gebäudestile unter dem Einfluß seiner besonderen Bedürfnisse hervorgebracht hat.

Kommen wir von der landwirtschaftlichen Ausstellung her zum Eingang des Schweizerdorfes, so fesselt zunächst das breite, mittelalterliche Haus zum „Ritter" in Schaffhausen, das mit Freskomalereien bedeckt ist, und jenseits einer bedeckten Brücke, die der malerischen Kapellbrücke in Luzern nachgebildet ist, ein Neuenburgerhaus, mit einem zierenden Dachtürmchen geschmückt, sowie ein Bau aus Mülden, in dem gelungelleidete Jäger mit Hirschfänger und Horn, die Wache des Dorfes, ihr Heim haben.

In einem Bernerhaus ist eine Töpferei eingerichtet, wie man sie zu Heimberg bei Thun findet, im Erdgeschoß eines Freiburgerhauses spritzt die Esse einer ländlichen Schmiede, im alten Zürcherhaus schlagen zwei Mädchen die Schiffchen des Handwebstuhles durch den Seidenzettel und führen uns damit eine Industrie vor Augen, die in den bergigen Gegenden des Kantons Zürich eintausend Frauen beschäftigt. An einem Berner Metzgerladen und am laubenumschwärmten Thurgauerhaus vorbei begegnen wir dem Haus der Berner Leinweberei und ihm gegenüber der höchst merkwürdigen „Chalamala", einem alten Greyerzer Wirtshaus mit Wandschildereien und altem Gerät. In einem andern Gebäude ergötzt uns die St. Gallische Heiligenbilder-Industrie, und in zwei Tessiner Häusern zeigen uns lebenslustige, glutäugige Mädchen aus dem Süden die Seidenzucht und Seidenwinderei, wie sie in den Thälern südlich vom Gotthard daheim ist. Man sieht diese Tessiner Häuser auf unserem ersten Bilde rechts, das Giebelgebäude ist ein Greyerzerhaus, wo Freiburgerinnen in malerischer Tracht ihre Geschicklichkeit im Strohflechten bewundern lassen, und links ein Haus aus Stanz mit Galerie, das von feinen Appenzeller Stickerinnen belebt wird.

So ziehen sich die charakteristischen Gebäude an der Straße dahin, bis sich diese zu einem großen freien Platze erweitert. Da erhebt sich, von einer Runde malerischer Bauten umgeben, die Dorfkirche, die derjenigen zu Leissigen im Kanton Bern nachgebildet ist und mit jeder Stunde das Glockenspiel über das Dorf ertönen läßt.

Jenseits der Kirche gabelt sich die Straße. Ihre Aeste ziehen sich als „Post-" und „Zuregasse", an denen wieder eine Menge Gebäude, namentlich Molkereien aus den Gebirgskantonen stehen, gegen einen Bergabhang, der, wie unser zweites Bild zeigt, mit Alphütten und Milchgütern aus verschiedenen schweizerischen Berggegenden überstreut ist. Von den Felsen herunter stürzt ein zwanzig Meter hoher prächtiger Wasserfall, der eine Tuchwalke und eine Sägemühle treibt und uns mit seiner romantischen Umgebung ein Stück Hochgebirge vorzaubert. Vollständig wird die Illusion, wenn wir durch eine Grotte emporsteigen und uns mit einem Schlag inmitten eines Panoramas sehen, das in Naturtreue die Aussicht des Männlichen im Berner Oberland wiedergibt. Das Bild ist so täuschend, daß manche Besucher unwillkürlich zurückschrecken, wenn sie sich plötzlich vor dem Abgrund des Lauterbrunnenthales sehen und ihnen die Jungfrau mit ihrem ewigen Schnee sonnebeschienen, ja fast in überirdischem Glanze entgegenleuchtet.

Fast jedes Haus des Schweizerdorfes lockt zum Zeichnen oder Photographiren, auch die Sprüche, die manche von ihnen tragen, erfreuen durch ihren kernigen Humor; sie stammen aus der deutschen Schweiz, die französische kennt die Sitte des Hausspruches kaum. Immer begegnet man im Dorf anziehenden Lebensbildern, bald einem Herdenaufzug des riesigen, schwarz und weiß gefleckten Freiburger Viehs, bald Spielgruppen, bald tönt das Alphorn vom Berg, und der Juhreigen ertönt. Hervorheben darf man die Echtheit der Trachten, welche Bewohner und Bewohnerinnen tragen; sie gewähren ein reizendes Bild von dem, was sich in der Schweiz an Trachten noch erhalten hat. Einige sind überaus kleidsam, so die der Appenzellerinnen, an der alles in den kecksten Falten zusammengezogen ist, die der Bernerinnen mit ihrem Silberschmuck; am reichsten, farbigsten sind die Freiburger- und Tessinerinnen, am kokettesten aber ist die Waadtländer Winzerinnentracht mit grünem Rock, seinem Musselinbrustlatz und weißem Strohhut, der zuweilen einen fastnachtähnlichen Gupfen trägt.

Die Bewohner und Bewohnerinnen des Schweizerdorfes sind aus den stattlichsten Leuten der Gegend ausgewählt, deren Volksleben sie zur Darstellung bringen; sowohl unter den Burschen wie unter den Mädchen findet man wahre Prachtgestalten.

Das Schweizerdorf ist die Idylle der Ausstellung, der Ort, wohin wir immer wieder zurückkehren, wenn uns die übrigen Teile der Ausstellung schamüde gemacht haben; denn dort ist die Praxis, wie sie der nachstehende Kampf erzeugt, hier aber lacht die Poesie der schweizerischen Volksseele, die in ihren Kundgebungen ebenso mannigfaltig ist, wie das Land, aus dem sie hervorwuchs. J. E. Heer.

Die Tätowirung der Odaliske.

(Siehe die Abbildung Seite 609.)

Die Sitte des Tätowirens ist eine uralte. Schon von den Griechen wurde sie geübt, und heute ist sie bei den Völkerschaften aller Weltteile verbreitet und namentlich bei den Indianern und auf den Inseln der Südsee beliebt. Man könnte sie einen Luxus der Naturmenschen nennen, indes hat sie vielfach den Zweck, als Erkennungszeichen der Stämme, auch des Ranges zu dienen, namentlich im Innern Afrikas. Das Verfahren ist so einfach, daß es sich jeder erlauben kann durch Einritzen oder Punktiren in die Haut mit einem spitzen Instrument und Einreiben der Figuren oder Zeichen mit Pulver, Farbe, ja auch mit Seewasser, wodurch sie sich bis ans Lebensende erhalten. Unsere Matrosen können namentlich das Tätowiren nicht entbehren und betreiben es mit oft ungeheuerlicher Phantasie. Auch in den Harems der orientalischen Großen ist es eine alte Sitte; es dient darin gewissermaßen als Stempel, sei es der Herkunft oder des Ranges in der Frauenwohnung und Familie. Schmerz verursacht es kaum, und so gibt denn jede von höher Gunst Beglückte gern den Arm zu dieser Operation her.

Ein Mißverständnis.

Erzählung aus dem Offiziersleben

von

O. Elster.

(Fortsetzung.)

Am Sonntag mittag machte Egon auf Wittenhausen den versprochenen Besuch. Er ward sehr freundlich aufgenommen. Alfred Bornträger war ein prächtiger Mensch, groß, etwas zur Korpulenz neigend, blond, mit lachenden, blauen Augen und einem offenen Wesen, das jeden im ersten Augenblick für ihn einnehmen mußte. Frau Hildegard, eine etwas starke, aber hübsche Blondine, Ende der Zwanziger, reichte Egon mit schelmischem Lächeln die Hand. „Meine Schwägerin hat mir schon von Ihnen erzählt, Herr Lieutenant," sagte sie mit neckischem Seitenblick auf die errötende Kitty. „Ich heiße Sie herzlich willkommen und bitte Sie, heute mittag unser Gast zu sein."

„Wenn ich nicht fürchten müßte, zu stören, gnädige Frau ..."

„Aber nicht im geringsten, verehrter Herr Kamerad," rief Alfred Bornträger lebhaft. „Es freut mich, einmal wieder einen Kameraden vom Regiment bei mir zu sehen. Ich war die letzte Zeit so beschäftigt, die Ernte, die Herbstbestellung, das alles nahm mich so in Anspruch, daß ich die gesellschaftlichen Verpflichtungen etwas vernachlässigt habe. Also Sie bleiben, das ist abgemacht!"

„Werden Sie heute abend an dem Fest im Kasino nicht teilnehmen?"

„Leider konnten wir keinen Entschluß darüber fassen," entgegnete Alfred. „Ich war einige Tage verreist, bin erst in der Nacht zurückgekommen und, aufrichtig gestanden, etwas abgespannt von der Reise. Da wollten wir denn heute ruhig zu Hause bleiben. Ich weiß auch nicht, ob Papa es gern sehen würde, wenn wir hinginzen. Es sind gerade keine guten Nachrichten von Mama und meiner Schwester eingetroffen."

„Ach, das bedaure ich von Herzen."

„Ich würde Sie bitten, auch den Abend unser Gast zu sein, aber ich kann mir denken, daß Sie an dem Fest im Kasino teilnehmen wollen."

„Ich kann leider Ihre freundliche Einladung auf den Abend nicht annehmen. Man würde es mir verargen, wenn ich dem ersten Fest des Offiziercorps fern bleiben wollte."

„Ja, ja, ich weiß! Nun, dann essen Sie mit uns zu Mittag, nachher trinken wir eine Tasse Kaffee auf der Veranda, und gegen Abend reiten Sie wieder heim — abgemacht?"

Er reichte Egon mit herzlicher Geberde die Hand. Egon fühlte sich in dem Kreis der liebenswürdigen Familie schon nach kurzer Zeit heimisch und wohl. Mit heimlichem Entzücken beobachtete er Kitty, welche, an dem gemeinsamen Gespräch keinen sehr lebhaften Anteil nehmend, sich viel mit den beiden reizenden Kindern ihres Bruders, einem Knaben und einem Mädchen von sieben und fünf Jahren, beschäftigte, aber dem geliebten Mann doch dann und wann einen verstohlen grüßenden, zärtlichen Blick zuwarf. Die Kosten der Unterhaltung trug Herr Bornträger fast ganz allein. Er liebte es, von seinen militärischen Erlebnissen zu erzählen, er war stolz auf seinen Reservelieutenantstitel und hoffte, im nächsten Jahr zum Rittmeister ernannt zu werden. „Dann wird man mich wohl zum Train versetzen," meinte er resignirt lächelnd. „Das ist ja meistens das Los der Kavallerie-Reserveoffiziere. Vielleicht trete ich aber zur Landwehr über — man muß sehen, wie es sich am besten macht. Ich bin in letzter Zeit sehr stark geworden, da passe ich freilich nicht mehr so recht für die leichten Dragoner."

Die Korpulenz des Herrn Amtmann war nicht ohne Grund. Herr Bornträger aß und trank sehr stark und animirte auch seinen Gast zum häufigen Austrinken, so daß Egon froh war, als man sich vom Tische erhob. Der Wein war ausgezeichnet; selbst einigen Flaschen Champagner waren die Hälse gebrochen worden. In frohester Laune trank man auf der Veranda den Kaffee, zu dem es ein Gläschen vorzüglichen Cognac und echt russischen Allasch gab. Als sich Egon verabschiedete, fühlte er eine gewisse Schwere und Hitze im Kopfe, während sich bei Herrn Bornträger bereits die Anzeichen eines leichten Räuschchens bemerkbar machten. Frau Hildegards rundes, hübsches Gesicht glühte wie eine Rose; auch sie nippte gar zu gern ein Gläschen Champagner.

„Lassen Sie sich recht bald wieder sehen, Herr Lieutenant," sagte sie mit freundlichem Lächeln beim Abschied. „Wir behalten Kitty noch einige Zeit hier. Sie brauchen also nicht zu fürchten, daß Sie mit meinem Mann und mir allein fürlieb nehmen müssen."

„Aber, Hildegard ..." suchte Kitty unter leichtem Erröten abzuwehren.

„Nun, nun, mein Kind," lachte Frau Hildegard, „sei nur nicht böse! Jedenfalls wird Herr von Brüggen nicht ärgerlich sein, wenn er außer uns Dich wieder sieht. Und auch Du ..."

Kitty erglühte über und über und eilte davon. Frau Hildegard lachte herzlich, und ihr Gatte machte ein sehr pfiffiges Gesicht. Dann schüttelte er Egon auf das freundschaftlichste die Hand.

„Auf baldiges Wiedersehen, Herr Kamerad! Grüßen Sie die Kameraden und entschuldigen Sie mich heute abend."

Egon schwang sich in den Sattel und trabte davon. Der frische Herbstwind kühlte seine brennende Stirn, aber im heißen Glücksgefühl quoll es in seinem Herzen empor, wenn er an den innigen Abschiedsblick der blauen Augen Kittys dachte.

In dem festlich geschmückten Offizierkasino war die gesamte Gesellschaft Mittelstädts versammelt. Die Uniformen bildeten freilich die überwiegende Mehrzahl, aber auch der einfache, schwarze Frack war vertreten, sowie der grüne, silbergestickte Rock einiger höherer Forstbeamten. Die Festlichkeiten in dem Offizierkasino waren in Mittelstädt und der Umgegend sehr beliebt. Die Damenwelt besonders sprach bei Beginn der Wintersaison fast von nichts anderem als von diesen Festen, die der Herr Regimentsadjutant, Premierlieutenant von Rautenstein, so „entzückend" zu gestalten wußte. Auch heute gefielen die Arrangements des Lieutenants wieder allgemein. Der Ballsaal war mit duftenden Tannen dekorirt, der Haupteingang glich einer Triumphpforte, die Tribüne, auf der die älteren Damen Platz nehmen sollten, war in ein großes Zelt umgewandelt, das mit Blumen, Blattpflanzen und Guirlanden geschmückt war. Die Nebenzimmer waren je nach ihrem Zweck eingerichtet. Im Bibliothekzimmer standen die grünen Tischchen für die Herren, welche eine Partie Whist, L'hombre oder Ecarté spielen wollten. Ein zweites Gemach bildete ein lauschiges Plauderstübchen, und der Speisesaal war zu einem Buffetraum umgeschaffen, in dem an kleinen Tischchen in zwangloser Gruppirung gespeist werden sollte.

Egon von Brüggen ließ sich durch den Regimentsadjutanten in die Gesellschaft einführen. Die Damen und Herren des Regiments kannte er schon, den Damen und einzelnen Herren der Zivilgesellschaft ließ er sich vorstellen. Er tanzte einigemale, dann aber zog er sich in den Buffetraum zurück, da er keine große Neigung zu weiterem Tanzen verspürte. Der Gedanke an Kitty machte ihn in der Unterhaltung mit anderen Damen zerstreut, am liebsten hätte er sich ganz zurückgezogen, aber da man ihm dies übel genommen haben würde, so wollte er wenigstens sich von der lauten Lustbarkeit des Ballsaales entfernt halten. Zufällig waren zwei Kameraden aus Berlin anwesend, deren Väter in der Nähe Mittelstädts begütert waren. Mit diesen beiden Herren, die Egon von Berlin kannte — der eine stand bei einem Garderegiment zu Fuß, der andere bei den Gardekürassieren — nahm er an einem der kleinen Tischchen Platz. Bald war man bei einem Glase Wein in eine Unterhaltung vertieft, welche sich um gemeinsame Bekannte in der Residenz und um die dortigen Ereignisse der letzten Zeit drehte.

Der Gardekürassier war ein lustiger Gesellschafter. Er liebte ein gutes Glas Wein, war als Kenner auf dem Gebiet des Weins bekannt und ein ganz besonderer Liebhaber von einem Gläschen Champagner. Es währte denn auch nicht lange, so bestellte er eine Flasche Heidsieck Monopol, der bald eine zweite folgte. Die Unterhaltung der drei Freunde wurde immer lauter und lustiger. Egon, der noch von dem Diner bei Bornträgers einen heißen Kopf hatte, fühlte, daß es für ihn Zeit sei, sich zurückzuziehen. Er wollte sich erheben, aber der Gardekürassier zog ihn auf den Stuhl zurück.

„Halt, Kamerad," lachte er, „Sie dürfen uns nicht ausrücken! Habe mich riesig gefreut, Sie hier wiederzusehen und mit Ihnen von Berlin schwatzen zu können. Einer Flasche müssen wir noch den Hals brechen! Nicht wahr, Benthausen?" wandte er sich an den Gardeinfanteristen.

„Natürlich," lallte dieser schon mit etwas schwerer Stimme. „Ich gebe noch eine Flasche ..."

„Nein, dann erlauben Sie mir, daß ich bestelle," unterbrach ihn Egon. „Ich bin jetzt an der Reihe."

Er blickte sich um, ob kein Aufwärter in der Nähe war. Er sah eine Gestalt im schwarzen Frack an einem der nächsten Tischchen in die Lektüre der Weinkarte vertieft stehen, und in der Meinung, einen der Aufwärter vor sich zu sehen, die man neben den Militärordonnanzen zur Bedienung engagirt hatte, rief er dem Manne zu: „He, Freundchen, bringen Sie noch eine Flasche Heidsieck Monopol!"

Der Mann im Frack rührte sich nicht, sondern beugte sich tiefer über die Weinkarte.

„He, Kellner!" rief Egon nochmals, und als der Mann wieder nicht hörte, ergriff der junge Offizier den Frackschoß des vermeintlichen Aufwärters und zog ihn mit kräftigem Ruck zu sich heran.

„Zum Schwerenot," rief er ärgerlich, „können Sie denn nicht hören! Sie sollen uns noch eine Flasche Sekt bringen ..."

Mit einer energischen Bewegung befreite sich der Mann im Frack von dem Griff Egons.

„Mein Herr," rief er wütend, „wie können Sie es wagen? Kennen Sie mich nicht?"

„Ich habe nicht die Ehre," lachte Egon. „Ist es denn hier Sitte, daß man sich den Kellnern vorstellt ..."

„Mein Herr, Sie werden mir Rechenschaft geben! Mein Name ist Bornträger, Oberamtmann Bornträger ..."

Aufs höchste erschreckt sprang Egon empor und starrte eine Weile sprachlos in das zornige, stark gerötete Gesicht des alten Herrn, dessen schlanke Gestalt und barbiertes Antlitz allerdings wohl eine solche Verwechslung entschuldigen konnten.

„Herr Oberamtmann — ich bitte tausendmal um Entschuldigung ..."

Der Gardekürassier und Lieutenant von Benthausen lachten laut auf.

„Ich verbitte mir das Lachen, meine Herren," rief der Oberamtmann. „Sie aber, Herr Lieutenant, werde ich lehren, daß man mich nicht ungestraft beleidigt ..."

Egon wollte sich nochmals entschuldigen, aber der alte Herr machte eine energische Bewegung, daß er nichts mehr hören wollte, und verließ das Zimmer.

Die kleine Scene hatte, so rasch sie sich auch abspielte, doch die Aufmerksamkeit verschiedener Gruppen von Herren und Damen erregt, die hier und da in dem Speiseraum Platz genommen hatten. Der Regimentsadjutant trat auf Egon zu.

„Was hatten Sie denn mit dem Oberamtmann?" fragte er.

„War jener alte Herr in der That der Oberamtmann Bornträger?"

„Allerdings ..."

„Ah, wie konnte ich mich nur so irren!"

In Eile erzählte Egon, welcher Irrtum ihm passirt war.

„Die Geschichte ist ja längst erledigt," meinte der Gardekürassier. „Brüggen hat sich entschuldigt, das genügt doch hoffentlich."

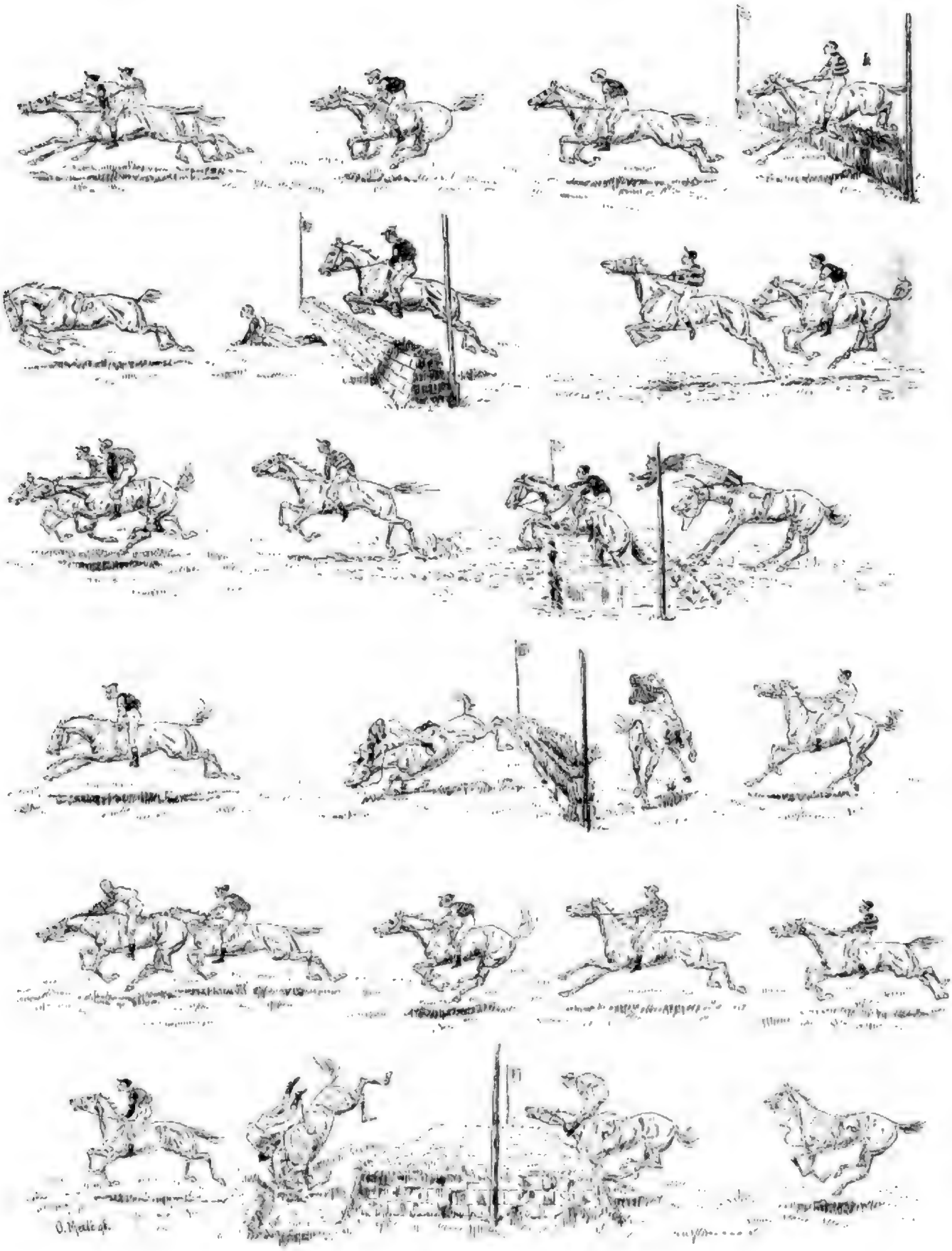
Das Gesicht des Regimentsadjutanten nahm einen ernsten Ausdruck an.

„So leicht wird sich die Angelegenheit nicht erledigen lassen," sprach er. „Der Oberamtmann ist ein Hitzkopf, man muß sehr vorsichtig ihm gegenüber sein, sonst fühlt er sich sofort beleidigt und dringt auf Rechenschaft."

„Ich kann mich doch dieser Geschichte wegen mit dem alten Herrn nicht schlagen."

„Das beste wird sein, Sie suchen ihn noch einmal auf und bitten ihn um Entschuldigung. Er ist doch unser Gast, und der Irrtum, so verzeihlich er sein mag, ist doch auf Ihrer Seite."

„Führen Sie mich zu ihm, lieber Rautenstein. Er wird hoffentlich meine Entschuldigung annehmen."



Kennsport. Originalzeichnung von O. Merté.

The Wedding of a Negro - Study for Harlem, by Aaron Douglas

In allen Räumen des Kasinos suchten sie den Oberamtmann; er war nirgends zu finden und mußte das Kasino bereits verlassen haben.

„Ich werde ihm morgen mittag meinen Besuch machen und mich entschuldigen," sagte Egon schließlich.

„Das ist das einzige," entgegnete Rautenstein, „was Sie thun können. Nun lassen Sie sich aber die Laune nicht verderben! Die Quadrille beginnt, wollen Sie mein vis-à-vis sein?"

„Entschuldigen Sie mich. Ich habe keine Lust mehr zum Tanzen."

„Wie Sie wollen. Bringen Sie mir morgen Nachricht, wie die Sache abgelaufen ist."

Egon befand sich in verzweifelter Stimmung. Da hatte er ja etwas Schönes in seiner Weinlaune angerichtet. Was würde Kitty von ihm denken, wenn sie seinen Streit mit ihrem Vater erfuhr? Wie konnte er auch nur so blind sein, den alten Herrn für einen Aufwärter zu halten? Gleich morgen mußte der fatalen Geschichte ein Ende gemacht werden. Und wer wußte, ob nicht aus diesem Mißverständnis die Lösung seiner Herzensangelegenheit entsprang. Jedenfalls würde er am nächsten Mittag dem alten Oberamtmann seinen Besuch machen und seine Entschuldigung anbringen. Mit diesem Entschluß begab sich Egon nach Haus. Er hatte die Lust verloren, noch länger an dem Fest teil zu nehmen, entfernte sich rasch und legte sich zur Ruhe. Der Schlaf floh indessen lange Zeit seine Augen, erst gegen Morgen entschlummerte er fest, so daß er fast die Zeit verschlafen hätte. Mußte er doch schon früh um sieben Uhr in der Reitbahn sein.

Die Remontenreiter hatten heute einen schweren Stand. Sie konnten es Lieutenant von Brüggen in keiner Weise recht machen und wunderten sich über die Gereiztheit des Lieutenants, der sonst die Ruhe und die Freundlichkeit selbst war. Egon ärgerte sich über sich selbst, wodurch seine Stimmung indessen nicht besser wurde. Endlich war die Reitstunde vorüber, und Egon trat aufatmend auf den Kasernenhof, wo Rittmeister von Alten das Fußexerzieren der Dragoner überwachte. Als der Rittmeister Egon erblickte, kam er rasch auf ihn zu.

„Morgen, Brüggen! Was in aller Welt haben Sie denn mit dem alten Bornträger gehabt?" fragte der Rittmeister mit seiner knarrenden Stimme.

Egon erzählte in kurzen Worten den Vorfall und schloß: „Ich bitte deshalb, Herr Rittmeister, mich heute morgen von dem Dienst dispensiren zu wollen. Ich möchte gern möglichst bald diese unangenehme Geschichte aus der Welt schaffen, indem ich dem Oberamtmann einen Besuch mache."

„Ich will Sie gern dispensiren. Aber das Ausderweltschaffen ist leichter gesagt als gethan. Der alte Bornträger ist ein Querkopf. Wenn er sich einmal etwas in den Kopf gesetzt hat, geht er so leicht nicht davon ab. Er fühlt sich leicht an die Krone gestoßen. Vor einiger Zeit hatten wir schon einmal solche Geschichte. Da wollte sich der alte Herr durchaus mit einem blutjungen Fähnrich schlagen, weil dieser nicht aufgestanden war, als der Alte in das Zimmer trat."

„Ich denke, wir werden schon einig," meinte Egon lächelnd. „Zu einem Duell liegt doch durchaus keine Veranlassung vor."

„Hm — ja — allerdings! Daß Sie ihn aber auch gerade als Kellner behandeln mußten! Der alte Herr hat freilich eine verzweifelte Aehnlichkeit mit einem solchen serviettenschwingenden Burschen im Frack — er weiß es auch, ist er doch oft damit geneckt worden — deshalb sein Zorn."

„Aber ich behandelte ihn doch nicht absichtlich als Kellner."

„Freilich, freilich! — na, viel Glück auf den Weg, lieber Brüggen! Brauchen heute nicht mehr zum Dienst zu kommen, werde schon alles allein besorgen."

Der Rittmeister wandte sich den exerzierenden Dragonern wieder zu, während Egon rasch seiner Wohnung zuschritt. In der Hausthür kam ihm sein Bursche entgegen.

„Es warten zwei Herren auf den Herrn Lieutenant ..."

„Zwei Herren? Offiziere?"

„Nein, Herr Lieutenant. Zwei Zivilisten, das heißt ein Zivilist und ein Oberförster. Die Herren wünschen Herrn Lieutenant in einer sehr wichtigen Angelegenheit zu sprechen. Ich sollte Herrn Lieutenant holen. Hier sind die Karten der Herren."

Auf der einen Karte stand Grütter, königlicher Oberförster a. D., auf der andern Wackernagel, herzoglicher Oberamtmann.

Egon eilte die Treppe zu seiner Wohnung hinauf und trat rasch in sein Zimmer ein. Zwei ältere Herren erhoben sich aus den Fauteuils, in denen sie sich niedergelassen hatten, und verbeugten sich zeremoniell.

„Oberförster Grütter ...", „Oberamtmann Wackernagel ..." stellten sich die Herren vor, die beide im Alter des Oberamtmann Bornträger standen. Der Oberförster sah aus wie ein bösartiger Raubvogel. Die stark gekrümmte Nase hing gleich einem Schnabel über den struppigen, grauen Schnurrbart herab, während die grünen Augen fuchsartig unter den starken Brauen hervorblinzelten.

Herr Wackernagel war eine behäbige Erscheinung, sein rotes, gedunsenes Gesicht verriet, daß er einen guten Tropfen Wein nicht verschmähte.

„Wir kommen im Namen unseres Freundes," hub der Oberförster mit heiserer, krächzender Stimme an.

„Des Herrn Oberamtmann Bornträger," vollendete Herr Wackernagel in den höchsten Tönen seiner dünnen Fistelstimme.

„Ich bin überrascht, die Herren schon hier zu sehen," entgegnete Egon, der sich eines Lächelns nicht erwehren konnte, „aber auch erfreut. Wir können somit das kleine Mißverständnis des gestrigen Abends sofort aufklären."

Der Oberförster zog die Augenbrauen in bedenklicher Weise in die Höhe, so daß sie sich fast mit dem buschigen, grauen Haupthaar berührten. Herr Wackernagel ließ ein leises „Hm, hm!" hören.

„Von einem Mißverständnis kann hier wohl kaum die Rede sein, Herr Lieutenant," nahm der Oberförster das Wort.

„In der That nicht," flötete sein Begleiter.

„Herr Oberamtmann Bornträger fühlt sich durch Ihr Benehmen auf das tiefste verletzt und fordert Genugthuung ..."

„Rechenschaft für die Beleidigung fordert er ..."

„Aber, meine Herren, von einer Beleidigung weiß ich in der That nichts."

„Das zu beurteilen, müssen Sie schon dem Herrn Oberamtmann Bornträger überlassen."

Das Blut schoß Egon in die Stirn. Er war es nicht gewohnt, in dieser Weise mit sich verhandeln zu lassen. Schon schwebte ihm eine scharfe Entgegnung auf der Zunge, als ihm der Gedanke an Kitty durch die Seele schoß. Er bezwang seinen Unmut und entgegnete ruhig: „Was verlangt Herr Oberamtmann Bornträger? Ich beabsichtigte, soeben zu ihm zu gehen, um mich wegen des gestrigen Mißverständnisses zu entschuldigen. Ich denke, damit kann sich Herr Bornträger zufrieden geben."

„Herr Oberamtmann Bornträger verlangt keine Entschuldigung, sondern eine Genugthuung."

„Zum Henker, meine Herren, ist es keine Genugthuung, wenn ich ihn um Entschuldigung bitte?"

„Das haben wir nicht zu entscheiden. Wir haben Sie nur zu bitten, Herr Lieutenant, uns zwei Herren namhaft zu machen, mit denen wir wegen der Genugthuung, die unser Auftraggeber zu fordern berechtigt ist, unterhandeln können."

„Sie werden doch nicht ernsthaft der Meinung sein, meine Herren, daß ich mich dieser Lappalie wegen mit Herrn Bornträger schlagen soll?"

„Herr Oberamtmann Bornträger verlangt volle Genugthuung."

„Worin würde diese bestehen?"

„Daß Sie sich vor versammeltem Offizierscorps bei ihm entschuldigen ..."

„Ah, meine Herren! Das ist denn doch etwas stark! Eine solche Bedingung können Sie doch im Ernst nicht stellen?"

„Auf unsere Meinung kommt hier nichts an. Wir handeln nur im Auftrage des Herrn Oberamtmann Bornträger."

„Und wenn ich jene Bedingung verwerfe?"

„Dann haben wir die Ehre, Ihnen die Forderung des Herrn Oberamtmann zu überbringen ..."

„Aber, das ist ja der helle Wahnsinn!"

„Herr Lieutenant, wir müssen sehr bitten ..."

Egon hielt sich nicht länger mehr zurück. Der Zorn übermannte ihn. „Zum Donnerwetter, meine Herren," stieß er hervor, „Ihr Auftraggeber scheint nicht zu bedenken, wen er vor sich hat!"

„O, sehr wohl, Herr Lieutenant. Wir alle wissen, daß der Herr Lieutenant wegen verschiedener Duelle aus der Residenz hierher versetzt sind, Herr Lieutenant scheinen ein Vergnügen an der Provocirung solcher — Belustigungen zu haben, nun, Herr Lieutenant, wir hier in der Provinz lassen uns Derartiges nicht bieten. Wir wissen unsere Ehre zu schützen vor solchen mutwilligen Angriffen. Nicht wahr, Wackernagel?"

„Allerdings, Herr Oberförster. Wir fürchten uns nicht vor der Mündung einer Pistole."

Egon hatte sein kaltes Blut wieder gewonnen. Er sah ein, daß es das beste sein würde, wenn er die Verhandlung mit den Zeugen Borntägers einem unbeteiligten Freunde überließ. Dann würde ja schon eine Einigung erzielt werden.

„Nun gut, meine Herren," entgegnete er ruhig, „wenn Sie denn darauf bestehen, so werde ich Ihnen zwei Herren zusenden, mit denen Sie das weitere verhandeln können."

Die Zeugen Borntägers verneigten sich.

„Wir werden die Herren in dem ‚Hotel zur Sonne' erwarten," sprach der Oberförster a. D. mit würdevoller Hoheit. „Einstweilen haben wir die Ehre."

Mit steifer Verbeugung verabschiedeten sie sich. Als sich die Thür hinter ihnen geschlossen hatte, lachte Egon ärgerlich auf.

„Solch eine Verrücktheit ist mir noch nicht vorgekommen," rief er. „Aber ich werde mich unter keinen Umständen mit dem Vater Kittys schlagen. Solch ein Wahnsinn! Wie mache ich es nur? Soll ich Lieutenant Rautenstein zu diesem Eisenfresser schicken? Nein, Rautenstein ist als Regimentsadjutant verpflichtet, dem Oberst Mitteilung zu machen. Das wollen wir vorläufig noch vermeiden. Ich werde Benthausen und den Gardekürassier beauftragen, mit dem Herrn Oberförster a. D. und diesem Herrn Wackernagel zu verhandeln. Ich werde gleich zu ihnen gehen; sie wollten ja noch einige Tage hier bleiben und wohnen in der ‚Sonne'. Aber wenn sie keine Einigung erzielen? — Dummes Zeug! — Das beste wird sein, ich reite nach Witthausen hinüber und spreche offen mit Alfred Bornträger. Das ist ein vernünftiger Mensch, der wird seinem Vater den Kopf schon zurecht setzen."

Zu diesem Entschluß gekommen, begab sich Egon zur Sonne, um mit Benthausen und dem Gardekürassier, Lieutenant von Schönborn, Rücksprache zu nehmen. Dann ließ er sein Pferd satteln und ritt leichteren Herzens und froher Hoffnung voll der Domäne Witthausen zu.

*

In Witthausen war man sehr erstaunt, als um die Mittagsstunde der alte Oberamtmann in seinem offenen Wirtschwagen auf den Hof gefahren kam, rasch aus dem Fuhrwerk kletterte und in das Speisezimmer eilte, wo Alfred Bornträger mit Hildegard und Kitty sich soeben zum Essen niedersetzen wollten.

„Papa, Du hier? Welche Ueberraschung!" riefen alle drei.

„Ja, Kinder," entgegnete der Oberamtmann ernsten Tones, „ich glaubte auch nicht, daß ich heute zu euch kommen würde. Aber ..."

„Ist ein Unglück geschehen? Hast Du schlechte Nachricht von Mary?"

„Nein, nein! Ich wollte nur mit Dir, Alfred, über eine Angelegenheit Rücksprache nehmen."

„Willst Du nicht zuerst mit uns essen?"

„Eßt nur. Ich habe keinen Appetit."

„Aber, Papa, was ist Dir nur? Du siehst so ernst und erregt aus?"

„Laßt mich nur zufrieden. Ihr könnt mir auch einen Teller Suppe geben. So, ich danke — und auch ein Glas Wein."

Besorgt blickte Kitty auf ihren Vater, der die Augen fast nicht von dem Teller erhob und kein Wort sprach. Sein Gesicht zeigte einen finsteren Ausdruck, der Kitty erschreckte. Sie kannte die leichte Erregbarkeit ihres Vaters und schloß aus dem seltsamen Wesen des alten Herrn, daß ihm eine unangenehme Geschichte passirt sein mußte. Eine unbestimmte Ahnung flüsterte ihr zu, daß der Vorfall auch ihrer Liebe Gefahr drohe. Irgend

welchen Grund für diese letztere Befürchtung vermochte sie nicht anzugeben; aber sie brachte ja in den letzten Tagen alle Ereignisse mit ihrer Liebe zusammen, die ihre Gedanken, ihr Sinnen und Träumen ganz und gar ausfüllte.

Frau Hildegard versuchte ein Gespräch anzuknüpfen.

„Gestern abend war eine Festlichkeit im Offizierkasino," hub sie an. „Hast Du schon gehört, Papa, wie sie ausgefallen ist?"

Der alte Herr lachte spöttisch auf.

„O, sie ist sehr gut ausgefallen! Wir haben uns herrlich amüsirt."

„Wie, Du warst im Kasino?"

„Ja, ich entschloß mich noch im letzten Augenblick hinzugehen. Ich wollte dort nur zu Abend essen, da Tante Bertha unserer Köchin erlaubt hatte, auszugehen. Ich wünschte, ich hätte meinen Fuß niemals in das Kasino gesetzt! Jetzt ist's aber geschehen, und ich werde die Sache ausfechten — darauf könnt ihr euch verlassen."

„Ja, was ist denn geschehen?"

„Ach, nichts!"

Wieder trat eine Pause ein, die Hildegard mit den Worten unterbrach:

„Gestern mittag hatten wir Besuch. Lieutenant von Brüggen war hier ..."

Der alte Herr sprang von dem Stuhl empor und schlug mit der Hand auf den Tisch.

„Wie?" rief er. „Lieutenant von Brüggen war hier?! Na, das hätte ich wissen sollen! Ich warne euch vor diesem Herrn. Er ist ein gefährlicher Mensch — er spielt und trinkt und ist ein Händelsucher ..."

„Das ist ja nicht möglich ..."

„So, nicht möglich! Na, ihr werdet sehr bald den Beweis in den Händen haben. Ein für allemal sage ich es euch: Lieutenant von Brüggen kann nicht in unserer Familie verkehren! Ueber meine Schwelle kommt er mir nicht ... das sage ich euch! Und wenn ihr Achtung vor meinen grauen Haaren habt, so verschließt ihr ihm auch euer Haus."

Todesblässe überzog Kittys Wangen. Ihre Ahnung hatte sie nicht betrogen. Es mußte etwas zwischen ihrem Vater und Egon vorgefallen sein. Ach, wenn sie doch des Vaters Haus niemals verlassen hätte, niemals von seiner Seite gewichen wäre! Sie würde versöhnend und ausgleichend zwischen die beiden Männer getreten sein und die Bekanntschaft in freundlicher Weise vermittelt haben.

Jetzt war alles verloren!

Alfred sah erstaunt seinen Vater an.

„So beruhige Dich doch nur, Papa," sagte er lächelnd, „Lieutenant von Brüggen ist nicht so schlimm wie sein Ruf. Du solltest ihn nur einmal kennen lernen ..."

„Ich will ihn nicht kennen lernen! Laß uns, bitte, in Dein Zimmer gehen, da werde ich Dir eine Geschichte von diesem Herrn erzählen."

„Du machst mich wirklich neugierig, Papa."

Er erhob sich und begab sich mit dem alten Herrn in sein nach der Hofseite zu gelegenes Arbeitszimmer.

Kitty brach in Thränen aus. Selbst Hildegards freundliches Gesicht nahm einen ernsten, ärgerlichen Ausdruck an.

„Was wird Papa mit seiner Empfindlichkeit da wieder angerichtet haben!" meinte sie mißmutig.

„Ach, Hildegard," seufzte Kitty, „wenn er nur keinen Streit mit Egon gehabt hat!"

„Egon?!"

Eine tiefe Glut überflammte die Wangen Kittys. Sie umarmte ihre Schwägerin, barg ihr Köpfchen an deren Herzen und flüsterte unter Schluchzen: „Meine liebe, gute Hilde, Du hast ja doch schon gesehen, wie es um uns steht. Wir lieben uns — Egon hat mir vor einigen Tagen seine Liebe gestanden und nun — nun ..."

„Ei, ei, steht es so um euch?" sprach lächelnd Hildegard. „Dann kann ich mir allerdings denken, wie Dich die Worte Papas erschreckt haben. Aber verliere nur nicht gleich den Mut, meine kleine Schwägerin. Wenn Dich Egon von Brüggen liebt, dann wird er auch Papa nicht so unhöflich gegenüber getreten sein. Vielleicht ein kleines Mißverständnis, das sich leicht beseitigen läßt."

„Du kennst ja Papa. Er nimmt jede Kleinigkeit so furchtbar übel. Wenn er gegen jemand eine Abneigung gefaßt hat, dann läßt er sich schwer versöhnen."

„Ja, ja," lachte Hildegard, „ich denke noch an die Geschichte mit dem Fähnrich."

„Du glaubst doch nicht, daß sich Papa mit Egon schlagen will?"

„Aber, Närrchen, würde Dein Egon mit seinem künftigen Schwiegerpapa auf die Mensur treten? Nimm es nicht so tragisch. Alfred wird Papa schon den Starrkopf zurecht setzen. Komm, wir wollen in den Park gehen. Man muß das herrliche Herbstwetter noch genießen."

Sie schlang den Arm um Kitty und führte sie fort, ihr mit lächelnden Worten Trost und Hoffnung zuflüsternd.

Inzwischen spielte sich in dem Zimmer Alfreds eine erregte Scene ab. Der alte Herr schloß vorsichtig die Thür, trat dann dicht vor seinen erstaunt dreinblickenden Sohn und sprach: „Sieh mich einmal ordentlich an, Alfred. Seh' ich aus wie ein Kellner?"

Alfred lachte laut auf. „Wie kommst Du auf die Idee, Papa?"

„Bitte, antworte mir," entgegnete der Oberamtmann ungeduldig.

„Nun, trotz Deines Alters hast Du Dir noch eine schlanke Figur bewahrt, Papa. Dazu Dein sorgfältig rasirtes Gesicht und Dein eleganter Nackenscheitel — wenn Du im Frack bist, könntest Du schon einen famosen Oberkellner darstellen ..."

„Ich verbitte mir Deine albernen Späße," fuhr Papa Bornträger zornig auf. „Es handelt sich hier um eine ernste Sache — um Leben und Tod — ich werde mich morgen früh mit Lieutenant von Brüggen schlagen ..."

„Aber, Papa ..."

„Ja, ich werde mich mit ihm schlagen. Er hat mich gestern abend im Kasino vor der ganzen Gesellschaft verhöhnt und beleidigt!"

„Das hätte Herr von Brüggen gethan?"

„Er hat mich wie einen Kellner behandelt!"

„Ein Mißverständnis ..."

„Kein Mißverständnis, sage ich Dir! Ich war allerdings im Frack, nicht in Uniform, die ich zu tragen berechtigt bin, hatte auch meine Orden nicht angelegt, ich wollte mich ja eigentlich gar nicht unter die Gesellschaft mischen, sondern nur zu Abend essen — da sitzt dieser saubere Herr mit zwei Offizieren aus der Residenz in meiner Nähe und trinkt eine Flasche Champagner nach der andern. Sie machten sich lustig über die Gesellschaft — natürlich, so glänzend wie in Berlin können wir in Mittelstädt nicht auftreten — auch über mich lachten sie, ich hab' es wohl gemerkt, und plötzlich erfaßt mich dieser Lieutenant von Brüggen beim Frackschoß und ruft mir zu, ihm eine Flasche Heidsieck Monopol zu bringen. Es ist empörend! Das darf und kann ich mir nicht gefallen lassen!"

Aufgeregt ging der alte Herr im Zimmer auf und ab. Alfred unterdrückte das Lachen, da er wußte, daß dieses den Vater nur noch mehr aufbringen würde.

„Du hast wirklich die Absicht, Herrn von Brüggen zu fordern?"

„Ich habe ihn gefordert. Heute morgen habe ich ihm meine Zeugen geschickt."

„Deine Zeugen?"

„Ja, den Oberförster Grütter und den Oberamtmann Wackernagel ..."

„Diese beiden alten Streithähne?"

„Ich muß sehr bitten, es sind meine besten Freunde."

Alfred wußte, daß Widerspruch den alten Herrn in seinem Zorn und in dem einmal gefaßten Vorsatz nur bestärken würde. Er beschloß daher, scheinbar auf die Absichten seines Vaters einzugehen, später aber sofort nach Mittelstädt zu fahren, um mit Egon von Brüggen diesen halb ärgerlichen, halb lächerlichen Vorfall in aller Güte beizulegen. Wenn vierundzwanzig Stunden vergangen waren, würde Papa Bornträger ruhiger und verständiger über den Vorfall denken und schon mit sich reden lassen.

„Was soll ich denn nun bei dieser Geschichte thun, Papa?" fragte er scheinbar in größtem Ernste.

„Ich wollte mit Dir alle Eventualitäten besprechen und mit Dir gemeinsam mein Testament aufsetzen."

„Na, so weit sind wir doch noch nicht."

„Gewiß sind wir so weit, mein Sohn. Ich bin zwar ein ganz guter Pistolenschütze, aber Lieutenant von Brüggen soll ja auf fünfundzwanzig Schritt das Aß aus der Karte schießen. In Berlin hat er ja seine Schießkunst genug geübt. Also setze Dich da an den Schreibtisch, ich will Dir meinen letzten Willen in die Feder diktiren ..."

„Aber ..."

„Soll ich etwa zu einem Notar fahren, damit die ganze Geschichte noch vor ihrer Erledigung an die große Glocke gehängt wird? Dazu ist Zeit genug nach dem Duell — also, bitte. Ich habe meine Papiere mitgebracht, mein Vermögensverzeichnis — Du kannst alles das in Verwahrung nehmen ..."

Alfred mußte dem alten Herrn den Willen thun. Er setzte sich nieder, als der Diener eintrat und meldete, daß Herr Lieutenant von Brüggen angekommen sei und den Herrn Amtmann zu sprechen wünsche.

„Lieutenant von Brüggen hier?" rief der alte Herr Bornträger. „Was will er hier? Du wirst ihn doch nicht empfangen, Alfred? Du darfst ihn nicht empfangen ..."

„Ich bitte Dich, Papa ..."

„Wenn Du ihn empfängst, dann betrete ich Dein Haus nicht wieder! Sagen Sie dem Herrn Lieutenant," rief er dem Diener zu, der erstaunt auf den zornigen alten Herrn blickte, „daß wir für ihn nicht zu sprechen seien ..."

„Halt, Papa, das geht doch nicht an! Ich werde mit Lieutenant von Brüggen selbst sprechen. Bleib nur hier, ich bin in wenigen Minuten zurück."

(Schluß folgt.)

Die erste Landung auf dem antarktischen Festlande.

Von

A. J. Nak.

(Dazu die Abbildungen nach Originalskizzen Seite 612.)

Während meines Aufenthaltes in Australien, der sich auf mehr als sechs Jahre erstreckte, hatte ich häufig Gelegenheit, von der großen Menge von Walfischen reden zu hören, die man in den benachbarten Meeren antreffen sollte, und als Norweger wohl bekannt mit der Walfischindustrie in dem hermischen Lande suchte ich in Melbourne unter den leitenden Kreisen der Geschäftswelt das Interesse für eine Walfischexpedition wachzurufen zum Zwecke der Erforschung der antarktischen Gebreiten, wo in den Jahren 1841 bis 1843 Kapitän James Roß mehrere wissenschaftlich und, wie sich aus seinen äußerst interessanten Berichten ergibt, auch geschäftlich wichtige Entdeckungen gemacht hatte. Er spricht namentlich mit einer gewissen Lebendigkeit von der großen Anzahl „echter" Walfische (Walfische, welche das wertvolle Fischbein ergeben), die er südlich von etwa dem 63. Breitegrade an getroffen habe.

Die finanzielle Krisis, von der Melbourne im Jahre 1892 betroffen wurde, beseitigte alle Aussichten auf eine erfolgreiche Durchführung meiner Walfischfangpläne, und so verließ ich im Frühjahr 1893 Australien und legte nach meiner Rückkehr nach Norwegen meine Idee dem „Fürsten" unter den norwegischen Walfischfängern vor, dem wohlbekannten Kommandeur Svend Foyn von Tonsberg, der um jene Zeit allerdings schon ein Mann von vierundachtzig Jahren war. Trotzdem ging er mit erstaunlicher Bereitwilligkeit auf meine Ansichten über die echten Walfische ein und rüstete zur Ausführung derselben sein Schiff „Antarktik" aus, einen kleinen Dampfer von 226 Registertonnen. Wir verließen Norwegen Ende September 1893, langten gegen Weihnachten bei den Kerguelen-Inseln an, trafen dort mit sehr großen See-Elefanten zusammen, von denen wir 1600 töteten, die uns gegen 100 Tonnen gutes Oel lieferten.

Mit dieser Ladung begaben wir uns nach Melbourne und mußten unsere antarktische Fahrt bis zur nächsten Sommerzeit (November bis Februar) verlagen. In der Zwischenzeit machte das Schiff eine erfolglose Reise nach einigen südlich von Neuseeland gelegenen Inseln, und wir verließen schließlich Ende September Australien, um nach der südlichen Polarregion aufzubrechen. Ein Unfall an der Schraube veranlaßte uns, nach einer Fahrt von mehreren Wochen nach Neuseeland zurückzukehren, und wir wurden erst am 30. November wieder flott. Binnen wenigen Tagen befanden wir uns zwischen den Eisbergen, die in dieser Meeresgegend sehr zahlreich sind, und am 8. Dezember kamen wir in die Region des Packeises. Dieses Packeis besteht aus Eisblöcken von jeder Größe, Form und Beschaffenheit und erstreckte sich etwa vom 60. bis zum 69. Breitengrad, wo wir wieder in offenes Wasser kamen, nachdem wir freilich nicht weniger als 38 Tage gebraucht hatten, um uns mit Mühe und Not durch das Packeis durchzuarbeiten. Das Gefühl, sich wieder in offenem, nach jeder

Am Nordkap (Mitternacht).

Nordkap, Mitternacht. Ich stehe auf dem Nordkap, dem Vorgebirge, das am weitesten nach Norden in das Meer hinausragt. Ich bin am Ziel meiner Reise, ich habe das Ende der Welt erreicht. Ich bin allein, ganz allein. Ich habe mich von meinen Reisegefährten getrennt, um diesen Augenblick ganz für mich zu haben. Ich bin allein mit mir und mit der Natur. Ich bin allein mit der Sonne, die jetzt, um Mitternacht, ihren höchsten Stand erreicht hat. Ich bin allein mit dem Meer, das sich vor mir ausdehnt, so weit das Auge reicht, bis zum Horizont, wo Himmel und Wasser sich berühren. Ich bin allein mit dem Himmel, der sich über mir wölbt, so hoch, so weit, so unendlich. Ich bin allein mit der Ewigkeit.

Ich habe mich auf einen Felsen gesetzt, der steil ins Meer abfällt. Ich sitze da und schaue und schaue. Ich kann mich nicht sattsehen an dem Anblick, der sich mir bietet. Ich kann mich nicht losreißen von dem Zauber, der mich gefangen hält. Ich kann nicht denken, nicht sprechen, nicht handeln. Ich kann nur schauen und schauen.

Ich habe meine Uhr in die Tasche gesteckt, ich will nicht wissen, wie spät es ist. Ich will nicht wissen, ob es Tag oder Nacht ist. Ich will nicht wissen, ob es Sommer oder Winter ist. Ich will nicht wissen, ob es Frühling oder Herbst ist. Ich will nicht wissen, ob es Jahr oder Jahrhundert ist. Ich will nicht wissen, ob es Zeit oder Ewigkeit ist.

Ich habe meine Kamera in die Tasche gesteckt, ich will nicht photographieren. Ich will nicht photographieren, weil ich weiß, daß ich nicht photographieren kann, was ich sehe. Ich will nicht photographieren, weil ich weiß, daß ich nicht photographieren kann, was ich fühle. Ich will nicht photographieren, weil ich weiß, daß ich nicht photographieren kann, was ich denke.

Ich habe mein Notizbuch in die Tasche gesteckt, ich will nicht schreiben. Ich will nicht schreiben, weil ich weiß, daß ich nicht schreiben kann, was ich sehe. Ich will nicht schreiben, weil ich weiß, daß ich nicht schreiben kann, was ich fühle. Ich will nicht schreiben, weil ich weiß, daß ich nicht schreiben kann, was ich denke.

Ich habe meine Hände in die Tasche gesteckt, ich will nicht handeln. Ich will nicht handeln, weil ich weiß, daß ich nicht handeln kann, was ich sehe. Ich will nicht handeln, weil ich weiß, daß ich nicht handeln kann, was ich fühle. Ich will nicht handeln, weil ich weiß, daß ich nicht handeln kann, was ich denke.

Ich habe meine Augen in die Tasche gesteckt, ich will nicht sehen. Ich will nicht sehen, weil ich weiß, daß ich nicht sehen kann, was ich sehe. Ich will nicht sehen, weil ich weiß, daß ich nicht sehen kann, was ich fühle. Ich will nicht sehen, weil ich weiß, daß ich nicht sehen kann, was ich denke.

Ich habe meine Ohren in die Tasche gesteckt, ich will nicht hören. Ich will nicht hören, weil ich weiß, daß ich nicht hören kann, was ich sehe. Ich will nicht hören, weil ich weiß, daß ich nicht hören kann, was ich fühle. Ich will nicht hören, weil ich weiß, daß ich nicht hören kann, was ich denke.

Ich habe meine Nase in die Tasche gesteckt, ich will nicht riechen. Ich will nicht riechen, weil ich weiß, daß ich nicht riechen kann, was ich sehe. Ich will nicht riechen, weil ich weiß, daß ich nicht riechen kann, was ich fühle. Ich will nicht riechen, weil ich weiß, daß ich nicht riechen kann, was ich denke.

Ich habe meine Zunge in die Tasche gesteckt, ich will nicht schmecken. Ich will nicht schmecken, weil ich weiß, daß ich nicht schmecken kann, was ich sehe. Ich will nicht schmecken, weil ich weiß, daß ich nicht schmecken kann, was ich fühle. Ich will nicht schmecken, weil ich weiß, daß ich nicht schmecken kann, was ich denke.

Ich habe meine Haut in die Tasche gesteckt, ich will nicht fühlen. Ich will nicht fühlen, weil ich weiß, daß ich nicht fühlen kann, was ich sehe. Ich will nicht fühlen, weil ich weiß, daß ich nicht fühlen kann, was ich fühle. Ich will nicht fühlen, weil ich weiß, daß ich nicht fühlen kann, was ich denke.

Ich habe mein Herz in die Tasche gesteckt, ich will nicht lieben. Ich will nicht lieben, weil ich weiß, daß ich nicht lieben kann, was ich sehe. Ich will nicht lieben, weil ich weiß, daß ich nicht lieben kann, was ich fühle. Ich will nicht lieben, weil ich weiß, daß ich nicht lieben kann, was ich denke.

Ich habe meine Seele in die Tasche gesteckt, ich will nicht leben. Ich will nicht leben, weil ich weiß, daß ich nicht leben kann, was ich sehe. Ich will nicht leben, weil ich weiß, daß ich nicht leben kann, was ich fühle. Ich will nicht leben, weil ich weiß, daß ich nicht leben kann, was ich denke.

Ich habe mich in die Tasche gesteckt, ich will nicht sein. Ich will nicht sein, weil ich weiß, daß ich nicht sein kann, was ich sehe. Ich will nicht sein, weil ich weiß, daß ich nicht sein kann, was ich fühle. Ich will nicht sein, weil ich weiß, daß ich nicht sein

Photos: Lars Andersson, Bengt Ekerot, Per Eriksson, Jan Lindblad, Ulf Lundin, Ulf Sjöstedt

überragen und oft steile Ufer bilden, ferner die herrlichen Laub- und die ausgedehnten würzigen Nieferwälder, sowie die saftiggrünen, von Pferde- und Rinderherden belebten Wiesen, und wir erhalten Landschaftsbilder, die an Anmut und Schönheit ihresgleichen suchen und auch ein verwöhntes Auge befriedigen. Am malerischsten und besuchenswertesten ist die Umgegend von Lyck und Goldap, welch letztere freilich, wie die Rominter Heide mit den Jagdgründen des deutschen Kaisers, zum Teil schon Litauen zuzurechnen ist, vor allem aber die Umgegend von Lötzen und von Nikolaiken.

Daß das Masurenland bis vor wenigen Jahren seinen landschaftlichen Vorzügen nach so wenig gewürdigt und von Touristen so wenig besucht wurde, lag an den ungünstigen Verkehrsverhältnissen. Seit aber drei Eisenbahnlinien die Landschaft gerade in ihren schönsten Teilen durchschneiden, vollends seit zu den steten Schleppdampfern, die auf der über 100 Kilometer langen Wasserstraße die Schätze der großen Forsten verfahren und gelegentlich auch von Touristen benützt wurden, infolge der Bemühungen der „Gesellschaft zur Erleichterung des Personenverkehrs auf den masurischen Seen“ zwei gut eingerichtete Personendampfer getreten sind, die den Verkehr regelmäßig vermitteln, suchen alljährlich Tausende auch aus den ferneren deutschen Gauen diesen schönen Erdenfleck auf. Nun hat Masuren auch einen würdigen Illustrator in einem Meister auf dem Gebiete der Photographie gefunden, der den Freunden landschaftlicher Schönheiten eine reizende Mappe bietet.

Die Geschichte Masurens ist etwas über 600 Jahre alt. Um die Mitte des 13. Jahrhunderts eroberten die in das heidnische Preußenland gerufenen Ritter des Deutschen Ordens auch die Landschaft Galindien, die ungefähr dem heutigen Masuren entspricht, und legten dann ihre Burgen an, die Angerburg, die Lötzenburg, die Johannisburg und andere. Wenn man aber will, kann man die Geschichte Masurens noch über 1000 Jahre weiter zurückführen, insofern der Geograph Ptolemäus (um 160 n. Chr.) bereits die Galindier kennt und die zahlreichen aufgefundenen römischen Kaisermünzen beweisen, daß eine Handelsstraße vom Schwarzen Meere aus nach der baltischen Bernsteinküste hier hindurchführte. Die schon im 5. Jahrhundert v. Chr. nachweisbare, von Olbia, der nördlichsten griechischen Kolonie am Schwarzen Meere, nach der Ostsee führende Handelsstraße, auf der die Griechen sich den Bernstein holten, ging weiter westlich über Bromberg, das Ptolemäus unter dem Namen Askaukalis kennt.

Nach der Eroberung durch den Deutschen Orden teilte die Landschaft die Schicksale des preußischen Ordenslandes, sowie später die des Herzogtums und des Königreichs Preußen. Der Name Masuren wurde allmählich üblich, seitdem sich im 14. und 15. Jahrhundert polnische Einwanderer aus dem Herzogtum Masovien in diesen durch die vielen Kriegszüge entvölkerten Strichen ansiedelten. Das furchtbarste Schicksal ereilte Masuren bald nach dem dreißigjährigen Kriege, der für die meisten Gaue des deutschen Vaterlandes eine so schreckliche Heimsuchung war, diese Gegenden aber unberührt gelassen hatte. Als nämlich während des schwedisch-polnischen Krieges der Große Kurfürst an der Seite der Schweden das polnische Heer in der dreitägigen Schlacht bei Warschau (28. bis 30. Juli 1656) geschlagen hatte, beschloß der König von Polen, sich durch einen Einfall in Preußen zu rächen. Der litauische General Gonsiewski erhielt den Auftrag, diesen Raubzug mit einigen litauischen Völkern und einer starken Schar Tataren auszuführen. Die schwache preußische Grenzbedeckung wurde am 8. Oktober bei Prassen zurückgeworfen, weil der schwedische General Steenbock seine Hilfe versagte, und nun ergossen sich die wilden Banden plündernd, sengend, mordend über das unglückliche Land. Auf des Kurfürsten energisches Betreiben gelang es zwar nach wenigen Tagen, sie zurückzudrängen und bei Philippowo aufs Haupt zu schlagen, aber dennoch fielen noch zweimal, Ende November desselben Jahres und im Februar 1657, feindliche Scharen verheerend ein. Wie die Horden gehaust haben, das zu schildern fehlt uns der Raum; es mag genügen, wenn wir hervorheben, daß sie im ganzen 13 Städte, 249 Flecken und Dörfer, 37 Kirchen eingeäschert, 23,000 Menschen erschlagen und 34,000 in die Tatarei geschleppt haben. Ueber 80,000 Menschen gingen dann noch an den Nachwehen, dem Hunger und der Pest zu Grunde.

Diese Verwüstung durch die Tataren, sowie ein halbes Jahrhundert darauf die durch die schreckliche Pest, welche in manchen Ortschaften keine, in anderen nur wenige Seelen am Leben ließ, war die Veranlassung, daß die preußischen Herrscher zu verschiedenen Zeiten Einwanderer hereinzogen, unter Deutschen auch Franzosen, Schotten und besonders die Salzburger. Wenn man nun bedenkt, daß außerdem vielfach auch Litauer aus der nördlich angrenzenden Landschaft herüberkamen, so wird man erkennen, daß in Masuren eine ganz bedeutende Völkermischung stattgefunden hat. Die gebildeten Stadtbewohner sprechen alle deutsch, die Landbevölkerung ein mit vielen fremden Bestandteilen versetztes und verderbtes Polnisch. Trotz dieser unterscheidenden Sprache sind die Landbewohner ganz deutsch gesinnt, wie sie denn auch alle deutsch verstehen und in ihrer Tracht und ihren Sitten sich nur noch selten von ihren deutschen Brüdern unterscheiden. Die russische Seite der Ostjorpenen dagegen, die sich vor sechzig Jahren in der Johannisburger Heide ansiedelte, hat sich in Glaube, Sprache, Tracht und Sitte bis jetzt rein erhalten.

Den Touristen, die das Land der Masuren kennen lernen wollen, sei empfohlen, diesem Zwecke wenigstens drei bis vier Tage zu widmen. Die Hälfte dieser Zeit genügt, um von der Südbahnstation Lötzen aus den am 20 Kilometer langen Mauersee gelegenen Lehndorffschen Landsitz mit seinen prächtigen Eichenwäldern und dem lieblichen Eilande Upalten, sowie Lötzens Umgegend, vor allem den neuen Aussichtsturm mit seinem großartigen Panorama zu besuchen. Die andere Hälfte verwende man, um von Rudczanny (mitten in dem Johannisburger Forst an der Allenstein-Lycker Bahn) aus über den Niedersee, sowie an Gudzianka vorbei über den Beldahnsee bis Nikolaiken zu dampfen, sodann um einige Ausflüge zu machen; so nach dem Philipponenkloster am Dubsee bei Eckertsdorf, nach der aus einem mächtigen Steinblock herausgewachsenen Linde, besonders aber nach dem Cruttinasee, von dem aus man wie in einer Laube auf leichtem Nachen den rasch strömenden Cruttinafluß ein paar Kilometer herabgleiten kann — ein unbeschreiblicher Genuß!

A. Ed. Schmidt-Loyca.

Eine Waldidylle.

Von

Otto Ansfeld.

„Bin über die Alpen gezogen,
Hier', wie die Lawine rollt,
Sah, wie in Meeresbogen
Taucht der Sonne Gold.
Aber nimmer vertauschte
Ich mit des Südens Land
Je das tannendurchrauschte
Nordische Heimatland.“

Mit diesem Dichterwort begrüßte ich die luftigen Schwarzwaldhöhen, als ich, vom Strand der Adria und von Venedigs lichtfrohem Farbenglanz zurückgekehrt, die heimatlichen Berge dunkeln sah. Ein größerer Kontrast wird sich wohl kaum dem Auge bieten. Dort das unermeßliche blaugrüne Meer, die schimmernden, aber zerfallenden Paläste, die Denkmäler einer großen, aber tragisch endenden Vergangenheit. Hier auf dem grünenden Hochland des Schwarzwalds das geisterhafte Rauschen der Tannen, die tiefste Waldeinsamkeit, das neckische Murmeln der Quellen — die ganze Natur wie in süßem Schlummer von goldener, froher Zukunft träumend. Aber nicht eintönig ist die Gegend. Sonnenglänzte Matten wechseln mit den dunklen, hundertjährigen Tannen. Auf sammetnem Waldboden magst du ruhen und dem Gesang der Vögel lauschen; plötzlich huscht ein Eichhörnchen über den Weg; ein Habicht fährt kreischend in die Luft. Du wanderst weiter auf silbern schimmerndem Pfad. Da plötzlich rauschts im Gebüsch: es sind Rehe, die in schnellen Sprüngen an dir vorübereilen und dann, im Dickicht stehend, mit klugen Augen dich betrachten. Nun tritts du heraus aus dem Getann; da braust die Bahn über den gewaltigen Viadukt, und ferner trägt der Wind den Klang der Räder ans lauschende Ohr.

Freudenstadt heißt die Stadt auf dem Berge, die nie das Herz gewonnen hat, und Kurhaus „Palmenwald“ ist das warme, traute Nest, in dem ich mich behaglich niederlasse, wenn ich den Staub der Großstadt von den Füßen abgeschüttelt habe. Draußen die würzige Tannenluft, der Sonnenschein auf den Bergen und die lauschigen Plätzlein im Grünen, — man könnte satt zum Dichten kommen. Und drinnen ist alles so heimelig, herzig und mollig, daß man den Lärm der Welt vergißt, den Wogenschlag der Zeit nur noch von fern hört. Ein christlich Kurhaus ist der „Palmenwald“, christlich im besten und freiesten Sinn des Wortes. Der Morgen- und Abendsegen wird nach gut schwäbischer Hausordnung in Gemeinschaft gebetet. Der kräfte- und gemütvolle frühere Missionar Huppenbauer erquickt die Hausgenossen mit dem rechten Lebensbrot. Des Abends sammeln sich die Gäste gern um ihn und seinen friedlichen Familienkreis; das Ganze wird dann zur erweiterten Familie, und er erzählt seinen Freunden gern vom dunklen Erdteil und von seinen Abenteuern im Aschantiland, so spannend, daß man kaum zu atmen wagt.

Wenn der Himmel so gnädig ist wie im holden Wonnemond des Jahres 1896, so bleibt man freilich nicht zu lange im Lesezimmer und im Speisesaal. Man eilt hinaus und steigt von Berg zu Thal, vom Thale wieder auf den Sattel des Gebirgs. Des Schwarzwalds Perle Allerheiligen mit seinem schäumenden Wasserfall, der Kniebis mit seiner Aussicht auf die Alpen, Rippoldsau mit seinem grünen Waldesbett, das Friedrichsthal mit seinen Eisenhämmern, die Hornisgrinde mit dem Blick auf den Silberstrom des Rheins und das Straßburger Münster: das sind Touren, die, in fröhlicher Gesellschaft ausgeführt, das Herz beglücken und den Blick erweitern.

Mit dem Angenehmen das Nützliche zu verbinden, ist nicht jedermanns Sache; aber der „Palmenwald“ hat es siegig gebracht. Bald tritt dem Heimkehrenden ein holdes Bild voll Anmut und voll Fröhlichkeit entgegen. Es ist die Schar der jungen Mädchen mit den weißen Hauchen, die in die Geheimnisse der Haushaltung und in die Kunst des Kochens eingeweiht und mit den Kenntnissen für ihren künftigen Beruf aufs beste ausgerüstet werden. Gewöhnlich treten sie im Winter ein, und rührend ist es anzuhören, wenn sie uns erzählen von dem überraschten, vom märchenhaften Duft umwebenen Tannenwald und von den Schlittenfahrten, die sie machen dürfen, und von den frohen Spielen, die sie aufzuführen pflegen, und von dem Heimweh, das sie nicht haben, und von den guten Lehren, die sie sammeln. Natürlich schwärmen sie alle für die treffliche Leiterin des Betriebs, das liebenswürdige Fräulein Schlatter, die mit ungemeiner Umsicht und Geschicklichkeit die rechte Freundlichkeit und Sanftmut in der schönen Harmonie verbindet. Ich glaube nicht, daß diese hohe Schule für das weibliche Geschlecht in irgend einem Teile hinter ihrem fürstlichen Vorbild in Baden-Baden zurückgeblieben ist. Man muß nur staunen, was die jungen Mädchen wissen, wie sie die schwierigsten Rezepte in den hübschen Köpfchen haben, wie sie genau angeben können, wie viel Nahrungsstoff die eine oder andere Speise in sich hat. Und wie verständnisvoll sie in die praktische Verwertung des Gelernten eingeleitet werden, das beweist die vortreffliche Küche, die man im Jahr 1896 nirgends besser als im Palmenwalde finden kann.

Jüngst kam ein Photograph in unsere Schwarzwaldeinsamkeit. Da ging es an ein Schmücken bei dem jungen Volk. Die tropfstein-eingerahmten Gartenplätzchen waren eben recht zum Hintergrund. Die Mädchen mit den malerischen Kopfputz und den blühenden Wangen, die allmählich auch die letzte Spur der Bleichsucht und der Blutarmut verloren hatten, stellten sich in buntem Kreis um ihre Lehrerin. Nun ging es los. Der Photograph schloß seinen Kasten, und ein Bild voll Sonnenschein war aufgenommen.

Am ersten Abend, als ich hier die müden Glieder streckte, war der Abschied einer von den jungen Damen. Da sangen sie zum Schluß das duftige Lied: „Aus der Jugendzeit“, dann noch den Abschiedsgruß. Die Augen wurden naß; am meisten trauerte die eine, welche scheiden mußte. „Auf Wiedersehn“, so klangs aus vollem Herzen. Und wer an diesem wonnigen Erdenfleckchen heimisch wurde, der stimmt aus voller Brust mit ein:

„O du Heimatflur, o du Heimatflur,
Daß zu deinem heil'gen Raum
Mich noch einmal zur, mich noch einmal zur
Gottlieb im Traum!“

Auf Wiedersehen übers Jahr im „Palmenwald“, und nicht bloß im Traum, sondern in holder Wirklichkeit!

Goldseliger Abend.

Von

Martin Beck.

Goldseliger Abend, goldselige Nacht.
Voll stummer, voll schlummernder Frühlingspracht,
Durchhaucht vom Frieden, durchhaucht vom Duft
Der dämmernden, glänzenden, köstlichen Luft,
Still neigest du wieder
Zur Erde dich nieder.
Rings über die Thäler, rings über das Land,
Ein leuchtendes Märchen im dunklen Gewand.
Goldseliger Abend, goldselige Nacht.
Die schweigend den Schlummer des Frühlings bewacht.

Goldseliger Abend, goldselige Nacht,
Noch immer bezaubert mich deine Macht.
Noch trifft du mir beseelend und sehend zurück
Versunkene Träume, versunkenes Glück.
Wie lauschend ich sinne,
Wie lauschend ich träume,
Da wird mir, als schwebt' ich im Sternenraum
In Wonne, in Frieden, und wüßt' es doch kaum.
Goldseliger Abend, goldselige Nacht,
Die schweigend den Schlummer des Frühlings bewacht.

Die Korbmacherei in Oberfranken.

Von

J. Georg Held.

Michelau in Oberfranken, „die Wiege der feinen Korbmacherei“, wie man dieses Dorf genannt hat, rüstet sich für den 21. Juni dieses Jahres zur Feier des hundertjährigen Gründungsfestes seiner ehemaligen Korbmacherzunft. Diese Feier darf auch das Interesse weiterer Kreise beanspruchen, weil Michelau und seine Umgebung, ferner einige Ortschaften im benachbarten Sachsen-Coburg das einzige Gebiet in Deutschland sind, wo die Korbmacherei ausschließlich und konzentrirt betrieben wird. Man hat nun häufig angenommen, und auch heute besteht diese Meinung noch allenthalben fort, daß die Korbflechterei in dortiger Gegend ein Kind unseres Jahrhunderts sei, und hat diese Ansicht zum Teil recht oberflächlich begründet. Nun, die Michelauer Feier liefert den Beweis, daß dem nicht so ist.

Das Jubiläum gab den Anlaß, daß man einmal etwas gründlicher dem Ursprung und der Entwicklung dieses Gewerbes nachging. Die Quellen, die dabei zu Gebote standen,

sind zwar spärlich, dennoch aber war es möglich, auf Grund derselben und mündlicher Mittheilungen ein ziemlich genaues Bild der Entwicklung zu geben. Die Korbmacherei, und zwar zunächst die grobe, die sich mit der Anfertigung von Nutzkörben beschäftigt, scheint in Michelau schon ziemlich früh betrieben worden zu sein. Bereits 1562 finden wir im Bamberger Kreisarchiv die Bemerkung, daß ein „Wendenmeher" an Hans Roter von Michelau verkauft wurde. Wendenmeher ist nach dem dortigen Sprachgebrauch eine Weidenkultur. Wir können nun aus dieser Angabe mit ziemlicher Sicherheit den Schluß ziehen, daß schon damals in Michelau die Korbmacherei betrieben wurde.

Absolute Sicherheit darüber erhalten wir erst 1772. In diesem Jahre fertigte ein gewisser Michael Ammüller

Fig. 1 Fig. 2

runde Taschenkörbe an (Figur 1). Das kahlrothe Geflechtmaterial, die geschälten Weiden — somit wurden sie im Naturzustande verarbeitet — lassen deutlich die Entwicklung erkennen, welche die Korbmacherei genommen haben muß.

Eine völlige Umwälzung trat im Jahre 1773 ein, zu dessen Beginn Johannes Puppert (geboren 1750) das erste Körbchen aus gespaltenen Weiden anfertigte. Es heißt, daß der Mann lange in Verlegenheit war, was er eigentlich für ein Meisterstück herstellen solle, das er, nebenbei bemerkt, um den Eheconsens zu erhalten, nach Bamberg abzuliefern

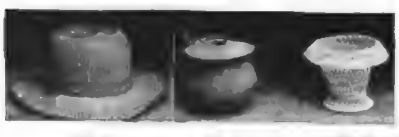


Fig. 3. Fig. 4. Fig. 5.

hatte. Bald kam er auf den Gedanken, die Weiden zu spalten; den Kern der Weiden entfernte er mit dem Messer, und mit den so erhaltenen Weidenschwarten flocht er das erste seiner Körbchen, welches nach ihm den Namen „Puppertle" erhielt (Figur 2). Sein Meisterdekret, das ihm zu Bamberg am 27. Januar 1773 ausgestellt wurde, bezeugt ihm ausdrücklich, daß „dieses Körbchen als erstes aus gespaltenen Weiden hier gesehen" wurde. Dieser Mann nun ist der Gründer der feinen Korbmacherei. Das von ihm angefertigte Muster beherrschte die Industrie bis in die fünfziger Jahre unseres Jahrhunderts hinein. Bald beschäftigte ganz Michelau sich nur mit der Anfertigung von „Pupperlen". Das hatte natürlich zur Folge, daß man neue Werkzeuge zum Spalten und Hobeln der Weiden erfand. Hatte man sich früher mit dem Messer behelfen müssen, so kam man jetzt bald darauf, einen bequemen Hobel anzufertigen, der es erlaubte,

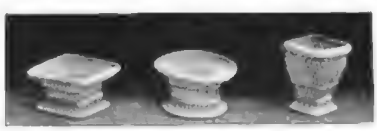


Fig. 6. Fig. 7. Fig. 8.

mit einem Zuge die Weiden vom ihrem Kerne zu befreien — eine ungeheure Arbeitsersparniß.

Dem Zuge der Zeit entsprechend, war es natürlich, daß das Gewerbe bald auch zunftmäßig betrieben wurde. Die erste beglaubigte Nachricht über eine Korbmacherzunft finden wir im Jahre 1796. Die Zunft hatte damals 138 Mitglieder, die sich auf dreizehn Ortschaften (alle in der Umgebung von Michelau) vertheilten. Neben den zünftigen Meistern gab es auch „unzünftige Korbstricker" oder „Pfuscher", die aber doch in einer gewissen Abhängigkeit von der Zunft standen. Sie hatten alljährlich einen Gulden an den „Zunftrechnungsleister" abzuführen und durften keine Gesellen halten, sondern waren auf die Mithülfe ihrer Angehörigen angewiesen. Die Zunftgenossen scheinen ihrer bald überdrüssig geworden zu sein. Als 1807 eine neue Zunftordnung erlassen wurde, sollten die Pfuscher beseitigt werden. Der Eintritt in die Zunft wurde ihnen erleichtert, doch um der Weiterverbreitung des Gewerbes ein Ziel zu setzen, nahm man die Bestimmung auf, daß von nun an kein Lehrling mehr zur Profession zugelassen werden solle, der das fünfzehnte Lebensjahr überschritten habe.

Als aber im Jahre 1825 die Regierung auf ihre vor 1807 geübte Praxis zurückgriff und den Betrieb der groben Korbmacherei freigab, bestand zwar die Zunft nominell noch

Fig. 9.

fort, allein die Mitgliederzahl sank; endlich im Jahre 1845 verzichtete die Zunft auf ihre „Konzession" und löste sich auf. Sie zählte 945 Meister. Welch ein Rückschritt seit ihrer Gründung! Die Auflösung der Zunft aber wirkte auf die Fortentwicklung des Gewerbes wahrhaft befreiend. Neue Materialien wurden nunmehr eingeführt, so Fischbein, dann Palmblatt oder Schilf, wie die Korbmacher es nennen. Nicht mehr am Alten blieb man hängen; hatte man sich bis 1850 mit der Anfertigung von „Pupperlen" und Hutenen (Figur 3) begnügt, so kam jetzt auch der Formsinn zu seinem Rechte (siehe die Nähkörbchen Figur 4—8). Bald kam auch Cocosfaser (Steegras) als Flechtmaterial zur Verwendung. Eine Zeitlang, bis ungefähr 1860, beherrschten die Steegraskörbe den Markt (Figur 9). Als dann nach dem Jahre 1866 das lackirte Rohr eingeführt wurde, wurden die Körbe benagelt, das heißt an den Rändern mit Lackrohr verziert. Auch das Korbgerüst, das vorher aus Weide bestand, wurde jetzt aus Rohr hergestellt (Figur 10). Nach dem Jahre 1870 folgte dann das feine Strohgeflecht, das als Arbeitsmaterial diente. Die Strohkörbe wurden dann auch „garnirt", das heißt mit glänzenden Lederrermen versehen (Figur 11).

Fig. 10.

Ein merklicher Fortschritt der Korbmacherei zeigt sich in der sogenannten Geflechtarbeit. Als Muster können wir hier aufführen einen Zeitungshalter aus Natur- und Lackrohr (Figur 12), ferner den Blumenkorb (Figur 13). Anstatt des Strohgeflechtes folgen dann in den achtziger Jahren die Bänder oder Borten und neuerdings auch das Celluloid. Ein bewußtes Zurückgreifen auf die anfänglichen Formen bemerken wir in den Papierkörben (Figur 14), sowie in den Fußsern (Figur 15 und 16). Diese dienen zur Aufnahme von Wäsche und so weiter. Wohl das begehrteste Material in unseren Tagen ist der Rafiabast, der zur Anfertigung von Blumenkörben und dergleichen verwendet wird.

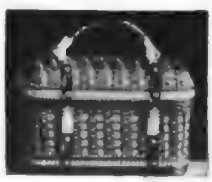


Fig. 11.

Damit hätten wir die Entwicklung der Korbmacherei in kurzen Strichen gezeichnet; es erübrigt uns nur noch, einen kurzen Rückblick auf den ursprünglichen Korbhandel zu werfen. Jeder Korbmacher vertrieb anfänglich selbst seine Ware; bald aber thaten sich einige Männer hervor, welche die angefertigten Waren aufkauften und damit größere Geschäftsreisen begannen. Am Ende des vorigen Jahrhunderts suchten sogar unternehmungslustige Männer fremde Welttheile auf. In Michelau selbst gründete Johann Georg Gagel das erste Korbgeschäft, das heute noch besteht. Als die eigentlichen Begründer des Korbhandels aber gelten Josef Kraus von Lichtenfels und Georg Ammüller von Michelau. Josef Kraus bereiste den Westen Europas und Amerika, Georg Ammüller den Osten und Asien. Als dann die Zunft sich aufgelöst hatte, begann die Blüthezeit des Korbhandels und infolge dessen auch die der Korbflechterei. Das war ja auch die Zeit, wo durch die großen Eisenbahnbauten der Verkehr sich riesenhaft steigerte. Die Beschwerlichkeiten der Reise mit Korbwaren entfielen nunmehr. Bald that sich auch in Lichtenfels der Korbhandel auf,

Fig. 13.

ebenso in Coburg und in Kronach. Nunmehr kaufmännisch und systematisch betrieben, bewirkte der Korbhandel natürlich

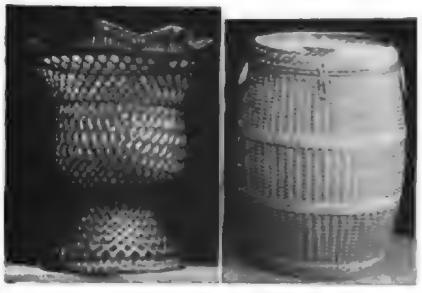


Fig. 14. Fig. 15.

eine Massenproduktion, der weder die Arbeit noch die Arbeiter günstig beeinflußte. Heute ist denn auch die Lage des Korbhandels sowohl wie die der Korbmacherei keine günstige.

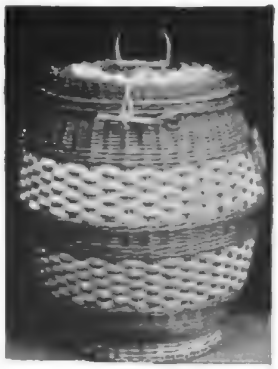


Fig. 16.

Besser wird es erst werden, wenn man von der Massenproduktion ablaßt und in gesünderer Bahnen beiderseits, bei Korbhändlern und Korbflechtern, einlenkt.

Digitized by Google

Vom Blumencorso in Westend bei Berlin.

Der Blumencorso, der seit einer Reihe von Jahren in jedem Frühling die Crême der Berliner Gesellschaft in dem Vororte Westend vereinigt und stets eine wahre Völkerwanderung nach dem dortigen Rennplatze veranlaßt, war diesmal nicht besonders von den Umständen begünstigt. Einmal blieb das Kaiserpaar aus, das man bestimmt erwartet hatte, und sodann ging, gerade als der eigentliche Corso, die Fundfahrt der herrlich geschmückten Wagen, beginnen sollte, ein heftiger Regen nieder.

Immerhin gab es viel Schönes zu sehen, und was die Pracht und die Ausschmückung der Wagen anbelangt, so übertraf der heurige Corso noch die früheren. Besonders hatten sich die Offiziere der Garderegimenter angestrengt, die auch eine ganze Reihe Mailcoaches, mit Vierer- und Fünferzügen bespannt, ins Treffen führten. Besonderes Aufsehen erregten jedoch zwei Gefährte von Privatleuten. Das eine war eine von fünf prachtigen Braunen gezogene Mailcoach, deren muschelförmigen, mit mattblauem und rosa Tüll drapirten Aufbau unzählige Heckenrosen schmückten. Neben dem Besitzer, dem Baron von Sanden, der das Gespann selbst lenkte, saß seine Gattin, einst als Clotilde Hager die gefeierte Schulreiterin des Zirkus Renz. Das andere Gespann, einem in Berliner Sportkreisen wohlbekannten Herrn H. gehörig, war ein wundervoll dekorirtes Gab, das Aeußere vollständig unter der üppigen Veilchendecke verschwindend, das Innere mit lila Seide ausgeschlagen, Polster von lila Tuchdecken an den Ecken des Deckes und dem vorderen Teile des Wagens befestigt. Welchem der beiden Prunkgefährte der Preis der Schönheit zu erteilen sei, darüber waren die Meinungen der Bewunderer geteilt; unser „Schnellmaler" hat, wie die Leser sehen, den Veilchen vor den Heckenrosen den Vorzug gegeben.

Nach einer Momentaufnahme von Zander & Labisch in Berlin.

Vom Blumencorso in Westend bei Berlin.

Für müßige Stunden.

Rustzählrätsel.

Von dem in der vorstehenden Figur enthaltenen Sternchen ist der 1e und 1a nächste Buchstabe (der Sonne zählt man, von diesem immer so weiter der ebenso viele noch rechts unten aufzuzählen, bis die Figur ausgezählt ist. In der Reihenfolge, wie die empfangen Buchstaben aufschreiben, ergeben dieselben einen Spruch von Matthisson.

a. Der unsichtbare Buchstabe wird gezählt?
b. Wie lautet der Spruch?

Literarisches Rätsel.

e, auf, berg, berg, bi, dur, en, horn, er, fen, gal, ge, he, ja, le, ma, mar, mann, na, o, ren, ri, she, sicher, ß, te, te, tel, thu, to, ub, ub, wo, ja.

Aus obigen Silben sind 10 Schriftstellernamen zu bilden, deren Anfangsbuchstaben, richtig unter einander gestellt, wieder den Namen eines Schriftstellers ergeben.

Homonymes Ergänzungsrätsel.

— — — ° Hier ein Pärchen, ein anderes dort, — eilt ihr sorglos dahin, euch freundt euerd Dasein, euer Freiheit und Liebe. O, wie selten findet man heute zwei Menschen, die in Ja — — — leben wie ihr!

Aud. Sp.

Buchstabenrätsel.

Es nennt dir, was in seinem Kreise
Bedeutend ist und groß von Weit;
Verändert du sein erstes Zeichen,
Wird es ins Gegenteil verkehrt.

B.

Schiebrätsel.

Die Wörter: Anfechten. Brocken. Rechtsorte, Meeresbrandung. Hofhalt, Gehalte, Verwalten. Maldonado, sind unter einander zu setzen und so zu verschieben, daß je zwei neben einander stehende Buchstaben, von oben nach unten gelesen, 11 einen deutschen Dichter, 21 sein gefeiertes Werk ergeben.

Silbenrätsel.

Aus Räumen stillen Friedens
Trug 1 zur Welt hinaus,
Was dienstbar wurde lauten Streit
Und noch dem Kampf und Strauß.

In Räume stillen Friedens
Führt dich die 2 hinein;
Doch sind die Hallen, weit das Haus,
Viel Sterne funkeln drein.

Nicht Anfang hat noch Ende
Die 3; doch heiß's im Nu,
Wenn du zu 1 die 2r fügst
Und nach die 3 dazu.

Auflösung des Rätsels Seite 584:
Schwerin.

Auflösung des Klein- und Großrätsels Seite 584:
rechten — Rechten

Auflösung des Silbenrätsels Seite 584:
„Tausend und eine Nacht".

Auflösung des Buchstabenrätsels Seite 584:
Ornament.

Auflösung des Worträtsels Seite 584:
Schnepfen — Schnupfen.

Auflösung des Bilderrätsels Seite 584:
Erfahrung ist eine große Lehrmeisterin, aber sie lehrt uns eine Menge Dinge, die wir besser nicht wüßten.

Auflösung der dreisilbigen Charade Seite 584:
Kuckuck

Auflösung des Rätsel-Distichons Seite 584:
Berlin, Wien.

Schachbriefwechsel.

G. B. in Wiesbaden. Was sagen Sie zu 1. L:f6—f4 † Kd8—d6 2. De5—e4 matt?

A. St. in Trzebnitz. Anonyme Aufgaben können wir nicht veröffentlichen.

A. J. in Warschau. Ihre Lösungen zu 17 und 18 sind nicht in unsere Hände gelangt. Die Verspätung der übrigen wollen Sie hoffentlich entschuldigen; es war so viele Studien zu portionen, daß nur wenige Mitteilung heute möglich ist. Ueber Nr. 21 äußerten wir uns schon früher.

A. H. in Temesvar. Schachaufgaben werden wenn sie korrekt sind, gern angenommen. Wegen Nr. 23 s. vorstehend.

K. v. B. in Eperjes (Ungarn). Ob. E. in St. Desgleichen.

H. L. in Wien. Desgleichen. Zu 22 schwarz 1. Dd1—d5 am Ne7 e6 [droht 2. Kc6—b5 Ne6 #. Daß Nr. 6 schon anderweitig veröffentlicht worden, war uns sehr wohl bekannt.

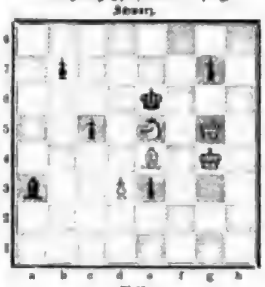
C. M. in Leipzig. Nach 1. Da8—a6 [schützt am Ng7—e6, wie auch am Ng7 #.

Richtige Lösungen sandten ferner ein: W. A. in Cottbus zu 17 und 18; A. J. in Warschau zu 19, 20, 21; K. H. in Temesvar zu 20 und 22. A. H. in A. (Publikumpel Wiesbaden) zu 21 und 22, Fr. in Nürnberg zu 21, 22, 23; Fräulein Amalie Wegener in Charlottenburg b. in Königsberg (Ostpreußen) zu 22; J. K. in Baden, O. M. in Leipzig und P. T. in Fürstenberg (Mecklenburg) zu 23, F. L. in Wien zu 23 und 24; Prof. Karl Wagner in Wien zu 25.

Schach.

(Bearbeitet von C. Schallopp.)

Aufgabe 27.
Von Georg Chocholous in Prag.
Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht an und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe 24 S. 552:

1. 1) Dg3—h3
2. 1) Se1)X(h3 (—e2. Sh)
3. 2) Kg5—f4
4. 2) Ke4)Xe3
5. 3) Th1)X(h3 matt

A.

1. 1) beliebig anders
2. 2) Dh3—e6
3. 2) La8)X(e4, —e4 ob beliebig anders
4. 3) Se6—h5. Der)Xe4, —e4 matt.

Partie Nr. 25.

Gespielt im Kasinoverein Schachklub im Dezember 1895.

Spanische Partie.

Weiß: Dr. J. Bannelt. — Schwarz: Graf Galuppi.

Weiß.	Schwarz.	Weiß.	Schwarz.
1) e4—e4	**e7—e5**	14) e4)X(d5	Td8—e8 †)
2) Sg1—f3	**Sb8—c6**	15) Ke1—f2	Ka8—c7
3) Lf1—b5	d7—d6	16) Se6)X(f4 †	Ke8—d7
4) d2—d4	Le8—d7	17) Df3—g3	Se7—c6 †)
5) Sb1—c3	Sc6—e7	18) f2—f4	Ke7—f7 †)
6) d4—d5? } †)	Se6—b8,	19) f4)X(e5	d6)X(e5
7) Sf3—g5 † }	Ld7)X(b5	20) Dg3—e5	Le8—d6
8) De2)X(b5	f7—f6 †)	21) De5—h5 †	Kf7—g8 †)
9) Sg5—e6	Dd8—d7	22) Se3—e2!	Ld6—e5
10) De2)X(b5	Sb8—a6	23) La2—e6	Se6—c5
11) c2—c4	e7—e6	24) Se2—f4	Se5—d6
12) Sb5—c8	b7—b6 †)	25) Sf4—e6	Td1—e8
13) Le1—a6	a6)X(b5	26) Tf1—f5 †)	Aufgegeben. †)

†) Dieses kühne Angriffsmanöver schuf die theoretische Berechtigung, wie sie die letzten 3 Züge von Schwarz darstellen, gründlich zu widerlegen.

†) Bei Lb5—a6 2. Df3—f7 † Ke8—d7 3. Df7—e6 † Kd7—c8 4. Se3—f5 Df6—d7 5. Df6—d7 † Se6)X(d7 6. d5)X(e6 Sb6—c8 7. Le1—e3 Se6—d8 8. Sb5—f7 Sd8—e6 9. Sf7—g5 Sg8—h6 10. Dd7—e6 † Kc8—b8 11. Sg5—f7 Sh6—g8 12. Sf7—h8 Sg8)X(e6 13. d5)X(e6 Sb6—c8 14. Le1—a5 Se6—d8 15. Sh8—f7 Sd8—e6 16. Sf7—g5 Sg8—h6 17. Se4—d4 La3—b4 18. Le3—d4 e5)X(d4 19. Se3—d5 Ta8—e8 20. Lb5—d3 Sc8—b6 21. Sd5—f7 Te8—e7 22. Sf7—h8 Th8—f8 23. Sh8—g6 † Kb8—a8 24. Dd6—d5 Se7—c6 25. f2—f4 Dd8—d6 26. Dd5—e5 Te7—e8 27. Sg6—f8 Te8)X(f8 28. Te1—f1 Tf8—e8 29. Tf1—f5 Te8—e7 30. Dd5—d6 Te7—e8 31. Tf5—f8 Te8)X(f8 32. De5)X(f8 † Ka8—b8 33. Df8—d6 † Kb8—a8 34. Dd6—d5 † Ka8—b8 35. Dd5—d6 † Kb8—a8 36. Dd6—d5 † Ka8—b8 37. Dd5—d6 † Kb8—a8 38. Dd6—d5 † Ka8—b8 39. Dd5—d6 † Kb8—a8 40. Dd6—d5 † Ka8—b8 41. Dd5—d6 † Kb8—a8 42. Dd6—d5 † Ka8—b8 43. Dd5—d6 † Kb8—a8

Im Bau fest und sicher

Ein Bildwerk von Gerhard Marcks

Gerhard Marcks, der bekannte Bildhauer, hat für die Fassade des Neubaus der Bauhochschule in Berlin-Charlottenburg ein Bildwerk geschaffen, das in seiner Art einzigartig ist. Es ist ein Relief, das in Sandstein gehauen ist und das Thema „Bauen" behandelt. Es ist ein Thema, das in der Geschichte der Kunst immer wieder gestaltet worden ist, und es ist ein Thema, das auch heute noch, wo wir wieder bauen, wo wir wieder Häuser errichten, wo wir wieder Städte aufbauen, wo wir wieder Dörfer neu gestalten, wo wir wieder Straßen und Brücken bauen, wo wir wieder Kanäle graben, wo wir wieder Deiche errichten, wo wir wieder Bäume pflanzen, wo wir wieder Gärten anlegen, wo wir wieder Felder bestellen, wo wir wieder Ernten einbringen, wo wir wieder Vorräte anlegen, wo wir wieder Werkzeuge herstellen, wo wir wieder Maschinen bauen, wo wir wieder Fabriken errichten, wo wir wieder Arbeitsplätze schaffen, wo wir wieder Menschen beschäftigen, wo wir wieder Menschen ernähren, wo wir wieder Menschen kleiden, wo wir wieder Menschen behausen, wo wir wieder Menschen pflegen, wo wir wieder Menschen heilen, wo wir wieder Menschen trösten, wo wir wieder Menschen lieben, wo wir wieder Menschen hassen, wo wir wieder Menschen töten, wo wir wieder Menschen sterben, wo wir wieder Menschen begraben, wo wir wieder Menschen vergessen, wo wir wieder Menschen erinnern, wo wir wieder Menschen ehren, wo wir wieder Menschen verehren, wo wir wieder Menschen anbeten, wo wir wieder Menschen vergöttern, wo wir wieder Menschen verdammen, wo wir wieder Menschen verfluchen, wo wir wieder Menschen segnen, wo wir wieder Menschen taufen, wo wir wieder Menschen konfirmieren, wo wir wieder Menschen trauen, wo wir wieder Menschen scheiden, wo wir wieder Menschen versöhnen, wo wir wieder Menschen entzweien, wo wir wieder Menschen einigen, wo wir wieder Menschen trennen, wo wir wieder Menschen verbinden, wo wir wieder Menschen lösen, wo wir wieder Menschen binden, wo wir wieder Menschen befreien, wo wir wieder Menschen knechten, wo wir wieder Menschen unterdrücken, wo wir wieder Menschen erlösen, wo wir wieder Menschen verdammen, wo wir wieder Menschen richten, wo wir wieder Menschen verurteilen, wo wir wieder Menschen freisprechen, wo wir wieder Menschen begnadigen, wo wir wieder Menschen hinrichten, wo wir wieder Menschen ermorden, wo wir wieder Menschen opfern, wo wir wieder Menschen verbrennen, wo wir wieder Menschen vergasen, wo wir wieder Menschen vergiften, wo wir wieder Menschen ertränken, wo wir wieder Menschen erschießen, wo wir wieder Menschen erhängen, wo wir wieder Menschen köpfen, wo wir wieder Menschen rädern, wo wir wieder Menschen vierteilen, wo wir wieder Menschen pfählen, wo wir wieder Menschen steinigen, wo wir wieder Menschen kreuzigen, wo wir wieder Menschen auferstehen lassen, wo wir wieder Menschen in den Himmel aufnehmen, wo wir wieder Menschen zur Hölle fahren lassen, wo wir wieder Menschen zum Fegefeuer verdammen, wo wir wieder Menschen ins Paradies einlassen, wo wir wieder Menschen ins Nirwana eing

Notizblätter.

Tonkunst.

— In neuer, genau revidirter Ausgabe sind im Verlage von Karl Haslinger zu Wien die Konzerte von J. Moscheles für Pianoforte mit Begleitung des Orchesters erschienen. Auch ohne letztere seien diese Klavier-Konzerte Freunden ernster Musik, welche über technische Fertigkeit und gute Schule verfügen, warm empfohlen, da sie eine wesentliche Bereicherung des Notenstoffes für ordinäre Hausmusik bilden.

— In der „Deutschen Militär-Musiker-Zeitung“ wird ein interessanter Aufsatz über drei bisher so gut wie unbekannte, für Schleswig-Holstein im Jahre 1864 gedichtete plattdeutsche Lieder Fritz Reuters veröffentlicht. Sie sind dem Verfasser, dem in Oberschlesien lebenden Konzertsänger und Musikschriftsteller A. M. Hertzen-Möller, entglitten, zu dem bedeutendsten dieser Lieder die Melodie aufzufinden und auch die Akkompagnirt des Komponisten zu setzen; es ist der 76jährige Musikdirektor Professor Carl von Garnier zu Altona. Auch die Noten zu dem Fritz Reuterschen Gedicht: „Wie hett en dütsches Hart!“ sind beigefügt.

Vereinswesen.

— Der Verein für Handlungs-Kommis von 1858 in Hamburg erfreut sich, wie unserm kürzlich ausgegebenen 39. Jahresberichte zu entnehmen ist, eines blühenden Standes. Die Mitgliederzahl hat sich während des letzten Jahres von 46,316 auf 49,559 erhöht, und an offenen Stellen wurden in dem gleichen Zeitraum 4467 kostenfrei belegt. Als Beilage enthält der Bericht eine Abbildung der schönen Bronzetafel, welche der Verein in seinem Vereinslokale dem Andenken an seine im Kriege 1870/71 gefallenen Mitglieder errichtet hat.

— Die Stellenvermittlung des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins hat sich wieder um ein Beträchtliches erweitert. Im Vereinsjahre 1895/96 wurden 702 Stellen für Lehrerinnen und Erzieherinnen besetzt, und zwar 506 durch das Leipziger Zentralbureau und die mit demselben verbundenen Agenturen in Deutschland, 140 durch den Verein deutscher Lehrerinnen in England, 20 durch den Verein deutscher Lehrerinnen in Frankreich und 14 durch den Verein deutscher Lehrerinnen in Italien. Der Geschäftsverkehr war das ganze Jahr hindurch ein sehr reger; auch ungewöhnlich viele zahlreiche Lehrerinnen- und Stellengesuche zu erledigen. Die Zentralstelle der Stellenvermittlung befindet sich in Leipzig, Plagwitzerstraße 17.

Ausgrabungen.

— In Delphi wurde durch die Franzosen unterhalb des Theaters eine schöne Kupferhand entdeckt, deren Bedeutung noch nicht erklärt ist. Die Bildsäule, 1,78 Meter hoch, ist vom Kopf bis zu den Hüften wohlerhalten, nur die linke Hand verstümmelt. Sie trägt ein Gewand von ungewöhnlich regelmäßigem Faltenwurf, das unterhalb der Brust von einem Gurtel zusammengezogen wird. Das Haar ist schön geordnet, die Stirn von einer breiten Binde bedeckt. Augapfel und Pupille, die scharf gezeichnet sind, bestehen aus einer emailartigen Masse (Smalte), desgleichen die Augenwimpern. Die rechte Hand hält die Zügel eines Pferdes, von dem die beiden Hinterfüße und der Schweif erhalten worden sind. Das langgestreckte Lockenhaar des Jünglings fällt über Ohren und Schläfengegend herab; außerdem zeigt er einen Bart. Die ganze Darstellung erweist Anmut und natürliches Maßgefühl.

Bei den Ausgrabungen der englischen Schule in Milo wurde vor kurzem ein Gebäude aus römischer Zeit mit einer Anzahl von Zimmern freigelegt. Von dem einen Zimmer ist eine ganze Säulenreihe gefunden worden; der Fußboden wird durch eine sehr schöne Mosaik gebildet. Zwei Borreihe, die verschiedene geometrische Figuren umschließen, befinden sich zu beiden Seiten eines Kreises, in dem Fische und Meertiere dargestellt sind; außerhalb des Kreises sind an vier einander entsprechenden Stellen maskenähnliche Darstellungen angebracht. Innerhalb ist eine Inschrift, die gründlich mit Mosaikbrocken neben dem Kreise eingefaßt ist: „μηδεν μη ὑγιες“. (Nur kein Wasser). Das Ganze wird von einem Gürtel von Blumen umgeben. Unter ist von den Darstellungen innerhalb des Kreises ein Teil zerstört. Auch die Wände des Hauses hatten eine breite farbige Ausschmückung, doch ist hiervon nur wenig erhalten. Außerhalb des Hauses wurde ferner ein Sockel gefunden, der das Hüftbild des Hierophanten M. Murrius trug. Der Priester ist mit einem faltenreichen Chiton bekleidet und trägt darüber eine Tierhaut. Das Kunstwerk gehört zu den schönsten aus römischer Zeit, leider fehlt der Kopf. Man darf annehmen, daß das Gebäude für Versammlungen der Dachgenossenschaft diente.

Kunst.

— Seit von und wiederholt erwähnte Prachtwerk „Moderne Meister“, das sich die Aufgabe stellt, die Werke der kaiserlichen Gemäldegalerie in Wien in naturgetreuen Nachbildungen wiederzugeben, ist im soeben Teile seiner edlen Lieferung dem ausgezeichneten Genre- und Porträtmaler Ferdinand Georg Waldmüller (geb. 1793, gest. 1865) gewidmet. (Wien, Kunst- und Verlagsanstalt von J. Löwy L. und L. Hofphotograph). In seinem bisherigen, sowohl den Künstler wie Fach anziehenden, wie jeden Kunstfreund ungewöhnlich fesselnden Texte behandelt August Schäffer eingehend das reiche Schaffen des Meisters, indem er der einzelnen Werke so nähere Beziehungen zu seinem Lebensgange bringt. Abgesehen von mehreren Abbildungen im Text, worunter das Selbstporträt des Meisters, ist Waldmüller in dieser Lieferung mit einem landschaftlichen Gemälde vertreten, einem humorvoll belebten Motiv aus dem Semmering. Ferner bringt das Heft auf großen Kunstblättern: die römische Ruine von Schönbrunn von Karl Moll, Waldlandschaften von Josef Feid und Josef Holzer, den „Dudelsackmann von der Alpe“ von C. Schlmayer, den „Amlerstein in Tirol“ von Julius von Blaas und C. Wolfsegger's Historienbild „Kaiser Ferdinand II. in der Unterredung mit der Religionsdeputation während Messe versammelt.“ Jedes der Kunstblätter ist in tadelloser Vollendung ausgeführt.

Briefmappe.

Ludwig G. in B., Ungarn. Vor der Uebersiedelung ist unter den gegenwärtigen ausländerfeindlichen Verhältnissen nachdrücklich zu warnen.

M. K. in J. Von hohem poetischen Schwung und edler Empfindung, indessen in der Form nicht tadellos. Es müssen mit Leider auf den Abend vergeben.

Martin W. in L. Gruß D. in Gl., Pr. W. Of. in Berlin, Gruß Al. in Leipzig. Mit Dank abgelehnt.

O. G., Abonnent in J. Photographischer Lehrinstitut des Lette-Vereins, Berlin, Königgrätzerstraße 90. — Edith Helmerhaft (Bayern). Lehrinstitut von Fr. Cronenberg, Crefeld. Ein um Textprobe.

Hans L. in W.-R. Geben Sie nur ein. An der Prüfung wird es nicht liegen, ob sie aber gründlich ausfällt, läßt sich nicht voraussagen.

Reisetasche. Elegant, leicht und solid.

— Englische Form. —

Vom braunem, genarbtem Rindleder, kräftigem Bügel, sicherem, vierfachem Verschluss, Lederfutter und grosser Innentasche

Nr.	Länge	Preis
1354	41 cm	12 M.
1356	39 „	16 „
1360	45 „	20 „

Illustrirte Preisliste gratis.

Preise ohne jeden Rabatt, Versand franko. Verpackung gratis.

Zu beziehen nur durch Fabrik und Versandgeschäft

Moritz Mädler, Leipzig-Lindenau,

oder dessen Verkaufslokale: Berlin, Leipziger Str. 101-2. Leipzig, Petersstr. 8. Hamburg, Neuerwall 84.

Billige Romane. Verzeichnis hierüber mit Urteilungen kostenlos und postfrei von der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Christofle-Bestecke in Fabrikgewicht. Fabrikmedaillen **Stuttgart**, Königstrasse 19.

Musik-Preisliste u. Kataloge gratis.

Thierack's hygienische Fettseife No. 690 ist die beste Seife zur Pflege der Haut.

Schwarze Seidenstoffe

jeder Weite und farbige jeder Art zu wahrhaften Fabrikpreisen unter Garantie für Echtheit und Haltbarkeit von M. 95 Pf. bis M. 15 p. M. porto und zollfrei ins Haus. Beste u. direktester Bezugsquelle für Private. Tausende v. Anerkennungsschreiben. Muster franko. Doppelt. Briefporto nach d. Schweiz.

Adolf Grieder & Cie., Seidenstoff-Fabrik-Union, **Zürich**

Königl. Spanische Hof-Seidenstoffen.

Gesetzl. Geschützte Handels-Marke.

"MAIZENA"

The NATIONAL STARCH MANUFACTURING COMPANY NEW YORK, U. S.

Unübertrefflich z. Herstellung von Puddings, Torten, Mehlspeisen. Für Suppen u. Saucen. Das beste Nahrmittel für Kinder und Kranke. Ueberall Vorräthig.

Bade-Einrichtungen.

Kinder-Badewannen, Zimmerklosets und Bidets.

Verbindg. sanitätsgemäße Fabriken

C. Maquet.

Berlin W., Charlottenstr. 81, u. **Heidelberg.**

Berliner Gewerbe-Ausstellung 1896

Mai bis Oktober.

Deutsche Fischereiausstellung * Deutsche Kolonialausstellung

Kairo * Alt-Berlin * Riesenfernrohr * Sport-Ausstellung

Alpen-Panorama * Nordpol * Vergnügungspark.

Die Fahrräder aller Fahrräder

Eleganz, Leichtigkeit, Haltbarkeit und wissenschaftlicher Genauigkeit in der Herstellung sind die hervorragendsten Eigenschaften dieser weltberühmten Fahrräder.

HARTFORD FAHRRÄDER sind die nächstbesten nach **COLUMBIA**, niedriger im Preis, u. beide sind in dem grossartig ausgestatteten Fahrrad-Katalog der Pope Mfg. Co., Hartford, Conn. V. S. A., illustrirt u. beschrieben u. ist dieser gratis u. franko zu beziehen durch

MARKT & CO. Ltd., Hamburg.

Zuverlässige Händler gesucht, soweit noch nicht vertreten.

Andreas Saxlehner in Budapest,

kais. und kön. HOF-LIEFERANT.

Analysirt und begutachtet durch Liebig, Bunsen, Fresenius, Ludwig.

Saxlehner's Hunyadi János Bitterwasser

ist einzig in seiner Art.

Als bestes natürliches Bitterwasser bewährt und ärztlich empfohlen.

Mehr als 400 Gutachten ärztlicher Celebritäten bezeugen seinen eminenten Heilwerth.

Saxlehner's Bitterwasser

Anerkannte Vorzüge:

Prompte, verlässliche, milde Wirkung.

Leicht und ausdauernd vertragen. Gleichmässiger, nachhaltiger Effect. Geringe Dosis. Milder Geschmack.

In den Mineralwasser-Depôts und Apotheken erhältlich. — Man wolle stets ausdrücklich verlangen:

Zum Schutze gegen irreführende Nachahmung:

Auf jeder Etiquette der echten Hunyadi Janos Quelle befinden sich Firma und Namenszug „Andreas Saxlehner“

Saxlehner's Bitterwasser

Station der Linien: Pforzheim-Herb-Turbinenthard-Stuttgart-Calw-Horb.

Schwarzwald-Bad Teinach

Seit über 300 Jahren bestbesuchte u. beliebteste Curort. Saison vom 15. Mai bis 1. Oktober

Leistungsfähigste Bäder- und Mineral-Quellen-Anstalten [illegible] gegen Lungen- und Luftröhren-Leiden, Nervosität und Frauenkrankheiten, Hautausschläge, Katarrhe der verschiedensten Schleimhäute [illegible] Wasserversand. Wasserheilanstalt [illegible] Bad-Hotel. [illegible] Wagen und Pferde zu Ausflügen. [illegible] durch den Besitzer Ludwig Bauer. — NB. Sämtliche Mineralquellen Teinachs sind Eigenthum des Bad-Hotels. — Von hier [illegible] ersten Ranges nach Wildbad [illegible]

Verkaufsstellen an allen bedeutenderen Orten Deutschlands.

Wo nicht erhältlich, wende man sich direkt an die Firma.

Nur der **Original-Soxhletapparat**, gekennzeichnet durch den Namenszug des Erfinders, keine der zahlreichen mangelhaften oder gänzlich werthlosen Nachahmungen ermöglicht die erfolgreiche Durchführung der Säuglingsernährung nach Soxhlet.

METZELER & CO., Kgl. Bayer. Hof-Gummiwaren-Fabrik, München.

Krankenstühle, Rohrstühle, Lenetische, Klosets, Bidets, verstellbare Kopflissen.

Illustrirte franko und gratis.

E. Jackel's Kranken-Möbel-Fabrik,
Berlin SW., Markgrafenstr. 20, [illegible] Kochstr. — Wien VI., Mariahilferstr. 31.

PRYM'S

Patent Reform **Haken und Oesen**

sind die *besten* Kleiderschliesser der Welt.

Keine Dame sollte versäumen, ausdrücklich PRYM's Patent Reform Haken und Oesen verwenden zu lassen.

Jede Schneiderin welche sich [illegible] erlernen will, kann nur PRYM's Patent Reform Haken und Oesen verwenden.

Der Sitz der Taille hängt von [illegible] Verschluss derselben ab. Nur PRYM's Patent Reform Haken und Oesen bieten die Gewähr, dass [illegible] Taille [illegible] bequem sitzt.

Zu haben [illegible] besseren Posamenten- und Kurzwaaren-Handlungen.

Fabrik: **William Prym'sche Werke** Stolberg (Rhld.), Weissenbach (Niederösterr.) und St. Denis (Frankreich).

Natur-Heilanstalt
Johannisbad
Eisenach, Thür.
Musteranstalt. Anerkannt Erfolge bei chronischen Leiden des Frauenleidens. Ihr. med. Wittich, prakt. Arzt [illegible] Spezialarzt f. Naturheilkunde. Freie mhoeig. Prospekte.

Nordseebad Westerland-Sylt.
Hotel zum Deutschen Kaiser. Logirhaus und Halle am Strande.
[illegible] Temperaturen wird im Mai, Juli, Aug. und Sept. [illegible] Bäder, [illegible] Stranden [illegible] durch vorzügliche Betten, gute Verpflegung und angerechnet billige Preise, [illegible] Spezialarzt i. Kleine Brennöle, Lese-, Musik-, Billardzimmer, ungeröstet Gesellen. Alle Zeitschriften [illegible] ausgelegt. Gebrauchte und [illegible] gegen [illegible] Zahlung von Rudolf Mosse und Haasenstein & Vogler A.-G., [illegible] gratis und franko durch die Direktion. **A. Hast.**

Königliches Bad Oeynhausen.
Sommer- und Winter-Curort.
Seebäder der ganzen Nordseeküste und [illegible] Stationen [illegible] Oktober b. Mitte Sept. [illegible] Bäder, Eisenmoorbäder, Kohlensäurebäder, Fichtennadelbäder, Sool-Inhalations-Anstalten, Kohlensäure-Inhalations-Anstalten, Kohlensäure-Bäder, Eisenmoorbäder, Kohlensäure-Bäder, Eisenmoorbäder, Kohlensäure-Bäder, Eisenmoorbäder

Tragt Wagners Echtes Deutsches Merino (Echte Deutsche Vigogne).

Gesundheitlich die besten, im Tragen die angenehmsten und im Gebrauch die billigsten

Strickgarne, Unterkleider, Socken, Strümpfe, Kindersachen, Flanelle etc.

sind die aus dem **echten deutschen Merino (echte deutsche Vigogne)** von **Wagner & Söhne in Naunhof** hergestellten.

Bestehend aus einer Mischung von bester Wolle und Baumwolle sind sie unerreicht haltbar, laufen in der Wäsche und beim Tragen nicht ein und bleiben stets weich und anschmiegend. Ersetzen den Kamm- [illegible] für jeden Zweck, in Maschinen [illegible] Zu haben in allen besseren Garn- und Wollwarenhandlungen. Wo nicht vorrätig, wird die nächste Bezugsquelle bereitwilligst nachgewiesen.

50% Gewichtsersparniss!

MÄDLER'S PATENT-KOFFER

Unerreicht an Leichtigkeit, Eleganz u. Haltbarkeit.

Filialen: LEIPZIG, Peters Str. 8 BERLIN, W. Leipziger Str. 46 a HAMBURG, Neuer Wall 34

Fürs Ausland Wiederverkäufer gesucht. **Moritz Mädler,** LEIPZIG-LINDENAU.

Erfrischende, abführende Fruchtpastille

TAMAR INDIEN GRILLON

Gegen **VERSTOPFUNG** Hämorrhoiden, Congestion, Leberleiden, Magenbeschwerden

PARIS, 33, Rue des Archives — In allen Apotheken.

Das beste u. berühmteste Toilettpuder

VELOUTINE FAY

EXTRA POUDRE DE RIZ

mit BISMUTH zubereitet — 9, Rue de la Paix, PARIS.

Patent 20,937.

Gegen Blutarmut!

Dr. Pfeuffers Patent 20,937. München, den 17. Juli 1884

Die k. Untersuchungsanstalt bezeugt, dass die von Herrn Dr. Pfeuffer bereiteten und mehr [illegible] Blutes ein Ansteigen [illegible] Dr. Rudolf Emerich, k. [illegible] Dr. Karl von Fehrmann [illegible]

Jessler's Ludwigs-Apotheke zu München.

Bei Einkauf in Apotheken stets nur auf [illegible] Pfeuffers Patent.

Cur 4 M., ausreichend für 3—4 Wochen.

Zu beziehen durch die **Kgl. Universitäts-Kinder-Poliklinik** (Reichsgraf [illegible] Fortwährend [illegible]

LIEBIG

COMPANY'S

FLEISCH-EXTRACT

Nur ächt, wenn jeder Topf den Namenszug J. Liebig in blauer Farbe trägt

Das Fleisch-Pepton der Compagnie Liebig

ist wegen seiner außerordentlich leichten Verdaulichkeit und seines hohen Nährwertes ein vorzügliches Nahrungs- und Kräftigungsmittel für Schwache, Blutarme und Kranke, namentlich auch für Magenleidende.

Hergestellt nach Prof. Dr. Kemmerich's [illegible] unter Leitung [illegible] von Pettenkofer und Prof. Dr. Carl von Voit, München.

Käuflich in Dosen von 100 und 200 Gramm

Dr. von Hartungen's Naturheilanstalt

RIVA am Gardasee.

Neueste Akklimatisations-Heilstätte und Apparatsanlagen der Neuzeit. Prospecte [illegible]

Eröffnet im Mai 1890.

Jungborn

Luftkurort in Eckerthal zwischen Harzburg u. Ilsenburg.

In der schönsten Partie des Harzes.

Einrichtung für das naturgemässe Bad

[illegible]

Ad. Just, Besitzer und Leiter.

Eutin

[illegible] Sommer-Residenz [illegible] Tüchtigen Schule [illegible] Wälder, Seen, Bad, Kasinos, [illegible] Strande.

Der Bürgermeister.

Dr. Oldenbergers Heilanstalt für Nerven- u. Gemütskranke in Rellingen (Holstein)

[illegible]

Bad Ems

Prospekte, illustrirte Wohnungs- und Pensions-verhältnisse umgehend franko durch Kurhaus Schloss Langenau.

Gesichtshaare und ihre Heilung

[illegible]

1100 stilvolle Laubsäge-, Schnitz-, Flach- u. Kerbschnitt-, Holzbrand-Malerei- etc. etc. Vorlagen auf Papier und Holz.

[illegible] Meyr & Widmayer, München.

CHOCOLADEN, CACAOS, Biscuits, Cakes von **B. SPRENGEL & Co.**

HANNOVER

sind unübertrefflich. Zu haben in fast allen besseren Geschäften

Lübeck — Kopenhagen — Malmö

täglich Nachmittags 5½ Uhr mittelst erstklassiger Postdampfer.

Kombinirbare Rundreisebillets

nach **Dänemark, Schweden, Norwegen,** via Lübeck, werden auf allen deutschen Eisenbahnstationen ausgegeben

Lübeck — Kalmar — Stockholm

mittelst erstklassiger Passagierdampfer jeden **Mittwoch und Sonnabend Nachmittags 5½ Uhr.**

[illegible] Lübeck-Kopenhagen-Gothenburg-Stockholm [illegible] Fahrkartenausgabe sowie Näheres bei **Lüders & Stange, Lübeck.**

Gegründet 1840.

KEMPF-SECT

Gebrüder Kempf, Königl. Bayr. Hoflieferanten

Neustadt a. d. Haardt (Rheinpfalz)

Trotz abermaliger Erweiterung

seit 1. Januar 1886 erhöhten

Die Modenwelt

ohne jegliche Preiserhöhung. Statt früher 8 bei nur der jährlich 24 reich illustrirten Nummern jetzt in 8 [illegible] Mode, Handarbeiten, Unterhaltung, Wirthschaftliches, Außerdem jährlich 12 große farbige Modenphotogramme mit gegen 100 Figuren und 12 Beilagen mit etwa 240 Schnittmustern etc.

Vierteljährlich 1 Mark 25 Pf. = 75 Nr. — Auch in Heften zu je 25 Pf. = 15 Nr. (Post-Zeitungs-Katalog Nr. 4506) zu haben. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten (Post-Zeitungs-Katalog Nr. 4507). — Probenummern in den Buchhandlungen gratis.

Normal-Schnittmuster, besonders aufgezeichnet, zu 30 Pf. portofrei.

Berlin W, Potsdamerstr. 38. — Wien I, Operng. 1

Gegründet 1865

Meine **Patent-Urania-Taschen-Wecker-Uhr**

[illegible] Gebrauchs-Uhr [illegible]

Andreas Huber,

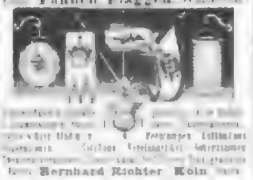
Uhren- u. Chronometerfabrikant.

München [illegible] Residenzstr. 11a.

PATENTE

RICHARD LÜDERS, GÖRLITZ.

[illegible]



Nach den neuesten Arbeiten der Autoritäten verbesserte Krahe-Hofmann'sche

Fleischsolution

der Dr. Mirus'schen Hofapotheke i. H. STOLZ' Jena — das leichtverdaulichste Nahrungsmittel für

Magen- und Darmkranke,

als vorzügliches Kräftigungsmittel bei Nervenleidende, Genesende, Blutarme, Schwächl. Kinder, [illegible] bei Krankheiten des Mundes, welche Kauen [illegible] Nährstoffe [illegible] Vorräthig in den Apotheken; und Orten [illegible]

Digitized by Google

Literatur.

— In einem interessanten Schriftchen: „Der Aether gegen den Schmerz" (Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt) erinnert Professor Dr. G. Burg daran, daß die Menschheit eines ihrer höchsten Geschenke im Herbste dieses Jahres zu feiern hat. Am 17. und 18. Oktober werden es fünfzig Jahre, seit man große muskulöse Operationen vollkommen schmerzlos auszuführen gelernt hat. Wie bekannt, benützte man zur Schmerzlosmachung der Patienten anfangs den Schwefeläther, bis dieser allmählich durch das leichter und bequemer zur Anwendung zu bringende Chloroform verdrängt wurde. Wer der Verfasser ausführt, hat sich jedoch in der letzten Zeit eine Reaktion zu Gunsten des früheren Betäubungsmittels geltend gemacht, weil es sich herausgestellt hat, daß dieses das bei weitem gefahrlosere ist. Nach Berechnungen, die im Jahre 1890 begonnen wurden und jetzt noch andauern, ist in den Jahren 1880 bis 1894 je ein Todesfall auf 2647 Chloroform- und auf 13,160 Aethernarkosen vorgekommen. Professor Burg bedauert in seinem lesenswerten und allgemein verständlich gehaltenen Schriftchen auch die übrigen seither aufgetauchten Betäubungsmittel zu skizzenhaften Zwecken und macht uns so mit einem der dramatischesten Kapitel aus der Geschichte der medizinischen Wissenschaft bekannt.

Briefmappe.

Dr. Bálint Soma in Tetla, Ungarn. Verbindlichen Dank für Ihre Zuschrift, die wir im Redaktionston wiedergeben: In der Nr. 34 Ihrer Zeitschrift bespricht Dr. Ludwig Fuld „Die rechtliche Stellung der Frauen". Ich erlaube mir, diesen Artikel durch die Mittheilung zu ergänzen, daß unser England nach Ungarn zu demjenigen heutigen Staaten gehört, wo auch die verheirathete Frau nicht nur die unverheirateten dem Mann in vermögensrechtlicher Beziehung ganz gleichgestellt ist. Demgemäß behält die Frau auch nach Eingehen der Ehe das ihre Verfügungs- und Eigenthumsrecht ihres Vermögens, es sei denn, daß das Vermögen ausdrücklich als „Mitgift" mitgetheilt wird. In solchen Falle den Mann das Nutznießungsrecht zusteht. Es kommt in der ungarischen Rechtspraxis sehr häufig vor, daß bei Mobiliarübergaben die Frau dem Gläubigern ihres Mannes gegenüber exhibirt einen „Eigenthumsausweis" ihr Eigenthumsrecht geltend macht und auch nur einer gerichtlichen Anordnung der Lösung von dem ausschließlichen Eigenthumsrecht der Gattin ist. Selbstverständlich kann die Frau auch während der Ehe willkürlich erwerben. Im Falle eine Zweifels wird — mit Ausnahme der Heiratsmitgift-Urkunden — sogar präsumirt, daß das während der Ehe erworbene Vermögen als gemeinschaftlich angesehen ist, wovon nach Auflösen der Ehe die Hälfte der Frau oder ihren Erben herauszustellen haben. Die Ergebung der Kinder bildet ebenso das Recht und die Pflicht der Frau wie des Mannes. Die Frage, in welcher Religion die Kinder einer gemischten Ehe erzogen werden sollen, wird in den Gesetzartikel XXXII vom Jahre 1894 in der Weise entschieden, daß die männlichen Kinder in der Religion des Vaters, die weiblichen Kinder in der Religion der Mutter zu erziehen sind, es sei denn, daß die Ehegatten noch vor der Heirat in mitterlicher Uebereinkunft anders verfügt haben. Ich ersehe schließlich, daß der Frau ein gesetzlicher Erbrecht gar nicht gewogen kann, und daß seit dem vorigen Jahre den Damen auch der Zutritt zu den Universitäten gestattet wurde.

Gustav A. in W. Die Prinzessin-Gedicht kann leider für dieses Jahr zu spät, indessen sei ihm wegen seiner bescheidenen Bescheidheit doch noch an dieser Stelle die Antwort ertheilt:

Im Glocken Tutti beschwingt es sie,
Jubel und Jauchzen ergießen sie
Weit hinaus über Berg, Thal und Gefilde,
Und klingen, jubelnd in reinen Schmelz.

Es erschallen auf ernster Pruft
Pfingstglocken, daß es ist eine Lust;
Silberne hinein zum Himmel rufen,
Ehernde Töne bringt das Glöcklein hervor.

Wie den Hammer auf den Amboß,
Den Meisterhand gerührt zum Guß,
Strahlen entsprühen von der Blitz,
Der Glocken Erzguß erglüht in Hitz.

Tönend von Stimmen heute erklingen
Aus ihren hohen heimeren Höhen.
Glockenrufen, Glockenharmonie
Erhöhet ist seiner Gemeinde.

A. A. in F. Es ist den Adel Ihrer Gesinnung wieder anerkennen dürfen, wenn ganz davon ab, unter welchen Umständen jemanden die Ehe eingehen hat. Verlassen und Elenden ist nur die in gerichtlicher Form richtige Ehescheidung. Und eine solche hat stattgefunden. In dem die betreffende Person den Adel nur durch die Gnade des Landesherrn wieder erhalten. Die nach der Scheidung geborenen Kinder sind nicht adelig. Auf welche geborene adelige Kinder hat die Entragung des Adels einen Einfluß nicht, wünschenswerth

Der neue, in Frankreich bereits in mehr als 100,000 Exemplaren verkaufte Roman

„Rom" von **Emile Zola,**

der auch vom Papst durch eine freundliche Erwähnung ausgezeichnet wurde, erscheint gegenwärtig, wie auch der zweitens literarisch hervorragendste Roman englischer Sprache

„Der Manxsman" von **Hall Caine,**

der ebenfalls bereits in 100,000 Exemplaren Verbreitung fand, in deutscher Uebersetzung in unserer Halbmonatsschrift **„Aus fremden Zungen"** regelmäßig 2 Hefte von je 6 Bogen. Preis des Heftes 50 Pfennig, vierteljährlich — für 6 Hefte — 3 Mark.

Die Prachtausgabe von Zolas „Rom" gelangt demnächst in deutscher Sprache in unserem Verlage zur Ausgabe.

Abonnements auf **„Aus fremden Zungen"** in allen Buchhandlungen und Postanstalten.

Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt.

Gültige Inseraten-Annahme bei **Rudolf Mosse** Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen Deutschlands und des Auslandes.

Anzeigen Insertions-Gebühren für die fünfgespaltene Nonpareille-Zeile 1 ℳ 80 ₰ Reichswährung, für die Schweiz, Italien und Frankreich Fr. 2.25.

In Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, Münchn, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Bleichsucht Nervenschwäche (Neurasthenie)

Herr Dr. med. Meyer in Rotenburg a. Fulda schreibt: „Dr. Hommel's Hämatogen wandte ich bei einer jungen Dame an, die seit mehreren Monaten an allen gewöhnlichen Mitteln trotzenden hochgradiger Bleichsucht litt. Der Erfolg war ein geradezu ungewöhnlicher. Alle Beschwerden schwanden in kurzer Zeit, die jungen Damen bekam ein blühendes Aussehen und konnte als vollkommen geheilt betrachtet werden. Ich bin Ihnen zu großem Dank verpflichtet und werde bei Blutarmuth stets nur nach Ihr Präparat anwenden."

Herr Dr. med. Heimann in Charlottenburg: „Von der entschieden Wirkung von Dr. Hommel's Haematogen habe ich mich in meiner eigenen Familie überzeugt, wo durch Gebrauch von 2 Flaschen Hämatogen eine junge Dame, die die Krankheit durch unstillbares Erbrechen der Milch sich, total ihren früheren Appetit und ihre frühere Frische völlig wieder erlangt hat."

Dr. med. Hommel's Haematogen Concentrirtes gereinigtes Hämoglobin in Nr. 81319 Haemoglobin ist die natürliche [illegible] Preis per Flasche 250 gr. 1 M. 3.—. In Oesterreich-Ungarn fl. 2.—, a. W. Depots in den Apotheken. Wenn nicht erhältlich, direkter Versand durch uns. Literatur mit hunderten von ärztlichen Gutachten gratis und franko. **Nicolay & Co.,** chemisch-pharmaceut. Laboratorium, **Hanau a/M.**

Seidenstoffe

direct an Private — ohne Zwischenhandel — [illegible] Bei Eisenbestellungen Angabe des Gewünschten erbeten. Deutschlands grösstes Specialhaus für Seidenstoffe u. Samtstoffe **Michels & Cie.,** Königl. Niederl. Hoflief., **Berlin,** Leipzigerstr. 43.

Deutsche Lebensversicherung Potsdam.

90 Millionen Mark. 17½ Millionen Mark.
Aktiva: 19 Millionen Mark.
Jede Art Versicherung auf Todesfall, Erlebenfall und Rente.
Günstige Bedingungen. Mäßige Prämiensätze.
Der ganze Ueberschuß kommt den Versicherten zu gut. Steigende Tendenz nach Höhe der Prämienreserve. Es gelangt in jedem Jahre zur Vertheilung und hat in ausgedehntem Maße das Jahr der Ueberschüsse bringen.
Prospekte und Auskunft durch die Vertreter und die
Direktion in Potsdam.

Stellung. Existenz. Prospect gratis. Probezeit franco. Gratis Prospect. Brieflicher gründlicher **Unterricht.** **BUCHFÜHRUNG** Tages-, Abend-, Correspond.-Unterricht. **Stenographie.** Schnell-Schön-Schrift. Gratis Prospect. Sicherer Erfolg garantirt. Erstes Deutsches Handels-Lehr-Institut **Otto Siede — Elbing.**

Graeger-Sect SILBER-GOLD

Besonders empfehlenswerthe Spezialmarken der **Sect-Kellerei** **Carl Graeger** Hochheim am Main. Zu beziehen durch die Weinhandlungen.

RICH. MAUNE, Dresden-Löbtau. **Kranken-Fahrstühle** Zimmer & Strassen Kranken-Selbstfahrer, Universalstühle, Tragestühle Bettsache, verstellb. Lesepulte Fussstützen Zimmerclosets etc. Aufzugstühle. Kranken-Anzeiger Katalog gratis

Stottern heilt gänzl. **Prof. Rudolf Denhardt** Arzt Hofrath **Eisenach** gratis Garten-Heilanstalt Nr. 11, 12, 13 Nr. 4. **Einzige** Art Deutschl. 1. Heil-Lage direct-hrf. **Kaiser Wilhelm II.** Ausgezeichnet, zuletzt d. d. M.

Sommersprossen [illegible] **Gesichtspickel,** [illegible] **O. Reichel, Berlin,** Eisenbahnstr. 4.

Garrett Smith & Co. Magdeburg-Buckau.

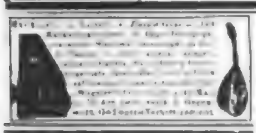
Katalog u. Zeugn. gratis u. franko.

Feraxolin [illegible] **Julius Gruschka** in Brünn (Mähren).

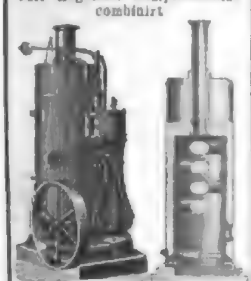
Billigste Bezugsquelle für **Teppiche!** Schönste Teppiche, Bettvorleger, à 3, 6, 8, 10 bis 100 Mark. Musterkatalog gratis. **Sofastoff-Reste!!** Preisliste und Muster franko. Teppich-Fabrik **Emil Lefèvre,** Dresden Filiale: BERLIN S., Oranienstr. 158.

Jünger & Gebhardt Berlin. **Riviera-Veilchen,** Quintessenz. Vrolette odoratissima vera. Wegen frischer Blumen dieses Edelsten aller Veilchen [illegible] Parfum v. Orgenhand. Franko gegen Nachnahme.

Dr. J. Schanz & Co. **Patente**



Stehende geschweißte **Querrohrkessel,** allein und mit stehender oder liegender Dampfmaschine combinirt



in allen Größen auf Lager bei **MENCK & HAMBROCK,** ALTONA-HAMBURG.

Carl Hommel Artistisches Institut Frankfurt a. M., Kaiserstrasse 38. Spezialität **Vergrösserungen.** Porträts in Crayon-Manier Porträts in Oelfarbe Porträts in Aquarellfarbe nach eingesandten Photographien.

Hochelegante Neuheiten in Juwelen, Gold- und Silberwaaren, Tafelgeräthen, Uhren u. Schmuck waar zu Fabrikpreisen bei **F. Todt,** Gold- und Silberwaaren-Fabrik, **Pforzheim.** Versand Nr. 8 an Private gegen Nachnahme.

Für Blutarme und Reconvalescenten.

D.R.P. No. 73168.

Angelgeräte-Fabrikation von **H. Stork** in **München,** Nordendstrasse 3. Grösstes Lager Deutschlands. Fachmännische Bedienung.

15 mal Preisgekrönt: London, Berlin, Chicago, Hannover, Köln etc.

Illustrirter Katalog [illegible]

Digitized by Google

Versand-Geschäft REY & EDLICH, Leipzig-Plagwitz
Rey's Monopol-Briefbeschwerer
Rey's Monopol-Briefbeschwerer
Rey's Monopol-Briefbeschwerer

Über Land und Meer
Deutsche Illustrierte Zeitung.

Kaiserin Auguste Victoria.

Am 22. Januar 1858 wurde Auguste Victoria Friederike Luise Feodora Jenny, Prinzessin zu Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg, als Tochter des Herzogs Friedrich von Augustenburg und seiner Gemahlin Adelheid, Prinzessin zu Hohenlohe-Langenburg, geboren. Ihr Vater, der Sohn des Herzogs Christian August, der 1848 eine Zeitlang Herzog von Schleswig-Holstein war, hatte nach dem Tode des Königs Friedrich VII. von Dänemark (1863) Anspruch auf den Thron der Herzogtümer Schleswig-Holstein, Lauenburg und Oldenburg erhoben, war aber durch den Wiener Frieden (1864) gezwungen worden, auf seine Ansprüche zu verzichten. Seine Tochter Auguste Victoria wuchs in Dänemark auf, wo sie mit ihren Geschwistern, dem Prinzen Friedrich und der Prinzessin Louise, unter der Leitung ihrer Mutter eine sorgfältige Erziehung genoß. Sie war eine Lieblingsenkelin des Königs Christian IX. von Dänemark, der sie oft zu sich nach Kopenhagen kommen ließ. Dort lernte sie auch den Prinzen Wilhelm von Preußen kennen, der sich 1880 mit ihr verlobte. Am 27. Februar 1881 fand die Vermählung in Berlin statt. Seitdem hat die Kaiserin an allen Ereignissen, die das Kaiserhaus betrafen, lebhaften Anteil genommen. Sie ist eine treue Gattin und Mutter, eine gütige Herrin und eine Wohltäterin der Armen. Ihre Liebe zu Kindern hat sie durch die Gründung des Kaiserin Auguste Victoria-Hauses zur Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit bewiesen. Ihre Liebe zu Blumen hat sie durch die Gründung des Kaiserin Auguste Victoria-Stiftes zur Förderung des Blumenschmuckes in Berlin und Umgebung bewiesen. Ihre Liebe zu Kunst und Wissenschaft hat sie durch die Gründung des Kaiserin Auguste Victoria-Hauses zur Förderung der Altertumswissenschaft bewiesen. Ihre Liebe zu Gott hat sie durch die Gründung des Kaiserin Auguste Victoria-Stiftes zur Förderung der Evangelischen Kirche in Berlin bewiesen. Ihre Liebe zu Deutschland hat sie durch die Gründung des Kaiserin Auguste Victoria-Stiftes zur Förderung der Deutschen Kolonien bewiesen. Ihre Liebe zu Deutschland hat sie durch die Gründung des Kaiserin Auguste Victoria-Stiftes zur Förderung der Deutschen Kolonien bewiesen.

Kaiserin Auguste Victoria mit ihrem ältesten Sohne, dem Kronprinzen Wilhelm.

Wie sollte er auch? Er hatte von ihr bis jetzt nur immer die schimmernde Oberfläche zu sehen bekommen, den holdseligen Blick, das liebenswürdige Lächeln. Wer nach Blick und Lächeln urteilte, der riet auf einen Engel.

Diesen Engel, der nur ein Trugbild war, liebte der arme Jack in ihr, und diesen Engel wollte er heiraten — O, es war nicht auszudenken!

Schon einmal war er einem Trugbild nachgejagt, und bitter hatte er es zu bereuen gehabt. Er sprach es zwar nicht aus, allein wer Lucie Leclerq gekannt hatte, der wußte es. Mrs. Eagles war ein ziemlich genaues Seitenstück zu Lucie Leclerq, bei ihr wie bei jener hielt sich hinter augenblendender Schönheit maßlose Eitelkeit und Mangel an Aufrichtigkeit verborgen, und so viel stand fest, Jack, der für alles Gute, Edle, Wahre schwärmte, der Lug und Trug verabscheute, ward mit dieser zweiten Frau so unglücklich, wie er mit der ersten gewesen war.

Ja, so qualvoll es war: wenn man die Sache bei Lichte sah, so hatte Tante Lydia recht, die ihr die Schuld an dem ganzen Elend zumaß. Hätte sie geschwiegen, so wären Jack und Mrs. Eagles einander fremd geblieben. Und gab es keine Hilfe mehr — gar keine? Nein — ach nein, auch die beredteste Zunge richtete nichts aus gegen die Liebe. Ging sie jetzt zu Jack hin, um Mrs. Eagles bei ihm anzuklagen, dann war er wohl erstaunt, wohl entrüstet, aber nur gegen sie, die Anklägerin, von der er wohl denken würde: „Es ist die Eifersucht, die aus ihr redet. Sie gönnt der Geliebten den Platz an meiner Seite nicht, weil — sie ihn selber gern hätte."

Heiße Glut schlug Marien in das Gesicht. Mitten in dem Menschengedränge stand sie still. In argwöhnischem Entsetzen blickte sie nach rechts und links, wie um sich zu überzeugen, daß ihr niemand den Gedanken von der Stirn gelesen habe. Dann hob sie den Fuß zum Weiterschreiten, aber der Schreck war ihr seltsam lähmend in die Glieder gefahren. Sie kam nicht recht vorwärts, sie besann sich plötzlich auch, daß sie an ihrem Hotel längst vorüber sein müsse, denn die Gegend sah sie fremd an.

Sie kehrte also um, ging mit zitternden Knieen, mit wildklopfendem Herzen, die Augen am Boden. Auch als sie sich nach einer Weile gezwungen sah, von einem Vorübergehenden die Richtung zu erfragen, hob sie den Blick nicht.

Jetzt war sie im Hotel angelangt. In banger Scheu, gesehen zu werden, stieg sie die Treppe hinan. Eben wollte sie in ihr Zimmer huschen, da tauchte vor ihr aus dem Dunkel des Korridors eine Gestalt auf. Ein Knabe war es, der ihr einen prächtigen Strauß exotischer Blumen hinhielt.

„Für wen?" stammelte sie, zögernd die Hand darnach ausstreckend.

„Für Mrs. Eagles," lautete die Antwort.

Als gehe sengende Glut von den Blüten aus, so zuckten ihre Finger davor zurück.

„Dort!" stieß sie, nach der nächsten Thür hindeutend, über die bebenden Lippen, dann war sie in ihr Zimmer getreten. Die Hand noch auf der Klinke, stand sie einen Moment aufhorchend.

Ein Klopfen. Die Thür nebenan ward geöffnet. Miß Fortescues Stimme näselte eine Frage hervor. Hierauf laute Bewunderungsrufe, wie: „Herrlich! Entzückend!" und so weiter.

Nun hatte sich die Thür wieder geschlossen, der Knabe stieg treppab, und drinnen fragte Mrs. Eagles: „Von wem?" Worauf die Fortescue schelmisch lichernd antwortete: „Von Mr. Vernon! Als ob daran noch ein Zweifel wäre!"

Ein schmerzliches Zucken ging durch Mariens Züge. Ihre Hand sank schwer von der Klinke herab, müden Ganges schritt sie in das Zimmer hinein. In der Mitte angelangt, stand sie still und reckte in wilder Verzweiflung die Arme empor. O, nur einmal aufschreien zu dürfen in dieser Qual!

Doch das war ihr nicht vergönnt. Keinen Laut durfte sie von sich geben, keine Bewegung machen, daß die Verhaßte ihre Gegenwart nicht gewahr ward und nach ihr rief. Die Verhaßte? Ja, sie haßte Mrs. Eagles, haßte sie so, daß sie ihr hätte ein Leid anthun können. Jetzt wußte sie es.

Daß sie sie verachtete, hatte sie längst gewußt. Und war doch unter ihrem Dach geblieben? Ja, denn unter dieses Dach kam täglich — Jack Vernon. Um seinen Anblick nicht entbehren zu müssen, hatte sie sich vorgeredet: „Wenn ich sie auch noch so sehr verachte, ich bin ihr für ihre Liebe Dankbarkeit schuldig, deshalb darf ich sie nicht verlassen."

Jede Lüge ward bestraft — hier war ihre Strafe — eine furchtbare! Nun mußte sie fort — so bald wie möglich. Jacks Schicksal mußte sich erfüllen, in ihrer Macht lag es nicht, etwas daran zu ändern, denn wenn sie ihm Mrs. Eagles zeigte, wie sie war, dann dachte er —

Und er hatte nicht einmal unrecht mit dem Gedanken. Zwar Jacks Frau werden zu wollen, hatte sie sich in ihren kühnsten Träumen nicht vermessen, aber daß sie ihn über alles liebte, daß sie keiner andern den Platz an seiner Seite gönnte, das war Thatsache. Sie hatte es sich nicht klar gemacht bis heute, nun sie es aber wußte, durfte sie ihm nie — nie wieder unter die Augen treten.

Fort mußte sie — fort von ihm — fort aus dem Lande.

Nach Wildenhofen? Nein, dort war sie unwillkommen.

Es lebte ihr in Thüringen noch eine Anverwandte ihrer Mutter, ein ältliches, etwas exzentrisches Fräulein von Möhring, in der Familie spottweise „der alte Bursche" genannt. Sie stampfte in Männerstiefeln umher, ohrfeigte ihre Knechte, wenn sie nicht gut thun wollten, so ging die Sage, allein sie sollte das Herz auf dem rechten Fleck haben. Jedenfalls war von ihr nach des Vaters Tode ein warmes Beileidschreiben eingetroffen und ganz vor kurzem ein freundlicher Brief, in dem sie dem Wunsch nach einem recht baldigen Besuch der lieben Nichte Ausdruck gegeben hatte.

Durfte sie es wagen, die halb Unbekannte sogleich beim Wort zu nehmen? — Ob sie es wagen durfte oder nicht, ihr blieb keine Wahl.

XXVII.

Es war am Tage nach dem Ball in Exeter. Der Nachmittagszug nach Doveton nahm in einem Coupé erster Klasse eine ziemlich mißmutige Gesellschaft mit — Lady Garston und ihre Töchter Elisa und Mabel, Mrs. Delville, Eleanor und Bob.

Letzterer hatte sich gestern nacht königlich amüsiert und ärgerte sich eigentlich nur, daß die Vergangenheit nicht noch Gegenwart sein konnte. Die Damen hatten andere Gründe für ihre Verdrießlichkeit.

Lady Garston seufzte: „Drei solche Tage! Man begreift hinterher kaum, wie man sie hat überleben können."

Miß Delville erklärte mit ihrem kurzen, emphatischen Kopfnicken: „Es war einfach schauderhaft, und so viel ist gewiß, auf einem Bazar ertappt mich niemand wieder."

Mabel, die sich in ein weiches Eckpolster geschmiegt hatte, blinzelte die Sprecherin unter halbgesenkten Lidern hervor träge an und fragte sarkastisch: „Was hattest Du auf diesem zu suchen?"

„Als ob Du das nicht wüßtest!"

„Du meinst, wo Du wärest, da könnte die Eagles nicht hinkommen? Ha, ha! Ein schöner Irrtum! Wer sich bücken kann und im Notfall auch kriechen, der findet überall ein Loch zum Durchschlüpfen."

„Du willst sagen, wer ein hübsches Gesicht hat und es versteht, gewissen einflußreichen Männern die Köpfe zu verdrehen, vor dem springen verschlossene Thüren ganz von selber auf," lautete die Entgegnung, die von einem boshaften Lächeln begleitet war.

Mrs. Delville stieg bei diesen Worten das heiße Blut in die Wangen, Mabel veränderte die Farbe zwar nicht, leicht zu erröten war ihr nicht gegeben, aber sie richtete sich mit einer bei ihr seltenen Hast in die Höhe und bemerkte in zischendem Ton: „So viel ist sicher, wenn mich, als Unbeteiligte, jemand fragte, wer auf eurem Bazar die Hauptrolle gespielt hätte, so würde ich antworten: Mrs. Eagles."

„Merkwürdig," spöttelte Elisa, „und wenn sich jemand bei mir erkundigte, wer auf dem Ball gestern nacht einer — hm! — einigen Damen meiner Bekanntschaft den besten Tänzer wegekapert hätte, so würde ich genau dieselbe Antwort haben."

„Kinder," bat Lady Garston, ängstlich von der einen Tochter auf die andere blickend, „so verliert doch jener Person wegen keine Worte. Daß sie sich sowohl auf dem Bazar wie auf dem Ball schamlos benommen hat, ist ja außer Frage — oder meinen Sie etwa nicht, liebste Lydia?" wandte sie sich zögernd an die ihr gegenübersitzende Schwägerin.

„Wie sollte ich nicht?" entgegnete Mrs. Delville mit stolzer Mißbilligung im Blick. „Sie werden mir kaum zutrauen, daß ich für eine Mrs. Eagles Partei ergreifen könnte?"

„Ich dachte nur," stammelte die Lady, „daß Sie vielleicht — unter den Umständen —"

„Unter gar keinen Umständen," versetzte Mrs. Delville scharf, aber sie mußte rasch den Kopf abwenden, denn ein paar zornige Thränen hatten sich ihr an die Wimpern gehängt.

„Du sprichst von Umständen, Tante Garston?" fragte Bob, seine ältliche Anverwandte mit kindlicher Harmlosigkeit in das Auge fassend. „Solltest Du vielleicht auch etwas von einer Verlobung Onkel Jacks gehört haben? Damit ist's nämlich nichts."

„Nichts?" wiederholte die Angeredete betroffen, während Mabel vor freudiger Ueberraschung jetzt wirklich etwas wie rotes Blut in die Wangen stieg.

„Wer behauptet das?" verlangte in skeptischem Ton Elisa zu wissen.

„Das Prinzeßchen," antwortete Bob.

„Marie? Pah! Auf deren Wort ist nicht viel zu geben."

„Oho!" fuhr Bob gereizt auf. „Daß sie nicht lügt, nicht lügen kann, darauf will ich jeden Eid ablegen."

„Dann ist sie eben blind," entgegnete die Papageienstimme, „wir aber haben unsere gesunden Augen, mein lieber Bob. Unsere simple Bude, mußt Du wissen, war dem prahlerisch ausgestatteten Verkaufslokal der Eagles gerade gegenüber, und was man direkt vor der Nase hat, das muß man wohl sehen, man mag wollen oder nicht. Nun — und daß das schamlose Augenverdrehen und Lächeln, mit dem die Person die gesamte Männerwelt an sich lockte, auf Mr. Vernon durchaus nicht abstoßend wirkte, das haben wir gesehen, Mama, Eleanor und ich. Er ist ein halbes dutzendmal am Tage drüben gewesen und hat so viele japanische Waren eingehandelt, daß es mich nicht wundern sollte, wenn er die Absicht hegte, sein ganzes Atelier zu japanisiren. Dazu kommt, daß er gestern nacht auffallend oft mit ihr getanzt hat. Wie oft sagtest Du noch, Mabel?"

„Ich dächte, Du wärest ebenso gut auf dem Ball gewesen wie ich," erwiderte Mabel mit einem Wutblick.

„Allerdings," nickte die Boshafte, „aber ich habe nicht so sorgfältig acht auf ihn gegeben." Gegen Bob gewandt setzte sie spöttisch lächelnd hinzu: „Vier Walzer und zwei Quadrillen hat sie ihm, wenn ich nicht irre, nachgezählt. Sollte solcher Eifer nicht auf eine Verlobung hindeuten?"

„Ich sage nein," beharrte Bob.

„Du wirst schon noch ja sagen," lachte Elisa, „warte es nur ab. Der Zug hält übrigens, Mama. Wir sind angelangt."

„Ich sehe den Wagen nicht. Wir werden doch nicht zu Fuß gehen sollen?" stieß Lady Garston, die nie recht wußte, weisen sie sich von den unberechenbaren Launen ihres Ehcherrn zu versehen hatte, erschrocken hervor.

„Ach nein, Mama, drüben hält der Wagen," berichtete Elisa, die Ausschau gehalten hatte, „und hier ist Lamb mit Regenmänteln."

„Der ungemütliche Dogcart, bei diesem Wetter noch dazu!" stöhnte Mabel. „Warum ist der Landauer nicht zur Stelle?" wandte sie sich verdrießlich an den Diener, der die Coupéthür zu öffnen kam.

„Ich weiß nicht, gnädiges Fräulein," antwortete der Mann, „aber ich glaube, der Kutscher hatte Ordre von Mylord —"

„Schon gut," schnitt ihm mit etwas verlegener Hast Lady Garston das Wort ab. „Wir haben keine Zeit für lange Auseinandersetzungen. Leben Sie wohl, liebste Lydia! Lebt wohl, Eleanor — Bob!"

Die Damen tauschten Küsse aus, Bob erhielt von jeder der Aussteigenden einen Händedruck.

Als alle drei im Stationsgebäude verschwunden waren und der Zug sich langsam wieder in Bewegung setzte, atmete Eleanor, die nur dem Schein nach teilnahmlos in einer Wagenecke gelehnt hatte, hörbar auf, und wie in frommer Dankbarkeit gegen

die Vorsehung ihre Augen himmelwärts kehrend, murmelte sie: „Endlich überstanden! Man muß sich seiner Verwandten wirklich mitunter schämen.“

„Seiner selbst nicht zuweilen auch?“ fragte Bob, sie spöttisch von der Seite betrachtend.

„Was auch meine Mängel sein mögen,“ lautete die selbstbewußte Entgegnung, „so viel ist jedenfalls gewiß, Du wirst mich nie darauf ertappen, daß ich mich an öffentlichen Ort in widerwärtiger Weise mit meiner Schwester herumzanke.“

„Lächerlich! Ein Coupé, in dem nur Mitglieder einer und derselben Familie anwesend waren, einen öffentlichen Ort zu nennen.“

„Nenne das Coupé, wie Du willst,“ fiel hier Mrs. Delville ein. „Daß Elisas Benehmen abscheulich war, kannst Du nicht leugnen. Sie wird von Tag zu Tag mehr die erbitterte alte Jungfer. Was sie heute so mit Gift erfüllte, waren Mauerblümchenerinnerungen.“

„Das ist wahr,“ nickte Bob, „sie hat tüchtig schimmeln müssen gestern nacht. Kein Wunder übrigens! Es war solch ein Ueberfluß von hübschen jungen Damen da. Eine steifbeinige alte herumzulotsen, das macht dann erst recht keinen Spaß. Getanzt habe ich übrigens mit ihr — einmal, gewissenshalber.“

„Wer sich mit dreißig Jahren noch als jugendliche Balldame aufspielen will, der muß die Folgen mit Anstand zu tragen suchen,“ bemerkte Eleanor achselzuckend. „Uebrigens, Mama — Elisa tadelst Du, und gegen Mabel sagst Du nichts?“

„Sie wurde gereizt,“ meinte Mrs. Delville mitleidig, „und sie hat wirklichen Kummer, das arme Ding.“

„Wirklichen Kummer?“ rief Eleanor spöttisch auflachend, „das ist's ja eben! Wie darf man einen Kummer dieser Art so offen zur Schau tragen? Mir hat ihr Benehmen auf dem Ball wiederholt das Blut in die Wangen getrieben.“

„Hättest für Dich selber nur erröten sollen,“ sagte Bob mit einem zornigen Seitenblick. „Den armen Kerl, den Fred Oliphant, so schnöde abzufertigen!“

„Was ist's mit Mr. Oliphant?“ fragte Mrs. Delville hastig.

„Ich traf ihn in der Garderobe gestern nacht, beschäftigt, ein Bouquet, das er für Eleanor gekauft hatte, in kleine Stücke zu zerfetzen. Seinen Gesichtsausdruck vergesse ich im Leben nicht.“

Mrs. Delville blickte erschrocken auf die Tochter, in deren Wangen eine schwache Röte gestiegen war. Eine kurze Pause entstand, dann fragte Eleanor nicht ohne ein leises Beben in der Stimme: „Was hältst Du von Mr. Oliphants gesellschaftlicher Stellung, Mama?“

„Nun, er ist natürlich ein Gentleman. Sein Vater war Bischof von Lichfield, seine Mutter eine geborene —“

„Verzeih, daß ich Dich unterbreche! Ich sprach von derjenigen gesellschaftlichen Stellung, die er selbst augenblicklich einnimmt.“

„Ich weiß nicht recht, aber ich habe so eine Idee, daß er neulich bei seinem Besuch etwas von einer Bank sagte, an der er arbeite.“

„Ganz richtig, Mama. Nun noch dies eine: Würdet ihr beide, Du und Papa, jemals gestatten, daß eure Tochter, eine Delville und Vernon, einen Bankangestellten heirate?“

„Ich — ich habe noch nicht darüber nachgedacht, Kind, aber —“

„Niemals würdet ihr es thun, Mama, gestehe es nur offen ein. Ich kenne Dich, ich kenne Papa, und weil ich zugleich mich selber kenne, deshalb habe ich vorgezogen, Mr. Oliphants Bouquet nicht anzunehmen.“

Nie hatte die Tochter der Mutter mehr imponirt wie in diesem Moment. „Du tapferes Kind!“ murmelte sie mit einem schwärmerisch zärtlichen Blick.

„Pah!“ machte Bob höhnend. „Wer statt des Herzens nur ein Adelslexikon in der Brust trägt, dem wird diese Art Tapferkeit nicht schwer.“

Allein Mrs. Delville wußte dies besser. Sie hatte ihrer Eleanor eine gewisse Schwäche für den hübschen und sehr liebenswürdigen Oliphant, den man vor einem Jahr im Seebade kennen gelernt, mit Schrecken angemerkt und im stillen schon gefürchtet, die Liebe werde ihr einen Streich spielen. Nun saß sie beruhigt und bewundernd da und dachte: „Welch herrliche Selbstüberwindung!“ Sie maß eben das Gefühl der Tochter an dem, das sie selbst für ihren Gatten hegte, und zwar sehr mit Unrecht, denn was jene erfüllte, war nur ein kleines Wohlgefallen, das neben ihrem riesengroßen Hochmut gar nicht in Betracht kommen konnte.

Wäre aber das schwache Feuerchen himmelauflodernde Glut gewesen, Eleanor hätte sich nicht mehr darauf zu gute thun können, sie erstickt zu haben. Es lag ein solcher Ausdruck erhabener Selbstbefriedigung in ihren Zügen, daß Bob in heller Entrüstung herausstieß:

„Sie bildet sich wahrhaftig noch was drauf ein, den armen Jungen zum Narren gehabt zu haben. Na, warte Du nur! Die Strafe folgt nach. Fred Oliphant wird schon eine Bessere finden, davor ist mir nicht bange. Aber ob Du den Herzog kriegst, auf den Du loszuzielen scheinst, das fragt sich doch noch sehr. Hochmut kommt vor dem Fall, und je höher man sich verstiegen hat, desto tiefer der Purzelbaum. Wundern sollte mich's gar nicht, wenn wir es erlebten, Dich mit dreißig Jahren die jugendliche Balldame spielen zu sehen, wie es jetzt Elisa thut.“

„Bob, wie magst Du so reden!“ rief Mrs. Delville empört.

„Laß ihn nur, Mama,“ bat Eleanor, nachsichtig lächelnd, „ihm macht das Schelten Spaß, und mich kränkt es weiter nicht.“

Einige Minuten später fuhr der Zug in die Bahnhofshalle von Doveton ein. Mrs. Delville schickte sich eben an, auszusteigen, als eine rasche Handbewegung Eleanors sie bedeutete, im Wagen zu bleiben.

„Was ist?“ fragte die Mutter.

„Da, sieh hin,“ murmelte die Tochter, „eine Begegnung mit der Eagles wäre Dir doch sicher nicht wünschenswert.“

In der That war es diese vielgehaßte Dame, die, anscheinend dem nächsten Coupé entstiegen, soeben vorüberschritt. Sie befand sich in angelegentlicher Unterhaltung mit Miß Fortescue, in einiger Entfernung hinter beiden ging Marie, irgend ein kleines Gepäckstück tragend.

„Die Person hat doch nicht die geringste Lebensart,“ bemerkte Mrs. Delville mit einem ironischen Zucken der Lippen. „Ich in meiner Stellung würde mir unter keinen Umständen gestatten, meiner Nichte den Vortritt zu rauben, aber diese Eagles, die aus der Gosse stammt, thut dies ohne Skrupel. Mrs. Nobody stolzirt wie ein Pfau voran, die Prinzeß von Wildenhofen muß hinterdrein laufen und gar noch Gepäck tragen, eine Hutschachtel — sollte man es für möglich halten, eine Hutschachtel!“

„Mutter,“ sagte Eleanor aus dem Hintergrund, „ich weiß nicht, ob Du es mit Deiner Würde verträglich hältst, hinter Mrs. Eagles herzuspioniren —“

„Aber, Kind!“

„Nun, ich meine nur, wenn sie sich jetzt umdrehte, könnte sie leicht auf den Gedanken kommen.“

Mehr bedurfte es nicht. In ihrer stolzesten Haltung verließ Mrs. Delville den Wagen.

XXVIII.

Marie hatte noch am Abend desselben Tages an Fräulein von Möhring geschrieben. Mit aller Offenheit, ohne gleichwohl ihren Herzensroman zu berühren, hatte sie der alten Dame das Drückende ihrer gegenwärtigen Stellung geschildert und daran die Bitte geknüpft, ihr für die nächste Zeit — bis sich für ihre geringen Talente irgendwo ein neues Feld eröffnet habe — eine Freistatt auf Möhringsberg zu gewähren.

Die Post hatte noch nicht Zeit gehabt, ihr auf diesen Brief ein Antwortschreiben zu bringen, allein „der alte Bursche“ hatte seine Gutherzigkeit bereits bethätigt. „Zu jeder Stunde hochwillkommen,“ lautete das Telegramm, das Marie schon seit heute morgen in der Tasche mit sich herumtrug.

Gleich nach dem Gabelfrühstück war sie unter bangem Herzklopfen gegangen, Mrs. Eagles von ihrer Absicht, Clysse Court zu verlassen, in Kenntnis zu setzen, aber sie hatte im Boudoir die unvermeidliche Fortescue vorgefunden und in ihrer Gegenwart nicht sprechen wollen. Um ihr Erscheinen, das auf die beiden Anwesenden offenbar störend gewirkt, zu motiviren, hatte sie sich daher nur die Erlaubnis erbeten, in Lympstone Cottle Besuch machen zu dürfen, welche Erlaubnis ihr von Mrs. Eagles mit ziemlich mißmutigem Gesichtsausdruck gewährt worden war.

„Sie sieht es nicht gern, daß ich gehe,“ hatte Marie gedacht, „aber ich kann unmöglich das Land verlassen, ohne Nate Lebewohl gesagt zu haben.“

Eben jetzt befand sie sich auf dem Wege zu der Freundin. Von der Strandpromenade herkommend, stieg sie den Berg hinan, denn ein paar notwendige Besorgungen hatten sie veranlaßt, vorerst einen Abstecher in die Stadt zu machen.

Ihre Straße führte sie an einem gewissen Garten vorüber, den es ihr vorhin gelungen war, ungesehen zu passiren. Würde sie auch diesmal Glück haben? Sie hoffte es, aber das Herz klopfte ihr doch bis in die Kehle hinauf, während sie im Schatten der Einfriedigungsmauer dahin huschte. Es war eine äußerst diskrete Mauer, mannshoch und ohne Eingangsthür noch Guckloch; gleichwohl, als ihr Ende erreicht war, stand das Schicksal doch da in Gestalt Jack Vernons.

Er lachte behaglich über die offenbare Bestürzung, die sein plötzliches Hervortreten aus dem Hinterhalt ihr verursachte.

„Das nenne ich Glück haben,“ rief er aus. „Hier stehe ich und überlege, ob ich nach Clysse Court gehe oder nicht, da kommst Du die Straße heraustpazziert.“

Damit hielt er ihr die Hand hin, doch sie schien diese in der grenzenlosen Verwirrung, in die sie geraten war, nicht zu sehen.

„Ei, was ist Dir denn?“ fragte er, sich vorbeugend, um einen Blick in ihr halb abgewandtes, glühendes Antlitz zu gewinnen.

Sie öffnete die Lippen, brachte jedoch kein Wort hervor.

„So arg war der Schrecken?“ murmelte er bedauernd. „Arme Kleine! Das sind so knabenhafte Anwandlungen, siehst Du, die man noch mitunter hat. Ich erblickte Dich von weitem, und da mußte ich notwendig hinter die Mauer zurücktreten, um die Ueberraschung wirksamer zu gestalten. Verzeih mir die Albernheit!“

„Da — ist nichts zu verzeihen,“ stammelte sie.

„Gut, dann gib mir die kleine Hand und sieh mir in die Augen!“ bat er.

Den Blick bekam er nicht, und die kleine Hand, die ihm zögernd dargereicht wurde, zitterte so heftig in der seinen, daß er liebkosend darüber hinstrich, worauf sie ihm mit fast wilder Hast wieder entrissen wurde.

„Aber, Molly!“ rief er verwundert.

„Ich muß fort,“ preßte sie heraus, „ich habe Eile!“ Dabei machte sie Miene, an ihm vorüber zu schlüpfen.

„So große Eile, daß Du mir nicht zur Not erst eine kleine Gefälligkeit erweisen könntest?“ fragte er.

„Ich will nach Lympstone — zu Katie — und soll um neun Uhr zurück sein!“

„Jetzt ist's drei. Für die Freundin hast Du also sechs Stunden übrig und für mich nicht fünf armselige Minuten?“

Das klang recht vorwurfsvoll, und ihr schien es auf einmal auch ungeheuerlich, daß sie dem Manne, den sie über alles liebte, bei der letzten Begegnung, die sie voraussichtlich im Leben mit ihm haben würde, eine Bitte abschlagen sollte.

„Was wünschest Du?“ stammelte sie.

„Komm mit ins Atelier, ich will Dir's sagen.“

„Ins Atelier?“ rief sie erschrocken.

„Nun ja, ich möchte Dein Urteil über ein Bild hören.“

„Du weißt, daß ich kein Urteil habe, daß ich von der Malerei gar nichts verstehe.“

„Ich weiß nichts Derartiges,“ entgegnete er jetzt mit hörbarer Bitterkeit, „doch ich merke, daß Du die Mühe des Mitgehens scheust. Ich bitte also um Verzeihung wegen der Belästigung und wünsche viel Vergnügen für den Nachmittag!“

Er gab ihr den Weg frei und wollte sich nach seinem Hause zurückwenden. Allein nun war sie ihm plötzlich zur Seite.

„Molly,“ erklärte er kühlhöflich, „ich möchte Dich um keinen Preis bemühen!“

„Jack,“ stieß sie halb schluchzend heraus, „wie magst Du nur so reden?“

Illustrirte Zeitung. Nr. 1. 1. Januar 1870.

ist's! Freilich, daß Du Dir in diesem Porträt nicht genug thun kannst, ist ja so begreiflich."

Sie meinte: „Du, als Liebender". Er verstand: „Du, als Künstler" und lächelte still in sich hinein.

Mit einem bitteren Zucken der Lippen hatte sie sich von dem Bilde abgewandt.

„Weiter wünschest Du nichts?" fragte sie.

„Nein, Molly," antwortete er. „Herzlichen Dank!"

Nun schritten sie neben einander der Thür zu. Doch noch bevor er ihr diese geöffnet hatte, sagte sie mit stockender Stimme:

„Lebe wohl, Jack!"

Ohne die Lider zu ihm aufzuschlagen, wollte sie ihm die Hand reichen. Allein wie sie bedachte, daß dies ein Abschied fürs Leben sei, da schien es ihr plötzlich unerhört und unmöglich, daß sie ihm nicht noch einmal in das teure Antlitz sehen sollte. So hob sie denn das Auge und sah ihn lächeln, wie man lächelt, wenn man überzeugt ist, daß das Lebewohl, das einem geboten wird, im Grunde ein „Auf baldiges Wiedersehen" bedeutet.

Bei dem Anblick krampfte sich ihr Herz zusammen. „Ob er auch noch lächeln wird, wenn er hört, daß ich auf immer gegangen bin?" fuhr es ihr durch den Sinn, und dann auf einmal rannen ihr die lang zurückgehaltenen Thränen über die Wangen.

„Molly!" rief er bestürzt. „Molly — Kind!"

Sie wollte vor ihm flüchten, doch sie gelangte nur bis in seinen Arm. Eine schwache Anstrengung machte sie, sich loszuwinden, dann ließ sie den Kopf an seine Schulter sinken. Schluchzend lehnte sie da und halb betäubt.

„Was ist's, Molly, meine Kleine?" forschte er. „Ich will nicht hoffen, daß man es wieder gewagt hat, Dir mit lästigen Zumutungen zu nahen?"

„Nein — ach nein!" stammelte sie.

„Sollte es noch der Schrecken von vorhin sein?" fuhr er fort. Und als sie nichts erwiderte: „Arme kleine Seele! Ich war ein rechter Esel, aber, weiß Gott, ich dachte mir nichts dabei, ich machte es mit Dir, wie ich es ein dutzendmal am Tage mit Uli mache."

„Ich wußte es ja," sagte sie sich betrübt, „ein Kind wie Uli bin ich noch in seinen Augen!" Und ihre Thränen flossen reichlicher. (Fortsetzung folgt.)

Die Krönungsfeierlichkeiten in Moskau.

Von

Paul Lindenberg.

(Hierzu die Abbildungen Seite 617, 620, 621, 628 und 629.)

Glanzvollere Tage hat selten die alte Zarenstadt an der Moskwa gesehen wie diesmal, wo die Krönung des jungen Kaisers Nikolaus mit einer Pracht vollzogen wurde, die an das Märchenhafte grenzte. Wie hatte sich Moskau selbst herausgeputzt, so buntfarbig, so abwechslungsreich, daß die Augen nicht wußten, wohin sie zuerst schauen sollten in dem erregten Straßengewühl. Weiß-blau-rot, die russischen Nationalfarben, wogten und wallten einem überall von den Dächern, den Fenstern, den Balkonen entgegen, Guirlanden und Kränze zogen sich an den Häusern entlang oder spannten sich auch über die Straßen, in ihrem Blumengewirr Kronen, die kaiserlichen Namenszugbuchstaben oder Reichsadler tragend, und an den Fronten der Gebäude waren zahllose dekorative Ausschmückungen angebracht, die in ihrer buntfarbigen Mannigfaltigkeit einen besonders festfröhlichen Eindruck machten. Das Gleiche war bei den zahlreichen Triumphpforten, Ehrenbögen, Obelisken und Begrüßungspavillons der Fall, welche in den hauptsächlichsten Straßen errichtet waren, zierlich, anmutig und farbenfroh im byzantinischen oder altrussischen Stile, der so trefflich sich dem Moskauer Bilde einfügt, das an sich schon ein halb orientalisches Gepräge hat.

Lebhafter wie in anderen Städten pulst so wie so in Moskau das Leben, wie nun erst um diese Zeit, wo aus aller Herren Ländern die Volkerschaften zusammengeströmt waren und sich ein Sprachen- und Typengewirr entrollte, wie es anderswo in dieser Ausdehnung und Abwechslung nicht zu finden ist. Waren doch aus allen Gebieten des ungeheuren russischen Reiches Deputationen erschienen, um der Krönung beizuwohnen und dem Zaren beglückwünschend zu huldigen, hatten doch alle zivilisierten Staaten ihre Vertreter sowie ganze Gesandtschaften an den Strand der Moskwa gesandt und hatte sich daselbst ein Fürstenkongreß zusammengefunden, wie er in so reicher Zahl — denn nahe an hundert Persönlichkeiten bestand er — kaum jemals zuvor stattgefunden. Da tauchten Kirgisen und Perser auf, Usbeken und Chinesen, die bezopften Söhne des himmlischen Reiches erschienen neben den schwächtigen Japanern und deren neuen Vasallen, den Koreanern, Afghanen und Griechen, Türken und Armenier, Tataren und Ostjaken, all das kunterte durch einander, und daneben sah man die Uniformen aller europäischen Heere, die sich lebhaft von den malerischen Erscheinungen der asiatischen Völkerschaften abhoben.

Besonders kam all das Fremdartige beim Einzug des Kaisers in den Kreml zum Ausdruck, der am 21. Mai vom Petrowskypalais, einem mehr ländlichen, von schönem Park umgebenen, vor den Thoren Moskaus gelegenen Schlosse, aus erfolgte. Nach regentrüben, kalten Tagen war herrliches Sonnenwetter eingetreten, und obwohl der Einzug erst am frühen Nachmittag stattfinden sollte, war schon vom dämmernden Morgen an ganz Moskau in Bewegung, und eng gedrängt säumten Hunderttausende von Menschen die endlose Feststraße ein, die einen bezaubernden Anblick darbot. Fahnen, Banner und Wimpel überall, überall auch Blumen, Kränze und Guirlanden, unter denen die Fronten vieler Häuser fast verschwanden, und die sich häufig mit Inschriften, Kronen und den kaiserlichen Namenszugbuchstaben über die Straße zogen, überall Ehrenpforten und Trophäen. Truppen aller Waffengattungen, der Mehrzahl nach aus den strammen Gestalten der nach Moskau kommandirten Petersburger und Warschauer Garderegimenter bestehend, säumten die Fahrwege ein, auf denen Adjutanten und Zeremonienmeister dahinsprengten, um die letzten Befehle zu überbringen und deren Ausführung zu überwachen.

Kanonensalven verkündeten um halb drei Uhr, daß der Zug das Petrowskypalais verlassen hatte, dröhnend ließen die Glocken der sämtlichen Kathedralen, Kirchen und Klöster der Stadt ihre ehernen Stimmen erschallen, eine tiefe Bewegung bemächtigte sich der Massen, mit jeder Minute zunehmend und ihren fieberhaften Höhepunkt erreichend, als in der Ferne die Spitze des Zuges erschien, der an Prunk, an bunter Mannigfaltigkeit so überreich war, daß man all das Schöne und Seltsame kaum aufzunehmen vermochte.

Gleich der Anfang war ein malerisch-prächtiger, denn der kaiserliche Convoi, die Leibwache des Zaren, eröffnete den Zug, mehrere hundert auf mutigen Rossen sich tummelnde kühne Reitergestalten in langen scharlachroten Röcken mit der Patronentasche vorn, die Soldaten der einen Eskadron den Karabiner wie schußbereit in der Hand, die der anderen die hohen Lanzen führend. Rot uniformirt war gleichfalls die sich anschließende Schwadron des Leibgarde-Kosakenregiments, auch hier wehten von den Lanzen rotweiße Fähnchen, und auch hier schienen Pferde und Reiter mit einander verwachsen. Nun nahte der phantastischste Teil des Zuges, der die Deputirten der asiatischen, Rußland unterthänigen Völkerschaften umfaßte, fremde, kaum je zuvor gesehene Erscheinungen in seidenen und sammetnen, kaftanartigen Prunkgewändern, die verbrannten, oft dunkelbraunen Gesichter von riesigen Pelzmützen oder auch vielfältig gewundenen Turbanen beschattet, in den um den Leib geschlungenen Schärpen kostbare, gold- und silbergestickte, mit Edelsteinen geschmückte Dolche und Pistolen, an klirrenden Metallgehängen breite Schwerter, die von den Trägern und ihren Vorfahren schon in manch blutigem Kampfe geschwungen sein mochten, über dem Rücken langschäftige Flinten von schöner, kunstvoller Arbeit: Tataren und Kirgisen, Taurier und Emeritiner, Chiwaner und Bucharen, Tscherkessen und Kurden, ihnen voran die Khane von Chiwa und Buchara, beide von wuchtigen Körperformen, in ihrer schwer brokatenen, mit Ehrenketten behängten Gewandungen, die am Hals und an der Brust mit Diamantenschnüren besetzt waren. Ihnen folgten die Hetmans der Kosakenheere, deren kriegerisches Aussehen in starkem Gegensatz zu den Vertretern des vornehmen Adels in ihren goldbestickten und ordenbesäten Uniformen stand. Diesen Gruppen zu Pferde folgten, meist zu Fuß, ein Trok kaiserlicher Hofstallaien und Schnellläufer in roten, goldbordirten Livreen, die Musikanten des Hofmusikcorps mit silbernen Einhornstreitern, die kaiserlichen Jäger in ihren schmucken Festtrachten, und nun in goldenen, offenen, leichtgebauten Wagen mehrere Krönungszeremonienmeister mit goldenen, adlergekrönten Stäben; in geschlossenen, vergoldeten, sechsspännigen Galawagen fuhren die höchsten Hofbeamten und die im Gefolge der ausländischen Prinzen sich befindenden Hofkavaliere; von neuem lustiges Pferdegetrappel, eine Eskadron des Chevaliergarderegiments der Kaiserin-Mutter nahte, die Reiter mit goldenem Küraß und goldenem Helm, den silbernen fliegenden Doppeladler darauf, und ähnlich ritterlich uniformirt war die sich anreihende Eskadron des Leibgarderegiments zu Pferd.

Gewaltiger Jubel brauste heran, stürmisch anschwellend und orkanartig sich die Triumphstraße hinunter fortpflanzend — der Kaiser kam in Sicht! Er ritt ganz allein in der dunkelgrünen Uniform des Petersburger Semjonowschen Leibgarderegiments auf einem feurigen arabischen Schimmel, sein sympathisches Gesicht mit dem kurz gehaltenen dunklen Vollbart war ernst, aber dabei doch nicht des gewohnten freundlichen Ausdrucks entbehrend; nach allen Seiten grüßte er, und hätten sich nicht wie eiserne Ketten die Truppen am Wege entlang gezogen, so waren die begeisterten Volksmassen auf ihn zugestürzt. Hinter dem Kaiser ritten seine Adjutanten vom Dienst, dann in dichter Gruppe die fremden Fürsten mit ihren militärischen Begleitern, ein farbenfrohes Uniformen-Durcheinander, dessen einzelne Teile in ihrer stets wechselnden Mannigfaltigkeit sich kaum entwirren ließen.

Gewaltig schwoll von neuem der Jubel an, in feierlich langsamem Tempo kamen die Wagen der beiden Kaiserinnen und der anderen fürstlichen Damen daher, diese Gruppe die prunkvollste von allen. Die Wagen der Kaiserinnen waren mit Gold plattirt, derjenige der regierenden Herrscherin mit karmoisinroten, goldgestickten Decken bekleidet, die Verzierungen an den Kutschen aus Gold und Silber, die Wagenschläge und Rückwände mit Malereien von Meisterhand bedeckt; die Mitte der oberen Bedachung zierte eine große goldene Kaiserkrone, an den vier Ecken schwebten fliegende silberne Adler. Acht herrlich aufgeschirrte Pferde mit goldgestickten Schabracken und Straußenfederbüschen auf den Häuptern zogen die Gefährte, die von Marstallbeamten zu Pferde und zu Fuß geleitet wurden und an deren beiden Seiten Kammerkosaken in blauer, reichstener roter Uniform schritten, während je sechs Pagen in goldbetreßten dunklen Uniformen hinterher ritten. Die Kaiserin-Mutter Maria Feodorowna trug ein silberbrokatenes Gewand mit schweren Silberstickereien, die regierende Kaiserin Alexandra Feodorowna gleichfalls ein ähnliches Kostüm mit goldenen Blumen, Ranken und Blättern bestickt; als Kopfbedeckung hatten beide Kaiserinnen die diademartige, mit Perlen und Diamanten besetzte Kokoschnik gewählt, von welcher der duftige weiße Schleier weit über den Rücken wallte.

Unter dem Donner der Geschütze, dem Klang der Glocken, dem Jubelrufen der Menge bewegte sich der Zug, den die Wagen der Hofmeisterinnen und Staatsdamen, sowie einige Husaren- und Ulanenescadrons schlossen, dahin, vor allem am Wege liegenden Kirchen von der Geistlichkeit begrüßt, während in der an der äußeren Kremlmauer liegenden kleinen Kapelle der Iberischen Mutter Gottes mit dem wundertätigen Bilde derselben der Kaiser nebst seiner Mutter und Gemahlin ihre Andacht verrichteten, um dann erst ihren Einzug in den Kreml zu halten. Am Abend aber erglühte Moskau in flammendem Strahlenkleide, das sich von allen Seiten schimmernd um den Kreml schmiegte, in welchem für die Dauer der Krönungstage der Beherrscher des mächtigsten Reichs seine Residenz aufgeschlagen hatte.

Am fünften Tage nach dem Einzuge, dem 26. Mai, fand in der zum Kreml gehörenden Uspensky-Kathedrale die heilige Krönung statt, heilig genannt, weil nach der Meinung des überwiegendsten Teiles der russischen Bevölkerung erst mit der Krönung und der damit verbundenen Salbung der Zar seine unbeschränkte Herrschergewalt angetreten und mit ihr zugleich die höchste geistliche Würde verbunden hat. Im Zusammenhang hiermit steht der byzantinische Charakter der umfassenden Krönungszeremonien, die seit Iwan III., der am 3. Februar 1498 gekrönt ward, stets in der zum Kreml gehörenden Himmelfahrts-Kathedrale stattfanden. Diese Kirche ist in byzantinisch-lombardischem Stile von 1475 bis 1479 erbaut worden; sie wurde wiederholt geplündert, aber stets in ihrer alten Form wiedergestellt. Von kleinem Umfang nur, werden ihre hellen Mauern von fünf goldenen Kuppeln überragt; das Innere ist verschwenderisch ausgestattet, mit Gold- und Silberschmuck überladen. Aus goldenen, kunstvoll bearbeiteten Platten besteht das Aeußere des Ikonostas, des Allerheiligsten, mit seinen goldgerahmten, edelsteinbedeckten Heiligenbildern, die einen unschätzbaren Wert repräsentieren. Die fünfkuppelige Decke wird von hohen Säulen gestützt, die gleich den Wänden mit bunten, von goldenen Ornamenten unterbrochenen Szenen aus dem Leben der Heiligen und der um die Kirche verdienten Zaren bedeckt sind. Aus Gold sind auch die Kronleuchter, die Wandarme, die Kandelaber, aus Gold die Ampeln und Reliquienschränke, und im Scheine der bei besonderen Festlichkeiten angezündeten zahllosen Kerzen ist der Glanz ein wahrhaft blendender, so daß sich die Augen häufig erwattet schließen.

Zwischen vier der gewaltigen Säulen war unter der mit einem Ehrenknopf bemalten Hauptkuppel das Thronpodium errichtet, welches gleich den zu ihm hinaufführenden und von goldenen Balustraden eingefaßten zwölf Stufen rot ausgeschlagen war. Ueber den oben auf der Plattform stehenden alten, elfenbeingeschnitzten und mit blauen Sammetkissen bedeckten Thronsesseln des Kaiserpaares hing ein von goldenen, in einem goldenen Aare ausmündenden Quasten gehaltener Baldachin aus dunkelrotem Sammetplusch, mit goldenen Borten schwer behängt und an seiner oberen goldenen, adlergeschmückten Einfassung mit schwarz-gelb-weißen Straußenfederbüscheln besetzt. Etwas kleiner war der Baldachin der Kaiserin-Mutter, sonst in Form und Gestaltung ebenso wie der des Kaiserpaares. An drei Seiten der Kirche waren schmale, mit rotem Tuch bedeckte Tribünen errichtet, für die erlesensten Teilnehmer an der Feierlichkeit bestimmt, die sich am Tage der Krönung hier schon um die achte Morgenstunde versammelten: die höchsten russischen wie fremden Diplomaten und Militärs in ihren blinkenden Uniformen, die Vertreter ferner und fernster Länder in ihren seidenflimmernden orientalischen Trachten, die Hetmans der Kosakenheere und die Adelsmarschälle, erstere blau, letztere rot uniformirt, mit Ordenssternen bedeckt, dann auch die vornehmsten Damen des Hofes in den vorgeschriebenen nationalen Kostümen, diese aus meist hellfarbigem Sammet gefertigt und mit den kostbarsten Gold- und Silberstickereien versehen, über das Unterkleid ärmellose Ueberwürfe fallend, welche die Arme von den Schultern an entblößt ließen, als Kopfbedeckung die Kokoschnik, ein mit Perlen oder Diamanten gesticktes Diadem, von dem über dem Rücken ein langer weißer Schleier herniederwallte.

Nicht minder farbenfroh war das Bild draußen auf dem Platze, auf den die tote Treppe vom Kremlpalais aus mündete, welche der Krönungszug herunterkommen mußte, um auf einem erhöhten, rot ausgeschlagenen Podest, der von Gardechevaliers in weißen Waffenröcken mit der roten Supravweste darüber, dem ablergekrönten Helm auf dem Haupte und dem Pallasch in der Hand, und anderen Truppen mit ihren Fahnen und Musikcorps besetzt war. Auch hier waren für ein zahlreiches, elegantes Publikum, für die Mitglieder der Diplomatie, für die fremden Offiziere und Gesandtschaften Tribünen errichtet worden, während auf dem Platze Kopf an Kopf die Deputationen aus den russischen Gouvernements und Abordnungen der Moskauer Bevölkerung versammelt waren.

Diese Treppe hinunter schritt um die neunte Stunde zuerst der festliche Zug der Kaiserin-Mutter, dem kurz darauf derjenige des Kaiserpaares folgte, durch schmetternde Trompetenfanfaren angekündigt. Eröffnet ward er durch Chevaliergardisten in goldenen Panzern und Helmen, Pagen schlossen sich an und ihnen eine große Zahl von Deputirten aller Art aus den Bevölkerungsschichten sowohl wie den verschiedenen Beamtenklassen, dann die Hetmans der Kosakenregimenter, Senatoren, Reichsratsmitglieder, Krönungszeremonienmeister und Herolde, und nun, von den ersten Würdenträgern und Generalen auf goldenen Kissen getragen, die kaiserlichen Regalien, voran die große goldene Kaiserkrone, deren Edelsteine gleich denen der kleineren Kaiserinnenkrone ein sprühendes Feuer verbreiteten, das mit dem großen Orlowdiamanten geschmückte goldene Scepter, der von Diamantreifen umgebene Reichsapfel, das in silberner Scheide ruhende Reichsschwert, die goldbrokatene Reichsfahne und die beiden Krönungsmäntel. Hinter einem neuen Trupp Chevaliergardisten und den beiden Oberhofmarschällen erschien, von den Weisen der Nationalhymne und donnernden Hochs begrüßt, der Kaiser in der dunkelgrünen Uniform des Preobraschenskyschen Garderegiments; er wie seine hinter ihm schreitende Gemahlin, welche ein reichgesticktes Kleid aus Silberbrokat trug, wurden von je zwei den höchsten Adelangehörigen Assistenten begleitet, wie dies die Tradition vorschreibt, da sich früher die Zaren nie ohne zwei Bojaren öffentlich zeigten. Unten an der Treppe harrte des Kaiserpaares ein langer, goldbrokatener, oben mit einer Reihe schwarz-gelb-weißer Straußenfederbüschel geschmückter Thronbaldachin, dessen goldene Stangen und Quasten von zweiundzwanzig Generalsabjutanten getragen, reziprektive gehalten wurden. Unter diesem Baldachin wandelte das Kaiserpaar langsamen Schrittes der Kathedrale zu, woselbst es von der gesamten Geistlichkeit erwartet und in das Innere des Gotteshauses geleitet wurde.

Drei Stunden währten hier die Krönungszeremonien, von denen am feierlichsten zwei Momente waren, jener, als vor dem Kaiser demutsvoll seine Gemahlin niederkniete und er, nachdem er mit seiner vom Petersburger Metropoliten geweihten Krone ihr Haupt berührt, ihr die Krone auf die vollen braunen Haare drückte und ihr den Krönungsmantel umlegte — dann jener, als kurz hiernach der Kaiser niederkniete und tief ergriffen ein Gebet sprach, in welchem er den Höchsten anflehte, ihm Gnade und Erleuchtung zu schenken für die hohe Sendung, die der Allmächtige ihm anvertraut. Vor dem Allerheiligsten wurde durch den Petersburger Metropoliten, der sich gleich den übrigen Geistlichen in goldstarrendem Ornat befand, zuerst die Salbung an dem Kaiser und darauf an der Kaiserin vorgenommen, wonach der Zar innerhalb des Allerheiligsten das Abendmahl einnahm, welches vor demselben der Zarin gespendet wurde. Innig und herzlich war die Beglückwünschung des Kaiserpaares durch die nächsten Verwandten, als deren erste sich die Kaiserin-Mutter nahte. Gedämpfter Gesang, der auch im Verlaufe der Feier häufig seelenvoll aus tiefen Männer- und hellen Knabenstimmen zusammengesetzten Kirchenchors erklungen war, schloß die Feier.

Die Kaiserin-Mutter kehrte in Gesellschaft sämtlicher Fürstlichkeiten direkt in das Palais zurück, das Kaiserpaar aber schritt außerhalb des inneren Kremlbezirks zur Erzengel- und von dieser zur benachbarten Verkündigungs-Kathedrale, um dort den Heiligenbildern ihre Verehrung zu zollen, auf dem ganzen Wege, der wiederum auf einem rot ausgeschlagenen und an beiden Seiten von Truppen besetzten Podeste dahinführte, von den donnergleichen Hochrufen der Tausende umtost, die fast die Geschützsalven und Glockenklänge übertönten. Das Kaiserpaar hatte auf diesem Gange das Krönungsornat abgelegt. Der Kaiser, dem seine Gemahlin unter dem von Gardechevaliers begleiteten Thronbaldachin folgte, trug auf dem Haupte die blendende Krone, um die Schultern den am Hermelinkragen sowie an der schweren Schleppe von Generalen gehaltenen goldbrokatenen, hermelingefütterten Krönungsmantel, in der rechten Hand das Scepter, in der linken den Reichsapfel, die Kaiserin nur die kleine Krone und den Mantel. Vor den Kirchenportalen wurde das Kaiserpaar von der hohen Geistlichkeit empfangen, der Metropolit hielt ihnen das Kreuz entgegen, welches der Zar und die Zarin küßten, um dann ihre Lippen auf die Hand des Metropoliten zu drücken. Nicht mehr überdacht von dem Baldachin schritt das Kaiserpaar schließlich die Rote Treppe empor und vereinigte sich von deren oberster Terrasse dreimal freundlich gegen die unten Harrenden, deren Jubel begeistert erklang und sein dröhnendes Echo bei den außerhalb des Kreml zu ungezählten Tausenden versammelten Volksmassen fand.

Am Abend erstrahlte wiederum die Stadt in glänzendster Beleuchtung, und auch der Kreml hatte diesmal sein an die Märchen von „Tausend und eine Nacht“ erinnerndes strahlendes Flammengewand angelegt, das aus Millionen weißer und buntfarbiger Lämpchen und eben solcher Flämmchen bestand, die in sprühenden Guirlanden sich um die Zinnen der Mauern, der Türme, der Außenwände rankten und ein so feenhaftes Gesamtbild schufen, wie es in dieser Pracht und Schönheit bisher nur wenige Sterbliche zuvor gesehen.

An die Krönungsfeier selbst schloß sich noch eine lange Kette glanzvoller höfischer Feste, die eine schreckenerregende Unterbrechung durch das Volksfest erfuhren, welches auf dem Chodynskifelde stattfand und aus Verteilung von Gaben, sowie von Met und Bier und aus unentgeltlichen Vergnügungen aller Art bestand. Am frühen Morgen bereits war der Andrang der Menschenmengen so gewaltig, daß sie in mahnsinniger Hast die hölzernen Buden, in welchen die Eßwaren und zinnemaillirten Erinnerungsbecher, sowie die Getränke verteilt werden sollten, stürmten und hierbei an zweitausend Menschen erdrückt oder verwundet wurden! In den Klang der Festesglocken mischten sich plötzlich ernste Trauerweisen, und so prunk- und pomphaft die Festestage gewesen, so düster war der Schatten, der sich an sie heftete. In großherziger Weise suchte indessen Kaiser Nikolaus, soweit dies überhaupt in Menschenmacht liegt, das Unheil gut zu machen, indem er freigebig für die Hinterbliebenen der Verunglückten sorgte.

Unlauterer Wettbewerb.

Von

Dr. Ludwig Fuld.

In Deutschland wie in den meisten übrigen Ländern, welche nicht mehr auf der Entwicklungsstufe des Agrikulturstaates stehen, hat sich je länger desto mehr unter dem Einfluß der fortschreitenden Verstärkung des Existenzkampfes, der Vermehrung der Konkurrenz die Unsitte ausgebildet, sich zu geschäftlichen und gewerblichen Zwecken auch solcher Mittel zu bedienen, welche den Grundsätzen von Treue und Glauben widersprechen. Der Wettbewerb verwendet auch unlautere Mittel, und der Umfang, in welchem dies geschieht, mußte den Staat veranlassen, in geeigneter Weise hiergegen einzuschreiten, damit der gewissenhafte Kaufmann und Gewerbetreibende, der es verschmäht, mit Hilfe von bedenklichen Praktiken seinen Kunden- und Abnehmerkreis zu erweitern, nicht durch den minder gewissenhaften und von solchen Skrupeln freien in seinem Erwerb beeinträchtigt werde.

Die Aufgabe, welche dem Staate hierbei gestellt ist, muß als eine überaus schwierige bezeichnet werden, denn zunächst ist die Grenze zwischen dem lauteren und unlauteren Wettbewerb nicht leicht mit voller Schärfe zu ziehen; in Ansehung mancher Mittel kann man sehr in Zweifel sein, ob dieselben zu der ersten oder der letzten Kategorie gehören. Sodann aber gleicht der unlautere Wettbewerb einem Proteus; gleich diesem hat er die Fähigkeit, seine Gestalt zu wechseln und die Formen seiner Verkörperung beliebig zu verändern. Die menschliche Erfindungskraft ist bekanntlich im Schlimmen ebenso stark wie im Guten, sie hat sich von jeher saftig erwiesen, neue Formen zu ersinnen, welche nicht unmittelbar unter ein Gesetz fallen, das es für notwendig erachtete, gewisse Entartungen der Erwerbsthätigkeit zu unterdrücken.

In Frankreich besteht ein ausreichender Schutz gegen den unlauteren Wettbewerb schon seit mehr denn zwei Menschenaltern, und zwar ohne daß die Gesetzgebung sich damit ausdrücklich befaßt hätte; auf Grund der einfachen und eigentlich selbstverständlichen, darum auch in den Gesetzen fast aller Kulturvölker belassten Bestimmung, daß derjenige, welcher einem andern Schaden zufügt, verpflichtet ist, dafür Ersatz zu leisten, hat die französische Rechtsprechung ein umfassendes Schutzsystem gegen den unlauteren Wettbewerb (concurrence déloyale) ausgebildet und damit einen Beweis für eine geradezu bewundernswerte Produktionskraft geliefert. Der Grundgedanke desselben geht dahin, daß, trotz der Gewerbe- und Handelsfreiheit, kein Konkurrent dem andern in seinem Geschäfte durch Anwendung von Mitteln schädigen darf, welche von dem Standpunkte der gesunden Geschäftsmoral als unlautere bezeichnet werden müssen.

Die praktischen Wirkungen dieses Schutzsystems sind überaus hoch anzuschlagen. Nicht in letzter Linie verdankt die französische Industrie demselben ihre Stellung und ihre Leistungskraft. In Deutschland bedurfte es einer langjährigen, hauptsächlich durch die Vertretungen des Handels und der Industrie geleiteten und geförderten Agitation, um den Erlaß eines hierauf bezüglichen Gesetzes herbeizuführen, welches nach gründlichen Vorbereitungen jetzt zu stande gekommen ist. Im Gegensatze zu dem französischen Gesetze enthält es keine allgemeine, der Anwendung auf alle Formen des unlauteren Wettbewerbs fähige Formel, sondern Bestimmungen, die sich gegen genau abgegrenzte Erscheinungsformen desselben richten, es wird daher auch nicht das leisten, was das in Frankreich ausgebildete Schutzsystem leistet. Ein weiterer Unterschied zwischen diesem und dem deutschen Recht besteht darin, daß letzteres auch mit Strafen gegen den unlauteren Wettbewerb vorgeht, während ersteres es für ausreichend erachtet hat, dem Geschädigten einen Anspruch auf Schadenersatz zuzusprechen.

Im einzelnen bezieht sich das deutsche Gesetz auf folgende Gegenstände. Zunächst wird den Ausschreitungen des Reklamewesens entgegengetreten, die in der Aufstellung oder Verbreitung von thatsächlich unwahren Angaben über Geschäftsverhältnisse bestehen, wodurch der Kundenkreis in der irrigen Annahme verleitet wird, daß ein besonders günstiges Angebot vorliege. Dahin gehören unwahre Angaben über die Beschaffenheit einer Ware, ihre Herstellungsart, zum Beispiel die wahrheitswidrige Bezeichnung einer in der Fabrik verfertigten Ware als Handarbeit, über das Alter des Geschäfts, die Menge der Vorräte, den Anlaß und Zweck des Verkaufs, beispielsweise die falsche Angabe, daß ein Ausverkauf wegen Todesfalls oder Fortzuges stattfinde, daß man eine Konkursmasse ausverkaufe und so weiter. Weiter wird dem Bundesrate die Ermächtigung eingeräumt, vorzuschreiben, daß bestimmte Waren im Kleinverkehr nur in den von ihm angegebenen Einheitsmengen verkauft werden dürfen. Ein dritter Gegenstand, auf den sich das Gesetz bezieht, ist die Anschwärzung. Dieselbe besteht darin, daß zum Zwecke des Wettbewerbs über ein Geschäft oder dessen Inhaber unwahre Behauptungen verbreitet werden, welche für dessen Betrieb oder Kredit schädlich sind; als Beispiel solcher Behauptungen sei die genannt, daß eine Fabrik durch Feuersbrunst zerstört sei, der Inhaber eines Unternehmens eine Bestrafung erlitten habe, daß in ein Bergwerk Wasser eingedrungen sei, und Aehnliches. Hieran schließt sich ein Schutz gegen die Benutzung von Namen, Firmen, Titeln von Büchern und anderen Druckschriften, welche bezweckt, das Publikum zu täuschen und zu veranlassen, seinen Bedarf bei einem andern als dem von ihm ins Auge gefaßten Unternehmer zu decken. Es ist keinem Verleger gestattet, eine Zeitschrift unter dem Titel „Ueber Land und Meer“ zu begründen, kein Buchhändler darf Reisehandbücher unter dem Titel „Bædeker's Reisebücher“ herausgeben, ebenso wenig darf an einem Orte, wo seit Jahren ein Hotel unter der Bezeichnung „Rheinischer Hof“ besteht, ein neues Hotel errichtet werden, welches sich der gleichen oder fast gleichen Bezeichnung bedient.

Aus diesen Beispielen läßt sich ohne Schwierigkeit entnehmen, wie weit der Schutz gegen diese Form des unlauteren Wettbewerbs geht, man kann sogar sagen, daß derselbe für die Praxis des täglichen Lebens der bei weitem bedeutsamste ist, wenigstens ist dies in Frankreich und teilweise auch in England und den Vereinigten Staaten von Amerika der Fall, wo man nicht nur die auf Täuschung berechnete Nachahmung des besonderen Namens eines Theaters, Zirkus, Restaurants und ähnlichen Unternehmens (zum Beispiel die Bezeichnung Elysium, Eldorado, Apollotheater, Glaspalast) als unlauteren Wettbewerb betrachtet, sondern auch die Nachahmung der Bezeichnung einer Eisenbahn, eines Schiffahrtsunternehmens. Ob man in Deutschland den neuen Vorschriften eine ähnliche Ausdehnung geben wird, bleibt abzuwarten.

Endlich beschäftigt sich das Gesetz mit dem Verrate der Geschäfts- und Betriebsgeheimnisse eines Unternehmens seitens der Arbeiter, Lehrlinge und Gehilfen. Der Verrat wird bestraft, jedoch nur dann, wenn er während der Dauer des Dienstvertrags begangen wurde; nach Lösung des letzteren ist der Gehilfe nicht strafbar, wenn er das, was er in dem früheren Geschäft gelernt und erfahren hat, anderweitig verwertet. Bestraft wird auch derjenige, welcher solche Geheimnisse, die er durch eine unerlaubte oder eine die guten Sitten verletzende Handlung in Erfahrung gebracht hat, selbst für sich verwertet oder weiter verbreitet, sowie auch derjenige, welcher, wenn schon erfolglos, die zu der Wahrung der Verschwiegenheit verpflichteten Personen zum Bruche der Schweigepflicht zu verleiten versucht hat. Die letzteren Vorschriften haben am meisten Widerstand gefunden, weil man der Ansicht war, daß durch sie die Lage der Handlungsgehilfen nicht unerheblich verschlechtert würde und ihnen die Erlangung einer wirtschaftlichen Stellung erschwert werde.

Weitere Formen des unlauteren Wettbewerbs hat das Gesetz nicht berücksichtigt. Es hängt nun zum größten Teile von dem Grade seiner verständnisvollen Anwendung ab, ob die darauf gesetzten Hoffnungen in Erfüllung gehen und ob infolge seiner Wirksamkeit Treue und Glauben wieder in dem Umfange die Grundlage des gewerblichen Verkehrs in Deutschland wird, in dem dies früher der Fall war. Auch in moralischer Bedeutung ist der Erlaß des Gesetzes nicht zu unterschätzen, denn es wird durch dasselbe der Grundsatz feierlich bestätigt, daß auch zum Zwecke des Erwerbs und Gewinnes die strikte Wahrheitspflicht nicht verletzt werden darf, ein Grundsatz, welcher dem klassischen Altertum so wenig bekannt war, daß ein römischer Jurist den Satz aufstellen konnte, bei dem Kauf und Verkauf sei es gestattet, einander zu betrügen.

Spruch.

Sag nicht, daß du erkannt zu teuer
Ein Glück, erblüht aus Schmerz und Pein, –
Gar mancher muß durchs Fegefeuer
Und geht doch nie zum Himmel ein.

Thue, was recht ist,
Prüfe, was echt ist,
Meide, was schlecht ist. A. H.

Die Hellenenzüge in Thessalien

Von Jos. Kirchner

Die Hellenenzüge in Thessalien, die Kämpfe der Griechen gegen die Perser, sind ein Thema, das in der Geschichte der Kriegsmalerei schon oft behandelt worden ist. Es ist ja auch ein Thema, das sich für die Malerei ganz besonders eignet, weil es Gelegenheit bietet, die Kämpfe zu Pferde und zu Fuß, die Kämpfe zu Wasser und zu Land, die Kämpfe in der Ebene und im Gebirge, die Kämpfe bei Tag und bei Nacht, die Kämpfe in der Sonne und im Regen, die Kämpfe im Sturm und im Schnee, die Kämpfe in der Hitze und in der Kälte, die Kämpfe in der Luft und im Wasser, die Kämpfe in der Erde und im Feuer, die Kämpfe in der Finsternis und im Licht, die Kämpfe in der Ruhe und in der Bewegung, die Kämpfe in der Stille und im Lärm, die Kämpfe in der Einsamkeit und in der Menge, die Kämpfe in der Freude und im Schmerz, die Kämpfe in der Liebe und im Haß, die Kämpfe in der Hoffnung und in der Verzweiflung, die Kämpfe in der Tugend und im Laster, die Kämpfe in der Wahrheit und im Irrtum, die Kämpfe in der Gerechtigkeit und im Unrecht, die Kämpfe in der Freiheit und in der Knechtschaft, die Kämpfe in der Ordnung und im Chaos, die Kämpfe in der Schönheit und im Häßlichen, die Kämpfe in der Harmonie und im Mißklang, die Kämpfe in der Vollkommenheit und im Unvollkommenen, die Kämpfe in der Unendlichkeit und im Endlichen, die Kämpfe in der Ewigkeit und im Vergänglichen, die Kämpfe in der Gottheit und im Menschlichen, die Kämpfe in der Natur und im Übernatürlichen, die Kämpfe in der Wissenschaft und im Aberglauben, die Kämpfe in der Kunst und im Handwerk, die Kämpfe in der Religion und im Unglauben, die Kämpfe in der Philosophie und im Unsinn, die Kämpfe in der Poesie und im Prosa, die Kämpfe in der Musik und im Lärm, die Kämpfe in der Tanzkunst und im Stolpern, die Kämpfe in der Schauspielkunst und im Theaterdonner, die Kämpfe in der Bildhauerkunst und im Steinbruch, die Kämpfe in der Architektur und im Bauschutt, die Kämpfe in der Malerei und im Farbenkasten, die Kämpfe in der Graphik und im Papierkorb, die Kämpfe in der Fotografie und im Dunkelkammer, die Kämpfe in der Kinematografie und im Kinematografen, die Kämpfe in der Radiotechnik und im Radiogeräusch, die Kämpfe in der Elektrotechnik und im Elektrizitätswerk, die Kämpfe in der Maschinenbaukunst und im Maschinenraum, die Kämpfe in der Luftfahrt und im Luftschiff, die Kämpfe in der Raumfahrt und im Raumschiff, die Kämpfe in der Tiefseeforschung und im Tiefseetauchboot, die Kämpfe in der Polarforschung und im Polarschiff, die Kämpfe in der Wüstenforschung und im Wüstenschiff, die Kämpfe in der Urwaldforschung und im Urwaldschiff, die Kämpfe in der Gebirgsforschung und im Gebirgsschiff, die Kämpfe in der Höhlenforschung und im Höhlenschiff, die Kämpfe in der Unterwasserforschung und im Unterwasserschiff, die Kämpfe in der Unterirdischenforschung und im Unterirdischen

Szeuendentenum

Kroninsignien in den sechsspännigen Hofgalawagen auf weithin sichtbare rote Sammetkissen gelegt. Alsdann wendete sich der Zug zum Parlamentspalaste. Bis zu diesem hatte er noch die Verbindungsgasse, das Wienerthor, die Bürgergasse, den Franzensring, den Hauptplatz, die Landstraße, Dorotheagasse, Primatialgasse, die Margaretenbrücke, den Leopoldsring, die Waizenerstraße, die Markusgasse und Palatingasse zu passiren. Vor dem neuen Parlamentspalaste, einem Kolossalbau im gothischen Stile, verweilte der Zug eine Stunde lang. Der nach Entwürfen des Professors Emerich Steindl ausgeführte Prachtbau wird vertragsmäßig erst 1902 einer Bestimmung übergeben, erklärlich war indessen der Wunsch, das neue Haus der ungarischen Gesetzgebung im Millenniumsjahre einzuweihen und es damit zu einem Erinnerungsmal an dieses Jubeljahr zu erheben. Steindl hat daher die Arbeiten derart beschleunigen, daß der Festung den Bau äußerlich fertig vorfand, und innen war die Einrichtung so weit gediehen, daß beide Häuser des ungarischen Reichstages darin eine Festsitzung abhalten konnten. Hiermit wurde der Bau eingeweiht, das „Millenniumgebäude", nachdem feierlich die Stefanskrone hineingetragen worden, im Kuppelsaale verblieben und die Gründung des Staates durch Arpád im Jahre 1896 verewigt.

Nach der Sitzung ordnete sich der Huldigungsleistung, der ohne die beigegebene Kavallerie einhundertzweihundert Reiter zählte, in neunundachtzig Banderien eingeteilt. An der Spitze ritten sechs Herolde mit Posaunen, dann folgte der Minister des Innern von Perczel als Führer der Munizipien (Komitate und Städte). Ihm folgte auf prachtvollem Pferde Aladár von Nyáry an der Spitze des Banderiums der Haupt- und Residenzstadt Budapest. Nun kamen die anderen Munizipien des Landes in alphabetischer Ordnung. Die reicheren Komitate hoben sich durch originelle und stilgerechte Kostüme hervor, die bald, wie beim Eisenburger Komitate, durch Helme und Panzerhemden an die Zeit der Ritter, bald, wie beim Zempliner, an die Kuruzzen Rákóczys erinnerten. Ja selbst an den buntgeblümten langen Kaftan der Zuckerzeit werden wir erinnert, denn auch dieser hat einst den Schnitt der ungarischen Tracht beeinflußt. Viele Magnaten nahmen an jenem Banderium am Festzuge teil, in dessen Munizipium sie begütert sind. Die ungarische Aristokratie hat damit diesem Huldigungsfestzug sein volkstümliches und nationales Gepräge bewahren wollen. Es sollte eben gezeigt werden, daß ganz Ungarn der Krone und ihrem erlauchten Träger zu huldigen gekommen war. Den Banderien der Komitate schlossen sich jene Mitglieder des Oberhauses und des Abgeordnetenhauses an, die zu Pferde an der Feierlichkeit teilnahmen.

Einer Eskadron Husaren folgten alsdann die Reichsbannerträger. Baron Adalbert Pan trug das ungarische Banner, Graf Franz Nádasdy jenes von Dalmatien, Graf Michael Esterházy das von Galizien, Graf Géza Andrássy das von Rama (Bosnien), Graf Jeno Gyáky das Banner von Kumanien, Graf Jozsef Zeleky das von Siebenbürgen, Graf Stefan Hoyos-Sprinzenstein das von Serbien. So wie das letztere einen von einem Pfeil durchbohrten Eberkopf zeigt, also mit dem Wappen des neuen Königreiches Serbien gar keine Aehnlichkeit hat, sind auch die anderen Fahnen jener Länder, die schon lange nicht mehr zur Stefanskrone gehören, nur Symbole, die alten Traditionen gemäß — ohne jede verletzende Absicht — nun im Gefolge der Stefanskrone oder dem Krönungsakte selbst eine mehr dekorative Rolle spielen. — Den Reichsbannerträgern folgte eine Abteilung der ungarischen Kronwache, alsdann die Krone mit den Krönungsinsignien auf einem sechsspännigen Hofgalawagen. An jeder Seite dieses Wagens gingen drei Hellebardiere, sechs ungarische Gardisten und zwölf Mann der ungarischen Kronwache mit ihren Offizieren. Neben dem Wagen schritten außerdem die Burggrafen von Budapest und Ofen, sowie der Kommandant der Leibgarde. Nun folgte ein sechsspänniger Hofgalawagen mit den königlichen Kronwächtern Koloman von Tisza und Franz Paul Esterházy. Ebenfalls in einem Hofwagen fuhren die Kronhüter von Siavo und von Radvánszky. Die zum Tragen der Kroninsignien bestimmten Herren saßen in eigenen Galakarossen. Einer Eskadron Husaren folgten in Galawagen Mitglieder der beiden Häuser des Reichstages. Zum ganzen nahmen zwölf Galawagen teil. Die Siebenbürger Sachsen waren durch Deputationen am Huldigungsfestzuge.

Magnaten-Kavallerie in der Ofener Hofburg

Magnat mit Knappe

Munizipalbanderien, mit Ausnahme der Komitate Hermannstadt mit zwölf Mann in altsächsischer Tracht, in den Banderien der Komitate Kronstadt und Fogaras nahmen je drei Sachsen teil.

Der Huldigungsfestzug bewegte sich durch die Palatingasse, Attilagasse, Bäckergasse, Franziskanergasse, Marokkaner- und Balgasse über den Franz Josefsplatz und die Kettenbrücke nach Ofen zurück auf den Schloßplatz, um hier vor den Majestäten zu defilieren. König Franz Joseph stand in der roten ungarischen Generalsuniform

Digitized by Google

auf dem erst kürzlich vollendeten Balkone des Königsschlosses, neben dem Monarchen die Königin in ungarischer Gala. Rechts und links von den Majestäten waren die Erzherzoge und Erzherzoginnen, der österreichische Hofstaat und die Mitglieder des neuernannten ungarischen Hofstaates postirt. Die Fenster der Hofburg, sowie besondere Estraden standen den Botschaftern der Mächte, den Gesandten, Konsuln und so weiter zur Verfügung. Auf einer halbkreisförmigen Tribüne nahmen zahlreiche Damen der Aristokratie in reichen ungarischen Galatoiletten Platz. Im Burghofe entwickelte sich nun ein herrliches Schauspiel: die glänzende Kavallade defilirte, und die Fahnen der Bannerträger und der Munizipien senkten sich vor den Majestäten. Der Präsident des Abgeordnetenhauses Szilagyi richtete eine Ansprache an den König, worauf der Monarch mit anerkennenden Worten über die Großartigkeit des Festzuges, für diese Huldigung als den Beweis der Anhänglichkeit der ungarischen Nation an den König und ein Haus, seinen Dank aussprach.

Ein Mißverständnis.

Erzählung aus dem Offiziersleben

von

O. Elster.

(Schluß.)

Alfred eilte in den Salon, wo Egon schon wartete.

„Verzeihen Sie, Kamerad, daß ich bereits wieder hierher komme ...“

Alfred streckte ihm lachend die Hand entgegen.

„Was haben Sie für Geschichten angestellt!“

„Sie wissen?“

„Alles! Mein Vater ist hier — in meinem Zimmer.“

„Ah, und Sie wissen, daß ich mich mit ihm schlagen soll?“

„Ja, ja! Aber das ist ja der reine Unsinn! Wie konnten Sie ihn aber auch nur als Kellner behandeln? Das ist seine schwache Seite.“

„Ich kannte ihn doch nicht,“ entgegnete Egon kleinlaut. „Ich sah ihn auch nur von hinten ...“

„Na, wissen Sie, Kamerad, Papa wird sich schon wieder beruhigen. Ich werde ihn hier behalten und ihn zur Vernunft zu bringen suchen. Aber Sie dürfen jetzt nicht mit ihm zusammen treffen, er ist noch zu erregt. Das beste ist, Sie reiten ruhig wieder heim. Heute abend komme ich nach Mittelstädt und bringe Ihnen Nachricht. Sie nehmen es mir nicht übel, daß ich Sie nicht einlade, hier zu bleiben. Aber wir würden meinen Vater nur noch mehr erzürnen, wenn wir die Angelegenheit übers Knie brechen wollten. Der alte Herr will Zeit haben, um sich zu besinnen.“

„Ich bin vollständig mit Ihnen einverstanden und freue mich, daß ich die Regelung der Angelegenheit in Ihre Hände legen kann. Darf ich um eine Empfehlung an Ihre Damen bitten?“

„Werde Ihren Gruß ausrichten. Meine Frau und Schwester müssen in den Park gegangen sein.“

„Ich will nicht weiter stören. Aber nicht wahr, Sie sind ebenso wie Ihre Damen der Ueberzeugung, daß ich an diesem unglücklichen Zufall keine Schuld trage ...“

Alfred schüttelte dem jungen Offizier freundschaftlichst die Hand. „Beruhigen Sie sich. Meine Frau und Kitty wissen noch nichts von dem Zwischenfall und werden hoffentlich auch nichts davon erfahren.“

„Und Sie denken nicht schlecht von mir?“

„Aber, ich bitte Sie! Kein Wort mehr! Wir werden die Sache schon regeln. Und nun — auf Wiedersehen heute abend.“

Egon nahm den Rückweg durch den Wald, nicht ohne die geheime Hoffnung, den beiden Damen zu begegnen. Seine Hoffnung sollte ihn nicht betrogen haben. Dort, wo sich der Park mit dem Walde vereinigte, sah er zwei Damen auf der Brücke stehen, welche einen künstlichen Wasserfall übersprang. Rasch ritt er näher, schwang sich aus dem Sattel und trat mit höflichem Gruß auf die Damen zu. Lächelnd blickte ihm Frau Hildegard entgegen, während Kitty errötend die Augen niederschlug.

„Was haben Sie denn mit meinem Schwiegerpapa für Streit gehabt?“ frug Hildegard lachend. „Der alte Herr ist ja ganz erbost auf Sie.“

„O, gnädige Frau, glauben Sie, daß ich unschuldig bin! Nur ein kleines Mißverständnis! Wenn ich Herrn Oberamtmann nur einmal sprechen könnte, dann würde bald alles aufgeklärt werden.“

„Nein, nein, jetzt dürfen Sie Papa nicht sprechen! Er ist so erregt — das würde alles verderben,“ rief Kitty lebhaft.

„Derselben Meinung war Ihr Herr Bruder, Fräulein Kitty.“

Hildegard beobachtete lächelnd die Liebenden.

„Wissen Sie, Herr von Brüggen,“ sprach sie dann in schelmischem Ton, „ich werde einmal mit Papa reden. Auf mich hört er noch am meisten. Sagen Sie mir nur, um was es sich handelt.“

„Du lieber Himmel, ich habe den alten Herrn versehentlich für einen Kellner gehalten ...“

„O weh,“ lachte Hildegard. „Da wird es Mühe kosten, ihn zu versöhnen. Indessen, ich will es versuchen. Ich gehe sogleich; ich glaube, Sie und Kitty haben sich noch etwas zu sagen, was ich nicht zu hören brauche ...“

„O, gnädige Frau ...“

„Lassen Sie nur, Herr von Brüggen! Dankbar dürfen Sie mir sein, wenn alles wieder in Ordnung ist.“

Damit grüßte sie schelmisch lächelnd und ging eilig davon, in wenigen Augenblicken hinter den Büschen verschwindend.

Egon legte den Arm um Kittys Gestalt und zog sie sanft an sich. „Du hast Deiner Schwägerin unser Geheimnis gestanden?“

„Ja, Egon. Du zürnst mir doch deshalb nicht?“

„Gewiß nicht. Ich war sogar im Zweifel, ob ich nicht auch Deinem Bruder unsere Verlobung mitteilen sollte. Ich wollte Dich aber vorher um Rat fragen.“

„Jetzt wird es ihm Hildegard wohl schon sagen. Aber nun erzähle mir, Egon, was zwischen Dir und Papa vorgefallen ist.“

Egon erzählte den Vorfall und schloß mit der Versicherung, daß er das Mißverständnis aufs tiefste bedaure und sich gern bei dem alten Herrn entschuldigen wolle.

„Und weshalb hast Du es noch nicht gethan, Egon?“ fragte Kitty ängstlich zu ihm aufblickend.

„Weil — weil — Dein Papa meine Entschuldigung nicht annehmen wollte.“

„Egon, Du verheimlichst mir etwas! Papa ist so schroff, so erregt, wenn er sich verletzt fühlt — er hat doch nicht ...?“

„Ja, Kitty, er hat mir seine Zeugen geschickt, um mich zu fordern.“

„O, mein Gott!“

„Aber beruhige Dich doch, mein Liebling, ich werde mich unter keinen Umständen mit Deinem Vater schlagen. Ich denke auch, er wird Vernunft annehmen und meine Entschuldigung als genügende Sühne betrachten.“

„Ich überlebte es nicht, wenn ihr euch mit den Waffen gegenüber ständet,“ schluchzte Kitty, „dann wäre ja alles vorüber — alles — und ich habe Dich doch so lieb — so lieb —“

Sie verbarg ihr Gesicht an seiner Brust, ihn mit den Armen umschlingend. Zärtlich küßte er ihren braunen Scheitel. „Beruhige Dich, mein Liebling,“ flüsterte er. „Es wird nicht dahin kommen.“

„Du versprichst mir, Dich nicht mit meinem Vater zu schlagen?“

„Mein Wort darauf, liebe Kitty.“

„Ich danke Dir, Egon — und nun verlaß mich.“

„Aber ...“

„Nein, nein, geh! Ich will zum Schloß zurück, ich will mit Papa sprechen.“

„Wäre es nicht besser, ich begleitete Dich?“

„Nein, Papa muß vorbereitet werden, er muß sich erst beruhigen. O, laß mich nur machen! Ich kenne Papa! Er hat mich sehr lieb, und wenn ich ihm sage, daß ich Dich lieb habe, dann wird er schon von seinem tollen Vorsatz zurückkommen. Leb wohl — ich gebe Dir Nachricht — leb wohl ...“

Noch einmal schlang sie die Arme um seinen Nacken und küßte ihn. Dann eilte sie flüchtig wie ein zierliches Reh davon.

Nachdenklich machte sich Egon auf den Heimweg. Es kamen ihm doch Zweifel, ob er nicht lieber darauf hätte bestehen sollen, den Oberamtmann zu sprechen, um seine Entschuldigung persönlich anzubringen. Der alte Herr konnte doch nicht so querköpfig sein, daß er keine Entschuldigung für das kleine Mißverständnis gelten lassen würde. Freilich, der Oberamtmann hatte Egon durch die Zeugen sagen lassen, daß er nur eine Entschuldigung vor dem gesamten Offizierkorps annehmen könnte. Bei dem Gedanken an diese Zumutung verfinsterte sich das Gesicht des jungen Offiziers. Jedem andern Gegner gegenüber würde er eine solche Zumutung einfach zurückgewiesen, ja als eine Beleidigung aufgefaßt haben. Nur die Liebe zu Kitty verhinderte ihn, dieser Zumutung eine schroffe Zurückweisung zu teil werden zu lassen.

In seiner Wohnung traf Egon Lieutenant von Benthausen und den Gardekürassier an.

„Nun, was haben Sie ausgerichtet?“ fragte er.

„Nichts,“ entgegnete Lieutenant von Schönborn lächelnd. „Entweder Entschuldigung vor dem versammelten Offizierkorps oder Duell mit dem Oberamtmann — Pistolen, zwanzig Schritt Distanz, dreimaliger Kugelwechsel ...“

„Glauben Sie wirklich, Schönborn, daß ich mich mit dem alten Herrn schlagen werde?“

„Natürlich werden Sie sich mit ihm schlagen. Oder wollen Sie vor versammeltem Offizierkorps Abbitte leisten?“

„Auch das nicht. Ich bitte Sie, sich nochmals zu den Zeugen des Herrn Bornträgers zu begeben und ihnen rundweg zu erklären, daß ich das Duell mit Herrn Bornträger ablehne, daß ich aber bereit bin, mich bei Herrn Bornträger in Gegenwart von seinen und von meinen Zeugen zu entschuldigen.“

„Brüggen, sind Sie närrisch geworden?“

„Weshalb?“

„Sie wollen das Duell ablehnen?“

„Allerdings. Ich sehe durchaus keinen Grund ein, mich wegen dieses Mißverständnisses schlagen zu sollen.“

Schönborn und Benthausen wechselten erstaunte Blicke. Dann erhoben sie sich beide, und Lieutenant von Schönborn sprach mit steifer Förmlichkeit: „Ich bedaure, Herr Lieutenant von Brüggen, daß ich diesen Auftrag von Ihnen nicht annehmen kann ...“

„Ich ebenso wenig,“ fügte Lieutenant von Benthausen hinzu.

„Aber, meine Herren ...“

„Verzeihen Sie, Herr Kamerad,“ unterbrach ihn Schönborn. „Ich muß noch bemerken, daß ich jede weitere Unterredung für überflüssig halte. Ich lege hiermit meinen Auftrag, Ihr Zeuge zu sein, in Ihre Hände zurück.“

„Ich schließe mich in dieser Beziehung Herrn von Schönborn vollständig an,“ fügte Benthausen hinzu.

„Aber weshalb denn plötzlich dieser Ton, meine Herren?“

„Wenn Sie erklären, sich auf keinen Fall mit Herrn Bornträger schlagen zu wollen, sind wir überflüssig ...“

„Aber so begreifen Sie doch, meine Herren ..“

„Wir begreifen nur, daß Sie ein Duell abgelehnt haben. Ich denke, das ist genügender Grund, daß wir uns zurückziehen. Wir wollen Ihnen indessen eine Stunde Bedenkzeit geben und Ihren Entschluß in der ‚Sonne‘ erwarten. Sind Sie damit einverstanden, Benthausen?“

„Allerdings, Schönborn.“

„Nun gut, dann kommen Sie. Auf Wiedersehen, Herr von Brüggen.“

Mit förmlicher Verbeugung verabschiedeten sich die beiden Offiziere, welche es nicht begreifen konnten, wie Egon ein Duell ablehnen konnte, das ihm seitens seines Gegners unter so verletzenden Bedingungen angeboten war.

Egon lachte laut auf, als sich seine beiden Zeugen entfernt hatten.

„Wahrhaftig,“ rief er belustigt aus, „sie halten mich für zu furchtsam, als daß ich mich mit dem alten Herrn schlagen könnte. Das ist allerdings ein köstlicher Gedanke! Indessen,“ setzte er, ernsthafter werdend, hinzu, „die Angelegenheit hat in der That ihre ernste Seite. Wenn der Alte auf dem Duell besteht, dann ist es eigentlich meine Pflicht als Offizier, das Duell anzunehmen — aber ich kann mich doch nicht mit Kittys Vater schlagen! Zum Henker mit der ganzen albernen Geschichte! Ich weiß in der That nicht mehr, was ich beginnen soll!“

Er ging mißmutig und ärgerlich im Zimmer auf und ab. Dann setzte er sich an den Schreibtisch und holte Papier und Schreibzeug hervor.

„Ich werde dem Oberst über die Angelegenheit berichten," murmelte er vor sich hin. „Er mag entscheiden, was zu thun ist."

Aber kaum hatte er einige Zeilen geschrieben, als sein Bursche mit einem verschlossenen Schreiben eintrat, das das Siegel des Regimentskommandeurs zeigte. Rasch öffnete Egon den Brief, der von Lieutenant von Rautenstein geschrieben war. Der Adjutant teilte Egon dienstlich mit, daß der Oberst ihn sofort zu sprechen wünschte. Der Oberst erwarte ihn auf dem Regimentsbureau.

„Was zum Kuckuck mag der Oberst jetzt schon von mir wollen? Sollten Benthausen und Schönborn die Sache zur Anzeige gebracht haben? Das wäre unverantwortlich!"

Doch dem Befehl mußte gehorcht werden.

*

Das Regimentsbureau bestand aus zwei Räumlichkeiten. Im ersten saßen die Schreiber, der zweite war für den Adjutanten bestimmt. In diesem letzteren empfing auch der Oberst die Meldungen der Offiziere. Als Egon in das erste Zimmer eintrat, diktirte Lieutenant von Rautenstein dem Schreiber einige Befehle. Als er den Kameraden erblickte, reichte er ihm die Hand und sprach leise: „Der Oberst erwartet Sie im Nebenzimmer. Er weiß alles ..."

„Wie konnte er nur ..."

„Er hat es beim Frühschoppen in der Sonne erfahren. Aber sprechen Sie nur offen und ehrlich zu ihm, dann wird es so schlimm nicht werden."

Oberst von Wildung empfing den jungen Offizier mit ernster Miene.

„Herr Oberst haben befohlen," meldete sich Egon in dienstlicher Haltung.

„Ja, Herr Lieutenant," polterte der alte Soldat unfreundlich heraus, „ich habe Sie rufen lassen, weil ich heute mittag eine sehr unangenehme Geschichte gehört habe, in die Sie verwickelt sind. Wie kommen Sie dazu, einen Gast unseres Kasinos in solcher Weise zu verspotten?"

„Herr Oberst werden entschuldigen ..."

„Was gibt's da zu entschuldigen? Sie vor allen anderen hätten Grund gehabt, sich in acht zu nehmen. Sie wissen, daß Sie hierher versetzt sind, weil Sie in der Residenz mehrere Duelle gehabt haben. Und kaum sind Sie einige Wochen hier, da provociren Sie wiederum ein Duell. Und noch dazu mit einem ehrenwerten alten Herrn der Gesellschaft, der früher des Königs Rock getragen hat."

„Ich bitte um Entschuldigung, Herr Oberst, ich habe das Duell in keiner Weise provocirt und werde mich überhaupt mit Oberamtmann Vorträger nicht schlagen."

„Ja, aber man sagte mir doch ..."

„Gestatten, Herr Oberst, daß ich den Vorgang erzähle."

„Ich bitte darum. Zur Offenheit und Wahrheit brauche ich Sie nicht zu ermahnen."

„Nein, Herr Oberst. Es ist nicht meine Gewohnheit, die Unwahrheit zu sagen, selbst wenn es mir Vorteil bringen sollte."

„Nun, so erzählen Sie," sagte der Oberst freundlicher.

In kurzen, klaren Worten berichtete Egon den Vorfall. Der Oberst hörte aufmerksam zu, indem er dem jungen Offizier scharf in die Augen sah. Als dieser geendet, fragte er:

„Und Sie haben den alten Vorträger wirklich nicht erkannt?"

„Ich sah den Herrn zum erstenmal."

„Sie haben ihn nicht absichtlich verhöhnt?"

„Aber wie sollte ich dazu kommen? Einen alten Herrn zu verspotten, mit dessen Familie ich bekannt, ja befreundet bin."

„Sie kennen die Familie Vorträger?"

„Ich war gestern mittag noch Gast des Herrn Vorträger auf Witthausen," entgegnete Egon, indem eine leichte Röte seine Wangen überflutete.

Der Oberst ging einigemale im Zimmer auf und ab. Plötzlich rief er ärgerlich: „Wetter nicht noch einmal, so hat ja dieser Oberförster Grütter ganz schmählich geflunkert! Er hat da heute mittag am Stammtisch von Ihnen die größten Räubergeschichten erzählt und gemeint, man wolle Ihnen schon zeigen, daß man sich hier in der Provinz nicht von einem Berliner Sausewind imponiren lasse."

„Ah, das hat der Oberförster gesagt? So werde ich den Herrn zur Rechenschaft ziehen."

„Halt, mein Herr Lieutenant. So weit sind wir noch nicht! Zuerst muß diese Angelegenheit mit Vorträger erledigt werden. Was haben Sie bislang in der Sache gethan?"

Egon erzählte die Vorgänge des heutigen Morgens.

„Ich muß gestehen, daß Sie korrekt gehandelt haben. Aber werden Sie jetzt auf die Bedingung Vorträgers eingehen?"

„Das vermag ich nicht, Herr Oberst."

„Ich würde es auch nicht thun. So werden Sie sich mit ihm schlagen?"

„Auch das kann ich nicht."

„Ja, Herr Lieutenant, was wollen Sie denn eigentlich thun? Jetzt, wo ich in der Geschichte klar sehe, weiß ich keinen andern Ausweg."

„Unmöglich, Herr Oberst."

„Unmöglich?" fragte der Kommandeur, während sich seine Stirn rötete. „Wissen Sie, Herr Lieutenant, daß ich sehr erstaunt bin, dieses Wort aus Ihrem Munde zu vernehmen? Herr Lieutenant, die Ehre des Offiziercorps steht auf dem Spiele! Man hat am heutigen Stammtisch nicht nur über Sie gespottet, sondern auch seine Randbemerkungen im allgemeinen gemacht. Sie haben das dem Offiziercorps eingebrockt, jetzt müssen Sie auch die Folgen tragen. Ich bedaure den Vorfall aufrichtig, aber so wie die Dinge liegen, weiß ich keinen andern Ausweg. Ich denke, Herr Lieutenant, Sie kennen jetzt Ihre Pflicht!"

Der Oberst hatte sich in heftige Erregung hineingesprochen. Sein Gesicht war gerötet, seine Augen blitzten, Egon erkannte, daß im Grunde genommen sein Kommandeur weit hitzköpfiger war als er selbst. Er wollte reden, aber der Oberst fuhr eifrig fort:

„Genug! Sie selbst müssen wissen, was Sie zu thun haben. Können Sie sich mit Herrn Vorträger einigen, um so besser, wenn nicht, dann ist es Ihre Sache, den Zwist auf ehrenvolle Weise zum Austrag zu bringen. Ich danke — Sie sind entlassen."

Egon sah ein, daß jetzt jedes weitere Wort nutzlos war, verbeugte sich und ging.

„Nun, wie ist's abgelaufen?" fragte ihn der Adjutant im Vorzimmer. „Der Oberst schien ja sehr erregt."

„Es ist ja kein ruhiges Wort mit ihm allein zu sprechen!"

„Ja, wenn er seinen zornigen Tag hat, dann ist schlecht Kirschen essen mit dem Alten. Aber morgen wird sein Zorn verraucht sein. Bringen Sie nur die dumme Geschichte aus der Welt."

Egon zuckte die Achseln und entfernte sich. Sein sonst so offenes, freundliches Gesicht hatte einen finsteren Ausdruck angenommen. „Wenn sich denn alles gegen mich verschworen hat," murmelte er zwischen den Zähnen, „so mag es drum sein. Schlagen wir uns mit dem alten Herrn — und dann adieu Liebe und Glück! O Kitty, wer hätte das gestern noch gedacht, als wir so hoffnungsvoll und freudig zusammen saßen!"

Er lenkte seine Schritte zur „Sonne".

„Sind Lieutenant von Benthausen und von Schönborn noch zugegen?" fragte er den Kellner.

„Ja wohl, Herr Lieutenant. Die Herren befinden sich auf ihrem gemeinsamen Zimmer — Nr. 1, Herr Lieutenant. Darf ich Herrn Lieutenant den Weg zeigen?"

„Ich danke. Ich finde ihn schon allein."

Der Oberkellner verbeugte sich tief, und Egon schritt langsam die teppichbelegte Treppe zum ersten Stock hinauf.

*

Als Kitty von der kurzen Unterredung mit Egon in das Herrenhaus zurückkehrte, herrschte dort große Aufregung. Vor dem Portal hielt der Wagen des alten Vorträger. Der Diener schaffte einige Koffer, Mäntel und Decken hinunter in den Wagen. Hildegard kam Kitty eilig entgegen und rief: „Gut, daß Du kommst! Ich war eben im Begriff, Dich zu rufen."

„Was ist vorgefallen?"

„Eine Depesche von Mama ist angekommen."

„Eine Depesche von Mama?"

„Ja, Tante Bertha hat die Depesche hierher geschickt, da Papa nicht in Mittelstädt war. Mama befindet sich mit Mary auf der Heimreise. Mary ist aber in München nicht unbedenklich erkrankt. Mama bittet deshalb, daß Du und Papa sofort nach München kommen sollen, um ihr in der Pflege Marys zur Seite zu stehen."

„O, die arme Mary!" rief Kitty, in Thränen ausbrechend. „Wo ist Papa?"

„Er macht sich schon reisefertig. Wir wollen alle mit nach Mittelstädt fahren, da Mama in der Depesche einen Brief ankündigt, in dem sie Näheres mitteilen will. Vielleicht trifft der Brief heute abend ein."

Nach kurzer Zeit saßen alle auf dem Wirtschwagen des alten Oberamtmannes. Die Braunen griffen tüchtig aus, so daß Mittelstädt bald erreicht war. Der Oberamtmann war sehr schweigsam geworden. Er hing mit zärtlicher Liebe an den Seinigen, und das Telegramm seiner Gattin hatte ihn tief ergriffen. Glaubte er doch, eine ernste Gefahr für das Leben seiner Tochter herauszulesen. Nicht einmal sein Testament hatte er zu Ende gebracht. Gegenüber der Sorge um das Leben seines Kindes erschien ihm plötzlich sein eigenes Mißgeschick unsagbar klein und sein Zorn über das, was ihm widerfahren war, im Grunde genommen albern und gegenstandslos, wie er sich selbst insgeheim gestand. Alfred Vorträger merkte sehr wohl, wie es um den Unmut seines Vaters stand. Aber er war klug genug, den alten Herrn zufrieden zu lassen, ihn nicht durch Widerspruch und durch eine Mahnung zum Frieden zu reizen. Die friedliche Entwicklung des Zwistes mit Egon von Brüggen konnte ja nicht ausbleiben. Hildegard hatte ihrem Gatten die Verlobung Kittys mitgeteilt; die Ehegatten waren aber zu dem Entschluß gekommen, dem alten Herrn jetzt noch nichts davon zu sagen. „Das soll mein letzter Trumpf sein," meinte Alfred lächelnd, „wenn alles andere nicht helfen will!"

Kitty vermochte es unter den veränderten Umständen ebenfalls nicht, dem Vater ihr Geheimnis zu offenbaren. So gestaltete sich denn die Fahrt nach Mittelstädt sehr schweigsam. Um so redseliger war Tante Bertha, die sich die Zukunft stets in den schwärzesten Farben auszumalen liebte.

Aergerlich gebot der Oberamtmann dem jammernden alten Fräulein Ruhe.

„Sorge dafür," sprach er mißmutig, „daß bis heute abend alles zur Abreise bereit ist. Der Schnellzug nach München kommt hier nachts ein Uhr durch; diesen Zug wollen wir benützen."

„Wir alle? Ich auch?"

„Nein, Du bleibst hier. Nur Kitty und ich reisen. Geht jetzt nur, ich möchte gern eine Stunde allein sein."

Aber heute sollte der alte Herr nicht zur Ruhe kommen. Kaum hatte er sich in sein Zimmer zurückgezogen, als sein Sohn auch schon wieder eintrat.

„Entschuldige Papa, daß ich störe," sprach er mit leichtem, pfiffigem Lächeln. „Der Oberförster und Herr Wackernagel wollen Dich sprechen."

„Zum Henker mit den beiden alten Narren! Sie haben mir die ganze, alte, dumme Geschichte eingerührt!"

„Ah, Du meinst das Duell mit Lieutenant von Brüggen ..."

„Natürlich. Der Oberförster hat mich aufgehetzt, und Wackernagel sekundirte eifrig. Man dürfe sich von solch einem militärischen Eisenfresser nicht in das Bockshorn jagen lassen, man müsse dem Militär einmal die Zähne zeigen, und was sie alles für Unsinn redeten!"

„Ich glaubte, Du selbst, Papa ..."

„Nun ja, ich trage auch einen Teil der Schuld! Aber jetzt kann ich mich doch um einer solchen Bagatelle willen nicht schlagen? Jetzt, wo Mary schwer erkrankt ist, wo ich nach München muß — zum Kuckuck mit diesem dummen Duell!"

„Willst Du das Deinen Herren Zeugen nicht selbst sagen, Papa? Sie erwarten Dich im Salon."

„Ja! Komm, begleite mich."

Als sie in den Salon traten, kam der Oberförster mit ausgestreckten Händen und freudestrahlendem Gesicht auf den Oberamtmann zu, während Herr Wackernagel vergnügt lächelnd sich die Hände rieb.

„Ah, mein teurer Freund," rief der Oberförster a. D. mit krächzender Stimme, „jetzt ist der Fuchs zum Loche hinaus! Morgen schlägst Du Dich mit Lieutenant von Brüggen!"

„Bist Du toll geworden?“

„Nein, mein bester Freund,“ nahm Herr Wackernagel das Wort, „es ist richtig. Fünfundzwanzig Schritt Distanz, dreimaliger Kugelwechsel . . .“

„Wir kommen soeben von den Sekundanten des Lieutenants. Sie brachten uns die Nachricht, daß Herr von Brüggen die Bedingung, die wir ihm gestellt hatten, ablehnte — wir schlagen uns!“

„Schlagt ihr euch, so viel ihr wollt,“ rief der Oberamtmann wütend. „Ich schlage mich nicht!“

„Wie?! Was höre ich?“

„Ihr habt mir gesagt, daß sich Lieutenant von Brüggen in Gegenwart von meinen und seinen Sekundanten wegen des gestrigen Mißverständnisses entschuldigen will — nun gut — das genügt mir, ich nehme diese Entschuldigung an . . .“

„Aber Du sagtest uns doch . . .“

„Dummes Zeug! Ich habe mich eben anders besonnen. Ich muß diese Nacht nach München reisen, also kann ich mich nicht schlagen.“

„Nein, Bornträger,“ sprach der Oberförster giftig; „das geht nicht, Du mußt Dich schlagen. Du kannst nicht mehr zurück. Sollen wir jetzt pater peccavi sagen? Unmöglich! Herr von Schönborn und Herr von Benthausen würden uns auslachen. Lieutenant von Brüggen will sich absolut mit Dir schlagen. Er will sich nicht entschuldigen . . .“

„Halt, Herr Oberförster,“ unterbrach Alfred Bornträger den erzürnten Kartellträger. „Sie befinden sich da in einem Irrtum. Ich bin überzeugt, daß Lieutenant von Brüggen sich sehr gern wegen des Mißverständnisses entschuldigen wird, wenn man ihm keine unerfüllbaren Bedingungen stellt.“

„Das ist eben nicht der Fall, verehrter Herr Bornträger. Der Herr Lieutenant verweigert jede Entschuldigung.“

„Das werden wir bald sehen. Erlaubst Du, Papa, daß ich einmal statt Deiner handle?“

„Nur immer zu, wenn Du einen Ausweg weißt.“

Alfred drückte auf den Knopf der elektrischen Klingel und befahl dem eintretenden Diener: „Suchen Sie sofort Lieutenant von Brüggen auf, den Sie in seiner Wohnung, in der Kaserne oder im Kasino treffen werden. Bestellen Sie ihm einen Gruß von mir: ich ließe ihn bitten, sich sogleich hierher zu bemühen . . .“

„Wie, Alfred . . .?“

Russischer Liebesgegenstand.

„Sich sogleich hierher zu bemühen; mein Vater und ich hätten eine wichtige Angelegenheit mit ihm zu besprechen.“

Der Diener entfernte sich. Erstaunt blickten der Oberamtmann und dessen Sekundanten auf Alfred, der lächelnd fortfuhr:

„Sie werden sehen, meine Herren, daß Herr von Brüggen meiner Einladung sofort Folge leistet. Inzwischen bitte ich Sie, sich in das Zimmer meines Vaters zurückzuziehen. Wenn es soweit ist, werde ich Sie rufen. Auch Dich, Papa, bitte ich, mir hier das Reich vorläufig allein zu überlassen.“

„Aber . . .“

„Bitte, geh nur! Du wirst mit meiner Vermittlung zufrieden sein!“

Er geleitete die drei Herren in das Zimmer seines Vaters, dann begab er sich zu Hildegard und Kitty.

„Jetzt ist an euch die Sache, die Versöhnung zwischen Papa und Brüggen herbeizuführen,“ sprach er lachend.

„An uns?“

„Ja, Lieutenant von Brüggen wird in kurzer Zeit hier sein.“

Kitty flog auf den Bruder zu und umarmte ihn.

„Ja, mein kleines Schwesterchen,“ fuhr dieser scherzend fort, indem er die errötenden Wangen des jungen Mädchens streichelte, „Du mußt Dich jetzt opfern, um den Vater vor der Angel dieses blutdürstigen Lieutenants zu retten. Wenn Du Dich weigerst, Egon von Brüggens Frau zu werden, dann weiß ich nicht, was geschieht.“

„O Alfred, Du böser, lieber, guter Alfred . . .“ Tief errötend verbarg sie ihr Gesichtchen an seiner Brust.

„Na,“ meinte Alfred Bornträger gelassen, „dann ist ja alles in der besten Ordnung.“

Darauf erzählte er, welchen Plan er ausgesonnen hatte.

„Du bist ein prächtiger Mann,“ lachte Hildegard. „Für diesen klugen Streich muß ich Dir einen Kuß geben.“

„Ich beuge mich willig der Strafe,“ scherzte Alfred und küßte die blühenden Lippen seiner jungen Frau.

In dieser Beschäftigung wurden sie leider durch den Eintritt des Dieners unterbrochen, welcher die Ankunft des Lieutenants von Brüggen meldete.

„Ei, das ist ja rasch gegangen!“

Basilius-Kathedrale. Zeughaus am Kreml.

Der Rote Platz am Kreml.

Confirmation. Acte de Mariage, Gravure. Ph. du Comte des Isnards. Bibliothèque des Arts Décoratifs.

„Ich traf den Herrn Lieutenant auf der Promenade," entgegnete der Diener, „der Herr Lieutenant war sofort bereit, mit mir zu kommen."

„Das glaube ich! Ist der Herr im Salon?"

„Ja wohl, Herr Amtmann."

„Es ist gut. Nun, Kitty," wandte sich Alfred an diese, als der Diener sich entfernt hatte, „bist Du zu dem Opfer bereit?"

„Ja," entgegnete Kitty mit schelmischem Pathos, „ich bin bereit, mich für Papa zu opfern!"

„Na, dann komm, Du armes Schlachtopfer, daß ich Dich dem fürchterlichen Feinde ausliefere!"

Egon wartete im Salon mit begreiflicher Ungeduld der Dinge, die da kommen sollten. Er war auf eine ernste Unterredung mit dem alten Oberamtmann und dessen Zeugen gefaßt, um so angenehmer überraschte ihn das Erscheinen Alfreds, Hildegards und Kittys. Er eilte auf Alfred zu.

„Mein lieber Herr Vorträger ..."

„Halt," gebot dieser mit komischem Ernst, „halt, mein Herr, so rasch geht es nicht. Sie sind ein grausamer Feind ..."

„Aber ich verstehe nicht?"

„Sie dürsten nach dem Blut unseres armen Vaters ..."

„Aber ..."

„Und Sie wollen nur von Ihren finsteren Plänen absehen, wenn wir Ihnen dieses unschuldige Lamm zum Opfer geben."

Allmälich dämmerte es Egon auf, daß man hier einen Schelmenstreich ausgeheckt hatte. Er sah, wie Frau Hildegard das Lachen kaum unterdrücken konnte, und wie Kitty verschämt das Köpfchen senkte. Rasch fand er sich in die Situation und entgegnete:

„Allerdings, mein verehrter Herr, muß ich ein Opfer fordern dafür, daß ich meinen Rachepläne entsage. Ich schwöre aber auch ewige Treue und Freundschaft, wenn Sie mir dieses Opfer gewähren."

„Nun gut! Kitty, ich frage Dich, willst Du Dich opfern?"

„Ja, ich bin bereit!"

„So nehmt das Opfer, edler Ritter, und ..."

Aber weiter kam er nicht in seiner Rede. Das „Opfer" hatte seinen Arm aus dem seinigen gezogen und flog auf den „grausamen Feind" zu, im nächsten Augenblicke in seinen Armen liegend.

„Das nenne ich ein tapferes, opferwilliges Herz," meinte Alfred lachend. „Und nun will ich den Vater und seine beiden Zeugen rufen, die jetzt Zeugen dieser aufopferungsvollen That sein können."

Oberamtmann Vorträger machte allerdings sehr erstaunte Augen, als ihm Lieutenant von Brüggen und Kitty Hand in Hand entgegentraten und Egon mit bewegter Stimme sprach:

„Mein verehrter Oberamtmann, glauben Sie noch, daß ich Sie mit Absicht verspottet habe? Ich liebte Kitty schon lange, und auch Ihre Tochter hat mir gestanden, daß sie mir gut ist. Unter dem Schutze Alfreds und Frau Hildegards haben wir uns verlobt und bitten Sie, verehrter Herr Oberamtmann, um Ihren väterlichen Segen. Dieses unglückselige Mißverständnis hat uns einige böse Stunden bereitet, aber es hat uns auch schneller zusammengeführt, als ich zu hoffen wagte. Wollen Sie mir verzeihen und können Sie mir das Vertrauen schenken, daß ich Ihre Tochter glücklich machen werde?"

„Ich bürge für ihn," rief Alfred.

„Ich ebenfalls," schloß sich Hildegard an.

Und als nun Kitty ihren Vater umarmte und ihm unter Thränen zuflüsterte: „Ich habe ihn so lieb, Papa!" da konnte der alte Herr nicht länger widerstehen und gab gerührt seinen Segen.

Verlegen lächelnd blickten der Oberförster a. D. und Herr Wackernagel auf den freudigen Tumult. Sie wußten nicht recht, sollten sie teilnehmen an der allgemeinen Freude oder sich heimlich entfernen, da ihre Gegenwart doch eigentlich nicht mehr nötig war.

Plötzlich stürmte Tante Bertha in das Zimmer, ein kleines Papier hoch empor schwingend.

„Eine Depesche! Eine Depesche aus München!"

„Von meiner Frau?!"

„Ja, Vetter. Da lies! Gute Nachricht! Mary hat sich schon wieder erholt. Morgen setzen sie ihre Heimreise fort und treffen morgen abend hier ein."

„Gott sei Dank!"

„So brauchen wir nicht nach München zu reisen, Papa?"

„Nein, mein Kind. Ich werde Mama und Mary allein entgegen fahren."

Die günstige Nachricht erhöhte noch die gute Stimmung. Der Oberförster und Herr Wackernagel fühlten sich vollkommen überflüssig und entfernten sich.

Alfred hatte rasch einige Flaschen Champagner besorgt. Als die Pfropfen knallten und die Gläser perlend überschäumten, meinte der Oberamtmann zu seinem künftigen Schwiegersohn:

„Damit Sie mich nun nicht wieder mit einem Kellner verwechseln, färbe ich von heute an mein Haar nicht mehr und lasse mir einen Vollbart stehen."

„Es lebe das Mißverständnis," rief Alfred, „das der Liebe Hangen und Bangen und schwebender Pein so rasch ein Ende bereitet hat!"

Lachend und jubelnd stieß man an, daß es fröhlich hinausklang in den schönen Herbstabend, hinaus auf die Promenade, wo der Oberförster und der brave Herr Wackernagel noch zusammen standen und ingrimmig ihre Meinung über die unverhoffte Lösung der von ihnen so künstlerisch fein eingefädelten und geleiteten Angelegenheit austauschten. Als der Jubel in der Villa Vorträger kein Ende nehmen wollte, entfernten sie sich mit mürrischem Kopfschütteln, um am Stammtisch in der „Sonne" über den Wankelmut und die Schwachheit der Menschen zu philosophiren.

Am andern Morgen ließ sich Egon bei dem Oberst melden, der ihn mit ernstem Gesicht empfing.

„Nun, Herr Lieutenant, wie haben Sie die fatale Geschichte erledigt?"

„Auf sehr einfache Weise, Herr Oberst," entgegnete Egon lächelnd. „Ich habe mich mit Fräulein Vorträger, der Tochter des Herrn Oberamtmann, verlobt."

Der Oberst glaubte zuerst, sein Lieutenant wollte sich mit ihm einen unziemlichen Scherz erlauben. Als Egon ihm aber die Geschichte seiner Verlobung aus einander gesetzt hatte, da lachte der alte Herr laut auf und rief: „Das muß ich sagen, Sie wissen einen ernsten Fall in fröhlicher und angenehmer Weise zur Auflösung zu bringen, Sie Schwerenöter! Nun, da gratulire ich von ganzem Herzen!

Hausfrauenbetrachtungen
über die Berliner Gewerbeausstellung.

II.

Ausstellungen der Frauenvereine.

Wenn wir betrachten wollen, was die Ausstellung an Frauenarbeit bietet, begeben wir uns am besten zunächst in das von dem Architekten Hossacker errichtete Gebäude für Wohlfahrtseinrichtungen. Es befindet sich in unmittelbarer Nähe des Hauptausstellungspalastes und ist über der elektrischen Rundbahn erbaut, über deren Schienenstränge 4 Meter hohe Emporen brückengleich hinwegführen; letztere gliedern das aus Holz errichtete Gebäude in reizvoller Weise, und so hat die zu lösende Schwierigkeit dem genialen Architekten nur Anlaß zu erhöhter Wirkung gegeben.

In diesem Hause beschäftigen uns aus meisten die Ausstellungen der Berliner philanthropischen Vereine, von denen ein großer Teil durch Frauen entweder begründet worden ist oder geleitet wird. Wir beginnen unsere Umschau bei einem der ältesten derartigen Vereine: dem 1865 von dem edlen Menschenfreunde Präsident Lette ins Leben gerufenen Verein zur Förderung der Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geschlechts. Die erschreckende Anzahl unversorgter Frauen, besonders aus den besseren Ständen, zeitigte damals den Gedanken, Schulen einzurichten, in denen Frauen und Mädchen sich auf einen Beruf vorbereiten konnten. Es wurden hauptsächlich praktische Berufsarten ins Auge gefaßt; die akademischen Bildungsanstalten für das weibliche Geschlecht sind erst in einem späteren Stadium der „Frauenfrage" entstanden. Jetzt besitzt der Lette-Verein folgende Institute: die Handelsschule, die Gewerbeschule, das Kunsthandarbeitsatelier, die photographische Lehranstalt, die Setzerinnenschule und die Haushaltungsschule. Sämtliche Anstalten sind auf der Ausstellung durch Musterarbeiten, Lehrpläne und so weiter vertreten. Von allgemeinem Interesse, auch für Herren, sind die Vorführungen des jüngsten Kindes des Lette-Vereines, nämlich der 1890 begründeten photographischen Lehranstalt. Es ist kaum nötig zu erwähnen, daß alle Institute des Lette-Vereins nur für Frauen eingerichtet sind und nur von solchen besucht werden; auch die Leitung sämtlicher Anstalten liegt in der Hand einer Dame, der Frau Anna Schepeler-Lette, die nach dem Tode ihres Vaters, des Präsidenten Lette, 1872 zur Vorsitzenden des Vereins gewählt wurde und seitdem dem Hause in uneigennütziger, aufopfernder Weise vorsteht. Mit der photographischen Lehranstalt eröffnete man den Frauen ein ganz neues Gebiet des Erwerbslebens. Bisher waren Frauen nur Empfangsdamen in photographischen Ateliers gewesen; nun bildete man sie zu Photographinnen, Retuscherinnen und Kopiererinnen gründlich und systematisch aus. Von der Kunstfertigkeit der Schülerinnen legen Bilder in den verschiedensten Verfahren, darunter auch mit Aquarellfarben übermalte Photographien, Zeugnis ab. Das große Publikum der Gewerbeausstellung wird besonders durch die schöne Reproduktion einer Kreidezeichnung des deutschen Kaisers gefesselt, welche ein Schiff auf hoher See darstellt.

Die Setzerinnenschule des Lette-Vereins stellt ebenfalls von ihren Erzeugnissen aus, darunter ein Werk über den Krieg von 1870—71. Die Handelsschule zeigt ihre Lehrpläne und Leistungen der Schülerinnen: Arbeiten mit der Schreibmaschine und Muster kaufmännischer Briefe in Französisch, Englisch und Deutsch. Die zur Gewerbeschule gehörende Zeichenschule stellt eine Menge von Tafeln aus. Der Unterricht wird hier sowohl von Photographinnen besucht wie von Damen, die sich in der Kunststickerei ausbilden. Letztere entwerfen die Muster ihrer Arbeiten selbst unter Leitung der Lehrerin.

Die Vorführungen der Kunststickerei sondern sich in zwei Abteilungen: in Schülerinnenarbeiten und in solche des Kunststickerei-Ateliers. Erstere sind Arbeiten von Zöglingen, die ungefähr eine Jahresausbildung genossen haben, letztere im Atelier von fertig ausgebildeten Stickerinnen geschaffen. Die Muster dieser Arbeiten wurden von der Vorsteherin des Ateliers erfunden. Mehrere der kunstvollen Stickereien hat die Gewerbeausstellung zur Verlosung angekauft. Unter den schönen Nadelmalereien fällt besonders ein Heckenrosenzweig, über dem ein bunter Vogel flattert, auf. Wirkungsvoll ist auch ein dreiteiliger Wandschirm. Auf grauer Leinwand sprießen hier Lilien empor, die durch Applikation von Seide und Sammet auf den Grundstoff hergestellt sind; diese Aufsätze wurde übermalt und außerdem noch mit leichtem Plattstich in Seidenbildern überstickt; andere Teile der Blüten und Blätter bestehen ganz aus Malerei. Auch der grüne Holzrahmen des Schirmes ist Schnitzarbeit von Frauenhand. Originell ist ferner die Stickerei für ein Kissen, welche ein Goldnetz darstellt, in dem bunte Schmetterlinge sich scheinbar gefangen haben. Die Schmetterlinge sind nach der Natur in Seide ausgeführt. Neben den Nadelmalereien setzen wir Stickereien, mit der Maschine hergestellt, die sich kaum von den durch die Hand entstandenen unterscheiden.

An den vielen anderen schönen Dingen: den Lederschnitzarbeiten, Kerbschneiderein, Portzellanmalereien, den geätzten und bemalten Wandtellern in Messing und Kupfer müssen wir vorübergehen und betrachten nun die Ausstellung der Näh- und Schneiderschule. Hier sieht man neben vollendeten Arbeiten auch, wie Schnittmuster zu Kleidern entstehen, und die Zeichnung derselben. Auch was sonst geschickte Frauenhände schaffen in der Putzmacherei, im Ausbessern von Wäsche, in kunstgerechten Stopfen und Flicken, zeigen uns die reich gefüllten Glasschränke. Eine der reizendsten Beschäftigungen für Damen, das Herstellen künstlicher Blumen, veranschaulichen uns drei Tafeln mit verarbeitetem Material und den dazu gehörigen Instrumenten in drei verschiedenen Entwicklungsstadien des Blumenmachens. Ein Unterricht von nur vier Wochen lehrt diese Kunst.

Um nun zu Materiellerem zu kommen, treten wir zu den Schränken, welche die Ausstellung des Einmachekursus der Kochschule enthalten. Hier sehen wir in hohen Gläsern zierlich aufgeschichtet alle Arten Früchte und Gemüse, darunter auch trockene Gemüse. Selbst an die Herstellung von Likören haben sich die Damen gewagt, freilich nur von solchen aus Früchten.

An die Ausstellung des Lette-Vereins schließt sich die des Hilfsvereins für weibliche Angestellte. Der Verein hat eine kaufmännische Vorbereitungs- und Fortbildungsschule für Mädchen eingerichtet; der Unterricht in der Schule findet während der Abendstunden von 6 bis 10 Uhr in den Räumen des Dorotheen-Realgymnasiums statt. Die Stunde des Unterrichts ist für diesen charakteristisch, er ist hauptsächlich für Mädchen berechnet, welche schon im Geschäftsleben und im Erwerbe stehen und sich theoretisch fortbilden wollen. Der Hilfsverein umfaßt ungefähr 6000 Mitglieder, die großen Berliner Firmen wenden ihm namhafte Beträge zu, die Kaiserin Friedrich und das Aeltestenkollegium der Berliner Kaufmannschaft sind seine ständigen Mitglieder. Der Verein ist von sozialer Bedeutung, weil er versucht, eine Verständigung zwischen den Frauen der begüterten Stände und denen der mittellosen herzustellen. Er besitzt nicht allein eine Krankenkasse, Bibliotheken, Stellennachweis, Rechtshilfe, sondern die Damen der Gesellschaft haben auch Unterhaltungsabende für die weiblichen Angestellten eingerichtet, in denen ein ungezwungener herzlicher Verkehr und ein frohes Beisammensein stattfanden. Ueber den Lehrgang der Vereinsschule geben ausgestellte Tafeln Aufschluß. Besonders fesselnd ist es zu sehen, wie Zeichnerinnen für Modezeitungen ihre Ausbildung empfangen. Sie lernen es, Schnittmuster zu entwerfen und Modellkostüme zu Modebildern zu gestalten. Im ersten Halbjahre fängt der Unterricht mit ganz einfachen Sachen an, im zweiten Semester werden schon fertige Modebilder geliefert.

Unter den zehn Berliner Fortbildungsschulen für die weibliche Jugend nimmt die Victoria-Fortbildungsschule eine besondere Stellung ein. Sie ist eine Art Musteranstalt:

und steht unter dem Protektorat der Kaiserin Friedrich; den Besitz ihres Kuratoriums hat eine Dame, Frau Präsident Henschke. Wer werden hier über den Lehrgang unterrichtet, Schülerinnenarbeiten illustriren ihr. Der Unterricht umfaßt: Deutsch, Rechnen, Englisch, Französisch, Zeichnen, Kunsthandarbeit, Putzmachen; ferner einfache und doppelte Buchführung, kaufmännisches Schreiben und endlich Kochen. Jeder dieser Kurse ist halbjährlich. Die älteste Schülerin der Viktoria-Fortbildungsschule zählt 36, die jüngste 14 Jahre. Der Unterricht soll den in praktischer Beschäftigung aller Art stehenden Mädchen geistige Anregung geben, Neigung und Geschick für angemessene Frauenarbeit pflegen.

Der deutsche Unterricht zum Beispiel verfolgt einen ethisch-praktischen Zweck; die Jünglinge werden durch Lesen, Besprechung des Gelesenen mit den wichtigsten Gebieten des heutigen Lebens bekannt; sie erfahren von Gesundheitspflege, neuen Erfindungen und gemeinnützigen Anstalten. Mit gelehrtem Ballast werden sie nicht beladen, sondern für das praktische Leben ausgerüstet. Sie lernen unter anderem einen Brief und eine Postkarte schreiben, sie setzen ein Telegramm auf, sie entwerfen ihren Lebenslauf. Letztere Aufgabe ist pädagogisch wertvoll; der Lehrer lernt dadurch die Schülerin kennen und vermag sie individuell zu behandeln.

Unter den Privatanstellungen weiblicher Kunstfertigkeit sollen mit der Schere geschnittene Silhouetten besonders auf; sehr anmutig sind die Illustrationen zu dem Märchen vom Tannröschen. In verwirrender Menge werden uns dann noch Holzbrandmalereien, Flachschnitzereien und Lederpanzereien vorgeführt.

Wie die jetzt so beliebte Gobelinmalerei entsteht, ist hier ebenfalls veranschaulicht. Die echten gewirkten Gobelins sind bekanntlich sehr teuer, und da dieser Zimmerschmuck jetzt so allgemein in Aufnahme gekommen ist, hat man es versucht, eine Imitation durch Bemalen eines gerippten, starken Stoffes herzustellen. Die Malerei geschieht in Caseinfarben; sie liegt nicht dick auf, da sie dann im Alter rissig und brüchig würde, sondern verbindet sich innig mit dem Faden des Gewebes und läßt die Malerei wie echte alte gewirkte Gobelins erscheinen, falls der Künstler es versteht, in der Zeichnung den Stil der alten Gewebe zu treffen und deren vornehme ruhige Tönung zu erreichen. Zu Gobelingemälden verwendet man meist Rokokomotive: Frauen, Landschaften. In den Vordergrund rückt man gern Gegenstände, die ein reiches Farbenspiel erfordern, wie Vasen mit Blumen, Vögel und dergleichen. Zu Umrahmungen nimmt man Frucht- und Blumengewinde und flatternde Genien, sich hierbei an Renaissancemuster anlehnend. Die Malerei geschieht mittelst Pulverfarben, die auf einer mattgeschliffenen Scheibe mit einem Glasreiber fein gerieben und durch ein Bindemittel flüssig gemacht sind. Dünnflüssig werden sie auf den Stoff aufgetragen und in denselben mit harten Pinseln eingerieben. Ein Firniß gibt der Malerei die nötige Haltbarkeit.

Geschickte Frauenhände haben sich dieses Kunstzweiges bemächtigt; sie arbeiten für den Bedarf der Berliner großen Möbel- und Dekorationsfirmen. Wenn nun auch ein Geschäft den Quadratmeter eines Gobelingemäldes nur mit etwa sechzig Mark honorirt, so ist doch der Verdienst bei dauernden Aufträgen durch eine Firma nicht unlohnend. Natürlich nur im Verhältnisse zu anderer weiblicher Arbeit; es ist ja leider schon fast selbstverständlich, daß Frauenarbeit schlechter bezahlt wird als die der Männer, selbst wenn sie von gleicher Güte ist. Die Philanthropen oder solche, die es zu sein vorgeben, trösten sich mit dem leicht hingesprochenen Worte: Frauen haben ja geringere Bedürfnisse, Frauen brauchen nicht so viel, Frauen — ja, die haben eben keine Frau!

E. von Benedix.

Drei Rosen.

Ich schied von dir und zog durchs Land
Drei lange, lange Wochen,
Da bot drei Röslein du gesandt,
Die du für mich gebrochen.
Das eine rot wie Feuer glüht,
Das zweite gelb wie Mondlicht blüht
Und weiß wie Schnee das dritte.

Ein böser Kobold hat zu mir
Heimtückisch da gesprochen:
Den Sinn der Röslein deut' ich dir:
Drei Röslein sind drei Wochen.
Von heißer Glut die erste brennt,
Gleichgültig sich die zweite nennt,
Und kalt und stumm die dritte.

Da hab' die schlimme Kreatur
Ich fortgejagt mit Schelten:
Das weiße Röslein kann doch nur
Als erste Woche gelten.
Die erste Woche still vermißt,
Voll Ungeduld die zweite ist,
Vor Sehnsucht glüht die dritte.

Nun sag mir schnell, mein Herzenskind,
Ob ich nicht recht gesprochen,
Und gib drei Küsse mir geschwind
Für die drei bösen Wochen!
Die zahl' ich flink die dann zurück,
Doch eh's genug mit dreien Stück —
Was kümmert's einen Dritten?

Hermann Allmers.

Hausinschriften.

Von

Martin Beck.

Da steht das Haus, reich wie ein Greis;
Von schönem Stammholz ist es neu gezimmert
Und nach dem Richtmaß ordentlich gefügt;
Von vielen Fenstern glänzt es wonniglich;
Mit bunten Wappenbildern ist's bemalt
Und weisen Sprüchen, die der Wandersmann
Verweilend liest und ihren Sinn bewundert —

so rühmt Schiller mit liebevoller Freude am traulich schönen altdeutschen Hause Stauffachers neues Haus im „Wilhelm Tell". Die Freude am heimisch anmutenden altdeutschen Fachwerkbau ist bei uns erst neuerdings wieder lebendig geworden. Schlicht und herzlich wie die einfachen und doch so tief ergreifenden Volkslieder aus unserer Ahnen Zeit spricht diese Bauart zum Auge und Gemüt. Und doch freuete sie nur noch in uralten Häusern in manchem Dorfe und Städtchen, am meisten in Süddeutschland, ihr Dasein. Und das erfreute höchstens einmal eine stille Künstlerseele.

Seit Goethe und Herder für deutsche Art und Kunst lebendig den Sinn geweckt hatten, regte sich allmählich wieder das Verständnis für deutsche Eigenart in so vielen Gebieten der Kunst und des Kunstgewerbes. Man achtete und sammelte die verschiedensten Ueberreste altdeutscher Malerei und Plastik. Die Technik der alten, herrlichen Glasmalerei ward wieder gefunden. Man lebte sich in den Geist der Meister aus der Blütezeit deutscher Kunst hinein und bekam einen Blick für die Denkmale altdeutscher Baukunst, zunächst für Gotik und Renaissance. Man knüpfte wieder an das an, was der dreißigjährige Krieg einst zerrissen hatte.

Eine neue Richtung bekam die wieder angeregte Liebe zu alter deutscher Art und Kunst nach dem begeisterten, mannhaften Kriege, der das Deutsche Reich in verjüngter Kraft auferstehen ließ. Da erwachte nach langer Zeit wieder ein stolzes Selbstgefühl im deutschen Volke, wie das nach jeder großen und erfolggekrönten Kraftäußerung der Fall ist. Und volkstümlich wurde auch der andere Weg, auf dem man sich frische Anregung aus dem Jungbrunnen altdeutscher Kunst holte.

Der erste Weg war schmal gewesen und nur von wenigen höher Gebildeten beschritten worden. Auf dem zweiten und breiteren sollte sich bald das ganze Volk vergnügt tummeln und an der zunächst fabrikmäßigen, dann aber unmerklich in künstlerische, wertvolle Geleise einlenkenden Wiedergeburt altdeutscher Kleinkunst sein Behagen finden. Noch jetzt ist die Gärung nicht vorüber. Sorglos mischt sich noch Verständnis- und Wertloses mit Gediegenem.

Die auftauchenden altdeutschen Gebäude waren anfänglich nach Renaissancebauten, darunter oft vortreffliche Nachahmungen berühmter altertümlicher Patrizierhäuser und wie diese aus echtem Material und mit farbenprächtigen Anstrich- und Innenmalereien verziert. Dann eroberte sich aber der Fachwerkbau mit seiner kräftigen und doch so malerischen Einfachheit die Herzen. Der war echt deutsch mit seinen gemütlichen Winkeln und Ecken und Giebeln, dem freundlichen roten Ziegeldach, dem ausgeschnitzten Fachwerk und den weißgetünchten und bunt bemalten Wänden. So viel man diese traulichen Bauten jetzt sieht, am meisten wohl in Berlin und Umgebung — die ganze vornehme Villenkolonie Grunewald ist ein wahrer Kleinodienschrein dieser Bauart — so sehr vermißt man an ihnen doch „die weisen Sprüche, die der Wandersmann verweilend liest und ihren Sinn bewundert."

„Villa Auguste", „Erbaut 1690" — das ist oft alles, was dem hübschen Bauwerk noch ein wenig Sprache verleiht. Warum belebt man die gute Sitte der Hausinschriften unserer Vorfahren nicht auch wieder? Nicht bloß dem Hause, fast jedem Geräte verliehen unsere Ahnen, die sich selbst für ihr ganzes Leben einen Wahrspruch festgesetzt hatten, Sprache und damit Seele. An Schwertern und Humpen, an Glocken und Thoren, an Spinnrocken, Oefen und Tellern las man sinnige, kluge oder scherzende Worte. An Kleinigkeiten ahmt man das auch nach, wenn auch nicht in der kräftigen, selbstthätigen Eigenart der Vorfahren. Meistens hat das jetzt der Fabrikant schon selbst besorgt. Und die Weisheit der Sprüche ist auch gemütlich darnach und wie das Gerät selbst nur schlechte Imitation, die mit einigen altertümelnden Sprachwendungen schon den lernhaften Sprüchen der Altvordern gleichkommen meint. Diese Spruchtischerei weckt schaudendes Unbehagen statt wohlig erwärmende Gemütlichkeit. Höchstens fühlt man diese noch, wenn einer jener echten alten Sprüche unter den imitirten auftaucht. Das sind dann immer wohlbekannte, man liest sie aber immer wieder gern.

Kopf und Herz werden froh oder ernst ergriffen bei den guten alten Sprüchen. Die hatten ungeachtet, natürlichen Sinn und sagten es jedermann, wodurch sie dem Künstler oder Besitzer lieb und wert waren. Besehen wir uns einmal eine Reihe alter Hausinschriften, um zu erkennen, wie das Herz unserer Ahnen mit ihrem Besitz verwachsen war.

Klein,
Aber mein —

welcher lebensbejahende Stolz liegt darin. Und der Gedanke ist uralt. Er findet sich schon in der Edda, im Hávamál, dem spruchreichen, tiefe Lebensweisheit atmenden „Hohen Lied".

Eigner Herd, ob enge, ist Goldes wert.
Du bist doch der Herr im Haus.
Zwei Ziegen nur und dazu ein Strohdach
Ist besser als Seitzingeta.

Da klingt uns auch schon das bekannte und schöne

Eigner Herd
Ist Goldes wert

entgegen. Wie der Sachsenspiegel mit dem bereits damals sehr alten Sprichwort beginnt: „Ich zimmer leg dem weg, des muß ich manchen meister han", so nahmen auch die Denksprüche der Häuser zuweilen auf vorüberwandernde Tadelsüchtige Bedacht. In Mainz sagte eine solche Inschrift:

Wenn's nur halt'
Und wir gefallt,
Und bist mit zu viel Geld,
Muß es nicht sein aller Welt.

Und in Klingenthal im Voigtlande mahnte eine andere:

Freund, sieh auf dich
Und nicht auf mich;
Und fehle ich,
So bess're dich.

An dem Richterhofe zu Neuenbeken in Westfalen las man einst über dem Thor:

Richter, richte recht,
Denn der dich richtet, ist gerecht.

Häufig weisen die Hausinschriften auf die Vernichtung des vorigen Hauses durch Brand hin, danken den Nachbarn für die Hilfe beim Neubau und befehlen dieses in Gottes Schutz. Am meisten liest man solche Inschriften noch an alten Bauernhäusern. Denn die Landleute in ihrer einfachen, frommen, pietätvollen Denkweise haben den alten guten Brauch der Hausinschriften noch am längsten gepflegt. In den Städten wollte man viel eher nichts mehr von solcher „altmodischen" Sitte wissen und schämte sich, aller Welt zu sagen, welche Gefühle das Herz beim Einzuge ins neue Heim bewegten.

Auch historische und örtliche Ereignisse, Kriegsstürme, große Brände und Hochfluten sind durch Hausinschriften vielfach den Nachkommen erzählt worden. So steht an einem Hause am Marktplatze zu Dahna von den Kriegsereignissen des Jahres 1813:

Durch Russen- und Franzosenbomben
Ward diese Stadt hier angerannt.
Gar jedes Herz war da voll Jammer,
Ihr weinte auch das kleinste Kind.
Als man kam keine Rettung sah,
War Gott mit seiner Hilfe da.

Frommer Sinn spricht aus den meisten Hausinschriften, die deshalb manchmal nur aus einem Bibelspruch bestehen.

Gruß Gott! Tritt ein!
Bring Glück herein!

ist fast die einzige der Art, die man heute noch hier und da im Hausflur oder auf dem Thürteppich antrifft. Viel eigenartiger waren die ähnlichen Thorinschriften unserer Väter. In Niederneukirch in der Lausitz steht über einem Hause:

Das Haus ist mein und ist nicht mein,
Denn's vermacht war, was auch nicht sein,
Der nach mir kommt, wird's auch so gehn,
Gott laß dies Haus noch lange stehn.

In Planschwitz bei Plauen i. V.:

Gott bewahr dieses Haus
Und die da gehen ein und aus!

In Rothenburg ob der Tauber lautet eine Hausinschrift:

Tu nichts Gott zu ost
Und gehst doch immer aus.
Wenn er dich dann besucht,
So bist du nicht zu Haus.

Und welche kindlich fromme Einfalt liegt in dem Spruche:

Wie klein das Haus ist, wo ich bin,
Der liebe Gott wohnt doch mit drin.

Lakonisch und tiefsinnig ruft ein Augsburger Haus:

Die Zeit treibt,
heilt,
eilt.

Und eine gute Mahnung, die Gastfreundschaft zu ehren, gibt Moscherosch in der alten Inschrift:

Kompt dir zu Haus ein fremdter Gast,
Gib's ihm so gut, als du es hast.
Ist er ein Ehrenmann von Blut,
Nimbt er mit Käß und Brod vor gut;
Doch so er ein Bastat gebor,
So wär auch Käß und Brod verlohrn.

Der deutsche Humor will, wie nirgends, so auch in den alten Hausinschriften nicht fehlen.

Hier wohnt der Schmied mit Hammer und Zange.
Ihm ist nicht bange.

So liest man über der Schmiede zu Bule in Westfalen. Bekannt ist die Bitte:

Heiliger Florian.
Verschon' mein Haus, zünd' andre an.

Vom Wirtshausthüren lacht dieser Humor aber am liebsten herunter.

Hier ist das Wirthaus gut Trinken,
Wer kein Geld hat, der geht zum Brunnen.

Eine rätselhafte Hausinschrift trägt ein Wirtshaus bei Lippstadt in Westfalen. Da steht:

Zaal redo saal.

Mancher schüttelte sein weises Haupt darüber und hielt sie für altsächsisch oder sonst altertümlich, bis einer dahinter kam, daß der dunklen Worte Sinn ans Licht trete, wenn man sie von hinten an lese. Höflich klang's eben nicht, was der Wirt sagte, aber wahrhaftig war's: Saal oder laal.

Digitized by Google

Das ist nur eine winzige Blütenlese aus dem reichen Strauß alter Hausinschriften. Er zeigt aber, wie frisch und kraftvoll eigenartig die Seite der Sprachdichtung einst im deutschen Volksleben sich geltend gemacht hat. Wir wünschen gewiß die alten Zeiten nicht wieder zurück. Was davon aber gut und schön war, das wollen wir ehren und achten. Und dazu gehört auch die Sitte der Hausinschriften. Ersprießlich wäre es, wenn mancher durch diese Skizze sich nicht bloß über ein müßiges Viertelstündchen hinüberhülfe, sondern sich auch willenskräftig angeregt fühlte, sich nicht zu schämen, sein Gemüt zu offenbaren, einen treffenden Kernspruch auszusinnen und über seiner Hausthür anzubringen. Die Wiederbelebung solchen schönen, alten Brauches wird ihm nur zur Ehre und Freude gereichen.

Gerhard Rohlfs †.

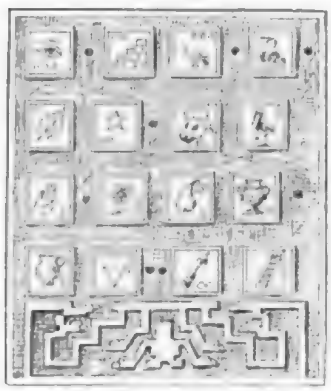
Zu Rungsdorf bei Godesberg am Rhein verschied am 3. Juni Hofrat Dr. Gerhard Rohlfs, der hervorragende Afrikaforscher und Ethnograph, der wiederholt auch zu diplomatischen Sendungen an afrikanische Fürsten verwendet worden ist. Am 14. April 1832 in Vegesack bei Bremen geboren, trat er 1849, knapp siebenzehn Jahre alt, in die Schleswig-Holsteinische Armee ein und wurde nach der Schlacht von Idstedt zum Offizier ernannt. Nach dem trübseligen Ausgange des Feldzuges widmete sich Rohlfs dem Studium der Medizin und war dann, als Arzt in französischen Diensten, Zeuge der Kämpfe gegen die Kabylen. Der Aufenthalt in Algerien wurde für sein weiteres Leben entscheidend. Von Wissensdrang getrieben, durchwanderte er, als Mohammedaner verkleidet, 1862 die marokkanische Sahara von Westen nach Osten bis zum Wadi Draa, wo er von seinen Führern ausgeplündert und verwundet wurde, drang 1864 über das Schneegebirge des Atlas bis zur Oase Tuat vor, von der er die erste Beschreibung lieferte, und kehrte über Ghadames und Tripolis auf kurze Zeit nach Deutschland zurück. Eine neue Reise führte ihn 1865

Gerhard Rohlfs.

nach Marokko. 1866 zog er über Bilma nach Bornu und lieferte von diesem Wege die erste vollständige Skizze. Von dort wandte er sich nach Westen und gelangte durch damals noch gänzlich unbekannte Gegenden zum Benuë und fuhr diesen Fluß bis zur englischen Niederlassung Lokodja an seiner Einmündung in den Niger hinab. Im April fuhr er den Niger aufwärts bis Rabba und drang durch die Urwälder von Joruba bis zur Küste von Lagos vor, wo er sich 1867 nach England einschiffte. 1868 begleitete Rohlfs die englische Armee auf ihrer Expedition nach Abessinien und übernahm 1869 den Auftrag, die Geschenke des Königs Wilhelm von Preußen an den Sultan von Borno zu überbringen. In Tripolis übergab er die Geschenke dem Dr. Nachtigal zur Weiterbeförderung, während er selbst eine Reise nach Kyrenaika und der Oase des Jupiter Ammon unternahm. Nach seiner Rückkehr, 1870, nahm er seinen ständigen Wohnsitz in Weimar. Einer Aufforderung des Khedive folgend, führte er 1873 eine aus zehn Deutschen bestehende Expedition in die Libysche Wüste und erreichte mit dieser nach sechsunddreißigtägigem Marsch durch gänzlich wasserlose Gegenden die Oase Siwah (Jupiter Ammon). Die wissenschaftlichen Ergebnisse dieser Reise erschienen in einem großen Sammelwerk. 1878 führte er eine neue Expedition nach Innerafrika, zu welcher die deutsche Regierung 30,000 Mark beigesteuert hatte; gleichzeitig sollte Rohlfs Geschenke des deutschen Kaisers dem Sultan von Wadai überbringen. Schon hatten die Reisenden die noch von keinem Europäer betretene Oase Kufra erreicht, als sie von Sura-Arabern überfallen wurden; nur mit Lebensgefahr und unter großen Opfern konnten sie sich retten. Im September 1880 übernahm Rohlfs einen neuen Auftrag Kaiser Wilhelms I., ein Schreiben an den Negus von Abessinien zu überbringen. 1885 wurde Rohlfs zum deutschen Generalkonsul in Sansibar ernannt, kehrte aber nach kurzem Aufenthalt krankheitshalber nach Deutschland zurück und nahm seinen Wohnsitz in Godesberg. Außer zahlreichen Aufsätzen und Berichten in Fachzeitschriften veröffentlichte Rohlfs eine Reihe von Reisewerken.

Für müßige Stunden.

Bilderrätsel.



Die Figuren in den Quadraten geben die Konsonanten, die Punkte neben (außerhalb) der Quadrate die Vokale.

Viersilbige Charade.

Wer möchte wohl die Ersten missen,
Zumal in früher Winterzeit,
Die freundlich sie zu Lichten wissen
In häuslicher Behaglichkeit;

Ob fremd sie auch in den vier Wänden,
Daheim in ferner Gastlichkeit,
Und während sie uns Gaben spenden,
Mich thaten eifrig nachgefragt.

Das andre Paar am Mark des Lebens
Zehrt mit dämonischer Gewalt,
Und wenn der Kampf mit ihm vergebens,
So geht es schwerlich ohne Halt.

Das Ganze unsres Daseins Zoge
Zwar mit Gebahren nicht bedroht.
Doch wer vertraut mit seiner Plage,
Gepeinigt hat in Qual und Not,

Der pflegt, kann sie zu ertragen,
Wohl schwere Marterstunden vor,
Und niemand mag sein Leid er klagen
Und stöhnt sich selber einen Thor. (M. Eb., Kassel).

Anagramm.

Reiche Gründe zeugten einst meine heimgen Hütten,
Aber als selbst Blied verhängt fruchtbar ergeb'gen Gedeihns;
Manch hier die Lust dich anmacht und schwer mit der Harke bei Boden
Kämpfet des Landmannes Fleiß, erntend nur dürftigen Lohn.
Ehemals ergötzt sich vielleicht in Strömen die gläubige Laune,
Alles verheerend im Flug, aus meinen Kreisen herab,
Die viel des Interessanten für Geologen noch biete,
Nun so erloschen und tot, nicht mehr die Gegend belebt.
Werden die Zeichen verkehrt, so findest du ein Werkzeug entdecken,
Das, wie der Arbeiterstand, so auch den Arzte oft dient.
Fördert es manches Verbrechen, gab es dafür auch nicht selten
Fernen, das edelste Gut, leidender Unschuld zurück.
(M. Eb., Kassel).

Wortumwandlungsrätsel.

Das Wort „Ei" ist durch jedesmalige Hinzufügung eines Buchstabens und eventuelle Umstellung der Letztern in „Leistern" zu gestalten so, daß die sechste Wandlung diese Benennung ergibt.

Worträtsel.

Ich hatt' ein Buch gelesen,
Drin stets es kurzweilig war,
Doch leider gar nicht fand es
Mein Töchtlein voll Humor;
Als ich einst ging spazieren,
Ich selber es verlor. F. M.-S.

Bildenrätsel.

1, 5.

Voll Eifer sind mit frischem Sinn
Ihr mühte, strebt und kehrte,
Der Liebe heilgen Gewinn
Uns Christus erst gewährte.

2, 3.

In fremder Sprache man erkiest,
Was diese Silben nennen,
Ihr Inhalt, welch trauriger Rest!
Liegt eigentlich im Trennen.

3, 3.

Ich wünsche dir, wenn du es bist,
Daß nie in deinem Leben
Von denen jemand du vermißt,
Die dir den Namen geben.

4.

Wie wird das Mädchen doch erlauscht
So glücklich oft von vielen,
Die es zum erstenmal gelauscht
Und staunend sich dem Freuen.

4, 4.

Um Schelmerei und Liebermut
Den rechten Weg zu finden,
Dies Büchlein hundig Winter thut
Bei manig kleinen Leuten.

3, 5.

Die einst sich in die Herzen sang,
Schon längst ist sie entschlafen,
Und damals hielten fest den Klang
Noch keine Phonographen.

1, 2, 3, 4, 5.

Prangt von einem fernen Land
Mit Bergen, Strom und Wäldern,
Und wo die Fruchtbarkeit bekannt
Von ihren reichen Feldern,

Steht der Bewohner Thätigkeit
Und Bildungsgrad in Ehren;
Und drei, so heißt's, auch weit und breit
Die schönsten Frauen nähren. (M. Eb., Kassel).

Auflösungen der Rätselaufgaben Seite 600:

Des Bilderrätsels: Meer — Meteor.

Des Telegraphenrätsels. Werden die Buchstaben der Drähte von unten nach oben zu, zuerst die linke, dann die rechte Seite, und der Nebenlage der Glocken, von denen diese Drähte ausgehen (in auf- und absteigender Linie) abgelesen, so erhält man die Worte des kleinen Hexchens an der Säule: „Oh! Die Depesche kommt!"

Schach.

(Bearbeitet von E. Schallopp.

Aufgabe 28.

Von St. Zimmermann in W. Pyrmont.

Schwarz.

Weiß.

Weiß zieht an und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe 25 S. 568:

1. Sd6—e4
2. 1: d2(f2)×e4
3. 2) Dh5 — f3†
4. 2) TD×d6, LA5 — c7
5. 3) LA7—e4, Dh4 — h5 matt.

A.

1. Sb4 - f2
2. 2) Dh4 - e4†
3. 2) Kd5 - c4
4. 3) Sb5 - f6 matt.

B.

1. 1) L(1)×h5
2. 2) Dh4×h3†
3. 2) Kd5—e4, c3
4. 3) Dh3—h7 matt.

Auf 1) . . . . TD× f4 folgt 2) Sb3 - (f2 nicht 2) Dh4 - e4 matt, auf Tf5 - h5 folgendes Matt, auf andere Art natürlich 2) Dh4—e4† Kd5 - e6 [- c6] 3) Sb5 — g7 (bzgl. Se6—d8) matt.

Partie Nr. 26.

Matchpartie, gespielt zu Koslow am Den 4ten 29. (13.) Februar 1896.

Italienische Partie.

Weiß: M. Grelnik. — Schwarz: G. Schiffers.

Weiß.	Schwarz.		
1) e2—e4	e7—e5	18) a2—a3	h7—h6
2) Sg1—f3	Sb8—c6	19) La5—b6	g7×f6
3) Lf1—c4	Lf8—c5	20) Sb1—c3 *)	Th8—g8†)
4) O—O	Sg6—f8	21) Dc1—b1	Tg8—g5?)
5) d2—d4	Le5×d4 *)	22) Tf1—f2*)	h6—h5
6) Sf3—d4	Sc6×d4	23) Ta1—f1	Td8—g8
7) f2—f4	d7—d6	24) g2—g3?)	Dd7—d8
8) f4×e5	d6×e5	25) Sc3—d5! *)	f6 f5
9) Le3—g5	Dd8—e8?)	26) Sd5×f6	f5—f4
10) Kg1—h1	Le5—e6	27) Sd6—e8	Kd8—d7
11) Ld4—d3	O—O—O?)	28) Se8×d6	Dd8×d6
12) Dd1—e1	Sd4—e6*)	29) g3—f4*)	Tg5—g4

Weiß gibt das Partie auf.*)

*) Dies ist dasjenige, was gewöhnlich geschieht. Wir sind jedoch gezwungt, der Eröffnung durch den Bauern den Vorzug zu geben.

*) Schwarz bringt dem will 10. c2—c3 drohenden Damentausch vor und droht sonstens De7—c5.

*) Schwarz hat sich nun vortrefflich entwickelt und hat obendrein seinen Bauern behauptet.

*) Mit der Absicht, Se6—h5 dem. De7—h4 folgen zu lassen.

*) Setzt 25. De1 h4 ist wegen f5—f4 26. Dh4×e7 Se6×e7 27. e4 - f5 Le6×D 28. La3 - f8 Se7×D gewonnt, da der Tf1 die 1. Reihe nicht verlassen darf.

*) Nach Türkr war hier Tde—g6.

*) Nicht nach zu wegen 27. Se5—d3 (La4×d3 28. e4 - d5).

*) Weiß thate vielleicht besser, den Bbd zu schlagen und Sd4 gegen den allfalls folgenden Königsangriff zu verteidigen.

*) Besser 29. Se5—d3 La4 - d3 30. e4×d5 Se6—d4 31. b2—b4. Das bedeutet entweder Figurenraub Schwarz auch dann mit Tg5—g4 nebst e — e4 (eventuell gutes Damentausch oder auch mit 31. . . . . De7—d8 (32. c2—c3 Sf4—h5 ect.) ein gutes Spiel.

*) Dieser Zug setzt die Partie, die bei 33 Tf2×f5 durchaus und leichtes war.

*) Oder 34. Tf2 - g2 f3—f2 ect.

*) Falls 35. Dh5×h5, so Dh5×f2 (36. Dh5×g4 Df2×f4 1).

Schachbriefwechsel.

G. H. in Mayschluk bei Gr. Wartenberg. Den Empfang meines vor hundert Abziehen, der Lösung entnehmen jetzt Lösungen. Von Problemautoren haben wir in letzter Zeit nirgends etwas gehört.

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt. — Verantwortlicher Redakteur: Ernst Schubert in Stuttgart. — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.
Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten.

Von Zeit zu Zeit.

Ein Jubiläum. Am 1. Januar 1900 feierte Frau Elisabeth Fry, die Gattin des Pfarrers Fry in Bristol, ihren 100. Geburtstag. Sie ist die Tochter des Bankiers Gurney in Norwich und wurde 1780 geboren. Ihr Vater war ein Quäker, und sie selbst trat in ihrer Jugend dieser Sekte bei. Sie hat sich durch ihre Wirksamkeit für die Gefangenen und Armen einen Namen gemacht. Ihr Gatte, der Pfarrer Fry, ist ein Sohn des Bankiers Fry in Bristol, der ebenfalls Quäker war. Frau Fry hat 11 Kinder geboren, von denen 8 noch leben. Sie ist eine Großmutter von 40 Enkeln und Urgroßmutter von 20 Urenkeln.

Frau Elisabeth Fry.

Ein Jubiläum. Am 1. Januar 1900 feierte Frau Elisabeth Fry, die Gattin des Pfarrers Fry in Bristol, ihren 100. Geburtstag. Sie ist die Tochter des Bankiers Gurney in Norwich und wurde 1780 geboren. Ihr Vater war ein Quäker, und sie selbst trat in ihrer Jugend dieser Sekte bei. Sie hat sich durch ihre Wirksamkeit für die Gefangenen und Armen einen Namen gemacht. Ihr Gatte, der Pfarrer Fry, ist ein Sohn des Bankiers Fry in Bristol, der ebenfalls Quäker war. Frau Fry hat 11 Kinder geboren, von denen 8 noch leben. Sie ist eine Großmutter von 40 Enkeln und Urgroßmutter von 20 Urenkeln.

Die Stadt Köln ist in der Zeit von 1880 bis 1900 um 200 000 Einwohner gewachsen. Sie hatte 1880 144 000 Einwohner, 1900 aber 344 000. Die Zahl der Häuser ist in dieser Zeit von 4000 auf 8000 gestiegen. Die Stadt hat 1880 bis 1900 für Straßenbauten 20 Millionen Mark ausgegeben. Die Einnahmen der Stadt betrugen 1880 6 Millionen Mark, 1900 aber 30 Millionen Mark. Die Stadt hat 1880 bis 1900 für Schulbauten 10 Millionen Mark ausgegeben. Sie hat jetzt 50 Volksschulen und 10 höhere Schulen. Die Zahl der Schüler ist in dieser Zeit von 20 000 auf 50 000 gestiegen. Die Stadt hat 1880 bis 1900 für Kanalisation 15 Millionen Mark ausgegeben. Sie hat jetzt 200 Kilometer Kanäle. Die Stadt hat 1880 bis 1900 für Wasserwerke 10 Millionen Mark ausgegeben. Sie hat jetzt 3 Wasserwerke. Die Stadt hat 1880 bis 1900 für Gasanstalten 5 Millionen Mark ausgegeben. Sie hat jetzt 2 Gasanstalten. Die Stadt hat 1880 bis 1900 für Elektrizitätswerke 5 Millionen Mark ausgegeben. Sie hat jetzt 2 Elektrizitätswerke. Die Stadt hat 1880 bis 1900 für Straßenbahnen 10 Millionen Mark ausgegeben. Sie hat jetzt 100 Kilometer Straßenbahnen. Die Stadt hat 1880 bis 1900 für Brücken 10 Millionen Mark ausgegeben. Sie hat jetzt 5 Brücken über den Rhein. Die Stadt hat 1880 bis 1900 für Parks 5 Millionen Mark ausgegeben. Sie hat jetzt 10 Parks. Die Stadt hat 1880 bis 1900 für Krankenhäuser 5 Millionen Mark ausgegeben. Sie hat jetzt 10 Krankenhäuser. Die Stadt hat 1880 bis 1900 für Gefängnisse 2 Millionen Mark ausgegeben. Sie hat jetzt 2 Gefängnisse. Die Stadt hat 1880 bis 1900 für Kirchen 5 Millionen Mark ausgegeben. Sie hat jetzt 50 Kirchen. Die Stadt hat 1880 bis 1900 für Theater 5 Millionen Mark ausgegeben. Sie hat jetzt 5 Theater. Die Stadt hat 1880 bis 1900 für Museen 5 Millionen Mark ausgegeben. Sie hat jetzt 5 Museen. Die Stadt hat 1880 bis 1900 für Bibliotheken 2 Millionen Mark ausgegeben. Sie hat jetzt 2 Bibliotheken. Die Stadt hat 1880 bis 1900 für Feuerwehr 2 Millionen Mark ausgegeben. Sie hat jetzt 10 Feuerwehrstationen. Die Stadt hat 1880 bis 1900 für Polizei 5 Millionen Mark ausgegeben. Sie hat jetzt 1000 Polizisten. Die Stadt hat 1880 bis 1900 für Militär 10 Millionen Mark ausgegeben. Sie hat jetzt 10 000 Soldaten. Die Stadt hat 1880 bis 1900 für Verwaltung 5 Millionen Mark ausgegeben. Sie hat jetzt 1000 Beamte. Die Stadt hat 1880 bis 1900 für Armenpflege 5 Millionen Mark ausgegeben. Sie hat jetzt 10 000 Armen. Die Stadt hat 1880 bis 1900 für Waisenhäuser 2 Millionen Mark ausgegeben. Sie hat jetzt 2 Waisenhäuser. Die Stadt hat 1880 bis 1900 für Altersheime 2 Millionen Mark ausgegeben. Sie hat jetzt 2 Altersheime. Die Stadt hat 1880 bis 1900 für Friedhöfe 2 Millionen Mark ausgegeben. Sie hat jetzt 2 Friedhöfe. Die Stadt hat 1880 bis 1900 für Schlachthöfe 2 Millionen Mark ausgegeben. Sie hat jetzt 2 Schlachthöfe. Die Stadt hat 1880 bis 1900 für Markthallen 2 Millionen Mark ausgegeben. Sie hat jetzt 2 Markthallen. Die Stadt hat 1880 bis 1900 für Hafenanlagen 5 Millionen Mark ausgegeben. Sie hat jetzt 2 Häfen. Die Stadt hat 1880 bis 1900 für Eisenbahnen 5 Millionen Mark ausgegeben. Sie hat jetzt 2 Eisenbahnen. Die Stadt hat 1880 bis 1900 für Telegraphen 2 Millionen Mark ausgegeben. Sie hat jetzt 2 Telegraphenämter. Die Stadt hat 1880 bis 1900 für Telephone 2 Millionen Mark ausgegeben. Sie hat jetzt 2 Telephonämter. Die Stadt hat 1880 bis 1900 für Post 2 Millionen Mark ausgegeben. Sie hat jetzt 2 Postämter. Die Stadt hat 1880 bis 1900 für Banken 5 Millionen Mark ausgegeben. Sie hat jetzt 10 Banken. Die Stadt hat 1880 bis 1900 für Versicherungen 5 Millionen Mark ausgegeben. Sie hat jetzt 10 Versicherungsgesellschaften. Die Stadt hat 1880 bis 1900 für Industrie 10 Millionen Mark ausgegeben. Sie hat jetzt 100 Fabriken. Die Stadt hat 1880 bis 1900 für Handel 10 Millionen Mark ausgegeben. Sie hat jetzt 100 Handelshäuser. Die Stadt hat 1880 bis 1900 für Landwirtschaft 2 Millionen Mark ausgegeben. Sie hat jetzt 2 landwirtschaftliche Betriebe. Die Stadt hat 1880 bis 1900 für Bergbau 2 Millionen Mark ausgegeben. Sie hat jetzt 2 Bergwerke. Die Stadt hat 1880 bis 1900 für Forstwirtschaft 2 Millionen Mark ausgegeben. Sie hat jetzt 2 Forstbetriebe. Die Stadt hat 1880 bis 1900 für Jagd 2 Millionen Mark ausgegeben. Sie hat jetzt 2 Jagdreviere. Die Stadt hat 1880 bis 1900 für Fischerei 2 Millionen Mark ausgegeben. Sie hat jetzt 2 Fischereibetriebe. Die Stadt hat 1880 bis 1900 für Bergbau 2 Millionen Mark ausgegeben. Sie hat jetzt 2 Bergwerke. Die Stadt hat 1880 bis 1900 für Forstwirtschaft 2 Millionen Mark ausgegeben. Sie hat jetzt 2 Forstbetriebe. Die Stadt hat 1880 bis 1900 für Jagd 2 Millionen Mark ausgegeben. Sie hat jetzt 2 Jagdreviere. Die Stadt hat 1880 bis 1900 für Fischerei 2 Millionen Mark ausgegeben. Sie hat jetzt 2 Fischereibetriebe.

Köln am Rhein.

Abdachung, haben Granitplatten in je einer Breite von 2,35 Meter erhalten. Für die Höhenlage der Brückenfahrbahn war der Gleichheitspunkt maßgebend, auch beim höchsten bekannten Hochwasser von + 5,30 Meter über 0 des Pegels eine solche lichte Höhe zwischen Wasserspiegel und Bogenleitung im Scheitel zu haben, daß die Schiffahrt der auf der Oder gewöhnlich verkehrenden Fahrzeuge in der Hebelage der Bogenmitte kein Hindernis findet; in den Schiffahrtsöffnungen der beiden mittleren Bogenspannungen beträgt diese lichte Höhe noch 3,40 Meter. Die Kosten der Brücke betrugen 1,500,000 Mark.

Literatur.

— Stuttgart gilt längst als eine der schönsten Städte Deutschlands; trotzdem wird es von Fremden wenig besucht, und der große Strom der Reisenden geht daran vorüber. Das Bedürfnis nach literarischen Hilfsmitteln zur Kenntnis der schwäbischen Residenz machte sich nur wenig geltend, und bisher fehlte es deshalb an einem angenehmen Werk, um ihn zu genügen. In diese Lücke tritt das sehr hübsch ausgestattete handliche Buch von Willy Widmann: „Wanderungen durch Stuttgart und Umgebung in Wort und Bild" (Stuttgart, Paul Neff). In schlichter, ansprechender Darstellung und doch in gedrängter Kürze schildert er die Stadt und ihre Sehenswürdigkeiten, ihre nahe und fernere Umgebung mit ihren schönsten Punkten, den Stuttgarter und seine Eigenheiten, seine Feste, seine Vereine, sein tägliches, soziales und geistiges Leben. Es handelt sich also um einen Führer im gewöhnlichen Sinne des Wortes, das Buch will mehr sein: es entrollt ein Stimmungsbild. Es verfolgt nicht nur praktische Zwecke, sondern auch gefällige, künstlerische und werden sich nicht nur an diejenigen, die Stuttgart aus eigener Anschauung kennen oder kennen lernen wollen, sondern an jeden, der Stuttgart irgend ein Interesse entgegenbringt. Zahlreiche Abbildungen kommen dem Text wirksam zu Hülfe. Erfreulich vollkommen wird das Werk den unkundigen Fremden in der Fremde sein und ihnen nicht nur das alte Stuttgart in der Erinnerung wachrufen, sondern ihnen auch anschaulich zeigen, wie reich und schön das neue sich entwickelt hat.

— Die Schrift „Schiller im Dichtermund" von Dr. D. Saul (Stuttgart, Fr. Frommanns Verlag) wird sich allen Schillerverehrern — und welcher Deutsche wäre das nicht? — als willkommene Gabe nahen. Der Verfasser hat aus der Fülle dessen, was Dichtermund über Schiller gesungen, das Beste und Gehaltvollste ausgewählt und durch verbindende Worte zu einem schönen Ganzen vereinigt. Das Büchlein, das einer Anregung des Deutschen Schillervereins seine Entstehung verdankt, ist hierzu geeignet. Die Verlagshandlung hat durch geschmackvolle Ausstattung den würdigen Rahmen eine entsprechende Umkleidung verliehen.

— Eine poetische und köstliche Verherrlichung des prächtigen Waldgebirgs im nördlichen Deutschland gibt Hermann Anders in seinem Büchlein „Vom schönen Harz" (Hartleben, Rudolf Stolle). Die Hauptanziehungskraft sind in knappen, frischen Versen gekennzeichnet und in sieben Büchern verarbeitet. Julius Stinde gab dem Schriftchen ein stimmungsvolles Geleitwort mit auf den Weg.

— Mit ein Gegenstück zu seinem bekannten Werke „Der Graupapagei" behandelt Dr. Karl Ruß in einem neuen Buche „Die Amazonenpapageien", ihre Naturgeschichte, Pflege und Abrichtung (Magdeburg, Creutzsche Verlagsbuchhandlung). In einem farbigen Titelbilde gestellen sich sieben Typen in Schwarzdrossel und einige Holzschnitte im Text.

— In der Jahreszeit, wo wieder viele Tausende ihren Weg nach der Oberen zu den von reinster Luft umwehten Höhen nehmen, verdient besondere Beachtung das Werk „Für deutschen Alpen" von Karl Faltbach (Stuttgart, Paul Neubert). Unter der im Titel gegebenen Bezeichnung verfolgt der Verfasser jene Teile der Alpen, in denen die Deutsche die Landessprache ist, und dehnt die Schweiz ausgeschlossen. Er gruppiert also den Reiser durch Vorarlberg, Tirol, Salzkammergut und die oberbayerischen Gebirge. An leicht Hand ist gut wandern, denn wie er die erhabene Schönheit der Natur ungetrübt schildert, so plaudert er auch freundlich über die Bewohner, ihre Sitten und Bräuche, und auch die Leute, die es gern zu Worte kommen. In 51 Abbildungen werden bekannte Gebirgspartien und hervorragende Bauwerke vorgeführt.

Briefmappe.

Hilde in St. Daß in Nr. 37 erschienene Porträt der Frau Klara Schumann ist nach einer photographischen Aufnahme von Professor Emma Herzog in Frankfurt a. M. reproduziert.

Ida in Leipzig. Bitte Geduld!

M. R. in H. Ja, der berühmte Sprachforscher Professor Max Müller in Oxford ist Deutscher von Geburt und ein Sohn des Dichters Wilhelm Müller, jene Unterschiede von anderen Poeten gleichen Namens „Griechen Müller" genannt.

Rudolf W. in Sp. Ihren Rhythmus „Talent und Genie" lassen wir zur Aufgabe mitteilen, aber auch diese wird genügen, die Welt nicht zu ergereichen:

O hätte ich Verse! —
O könnt ich der Reim! —
Gedanken so klaren und schimmern,
Da prangte im Frühling der Sommerschein;
Da duftet so herrlich rund Blumchen hin,
Da hört man nicht Regen noch wimmern.

O hätte ich Töne! —
O könnt ich den Reim! —
Gefallend gefallend erringen.
Da ritte ja dem Kampfe der Liebesgeist,
Da klänge der schönsten der Namen ein
Der weit in den Lüfte erklingen . . . .

Da hätte auch dem Ringen mit Sorgen und Pein,
Da hätt' ich das Leben verhältlich theilen.
Da hätte nur der Stimmen gewaltige Glut
Und brächte erwachet der ehrene Mund
Begeisterung des Hörers sachlich Gericht
Und wäre ausruhen den gültigen Wert.
Und hätt du die Worte auch Jahren die an
So spricht du doch nur nur die Wirklichkeit prüfen.

Foulard-Seide

ganz weiss, schwarz u. farbige Seidenstoffe, jed. Art in reicht. Fabrikpreis unter Garantie f. Echtheit u. Solidität von 95 Pf. bis M. 11.75 per Meter glatt, gestreift etc. Muster franko ins Haus. Beste und billigste Bezugsquelle für Private, Taillen- u. Roben-Confectionsgeschäfte. Muster-Coupons, Doppelt Breite nach Wahl.

Adolf Grieder & Cie., Seidenstoff-Fabrik-Union, **Zürich**
Königl. Spanische Hoflieferanten.

Faltentasche. Elegant, praktisch, leicht und solid.

Von braunem prima Rindleder, ungefütterter, kräftigem Bügel, sicherem vierfachem Verschluss, innen mit Riemen und grosser Tasche.

Nr.	Länge	Preis
1138	48 cm	ℳ 28.—
1139	54 „	„ 30.—
1140	60 „	„ 42.—

Muster-Preisliste gratis.

Zu beziehen nur durch Fabrik und Versandgeschäft

Moritz Mädler, Leipzig-Lindenau

oder dessen Verkaufslokale: **Berlin**, Leipziger Str. 101-2. **Leipzig**, Petersstr. 8. **Hamburg**, Neuerwall 84.

Transportable Rollschutzwände
für Läden, Hallen und Veranda, Bureau, Krankenzimmer und Sommerwohnungen, in allen Grössen von pr. Meter 7.50 Mark. 4 Mark für Probestück. Preislisten über Holzwaren gratis und franko.

Streckfauteuil „Liebling"
Bequemster Ruhesessel für Zimmer, Garten und Reise, ganz verstellbar von pr. Meter 7.50 Mark.

R. Jacobi's Patent-Möbel-Fabrik,
Berlin SW., Markgrafenstr. 90. Ecke Kochstr.
Wien VI, Mariahilferstr. 11.

Gesetzl. Geschützte Handels-Marke.

"MAIZENA"

The NATIONAL STARCH MANUFACTURING COMPANY
NEW YORK, U. S.

Unübertrefflich z. Herstellung von Puddings, Torten, Mehlspeisen, für Suppen u. Saucen. Das beste Nahrmittel für Kinder und Kranke. Überall Vorräthig

LOHSE'S Maiglöckchen

Taschentuch-Parfüm — Seife — Puder — Toilette-Wasser Brillantine — Eau de Cologne.

Nur ächt mit der vollen Firma des Erfinders

Gustav Lohse
Berlin, 45/46 Jäger-Strasse.

Kaiserlich Deutsche Post.

Tägliche Fahrten. Erstklassige Salon-Schnelldampfer. „Prinzessin Heinrich", „Prinzessin Elisabeth", „Balder".

Hamburg-Cuxhaven-Helgoland
mit Anschluss an die Schnellzüge der Unterelbischen Eisenbahn von und nach Cuxhaven.

Sylt Directe Verbindung auf dem Seewege in diesem Jahre eröffnet.

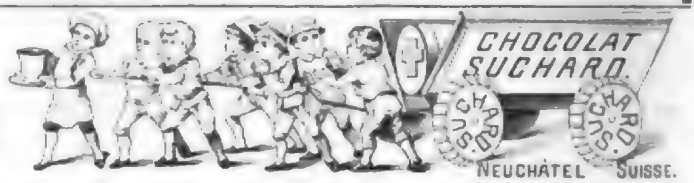
Norderney Saison-Dampfer „Frisonia" Hochseefischerei-Gesellschaft in diesem Jahre wegen Verbindung für diese Insel erbaut.

Borkum, Juist mit Anschluss durch Anschluss-Verbindung

Wittdün-Amrum, Wyk a. F. Jetzt tägliche Verbindung von Helgoland mit Anschluss nach Sylt auf dem alten Wege.

Directe Fahrkarten (Sommerkarten) und Fahrpläne auf allen grösseren Eisenbahn-Stationen.

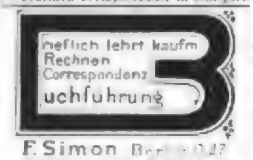
Fahrpläne gratis und franco auch durch
Ballins Dampfschiffs-Rhederei, Hamburg.
St. Pauli-Landungsbrücke.



Goldene Medaille Weltausstellung Paris 1889.

Die Chocolade Suchard zeichnet sich durch vorzügliche Qualität bei mässigem Preise aus und ist überall zu haben.

Billige Romane.



F. Simon Berlin SW. 47

Erfrischende, abführende Fruchtpastille

TAMAR INDIEN GRILLON

Gegen **VERSTOPFUNG**
Hämorrhoiden, Congestion, Leberleiden, Magenbeschwerden
PARIS, 33, Rue des Archives. — In allen Apotheken.

Wagner-Cyclus
im
Budapester kgl. ung. Opernhause
anlässlich der Millenniums-Feier 1896.

11. Juli und 15. August: **Der fliegende Holländer.**
14. Juli und 18. August: **Lohengrin.**
19. Juli und 22. August: **Das Rheingold.**
13. Juli und 16. August: **Tannhäuser.**
16. Juli und 19. August: **Die Meistersinger von Nürnberg.**
21. Juli und 23. August: **Die Walküre.**
20. Juli und 2. August: **Siegfried.**
25. Juli und 27. August: **Götterdämmerung.**

Dirigenten: **Julius Kéldy, Alexander Erkel, Raoul Mader, Stefan Kerner.**
Darstellendes Personal für die Hauptrollen:
Damen: **Sedlmair, Gön, Vasquez, Hilgermann, Handel, Futtaky, Ábrányi, Rotter, Kaczér, Valent.**
Herren: **Perotti, Broulik, Arányi, Takáts, Berk, Ney, Szendrői, Dalnoki.**

Digitized by Google

Abelheid in W. Teufen Sie sich mit Ludwig Tieck Vers: „Einen poetischen Namen zu schreiben, ist immer etwas, auch wenn er nichts sagt.“

Ida F. in O. Sehr humoristisch, doch nicht in den Rahmen unseres Blattes passend. Schreiben wir in dieser Artikelung doch jener Stelle Aufnahme, welche erzählt, wie der brave Fernie seinen Helden vor der Hemmungslust eines Pfaffen in den Tod zu schützen versucht:

Ich stand vor einer großen Thür
Und sah hinein — wie wunde war!
Wer mir ein ungeheurer Saal
Und voren derselbe weit und breit
Die allergrößte Zuschlacht.
Da hier alles schwarz in dem Saal,
Irrsahen verwahrt ich dann und wann
Ein kleines Schein und Flammlein.
„Wer mag denn,“ rief ich, „hier sogleich!“
Und schnell Petrus fragend an
Der sprach gemütlich: „Lieber Freund,
In diesen Ort, er ist nicht klein, das hier,
Da kommen alle Fettungsbedürftigen,
Die auf der Erden Erde verirrt,
In einen Freistaat Ehre für die Armen,
Und werden freudlich — es ging Gott erbarmen —
Mit gläubig heißen Zungen sündenvoll gepeinigt
Für jeder Mannschrift, das sie geschändet.“
Dort Petrus sprach's und ging Nichtig ...
Herr Redakteur, haben's gut's das!

P. v. B. in D. Die Entscheidung des preußischen Staatsgerichtshofes trifft bei in das politische Interessen greift. Sie mit dieser Entscheidung verbundene Ironie berührt aus einem ferner Wahrheit unter den gleichgültigen, nur der Leiter steht mit einem roten Bändchen geschlossenen Couvertmantel. Dazu kommen eine Hornung Ragage und ein Wagenfragen.

Erna in W. König Ludwig II. von Bayern wurde als dritter Sohn des Königs Ludwig I. und der Prinzessin Therese von Sachsen-Hildburghausen, Tochter von Ernst Hildburghausen, dem Chef- und Adoptivsohne Napoleons, geboren.

W. K. in Karlsruhe. Lehrerseminarien gibt es in Württemberg in Esslingen, Künzelsau, Nagold, Nürtingen und Schwäbisch-Gmünd, Preußen in Bunzlau, Bromberg, Delitzsch, Eckernförde und Weißenfels, Sachsen in Annaberg, Auerbach, Dresden, Plauen, Rochlitz und Waldenburg, evangelische in Kaiserslautern, Speyer, Homburg, Alzey (Katholisch), Schwabach und Würzburg.

A. Z. in N.-z. Ihnen ist Professor A. L. Hickmann geographisch-statistischer Lehrmittelanstalt des Deutschen Reichs zu empfehlen (Leipzig und Wien, Zeitzig & Berndt). Das Bibliotheca, von dem bisher die erste Teil vorliegt, enthält eine große Fülle unterrichtlichen Materials, unter Beigabe zahlreicher Karten und Tabelle.

Landrath. Das Ort oder Rüstzeit zur Beschäftigung des unruhigen Meeres bietet. Ist nicht recht in wunder Zeit bekannt geworden. Schon Shakespeare erwähnt der Erscheinung in seiner „Arie um die Zeit“. In jenen Abschnitt, der die Fabel von Amalienlos nach den Sandmannlein behandelt, dichtet er im dritten Akte: „Etwas schlimmes wurden, bei Nacht, Winde und unruhigen Meere, viele phosphorische Wasserblicken bemerkt, die unter Windstille zu liegen scheinen. Unser verschiedener Kent Alexander bemüht dem Erscheinung auf den Thron eines im Meeresgrunde verwandten Wasserschen, womit meine eigene Verwaltung übereinstimmte.“

J. H. in U. Wir wie schon mehrfach hervorgehoben haben. Nennen wir Mitglieder von Polizeiorten nicht als persönliche Anonymen betrachten, und nur den Letzteren gegenüber haben wir uns verbindlich gemacht, auf Anfragen an dieser Stelle Auskunft zu geben.

O. A. in A. Kunäuren. Populärwissenschaftliche Bücher für Ihre Zwecke sind folgende: 1) Dr. C. Dammers „Handwörterbuch der öffentlichen und privaten Gesundheitspflege“. Klein. „Lexikon der Gesundheitslehre“ und Warren und Smal. „Der Hausarzt“. 2) Professor Manlio Wert „Der Mensch“. — Für das Weitere mögen Sie sich den Verbandstoffhandlung vom R. Lechner, Hoflieferantenhaus in Wien I., Graben 31, kommen lassen.

W. B. in Hamburg. Das Lied ist uns unbekannt.

A. v. K. in G. „Zur Erinnerung an Marienbad“ dieser Thema die unter diesem Titel erschienene Schrift von Dr. G. Lurca, die bereits in 16 Auflage erschien (Marienbad, Franz Glöckner). Text von Plänen und Karten begleitet Buch enthält alles Wissenswerte über den berühmten Kurort.

M. E. in Berlin. Den roten erkennt es als Wiedersehen, den anderen als Spottlied. Wer dichtet's von Fritz Reuter: „Wer's mag, der mag's, wer's nich mag, der mag's ja mal sich mögen.“

J. O. in L. Sie erfahren Genaues auf der Schrift „Abbazia als Winterkurort und Seebad“. Dieselbe bildet die Nr. 243—44 der von Emil Fuchs in Zürich herausgegebenen „Europäischen Wanderbilder“.

R. v. J. in D. Es scheint, daß die Olympischen Spiele zu Athen auch von Fremdlichen Erfolge begleitet gewesen sind, denn kaum wurde man dort nicht die Überlegung für die Zukunft planen. Aber die Hoffnung, daß von den Pionieren auch den deutschen Gästlingen Griechenlands etwas zu lieben Dinge, ist doch wir optimistisch.

Sammler. Von dem von E. Demming herausgegebenen Werk „Portrait-Medaillen des Orphauses Oesterreich“ ist uns nur die dem Deutschmeister-Orden gewidmete Tafel bekannt, die Maximilian bei Kaiser Friedrich III. als Ritter Fortitudo wiedergibt. Soweit sich nach diesem geringen Bild schon das Werk den früheren Publikationen aus den Kunstsammlungen des österreichischen Kaiserhauses im kunsthistorischen Hofmuseum zu Wien würdig anschließen. Der Preis des Werkes beträgt laufende 30 Mark, gebunden 35, bezw. 40 Mark.

B. H. in D., F. J. F. M. in Pola, H. T. in R. Mit Dank abgelehnt.

Amélie R. in B. Alle drei sind keine gebornen Theaterkinder. Der berühmte Komiker Ricardi, 1849 in Graz geboren, war erst Schlosser seines Handwerk, bis er zur Bühne ging und vom Statisten für Wien engagiert wurde. Der Tenor Heinrich Gudehus (1845 in Celle geboren) war Lehrer und mußte bereits einige Zeit als Dragoner in Gotha, als seine Stimme „entdeckt“ wurde. Sein Kollege Ernst Grüger (1850) in Leipzig geboren, war Kaufmann und bevor seine Militärzeit in Dresden ab, wo er Hofschauspieler Graf Platen auf den Künstlergedanken Bürgerlichkeit aufmerksam machte.

Hermine P. in G. Hans Sachsens zweite Frau war die in seinen Liedern erwähnte Barbara Harscher, als Tochter des Patriziers Konrad Harscher 1534 zu Nürnberg geboren und Witwe des 1543 verstorbenen Handelsherrn Jakob Krefel. Nach Hans Sachsens Tode (1576) verheiratete sie sich zum dritten Male mit dem Buchhändler und starb 1581.

Xenophon. Das ellenne Werk (1870—71 deutsch) und einigen Auflagen verfasst worden, in jenen Kreis russischen Offiziers, der Zar Alexander II. in das Hauptquartier des König Wilhelm mitnahm hatte.

Agrippa in B. Die Grundregeln der Volksversicherung sind kurz und übersichtlich in dem Buche von Paul Arndt-Breslau gusammengefaßt „Grundriß der Nationalökonomie“ bearbeitet von Professor Otto Kamperger (Frankfurt a. M., Sauerländer). Zum Verständnis des Buches, das in Frankreich in kurzer Zeit mehrere Auflagen erlebt und den bedeutenden Verfasser in weiten Kreisen volkstümlich machte, bedarf es keiner besonderen Vorkenntnisse.

Richtige Lösungen sandten ein: Agnes Pelz in Königsberg (3). Irma v. R. auf Schloß R. Ingolf Hallinger in Leipzig. Fr. Rosa Hedinger in München (2). Mathi und Annie Lemler in Cincinnati (3). „Monsieur ein Diplomat“ (3). Dr. M. in Wien. Georgine Braun in Karlsruhe. „Tito“ in Pola. Louise von K. in München (4). Otto Hoog in Baden. „Nitro and Juliette“ in Meudon. Wilhelm Weitemeyer in Elmshorn (4). „Die treue Elsa“ in Hamburg (6). Antonie Spanier in Ippenstanz. Clasemann (5). „Mondkindchen“ in Freiburg (3).

Gesundheitspflege.

J. in Aachen. Um das Nachtlum der Haare, auch der Augenbrauen, zu bessern, kann wir Ihnen die von Professor Lassar angegebene folgende kräftige Pomade empfehlen. Ihre Zusammensetzung ist folgende:

Acidi carbol 1,0
Sulf. sublim 5,0
Adip. suill. recent. ad 50,0
Ol. Bergam. gtt. X
M. ut all vite aperta
C. Pinaiga Pomade.

Damit sind die Haare täglich vor dem Schlafengehen einzureiben. Dr. F.

50% Gewichtsersparniss! Patentirt in allen Culturstaaten.

Mädler's Patent-Koffer

Für das Ausland Wiederverkäufer gesucht.

Unerreicht an Leichtigkeit, Eleganz u. Haltbarkeit.

Zu beziehen nur durch Fabrik u. Versand-Geschäft

MORITZ MÄDLER LEIPZIG-LINDENAU.

Kataloge gratis.

No 581.	60 cm lang,	44 cm breit,	34 cm hoch	Mk.	65
„ 582.	70 „	„ 48 „	„ 38 „	„	75.
„ 583.	80 „	„ 50 „	„ 41 „	„	85.
„ 584.	90 „	„ 52 „	„ 44 „	„	105
„ 585.	100 „	„ 55 „	„ 48 „	„	115.
No 591.	60 cm lang,	44 cm breit,	44 cm hoch	Mk.	75.
„ 592.	70 „	„ 48 „	„ 44 „	„	85.
„ 593.	80 „	„ 52 „	„ 52 „	„	100
„ 594.	90 „	„ 57 „	„ 57 „	„	120.
„ 595.	100 „	„ 59 „	„ 61 „	„	140.

Cabinen-Koffer
Rundreise-Koffer
Damenhut-Koffer
Grösste Auswahl.

LEIPZIG, Peters-Str. 8.
BERLIN W. Leipziger Str. 101/2.
HAMBURG. Neuer Wall 84.

50% Gewichtsersparniss!

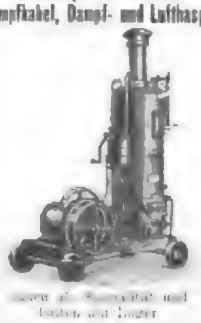
Technikum Eutin. Maschinen- und Bauschule mit Praktikum.

Angelgeräte-Fabrikation H. Stork in München. Nordendstrasse 3.

15 mal Preisgekrönt: London, Berlin, Chicago, Hannover, Köln etc.

Grösstes Lager Deutschlands. Fachmännische Bedienung.

Fahrbare und feststehende Dampfwinden, Dampfhaspel, Dampf- und Lufthaspel



MENCK & HAMBROCK, ALTONA-HAMBURG

Christofle-Bestecke

FERAXOLIN

Rudolf Mosse

Beste und billigste Bezugsquelle für Musikinstrumente

Jul. Heinr. Zimmermann, Musikexport Leipzig.

Fischwitterung,

Viel Vergnügen

Carl Holl, Gold- und Silberwarenfabr. Cannstatt.

Uhrketten aus 14k. Gold, innen mit Metallcomposit. gefüllt.

Schwarzwald-Bad Teinach.

Migränin
gegen Kopfschmerzen jeder Art.

Salzburg

Ostende.

Thee Pfanner

Sherlock.

Kraus-Quelle

Fleischextrakt Kemmerich

Handschriften-Beurteilung.

Harzgerode. Zeitschriftlerin. Die bekannten, vielfach Charaktere, der energisch entspricht und den Kampf nicht scheut. Auch gegen Feindlichen will und sie nicht zu eigenthümlich wird. Heiter und anspruchsvoll, treu und pflichtgetreu. Einige Neigung zum Widerstands- und Angriffsfähigkeit. Beständige Stetigkeit, ruhiger Sinn.

Elly G. in G. Ein sensibler und emotional reicher Charakter. Stark empfindig, verletzend und schlagfertig; fühlt sich leicht missverstanden und kühl beurteilt, hat mehr Selbstvertrauen als richtiges Urteil. Ist nicht unbedingt als Ideal anzusehen.

A. C. H. in Zürich. Verstand, scharfer, hat breit, sich nicht angetrieb zu sehr mehr zu lassen, auch klagbarig und verbindlich. Diplomatisch klug gegenüber freundlich; praktisch, aber nicht objektiv im Urteil.

J. G. D. in Ober. Starke Empfindungsfähigkeit aber auch Streben, dem Herzen die Oberhand zu lassen. Klugheit, die sich nicht genau will durchdenken lassen; überhaupt wirken Sie wenig Aktiv und Aktiv, sind einfach in sehr praktisch als ideal angelegt.

G. P. in Japan. Weniger eigentliche Bildung als Sicherheit des Auftretens neben einer gewissen Kühle. Sie gehen gerne freundlich aus sich und suchen und lieben wichtigen Abwechslung. Ihr Empfinden ist warm, aber Sie hemmen über den Kreis der persönlichen Interessen nicht leicht hinaus. Ein wenig Strenge zu gewissen Einrichtungen oder Angelegenheit.

J. H. G. in M. Siebenbürgen. Ein sehr tüchtiger, ernster, ja pedantischer Charakter, wenn auch oft eine strenge Verurteilung der subjektiven Eigenart; verständig, bestimmt, nüchtern praktisch und ordnungsliebend; hat es sehr gern allen recht und ist darin gefangen.

Elly G., Erlenbach. Ernster Ausdrucksvolle und Bestrebe, legen eine gewisse Hochherzigkeit in Worte und freilebende Interessen oder Angelegenheiten, sogar Gewerbigkeit im Verkehren und Handeln doch Praktischer. Selbstständig. Ein freundlich-natürlich, aber nicht unverbindlich hier Ernst, begeisterungsfähig und von hoher Empfindungsfähigkeit.

E. C. in Kiel. Gründliche Sorgfalt, Pünktlichkeit und ruhige Ueberlegung leiden — die Schreiberin ist flüchtig, lauernd, eilig und gedankenlos; sie liebt den Genuß und leichte Freuden, aber sie ist dennoch moralisch vollständig gesinnt. Offenheit und mutiges Bekennen der eigenen Ueberzeugung sind nicht vorhanden. Mehr in allem eine gewöhnliche, der Durchschnitt entsprechende Intelligenz.

F. Sch. in M. Nüchternheit und Klarheit walten es Ihnen leicht, objektiv zu urteilen, innere Ruhe und Kaltblut der Empfindung und gleichmäßige Stimmung zu sein. Sie beobachten gut, und Ihnen entgeht nicht so leicht etwas. Schreiben wollen Sie gleichfalls zu verwerfen; im Verkehr sind Sie „liebenswürdig", ausgleichend, trotzdem die persönlichen Interessen dominieren. Sparsam, aber wohltätig.

Frau Generalin L. in C. Die ganze Adresse des Graphologen lautet Mathias (!): A. Meyer, Nagel (Schweiz), doch ist das Pseudonym, der richtige Name ist: L. v. Alberti in Marienfeld bei Nagel, Schweiz. Die bekannteren Werke über Graphologie in deutscher Sprache: W. Preyer: „Zur Psychologie des Schreibens" und L. Meyer: „Lehrbuch der Graphologie". Von Mair wird mit dem letzteren Buche weiter kommen als mit dem ersteren, da es für die Graphologie lernen Wollende geschrieben ist.

Katharina G. in O. Weitgewandt, heiter und nicht ohne Phantasie, jedoch auch eitel, ein wenig hohl und in Gefahr, über den Nahrungsbedürfnissen des Herz der Dinge zu übersehen, auch im Urteil nicht objektiv, aber immer Anhänglichkeit und warmer Gesinnung voll.

Lucie G. in O. Ihre Schrift ist klar, aber unbestimmten, ungewandter und unbeholfen.

L. S. in G. Norge. Das „Lehrbuch der Graphologie" von L. Meyer (L. v. Alberti) können Sie durch jede Buchhandlung erhalten. Es erschien in der Union zu Stuttgart. — Ihrer Handschrift sind vorhanden: Ihr Empfinden ist lebhafter, als Sie es Wort haben wollen, und Sie ringen mit den Gefühlen der Gegenwart danach voraus. Ehrliche und materielle Interessen stehen sich in Ihnen, auch haben Sie Phantasie. Sie plaudern gerne und sind anregend, mehr beschaulich in der Ihr als eigentlich energisch.

L. Meyer, Nagel.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Soeben ist erschienen:

Der Aether gegen den Schmerz.

Ein fünfzigjähriges Jubiläum.

Von

Prof. Dr. E. Gintz in Bonn.

7 Bogen Oktav. Preis 60 Pf. In Leinband gebunden Preis 1 Mark.

In dieser ungemein lesenden geschriebenen Jubiläumsschrift gibt der berühmte Forscher und Medikamer in gemeinder und dabei gemeinverständlicher Weise eine Uebersicht über die Geschichte der Narkose, d. h. der künstlichen Betäubung zum Zwecke schmerzloser Operationen. Es ist die erste eingehende und auch den weiteren Kreisen der Aerzte wie für den gebildeten Laien leicht verständliche Darstellung des Verfahrens der so wichtigen Entdeckung und ihrer Folgen, die gleich großes Interesse für den Arzt wie für den gebildeten Laien bietet.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Kleinste Insertions-Annahme bei **Rudolf Mosse** Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen und Zeitschriften des In- und Auslandes

Anzeigen

Insertions-Gebühren für die fünfspaltene Nonpareille-Zeile 1 M. 50 Pf. Reichswährung.

Für die Schweiz, Italien und Frankreich fr. 2.25.

In Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, Leipzig, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Unerschwerte schwarze Seide

von 2 bis 12 Mark.

Stehli & Co. in Zürich,

gegründet 1840.

Besitzer der größten mechanischen und Handwebereien in Obfelden und Arth.
Eigene Atlanta und Zwirnereien in Germanstage (Tage maggiore).

Keine Täuschung mehr!

Ihr Haar wird nicht grau, wenn Sie Dr. Trumpf's Elixir für Ihre Haare gebrauchen. Dasselbe ist ein rein pflanzliches Präparat, das selbst in einem verwahrlosten Zustande Ihrem Haar seine frühere Farbe wiedergibt, ohne das Haar zu färben. Nach wenigen Tagen schon wird Ihr Haar wieder in seiner natürlichen Farbe prangen. Dr. Trumpf's Elixir ist ganz farblos, rein und unbescholten, und wird selbst von den zartesten Damen ohne Scheu gebraucht. Ebenso vorzüglich wirkt es gegen Schuppenbildung und Haarausfall. Dr. Trumpf's Elixir ist nicht klebrig, sondern ganz dünnflüssig, und kann daher ohne Scheu gebraucht werden. Dasselbe ist in allen Apotheken zu haben. Preis 1 Flasche 3 Mark. Man hüte sich vor Nachahmungen. Nur echt, wenn jede Flasche mit meiner Firma versehen ist. Versand gegen Nachnahme oder Einsendung des Betrages. Dr. Trumpf's Elixir ist nur zu beziehen durch **Dr. Trumpf & Co., Berlin W., Potsdamerstr. 134 a.**

Prämiirt: Brüssel 1856, Stuttgart 1857, Paris Augsburg 1861, Wien 1862.

Burk's Arzneiweine

In Flaschen à ℳ 1.— ℳ 2.— ℳ 4.50

Burk's China-Malvasier.

In Flaschen à ℳ 1.— ℳ 2. ℳ 4.

Burk's Eisenchinawein.

In Flaschen à ℳ 1.— ℳ 2. ℳ 4.50

Burk's Pepsinwein (Essenz).

In Flaschen à ℳ 1.— ℳ 2.— ℳ 4.50

Friedrichshaller Neue Quelle

„Wirkung sicher, mild und angenehm." *)

„Kein anderes abführendes Wasser ist so verdaulich." *)

„Namentlich zu längerem Gebrauch allen anderen Bitterwässern vorzuziehen." *)

*) *Sätze aus Gutachten hervorragender Aerzte.*

Von den Aerzten allseitig verordnet bei Verstopfung, Trägheit der Verdauung, Verschleimung, Hämorrhoiden, Magenkatarrh, Frauenkrankheiten, trüber Gemüthsstimmung, Ueberladen, Fettleibigkeit, Gicht, Blutwallungen u. s. w. — Vorräthig in Brunnenhandlungen, Apotheken etc; wo nicht zu haben, versendet 4 Flaschen franco gegen Einsendung von 2,50 M

Die Brunnen-Direction: C. Oppel & Co., Friedrichshall, S. M.

BADEN-BADEN

Weltberühmtes Bad, in gesunder, herrlicher Lage, durch dichtbewaldete Berge vor rauhen Winden geschützt.

Prospekte [illegible] durch die Städtische Kurverwaltung.

PATENTE

RICHARD LUDERS, Civil-Ingenieur, GÖRLITZ.

Idealrouren

Elektr. Beleuchtung, Motoren, Pumpen etc. mit unserem patentirten Zähler von 6–60 Volt; **Dynamomaschinen** von M. 20.–, 40, 3–4 Lampen; **Elektromotoren** f. Nähmaschinen etc. von M. 30.– an; **Telephone**, Kompass-Telegraphen zum Selbstlernen M. 4.50; **Elektr. Uhrwerke**; **Taschenlampe** v. M. 2.50; **Elektr. Feuerzeuge**; **Elektr. Gasanzünder**; **Rosenmüller Accumulatoren** all. Art; **Phonographen** nach Edison; **Elektr. Regelschleifen**, einfachste Konstruktion.

Neu! D. R. P. **Neu!**

Spiritus-Glühlichtlampen

ohne Docht, ohne Heizflamme,

Wolff & Ricks, Berlin SW., Kochstrasse 22.

Prospekte grat. Grosser illustr. Preiscourant gegen 40 Pfg. in Marken.

FREUDENSTADT Schwarzwald-Hôtel

Königliches Nordseebad

Norderney.

Eröffnet am 1. Juni. Geschlossen am 15. October.

1895: 230092 Kurgäste.

HERRENALB

Klimatischer Kurort im württembergischen Schwarzwald

Wasserheilverfahren.

CHOCOLADEN, CACAOS, Biscuits, Cakes

von

B. SPRENGEL & Co.

HANNOVER

sind unübertroffen.

Zu haben in fast allen besseren Geschäften.

ODONTA

Zahn-Wasser zur Pflege des Mundes und Erhaltung der Zähne

WOLFF & SOHN

Verkaufs-Niederlagen in allen besseren Parfümerie-, Friseur- u. Drogen-Geschäften.

Dr. J. Schaaf & Co.

Salerie

Clichés [illegible] Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Versand-Geschäft MEY & EDLICH, Leipzig-Plagwitz

Alle Aufträge von 20 Mark an werden portofrei ausgeführt innerhalb Deutschland, Oesterreich-Ungarn, der Schweiz, Belgien, Holland und Dänemark.

Königl. Sächs. und Königl. Rumän. Hoflieferanten.

Abteilung: Reiseartikel.

Nichtgefallende Waren werden bereitwilligst zurückgenommen und umgetauscht.

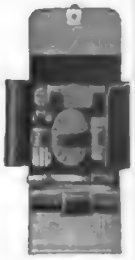
Reisemützen.

Nr. 22. Reise- und Theaterperspektiv, Perlmutter, vernickelt und vergoldet. M. 14,—.

Nr. 56. Reisefernrohr, Messing, Hauptrohr mit Leder bezogen, 24 Mm. Objektivöffnung, mit Sonnenblende, 3 Auszüge. M. 7,—.

Nr. 18. Reise- und Theaterperspektiv für Damen, in eleganter Ausführung. M. 18,—.

Reisemäntel.



Nr. 2331. Reisenécessaire, schwarzes Vachettleder, Lederfutter, mit feiner vollständiger Einrichtung. M. 23,75.

Nr. 906. Umhängetasche für Herren, schwarzes Chagrinleder, lackierter Bügel, 20 Cm. lang, 20 Cm. hoch. M. 5,75.

Nr. 718. Reisetasche, aus braunem Rindleder, koffer-artig aufklappend, mit lackiertem Bügel, Lederfutter, 45 Cm. lang, 28 Cm. hoch. M. 36,—.

Nr. 960. Umhängetasche für Herren, schwarzes Chagrinleder, mit lackiertem Bügel, 20 Cm. lang, 18 Cm. hoch. M. 8,—.

Nr. 2326. Reisenécessaire, braunes Rindleder, Lederfutter, mit sehr guter Einrichtung. M. 12,75.

Unseren mit über 4000 Abbildungen ausgestatteten Haupt-Katalog versenden wir unberechnet und portofrei.

Lungenleiden

Herr **Dr. med. Egenolf** in **Kelkheim** a./Taunus schreibt: „Von Dr. Hommel's Haematogen kann ich nur Gutes berichten. **Bei beginnender Lungentuberkulose**, wo der Appetit völlig darniederlag und ich schon viele Stomachica erfolglos gebraucht hatte, hob sich der Appetit und das Allgemeinbefinden sehr. **Ausgezeichnete Resultate** sah ich bei Kindern, bei denen in Folge von Verdauungsstörungen grosse Schwäche eingetreten war."

Herr **Dr. med. Demme** in **Berlin**: „Dr. Hommel's Haematogen habe ich in etwa 100 Fällen von Anämie, Skrophulose, **Schwindsucht**, Bleichsucht, Schwäche angewandt und bin mit dem Erfolg **ausnehmend zufrieden**. **Ich verordne Überhaupt kein anderes Eisen-Präparat mehr.**"

Dr. med. Hommel's Haematogen

ist 20,0 Konzentrirtes, geruchloses Haemoglobin (D. R.-Pat. Nr. 81231). Haemoglobin ist die **natürliche** organische Eisen-Mangan-verbindung der Nahrungsmittel. Geschmackscorrektur: Glyc. puriss. 20,0. Vin. malac. 100. **Preis per Flasche (250 gr) M. 3.—. In Oesterreich-Ungarn fl. 2.—. S. W. Depots** in den Apotheken. Wenn nicht erhältlich, direkter Versand durch uns. **Literatur** mit hunderten von ärztlichen Gutachten **gratis und franko.**

Nicolay & Co., chemisch-pharmaceut. Laboratorium, **Hanau a/M.**

Lebensversicherungs-& Ersparnis-Bank

STUTTGART

Gegründet 1854.

Alter Ueberschuss der Versicherten.

Sehr mässige Tarifprämien.

Hohe Dividenden.

Günstigste Versicherungsbedingungen.

Weitestes Entgegenkommen bei Zahlungsverlegenheit.

Kriegsversicherung für gen. Wehrpflichtige **ohne Extraprämie.**

Jährliche Prospekte unentgeltlich bei der Bank und den allerorts aufgestellten Vertretern.

Unter Staatsaufsicht.
Stand Ende April 1896.
Versicherte Summen: 467 Millionen Mark.
Bankfonds: 128 Millionen Mark, darunter Extrareserven: 20 Millionen Mark.

Seit Bestehen der Bank wurden Ueberschüsse erzielt: 62 Millionen Mark.
Dividenden an Versicherte bezahlt: 43 Millionen Mark.
Versicherungssummen ausbezahlt: 82 Millionen Mark.

Immer wieder

gebe ich den Hausfrauen den guten Rat, bei der Bereitung des Kaffeegetränkes Weber's Carlsbader Kaffeegewürz zu verwenden. **Ein Feinschmecker.**

KEIN ASTHMA MEHR.

Augenblicklich behoben. Tausende Zeugnisse, Hunderttausend Attest, Liberal u. früher Bisherigen und hero ennern. Ausführl. gratis und franko. Man schreibe an **Dr. Clery** in Marienfelde/Berlin.

Lübeck — Kopenhagen — Malmö

täglich Nachmittags 5½ Uhr
mittelst erstklassiger Postdampfer.

Kombinirbare Rundreisebillets
nach **Dänemark, Schweden, Norwegen,** via Lübeck, werden auf allen deutschen Eisenbahnstationen ausgegeben.

Lübeck — Kalmar — Stockholm

mittelst erstklassiger Passagierdampfer
jeden Mittwoch und Sonnabend Nachmittags 5½ Uhr.

Dampfschiff-Rundreisebillets: Lübeck-Kopenhagen-Gothenburg-Stockholm-Lübeck oder umgekehrt, mit Passagen durch die zu Naturschönheiten ersten Güte- und Trollhätta-Kanale von Mitte Mai bis Ende August I. Kajüte à 84 ℳ 60 ₰.

Fahrkartenausgabe sowie Näheres bei Lüders & Stange, Lübeck.

Jünger & Gebhardt Berlin

Riviera-Veilchen, Quintessenz

Violetta odoratissima vera. Wie ein frischer Strauss dieses **Edelsten** aller Veilchen entsteht und entfaltet sich Parfum. Preis M. 2, M. 3, M. 5 in den ersten Parfumerien u. Drogenhand. Preislisten kostenfrei.

„Liliput"

der beste und praktischste Feldstecher f. Reise, Jagd, Theater etc.

„Liliput", bequem in der Westentasche zu tragen, er bietet die bisher üblichen grossen und schweren Gläser **Preis Mk. 14,50** inkl. Etui und ledernem Bandriemen.

„Der Firma E. KRAUSS & Co. bestätigt das Königl. Sächs. Inf.-Regt. Chemnitz, dass die sehr gut geliefert. 23 Feldstecher „LILIPUT" sich durchaus als praktisch und vorzüglich erwiesen haben und sämtl. Abnehmer sich „durch jeder Richtung zufrieden gestellt erklären."

gez. **v. Tychsen,** Oberstlieutenant

E. Krauss & Co.,
Optische Fabrik,
Berlin W., Potsdamerstrasse 134a (früher Leipzig).

Illustr. Kataloge über Feldstecher, Opernglässer, phot. Apps, Barom. etc. kostenfrei.

Oswald Nier's Antigichtwein

von **Duflot-Paris**

bergestellt.

bewirkt in **24** Stunden die heftigsten **Gicht- u. Rheumatismusschmerzen,** befreit von diesen Krankheiten, enthält weder Salicyl noch Colchicum, ist vollständig unschädlich.

Preis: **Mark Vier pro Flasche** in jeder Apotheke in Deutschland. No. 9.

Engros-Verkauf bei

Oswald Nier in Berlin,

daselbst Broschüre gratis und franco.

Krankenfahrstühle, Krankenstühle, Tragestühle, Bettstühle, verstellb. Kopfhalbbetten, Zimmer-Closets, Douche-Apparate, Badewannen, warme Bäder.

Ang. Spangenberg
Berlin SO.
Leander-Strasse 11.

THEE Heinr. Wilh. SCHMIDT

FRANKFURT/M. Gegr. 1730. Neue Kräme 20.

Theespecialmischung Mk. 2.50 3. 4. 5. pr. Pfd.

Volle Mahlzeit Magenleidenden Sofortige Hilfe

Nach Meidung aller Mitesammie, Mineralwasser, Salze und Spezialverbrechen! Nur nach Genuß aller der Menschen gesundester Speisen wenige, „nie Jogstrige unerhörte Heilige bewährt", mein Bedeutung entgegnet und erhaltendes Spezialpräparat

„Magenheil"

alle Magenbeschwerden, die solche nicht einmal krankhaft, in jedem Alter und Stadium verursachen, bis zum Greise zu beseitigen und dauernd beschwerdefreie Heilung herzustellen! Broschüre gegen 3 Pfennig-Marke gratis und franko. 4 Tafel M. 1.50 nur durch

Heinr. Senf, Köln, 23 Rheingasse 23.

Per minim. 3 Tafel für Deutschland franko. Nachnahme extra.

Scheering's Pepsin-Essenz

nach Vorschrift von Geh.-Rat Prof. Dr. C. Liebreich, beseitigt binnen kurzer Zeit **Verdauungsbeschwerden, Sodbrennen, Magenverschleimung,** die Folgen von Unmäßigkeit im Essen und Trinken, und ist zum allerersten Frauen und Mädchen zu empfehlen, die infolge **Bleichsucht, Hysterie** und ähnlicher Zustände an **nervöser Magenschwäche** leiden. **Preis** ½ Fl. 1.50 M.

Scheering's Grüne Apotheke, Berlin N., Chausseestraße 19.

Niederlagen in fast sämtlichen Apotheken und Drogenhandlungen.

Man verlange ausdrücklich **Scheering's** Grüne Essenz.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Nº 40.

76. Band.
Achtunddreißigster Jahrgang.
Oktober 1895—1896.
Erscheint jeden Sonntag.

Deutsche Illustrirte Zeitung.

Preis vierteljährlich 3 M. 50 Pfg.
Mit Post-Aufschlag 3 M. 75 Pfg.
Redakteur:
Ernst Schubert in Stuttgart.

Kastengeist.

Roman aus der englischen Gesellschaft

von

E. Schroeder.

(Fortsetzung.)

„Weine nicht, Molly," bat Jack innig. „Hör auf, mein Schätzchen — thu's mir zu liebe! Ich kann's nicht sehen — ich komme mir wie ein Verbrecher vor!"

Dabei streichelte er ihr sanft liebkosend die Wange. Als aber dies gar nichts nützen wollte, beugte er sich vor und berührte diese weiche Wange mit seinen Lippen — einmal, zweimal, ganz zart, und sie ließ es geschehen wie im Traum.

Plötzlich jedoch schrak sie zusammen.

„Jack!" schrie sie im Ton des Entsetzens, und mit einem Ruck hatte sie sich aus seiner Umarmung befreit. Er hatte sie auf den Mund geküßt — heiß, leidenschaftlich.

„Abscheulich!" stieß sie hervor. „Schändlich! Wie konntest Du? Wie durftest Du es wagen?"

Der flammende Zorn in ihren Augen hatte im Nu ihre Thränen getrocknet. Das verschüchterte, schluchzende Ding — wie eine Richterin stand es vor ihm. Und er? Er konnte nur die Blicke niederschlagen, wußte ja selber nicht, wie er zu dem Kuß gekommen sei, wußte nur, daß er ihn für sein Leben gern wiederholt hätte.

„Verzeihung, Molly," stammelte er, „ich —"

„Ich weiß schon, was Du sagen willst!" fiel sie ihm empört in das Wort. „Ich bin ein Kind für Dich, ein Kind wie Uli, und mit einem Kinde darf man sich alles erlauben! Doch da irrst Du gewaltig. Ich bin kein Kind, ich bin zwanzig Jahre alt, und ich lasse mir keinen Schimpf anthun, auch von Dir nicht!"

„Aber, Molly," rief er außer sich, „rede doch nicht so! Ich — Dir einen Schimpf anthun? Kopflos war ich, hingerissen von Mitleid und —"

„Und da vergaßest Du, was Du mir schuldig warst und Dir selbst und — und anderen! Schade — schade! Ich hätte nicht geglaubt, daß Jack Vernon unter irgend welchen Umständen seine Pflicht —"

Hier brach ihre Stimme. Sie drehte sich mit plötzlich wieder thränenverdunkeltem Blick um und griff tastend nach der Thürklinke.

„Molly!" rief er in beschwörendem Ton, „Du

Der Camphof zu Deenien, Geburtshaus von J. H. Campe, dem Verfasser des deutschen Robinson.

Digitized by Google

wirst doch nicht gehen, ohne mir vergeben zu haben?!"

„Ich — vergebe Dir," schluchzte sie, und dann war sie hinaus.

Er machte eine Geberde, als ob er ihr nachstürzen wollte, allein er blieb doch stehen, wo er stand, mit einer erhöhten Farbe in den Wangen und äußerst verstörtem Gesichtsausdruck.

In seiner Brust war ein entschiedenes Schuldbewußtsein, aber sein Verstand hätte es gern fortgeleugnet. Wie? Er sollte sich vergessen haben — Molly gegenüber? Lächerlich! Hatte er sie nicht immer gestreichelt und geliebkost? Und hatte sie sich das nicht stets ruhig gefallen lassen? Warum brauchte sie denn nun auf einmal so ganz außer Rand und Band zu geraten, weil er einen Schritt weiter gegangen war und sie geküßt hatte?

Freilich, dieser Kuß — zu der väterlich oder brüderlich wohlwollenden Sorte hatte er nicht gehört. So leidenschaftlich war er ausgefallen, daß es ihn selber überrascht hatte. Das Mitleid mit dem reizenden, kleinen Ding war ihm plötzlich so heiß zu Kopfe gestiegen, daß — hm! Bloß zu Kopf — und das Mitleid? Küßt man leidenschaftlich aus — Mitleid?

Jack Vernon hob den Blick vom Boden und sah sich staunend in seinen vier Wänden um.

Wenn es nicht Mitleid gewesen, dann war es am Ende — Liebe?

Er — Molly lieben? — Undenkbar!

Weshalb undenkbar?

Schon weil er noch bis vorgestern nacht in Mrs. Eagles verliebt gewesen war bis über die Ohren.

Hm! Eingebildet hatte er sich's wenigstens.

Oho! Nur eingebildet? War er nicht wochenlang Tag für Tag nach Clysse Court gelaufen? — Freilich, aber in Clysse Court lebte auch Molly.

Hatte er die japanische Bude nicht förmlich belagert während des Bazars? — Gewiß, allein in der Bude hatte auch Molly gestanden, ein wenig blaß und verschüchtert, doch so reizend wie nie in der fremdartigen Tracht.

Und auf dem Ball, war dort auch Molly gewesen? — Nein, und schmerzlich genug hatte er sie vermißt.

Trotzdem er ein halbes Dutzendmal und darüber mit Mrs. Eagles getanzt hatte? — Die Tänze hatte er sich von der schönen Frau sämtlich vor Anfang des Balles bewilligen lassen, und im Laufe des Abends hatte er es wiederholt bereut, so anspruchsvoll gewesen zu sein. Sie war mehr Juno wie Hebe, sie durch den Saal zu wirbeln, dazu hatte ein respektabler Kräfteaufwand gehört. Ein paarmal hatte er sich auf dem Gedanken ertappt, daß, was mit ihr ein sauer Stück Arbeit sei, mit der graziösen Molly reines Vergnügen gewesen wäre, und plötzlich war ihm, mitten in einem bleiernen Walzer, die Bemerkung entschlüpft, daß Mollys Abwesenheit doch recht bedauerlich sei.

Da war ein auffallend kühler Blick in das Auge seiner Partnerin gekommen. Das liebliche Lächeln war wie weggewischt gewesen von ihrem Antlitz, und in spitzigem Ton hatte sie gesagt:

„Bedauerlich? O, ihr selbst jedenfalls. Sie ist ja der Ansicht, daß die Trauer um einen geliebten Toten uns am Tanzen nicht zu hindern brauche."

„Wer? Molly?" hatte er, seinen Ohren nicht trauend, ausgerufen.

„Ja, ja, ich habe es aus ihrem eigenen Munde," hatte sie entgegnet, um mit wiederkehrendem holden Lächeln wie entschuldigend hinzuzusetzen: „Man darf es dem lieben Kinde nicht verargen. Es tanzt ohne Zweifel hübsch und deshalb auch gern, aber Sie begreifen, Mr. Vernon, daß ich, die ich freundschaftlich, fast schwesterlich für Marie fühle, ihr nichts gestatten darf, das ihr in den Augen der Welt schaden könnte."

Es war ihm wunderlich beklommen geworden bei dieser Versicherung. Nicht, daß er auch nur auf einen Moment an die tanzwütige, vietätlose Molly geglaubt hätte, die man ihm da vorführte. Molly kannte er fast so gut wie sich selber, die Sprecherin dagegen weit weniger, die hatte er eigentlich immer nur nach ihrem Lächeln und nach ihren Blicken beurteilt. Wie holdselig blickte sie eben jetzt wieder! Es war der Augenaufschlag eines Engels. Täuschte sich der Engel, oder wollte er täuschen?

Ueber diesen Punkt nachsinnend, hatte er seine Last nach dem Takte der Musik noch eine Strecke weiter geschleift und dann, einem raschen Impulse folgend, gefragt:

„Wissen Sie zufällig, wann Prinz Karl von Wildenhofen gestorben ist, gnädige Frau?"

„Erst vor vier Monaten, denken Sie nur!" hatte sie seufzend erwidert. „Ich hätte es ja vor meinem Gewissen nicht verantworten können, wenn ich das liebe Mädchen vier Monate nach seines Vaters Tode an einer öffentlichen Lustbarkeit hätte teilnehmen lassen."

„Sieh da!" war es ihm durch den Sinn gefahren. „Ueber das Datum wußte sie also genau Bescheid." Dann hatte er sie, der Wissenschaft wegen — denn, wenn man mit der Absicht umgeht, eine Frau zu heiraten, so hat man wohl ein Recht, sich vorher zu überzeugen, ob sie auch moralisch fest auf den Füßen stehe — vollends auf das Glatteis geführt mit der weiteren Frage: „Der Bazar, kann ich mir denken, erschien Ihnen schon des guten Zweckes wegen nicht im Licht einer öffentlichen Lustbarkeit?"

„O, ich hatte doch, was Marions Mitwirkung betrifft, selbst in Bezug auf den Bazar einige Skrupel," war ihre lächelnde Versicherung gewesen, „aber man bringt es schließlich nicht über das Herz —" dies wieder mit dem Engelsblick — „einem geliebten Wesen so jede kleine Bitte abzuschlagen."

Nun hatte er ganz genau Bescheid gewußt, und nun war es auch mit dem Walzer gerade zu Ende gewesen. Während er sie auf ihren Platz zurückgeführt, hatte er ein Gefühl gehabt, als habe ihm mitten in der heißen Tanzarbeit jemand einen Kübel Eiswasser über den Rücken gegossen.

Im Laufe des Abends war ihm nur noch eine Quadrille mit Mrs. Eagles beschieden gewesen, bald darauf hatte er die Freude gehabt, sie an ihren Wagen geleiten zu dürfen. Als er eine halbe Stunde später durch die stillen Straßen seinem Hotel zugewandert war, hatte er, an die kleine Unterredung zurückdenkend, plötzlich laut auflachen müssen. Er hatte sich hinterher darüber gewundert, daß ihm die Sache nur spaßhaft vorkomme. Jetzt wunderte er sich nicht mehr.

Gestern nach der Heimkehr war sein erster Weg in das Atelier gewesen, sein erster Blick auf das halbvollendete Bild der Mrs. Eagles. Was er bis dahin daran zu tadeln gefunden — das kalte Auge, der seelenlose Ausdruck — war ihm nun völlig wahr und völlig echt erschienen, und wenn dies dem Künstler eine Genugthuung gewesen, der Mensch hatte sich wahrlich auch nicht darüber gegrämt. Im Gegenteil, der Mensch Jack Vernon hatte, sich die Hände reibend, gesagt: „Dem Himmel sei Dank, der mich vor einer Erzdummheit bewahrt hat."

Und dann hatte sich der Künstler Jack Vernon auf einen allerliebsten Studienkopf besonnen, den er vor seinem Geistesauge aus dem Bazar fortgetragen, und war sogleich mit Feuereifer daran gegangen, ihn auf eine frische Leinwand zu werfen. Ja wohl, so lächerlich es schien, gestern den ganzen Nachmittag hatte der Künstler Jack mit Hingebung an Mollys Bild gemalt, und heute erst ward es dem Menschen Jack klar, daß er Molly liebe.

Das Strohfeuer war erloschen und die echte Flamme, die verborgen dahinter gebrannt, trat klar zu Tage.

Er liebte Molly, und ein Gottessegen war es, daß er sie liebte! Eine reizendere kleine Frau, eine, die in jedem Stück besser zu ihm paßte, gab es auf der Welt nicht.

Ob sie ihn nahm?

Warum sollte sie nicht? Lieb gehabt hatte sie ihn ja immer. Freilich, wenn sie nun so etwas wie einen Vater in ihm sah? Aber dann hätte sein Kuß sie nicht so empört. Von einem Vater, einem Bruder läßt man sich ruhig küssen. Ja, wenn er es recht bedachte, gerade in der Empörung, die der Kuß ihr verursacht hatte, war Hoffnung für ihn.

Unter diesen abwechselnd verzagenden und frohlockenden Gedanken lief Jack Vernon in seinem Atelier hin und her. Endlich stand er still und sah nach seiner Uhr.

Es war vier. Um neun kehrte Molly von Lympstone Castle zurück. Auf dem Heimweg mußte er sie treffen, sie sprechen, sein Glück oder sein Unglück von ihren Lippen entgegennehmend. Es war zwar nicht wahrscheinlich, daß sie unbegleitet sein würde, aber ein dienstbarer Geist wich wohl bei seinem Erscheinen respektvoll in den Hintergrund.

Gräßlich war ihm nur die Vorstellung, sie könne im Wagen an ihm vorüberrollen. Dann gab's noch eine ganze endlose Nacht des Wartens, und er hatte wahrlich an diesen fünf Stunden schon genug.

Was thun? Womit die Zeit totschlagen? Er sah sich um und erblickte, an die Wand gelehnt, eine Leinwand, die ihm den Rücken kehrte. Hastig ging er sie aufzuheben, mit zitternden Händen drehte er sie um, mit glückselig strahlenden Augen betrachtete er seiner Hände Werk.

Das war sie — Molly — im Brokatkleide, mit einer zierlichen Halskrause und einem allerliebsten Schnebbenhäubchen. Das war der Schatz, der ihm im Wege gelegen hatte, und über den er erst hatte stolpern müssen, um ihn zu finden.

„Du Liebling," sagte er, „Du Seele von einem Kinde! Du gibst mir keinen Korb — was? Nein, nein, ich weiß es ja, Du bringst es nicht über das Herz."

Frohlockend setzte er das Bild auf die Staffelei. Eine Weile stand er wie in lächelnder Verzückung davor, dann nahm er den Pinsel und begann zu malen. So war er den ganzen Nachmittag bei ihr.

Nur zweimal auf kurze Zeit ward dies schöne Selbander unterbrochen. Erst kam Uli auf einem eiligen Abstecher aus dem Kinderzimmer, woselbst sie ihre Puppen badete, um, sich an des Papas Ellenbogen emporreckend, zu fragen, wen er nun denn male.

„Du wolltest ja neulich wissen, was eine Elfe sei," sagte Jack lächelnd zurücktretend, um ihr den Blick auf das Bild frei zu geben, „hier ist eine!"

„Aber, Papa," rief sie, schmollend das Mündchen verziehend, „das ist ja Molly!"

„Nun," entgegnete er, ihrer Abneigung gegen Mrs. Eagles eingedenk, in scherzhaftem Zorn, „ist Dir die auch noch nicht recht? Du bist wahrlich schwer zu befriedigen!"

Uli antwortete nicht. Sie stand in stummer Betrachtung da, und es ward ihr begehrlich zu Mute. Wie wunderhübsch sich das Bild an der Wand über ihrem Bettchen machen würde, dachte sie. Plötzlich faßte sie sich ein Herz, und dem Vater die Aermchen entgegenstreckend, bat sie im süßesten Schmeichelton:

„Papa, Molly könntest Du mir wohl schenken!"

Er hob das Kind zu sich empor und küßte es fast heftig.

„Molly hat über sich selbst zu bestimmen," sagte er mit einer Stimme, die vor innerer Bewegung zitterte. „Ich will heute abend zu ihr gehen und sie fragen, ob sie sich uns schenken will. Ist Dir das recht?" Und wie sie vergnügt nickte: „Nun, dann lauf wieder in Deine Kinderstube."

Die zweite Störung brachte, als es schon gegen den Abend ging, ein Londoner Kollege, der sich zu Erholungszwecken in Dovcton aufhielt.

„Holla, Crosby?" rief Jack, dessen Blick durch das Klirren der Klinke nach der Thür hingelenkt worden war.

„Nun," fragte der Ankömmling, ein untersetzter Mann, der einen klugblickenden, stark von Bart und Haar umwachsenen Kopf auf etwas zu breiten Schultern trug, „sagt Ihnen Ihr Gewissen nichts, Vernon?"

Jack sann einen Moment nach. „Donnerwetter!" fuhr er dann bestürzt auf. „Wir hatten einen längeren Strandspaziergang verabredet — war's nicht so?"

„Ich meine fast," versetzte der andere trocken.

„Bitte tausendmal um Verzeihung, Crosby! Es war mir wie aus dem Sinn gewischt."

„Na, und wie ist's jetzt? Kommen Sie mit?"

„Jetzt ist's zu spät — ich habe nachher auch noch einen wichtigen Weg. Wenn es Ihnen recht ist, so verschieben wir den Spaziergang auf ein andermal."

„Auch gut," nickte Crosby gemütlich. „Ich lasse mich dann von einem der Tagediebe, die da am Ufer herumlungern, eine Strecke aufs Meer hinausrudern. Von der Seekrankheit ist wohl nichts zu besorgen?"

„Wo denken Sie hin?" lachte Jack auf, „Seekrankheit auf spiegelglatter Flut! Nein, Sie könnten es für eine Stahnfahrt gar nicht besser treffen."

„Und Sie können mich für Ihre Zwecke gar nicht rasch genug los werden, wie mir scheint," sagte der andere augenzwinkernd, „aber sehen will

ich doch erst, was Sie da so eifrig schaffen.“ Und er trat an die Seite des Malenden.

„Das blickt einem ja direkt ins Herz hinein,“ meinte er nach einer kurzen Pause der Betrachtung. „Laufen diese famosen Augen hierorts herum, wenn ich fragen darf?“

„Ja,“ lautete die kurze Entgegnung.

„Hm, hm! Will doch mal ein bißchen Ausschau halten!“

„Das würde ich bleiben lassen an Ihrer Stelle,“ bemerkte Jack stirnrunzelnd.

„Aha, steht's so?“ lachte Crosby, ihn von der Seite anblinzelnd. „Na, dann nicht. — Da ist übrigens ja noch was Unvollendetes,“ setzte er staunend hinzu. „Es ist nicht zu sagen, was für einen Fleiß der Mann in seinen Ferien entwickelt!“

Kopfschüttelnd wandte er sich dem Porträt der Mrs. Eagles zu, das gegen einen Stuhlrücken gelehnt stand.

„Ja, das beschauen Sie sich nur einmal,“ forderte ihn Jack lächelnd auf, „es ist ein Kuriosum, ein sprechender Beweis dafür, daß der Pinsel mitunter besser Bescheid weiß als der Maler.“

„I, was Sie sagen!“ entgegnete Crosby in ausnehmend trockenem Ton. „Gedacht hätte ich's nicht.“

„Was denn?“

„Daß er so gut Bescheid gewußt hätte — der Pinsel.“

„Ah, und warum nicht?“

„Hm! Wenn's erlaubt ist, Kritik zu üben —“

„Pflicht ist's sogar!“

„Nun denn, das Bild da ist kein echter Vernon, schon aus dem Grunde, weil Jack Vernon niemals — Holzpuppen gemalt hat.“

„Ehrlich währt am längsten,“ rief Jack auflachend.

„Aber nichts für ungut?“

„Gott bewahre! Nur weiter im Text!“

„Na, und dann — das Frauenzimmer guckt ja wohl nicht so ganz umsonst den Mond an — es steckt was Symbolisches dahinter — hat was mit der Nacht zu thun — eh?“

„Ganz richtig.“

„Die Nacht — hm! — blond und blauäugig? Hm, hm! Kennen Sie Byron: ‚She walks in beauty like the night‘ und so weiter?“

„Gewiß.“

„Da ist von Rabenhaaren die Rede, von dunkelglänzenden Augen —“

„Die Schöne personifizirt ihm eben die orientalische Nacht. Ich habe an eine nordische Nacht gedacht.“

„Ei, das ist ja auch wahr,“ murmelte Crosby wie betreten, während ihm der Schalk um die Mundwinkel zuckte, „es gibt natürlich auch nordische Nächte. Ja, dann mein Kompliment, Vernon! Ihre Nacht ist so echt wie nur möglich. Donnerwetter nochmal! Man fühlt sich geradewegs an den Nordpol versetzt bei ihrem Anblick. Brrrr! Eine Eisluft weht einen an, die Haut schaudert einem, die Zähne schlagen einem klappernd zusammen, und allerlei gute alte Sprichwörter fallen einem ein, wie zum Beispiel: ‚Die Nacht ist keines Menschen Freund‘ und ‚Es ist eine Nacht, zu der man keinen Hund hinaustagen möchte.‘“

Nie hatte eine abfällige Kritik eines seiner Bilder Jack solch ungetrübte Freude gewährt. Er lachte sich Thränen.

„Nochmals, nichts für ungut,“ sagte der ehrliche Crosby beim Abschiedshändedruck, „aber solche Nächte sollten Sie lieber nicht mehr malen, Vernon!“

„Gott soll mich bewahren,“ entgegnete Jack.

XXIX.

Miß Fortescue kam frohen Herzens die Straße von Clyffe Court herunter. Sie trug unter dem diskreten grauen Regenmantel eine abgelegte Seidenrobe ihrer Gönnerin und in der Brust das Bewußtsein, der verhaßten Nebenbuhlerin nach Kräften geschadet zu haben.

Das hatte sich so ganz in aller Gemütlichkeit abmachen lassen. Mrs. Eagles, die mit einem merkbaren Verdruß von Exeter heimgekehrt war, hatte diesem Verdruß ihrer Allergetreuesten gegenüber heute morgen endlich Worte geliehen. In der Verschwiegenheit des Boudoirs war es geweseu.

Mrs. Eagles hatte sich dahin geäußert, daß sie aus Mr. Vernon nicht klug werde. Seit Wochen überhäufe er sie mit Aufmerksamkeiten, auf dem Bazar und auch auf dem Ball habe er seine Verehrung für sie vor aller Welt an den Tag gelegt, und noch immer zögere er, dasjenige Wort auszusprechen, auf das sie nach allem Vorangegangenen doch mit Zuversicht glaube rechnen zu dürfen.

Da war es ihr, der bekümmert Lauschenden, dann beschieden gewesen, der Arglosen einen Wink zu geben.

„Wenn Ihnen da unsere Prinzeß nur nicht im Wege ist,“ hatte sie gesagt.

„In wiefern?“ war die rasche Entgegnung gewesen.

Darauf hatte Miß Fortescue ein wenig gezögert und dann lächelnd gesagt: „Ich werde mir doch nicht wieder die Zunge verbrennen wie neulich, als ich von ihr redete?“

„Unsinn,“ hatte Mrs. Eagles stirnrunzelnd erwidert. „Als ob mir an dem dummen Ding etwas läge! Ich ertrage ihre Gegenwart nur noch, um ihn nicht vor den Kopf zu stoßen. Er hat ja nun einmal eine mir ganz unerklärliche Liebhaberei für das Gänschen.“

„Nur eine Liebhaberei? Nicht möglicherweise eine ernstliche Liebe?“

Hier war die schöne Frau in ein herzliches Gelächter ausgebrochen. „Wenn Sie nichts Gescheiteres wissen,“ hatte sie gesagt, „so halten Sie gefälligst den Mund. Eine ernstliche Liebe? Ha, ha! Sie sieht in ihm einen Großvater und er in ihr ein Wickelkind.“

Es war Miß Fortescue ordentlich schmerzlich gewesen, ein so schönes Vertrauen zu vernichten, aber sie hatte es doch für ihre Pflicht gehalten, zu erwidern: „Ich kann mich ja irren, allein es sah mir neulich abends im Park doch sehr nach einem Stelldichein zwischen den beiden aus.“

„Abends im Park?“ war es Mrs. Eagles staunend herausgefahren.

„Ja wohl, im Park, da unten, nicht weit vom Thorwarthäuschen. Ich kam von Ihnen, und — nun, man genirt sich eben, an einem Pärchen vorüber zu gehen, das sich offenbar vertrauliche Mitteilungen zu machen hat. So trat ich denn hinter einen Busch, um zu warten, bis sie mir den Weg freigeben würden. Doch das geschah nicht so bald. Sie hatte ihm so viel vorzuschluchzen — das falsche Geschöpf.“

„Von wem reden Sie?“

„Von dieser Bettelprinzessin, die immer so fromm thut und sich dabei doch nicht entblödet, ihre Wohlthäterin anzuschwärzen.“

Hier war ein unheimlicher Ausdruck in Mrs. Eagles' Züge gekommen. „Was sagte sie?“ hatte sie hervorgezischt.

„Daß sie Ihnen, liebste Mrs. Eagles, zu Gefallen an dem Bazar teilnehmen müsse, und daß es etwas Unangenehmeres für sie auf der Welt nicht gäbe.“

„Ha! Und er?!“

„Er sprach sehr hübsch von Ihnen, wirklich sehr, nannte Sie eine edle Frau, eine Frau unter Tausenden, und meinte, Sie würden gewiß auf Ihrem Wunsch nicht bestehen, wenn Sie wüßten, daß erst vor wenigen Monaten der Prinzeß Vater gestorben sei. — Das wüßten Sie so gut wie er, behauptete die kleine Katze, doch er bestand darauf, Sie müßten es vergessen haben, wollte gleich hin und es Ihnen ins Gedächtnis zurückrufen, allein das litt sie nicht. Sie gefiel sich eben zu gut darin, vor ihm die Märtyrerin zu spielen.“

Während dieses Berichts war Mrs. Eagles abwechselnd blaß und rot geworden und hinterher hatte sie einen ihrer schlimmsten Zornesanfälle bekommen. Ganz unvermittelt waren der Allergetreusten nach einander ein Band Shakespeare und ein Band Shelley an den Kopf geflogen, aber sie war klug gewesen und hatte gethan, als finde sie nichts Absonderliches daran, wenn es englische Klassiker regne. Nun hielt sie den Lohn ihrer Klugheit unter dem Arm. Ja, ja, man mußte die Leute nur zu nehmen wissen!

In gerechtem Stolz den Kopf hochtragend, stelzte Miß Fortescue aus dem Parkthor, nachdem sie dem Thorhüter, der bei ihrem Erscheinen nur widerwillig mit dem Zeigefinger gegen seine Kopfbedeckung gestoßen, ein herablassendes „Schönes Wetter heute!“ zugerufen hatte.

Das Wetter ließ in der That nichts zu wünschen übrig. Die Nachmittagssonne stand an einem wolkenlosen Himmel und warf auf den roten Sand, der teilweise völlig schattenlosen Straße solch blendenden Schein, daß es schwachen Augen weh that. Miß Fortescue, die nach Art der Leute, die mit Vorliebe in Gedanken Erlebtes wiederkäuen, im Gehen meist vor die Füße sah, fand sich gezwungen, den Blick zu heben, und blinzelte nun nach der grünen Einfassungshecke hin. Als jenseits derselben nach einer Weile das Türmchen und die beiden Giebel von Craggy Nook auftauchten, dachte sie:

„Er ist gestern nicht gekommen und heute nicht. Nun, wenn wir mit der Episode glücklich fertig wären, mir sollte es weiter keinen Kummer machen.“

Plötzlich stand sie still, streckte das spitze Kinn vor und kniff die Aeuglein zusammen, um besser in die Ferne sehen zu können.

„Sieh einmal an!“ stieß sie heraus. „Prinzeß Ehrbar macht Visite bei jungen Witwern.“

Drüben nämlich in der Mauer, die Craggy Nook einhegte, hatte sich die Seitenpforte geöffnet, und Marie von Wildenhofen war herausgetreten. Sie schien es sehr eilig zu haben, denn sie flog mehr, als sie ging, den Pfad entlang, der außerhalb der Mauer auf ein Feldthor zuführte. Daß sie sich in heftiger innerer Erregung befand, verriet die ungewohnte Röte, die ihr in den Wangen glühte.

„Also schämen kann sie sich doch noch,“ dachte mit Bezug auf diese Röte Miß Fortescue; „na, wollen mal sehen, was sie sagt, wenn sie mich zu Gesichte bekommt!“ Und sich einen Hochgenuß versprechend, setzte sich die graue Jungfrau eiligst wieder in Bewegung.

So weit traf sie es gut, daß sie in demselben Moment diesseits des Feldthors anlangte, als Marie jenseits desselben auftauchte. Allein der Hochgenuß blieb aus. Marie stutzte zwar bei dem unerwarteten Anblick, schien jedoch keineswegs aus der Fassung gebracht.

„Ah, Miß Fortescue!“ sagte sie in ruhigem Ton, öffnete das Thor, schloß es hinter sich und wollte ohne ein weiteres Wort ihren Weg fortsetzen.

Solche Frechheit war der steifbeinig dastehenden Dame doch noch nicht vorgekommen.

„Aber — Prinzeß!“ rief sie im Tone tiefer sittlicher Entrüstung.

„Sie wünschen?“ fragte Marie, sie mit einem kurzen Seitenblick streifend.

„Ich bin im höchsten Grade überrascht, Sie hier zu treffen!“

„In der That?“

„Ich hatte verstanden, Sie wollten nach Lympstone, Prinzeß!“

„Da haben sie ganz richtig verstanden, Miß Fortescue.“

„Ja, aber — dies hier ist Craggy Nook!“

„Allerdings, und da oben, irgendwo hinter dem Berg, liegt Lympstone. Sehen kann man's noch nicht. Sie entschuldigen, Miß Fortescue! Ich habe es ein wenig eilig.“

Da ging sie hin, und hier, nach Luft schnappend vor Wut, stand die graue Jungfrau. Als sie einigermaßen wieder zu Atem gekommen war, überlegte sie, was ihr zunächst zu thun obliege.

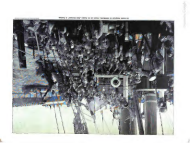
Sie war zum Thee geladen in der Stadt. Bei der guten Freundin gab es vortrefflichen Kuchen und den neuesten Klatsch. Klatschmaterial zu erwerben und weiter zu verbreiten, war für sie Lebenszweck. Leistete sie der Einladung nicht Folge, so sah sie sich morgen außer stande, dem Neuigkeitsbedürfnis ihrer Bekannten Genüge zu thun. Sie verlor dadurch an Prestige.

Doch was lag an ihr? Hier kam vor allen Dingen Mrs. Eagles in Betracht. Durfte sie diese edle Frau eine ganze Nacht lang in Unwissenheit lassen über das aufstößige Treiben ihrer Gesellschafterin? Nimmermehr!

In hehrer Selbstverleugnung kehrte Miß Fortescue Klatsch und Kuchen ihren Rücken und stieg wieder bergan. —

Daß der böse Leumund ihr folgte, davon ahnte Marie derweilen nichts. Sie hatte aus den Worten der Schmarotzerin bloß müßiges Erstaunen herausgehört. Der Gedanke, daß sie durch ihren Besuch

Mr. Lloyd George's Cabinet. Mr. Lloyd George's Cabinet is a Coalition Cabinet. Mr. Lloyd George's Cabinet is a Coalition Cabinet. Mr. Lloyd George's Cabinet is a Coalition



Die deutsche Schutztruppe für Südwest-Afrika.

(Siehe die Abbildungen Seite 636 und 637.)

Mit einem Sonderzuge traf am Morgen des 1. Juni aus Berlin das Verstärkungskommando für die deutsche Schutztruppe in Südwest-Afrika, 15 Offiziere, 2 Aerzte und 402 Soldaten, einschließlich Lazarethgehilfen, auf dem Berliner Bahnhof in Hamburg ein. Nach der Begrüßung durch die militärischen Behörden wurden die Offiziere und Mannschaften zu den Hafendampfern geleitet, die sie an Bord des Ozeandampfers bringen sollten. Am Meiderg-Ponton lagen die Dampfer „Bismarcker", „Jollenführer 3 und 5" und „Galant" bereit, um das Kommando auf den im Strandhafen vertäuten „Adolf Woermann" zu bringen. Der „Galant" wurde von den Offizieren, die übrigen drei Dampfer von den Mannschaften benützt. Unter brausenden Hurra des trotz der frühen Tageszeit zahlreich versammelten Publikums verließen die kleinen Schiffe um 5½ Uhr den Landungsplatz und trafen gegen 6 Uhr bei dem Afrikadampfer ein. In militärischer Ordnung fand das Anbordgehen statt, worauf die den verschiedenartigsten Truppengattungen angehörigen Soldaten sich auf dem Schiffe für die Seereise einzurichten begannen. Bald entwickelte sich ein fröhliches, ungezwungenes Leben auf Deck. Hohe Militärs, sowie Herren und Damen aus den ersten Kreisen Hamburgs hatten sich eingefunden, um von der zur Lösung einer schwierigen und gefahrvollen Aufgabe freiwillig in die Ferne gehenden Truppe und ihren Führern Abschied zu nehmen. Ein Musikcorps ließ lustige Weisen erschallen, aus den unteren Räumen erklangen dazwischen Harmonikas, Zithern und sonstige Instrumente. Um 4½ Uhr löste der „Adolf Woermann" seine Verbindungen, und von zwei Schleppern dugsirt, ging das stolze Schiff unter den Klängen des Volksliedes „Muß i denn, muß i denn zum Städtle hinaus" stromabwärts, begrüßt von einer jubelnden Menge, die sich an den Ufern zum Abschiednehmen aufgestellt hatte. Bald war der Dampfer den Blicken der Zurückbleibenden entschwunden. — Die auf drei Jahre verpflichteten Mannschaften trugen graue Uniform mit blauen Aufschlägen und Gardelitzen; die Offiziere hatten silberne Litzen, die Unteroffiziere silberne Chargenabzeichen. Die Soldaten waren in Mütze, die Vorgesetzten bedienten sich vorläufig der weichen Tropenfilzhüte, die an einer Seite aufgeklappt und mit der deutschen Kokarde versehen sind. Mehrere Meuten großer Hunde machen die Reise nach dem dunklen Erdteil mit. Die Namen der Offiziere und Aerzte sind: Hauptmann Kaiser vom 8. Jägerbataillon in Schleitstadt; die Sekondelieutenants Benisch vom 12. Infanterieregiment (Frankfurt a. O.), von Winterfeld, 20. Infanterieregiment (Wittenberg), von Altrock II., 28. Infanterieregiment (Koblenz), Steinhausen, 48. Infanterieregiment (Küstrin), Schultze, 74. Infanterieregiment (Hannover), Freiherr von Schonau-Wehr, 113. Infanterieregiment (Freiburg in Baden), Kepler, 118. Infanterieregiment (Mainz), von Bonin, 1. Gardedragoner, von Bodecker, 18. Dragoner (Parchim), Ziegler, 20. Dragoner (Karlsruhe), Graf Pestwin-Hue, 8. Dragoner (Deitz), Reiß, 22. Dragoner (Mülhausen), Schulz, 20. Feldartillerie (Posen), Franke, Ingenieur von der Fortifikation in Kuxhaven; Assistenzarzt 1. Klasse Dr. Langhold, Leib-Gardehusaren in Potsdam, Assistenzarzt 2. Klasse Dr. Kuhn, 1. Husaren in Danzig.

Zum hundertundfünfzigsten Geburtstag Joachim Heinrich Campes.

Von

Paul Kipper.

(Siehe auch die Abbildung Seite 633.)

Das fünfte Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts sah viele große Geister erstehen, im besonderen große Pädagogen. Pestalozzi, der unbeholfene Riese mit dem Kinderherzen, Salzmann, der Begründer der noch heute blühenden Erziehungsanstalt Schnepfenthal, und Campe, der Erzähler des „Robinson", wurden in jenem Jahrzehnte geboren. Alle drei waren sie ursprünglich Theologen und verließen die Theologie, um als Menschenerzieher unsterblichen Ruhm zu gewinnen.

Auf einem jener freien, altsächsischen Bauernhöfe, deren Besitzer nicht selten überzeugt sind, Besitz und Geschlecht bis in Wittekinds Zeit hinaufdatieren zu können, auf dem Campehofe zu Deensen im Braunschweigischen, wurde am Peter-Paulstage (29. Juni) 1746 Joachim Heinrich Campe geboren. Sein Vater führte den Adelstitel. Da seine Mutter aber bürgerlicher Abkunft war, wurde dem Vater der Adel streitig gemacht. Er selbst nannte sich künftighin sein ganzes Leben hindurch nur Campe; noch heute aber ist das Rittergut Deensen im Besitze eines Herrn Otto von Campe, und gleichzeitig hat auf ihm ihren Witwensitz die hinterlassene Gemahlin eines Staatsministers von Campe.

Wichtiger als der umstrittene Adel war für Campe die ererbte Freiheit und trotzige Unabhängigkeit seines Geschlechts. Diese bürgerlich tadellose, auf sich gestellte Sinnesart war das innere Organ, mit dem er die große Bewegung des vorigen Jahrhunderts, die Aufklärung, erfaßte. Obwohl der siebenjährige Krieg auch sein väterliches Haus mit Plünderung, Hungersnot und Pest heimsuchte, war er schon damals ein heimlicher Bewunderer des großen Friedrich, und er blieb diesem Empfinden treu bis ans Lebensende. Im Jahre 1773 trat er auch dem Berliner Hofe näher, indem der nachmalige König Friedrich Wilhelm II. ihn als Garnisonprediger nach Potsdam berief und ihn mit dem Entwurf eines Erziehungsplanes für seinen Sohn betraute. 1776 verließ Campe jedoch Potsdam, und damit hörten auch seine Beziehungen zum Berliner Hofe auf. Nur eine Verbindung blieb bestehen bis ins hohe Alter, diejenige mit dem großen Brüderpaar Wilhelm und Alexander von Humboldt, deren Hauslehrer er gewesen.

Campe war von den bedeutendsten Rationalisten wie Teller und Semler für den geistlichen Beruf vorgebildet, doch behagte ihm die Freiheit der Basedowschen Erziehungsmarmen besser, als das die Individualität beschränkende Kirchenamt, und er trat als „Edukationsrat" in den Lehrkörper des Dessauer Philanthropins ein, wo zu seinen Obliegenheiten die Erteilung des Religionsunterrichtes und die Abhaltung der sonntäglichen „Gottesverehrungen" gehörte. Aber schon im Jahre 1778 gründete er sein eigenes Pädagogium in Hamburg, und während des dortigen Aufenthaltes verfaßte er die meisten seiner pädagogischen Schriften, deren eine wenigstens, der Robinson, seinen Namen heute noch zu einem der bekanntesten im Volke macht. Der grüne Deich vor Hamburg, wo er sich im Sommer allabendlich mit seinen Kindern und Zöglingen zu religiösen Betrachtungen, zu Erzählungen und Belehrungen versammelte, war

Joachim Heinrich Campe.

„das heilige Fleckchen, da er den glücklichsten Abschnitt seines Daseins verlebte". In diesem Familienkreise entstand in Umgestaltung von Daniel Defoes berühmtem Werke sein Robinson, der in alle europäischen Sprachen übersetzt wurde und noch heute in neu entstehenden Schulsystemen fremder Länder, in die Landessprache übertragen, als Lesebuch dient. Hier entstanden auch in erster oder erneuter Auflage seine „Entdeckung von Amerika" und die meisten jener Lehrbücher für Religion und Moral, welche der gesamten Pädagogik der Aufklärung ihr charakteristisches Gepräge verliehen haben, und von denen einige noch in diesem Jahrhundert in fremde Sprachen als Schulbücher übersetzt worden sind. Und dennoch war dieses Glück des Optimisten, der das Paradies von der Vernunft erwartete, noch einer Steigerung fähig, als ihn der Herzog Karl von Braunschweig 1786 zur Reformierung seiner Schulen berief; das Intikulum vor der alten Wolfenbüttler Pforte, das er jetzt bezog, wollte er „nur gegen den Himmel vertauschen" — und sein Wille ist geschehen. Nach bewegter Zeit schloß er hier 1818 seine Augen. Kein von fremder Hand gesetztes Denkmal ziert die Stätte, wo seine Asche ruht, und auch an seinem Geburtshause zu Deensen brachten erst im Jahre 1883 Primaner des Holzmindener Gymnasiums eine Erinnerungstafel an.

Campes praktische Schularbeit kam in Braunschweig nur dem Karolinum, dem heutigen Polytechnikum, zu gute. Daneben gründete er, zur Verbreitung seiner Bücher, die braunschweigische Schulbuchhandlung, die noch heute unter der Firma Vieweg & Sohn eine der bedeutendsten Buchhandlungen in Deutschland ist, und mit ungemeinem Eifer war er gleichzeitig wissenschaftlich thätig. Alles in allem aber blieb er der eigentliche Begründer und erste Scheprier der deutschen Jugendliteratur. Seine Schriften, von der „Kleinen Kinderbibliothek" an, über Robinson und die Entdeckung von Amerika bis zum „Theophron" und dem „Väterlichen Rat für meine Tochter" waren im beide Geschlechter und für alle Altersstufen der Jugend geschrieben; und sie sind es, die ihm ein unvergängliches Denkmal in der Geschichte der Pädagogik gesetzt haben.

Für uns sind alle diese Schriften, mit Ausnahme des ungentbehrlichen Robinson, der Entdeckung Amerikas und des einen oder anderen kleinen Stückes, das die Leschücher unserer Kinder noch enthalten, kaum mehr zu lesen; für das vorige Jahrhundert aber bedeuteten sie eine große That, denn sie gaben dem Wesen der Zeit seinen Ausdruck. Der Geist Rousseaus, Leisings, Kants, Friedrichs des Großen hatte bei ihnen Pate gestanden. Campe kannte, gleich Leising, nur eine Leidenschaft, die der Vernunft. Leisings Nathan war auch ihm das wahre Evangelium, das der Humanität. Er machte keinen Unterschied zwischen den Konfessionen, wenn ihre Angehörigen nur gute Menschen waren.

Die Lehren Rousseaus waren auch ihm erschienen als flammende „Inschriften am Tempel der Natur"; Rousseaus Grab in Ermenonville, zu dem er 1789, im Jahre der Revolution, wallfahrtete, war auch ihm ein Sanktuarium der Menschheit, und gleich Schiller, Klopstock und Matthison ward ihm das französische Bürgerdiplom zu teil. Dabei erkennt Leising in ihm „einen festen, unschwankenden Mann", und Perthes schildert ihn im Jahre 1793 als weit über das Ideal erhaben, das er sich von ihm gemacht hatte: „Würde ist über sein ganzes Wesen verbreitet; ein nur auf Vernunft beruhendes Betragen leuchtet aus der kleinsten seiner Handlungen hervor." Kant schätzte Campe ungemein. Während er zum Beispiel Schiller auf dessen Einladung zur Mitarbeit an den Horen ein ganzes Jahr auf Antwort warten ließ, um dann abzuschreiben, leierte er, andere Arbeiten hintansetzend, bereitwillig Beiträge zu Campes „Pädagogischen Unterhandlungen". Voll ungeheuren Mutes kämpfte Campe gleich all diesen Männern für die Preßfreiheit; seine Worte: „Die Preßfreiheit ist die einzige Schutzmauer der Nationen wider Hierarchie und Despotismus", könnten, sogar stilistisch, ebensowohl von Rousseau, Lessing oder Kant geschrieben worden sein.

Allerdings hatte Campe in anderen großen Geistern seiner Zeit, an deren Spitze das Heroenpaar Schiller und Goethe standen, auch heftige literarische Gegner. Die Neuhumanisten im ersten Drittel unseres Jahrhunderts sahen in ihm, wie überhaupt in den, in dieser Beziehung auf Leibniz fußenden Philanthropisten „die Inkarnation des bösen Prinzips der Gymnasialpädagogik". Und schließlich hat auch die neue Volksbildung nicht von Campe ihren Ausgang genommen, sondern von Pestalozzi, dessen stiller Widersacher Campe im Grunde war. Fichte war es, der in seinen „Reden an die deutsche Nation" diesen Jungbrunnen des deutschen Volkslebens aufgrub. Aber wer wollte mit Campe rechten, daß er kein Arzt war? Er war der Größten einer unter den Denen seiner Zeit.

Aus dem Reiche der Adria.

Von

Bernhardine Schulze-Smidt.

(Siehe auch die Abbildungen Seite 640 und 641.)

Es ist, als ob in grauen Zeiten der Adria ihr Weg an der Küste zu langweilig geworden sei, denn sie hat urplötzlich das Bedürfnis gefühlt, einen gewaltigen Sprung ins Landinnere zu thun. Die Spuren ihrer Füße sehen wir noch heute in Gestalt mehrerer mächtigen Seebecken. Das erste, die Baja di Topla, haben wir hinter uns. Zwischen dem breiten, lachend grünen Thale der Suterina und dem festen, üppig umgrünten Castelnuovo sind uns unvermutet heitere Freunde von der Sebenicaner Marinestation auf der stattlichen Brigg „Chamäleon" grüßend vorbeigefahren, und nun durchmessen wir die große dreieckige Baja di Teodo, deren nordöstlicher Winkel sich anscheinend fest zusammenschließt.

Wir liegen am Bug und lassen uns von dem liebenswürdigen Saraziner Obersten, unserer jüngsten Reisebekanntschaft an Bord des eleganten Dampfers, die herrliche Fahrt erklären. Aufregend schön finden wir sie in ihrem steten Wechsel der malerischen Effekte. Da sind die aufgetreppten lachenden Kulturen des Monte Devetke, gegenüber die lauschige kleine Baja di Carlote, umzogen von den ebenen Ufern der Lupa-Landschaft; drüben jenseits das schwarze Nas von Lazari vor, und siehe da, plötzlich öffnet sich der geschlossene Dreieckswinkel, und das Schiff schwenkt in den Kettenkanal, die „Catène", ein, bewacht vom Sperrturm, dem Träger der Eisenkette, die vor Zeiten das Wunderland der Bocche jedem Eindringling verschloß.

Ja, es ist wirklich ein Wunderland, und wir hätten am Ausgange des Kanals unserem guten Schiff nur zurufen mögen: „Verweile noch, hier ist's so schön! Zwei Klöster, auf langen, schmalen Inselchen gelegen, schirmen das Ende des Kanals: San Giorgio und Maria della Scarpello, mit der Wallfahrtskirche. Eine schöne Legende geht von dieser heiligen Stätte um. Als die Kirche erbaut wurde, erbot sie sich auf schroffem Felsen, und das Meer spülte hart bis in die Thür. Um das wunderthätige Muttergottesbild zu pflegen und zu schmücken, mußten die Frommen von Perasto und Dobrota herüberkommen. Das verdroß die Madonna, und eines Nachts erschien sie einem frommen Schiffer, den der Sturm zum Kirchlein verschlagen hatte, im Traum, als

Digitized by Google

er vor den Stufen des Marienaltars nächtigte. „Du und deine Brüder," sprach sie, „wer von euch mich heimsucht, soll je einen Felsstein vom Gestade bringen und zu Füßen meines Hauses ins Meer senken." So ist es geschehen, und so ist das Riff zur Insel geworden; fromme Hände haben sie vom Meeresgrunde über den Spiegel des Meeres emporwachsen lassen.

Lieblich und farbenstrahlend liegen sie da, die Heimstätten gläubiger Beschaulichkeit. Ihre goldenen Kuppeldächer und die kupferroten glänzen in der Sonne; vorüber — da weitet sich der Blick von neuem, und vor uns liegt ein Bild, das wohl einzig in seiner Art ist.

Nach Norden verliert sich das blaue Wasser in die Bucht von Risano, und hinter ihr erheben sich hellgrau und ganz verödet, wie es scheint, die mächtigen Bergzüge der Krivoscie; die österreichischen Forts sondern sich als gelbliche Pünktchen vom silberfarbenen Gestein. Nach Südosten buchtet sich der Golf von Cattaro in schärfer Linie hinunter, eingefaßt und begrenzt von dem wilden Felsenzuge des Monte Glogovac und den ungeheuerlichen, schneegekrönten Hochgebirgen der Ernagora, über alle hinweg der imponierende Kegel des Lovcen. Nichts Mildes in der ganzen Szenerie! Die Vegetationsversuche des üppigen Südens wirken kaum auf das staunende Auge, so ganz werden sie erdrückt von der Allgewalt dieser düsteren Felsen und Steilstürze, lotrecht ins Meer hinab, dessen Farbung sich hier, der Umgebung angepaßt, vom lieblichen Blau in ein ernstes Jaspisgrün verwandelt hat.

Die Ortschaften, an den Uferseiten hingestreut, sind zum größten Teil äußerst malerisch mit ihren stattlichen Kirchen, den langen Zeilen altmodischer Häuser, manche davon architektonisch von großem Reize. Hier und da, an grünen Abhängen hin, abseits von der Straße, ländliche Anwesen; hinter anderen Häusergruppen nichts als nackter Fels, der sich über die Wohnungen der Menschen vorschiebt, als sei er jeden Moment sturzbereit. Das ganze Bild erinnert an manche Partien der Schweiz, an den Vierwaldstättersee und Strecken des Oberengadins; aber es ist, obwohl keineswegs nicht an die Höhe des Urirotstocks oder des Bernina heranreichend, doch weit großartiger im Wurf und in der Durchführung des phantastisch-ernsten Charakters, und die Strecken, wo sich die entzückende Pracht des südlichen Frühlings entfaltet, wecken dem Beschauer eine förmliche Rührung.

Jetzt sind wir schon tief im zackigen Golfe, dessen Endpunkt unter heutigen Reisespiel bildet: Cattaro. Winzig wie Kinderspielzeug sehen wir seine Häuser zu Füßen des zerrissenen, himmelstürmenden Gesteins kauern; über der Stadt auf steilem Kegel die Festungswerke von San Giovanni. Rechts von ihnen ziehen sich an einem ungeheuren Hange weiße Zickzacklinien empor wie ein schmales Bändchen. Unser Oberst zeigt hinauf: „Die Straße werden Sie morgen nach Cetinje befahren." Wo sie endet, das wissen die Götter! Für unsere Augen verläuft sie geradewegs in den abendlichen Himmel hinein.

Nun löst sich Cattaro hell vom unheimlichen Hintergrunde. Die menschenwimmelnde Marina schaut sich heraus, grüne Baumreihen, ein belebter Hafen. Hinter der alten Mauer gliedern sich die südlichen Gassen, den Ehrentitel Straße verdienen sie nicht. Türme ragen auf, und blühende Gartenflecken treten vor. Hoch über dem Häusergewirr streckt aus unzugänglicher Felsenhöhle ein alter, weitverzweigter Orangenbaum seine Mittenäste ins Freie; niemand pflegt ihn als der Schöpfer allein, niemand erntet seine Früchte. Unter diesem geheimnisvollen Baume hängt ein ungeheurer Felsblock drohend über der Festung, von mächtigen Eisenklammern gehalten.

Als wir landen, liegt der letzte Streifen des Abendgoldes über der Marina. Sehr verwandtschaftlich berührt uns das lebhafte Offizierstreiben, so lebhaft und bunt, daß man vermutet ist, an Kriegszustand und Lagerleben zu denken. Cattaro hat starke Garnison und besitzt befestigtes Manöverterrain; die Verletzung darüber will nicht gerade zu den Glückszufällen für den österreichischen Offizier gehören. Zwischen den vielfachigen Uniformen und zierlichen Damentoiletten sehen wir die ersten Montenegriner stolzieren mit schleppendem Mantel. Ihre Waffen müssen sie vor dem Thore der Festung ablegen. Die Bocchesen ähneln ihnen in der Tracht, aber ihnen fehlt die imposante Größe und die unerschütterliche Würde ihrer Nachbarn aus den schwarzen Bergen. Sie sind ein heißblütiges, lebensfrohes Völkchen von mehr romanischem Gepräge.

Wir fragen uns nach unserem Gasthofe „zur Stadt Graz" hin, — ein aufdringlicher Altertumshändler, mit Schmuck und Waffen beladen, immer hinter uns drein. Bei den seltenen Fremden muß man doch Schropfungsversuche machen! Vom Hotel ist nichts zu sagen, als daß seine inneren Einrichtungen, wie überall in Dalmatien, von unglaublicher Naivität sind, und daß der Speisesaal mit den uniformierten Stammgästen am langen Tische trotz Gluthitze und stickstoffhaltiger Luft äußerst behaglich ist. Bekanntschaften werden gemacht und Reisevorbereitungen für den folgenden Tag in Szene gesetzt. Nach dem Abendessen gibt es noch rauschende Militärmusik im eleganten Café Dzimi an der Marina, über das die höhere Kultur schon ihre Fittiche breitet.

Als uns am nächsten Morgen in rosiger Frühe der bestellte Wagen am Stadtthor erwartet, überfällt uns zuerst ein geheimer Schrecken. Es ist nämlich kein Wagen, sondern ein federloses Vogelchen, die Sitzverhältnisse machen einen unsicheren Eindruck, der vermummte Kutscher den einer Schlafmütze, die kleinen Pferde sind spindeldürre Pferdchen. Aber, Gott sei Dank, sobald wir sitzen und davonrollen, ändert sich die Sache. Der Kutscher recht sich aus dem Mantel hervor, die Pferdchen greifen vergnüglich aus, immer bergan, aus dem schlanken Trabe kann einmal in den soliden Schritt zurückfallend.

Eiskalt die Morgenluft, die Sonne noch tief hinter den Gebirgen vor uns. Die Straße, die sich zuerst in großen Kurven zwischen Garten und Waldstrecken emporwindet, wird allmählich sehr viel in immer kürzeren Windungen, an schwindelnden Abgründen entlang. Tief unter uns die Bocche und die fernen Buchten von Teodo und Tivia; die Enge ein kunstblauer Strich, über der Sutorina und dem offenen Meere weißes Nebelgewölk, die Berge schwarz und schaurig. Cattaro klebt stets zu unseren Füßen, ganz zusammengeschrumpft. Eine Handvoll ausgestreuter Häuschen seine Häuser und die der umliegenden Ortschaften; die Forts ein spielerisches Durcheinander von Bauklötzchen; die Dampfer und Boote des Hafens Wassermücken, die hastig im Passen hin und her schwimmen. Drunten in Cattaro ist heute großer Markt, und Montenegro schickt seine täglichen Erzeugnisse hinunter. Karawanen von Wagen und Maultieren ziehen an uns vorüber, stolzbutanzende Männer sitzen im Sattel; ihre geduldigsten Lastiere, die Frauen, keuchen wankend hintendrein, Säcke, Körbe und Kisten auf Kopf oder Rücken. Andere Männergestalten wandeln zu Fuß. Eigentlich dürfte man einen so ruhevollen Ausdruck wie „wandeln" gar nicht anwenden für das Ueberwinden eines so grauenerregenden Pfades in die schwindelnde Tiefe, aber klimmen und steigen kann man's nicht nennen. Die Hand liegt auf der großen Pistole im Gurt, die schlanken Beine in Gamaschen oder Strumpf und Opankenschuh unter der weiten Turkenhose biegen sich kaum im Knie, und sie lassen sich nicht wie die des gewöhnlichen Bergbewohners von Stein zu Stein, sondern beherrschen jeden Felsbrocken des steilsten an glatter Wand niedergehenden Gemsensteiges wie wir Promenade und Parkel, und hinter ihnen drein schleift gleich einem Königsmantel die frankengeschmückte „Strakta". Nicht etwa, daß sie unsere Wegverpentinen verkürzen wie ihre Schafherden und Wagen, die uns immer wieder gegen den Abgrund drängen, nein, sie sind die Brüder von Steinbock und Adler: „Der kürzeste Weg der beste!" sagen auch sie. Wir armen Kinder der Ebene wagen bei dieser Himfahrt gar nicht an die Rückfahrt zu denken!

Nun sind wir endlich oben — vorläufig wenigstens. Noch ein furchtsamer Niederblick an grauer Riesenmauer abwärts in einen Riesentrichter voll wüsten Gerölls, vorbei an Felsenhöhlen, in deren dunklem Grau man Räuberhorden vermuten könnte, vorbei an lagernden Zigeunern und Schneeleidern; dann der Grenzstein, und hier stehen wir auf montenegrinischem Boden. Einen Moment sorgen wir aus und halten Umschau. Mein Gott, diese Landschaft, dieser Tod unter blauem Himmel, dies Meer in der Wage erstarrt, schwarzliche Gipfel, Nillen und Ringgebirge! Sind wir von der Erde fort und zum Monde gereist? Die Sonne strahlt und glüht wie im Hochsommer; die Pferdchen schnauben und lechzen. Keinen grünen Halm, keinen Wassertropfen wurden sie hier finden, außer dem erstarrten Wasser des Schnees in den Runzen und auf den Spitzen des Mondlandes. Das Meer ist längst verschwunden; wir fahren jetzt im Hochthale.

Endlich das Einkehrhaus und die Rast. Der Kutscher schirrt ab und gibt seinen wackeren Tierchen liebliche Namen. Nach dem verständigen Stummsein geht ihm jetzt der Mund wie ein Mühlrad dem Wirte gegenüber. Dieser empfängt seinen Freund „Mirko" wie den verlorenen Sohn, umarmt ihn unter Freudenbezeigungen, und wir können den beiden nachtrollen ins Haus. Etwas Aermlicheres als dies Wirtshaus auf der Paßhöhe läßt sich kaum denken. Ein Schenktisch mit unappetitlich umdrehenden Würsten, vorzüglichem Tabak, einer Art Bratvorbereitung und abschmeckendem blauroten Weine, dazu säuerlich riechender Schafkäse und Knoblauch, so viel das Herz begehrt. Eine Auswahl dieser Lebensmittel bringt uns die Wirtin, eine schöne, noch junge Frau, in das Mittelding zwischen Stall und Kammer: die Gaststube. Ihr am Rocke hängt ihr Jüngster, ein ungewaschener kleiner Pudelkopf und ein toller Ausreißer, wie wir nachher erfahren. Die Mutter läßt ihn nämlich ein Ziegenglöckchen um den Hals tragen, damit er wieder zu finden ist, wenn er sich draußen in der großen Oede verläuft, und das geschieht alle Tage ein paarmal, seit er die Pferdchen scheu kann.

Fürst Nikolaus und Fürstin Milena von Montenegro.

Dann geht's wieder vorwärts. Unsere Seelen schrumpfen förmlich zusammen in Furcht und Ehrfurcht ob der mächtigen Offenbarung, die Gott der Herr der Erde in seiner ernstesten Schöpfungsstunde hier gemacht hat.

Grau, grau, grau! Nur an einer einzigen Stelle blühen unsere Gartenschneeglöckchen und bunter Krokus in Fülle. Vorbei an Njegus, der alten Residenz, mit ihren farblosen Steinbaracken, vor denen zigeunerhafte Weiber kauern, ihrem kastellartig ummauerten Fürstensitze, an dem nichts Fürstliches zu sehen ist. Hinter dem Dorfe türmt sich das öde Steingeschotter des Berges Vlaczitz auf und der drohende Lovcen. Auf dessen Höhe, so sagt das Volk, sprudelt eine verborgene Quelle, an welcher Iwan Czernojewic, der Held, allnächtlich seine Rosse tränkt, nachdem er durch die Lüfte gebraust ist, um zu sorgen, daß in der Ernagora nicht abermals ein türkischer Halbmond aufgerichtet wird.

Wieder bergauf, neun steilere Serpentinen. Das ist der Paß von Krivosco Sirelo. Immer grauenvoller wird diese unheimliche Landschaft, dies Wendegebirge. Wie ein Labyrinth ist's von tiefen Trichtern, die toten Kratern gleichen, kranzförmigen Steinhügeln, Spalten und Furchen. Wo er einen Halt findet, haftet der Schnee und in ihn hineingedrückt eine Wolfsfährte neben der andern. Zwischen diesen Raubtierspuren friedlich weidende Lämmer. Gott weiß, wovon sie sich nähren, denn unsere Augen entdecken

Digitized by Google

Mount Edith Cavell and Glacier.

Mount Edith Cavell and Glacier.

Mountain Scenery in the Rocky Mts.

Mountain Scenery in the Rocky Mts.

Wien, 1. Juni 1892.

Nr. 12.

Redaction und Administration: Wien, IX. Canisiusgasse 20.

Erscheint jeden Mittwoch.

Abonnementpreis: Für Oesterreich-Ungarn ganzjährig fl. 10.—, halbjährig fl. 5.—. Für das Deutsche Reich ganzjährig 20 Mark, halbjährig 10 Mark.

Einzelnummer 20 kr. = 40 Pfg.

Inhalt.

Text: Die Kaiserin Elisabeth. — Die Kaiserin Elisabeth. Von Ludwig Ritter von Doczi. — Die Kaiserin Elisabeth. Von Ludwig Speidel

Andern Morgens in grauer Dämmerung weckt uns das unregelmäßige Getrappel vieler weichbeschlagener Füße an unserem Fenster vorüber und ein lebhaftes Kommandiren in fremdartigen Schnarrtönen. Alija fährt beim Fährlein „Dmali", seine Helden, zum besten Sonntagsvergnügen hinaus, zum Exerzieren.

Er ist vom Dienst zurück, als wir Cetinje verlassen müssen, im Portefeuille eine erschreckende Rechnung. Eine thönerne Amphora auf der Schulter setzt er, um uns Lebewohl zu sagen, neben Tomo, Milos, dem Freunde und Gaste dem Unrasirten, bei unserem Wägelchen. In der Amphora hat er soeben Wasser für den kranken Bruder aus der Zisterne geholt. Er ist auch der letzte, der uns nachblickt, dessen herrliches, sonnenverklärtes Bild wir mitnehmen.

An vorsintflutlichen Steinhütten mit vermummten Bewohnern davon fahren wir vorbei und an den exerzierenden Truppen. Empor zu den Höhen des Krivosco-Sjeelo. Da schießen die Abgründe zu Thal, da steigt die Vision von Skutari wieder auf und versinkt, da weidet der Hirt seine Lämmer neben den Spuren der Wölfe, und die Mondgebirge dehnen sich tot und grau zum Horizont; die Gestalten im schleppenden Mantel schreiten über unsere sichere Felszackstraße hinweg und hinunter zur Adria an senkrechter Wand, hochmütig, ohne Blick und Gruß.

Vierundzwanzig Stunden später ist das alles nur noch wie ein Traum. Wir weilen bei elektrischem Lichte im prachtvollen Salon des „Ferdinands Maximilians". Auf dem runden Diwan des Hintergrundes sitzt eine Gruppe vornehmer Montenegriner, Damen und Herren, um einen der Ihren, einen gezähmten Adler, der, rückenmarkleidend, eine österreichische Heilquelle aufsuchen soll.

Der Sirocco pfeift, und so schwanken wir der Heimat entgegen.

Die menschliche Stimme.

Von

Dr. med. Otto Schwidop.

Unter Stimme dürfen wir auch beim Menschen nur das verstehen, was wir mit demselben Namen beim Tier bezeichnen. Jedes Tier hat seine besondere Stimme, durch deren Modulation es alle Bedürfnisse und Empfindungen der Außenwelt kundgibt. Stets jedoch ist es derselbe Laut, den unser Ohr empfängt.

Ganz Analoges finden wir beim Menschen, und zwar bei drei verschiedenen Gattungen: dem Stummen bezüglich Taubstummen, dem Idioten und dem neugeborenen Kinde. Der Stumme oder Taubstumme besitzt auch eine Stimme, doch hat sie ebenfalls nur einen einzigen Laut. Ist von seinem Gehör auch nur einiges erhalten, so nimmt er schon fremde Eindrücke in sich auf, der angeborene Nachahmungstrieb kommt dazu, und der Taubstumme ist nunmehr im Besitz mehrerer Laute, so zu sagen einer eigenen Sprache.

Die Idioten nehmen eine etwas andere Stellung ein. Da sie mehr oder weniger im Besitze eines normalen Gehörs sind, hat ihre Stimme mehr Laute, doch können sie auf Grund der mangelnden Intelligenz dieselben nicht zur Sprache verbinden. Dagegen können sie mit ihren Lauten, bei einiger musikalischer Begabung, sehr wohl singen lernen.

Ebenso hat das neugeborene Kind auch nur eine stets auf denselben Laut anklingende Stimme, mit deren Modulation es seine Lust- und Unlustempfindungen der Umgebung bekannt gibt. Welcher Vater, welche Mutter weiß nicht sehr bald aus dem Geschrei des Lieblings herauszuhören, was er will. Allmählich beginnt das Kind Laute zu bilden, die es vermöge seines Gehörorgans nachempfindet.

Der Hauptfaktor zur Wiedergabe der Laute, das heißt zur Ausbildung der Sprache, ist das Gehör. Die Pflege desselben im Kindesalter wird von den Eltern bei weitem nicht genügend gewürdigt, weil sie über die Bedeutung der Ohrerkrankungen noch nicht aufgeklärt sind oder sich noch oft von alten Vorurteilen beherrschen lassen. Jedem wird in der Vorlesung und durch nicht sachgemäße Behandlung der Ohrenleiden viel gesündigt. Und doch haben nur zu häufig vernachlässigte Ohrenleiden die allerschlimmsten Folgen für die gesamte körperliche und geistige Entwicklung der Kinder, wie zu bekanntlich bei einem sehr hohen Prozentsatz der Taubstummen der Grund der Taubheit in einem vernachlässigten oder gar falsch behandelten Ohrenleiden zu suchen ist.

Mit der Güte und Pflege des Gehörs hängt der Umfang der von dem Kinde nachgebildeten Laute eng zusammen. Das Kind versucht eben jeden Laut nachzubilden, nur durch das Gehör dazu bestimmt, ohne jede Anleitung, ohne jede darauf gerichtete Willensäußerung.

Um einen Laut hervorzubringen, müssen ganz bestimmte Muskelgruppen thätig sein, Zunge, Lippen, Kehlkopf, Brustmuskeln und so weiter. Bestände unsere Sprache nur aus Vokalen, so wäre die Bildung der einzelnen Laute viel leichter. Ist es doch eine bekannte Thatsache, daß Kinder mit musikalischem Gehör viel früher Töne, selbst ganze Melodien auf Vokale singen können, als sie im stande sind zu sprechen. Weil aber die Sprache aus Vokalen und Konsonanten zusammengesetzt ist, so erklärt es sich, daß das Kind, das sich ja von dem Zustandekommen der einzelnen Laute keine Rechenschaft gibt, eine ganz willkürliche Art und Weise der Lautbildung findet und dabei falsch zu Werke geht.

Die Möglichkeit der Stimme und ihre unverhältnismäßig leichte Handhabung sind wohl auch der Grund, weshalb bisher im allgemeinen an eine richtige Pflege der Entwicklung der Stimme nicht gedacht worden ist, obwohl bei der großen Zartheit der Stimmmittel des Kindes (Kehlkopf und so weiter) eine falsche Verwendung, eine Ueberanstrengung von großem und bleibendem Nachteil ist. Wer hat es nicht erlebt, daß die kleinen Wichte im Spieleifer einen derartigen Mißbrauch mit ihrer Stimme trieben, daß sie vollkommen heiser waren.

Noch ärger als auf dem Spielplatz liegt die Sache in den Kleinkinderschulen, Kindergärten und so weiter. Da sind es nicht mehr die Kinder selbst, die ihre Stimmen überanstrengen, da verlangt der Lehrer oder die Lehrerin, daß die Kinder singen, Worte singen und — dabei können die Kleinen noch nicht einmal alle Laute bilden.

Bis zur Schulzeit, die ja gemeiniglich im sechsten Jahre beginnt, spricht das Kind die sogenannte Kindersprache, und erst in der Schule bildet sich allmählich die Volkssprache heraus. Hier nun wäre der Zeitpunkt, den Kindern das Bewußtsein einer richtigen Führung des Sprachtons und aller in Betracht kommenden Hilfsmittel für die Sprache zu geben. Jedoch geschieht nichts davon. Auf eine bessere Aussprache wird allerdings gesehen, aber dadurch werden die einmal angenommenen Fehler in der Führung des Tons und der Hilfsmittel nicht beseitigt. Das falsche Sprechen und Singen wird fortgesetzt, und die Anforderungen an die Stimme mehren sich. Gerade der einstimmige Gesang in der Schule ist ein großer Verderb für die Stimmen. Jedes Lied, jeder Choral hat eine bestimmte Höhe in den Noten, in viel höherer Lage in der Regel, als sie dem Kinde in seiner Stimme überhaupt zu Gebote steht. Zufall ist es, wenn die Höhe der Noten mit der Höhe der Stimme korrespondiert; daß dies aber bei jedem der Kinder einer größeren Klasse der Fall ist, wird wohl niemand erwarten. Neben dem Zwang ist es auch hier wieder der Nachahmungstrieb oder der Ehrgeiz, hinter den besser Singenden nicht zurückstehen zu wollen, der die Kinder veranlaßt, die Höhe ihrer Stimmlage den vorgeschriebenen Noten anzupassen, das heißt: sie schreien, und da die Höhe der Stimme von der Spannung der Stimmbänder und der Stärke des anblasenden Luftstroms abhängt, dazu aber Muskelanstrengung, also Kraft, gehört, überanstrengen sie die Stimme, nicht ohne Schaden für diese. Die Stimme wird in eine ganz andere Lage als die natürliche hineingezwängt, hält aber den Anstrengungen auf die Dauer nicht stand.

Bei den Sängern und Sängerinnen liegt die Sache noch ärger. Nicht genug an all den Schädigungen, die bisher die Stimme durch falsche Inanspruchnahme der Stimmmittel erlitten hat, wird sie jetzt noch von viel größerem Unheil bedroht. Wir wollen nicht näher darauf eingehen, daß jeder Sänger ein wahrer Heldendarsteller wäre, das nur selten ein Gesanglehrer seinen Schülern die einzig richtige Methode der Verwendung der Stimmmittel zu zeigen vermag, und daß so unendlich viele zu Sängern ausgebildet werden, die nur geringe Naturanlagen dazu besitzen. Der größte Schaden liegt darin, daß die Stimme des Schülers in den allermeisten Fällen verkannt und in eine Lage hineingezwängt wird, die ihr kolossale Anstrengungen auferlegt. Es vollzieht sich genau dasselbe, was in der Schule geschah. Läßt dann eines schönen Tages die Stimme nach, so wird durch weitere forcierte Anstrengung der Ton auf die erforderliche Höhe geschraubt, und das ist das letzte Mittel, noch eine Zeit lang weiter singen zu können. Dabei äußert sich aber die aufgewandte Kraft auch in der Stärke des Tones, und wir haben keinen Sänger mehr, sondern einen Schreier.

Gibt es nun eine Möglichkeit, dem allen abzuhelfen oder gar vorzubeugen? Diese Möglichkeit ist vorhanden; sie besteht in der Ausbildung der Stimme, zuerst zur vollkommen richtigen und zwar bewußt richtigen Anwendung der vorhandenen Stimmmittel bei der Sprache, und dann, nachdem dies Ziel erreicht ist, in der Anwendung des Erlernten auf den Gesang. Die im Folgenden zu schildernde Methode der Stimmbildung habe ich (ebenso andere Aerzte) in ihren Segnungen für die Ausdauer, den Wohllaut und den Ausdruck der Sprache und auch in ihrer Heilkraft auf die erkrankten Schleimhäute — ich hat an chronischem Rachenkatarrh, der aller ärztlichen Kunst Trotz bot — kennen und schätzen gelernt bei Herrn Ed. Engel, Karlsruhe, Lehrer der Stimmbildung für Sprache und Gesang, und auch an vielen kranken Stimmen konnte ich die oft geradezu wunderbare Wirkung der Stimmbildung beobachten.

Bei der Ausbildung der Stimme handelt es sich vor allen Dingen um die richtige Führung des Tones, um die richtige Inanspruchnahme der zur Erzeugung der Laute benötigten Werkzeuge, die stete Einübung der Vokale für sich allein und später in Verbindung mit einem und mehreren Konsonanten. Dazu beginnt der Unterricht mit demselben Ernst, wie er auf den unteren Schulklassen gelehrt wird. Zugleich wird streng auf die gleichmäßige Führung des Atems gehalten, wodurch auch wieder viel Kraft und Material gespart wird. Allmählich leitet der Unterricht auf Worte, Sätze, kleine Lesestücke über. Einzelne Gedichte werden memoriert, um das Gelernte dem Gedächtnis noch mehr einzuprägen. Weiterhin wird zu den schwierigeren Klassikern übergegangen, deren ganze großartige Schönheit der Sprache erst jetzt voll zum Bewußtsein gelangt. Selbst in den höchsten Graden des Affekts, der durch die Worte ausgedrückt werden soll, darf keine Kraft aufgewandt werden, denn bei der bewußt richtigen Verwendung der Stimmmittel trägt die Sprache viel weiter und ist volltönender, wohllingender.

Erst jetzt, nach ungefähr vier bis sechs Wochen, wenn die Sprache voll beherrscht wird, beginnt der Unterricht im Gesang, der ja unzweifelhaft die höchste und vollkommenste Stufe der Sprache darstellt. Im Gegensatz hiezu wird meist beim Unterricht mit dem Gesange sofort angefangen und die Ausbildung der Sprache fast ganz, oft vollständig vernachlässigt, stets aber erst nach Beendigung des Gesangsunterrichtes vorgenommen. Wie sollen da die Sänger und Sängerinnen die dialektfreie Aussprache erlernen, damit der Gesang frei von jedem störenden Anklang an den Dialekt bleibt, wie soll da eine reine Vokalisation im Gesang herkommen, wenn jeder in seinem Dialekt singen gelernt hat und sich dann kaum bemüht, seine Aussprache zu korrigieren? Man beachte nur einmal den Dialog in irgend einer Spieloper!

Zuerst wird der Umfang der Stimme festgestellt und allmählich erweitert, ohne jede Mühe und Anstrengung, fast spielend von Ton zu Ton; immer aber wird der Laut a oder einer der anderen Vokale gesungen. Steht die Stimme in der ihr wirklich zugehörigen Lage in ihrem ganzen Umfange, so wird ganz allmälich, stets unter Wiederholung des Gelernten, zu kleinen Uebungen übergegangen. Auch beim Gesang liegt das Hauptgewicht — die richtige Verwendung der Stimmmittel natürlich als schon in Fleisch und Blut übergegangen vorausgesetzt — auf reiner Vokalisirung. Jede Uebung wird auf die einzelnen Vokale gesungen, alle Figuren werden in dieser Weise geübt und dann erst statt der Vokale die Worte gesetzt. Allmälich schreitet der Unterricht zu immer größeren und schwierigeren Aufgaben vorwärts.

Ein näheres Eingehen auf die einzelnen Uebungen, ein Versuch, den Gang einzelner Unterrichtsstunden zu schildern, verbietet sich als nutzlos von selbst. Das Beispiel des Lehrers, dessen Eingehen auf die Individualität der Stimme seines Schülers, das Anpassen der Uebungen an die Stimme, das alles läßt sich in Worte überhaupt nicht fassen, das muß gesehen, gelernt, vor allen Dingen gehört werden. Das Ohr ist es, durch das wir lernen. Das Ohr ermöglicht es auch dem Sänger, späterhin seine eigenen Fehler, das heißt jeden Rückfall in die frühere falsche Verwendung seiner Stimmmittel, zu erkennen.

Die Bildung der Stimme sollte, wie schon gesagt, mit dem ersten Schuljahre beginnen, ehe noch die fehlerhafte Lautbildung zu weit vorgeschritten ist. Hier vollzieht sich die Ausbildung fast spielend, während im späteren Alter ein recht hoher Grad von Energie erforderlich ist. Auch ist der Gesangunterricht nicht in einem Jahre beendet, wie es heute vielfach geschieht; es gehört ein langes und gründliches Studium dazu, bis das Ziel erreicht ist. Dann aber ist auch die Stimme fertig gebildet, der Sänger hat ihre bewußt richtige Verwendung erlernt, mit Leichtigkeit kann er Partien bewältigen, an welche andere Geschulte kaum zu denken wagen. Ihm gilt es gleich, ob er eine Partie von Wagner oder von Mozart zu singen hat, die Töne kommen gleich mühelos, gleich rein und voll, und was das wichtigste ist, die Stimme wird nicht angestrengt, der Zuhörer nicht belästigt und gemütlich, und dem Sänger bleibt seine Stimme fast seines Lebens erhalten.

Noch eins muß erwähnt werden. Da die Stimme bei der bewußt richtigen Verwendung der Stimmmittel nicht angestrengt wird, jede Reizung der in Betracht kommenden Teile vermieden wird, bleibt auch der allen nicht stimmlich ausgebildeten Berufsrednern stets anhaftende Rachenkatarrh aus. Und hatte dieser bisher den Klang und die Ausdauer, sogar die Ausgiebigkeit der Stimme beeinträchtigt, er verschwindet während der Ausbildung, obwohl er vorher aller ärztlichen Kunst spottete. Auch gänzlich verdorbene und fast verlorgangene Stimmen können durch die richtige Ausbildung noch auf Jahre hinaus nicht nur erhalten, sondern oft in erheblichem Grade gebessert, selbst geheilt werden, und schon mehrfach haben Lehrer, Offiziere, Kanzelredner, Schauspieler und Sänger, die sich schon am Ende ihrer Laufbahn sahen, durch die richtige Ausbildung der Stimme ihrem Berufe erhalten bleiben können. Auch Sprachfehler, so weit sie nicht durch Naturfehler veranlaßt sind, also Stottern, Stammeln, Lispeln, können durch die Stimmbildung geheilt werden.

Erdbeeren.

Einen Kriegen Wichtelmann
Traf ich sommers im Bergwald an.
Knuschen den Erdbeeren saß er just,
Pflückt' und schmauste nach Herzenslust.

„Sage mir, Meister im Prophezein:
Werden die Aepfel und Nüße gedeihn?
Wird uns fließen des Weines Born?
Werden geraten Weizen und Korn?"

„Laß das Fragen und warte still,
Gott macht alles, wie er es will;
Erdbeeren hat er viele beschert,
Sind noch lange nicht alle verzehrt."

E. L.

Lautenschlägers neue Drehbühne.

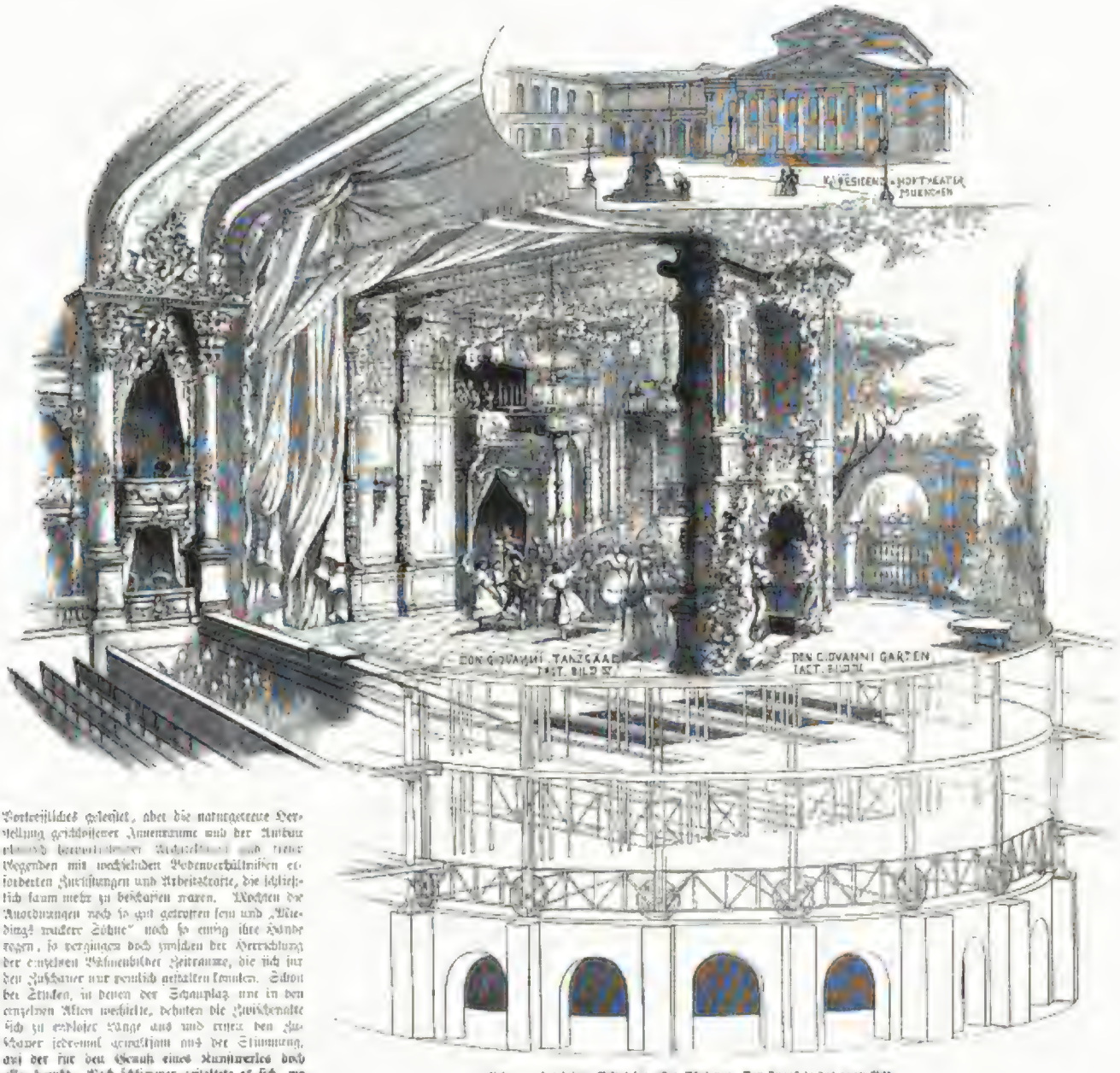
Die moderne Bühnentechnik hat sich seit den letzten Jahrzehnten vor die Lösung einer Aufgabe gestellt gesehen, die kaum mehr zu verwirklichen schien: das Publikum verlangte, einem nicht unberechtigten Zuge der Zeit folgend, eine immer realistischere Ausgestaltung des Bühnenbildes, und je mehr die Bühnenleiter sich bestrebten, diesem Begehren nachzukommen, desto mehr geriethen sie in das Gedränge. Künstlerisch wurde zwar in Deutschland wie anderwärts in der Ausstattung des Bühnenraumes Gutes und zum Teil Vortreffliches geleistet, aber die naturgetreue Herstellung geschlossener Innenräume und der Aufbau prunkvoller Architekturen und freier Gegenden mit wechselnden Bodenverhältnissen erforderten Zurüstungen und Arbeitskräfte, die schließlich kaum mehr zu bekämpfen waren. Mochten die Anordnungen noch so gut getroffen sein und „Alleindings mächtere Söhne" noch so emsig ihre Hände regen, so verstrichen doch zwischen der Verwechslung der einzelnen Bühnenbilder Zeiträume, die sich für den Zuschauer nur peinlich gestalten konnten. Schon bei Stücken, in denen der Schauplatz nur in den einzelnen Akten wechselte, dehnten die Zwischenakte sich zu endloser Länge aus und ertöte den Zuschauer jedesmal gewaltsam aus der Stimmung, auf der für den Genuß eines Kunstwerkes doch alles beruht. Noch schlimmer gestaltete es sich, wo Verwandlungen innerhalb der Akte erforderlich waren: hier entstanden die unheilvollen „Zwischenakte während des Aktes", die das Kunstwerk geradezu zerrissen und aus den dramatischen Meisterwerken Schillers, Goethes und Shakespeares theatralische Ungeheuerlichkeiten von zwanzig und mehr Akten mit der entsprechenden Anzahl sinnloser Zwischenakte machten.

Es ist bekannt, daß die Münchener Hofbühne vor sieben Jahren den Versuch machte, durch Einführung der sogenannten Shakespearebühne den angedeuteten Mißständen zu begegnen. Bei dieser Einrichtung, die sich an den Namen des damaligen hochverdienten Münchener Generalintendanten, Baron von Perfall knüpfte, deren Schöpfer und eigentlicher Förderer aber der geniale Maschinendirektor der königlich bayrischen Theater, Karl Lautenschläger, war, blieb die Vorderbühne unverändert, während auf einer erhöhten Hinterbühne Projekte in rascher Folge wechseln konnten. Diese Bühne hatte entschieden ihre Vorzüge, aber sie verwirklichte das Problem, um das es sich handelte, nur zur Hälfte: sie bot das Zugeständnis, daß sie mit ihren rasch wechselnden Bildern dem realistischen Sinne des Zuschauers machte, zu großem Teile durch die Anforderung, die sie mit der starren Symbolik ihrer unveränderlichen Vorderbühne an sein Illusionsvermögen stellte, wieder aus. Das sah niemand besser ein als Meister Lautenschläger, und niemand war rascher als er auf Ueberwindung der bei der praktischen Erprobung des Werkes hervortretenden Schattenseiten bedacht. Ehe wenige Jahre vergingen, war er schon in der Lage, seinen Fachgenossen seine Gedanken über eine grundsätzliche Umgestaltung der bestehenden Bühneneinrichtungen vorzulegen („Beschreibung einer Bühneneinrichtung mit drehbarem Bühnenpodium und mit elektrischem Betriebe aller Maschinen." Als Manuskript gedruckt München 1894).

Es kann nur mit Dank begrüßt werden, daß der verdienstvolle Leiter der königlichen Bühnen in München, Intendant Possart, die Idee Lautenschlägers sofort aufgriff und schon während des vorigen Jahres die für dieses Frühjahr geplante Aufführung von Mozarts „Don Juan" nach der ursprünglichen Partitur und mit Herstellung des ursprünglichen Textes in den anheimelnden Räumen des Münchener Residenztheaters zu einem praktischen Versuche mit der Erfindung Lautenschlägers bestimmte.

Der Versuch ist in den letzten Tagen des Mai gemacht worden und geradezu glänzend ausgefallen: die Bühne mit drehbarem Bühnenpodium ist heute kein Problem mehr, sondern eine erprobte Einrichtung, unabweisbar dazu bestimmt, entscheidend in die Umgestaltung der zurzeit vorhandenen Bühneneinrichtung einzugreifen.

Als die ersten Nachrichten von der Erfindung Lautenschlägers in die Oeffentlichkeit drangen, war man hier und da wohl geneigt, die Neuerung mit einer Einrichtung des japanischen Theaters in Verbindung zu bringen, dessen Bühne ja auch in ihrer Mitte eine Art von Drehscheibe aufweist, indes liegt hier kaum eine oberflächliche Aehnlichkeit vor. Eher knüpft das Werk Lautenschlägers an eine Vorrichtung an, wie man sie wohl in Amerika und England für die Vorführung von lebenden Bildern zur Anwendung gebracht hat, allerdings stets nur für wenige Verstellungen und ohne Rücksicht auf den praktischen Bühnenbetrieb. Daß Lautenschläger dem letzteren die Idee dienstbar gemacht, sie in ein System gebracht und dem ständigen Gebrauch erobert hat, ist sein großes und bleibendes Verdienst. Die Einrichtung,



Uebergang des dritten Bildes des ersten Akts von „Don Juan" in das vierte Bild.

wie sie im Münchener Residenztheater zur Anwendung gekommen, ist im wesentlichen die folgende. Auf den gewöhnlichen Bühnenboden ist eine Drehscheibe gestellt, wodurch derselbe um ein geringes erhöht wird. Diese Scheibe hat einen Durchmesser von 16 Meter und lehrt der in lichter Weite 10 Meter messenden Portalöffnung der Bühne nicht ganz den Abschnitt eines Viertelkreises zu. Die Drehung wird durch elektrische Kraftübertragung bewirkt und vollzieht sich durch Rollen, die sich in einer kreisrunden Laufbahn bewegen.

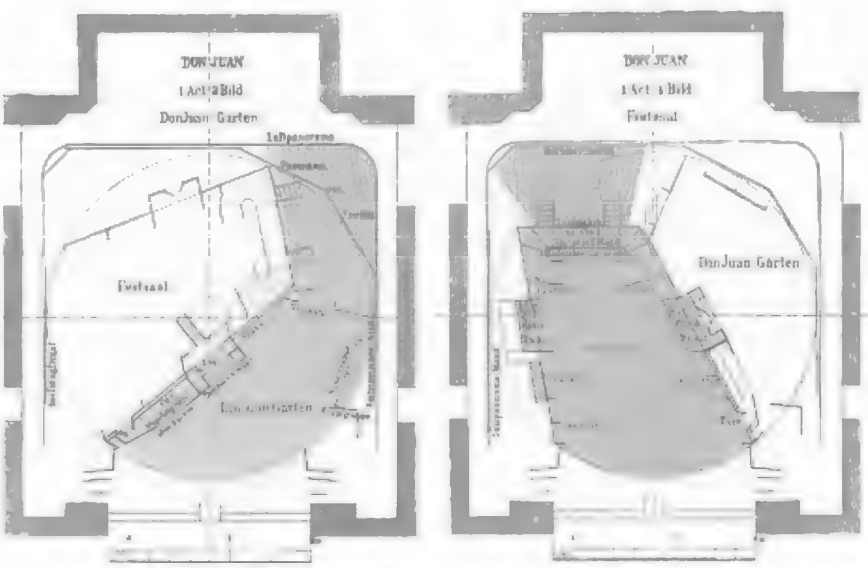
Wird auf dem Raume des der Bühnenöffnung zugekehrten Viertelkreises eine Scenerie aufgebaut, etwa ein geschlossenes Zimmer von mäßiger Tiefe, so kann eine gleiche Decoration auf dem entgegengesetzten, der Hinterbühne zugekehrten Teile der Scheibe gestellt werden, und gleiches gilt für den rechten und den linken Viertelkreis der Scheibe, so daß auf dem ganzen drehbaren Podium vier geschlossene Decorationen Platz finden können. Für ein vieraktiges Stück, das in jedem Akte einen besonderen Schauplatz erfordert, lassen sich demnach unter Umständen die gesamten Scenerien vorher und gleichzeitig aufstellen. Ist der erste Akt zu Ende gespielt, so wird die Scheibe — was binnen 10 bis 11 Sekunden geschehen kann — um einen Viertelkreisabschnitt herumgedreht und der Bühnenöffnung die für den zweiten Akt erforderliche Scenerie zugekehrt, und so geht es weiter von Akt zu Akt. Ganz genau so verhält es sich, wenn in einem Akt drei Verwandlungen erforderlich sind; ist die erste Drehung erfolgt, so kann hier sogar sofort mit der Abräumung des ersten Schauplatzes begonnen und schon der Aufbau des ersten Bildes für den folgenden Akt in Angriff genommen werden. Es ist aber durchaus nicht erforderlich, daß sämtliche Scenerien aus geschlossenen Zimmern bestehen; auf der Drehbühne läßt sich jedes beliebige Bühnenbild stellen, und es kann ganz wie auf der gewöhnlichen Bühne, wenn es erforderlich ist, dafür die volle Bühnentiefe in Anspruch genommen werden. Nur lassen sich in diesem Falle neben der großen Scenerie rechts und links nur solche mit ganz kurzem Prospekte aufstellen. Schwierigkeiten könnten nur entstehen, wenn unmittelbar hinter einander zwei Scenerien mit großer Tiefe, etwa Landschaftsbilder mit weitem Fernblick, erforderlich wären. Aber Lautenschläger hat gezeigt, daß auch diese Schwierigkeiten unschwer zu überwinden sind: er stellt bei derartigen Anlässen (bei Vorgegenvordringung von Vorlagegenden, Feststälen) die Decoration dem Radius der Scheibe entlang, das heißt so, daß sie sich in ihrem nach rückwärts gelegenen Teile ziemlich stark verjüngt. Es wird dadurch für ein zweites Bild, das gleichzeitig auf dem entgegengesetzten Teile der Scheibe gebaut wird, gleichfalls die ganze Bühnentiefe gewonnen, und es kommt zugleich in das Bühnenbild ein malerisches Element, das in höherem Maße als die bisherige rechtwinkelig gestellte Scenerie ein künstlerisch freies Zeichnen gestattet.

Karl Lautenschläger.

Der Leser wird das Gesagte in den beiden beigegebenen Grundrissen veranschaulicht finden, welche die Bühneneinrichtung für das dritte und vierte Bild des ersten Aktes des „Don Juan" wiedergeben. Das dritte Bild zeigt uns „Don Juans-Garten", den Schauplatz, auf dem sich die Scenen mit den zum Feste geladenen Bauern, mit Zerline und Masetto, sowie die Begegnung mit den Masken abspielen. Diese Oertlichkeit verwandelt sich in die des „Festsaales", mit welchem die Scenen des ersten Aktes ihren Abschluß finden. Wie die Kürvchen ergeben, wird für den Grundriß jedes Bildes die Bühne in bedeutender Tiefe in Anspruch genommen. Unsere große Abbildung zeigt, wie der Uebergang des einen Bildes in das andere erfolgt oder erfolgen würde, wenn die Scheibendrehung nicht bei verfinsterter Bühne vorgenommen würde: noch bevor der Garten Don Juans entschwunden ist, stellt sich dem Blick schon ein Teil des Festsaales dar, und zwar des Festsaales mit dem ganzen regen Leben und Treiben, das ihn erfüllt, mit Tänzern und Tänzerinnen und der hin- und herflutenden bunten Menge der Gäste.

Auf der Drehbühne kann jedes Dekorationssystem zur Anwendung kommen, doch sieht man auf ihr (wie überhaupt auf der modernen Bühne) gerne von der herkömmlichen Coulissenstellung ab; für Innenräume werden ausschließlich geschlossene Dekorationen verwendet; freie Gegenden können zu großem Teile aus Ausblenden und Versatzstücken aufgebaut werden, wobei dann die Vorzüge des „Horizonts" zur Geltung gelangen: das heißt einer die Bühne von drei Seiten umgebenden, mit blauer Luft und Wolken aller Art bemalten Leinwand, die wie ein Wandelpanorama in Bewegung gesetzt und erforderlichenfalls ganz über die Bühnenhöhe emporgezogen und von dort herabgelassen werden kann. Zur Befestigung der Dekorationen dienen vorwiegend eiserne Stollen, für deren Einlassung in den Boden eigene Oeffnungen angebracht sind.

Wird, wie im Münchener Residenztheater, die Drehbühne auf einen vorhandenen Bühnenboden gestellt, so fehlt ihr die eigene Untermaschinerie; bei neuen Anlagen jedoch wird (wie wir es auf unserer perspektivischen Zeichnung schematisch andeuten) die ganze Unterbühne beweglich gemacht. Bei größeren Bühnen erhält sogar das drehbare Podium zwei Untergeschosse, und es wird in diesem Falle vollständig als Doppelbühne eingerichtet und in seiner ganzen Ausdehnung mit Versenkungen, Kassetten und Kassettenklappen ausgestattet. Erst in diesem Falle machen die gerühmten Vorzüge des neuen Systems sich geltend, und es gestaltet sich die Drehbühne, wenn Eisenkonstruktion und vollständiger elektrischer Betrieb hinzukommen, geradezu zu der Idealbühne, wie sie von der modernen Bühnenkunst erfordert wird. Der überaus günstige Erfolg, den der Versuch im Münchener Residenztheater gefunden hat, veranlaßt hoffentlich die Verwaltung der königlichen Bühnen in München dazu, die neue Einrichtung nunmehr auch im großen Hause des Hof- und Nationaltheaters einzuführen, und zwar dort in ihrer ganzen Ausdehnung und womöglich in Verbindung mit vollständig elektrischem Betriebe.



Grundrisse zu dem dritten und vierten Bilde des ersten Akts.

Und nun ein Wort noch über den Schöpfer des Ganzen, Karl Lautenschläger, einen Mann, der sich trotz seiner hervorragenden Leistungen in seiner Bescheidenheit so scheu vor der Oeffentlichkeit zurückhält, daß man, wenn seine Werke nicht für ihn sprächen, kaum etwas von ihm erfahren würde. Lautenschläger wurde am 11. April 1843 in Bessungen bei Darmstadt geboren. Durch seinen Stiefvater, den großherzoglich hessischen Hofschauspieler und Scenerieinspektor Christian Vormuth, früh mit dem Theaterleben in Verbindung gebracht, entwickelte er als Kind schon entschiedene schauspielerische Befähigung und erregte unter anderem als Zelle Knabe derartig die Aufmerksamkeit Emil Devrients, daß dieser das begabte Theaterkind durchaus mit zu seinem Gastspiele nach London nehmen wollte. Allein die Eltern widersetzten sich diesem Verlangen ebenso sehr, wie später dem Wunsche des jungen Lautenschläger, die Theaterlaufbahn zu ergreifen. Der damalige Maschinenmeister der Darmstadter Bühne, Altmeister Karl Brand, griff vermittelnd ein und wußte die Eltern zu bestimmen, den Sohn wenigstens zum Theatertechniker ausbilden zu lassen. Brand nahm seinen Schützling, der sich übrigens regelrecht dem Ingenieurbildungsgang unterziehen mußte, unter seine persönliche Leitung, und schon mit siebenzehn Jahren war der Schüler in der Lage, seinen Meister selbständig in der Leitung des gesamten Theatermaschinenwesens zu vertreten. An frühzeitigen Erfolgen konnte es daher nicht fehlen. Im Jahre 1863 berief das Theater in Riga den kaum Zwanzigjährigen als Theatermeister, und zwei Jahre später übernahm er die gleiche Stellung an der Hofbühne zu Stuttgart. Hier erregte Lautenschläger schon in den ersten Jahren seiner Wirksamkeit allgemeines Aufsehen, namentlich durch seine durchaus selbständige Einrichtung einer Reihe von Opern und Balletten. Im Jahre 1866 suchte ihn Franz Dingelstedt für das Wiener Hofburgtheater zu gewinnen, allein Lautenschläger wollte sich von dem ihm lieb gewordenen Stuttgart nicht trennen, zumal die dortige Hofbühne ihn durch eine Lebensstellung an sich gefesselt hatte. Wenn der Künstler dieselbe dennoch aufgab, lag der Grund dafür in Kränkungen, die ihm von dem damals allmächtigen Hoftheaterbeherrscher, Hofkammerpräsidenten von Gunzert, zu teil wurden. Nachdem die Münchener Bühne 1874 einen Ruf an ihn hatte ergehen lassen, folgte er einer Erneuerung desselben im Frühjahre 1890 und rückte dann allmälich in seine jetzige Stellung ein.

Von München aus entfaltete Karl Lautenschläger eine umfassende und vielseitige Thätigkeit auch an anderen Bühnen; man kann wohl sagen, daß es heutzutage in Deutschland kein hervorragendes Theater gibt, das nicht seine technische Einrichtung oder wenigstens einen Teil derselben seiner kunstgeübten Hand verdankt.

Auch über Deutschland hinaus hat sein Wirken sich erstreckt und namentlich vor einigen Jahren glänzende Anerkennung in London gefunden, wo er mit seiner Einrichtung des Empiretheaters einen vollkommen und von allen Seiten freudig zugestandenen Sieg über die einheimische Theatertechnik errang.

Was dem trefflichen Maschinerie-direktor der Münchener Hofbühne die Ueberlegenheit verschafft, deren er sich erfreut, ist der Umstand, daß in ihm sich der begabte und durchgebildete Techniker mit dem genialen Künstler vereinigt.

Ludwig Hollrod.

Spruch.

Gräme dich nicht, ob ganz man verjage
Die Anerkennung die heutzutage;
Kam mancher Künstler doch in die Mode
Noch hundert Jahre nach seinem Tode.

L. Thier.

Digitized by Google

Das letzte Treffen.

Novellette

von

Ernst Lenbach.

„Gar viele Pforten führen in des Todes Reich,“ sagt irgend ein Dichter des Altertums. Es ist ein Satz voll ernster Wahrheit; aber auf meine Vaterstadt traf er doch eigentlich nicht zu, wenigstens damals nicht, in unserer Knabenzeit, als die große Stadt mit ihren Häusermassen und unzähligen Kirchen noch eingeengt lag in einen fürchterlichen Festungsgürtel nach altem Stil. Zwanzig Thorwege mit hohen mittelalterlichen Thortürmen führten durch die Stadtmauer, über Zugbrücken, zwischen Bastionen, Kasematten und Wällen ins Freie. Durch alle diese Pforten flutete Tag für Tag das laute Leben aus und ein. Wenn aber ein Bewohner der Stadt mit dem irdischen Leben ganz abgeschlossen hatte, so stand ihm unter den zwanzig Thoren als „Pforte zu des Todes Reich“ nur ein einziges offen. Denn vor diesem Thore, eine gute halbe Stunde von der Stadt, lag der Friedhof, und nur von hier aus war er auf einer guten, für umfangreiche Wagen und schwarzgekleidete Menschen gangbaren Landstraße zu erreichen.

Dieser Vorzug hatte die ganze Umgebung des Thores wunderlich ausgestaltet. In den kleinen Geschäftshäusern der dort ausmündenden Straße hatte fast ausschließlich ein ernster Handel in Grabkränzen, schwarzem Florband, Trauerschmuck und — zur Allerseelenzeit — in Kerzen und Lämpchen seinen Sitz. Ganz an der Ecke, der Thorburg gegenüber, war eine Wirtschaft, die nur vom Durste der Leidtragenden lebte und dabei trefflich in Flor blieb. Dort kehrten diejenigen ein, deren Anstandspflicht mit der Begleitung bis zur Stadtgrenze erledigt war, und auch von denen, die mit bis zum Grabe gegangen waren, machten viele auf dem Heimweg dort Rast, um bei einem ernsten Trunk ihre Betrübnis und ihre Meinungen über den Seligen auszutauschen. Der Wirt und die meisten Geschäftsleute jener Straße wurden dabei reiche Leute. Aber auch dem Thore selbst ist der Vorzug zu gut gekommen. Denn als der veraltete Festungsgürtel endlich zu Gunsten eines neuen Systems mit weit vorgeschobenen Forts gesprengt wurde und es sich darum handelte, die eine oder andere der mittelalterlichen Thorburgen als geschichtliches Andenken zu bewahren, da sprach sich die ganze Bürgerschaft für dieses Thor aus. Es blieb am Leben, weil es so lange dem Tode gedient hatte.

Dieses Vorrecht hat es allerdings verloren. Durch die Neustadt führt jetzt eine ganze Anzahl bequemer, breiter Straßen, man hat sozusagen von jedem Viertel aus direkten Anschluß an den Friedhof und kann sich ohne Umweg begraben lassen. Aber die Pietät ist geblieben. Gar mancher, der auf seinen Geschäftsgängen unter dem schön ausgebesserten, mit grünen Anlagen umpflanzten Thore herhastet, erinnert sich doch an den und jenen Tag, wo er langsam und schweren Herzens unter dem Bogen hinschritt, einem stillen Führer nach, und ein erbaulicher Gedanke überstrahlt einen Augenblick lang seine Alltagssorgen und -freuden, wie wenn sich ein schönes, ernstes Sommerabendrot über das bunte, heiße Treiben eines Jahrmarkts breitet. In jener Wirtschaft aber, die sich inzwischen in ein ganz feines „Café-Restaurant“ verwandelt hat, findet sich allabendlich noch ein Häufchen Stammgäste aus der nächsten Umgebung des Thores zusammen, alte Herren, die ganz in den vergangenen Zeiten leben und am liebsten nur von merkwürdigen Begräbnissen, und was damit zusammenhing, sprechen.

Man kann da manchmal seltsame Geschichten hören. So zum Beispiel die von dem letzten Treffen, das sich Frau Küppers und Frau Raaf lieferten.

Diese beiden Frauen gehörten zu einem Völkchen, das zunächst dem Walle in einem besonderen Viertel wohnte und sich inmitten des modernen großstädtischen Gemeinwesens so wunderlich ausnahm wie die Republik San Marino im italienischen Einheitsstaat. Die Vorfahren, arme, vor der Stadt seßhafte Bauern, hatten sich vor vielen Jahrhunderten in den Schutz der Reichsstadtmauern zurückgezogen, und die Nachkommen, die noch immer nach der Väter Weise draußen auf ihren Feldern rund um die Festung ihren Kohl bauten, waren auch innerlich durchaus Kleinbauern geblieben. Mit ihren Kirmesbräuchen und -liedern, ihren ländlichen Zipfelmützen und Kopftüchern und ihrem von der städtischen Mundart abweichenden Bauernplatt waren sie unter dem Namen der „Kappesbauern“ für die übrige Bürgerschaft eine Zielscheibe des Spottes, aber auch eine Sehenswürdigkeit, die man dem Fremden ebenso gern zeigte wie den Dom oder ein anderes berühmtes Bauwerk.

Mit einemmale aber trat, gegen Ende der fünfziger Jahre, unter dieses friedliche Völkchen die Göttin der Gelegenheit und löste seinen festen Verband, indem sie die einen arm ließ, die anderen über Nacht zu reichen Leuten machte — ganz ohne Wahl und Verdienst, lediglich nach der Lage ihrer Aecker. Eine Gesellschaft von Geldmännern hatte es unternommen, nördlich von der Stadt einen Tiergarten und einen großen botanischen Garten auf Aktien anzulegen. Die Besitzer der dürftigen Aecker, die dort lagen, waren noch Bauern genug, um die Preise hochzutreiben, und so erwarben sie sich durch die Kunst des Feilschens, die sie bisher auf dem Wochenmarkte halbe Stunden lang um wenige Pfennige geübt, in ein paar Wochen ein Vermögen, während ihre Nachbarn und Verwandten leer ausgingen, nur weil ihre Felder an anderer Stelle lagen.

Die so plötzlich Reichgewordenen suchten nun jeder nach seiner Weise den Reichtum zu benützen, zu bewahren und zu vermehren, wobei die meisten von ihnen über kurz oder lang erfahren mußten, daß dies alles nicht so leicht sei, wie sie es sich vorstellten, als sie noch arm waren. Einigen gelang es in unglaublich kurzer Zeit, die ungewohnten Schätze mit thörichten Bauspekulationen oder im Börsenspiel wieder loszuwerden. Andere hatten sich von der vorsichtigen Art ihrer Väter noch so viel gerettet, daß sie ihr Vermögen wenigstens vorläufig sicher anlegten in guten Staatspapieren und Hypotheken. Diese Vorsichtigen hätten von ihren Zinsen sorgenfrei und üppig im stillen leben können. Aber der Dämon der Eitelkeit verblendete sie mit dem eifersüchtigen Streben, es auch gesellschaftlich den feinen Leuten gleich zu thun, und damit begann für sie ein klägliches und recht eigentlich friedloses Dasein, da man sie in den Kreisen des alten, mit Bildung verbundenen Besitzes höchstens zuließ, um seinen Spaß an ihrem gespreizten Wesen zu haben, jedem Versuch einer wirklichen Angliederung aber mit einem geringschätzigen Erstaunen auswich. Die gesellschaftlichen Entgleisungen dieser reich gewordenen Kohlbauern und besonders ihrer Frauen und Töchter lebten in dem Vorrate städtischer Stammtischanekdoten und Karnevalsscherze noch fort, als ihre Helden und Heldinnen längst verzogen, verstorben oder verdorben waren. Dergleichen Geschichtchen wiederholen sich überall, wo ungebildete Leute plötzlich reich und halbgebildete neidisch werden; sie beweisen weiter nichts, als daß eine goldene Rüstung den Ungewohnten noch schwerer drückt und weniger schützt als ein ledernes Wams, und insofern sie nur diese uralte Erfahrung nochmals beweisen sollen, verliert man nicht viel an ihnen. Aber aus der Geschichte der Frau Trina Küppers läßt sich vielleicht eine besondere Lehre ziehen.

Trina Küppers und Agnes Raaf waren Nachbarinnen. Sie wohnten neben einander, in zwei jener niedrigen, langgestreckten Häuser des Kappesbauernviertels, die mit ihren Fachwerkwänden, ihren winzigen Fenstern und dem schlechtgepflasterten Innenhöfchen hinter dem breiten Eingangsthor aussahen wie ein wirkliches Bauerngut, durchs umgekehrte Opernglas besehen, und hatten sich bis dahin ganz gut vertragen. Auch wiesen sie in den wesentlichen Punkten jene Ungleichheit auf, die von weisen Männern als Vorbedingung wahrer Freundschaft gefordert wird: Frau Küppers war eine kinderlose Witwe in den vierziger Jahren, lang, hager und geizig, Frau Raaf war etwas jünger, von kleinerer und vollerer Gestalt und heiteren Gemütes; sie lebte in friedlicher Ehe mit einem Garten, der, wie zumeist in kleineren ländlichen Haushaltungen, das Regiment der Frau überließ und sich mit dem Posten des Ackerbauministers begnügte, und ihr größter Stolz waren ihre Kinder: vier Buben, von denen die beiden ältesten schon im Felde mithalfen, und ein winziger Spätling weiblichen Geschlechtes, das Patenkind der Nachbarin. Die beiden Frauen saßen neben einander auf dem Markte und gingen zusammen auf ihre Felder, nach denen noch kein Bauspekulant verlangend ausblickte; denn sie lagen draußen vor dem Thor, an der Straße nach dem Friedhof, in einer vorderhand ganz aussichtslosen Gegend. Somit hätte auch der goldene Regen, der sich so unverhofft über einen Teil ihrer Nachbarn und Verwandten ergoß, die beiden Nachbarinnen nur noch enger verbinden müssen, da sie sich als Opfer derselben ungerechten Laune des Schicksals fühlten. Aber das Bewußtsein unverdienten Leidens macht leicht unverträglich, und so geschah es, daß sich die beiden Nachbarinnen eines Morgens auf dem Markte zum erstenmal und sogleich sehr gründlich zankten. Nach Ansicht der zunächst sitzenden Konkurrentinnen und Sachverständigen war Frau Küppers im Unrecht, da sie die Nachbarin beschuldigte, ihr eine Kundin weggeschnappt zu haben. Man verurteilte ihre Neidigkeit sehr scharf, aber man hätte dabei auch die mildernden Umstände bedenken sollen; denn sie war bei dem goldenen Regen am allerschlimmsten weggekommen, insofern er seinen reichsten Segen sozusagen gerade an ihr vorbeistreifen ließ. Sie hatte einige Jahre zuvor, bei einer Erbteilung, die Wahl gehabt zwischen einem großen, sandigen Gelände im Norden der Stadt und einigen Kohläckern vor dem Thor. Nun mußte sie sehen, daß jenes Gelände dem Besitzer als letzte Ernte volle Geldsäcke brachte, während der von ihr bevorzugte Boden noch immer nur Kohlköpfe trug. Das war eine bittere Enttäuschung, und man braucht gar nicht so geizig zu sein, wie es die Witwe war, um in einer solchen Lage mißgünstig und scheelsüchtig zu werden.

Jener Streit hatte sich ungefähr vierzehn Tage vor der Kirmes entsponnen. Es gehörte zu den seltsamen Bräuchen der Kappesbauern, daß sie ihre Häuser alljährlich vor der Kirmes eigenhändig anstrichen, mit bunten Wasserfarben. Dabei herrschte aber eine gewisse Regel; da es nämlich der bäuerlichen Empfindung im höchsten Maß wünschenswert erschien, daß sich das eigene Besitztum auch in der Farbe deutlich abhebe, so gebot der Anstand von undenklichen Zeiten her, daß man sich mit den Nachbarn über die Wahl des Anstrichs verständigte und vor allem nicht zwei Jahre nach einander denselben Farbenton wählte. Zur Zeit war das Besitztum der Frau Raaf in ein zartes Rosenrot gekleidet, während die Vorderseite des Nachbarhauses — so weit die Farbe noch Stich hielt — in Himmelblau prangte.

Früh am Morgen nach jenem Streite trat Frau Raaf aus dem Thor ihres Hauses, gefolgt von zwei ihrer Buben, die ihr einen Eimer himmelblauer Farbe und einen Pinselquast nachtrugen. Da stand Frau Küppers bereits vor ihrem Hause, hoch aufgeschürzt und eifrig bemüht, die bisherige Livree der Fachwände aus einem noch größeren Eimer voll himmelblauer Farbe zu erneuern.

„Was soll das heißen?“ fragte Frau Raaf nach einem langen Blicke feindseligen Staunens. „Ihr habt doch schon voriges Jahr blau gestrichen?“

„Ich kann mein Haus streichen, wie ich will,“ erwiderte Frau Küppers, ohne sich umzuwenden, und strich weiter.

„Und ich streiche dies Jahr blau,“ sagte Frau Raaf und machte sich an die Arbeit.

So strichen sie eine Zeit lang eifrig und schweigend weiter. Eine ziemliche Schar von Zuschauern aus der Nachbarschaft sammelte sich hinter ihnen, verschiedene Stimmen sprachen ihre Mißbilligung über das ordnungswidrige Verhalten der Frau Küppers aus, ohne daß es ihnen gelang, die Verstockte zu einem Widerwort zu reizen. Auch Frau Raaf schwieg und schien die Vernichtung ihrer Feindin der öffentlichen Meinung überlassen zu wollen. Als aber Frau Küppers, die bereits zwei Leitersprossen heraufgestiegen war, den Farbeneimer ein wenig zu weit nach links niedersetzte, rief Frau Raaf mit lautschallender Stimme einem ihrer Jungen zu: „Stoffes, sag der Frau da, sie soll ihren schmierigen Eimer von unserem Haus wegsetzen. Das ist unser Boden.“

Das Publikum lachte beifällig. Frau Küppers aber wandte sich wild um, tauchte den Pinsel in den Eimer und hob den dürren Arm, um die Beleidigung mit einem vollen Schuß blauer Farbe zu rächen.

In diesem Augenblick kam ein Mann über die Straße gelaufen und rief schon von weitem:

„Frau Küppers, erschreckt nicht! Euer Ohm Andreas hat einen Schlaganfall bekommen und ist tot.“

Als sie das hörte, ließ Frau Küppers den Pinsel fallen und stieg hastig von der Leiter, Frau Raaf aber wurde blaß und starrte den Mann so feindselig an, als hätte er ihr selber das größte Unheil verkündet. Denn der Ohm Andreas war der Besitzer jenes wertvollsten Baugrundes im Norden der Stadt; und wenn er auch bei Lebzeiten seiner Nichte schwerlich einen Groschen geschenkt hätte, so verstand es sich für seinen Bauernsinn doch von selbst, daß er ihr als der einzigen nahen Blutsverwandten das Erbteil unverkürzt hinterließ — bis auf einige Legate zu Seelenmessen und kirchlichen Gewändern.

Frau Küppers hatte nun Wichtigeres zu thun, als ihr Häuschen himmelblau anzustreichen. Nachdem sie den Oheim beerdigt, richtete sie sich in seiner schönen neuen Stadtwohnung mit den kaum benützten Möbeln häuslich ein und bewies den Bauspekulanten und Kapitalisten in langwierigen Verhandlungen, daß sein zäher Erwerbssinn nicht mit ihm ausgestorben sei. Nach einiger Zeit suchte sie sich ein besonderes Vergnügen zu bereiten, indem sie in vornehmem Trauergewande — ganz schwarze Seide — über den Markt ging und nach dem Platz neben ihrem eigenen früheren Platz mit einer hochmütigen Miene hinblickte, die sie sich vorher vor dem Spiegel einstudirt hatte. An den Aeußerungen spöttischen Neides seitens der übrigen früheren Kollegінnen hätte sie sich dabei wenig gestört; aber diejenige, welcher der Blick zugedacht war, errang ihn mit einer so heiteren Mißachtung, daß Frau Küppers es nicht lange aushielt und verdrießlich mit all ihrer schwarzen Seide davonrauschte. Ganz besonders hatte es sie verdrossen, daß sie die Verhaßte in eifrigem und erfolgreichem Handel mit einer Dame sah, die früher ihre eigene beste Kundin gewesen war.

Dieser Aerger fraß in ihr weiter und brachte sie nach einigen Wochen so weit, daß sie ihrem Geschäftssinn ein großes Opfer abnötigte. Sie hatte ihr halbangestrichenes Häuschen nebst den Aeckern vor dem Thor einem ihrer früheren Knechte verkauft, mit geringer Anzahlung und hypothekarischer Sicherung des Restpreises. Nun ließ sie sich diesen Mann kommen und erbot sich, da er jämmerlich über die schlechten Zeiten klagte, ihm das Ganze zum selben Preise abzunehmen, ja noch etwas zuzuzahlen unter der Bedingung, daß er zuvor auf ihre Rechnung und seinen Namen die Raafs „auskaufte“. Es war ein richtiger Teufelsplan, denn sie hatte nun schon von dem Leben anderer, vor und mit ihr reich gewordener Leute genug beobachtet, um daraus die Ueberzeugung zu ziehen, daß harmlose Menschen nicht rascher zu verderben sind, als wenn man sie aus ihrem altgewohnten Betriebe lockt und ihnen ein Stück Geld zu verschwenden gibt. Aber der Unterhändler kam mit leeren Händen zurück. Frau Raaf hatte ihn kurzweg abgewiesen und gesagt, sie merke schon, wer dahinter stecke. Die Witwe wurde darüber so erbost, daß sie dem Manne nun aufs nächste Ziel kündigte. Sie hätte es auch bis zur Zwangsversteigerung getrieben. Aber zu ihrem höchsten Verdruß erhielt sie das Kapital pünktlich bezahlt, und der Mann verfehlte nicht, sie schadenfroh darüber aufzuklären, daß er das Besitztum an die Raafs verkauft habe. Somit hatte sie auch dieses Treffen verloren, und es war für sie um so empfindlicher, da ihre Seele unbewußt noch immer mit tausend Fasern an dem dürftigen Stück Grund und Boden hing, den sie so lange bebaut hatte, und den nun die andere bebauen sollte. Mit dem ganzen Trotz der Bauernnatur arbeitete sie sich immer tiefer in eine stille, verzehrende Wut gegen die ehemalige Nachbarin hinein.

Auch Frau Raaf besaß diesen Trotz vollauf. Ihr aber diente es zum Heile, daß sie fest in den alten Verhältnissen haftete. Angesichts des unerhörten und unverdienten Glückes der anderen hatte sie angefangen, sich auf das zu besinnen, was ihr eigen war: häusliches Glück, ihre eigene Kraft und die ihres Mannes, die rüstig wachsende junge Kraft ihrer Buben und dazu die unverbrüchliche Treue der eigenen, ererbten oder erkauften Ackererde. Hier fand sie die Mittel, der andern zu trotzen und wohl gar am Ende Besitz gegen Besitz aufzustellen. Es scheint, daß diese Gesinnung in ihr wesentlich bestärkt, vielleicht erst recht wach gerufen wurde durch den Zuspruch eines alten Geistlichen, zu dessen Pfarrsprengel das Kappesbauernviertel gehörte. Dieser Wackere konnte nur mit tiefster Besorgnis wahrnehmen, welche Verwüstungen der Mammon in dem bisher treuesten und geduldigsten Teile seiner Herde angerichtet hatte; um so mehr ließ er es sich angelegen sein, die noch Unverführten zu stärken, sie auf dem alten Pfade schlichter Tüchtigkeit zu erhalten, und wenn er auch kein großer Prälat war, so standen ihm doch zur Unterstützung dieser Schwachen nebst allem geistlichen Zuspruch mancherlei weltliche Mittel offen, wirksamer Einfluß auf reiche Kundinnen, kirchliche Hypothekengelder zu mäßigem Zinsfuß und ähnliche schätzbare Dinge. So wußte er es auch durchzusetzen, daß Frau Raaf ihren folgsamen Gatten zum Mitglied eines Vereins machte, der den kleinen Bauern um einen geringen Jahresbeitrag Belehrung und Mittel zur besseren Bodenbewirtschaftung bot, aber unter den mißtrauischen Stadtbauern noch keinen Getreuen zählte. Als die reiche Frau Küppers über Jahr und Tag einmal an ihrem ehemaligen Acker vorbeispazierte, geleitet von einer Jungfer, die ihr den Mops an der Leine führte und die Mantille nachtrug, — denn sie kränkelte jetzt immer und fror oft am hellen Sommertage — da war es ihr zunächst eine süße Erquickung, zu sehen, wie sich Frau Raaf im groben Rock auf dem Felde abmühte. Aber war das denn noch das alte Feld? Ganz verblüfft starrte sie hin. „Gelt, Frau Küppers,“ rief einer von ihren früheren Nachbarn im Vorbeigehen schmunzelnd, „das sieht jetzt anders aus? So schön hat es bei euch nie gestanden!“ Sie warf ihm einen bösen Blick zu und schritt schnell weiter.

Einige Monate später, an einem warmen Herbsttage, kam sie doch wieder vorbei — diesmal im Wagen, denn sie pflegte jetzt nicht mehr weit zu Fuß zu gehen, ihrer körperlichen Schwäche wegen, wie sie sagte; ihre früheren Straßen- und Feldnachbarn aber meinten, es geschehe wohl mehr aus Hochmut. Auf dem Rücksitz ihr gegenüber saß die Gesellschafterin, den Mops hatte sie selber auf dem Schoß. Es war die Zeit der Herbstfeuer, auch auf dem Felde der Frau Raaf hatten die Kinder das dürre Kraut zusammengetragen und angezündet, sie selbst saß am Wegrain, müde und glücklich, sah zu, wie die Buben um das Feuerchen sprangen und Kartoffeln in der Glut brieten; ihr Mann stand neben ihr und freute sich, wie das Jüngste, das er auf dem Arm hielt, lachend nach den Flammen deutete. Ein leichter Wind wehte etwas von dem Rauch und Geruch über den Weg, eben als der Wagen langsam vorüberfuhr. Die vornehme Frau Küppers hüstelte und wedelte mit dem Taschentuch den Dunst von sich ab. „Pfui,“ rief sie, „was diese Leute für einen Unfug treiben! Der Atem geht einem ja aus!“ Der Mann wandte sich zornig um und wollte etwas erwidern, aber seine Frau winkte ihm begütigend zu, und indem sie Frau Küppers ernst ansah, deutete sie nur schweigend die Straße hinunter. Als Frau Küppers unwillkürlich dem Wink folgte, bemerkte sie erst, daß dort in geringer Entfernung hinter ihrem Wagen ein Leichenzug kam. Sie erblaßte und kauerte sich wortlos in ihre Wagenecke zurück.

Seitdem mied sie es, ihrer ehemaligen Nachbarin zu begegnen. Man sah sie überhaupt immer seltener ausfahren. Gegen Weihnachten hieß es, daß sie durch eine unheilbare, zehrende Krankheit nun ganz ans Lager gefesselt sei. So verbrachte sie noch fast ein ganzes Jahr, sehr häufig in ängstlicher Unruhe das Zimmer wechselnd, als ob sie hoffte, daß der lauernde Tod doch einmal aus Versehen zurückbleiben und sie verfehlen könnte. Während dieser Zeit erwies sie sich in gewisser Weise sehr wohlthätig, zeichnete große Beiträge zu allen gemeinnützigen, ja selbst zu gelehrten Zwecken und erwarb sich auf diesem Wege schneller und sicherer die Anerkennung der vornehmen Kreise als andere, minder anspruchslose Emporkömmlinge durch ihren thörichten Aufwand. Besonders freigebig aber diente sie der Kirche, suchte unermüdlich Fühlung mit den Spitzen der Geistlichkeit und ließ sich als Mitglied bei allen frommen Schwesterschaften und Kirchenbauvereinen der Stadt einschreiben. Die Aerzte, die sie längst im stillen aufgegeben hatten, staunten über ihre zähe Lebenskraft und waren nahe daran, an der Zuverlässigkeit ihrer Kunst zu zweifeln. Eines Nachts aber, im Oktober, acht Tage vor Allerseelen, als sie sich in ein Zimmer nach der Straße zu hatte umbetten lassen, klang von draußen plötzlich ein wildes Pferdetrappeln und Wagenrasseln, die Feuerwehr jagte vorüber, und der Widerschein ihrer lodernden Pechfackeln übergoß das stille Krankenzimmer mit einem glühroten flackernden Schimmer. Darüber erschrak sie so, daß sie kaum eine halbe Stunde darauf in den Armen der bei ihr wachenden barmherzigen Schwester verschied.

Ihrem Haß gegen Agnes Raaf hatte sie seit jener letzten Begegnung kaum mit einem Worte mehr Ausdruck gegeben, ja sie schien die ehemalige Nachbarin ganz vergessen zu haben. Nun aber, da man ihrer Anordnung gemäß ihr Testament sogleich nach amtlicher Feststellung des Todes öffnete, fand sich in diesem ein für Wissende gar nicht zu mißdeutendes Dokument von der Fortdauer jenes Hasses. Denn das Testament, welches ihre entfernten Verwandten zu Haupterben einsetzte und eine Unzahl von Legaten — meist zu kirchlichen Zwecken — bestimmte, enthielt eine ausführliche Anordnung für ihr Begräbnis. Es sollte ein Begräbnis erster Klasse werden, mit vollem Geläut, großer Geistlichkeit und einer Unmenge Wagen. Die Einzelheiten des Trauerpompes waren bis aufs letzte vorgeschrieben; seinen Weg aber sollte der Leichenzug an ihrer früheren Wohnung vorübernehmen.

Da an die Ausführung dieser Vorschriften ausdrücklich die Giltigkeit des Vermächtnisses geknüpft war, so fügte man sich darein unschwer, wobei die sonderbare Bestimmung über den Weg des Leichenzugs als eine Art pietätvollen Andenkens der Seligen an ihren einstigen geringen Stand ausgedeutet ward. Es wurde auch wirklich ein Leichenzug von unglaublicher Pracht und Ausdehnung. Alle Stiftungen, Vereine, Ausschüsse, Kirchenvorstände und so weiter, die Frau Küppers während ihres letzten Lebensjahres unterstützt hatte, waren anstandshalber genötigt, sich mit Kränzen und Abordnungen zu beteiligen; und auch die vornehmen Herrschaften, denen sie als Mitwohltäterin nahe getreten war, kamen oder sandten wenigstens ihre Wagen. Nur eine fehlte in dem großen Zuge, nämlich die Liebe; an ihrer Stelle schlich sich der Verdruß ein und machte sich immer breiter, je mehr sich unter den Teilnehmern, während sie zwischen den dichten Spalieren der Zuschauer herzogen, durch Nachdenken und Gespräch der Argwohn verbreitete, daß sie die vermeintlichen Wohlthätigkeitsspenden nur als Handgeld empfangen hatten.

Als man nun in jene Straße einbog, in welcher Frau Küppers früher gewohnt, bot sich dem unzufriedenen Trauergefolge ein seltsamer und erschütternder Anblick. An der Stelle der beiden Häuschen, die seit ihrer Vereinigung im Besitz der Familie Raaf stets in einerlei Farbe glänzten, lag ein wüster Trümmerhaufen von geschwärzten, halbeingestürzten Mauern, Schutt und verkohlten Balken. Etwas weiter abwärts aber, vor einem Nachbarhause, stand inmitten einer kleinen Anzahl schwarzgekleideter Männer und Frauen mit abgearbeiteten, ernsten Gesichtern eine Art Droschke, deren Vorderteil einen kleinen umflorten Glasverschlag bildete — der Kindertotenwagen, das Verdeck rundum mit Kränzen behangen. Und eben, als der pomphafte Wagen erster Klasse sich dem Hause langsam näherte, trat aus diesem Hause, hinter dem alten Pfarrer her, die Frau Raaf in schwarzem Trauerschleier. Neben ihr stand ihr Mann. Er trug in beiden Händen zärtlich und behutsam, als trüge er ein schlafendes Kind, einen kleinen Sarg.

Frau Agnes Raaf hatte gar keinen Blick für den großen Wagen, der doch allein um ihretwillen diesen Umweg gemacht hatte. Sie blickte nur starr auf das, was ihr Mann in den Händen hielt, und als er eine Bewegung vorwärts machte, umklammerte sie seinen Arm, als müsse sie ihn zurückhalten. Er machte sich sanft los und trug den kleinen Sarg in den Glaswagen, dann half er ihr selbst hinein und trat zurück, damit der alte Pfarrer einsteige. Der schüttelte den Kopf und sagte ein paar Worte, worauf der Mann ihn dankbar ansah und selbst den Platz neben seinem Weibe einnahm, während die vier Jungen sich hinter dem Wagen aufstellten.

Durch den großen Leichenzug aber ging es seit dem Anblick der Brandstätte von Reihe zu Reihe, ein leises Flüstern und Deuten. Was bisher nur Vermutung einiger gewesen war, zuckte jetzt als klare

Erkenntnis von Mund zu Mund. „Also deswegen sollten wir hier herumziehen? Nur um die Frau zu ärgern?“ — „Schändlich! Und nun gerade dies Zusammentreffen! In derselben Nacht!“ — „In derselben Stunde sogar!“ — „Die armen Leute! Und es sollen so brave Leute sein, nicht wahr?“ — „Alles verloren, sagen Sie?“ — „Nun ja, lassen Sie auch das meiste versichert sein, und für Vieh und Möbel kann man ihnen ja Ersatz schaffen...“ — „Gewiß! gewiß! Da muß geholfen werden!“ — „Aber bedenken Sie nur: das Kind, ihr einziges kleines Mädel, und es so schrecklich zu verlieren!“

So flüsterte und fragte es fort. Und zugleich geschah etwas Seltsames. Die Kappesbauern mit ihren Frauen hatten sich beim Erscheinen des kleinen Sarges zu zwei und zwei hinter dem Wagen aufgereiht und warteten nun, die Männer den Hut in der Hand, aber finster dreinschauend, bis der große Zug vorüber sei. Aber aus diesem Zuge löste sich eine Reihe nach der andern im Vorbeischreiten aus, um sich dem kleinen Trauergefolge anzuschließen. Als die lange Kette der Galakutschen vorüber war und auch der neue Zug sich in Bewegung setzte, bot das Ganze den Anblick eines Doppelbegräbnisses von der seltsamsten Anordnung. Eine Menge von Geistlichen in prächtigen Gewändern eröffnete den Zug, und vollkommen entsprach dieser glänzenden kirchlichen Einführung die Pracht des großen, vierspännigen Leichenwagens; aber nur noch die alleroffiziellsten Vertreter mit Fahnen und Kränzen folgten diesem Wagen, ihre Zahl stand in einem wunderlichen Gegensatz zu der Menge der leeren Kutschen hinter ihnen. Sodann schritt vor dem kleinen Totenwagen nur der alte Pfarrer mit einem Chorknaben, der das vergoldete Kruzifix trug, hinter diesem Wagen aber reihte sich an das bescheidene Völkchen der Kappesbauern ein schier unabsehbares Gefolge würdiger und angesehener Bürger. Vielen unter ihnen war die Teilnahme an Prunkbegräbnissen geläufig als eine Art Zugabe zu ihren Aemtern und Ehrenstellen, sie hatten schon Erzbischöfe und Große des Reichs zur letzten Ruhe geleitet. Aber keinem unter diesen Großen waren sie mit solcher Rührung gefolgt wie dem kleinen Sarge, der da vor ihnen herfuhr, sorgsam gehalten von den Händen der Gatten, als müßten sie ihn vor den unsanften Stößen des Pflasters schützen.

Am Stadtthore hatten viele vorgehabt, geräuschlos auszutreten. Nun aber zogen sie alle getreulich unter dem gotischen Bogen mit hinaus bis auf den Friedhof. Dort teilte sich der Zug. Die offizielle Minderheit zog mit der Menge der Geistlichen und dem großen Wagen die Hauptallee hinab nach der Stelle, wo sich Frau Trina Küppers schon bei Lebzeiten eine prächtige Gruft erbaut hatte. Die übrigen bogen seitab, dem sogenannten neuen Kirchhofe zu, wo die Gräber noch billig sind und die vornehmen Grabsteine sich noch nicht so vordrängen.

Es war ein sehr schöner, milder Tag, fast wie im September. Ein weicher, goldener Nebelduft lag über der Totenstadt, ab und zu flatterte ein welkes Blatt vom Baume, und zwischen Gebet und Segen des alten Pfarrers klang ganz leise das süße Zwitschern eines Rotkehlchens.

Lange dauerte es alsdann, bis der letzte seine drei Brocken Erde zu dem kleinen Hügel gelegt, der sich schon über dem Sarge wölbte, und den Eltern die Hand gereicht hatte. Der gute Herr Raaf hatte es alsbald aufgegeben, nach Worten des Dankes zu suchen; wie beraubt stand er neben seinem leise weinenden Weibe, drückte die dargebotenen Hände, und es war ihm wie ein Traum, daß so viele vornehme Herren mit ihm fühlten und ihm ihre Beihilfe versprachen, damit er wieder zu Kräften komme.

Zuletzt war nur noch der alte Pfarrer mit einigen ihrer nächsten Nachbarn und Nachbarinnen bei der Familie geblieben. Er trat mit ihnen noch einmal an den Hügel zu einem stillen Gebete. Dann berührte er leise die Hand der trauernden Mutter und sagte: „Lasset uns auch zu jenem Grabe gehen und ihr ein Vaterunser weihen.“

Sie verstand, wessen Grab er meinte, und nickte zustimmend. „Kommt!“ sagte sie zu ihrem Manne und den anderen und faßte ihre beiden jüngsten Buben bei der Hand. So gingen sie schweigend der Hauptallee zu, der Priester schritt voraus. Sein weißes Gewand schimmerte im Abglanz der sinkenden Sonne, und das lange, dünne Haar an seinen Schläfen flatterte im Abendwind, der raschelnd über die Gräber und durch das welke Land strich.

Prinz Sizzo von Leutenberg,

der präsumtive Thronfolger für Schwarzburg-Rudolstadt.

Dem Landtage des Fürstentums Schwarzburg-Rudolstadt ist seitens der Regierung ein Gesetzentwurf vorgelegt worden, durch welchen als Thronfolger der Prinz Sizzo

Prinz Sizzo von Leutenberg.

Nach einer photographischen Aufnahme von L. Marx in Frankfurt a. M.

von Leutenberg bestimmt wird, Sohn des 1867 verstorbenen Fürsten Friedrich Günther und dessen zweiter Gemahlin Helene, geborenen Gräfin Reina und Adoptivtochter des Prinzen Wilhelm von Anhalt. Die Ehe des regierenden Fürsten Günther und seiner Gemahlin Anna Luise, geborenen Prinzessin von Schönburg-Waldenburg, ist kinderlos, und so wäre dereinst, da in der Rudolstädter Linie kein männlicher Erbe weiter vorhanden ist, die Thronfolge auf Schwarzburg-Sondershausen übergegangen. Aber auch diese Linie ruht auf wenigen Augen. Der regierende Fürst Karl Günther (geboren 1830) ist kinderlos und sein Bruder Günther Leopold (geboren 1832) unvermählt. So gilt nach menschlichem Ermessen der jetzt zum Thronfolger für Schwarzburg-Rudolstadt berufene Prinz Sizzo von Leutenberg als derjenige, in dessen Hand vielleicht einmal die beiden Fürstentümer Schwarzburg vereinigt werden.

Der oben erwähnte Fürst Friedrich Günther (geboren 1793, gestorben 1867) vermählte sich in zweiter Ehe 1855 mit der Prinzessin Helene von Anhalt, die, als Gräfin Reina geboren, von dem Prinzen Wilhelm von Anhalt adoptirt worden war. Der Ehe entsproß am 3. Juni 1860 ein Zwillingspaar, die Prinzessin Helene, seit 1884 mit dem Prinzen Hans von Schönaich-Carolath vermählt, und der Prinz Sizzo, bisher unvermählt. Ihren Titel — mit dem Prädikat „Durchlaucht“ — führen die Geschwister nach dem schwarzburgischen Städtchen Leutenberg, das als Sommerfrische und Luftkurort bekannt ist. In die Knabenjahre des Prinzen Sizzo fällt ein Ereignis, das einigermaßen an den durch Kurz von Kaufungen verübten Prinzenraub erinnert. In Frankenhausen lebte 1865 ein Arzt, Dr. Karl Merle, ein unruhiger und verworrener Kopf, der den Behörden viel zu schaffen machte. Für das angeblich ihm geschehene Unrecht wollte er sich an dem Landesfürsten rächen, zugleich aber dabei ein Stück Geld verdienen. So plante er eine Entführung des fünfjährigen Prinzen Sizzo, der in eine Höhle geschleppt und dort bis zur Zahlung eines Lösegeldes von 20,000 Thalern gefangen gehalten werden sollte. Das Versteck wird noch heute als „Prinzenhöhle“ gezeigt. Der Plan gelangte nicht völlig zur Ausführung, denn eine ins Geheimnis gezogene Person verriet den Anschlag, und Merle wurde in Haft genommen. Fürst Friedrich Günther ließ ihn gnädig davonkommen. Nachdem der Frevler einige Zeit auf der Festung Frohnfeste zugebracht, wurde er unter der Bedingung der Auswanderung begnadigt, und jenseits des Ozeans ist der Prinzenräuber verschollen.

Daß der zukünftige Thronfolger in Schwarzburg-Rudolstadt einen guten Humor besitzt, hat er durch die Zuschrift bewiesen, mit welcher er in der Rudolstädter Landeszeitung für die ihm dargebrachte Teilnahme dankte. „Die Sympathien des Landes sind für mich der schönste Schmuck und das kostbare Erbe meines Vaters, des hochseligen Fürsten Friedrich Günther, die ich um so dankbarer und freudiger empfinde, als ich mich eins weiß mit meinen Landesbrüdern und -Schwestern in dem Gefühl, mit Stolz mich Schwarzburger zu nennen, und in dem Gedanken: ‚s gibt doch nicht über Rudelstadt.‘“

Für müßige Stunden.

Dreisilbige Charade.

Die Erste zieht zwar in Indien
Und muß sich oft dem Durst leihn,
Doch liegt durchaus sie nicht den Alten,
Den schönen Klassen sich zu weihn.

Sie liebt nahe der Natur zu leben,
Vermeidt ch ihr Stickenjerd,
Und aus der Praxis sich ergeben
Erfolge, die von hohem Wert.

Die Letzten — jener hat's gelitten,
Doch wer es sah — verrät sich nicht —
Verführen jemand'ge Leben
Nachts bei des Mondes Silberlicht.

Indes auch Menschenfinder ahnen
Sich, wo'ger leicht bestrickt, daran
Und nennen wird's die Jugend lieben
Mit ihrem frohgemuten Sinn.

Wenn aus des Ganzen traulen Klängen
Der Heimat beider Zauber spricht,
Der gibt den treubesorgten Gesangen
Den Vorzug in der Fremde nicht. (M. Sch., Rudolst.)

Mathematisches Buchstabenrätsel.

1, 2 (Musikzeichen) + 3, 4, 5, 6, 7 (Schriftzeichen) = 8, 9, 10 (Tenor) + 11 (Musikzeichen) = fremdländische Provinz.

Auflösung der Rätselaufgaben Seite 616:

Des Anagrammrätsels: a. Der fünfte Buchstabe wird gezählt, b. Der Spruch lautet: „Wo Liebe, Freundschaft, Wahrheit und Natur in schöner Eintracht wohnen, ist der Himmel.“ (Mortiffon.)

Des literarischen Rätsels: Mannheim — Auffenberg — Lavater — Lessing — Hagedorn — Jacobi — Schiller — Schleiermacher — Claudius — Matthisson.

Des Homonymen Ergänzungsrätsels: Glückliche Reise! — glückliche Ehe.

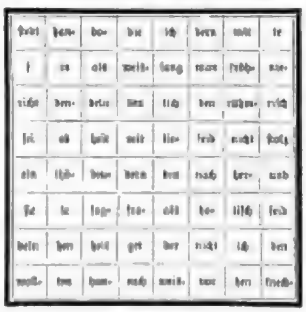
Des Buchstabenrätsels: Wichtig, nichtig.

Des Silbenrätsels: Schwarzwälderin.

Des Schiebrätsels:

R u S S l a n d
D r e S d e n
K a S S e l
M a g d e b u r g
H a l l e
W e i m a r
D a n z i g
K a r l s r u h e

Kösselsprung-Königsmarsch.



Vorträtsel.

Der eine trennt, der andre bindet,
Verbunden beide —
Ein Trost im Leide
Verlangenwert, wer ihn nicht findet. M. L.

Homonym.

Wie ist Frankfurt in Jugendhaft
Von dem Rätselwort geschmückt,
Und Emporung unterdrückt
Rund den jung'gen Augen blickt!

Weit und Leben ihr erblühen
Nie so wundervoll als heut,
Wo der Liebe leis' Gebilde
Allem goldnen Schimmer leiht.

Ach, zu bald nur er erblickt,
Und der Täuschung bittres Leid
In das junge Herz sich schlich,
Nach der Hoffnung Seligkeit.

Blieb und Ich weilt man sie heut,
Wo so mancher Schmerz besteht,
Ein Trost im Rätselwort,
Daß auch jetzt sie trägt, ihr liegt?

(M. Sch., Rudolst.)

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt.
Verantwortlicher Redakteur: Ernst Schubert in Stuttgart. — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.
Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten.

Digitized by Google

Über Land und Meer

№ 40

Aus Zeit und Leben.

Der Fahrrad-Dienstmann in Berlin.

Das vielbewegte, figurenreiche Straßenbild Berlins besitzt seit kurzem eine neue Erscheinung in dem „radelnden" Dienstmann. Die gewerbsame Hermandad erteilte einer Gesellschaft die Erlaubnis, an verschiedenen Stellen der Stadt Fahrrad-Dienstmänner aufzustellen, deren Entlohnung im Preise nicht höher kommt als die eines Dienstmannes zu Fuß. Auf mündliche Bestellung oder telephonischen Anruf schwingt sich sofort ein Mann auf das Fahrrad, den erteilten Auftrag auszuführen, was ihm natürlich viel schneller gelingt als seinem Kollegen auf Schusters Rappen. Die Leute sind mit einem starken Dreirade ausgerüstet und können mit dessen Hilfe selbst ansehnliche Lasten schnell befördern. Anfangs waren sie, wie das in Berlin bei einer neuen Erscheinung meist geschieht, ironischen Bemerkungen ausgesetzt, aber schnell erkannte das Publikum das Nützliche der Sache, und ernstliche Gegner hat der Fahrrad-Dienstmann heute nur noch bei seinen Kollegen zu Fuß, der mit Recht in dem bestgehaßten Radler einen gefährlichen Konkurrenten erblickt.

Der Fahrrad-Dienstmann in Berlin.

Nach einer Momentaufnahme von Otto Hofstetter in Potsdam.

Die Schleswig-Holsteinische Gewerbeausstellung in Kiel.

Die in Kiel eröffnete Gewerbeausstellung, mit der zugleich eine internationale Segelfahrtsausstellung verbunden ist, erhält ein besonders charakteristisches Gepräge durch die natürliche Lage. Betritt man den Ausstellungsplatz von der Holtenauer Landstraße aus, so sieht man der imposanten Front des Hauptgebäudes gegenüber. Ein Rechteck von 3000 Quadratmetern deckend, reich gegliedert und konsequent in seiner gotisierenden Ornamentik, steigt der prächtige Bau hinter sprudelnden Fontänen auf, um in einer gewaltigen, meilenweit über Land und Meer sichtbaren Kuppel abzuschließen. Reichsadler und Preußenaar schmücken neben Schleswig-Holsteins Doppellöwen und Nesselblatt den mit riesigen Masken- und Blumenornamenten geschmückten Portalbau, während am Tachfirst und an den Giebelfeldern der Erker die Reihe der Wappen schleswig-holsteinischer Städte sich hinzieht. Aehnliche Wappendekorationen wiederholen sich im Innern unter der Kuppel. Möbeltischlerei, Wagenbau, Manufaktur nehmen einen breiten Raum in der Schau ein; daneben spielt die Destillation, die Konservierung von Speisen und Getränken eine wichtige Rolle; auch die Musikinstrumentenfabrikation, die kunstgewerbliche Glaserei, die Lederindustrie und die Tapisserie haben tüchtige Vertreter. Beachtenswert ist die aus 1600 Nummern bestehende Abteilung der Frauenarbeiten, die dem Beschauer ein umfassendes Bild davon bietet, was weiblicher Hausfleiß im weitverzweigten Lande vor alter Zeit geleistet hat und heute noch leistet. Da sieht man aus früheren Jahrhunderten kostbare Altardecken und Taufkleider, Spitzen und Seidenstickereien, Perl- und Haararbeiten, auch Volkstrachten aus allen Teilen der alten Herzogtümer, und daneben moderne Nadel-, Schnitz- und Brennarbeiten, prächtige Holz- und Porzellanmalereien. Ein Objekt von besonderem Interesse ist das seinerzeit von schleswig-holsteinischen Frauen gearbeitete und der Kaiserin zur Hochzeit geschenkte Gebeck. In zehn zusammenhängenden Gemächern ringt um einen der beiden Lichthöfe ist in Wort und Bild, in Waffen, Trophäen und anderen Reliquien die Geschichte der Befreiung Schleswig-Holsteins vom Erwachen des deutschen Gedankens unmittelbar nach dem Kieler Frieden vom Jahre 1814 bis zu den glorreichen Waffenthaten bei Duppel und am Alsensund zur Darstellung gebracht. Mit der Haupthalle ein architektonisches Ganzes bildend, ist hinter derselben in gleichem Stil die Festhalle erbaut worden, von

Die Schleswig-Holsteinische Gewerbeausstellung in Kiel. Nach einer photographischen Aufnahme.

deren Terrasse man einen bezaubernden Blick über den ganzen Platz und in die Landschaft hinein genießt. Nur ganz allmählich fällt das 300,000 Quadratmeter große Terrain zum Gestade der Wilmersbucht hinab. In breite, leuchtgrüne Rasenflächen gebettet, liegen zu unseren Füßen zwei liebliche Seen, aus denen gründurchwachsene Inselchen auftauchen, kräftige Fontänen ihre regenbogenfarben schimmernden Strahlen emporsenden. Pappel- und Bambusgruppen umkränzen die Gestade; buntfarbige Pavillons und Kiosks, Tempel und Tempelchen liegen an malerisch gewundenen Wegen. Weiter zurücktretend reihen sich die größeren Bauten an einander; auf der einen Seite das Ausstellungshaus, das Marinepanorama, das Spezialitätentheater, das Gebäude für Sonderausstellungen, auf der andern die langgestreckte Maschinenhalle und das architektonische Gebäude der kaiserlichen Marine, hart an die Wand des imposant sich prangenden Buchenwaldes gedrängt. Und dann wieder tritt von links eine leichtgrüne Baumpflanzung heraus, hinter welchen Dächer und Türme des Palastes für die internationale Schiffahrt farbig hervorleuchten. Ueber das alles hinaus aber schweift das Auge auf die lieblaue Flut der Förde, in das regende Gewimmel ihrer Ufer und weiter hinaus in die silbergraue Ferne des Meeres.

Literatur.

— Der „Weihetrunk", der auch in der elitärsten Stadt Nahrlitzsch nach altem Brauch für das fahrende Volk gebraut wurde, hat schon manchem Dichter den Stoff in poetischer Behandlung gegeben, und namentlich sei an Uhlands Zeniers kulturgeschichtlichen Roman „Die Leiden von Tannhäuser" erinnert. Jüngstens in es Gustav Wolf Müller gelungen, dem Thema eine neue Seite zu seinem Epos „Der Pfeifer von Tannhäuser" abzugewinnen (München, Georg & Schmidt). Das Epos erzählt von der Liebe eines armen Jünglings zur Tochter des Nahrlitzschen Bürgermeisters — einer Neigung, die auch erwidert wird — und von den tragischen Ende der beiden Liebenden. Die Ursache ist rasch, und einige Verstöße gegen die Form lassen gegenüber dem wohlgelungenen Ganzen nicht ins Gewicht.

— „Ueber Eis und Schnee, die besten Skiheil der Schneeschuh und die Geschichte ihrer Verbreitung" von Nathanael Conrad. Zweite Auflage, umgearbeitet und ergänzt von A. Mäder und Dr. H. Lüdi (Bern, Schmid, Francke & Co.). Der Gedanke, der Verlagshandlung, Conrads sicherlich bekanntes Werk in neuer, verbesserter und vermehrter Auflage erscheinen zu lassen, wird von den Alpenfreunden, speziell den Hochtouristen, mit Freude begrüßt werden. Es liegen bis jetzt die beiden ersten, der Nordalpen (Berner, Uner, Glarner Alpen, Säntisgruppe) behandelnden Lieferungen vor. Wie verlautet nicht, diejenigen Teile, die sich zu Skitouren in den Schweizer Alpen für diesen Sommer eignen, auch das interessante und wertvolle Werk hinzuweisen.

Briefmappe.

M. K. in J. Der Gebrauch Christi Hel. wie wir noch unserer jetzigen Gewohnheit sagen würden, in die Nacht vom 24. auf den 25. Dezember des Jahres 0. Nach den uns bekannt in Betracht zu ziehenden jüdischen Kalender würden die beiden Tage ein Freitag und ein Samstag gewesen. Diese beiden Tage sind indes nach dem gregorianischen Kalender richtig zu setzen, und darnach fallen sie auf den 5. und 6. Februar des Jahres 1., auf einen Mittwoch und einen Donnerstag. Die Geburtsnacht betreffend Tanne ist von Lämmergeier verwandt, so gestaltet sich aber praktisch insofern leicht an der Hand einer kleinen Berechnung, der Professor Dr. Schubert in Leipzig erfunden und „Taschenuhr" benannt hat. Dieselbe besteht aus einem Kartenblatt, in dem sich zwei Scheiben hin und her bewegen lassen. Je nach der Stellung, die man diesen Scheiben gibt, läßt sich dem roten Zahlen des Kalenders Wochen jedes Tages vom Jahre 0 bis zum Jahre 2000, ganz gleich, ob altem oder neuem Stile, leicht ablesen. Die äußerst handliche Vorrichtung wird von der Firma J. Teubert in Leipzig-Reudnitz 31 in sehr hübscher Weise ausgeführt und ist von Jeder zum Preise von 1 M. 50 Pf. entschließlich der Anlagen für Verpackung und Porto zu beziehen.

K. S. Wir sind sehr begierig wieder zu welche Stelle Sie kommen werden. Wenn wir Ihnen Ihre Vermutungen nicht als positive Konjekturen bezeichnen, und nur der Intensität und nur noch den der Lust beschränken Einschränkungen in der Lage, Ihnen auf an uns gerichtete Fragen zu reichen.

Gestern N. in K. Mit besonderem Vergnügen gratulieren wir auch Ihrem Gatten Ihnen

Der Wanderer

Wenn Aars wandert im Gras und Feld und Flur,
Singt die erste Lerche ihm ihr Lied.
Ein milder und Abendrot durch Berg und Thal
Als ob sie freudig zum Herbstwandel.
Vom Aar des Fluges vom Morgenkleid,
Hinaus Gluth die dämmernde Gefilde.

Der Aarabe betrachtet sie, es singt der Brust
Ihr Herz voraus Hoffnung aus Aarne und Luft:
Der Schmerz hat plötzlich eine Pause tief ein,
Die Sehnsucht schweigt, sie ruht ungestillen Sein.
Der neue Tag beginnt so jung wie nie,
Und weckt den Frühling und Tanz und Lust.

Welche Verwandlung in der Harmonie
Schmerzende Wehmuth, ganze Melodie,
Handelnd Glück ist der Hoffnung Blüten ein,
Eines wird so die erste Aussicht in hin.
Es leuchtet auf des Glück hinterdrein!
Ob in die ungestörte Nachtzeit.

Fröhliche Fahrt. Allen Radlern wird entzücken durch das Vorgehaben bewährter Radfahrerbücher und Fahrer. Touristen und Empfehlungen von E. A. Koechler (Leipzig, Salzhäuser 21).

Radfahrer Vereinigung Union zu Köln. Adolf Weidtmann in Barmen. C. und C. Loos in Wien. „Hammer" in Hannover. Eduard Dürkopp in Bielefeld. Dr. R. in H. Abo v. L. in Berlin. Max Krug in Nürnberg. Paul Jacob in Riga. Carl Opitz in Leipzig. Carl Teichmann in Chemnitz. Dr. Boese in Pl. in Forst. „Hans" in Zschortau. „Der Neue Otto" in Hamburg. Jahrgang Kutzer in Chemnitz. „Arbeiterfreund" in Aachen. Dr. W. in Lübeck. Frau Henriette Hellwig-Zschopau in Meerane i. S.

Illustrirte Zeitschriften-Annahme bei Rudolf Mosse Annoncen-Expedition für sämmtliche hiesige und fremde Zeitungen, Journale und des Auslandes für die Schweiz, Italien und Frankreich in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, Prag, Magdeburg, München, Nürnberg, Wien, Stuttgart, Zürich.

Anzeigen — Insertions-Gebühren für die fünfgespaltene Garmondzeile 1 M. 80 Pf. Reichsmährung, 2.25.

Neuheiten in Seidenstoffen

Adolf Grieder & Cie. Seidenstoff-Fabrik-Union, Zürich
Königl. Spanische Hoflieferanten.

Küster Perry & Co. Nachf.,
Frankfurt a. M., empfehlen
Englische Lawn Tennis Spiele,
„Champion" Ia. Schlager ℳ 1250,
Lawn Tennis Schlager — Bälle — Pressen
Lawn Tennis Netze — Netzpfosten.
Komplete Lawn Tennis Spiele.
Lawn Tennis Schuhe — Anzüge.
Illustrirte Preisliste gratis und franco. Engagements werden mit ℳ 0.80

Gesetzl. Geschützte Handels-Marke
"MAIZENA"
The NATIONAL STARCH MANUFACTURING COMPANY
NEW YORK, U. S.
Unübertrefflich z. Herstellung von Puddings, Torten, Mehlspeisen, Cremes, Suppen u. Saucen. Das beste Nährmittel für Kinder und Kranke
Ueberall Vorrätig

Gegründet 1840.
KEMPF-SECT
Gebrüder Kempf, Königl. Bayer. Hoflieferanten
Neustadt a. d. Haardt (Rheinpfalz)

Reisetasche. Elegant, leicht und solid.
Englische Form.

Von braunem, prima Rindleder, kräftigem Bügel, sicherem, vierfachem Verschluß, Lederfutter und großer Innentasche.

Nr.	Länge	Preis
1354	31 cm	12 ℳ
1356	39 „	16 „
1360	45 „	20 „

Illustrirte Preisliste gratis
Preise ohne jeden Rabatt, Versand franko, Verpackung gratis
Zu beziehen nur durch Fabrik und Versandgeschäft
Moritz Mädler, Leipzig-Lindenau,
oder dessen Verkaufsläden: Berlin, Leipziger Str. 101-2. Leipzig, Petersstr. 8. Hamburg, Neuerwall 84.

Columbia ist unerreicht.
Columbia Fahrräder, das Fabrikat der berühmten gereist Pope Werke, der grössten Fahrrad-Fabrik der Welt, sind was Leichtigkeit, Haltbarkeit und elastische Ausführung anbetrifft unerreicht. Sie sind zu haben, oder können zu jeder Zeit, leicht, ohne Verletzung und auf diesen speziell Fabrikate-Einrichtungen, mit den neuesten Construction und neuen Originalen Material.
Illustrirt und beschrieben, und ist in der gegen 10 Pf. Marke zu beziehen durch:
MARKT & CO. Ltd. Berlin,
Generalvertretung für Europa.
Zuverlässige Händler gesucht, wo noch keine solche vertreten.

Wagner-Cyclus
im
Budapester kgl. ung. Opernhause
anlässlich der Millenniums-Feier 1896.
11. Juli und 15. August: Der fliegende Holländer.
12. Juli und 16. August: Tannhäuser.
14. Juli und 18. August: Lohengrin.
20. Juli und 19. August: Die Meistersinger von Nürnberg.
21. Juli und 22. August: Das Rheingold.
24. Juli und 23. August: Die Walküre.
25. Juli und 26. August: Siegfried.
28. Juli und 27. August: Götterdämmerung.
Dirigent: Julius Káldy.
Inszenirung: Alexander Erkel, Raoul Mader, Stefan Kerner.
Darstellendes Personal für die Hauptpartien:
Damen: Sedlmair, Gáll, Vasquez, Hilgermann, Handel, Futaky, Ábrányi, Rotter, Kneszér, Valent.
Herren: Perotti, Broulik, Ábrányi, Takáts, Beck, Ney, Szendrői, Dalnoki.

Technikum Hildburghausen Lehrmittel-Fachschul. Maschinen- & Elektrotechniker, Bauwerk & Hochbauer etc.
Aufnahme ganzjährig. Prospekte durch Rathke, Herzogl. Direktor.

WWW.NO

Le Nouveau Moteur de Recherche Belge

Le Nouveau Moteur de Recherche Belge

Le Nouveau Moteur de Recherche Belge

Schreibmaschinen
Kloster
Schreibmaschinen-Fabrik

Schreibmaschinen
A. WILF
Wien

Prof. Dr. Hamburger's
Lebens-Balsam
Wien

YAMAN
IMBIK
UNSILON

Ariol
Ariol

Pyramon
Kopfwasser

Wilhelm's
Lilienmilch-Seife

Wilhelm's
Lilienmilch-Seife

Wilhelm's
Lilienmilch-Seife

Über Land und Meer.

Nr. 41.

76. Band.
Achtunddreißigster Jahrgang.
Oktober 1895—1896.
Erscheint jeden Sonntag.

Deutsche Illustrirte Zeitung.

Preis vierteljährlich 3 M. 50 Pfg.
Mit Post-Aufschlag 3 M. 75 Pfg.
Redakteur
Ernst Schubert in Stuttgart.

Das Dreigespann auf dem neuen Justizpalast in Budapest. Kolossalgruppe von Atemin und Franz Steiner.

Digitized by Google

Kastengeist.

Roman aus der englischen Gesellschaft

von

E. Schroeder.

(Fortsetzung.)

Marie schmiegte sanft ihre Wange gegen das Goldhaar und wartete, bis das Schluchzen verstummt war.

„Was quält Dich, Katie," forschte sie dann leise, „sag mir's und erleichtere Dein Herz."

„Es ist eine schlechte Welt," stieß Kate leidenschaftlich hervor. „Ich hasse sie, und ich hasse alle Menschen darin!"

„Alle doch wohl nicht, Liebling?"

„Mitunter, ja! Mitunter, wenn ich Hannah sehe, dann sage ich mir: ‚Sie thut nur so, als ob sie für mich durchs Feuer ginge' — und vorhin, wie Du zur Stube hereinkamst, da dachte ich: ‚Sie ist im Grunde wohl auch nicht besser als die übrigen.'"

„Nun, wenn ich auch nicht viel tauge," entgegnete Marie sanft, „daß ich es gut mit Dir meine, ist gewiß."

„Du — nicht viel taugen?" fuhr Kate auf. „Meinst Du, ich wüßte es nicht, daß Du ein Engel bist? Das ist ja eben mein Unglück, daß ich das Falsche denken muß, meiner eigenen besseren Einsicht zum Trotz!"

„Engel gibt's nicht, Katie, Teufel, das heißt: vollkommen schlechte Menschen aber auch wohl kaum."

„Mir laufen genug in den Weg."

„Dir? Hier in Deiner engen Einsiedelei?"

„O, meine Einsiedelei ist so weit wie das Schloß, und Du glaubst nicht," — dies sagte sie mit einem Ausdruck des Ekels in den Zügen — „was so ein Schloß an Gesindel fassen kann!"

„Katie!"

„Du glaubst es wirklich nicht! Es ist zwar feines, vornehmes Gesindel, aber —" Wieder jener Ausdruck des Ekels. Dann, nach einer Pause mit hartem Auflachen: „Uebrigens habe ich auch schon hier in meiner engsten Klause einen Teufel in Gestalt einer Gouvernante, die alle ihre Pflichten vernachlässigt, die mit jedem Wort, das sie spricht, eine Lüge sagt, und die mit jedem Mann, der ihr in die Quere kommt —"

„Katie!" rief Marie wieder, und das heiße Blut schoß ihr in die Wangen.

„Ja, das Thema ist nicht schön," murmelte Kate, „wir wollen es lieber fallen lassen."

„Nein, nein, sprich weiter, erleichtere Dein Herz! Mir thut's ja nur so furchtbar leid, daß Du, gerade Du um solch häßliche Dinge wissen mußt."

„Gerade ich bin lange genug blind gewesen," erwiderte Kate mit einem bitteren Zucken der Lippen. „Noch vor ein paar Wochen existirte von den häßlichen Dingen keines für mich, da kam jene nächtliche Scene im Park, mir die Augen zu öffnen. Nun mußte ich sehen, ich mochte wollen oder nicht, und je mehr ich sah, desto grauer ward mir der Himmel, desto farbloser die Welt. Endlich aber, als die gräßlichste Entdeckung kam —" ein Schauder überrieselte sie — „da war das letzte bißchen Licht und Glanz verschwunden und um mich her alles Nacht."

„Von welcher Entdeckung redest Du?" fragte Marie mit einem angstvollen Blick in das Antlitz der Freundin, das in jedem Zug das Grauen malte.

Kate antwortete nicht sogleich. Dann die Lippen leicht von den Zähnen zurückziehend, als scheue ihr Mund sich vor der Berührung mit den Worten, die er äußern mußte, sagte sie: „Ich nannte die — Frau, die ich in jener Nacht bemerkte, die Herzogin von Wangor. Ich — that der Herzogin unrecht. Sie ist seit Wochen fort, und ein Stelldichein, wie ich es Dir beschrieb, fand — wieder vorgestern abend statt."

„Ha! Und Du weißt, wer . . .?"

„Ich habe sie erkannt. — Ich mußte wohl — sie ging ja dicht an mir vorüber — so dicht, ich hätte bloß die Hand auszustrecken brauchen, um sie zu fassen. Warum ich es nicht that? Gott weiß es! Ich hatte doch keine Rücksicht zu nehmen — auf sie nicht! Sie hat mir zur Qual gelebt, seitdem ich denken kann, und wenn ich einen Menschen hasse, aus tiefster Seele hasse, so ist sie es!"

Die letzten Worte wurden fast wild hervorgestoßen. Der schlanke Körper der Sprecherin bebte, ihre Hände hatten sich geballt, in ihren Augen loderte eine verzehrende Flamme.

Marie sah es mit Entsetzen. „Kate," stammelte sie zaghaft, „von wem — redest Du eigentlich." Und als ihr keine Antwort ward, fuhr sie in beschwörendem Ton fort: „Du solltest Dich nicht so aufregen, liebes Herz, es könnte Dir schaden!"

„Soll ich etwa still sitzen," fuhr Kate auf, „und es ruhig mit ansehen, daß man meinem Vater Schimpf anthut?"

„Schimpf?" wiederholte Marie. „Weil diese Begegnungen in seinem Häuschen stattfinden? Verzeih mir, Katie, aber das — das klingt mir doch ein bißchen übertrieben."

Kate sah sie an, groß und staunend. „Ja, begreift Du denn gar nicht?" fragte ihr Blick.

Allein Marie war himmelweit davon entfernt, zu begreifen. Sanft beschwichtigend fuhr sie fort: „In Deiner Stelle, mein Liebling, würde ich machen, daß ich die ganze häßliche Angelegenheit aus meinen Gedanken und aus meinem Leben los würde."

„Das will ich auch," versicherte Kate in hartem Ton. „Die nächste Gelegenheit lasse ich nicht ungenützt vorüber gehen, verlaß Dich darauf!"

„So meine ich's nicht, Katie! Daß Du diesen Menschen im Park auflauerst und Dich gar mit solch einer Frau in Erörterungen einläßest, ziemt sich nicht für Dich. Deine Pflicht ist's, zu thun, was ich Dir schon einmal riet, nämlich — Deine Mutter in diese Dinge einzuweihen."

Wieder kam jener große, staunende Blick von Kate. Dann plötzlich entfuhr ihr ein schneidendes Lachen.

Der Ton fiel verletzend auf Mariens Ohr. „Pfui, Katie," sagte sie stirnrunzelnd, „das war ein häßliches Lachen, und ich bin überzeugt, Du thust Deiner Mutter unrecht damit. Daß sie ihrer einzigen Tochter kein Gehör und keinen Glauben schenken sollte, ist ja undenkbar. Ich meine, im Gegenteil, sie wird Dir's danken, wenn Du sprichst, und sich beeilen, mit solchen Gästen aufzuräumen. Sie hat sich doch am Ende auch ihren eigenen Ruf zu wahren, und derartige Gesellschaft im Hause ist, meine ich, für eine alleinstehende Frau kompromittirend. So lange sie nichts weiß, freilich, kann sie auch nicht handeln."

„Beruhige Dich," sagte Kate wieder mit dem stahlharten Stimmklang, „sie soll alles wissen."

„So ist's recht," rief Marie, durch diese rasche Wirkung ihrer Worte ebenso überrascht wie erfreut. „Geh zu ihr so bald wie möglich. Wälze Dir die Last von der Seele, auch in Bezug auf diese fürchterliche Gouvernante, und Du wirst wieder freier atmen können."

„Meinst Du?" murmelte Kate mit einem sonderbaren Zucken der Lippen.

„Ich weiß es, Katie. Ist die Verworfenheit einmal aus Deinem Gesichtskreis entfernt, wirst Du bald vergessen, daß sie existirt, und allgemach, wie Du dies vergissest, wird sich die Welt um Dich wieder aufhellen. Statt uns arme Menschen allesamt zu hassen, werden wir Dir leid thun, denn Du wirst Dir sagen, daß wir ja nur darum schlecht sind, weil wir so schwere Mühe haben, gut zu sein, und dann wirst Du wieder Freude an Deinen Spaziergängen finden, Freude an Deinen Büchern und doppelte Freude an — Deinem Gesang."

Kates Züge verzerrten sich qualvoll, als die tröstliche kleine Rede so schalkhaft ausklang.

„Ich singe nicht mehr!" stieß sie rauhen Tones hervor.

„Aber, Katie! Abends doch?"

„Weder abends noch morgens."

„Wie? Auch hier etwas nicht in Ordnung?" rief Marie im Tone schmerzlichen Bedauerns.

„Er hat meine kleinen Lieder satt bekommen. Kein Wunder auch, es war nicht viel daran!" Und von einem neuen Verzweiflungsanfall gepackt, warf das arme Kind seine Arme auf den Fensterrand, preßte das blasse Gesichtchen darauf und brach, wie vorhin, in krampfhaftes Schluchzen aus.

„Ach, laß das Weinen," bat Marie, „liebe, liebe Katie, beruhige Dich! Satt bekommen? Wie weißt Du das? Du hast doch mit ihm selbst nicht gesprochen?"

„Ist es nicht Beweis genug, daß er fortbleibt?" schluchzte Kate.

„Seit wann ist er fort geblieben?"

„Heute werden es zehn Tage."

„Zehn Tage erst? Bah! Dann ist's zum Verzweifeln wahrlich noch zu früh. Er wird eben verreist sein, entweder in Geschäften oder einer Einladung folgend. Er darf doch am Ende weder seine Pflichten vernachlässigen noch seine sämtlichen Freunde vor den Kopf stoßen, weil er Kate Armitage so viel lieber singen hört. Das siehst Du doch ein, Närrchen, nicht wahr?"

„Er ist in Garston Hall, ich weiß es durch Hannah."

„Nun, dann hat er eben die Influenza wie alle Welt, oder wenn Dir dies zu schrecklich ist, auch meinetwegen nur eine Erkältung, die ihm das Herumstehen in der Abendkühle verbietet. Für ein zehntägiges Fortbleiben gibt's tausend Erklärungen. Liebe Du Dir nur ein neues Liedchen ein, er wird schon morgen oder übermorgen wieder erscheinen."

So fuhr sie fort, auf die Bekümmerte einzureden, bis diese endlich, sich die Augen trocknend, sagte: „Ach, könntest Du doch immer bei mir sein!"

„Du lieber Gott! Nicht einmal wiederkommen kann ich ja," dachte Marie, aber sie sprach es nicht aus, es wäre ihr zu grausam erschienen in diesem Moment. Sie suchte nur, so schwer es ihr um das Herz war, das Gespräch auf heitere Gegenstände zu lenken.

Es gelang ihr auch hin und wieder, ein Lächeln auf der Freundin Lippen zu locken, allein den größten Teil der Zeit blickten die blauen Augen müde und teilnahmlos, und daß der böse Geist der Schwermut keineswegs verscheucht war, davon lieferten ein paar Bemerkungen den Beweis, die sie im Laufe des Nachmittags machte.

Einmal sagte sie völlig unvermittelt: „Neulich, als Du hier in das düstere Zimmer tratst, da ward es wie mit einem Schlage hell — heute nicht."

Ein andermal: „Ich will Dir alles glauben, Marie, nur nicht, was Du an jenem Sonntag behauptetest, daß das Glück noch einmal wieder auferstehen kann, wenn es sieben Jahre im Grabe gelegen hat."

Plötzlich, mitten in einem Gespräch über Lieblingsdichter:

„Wenn ich nur wüßte, wer der Mann sein mag!"

„Welcher Mann?" fragte Marie verwundert.

„Der in das Epheuhäuschen kommt!"

„Katie, ich dachte, Du wolltest Dir diesen Menschen aus dem Sinn schlagen!"

„Ich wollte wohl, ich kann nur nicht. Löwen und Tiger sind leichter zu zähmen als Gedanken. Hundertmal am Tage lenke ich die meinen von der verhaßten Fährte fort, aber immer sind sie wieder darauf. Wer er wohl sein mag — ein Fremder, oder ein Einheimischer? Einer, der nicht ahnt, was für eine falsche Frau sie ist, oder einer, der sie genau kennt und so ehr- und pflichtvergessen ist wie sie selber? — So geht mir's im Kopf herum und läßt mir keine Ruhe. Gestern, bis in die Nacht hinein, habe ich hinter der südlichen Parkmauer gestanden und immer den Weg hinuntergespäht, der an der Klippe entlang führt, aber es ist niemand gekommen — außer Mr. Vernon, und der kann es doch nicht sein."

„Katie!" fuhr Marie entsetzt auf.

„Nein, nein, ich weiß es ja," stammelte Kate, „Dein Freund ist über jeden Argwohn erhaben. Der — andere war auch, meine ich, größer wie er."

Als der Abend herannahte, ward Kate, die bis dahin fast regungslos gesessen hatte, von einer nervösen Unruhe ergriffen. Sie sprang auf, ging im Zimmer hin und her, schob und rückte zwecklos an Tischen und Stühlen herum, öffnete endlich das Fenster und erklärte mit hörbarer Genugthuung, daß man heute Vollmond habe.

„Gut," sagte Marie, „er wird meinen Pfad beleuchten. Um neun Uhr muß ich nämlich daheim sein. Du gibst mir Hannah mit?"

„Selbstverständlich," antwortete Kate. „Ich will nur rasch erst den Thee bestellen!" Und sie flog förmlich auf die Schelle zu.

Dann, nach kaum beendetem Mahl fuhr sie mit fast unhöflicher Hast vom Tisch auf und befahl der Jungfer, die serwirt hatte: „Nimm Hut und Mantel

um und erwarte uns am Hauptthor, Hannah!“ Und sich zu Marien wendend: „Bis dahin begleite ich Dich!“

Das gute Mädchen, das an der ungewohnten Lebhaftigkeit ihrer jungen Herrin ihre grenzenlose Freude hatte, warf Marien im Hinausgehen einen dankbaren Blick zu. Diese aber dachte bei sich: „Es ist kaum acht Uhr. Es scheint, sie kann mich nicht rasch genug los sein.“ Und unter bangem Herzklopfen nahm sie, kaum daß sich die Thür hinter der Dienerin geschlossen hatte, der Freundin Hand.

„Katie,“ bat sie leise, „Du wirst nicht wieder bis in die Nacht hinein nach jenem Menschen ausspähen? Versprich mir das!“

„Ich — verspreche Dir's,“ erwiderte Kate nach kurzem Zögern.

„Und nicht wahr, Liebling, daß Du in dieser Sache mit Deiner Mutter, nur mit Deiner Mutter reden willst, das hast Du mir schon versprochen!“

„Ja!“

Bei diesem „Ja“, dessen überlauter, harter Klang sie zusammenfahren machte, hob Marie den Blick. Das Antlitz der andern erschien ihr wie eine tote Steinmaske, nur die Augen darin hatten unheimliches Leben.

„Katie,“ stieß sie angstvoll heraus, „diese fortwährende innere Erregung bringt Dich noch um!“

„Meinetwegen,“ entgegnete Kate bitter, „der Tod kann nicht schlimmer sein als dieses Leben!“

Dann stiegen sie die Treppe hinunter.

Unten angelangt schob Marie ihren Arm unter den der Freundin. „Kehre gleich vom Thor in Dein Zimmer zurück, Katie!“ flehte sie.

„O, einen kleinen Umweg wirst Du mir gestatten müssen,“ erwiderte Kate in etwas unwilligem Ton.

„Katie, liebe Katie, thu mir den Gefallen!“

„Warum in aller Welt?“

„Ich weiß nicht, aber ich habe eine Todesangst, Dir möchte etwas zustoßen.“

„Meinst Du, daß sich in unserem Park Mörder versteckt halten?“

„Wenn ich auch nur dächte, Du begegnetest jener Frau wieder, ich ginge nicht ruhig fort.“

„Bah! Sie wird keinen Dolch bei sich tragen, und ich — da! sieh her — ich habe leere Hände.“

„Das ist's nicht, aber —“

„Quäle mich nicht, Marie! Ich kann nicht ins Haus zurück, bevor ich mich überzeugt habe, daß — da unten alles in Ordnung ist.“

„So laß mich mit Dir!“

Kate stand einen Moment unschlüssig, dann sagte sie: „Gut, so komm!“

Es war ein weit und breit berühmter Park. Er enthielt eine Riesenreihe, der man das Alter des Schlosses gab, und auch sonst an gewaltigen Bäumen eine Fülle. Seit Jahrhunderten respektirte die Axt diese hehren Zeugen der Vergangenheit. Der Natur war es vorbehalten, ihnen ihr Lebensziel zu stecken. Sie sandte den Sturm, sie sandte den Blitz, sie ließ auch wohl an einem Sommertage, an dem sich nicht das leiseste Lüftchen regte, eine mächtige Ulme im vollen Blattschmuck krachend niederschlagen. Allein dicht blieb trotzdem das Zweiggewirr. Stellenweise drang bei Tage die Sonne kaum hindurch, geschweige denn der Mond bei Nacht.

Marien ward gleich nach den ersten Schritten beklommen zu Mute. „Man sieht ja kaum die Hand vor Augen,“ flüsterte sie, sich eng an Kate schmiegend; „daß Du Dich zurecht finden kannst in solcher Finsternis!“

„Im Schlaf könnte ich das,“ lautete die Entgegnung.

Nachdem sie eine Weile geradeaus gegangen waren, machten sie eine Wendung rechts, dann wieder eine links. Nun lichtete sich das Dickicht, die Baumstämme traten, eine lange, breite Allee bildend, aus einander, und durch das Laubgewölbe oben fand hin und wieder ein Mondstrahl seinen Weg.

„Da ist es,“ sagte Kate, auf ein kleines Gebäude mit einem Miniaturportikus und einem Türmchen ganz am Ende des Baumgangs deutend.

„Richtig, das Epheuhäuschen,“ murmelte Marie, deren Herzklopfen bänglicher wurde.

„Siehst Du Licht?“

„Nur den Mond, der sich in den Fenstern spiegelt. Es wird niemand darin sein. Komm, laß uns umkehren!“

„Nein, ich muß meiner Sache erst ganz gewiß sein. Wenn Du Angst hast, so bleib hier und warte, bis ich zurückkomme.“

Daß ihr sterbensangst war, konnte Marie sich nicht verbergen, doch sie preßte ihren Arm nur fester in den der Freundin.

So schritten sie dann hastig vorwärts, auf das Epheuhäuschen zu und sodann spähend um dasselbe herum.

Nicht der leiseste Flüsterlaut scholl heraus, und zwischen den von innen vorgeschobenen Fensterläden blinkte kein Lichtstrahl.

Marie that einen tiefen, erleichterten Atemzug. „Du hast Dich überzeugt, daß alles in Ordnung ist?“ fragte sie.

„Ja,“ antwortete Kate zögernd.

Sie kehrten um, hatten sich aber erst eine kleine Strecke entfernt, da ging es plötzlich wie ein Ruck durch Kates Gestalt. Sie stand wie angewurzelt, und ihre Finger umspannten die der Gefährtin mit schmerzhaftem Druck.

„Was ist?“ wollte Marie fragen, doch noch bevor sie die Lippen öffnen konnte, fühlte sie sich mit Blitzesschnelle seitwärts gerissen und in den Baumschatten gedrängt. „Still!“ zischte Kate, doch es bedurfte der Ermahnung nicht, Marie war schon vor Schrecken sprachlos. Die Linke fest auf die Brust gepreßt, um das laute Schlagen ihres Herzens zu dämpfen, stand sie angstvoll aufhorchend.

Ein leichter Tritt ward vernehmbar, begleitet von einem Geräusch, wie wenn eine Frau ihre Seidenschleppe hinter sich her über den Kies des Weges zieht. Näher kam es, die Allee herunter — immer näher. Jetzt tauchte aus dem Baumschatten eine hohe Gestalt auf, und jetzt flackerte ein neugieriger Mondstrahl, der sich durch das Gezweig gestohlen hatte, über ein Antlitz hin, das Marie nicht oft gesehen hatte in ihrem Leben, das sie aber trotzdem sofort wiedererkannte. Dafür, daß ihr kein Laut entschlüpfte, sorgte Kates Hand, die sich mit einer raschen Bewegung auf ihren Mund gepreßt hatte.

Nun war die Gestalt vorüber. Nach wenigen Sekunden trat sie drüben, neben dem Epheuhäuschen, voll in das Mondlicht. Man sah den Spitzenschleier, der das Haupt umgab, den langen dunklen Mantel, der mit Ausnahme der hellen Seidenschleppe, die auf dem Kies lag, die ganze Figur umhüllte. Jetzt streckte sich unter dem Mantel ein juwelengeschmückter Arm hervor, jetzt hörte man einen Schlüssel sich klirrend im Schloß drehen, eine Thür in ihren Angeln knarren, und jetzt war nichts mehr zu hören noch zu sehen.

Mit einem Ruck wandte Kate Marien ihr Antlitz zu. „Begreifst Du nun endlich?“ zischte sie durch die zusammengebissenen Zähne.

„Katie,“ stammelte Marie, „es war ja Deine Mutter! Ich habe sie deutlich erkannt.“

„Nun, dann weißt Du, daß . . .“

Unter dem stahlharten, haßerfüllten Blick von Kates Augen ging Marien ein schreckliches Licht auf.

„Um Gottes willen,“ brachte sie stockend hervor, „Du willst doch nicht sagen, daß Deine Mutter und — und jene Frau, von der Du sprachst —“

„Sie sind ein und dieselbe Person.“

„Entsetzlich!“

„Ja wohl, entsetzlich! Ich habe Dir versprochen, mit ihr zu reden, und ich werde es thun — jetzt, diesen Moment noch!“

Einen wilden Entschluß in den Mienen, wollte sie aus dem Gebüsch heraus, allein Marie stand ihr plötzlich im Wege.

„Katie,“ rief sie, ihr beschwörend die Hände entgegenstreckend, „thue es nicht! Liebste, beste Katie, es geziemt Dir nicht — es ist haarsträubend, widernatürlich, daß Du, das Kind, mit Deiner Mutter rechten willst!“

„Widernatürlich?“ entgegnete Kate hart und höhnend. „Widernatürlich ist ihr Benehmen gegen mich gewesen von meiner Wiege an. Sie hat mir meine Kindheit, hat mir meine Jugend verleidet, und Du willst, daß ich in ihr meine Mutter sehen soll? Unmöglich! Ich habe nie eine Mutter gehabt — nie! Ich habe nur einen Vater, und meines Vaters Ehre zu verteidigen, bin ich hier!“

Mit einer heftigen Geberde stieß sie die Flehende zur Seite und stürzte an ihr vorüber, auf das Epheuhäuschen zu. Auf halbem Wege jedoch stockte ihr Fuß. Sie fuhr mit der Hand in die Tasche.

„Der Schlüssel,“ stieß sie, fast weinend vor Wut, hervor, „der unglückliche Schlüssel, ich habe ihn vergessen!“ Und hastig kehrt machend, floh sie mehr, als sie ging, in der Richtung des Schlosses davon.

Ein Stück Weges lief Marie ihr nach. Dann stand sie wieder still. Es nützte nichts. Sie holte die Fliehende nicht ein. Es war auch besser, sie harrte aus auf ihrem Posten. Vielleicht gelang es ihr doch noch, die Zurückkehrende zu besänftigen, oder wenn nicht, dann war sie jedenfalls da, um ihr zur Seite zu stehen.

Gegen wen? Gegen die Mutter? Sie durfte sich doch in diese Angelegenheit nicht hineinmischen — unmöglich! Nein, nein, das wollte sie auch nicht, es gab auf der Welt nichts, das ihr mehr widerstrebte. Nur irgendwo in der Nähe halten wollte sie sich.

So trat denn Marie wieder in das Gebüsch zurück. Die Hände krampfhaft ineinander flechtend stand sie da und spähte unverwandt nach der Richtung hin, in der Kate verschwunden war.

Auf einmal fühlte sie sich durch ein Geräusch veranlaßt, den Kopf nach dem Häuschen zu wenden. Da sah sie, — oder täuschte sie sich? — daß unter dem kleinen dunklen Portikus eine Gestalt verschwand.

Nein, getäuscht hatte sie sich nicht, denn jetzt klang wieder jenes Kreischen wie von einem Schlüssel, der sich im Schloß drehte, jenes Knarren einer Thür herüber. Sicherlich — ihr ward heiß und kalt bei dem Gedanken — sicherlich war jetzt der Unbekannte eingetreten.

Aber — nein! Da stand er ja — zwar halbwegs im Schatten, allein sichtbar trotzdem. Herausgetreten also war er, und — merkwürdig! — mit dem Fortgehen hatte er keine Eile. Unbeweglich stand er, immerfort, wie es schien, nach dem Portikus hinstarrend. Er wartete vielleicht — auf sie?

Doch sie erschien nicht, und jetzt drehte er sich, mit einem Kopfschütteln, wie es schien, um und kam daher, die Allee herauf.

„Der gräßliche Mensch,“ dachte sie, „daß er mich nur nicht sieht! Ich möchte nicht von solch einem Menschen angeredet werden, um keinen Preis.“

Sie raffte ihr Kleid enger an sich und schmiegte sich fester an den Baumstamm, hinter dem sie stand, preßte die Stirn daran und schloß die Augen. Allein schon nach einer Sekunde öffnete sie diese wieder. Es war etwas in dem Schritt des Mannes, das sie dazu veranlaßte, nur in dem Klang des Schrittes vorerst und nun, wie sie in banger Ahnung hinsah, auch in der Körperhaltung, in der Bewegung. So, den Kopf ein klein wenig zur Seite geneigt, die Hände in den Taschen seiner Joppe, etwas weit und rasch ausschreitend, so — es war, als legte sich eine eisige Hand auf ihr Herz — so ging Jack Vernon.

Im Nu war sie aus ihrem Schatten heraus. Mitten in seinem Wege stand sie, so plötzlich, daß er förmlich zurückprallte.

„Du?“ stieß sie außer sich hervor. „Du hier?“

„Molly!“ murmelte er, scheinbar verwirrt.

„Was hattest Du hier zu suchen?“

„Dich, Molly. Ich wußte, daß Du um neun Uhr heimkehren würdest, und ich wollte Dich um die Erlaubnis bitten, Dich begleiten zu dürfen.“

Es war etwas Zaghaftes im Ton seiner Stimme, etwas, das Jack sonst im Verkehr mit ihr nicht eigen war.

„Das böse Gewissen!“ dachte sie, und während ihr Herz aufschrie vor Qual, fragten ihre Lippen im strengsten Richterton: „Mich — an jenem Ort?“ Sie deutete mit ausgestrecktem Finger nach dem Epheuhäuschen hin.

„Nicht doch,“ antwortete er, „Dich im dunklen Park anzutreffen, konnte ich natürlich nicht erwarten. Ich war im Begriff, direkt in das Hauptthor hineinzusteuern, da sah ich von weitem — jemand diese Richtung nehmen, und aus — hm! nennen wir es Neugier — fand ich mich veranlaßt, zu folgen.“

„Neugier,“ entgegnete sie mit einem verächtlichen Zucken der Lippen, „wird es wohl nicht gewesen sein?“

„Nein,“ gab er nach einigem Zögern in merkbarer Verlegenheit zu, „im Grunde nicht. Ich habe nur momentan keine andere Bezeichnung dafür. Die

Monumento a la Independencia de la República, en la cima. Arriba, Nuestra Señora de la Paz de Quito.

ALEXANDRE CABANEL, *Napoléon Ier*, 1853, huile sur toile, 1,96 × 2,60 m, Paris, musée d'Orsay.

— Sache, um die es sich handelt, ist gar zu heikel, sie — paßt nicht recht für Deine Ohren."

Ein schneidendes Lachen entfuhr ihr. „Du bist sehr ehrlich," sagte sie, und dann wandte sie sich hastig zum Gehen.

„Molly," rief er ihr bestürzt nach.

Da fuhr sie wieder herum. „Nie mehr diesen Namen!" befahl sie in einem Ton, der bereits die aufquellenden Thränen verriet. „Damit ist's aus. Wir sind einander nichts mehr — gar nichts in Zukunft!"

„Aber warum denn nicht?!" stieß er außer sich hervor. „Ich sehe keinen Grund für solche Härte — wüßte auf der Welt nichts, das ich gegen Dich verbrochen hätte, als höchstens jenen Kuß, und für den, wenn Du es verlangst, will ich Abbitte thun auf den Knieen!"

„Spar Dir die Mühe! Was sollte es auch nützen? Der Du für mich warst — mein Ideal, mein Höchstes auf der Welt — kannst Du nun ja doch nie — nie mehr sein!"

Ihre Stimme brach in Schluchzen. Beide Hände vor das Gesicht schlagend, stürzte sie davon.

„Molly, halt! Hör mich — laß mich wenigstens auf einen Moment zu Worte kommen!" rief er ihr nach, aber sie eilte dahin, so rasch ihre Füße sie tragen wollten.

Eine Weile vernahm sie hinter sich seinen verfolgenden Schritt, da, an einer Stelle, wo die Finsternis schwarz lagerte, bog sie rasch entschlossen vom Wege ab und schlüpfte in ein Dickicht. Gleich darauf hörte sie ihn in wilder Hast vorüberstürmen. Als es ihr schien, daß er sich genügend weit entfernt haben müsse, setzte sie ihren Weg fort.

Sie war sich nicht mehr bewußt, daß sie einer Freundin beizustehen habe gegen eine zur Wut gereizte Mutter. Sie trachtete nur heimzukommen so bald wie möglich. Gesenkten Hauptes ging sie, die Augen voll bitterer Thränen. Klar war ihr die Richtung nicht, die sie einzuhalten hatte, klar war überhaupt nichts in ihrem armen Kopf. Mechanisch bog sie — jetzt hier, jetzt dort — in einen Seitenpfad. Daß sie sich nach einer Weile in der mondbeschienenen Einfahrt fand, war wie ein Wunder. Doch sie dachte darüber nicht weiter nach.

Als vom Thor her eine sanfte Stimme sagte: „Wenn Durchlaucht mich suchen, ich bin hier," erinnerte sie sich mit leichtem Zusammenschrecken der Freundin.

„Laufen Sie, so rasch Sie können, nach dem Epheuhäuschen, Hannah," stieß sie heraus, „Miß Kate ist dort. Miß Kate bedarf Ihrer."

Im nächsten Moment hatte sie Kate schon wieder vergessen. Ueber die Schafweide hin verfolgte sie ihren einsamen Weg. Der Wind strich kühl gegen ihre brennenden Schläfen. Das that wohl.

(Fortsetzung folgt.)

Das Dreigespann auf dem neuen Justizpalast in Budapest.

(Siehe die Abbildung Seite 649.)

Die Griechen und Römer schmückten öffentliche Bauten, namentlich die Plattformen der Triumphbögen mit dem Siegeswagen. Als schönste Reste aus jener Zeit gelten die vier Pferde auf der Markuskirche in Venedig, die ein siegreicher Doge als kostbare Beute dem Boden von Byzanz entriß. Die Renaissance hat sich vornehmlich an dieses Vorbild gehalten, und die Quadriga, das Viergespann, wurde seither vielfach zu dekorativer Ausschmückung, namentlich von Siegesthoren, verwendet. Napoleon I. bekundete eine besondere Vorliebe für diese Art architektonischen Schmucks und erst nach seinem Sturze gelangte Venedig wieder zu seinen Pferden und Berlin zu seiner Quadriga. Mit dem Entwurfe des „Dreigespanns" löste der Bildhauer Karl Senvei die schwierige Aufgabe, die bei der Quadriga gewohnte ruhige, symmetrische Form zu vermeiden, um eine lebhafte, bewegte Rokkoligruppe zu gestalten. Zum Giebelschmuck des neuen Justizpalastes in Budapest bestimmt, ist die Gruppe der italienischen Spätrenaissance angepaßt, in welchem Stil dieses prachtvolle Gebäude, nach den Plänen des Architekten Alois Hauszmann, Professors am Polytechnikum zu Budapest, aufgeführt wird. Der Millenniumsausstellung, für welche die Gruppe von den leitenden Faktoren verlangt wurde, konnte dieselbe nicht überlassen werden, da der neue Justizpalast am 1. Juli dieses Jahres seiner Bestimmung übergeben wird. Dieser Bau ist das Millenniumsdenkmal der ungarischen Rechtspflege, und der hier einziehende „oberste Gerichtshof" gilt dem Ungar als Symbol der Unabhängigkeit des Richterstandes. Die monumentale Giebelgruppe wird auf diesem Palaste den Triumph der Gerechtigkeit symbolisch darstellen. Die 7 Meter hohe Gruppe wurde im Atelier von Armin und Franz Steiner in Budapest in Kupfer getrieben. Die Kupferhülle des Dreigespanns wiegt allein 20 Meter-Zentner. Die Treibarbeit für monumentale Zwecke in überhaupt eine wiedererstandene Kunsttechnik. Dieselbe in Ungarn eingeführt zu haben, ist ein Verdienst von Armin und Franz Steiner, deren erste Leistung auf diesem Gebiete unser Bild darstellt. K. H.

Blind.

Von

Alice Freiin von Gaudy.

An wundervollem Sommertag
Durchzogen wir ein Alpenthal,
Auf schneebedeckten Firnen lag
Der Morgensonne goldner Strahl.
Rings Tannenwald und Mattengrün,
Durchwogt von raschem Bacheslauf;
Rings Licht und Farben, Duft und Blühn:
Weit thaten sich die Herzen auf.

Und jubelnd hallte unser Sang,
Der Schönheit dieser Welt geweiht:
Ein Psalmenlied, ein Hymnendank
Dem Schöpfer der Vollkommenheit!
Da schreckte uns ein Klagelaut,
Der Schweigen unserer Lust gebot:
„Ihr, die ihr noch die Sonne schaut,
Helft — lindert einer Blinden Not!"

Und angesichts der Gletscherpracht
Saß, tief gebeugt durch sein Geschick,
Ein junges Weib in ewiger Nacht,
Heiß flehend aus erloschnem Blick.
Scheu tastete die blasse Hand
Und nahm der Wanderer Spenden ein —
O, welch ein Los, in diesem Land
Gewaltiger Schönheit blind zu sein!

Wie zogen wir so still dahin —
Und keiner sang und keiner sprach —
Ein jeder hing mit trübem Sinn
Des Lebens Widersprüchen nach:
Hier frohe Brust, von Licht erfüllt,
Hier Schöpfungszauber groß und hehr —
Und dort in Dunkel eingehüllt
Ein Herz von allem Jammer schwer.

Die Einweihung des Kaiser Wilhelm-Denkmals auf dem Kyffhäuser.

(Siehe die Abbildung Seite 652.)

In Gegenwart des Kaisers Wilhelm und zahlreicher deutschen Fürsten erfolgte am 18. Juni auf dem Kyffhäuser die Einweihung des von den deutschen Kriegervereinen errichteten Monumentaldenkmals für Kaiser Wilhelm I. Vom brausendem Jubel begrüßt, traf der Enkel des verewigten Heldenkaisers um Mittag auf dem Festplatze ein, begleitet vom Fürsten von Schwarzburg-Rudolstadt, in dessen Lande der sagenumwobene Kyffhäuser aufragt. Nachdem der Kaiser die Meldung der Generale entgegengenommen und unter klingendem Spiel die Front der Ehrencompagnie abgeschritten hatte, begab er sich nach dem Festzelte und von hier in Begleitung der anderen Fürsten nach der Bogenhalle. Der Präses des Denkmalsausschusses, General von Spitz, dankte für das Erscheinen des Kaisers und der Fürsten, im Namen der alten Soldaten Treue gelobend. Professor Westphal, der Schriftführer des Denkmalausschusses, hielt darauf die Weiherede. Er erinnerte daran, daß seit siebenhundert Jahren kein Kaiser den Kyffhäuser mehr betreten, gedachte der großen Zeit der Reichsgründung und der Einigung aller deutschen Stämme durch Kaiser Wilhelm den Großen und hob hervor, daß die Kriegervereine ein Schutzwall gegen vaterlandslose Volksverführung seien. Der Kaiser erwiderte mit kurzer, kerniger Rede, in welcher er darauf hinwies, daß das Denkmal den kommenden Geschlechtern ein Wahrzeichen sein solle, einig und treu zu bleiben in der Hingebung an Kaiser und Reich, an Fürst und Vaterland. Fürst Günther von Schwarzburg-Rudolstadt übergab dann das Denkmal der Oeffentlichkeit und brachte ein Hoch auf den Kaiser aus, in das die Festversammlung brausend einstimmte, worauf sie die Kaiserhymne sang. Nun fielen auch die Geschütze der aufgestellten Batterie des thüringischen Feldartillerieregiments Nr. 19 ein, untermischt von den Donnerschlägen zweier aufziehenden Gewitter. Alsdann stieg der Kaiser zur Fahnengruppe empor und salutirte vor dem Reiterstandbild seines erlauchten Großvaters unter begeisterten Hochrufen der Menge. Nach der Besichtigung des Denkmals fand eine Parade über die 30,000 ehemaligen Krieger statt. Unsere Abbildung stellt den Moment dar, in welchem die hohen Herrschaften nach Beendigung des eigentlichen Festaktes in das Fürstenzelt zurückkehren.

Schon früher, als das Denkmal erst im Entwurfe bestand, haben wir es in Wort und Bild eingehend geschildert und konnen uns deshalb mit einer kurzen Rekapitulation begnügen. Das Denkmal ist nach einem Entwurfe des Architekten Bruno Schmitz hergestellt. Eine gewaltige halbkreisförmige Ringterrasse nimmt den Besucher zunächst auf. Drei Portalbogen öffnen den Blick in einen Felsenhof, von dem aus man herrliche Ausblicke auf die goldene Aue genießt. Diese Portalbogen leiten zu der geschlossenen, aus dem Felsen aufragenden Hauptsteinwand hinüber, wo unter einem reich mit Ornamenten geschmückten Bogen der alte Kaiser Barbarossa, auf seinem Throne sitzend, im Augenblicke des Erwachens dargestellt ist. Um ihn herum liegt sein Gefolge, Reisige, Schloßwächter und Zwerge, Rosse und Hunde, noch in tiefen Schlaf versunken. Das Barbarossabild ist von dem Berliner Bildhauer R. Geiger geschaffen, die Reichsadler, Wappen, Krone, Kapitäle der Säulenstümpfe an der Bogenhalle vom Bildhauer Vogel. Rechts und links der Eingangshalle des Felsenschloßhofes führen breite Freitreppen zu den Terrassen empor, auf der sich das Reiterstandbild Kaiser Wilhelms und der architektonisch prachtvoll wirkende Turm, das Hauptwerk des Ganzen, erheben. Dieser Turm krönt den Abschluß des gleichsam aus dem Bergesinnern herausgestiegenen Felsenschlosses des alten Barbarossa, zu dem man in verschiedenen Terrassen und Absätzen emporsteigt. Die zinnenbewehrte Kuppe krönt als Vollendung des Baues die mächtige deutsche Kaiserkrone, weit hinausschimmernd in das Land. In einer Nische des Turmes ergänzt das von dem Bildhauer Professor Hundrieser entworfene Reiterstandbild Kaiser Wilhelms; zu seinen Füßen rechts ein die Wehrkraft des deutschen Volkes darstellender markiger Germane; zur Linken reicht die Geschichte, eine prächtige weibliche Gestalt, dem Kaiser den Lorbeerkranz. Der Kaiser sitzt in einfach sicherer Haltung auf dem ruhig dahinschreitenden Pferde. Der Blick schweift ernst und sinnend in die Ferne. So haben ihn tausende und abertausende Krieger über die Schlachtfelder von Frankreich reiten sehen, so lebt er in dem Gedächtnis seiner Soldaten. Jede höfische Verzierung ist vermieden. Kein Siegesengel, kein Lorbeerkranz, kein Feldmarschallstab — einfach und groß reitet der Held aus dem alten Barbarossaschlosse hervor. Die gesamte Anlage hat eine Längenausdehnung von 131 Meter, eine Breitenausdehnung von 96 Meter. Die Ringterrasse bildet einen Halbkreis von 96 Meter Durchmesser und fällt an der Nordseite, der steilsten, 12 Meter ab. Bis zur Fundamentsohle ist sie 20 Meter hoch. Die Hoch- und Turmterrasse mit der Bogenhalle und dem Burghofe mißt 90 Meter in der Länge, 61 Meter in der Breite. Der Turm ist von quadratischem Querschnitt und hat ohne Sockel eine Seitenlänge von 20 Meter; von der Hochterrasse aus ist er 57 Meter hoch. Der innere, gewölbeartige, zu ebener Erde gelegene Raum hat einen Durchmesser von 10,2 Meter; er ist kreisrund mit mehreren Absiden. Von der Turmhalle bis zu der Kuppe hat man 232 Stufen zu steigen. Hier ruht die Krone auf acht massiven Strebern. Sie hat einen Durchmesser von 3,5, eine Höhe von 6,6 Meter. Die Gesamtmassen des Denkmals betragen 25,000 Kubikmeter, sein Gesamtgewicht $1^1/_2$ Millionen Zentner. Man könnte mit den Steinen des Denkmals eine Stadt für 5000 Einwohner bauen. Die Gesamthöhe des Denkmals, von dem untersten Punkte der Ringterrasse bis zur Turmspitze beträgt 81 Meter, von der Ringterrasse bis zur Turmspitze 69 Meter. Das Reiterstandbild Kaiser Wilhelms ist aus Kupferplatten von 2 bis 3 Millimeter Wandstärke getrieben, und die Höhe des Reiters von den Pferdehufen bis zur Helmspitze mißt 8,76 Meter. Das ganze Reiterstandbild wiegt 396 Zentner.

Zur Bestreitung der Kosten des Denkmals waren zur Zeit der Grundsteinlegung, die am 10. Mai 1892 stattfand, 560,000 Mark gesammelt, so daß noch die Summe von 240,000 Mark an der damals für notwendig gehaltenen Gesamtsumme von 800,000 Mark fehlte. Im Laufe der Zeit erhöhte sich die Kostensumme aber ganz beträchtlich, hauptsächlich infolge der Fundamentirungsschwierigkeiten. So werden sich die Gesamtkosten, einschließlich der Kosten für die Kyffhäuser-Wirtschaft und die Wegeanlagen, auf 1,300,000 Mark stellen. Da der Erfolg der Sammlungen mit dem schnellen Gang der Bauarbeiten nicht gleichen Schritt hielt, mußte eine Anleihe aufgenommen werden. Der deutsche Kriegerbund gab ein Darlehen von 200,000 Mark; im ganzen beträgt die zur Vollendung des Baues notwendige Anleihe 300,000 Mark. Dieses Darlehen muß zu $3^1/_2$ Prozent verzinst werden. Fast genau so viel fehlt zurzeit an den Sammlungen; der Betrag wird jedoch vom Deutschen Kriegerbunde aufgebracht werden, der einen Durchschnittsbetrag von 1 Mark für seine Mitglieder beschlossen hat. Dank den Darlehen erlitten die Bauarbeiten keine Unterbrechung. Die deutschen Krieger, die dieses gewaltige Denkmal geschaffen, dürfen stolz auf ihr Werk sein. Ein solches Monument haben noch niemals in der Welt Soldaten ihrem Heerführer errichtet.

Aus der internationalen Kunstausstellung in Berlin.

(Siehe die Abbildungen Seite 653, 656 und 657.)

Zu denjenigen Werken, welche auf der diesjährigen großen Kunstschau in Berlin am meisten die Aufmerksamkeit der Besucher erwecken, gehört das eine der Gemälde, die wir in der vorliegenden Nummer unserer Zeitschrift veröffentlichen. Einen gewaltigen Vorwurf hat Ferdinand Brütt, der Düsseldorfer Meister, für sein Bild „Christus victor“ erwählt. Ihm schwebte wohl der Gedanke vor, den finsteren Gewalten des Umsturzes, die am Ende dieses Jahrhunderts in allen Landen sich regen, denen weder göttliches noch menschliches Recht heilig ist, und die in wahnwitziger Verblendung vor den schlimmsten Frevels nicht zurückschrecken — diesen dämonischen Gewalten der Hetze, unüberwindliche himmlische Macht gegenüber zu stellen. Mögen die wilden Horden Brand und Verwüstung anrichten, mögen sie in ihrem Taumel selbst an das Erhabenste sich wagen, es gibt einen unerschütterlichen Felsen, an welchem ihre ruchlose Vermessenheit zerschellt. „Der im Himmel wohnet, lachet ihrer“, heißt es im zweiten Psalm, und der Herr spricht: „Ich habe meinen König eingesetzt auf meinen heiligen Berg Zion ... Küsset den Sohn, daß er nicht zürne und ihr umkommet auf dem Wege. Denn sein Zorn wird bald entbrennen, aber wohl allen, die auf ihn trauen.“ Mit fortreißender Gewalt hat der Künstler diesen Vorwurf durchgeführt, und mag seine Schöpfung für den ersten Moment auch auf manchen eine beklemmende Wirkung ausüben, bald löst sich diese Empfindung in dem befreienden Blick auf die hehre Gestalt des siegenden Erlösers: „Wohl allen, die auf ihn trauen!“

Eindrücke ganz anderer Art ernst das zweite der Berliner Kunstausstellung entlehnte Werk von dem niederländischen Maler Karel Ooms hervor. An die Ufer des Nils versetzt uns der Künstler mit seiner heiteren Scene. Der Tag war bedrückend schwül, und in den verhältnismäßig kühlen Gemächern des Hauses hielt sich die Familie, so lange die Sonne am Himmel stand, verborgen. Endlich tauchte der feurige Ball hinter den westlichen Hügeln unter, eine köstliche Frische wehte aus dem breiten Strome empor, und man erstiegen sie, die Kühlung voll zu genießen, das Dach ihres Hauses. Erst singt die schöne Fatme zum Klange des merkwürdigen Instruments, das halb einer Guitarre, halb einer Harfe ähnelt, ein fröhliches Lied in den wonnigen Abend hinein, dann ergreift sie ihr Knäblein, setzt es auf ihre Schulter und führt mit dem neckisch sich sträubenden Bürschchen einen heiteren Tanz aus. Glücklich lächelnd schaut der Gatte und Vater dem heiteren Spiele zu.

Aphorismen.

Des Menschen größte Macht liegt nicht in der Stärke, sondern im Willen.

•

Freundlichkeit ist dem Starken eine Zierde, dem Weisen eine Krone, dem Reichen ein Loblied, dem Armen eine Hilfe, dem Weibe aber ein duftender Kranz von Blüten.

•

Die leeren Aehren tragen den Kopf am höchsten, doch in der Ernte gelten sie nichts. a. v.

Haschisch.

Ein Farbenspiel

von

Rudolf Stratz.

Eigentlich ist's ja die tolle Idee, sich in Haschisch zu berauschen ... Aber angenehm! Träumerisches Duseln, bunte Bilderfetzen, ein ganzes Leben ... das eigene ... ein fremdes? ... das weiß der Himmel.

Man liegt eben da und träumt ...

Wie nett das Glöckchen klingt hoch oben vom Krummholz des rasch trabenden Pferdes, eintönig, unermüdlich, unermeßlich, wie das heilige Rußland selbst und seine Steppen ...

Die Steppen verschwimmen mit dem Himmel in der Glut des Sommertags. Fern ... in der zitternden Luft spiegelt sich die Fata Morgana ... verkehrte Schiffe ... umgestülpte Bäume ... das Gras zu schwärzlichen Klumpen verdorrt, klafterbreite Erdrisse in dem ausgetrockneten Boden, riesige Staubwolken, die im heißen Wüstensturm gespenstisch als Windhosen über die ungeheure Oede dahinwandeln, daß die Werstpfähle auf der zerfahrenen Landstraße knarren und der haarbuschige, verwilderte Pope, der auf ihr von der Branntweinschenke zu seiner grüngestrichenen Zwiebelkirche zurücktrottet, sich erschrocken bekreuzigt.

Der Kutscher schnalzt mit der Zunge. „Vorwärts, mein Täubchen ... goluptschik mol! ... Vorwärts, du Adler!“ Die rauhaarigen Steppengäule bocken unter der Peitsche und greifen schnaubend aus ...

Wie nett das Glöckchen klingt ... die Werstpfähle fliegen ... ringsum die weite, weite Steppe ... geheimnisvolles Summen der Zikaden ... Lerchenschmettern in blauer Höhe ... Eben sind wir umgekippt ... Angenehm, so in der Steppe auf dem Rücken zu liegen und in den unergründlichen Azur da oben zu schauen. Da kommt der Schlaf über einen ...

Merkwürdig, wie die Steppe rauscht ... oder ist es das Meer? ... Ich will doch lieber mal an Deck gehen ...

Da haben wir's! Der Atlantic in vollem Aufruhr! Der Seewind johlt förmlich in dem Takelwerk und den knarrenden Raaen. Graue, fließende Regenschleier senken sich von oben in die graue, grimmig rauschende See. Hoch oben schwanken in der Dämmerung, beinahe in den Wolken, rote und grüne Lichter hin und her.

Und rote und grüne Lichter überall in dem grauen Gerieſel. Sie kreuzen sich, sie weichen sich aus ... Die Nebelhörner brüllen wie wilde Bestien, die sich gierig auf der Wasserwüste suchen, ein eisiger Hauch peitscht den Sprühregen über den rollenden Schiffskoloß ... Hole der Teufel den Kanal an solch einem Septemberabend ... wenn die Sonne in einem Dunst von Blut im Westen verglimmt ...

Komisch, daß so viele Menschen kein Blut sehen können ... dem alten Herrn wird's wahrhaftig ganz übel, und wir Füchse lachen noch darüber ... uns bekommt die Luft in der Göttinger Landwehr ausgezeichnet ... der Tabaksqualm, der Bier- und Blutgeruch und der durchdringende Karboldunst des pankenden S. C.

Im Saale dämmert's schon. Das siebenzehnte Paar ist bei der Arbeit. Sie stehen in einem Brei von Blut und Sägespänen. Ringsherum ein Zirkel papageienfarbener Mützen, ernsthafte, zerhauene, junge Gesichter, ernsthafte Corpshunde an der Thür ...

Der eine Paukant trinkt Wasser aus einem Bierseidel. Von der aufgeschlagenen Stirne fallen ihm rote Tropfen ins Glas, daß es aussieht, als schlucke er Himbeersaft.

Und dann wieder: „Sie legen sich aus!“

„Sie liegen aus!“

„Los!“

Kling, kling! Die Quarten ... Stahl gegen Stahl ... klatsch ... klatsch ... die Terzen auf dem Stulp ...

Halt!

Der Arzt wischt mit einem Schwamm an der Schläfe herum. Darunter spritzt es in weitem Bogen aus der Temporalis.

„Silentium! Cimbria erklärt Abfuhr nach sechs Minuten! Mensur ex!“

Nun kann man ja nach Hause gehen ... in das schläfrige Ackerstädtchen zurück ... durch die holperigen Gassen, auf denen der Schleppsäbel schon von weitem klirrt, daß die verliebten Bürgermädchen von der Nähmaschine auffahren und aufgeregt hinter der Gardine kauern ...

So that's die kleine Martha immer ... sie war mit einem Postassistenten verlobt, einem bleichen, fetten Menschen, der verdrossen hinter dem Schalter saß ... und hatte doch die Lieutenants so gern ...

Zu gern. Geheiratet hat sie nicht. Ich glaube, jetzt ist sie schon tot ... wer kann dafür? ...

Aber es gibt einen Kameraden im Kasino, der finster wird, wenn man von ihr spricht, und seinen Säbel umschnallt und allein nach Hause geht.

Eigentlich hat er recht! Morgen heißt's früh aufstehen, unbehaglich früh ... draußen ist's noch halb dunkel. Der Bosporus gluckst und plätschert lockend an der Bettwand.

Konstantinopel ...

Ein feiner weißer Morgennebel liegt über allen Dingen. Er umspinnt mit seidenem Schleier das Mastengewirr im Hafen ... er dampft über den pfeilschnellen, tiefblauen Fluten des Bosporus ... er legt sich als durchsichtige Rauchwolke um das Häusergewirr, das da hinten die Hügel hinaufsteigt, das endlose Häusergewirr ... flache Dächer, über einander geschoben, uralte, wettergraue Türme und Mauern, wüste, grasübersprosste Brandstätten, ungeheure Kuppeln, die sich zwischen spitz aufschießenden Türmen feierlich aus den Stätten der Menschheit heraus zum Himmel aufwölben ... la illahé illehá klingt es in klagendem, vielstimmigem Baß von den Minarets der Moscheen hinab zum Welthafen, der drei Erdteile verbindet, in das Rasseln der Schiffskrane, das Klirren der Ankerketten, den Pfiff der Lokomotive ...

Konstantinopel ...

Im Mondschein ist es am schönsten ... im geheimnisvollen Mondschein die geheimnisvolle, verderbte Stadt. Da dämmert hinter verhangenen Fenstern die matte Sünde, die wilden Hunde heulen, wenn der Eisenstock der Wachen auf dem Pflaster klirrt ... und unten am Hafen ... in Galata ... da spiegeln sich kleine, matte Lichtpunkte in den Wellen ... Matrosenkneipen ... Opiumkeller ... Spielhöllen ... was weiß ich ... vorbei ... vorbei ...

Der Geier da oben auf der alten Mauer brauchte einen auch nicht so mißgünstig anzuschielen und seinen scheußlichen nackten Hals zu recken, wenn man mit den kleinen Teppichknüpferinnen in Smyrna plaudert. Es sind Griechinnen ... also unverschleiert ... ein Dutzend und mehr. In dem offenen Schuppen hingekauert, schütteln sie sich vor Lachen, wenn man ihnen auf altgriechisch sagt: Ich liebe dich!

Insofern ist's ja in Smyrna hübscher als in Konstantinopel. Auch die Luft ist besser ... nicht diese üblen Düfte ...

Düfte ... nein ... Gestank ... man hat wirklich seine Not mit solch einem toten Walfisch! Da liegt er nun am Strand, halb noch im Wasser, das Kieselgerölle ringsum schlüpfrig und mit großen blutigen Blasen überdeckt, und die riesigen, rotbehemdeten Matrosen hantieren mit Messern daran herum, und ein englischer Gentleman steht tabakkauend daneben, die Hände in den Taschen.

Wie das alles gespenstisch leuchtet in der glühenden Dämmerung der Mitternachtssonne. Das tiefblaue Eismeer, mit weißen Schaumspritzern überkrönt, zwischen ihnen ein zitternder, schwankender Strom geschmolzenen Goldes, der Widerschein der Sonne, darüber der blaßblaue Nachthimmel, von rosigen Lämmerwölkchen belebt und einem traurigen, aschgrauen Vollmond, und in der Ferne die violetten Felsmassen Lapplands mit azurn blinkenden Gletscherspalten und blendend weißen Schneeflächen ... das alles von einem stiebenden Gewirr weißer Punkte umkreischt und umflattert, von dem Gewirr der Millionen, die auf den Möwenbergen horsten.

Betäubend gellt der Möwenschrei durch den Donner der Brandung. Vom Himmel senkt es sich wie ein Schneegestöber über Meer und Land, zahllose weiße Punkte und weiße Fetzen ...

Weiß Gott ... es kommen immer noch mehr Depeschen! „Heinze ... haben wir denn überhaupt noch Platz?“

Der Metteur sieht auf die Uhr.

„'s ist ja schon fünf Minuten vor Mitternacht, Herr Doktor!“

„Also gleich Redaktionsschluß! Da geht's noch! ... Runter mit dem Zeug ... die Leute sollen setzen auf Mord und Raput ...“

Was die Menschen alles für Unsinn in die Welt hinaustelegraphiren! ... deutscher Reichstag ... französische Deputirtenkammer ... preußisches Herrenhaus ... die englischen Gemeinen ... alles, was die unnützen Leute heute im Laufe des Tages unnütz geschwatzt haben ... das liegt nun da ... in Stößen von Telegrammen, auf die unter dem grüngestrichenen Blechschirm der Schein der Redaktionslampen fällt.

Auch noch eine Kabeldepesche über London!

„Italkonsul flaggeinzog Sanzibar.“ Wenn mir alles so gleichgiltig wäre, als ob der italienische Konsul in Ostafrika seine Flagge einzieht oder hißt ... aber den Leser interessirt es vielleicht doch ... morgen früh beim Milchkaffee ...

Was ist denn das wieder für ein Unsinn ... diese Depesche ... „Der Graf von Paris reiste mit Gefolge nach Schönhausen ...“

„Sheenhouse in England, Kollege!“ ruft vom Nebenzimmer der allwissende Chefredakteur und klappt sein Bierseidel auf.

Schönhausen ... eigentlich wäre es doch ganz nett vom Grafen von Paris, wenn er Bismarck besuchte. Ich thäte es gleich an seiner Stelle ...

Aus der diesjährigen internationalen Kunstausstellung in Berlin

ombre vêtue. Tout leur dénote un dernier départ.

... Unausstehlich, wie dieser Walfischausdünstet ... und diese ekelhaften Lappländer rings herum ... diese schmierigen Zwerge mit ihren platten Nasen und Säbelbeinen. Sie watscheln durch einander und quäken . . das ganze Zimmer ist voll von ihnen ...

... Ich finde ... sie reden unnützes Zeug wie immer. Ich habe noch nie auf einem Hofball ein vernünftiges Wort gehört ...

Besser ist schon, man sieht zu: die blendenden Lichtfluten von oben aus den flimmernden Kandelabern und Kronleuchtern ... die nackten Schultern ... die fegenden Schleppen und blinkenden Uniformen ... leises, taktmäßiges Sporenklirren und noch leiseres Flüstern von Mund zu Ohr im Tanz ... ein süßer Wohlgeruch aus dunklem Lockenhaar ... gedämpftes Lachen in den Ecken ... lautlos gleitende majestätische Lakaien ... im Nebenraum eine Gruppe glänzender Wachsfiguren ... lächelnde Herren und Damen ... nichts regt sich ... nichts rührt sich an ihnen ... eine leise, welche Männerstimme ... langsam, aber unausgesetzt sprechend, dazwischen pst ... pst ... dort hält Serenissimus Cercle ... pst ...

Der bayrische Georg machte einmal im Verbrecherkeller einen guten Witz. Mit dem Billardqueue in der Hand kam er auf mich zu, spät am Abend ... ein untersetzter, glattrasirter Athlet mit weinerlichem Gesicht und zwinkerte mich tückisch an und fragte: „Wollen Sie nicht in anständiger Gesellschaft Ihren Hut abnehmen?"

Dabei hatte der köstliche Kerl selbst eine Ballonmütze schräg auf dem linken Ohr sitzen, während er seine Partie Billard spielte. Er war aber sehr aus der Uebung. Man hatte ihn erst vor einer Woche aus dem Zuchthaus entlassen. Und dort gab es keine Billards.

Die Luft ist zu scheußlich. Wie trübes Spülicht umschwimmt sie die Lasterfratzen und Galgengesichter rings umher. Und das blasse kleine Mädchen, das ganz dort hinten sitzt und auf der Schiefertafel seine Schulaufgaben ausrechnet ...

Gut, daß wir draußen sind! Gehen wir zum Schloß zurück ... zum Hofball ...

... Seltsam ... die Bäume werden immer dichter ... zähe Zweige schlagen uns ins Gesicht ... Brombeergerank schlingt sich um die Füße ... überall rauscht und grüßt der Wald ... selbst vom verwetterten Turm ... von den halb eingestürzten Mauern nickt das lichtgrüne Buschwerk.

Seit dreieinhalb Jahrhunderten gehört die Burg dem Walde. Die Schloßherren sind Staub und Asche, ihr Wappen ist verschollen, unermüdlich rauscht im Laufe der Jahrhunderte der Bergwind durch die einsame Burg. Es deckt sie der Schnee ... höher und höher grünt der Wald ... in zitternden Kreisen schwebt das Herbstlaub zu Boden ... die Zeiten wechseln ... die Völker kommen und gehen, und unbeweglich steht das graue Steinwerk.

Hier läßt's sich gut liegen im Sommersonnenschein und die große Ringelnatter betrachten, die in die Mauerrisse des alten Turms zurückschlüpft. Sie zerrt einen Frosch hinter sich her ... einen großen Taufrosch, den sie am Hinterschenkel gepackt hat. Er strengt sich gewaltig an, ihr zu entschlüpfen, und macht mit den Vorderbeinen abwehrende Bewegungen, als wolle er sagen: „Nun genug mit dem dummen Scherz", aber das Schensal hält ihn fest in dem gähnenden Rachen und verschwindet mit ihm in dem dunklen Spalt.

Das ist die Welt im Kleinen. So mag der Raubritter einst hier von der Burg hinabgeschlichen sein ins Thal, um die feisten Krämer in sein Verlies zu schleppen. Vielleicht lebt er in der Schlange fort. Wer kann das wissen? Die alten Inder glaubten an die Seelenwanderung, und das sind immer noch die klügsten Leute ...

„Pst!"

„Man hört Sie ja draußen!"

Der Inspizient sieht mich vorwurfsvoll an und gleitet lautlos auf seinen Filzschuhen weiter.

Durch die lattenüberspannten Pappwände klingen zwei laute, aufgeregte Stimmen, dazwischen leises, blitzschnelles Geflüster vom Boden her ...

Sonst Totenstille.

Im Halbdunkel aufragende staubige Leinwandmassen, flimmernde Lichterreihen hoch oben zwischen Tauwerk und Holzgerüst ... im Hintergrund eine rohe Backsteinmauer, davor ein paar Stühle ... auf ihnen stumm dasitzende Menschen mit seltsam rosigen Gesichtern und starrem Blick. Sie tragen Rokokokleider. Daneben steht ein Herr im Frack mit vielen Orden und putzt sein goldenes Pincenez. Die Theaterarbeiter, die sonst jeden anrempeln, gehen im Bogen um den Herrn Intendanten herum.

Er ist übler Laune. Dies Provinzpublikum ist doch kalt wie ein Frosch!

Da sitzen sie wieder unbeweglich und unerschütterlich wie lange Reihen von Wachsfiguren im dämmernden Parkett. Ein weißer Fleck neben dem andern, darunter zwei kleinere weiße Flecken ... die Hände ... da und dort leise wehende Fächer ... ein tiefes Räuspern ... das Knittern eines Theaterzettels ... dann wieder Totenstille ... und durch sie ... beinahe unheimlich bis auf die leeren Gänge und Treppen zu den plaudernden Logenschließern und strickenden Garderobièren hallend ... immer wieder die beiden aufgeregten Stimmen auf der Bühne ...

... Und dann ein leises Surren ... der Vorhang fällt ... und alles bleibt still ... totenstill ...

Es ist, als ob niemand mehr im Theater lebte.

Ich glaube wirklich ... es ist zerfallen ... öde und menschenleer ...

... Und doch ein Theater ... hier ist ja noch die Bühne, auf die die helle Sonne Italiens herabscheint ... und da der Raum für das Publikum ... Patrizier und Volk nannt' man es ja wohl in Pompeji, ehe der Vesuv den Unterschied der Stände verwischte ... tot ... alles tot ...

Zerfallen die blühenden Leiber ... verhallt das silberne Lachen ... verklungen der Beifallsruf der Menge ... geschwunden das flüchtige Bild des Lebens droben auf der Bühne und da unten in Pompeji ...

Durch die langen Reihen der stillen, gespenstischen Häuser wandelt ganz in der Ferne ein Engländer dahin ... storchbeinig und gravitätisch ... ein rotes Buch in der Hand ... von drüben ... aus der Grasflur schallt dumpf das Brüllen der Campagnarinder. Sonst regt sich nichts in der Stadt der Toten. Still dämmert sie vor sich hin ... Stunde um Stunde ... Tag um Tag ... Jahrhundert um Jahrhundert ... und über ihr wölbt sich, in Pinienform am tiefblauen Himmel ausgebreitet, grau, finster und häßlich wie die Vernichtung, die triumphirende Rauchwolke des Vesuv.

Auch der Vesuv ist nicht allmächtig. Nun gibt die Erde ihre Toten wieder, die er damals so sorgsam in das heiße Aschengrab gebettet ... die feisten, würdevollen Senatoren und die frohgemuten kleinen Mädchen, die handfesten Totschläger der Arena und die ernsten Matronen. Drunten in Pompeji liegen sie alle in Glaskästen verwahrt, halb Menschenleichen, halb Steingebild ... und der hagere Engländer steht gähnend davor und klappt sein rotes Buch auf, um zu schauen, ob Bädeker die Sehenswürdigkeit mit einem Sternchen angemerkt hat ...

Wenn man Berlin einmal so aus dem Schutt der Jahrhunderte wieder ausschaufelt ...

Es wird nicht leicht sein, das Backsteingerüll wiederzufinden, das einst die Kaiserstadt hieß. Der märkische Sand hat sich in Hügeln darüber getürmt ... und wieder wuchert und sproßt das dürre Heidegras an den Stätten, wo einst die bläulichen Fluten des elektrischen Lichtes auf nassem Asphalt glitzerten und von altersgrauen Zinnen herab die Purpurstandarte sich im Winde blähte.

Seltsame, schlitzäugige Männer werden die Stadt ausgraben. In wunderlichen Kehltönen klingt ein Laut der Ueberraschung, und ein freudiges Rot färbt ihre schlaffen, gelblichen Gesichter, wenn in den feuchten, von Schaufeln zerwühlten Schachten da die Trümmer eines Tharbogens auftauchen und vier geborstene Pferdeleiber dazwischen ... wenn dort in unabsehbaren Massen Mauerwerk von weißem Sandstein wieder zum Tageslicht aufsteigt ... weises, sorgsam behauenes Mauerwerk des deutschen Reichstags ... eine ganze Stadt von Sälen und Treppen und Gängen ...

Ob man dann die Stelle wiederfindet, wo Paris einst stand? Dann ist sie verweht und verflogen, die lachende Hauptstadt des Lasters, vergangen wie die Morgennebel vor der Sonne.

So hab' ich sie einst gesehen ... vom Eiffelturm aus ... zu früher Morgenstunde. Nebel ... nichts als Nebel ... ein Meer grauer, in einander fließender und sich zusammenballender Schwaden, unter denen dumpf das Gähnen der verschlafenen Weltstadt klingt. Und inmitten dieser wesenlosen, uferlosen Wolkenwelt, dieser grauen, unfaßbaren Luftschleier, die Himmel und Erde scheiden, steht nur ein einziger fester Punkt ... die Spitze der Vendômesäule.

Auf ihr der kleine Korporal. Getrennt von den Menschen, zwischen Himmel und Erde, von Wolken umgeben und vom Frühlicht bestrahlt ...

... aber ich glaube doch ... man überschätzt die Pariserinnen ... nach meinem Geschmacke wenigstens ... die Wienerinnen auch.

Man überschätzt überhaupt die Weiber. Wenigstens auf die Dauer. So eine Weile ist's ja ganz hübsch.

Die Männer überschätzt man auch.

Es kommt gar nichts dabei heraus, wenn sie sich zusammenrotten und Bier aus großen Deckelgläsern trinken und Cigarren rauchen ...

... was für Cigarren ... was für ein Qualm und Biergeruch und Lärm in dieser Volksversammlung! Es ist schon die dritte, die wir heute in der Wahlcampagne abhalten. Der ganze niedere Wirtshaussaal ist gesteckt voll. Auf der Treppe stehen die Menschen. Ueber ihren struppigen Köpfen blinken die Spitzen der Gendarmenhelme. Unten im Hof johlen die halbwüchsigen Fabrikburschen. Sie sammeln Steine, umhüllen sie mit Schnee und werfen damit nach den Fenstern ...

„Antrag Kanitz!" schreit irgendwo eine heisere Stimme im Saal. Ein langer Mensch steht auf, mit einem roten Federchen am Hut und einem roten Tuch um den Hals. „Antrag Kanitz" äffen die Bengel auf den Galerien sinnlos nach.

Gott sei Dank ... nun ist's für heute überstanden. Schlittenklingelnd geht's in die Nacht hinaus ... in die schöne, grimmige Winternacht.

Wozu sich eigentlich um ein Mandat mühen, statt zu schlafen?

Man überschätzt doch wohl das Leben.

... sie war ja nicht mehr jung ... aber noch eine schöne Frau, die mir an der Table d'hôte im Berner Oberland gegenüber saß. Sie sah blaß aus, denn sie hatte sich bei einer Bergtour übermäßig angestrengt trotz ihres leichten Herzfehlers. Als der Lachs herumgereicht wurde, schaute sie sich plötzlich erstaunt im Kreise um, atmete schnell und schwer auf und kippte mit dem Stuhl hintenüber. Sie war schon tot, als man sie wegtrug.

Eine Viertelstunde darauf speist man weiter; die scharfe Bergluft macht Hunger. Messer und Gabeln klirren, und auf dem Stuhl mir gegenüber rekelt sich der Tod als unsichtbarer Gast und stochert sich zerstreut die Zähne und blinzelt gähnend den schönen Saaltöchtern zu, als wollte er sagen: „Wartet nur, Kinder ... wir sehen uns wieder!"

Ich finde ... man überschätzt die ganze Welt ...

So steht es schon im heiligen Buche der Veden:

„Hast einer Welt Besitz du dir gewonnen,
Sei nicht erfreut darüber. Es ist nichts ..."

Das wußte schon der fünfte Buddha, der Königssohn. Und schritt hinab aus dem Palaste in den Stall und sattelte sein treues Roß. Oben im Palaste lebten ihm Vater und Mutter, die schönen Frauen erwarteten die Rückkehr des Herrn, die Schätze der Welt füllten seine Gemächer, gewappnete Männer, Streitrosse und buntgeschmückte Elefanten harrten der Befehle des Gebieters, und sein war die Erde, so weit sein Auge sah.

Er aber zog, ein landfremder Bettler, hinaus in die Nacht und sah sich nicht um, denn seine Lippen wußten es:

„Und ist dir einer Welt Besitz gewonnen,
So trag kein Leid darüber! Es ist nichts."

Heil dir, Gautama ... du siegreich Vollendeter, dem in der neunundvierzigsten Nacht unter dem heiligen Feigenbaum, im Rauschen des Stromes und im Glanz der Sterne die Offenbarung ward ... die Erkenntnis vom Unwert aller Dinge ...

„Darüber gehn die Schmerzen, gehn die Wonnen ...
Ob an der Welt verröder! Es ist nichts!"

Das Nichts ist dunkel und friedlich ... schwarze Schleier senken sich über den Müden ... es erlöschen die Triebe ... es verschwinden die Gedanken ... es verstummt das Pochen des Herzens ... die bunte Seifenblase ist zerstoben ... es gibt keine Welt mehr ... nur Ruhe und Finsternis ... willkommen, Nirwana ... du leidloser Schlaf ...

Der Krieg.

Ein Kriegsbild von Ludwig Richter.

Ludwig Richter hat in seinen Holzschnitten, die er zu Goethes Gedichten schuf, auch das Kriegsbild nicht vergessen. Es ist ein Bild aus dem Jahre 1813, das er zu Goethes Gedicht „Der Wanderer" schuf. Der Wanderer kommt an einen Kreuzweg, wo ein Wegweiser steht, der nach allen Richtungen hin Ziele angibt. Der Wanderer fragt, wohin er sich wenden soll, und der Wegweiser antwortet: „Wohin du willst, wohin du willst, wohin du willst,

Der Ortler 3902 Meter.

Immer mehr breitete die Nacht ihren Schleier über die triefende Landschaft; bald war nichts mehr zu sehen, alles in undurchdringliche Finsternis gehüllt. Fröstelnd, denn es war inzwischen empfindlich kalt geworden, kamen wir abends um 7 Uhr 30 Minuten in Sulden an; steif und wie ge-

Das letzte Hindernis.

lähmt waren mir die Glieder von der tagelangen Fahrt. Am Fuße des Ortlers war ich nun, draußen goß es in Strömen, oben machte es wieder frischen Neuschnee — wirklich herrliche Aussichten!"

Den Gasthof „zum Ortler" kann ich jedem Touristen aufs beste empfehlen; die Verpflegung ist gut, die Betten ebenso, und Herr Angerer wie seine Töchter sind liebe, freundliche Menschen, welche ihr möglichstes thun, um den Gästen den Aufenthalt angenehm zu machen.

Der nächste Tag war ein Sonntag; früh gestaltete sich das Wetter so günstig, daß ich wenigstens zeichnen konnte, auch hatte ich das Vergnügen, den bekannten Wiener Alpinisten Herrn Otto Schück kennen zu lernen. Nachmittags besichtigten wir unter der Führung Peter Tangls senior das bereits geschlossene Sulden-Hotel. Ich hatte schon viel über dieses neue Hotel gehört und gelesen, meine Erwartungen waren hoch gespannt, aber durch das, was ich sah, wurden sie weit übertroffen. Man denke sich ein einsames, stilles Hochthal, umrandet von über 3000 Meter hohen Gletscherriesen, zwei einfache Gasthöfe, das Widum Eller und den Gasthof zum Ortler, einige kleine Bauernhäuser, das ist St. Gertraud in Sulden. Hinter St. Gertraud steht, nahe am Waldrand, das neue Sulden-Hotel, ausgestattet mit allem „Komfort der Neuzeit", ein schöner, geschmackvoller Bau; die innere Ausstattung ist tadellos, jedes Zimmer, jeder Saal heimisch und gemütlich. Durch das ganze Haus elektrische Beleuchtung, Badezimmer, Bibliothek, eigener Friseur, eigenes Führerzimmer und so weiter, sogar ein Schuhmacher hat in einem kleinen Holzhäuschen in unmittelbarer Nähe seine Werkstätte aufgeschlagen. Am Fuß des Ortlers ein Hotel ersten Ranges, wer hätte sich das vor zehn Jahren träumen lassen! Die neue Straße von Gomagoi nach Sulden hat dies alles in den weltentlegenen, stillen Bergwinkel gebracht, Kultur und Wohlstand werden nun durch die Fremdenindustrie dort hinein getragen; die Suldener verdienen jetzt in einem Monat mehr wie früher vielleicht in einem Jahre.

Wie ich gefürchtet, hatte der Regen der vergangenen Nacht oben wieder Neuschnee gebracht, um die Mittagszeit fing es wieder an zu regnen, und natürlich schneite es oben. An einen Aufbruch nach der Hochjochhütte war gar nicht zu denken — also um einen Tag verschieben! Bergsteiger und solche, welche mit ihnen verkehren, müssen sich schon an Programmänderungen gewöhnen, schließlich „packen" wir ja doch jede Spitze, wenn nicht heute, so morgen, je nachdem das Wetter ist.

Als ich nach dem Abendessen mit Herrn Assessor Rück, den ich in meinem Quartier vorgefunden, beisammen saß, erklärte er mir, daß er auch mit auf den Ortler wolle, wenn das Wetter bis morgen annehmbar werde, und zwar wolle er sich den Führer Johann Reinstadler nehmen. Mir war es sehr recht, daß sich die Partie von zwei auf vier Mann vergrößerte; auf Eis und Schnee ist es besser, in größerer Gesellschaft zu sein, besonders wenn ein rascher Witterungswechsel bevorzustehen scheint.

Montag am 24. September hatte sich das Wetter wirklich so weit aufgeheitert, daß wir daran denken konnten, nachmittags nach der Hochjochhütte zu gehen; der Himmel war nur wenig mit leichten Nebelwolken bedeckt, der Wind kam von Norden, und die Sonne schien warm ins bergumschlossene, fremdenleere Suldenthal. Nur der Blick hinauf zu den Bergriesen stimmte uns etwas ernst, denn wo wir hinsahen, Neuschnee, überall Neuschnee; Schaubachspitze, Schrötterhorn und der untere, von Wolken unbedeckte Teil des Ortlers sahen wie überzuckert aus. Unser Weg über den Hintern Grat ist von Sulden aus gut sichtbar, und das, was wir wahrnahmen, war keineswegs dazu angethan, uns heiter zu stimmen.

Mit beständigem Schauen nach Wetter und Neuschnee wurde es endlich Nachmittag, und die Stunde des Aufbruchs war gekommen. Diesmal waren die Rucksäcke sehr leicht, nur das Allernotwendigste wurde mitgenommen. Leichte, ballige Wolken deckten zum Teil den tiefblauen Himmel, als wir um 3 Uhr 10 Minuten Sulden verließen.

Ein ausgezeichneter Weg (von Sulden ab für die Schaubachhütte und Hochjochhütte vereint) bringt uns rasch aufwärts. Die Landschaft ist von großer Schönheit; tief unter uns bricht sich der vom Suldengletscher kommende Suldenbach durch den Schutt einer großen Moräne thalwärts den Weg; links und rechts braun-graue, steinrunsenbesäte Hänge, im Vorblick der Suldengletscher, Schrötterhorn, rechts die Königspitze. Bald stehen wir vor einer Wegtafel, welche uns nach rechts über die Moräne hinüberweist; wir verlassen den guten Weg und gehen nun auf schmalen, rot markierten Steigen über die Moräne und einen grasigen, gegen diese vorgeschobenen Rücken hinauf. Ich sehe zurück: da kommen auf einmal Wolken von unten gegen uns heraufgezogen und hüllen alles ringsum in einen durchsichtigen Schleier, durch welchen die ernste, eisige Umgebung märchenhaft auf uns herunter blickt; die Wolken teilen sich oben, und hoch über uns leuchten und blitzen die eisigen Bergeshäupter im goldenen Licht der Abendsonne.

Nach einigen Minuten, und wir stehen auf dem grasigen Rücken, und was der Bergsteiger dort schaut, wird sich für immer in seine Erinnerung eingraben. Gerade vor uns, scheinbar zum Greifen nahe, steht die prachtig geformte Königspitze, ein königlicher Berg in des Wortes höchster

Geologischer Lehrsaal.

Bedeutung. Ihm schließen sich Zebru und Ortler an; blaugrüne Gletscherbrüche, Rinnen, Eiswände und schwarze, zum Teil neuschneebedeckte Felsen, ein wildes, unheimliches Durcheinander, alles starr und tot um uns. Die Sonne ist in den Wolken verschwunden, und im fahlen Dämmerlicht liegt die ganze Gletscherwelt, so frostig und kalt, so erhaben und wild, daß der fühlende Mensch bis ins Innerste seiner Seele erbebt.

Langsam und wortlos steigen wir aufwärts, und um 5 Uhr 05 Minuten stehen wir vor der kleinen, steingebauten Hochjochhütte (2789 Meter). Die Umgebung ist von überwältigender Großartigkeit. Ein Spaziergang hier heraus

Die Hochjochhütte. 2789 Meter.

bringt übermenschen Lohn, selbst wenn man eine weitere Tour nicht beabsichtigt. Die Hütte wurde von Staatsrat Boeckmann erbaut und nach Fertigstellung den Suldener Führern geschenkt; dieselben sind nur verpflichtet, von den Einnahmen der Hütte diese selbst und den Weg in stand zu halten. Die Ausstattung besteht in sechs Strohsäcken, Decken und Kochgeschirr. Proviant ist nicht vorhanden. Das Häuschen ist sehr klein und behaglich, der Besuch kein großer, da die Touren, welche von hier unternommen werden, mehr oder weniger schwierig sind.

Nachdem ich einige Skizzen gemacht, bestieg ich noch mit Assessor Krack die Hintere Gratspitze, auf der Spezialkarte der Ortlergruppe des deutschen und österreichischen Alpenvereins als Punkt 2789 eingetragen. Die Aussicht ist eine hervorragende, besonders instruktiv auf den Hintern Grat selbst. Deutlich sehen wir den Weg vor uns, den wir am nächsten Tag gehen mußten. Derselbe sah nichts weniger als einladend aus. Tief unter uns erblickten wir die Häuschen von St. Gertraud in Sulden. Schon ist unten Dämmerung, und auch um uns rüstet sich die Bergwelt zum Schlafengehen. Es ist mir vollständig erklärlich, daß die Hintere Gratspitze viel von Touristen besucht wird, denn mühelos kann man wohl kaum eine ähnliche Aussicht erringen. Gezwungen durch die aus den Thälern aufsteigende Dämmerung, verließen wir nur ungern die steinumrandete Spitze und eilten wieder hinab zur Boeckmannhütte; kalter Gletscherwind fegte um das einsame Häuschen, schon funkelten vom heutzutage wolkenlosen Himmel einige Sterne hernieder, sich in dem kleinen Gratsee widerspiegelnd.

Der nächste Tag brach an, wolkenlos und rein, wie geschaffen zu einer gefährlichen Hochtour.

Ohne Laterne, beim schmalen Licht der Mondsichel, verlassen wir um 5 Uhr 05 Minuten die Boeckmannhütte und streben wortlos über Moränen, Schnee und Firn den Felsen des Untern Knot zu; rasch sind wir bei ihnen und klettern nun aufwärts, über immer steiler werdendes Firnfeld. Der Schnee trug ausgezeichnet, und wir kamen schnell vorwärts. Inzwischen war die Sonne aufgegangen, und mit ihr kamen aus der Schweiz einige Wolkenfetzen herüber gejagt, zuerst nur nebelige, weiße Ballen, später nahmen sie jedoch eine graugelbe Färbung an, und ich wußte sofort, daß wir noch schlechtes Wetter bekommen würden. Immer steiler wird der Grat, schon macht sich auf den Felsen der pulverige, stellenweise 20 Centimeter tiefe Neuschnee unangenehm bemerkbar — Assessor Krack verlangt von Reinstadler das Seil. Je höher wir kommen, um so interessanter wird die Arbeit, um so unheimlicher der Blick in die Tiefe links und rechts; noch einige hübsche Kletterstellen (sehr exponirt) und wir stehen um 7 Uhr 40 Minuten auf dem Hintern Gratgletscher. Eine Rast wäre eigentlich nicht nötig gewesen, aber der Hunger stellte sich bei uns allen intensiv ein, und wenn man etwas „Gutes" im Rucksack hat, soll man auch essen. Die Aussicht von unserem Rastplatz war überwältigend, Worte vermögen das Gesehene nicht zu schildern.

Nur fünfzehn Minuten gönnten wir uns Ruhe, denn der interessanteste Teil der ganzen Tour beginnt erst jetzt. Zuerst eine immer steiler und schmaler werdende Firnschneide hinauf, welche wir jedoch nicht ganz bis zum Signal begehen können, da bedenkliche Vereisung sich unserm Vorwärtsdringen energisch entgegenstellt. Nun vom Firngrat eine sehr kritische Traverse nach links schräg abwärts (schwere, gefährliche Stufenarbeit) um Felsen herum, dann sehr schwer und außerordentlich steil wieder auf den Grat hinauf. Jetzt kommt die schwerste Stelle am Hintern Grat. Beinahe senkrechte Felsen hinauf, die Griffe müssen erst mit der Hand aus dem Schnee herausgescharrt werden, dann rittlings über den stark verschneiten, schmalen Felsgrat aufwärts, endlich kann der Fuß wieder Tritt fassen, noch einige leichtere Kletterstellen und wir stehen auf dem schmalen Firngrat, welcher zur Spitze hinanzieht.

Rasch eilen wir nun über den Firngrat empor, und um 10 Uhr 15 Minuten ist die Spitze des Ortlers erreicht. Wir brauchten von der Hütte bis auf den Gipfel nach Abzug der Pausen und dem Zeichnen 4 Stunden 35 Minuten.

Bis jetzt wäre alles leidlich gut gegangen, aber kaum waren wir auf der Spitze, so fegte von der Schweiz ein heftiger Sturm herüber, Nebel und Schnee mit sich bringend. Mit tief eingeschneiten Pickeln mußten wir uns gegen die Gewalt des Windes stemmen. In wuchtigen Stößen brauste der Sturm über den breiten Gipfel des Ortlers, und den Schnee schmerzhaft ins Gesicht peitschend. Der Laie, welcher in der Stadt behaglich in seinem warmen Zimmer sitzt und durchs Fenster das Schneegestöber beobachtet, macht sich keinen Begriff von der furchtbaren Gewalt eines Schneesturmes in einer Höhe von 3902 Meter über dem Meere. Das Leben derjenigen, welche von ihm überrascht werden, hängt an einem Haar; Ermattung ist beinahe gleichbedeutend mit dem Tod des Erfrierens.

Reinstadlergrat auf dem Ortler.

Reinstadler mit Assessor Krack geht so rasch als nur möglich voraus, nur zeitweise konnten wir sie im Nebel und Schneetreiben erblicken, weißgepudert vom pulverigen Schnee, wie wenn sie sich in denselben gewälzt hätten. Da beim Abstieg Gletscherspalten zu überschreiten sind, verbanden Dungl und ich uns ebenfalls durch das Seil und eilten dem anderen so rasch nach, als der Sturm und der außerordentlich schlechte Schnee es erlaubten. Gleich unterhalb der Spitze ist die erste Spalte, und glücklich brachte uns ein Sprung darüber hinweg. Es war ein mühsames und recht gefährliches Stück Arbeit da hinunter, den Höhepunkt erreichte jedoch die Gefahr an der letzten, enorm steilen „Eiswand". Dungl stieg, von mir am Seil gehalten, voraus, um Stufen zu schlagen; die Gefahr an dieser Stelle

Auf dem Grat.

Gletscherlicher Abstieg.

bestand darin, daß eine nur dünne Schneedecke auf dem Eise lag und sich daraus jeden Moment eine Lawine entwickeln konnte, welche uns unrettbar in die Tiefe gerissen hätte. Weiter oben hatten wir eine ähnliche Stelle passirt, doch war sie wenigstens nicht so steil und lawinengefährlich. Endlich war die „Wand" hinter uns, und mit einem Seufzer der Erleichterung zündeten wir uns Pfeifen und Cigarren an. Nur noch eine Gletscherspalte mußten wir nehmen; Dungl sprang voraus, ich nach, und der Respekt vor Gletscherspalten gab meinen Beinen eine solche Schnellkraft, daß ich einen Sprung von zwei Meter nach abwärts machte. „Schauen's amal dös Spalterl an, Herr, es hätt's mit braucht, daß's so weit springen." Die Spalte war höchstens 30 Centimeter breit. Rasch stampften wir im tiefen Schnee abwärts, da sehe ich auf einmal etwas vor mir hinabkollern: der Herr Assessor eilt abwärts, unfreiwillig sich um sich selber drehend. „Halt, halt," schreit er, aber schon hat Reinstadler das Seil gespannt, und der Herr Assessor

Digitized by Google

liegt vor Anker; mit den Füßen in der Luft strampelnd, war das erste, was er that, sich den Zwicker kunstgerecht aufzusetzen, dann ein Satz, und er stand wieder in den Spuren Reinhardt's.

Ganz leicht ging es nun abwärts, die Vorsicht durften wir jedoch keinen Moment aus den Augen lassen, da sich bereits der Schnee unter den Schuhen ballte; unser Ziel, die Payerhütte, sehen wir noch tief unter uns. Endlich stoßen wir den Schnee von den Füßen und haben wieder gesunde, feste Felsen unter uns. Dangl und ich lösen das Seil, und im frischen Tempo geht's auf den „Hamburger Weg" um die Tabarettaspitze herum, im Laufschritt über den kleinen, sanftgeneigten Tabarettafernet, und um 12 Uhr 10 Minuten stehen wir vor der bereits geschlossenen Payerhütte (3020 Meter). Dieselbe ist von der Sektion Prag des deutschen und österreichischen Alpenvereins erbaut und während der Saison bewirtschaftet; ihren Namen trägt die Hütte zu Ehren des Ortlerforschers Julius Payer.

Da Dangl den Hüttenschlüssel bei sich hatte, waren wir in der angenehmen Lage, uns Thee kochen zu können, was für uns vier durchgefrorene Menschen eine Wohlthat war.

Um 2 Uhr verließen wir die Payerhütte und eilten in immer schneller werdendem Schritt über den Tabarettakamm nach Sulden hinab, woselbst wir um 3 Uhr 40 Minuten, hungrig und durstig, aber nicht ermüdet eintrafen. Den Abend verbrachten wir gemütlich mit den Führern, selbstverständlich die ganze Tour rekapitulirend. Draußen platscherte Regen brunzter, und der „schlechte Wind" hatte wieder die Oberhand gewonnen. Mit der von mir geplanten Besteigung der Königspitze, Thurwieserspitze und des Zebru war es vorbei, denn zum Abwarten hatte ich keine Zeit mehr.

Die Zukunft des deutschen Rechtsstudiums.

Von

Rechtsanwalt Dr. Julius Lubszynski.

Die gewaltige Umwälzung, welche die Einführung des bürgerlichen Gesetzbuches für die Praxis in Deutschland zur Folge haben muß, wird auch auf die Doktrin ihren tiefen Einfluß nicht verfehlen. Daß die juristischen Fakultäten Deutschlands einer Reform dringend bedürfen, kann keinem Zweifel unterliegen. Während die moderne Gesetzgebung mit großen Schritten rastlos vorwärts schreitet, immer tiefer in die sozialen Verhältnisse eingreift, immer eindringlicher die Wirthschaftsprobleme der Neuzeit zu erfassen sucht, bewegt sich die Vorbereitung an den Universitäten starr und unbeweglich in den alten Geleisen weiter, unbekümmert um die großartige und verwickelte Ausgestaltung, die das Rechtsleben rings umher annimmt.

Diese Erscheinung ist angesichts der heutigen Rechtsverhältnisse wohl begreiflich. Die bisherige Entwicklung des deutschen Rechtsunterrichts war im wesentlichen dadurch bedingt, daß es an einer einheitlichen Kodifikation, die den Mittelpunkt des Studiums hätte bilden können, fehlte. Hieraus entstand die notwendige Folge, daß das römische Recht, die Pandekten, als das Produkt einer jahrhundertelangen rechtsgeschichtlichen Entwicklung und als die gemeinsame Quelle der einzelnen Landesrechte, den Brennpunkt bildete, von dem aus die Strahlen juristischer Bildung und wissenschaftlicher Arbeit auf die anderen Rechtsgebiete sich verteilten, während die Partikularrechte nur nebenher ein bescheidenes Plätzchen in den Vorlesungsverzeichnissen fanden.

Jetzt soll — zum erstenmal in der Geschichte — ein großes, einheitliches Recht ganz Deutschland umspannen, ein Recht, das zwar durch manche bedauerliche Lücken des Einführungsgesetzes hindurch der partikularen Strömung noch deutlich Raum läßt, das aber immerhin als Rechtssystem vollkommen an die Stelle des gemeinen Rechts zu treten bestimmt ist. Damit ist auch für die Theorie ein neuer Mittelpunkt gegeben, von dem der Bildungsgang des künftigen Praktikers seinen Anfang nehmen kann. Wie anregend und befruchtend muß dieser neue Ausgangspunkt auf die ganze künftige Laufbahn des jungen Anfängers einwirken. Kein totes Schemen entsprungenes, aus dem Schutt von Jahrhunderten mühsam erwachsenes Rechtssystem, sondern eine dem lebendigen Getriebe der Gegenwart angepaßte Rechtsordnung erscheint vor seinen Augen. Der Blick des angehenden Richters schärft sich in dem Spiegel der Zeit, und die Kluft, die sich leider heute allzuoft zwischen einem formalistischen doktrinären Richterspruch und der gesunden Volksüberzeugung auftut, wird hoffentlich von einem verständnisvolleren Geist überbrückt werden, wenn die ersten Eindrücke, die der junge Jurist empfängt, mit dem belebenden Teil der Praxis durchsetzt sind, und von der Wurzel an der Blick weit hinaus auf das reale Leben eröffnet wird.

Diesen gewichtigen Gründen hat sich auch die Konferenz deutscher Rechtslehrer, die am 23. März d. J. in Eisenach stattgefunden hatte, um über die durch die Einführung des bürgerlichen Gesetzbuchs erforderliche Umgestaltung des juristischen Lehrplans zu beraten, nicht verschließen können. Ihre Beschlüsse gipfelten in dem Satz: „Nach dem Inkrafttreten des bürgerlichen Gesetzbuchs ist das gesamte bürgerliche Recht Deutschlands als systematische Einheit zu lehren . . .", wozu von dem Vorsitzenden Professor Dr. Zitelmann die richtige Erläuterung dahin gegeben wurde, daß in Zukunft „das bürgerliche Gesetzbuch als das Zentrum der privatrechtlichen Studien" angesehen werden soll.

Allerdings, entbehrlich wird das Studium des römischen Rechts auch nach Einführung des bürgerlichen Gesetzbuchs nicht werden. Das bürgerliche Gesetzbuch ist ebenso, wie es das gemeine Recht war, der Abschluß einer geschichtlichen Entwicklung. Ein volles Verständnis für seine einzelnen Bestimmungen, ihre Bedeutung und Auslegung ist nur dann zu erreichen, wenn man sie an der Hand der Geschichte im Lichte ihrer Entstehung und Wandlung betrachtet. Der Boden aber, aus dem das Gesetzbuch erwachsen ist, stellt sich, wo nicht moderne Erscheinungen den Stoff abgegeben haben, sowohl als ein römisch-rechtlicher wie als ein deutsch-rechtlicher dar. Um zu einer tüchtigen historischen und dogmatischen Vorbildung zu gelangen, um einer unrichtigen Paragraphenklügelei zu entgehen, muß sich daher der junge Student mit den römischen Elementen des Gesetzeswerkes voll vertraut machen. Nur werden jetzt, da das römische Recht nur in seiner historisch-propädeutischen Eigenschaft in Betracht kommt, da das bürgerliche Gesetzbuch ferner auch — wenn auch leider zu geringerem Teil — aus nationalen deutsch-rechtlichen Steinen aufgebaut ist, die römisch-rechtlichen wie die deutsch-rechtlichen Elemente auf gleicher Stufe in den Studiengang zu behandeln sein, ein Prinzip, zu dem sich unter Begrabung der alten Streitart Romanisten wie Germanisten auf der Eisenacher Konferenz in erfreulicher Einmütigkeit und in Anerkennung des gleichberechtigten hohen inneren Werts beider Rechtsdisziplinen bekannt haben.

Daß diese vorbereitenden geschichtlichen Vorlesungen dem Studium des bürgerlichen Gesetzbuchs selbst vorangehen müssen, ist klar. Indessen werden die Vorlesungen nur dann volles Interesse und Verständnis bei den Hörern finden, wenn ihnen vor der Lehre des Werdenden ein Ueberblick über das Gewordene gegeben, das heißt möglichst bereits im ersten Semester dem Anfänger, dessen historischer Sinn noch nicht entwickelt, und der begierig ist, einen Blick hinter die Coulissen der Praxis zu thun, ein möglichst anschaulicher Ueberblick über das geltende Privatrecht gegeben und damit das Verständnis für die geschichtliche Entwicklung eröffnet wird. Die bedauerliche Teilnahmslosigkeit, die der junge Jurist in der Regel in den ersten beiden Semestern seinem Studium entgegenbringt, ist keineswegs, wie man es gewöhnlich hinzustellen pflegt, einem gerade in dieser Fakultät besonders vorherrschenden Unfleiß, als vielmehr der großen Ungeschicklichkeit zuzuschreiben, mit der heute an den Universitäten die Vorlesungen verteilt sind. Anstatt den frisch gebackenen Studenten, der eben, mit allem unnützen Gedächtnisballast beladen, die Schule verläßt, in eine anregendere Sphäre einzuführen und ihm einen Stoff zu bieten, den er einstmals praktisch zu verwerten im stande ist, wird er heute wiederum von Anfang an mit Institutionen und Rechtsgeschichte, das heißt einem Material überhäuft, das für ihn, da ihm das Verständnis dafür vorläufig gänzlich fehlt, wiederum nichts weiter als Gedächtnisballast ist. Kein Wunder, daß er diesen Ballast aufzunehmen sich scheut.

Mit der Einreihung des bürgerlichen Gesetzbuchs unter die Lehrgegenstände werden die römischen Institutionen gänzlich in Wegfall kommen, die Pandekten und das deutsche Privatrecht nur in ihren geschichtlichen Grundlagen bestehen bleiben. Trotzdem hat sich auf der Eisenacher Konferenz fast einstimmig die Forderung geltend gemacht, daß in Zukunft das Rechtsstudium sich auf längere Zeit als das heutige Triennium erstrecken soll. In der That wird man, wenn man die Aufgabe des akademischen Studiums nicht nur in der Verarbeitung des theoretischen Stoffes, sondern vor allem auch in einer Vorbereitung für die künftige Praxis erblicken will, seinen Augenblick darüber zweifelhaft sein können, daß auch der Begabteste und Fleißigste das Ziel innerhalb sechs Semestern nicht in einer der Rechtspflege förderlichen Weise erreichen kann. Wie in Oesterreich nach Einführung des dortigen bürgerlichen Gesetzbuchs die Studienzeit behufs einer verständnisvollen Aneignung der Grundsätze des Gesetzbuchs auf vier Jahre erhöht ist, so wird man auch in Deutschland diese Zeit als mindeste feststellen müssen, wodurch denn auch Zeit für volkswirtschaftliche Studien erübrigt wird, die heute nur ein geringer Bruchteil der jungen Juristen, und auch dieser nur „nebenher", zu betreiben pflegt. Die moderne Wirtschaftslehre ist für den künftigen Richter von so gewaltigem Wert und in einer so vorzüglichen Weise geeignet, den praktischen Blick zu erweitern und bei Anwendung der Gesetze die wirtschaftlichen Erscheinungen vorurteilsfrei zu betrachten, daß man die obligatorische Aufnahme dieser Materie in die Prüfungsgegenstände nicht dringend genug wünschen kann.

Unser heutiges Juristentum krankt an einer doktrinärklügelnden, an dem Buchstaben festhaltenden und für den Geist und die Zeichen der Zeit unempfindlichen Auffassung. Wenn die Einführung des bürgerlichen Gesetzbuchs dazu beitragen sollte, den deutschen Richter seiner Abgeschlossenheit zu entziehen und ihn dem vorwärts brausenden Strom des Lebens wieder näher zu bringen, so wird diese Folge ein gut Teil dazu beitragen, die Schattenseiten des großen Gesetzeswerks vergessen zu machen.

Pariser Reklame.

Von

Eugen von Jagow.

Wer kennt nicht die Geschichte vom Alkibiades, der den Hunden die Schwänze abschnitt, sie wie Pariser Sandwich-Männer in den Straßen von Athen frei umherlaufen ließ und tags darauf in aller Munde war! Das ist die Kindheit der Reklame. Aber selbst damals würde er, wenn er ein Geschäftsmann gewesen wäre, die Schwänze vermutlich durch eine in mächtigen Lettern geschriebene Anpreisung „erster Hundescherer der Republik" ersetzt haben. Indessen wollte er nur von sich reden machen, Beweis dafür, daß die Wurzel der Reklame die Eitelkeit ist. Diese Wurzel gedeiht heute besser als je; hat doch Max Nordau in seiner vielübersetzten und vielgelesenen „Entartung" den Nachweis geführt, daß die Massenhysterie ein Merkmal unserer fin de siècle ist, und daß der Hysteriker das unbezwingbare Bedürfnis hat, die allgemeine Aufmerksamkeit anzulocken. Der gewissenhafte Beobachter entdeckt diese Sucht auf Schritt und Tritt, in den verschiedensten Klassen der Pariser Gesellschaft, in den verschiedensten Formen und — horribile dictu! — schon bei den kaum der Amme entwachsenen Kindern. Für sie erscheint jetzt manches Blatt, welches dem von ihnen lebhaft empfundenen Bedürfnis, ihre Namen gedruckt zu sehen, unter den verschiedensten Verwänden abhilft. Eine Preisaufgabe ist gelöst, ein kleines Examen bestanden, ein bal blanc, ein Kinderball, hat stattgefunden, und alsbald veröffentlicht die gefällige Kinderzeitschrift die Namen, schildert sie die Backfischtoilette. Fügt man dem die in der Schule verteilten Orden und andere zweischneidige Mittel zur Erhöhung des Wetteifers hinzu, so darf man sich nicht wundern, wenn die bereits ererbte Reklamelust, in jener unvernünftigen Weise gepflegt, sich oft wucherpflanzenartig entwickelt. Die ganze Lebensführung wird der suprema lex der Reklame untergeordnet, gleichviel ob es sich um eine Toilette oder um ein Lebensschicksal, um einen harmlosen Flirt oder um Tugend und Ehre handelt. Was ist diesen Unglücklichen die Tugend, wenn sie ihnen keine Bewunderer verschafft, was ist ihnen Amor, wenn man sie nicht um eine vornehme oder reiche Partie beneidet! Man liebt nicht den Zukünftigen oder die Zukünftige, sondern in ihnen nur sich selbst, sie sind lediglich Mittel zum Zweck, die Ehe schafft jenen Salon, der für die geselligen Talente des Witts und vor allem der Wirtin, für ihre Eleganz, ihren Geist, ihr Kunstmäcenatentum, ihre Kenntnis aller Skandalosa von Tout-Paris Reklame machen muß.

„C'est plus fort qu'elle!" sagte der Cigarrenverkäufer, wenn seine Katze zum Schutz ihrer Jungen immer wieder auf sein Hündchen losfuhr. Dasselbe gilt für zahllose Pariser, welche die Gelegenheit zur Reklame jedesmal beim Schopfe ergreifen und sie in alles mögliche hineingeheimnissen, in dem sie nichts zu suchen hat. Sie prickelt ihnen sozusagen in den Fingerspitzen, sie offenbart sich aus ihrer ganzen Denkweise, aus ihrer schöpferischen Thätigkeit. Bezeichnend dafür ist beispielsweise die Weltausstellung, die im Grunde genommen selbst eine Riesenreklame ist. Vor etlicher Zeit konnte man im Industriepalast unzählige Entwürfe für die Weltausstellung des Jahres 1900 bewundern, und fast in allen herrschte das marktschreierische Bedürfnis vor, die Menge zu verblüffen und ihr alle Wunder von „Tausend und eine Nacht" wie Sand in die Augen zu streuen. Eine prakterische Kraftvergeudung ohnegleichen. Aus den Hügeln wurden Thäler und umgekehrt, die Seine wurde vom wild gewordenen Dilettantismus in einen See verwandelt oder einfach — unterdrückt, Feuerpaläste flammten zwischen hängenden Gärten empor und von der gesunden Architektur, der aus unserer Zeit heraus geborenen, die gewaltigen Fortschritte der Technik ausbeutenden, war kaum die Rede. Alle jene Bauten glänzten natürlich nur durch ihre Fassade, ähnlich wie die modernsten Pariser Prachtpaläste, sie waren sogar nur das — und Fassade und Reklame werden dann fast zu Synonymen. „Es ist nichts dahinter," sagt der Volksmund mit Recht. Beinahe alles war auf eine kosmopolitische Orgie berechnet, auf die Anlockung des Milliardensegens der Provinz und des Auslands. Das ist, wie gesagt, die Reklame im größten Stil, in der feenhaften Beleuchtung elektrischer Paläste. Einstweilen nehmen wir vorlieb mit den „illustrirten Maueranschlägen", die sich in Paris thatsächlich zu einer Kunst entwickelt haben.

Alle Erwerbszweige verschwinden, ihre Arbeiter brotlos zurücklassend, neue entstehen und fordern mit ausgleichender Gerechtigkeit die beschäftigungslos gewordenen Arbeitshände. So gibt es jetzt zahlreiche Geschäfte, die mit illustrirten Affichen handeln und deren Sammlern, den Abonnenten der Monatszeitschrift „L'Affiche illustrée", die Mühe ersparen, sie von den zu hohen Preisen vermietheten Hänser- und Bretterwänden in nächtlich diebischer Weise abzulösen. Unter den Meistern der Affiche finden sich zahlreiche Mitarbeiter der illustrirten Witzblätter. Ihre leider nur zu vergänglichen Schöpfungen verhalten sich zu denen der älteren Maueranschläge, wie die Malerei des Cinquecento zu den steifen Figuren der altägyptischen Kunst. Jules Cheret beispielsweise hat drei Jahrzehnte lang mit unermüdlichem Fleiß seine Affiche zu vervollkommnen gesucht, welche heute, wie sich der Kunstkritiker der „Revue encyclopédique"

ausdrückt, „vibrirt und verjüngt, durch ihre Anordnung, den Farbenglanz, den Humor ihrer Gegenstände Auge und Geist der Vorübergehenden entzückt.“ Gold und Rot sind seine Lieblingsfarben, in denen er mit wahrhaftem Raffinement schwelgt, oft durch Wand-, Lampen- und Kaminfeuerlicht die eigenartigsten kolouristischen Wirkungen erzielend. Grasses stimmungsvolle Frauengestalten, deren Leuchtung sich von der Riesendamenmalerei grell angestrichener Jahrmarktsbuden glorreich unterscheidet, machen ihn zum Pariser Mauerdichter par excellence. Eine ätherische, himmelblaue weibliche Figur erklärt einem grinsenden Harlekin die Tugenden des „wohlthätigen Absinthes Terminus“, eine Japanerin wird zur duftigen Verkörperung des Duftes der von ihr angepriesenen „Amaryllis du Japon“, eine Marktetenderin, so allerliebst, als kame sie frisch aus einer Operette der Variétés, trommelt mit werbendem Blick die Vorübergehenden in das von der Presse zu Gunsten der madagassischen Opfer veranstaltete Reiterfest.

Ueberhaupt die Pariser Presse! Sie ist die Königin der Reklame, wiewohl sie ihren Anzeigenteil noch nicht so kräftig entwickelt hat wie ihre Schwestern in England und selbst in Deutschland. Noch hat sie nämlich die etwas kleinstädtisch anmutende Gewohnheit der Pariser Geschäftsleute, ihre schnell den Bürgersteig überschwemmenden Anzeigen durch Holzträger verteilen zu lassen, nicht völlig überwunden. Aber sie ersetzt die Menge der Reklamen, die sich nicht selten, wenn sie mit Geld aufgewogen werden, heimlich in den redaktionellen Teil des Blattes schleichen, durch deren Beschaffenheit. Man bezeichnet in Frankreich die Zeitungsreklame mit „publicité“, welche bekanntlich im Panamaprozeß und anderen ihm wie ein Kometenschweif folgenden Trinkgelder- und Ehrendemplängerprozessen eine so große Rolle gespielt hat. Bisweilen freilich nur eine Scheinrolle. So suchte sich der vor geraumer Zeit verurteilte Senator Magnier gegen die Anklage, als Generalrat des Var-Departements von verstorbenen Baron Reinach mit einer Jahresrente bestochen worden zu sein, durch die Behauptung zu verteidigen, er habe diese Summe als Direktor des „Evénement“ für Reklamen und Anzeigen erhalten. Ohne das „Petit Journal“, das gelesenste Blatt der Welt, welches Frankreich mit einem Netz von Geschäfte aller Art vermittelnden Agenturen überzogen hat, wären vermutlich Hunderttausende von kleinen Sparern durch das Panamaunternehmen nicht zu Grunde gerichtet worden.

Eine der Lieblingsfernen der Pariser Reklame ist das von Amerika übernommene Interview. Seine Entartung ist außerordentlich bezeichnend für die französische Eigenart. Der Journalismus macht auch an der Seine einen gewaltigen Umwandlungsprozeß durch. Der französische Leser begnügt sich nicht mehr mit rein doktrinären Artikeln und einer aufs Geratewohl hin tändelnden, mehr oder weniger geistreichen Plauderei. Er legt auf die Realität, auf die, ich möchte sagen, photographisch treue und schnelle Wiedergabe der Tagesereignisse, ganz wie der Engländer, Wert; lebt doch auch er im Zeitalter der Elektrizität, der Schnelldruckpresse und der Augenblicksbilder. Der Reporter, das enfant terrible der modernen Zeit, ist recht eigentlich auch das Kind unseres Zeitalters, dabei typisch für die Charaktereigentümlichkeit des Volkes, dem er seine Feder widmet, und aus dem er hervorgegangen ist. Der englische Reporter, ein Archibald Forbes beispielsweise, besitzt den weiten geistigen Horizont, der die Politik des meerbeherrschenden Inselreiches kennzeichnet. Ein nüchterner Praktikus, verliert er seine Zeit nicht mit jenem kleinlichen Klatsch, jener lächerlichen Schwatzhaftigkeit, welche den französischen Reporter in Verruf gebracht haben. Womit beschäftigt sich dieser vornehmlich? Seit einigen Jahren pflicht er ja in der That auch ein wenig in die auswärtige Politik hinein, die Opfer seiner Indiskretionen bis nach Berlin verfolgend, aber so recht in seinem Beruf fühlt er sich doch erst in der Antichambre des Pariser Parlamentariers, des Theatersternes, des Königs der Mode, des einen neuen Roman- oder Theaterstoff bearbeitenden Modeschriftstellers, des großen Verbrechers, der Theaterdirektoren und hinter den Coulissen, kurz überall da, wo er Reklame machen kann. Für diese wird er ja auch bezahlt, bisweilen prinzlich, meist jämmerlich schlecht. Er kann eben nicht edeltun schreiben, kann nur mit Uebertreibung loben oder tadeln, des Lesers Neugier foltern oder ihn bis zur Empörung aufregen, das Milieu, das heißt das Nebensächliche schildern, da er von dem Wesen der Erscheinung keine Ahnung besitzt. Erfolgt beispielsweise auf dem Gebiete der Wissenschaft eine epochemachende Entdeckung, so teilt er mit, welchen Schneider Pasteur hatte und ob dieser hervorragende Meister der Schere dem Sarge seines Kunden folgte, aber von dessen bakteriologischen Arbeiten erfahren wir nichts. Dies Interesse an den albernsten Nichtigkeiten ist bei dem Pariser Lesepublikum derart groß gezüchtet worden, daß sich beispielsweise die Theaterkritik der Boulevardblätter bereits gespalten hat. Der ernste Kunstrichter, der nur noch wenige Leser haben dürfte, beschäftigt sich mit der Aesthetik des neuen Stückes, der Reporter, der ihn eines Tages mit Haut und Haaren verschlingen dürfte, mit dem, was ich teufelswörtiger Weise „Klatsch“ nennen möchte. Dieser Klatsch ist im Grunde genommen nur ein mit beschaffen on-dits gewürzter Ragout von Reklamen, die meist nur dem mit den „dessous“ von Tout-Paris Vertrauten ganz verständlich sind. Sie gelten den Darstellern, ihren Kostümen, vor allem ihren Schneidern, ferner der Eleganz, Schönheit und noch zweifelhafteren Vorzügen der Zuschauerinnen, die doch erfreut sind, wenn ihr Name im „Figaro“ neben dem einer übel berufenen Schauspielerin prangt. Was in deren Loge vorging, was in dem Foyer und in den Wandelgängen geurteilt und intrigiert wurde, wird haarklein erzählt.

Den echt pariserischen Premièren regelmäßig anzuwohnen, ist eine Reklame, die man sich selbst macht, ganz so wie der Besuch des Salon am Himmelfahrtstage oder der Longchampstribünen am Tage des Grand Prix. Man will nicht sehen, sondern gesehen werden, vielsagende Blicke austauschen, seine neueste Tracht bewundern lassen, über das ausgestellte Bildnis seiner besten Freundin möglichst viel Bosheiten lächeln und bei der Aufzählung der vornehmen Besucher nicht nur nicht vergessen, sondern auch an guter Stelle mit dem üblichen Cliché „la belle Jo und so“, „die elegante Frau X“, „die geistreiche Y“ genannt werden. Bei solchem „état d'âme“, um ein Schlagwort des literatischen Jungfrankreich zu gebrauchen, darf es nicht wunder nehmen, daß bisweilen sehr vornehme Pariser und Pariserinnen selbst auf eine sehr untergeordnete, nur durch persönliche Reize glänzende Darstellerin, einen Kunstjuchsen, ja sogar auf einen Jockey eifersüchtig sind, denen am Tage ihres Triumphes natürlich der Löwenanteil der Berichterstattung gebührt.

Ich sagte soeben, „ja sogar auch der Jockey!“ ohne zu überlegen, daß es noch tief unter ihm stehende und doch noch weit mehr beneidete Existenzen gibt: die Helden sensationeller Verbrechen! Für sie spart der Reporter sein Bestes auf, und es ist keine Uebertreibung, wenn ich behaupte: sie dürfen sich einer unendlich „besseren Presse“ rühmen, als beispielsweise der eben erwähnte große Pasteur sie jemals gehabt hat. Die romantisch aufgeputzten, frivolen Reporterberichte schmeicheln eben der ungesunden Neugier des großen Lesepublikums, das sich an der Schilderung der geringsten Einzelheiten des Verbrechens, der Verbrecherjagd, ihrer Aeußerungen und Lebensweise immer von neuem berauscht und durch diese fortgesetzte Lektüre derart Fühlung mit dem Gefeierten gewinnt, daß es auf Herostratosnaturen einen verhängnisvollen Einfluß auszuüben pflegt. Die Gunst, einer sensationellen, leider vom Präsidenten oft theatralisch geleiteten Gerichtsverhandlung anwohnen zu dürfen, ist noch weit höher geschätzt, als die einer Loge zu einer Operpremière.

Nirgends herrscht die Ordenswut allmächtiger als in Frankreich, und zumal in dem Paris der zentralisirten Verwaltung, des Parlaments und der Akademien. Der Ersatz des Kaiserreichs durch die Republik hat darin durchaus nichts geändert. Im Gegenteil! So mancher Leser erinnert sich vielleicht noch des einträglichen Schachers, den Wilson mit den Kreuzen der Ehrenlegion trieb, dadurch den Sturz seines Schwiegervaters Jules Grévy, des Präsidenten der Republik, mittelbar herbeiführend. Auch seitdem hat jener von Napoleon I. gegründete Orden so manchen Sturm im Wasserglase des Palais Bourbon erzeugt! O, der große Korse lachte seine Pappenheimer! Die Revolution hatte die drei Orden des absoluten Königtums zugleich mit dessen ständischer Verfassung abgeschafft: „Sie widersprechen in der That,“ erklärte er, „dem republikanischen Prinzip der Gleichheit. Aber wie wäre es, wenn wir einen einzigen Orden für alle gründeten, gewissermaßen den Orden der Egalité?“ Als wenn der Orden, welcher die Franzosen in Dekorirte und Nichtdekorirte schied, nicht seiner ganzen Natur nach dem Gleichheitsprinzipe zuwider wäre! Aber das reklamelustige Völkchen ließ sich durch die Trugweisheit des schlauen Staatsmannes, der sich in der Ehrenlegion ein gewaltiges Machtmittel schuf, nur zu völlig täuschen. Seine Egalité ist, so setzt es damit auch in seinem Wahlspruch prahlt, weit weniger ein Ausfluß uneigennütziger Brüderlichkeit als des Neides. In der ersten Revolution strebten anzählige, aus der Gleichheit der namenlosen Masse sich zur persönlichsten Geltung, womöglich zur Diktatur emporzuarbeiten, aber sobald ihr Kopf den der lieben Brüder überragte, kam sofort die — Egalité und schlug ihn ab, als letzte Reklame für seinen zu ehrgeizigen Träger! Wer weiß, vielleicht war diese Reklame auch die wirksamste. Wenn Robespierre nicht hingerichtet worden wäre, würde er vermutlich, wie ein Minister unter der dritten Republik, überall verbraucht worden sein und in der Geschichte einen minder furchtbaren Namen haben. Wenn dagegen der Dolch einer republikanischen Charlotte Corday für Boulanger rechtzeitig Reklame gemacht hätte, so würde heute wohl ein gutes Drittel der Franzosen fest und fest behaupten: „Wenn er noch lebte, hätten wir das dritte Kaiserreich!“

Die Tiara des Saitaphernes.

(Hierzu die Abbildungen Seite 664).

Während Bau- und Bildhauerkunst des klassischen Altertums uns genug von ihren Schätzen erhalten haben, um uns ein getreues Bild ihres einst hochblühenden Standes zu geben, sind von der Malerei jener Zeiten nur ganz dürftige Spuren auf uns gekommen, und kaum besser verhält es sich für die kunstgewerbliche Technik und namentlich die Goldschmiedekunst, von der wir doch wissen, daß sie schon im alten und ältesten Hellas mit besonderer Vorliebe und mit besonderem Geschick gepflegt worden ist. Wenn wir in den homerischen Epen wunderbare Schilderungen von künstlerisch hergestellten Metallarbeiten lesen und vor allem von dem prachtvollen Schilde, den Hephästos auf Bitten der Meergöttin Thetis für deren Sohn Achilles in getriebenem Erz hergestellt habe, so mag das meiste dieser Schilderungen auf freier dichterischer Phantasiethätigkeit beruhen, aber ganz und gar haben wir es dabei gewiß nicht mit dem Ergebnisse poetischer Erfindungsgabe zu thun, denn dem Dichter müssen, wenn er so schildern und seine Schilderung für glaubhaft gehalten werden konnte, doch bestimmte Anhaltspunkte aus dem Leben seiner Zeit zur Verfügung gestanden haben.

In der That sind denn auch aus alten Fundstätten Gegenstände zu Tage getreten, die durchaus zu den in dem Epos beschriebenen Kunstwerken stimmen, so unter anderem ein goldener Becher, dessen Henkel ganz so mit Tauben geschmückt ist, wie es uns von dem Henkelbecher Nestors geschildert wird. Die Fundstätte dieses Taubenbechers ist einer der Burggraben von Mykene, wie denn überhaupt dieses denkwürdige Ausgrabungsfeld uns mit einer Menge von Gegenständen bekannt gemacht hat, die uns zeigen, daß schon viele Jahrhunderte vor dem Entstehen der homerischen Epen auf griechischem Boden die Goldschmiedekunst einen hohen Grad der Vollkommenheit erreicht hatte.

Die Fähigkeit, aus Edelmetallen kunstreiche Arbeiten herzustellen, war zwar ursprünglich im alten Griechenland nicht heimisch; sie war wie die ganze Kultur, von der die Ausgrabungsbezirke von Mykene und Tiryns uns Kunde geben, dorthin aus Asien und wahrscheinlich aus jenem Teile Syriens, wo von jeher ägyptischer Einfluß gewaltet hatte, herübergebracht worden, und bei der Vermittlung dürfte die Insel Kreta eine wesentliche Rolle gespielt haben. Wir erwähnen dieses Umstandes ausdrücklich, weil gerade bei den uns erhaltenen Werken der altgriechischen Goldschmiedekunst bis in die spätesten Zeiten hinein morgenländischer Einfluß nicht zu verkennen ist. Die Kultur des Orients hat indes keineswegs den nationalen Geist der Mykener erstickt, und ein neuerer Forscher weist sehr richtig darauf hin, daß man überall in dem orientalischen Rahmen mehr oder minder deutliche Züge einer selbständigen Produktivität gewahrt, wie ja auch die mykenische Steinschneidekunst sich bei den Griechen fortsetzte.

Abgesehen von der Fundstätte haben nur wenige Fleckchen Erde uns etwas von dem herausgegeben, was ihnen von Gold- und Edelmetallschätzen aus der Zeit des klassischen griechischen Altertums anvertraut worden ist. Das Bemerkenswerteste auf diesem Gebiete ist in Gräbern auf der Krim zu Tage getreten, und diese Schätze zählen zu den großen Kostbarkeiten der in der Eremitage in Petersburg untergebrachten Sammlungen. Neben diesen ist nur noch eine kleine Anzahl von derartigen Gegenständen — der sogenannte Fund von Vettersfelde — in den königlichen Sammlungen in Berlin untergebracht. Aber der Einfluß der griechischen Kunst tritt unverkennbar auch in den Metallerzeugnissen der römischen Zeit hervor, und diese sind reichlicher vorhanden, vor allem in dem, was die umfassenden Ausgrabungen in Pompeji ergeben haben (Sammlungen in Neapel). Außerhalb Italiens sind von bemerkenswerten Funden zu verzeichnen: der Silberfund von Hildesheim (jetzt in Berlin), der ähnliche von Bernay in Frankreich (in Paris) und der Goldfund von Nagy Szent-Miklos in Ungarn (in Wien).

Es mag merkwürdig erscheinen, daß gerade die Krim, die alte, nelitrende kimmerisch-taurische Halbinsel, von der wir uns doch zunächst jede andere antiquarische Ausbeute versprechen sollten, uns die reichste Ausbeute an altheleuischen Edelmetallerzeugnissen ergeben hat. Doch erklärt die Sache sich leicht. Auf dem Boden der Krim hatte sich in sehr früher Zeit das Griechentum angesiedelt, und wir treffen hier bereits um das Jahr 600 vor unserer Zeitrechnung blühende griechische Kolonien, die hauptsächlich von Milet gefördert wurden. Viele Jahrhunderte hindurch ist die Halbinsel und das ihr benachbarte taurische Gebiet der Schauplatz gewesen, auf welchem der Kampf zwischen griechischer Kultur und skythischer Unkultur ausgefochten wurde. Im östlichen Teile der Halbinsel und auf der ihr gegenüberliegenden asiatischen Küste, zu beiden Seiten des kimmerischen Bosporus (Straße von Jenikale oder Kertsch) entstand im 5. Jahrhundert v. Chr. aus der von den Griechen kolonisirten Landschaft das bosporanische Reich, das nach dem mithridatischen Kriege unter die Botmäßigkeit der Römer geriet. Bis zur Zeit des vorherrschenden römischen Einflusses behauptete sich im westlichen Teile der Halbinsel das Skythentum.

Das bemerkenswerteste Fundstück, das bisher die Grabausbeute der Krim ergeben hat, ist die augenscheinlich so viel genannte „Tiara des Saitaphernes“, das heißt jene helm- oder haubenartige Kopfbedeckung aus getriebenem Golde, die kürzlich von Baron Rothschild in Paris, nachdem er sie um die Summe von 200,000 Franken erworben, mit einem zugleich mit ihr gefundenen prachtvollen goldenen Halsgeschmeide den Sammlungen des Louvre überwiesen worden ist. Wir haben es in ihr jedenfalls mit dem bedeutendsten Erzeugnis der Edelmetallbearbeitung zu thun, das bis jetzt aus altgriechischer Zeit auf uns gekommen ist. Es bedarf nur eines Blickes auf die beiden von uns wiedergegebenen Abbildungen, um in uns etwas von dem Gefühle wachzurufen, das uns

Die Vase des Goldschmieds: Vorderansicht.

Die Vase des Goldschmieds: Rückansicht.

beschleicht, wenn wir die homerische Schilderung von dem Schilde des Achilleus lesen. Das kegelförmige Schmuckstück ist ungefähr 22 Centimeter hoch und hat an seinem unteren Rande eine Weite von 18 Centimeter. Es gliedert sich von unten nach oben in sieben konzentrische Zonen oder Bildreihen, von denen die unterste rein ornamental gehalten ist, die zweite Jagd- und Erntebilder darstellt, die dritte auf einer Art Mauerkrone die Inschrift enthält und die vierte, aus weitesten gehaltene, zwei bildliche Darstellungen aus der Ilias zeigt, während die drei oberen wieder gleich der untersten lediglich Zierschmuck mit wechselnden Motiven zu erkennen geben. Die beiden größeren bildlichen Darstellungen atmen den unverfälschten Geist der hellenischen Antike und sind mit großer Feinheit ausgewählt, sie bringen uns zwei der bemerkenswertesten Scenen aus der homerischen Ilias zur Anschauung, diejenige, in welcher der zürnende Achilleus es ablehnt, die ihm von Agamemnon gebrachte Versöhnung aus der Hand des Boten mit freiem Vorgefühl wieder entgegenzunehmen, und diejenige, in welcher er die Totenklage um seinen bereits auf dem Holzstoße liegenden Freund Patroklos anstimmt.

Die Inschrift besagt: „Der Senat und das Volk von Olbiopolis dem großen und unüberwindlichen Könige Saitaphernes.“ Der hier erwähnte König war ein dem 3. Jahrhundert angehörender Beherrscher eines der skythischen Reiche im Westen der taurischen Halbinsel. Die Bewohner von Olbiopolis gingen ihn mit dem Gedanken jedenfalls um Schutz an oder entrichteten ihm somit eine Art von Tribut. Olbiopolis, im Altertum auch Miletopolis oder Borysthenes genannt, ist das heutige Olwia. Die alte Stadt lag an der Mündung des Borysthenes (des heutigen Dnjepr) und war eine der ältesten (noch in das 7. Jahrhundert v. Chr. fallenden) von Milet ausgegangenen Kolonien auf taurischem Gebiete; sie war ein reicher und wichtiger Handelsplatz und verdankte ihre Bedeutung namentlich dem Getreidehandel. Ohne Verbindung mit dem bosporanischen Reiche, war sie jedenfalls auf den Schutz der skythischen Könige angewiesen und mußte sich denselben, wie das Weihgeschenk andeutet, von Zeit zu Zeit mit schweren Opfern erkaufen.

Ludwig Hollhof.

Für müßige Stunden.

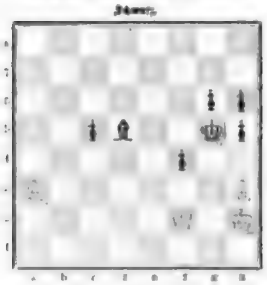
Schach.

(Verantwortl. von L. Schallopp.)

Aufgabe 29.

Von H. Meede in Lilien (Rußland)

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht an und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe 26 S. 600:

1. 1) Sh2—e4
2. 1) b5×c4
3. 1) De6—a4
4. 2) e4—e5? oder beliebig.
3. 3) b6—b5, Da4—c2 matt.
A.
5. 1) Sb4—f3
2. 2) De6—a6†
6. 2) Da4×a6—e6), d6—d5
3. 3) Se4—d6. Das ×d5 matt.
B.
6. 1) L15—c8
2. 2) Da4×c6 und
3. 3) De8×g4. Se4×d6, d2 matt.

Auf 1) . . . L15—c8 scheitert natürlich an Dame bei 2) e4—e5, Läufer auf 3) . . . Lc8—f5 nimmt Dame.

Partie Nr. 27.

Wettpartie, gespielt zu Nelson am Ton am 2. März (19. Februar) 1891.

Spanische Partie.

Weiß: P. Schiffers. Schwarz: W. Steinitz.

Weiß.	Schwarz.		
1) e4—e4	e7—e5	22) f2—f3	La4—f9
2) Sg1—f3	Sb8—c6	23) Se1—g2	Ta6—d6
3) Lf1—b5	La6—c4	24) Ta1—d1	Lb1—a2
4) c2—c3	Dd8—f6	25) Tf1—f2 †)	Dd5×a2
5) e4—f5	Sg8—e7	26) Df3—e4 †)	La2—e6†
6) d2—d4	e5×d4	27) Df2—e1	La6—g8 †)
7) L15×c6	Sc6—e5	28) Tf2—e2	Da2—d5
8) e4—e5	Df6—g6	29) Te2—e1	Sb15—f5 †)
9) c3×d4	Le5—c4	30) Kg1—g2	La3—d6 †)
10) Sb1—c3	0—0	31) De1—d2	La6—c8
11) Se3—d5	Le7—d6	32) Kg2—g1	Df5—h1
12) Sd5—f4	Dg6—f5	33) Le2—f1	Lb8—c7
13) a2—b3 †)	d7—d6	34) d4×e5 †)	Tf8—d8
14) g2—g4?	Df5—d7	35) Te2—d2	f7—f6
15) Le1—e3	b7—b6	36) g5×f6	g7—f6
16) Dd1—f3 †)	Le4—b7 †)	37) e5—e6	Kg8—f7
17) Df3—d1	Tf8—e8	38) Lf1—e7	Te8—g8†
18) e5—d6 †)	Dd7×d6	39) Se1—g2	Dh1—f1
19) Dd1—d2	Se5—b4	40) Te1—e3	Df1×e6
20) Sf3—e1	Sb4—d5 †)	41) Le7—a3	Te6—g6†
21) Sf4×d5	Ld6×d5	42) La3—e4	Tg6—g2†
		Weiß gibt die Partie auf.	

†) Eine Verbindung gehört zu den klarsten, von der theoretischen Untersuchung als wünschenswerte erkannten Spielweisen und ist in Steinitz' Lehrbuch angelegentlich empfohlen.

†) Das schnellste den Königsflügel und sollte durch 13) Tf1—e1 erledigt werden. Die deckfähige Aufstellung der schwarzen Dame läßt sich nicht widerlegen.

†) Noch immer war Tf1—e1 am Platz.

†) Droht Se6—c5 nebst La7×f2† Tf1×f2 Se5×f3† Dd2×f3 Se6×c5 Sb4×c5 Da6×c6 20) e4×d5 Dd6×d5 21) Sf3×e5 Dd5×e5 22) Le3×c5 Te8×e5† 23) Kf1×e5 Dc6×c5† mit Vorteil für Schwarz zur Zeit.

†) Offenbar besser war 18) Tf1—e1 de6×e5 19) dg5×f6 Dd6×d1 20) Te1×d1 Sb4×c6 21) Sf3—e5 Te8×e5 22) Le3×c5 Te5×e1† 23) Td1×e1 c7—c5.

†) Im Betracht kam auch La7—e6 21) Sf4—d3 Se6×d4 22) Se3×d4 c7—c5.

†) 23) Se2—f4 (z. B. Dd5—b3 24) Tf1—f2 Le6—b6 zur Zeit Figur gewinnt, nimmt sie wohl 25) . . . Db3×c2 wegen 26) Td1—d2 Dc2—e4 27) Tf2—e2 Dc4—b4 28) Te2×e4 Sb4×c6 29) Te4—b4 Db3—a3† 30) Kg2—f2 Da3×a2† 31) Kf2—g3 Da2—e6† 32) Kg3—f2 Sc6—e5 33) Te4×e5 Le6×e5 34) Kf2—e2 Da2—b2† 35) Ke2—d3 Db2—a3† 36) Kd3—c4 Da3—a2† 37) Kc4—d5 Da2×d2† 38) Te1×d2 Te8×e5† 39) Kd5—c6 Te5—e6† 40) Kc6—b7 Te6—e7† 41) Kb7—a8 Te7—e8† 42) Ka8—b7 Te8—e7† 43) Kb7—a8 Te7—e8† 44) Ka8—b7 Te8—e7† 45) Kb7—a8 Te7—e8† 46) Ka8—b7 Te8—e7† 47) Kb7—a8 Te7—e8† 48) Ka8—b7 Te8—e7† 49) Kb7—a8 Te7—e8† 50) Ka8—b7 Te8—e7† 51) Kb7—a8 Te7—e8† 52) Ka8—b7 Te8—e7†

Aller Land und Meer

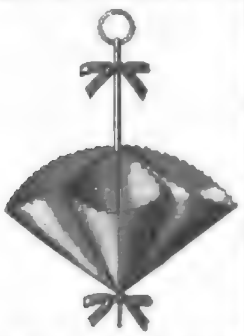
№ 41.

Unter uns.

Handtasche in Form eines Schirmes.

Man schneidet von Tuch ein rundes Stück, legt von Seidenstoff eingleiche Bogen entgegengesetzt und legt es dann in sechs Teile. Zwei Teile dienen als Rückwand, die vier anderen teilt man neuerdings in drei Abteilungen ein, näht diese oben mit einigen Stichen an einander, wodurch sich drei Taschen bilden, die an der Mitte der Rückwand befestigt werden. Nun steckt man den abgerundeten Griff eines verbrauchten Sonnenschirmes durch die Mitte des breiteren Tuches, befestigt ihn oben am Rande des Tuches und bindet am Griff und am Ende des Stabes eine Schleife von Seidenband. Strickt man die eingelegten Taschen, so sieht das Ganze natürlich noch viel eleganter aus.

L. E.



Fensterschutzdecke.

Zu Muster der Fensterschutzdecke eignet sich sowohl für Applikation wie als Filet- und Kreuzstickstickerei. Will man das Muster in nassen Zustande so zusammen, daß auch kein einziges Federkiel verloren geht, auch kann man zur Vorsicht das Wasser durch ein Sieb laufen lassen. Ich schüttete die Federn mit dem letzten Schwemmwasser in einen Waschkleb, in den ich ein grobes Drittuch gelegt habe, stelle das Ganze über ein Waschfaß und lasse die Federn über Nacht abtrocknen. Am folgenden Morgen hebe ich mit meinem Mädchen das Tuch mit den Federn heraus, lege es an einem geschützten Ort an die Sonne und drehe die Federn tüchtig auf einander. Sobald sie anfangen, trocken zu werden, und ich beleuchten muß, daß sie nur der Wind aber auch nur ein Lüftzug erschüttert, nehme ich alle, ganz dünne Vorhänge, die ich stets dafür vorrätig halte, und stecke aber nähe sie mit großen Reißstiften als Schutzrand über die Federn. Nun kann ich dieselben täglich ihrem Schicksal überlassen, morgens ausbreiten und abends zusammenschlagen und ins Haus nehmen. Vollständig getrocknet lasse ich sie mit leichten Netzen etwas durch einander schlagen, und beim Einsalten geben sie mir alle selbst durch die Hand, damit ich mich überzeuge, daß kein Daunen mehr darunter und alle Federn gut getrocknet sind. Mit dem Inlett bringe ich es dann noch einige Tage an die Sonne. Auf die angegebene Weise habe ich schon mitten im Winter Federn gewaschen und in milder erwarmten Zimmern getrocknet, und alle meine gewaschenen Federn wurden weiß, locker und flaumig wie neue. — Beim Trocknen der Federn sollte man nie einen Backofen oder Trockenofen benützen; ebenso wenig aber die Federn allzu grellen Sonnenstrahlen aussetzen, da sie dadurch austrocknen, spröde werden und ihre Elastizität einbüßen. Sind Federn in der oben angegebenen Weise gewaschen, kann die Hausfrau ihre gewaschenen Federn immerhin noch in eine Dampfreinigungsanstalt geben, wo sie jedenfalls mehr aufgehen. Im übrigen kann ich die Hausfrau das Geschäft der Federnwäsche dadurch sehr erleichtern, daß sie die Betttücher in alte, dünne Bezüge leert, und sie in diesen Säcken ganz so behandelt, wie oben angegeben. Zum Trocknen hängt man die Säcke an die Leine und wendet und schüttelt und klopft sie öfters. Nur muß dem Federn ein großer Luftraum gelassen werden, denn je mehr sie trocken, einen um so größeren Raum nehmen sie ein. Nun möchte ich darauf hinweisen, bei Neuanschaffung von Betten die Federn nicht direkt in die Inlette, sondern in Bezüge von leichtem, billigem Federnstoff zu füllen, weil die Reinigungen und beim Waschen sehr bequem ist.

J. G.

Halbe Größe.

Kreuzstichstickerei zur Fensterschutzdecke.

Picknickrolle.

Hierzu kann eine größere Konservenbüchse verwendet werden. Ist man nicht zu Bröte einer solchen, so löst man sich vom Spengler eine einfache Blechbüchse mit Deckel machen. Man schneidet nun ein Stück Tuch, das die Weite der Büchse hat; bei der Länge bedenken muß so viel zugegeben werden, als nötig ist, die Hülle oben und unten gut über der Büchse zusammenziehen zu können, auch muß noch ein 4 bis 5 Cm. breites Röhrchen daran bleiben. Der Stoff wird befühlt, der Länge nach zusammengenäht und an beiden Enden mit festen Löchern versehen, durch die man ein dunkles Band oder eine Schnur zieht. Nun steckt man die Büchse hinein, schlicht die Hülle auf beiden Seiten und umgibt die Rolle mit einem kleinen Reisverrunnen, um sie gut tragen zu können; Salzen, Butter, Käse und so weiter bleiben in einer solchen Büchse ungleich besser als in einer Tasche oder einem Körbchen.

L. G.

Schweineschulter in Gelee.

Die Behandlung ist die des Gänsekleins, und am besten eignet sich das Fleisch eines jungen Schweines dazu. Ein Schulterstück wird möglichst vom Knochen befreit; dann legt man es mit reichlich überschlagenem Wasser, Salz, 1 Löffel Essig, Gewürz, Zwiebelkraut auf langsames Feuer und läßt es gut bis drei Stunden kochen. Sobald das Fleisch weich ist, nimmt man es aus der Pfanne, befreit es von allen Knochen und legt es mit der bedeckten Seite auf den Boden einer Schüssel, die es körperlich füllt. Die Brühe wird durch ein Mullstuchläppchen gegossen, zwei Tafeln Gelatine aufgelöst dazu gethan und dieses noch heiß über das Fleisch gegossen, so daß letzteres gerade gleich mit der Brühe steht. Dann deckt man einen kochen Teller über, der jedoch innerhalb des Schüsselrandes Raum hat, beschwert diesen mit einem Gewicht oder einem Stein und läßt das Ganze erkalten. Fleisch und Brühe binden sich bis zum anderen Tage, und man stürzt das Ganze aus. Als Garnierung nimmt man gekochte rote Rübchen, die man in Scheiben schneidet, einige Silberlein Petersilie und Zitronenscheiben, die man vor dem Einlegen des Fleisches auf dem Boden der Schüssel symmetrisch ordnet, und die sich dann auch mit Gallert überziehen. Rund herum eines Häderling von rosa Gelatinebrühe und Gelatinblättchen im Bestiel. Mayonnaise oder Essig und Senf dazu.

E. M.

Halbe Größe. Kreuzstichstickerei zur Fensterschutzdecke.

Englischer Kuchen.

Ein sehr feines, nahrhaftes Gebäck, das besonders warm hin bei einem längeren Landaufenthalte u. s. w. ist. Zu der Kuchen nach 3 Wochen nichts von seiner Güte verloren hat, stellt man nach folgendem Rezept der: 420 Gramm Butter werden schaumig gerührt, dann werden 10 Eidotter, 400 Gramm Zucker daran gerührt und dies zusammen ½ Stunden gerührt. Zuletzt kommen 70 Gramm Zitronate, 420 Gramm Mehl und 280 Gramm Mandelkern nebst dem Schnee von den 10 Eiern dazu. In eine mit Butter bestrichene und mit Semmelmehl bestreute Form gefüllt, muß der Kuchen 2 Stunden backen.

L. E.

Körbe für Waschstell und Wäsche-Klammern.

Man verwendet dazu Körbe, in denen Obst verkauft wird. Da sich diese wegen ihrer Haltbarkeit besonders gut zu Salz- oder Klammerkörben eignen. Der Höhe und Weite des Korbes angewiesen wird ein Stück ungebleichte Baumwolle geschnitten, so wickelt man mit roten Garn ein hübsches Muster flicht. Den Streifen befestigt man um den Rand und setzt eine Rüsche von roten Wollbändern oben und unten als Abschluß. Auch der Deckel wird mit Stückerei und Bandrüsche geschmückt, der Henkel aber mit rotem Band umwickelt. Diese Körbe sind äußerst praktisch, da sie viele Jahre halten und Gelt weist Klammern besser geschützt sind als in Säckchen.

L. E.

Blumenkohl mit Hummer.

Man teilt einen starken Kopf Blumenkohl in Salzwasser ab; sobald er weich ist, bestreut man ihn von den dicksten Stielen. Eine Mehlspeisrösterei wird mit Butter ausgestrichen und mit Reibbrot bestreut. Man thut nun schichtweise Kohl und Buchsbaumer hinein, und dazwischen immer Stückchen Butter nebst viel geriebenem Parmesankäse. Wenn die Form gefüllt ist, gießt man dicke saure Sahne darüber, so daß alle Lücken gefüllt sind, und backt das Ganze eine halbe Stunde im heißen Ofen.

E. M.

Mode.

Da sehr viele Herren in jetziger Zeit über nicht allzu große Haarfülle verfügen, so bedienen sie sich gerne eines Haarnähmes. Ich sage „Mähnen“ und denke dabei nicht an eine umfangreiche, gestickte oder gehäkelte, stumme Mähne. Die ich arbeite, ist breit und doch waren, bei Nichtbenützung sieht der Herr dieselbe in der Tasche des Hemdrockes und hat sie bei Bedarf dann gleich bei der Hand. Das Mähnen ist von Seide hergestellt. Soll es kein besonderes Geschenk werden, arbeite ich es von schon gebrauchten Seidenzeug; zum Beispiel der Stoff eines abgetragenen alten Schirmes dient prächtig dazu. Ich schneide, wie beiliegendes Muster zeigt, einen 20 Centimeter hohen Streifen, die Länge je nach der Kopfweite bemessend, belege den Stoff mit Futterstoff, lege einen 5 Centimeter breiten Streifen Steifmull unten um den Rand und befestige nun das Seidenfutter darauf. Jetzt teile ich das ganze in 5 Teile und schneide 20 Centimeter hohe Spitzen in die obere Hälfte; nähe die Teile mit der Maschine zusammen, lasse aber immer ein Teil des Futters los, so daß ich es dann mit der Hand überwenden kann, um die Nähte darauf zu verdecken. Nun fasse ich das Mädchen mit einem schönen Stück Gardinenband ein, dieses deshalb binden, daß es außen nicht sichtbar ist, und verstehe das Mädchen oben mit einem ganz kleinen Knopfe.

L. E.

Neues Mittel, den Holzwurm gründlich zu vertreiben.

Man findet den Holzwurm an besten bei den frisch gebohrten Löchern, die durch das Holzmehl neben ihnen leicht kenntlich sind. Mit einer breiten Spritze spritzt man in diese Löcher Kreolin oder Karbolsäure und verbindet sie darauf mit einem beliebigen Kautschuk, einer Fettsalbe. Zuletzt deren Verlittens schließen die Holzlöcher und ihre Larven. Man muß öfter nachsehen, ob sich neue Löcher mit darunter liegenden Holzmehl zeigen, und diese dann sofort in der gleichen Weise behandeln.

L. O.

Wäschretafel.

Es ist sehr praktisch, an die Innenseite der Thüre des Waschschrankes eine Schiefertafel zu hängen, die man bei dem Zählen der gebrauchten Wäsche benützt, um der Zahl der einzelnen Wäschestücke schnellstens. Beim Einräumen der gereinigten Wäsche hat man das Verzeichnis auf diese Art dann gleich bei der Hand. Soll eine Tafel verschönert man, indem man rings um den Holzrand ein Stück Litze gibt, das auf beiden Seiten mit kleinen Borsichen eingenäht ist, es sieht anmutig und um der Rahmen der Tafel passend. Einen vergoldeten Stift befestigt man mit einem glockförmigen Messingbande an die Tafel, lenne auch den an einer Seidenschnur gebundenen Schwamm.

L. E.

Spiegel- oder Bilderrahmen.

Soeben Stickereianlage als Imitationen macht den Eindruck des Nahmens zu einem Kostbaren, vornehmen. Soll er, wie in der Beilage, die erstere Art wiedergeben, so zeichne man das Ornament, nachdem es mittelst Graphitpapier auf das Holz übertragen ist, sorgfältig und scharf mit tiefschwarzer chinesischer Tinte aus, decke dann den Grund gleichmäßig mit Lampenschwarz oder Noir d'ivoire. Ist das Holz weiß genug, so lasse man den Kontur stehen, wenn nicht, so genügt ein leichtes Uebergehen des Ornamentes mit blauer Farbe und chinesischem Weiß. Der Schreiner, welcher den Rahmen mit einem gut trockenen Akorn- oder Pinsel gefärbten haben so, daß die Ränder gegen außen abgeschrägt sind, darf die Arbeit nur mit weißer Polatur in Hochglanz polieren, um die Wirkung der Elfenbeinanlage vollständig zu machen.

L. u. Ep.

Mittel gegen Hühneraugen.

Wer Hühneraugen hat, sollte folgendes Mittel versuchen, das ungefährlich und doch von ausgezeichneter Wirkung ist. Man nimmt einen gewöhnlichen, gewöhnlichen Seife, vermengt sie mit Glycerin zu einer Salbe, streicht davon reichlich auf ein Pflaster und legt es auf das Hühneraug. Eben in ein paar Stunden läßt der Schmerz nach, auch wenn man Schuhe trägt. Setzt man die Behandlung auf diese Art fort, so wird das Hühneraug in der kürzesten Zeit verschwunden sein.

E. M.

Eßbrettchen.

Ein ganz reizendes Eßbrettchen stellt man her, indem man, nach beigegebenem Muster, von starkem Pappdeckel die Teile schneidet, die Größe richtet sich nach Bedarf. Der Maler stanzelt gleiche Stücke Seegel dazu, doch müssen diese vielleicht 1 Centimeter kleiner sein, so daß die Ränder des Pappdeckels sichtbar sind, die man mit farbigem Plüsch eingefaßt hat. Den Boden belegt man an der Rückwand, ehe man die Spiegelplatte darauf leimt, die man ringsum mit einer Plüschborte versieht. Sehr hübsch sieht es aus, wenn man kleine, dazu passende Abscheidbilder, z. B. Blumenkränze oder verkleinerte Bildchen, auf den Spiegeln abgibt. Zuletzt überklebt man die Rückseite wieder mit buntem Papier, gibt Ringchen an den Enden, um das Eßbrettchen aufhängen zu können, verdeckt aber diese mit bunten Schleifen.

Auf dieses Brettchen stellt man einige der jetzt so beliebten feinen Porzellanfigürchen. Das Ganze sieht wunderhübsch aus.

E. E.

Literatur.

— In neuer, umgearbeiteter und vielfach vermehrter Auflage erscheint soeben in den Kreisen der Gebrauchsartikel angezeigte „Wegweiser der Spezitäten und Geheimnisse" von Paul Martin Pfitzner und Paul Petermann (Leipzig, P. M. Pfitzner). Unter Mitwirkung hervorragender Fachleute behandelt die Broschüre das ausgedehnte Gebiet mit thunlichster Gründlichkeit und Uebersichtlichkeit. In erster Linie wohl für Berlinern bestimmt, die im Gasthausbetriebe beschäftigt sind, bietet das zwei starke Bände umfassende Werk auch für weitere Kreise eine Fülle der Anregung und Belehrung. Auf keine Frage der Gastronomie und der verwandten Zweige bleibt es die Antwort schuldig und erteilt Auskünfte, die man sonst oft mühsam aus verschiedenen Quellen zusammentragen müßte, schnell und erschöpfend. Ein weiterer Vorzug ist die musterhafte, einheitliche Rechtschreibung, der für das Deutsche auf Daevas Wörterbuch fußt, das Französische nach dem Dictionnaire der Pariser Akademie und das Englische von Murray schreibt. Fehlerhafte Speisekarten, die den Gast verdrießen und den Wirt schädlich machen, sind in einem Hause, in dem man sich nach Bücher-Petermann richtet, ausgeschlossen. Neben der deutschen, französischen und englischen Küche ist auch diejenige anderer Länder mit ihren Nationalspeisen berücksichtigt, von Skandinavien bis nach China, ja selbst einige unzivilisierte Völker haben Gerichte beigesteuert. So bietet sich auch für die Hausfrau viele Gelegenheit dar, Abwechslung in ihren Mittagstisch zu bringen, und wer für die Anfertigte der verschiedenen Tafel, so ist für die Bräuchsarte des verschiedenen Haushaltes gesorgt.

Briefmappe.

Franz B. in G. Wiederholt haben wir darauf hingewiesen, daß das Ergebnis des Preisbewerbes um das Kaiserbild in Nr. 44 (Heft 22), also Ende Juli veröffentlicht werden wird.

F. u. O. in D. Die Stuttgarter Metallwarenfabrik Bilfinger, Mayer & Jay. Wilhelm hat zur Erinnerung an die Einweihung des Kaiser Wilhelm-Denkmals auf dem Kalkhausler eine sehr hübsche Medaille in den Handel gebracht. Zu Vorderseite trägt das von Hermann Tüpert in Kassel entworfene Medaillenbild Kaiser Wilhelms II. in Gestalt des Gott-Uniform, die Rückseite zeigt das Denkmal. Beide Seiten sind mit entsprechenden Inschriften versehen.

F. C. P. K. in New-York. Freilich empfehlen, doch ist der Name nicht erhältlich.

K. K. in L. Auf der Berliner Gewerbeausstellung ist die bekannte Hutbefestigung Gürr und Mauka in Zahna recht vertreten, aber Sie können sie auf der Reise bequem besichtigen, denn sie hat ihre eigene permanente Ausstellung in Nürnberg an Tempfel (Ecke Berlin-Heller).

G. M. in L. Ja so kümmerlich Kostbrosam können wir Ihre Anfrage erteilen. Auch durch unsere österreichischen Korrespondenten werden Sie das Nötige erfahren.

O. v. K. in M. Sie erhalten die gewünschte Auskunft durch die Schrift: „Ebbazia ali Monnerturri und Cordoba" von Josef Rud. Ziegler. Carl Hallo.

Alter treuer Abonnent. Wie Sie sich irgendwen übertragt haben werden. Und wie Ihrem Wünschen in vollem Umfange gerecht geworden.

Oberlehrer M. in T. Als dankbare passendste Adresse zum Bezug von europäischen und exotischen Schmetterlingspuppen, Raupen und Eiern nennen wir Ihnen: Th. Jeffrich, Stuttgart, Marquardtstraße 2.

Verlagen Sie die Preisliste.

Richard F. in New-Orleans. Verbindlichen Dank, doch gelangte Ihr Manuskript Gottlob heuer zu spät in unsere Hände.

H. v. J. in D. Ihnen empfiehlt sich die „Taschenkarte des Alpenwanderers" von Professor Dr. C. Schröter. In fünfter Auflage bei A. Naumann in Zürich erschienen. Das braune in der Farbe prächtig Büchlein vereinschaulicht unter Beigabe der botanischen Namen 170 der am meisten verbreiteten Alpenpflanzen in farbigen Abbildungen.

A. v. J.-B. in W., Elsa K. in G., E. J. in St. V., A. Z. in M. Das Text abgelehnt.

K. L. in B. Allerdings sind die von W. Hofmann (Leipzig) vertriebenen Volkstrachten auch dem Schwarzwald (Freiburg i. B., Jahrgang Glashütte). Die farbigen Abbildungen, welche erstere Trachten und Costüme des Schwarzwaldes darstellen, erscheinen für uns über das Verlangen auf dem Schloss Heber erwünschten Umfange, so daß die Karten den Abst übersteigt Anbetracht erhalten.

Mündliche Lösungen fanden ein: Anna Neuhardt in Stockholm (2), Arabella Siegelmann in Hamburg, Jos. Stang in Köln, Ida Rosenberg in Breslau (4), Johanna D. in Rauen (3), Gerhard v. W. in Bonn, Joh. Peschen in Apenrade, „Tintenfaß und Gazeta" in Zwickau, 4 in Paris: G. Brunel in Port Gals, Ida Mikosch in Kassel, H. Wolfing in Ilbel „Alex und Marie" in Stockh., Franz Dietzler in Graz (2), Ad. Bogen, Detroit in Michigan (2), Fr. Emilie Schmidt in Genève (2), „Marquis en Pilatus" (5), A. P. in Saint Victoria, Canada (5), „Mondkälmchen" in Rudolf (3), Dr. Z. in Zwei (3), Alex Dr. in St. (3).

Kleinste Insertions-Annahme bei der Rudolf Mosse Annoncen-Expedition Anzeigen Insertions-Gebühren für die Garmondzeile Bourgeois-Zeile 1.50 M. Reichswährung.

für die Schweiz, Italien und Frankreich Fr. 2.25.

in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Unerschwerte schwarze Seide

allen solid und garantirbar als echt und unverfälscht, von 2 bis 12 Mark, stets gemustert, erwartet direkt aus der Fabrik, unser- und rohrfreie Ware und Versandt ins Haus.

Stehli & Co. in Zürich,

gegründet 1840.

Besitzer der großen mechanischen und Handwebereien in Adelfingen und Aetty. Eigene Filiale und Webereien in Germignaga (Lago maggiore).

Keine Täuschung mehr!

Der Verbrennungsversuch ist nicht gefährlich, allein jeder ist aufgerufen Probe: Man reibe in der Handfläche eine Stearin-Cyan-Kerze. Die leichte in einem gewöhnlichen Taschen-Kleider auf, lege das Taschentuch darüber, bügle leicht nach 1/4 Stunde von Seite genommen ist es ganz sicher rein und unbeschwert, denn nur reine Seife reinigt durch Chemikalien ist gefährlich zu werden; brennende verflüchtigt Seife bleibt schwarz. Jeder Laie kann damit die Echtheit von Seidenstoffen aufdecken und nachweisen. Die Probe ist unfehlbar.

Faltentasche. Elegant, praktisch, leicht und solid.

Von braunem, prima Bandleder, eingenähtem, kräftigem Bügel, sicherem, vierfachem Verschluss, innen mit Riemen und grosser Tasche.

Nr.	Länge	Preis
1138	48 cm	M 28.—
1139	54 „	„ 36.—
1140	60 „	„ 42.—

Illustrirte Preisliste gratis.

Zu beziehen nur durch Fabrik und Versandgeschäft

Moritz Mädler, Leipzig-Lindenau

oder dessen Verkaufslokale: Berlin, Leipziger Str. 101-2. Leipzig, Peterstr. 8. Hamburg, Neuerwall 81.

Foulard-Seide

reizende weisse, schwarze u. farbige Seidenstoffe jed. Art zu wirkl. Fabrikpreisen, unter Garantie für Tragbarkeit u. Solidität von M. Pf. bis M. 11.50 Mtr. porto- u. zollfrei ins Haus. Muster umgehend franko. Für Nichtgefallen Umtausch oder Retour. Jeder Stoff wird einzeln verpackt. Tausende v. Anerkennungen. Muster ohne Kaufzwang franko.

Adolf Grieder & Cie. Seidenwaaren-Fabrik-Union, **Zürich**

Königl. Spanische Hoflieferanten.

Gesetzl. Geschützte Handels-Marke.

"MAIZENA"

Allein-ige Fabrikantinnen

The NATIONAL STARCH MANUFACTURING COMPANY

NEW YORK, U. S.

Unübertrefflich z. Herstellung von Puddings, Torten, Mehlspeisen. Für Suppen u. Saucen. Das beste Nahrmittel for Kinder und Kranke.

Überall Vorrätig.

Kaiserlich Deutsche Post.

Tägliche Fahrten. Erstklassige Salon-Schnelldampfer.

„Prinzessin Heinrich", „Prinzessin Elisabeth", „Baldur".

Hamburg-Cuxhaven-Helgoland

mit Anschluss an die Schnellzüge der Unterelbischen Eisenbahn von und nach Cuxhaven.

Sylt

Directe Verbindung auf dem Seewege in diesem Jahre eröffnet.

Borkum, Juist

von Norderney durch Anschluss-Verbindung.

Norderney

Salon-Dampfer „Prinzessin Heinrich" dreimal wöchentlich für diese Insel.

Wittdün-Amrum, Wyk a. F.

jetzt tägliche Verbindung von Hamburg mit Anschluss nach 6 3/4 auf dem alten Wege.

Directe Fahrkarten (Sommerkarten und Fahrpläne auf allen grösseren Eisenbahn-Stationen.

Fahrpläne gratis und franco auch durch

Ballins Dampfschiffs-Rhederei, Hamburg.

St. Pauli-Landungsbrücke.

Prachtbogen

Technikum Eutin.

Maschinenbau- und Bauschule mit Praktikum.

Bad Ems

Prospekte, illustrirte Wohnungs- und Pensionsverhältnisse umgehend franko durch Curhaus Schloss Langenau.

Verkaufs-Niederlagen in allen besseren Parfümerie-, Friseur u. Drogen-Geschäften.

Illustrirte Preisliste gratis.

Angelgeräte-Fabrikation

von **H. Stork**

in **München.**

Nordendstrasse 3.

15 mal Preisgekrönt: London, Berlin, Chicago, Hannover, Köln etc.

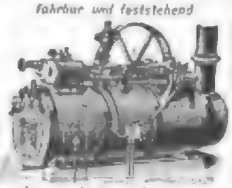
Grösstes Lager Deutschlands. Fachmännische Bedienung.

Neue illustrirte Katalog (Illustrationen u. Gebr.-Anweis. in 10 Pf.) gratis. Reparaturen aller Länder an Zahlung werden

Locomobilen

mit verbessertem ausziehbaren Röhrenkessel,

fahrbar und feststehend



bauen als Spezialität und halten auf Lager

MENCK & HAMBROCK,

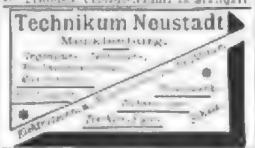
ALTONA-HAMBURG

SILBER WAREN u. versilb. Löffel

Am Kunne Altona, Fabrikpreise. Tausende Kauf- und Hochzeitsgaben.

Technikum Neustadt

Maschinenbau-Schule.



Wagner-Cyclus

im

Budapester kgl. ung. Opernhause

anlässlich der Millenniums-Feier 1896.

11. Juli und 15. August: **Der fliegende Holländer.**
12. Juli und 16. August: **Tannhäuser.**
14. Juli und 18. August: **Lohengrin.**
16. Juli und 19. August: **Die Meistersinger von Nürnberg.**
20. Juli und 25. August: **Siegfried.**
10. Juli und 22. August: **Das Rheingold.**
21. Juli und 23. August: **Die Walküre.**
25. Juli und 27. August: **Götterdämmerung.**

Direktion: **Julius Káldy.**

Dirigenten: **Alexander Erkel, Raoul Rader, Stefan Kerner.**

Darstellendes Personal für die Hauptrollen.

Damen: **Sedlmair, Gilm, Vasquez, Hilgermann, Handel, Futtaky, Ábrányi, Rotter, Kaczér, Valent.**

Herren: **Perotti, Broulik, Arányi, Takáts, Beck, Ney, Szendrői, Dalnoki.**

Thee-Meßmer

Berühmte Mischungen
Mark 2.80 und 3.50 per Pfund
Probepakete
Frankfurt a. M.

Garrett Smith & Co.
Magdeburg-Buckau.
Berlin. Gewerbe-Ausstellung. Kol.-Abtg.

Orient-Reise.
Billige Herbstferienreise
nach dem
Heiligen Land und Griechenland.
Stuttgart—Genua—Athen—Beirut—Damaskus—Nazareth—Haifa—Jerusalem—Jordan—Jaffa—Genua—Stuttgart.
Gesammtpreis ab Bozen Mk. 450.
Prospecte durch Dr. Benzinger in Neuenstadt a. Kocher (Württemberg), sowie die Geschäftsstelle Adolph Klett in Stuttgart.

Christofle-Bestecke
Schutz-Marke.
Güte der Waare durch Autoritäten vielfach geprüft und anerkannt
Nicht unverdünnt zu kosten
Frankfurter Essig-Essenz
Zu haben in Delikatessen-, Colonialwaaren- u. Materialwaaren-Handlungen; wo keine Verkaufsstelle wende man sich direkt an
Verein für chem. Industrie
Frankfurt a. M.

Seidenstoffe
direct an Private ohne Zwischenhandel in allen Geweben und Farben von 1 bis 18 Mark per Meter, glatt, gestreift, karrirt, Damaste, Faille français, Armure, Merveilleux, Duchesse, Sammete, Plüsche, Velvets, Crêpe de Chine, Crêpe Lisse, Grenadine, Foulards, Satins, Surahs

Appetitlosigkeit

Herr Dr. med. Krüger-Lo Mannheim schreibt: „Ihr Präparat von Dr. Hommel's Haematogen ist einfach ekelhaft, schmeckt wie ein Gemisch von Leberthran und Arsenik, und trotzdem will ich es seit circa drei Wochen mit Vorliebe nehmen, weil es mir augenscheinlich sehr gute Dienste leistet. Ich bin glücklich, hier endlich in Ihrem Haematogen ein Mittel gefunden zu haben, welches Heilung verspricht."

Herr Dr. med. Seligmann in Berlin: „Ich habe mit Dr. Hommel's Haematogen bei zwei meiner Kinder einen Versuch gemacht und kann nicht umhin, Ihnen mitzutheilen, dass ich wahrhaft überrascht bin von dem Erfolge. Verlorenes Appetit vermögen und schon nach der ersten Flasche regelte Appetit, fast Heisshunger, und nach sechs Tagen konnte ich 5 Kilo Gewichtszulage constatiren. Ich werde noch Kranken dieses berühmte Mittel empfehlen."

Dr. med. Hommel's Haematogen Nicolay & Co., chemisch-pharmaceut. Laboratorium. Hanau a/M.

In den Apotheken. Wenn nicht erhältlich, direkter Versand durch die. Preis per Flasche [illegible] M. 4.— In Oesterreich-Ungarn fl. 2.— ö. W. Porto. Literatur mit Landkarten von Kurorten, Gutachten gratis und franko.

TIROL

Herrliches Alpenland, **Aufenthalt für jede Jahreszeit!**
Waldreiche **Sommerstationen** — Heilbäder — Mineralquellen.
Höhen-Kurorte, Hoch-Touren, Gletscher, Dolomiten.
Frühjahrs- und Herbst-Uebergangsstationen.
Winter-Kurorte mit südlichem Klima.
(Direkte Zugsverbindungen ohne Wagenwechsel.)

Hotel-Prospekte, Sommerfrisch-Verzeichniss u. Auskünfte jed. Art erg. 5 Briefporto gratis d. d. Fremdenverkehrs-Bureau in Innsbruck f. Deutsch Tirol u. in Rovereto f. Italien. Tirol.

Berlin, [illegible] Dr. J. Schanz & Co.
Patente
Viel Vergnügen
[illegible] Photographirens.
[illegible] Apparate über [illegible] M. mit bester [illegible] Anleitung; Prospect gratis. Stets Neuheiten; Preisliste gratis. Burckhardt & Dienes, Hohenstein i/S.

Berliner Gewerbe-Ausstellung 1896

Mai bis Oktober.

Deutsche Fischereiausstellung * Deutsche Kolonialausstellung
Kairo * Alt-Berlin * Riesenfernrohr * Sport-Ausstellung
Alpen-Panorama * Nordpol * Vergnügungspark.

Nordseebad Cuxhaven,
Weber's Hôtel Bellevue.
[illegible] unmittelbarer Nähe der Bäder, schöner Garten. Vornehm eingerichtet. Billige Preise.

NATURHEILANSTALT
GLOTTERBAD
im Bad. Schwarzwald. Eisenbahnstation Freiburg und Denzlingen.
Dirig. Arzt Oberstabsarzt a. D. Dr. Katz.
Herrliche Lage. Reine staubfreie, milde Luft. — Keine Fabriken in der Nähe. Prospekte frei durch die Badeverwaltung.

Ostende
Schönstes und besuchtestes Seebad
auf dem Kontinent. Sommer-Residenz
I. I. M. M. des Königs und der Königin der Belgier. „Jährlich 250,000 Badegäste".
Bade-Saison vom 1. Mai bis November.
[illegible] Täglich 2 Konzerte. [illegible] Kasinos [illegible] Spiel- und Lesezimmer. Ferner Orgel-Automaten, Lesen im Kasino, Regatten auf dem Meere, Pferderennen ab 25. August. Elektrischer Lichtbetrieb. Lesezimmer. Schwimmer-Heilanstalt. Fahrradbahn. Privat-Spiel-Klub. Wintergarten. Dampfer zu Lustfahrten. Feste aller Art. Feuerwerk. Seewasser-Heilanstalt. Fahrradbahn. Privat-Spiel-Klub. Wintergarten. Dampfer zu Lustfahrten. Feste aller Art. Feuerwerk. Seewasser-Heilanstalt. Fahrradbahn. Privat-Spiel-Klub. Wintergarten. Direkte Bahnverbindung mit allen Hauptstädten Europas. 4 Dampfer täglich nach Dover. Ueberfahrt in 3 Stunden.

BAD EMS.
HOTEL RITZMANN.
Gegenüber dem Bahnhofe. Altrenommirtes Haus.
Ziviles Preise. Pension
Gg. Ritzmann Wwe.

— Um abzumagern und gleichzeitig seine Gesundheit zu stärken — nehme man während 2 Monaten die „Persischen Pillen", mit Vorzugsweise [illegible] vegetabilischen Präparat, welches von Herrn Apotheker Brisson in Vervollkommnungen [illegible] Blyn's und des Dr. Buchenau-Dupart, Professor an der Klinik und Retter der Ehrenlegion, ergänzt wurden ist. Die Persischen Frauenmittel sind [illegible] ein internationales Patentmittel von A. Brisson, 100 rue Rambuteau, Paris.

Erfrischende, abführende Fruchtpastille
TAMAR INDIEN GRILLON
Gegen VERSTOPFUNG
Hämorrhoiden, Congestion, Leberleiden, Magenbeschwerden
PARIS, 33, Rue des Archives — In allen Apotheken.

Es ist ein alter Irrtum,
dass das Kaffeegetränk aus reinem Bohnenkaffee am besten schmecke. Versuchen Sie gefälligst Weber's Carlsbader Kaffeegewürz. Sie werden dann schnell vom Gegentheil überzeugt sein

Technikum Altenburg.
Höhere [illegible] Lehranstalt für Maschinenbau, Elektrotechnik u. Chemie. — Eintritt zu jeder [illegible] Prüfung. — Programme kostenfrei durch das Direktorat.

Eutin
Perle Ostholsteins, Grossherzogl. Sommer-Residenz, Gymnasium mit Realklassen [illegible] herrlicher Schlossgarten, Wasser, Boote, Jagd, Fischerei, billige Miethen. Der Bürgermeister.

FREUDENSTADT Schwarzwald-Hôtel
[illegible] gesunde Lage inmitten [illegible] Wald. [illegible] Prospekte gratis. E. Lutz jr.

Technikum Hildburghausen Fachschule für Maschinen- & Elektrotechniker, Bauhandwerker & Hüttenleute. [illegible] Gratis-Prospekte.

Privat-Heil- und Pflege-Anstalt
für
Psychisch-Kranke
in Schloss Pfullingen Württbg.
Prospekte und nähere Auskunft durch die Direktion: Sanitätsrat Dr. Binder.

Neues antiseptisches Hausmittel.
CHINOSOL,
gegen Bakterien 40mal stärker als Karbolsäure,
aber geruchlos und unschädlich im Gebrauch.
Chinosol D. R. P.
[illegible] Pflege des Mundes und der Zähne, gegen üblen Atem und Verschleimung, für Wunden und Verletzungen jeder Art, zu [illegible] Lokalanästhesie, Mundwasser, Antiseptisches Waschen und Baden bei Wunderie, übrige Schweisses und Hautkrankheiten, zur Desinfektion der Hände in der krankenpflege, ausserdem in allen Fällen wo [illegible] der Uebertragung von krankheits [illegible] Bakterien [illegible] Empfohlen durch Prof. Emmerich, München und viele andere [illegible] Autoritäten. Chinosoltabletten mit Gebrauchsanweisung Mk. 1.— per Glas in den meisten Apotheken und Drogerien erhältlich, eventuell bei den [illegible] Franz Feltsche & Co., Chem. Fabrik, Hamburg-Uhlenhorst.

PATENTE
RICHARD LUDERS,
Civil-Ingenieur in GÖRLITZ.

Natur-Heilanstalt
Johannisbad
Eisenach, Thür.
Musteranstalt. [illegible] Erfolge bei [illegible] Leiden des Frauenkörpers, Dr. med. Asch, prakt. Arzt, Sah. Glas, Spezialität: Naturheilverfahren. Stadt-Beleuchtung. Hochquellwasserleitung.

Königliches Bad Oeynhausen.
Sommer- und Winterkurort.
[illegible] Saison 1. Mai bis 30. September. Frequenz 18,000 [illegible] Fassanstalt. Broschüren vom Bürgermeisteramte gratis.

PARFÜMERIE LOHSE
Edelveilchen
der köstlichste Veilchenduft, den [illegible] Veilchen gleicht.
Parfüm Seife Puder — Toilettewasser — Brillantine Riechkissen.
Gustav Lohse, BERLIN W
Königlicher Hoflieferant.
Käuflich in allen Parfümerie-, Toilette- und Drogenhandlungen, wo nicht bei allen Coiffeuren etc. [illegible]

Stern
Photogr. Apparate, Objective, Cameras, Gelbfilter & Bandfilter.
Dresden.

Stellung. Existenz.
Prospect gratis. Gratis Prospect. Briefl. [illegible] Unterricht.
BUCHFÜHRUNG
Kaufm. Correspond., Contorart.
Stenographie.
Schnell-Schön-Schrift.
Gratis Prospect. Schöne Briefe garantirt.
Erster Deutscher Handels-Lehr-Institut
Otto Siede — Elbing.

Rudolf Mosse [illegible] Annoncen-Expedition für [illegible] Zeitungen.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Digitized by Google

Unter Farn und Palmen

Deutsche Kolonial-Zeitung

Organ der Kolonialgesellschaft, des Kolonialwirtschaftlichen Komitees und des Kolonialwirtschaftlichen Vereins

Erscheint monatlich zweimal. Bezugspreis vierteljährlich 1 Mark. Anzeigenpreis für die 4gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

Inhalt.

1. Allgem. Mitteilungen.

Seite

Die Kolonialgesellschaft. Von Dr. Paul Reichard. 1

Die Kolonialgesellschaft. Von Dr. Hans Meyer. 2

Die Kolonialgesellschaft. Von Dr. Karl Peters. 3

Die Kolonialgesellschaft. Von Dr. Hermann Wissmann. 4

Die Kolonialgesellschaft. Von Dr. Gustav Nachtigal. 5

Die Kolonialgesellschaft. Von Dr. Gustav Frenssen. 6

Die Kolonialgesellschaft. Von Dr. Hermann Wissmann. 7

Die Kolonialgesellschaft. Von Dr. Gustav Nachtigal. 8

Die Kolonialgesellschaft. Von Dr. Gustav Frenssen. 9

Die Kolonialgesellschaft. Von Dr. Hermann Wissmann. 10

Die Kolonialgesellschaft. Von Dr. Gustav Nachtigal. 11

Die Kolonialgesellschaft. Von Dr. Gustav Frenssen. 12

Die Kolonialgesellschaft. Von Dr. Hermann Wissmann. 13

Die Kolonialgesellschaft. Von Dr. Gustav Nachtigal. 14

Die Kolonialgesellschaft. Von Dr. Gustav Frenssen. 15

Die Kolonialgesellschaft. Von Dr. Hermann Wissmann. 16

Die Kolonialgesellschaft. Von Dr. Gustav Nachtigal. 17

Die Kolonialgesellschaft. Von Dr. Gustav Frenssen. 18

Die Kolonialgesellschaft. Von Dr. Hermann Wissmann. 19

Die Kolonialgesellschaft. Von Dr. Gustav Nachtigal. 20

Die Kolonialgesellschaft. Von Dr. Gustav Frenssen. 21

Die Kolonialgesellschaft. Von Dr. Hermann Wissmann. 22

Die Kolonialgesellschaft. Von Dr. Gustav Nachtigal. 23

Die Kolonialgesellschaft. Von Dr. Gustav Frenssen. 24

Die Kolonialgesellschaft. Von Dr. Hermann Wissmann. 25

Die Kolonialgesellschaft. Von Dr. Gustav Nachtigal. 26

Die Kolonialgesellschaft. Von Dr. Gustav Frenssen. 27

Die Kolonialgesellschaft. Von Dr. Hermann Wissmann. 28

Die Kolonialgesellschaft. Von Dr. Gustav Nachtigal. 29

Die Kolonialgesellschaft. Von Dr. Gustav Frenssen. 30

Die Kolonialgesellschaft. Von Dr. Hermann Wissmann. 31

Die Kolonialgesellschaft. Von Dr. Gustav Nachtigal. 32

Die Kolonialgesellschaft. Von Dr. Gustav Frenssen. 33

Die Kolonialgesellschaft. Von Dr. Hermann Wissmann. 34

Die Kolonialgesellschaft. Von Dr. Gustav Nachtigal. 35

Die Kolonialgesellschaft. Von Dr. Gustav Frenssen. 36

Die Kolonialgesellschaft. Von Dr. Hermann Wissmann. 37

Die Kolonialgesellschaft. Von Dr. Gustav Nachtigal. 38

Die Kolonialgesellschaft. Von Dr. Gustav Frenssen. 39

Die Kolonialgesellschaft. Von Dr. Hermann Wissmann. 40

Die Kolonialgesellschaft. Von Dr. Gustav Nachtigal. 41

Die Kolonialgesellschaft. Von Dr. Gustav Frenssen. 42

Die Kolonialgesellschaft. Von Dr. Hermann Wissmann. 43

Die Kolonialgesellschaft. Von Dr. Gustav Nachtigal. 44

Die Kolonialgesellschaft. Von Dr. Gustav Frenssen. 45

Die Kolonialgesellschaft. Von Dr. Hermann Wissmann. 46

Die Kolonialgesellschaft. Von Dr. Gustav Nachtigal. 47

Die Kolonialgesellschaft. Von Dr. Gustav Frenssen. 48

Die Kolonialgesellschaft. Von Dr. Hermann Wissmann. 49

Die Kolonialgesellschaft. Von Dr. Gustav Nachtigal. 50

Die Kolonialgesellschaft. Von Dr. Gustav Frenssen. 51

Die Kolonialgesellschaft. Von Dr. Hermann Wissmann. 52

Die Kolonialgesellschaft. Von Dr. Gustav Nachtigal. 53

Die Kolonialgesellschaft. Von Dr. Gustav Frenssen. 54

Die Kolonialgesellschaft. Von Dr. Hermann Wissmann. 55

Die Kolonialgesellschaft. Von Dr. Gustav Nachtigal. 56

Die Kolonialgesellschaft. Von Dr. Gustav Frenssen. 57

Die Kolonialgesellschaft. Von Dr. Hermann Wissmann. 58

Die Kolonialgesellschaft. Von Dr. Gustav Nachtigal. 59

Die Kolonialgesellschaft. Von Dr. Gustav Frenssen. 60

Die Kolonialgesellschaft. Von Dr. Hermann Wissmann. 61

Die Kolonialgesellschaft. Von Dr. Gustav Nachtigal. 62

Die Kolonialgesellschaft. Von Dr. Gustav Frenssen. 63

Die Kolonialgesellschaft. Von Dr. Hermann Wissmann. 64

Die Kolonialgesellschaft. Von Dr. Gustav Nachtigal. 65

Die Kolonialgesellschaft. Von Dr. Gustav Frenssen. 66

Die Kolonialgesellschaft. Von Dr. Hermann Wissmann. 67

Die Kolonialgesellschaft. Von Dr. Gustav Nachtigal. 68

Die Kolonialgesellschaft. Von Dr. Gustav Frenssen. 69

Die Kolonialgesellschaft. Von Dr. Hermann Wissmann. 70

Die Kolonialgesellschaft. Von Dr. Gustav Nachtigal. 71

Die Kolonialgesellschaft. Von Dr. Gustav Frenssen. 72

Die Kolonialgesellschaft. Von Dr. Hermann Wissmann. 73

Die Kolonialgesellschaft. Von Dr. Gustav Nachtigal. 74

Die Kolonialgesellschaft. Von Dr. Gustav Frenssen. 75

Die Kolonialgesellschaft. Von Dr. Hermann Wissmann. 76

Die Kolonialgesellschaft. Von Dr. Gustav Nachtigal. 77

Die Kolonialgesellschaft. Von Dr. Gustav Frenssen. 78

Die Kolonialgesellschaft. Von Dr. Hermann Wissmann. 79

Die Kolonialgesellschaft. Von Dr. Gustav Nachtigal. 80

Die Kolonialgesellschaft. Von Dr. Gustav Frenssen. 81

Die Kolonialgesellschaft. Von Dr. Hermann Wissmann. 82

Die Kolonialgesellschaft. Von Dr. Gustav Nachtigal. 83

Die Kolonialgesellschaft. Von Dr. Gustav Frenssen. 84

Die Kolonialgesellschaft. Von Dr. Hermann Wissmann. 85

Die Kolonialgesellschaft. Von Dr. Gustav Nachtigal. 86

Die Kolonialgesellschaft. Von Dr. Gustav Frenssen. 87

Die Kolonialgesellschaft. Von Dr. Hermann Wissmann. 88

Die Kolonialgesellschaft. Von Dr. Gustav Nachtigal. 89

Die Kolonialgesellschaft. Von Dr. Gustav Frenssen. 90

Die Kolonialgesellschaft. Von Dr. Hermann Wissmann. 91

Die Kolonialgesellschaft. Von Dr. Gustav Nachtigal. 92

Die Kolonialgesellschaft. Von Dr. Gustav Frenssen. 93

Die Kolonialgesellschaft. Von Dr. Hermann Wissmann. 94

Die Kolonialgesellschaft. Von Dr. Gustav Nachtigal. 95

Die Kolonialgesellschaft. Von Dr. Gustav Frenssen. 96

Die Kolonialgesellschaft. Von Dr. Hermann Wissmann. 97

Die Kolonialgesellschaft. Von Dr. Gustav Nachtigal. 98

Die Kolonialgesellschaft. Von Dr. Gustav Frenssen. 99

Die Kolonialgesellschaft. Von Dr. Hermann Wissmann. 100

Die Kolonialgesellschaft. Von Dr. Hermann Wissmann. 101

vor wenigen Stunden lebend gesehen — ich habe mich ja gestern abend um neun Uhr erst von ihr getrennt, Harris!"

„Bald nachher muß es geschehen sein."

„Was denn? So reden Sie doch, spannen Sie mich nicht auf die Folter! Hat sich — jemand an ihr vergriffen?"

„Nicht doch, Durchlaucht. Sie hat sich selber in einem Anfall von Geistesgestörtheit —"

„Geistesgestörtheit?!" fuhr Marie auf. „Sie war so zurechnungsfähig wie ich selber, als sie von mir ging."

„Es scheint, als ob sonst so recht kein Grund vorliege, warum sie sich von der Klippe gestürzt haben sollte, Durchlaucht."

„Also das hat sie gethan? O, meine Katie, meine Katie! Von der Klippe — in die gräßliche Tiefe!" In verzweiflungsvolles Weinen ausbrechend, barg Marie ihr Haupt in den Kissen.

„Durchlaucht sollten sich's nicht so arg zu Herzen nehmen," mahnte die gute Frau.

„Ach! Sie haben gut reden! Hätte ich sie nicht verlassen — wer weiß? — vielleicht lebte sie noch."

„Aber, Durchlaucht —"

„Ja, ja, es wird mir zum ewigen Vorwurf gereichen," schluchzte Marie. Dann, nachdem der wildeste Schmerz sich gelegt hatte, in leisem Ton: „Wer war dabei, Harris? Wer hat's gesehen?"

„Die Hannah Brookes, Durchlaucht, die Jungfer."

„Arme Hannah! Sie hat's nicht hindern können?"

„Sie ist zu weit entfernt gewesen, und all ihr Rufen hat ihr nichts genützt. Aber einem andern ist's fast gelungen, sie zu retten — Mr. Delville —"

„Alan?" rief Marie betroffen. „Woher kam er?"

„Das weiß man nicht. Er ist plötzlich da, wie es scheint, der Fliehenden dicht auf den Fersen, will schon die Hand nach ihr ausstrecken, sie am Kleide fassen, da sieht sie ihn, stößt einen gellenden Schrei aus, springt zur Seite und ist im nächsten Moment über den Klippenrand verschwunden."

„O, mein Gott — mein Gott!" stöhnte Marie in verzweifeltem Schmerz. Dann im plötzlichen Entschluß ihre Decken zurückwerfend: „Ich muß nach Lympstone, Hannah sprechen!"

„Hannah liegt in Fieberphantasien, Durchlaucht. Gleich nach dem Unglück ist das arme Mädchen, so sagen sie, auf halsbrecherischen Pfaden am Felsen hinunter geklettert, und wie die Leute vom Schloß unten angelangt sind, da hat sie da am Wellenrand gesessen wie ein Bild von Stein, die tote Herrin in ihrem Schoß."

„Arme, arme Hannah," schluchzte Marie, die ihr Antlitz wieder in den Händen verborgen hatte. „Aber ich muß doch hin, Harris, ich muß! Bitte, bitte, geben Sie zu Mrs. Eagles und holen Sie mir die Erlaubnis, daß ich nach Lympstone darf!"

Harris ging. Als sie nach einer Viertelstunde zurückkehrte, stand Marie bereits angekleidet und in fieberhafter Ungeduld wartend.

„Nun?" rief sie der Eintretenden entgegen.

Diese beeilte sich, eine sehr grobe Botschaft, die ihr geworden, in folgende höfliche Worte zu übersetzen: „Durchlaucht möchten die Güte haben und nichts unternehmen, bevor Mrs. Eagles nicht mit Ihnen gesprochen hätte."

„Und wann und wo will sie mit mir sprechen?" fragte Marie.

„Sobald sie angekleidet sein wird — im Gartensalon."

„Ist sie wenigstens aus dem Bett?"

„Noch nicht, Durchlaucht."

„Aber sie weiß um das jammervolle Ereignis und wird sich beeilen?"

„Ich habe ihr alles erzählt, Durchlaucht," lautete die diplomatische Entgegnung.

Einen ungeduldigen Seufzer unterdrückend, begab sich Marie in den Gartensalon. Hier angelangt, öffnete sie die Thür, die auf die Terrasse führte, und trat hinaus. Lange stand sie, nach der Gegend hinüberstarrend, wo hinter dem Hügel Lympstone Castle liegen mußte.

Das Geräusch der sich öffnenden Thür machte sie plötzlich in die Höhe fahren. „Mrs. Eagles! Endlich!" dachte sie und hob schon den Fuß, um ihr entgegen zu eilen. Doch ein Blick überzeugte sie, daß nicht die Erwartete eingetreten war, sondern — Jack Vernon.

Sein Antlitz war ungewöhnlich ernst und blaß. Sein Auge suchte in angstvollem Forschen das ihre. Allein sie hatte hastig die Lider gesenkt. Kaum zu atmen wagend stand sie, am ganzen Körper bebend.

„Guten Morgen, Molly," sagte er, in etwas unsicherem Ton.

Sie öffnete die Lippen und schloß sie wieder. Die Kehle war ihr wie zugeschnürt, sie brachte keinen Laut hervor.

Nun näherte er sich ihr langsamen, aber festen Schrittes, und jetzt war er vor ihr angelangt.

„Ich kam, Dir das entsetzliche Ereignis mitzuteilen," sagte er, stehen bleibend, „höre aber von Reynolds, daß Du bereits unterrichtet bist."

Sie nickte nur stumm. Nach einer Pause preßte sie leise, kaum hörbar hervor: „Du — hast es miterlebt?"

„Ja," antwortete er dumpf, „doch ich war leider — leider zu überrascht, zu ahnungslos, um irgend etwas hindern zu können."

„Erzähle!" bat sie leise ohne den Blick zu heben.

„Da ist nicht viel zu erzählen," entgegnete er. „Ich hatte die vergebliche Jagd nach Dir eben aufgegeben und war im Begriff, den Park auf demselben Wege zu verlassen, auf dem ich ihn betreten hatte, da, im Moment, als ich in die große Allee bog, die nach dem früheren Südthor hinführt, strich mit Windeseile etwas an mir vorüber. Erst als es mir etwa zwanzig Schritte voraus war, erkannte ich im flimmernden Mondlicht an dem flatternden weißen Kleide Miß Armitage. Ich rief sie an, um sie nach Dir zu fragen, doch sie schien nicht zu hören. Wie ein vom Sturmwind fortgewirbeltes Blatt flog sie auf das Thorwarthäuschen zu. ‚Sie wird doch da nicht hinein wollen?' dachte ich und blieb erschrocken stehen."

„Warum erschrocken?" fragte Marie, jetzt hastig den Kopf hebend.

„Nun, was sie dort finden würde, war nichts für ihre Augen, das wußte ich."

„Du wußtest es?"

„Oder ich ahnte es doch, und meine Ahnung sollte mir auch sofort bestätigt werden. Denn wie sie jetzt wirklich die Thür aufstieß, da sah ich in dem grellen Lichtschein, der herausquoll, deutlich genug, wer sich in dem Häuschen befand. Und sie, das arme Kind, hatte es auch gesehen. Nur einen markerschütternden Schrei stieß sie aus. Kein Wort kam von ihren Lippen. Nach einem Halt haschend wie eine, die mit plötzlicher Blindheit geschlagen ist, so tastete sie sich wieder hinaus.

„Ich hätte ihr folgen sollen, ich weiß es, aber ich ließ mir nicht träumen, daß Gefahr im Verzuge sei, und nahm mir erst Zeit, meiner Empörung Luft zu machen. ‚Schurke!' donnerte ich dem Elenden entgegen, der jetzt aus dem Hause getaumelt kam, und das juwelengeschmückte Weib, das neben mir ins Gebüsch huschte, wird meinen Blick im Leben nicht vergessen. An die bunte Kreuzotter mußte ich denken, die, nachdem sie mit giftigem Biß tödlich verwundet hat, sich feige in ihr Schlupfloch stiehlt.

„Ein jammerndes ‚Miß Kate, Miß Kate — um Gottes willen!' das von einer gellenden Frauenstimme ausgestoßen wurde, ein ‚Hilfe, Hilfe! Sie thut sich ein Leid an!' ließen mich dann, so rasch mich meine Füße tragen wollten, dem Ausgang zustürzen — doch als ich am Felsrand anlangte, war das Gräßliche bereits geschehen."

„O, Katie, Katie," stöhnte Marie, der die heißen Thränen wieder über die Wangen rannen, „warum nur gleich in den Tod?!"

„Die Entdeckung war zu furchtbar," meinte Jack, „denn wenn mich nicht alles täuscht, so liebte sie ihn."

„Wen?"

„Alan Delville."

„Jack!" schrie Marie auf, „Du willst doch nicht sagen: der — der schlechte Mensch, den sie in jenem Häuschen fand, war Alan Delville?!"

„Er und kein anderer," antwortete Jack finster.

„Gott — mein Gott, dann begreife ich alles!"

Sie war auf einen Stuhl hingesunken, hatte die Arme auf den Tisch geworfen und ihr Gesicht in den Händen vergraben. Sekundenlang hörte man nichts als ihr krampfhaftes Schluchzen.

„Quäle Dich nicht so furchtbar damit, Molly," bat er endlich in sanftem Ton, und wie sie trotzdem zu weinen fortfuhr, trat er neben sie hin, um ihr mit zaghafter Geberde die Hand auf den Kopf zu legen.

Da stand sie plötzlich wie emporgeschnellt.

„Rühr mich nicht an, Jack!" stieß sie hervor. Das heiße Blut stieg ihm in die Stirn.

„Du hast noch immer nicht verziehen?" murmelte er.

„Ich — ich habe nichts zu verzeihen, aber Du — O Jack, ich bin's nicht wert, daß Du mich anrührst!"

„Molly!"

„Nein, ich bin's nicht wert," fuhr sie, die Finger krampfhaft in einander flechtend, fort. „Denn ich — habe das Schlimmste von Dir geglaubt, ich — ich habe gedacht — jener Mann im Häuschen wärest — Du!"

Mit jäh verfinsterten Zügen trat er einen Schritt zurück. „Ich?" rief er, sich mit der geballten Faust vor die Brust schlagend. „Ich?!"

„Jack," flehte sie, die gefalteten Hände zu ihm hebend. „Ich war wahnsinnig! Sei mir nicht gar zu böse!"

Er erwiderte nichts darauf. Hoch aufgerichtet stand er da, keinen Blutstropfen in den Wangen.

„Jack," hub sie in beschwörendem Ton wieder an. „Der unheimliche Park, all die schrecklichen Dinge, die mir die arme Katie erzählt, hatten mir den Kopf verwirrt, und wie Du da nun gerade von dem Epheuhäuschen herkamst —"

„Mehr bedurfte es nicht," unterbrach er sie in schneidendem Ton. „Ich verstehe!" Damit hatte er sich plötzlich der Thür zugewandt.

Entsetzt flog sie ihm nach. „Du willst mich doch nicht im Zorn verlassen?" rief sie aus.

„Von Zorn," entgegnete er mit Bitterkeit, „ist keine Rede. Ich sehe nur ein, daß ich hier gar nichts mehr zu suchen habe."

„Was willst Du damit sagen?" fragte sie bang.

„Nun, ich hatte eben gehofft, daß gerade Du vor allen Menschen eine — etwas bessere Meinung von mir hättest."

„Und habe ich denn die im Grunde nicht?" rief sie verzweiflungsvoll. „O, Jack, wenn Du mir doch glauben wolltest, daß ich verrückt, einfach verrückt war, gestern nacht! Ich war irre geworden an Dir, Jack, Du —" Sie hatte ihm bis dahin fest ins Antlitz gesehen mit ihren seelenvollen Augen, jetzt ließ sie langsam die Lider sinken und stammelnd schloß sie: „Du hattest mir einen — Kuß gegeben, so einen — auf den ich kein Recht hatte."

„Auf den Du keinen Anspruch machtest, willst Du sagen?"

„Auf den ich kein Recht hatte," wiederholte sie, während heiße Glut ihr in die Wangen stieg.

„Nun," meinte er achselzuckend, „es kommt wohl ziemlich auf das nämliche heraus, und," setzte er mit einem harten Auflachen hinzu, „eine deutliche Antwort hätte ich somit auch erhalten."

„Eine Antwort — worauf?"

„Auf eine Frage, die ich Dir nun nicht mehr zu stellen brauche," erwiderte er mit einem Zucken der Lippen. Dann, nachdem er sekundenlang finster vor sich hingestarrt hatte: „Leb wohl!"

Allein sie haschte nach seiner Hand und hielt sie fest. „Ehe Du mir nicht ein freundliches Wort gesagt hast, laß ich Dich nicht," erklärte sie leidenschaftlich.

Doch er schwieg, und nun verdunkelten plötzlich Thränen ihren Blick. „Jack," schluchzte sie, „sei nicht grausam! Nimm an, ich — ich ginge fort von hier, Du sähest mich heute zum letztenmal —"

„Ist das vielleicht Thatsache?" erkundigte er sich, sie scharf fixirend.

Einen Moment zögerte sie mit der Antwort. „Ja," antwortete sie dann leise, „Du solltest es eigentlich nicht wissen, aber —"

„Und wohin geht die Reise, wenn ich fragen darf?" fiel er ihr in herbem Ton in das Wort.

„Ich kehre nach Deutschland zurück."

„Sieh einmal an!" rief er höhnend aus. „Und das wurde alles hinter meinem Rücken geplant und ohne Zweifel auch ausgeführt, wenn ich nicht zufällig heute hierher kam. Deutlicher konntest Du mir Deine Gleichgiltigkeit wahrlich nicht machen!"

„Meine Gleichgiltigkeit," murmelte sie mit einem schmerzlichen Beben der Lippen.

„Wenn Du mich nur ein klein wenig lieb hättest," fuhr er grollend fort, „so brächtest Du es nicht über das Herz, Dich so von mir zu stehlen!"

„Jack, Du weißt nicht, was Du sagst!" stieß sie hervor. „Wen hätte ich denn lieb, wenn nicht Dich?"

„Eine hübsche Phrase, nachdem Du von mir geglaubt hast, was mein ärgster Feind mir nicht zugetraut hätte!"

„Daß ich es that, war unrecht, Jack. Ich sehe es ein, es muß Dich verdrießen, es — es mag Dich auch wohl ein bißchen schmerzen — ein bißchen nur, Jack, und nicht lange, denn dazu bin ich Dir für Dein Leben nicht wichtig genug. Du dagegen — das ist etwas ganz anderes — Du bist mir für das meine die Hauptperson, und was ich in der grauenhaften Angst, Du möchtest der schlechte Mensch sein, für den meine verwirrte Phantasie Dich ausgeben wollte, gestern nacht im Park gelitten habe, davon hast Du gar keine Ahnung. Denn wenn sich diese Angst bestätigt hätte, siehst Du, dann wäre es mir ergangen wie Nate. Die Sonne am Himmel wäre für mich ausgelöscht gewesen, die ganze Welt öde und leer."

Sie sah nicht auf, sonst hätte der leuchtende Blick, der ihm in das Auge gekommen war, ihre Rede möglicherweise ins Stocken gebracht, sie fuhr mit gesenkten Lidern, in bewegtem Tone fort:

„Und wenn Dir dies alles noch kein Beweis dafür ist, daß ich Dich lieb habe, Jack, dann —" hier stieg ihr langsam das Blut in die Wangen — „laß mich Dir noch sagen, daß — daß — Pah!" unterbrach sie sich mit einem zornigen Kopfschütteln — „man wird so rot dabei, als ob's ein Schimpf und eine Schande wäre, aber Du kannst mir's glauben, Jack, ich schäme mich gar nicht, es Dir einzugestehen, daß ich nur deshalb ohne Abschied von Dir wollte, weil —"

Trotzdem sie sich gar nicht schämte, kam sie doch nicht weiter mit ihrem Bekenntnis. Der Hörer wußte übrigens längst Bescheid, er hatte nur von dem Köstlichen gar nicht genug bekommen können.

„Molly!" sagte er nur, als sie jetzt verwirrt abbrach.

Bei dem Ton durchbebte sie ein freudiger Schreck. Zaghaft hob sie die Lider.

„Jack, mein lieber Jack, Du hast vergeben!" rief sie aus, und plötzlich, sie wußte selbst nicht, wie sie dahin gelangt war, lag sie ihm an der Brust . . .

„Liebste Miß Fortescue, ich fürchte, wir begehen eine Indiskretion. Sollten wir nicht besser thun, uns zurückzuziehen?"

Es war Mrs. Eagles' Stimme, die dies sagte. Obwohl der Flötenton einen außergewöhnlich schrillen Klang hatte, erkannte ihn Marie doch sofort. Entsetzt riß sie sich von Jack los und fuhr herum.

Da standen die beiden Unzertrennlichen, die eine noch halb im Schatten des Korridors, die andere, den Thürrahmen füllend, im spitzenüberrieselten weißen Morgenkleide, mit einem scharfumränderten roten Fleck auf jeder Wange und einem Ausdruck der Entrüstung in den Mienen, der dem bösen Gewissen bange machen mußte. Marien war es denn auch jämmerlich genug zu Mute.

„O, mein Gott," dachte sie, „da habe ich ihn nun durch mein stürmisches Vorgehen gegenüber der Frau, die er liebt, in ein ganz falsches Licht gebracht!" Und sie wußte vor Angst und Beschämung nicht, wohin mit ihren Blicken.

Jack hingegen war nicht im mindesten aus der Fassung gebracht. „Von Indiskretion," sagte er, sich der auf der Schwelle Stehenden zuwendend, „von Indiskretion kann gar keine Rede sein. Ich freue mich im Gegenteil, gnädige Frau, jetzt gleich schon die Gelegenheit zu haben, Ihnen Molly als meine Braut vorzustellen."

Bei den letzten Worten hatte er mit einer raschen Bewegung Mariens Arm in den seinen gelegt und sie einen Schritt mit sich vorwärts gezogen.

Von der Wut, die ihr Inneres durchtobte, ließ sich die schöne Frau nichts anmerken, sie hatte ihre Gesichtszüge wunderbar in der Gewalt. Aber ein wenig Erstaunen mochte ihr am Platz scheinen, denn sie öffnete leicht die Lippen, weit die Augen, machte eine ruckartige Kopfwendung nach der Getreuen auf ihren Fersen hin und rief:

„Haben Sie es gehört, liebste Fortescue? Ist das nicht eine großartige Ueberraschung?"

„Großartig," stimmte die graue Jungfrau näselnd bei. „Wir glauben die Prinzeß in Thränen zu finden —"

„Ueber den Tod der Freundin," vollendete Mrs. Eagles. „Wir kommen zu zweien, weil wir denken, eine allein werde kaum Trostesgründe genug finden gegen solchen Schmerz, und nun — ha, ha, ha!"

Schnell zog Marie ihren Arm aus dem seinen und sagte:

„Jack, was redest Du denn da für dummes Zeug?"

„Durchaus kein dummes Zeug," versicherte er. „Ich liebe Dich, Du liebst mich — folglich werden wir ein Paar."

„Jack," fragte sie in stolz mißbilligendem Ton, „wofür hältst Du mich eigentlich? Glaubst Du vielleicht, ich hätte Dir gesagt, was ich Dir gesagt habe, um Dich zu veranlassen, Dich mit mir zu verloben?"

„Nein," antwortete er lächelnd, „daß ich Dich für ungefähr die letzte Person auf der Welt halte, die solcher Missethat fähig wäre, darauf gebe ich Dir mein Wort. Ich hatte übrigens auch gar keine Veranlassung nötig. Ich kam zu dem Zwecke, Dir meine Hand anzubieten."

„Das flunkerst Du mir vor."

„Ich denke nicht daran."

„Doch, doch!" beharrte sie. „Daß die Idee, mich heiraten zu wollen, Dir sehr fern lag, das weiß ich und das weiß auch" — mit einem scheuen Blick nach der Bildsäule im Thürrahmen — „Mrs. Eagles. Du willst Dich von Deiner Großmut hinreißen lassen, etwas zu thun, das Du Dein Leben lang bereuen müßtest."

„Von meiner Großmut?!"

„Ja, ja! Entweder, weil Du Mitleid mit mir hast, willst Du Dich unglücklich machen, oder weil Du mich in Mrs. Eagles' Augen kompromittirt hältst, dadurch, daß ich mich Dir an den Hals geworfen habe. Doch dies ist vollends lächerlich. Wie oft habe ich Dich als Kind nicht umarmt! Und — im Grunde — mehr wie ein Kind bin ich ja, im Vergleich zu Dir, auch heute noch nicht."

Er lachte leise auf. „Wahrhaftig, da kommt sie mir wieder mit meinem Alter," sagte er. „Spar Dir die Worte, Molly! Dieser Popanz schreckt mich nicht mehr. Ich weiß mir jetzt nach reiflicher Ueberlegung von Eins bis Hundert hinauf keine Zahlen, die hübscher zu einander stimmten als Zwanzig zu Zweiunddreißig."

Allein sie hörte nicht mehr recht nach ihm hin, ihr banger Blick haftete wieder an Mrs. Eagles.

„Laß gut sein, Jack, ich bitte Dich!" sagte sie in beschwörendem Ton. „Wir nehmen Mrs. Eagles' Zeit schon allzu lange in Anspruch. Sie hat mich hierher bestellt, mußt Du wissen, weil sie mit mir zu reden wünscht."

„Ah? Davon hatte ich keine Ahnung," rief er aus. „Bitte wegen der Indiskretion um Verzeihung, gnädige Frau!"

Als von der Angeredeten keine Entgegnung kam, faßte er Mariens beide Hände und murmelte, während er ihr tief in das Auge sah: „Wenn man mir die Thür weist, so muß ich mich wohl oder übel empfehlen, aber den Korb, den Du mir noch gütigst mit auf den Weg geben wolltest, den lasse ich hier. Auf Wiedersehen, mein Liebchen!"

Er preßte die kleinen Hände mit heißer Inbrunst an seine Lippen, verneigte sich förmlich gegen Mrs. Eagles, fast ironisch gegen Miß Fortescue und verschwand durch die Glasthür. Solange auf der Terrasse noch ein Schatten seiner Gestalt sichtbar war, folgte ihm Marie mit den Blicken. Dann sagte sie, sich tief aufatmend umwendend:

„Nun lassen Sie mich Ihnen alles erklären, Flora!"

„Stillgeschwiegen!" fiel ihr in einem Ton, der sehr wenig Flötenhaftes mehr hatte, die Herrin von Clyffe Court in das Wort. Sie trat im Tragödienschritt von der Schwelle herunter, befahl der Fortescue durch eine gebieterische Handbewegung, die Thür hinter sich zu schließen, und maß nun vorerst Mariens zierliche Figur vom Scheitel bis zur Sohle mit einem Blick, der darauf berechnet schien, vernichtende Wirkung zu üben. Dann begann sie: „Vor allen Dingen wünsche ich zwischen mir selber und einer Person von solch skandalösem Lebenswandel jede Art von Vertraulichkeit beseitigt. Für Prinzessinnen von Ihrer Qualität bin ich Mrs. Eagles."

Marie war momentan vor maßlosem Erstaunen keines Wortes fähig, dann sagte sie, die Brauen runzelnd: „Ich weiß nicht, ob ich schwer von Begriffen bin, Mrs. Eagles, aber von dem, was Sie da reden, verstehe ich kein Wort."

„Kein Wort?" wiederholte die andere, ihren Stimmklang nachäffend. „Haben Sie's gehört, Miß Fortescue? Als holde Unschuld will sie sich vor uns aufspielen!"

„Na, das fehlte gerade noch," entrüstete sich die Fortescue. „Als ob wir's nicht von der Thür her deutlich gesehen hätten, wie sie sich ihm an den Hals gestürzt hat!"

„Ja, leugne ich denn das etwa?" rief Marie, den Kopf stolz hebend. „Ich dächte, Mrs. Eagles, ich hätte es in Ihrem Beisein soeben deutlich erklärt, daß, weil ich Mr. Vernon schon von meiner Kindheit an kenne . . ."

„Sie sich auch jetzt ihm gegenüber noch als Kind betrachten?" vollendete die erboste Frau. „Allerdings, das haben wir gehört und uns dabei über Ihre Schamlosigkeit nicht genug wundern können. Ein Kind von zwanzig Jahren, da hört denn doch alles auf!"

Mariens Wange färbte sich dunkler. „Ich kann's nicht ändern," entgegnete sie achselzuckend, „wenn Sie sich bei dieser Umarmung durchaus etwas Schlechtes denken müssen!"

„Sie selber haben sich natürlich gar nichts dabei gedacht," fuhr die andere höhnend fort, „o, nein, Sie sind ohne Zweifel auch zu dem Rendezvous im Park neulich in aller Engelsharmlosigkeit gegangen!"

„Ein Rendezvous?!"

„Da! Jetzt legt sie sich wieder aufs Heucheln," bemerkte mit einem Seitenblick auf ihre Getreue Mrs. Eagles, die, indem sie ihre innere Gemeinheit hervorkehrte, ganz unwillkürlich auch die Sprechweise fand, die damit harmonirte.

„Ein Rendezvous?" wiederholte Marie in empörtem Ton. „Wer wagt zu behaupten, ich sei zu einem Rendezvous gegangen?"

„Ich, Prinzeß!" erklärte die Fortescue frech vortretend. „Ich bin so frei. O, ja, Sie mögen mich noch so wütend ansehen, einschüchtern lasse ich mich nicht. Ich stand hinter einem Busch, als er daherkam."

„Er? Von wem reden Sie eigentlich?"

„Von wem? Ha, ha! Das klingt ja fast, als hätten Sie mehr als einen Schatz. Na, wissen kann man's freilich nicht —" dies mit einem Augenzwinkern nach Mrs. Eagles hin — „neulich aber war's zufällig Mr. Vernon. Der kam vom Thor her und Sie vom Schloß, hatten sich unterwegs die Augen hübsch rot geweint —"

Marie, die in völliger Verständnislosigkeit dagestanden hatte, zog jetzt leicht die Brauen zusammen.

„Sehen Sie wohl, jetzt merken Sie was," deutete sich die Fortescue dieses Symptom, und schadenfroh fuhr sie fort: „Na, und als er dann glücklich angelangt war, da gab's so ein kleines geziertes Gethue, ein ‚Ah, bist Du's? Ich wußte es ja gar nicht', und ein krampfhaftes Wegdrehen des Gesichts, damit er nur ja auf die roten Augen aufmerksam wurde. Ja, ja, Sie haben Talent für so was, Prinzeß. Wir erleben es auch vielleicht noch mal, daß Sie auf die Bühne gehen oder in das Café chantant, wie die Fürstin — wie heißt sie doch noch? Aber das thut nichts zur Sache! Die kleine Komödie einmal abgespielt, fing das Weinen und Schluchzen wieder von neuem an und, nun bekam er sie zu hören, die lange Litanei von der bösen Mrs. Eagles, die das unerhörte Ansinnen an Sie stelle, daß Sie in einem Bazar verkaufen sollten."

Marie hatte mit einem Ausdruck des Ekels in den Mienen zugehört. Jetzt sagte sie mit vor Verachtung bebender Stimme:

„Ich habe nie eine gute Meinung von Ihnen gehabt, Miß Fortescue, aber ich habe Sie doch noch für besser gehalten, als Sie sind."

Clockwise from top left: Parliament Buildings, Victoria; Provincial Museum, Victoria; Empress Hotel, Victoria; Legislative Buildings, Victoria; Canadian Pacific Railway Station, Vancouver; Hotel Vancouver, Vancouver; Stanley Park, Vancouver; Lions Gate Bridge, Vancouver; Capilano Suspension Bridge, North Vancouver; Grouse Mountain, North Vancouver; Prince George Civic Centre, Prince George; Prince George Pulp and Paper Mill, Prince George.

Courtesy, Canadian Pacific Railway Company

„Versuchen Sie es, mich der Lüge zu zeihen, wenn Sie können!“ schrie das wütende Frauenzimmer.

„Das werde ich nicht versuchen,“ antwortete Marie ruhig. „Mit Ihresgleichen lasse ich mich nicht auf Erörterungen ein.“

„Ich bitte mir aber aus, daß Sie reden!“ fuhr hier Mrs. Eagles dazwischen. „Es fehlte gerade noch, daß Sie sich vor mir aufs hohe Pferd setzten!“

Marie blickte in das verzerrte Gesicht mit der harten Röte in den Wangen und den Augen, in denen sich die Pupillen sonderbar zusammengezogen hatten, so daß sie an Katzenaugen erinnerten. Daß sie diese Frau je schön gefunden hatte, schien ihr jetzt fast unbegreiflich.

„Ich befehle Ihnen, zu reden!“ schrie die Eagles fußstampfend.

„Was wünschen Sie zu wissen?“

„Ob sich die Sache so verhält, wie Miß Fortescue behauptet.“

„Nein. Das sogenannte Rendezvous war ein unerwartetes Zusammentreffen, mein Geständnis unfreiwillig, und von einer ‚bösen Mrs. Eagles‘ war nicht die Rede.“

„Ha, ha, ha! Einigen Leuten wird das Lügen nicht sauer!“ hohnlachte die Fortescue, während Mrs. Eagles sich sarkastisch erkundigte: „Sie verlangen wohl nicht, daß ich Ihnen glaube?“

„Glauben Sie, was Ihnen beliebt,“ antwortete Marie mit einer Gelassenheit, vor der die andere nun vollends aus der Haut fahren wollte.

„Sie freches Geschöpf!“ geiferte sie. „Ich will Ihnen sagen, was ich glaube: Sie sind eine Lügnerin ärgster Sorte und eine unmoralische Person daneben. Erzählen Sie, was Sie gestern gesehen haben, Fortescue!“

Fortescue ließ sich's nicht zweimal sagen.

„Und wenn ich's vor Gericht beschwören sollte,“ schloß sie hämisch ihren Bericht, „ich könnte es. Direkt aus seinem Hause kam sie hergestürzt, und wie sie mich zu sehen bekam, da kriegte sie gerade solch 'nen puterroten Kopf wie jetzt.“

„Wahrhaftig,“ lachte Mrs. Eagles, ihre schadenfrohen Blicke in Mariens Antlitz bohrend, „sie kann noch rot werden! Hätte es nicht für möglich gehalten! Ob sie sich trotzdem noch aufs Leugnen verlegt?“

„Bin doch begierig,“ näselte die Fortescue.

„Sprechen Sie,“ befahl Mrs. Eagles. „Was haben Sie auf diese Anklage zu erwidern?“

„Gar nichts,“ antwortete Marie, sich gewaltsam zur Selbstbeherrschung zwingend. „Ich habe Ihnen, Mrs. Eagles, auf der Welt überhaupt nichts mehr zu sagen, als daß ich binnen einer Stunde Ihr Haus verlasse.“

„So? Das verkündigen Sie mir noch großartig? Ha, ha, ha! Gingen Sie nicht freiwillig, ich ließe Sie vor die Thür setzen. Glauben Sie, daß ich eine Person von solcher Gemeinheit auch nur eine Nacht länger unter meinem Dache dulden würde?“

Marie war schon halbwegs zur Thür, allein nun zwang es sie, doch noch einmal still zu stehen und ihrem letzten Wort ein allerletztes hinzuzufügen.

„Auf welcher Seite die Gemeinheit ist,“ entgegnete sie, das Paar verächtlich ins Auge fassend, „daran ist wohl kein Zweifel.“

Es hatte den Anschein, als wollte Mrs. Eagles sich mit geballten Fäusten vorwärtsstürzen, aber Mariens Blick bannte sie an die Stelle.

Dieser kühl abwartende, stolze Blick, in dem die kleine Gesellschafterin ihr zum Abschied noch die Fürstin zeigte, hinterließ der Herrin von Clysse Court einen so tiefen Eindruck, daß sie sich in der Folge oft vergeblich bemühte, ihn für schauspielerische Zwecke auch einmal in ihre eigenen Augen zu zwingen. Momentan aber war sie dermaßen zur Wut gereizt, daß sie, sobald sich die Thür hinter Marien geschlossen hatte, eine scharfe Wendung gegen Miß Fortescue machte und dieser eine schallende Ohrfeige verabreichte.

Undank ist der Welt Lohn! (Fortsetzung folgt.)

Spruch.

Wer zuviel weiß und zuviel kann,
Der wird nur schwer ein ganzer Mann.

A. Grün.

Hochtouristinnen.

Von

Th. Hirn-Hochberg.

Eine meiner liebsten Beschäftigungen war von jeher das Blumenmalen, schöne ausführliche Reisepläne! Auf der rechten Seite den ‚Baedeker,‘ zur Linken das Kursbuch, so träumte ich mich in die mir noch unbekannte Welt der Hochalpen hinein, sah die schwierigsten Uebergänge als für mich ganz passend an, schreckte weder vor Gletschern noch Gratshängen zurück, stieg in Gedanken auf die höchsten Spitzen, ohne Furcht vor Lawinen oder Steinschlägen, denn — von alledem hatte ich damals noch keine Ahnung. Und so unerfahren, wie ich war, sind noch viele Alpenpilger und Pilgerinnen, wie mir später bei jedem erneuten Aufenthalt in den Bergen klar wurde. Ohne jeglichen Begriff der Anforderungen, welche Bergtouren an den Ausführenden stellen, ohne genaue Kenntnis der Schwierigkeiten der Wege, ohne eine Idee der Gefahr, in die sie sich sowohl als ihre Geliebten begaben, ja, in die sie sogar die Führer mit hineinziehen konnten, verstärkten sie Spitzen zu ersteigen, die von einem einigermaßen Geübten schon ein gewisses Maß von Leistungsfähigkeit fordern.

Ich könnte nun nicht behaupten, daß es speziell der weibliche Teil war, der sich so verhielt, im Gegenteil, ich fand stets, daß die Damen ihre Kräfte größtenteils unterschätzten, im Gegensatz zum stärkeren Geschlecht. Vielleicht, daß unter den ersteren noch eine gewisse Angst, als Emanzipierte zu gelten, herrscht, vielleicht aus Bequemlichkeit oder Furcht vor Schädigungen der Gesundheit.

Was nun den Ruf, als emanzipiert zu gelten, anbetrifft, so wird wohl auf keinem Gebiet die Frau so vollkommen als gleichberechtigt angesehen wie beim Bergsport, trotzdem hier Körper- und Geisteskraft Hand in Hand gehen müssen. Ein glänzendes Beispiel gibt uns darin Hermine Tauscher-Gedult. Nicht nur führte sie in Gesellschaft ihres Gatten die schwierigsten Hochgebirgstouren, wie Matterhorn, Dent blanche, Trajoier Eiswand aus, sondern schilderte sie auch in einer so poetisch feinsinnigen und dabei charakteristischen Weise, wie kaum eine zweite. Sie wuchs geistig und körperlich mit ihrer Aufgabe. Und darin liegt eben das bildende und erziehliche Moment dieses Sports. Ob ich Hefte voll gepreßter Blumen, gefüllte Skizzenbücher oder gelungene Photographien mit heimbringe, ob ich Käfer oder Schmetterlinge sammle, bleibt sich gleich, aber daß die Erinnerung an die gewonnenen Siege über Fels und Firn meinen Sinn erhebt über das Alltägliche, daß die großartigen Eindrücke dieser Natur, die Vergeistigkeit in ihrer ganzen Pracht und Stille mich emportrug über die kleinlichen Sorgen des Tages, daß sich mein geistiger Gesichtskreis erweiterte und verschärfte, ist mir der höchste Gewinn, den ich in mein Flachland zurückbrachte. Und in dieser Gewinn nicht die vielen kleinen Unbequemlichkeiten und Mühseligkeiten, sogar Anstrengung und Gefahren wert?

Gefahr — ja, sie ist dabei, selbst auf leichten Touren. Nicht allein, daß unvorhergesehene Naturereignisse uns hindernd und störend in den Weg treten können, die Verhältnisse im Hochgebirge sind so ganz andere, als die Flachländer es gewohnt sind; vor allem bedarf es daher gründlicher Uebung, ehe man sich an eine größere Tour macht. Aber Uebung mit Maß und Ziel. Mit leichten, kurzen Wegen soll man anfangen, höchstens drei, vier Stunden weit wandern und erst nach und nach zu größeren Touren übergehen; nicht rasch steigen, besonders die erste halbe Stunde in sehr gemäßigtem Tempo marschiren, nicht viel kaltes Wasser unterwegs trinken und nicht bei jeder schönen Aussicht Halt machen, sondern immer stetig in gleichem Schritt bis zu einem schon bei Beginn der Wanderung bestimmten Ruheplatz weitersteigen. Zwar wird sich nach dem ersten Anstieg in den Knien, Oberschenkeln und, falls der Tragsack eifrig benützt wurde, auch in den Armen und Schultern eine unangenehme Steifheit einstellen, die besonders beim Treppensteigen belästigt, aber durch Bewegung besser wird, während das in diesem Fall doppelt süße Ausruhen nur noch steifer und ungelenker macht.

Unterwegs möge man den Anordnungen der Führer immer genau folgen und im Verkehr mit ihnen einen freundlichen Ton anschlagen. Denn diese Männer, die mit Lust und Liebe ihr verantwortungsreiches Amt verwalten, von deren Geschicklichkeit, Kraft und Vorsicht das Gelingen der Tour, von deren Selbstverleugnung vielleicht unser Leben abhängt, sind fast ohne Ausnahme treue und zuverlässige Menschen. Deshalb ist es auch durchaus nicht ratsam, mit ein paar Gulden oder Franken zu knausern. Man sollte nie vergessen, daß von ihrem Verdienst in den drei Sommermonaten eine meistens zahlreiche Familie einen langen Winter hindurch leben muß.

Ebenso wenig sollen während des gemeinsamen Marsches in der Wahl der Speisen und Getränke Unterschiede bestehen. Solange man von dem mitgenommenen Proviant lebt, versteht sich das ja eigentlich von selbst, aber auch in Schutzhütten, Bergwirtshäusern und dergleichen sollte man billigerweise den Führer immer mit verköstigen. Anders ist es, wenn man in den großen Schweizer Gletscherhotels übernachtet. Dort sorgen Führer und Träger am besten für sich selbst, wie man es gleich bei Beginn der Tour ausmacht. Trauszeldlagen bekommt der Fremde das Führerquartier ja doch vom Wirt, wenn es auch nicht als Posten auf der Rechnung steht. Da wir nun gerade am Proviant angelangt sind, so möchte ich hier ein kleines Verzeichnis von solchen Sachen, die als praktisch erprobt sind, folgen lassen. Obenan steht gebratenes Fleisch. Von Schweinebraten oder Kotelette ist allerdings abzuraten, da deren kaltes Fett leicht widersteht; ferner von scharf gesalzenem Schinken, der den Durst ja arg steigert. Sehr angenehm sind ein paar Scheibchen Salami, Schweizerkäse und eine Dose oder ein Glas mit Butter, da das Weißbrot, das fast ausnahmslos im Gebirge gebacken wird, ohne dieselbe zu fade schmeckt. Vom Brot nimmt man am besten einen ganzen Laib mit; was nicht aufgezehrt wird, bleibt dem Führer, der für alle Reste zu Haus Verwendung findet. Will man noch ein übriges thun, kann man einige Eakes und etwas Schokolade einstecken. Leichter Rot- oder Weißwein vervollständigen den Proviant; von diesem muß man für eine Tagestour von drei Personen (zwei Damen und ein Führer), auf der man nirgends Gelegenheit hat, den Bestand zu ergänzen, mindestens zwei große Flaschen à ¾ Liter mitnehmen. Cognac und Kirschwasser sind recht angenehm für solche, die kaltes Wasser schwer vertragen.

Hat man aber auf einem Gipfel getafelt, so sollten nie Papierfetzen, leere Flaschen, Eierschalen und dergleichen unbeigestreut liegen bleiben, sondern alles zusammen in ein Eckchen getragen und mit Steinen oder Schnee bedeckt werden. Man ist das den Nachfolgenden schuldig.

Haben wir für die zweckmäßige innere Ausrüstung unseres Körpers gesorgt, müssen wir nun auch auf die äußere unser Augenmerk richten. Da kommen vor allem die Füße in Betracht, denn von ihrem Wohlbefinden hängt all unser Können und Nichtkönnen ab. So ist schon viel über die Frage der wollenen oder baumwollenen Strümpfe geschrieben und gestritten worden. Die einen halten die wollenen Strümpfe für die besten und verdammen alles übrige, die anderen sind vom Gegenteil überzeugt. Ich gehe nun schon seit Jahren in baumwollenen Strümpfen und habe mich dabei immer gut befunden. Weder Schnee noch Eis noch Wildbäche haben mir mehr Beschwerde gemacht als den Wollen-Anhängern. Wer deshalb Wolle im Sommer nicht gewöhnt ist, bleibe ruhig bei den baumwollenen Strümpfen, die man ja vor dem Gehen auch, um glatter darin zu gehen, auf der Innenseite etwas bügeln kann. Daß nun solchergestalt bequem bekleidete Füße auch in durchaus bequemen Stiefeln stecken müssen, sollte sich eigentlich von selbst verstehen. Aber leider sind davon die Damen am wenigsten überzeugt! Allerhand spitze, schmale Formen, zierlich durchbrochene Käppchen, recht niedrige Schäfte, kaum über die Knöchel reichend, womöglich noch hohe Absätze; und darin sollen dann Berge erstiegen werden! Geht's nicht, so sind beileibe nicht die Stiefel, sondern der schlechte Weg, das heiße Wetter oder sonstige große Unbekannte daran schuld! Ein richtiger Marschstiefel muß bequem ausgetreten, vorn nicht zu kurz sein und genügenden Spielraum für die Zehen bieten. Daß er außerdem aus gutem starkem Leder, weder lackirt noch gewichst, sondern eingefettet sein soll, ist im Interesse der Widerstandsfähigkeit gegen Wasser und Schnee zu wünschen. Den Absatz, der niedrig und breit sein muß, läßt man wie die dicken Doppelsohlen erst im Gebirge mit Nägeln beschlagen (am Absatz sogenannte Flügelnägel, die einen festen Halt gewähren). Bei größeren Schnee- und Eistouren kommen noch gutschließende Gamaschen aus wasserdichtem Segeltuch dazu, die bei Klettertouren nicht nötig sind.

In der Frage der Unterkleider sind Damen schwer zu beeinflussen. Ich erwähne deshalb nur, daß die Röcke auf ein Minimum zu beschränken sind und beim Klettern selbstverständlich nur Beinkleider in Betracht kommen. Somit ist ja der Bergsteigerinnen in den meisten Modezeitungen jedes Jahr reichlich, wenn auch manchmal recht unpraktisch, gedacht. Leider und wieder Leider heißt es gewöhnlich. Daß man aber an heißen Tagen im schweren Lodenkleid viel aushalten muß, steht nie dabei, wie überhaupt mehr auf Zierlichkeit und modegerechtes Aussehen als auf das Zweckentsprechende Rücksicht genommen ist. Besonders erwähne ich noch, daß die Stehkragen so weit wie möglich, so wenig steif wie möglich und so niedrig wie möglich gemacht werden sollen. Ganz vermissen möchte ich sie nicht; erstens schützen sie den Nacken vor Sonnenbrand, und zweitens sind sie in der kühlen Morgenluft recht angenehm wärmend.

Für alle Bergsteiganzüge ist die Blusenform die einzig richtige: recht bequem und doch nett aussehend, mit einem Gurtel zum Eng- und Weitmachen, der auf der Wanderung alles mögliche aufnimmt, Bürsten, Taschentuch und was man sonst rasch zur Hand oder aus den Händen haben will. Die Hände zweckmäßig zu bekleiden, gehört auch zur Ausrüstung; für Klettertouren, Gänge, die über Schnee und Eis führen, sind weite, wasch- oder wildlederne Handschuhe die praktischsten; sonst erfüllen leichte leinene oder seidene Handschuhe auch den Zweck, die Haut vor Sonnenbrand zu schützen.

Da habe ich nun eines der von den Damen am meisten gefürchteten Uebel genannt: Sonnenbrand. Wie viele trat ich schon mit entzündeten, sich schälenden Backen, aufgesprungenen und — roten Nasen, und zu solchem Aussehen auch noch das ewige Jucken und Brennen, dem mit allen möglichen Mitteln abgeholfen werden sollte. Puder, Vaseline,

Cold-cream, kaltes Wasser wurde auf die doppelt empfindliche Gesichtshaut gebracht, meistens mit schlechtem Erfolg; sie wird die Haut noch gereizter und angegriffener durch diese Prozeduren. Abwarten mit Geduld ist da das einzig Richtige; etwas Linderung verschaffen in Wasser ausgedrückte Petersilienblätter, ein Hausmittel, das aus dem Gebiet der Algäuer Alpen stammt. Am besten ist es, wenn man eine nicht zu harte Haut hat und sie vernünftig behandelt. Daß aber diejenigen, die sie jeden Morgen mit allen möglichen Toilette-Essenzen und Crèmes planmäßig verderben, doppelt empfänglich für die Einwirkung von Sonne und Schnee sind, ist klar. Ein wenig schützt ein blauer Schleier, den man aber nur an ganz breitrandigen Hüten tragen soll, da er sonst dem Kopf zu warm macht. Breitrandige Hüte sind auch sonst zu empfehlen; leichte, fest im Kopf sitzende Panamahüte schützen vortrefflich und sind für Regen absolut nicht empfänglich. Aber nirgends hat jede Dame so ihren eigenen Geschmack wie in der Hutfrage. Jeanne Immink befand sich, wie aus den Tolomitenbildern von Wunde ersichtlich, sehr wohl in ihrem kleinen englischen Wollkäppchen; andere ziehen Tiroler Lodenhüte oder runde Tom-o-shanter-Mützen vor.

Und nun zum Kapitel der Verbandsachen. Ich muß zwar gestehen, es ist unangenehm, bei Beginn der Tour daran zu denken, was man eventuell anfängt, wenn sich einer der Teilnehmer den Arm verstaucht, in den Finger schneidet oder einen Fuß wund geht — um nur die leichtesten der Möglichkeiten zu erwähnen, aber zu umgehen ist dieser Punkt einmal nicht. Viele Führer nehmen auf ihren Wegen etwas Salicylwatte mit, vielleicht auch ein Stück Heftpflaster, aber unbedingt verlassen darf man sich nicht darauf. Deshalb sorgt man am besten selbst für Watte, Heftpflaster, Vaseline und ein paar Sicherheitsnadeln (zum einen Verband festzustecken). Außerdem ist es sehr angenehm für empfindliche Zehen, dieselben vor Beginn der Tour fest mit etwas Watte zu umwickeln, welche die zarte Haut zwischen den Zehen schont.

Endlich noch zu unseren Helfern, dem Bergstock und dem Eispickel. Von einem guten Stock verlangt man vielerlei. Er soll stark, aus gewachsenem Holz, nicht poliert und nicht zu schwer sein und das ganze Gewicht des ihn tragenden Menschen aushalten können. Halb im Spaß, halb im Ernst kann man dafür folgende Probe empfehlen. Man legt den Stock mit beiden Enden auf zwei Stühle, so daß zwei Drittel desselben eine Stütze haben, während das mittlere Drittel frei ist; auf diese Mitte setzt man sich, und wenn das der Stock aushält, so ist er brauchbar. Die Spitze aus Eisen hat er mit dem Eispickel gemeinsam. Die meisten fertigen Pickel sind für Damenhände zu schwer und sogenannte Damenpickel nur für Promenaden zu benutzen. Deshalb ist es praktisch, sich einen Eispickel speziell anfertigen zu lassen. In den verschiedenen Alpengegenden wissen die Führer das für dort passendste Muster anzugeben, denn die Tiroler Art ist zum Beispiel von den im Berner Oberland gebräuchlichen in der Form der Schaufel und der Länge des Stocks etwas verschieden. Ebenso gehen die Ansichten über die unbedingte Notwendigkeit des Pickels bei allen Hochtouren aus einander. Während die Algauer, die aus dem Bregenzer Wald und von der Nordseite der Silvretta mehr den Bergstock benützen, geht ein Walliser, ein Führer aus Grindelwald oder der Tellergegend, also in den Zentralalpen, selbst zur leichteren Tour nicht ohne Pickel.

Zum Schluß noch einige Worte der Warnung. Die Flachländer stehen vor der Pracht der Alpenflora entzückt und möchten alles, was irgend sichtbar ist, erlangen, um es teils frisch, teils gepreßt in ihre Heimat mitzunehmen. Da nun aber den meisten die Gefährlichkeit solchen Blumenpflückens auf abschüssigen Grashängen unbekannt ist, haben die Führer oder Träger oft ihre liebe Not, sie zurückzuhalten. Der Herr Edelweiß sind schon mehr Menschenleben zum Opfer gefallen als der berüchtigten Gämse, und selbst die Alpler erliegen oft ihrer Versuchung. Da wir es nun im Kraxeln mit diesen nicht aufnehmen können, sollen wir uns mit dem leichter Erreichbaren begnügen. Alpenrosen, Gentianen, die braunen Kohlröschen mit ihrem Vanilleduft, lieblaue Vergißmeinnicht und in der Schneeregion feinzielige Soldanellen und die leuchtenden Steinbrecharten sind ja so herrlich in ihrer Blütenpracht, daß sich unser Auge genügsam an ihnen erfreuen kann, wenn auch Edelweiß und Edelraute in dem Strauß fehlen.

Vizekönig Li-Hung-Tschang in Friedrichsruh.

(Siehe die Abbildung Seite 673.)

Der „chinesische Bismarck“, wie man den bedeutendsten Staatsmann des himmlischen Reiches genannt hat, versäumte es nicht, dem großen deutschen Kanzler auf seinem Ruhesitze einen Besuch abzustatten. Mit einem Sonderzuge traf der Vizekönig nebst seinem Gefolge kurz vor ein Uhr mittags in Friedrichsruh ein. Der Zug hielt vor dem Schloßportal, vor dem ein zahlreiches Publikum sich versammelt hatte. Den Gast sofort persönlich zu begrüßen, mußte Fürst Bismarck sich versagen, da er in der Nacht von seinem alten Leiden, heftigen Gesichtsschmerzen, gepeinigt worden war; an seiner Stelle empfingen Graf Herbert Bismarck und Graf Rantzau, der Schwiegersohn des Altreichskanzlers, den Vizekönig. Dieser trug zu Ehren des Tages die gelbleuchtende Jacke mit eingewirkten Leopardenköpfen, die er sonst nur bei besonders festlichen Gelegenheiten, wie zur Audienz bei gekrönten Häuptern, anzulegen pflegt. Im Gefolge des Vizekönigs befanden sich neben seinen chinesischen Landsleuten — hochgestellte Würdenträger und Adjutanten — Hauptmann Hanneken, der im letzten ostasiatischen Kriege eine so hervorragende Rolle gespielt hat, Oberst Liebert, der voraussichtlich mit der Reorganisation des chinesischen Heeres betraut werden wird, und Botschaftsrat Detring, der dem chinesischen Staatsmann als Berater und Dolmetsch dient. Ehe der Vizekönig an der Wagenthür erschien, vergingen einige Minuten, und dann entstieg er, von beiden Seiten durch einen seiner Landsleute kräftig unterstützt, ziemlich mühsam dem Wagen, an den zur Bequemlichkeit des vornehmen Gastes eine kleine Treppe von der fürstlich Bismarckschen Domenverwaltung gestellt worden war. Die Grafen Bismarck und Rantzau führten die Gäste ins Schloß, wo Fürst Bismarck den Eintretenden entgegen schritt. Ueber die Unterredung, die der Altreichskanzler mit dem Vizekönig hatte, ist eingehend durch die Tagesblätter berichtet worden, und wir verzichten auf die Wiederholung dieser Mitteilungen, daraus nur das Wort des Einsiedlers von Friedrichsruh hervorhebend: „Ich habe keine andere Beschäftigung, als mich am Walde zu erfreuen.“ Nach Verabreichung des den Gästen dargebotenen Mahles begaben sich Fürst Bismarck und Li-Hung-Tschang auf den Balkon, wo sie sich durch Vermittlung des Dolmetschers unterhielten, bis der Moment der Abfahrt gekommen war. Es schien dem Vizekönig schwer zu werden, sich vom deutschen Altreichskanzler zu trennen. Fürst Bismarck, Graf Herbert und Graf Rantzau geleiteten die Gäste bis an den Zug. Der Fürst und Li-Hung-Tschang schüttelten einander wiederholt die Hände, und als letzterer den Salonwagen mit Hilfe seiner Adjutanten bestiegen hatte, trat er ans Fenster und grüßte, während der Zug sich in Bewegung setzte, unaufhörlich mit Verbeugungen nach den Zurückbleibenden hin.

Die Ausstellung für Elektrotechnik und Kunstgewerbe in Stuttgart.

(Siehe die Abbildungen Seite 668.)

Von den mancherlei Ausstellungen, die während dieses Sommers in verschiedenen Teilen Deutschlands zum Besuch einladen, ist eine der sehenswertesten und interessantesten die seit Anfang Juni in Stuttgart eröffnete, die, im Charakter einer Landesausstellung gehalten, ausschließlich der Elektrotechnik und dem Kunstgewerbe gewidmet ist. Ihre Bedeutung dürfte vor allem in ihrer Beschränkung liegen. Stuttgart war im Jahre 1881 der Schauplatz einer ungemein erfolgreichen allgemeinen gewerblichen Landesausstellung, und es sind seither gewiß auf den verschiedenen gewerblichen Gebieten allenthalben im Lande Fortschritte zu verzeichnen, doch muß es sich entschieden fragen, ob dieselben derartig sind, daß es geboten erscheint, sie jetzt schon wieder dem Beschauer in dem Rahmen eines großen Gesamtbildes vorzuführen. Andererseits haben die verschiedenen inzwischen veranstalteten Spezialausstellungen dargethan, wie ersprießlich es ist, in nicht allzu lange bemessenen Zwischenräumen den Augenschein dafür sprechen zu lassen, wie sehr es sich auf diesem oder jenem Einzelgebiete geregt hat. Daß Elektrotechnik und Kunstgewerbe derartige Gebiete sind, steht außer Frage; für Stuttgart lagen aber noch besondere Gründe vor, gerade sie auszuwählen und mit einander zu verbinden: die Fertigstellung des großen städtischen Elektrizitätswerkes und die Eröffnung des prächtigen neuen Gewerbemuseums.

Dazu bietet Stuttgart in seinen örtlichen Verhältnissen für die Veranstaltung von Ausstellungen kleineren Umfanges besondere Vorteile dar; es besitzt in seiner geräumigen Gewerbehalle ein stehendes Ausstellungslokal, wie es in Deutschland nur wenige Städte aufzuweisen haben, und in seinem Stadtgarten eine gärtnerische Anlage, die, an sich schon eine Sehenswürdigkeit, ohne Uebertreibung allzu großen Schwierigkeiten mit dieser ständigen Ausstellungshalle in unmittelbare Verbindung gesetzt werden kann. Ein entsprechender öffentlicher Platz gewährt Raum für Baulichkeiten, während sich in unmittelbarer Nähe der Prachtbau des neuen Gewerbemuseums erhebt, mit Sälen und Hallen zur Unterbringung von Ausstellungsgegenständen, wie sie sich praktischer und vornehmer kaum denken lassen.

Die Stuttgarter Ausstellung verrät daher sofort bei ihrem Betreten das Gepräge einer besonders Eigenart: die Gelegenheitsbauten — sonst das unerträgliche Ausstellungsmerkmal — beschränken sich auf eine außergewöhnlich kleine Zahl und haben dadurch überall, wo sie auftreten, eine Ausführung in besonders künstlerischer Gestalt mit engem Anschlusse an ihre landschaftliche Umgebung gestattet. Der Haupteingang, der durch den Stadtgarten führt, bringt den Besucher sofort in eine fertige Anlage von geradezu malerischer Schönheit, mit prachtvollen alten Baumgruppen, reizenden Blumenparterres, ausgedehnten Wasserbecken und weiten Rasenflächen. Eine Anzahl von Ausstellungsgegenständen hat hier in der zwanglosesten Weise Unterkunft gefunden, wie sich hier denn auch das Schuckertsche Elektrizitätshaus erhebt, ein originelles Bauwerk in behaglichen Renaissanceformen, mit schlanken Türmchen, an der einen Seite an ein altes, halbverfallenes Mühlengebäude angelehnt. Zwischen dem Stadtgarten, zum Teil unmittelbar in diesen übergreifend, und der Gewerbehalle dehnt sich ein ganz eigenartiger Komplex von Ausstellungsbauten aus, das „Gewerbedorf“, eine Reihe von Hallen und Einzelräumen, in welchen der Stuttgarter Gewerbeverein eine Kollektivausstellung veranstaltet, zumeist einzelne Gewerbe in vollem Betriebe zeigend. Als ein Ausstellungsgegenstand für sich darf die künstlerische Ausgestaltung des offenen Raumes gelten, um welche die einzelnen Hallen sich gruppiren: er versetzt uns Jahrhunderte zurück auf den öffentlichen Platz einer altschwäbischen Ortschaft. Hier finden wir das altertümliche Thor, den ebenso altertümlichen Ziehbrunnen, uralterliche Verkaufsstände, den Aufstieg zu einer hochgelegenen Schenke und in getreuer Nachbildung das Marbacher Schillerhaus, das in seinem Innern eine sehr sehenswerte Sammlung von Schillerreliquien birgt.

Aus dem Gewerbedorf gelangen wir unmittelbar in die Gewerbehalle und damit in den der elektrischen Ausstellung vorbehaltenen Raum. Derselbe setzt durch einen besondern Zwischenbau mit der Maschinenhalle und dem an diese angeschlossenen Kesselhause in Verbindung. Auf etwa siebentausend Quadratmeter haben gegen vierhundert Aussteller ihre Erzeugnisse ausgestellt, und nach allem, was hier zur Schau geboten wird, kann sich der Besucher der Ueberzeugung nicht verschließen, daß die Elektrotechnik in Württemberg einen Stand erreicht hat, der sie mindestens zum Wettbewerb mit dem entsprechenden Industriezweige jedes andern Landes befähigt, und es gilt das gleichmäßig für den Maschinen- und Motorenbau wie für die Thätigkeit auf dem Gebiete des Kleingewerbes und der Feinmechanik. Nur selten begegnet man Werken, die sich unter dem Stande des guten Durchschnitts halten, während vielfach dieses Maß überschritten wird. Wie lebhaft es sich in den letzten Jahren auf dem Gebiet der Elektrotechnik in Württemberg geregt hat, geht denn auch aus der Thatsache hervor, daß allein von den drei Stuttgarter Firmen Dorn, Fein und Reiser, der elektrotechnischen Fabrik Cannstatt und zwei auswärtigen Firmen innerhalb des Landes 885 Anlagen mit 2170 Bogen- und 80,594 Glühlampen an 138 verschiedenen Orten ausgeführt worden sind.

Hinsichtlich des Kunstgewerbes ist der Stand der Dinge ein nicht minder erfreulicher. Das hervorragendste Zeugnis hierfür dürfte vor allem das herrliche Bauwerk liefern, in dem die Gegenstände dieses Ausstellungsgebietes Unterkunft gefunden haben, das neue Gewerbemuseum, zweifellos der beachtenswerteste Gegenstand, welchen die diesjährige Ausstellung aufzuweisen hat. In einem Lande, das der Förderung seines Gewerbefleißes einen derartigen Palast zur Verfügung zu stellen vermag, kann es um die Gewerbethätigkeit und namentlich die künstlerische Seite desselben nicht schlecht bestellt sein. Das württembergische Kunstgewerbe hat denn auch schon seit Jahrzehnten eine Richtung eingeschlagen, die vielfach als eine vorbildliche hat gelten können und ihm geradezu eine führende Rolle zugewiesen hat. Es sei hier nur an die Kunsttischlerei und Möbelfabrikation erinnert, an die verschiedenen Arten der Metalltechnik und — wenn auch an letzter Stelle, so doch nicht zuletzt — an das polygraphische Kunstgewerbe. Wenn Stuttgart als der bedeutendste und einflußreichste Verlagsplatz Süddeutschlands und einer der ältesten Plätze für die Herstellung und den Vertrieb illustrirter Werke gelten darf, so finden wir dafür den entsprechenden Ausdruck in dem, was die Ausstellung uns von diesem Teile der Gewerbethätigkeit aufzuweisen hat. Fassen wir den Gesamteindruck der Ausstellung zusammen, so vermögen wir nur zu sagen, daß sie und die beiden Zweige des Industrielebens, die sie uns in ihren Erzeugnissen vor Augen führen soll, in einem normal-gesunden Zustande sich zeigt; überall offenbaren sich uns die Spuren von Kraft und Leben, nirgendwo ist ein Verkümmern zu gewahren, während allenthalben die Ansätze zu lebenskräftiger Weiterbildung hervortreten.

Dementsprechend stellt sich uns auch das äußere Gewand des Unternehmens dar. Zeigt sich uns nirgendwo ein sonderlicher Luxus, so tritt uns, wohin wir den Blick auch wenden, überall einfache, wir möchten sagen, bürgerliche Gediegenheit entgegen. Dabei ist das ganze Werk bestimmt, klar und übersichtlich angelegt und wird in gutem, regelmäßigem Betriebe gehalten. Nur hat der letztere eine Schattenseite, und zwar eine sehr lebendliche: die Ausstellung wird regelmäßig bereits um sechs Uhr nachmittags geschlossen und nur an einer beschränkten Zahl von Tagen über diesen Zeitpunkt hinaus geöffnet gehalten. Das ist für eine elektrische Ausstellung, die doch wesentlich eine Lichtausstellung ist und sein muß, eine geradezu die Lebensader des Unternehmens unterbindende Anordnung. Hängt der Fehler mit der Organisation des Werkes zusammen, so müßte diese geradezu als eine lebendliche erscheinen; ist, wie wir hoffen, die Ursache eine andere, so wird sie zu beheben und damit dem ganzen Unternehmen ein Dienst zu leisten sein, den wir ihm seines verdienstlichen Allgemeincharakters wegen von Herzen wünschen.

G. Hoff.

Digitized by Google

Die vor der Sintflut ausgestorbenen Tiere der Vorwelt.

Pflanzen. Pflanzenbilder aus der Steinkohlenzeit.

Das Ständchen.

Von

Ida Pfuhl.

Da saßen wir, das sonst so lustige Kleeblatt, oben im kleinen Salon wie drei geknickte Lilien und sahen uns ratlos, halb lachend, halb ärgerlich an, denn unten vor der Thür stand die Stadtkapelle und schmetterte bei sechzehn Grad unter Null ihre schönsten Melodien zu unseren Fenstern hinauf.

Ach, diese Melodien klangen uns wie Posaunen des jüngsten Gerichtes! Im Geiste sah ich alle Klatschbasen Trakehnens vor Entrüstung über dieses unerhörte Ereignis mit den Köpfen wackeln. Wäre Papa nur zu Hause gewesen; er hätte prestissimo den dicken Musikus Humpel samt Pauken und Trompeten nach Hause geschickt, den Herrn Doktor Präziborowski, der vor den musizirenden Eiszapfen ehrbar im tiefen Schnee auf und ab tapste, desgleichen, und das Ständchen hätte durch dieses abgekürzte Verfahren ein jähes, höchstwahrscheinlich dissharmonisches Ende gefunden.

Nun aber war Papa am Nachmittag verreist; Tante Malchen, die zwar ebenso wenig wie wir im stande gewesen wäre, dieser musikalischen Huldigung Einhalt zu gebieten, hatte einer Einladung zum Kaffee folgen müssen, und das Verhängnis entlud sich ungehindert über unsere schutzlosen Häupter.

Die Veranlassung zu diesem überraschendem Impromptu war der Ball gewesen, der am Abend vorher in unserer „Philharmonie" stattgefunden hatte.

Unser vielgeliebtes „Krüglein" — von ernsthaften Leuten „Herr Doktor Krug" genannt — hatte, wie auch bei früheren Gelegenheiten, zum gestrigen Balle von Königsberg aus der Litauia wieder einige seiner Corpsbrüder eingeladen, um, wie er sich zu unserer Entrüstung ausdrückte, uns junge Dinger tanzen zu lassen.

Meistens waren es Füchse, denen noch die rechte „Schneid", die Farben der Litauia mit Eleganz zu tragen, mangelte. Sie ließen nichts in unseren Herzen zurück als das beseligende Bewußtsein, ihnen als „höhere Töchter" imponirt zu haben. Manchmal wurden wir aber auch der Ehre teilhaftig, mit den „älteren Herren" walzen zu dürfen, wobei zwar von „Imponiren" unsererseits weiter keine Rede war, wir aber als Kleinstädterinnen eifrig die Gelegenheit ergriffen, uns in dem so heiß ersehnten großstädtischen „Chic" zu vervollständigen.

Dieser Ausgleich behagte uns riesig, und wenn die flotten Burschen, „grün-weiß-rot", im Ballsaal erschienen, klopften unsere Herzen ihnen entgegen, und wir waren sicher: „Heute abend wird es wieder einfach himmlisch!"

Am Abend vorher war unter anderen ein „schon sehr angehender" junger Arzt, Doktor Präziborowski — von seinen Intimen „Pézibo" oder auch „Hatschichen" genannt, höchstwahrscheinlich, weil man seinen Namen kaum ohne zu niesen aussprechen konnte — zum Balle mitgekommen, der so ernsthaft aussah, daß man annehmen konnte, er denke eher an seine demnächstigen Patienten als an Studentenstreiche.

Mit nichten! Er hatte viel mit mir getanzt und mich sehr ausgezeichnet. Anstatt nun in der Nacht mit seinen Kommilitonen abzufahren, schlängelte er sich mit zu Doktor Krug, legte sich mit der ganzen Unverfrorenheit erprobter Freundschaft in dessen Bett, und als das arme „Krüglein" sich sein Lager auf dem harten Kanapee bereitete, schnarchte er schon mit der vollen Zufriedenheit eines gut gebetteten Mannes.

Am nächsten Morgen stiemte es. Bergehoch war der Schnee von dem scharfen Ostwind in den Straßen zusammengejagt. Die Menschen eilten blinzelnd, sich die Ohren reibend, auf schmalen, in den tiefen Schnee getretenen Wegen ihren Geschäften nach.

Vor der Thür des Herrn Doktor Krug hielt ein kleiner Bauernschlitten seit einer Stunde. Das Bäuerlein im weißen Schafpelz, mit litauischer Kappe und hohen Pelzstiefeln schritt geduldig davor auf und ab, einen Fuß an den andern schlagend und hin und wieder mit sehnsüchtigen Blicken die Fenster dort oben streifend.

Da regte sich nichts. Aber endlich thaten sich die Vorhänge aus einander, ein rundes, freundliches Gesicht wurde sichtbar, ein Finger klopfte an die Scheiben, dann ein hoffnungerweckendes Nicken, und das Bäuerlein schüttelte mit zuversichtlicher Hast, vielleicht zum zehntenmale schon, den Schnee von den Decken, klopfte seinem mageren Braunen den Hals, nahm einen Schluck und stellte sich parat.

Oben stand währenddessen Doktor Krug vor dem süß schlummernden Pézibochen und bemühte sich vergebens, ihn zu ermuntern. Das war nicht ungefährlich. In Erinnerung ähnlicher Situationen aus ihrer gemeinsamen Studienzeit, in denen er trotz seiner leiblichen Stärke öfters hatte den kürzern ziehen müssen, murmelte er mit weiser Mäßigung seiner mächtigen Baßstimme in den zartesten Tönen:

„Hatschi — Hatschichen, willst Du nicht aufwachen?"

Keine Antwort.

„Hatschichen, Pézibochen, wache auf, Du sollst mir versprechen, um zehn Uhr abzufahren."

„Nanu?" stöhnte Hatschichen.

„Sieh mal, lieber Mensch, ich muß über Land. Wie kann ich Dich hier allein lassen? Du machst mir Streiche und bringst mich um meine Reputation."

Erneutes und sehr beruhigtes Schnarchen.

„Hör mal, Pézibo, wenn Du mir jetzt nicht Antwort gibst, werfe ich Dich 'raus!"

Aber das Pézibochen griff entschlossen unter das Bett, faßte den eisernen Stiefelknecht, drehte sich nach der Wand und murmelte: „Als kluger Mann muß man mit dem Superlativ rechnen."

Die Folge dieser Energie war, daß einige Minuten später Doktor Krug aus seiner Hausthür trat.

Nach eiliger Rücksprache nestelte er sich in dem kleinen Gefährt zurecht, das Bäuerlein wickelte ihn in mehrere Pelzdecken, nahm den Vordersitz seines Schlittens ein, das „Braunerchen" zog an, und man hörte das Klingling des Glöckleins, bis der kleine Bauernschlitten um die Ecke am Markt bog; dann verhallte es wie ein trauriges Echo im dämmernden Wintermorgen.

Und während da draußen auf tief verschneiten Wegen der kleine Braune, immer wieder angetrieben, mühsam forthastete, während Doktor Krug erstarrt auf elendem Strohsitze hockte, während irgendwo in einer armseligen Hütte brennende Augen das kleine, schneebedeckte Schlittenfuhrwerk erspähen wollten, saß mein Pézibochen seelenvergnügt am akademischen Stammtisch, und es wurde ein Frühschoppen gehalten, wie man ihn nur in Ostpreußen kennt.

Und ein solcher Tag sollte beschlossen werden ohne Streich? Nicht zu verlangen! In seinem Kopfe reifte denn auch gar bald der für Trakehnens Mauern unerhörte Entschluß, seine Tänzerin vom gestrigen Ball durch ein Ständchen zu ehren.

Kaum gedacht, gethan! Bald stand der würdige Humpel mit seiner ganzen Kapelle, fünfzehn Mann hoch, und blies trotz Schnee und Eis in schmelzendsten Tönen: „Ach, wär' es möglich dann, daß ich Dich lassen kann!"

Wir drei Mädels — Otti, unser Besuch, Margrete, meine ältere Schwester, und ich, Charlotte, auch Lottelottel genannt — hatten so gemütlich beisammen gesessen, hatten vom gestrigen Ball geplaudert, Kaffee getrunken und uns so „himmlisch mollig", so „unglaublich wunschlos" gefühlt, als die ersten Trompetenstöße unser Stillleben unterbrachen. „Hurra — Musik, Musik!" jauchzten wir, stürzten nichtsahnend an das Fenster und rissen es auf.

Schnobs, unser Teckel, von seinem und Papas Standpunkt aus immer und überall die Hauptperson, war wie ein Blitz auf dem Fensterbrett, und einen Augenblick tönte sein Freudengeheul dazwischen, bis er meinerseits durch einen merklichen Knuff an weiterem verhindert wurde und verschwand.

Himmel, was sahen wir beim flackernden Schein der Laternen!

Wir sahen die aufgerückte Kapelle — die stetig wachsende Menschenmenge — die vielen zu unseren Fenstern emporstarrenden Gesichter, den Hatschidoktor vor den Musikanten im tiefen Schnee sehr ehrbar auf und ab tapsen, und die Erkenntnis der Situation fiel wie Zentnerlast auf unsere Wohlerzogenheit.

Die erste Folge dieser Erkenntnis war, daß Margrete, die sich trotz ihrer neunzehn Jahre plötzlich verpflichtet fühlte, die Würdige zu spielen, uns mit einigen energischen Püffen ins Innere des Zimmers beförderte, hastig das Fenster schloß und uns im Tone einer zürnenden Juno andonnerte: „Ihr betragt euch wie die Gänse!"

„Aber, Grete," schrie ich erbost, „bist Du etwa nicht an das Fenster gerannt?"

Worauf sie in merkliche Verlegenheit geriet und mit stark erschütterter Würde erwiderte: „Das war meine Pflicht!"

„So," rief ich, „Pflicht? Wenn Du das Ständchen bekämst, wärst Du schon nicht so wütend!"

„Kinderchen, zankt euch nicht," lachte Ottchen, „laßt lieber den armen, erfrorenen Musizi da unten Warmbier kochen, und den Ha—tschidoktor ladet zum Grog ein."

Und dann sprang das große, blonde Mädel wie toll im Zimmer umher und lachte und prustete und nieste: „Ha—tschi, Pe—tschi, Ha—tschi!"

„Otti," sagte Margrete, ihr Näschen rümpfend, „Otti, Du bist ein Aff'!"

„Und Du, mein kleiner, süßer Eichkatz," kicherte Ottchen, gab Margrete einen schallenden Kuß und schmeichelte: „Margretchen, trautstes, thu mir den einzigen Gefallen und sei gut. Denke doch nur, in den Mauern Trakehnens spielt sich ein Roman ab! Lottelottel, Du bist die Titelheldin," wandte sie sich zu mir, „und es ist jetzt Deine Pflicht und Schuldigkeit, das bekannte tief erblaßte Mädchen vorzustellen."

Aber ich erblaßte nicht, im Gegenteil, mein Gesicht brannte wie Feuer, und in meinem Kopfe wirbelte alles durch einander: Schreck, Freude, Stolz und Angst vor dem bösen Gerede und vor Papa ...

„So wird mein Bild Dich verfolgen," jammerte es von unten.

„Grete, mein Gott, Grete, was thun wir?" stöhnte ich.

Und so saßen wir denn ratlos und ließen uns von dem Bild verfolgen, bis Otti, die im Nebenzimmer am dunklen Fenster Beobachtungen anstellte, plötzlich aufschrie: „Schnell, schnell, kommt! Seht, jetzt wird die Geschichte tragisch, jetzt kommt die Polizei!"

Richtig, da kam der dicke Wachtmeister Polzig über den Markt gewatschelt. Deutlich sahen wir sein rotes, fettglänzendes Gesicht. Ach, mir schien es, als wäre mein Ständchenbringer schon in seinen Krallen.

„Ottchen, Ottchen," flüsterte ich bebend, „Ottchen, er wird ihn doch nicht arretiren?"

„Na, natürlich," lachte sie, „jetzt geht's ihm an den Kragen!"

„Ach, Otti, Du kannst noch spotten, während — ich — ich —"

„Engelchen, trautstes, weine nicht, und guck lieber, was da unten vor sich geht," flüsterte sie; „schau, schau, der Hatschidoktor, das ist ein Schlauer."

Und wirklich — nach einem kurzen Zwiegespräch und einem Händedruck, der sicherlich nicht die Bekräftigung eines eben geschlossenen Freundschaftsbündnisses allein zum Zweck hatte, und während die Musik mit dem „tiefsten — tief — sten — tie — ef — sten Traum" schloß, schlug sich Polzig seitwärts in die Büsche. Oben am Fenster aber hörte man drei geängstigte Mädchenherzen erleichtert aufseufzen. Und nun setzte die Musik mit Numero drei ein: „Hitili — hitili — bubeldubeldubeldumm.

„Gott, Dreivierteltakt? — und der Donauwalzer?!"

Wie elektrisirt sprangen wir auf; unaufhaltsam brach unser Uebermut hervor, und ich rief: „Nun gerade zum Possen! Komm, Ottchen, wir tanzen einen!"

Ottchen, wie immer mit mir in „höherer Harmonie", tanzte mir in einer zierlichen Pirouette entgegen, wir umfaßten uns und wirbelten in der halbdunklen Gelasse um den Tisch — tempo furioso — daß die Locken flogen.

Schnobschen stürzte belfernd aus seinem Winkel hervor, und die Gelegenheit ausnützend, alle in ihm aufgesammelten Kräfte voll zu entfalten, wie die wilde Jagd uns nach. Und nun abwechselnd — Otti und Grete und ich und Schnobs — und Schnobs und Otti und ich und Grete.

„Rum tum tum — bideldideldum — eins zwei drei — rum!"

In dem Heidenlärm stand plötzlich Tante Malchen im Zimmer und Mine, unsere alte Mine, vor Vergnügen strahlend, hinter ihr.

O, alle Fesseln der guten Erziehung schienen gesprengt. Die verwegene Otti chassirte auf Tante Malchen zu und ich auf Mine — da half kein Sträuben. Wir waren große, kräftige Mädchen, keine Zierpuppen, und wo wir zufaßten, hielten wir fest.

„Tanz mit mir — tralala — und sei nicht dumm!“

Das wogte und flatterte mit Lachen und Sträuben; dazwischen immer Schnobschen, getreten, schnappend, ausreißend, verfolgend und bellend wie ein Toller.

Plötzlich ein fürchterlicher Krach. Ich sah noch Schnobs mit eingekniffenem Schwanz lautlos unter dem Sofa und Otti im Nebenzimmer verschwinden, fühlte die Scherben der beiden großen Salonlampen mir um die Ohren fliegen, dann Stille — beängstigende Stille.

Da stand Tante Malchen, Zorn und Scham im Gesicht, Grete krebsrot, Mine wie ein armer Sünder, und in der Thür groß, erhaben, einfach niederschmetternd: Frau Stadträtin Bowel!

„O, bitte, Frau Stadträtin, bitte,“ stammelte Tante Malchen atemlos, „wollen Sie nicht näher treten?“

„So—o? so—o? Man tanzt — hier?“ ging's los.

Jetzt hatte Tante Malchen sich gefaßt. „Aber, bitte, Frau Stadträtin, wollen Sie nicht erst Platz nehmen?“ unterbrach sie sie ruhig.

„O — ich danke, ich — will nicht stören; die ‚jungen‘ Damen — amüsiren sich — so — gut — während unten —“

In diesem Augenblick nieste Otti im Nebenzimmer: „Ha—tschi!“

„Knuff,“ kam es prompt unter dem Sofa hervor.

Aber unentwegt folgte die malitiöse Vollendung: „Während — unten — Charlottens Ehre mit Füßen getreten wird!“

Tante Malchen richtete sich kerzengerade auf, blickte mit eisigem Gesichtsausdruck auf ihr abscheuliches Gegenüber, und sich langsam mit ihrer oft gerühmten Vornehmheit zu uns wendend, sagte sie:

„Margreichen, Charlottchen, geht hinaus! Frau Stadträtin Bowel will mit mir allein sprechen.“

Gehorsam erhoben wir uns, aber kaum hatte ich die Thür zum Nebenzimmer geöffnet, als Schnobs wie eine Rakete hervorschoß und mit allen Zeichen einer geängstigten Hundeseele, einen weiten Bogen um die Gerichtssitzung beschreibend, winselnd hinausflitzte.

Als wir dann im dritten Zimmer mit Otti ein zwar etwas gedämpftes, aber doch sehr erregtes Wiedersehen gefeiert hatten, nahm ich Schnobs, den Menschenkenner, auf den Arm, versprach ihm Schutz und Hilfe für kritische Angelegenheiten und für heute abend eine Wurst mit großen Speckwürfeln ...

Am nächsten Morgen war die Stimmung etwas gedrückt, sozusagen „weihevoll“. Tante Malchen hatte uns noch gestern eine ernste Rede gehalten, die uns zum Bewußtsein unserer Schuld gebracht und uns in die tiefste Reue und Zerknirschung gestürzt hatte. Schließlich aber war doch große Versöhnung gefeiert worden, mit Thränen und Küssen, und selbst Otti, die sonst nicht so leicht zu Rührung neigte, hatte geweint.

Beim Zubettegehen hatte sie aber schon wieder den tollsten Unsinn getrieben: unter schrecklichen Grimassen verfuchte sie vor dem Spiegel ihrem schalkhaften Gesichtchen den Ausdruck ihrer „zerrissenen Seele“ zu verleihen, und als wir da schon unser heimliches Kichern kaum mehr unterdrücken konnten, spielte sie noch, im Nachtkleide, schwarzseidener Schürze und mit aufgespanntem Sonnenschirm Frau Stadträtin Bowel und prügelte uns schließlich so ernsthaft und lautlos durch, daß wir vor Lachen beinahe erstickten.

Um neun Uhr war Papa nach Hause gekommen, und da hatte sich noch Doktor Krug bei ihm melden lassen. Es hatte im Verein mit Tante Malchen eine lange Unterredung stattgefunden, deren Inhalt uns trotz aller aufgebotenen Energie fremd geblieben war.

Heute nun kündigte uns Tante Malchen so ganz nebenbei an, daß Doktor Präziborowski Besuch machen würde, und auf meine schüchterne Frage, ob er wohl nur zu Papa käme, erwiderte sie: „Wartet ab!“

Da verriet mir Mine in der Küche, wohin sie mich mit geheimnisvollem Gesicht rief, was sie von der gestrigen Unterredung in Papas Zimmer „wirklich durch 'n reinen Zufall und allens bloß für mein ‚Fräul'n Luttche‘“, wie sie versicherte, gehört hatte, und was mir vor Schreck und Staunen das Herz beinahe still stehen ließ.

„Mine,“ flüsterte ich bebend, „ist — das — wirklich — wahr?“

„Ja, ja, mein Goldkindche,“ nickte sie ernsthaft, „ja, ich hab's deutlich gehört, wie's der Herr Doktor Krug zu'n gnä' Herrche Papa gesagt hat.“

Zitternd, mit gefalteten Händen sank ich auf den Holzkasten — nein — meine Füße trugen mich nicht mehr — der Hatschidoktor sollte mich — mich? — O Gott —

„Und Du meinst, ich — ich — soll — ihn —?“

Sie sah mich verwundert an. „Aber, Herzche, wann Du ihn lieb hast?“

„Lieb hast,“ murmelte ich angstvoll, „lieb hast? — aber ich weiß ja gar nicht, ob ich ihn lieb hab', Minnichta!“

Und dann setzte sie sich zu mir auf den Holzkasten und flüsterte und tuschelte mir allerlei krauses Zeug in die Ohren:

„Un wann eine denn so das Herz zittere thut,“ fuhr sie fort, „un eine die Füße nich mehr trage wulle —“

„Ja, ja, so ist es,“ stammelte ich überglücklich. „Un eine so'n gewisses Flimmere vor die Auge trete thut —“

„Flimmern?“ rief ich entsetzt. „Flimmern? nein, Mine — flimmern thut es nicht!“

„Nicht, wirklich nicht?“ sagte sie enttäuscht.

Nein, nein, es flimmerte nicht. Ich riß die Augen auf, ich drückte sie ganz zu — es wollte nicht flimmern.

„Siehst Du, Mine, siehst Du,“ schluchzte ich, „jetzt weiß ich es gewiß, ich liebe ihn nicht, und dann kann ich doch nicht ... Elise Polko sagt: ‚Merke auf den Sabbath Deines Herzens und —‘“

„Ach was, Pulka,“ unterbrach sie mich ärgerlich. „Pulka, Pulka! Die Liebe, was mit'n Pulka anfangt, wird nie nichs, aber wann's mit ne Walzer beginne thut, dann wird's allemal richtig.“

Schließlich verließ ich doch etwas getröstet die Küche und setzte mich zu Otti und Margreten. Aber ich schwieg fein still, und was in meinem „tief bekümmerten“ Herzen vorging, davon sagte ich kein Wörtlein. Fleißig stichelten wir an unseren Weihnachtsarbeiten, schielten heimlich durchs Fenster und machten sehr ernste, wohlerzogene Gesichter.

Schnobs, der gestern bei dem allgemeinen Strafgericht auch seinen ihm gebührenden Anteil abbekommen hatte, saß unter dem Sofatisch, blinzelte zu Ottchen hinüber, und wenn sie verstohlen die Bewegung des Niesens machte, ließ er ein leises, vorsichtiges „Knuff“ hören, worauf er aber jedesmal mit einem sprechenden Seitenblick auf Tante Malchen für einige Zeit unter dem Tisch verschwand.

Endlich klingelte es. Herzklopfend hörten wir ein kurzes Zwiegespräch im Flur, Papas Zimmerthür klappte, und dann wieder lautlose Stille.

Unsere Spannung war bis zur Beängstigung gestiegen. Selbst Otti hatte ganz vergessen, wie sonst immer „Herrin der Situation“ zu bleiben, und horchte mit nicht gerade geistreichem Gesicht nach dem Schauplatz der Geschehnisse hin. Und plötzlich stand der Hatschidoktor, einen mächtigen in Seidenpapier gehüllten Gegenstand in der Hand haltend, mitten im Zimmer und ich vor ihm.

Heutigen Tages weiß ich noch nicht, wie ich dahin gekommen bin. Ob Grete oder Otti mich hingeschoben, ob ich ihm selbst entgegengegangen — ich konnte es nie ergründen. Aber beide haben später tausendmal versichert, ich hätte mich vorgedrängt, und er hätte gerade mir nur deshalb das Bouquet gegeben, weil ich als Nächste vor ihm stand.

Wie dem auch sein mochte, ich stand nun einmal da, wickelte an dem Strauß und stotterte in meiner Ueberraschung zum Gotterbarmen, bis Tante Malchen mich erlöste, wir uns um den Tisch setzten und Papa ins Zimmer trat.

Die Unterhaltung wurde nur von den „älteren Anwesenden“ geführt, und ich hatte Zeit gehabt, mich von meiner Verlegenheit zu erholen. Das wollte aber gar nicht gehen. Erstens wußte ich nicht, was ich mit dem Strauß beginnen sollte. Ich schielte zu Tante Malchen hinüber, ob ich ihn weglegen müßte — ob ich ihn behalten dürfte — ach, zu gern hätte ich einmal das Gesicht hineingesteckt, aber Tantchens Strafpredigt klang mir noch in den Ohren — und dabei wurde mir immer heißer — ich fing an zu glühen „wie ein Bolzen“ und Otti flüsterte mir schadenfroh zu: „Du bist blaß, Luise.“

Unausstehlich! Glücklicherweise saß ich so, daß mir Hatschichen nicht ins Gesicht blicken konnte. Aber ich sah sein schönes, männliches Profil und sah, wie er ernst und doch so bescheiden mit Papa sprach.

Da plötzlich wendete er ein wenig den Kopf — seine schönen blauen Augen suchten mich, und wie unsere Blicke in einander sanken, da wußte ich mit einemmal, daß ich ihn lieb hatte, und obgleich ich erschreckt war bis ins tiefste Herz, konnte ich die Augen doch nicht von ihm wenden.

Und er — er hielt mitten im Sprechen inne — und es entstand eine kleine Pause, und wenn je ein Engel durchs Zimmer flog, so war's in diesem heiligen Augenblick, und das war der Engel der Liebe.

Otti schwor mir nachher, ich hätte ihn entgeistert, mit weit aufgerissenen, glückseligen Augen angestarrt; er wäre feuerrot geworden und unfähig gewesen, zu Ende zu sprechen; Tante Malchen hätte wehmütig gelächelt, Papa sehr ernst und Grete sehr dumm ausgesehen, und sie — sie hätte „solch“ Herzklopfen bekommen, daß ihr „überhaupt“ ganz angst geworden sei.

Als wir uns erhoben, legte Tante Malchen leise ihren Arm um meine Schulter, ich lehnte mich an sie, ein zitterndes, vom blendenden Strahl der Liebe erschrecktes junges Geschöpf.

Wie im Traum hörte ich ihn Papa fragen, ob er seinen Besuch wiederholen dürfte, und Papas tiefe Stimme antwortete, wie es mir schien, eigentümlich kalt: „Es wird mich freuen, Sie im Laufe des Winters einmal hier zu sehen.“

Dann kam es stotternd und ein wenig heiser von „seinen“ Lippen: „Ich hatte die — Absicht — nächsten Sonntag — meinen Freund — zu — vielleicht — darf — ich dann —“

Papa sprach ruhig weiter: „Bis Weihnachten sind es ja nur noch vierzehn Tage, aber nach Weihnachten besuchen Sie uns mit Herrn Doktor Krug einmal — wird mich freuen.“

Aber er kam schon zu Weihnachten und oft und immer öfter, und als die Blumen blühten und die Vöglein sangen, schritten wir — ein seliges Brautpaar — Arm in Arm durch die grünende, blühende Frühlingspracht.

Die Virtuosin.

(Siehe die Abbildung Seite 669.)

Nach heißem Ritt ein kühler, guter Trunk, was geht darüber? Nun, der kühle Trunk, von schöner Hand kredenzt, dazu ein lustiges Wörtchen und ein munteres Liedchen. Das alles findet sich beisammen in der Schenke des maderen Kaipar Wichels, einer der beliebtesten Herbergen am ganzen Niederrhein. Sein Wein ist vortrefflich, und seine beiden Töchterchen sind die schönsten Mädchen weit in der Runde. Besonders die jüngere, die schmucke Cordula, ist eine wahre Perle, ein Ausbund von Anmut und Schalkhaftigkeit, und wenn sie zur Laute eines ihrer schelmischen Liedchen singt, bald die Augen schalkig niederschlagend, bald einen sprühenden Blitz auf die Hörer entsendend, dann setzt sie Jung und Alt in Flammen, und den Lippen des greisen, in vielen Treffen erprobten Kämpen wie seines schwarzlockigen Begleiters entringt sich der bewundernde Ausruf: „Potblitz, welch prächtiges Madel!“ Nur einer schaut sauer darein, der junge Nachbarssohn Bartzel, der mit übereinander geschlagenen Armen an der Säule lehnt und beinahe wütende Blicke zu der Schönen hinüberwirft. Sind sie doch so gut wie mit einander versprochen, und da thut sie ihm den Tort an, vor den Fremden ihre Kunst zu zeigen und mit ihnen zu kokettiren. Auch hatte er Einspruch erhoben, als sie auf Bitten der Gäste die Laute von der Wand nahm, aber barsch wies ihn der alte Kaipar, der sich auf seinen Vorteil versteht und den Kunstgenuß schon mit auf die Rechnung setzen wird, zur Ruhe. Mit der schmucken Lautenspielerin hat es auch keine Gefahr! Die kleine Kordel ist nicht nur schön, sondern auch klug; sie weiß, daß ihr Bartzel stark zur Eifersucht neigt, und wenn sie ihm das nicht bei Zeiten abgewöhnt — nach der Hochzeit ist's zu spät! So mag er sich nur ein wenig ärgern, und daß er ihr die Tändelei ernstlich verübeln, am Ende gar ihr den Rücken kehren und einer andern huldigen werde, ist nicht zu fürchten. Sie braucht ihn nur nachher, wenn die Fremden fort sind, mit ihren schimmernden Augen anzusehen, so bittend und so verheißungsvoll, und stimmt sie dann noch einmal die Laute zu einem Liedchen für ihn ganz allein, so löst sich auch der letzte Rest seines Zornes, und alles ist wieder gut.

Der Dom in Kammin. Gäbler.

Bauten däniſchen Urſprungs in Pommern.

Von

G. Stephani.

Als in den mitteldeutſchen Landen die romaniſche Kunſtepoche auf der Höhe ihrer Entwicklung ſtand und die Völker unter Konrads III. Führung zum zweiten Kreuzzuge rüſteten, war die Inſel Rügen noch in der Hand heidniſcher Barbaren. Der Anſtoß zur Eroberung dieſes Landes für das Chriſtentum und damit zugleich für die Kultur kam auch zunächſt gar nicht von Süden, ſondern von Norden, von Dänemark her. Waldemar der Große hatte 1168 Arkona, die Hochburg ſlaviſcher Gottesverehrung, erobert, Swantewits Tempel verbrannt und deſſen dreiköpfiges Bild in Stücke zerhauen. Der Sitte ſeiner Zeit gemäß verſchaffte er dem Chriſtentum durch Waffengewalt Eingang bei der anſäſſigen Bevölkerung und überzog nach vollendeter Occupation die Inſel mit einem Netze von Kirchen und Klöſtern. Die erſten derſelben, lediglich Bedürfnisbauten aus Holz, ſind bald wieder ſpurlos verſchwunden, nur von den Steinbauten, welche zwei Jahrzehnte ſpäter nach der däniſchen Invaſion auf Betrieb des rügiſchen Prinzen Jaromar, eines eifrigen Parteigängers Waldemars, errichtet wurden, haben ſich etliche Reſte in der heutigen Kloſterkirche zu Bergen und der Dorfkirche zu Altenkirchen erhalten. Aus eben dieſem Grunde ſind dieſe Gebäude als originale Zeugniſſe erſtmaliger Kultur auf Rügen von großem Intereſſe.

Eine gute Viertelſtunde Weges von dem mit dem Arndtdenkmale geſchmückten Rugard, der ehemaligen Burg Jaromars Rügegard, liegt in nordöſtlicher Richtung die Stadt Bergen mit dem im Jahre 1535 neuerbauten Kloſter gleichen Namens und der zu dieſem gehörigen alten Marienkirche. Dieſe Kirche, im Jahre 1445 durch Brand ſchwer beſchädigt und zu verſchiedenen Malen verſtändnislos reſtauriert, enthält Bauteile aus dem Jaromarſchen Bau. Die Kirche Jaromars wurde 1193 eingeweiht und dürfte nächſt der Kloſterkirche zu Jerichow (1152) die älteſte ſicher datierte Ziegelkirche Norddeutſchlands ſein.

Der Ziegelbau, urſprünglich in Deutſchland, zumal im Norden, wo man Kalk, Granit, ſogar Rohmeiſenſtein zu Monumentalbauten verwendete, unbekannt, wurde zuerſt durch die Römer eingeführt und gewann im Laufe des 11. und 12. Jahrhunderts bei weiterer Verbreitung des Chriſtentums immer mehr an Boden. Der däniſche Ziegelſtein, wie dieſes an der Kloſterkirche von Sorve und Ringſtedt, als den klaſſiſchen Bauwerken Dänemarks jener Zeit, erſichtlich iſt, unterſcheidet ſich von dem in Deutſchland fabrizierten durch eine ſchräge Falz. Solche ſchräg gefalzten Ziegelſteine ſehen wir in der Kloſterkirche zu Bergen verwendet: durch dieſe äußere Form und mehr noch durch ihre Einreihung in Fächerlinien, welche ebenfalls däniſche Eigentümlichkeit iſt, wird ihr däniſcher Urſprung bekundet.

So ſehr die Kirche durch den Brand von 1445 gelitten hat, ſo läßt ſich doch noch deutlich ihre urſprüngliche Anlage erkennen. Sie war in der Form eines lateiniſchen Kreuzes als dreiſchiffige Baſilika angelegt, deren Hauptſchiff ſich über die Nebenſchiffe erhob, mit weit vorſpringenden Kreuzflügeln und einem hohen Chore. An dieſes ſchloß ſich eine halbrunde Apſis, und dieſer entſprechend waren Apſidiolen an den öſtlichen Wänden der Chorflügel angebracht. Heute ſind Hauptſchiff und Nebenſchiffe unter einem Dache vereinigt, und die ehemals klare architektoniſche Dispoſition iſt durch allerlei kapellenartige Anbauten verwiſcht. Wie alle Bauten romaniſchen Stiles, iſt auch die Marienkirche nur durch wenige hochangebrachte kleine Fenſter erhellt und macht im Inneren einen düſteren Eindruck. Die architektoniſchen Details des Innern, zumal die Halbſäulen mit den an den Ecken abgeſtumpften Würfelkapitälen, die Plinſter an den Sockeln der Pfeiler und die aus zwei Dreiviertelſäulen gebildeten Pfeiler ſelbſt finden ſich an den oben genannten däniſchen Kirchen wieder und ſind ein weiterer Beleg für die Erbauung dieſes Gotteshauſes durch däniſche Bauleute.

Der Marienkirche zu Bergen in mannigfacher Beziehung verwandt erſcheint die Kirche zu Altenkirchen auf der rügiſchen Halbinſel Wittow. Ueber die Erbauung dieſer Kirche iſt keine ſichere Nachricht vorhanden, doch weiſen die älteſten Teile mit Sicherheit auf den Schluß des 12. Jahrhunderts und auf däniſchen Urſprung. Der gehäufte Backſtein und die Anordnung desſelben in Zickzacklage iſt die nämliche wie in der Marienkirche zu Bergen, und das Altenkirchener Gotteshaus bildet zu jener inſofern eine treffliche Ergänzung, als hier die Teile erhalten geblieben ſind, welche dort durch ſpät mittelalterliche Neubauten ergänzt ſind, nämlich die Apſis und die ſie flankierenden Schutzwände der Seitenſchiffe. Die Apſis iſt eine große, im Halbkreis gebildete und mit einer Halbkugel überwölbte Niſche, welche durch drei Kerne im Halbzirkel geſchloſſene Fenſter erhellt wird. Neueren Datums iſt das Hauptſchiff mit den beiden Seitenſchiffen, welche die Formen des Uebergangsſtiles zeigen und dem 13. Jahrhundert angehören.

Von beſonderem Intereſſe iſt das an der Kirche eingemauerte Swantewitsbild, eine Steinplatte, auf welcher in roher Arbeit in Flachrelief die Geſtalt eines Mannes eingemeißelt iſt, welcher ein großes Trinkhorn in den Händen hält. Das Bild iſt gewiß nicht das Original aus dem alten Swantewitstempel, ſondern die etliche Jahrhunderte nach der Zerſtörung des heidniſchen Heiligtums vorgenommene phantaſiemäßige Reſtauration deſſelben und hier am Mauerhaus in liegender Stellung angebracht, um den Sieg des Chriſtentums über das Heidentum den Beſuchern des Gottesdienſtes ſinnbildlich vor Augen zu führen.

Vierzig Jahre vor dem Einfalle der Dänen in Rügen, welcher dort die Kraft des Heidentums brach, war die Bekehrung Pommerns von dem Biſchofe Otto von Bamberg in Angriff genommen worden. Auf zwei Miſſionsreiſen, 1124 und 1128, hatte er an den Ciſtergeſtaden das Kreuz gepredigt und den erſten Grund zu einem organiſierten Kirchenweſen gelegt. Der von Otto gegründete pommerſche Kirche

Innere des Doms zu Kammin.

Kirche zu Ober-Ingelheim.

Kirche zu Nieder-Ingelheim.

Kirche zu Mainz-Kastel.

Kirche zu Mainz-Weisenau.

Kirche zu Mainz-Weisenau. Die Kirche zu Weisenau ist ein Werk des Baumeisters Hubert Stier in Mainz. Sie ist im romanischen Style gehalten und besteht aus einem Mittelschiff und zwei Seitenschiffen, einem Querschiff und einem Chor. Der Thurm ist 150 Fuss hoch und hat vier Glocken. Die Kirche ist 120 Fuss lang und 60 Fuss breit. Sie ist mit Schiefer gedeckt und hat 1000 Sitzplätze. Die Kosten betrugen 120,000 Gulden. Sie wurde am 15. August 1858 eingeweiht.

Kirche zu Nieder-Ingelheim. Die Kirche zu Nieder-Ingelheim ist ein Werk des Baumeisters Hubert Stier in Mainz. Sie ist im romanischen Style gehalten und besteht aus einem Mittelschiff und zwei Seitenschiffen, einem Querschiff und einem Chor. Der Thurm ist 150 Fuss hoch und hat vier Glocken. Die Kirche ist 120 Fuss lang und 60 Fuss breit. Sie ist mit Schiefer gedeckt und hat 1000 Sitzplätze. Die Kosten betrugen 120,000 Gulden. Sie wurde am 15. August 1858 eingeweiht.

Kirche zu Ober-Ingelheim.

Kirche zu Ober-Ingelheim. Die Kirche zu Ober-Ingelheim ist ein Werk des Baumeisters Hubert Stier in Mainz. Sie ist im romanischen Style gehalten und besteht aus einem Mittelschiff und zwei Seitenschiffen, einem Querschiff und einem Chor. Der Thurm ist 150 Fuss hoch und hat vier Glocken. Die Kirche ist 120 Fuss lang und 60 Fuss breit. Sie ist mit Schiefer gedeckt und hat 1000 Sitzplätze. Die Kosten betrugen 120,000 Gulden. Sie wurde am 15. August 1858 eingeweiht.

Kirche zu Mainz-Kastel.

Kirche zu Mainz-Kastel. Die Kirche zu Kastel ist ein Werk des Baumeisters Hubert Stier in Mainz. Sie ist im romanischen Style gehalten und besteht aus einem Mittelschiff und zwei Seitenschiffen, einem Querschiff und einem Chor. Der Thurm ist 150 Fuss hoch und hat vier Glocken. Die Kirche ist 120 Fuss lang und 60 Fuss breit. Sie ist mit Schiefer gedeckt und hat 1000 Sitzplätze. Die Kosten betrugen 120,000 Gulden. Sie wurde am 15. August 1858 eingeweiht.

Reisebekanntschaft.

Plauderei

von

Gustav Klitscher.

Reisebekanntschaften sind mir ein Greuel. Mir von gänzlich unbekannten Zeitgenossen verstatten zu lassen, daß die Gegend entzückend oder very nice indeed wäre, oder mir als jubelnd begrüßter dritter Mann und unvermeidliches Opfer von fremden Altmustern mein gutes Geld im Skat abnehmen zu lassen, von den berühmten grundlichen Krankenberichten, mit denen der ahnungslose Reisende überfallen wird, gar nicht zu reden — das alles hat für meine arme Seele nicht den geringsten Reiz. Und darum hasse ich Reisebekanntschaften. Aber ich mache doch weiche, ich kann es anstellen, wie ich will. Ich bin zu höflich. Seit frühester Jugend haben freundliche Erzieher unter Hinweis auf die schon im grauesten Altertum hochgepriesene Lebensart der spartanischen Jünglinge oder auf die edlen Frauen, die nach Schiller himmlische Rosen ins irdische Leben flechten, mir die Zuvorkommenheit gegen meine Mitmenschen beiderlei Geschlechts so ernstlich zur Pflicht gemacht, daß ich sie nie wirklich nicht mehr abgewöhnen kann. Ich leide darunter und zwar um so mehr, als zu befürchten steht, daß man mir kein Denkmal in der Geschichte errichten wird, wie den jungen Kaiparis der schwarzen Suppe von Lacedämonien. Im Gegenteil, ich habe begründete Sorge, daß man mich auslachen dürfte. Denn das Stichwort des Tages heißt Rücksichtslosigkeit. Aber wer kann gegen sein Schicksal?!

Rumbumbum, rumbumbum, rumbumbum . . .

Der Schnellzug raselte durch das fränkische Land. Die Sonne brannte in unerträglicher Hitze vom Himmel herab. Feiner Staub und dumpfiger Kohlenqualm schlugen durch die Fenster. Die Luft war zum Ersticken schwül. Glücklicherweise saß ich ganz allein im Coupé, hatte den Rock ausziehen und es mir bequem machen können. Um den Staatsraten zu entgehen, fahre ich meist „Nichtraucher". Denn die Freude an Karten und die Vorliebe für Tabak pflegen in der Brust des Mannes zu inniger Gemeinschaft verbunden zu sein. Da hielt der Zug, und die Thür wurde aufgerissen.

Eine Dame! Ich fand gerade noch Zeit, meinen unsteten Menschen wenigstens leidlich salonfähig zu machen. Ade, Einsamkeit, ade, Ruhe! O, ich war sehr ärgerlich. Aber mein Aerger schwand, als ich meine neue Reisegenossin näher betrachtete. Die großen dunklen Augen unter dem lockigen braunen Stirnhaar gefielen mir sehr, und die roten Lippen waren gerade so ein wenig emporgeschlagen, wie ich das von jeher für Plaudern und Küssen zu schätzen wußte. Endlich doch einmal eine Reisebekanntschaft, die zu machen sich lohnte. Denn daß ich ihr nicht entgehen würde, war sicher wie das Amen in der Kirche. Doch schon kam ein zweiter Gepäckträger herangeleuchtet, mit Koffern, Schachteln und Paketen beladen, und eine scharfe Stimme rief mir zu: „O, bitte, mein Herr, wollen Sie mir wohl etwas behilflich sein?" Eine solche Frage mir! Fast dünkte sie mich eine Beleidigung. Eiligst ergriff ich Kissen und Kasten und Bündel und verstaute alles vorzüglich in den Netzen. Dann half ich auch der Besitzerin dieser Herrlichkeiten in den Wagen. Ach — ihre Augen hatten nichts Verführerisches, und ihre Lippen waren nicht von meiner Lieblingscouleur. Auch war sie entschieden schon älter, um nicht zu sagen noch älter. Sie setzte sich mir gegenüber, und während ich noch darüber nachdachte, wie ich mich der blühenden Jugend so recht angenehm machen könnte, wandte sich die Antike plötzlich an mich:

„Machen Sie gern Reisebekanntschaften, mein Herr?"

Nein, wollte ich schreien, nie! Aber meine unsägliche Höflichkeit verleitete mich, meine bessere Ueberzeugung zu unterdrücken. Ich lächelte verbindlich und sagte möglichst diplomatisch:

„O, das kommt darauf an."

Doch die Dame entgegnete sehr hart und bestimmt:

„Ich mache nie Reisebekanntschaften, und ich kann Ihnen nur raten, das auch nie zu thun."

Ich äußerte den ernsten Vorsatz, ihre schätzenswerte Warnung zu beherzigen.

„Denn, sehen Sie," fuhr sie fort, „meist trifft man doch nur uninteressante Menschen. Wenn man aber selbst ein reiches Innenleben besitzt," — sie legte den rechten grauen Zwirnhandschuh auf eine unbestimmte Stelle ihres gelben Staubmantels und wagte einen Augenaufschlag nach der Gegend, wo über der Coupédecke sich der Himmel befinden mußte, um ihr Innenleben auch äußerlich in die Erscheinung treten zu lassen — „so wird man sich immer mit der Betrachtung von Gottes herrlicher Natur beschäftigen können oder mit Häkeln, oder man nimmt ein gutes Buch. Lieben Sie Ohnet?"

Glücklicherweise überhob sie mich der Antwort auf diese Gewissensfrage, denn sie setzte sogleich hinzu:

„O, ich finde ihn himmlisch. Erinnern Sie sich an die Szene im ‚Rakob'? Herrlich muß man ihn im Urtext lesen."

Ich wagte schüchtern die Bemerkung, daß meinem bescheidenen Wissen nach Ohnet an Daudets „Nabob" nicht mitgearbeitet hätte. Sofort brach sie in begeisterte Rufe aus:

„Nicht wahr, Daudet, ach Gott, er ist auch himmlisch."

In demselben Augenblick aber rief mir eine kreischende Stimme zu:

„Dummer Junge!"

Im Innersten betroffen fuhr ich zurück, und noch heute habe ich das beschämende, aber leider nicht ganz unberechtigte Furchtgefühl, daß ich damals ein nicht gerade sehr geistvolles Gesicht gemacht habe. In der andern Ecke wurden zwei rote Lippen in ein feines Batisttüchlein gepreßt, und ein deutliches Kichern wurde laut. Mein Hausfreund, sie lachte mich aus.

„O, es ist nur Jolo," suchte mich die Antike zu beruhigen. Sie nahm von einem der Pakete die schützende Leinwandhülle, ein Bauer kam zum Vorschein und ein Tier darin, das eine entschiedene Familienähnlichkeit mit Hans Huckebein dem Unglücksraben nicht verleugnete.

„Lieben Sie zahme Dohlen?" fragte mich die Besitzerin dieses Meerwunders. Natürlich liebte ich zahme Dohlen.

„Spricht er noch mehr?"

„O ja," erwiderte sie, „er sagt auch noch ‚Fuhle'!"

„Fuhle!" schrie die Dohle.

„Ein liebes Tier," bemerkte ich mit Ueberzeugung. Wieder liebkosten zwei rote Lippen in ein feines Batisttuch. Herrgott, wenn ich zu der Besitzerin dieser Lippen hinüberschielte —

„Ja, er ist süß. Und dabei hat er so viel Gemüt. Wollen Sie ihn einmal streicheln?"

Ich wollte. Aber wenn Jolo Gemüt hatte, so verstellte er sich jetzt mit großem Geschick. Denn seinen Bemühungen, mir in den Finger zu beißen, entging ich nur mit einem ungeheuren Aufwand von List und Gewandtheit.

„Woher hat er denn diese bewundernswerten Sprachkenntnisse?" fragte ich.

„Die stammen noch aus der glücklichen Zeit, wo ich meinen armen seligen Theodor noch hatte. Jetzt ist er die Freude meiner Witwenzeit," erwiderte sie, und bei ihren Worten thaten sich grause Abgründe ehelichen Zusammenlebens vor mir auf. Armer Theodor!

„Ja, mein guter seliger Mann hat mich gerade in den Jahren verlassen," fuhr sie fort, „in denen ein armes schwaches Weib am meisten einer schützenden Männerhand bedarf."

„Ihr Herr Gemahl ist schon sehr lange tot?" konnte ich mich nicht enthalten zu fragen.

„Ein ganzes Jahr, und jetzt habe ich niemand mehr auf der ganzen weiten Welt als meinen Jolo."

In ihren Witwenaugen glänzten Thränen. Sie nahm aus einer der unzähligen Taschen ein Fläschchen und träufelte Hoffmannstropfen auf ein Stück Zucker. Ich kann den Geruch von Hoffmannstropfen nicht ausstehen. Ihr jedoch thaten sie augenscheinlich gut, denn sie wurde zusehends wieder heiter.

„Aber das ist ja eben das Unglück," wandte sie sich wieder an mich. „Die moderne Stellung der Frau sollte eine ganz andere sein. Man müßte in dem neuen bürgerlichen Gesetzbuch Garantien schaffen. Lieben Sie das bürgerliche Gesetzbuch? Die Frauen können sich doch nicht nur von Mal- und Musikstunden ernähren. Lieben Sie Musik?"

„Leidenschaftlich," rief ich, „besonders die Posaune."

„Ach ja, Wagner, nicht wahr, mächtiges Blech im Orchester."

„Mächtiges Blech," bestätigte ich.

„Und dann die Cavalleria! Kennen Sie Leoncavallo persönlich?"

So ging es in einem fort weiter. Und das bei 30 Grad Wärme im Schatten. Die Zunge klebte mir am Gaumen. Mir schwindelte. Ich war dem Zusammenbruch nahe. Da hielt der Zug. Erlangen! Selige Erinnerungen feuchtfröhlicher Studentenzeit tauchten vor mir auf. Universität — Bier! Mit der Aufbietung meiner letzten Kräfte eroberte ich mir eine halbe Maß. Als ich aber den stehenden Blick der Antike gewahrte, konnte ich es nicht über mein höfliches Herz bringen, sie dürsten zu lassen. Ich bot ihr die Blume an.

„Dummer Junge!" schrie Jolo. Ich fühlte, daß er recht hatte. In demselben Augenblick aber trat ein junger Herr mit einer bunten Mütze auf einem narbenbedeckten Haupt an mich heran. Die Mütze nahm er sehr höflich ab, und in sehr unhöflichem Tone sagte er:

„Mein Herr, wie kommen Sie zu diesem Tuch? Ich bitte um Ihre Karte."

„Verzeihen Sie," erwiderte ich, „es war die Dohle."

„Die Dame hat kein Wort gesagt, die trinkt ja," versetzte der Narbenbedeckte entrüstet mit einem jeder Galanterie baren Blick voll Mißverständnisses auf die Witwe.

„Ich meinte den Vogel," sagte ich schüchtern und zeigte auf Jolo.

„Fuhle," schrie dieser.

Der Narbenbedeckte wurde sehr verlegen.

„Lieben Sie zahme Dohlen?" fragte ich.

„Nein," erwiderte er kurz. Damit drehte er sich um und ging zu den anderen Kriegern seines Stammes zurück.

Die Antike gab mir jetzt mit vielen Entschuldigungen wegen des Zwischenfalles und mit einem süßen Dankeswort den Krug zurück. Ich erleichterte, und meine Kniee schlotterten: der Krug war leer. Das arme schwache Weib hatte mein sehnlichst erwartetes Bier völlig ausgetrunken! Der Zug setzte sich in Bewegung. Gänzlich geknickt sank ich in die Polster.

Da streckte sich mir eine schmale, feinbehandschuhte Hand mit einem noch halb gefüllten Glase entgegen, und zwei rote Lippen sagten: „Bitte".

Ich hätte diese Hand küssen mögen, aber ich ergriff doch erst das Glas. Ah — das labte. Eben wollte ich in heiße Dankeshymnen ausbrechen, als sich die Antike an mich wandte:

„Sie sind gewiß Reisender in ätherischen Oelen?"

Ich war völlig sprachlos, nur mit dem Kopf konnte ich noch schütteln.

„O, das ist schade. Ich kannte einmal einen, das war auch ein reizender Mensch."

Ich versuchte mich zu verneigen.

„Er roch immer etwas nach Hoffmannstropfen. Da mußte wohl sein Geschäft so mit sich bringen. Deshalb komme ich gerade auf ihn. Der wußte Anekdoten zu erzählen." Sie lachte noch in der Erinnerung. „Kennen Sie die Geschichte von dem Bauer und dem Giel?"

Natürlich kannte ich sie, aber die Antike erzählte sie doch. Und noch viele, viele andere Geschichten, die mir schon als Quartaner große Freude bereitet hatten. Ich ließ den Wortschwall summ und höflich über mich ergehen.

„Sie fahren auch nach Nürnberg?" fragte sie endlich. Ich nickte kraftlos.

„Ach, Sie sind ein Mann von Geist und Gemüt. Wir wollen ein paar Tage dort gemeinsam verleben. Das wird himmlisch werden!"

Vor meinen Augen wurde es schwarz.

„Also morgen früh um elf Uhr im ‚Bratwurstglöcklein'."

Jetzt hielt der Zug. „Nürnberg!"

„Sie nehmen wohl Jolo und meine Hutschachtel bis zur Droschke. Die Gepäckträger sind immer so roh."

Ich nahm Jolo und die Hutschachtel. Da ich beide Hände voll hatte, konnte ich nicht einmal den Hut ziehen, um den dunklen Augen zu danken, die mir zum Lebewohl freundlich zulächelten. Bald war das holde Kind in der Menge verschwunden.

„O, mein Herr, als Sie mir sagten, daß Sie auch keine Reisebekanntschaft liebten, da wußte ich gleich, daß wir beide uns sympathisch sein würden."

Mit verheißungsvollem Witwenblick nahm sie Abschied. Als ich zu meinem Coupé zurückkehrte, hatte sich ein unbekannter Liebhaber für meinen Plaid und meine Reisetasche gefunden.

Die blühende Jugend habe ich nicht wieder gesehen. Das „Bratwurstglöcklein" mied ich wie eine Cholerabaracke. Wer meine Vorliebe für rote Lippen und die Würstchen von St. Sebald kennt, wird meinen Schmerz zu würdigen wissen.

Gedankensplitter.

Von

Albert Roderich.

Verlangt, wenn einer ein bischen beschränkt,
Nichts Besonderes von dem Braven;
Wenn einer Nachtwächter ist, das bedenkt,
So muß er bei Tage schlafen.

*

Auf die unerforschlichen Weltenwagen
Kann die Antwort nur der Wahnsinn wagen;
Für den Menschen ist es genug gethan,
Löst er sie mit einem sinnigen Wahn.

*

Bewundernd hört man von einem jeden:
„Der kann reden!" —
Ich will dir einer, der mehr ist, zeigen:
Der kann schweigen.

*

Wie leicht ist Lieb' gekränkt! Am leichtesten fürwahre
Bei Menschen, die einander wahrhaft lieben!
Ein Engel hat das erste Menschenpaar
Aus seinem Paradies vertrieben.

*

Hoch hinaus die Wünsche lenken,
Hat schon manchen schwer gekränkt;
Wer nicht lernt, sich zu beschränken,
Der ist etwas schon beschränkt.

*

Sich selbst zum Trost hat jedermann
Ein Sprüchlein stets bereit; —
Von mancherm, dem man Leid gethan,
Sagt man: er thut mir leid.

*

Die ihr voll Grämen seid und Trauern,
Habt euch das zum Trotze fein:
Was geilt ward bei Regenschauern
Ward oft gerötet bei Sonnenschein.

*

Hast du ein kleines Ungemach zu tragen,
Verunzdige dich nicht durch Groll und Klagen,
Daß du nicht reuvoll sprichst bei ernstem Leid:
Wie glücklich war ich doch zu jener Zeit!

by Google

Hagenbecks Eismeer-Panorama auf der Berliner Gewerbeausstellung.

Von

Dr. Karl Ruß.

(Siehe die Abbildung Seite 672 und 673.)

Als ich zum erstenmal vor Jahrzehnten in Hamburg den damaligen Tierhandel des alten Vater Hagenbeck besuchte und später in beim Emporblühen dieses Geschäfts einen immer reicheren Ausbau desselben vorfand, jedesmal wurde mir voll Behagen erzählt, wie aus dem kleinen Beginn mit einem Seehund in der Wanne oder Badewanne das große Unternehmen sich entwickelt hatte, das schließlich binnen verhältnismäßig kurzer Zeit unter Karl Hagenbecks, des ältesten Sohnes, Leitung, zur Weltmenagerie, zum größten Tierhandel der Welt emporgediehen ist.

Seit einer langen Reihe von Jahren schon hat Karl Hagenbeck durch seine höchst interessanten Tier- und Menschenausstellungen in den verschiedensten Ländern die Aufmerksamkeit Tausender von Zuschauern erweckt und durch solche ebenso großartigen wie ehrfurchtgebietenden Schaustellungen sich berühmt gemacht. Von den Nubiern bis zu den Patagoniern oder Feuerländern, von den Indiern mit ihren große Bäume tragenden Elefanten bis zu den Eskimos mit ihren Rentieren und so weiter — sie alle hat er uns vorgeführt und die Völkerschaften uns zugleich in ihren Sitten und Gebräuchen, in ihrer Thätigkeit, ja in ihrer ganzen Lebensweise gezeigt. Diesmal aber entwickelt er ein wahres Wunder vor unseren Augen, indem er uns ein Bild des Lebens und Treibens der Tierwelt im hohen Norden natur- und lebensvoll schauen läßt. Dasselbe muß für alle Besucher der Berliner Gewerbeausstellung um so interessanter erscheinen, als gerade in neuerer Zeit das Bestreben zur Erforschung des höchsten Nordens, bezw. des Nordpols, in allen Bevölkerungskreisen rege Teilnahme erweckt hat. So sehen wir hier also etwas, das thatsächlich noch nicht dagewesen ist, noch auf keiner der bisherigen, wenn auch überraschendsten Schaustellungen.

Eismeer-Panorama heißt der Aufbau, in dem wir Eisflächen, Eisberge und Eisgrotten naturgetreu vor uns erblicken, bevölkert mit allerlei hochnordischen Tieren. Zwölf Eisbären in den verschiedensten Größen, bis zum gewaltigen ausgewachsenen Tier, tummeln sich auf den Eisbergen, spielen mit einander, suchen das Wasser auf und klettern wieder zur Höhe empor. Fünfundzwanzig Seehunde oder Robben bewegen sich im Wasser und auf den Eisschollen. Fünfzig arktische Vögel beleben die eisigen Klippen, und unter ihnen erkennen wir bei näherem Blick Mantelmöven, Silbermöven, isländische Möven und andere, ferner Tölpel, Lummen, Krabbentaucher und verschiedene Taucher. Alle diese Tiere sind anscheinend ganz frei, und neben und zwischen ihnen gehen Eskimos, mehrere Männer und eine Frau, umher.

Beim Betreten des Eismeer-Panoramas empfängt der Beschauer einen ganz eigenartigen, absonderlichen Eindruck. Natürlich brauchen wir nicht darum zu zweifeln, daß wir eine Kunstdarstellung, also die Imitation eines Stückchens erdichteter Landschaft, vor uns haben, die uns eben nur durch ihre naturgetreue Wiedergabe teils überraschen, teils täuschen soll. Beides wird im Grunde recht bereitsam erreicht, wenigstens auf den ersten Anblick. Lassen wir unserer Phantasie die Zügel schießen, ja, nehmen wir unsern guten Willen zu Hilfe und setzen wir vor allem uns über kleinliche Erwägungen durchaus hinweg, so können wir uns wohl mit Fug und Recht sagen, daß das Eismeer-Panorama eine Leistung aufweist, welche ihrem Schöpfer alle Ehre macht und den Beschauern Unterhaltung und Belehrung gewährt.

Der Aufbau ist von einem großen Berliner Geschäft (Müller und Schäfer) aus Gypsmasse, mit Asbest, Alaun und anderen dazu geeigneten Stoffen hergestellt und dann von dem Dekorationsmaler Moritz Wimmer gemalt worden. Er zeigt in einer Weite von 60 Meter bei 25 Meter Breite im ganzen ungefähr 3000 Quadratmeter Umfang.

Eisbären in so vielen Stücken zu beschaffen, ist sehr schwierig, und Hagenbeck mußte hohe Preise bieten, um sie zu erlangen. Kein zoologischer Garten hat die hier vorhandenen hochnordischen Tiere überhaupt in so beträchtlicher Anzahl aufzuweisen, Eisbären schon von vornherein nicht, ebenso wenig so viele Seehunde und auch nicht alle diese Seevögel, zumal nicht die seltenen hochnordischen Möven, Lummen und Taucher.

Hier im Panorama sehen wir es recht, daß die Eisbären zu den interessantesten unter allen wilden Tieren gehören. Sie lassen sich keineswegs leicht zu ruhigen, leidsamen Menagerietieren abrichten, und doch gibt unter den vorhandenen zwölf Eisbären jeder einzige den Beweis, daß Karl Hagenbecks Tierabrichtung auf dem Gipfel ihrer Leistungen steht. Auf das Kommando des Bändigers, das in der Regel nur als ein Peitschenknall erschallt, kommen sie von den Eisbergen herab, gruppieren sich malerisch vor den Zuschauern, erheben sich wieder, umringen den Eskimo, während mehrere sich aufrecht setzen und ihm aus der Hand fressen.

In noch bedeutenderer Weise sind die Seehunde gezähmt, so daß sie immerfort in ihrer komischen Weise hinter der eine Eislache umgebenden und sie futternden Eskimofrau herschwimmen und sich aus deren Hand Fische holen. Auch die Möwen und anderen Seevögel sind verhältnismäßig zahm geworden. Aber in ganz naturgemäßer Weise sind alle diese nordischen Tiere einer eigentlichen Abrichtung oder Dressur nicht unterworfen gewesen.

Sie alle sind als möglichst junge Geschöpfe eingefangen und aufgezogen worden. Dies geschieht bekanntlich in der gegenwärtigen Zeit vornehmlich immer bei den Tieren, welche für den Zweck der eigentlichen Tierabrichtung und Erlernung von Kunststücken dressiert werden. Von jener barbarischen Sitte, nach welcher man in früherer Zeit lediglich mit der Peitsche, mit der Pike und Lanze, wohl gar mit einer Eisenstange, die eine glühende Spitze hatte, die großen und furchtbaren Tiere bändigte, ist heutzutage erfreulicherweise nirgends mehr die Rede; selbst in den schwierigsten Fällen der Dressur kommt nur noch die Peitsche oder bei den allerschwersten Aufgaben die Pike oder Lanze zur Anwendung. Größtenteils werden aber auch die großen furchtbaren Tiere: Löwe, Tiger, Grislibär und andere im guten gebändigt und erzogen. Dies geschieht nämlich dadurch, daß man sie von frühester Jugend her nicht allein zu gesunden, kräftigen Tieren auffüttert, sondern auch an alle möglichen Verhältnisse, selbst die widernatürlichsten, und ebenso an alle möglichen Genossen, sogar an die für sie am wenigsten natürlichen, gewöhnt. Eine solche Erziehung ist heutzutage bei sämtlichen Menagerietieren gebräuchlich, und daher zeigen auch Hagenbecks „zoologischer Zirkus", „Tierpark" und „Affen-Paradies" so außergewöhnliche Leistungen.

Als besonders interessant schilderte mir Karl Hagenbeck die Gewöhnung der Tiere für das nordische Panorama an einander. Er hatte zuerst die Eisbären empfangen und eingewöhnt. Sie wurden hauptsächlich, ohne jegliche Zwangsmittel, durch Darreichung von Lederlassen gezähmt. Nur ihrer Zudringlichkeit mußte man sich durch den Gebrauch eines Stocks erwehren. Dann wurden in ein neben dem Bärenzwinger befindliches weites Becken die Seehunde eingesetzt, wodurch die Eisbären — größtenteils noch junge Tiere — in wahres Entsetzen gerieten. Einige kamen im Laufe mehrerer Tage gar nicht aus ihren Höhlen hervor und mußten erst mit Gewalt herausgeholt werden. Bald aber ließen sie sich durch die Nachbarn nicht mehr stören, und wie bei ihnen, so gelang auch bei den Seehunden binnen kurzem die Zähmung. Als schließlich die Seevögel in die Nähe der beiden ersteren gebracht wurden, entstand von neuem große Unruhe, ja zum Teil Entsetzen. Doch hat sich alles beruhigt, und jetzt leben die Tiere völlig unbekümmert um einander in dem ihnen angewiesenen Raum, und jedes zeigt und entwickelt seine Lebensweise ganz ebenso wie in der freien Natur

Die Reise um die Welt in 40 Tagen.

Von

J. Schenkänker.

Wer kennt nicht Jules Vernes hübsches Buch oder das nach ihm verfaßte Theaterstück „Die Reise um die Welt in 80 Tagen", wer entsinne sich nicht, wie das spleenkranke Mitglied des Londoner Travellers Club in heroischer Anstrengung von Ost nach West die Erde umkreist und mit knapper Not, unter Einrechnung der 24 Stunden Zeitdifferenz, seine große Wette gewinnt. Seit dem Erscheinen dieses Buches sind 23 Jahre vergangen, und das Jules Vernesche Problem ist längst gelöst und übertroffen worden. Heute kann die Reise wie folgt zurückgelegt werden. Der Reisende verläßt London am 15. Mai 1896 Freitag abends 8 Uhr 15 Minuten mit dem Peninsularexpreß der Schlafwagengesellschaft, erreicht Brindisi Sonntag abends 7 Uhr 50 Minuten, besteigt dort einen der Schnelldampfer der Peninsular und Oriental Steam Navigation Co., der ihn am 21. Mai nach Port Said, 26. Mai nach Aden, 3. Juni nach der Insel Ceylon und via Penang und Singapore am 16. Juni 1896 nach Hongkong bringt. Dort Schiffswechsel und Uebergang auf die japanischen Dampfer, die Hongkong am 16. Juni verlassen und Yokohama am 26. Juni erreichen. Hier wird die Pacific Mail-Linie genommen, die den Reisenden in 14 Tagen quer durch den Pacifischen Ocean nach San Franzisko bringt, das er am 10. Juli erreicht. Von dort ist eine tägliche Expreßzugsverbindung nach New-York, welche die 5200 Kilometer lange Strecke in rund 5 Tagen zurücklegt, also etwa am 15. Juli dort eintrifft, und am Mittwoch verlassen die Südampfer der White Star Linie New-York, die den Weltumsegler nach vor Ablauf des Mittwochs, also am 22. Juli in London via Liverpool landen lassen.

In 68 Tagen hat unser Reisender diese Strecke zurückgelegt, ohne Mühen und ohne Hasten, hat insgesamt von Calais bis Liverpool nur sechsmal sein temporäres Heim gewechselt und überdies an den Hauptbahnsteigen reichlichen Aufenthalt gehabt, denn die Dampferzeiten, die wir hier angegeben haben, schließen nicht nur lange Rastzeiten ein, sondern sind überhaupt nur auf ein mittleres Maß von Schnelligkeit zugeschnitten, das von den Expreßdampfern der Peninsular und Oriental und der Pacific Mail oft um 3 bis 4 Tage abgekürzt wird.

Aber auch dieser Record in 64 Tagen wird vom 1. Januar 1900 ab ein Ding der Vergangenheit sein. An eben jenem Tage, wenn das letzte Verbindungsglied der sibirischen Bahn gelegt sein wird, tritt ein Wechsel im Weltverkehre ein, der nur in der Eröffnung des Suezkanals seinesgleichen gefunden hat. Ein neuer Jules Vernescher Engländer wird London wiederum am ersten eines Monats verlassen und via Ostende-Berlin die russische Metropole mittels des Nord-Expreß in 48 Stunden erreichen. Dort wartet seiner der sibirische Ueberlandzug, der die 10,000 Kilometer lange Strecke in zunächst gemessenem Tempo, aber immerhin zu 40 Kilometer pro Stunde in 250 Stunden zurücklegt und Wladiwostok, den Hauptsitzen der russischen Pacificflotte, in 12 Tagen und 7 Stunden ab London erreicht. Dort hatt seiner die neue Goldampferlinie — die von russisch-amerikanischen Kapitalisten unter russisch-amerikanischer Subvention noch in diesem Jahre gegründet werden soll — um San Franzisko in etwa 17 Tagen zu erreichen. Von dort aus gelangt er, wie oben dargelegt, in 10 Tagen nach London, so daß er die Rundreise in 39 Tagen, also in weniger als der halben Zeit, die Jules Verne seinem weltbrennenden Engländer zuteilte, zurückgelegt haben wird. Auch hinsichtlich des Preises wird eine große Umwälzung eintreten. Derzeit kostet das billigste „Rundumdiewelt-billet" 2230 M., worin freilich die Schiffsbeköstigung eingeschlossen ist. Am 1. Januar 1900 dürfte die Rundreise einschließlich der Schiffsbeköstigung, doch ausschließlich der Schlafwagenbillets und der Mahlzeiten während der Landreise, nur 1500 bis 1600 Mark kosten, und die Reisenden werden auf dieser Weltteillinie nur 22 Tage auf schwankender Planke verbringen müssen, gegen etwa 60 Tage auf der Strecke via Suezkanal und Hinterindien.

Robert Burns.

Von

M. Nissen.

Am 21. Juli sind hundert Jahre verflossen, daß der Todesengel seine Fackel über einem schottischen Dichter senkte, dessen Ruhm, weit über die Grenzen seines Vaterlandes hinausgehend, auch zu uns nach Deutschland drang, dessen Lieder und Balladen dem deutschen Gemüt teuer geworden sind, zumal da so manche Perle unter derselben durch Vermittlung unserer bedeutendsten Tonheroen uns sozusagen in Fleisch und Blut übergegangen ist. Nur siebenundreißig Jahre hat Robert Burns auf Erden gewandelt, und was es bedeutet, zum Dichter geboren zu sein und dabei sein Leben lang gegen elende, den freien Geistesflug hemmende materielle Verhältnisse kämpfen zu müssen, er hat es voll empfunden. Indessen war es nicht der Druck der äußeren Verhältnisse allein, dem sein Genius so früh erlag. Wie sich in der Brust eines jeden groß angelegten Menschen zwei Seelen kämpfend gegenüber stehen, so auch in Burns. Die eine hob ihn empor in freie, lichte Aetherhöhen, wo die Schönheit thront, die andere, aus niederen Sphären ihre Nahrung ziehend, riß ihn hinab in den häßlichen Staub der Welt.

Robert Burns wurde am 25. Januar 1759 in Alloway, einem Dorfe in der Grafschaft Ayr in Südschottland geboren. Seine Eltern, arme Pachtersleute, vermochten für die Erziehung ihrer Kinder so gut wie nichts zu thun. Im Gegenteil, dem Unterricht der Dorfschule wurde der junge Robert nur zu oft entzogen, um dem Vater bei der Ackerarbeit hilfreich zur Hand zu gehen, und je mehr er heranwuchs, desto schwerere Anforderungen stellte die Bewirtschaftung des Gütchens auch an den Jüngling. Dieser lebte schon damals in einer ganz andern Welt. Die Fremdarbeit auf dem Felde drückte ihn deshalb nicht wenig; wie gern hätte er sie abgeschüttelt, um den Reichen, die er in seiner Brust sich mächtig regen spürte, zur freudigen Entwicklung und Entfaltung zu verhelfen. Abends nach gethaner Arbeit suchte er geistige Erholung in den wenigen Büchern, die ihm in seinem ärmlichen Elternhause zur Verfügung standen; Alexander Pope, Allan Ramsay, Sterne, der „Spectator" bildeten die kleine Bibliothek, an der er seinen literarischen Hunger stillte. „Des Wissens schwere Rüstzeug" hat der Ursprünglichen seiner Muse überhaupt niemals Eintrag gethan, seine Hauptlehrmeisterin war und blieb die Natur, mit der ihn seine Beschäftigung in Feld und Flur täglich zusammenführte, mit der er, wie so viele seiner Dichtungen bekunden, in innigstem Verkehr lebte. Was der junge Mann gedacht, und was ihm durch die Seele zog, wenn er in großer Arbeitstracht hinter dem Pflug einherging, davon geben seine anspruchsvolle und rührende Stücke, wie „An ein Tauendschönchen", „An eine Feldmaus", die er nur so viele andere Gedichte in seiner schottischen Mundart niederschrieb, ein sprechendes Zeugnis.

Trotz aller Derbheit und Natürlichkeit besitzt Burns' Muse einen kernigen und kraftvollen Zug, ein Hauch von Feld- und Berglust weht uns aus seinen Poesien entgegen, die Natur eines an den Brüsten der Natur herangezogenen Mannes spricht aus jeder Seite seiner Gedichte. Man muß Schottland kennen, dies wunderbare, allen anderen Ländern Europas so unähnliche Land mit seinen heidekrautbewachsenen Hochlachen, die düstern Hochlande mit den kümmerbedeckten Bergen, die grünen Schluchten, die felsstarrenden oder bewaldeten, gras- und moosbewachsenen Flußthäler, durch welche schäumende Ströme rauschen; man muß die unermeßlichen Heideflächen in ihrer tiefen, nur vom Schrei des Birk- und Moorhuhns unterbrochenen Stille im Sonnenglanz haben träumen sehen oder den wilden, ungeheure Nebelmassen vor sich hertreibenden Sturm auf dem öden Machfeld haben dahinrasen hören,

muß an stillen, von duftern Bergen umstandenen Gebirgseen geruht haben, auf den wilden, einsamen Inseln dieser Seen schwindenden, von den Wellen bespülten Schloßruinen umhergeklettert sein, wo auf hoher Mauerzinne blauer Fingerhut und wilde Rosen nicken, muß dabei der eigenthümlich schrillen und klagenden Musik des schottischen Dudelsacks gelauscht haben — und man hat den prachtvollen, wahrhaft großartigen Hintergrund zu Robert Burns' Poesie. Jedoch die Thatsache, daß Tausende den Dichter liebgewonnen, ohne je den Fuß auf schottischen Boden gesetzt zu haben, daß sich die verschiedenen Nationen sogar an den in ihre Sprachen übersetzten Gedichten erfreuen können, ist Beweis genug, daß Burns' Lyrik, unabhängig vom Boden, auf dem sie erwachsen, jedes fühlende Menschenherz zu rühren versteht, wo immer auf dem weiten Erdenrund es schlägt.

Wie die wilden Blumen des Feldes an den Seiten seiner Pflugschar aus dem Grase keimten, so sproßten dem Jüngling während seiner schweren, seinen Geist traurig niederdrückenden Knechtsarbeit die Lieder aus dem Herzen, ihm sein eintöniges, freudearmes Leben erhellend und verschönend. Wo und wann er konnte, erweiterte er sein geringes Wissen, ja, er rühmte sich, sogar Französisch getrieben zu haben, und stolz auf das, was er während eines vierzehntägigen Unterrichts gelernt, soll es der junge Dichter geliebt haben, hie und da seine Briefe mit Brocken der fremden Sprache auszuschmücken.

Vergeblich blieben indes die harten Anstrengungen der Familie, aus ihrem Landgütchen das zum Leben Nothwendige herauszuschlagen, alles Arbeiten, alles Mühen und Sorgen war umsonst. Die steten Mißerfolge verdüsterten die Gemüther. Die Geldverhältnisse verschlechterten sich von Jahr zu Jahr, und schon war Robert im Begriff, nach Jamaica auszuwandern, als seinem bisher so lichtlosen Leben plötzlich die Sonne zu scheinen begann. Seine Gedichte, die er hatte drucken lassen, um doch seinem Vaterlande wenigstens eine Spur seines geistigen Namens zu hinterlassen, wurden zu seinem Erstaunen mit jeniger Begeisterung aufgenommen, und sie brachten ihm nicht nur Erfolg in klingender Münze, sondern auch Ehre, Ruhm und vornehme Gönnerschaft. Man veranlaßte ihn, nach Edinburg zu kommen, der Adel, die Gelehrten, die Dichter und Schriftsteller — alles riß sich um den interessanten jungen Mann, der ohne hervorragende Bildung so entzückend zu dichten verstand, und der arme, einfache, keineswegs jedoch der Lebensart entbehrende Bauer war urplötzlich im sieben Edinburg zum Löwen des Tages und der Salons geworden.

Aber die Freude währte nur kurze Zeit. Urplötzlich, wie sein Stern am Himmel äußerlichen Erfolges aufgegangen war, sank derselbe auch schon von der Sonnenhöhe herab, um mit der Schnelle eines fallenden Meteors zu erlöschen. Wohlgemerkt: „am Himmel äußerlichen Erfolges", denn Burns' schönste und bedeutendste Sachen sind in seinen letzten Lebensjahren entstanden, nachdem man seiner nicht mehr achtete, nachdem er vergessen war, am schnellsten und vollkommensten von denen, die einst am lautesten seinen Ruhm verkündet hatten.

Aus dem Leben und Treiben der Hauptstadt zog er sich auf das kleine Landgut Ellisland zurück, das er erstanden, und heirathete ein seit langer Zeit geliebtes Mädchen, Jane Armour mit Namen. Ein Dichter aber ist selten ein guter Landwirt und Rechner. Die Bewirthschaftung seiner Farm brachte nur Mißerfolge, und so war er froh, durch die Ver-

Robert Burns.

mittlung eines Freundes die Stelle eines Steuereinnehmers mit einem jährlichen Gehalt von siebenzig Pfund Sterling zu erhalten. Dieses Amt aber führte ihn vielfach im Lande umher und leider dem Wirthshausleben geradezu in die Arme, dessen Genossen der junge, im Grunde lebenslustige und heitere Gesellschaft liebende Mann nicht zu widerstehen vermochte. Um sich diesem Leben endlich zu entziehen, gab er nach drei Jahren seine Stelle, sowie seine Farm Ellisland auf und zog nach dem nahen Dumfries, wo er als Holzverwalter den Lebensunterhalt für sich und die Seinen verdiente. Armuth, Schulden und verbitterte Stimmung zogen immer dunklere Wolken um des Dichters Leben, seine traurige Leidenschaft ließ ihn nicht mehr los, sein Wille war geschwächt, seine Gesundheit zerrüttet, und trauernd entfloh eines Tages der Geist seiner zu früh zerbrochenen Hülle, um zurückzukehren in die Wohnungen des Lichts, woher er gekommen.

Ein Gefühl der Wehmuth erfüllt uns bei dem Anblick der schönen, offenen, vom Genius geküßten Züge des Dichters, dessen Bild wir diesen Zeilen beifügen. Ein Baum, inmitten seiner Blüthezeit vom Sturme gebrochen! Die Blumen aber, die von des Baumes Zweigen abfielen und in die weite Welt hinausflogen, sind von ewigem Duft, von nicht abzustreifendem Schmelz, von nicht verbleichendem Glanze.

„O, wär' ich auf der Heide dort
Im Sturme dich,
Mit meinem Mantel vor dem Wind
Beschützt' ich dich."

Und

„Mein Herz ist im Hochland,
Mein Herz ist nicht hier,
Mein Herz ist im Hochland
Im wald'gen Revier."

Wer kennte und sänge sie nicht, jene Perlen Burnsscher Lyrik, die bei uns längst zu Volksliedern geworden sind? Und wen rührte nicht die süße, wehmuthvolle Melodie, die aus „An Marie im Himmel" (To Mary in Heaven), aus „Der Bach Afton" (Afton Water) ertönt? Wer liebte nicht den Dichter einzig und allein schon um „Des Kätners Sonnabend-Abend" (The cottar's Saturday night) willen? Wer bewundert nicht die Vielseitigkeit seiner Muse in der poetischen Erzählung tragikomischen Inhalts „Tam O' Shanter", die zu seinen besten Werken gerechnet wird? Ein edles, echt menschlich fühlendes Herz, ein für jeden Eindruck empfängliches Gemüth, Liebe, Mitleid, Männlichkeit, inniges Naturgefühl, Begeisterung für seine vaterländischen Helden und Sinn für die Komik im Volksleben — das sind die Saiten, mit denen die Harfe dieses Dichters bespannt war, und er brauchte nur hineinzugreifen, dann klang es, als rührte sie ein Gott. Und was alles hätte der Sänger noch zu leisten vermocht, wenn er bei längerem und sonnigerem Leben Herr über seinen innersten Feind geworden wäre, wenn sein Genie vollkommen hätte ausreifen können!

Einen schönen Ausdruck verleiht dieser wehmüthigen Empfindung des Dichters großer Landsmann Carlyle, indem er sagt: „Ach, seine Sonne schien bezüglich hinter einer tropischen Sturmwolke, und die bleichen Schatten des Todesüberfielen ihn schon am Mittag seines Lebens. Eingehüllt in düstere Nebel, hat sein Genius nie in vollkommen klarem Tageslichte sich bewegt, zuweilen aber wurde der Nebeldicht plötzlich von mächtigen Strahlen durchbrochen, und dann leuchtete sie in wahrhaft orientalischer Farbenpracht — ein Schauspiel von düsterer Größe, dem die Menschen staunend und mit Thränen in den Augen zusahen."

Für müßige Stunden.

Schach.

(Redigirt von E. Schallopp.)

Aufgabe 30.

Von L. v. Gottschall in Berlin.

Schwarz.

Weiß.

Weiß zieht an und hält in zwei bezw. drei Zügen matt.

Auflösung der Aufgabe 27 S. 616:

1) D(g)—d8
2) L: K×D#
1) D(d8)—e7
2) S(d6)—c4 matt.
1) D(e7)×a7 matt.

A.

1) e5—e4
2) Le4—d5†
2) Ke6—e5
2) d3—d4 matt.

B.

1) g5—g6(g7)
2) K×D und
2) D(d6)—f6 matt.

C.

1) beliebig anders
2) D(e5)—f5
2) K×f5—f3 od. bel.
2) S(c1)—e2 bezw. Le4—d5 matt.

Partie Nr. 28.

Gespielt im Industrieverein zu Nürnberg am 1. Mai 1890.

(Nach „Nationalzeitung".)

Nordisches Gambit.

Weiß: Bilh. Steiner. — Schwarz: Schröder.

Weiß.	Schwarz.	Weiß.	Schwarz.
1) e2—e4	e7—e5	11) S(f1—g3)	K(f7—g7)
2) f2—f4	e5×f4	12) D(d1—f3	D(d8—h4+)
3) e4—e5	d7—d6	13) S(g3—e4	D(h4—f6
4) L(f1—c4 †)	c7—b6	14) f2—f3	K(e8—h8
5) Le1×f4	d7—d5	15) D(f3—d1†	K(h8—h8
6) f2—f4	S(b8—d7 †)	16) D(d1—f2†	K(h8—h8
7) K(e1—f2	L(f8—e7 †)	17) D(f2—e2†	K(h8—h8
8) K(f2—g3	L(e7—f6	18) D(e2—e3†	K(h8—h8
9) L(c1×f4	L(f6×f4	19) g2—g4†	K(h8—g8
10) L(e3×f4 †)	K(e8×f7	20) D(e3—g5†	Aufgegeben.

*) Dieses bemerkenswerthe und praktische Abzugsschema empfahlen und praktizirten zuerst Tourniolles und der Admiral des „nordischen Gambits" schonten. Die Vertheidigung gegen dasselbe ist nicht leicht.

†) Diese Spielweise bildet eine der besten Vertheidigungen; sie rührt von H. Kennis her.

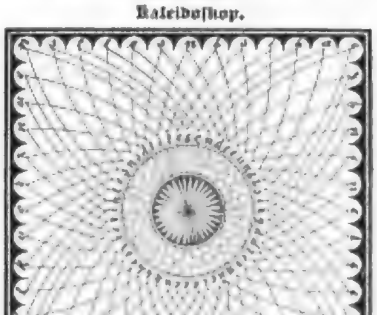
*) Kennis hielt 8d7—c6. Doch ist der Opferzug nicht übel, zumal wenn das Opfer des Angreifers im 16. Zuge sich als irrthümlich erweist.

*) Eine Löwe Zwischenzug.

*) Anderer Zuge Folgen schwerlich zu einem befriedigenden Ergebnis.

*) Hartwich kann Schwarz die Partie schwerlich mehr halten. Besser Kg8—h8 war besser, obgleich Weiß mit 13) Kg3—e4 Dd8—h4† 14) g2—g3 Dh4—h5 einen starken Angriff behält, aber 13) . . . Sd7—c5 stärkt Schwarz in Vortheil zu bringen. Man prüfe folgende Variante: 13) fe—c5 Dd8×g5 14) Dd5×g5† Th8—g8 15) e—e6 Le6—h3 u. s.

Kaleidoskop.



Die obigen Buchstaben ergeben, richtig verbunden, eine Sentenz aus Schillers „Maria Stuart." Wer kennt dieselbe?

Rätsel.

Biegsam sich im Winde neigend,
Ragend Gluth der Sonne zeigend,
Mag's, wenn Augen sich ihm leihn,
Die wohl auch dein Liebling sein. (M. Sch., Kassel.)

Homonym.

Bleibt er dir auch noch so fern,
Entsagungsvoll für dein Gedicht,
Hebt du trotzdem gern
Doch zu ihm empor das Licht.

Ist's nicht, als ob Hoffnungsschein
Glänzte auch dem wilden Streit?
Mag es immer Täuschung sein,
Lindert's nur die Seelenqual.

Wandernd in dem weiten All
Sieht die bekannte Bahn,
Hat er dir in keinem Fall
Jemals Leid angethan;

Ob er gleich in früh'rer Zeit
Schwere Todeswunden schlug,
Wenn das Volk bei blut'gem Streit
Ihn in starken Händen trug. (W. Sch., Kassel.)

Vorträtsel.

Mit a im Sommer begrüßt,
Mit o hingegen gehaßt,
Mit i angreifen in Reihen,
Mit e verbunden mit Weihen.

Auflösungen der Räthselaufgaben Seite 648:

Der dreisilbigen Charade: Kehricht.
Des mathematischen Buchstabenräthsels: Ehrenbreitstein.
Des Räthselspruchs: Königsmacher:

Als ich sang: Ich fühlich mit den Frohen,
Neigen euch nicht knechtisch vor den Hohen,
Sind nicht stolz und herrisch mit den Armen —
Mißtönte man die Beichten in den Psalmen,
Als ich nach der Wirklichkeit wollte handeln,
Sagten sie, es sei ein thöricht Wandeln'.

F. Bodenstedt.

Des Vorträtsels: Bett, Eid, Beileid.
Des Homonyms: Reflexion.

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird ausdrücklich verboten. — Verantwortlicher Redakteur: Ernst Schubert in Stuttgart. — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.
Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten.

Neue Bank- und Geschäftshäuser in New York und Jackson

Die Bankhäuser sind in Amerika ein Kapitel für sich. Sie sind nicht nur Geldinstitute, sondern auch Kunstinstitute

Notizblätter.

Kunst.

— Der glänzende Erfolg, den in der österreichischen Kaiserstadt die Wiener Kongreß-Ausstellung erzielte, legte den Gedanken nahe, die prächtige und lehrreiche Schau in einem ihrer würdigen, bleibenden Denkmale und als wertvollen Beitrag zur Geschichte der Kunst und Kultur zu erhalten. Von diesem Wunsche beseelt, beschloß das Komite der Ausstellung, unter dem Titel „Der Wiener Kongreß" ein Prachtwerk herauszugeben, welches sich an das in der Ausstellung gebotene reichhaltige Material anlehnen, jedoch nicht ausschließlich auf dieses beschränken soll. Die Firma Artaria & Comp. in Wien hat den Verlag übernommen, die Redaktion wurde dem Custos Dr. Eduard Leisching übertragen. Das Werk wird aufs reichste mit künstlerisch ausgeführten Abbildungen und mit entsprechenden historischen und kunstgeschichtlichen Texte versehen sein. Es ist geplant, dasselbe mit farbigen Radierungen von der Hand des Meisters Wilhelm Unger und seiner Schule, ferner im ganzen mit etwa 15 bis 20 Vollbildern in Heliogravüre und Lichtdruck, teilweise in farbiger Ausführung, und weiter mit 150 bis 200 Text-Illustrationen auszustatten, zu deren Ausführung die hervorragendsten Kunstkräften Wiens herangezogen werden sollen. Der Text wird in Form von Essays geliefert werden. Meiner Frau Josef hat der Widmung angenommen.

Textkunst.

— Im Verlage von A. Bruckmann zu München ist das illustrierte Textbuch zu Mozarts „Don Giovanni" erschienen. Neben dem italienischen Originaltext enthält es die deutsche Uebersetzung, welche der gebräuchlichen Neuausführung im Münchener Residenztheater zu Grunde gelegt ist. Eine Reihe Abbildungen veranschaulicht die Kostüme und Proben der Inszenierung, bei der bekanntlich Lenbachs neue Textbilder (vergl. den Artikel in Nr. 40 unserer Zeitschrift) eine große Rolle spielt.

— „Blätter und Blüten" betitelt Johannes Bache sechs Mädchenlieder für zwei Singstimmen (Leipzig, Gebr. Hug. Entsprechend den unklaren modernen Poesien entlehnten Texten (Simon Grubel u. a.) sind die Lieder frisch, munter und melodienreich, sowohl gesanglich wie in der eigenartigen Begleitung. Technische Schwierigkeiten bieten sich nicht dar. Das gleiche läßt sich von „Acht Liedern für eine Singstimme" nachsagen, die Max Zeyer zu Gedichten von Eichendorff, Mörike, Heine, Geibel, Rosetzke und anderen komponiert hat (Hamburg, Jean Hatting). Auch diese Klangweisen dürften eine angenehme Bereicherung des Notenschatzes im traulichen Heim.

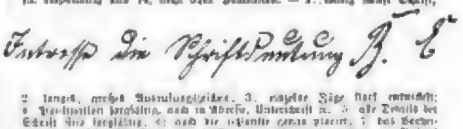
Literatur.

Drei Werke bemerkenswerter deutscher Autoren, die zuerst in dieser Zeitschrift veröffentlicht wurden, liegen nunmehr auch in Buchform vor: „Kind der Zeit" von Hermann Heiberg, ein Roman, der in Schiller- und der Heimat des Dichters spielt. — „Pole, der Sänger" von Bernhardine Schultze-Smidt, eine baltische Erzählung, die in eigenartiger Eindicht in das Volksleben der Russischen gewährt, und „Maximum" von Ossip Schubin, ein Roman, dessen Handlung sich auf dem interessanten, aber auch gefährlichen Boden von Monte Carlo bewegt. Alle drei Werke sind, geschmackvoll ausgestattet, im Verlage der Deutschen Verlags-Anstalt zu Stuttgart erschienen.

— Einen sehr schätzenswerten Beitrag zur Schiller-Literatur bietet Hermann Mosapp mit seinem Buche „Charlotte von Schiller" (Heilbronn, Max Kielmann). Es schildert unser bisher nicht zu Worte, welche nach Gebühr die edle Gattin des Dichterheroen würdigen, aber trotz sind sie zu umfangreich, weil entbehrlich für der ersten Uebersichtlichkeit. Das vorliegende Buch nun gibt unter Beleuchtung des Umweltlichen und in klarer Anordnung eine erschöpfende Anschauung von dem Leben und dem Charakter Charlottens, und sehr anerkennenswert erscheint es, daß der Verfasser häufig die Quellen selbst reden läßt. Das von mehreren Abbildungen begleitete Buch ist dem König Wilhelm von Württemberg gewidmet, auf dessen Anregung sowohl die Begründung des Schwäbischen Schillervereins erfolgte.

Handschriften-Beurteilung.

C. P. in Erfurt. 1. Der Verband beherrscht das Manöver. Sie haben z. Regimentsexaminator und 3. Bataillonsadjutant, aber Sie geben für 4. bestehen nicht unabsetzigt, komplizen hin. Sie sind 5. pünktlich, 6. ordnungsliebend, 7. ernst, auch im Humor, 8. Sie sind ja auch etwas umständlich; 9. zu Streit geneigt, 10. nicht unbescheiden, aber 11. verschlossen oder 12. auf die persönliche Autorität abgestellt, 13. empfindlich und 14. nicht ohne Phantasie. — 1.: wenig scharfe Schrift; 2. langsam, ziemlich Antriebsgeschicklichkeit, 3. einfache Züge, stark entwickelt; 4. Impulsivität vorhanden, auch in Abrede, Unterschrift z. B. alle Details der Schrift sind vorhanden, 6. auch die originelle genau gemacht, 7. das Beherrschende der ganzen Schrift, 8. einzelne Formen und Kombinationen, 9. Sie haben das Bestreben, in Kleinigkeiten, 10. Eigenheiten, aus denen hervorgehen, zum Beispiel die O und E; 11. gleichmäßige Höhe und Lage der Schrift, 12. weite auf sich selbst gestellte Lage, Aus- und Einstriche; 13. deutliche; 14. die Zeilen gleichmäßig anziehen; 14. Neigungen und Extreme in starken Zügen.



P. W. in B. Ihren gewünschten Ansichten, Fortgesetzt liegen in der Hinsicht keine Schrift, darüber aber Gestalten in den letzten Monaten, Vorzüge in den Handschriften-Stimmungen und schwebende Gegensätze, sowie Produktion bekräftigt. Aber in den häufigen Veränderungen der Buchstaben sind Mängel. Sie sind gebildet, intelligent, haben einen klaren Blick, und es entgeht Ihnen nicht leicht etwas, obgleich Ihr Vorgehen kein tiefer, Ihre Auffassung des Lebens und der Dinge mehr fein als groß ist.

O. Sch. in Berlin. Den Protest will den gewünschten Bedingungen für diesige Beurteilung werden Sie C. S. erhalten haben, wenigstens ging er Ihrem Wunsche gemäß an Ihre Adresse ab. Sie sind eine recht angenehme, vielseitige Natur, für die es aber eine Gefahr ist, daß alles Ihr zu leichtlebend und in Gegensätzen zu verlieren. Eines für Worte und Phantasie verbunden sich mit warmem Empfinden und festen Willen.

E. Meyer, Magdeburg.

Gesetzl. Geschützte Handels-Marke

"MAIZENA"

The NATIONAL STARCH MANUFACTURING COMPANY
NEW YORK, U. S.

Unübertrefflich z. Herstellung von Puddings, Torten, Mehlspeisen, für Suppen u. Saucen. Das beste Nährmittel für Kinder und Kranke.

Braut-Seidenstoffe

Adolf Grieder & Cie., Seidenstoff-Fabrik-Union, Zürich

Blooker's holländ. CACAO unbedingt der feinste.

Erfrischende, abführende Fruchtpastille

TAMAR INDIEN GRILLON

Gegen VERSTOPFUNG

Hämorrhoiden, Congestion, Leberleiden, Magenbeschwerden

PARIS, 33, Rue des Archives. — In allen Apotheken.

50% Gewichtsersparniss!

MÄDLER'S PATENT-KOFFER

Unerreicht an Leichtigkeit, Eleganz u. Haltbarkeit.

Filialen: LEIPZIG, BERLIN, W., HAMBURG.

Für's Ausland Wiederverkäufer gesucht

Moritz Mädler, LEIPZIG-LINDENAU

Christoffle-Besteckes

Stuttgart.

Bekanntmachung.

Musikinstrumente

Illustr. Preisliste gratis!

Sind es Fettflecke? Harz

Flügel, Pianinos, Harmoniums,
altbewährter Güte und Dauerhaftigkeit

„Schiedmayer, Pianofortefabrik"

vormals J. & P. Schiedmayer. Kgl. Hoflieferanten.

Genaue Adresse: Neckarstrasse 12, Stuttgart.

Grösste Fabrik deren Namens. — Stammfirma gegr. 1781.

LEICHT UND STARK — Columbia FAHRRÄDER — STANDARD DER WELT

POPE MANUFACTURING CO HARTFORD, U.S.A.

FRACHT-CATALOG gegen 20-Pfennig-Marke.

Die nächstbesten sind Hartford-Fahrräder.

Seidenstoffe für Strassen-, Gesellschafts-, Ball- u. Braut-Toiletten,

Anerkannt gute Qualitäten. — Muster versendet franco.

M. M. Catz, Crefeld

Gegründet 1846 Seiden- u. Sammtmanufactur.

Bade-Einrichtungen.

Bäder-Badeanstalten, Zimmerklosetts und Bidets.

C. Maquet, Berlin W. Heidelberg.

Kaiserlich Deutsche Post.

Tägliche Fahrten. Erstklassige Salon-Schnelldampfer.

„Prinzessin Heinrich", „Prinzessin Elisabeth", „Balder"

Hamburg-Cuxhaven-Helgoland

Sylt — Direkte Verbindung auf dem Wasserwege in diesem Jahre eröffnet

Norderney — Juist — Borkum — Wittdün-Amrum, Wyk a. F.

Direkte Fahrkarten, Sommerkarten und Fahrpläne auf allen grösseren Eisenbahn-Stationen

Fahrpläne gratis und franco auch durch

Ballins Dampfschiffs-Rhederei, Hamburg.

St. Pauli Landungsbrücke.

Seidenstoffe

direct an Private — ohne Zwischenhandel — in allen existirenden Geweben und Farben von 1 bis 18 Mark per Meter. Bei Postversandmuster-Angabe der Garderobestücke gratis.

Deutschlands grösstes Specialhaus für Seidenstoffe u. Sammete

Michels & Cie., Königl. Sächs. Hoflief., Berlin, Leipzigerstr. 43.

Merkt euch Jungen fürs ganze Leben:

Thurmelin

ist der beste Insectentod u. nur in solchen Gläsern zu haben.

Das gesetzlich geschützte „Thurmelin" vertilgt sicher Küchenkäfer, Wanzen, Flöhe, Fliegen, Motten etc. und ist durch alle Droguen-, Kolonialwaaren-Geschäfte u. Apotheken zu beziehen, wo Thurmelin-Plakate sichtbar sind. — Weitere Niederlagen an Plätzen wo nicht, wolle man sich gefl. direkt an die Fabrik wenden.

A. Thurmayr, Stuttgart.

Krankenfahrstühle,

bequem, leicht laufend, solid gebaut und von unübertroffener Eleganz, sowie in verschiedenen Systemen und Größen zum Verleih.

Dresdner Kinderwagenfabrik

G. E. Höfgen, Dresden-N.,

Königsbrückerstrasse 56.

Angelgeräte-

Fabrikation von

H. Stork

in **München,**

Nordendstrasse 3.

15 mal Preisgekrönt: London, Berlin, Chicago, Hannover, Köln etc.

Grösstes Lager Deutschlands.

Fachmännische Bedienung.

Durch illustrirte Anzeige nicht möglich, bitte deshalb um gefl. Zusendung meiner Preisliste, welche ich Ihnen gratis und franko zusende.

Reisetasche.

Elegant, leicht und solid.

— Englische Form. —

Vom besten, prima Rindleder, kräftigem Bügel, innerem vierfachem Verschluss, Lederfutter und grosser Innentasche.

No.	Länge	Preis
1854	33 cm	12 M.
1856	39 „	16 „
1860	45 „	20 „

Illustrirte Preisliste gratis.

Preise ohne jeden Rabatt, Versand franko. Verpackung gratis.

Zu beziehen nur durch Fabrik und Versandgeschäft

Moritz Mädler, Leipzig-Lindenau,

oder eigenen Verkaufslokale: **Berlin,** Leipziger Str. 101-2. **Leipzig,** Petersstr. 8. **Hamburg,** Neuerwall 81.

LOHSE's weltberühmte Specialitäten

für die Pflege der Haut

EAU DE LYS DE LOHSE

weiss, rosa, gelb,

seit über 60 Jahren unübertroffen als kosmetisches Hautwasser zur Erhaltung der vollen Jugendfrische, sowie zur radicalen Entfernung von Sommersprossen, Sonnenbrand, Mitesser, gelben Flecken und allen Unreinheiten des Teints.

LOHSE's Lilienmilch-Seife,

die reinste und mildeste aller Toilette-seifen, [illegible]

Beim Ankauf meiner Fabrikate achte man stets auf die Firma

GUSTAV LOHSE 43 Jägerstr. 46 BERLIN.

In allen guten Parfümerien, Droguerien etc. des In- und Auslandes käuflich.

Werner & Pfleiderer

Cannstatt (Württemberg).

Berlin. Wien. — Paris.

St. Petersburg Syracuse U. S. A.

LONDON.

„Universal"-

Knet- und Misch-Maschinen

Patentirt in allen Ländern.

Vielfach prämiirt.

„Universal"-

Dampf-Backöfen.

Brod, Biscuit Conserven, Wurstkonserven

chemische und pharmaceutische Präparate.

Omanson dolmé Oettinger & Co. Zürich Modernste Exquisite Sortiments Billigste Fabrikpreise. Muster franco Modedepot. Fabrikat alle Tuche Stoffen.

Das beste u. berühmteste Toiletpuder

VELOUTINE FAY

EXTRA POUDRE DE RIZ

mit **BISMUTH** zubereitet. — 9, Rue de la Paix, PARIS.

OTTO HERZ & Co

En gros. Export.

Detail-Vertretung an allen grösseren Plätzen.

Ein Wunder der Industrie

Phönix

Es ist der preiswürdigste und zugleich beste Apparat der Welt: **durchaus kein Spielzeug**, [illegible] damit selbst **ohne alle Vorkenntnisse** [illegible]

Preis mit Platten, [illegible] nur 10 Mk.

Prospekt und Proben [illegible]

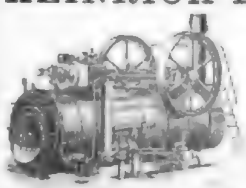
Hess & Sattler, Wiesbaden.

HEINRICH LANZ, MANNHEIM & BERLIN

baut als Specialität

Lokomobilen

von 2–150 Pferdekräften



Zahlreiche Referenzen in ersten Industrie-Kreisen.

Verkaufsstellen an allen bedeutenderen Orten Deutschlands.

Prof. Dr. Soxhlet's

Sterilisir Apparat

für

Kindermilch

mit

selbstthätig wirkendem

Luftdruck-Verschluss.

D.R.P. N° 51324

Wo nicht erhältlich, wende man sich direkt an die Firma.

Nur der **Original-Soxhletapparat**, [illegible] durch den Nutzen des Erfinders, [illegible] ermöglicht die erfolgreiche Durchführung der Säuglingsernährung nach Soxhlet.

METZELER & CO., Kgl. Bayer. Hof-Gummiwaren-Fabrik, München.

Goldene Medaille Weltausstellung Paris 1889.

Die Chocolade Suchard zeichnet sich durch vorzügliche Qualität bei mässigem Preise aus und ist überall zu haben.

Notizblätter.

Kunst.

— Der glänzende Erfolg, den in der österreichischen Kaiserstadt die Wiener Kongreß-Ausstellung erzielte, legte den Gedanken nahe, die prächtige und historische Idee in einem dauernden, bleibenden Denkmale und als wertvollen Beitrag zur Geschichte der Kunst und Kultur zu erhalten. Von diesem Wunsche beseelt, beschloß das Komité der Ausstellung, unter dem Titel „Der Wiener Kongreß“ ein Prachtwerk herauszugeben, welches sich an das in der Ausstellung geborene reichhaltige Material anschließen, jedoch nicht ausschließlich auf dieses beschränken soll. Die Firma Artaria & Comp. in Wien hat den Verlag übernommen, die Redaktion wurde dem Hofrat Dr. Eduard Leisching übertragen. Das Werk wird mehr als reichste mit künstlerisch ausgeführten Abbildungen und mit entsprechendem historischen und kunstgeschichtlichen Texte versehen sein. Es ist geplant, dasselbe mit farbigen Radierungen von der Hand des Malers Wilhelm Unger und seiner Schule, ferner im ganzen mit etwa 15 bis 20 Vollbildern in Heliogravüre und Lichtdruck, teilweise in farbiger Ausführung, und weiter mit 150 bis 200 Text-Illustrationen auszustatten, zu deren Ausführung der hervorragendsten Kunstanstalten Wiens herangezogen werden sollen. Der Text wird in Form von Essays gehalten werden. Kaiser Franz Josef hat die Widmung angenommen.

Tonkunst.

— Im Verlage von A. Bauermann zu München ist das illustrirte Textbuch zu Mozarts „Don Giovanni“ (Don Juan) erschienen. Neben dem italienischen Originaltext enthält es die deutsche Uebersetzung, welche der gestaltigen Neuaufführung im Münchener Residenztheater zu Grunde gelegt ist. Eine Reihe Abbildungen veranschaulicht die Kostüme wie Proben der Inszenirung, bei der bekanntlich Lautenschläger neue Drehbühne wesentl. den Artikel in Nr. 40 unserer Zeitschrift eine große Rolle spielt.

— „Blätter und Blüten“ betitelt Johannes Pache sechs Männerchöre für zwei Singstimmen (Leipzig, Gebr. Hug). Entsprechend dem unteren moderaten Preise entbehren Texten (Thron, Gebet u. s. w.) und der Lieder (stell. innig und melodiereich, obwohl gelegentlich wie in der eigenartigen Begleitung, Technische Schwierigkeiten bieten sich nicht dar. Das gleiche läßt sich den „Acht Liedern für eine Singstimme“ nachsagen, die Max Zoder zu Gedichten von Eichendorff, Rückert, Heine, Geibel, Mosette und anderen komponirt hat (Hamburg, Jean Herzog). Auch diese Gesangsweisen bieten eine angenehme Bereicherung des Notenstoffes im musikfreudigen Hause.

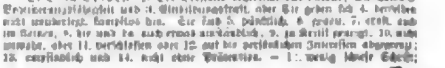
Literatur.

Drei Werke hervorragender deutscher Autoren, die zuerst in dieser Zeitschrift veröffentlicht wurden, liegen nunmehr auch in Buchform vor: „Fluch der Schönheit“ von Hermann Heiberg, ein Roman, der in Schlesien, der Heimat des Dichters, spielt. — „Bauer, dein Sünder“ von Bernhardine Schulze-Smidt, eine dithmarsische Erzählung, die so eigenartige Einblicke in das Seelenleben der Menschen gewährt, und „Maximum“ von Ossip Schubin, ein Roman, dessen Handlung sich auf dem interessanten, aber auch gefährlichen Boden von Monte Carlo bewegt. Alle drei Werke sind, geschmackvoll ausgestattet, im Verlage der Deutschen Verlags-Anstalt zu Stuttgart erschienen.

Einen sehr schätzenswerten Beitrag zur Schiller-Literatur liefert Hermann Müller mit seinem Buche „Charlotte von Schiller“ (Heilbronn, Max Kielmann). Es fehlte zwar bisher nicht an Werken, welche nach Gehalt die edle Gattin des Dichterheros würdigen, aber teils sind sie zu umfangreich, teils entbehren sie der rechten Uebersichtlichkeit. Das vorliegende Buch nun gibt unter Beleuchtung des Unbekannten und in klarer Anordnung eine erschöpfende Anschauung von dem Leben und dem Charakter Charlottens, und sehr anerkennenswert erscheint es, daß der Verfasser häufig die Quellen selbst reden läßt. Das von mehreren Abbildungen begleitete Buch ist dem König Wilhelm von Württemberg gewidmet, auf dessen Anregung hingin die Begründung des Schwäbischen Schillervereins erfolgte.

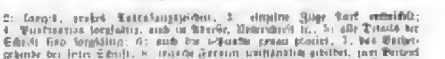
Handschriften-Beurteilung.

O. P. in Erfurt. 1. Der Verfasst bekundet das Streben; Sie haben Expressionsfähigkeit und ein Mitteilungsbedürfnis, aber Sie geben sich 4. bewußt nicht ungehemmt, komplizirt ihn. Sie sind 5. pünktlich, 6. ernst, 7. steif, sind im Denken, 8. hin und da auch etwas umständlich, 9. in Kritik strenge, 10. nicht unfreie, aber 11. verschlossen oder 12. auf die persönlichen Interessen abgezogen; 13. empfindlich und 14. nicht ohne Phantasie. — 1. wenig schöne Schrift;



2. Lange, zuweil Latzlangenschen, 3. einzelne Züge hart entwickt; 4. Punktionen langsam, auch in Worte, Unterschied u., 5. alle Details der Schrift sind sorgfältig; 6. auch die Schwünge genau gemacht, 7. das Gesamtgefühl ist leise Schrift, 8. einzelne Formen unsicher in sich gebildet, zum Beispiel das n-Zeichen; 9. Kapitälle, wie keine hervorragen, aber Sie setzen das B; 10. gleichmäßige Höhe und Lage der Schrift; 11. weite auf 5/6 leicht geschlossene Lage. Aus und Endstriche; 12. bestehe; 13. B das sich gleichem umformen, 14. Endungen und Spitzen in mandem Züge.

F. Z. in N. Kein weiblicher Handschrift. Ziemlich lesen in der hübsch feinen Schrift, besonders aber Fertigkeit in den feinen Winkeln. Energie in den kraftvollen Strichen und Schwüngen. Sie sind ein Freiheitsmensch, haben einen klaren Blick, und es empfiehlt Ihnen nicht, sich in den Dienst für Herzens hin weiter. Ihre Auffassung des Lebens und der Dinge mag sinn als gut sein.



O. Ed. in Berlin. Der Prospekt mit den gewünschten Bedingungen für direkte Bearbeitung werden Sie Ihnen zugehen. Wenn Sie sich gut Ihrem Wunsche gemäß an Ihre Adresse an. Sie sind eine recht angelegte, wahrhaft Natur, für die es aber eine Gefahr ist, sich allzu sehr zu gewöhnen und zu Unterhalten zu verlieren. Sehen Sie Poesie und Phantasie verbinden sich und warmem Empfinden und hohem Willen.

E. Meyer, Nagel.

Gesetzl. Geschützte Handels-Marke.

“MAIZENA”

The NATIONAL STARCH MANUFACTURING COMPANY
NEW YORK, U. S.

Unübertrefflich z. Herstellung von Puddings, Torten, Mehlspeisen. Für Suppen u. Saucen. Das beste Nährmittel für Kinder und Kranke. Überall Vorrathig

Braut-Seidenstoffe

weisse, sowie schwarze und farbige jeder Art zu wirkl. Fabrikpreisen direkt garantirt für Echtheit [illegible] Qualität von 55 Pf. bis M. 15 p. M. portofrei und zollfrei ins Haus. Muster u. Preisliste für Private franco. Anerkennungen. Muster franco. Doppelt. Briefporto nach d. Schweiz.

Adolf Grieder & Cie. Seidenstoff-Fabrik-Union, **Zürich**

Königl. Spanische Hoflieferanten.

Bekanntmachung.

[illegible] Quadrierkleve [illegible]

Andere, den 28. [illegible] 1897.

[illegible] Hoffmann.

Blooker's holländ. CACAO unbedingt der feinste.

Erfrischende, abführende Fruchtpastille

TAMAR INDIEN GRILLON

Gegen **VERSTOPFUNG**

Hämorrhoiden, Congestion, Leberleiden, Magenbeschwerden

PARIS 33 Rue des Archives

50% Gewichtsersparniss!

MÄDLER'S PATENT-KOFFER

Unerreicht an Leichtigkeit, Eleganz u. Haltbarkeit.

Filialen: LEIPZIG, BERLIN N. HAMBURG.

Fürs Ausland Wiederverkäufer gesucht. **Moritz Mädler.** LEIPZIG-LINDENAU

Musikinstrumente

Violinen, Bratschen, Cello, Kontrabässe, Zithern, Harmoniken, Oboen, Fagotte, Trompeten, Signalhörner, Trommeln, Becken, Tamburins, Guitarren, Mandolinen, Flöten, Piccolos, Saxophone, Harmonikas, Mundharmonikas, Ocarinas, Metronome, Notenpulte, Notenmappen, Kassetten, Etuis, Saitenhalter, Wirbel, Stege, Saiten, Bogenhaare, Colophonium, Bogenfrösche, Kinnhalter, Schultern, Dämpfer, Lyren, Lyrenbeschläge, Lyrenriemen, Lyrenschlösser, Lyrenschlüssel, Lyrenschrauben, Lyrenstifte, Lyrenbänder

Seidenstoffe

direct an Private — ohne Zwischenhandel — in allen existirenden Genres und Farben von 1 bis 18 Mark per Meter. Bei Probenbestellungen Angabe des Gewünschten erbeten.
Deutschlands grösstes Spezialhaus für Seidenstoffe u. Sammete
Michels & Cie., Königl. Hoflieferanten, Berlin, Leipzigerstr. 43.

Das gesetzlich geschützte „Thurmetin" vertilgt sicher Käferkäfer, Wanzen, Flöhe, Fliegen, Ratten etc. und ist unschädlich. Preise, Rabattsätze und Apotheken zu beziehen von [illegible]. — Weitere Niederlagen an Plätzen wo noch nicht vertreten, wollen gefl. sich wenden an den Fabrikanten

A. Thurmayr, Stuttgart.

Krankenfahrstühle,

[illegible]

Prämiirt Invaliden-Ausstellung

G. E. Höfgen, Dresden-N.,

Königsbrückerstraße 56.

Illustrirte Preisliste auf Verlangen gratis u. franco

OTTO HERZ & Co

anerkannt bestes Fabrikat

Frankfurt a. Main.

berühmt durch SOLIDITÄT

ELEGANZ und vorzügl. PASSFORM

En gros. Export.

Detail-Vertretung an allen grösseren Plätzen

Ein Wunder der Industrie

ist zu nennen der überall wie verbreitete, rühmlichst bekannte photograph. Apparat

Phönix

Es ist der praktischste und zugleich billigste Apparat der Welt; **durchaus kein Spielzeug**. Bei [illegible] damit sofort **ohne alle Vorkenntnisse** vorzügliche Bilder ersten (Orts- und Momentaufnahmen).
Für Touristen, Natur- und Kunstfreunde unentbehrlich.
Preis mit Platten, Chemikalien etc. nur 10 Mk.
Prospekt und Probebilder kostenfrei.

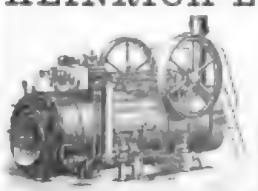
Hess & Sattler, Wiesbaden.

HEINRICH LANZ, MANNHEIM & BERLIN

baut als Spezialität

Lokomobilen

von 2–150 Pferdekräften



Zahlreiche Referenzen in ersten Industrie-Kreisen

Angelgeräte-Fabrikation von H. Stork in München,

Nordausstrasse 3.

15 mal Preisgekrönt: London, Berlin, Chicago, Hannover, Köln etc.

Grösstes Lager Deutschlands. Fachmännische Bedienung.

Illustr. Katalog, 600 Illustrationen, [illegible] franco gegen Einsendung von 50 Pfg. in Briefmarken oder Ausland 80 Pfg.

Werner & Pfleiderer

Cannstatt (Württemberg)

Berlin. Wien. — Paris.

St. Petersburg Saginaw U. S. A.

LONDON.

„Universal"-Knet- und Misch-Maschinen

Patentirt in allen Ländern.

25 jährige Spezialität.

„Universal"-Dampf-Backöfen.

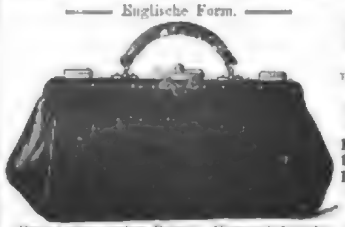
Komplette Einrichtungen für Brot, Biscuit, Teegebäcke, Dauerbackwaaren

chemische und physikalische Präparate.

Reisetasche.

Elegant, leicht und solid.

— Englische Form. —



Nr.	Länge	Preis
1351	33 cm	12 M.
1356	39 „	16 „
1360	45 „	20 „

Illustrirte Preisliste gratis.

Preise ohne jeden Rabatt, Versand franko. Verpackung gratis.

Zu beziehen nur durch Fabrik und Versandgeschäft

Moritz Mädler, Leipzig-Lindenau,

Berlin,	Leipzig,	Hamburg,
Leipziger Str. 101-2.	Petersstr. 8.	Neuerwall 81.

LOHSE's weltberühmte Specialitäten

für die Pflege der Haut

EAU DE LYS DE LOHSE

weiss, rosa, gelb,

seit über 60 Jahren unübertroffen als [illegible] zur Erhaltung der vollen Jugendfrische, sowie zur sicheren Entfernung von Sommersprossen, Sonnenbrand, Röthe, gelben Flecken und allen Unreinheiten des Teints.

LOHSE's Lilienmilch-Seife,

die reinste und mildeste aller Toilette-seifen, [illegible]

Beim Ankauf meiner Fabrikate achte man stets auf die Firma

GUSTAV LOHSE 41 Hagenstr. 46 BERLIN.

In allen guten Parfümerien, Droguerien etc. des In- und Auslandes kauflich.

Oettinger & Co. mayer diplomé **Zürich** liefern **Modernste Seidenstoffe**

Exquisite Sortimente. Billigste Fabrikpreise.

Das beste u. berühmteste Toiletpuder VELOUTINE FAY

EXTRA POUDRE DE RIZ

mit BISMUTH zubereitet. — 9, Rue de la Paix, PARIS.

Verkaufsstellen in allen bedeutenderen Orten Deutschlands.

Wo nicht erhältlich, wende man sich direkt an die Firma.

Nur der **Original-Soxhletapparat**, gekennzeichnet durch den Namenszug des Erfinders, keine der zahlreichen mangelhaften oder gänzlich werthlosen Nachahmungen, ermöglicht die erfolgreiche Durchführung der Säuglingsernährung nach Soxhlet.

METZELER & CO., Kgl. Bayer. Hof-Gummiwaren-Fabrik, München.

Goldene Medaille Weltausstellung Paris 1889.

Die Chocolade Suchard zeichnet sich durch vorzügliche Qualität bei mässigem Preise aus und ist überall zu haben.

Digitized by Google

Aerztlich empfohlen
Kathreiners Malzkaffee
Kathreiners Malzkaffee-Fabriken m. b. H.
Berlin

Bad Nauheim
Sprudel-Salz
Sprudel-Seife
Sprudel-Tabletten
Sprudel-Extrakt
Sprudel-Bäder
Sprudel-Quelle
Sprudel-Versand
Sprudel-Kur
Sprudel-Trinkkur
Sprudel-Badekur
Sprudel-Inhalation
Sprudel-Gurgelung
Sprudel-Spülung
Sprudel-Einreibung
Sprudel-Massage
Sprudel-Gymnastik
Sprudel-Diät
Sprudel-Ruhe
Sprudel-Erholung
Sprudel-Heilung
Sprudel-Linderung
Sprudel-Besserung
Sprudel-Vorbeugung
Sprudel-Nachbehandlung
Sprudel-Dauerkur
Sprudel-Wiederholungskur
Sprudel-Saison
Sprudel-Winterkur
Sprudel-Sommerkur
Sprudel-Herbstkur
Sprudel-Frühjahrskur
Sprudel-Jahreskur
Sprudel-Lebenskur
Sprudel-Alterskur
Sprudel-Jugendkur
Sprudel-Kinderkur
Sprudel-Säuglingskur
Sprudel-Schwangerschaftskur
Sprudel-Wochenbettkur
Sprudel-Stillkur
Sprudel-Entwöhnungskur
Sprudel-Abstillkur
Sprudel-Nachkur
Sprudel-Vorkur
Sprudel-Zwischenkur
Sprudel-Ergänzungskur
Sprudel-Verstärkungskur
Sprudel-Abschwächungskur
Sprudel-Umstellungskur
Sprudel-Wechselkur
Sprudel-Kombinationskur
Sprudel-Sonderkur
Sprudel-Spezialkur
Sprudel-Allgemeinkur
Sprudel-Teilkur
Sprudel-Vollkur
Sprudel-Halbkur
Sprudel-Viertelkur
Sprudel-Achtelkur
Sprudel-Sechzehntelkur
Sprudel-Zweiundsechzigstelkur
Sprudel-Vierundsechzigstelkur
Sprudel-Hundertachtundzwanzigstelkur
Sprudel-Zweihundertsechsundfünfzigstelkur
Sprudel-Fünfhundertzwölftelkur
Sprudel-Tausendvierundzwanzigstelkur
Sprudel-Zweitausendachtundvierzigstelkur
Sprudel-Vierundneunzigstelkur
Sprudel-Achthundertsechsundneunzigstelkur
Sprudel-Dreitausendfünfhundertzweiundneunzigstelkur
Sprudel-Siebentausendeinhundertachtundvierzigstelkur
Sprudel-Vierzehntausendzweihundertsechsundneunzigstelkur
Sprudel-Achtundzwanzigtausendfünfhundertzweiundneunzigstelkur
Sprudel-Siebenundfünfzigtausendeinhundertachtundvierzigstelkur
Sprudel-Einhundertvierzehntausendzweihundertsechsundneunzigstelkur
Sprudel-Zweihundertachtundzwanzigtausendfünfhundertzweiundneunzigstelkur
Sprudel-Vierhundertsechsundfünfzigtausendeinhundertachtundvierzigstelkur
Sprudel-Achthundertzwölftausendzweihundertsechsundneunzigstelkur
Sprudel-Eintausendsechshundertfünfundzwanzigtausendfünfhundertzweiundneunzigstelkur
Sprudel-Dreitausendzweihundertfünfzigtausendeinhundertachtundvierzigstelkur
Sprudel-Sechstausendfünfhundertzehntausendzweihundertsechsundneunzigstelkur
Sprudel-Zwölftausendeinhundertzwanzigtausendfünfhundertzweiundneunzigstelkur
Sprudel-Vierundzwanzigtausendzweihundertvierzigtausendeinhundertachtundvierzigstelkur
Sprudel-Achtundvierzigtausendvierhundertachtzigtausendzweihundertsechsundneunzigstelkur
Sprudel-Siebenundneunzigtausendneunhundertsechzigtausendfünfhundertzweiundneunzigstelkur
Sprudel-Einhundertfünfundneunzigtausendachthundertzwanzigtausendeinhundertachtundvierzigstelkur
Sprudel-Dreihundertneunundachtzigtausendsechshundertvierzigtausendzweihundertsechsundneunzigstelkur
Sprudel-Siebenhundertneunundsiebzigtausendzweihundertachtzigtausendfünfhundertzweiundneunzigstelkur
Sprudel-Eintausendfünfhundertsechsundfünfzigtausendfünfhundertsechzigtausendeinhundertachtundvierzigstelkur
Sprudel-Dreitausendeinhundertzwölftausendeinhundertzwanzigtausendzweihundertsechsundneunzigstelkur
Sprudel-Sechstausendzweihundertfünfundzwanzigtausendzweihundertvierzigtausendfünfhundertzweiundneunzigstelkur
Sprudel-Zwölftausendvierhundertfünfzigtausendfünfhundertzehntausendeinhundertachtundvierzigstelkur
Sprudel-Fünfundzwanzigtausendneunhundertzwölftausendneunhundertsechzigtausendzweihundertsechsundneunzigstelkur
Sprudel-Einundfünfzigtausendachthundertzwanzigtausendeinhundertachtundvierzigstelkur
Sprudel-Einhundertdreiundzwanzigtausendsechshundertvierzigtausendfünfhundertzweiundneunzigstelkur
Sprudel-Zweihundertsechsundvierzigtausendeinhundertachtundvierzigtausendzweihundertsechsundneunzigstelkur
Sprudel-Vierhundertneunundachtzigtausendsechshundertvierzigtausendfünfhundertzweiundneunzigstelkur
Sprudel-Neunhundertneunundsiebzigtausendzweihundertachtzigtausendeinhundertachtundvierzigstelkur
Sprudel-Eintausendneunhundertneunundneunzigtausendneunhundertsechzigtausendzweihundertsechsundneunzigstelkur
Sprudel-Dreitausendneunhundertsechsundneunzigtausendachthundertzwanzigtausendfünfhundertzweiundneunzigstelkur
Sprudel-Siebentausendneunhundertzweiundneunzigtausendsechshundertvierzigtausendeinhundertachtundvierzigstelkur
Sprudel-Fünfzehntausendneunhundertvierundachtzigtausendzweihundertachtzigtausendzweihundertsechsundneunzigstelkur
Sprudel-Neunundzwanzigtausendneunhundertneunundsechzigtausendneunhundertsechzigtausendfünfhundertzweiundneunzigstelkur
Sprudel-Neunundfünfzigtausendneunhundertachtundsechzigtausendachthundertzwanzigtausendeinhundertachtundvierzigstelkur
Sprudel-Einhundertneunundneunzigtausendneunhundertsechsundsechzigtausendsechshundertvierzigtausendzweihundertsechsundneunzigstelkur
Sprudel-Vierhundertneunundneunzigtausendneunhundertvierundsechzigtausendneunhundertachtzigtausendfünfhundertzweiundneunzigstelkur
Sprudel-Neunhundertneunundneunzigtausendneunhundertneunundsechzigtausendneunhundertsechzigtausendeinhundertachtundvierzigstelkur
Sprudel-Eintausendneunhundertneunundneunzigtausendneunhundertsechsundsechzigtausendsechshundertvier

Briefmappe.

Marie v. F. in G. Der Roman 19 im Jahrgange 1894 unserer Zeitschrift erschien. Abonnent verweisen wir nicht nachträglich.

M. S. in Riga. Verbindliches Dank, aber Material nicht verwendbar.

L. Sch. in L. Dänemark. Der persönlichen Empfindung passen wir als Anerkennung, aber die Form ist nicht schön. Es müssen wir unser hiesiges Dank versichern.

H. H. in D. Sie wissen ich genau unterrichten und dem Buche „Pflanzen und Sommerfrischen im Engadin, Hochland und Riviera“ von Georg Angermeier und Ph. v. Jung (München, Dr. C. Jung). Alle Erkundigungen und Auskunft die genauesten Gebiete werden, zum beschäftigten Teile unter Beigabe von Abbildungen, und ihrer Eigenart geschildert.

Fr. v. L. in G. Wir können Ihnen nur recht geben, aber Fragen der politischen Gebiet so nicht berühren, behandeln wir nicht.

Sammelnd. Lassen Sie sich von einem Buchhändler Alten Ortsnamen bei Weigelsdorf von Wiedl Kellenhandbücher (Würzburg, Leo Wörl) unterbreitet. Sie können dann eine ganze Bücherliste, auf die der Preis Ihnen sich anwenden läßt „Von dem Rhein bis an den Mensel, von der Erde bis an den Pol.“

Kriegskamerad in C. Die beschlossene allgemeine Schenkung der Kriegsgedächtnis und Denkmäler der Mark findet am 15 August statt. Die hierzu bestimmte Kranzspenden werden redigiertig erbeten an die Adresse des Vorstandes der Vereinigung zur Errichtung der Kriegsgräber, Mark; Gedenktage bezeichnen an die persönliche Adresse des Schatzmeisters Herrn Jonas. Am genannten Tage, nachmittags 4 Uhr, findet in der Schlacht bei Gravelotte eine allgemeine Gedenkfeier für die Gefallenen statt. — Die Gedenkschrift über die siebzehnjährige Existenz unserer der Ingenieur Schlosser bei Mrk. deren Ertrag der gemeinsame Vereinigung zufließt. Ist in den Buchhandlungen für 1 Mark käuflich. Der Vorstand der Vereinigung versandt die Schrift gegen Einsendung von 1.10 Mk. oder gegen Nachnahme von 1.35 Mk. franko. Gegen Einsendung von 0.70 Mk. oder Nachnahme von 0.95 Mk. können auch noch Jubiläums-Denkmünzen aus erlesenem Gedicht bezogen werden.

O. T. in W. Das Panorama der Schlacht am Berg Isel in Innsbruck wurde von Kunstmaler W. Hess Dürer und Mitarbeiter entworfen. Der malt nur die Hauptheit, sondern auch den größten Teil der Figuren ausgeführt hat. Das Bild mißt die runde Flächengröße von 1000 Quadratmeter. Es ist in der Zeit zwischen April bis Ende Mai 1896 vollendet, und der Standpunkt bei Besichtigung ist am Abhang hinter dem Bahnhof, von wo aus man die ganze Gegend in weitem Umkreis überblickt. Hier oben steht die Heldengruppe Andreas Hofers, der von seinen Stabe umgeben, das Kampfsignal abgeben. Unten rechterhalb Gegenüber in den Flanken der Kommandostelle Gebirgslandschaft bildet das historischste Gewässer der Eisenerbet. Die Aktion in ihrem ab-

bildlichen Gesamt stellt Adal in seiner eigenartigen Technik, gehen die außerordentlich naturtreue Bild.

Paul L. in W. bei B. Macht G. in M.-p. Mal Dank abgelehnt.

T. v. K. in W. Der Prinz Hugo von Trubenberg, gekrönter Thronfolger von Schwarzburg-Rudolstadt trägt den Namen in Nr. 60 unserer Zeitschrift. Über seinen Vorfahren und seinen Ahnherren des Hauses Schwarzburg, der im Anfang des 12. Jahrhunderts lebte.

Junge Gesellen, Wollt Ihr Euch brauch dürfte Ihren Zweifel vollständig erklären. Reinhold Rüdel. Es gibt ausführliche Anleitungen zum Anlegen von Früchten und Gemüsen, wie zum Konservieren von Fleisch alle Arten.

Otto in N. Joseph Joachim, der berühmte Geiger, war 1839, noch nicht das Jahr alt, zum erstenmale vor der Öffentlichkeit. Er spielte in Budapest.

C. C. in Kopenhagen. Mit eigentlichen Namen heißt die Dichterin, die unter dem Namen Ossip Schubin schreibt, Frau Kisselbert. Sie wohnt auf Schloß Wenesgrün bei Asch in Böhmen.

Pfeiffik. Lassen Sie sich den Zeitschrift-Katalog der Papier-Cartonnagen (Quartbuch, Breunigsche Etablissement) kommen. Der auch ausgestattete Katalog ist gegen Einsendung des Portos (20 Pfennig) von der Firma Marti & Gaupp in Hamburg gratis zu beziehen.

Richtige Lösungen sandten ein: Fr. Gemahl Schmidt in Genève, Joh. L. Stampf in Hamburg, Frieda Meyer in Oldenburg, „Jenny und Mary“ in der Conditorei in Dresden, Georgine Klingemann in St. Paul, Alfred T. in Utrecht, F. in Paris Cl. Annonie v. St. in Cannes, Dr. R. in Osf. Fl. Christmann L. in D. Cl. Toni Burgmeier in Innsbruck, Herta Gran in Falmouth, August Hasleberg in Budapest, Henry v. Sch. in Berlin, „Die Neue Elbe“ in Hamburg (6), H. Strafen in Treppow, Frau Amalie Burn in Münsterlingen (3).

Gesundheitspflege.

Margarete in H. Wir können Ihnen Seine-Zeit als einen bekannten Zahnersatz zur Verschönerung des Zahns empfehlen.

Abonnent in Amsterdam. Ihrer Beschreibung nach leiden Sie an chronischen Schwellen und Drüsenkrankheiten. Nehmen Sie Sie sehr anraten. Wir raten Ihnen, wenn es Sie irgend möglich sagt, einen Urlaubsgesuch anzubringen. Nur ernstliche Gründe der Lebensdauer, verbunden mit ernsthaften Beschwerden, ist Gesuch nicht bei uns von der Großstadt zu gestatten, den Teufel in den Schwarzwald verbringen. Ihnen Heilungen zu empfehlen. Die besten Heilungen, die Ihnen der Hausarzt verordnet, dürfen Sie nicht benutzen, da Sie sich abhärten müssen, besonders auch durch mehr Bewegung.

Dr. F.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Höchst interessantes Memoirenwerk!

Soeben ist vollständig erschienen:

Memoiren von Paul Barras,

Mitglied des Directoriums.

Mit einer allgemeinen Einleitung, Vorworten und Anhängen herausgegeben von

George Duruy.

Autorisirte Übersetzung. — Mit 7 Portraits, 2 Faksimiles und 2 Karten.

Vier Bände.

Band 1: Ancien Régime. — Revolution. — Band 2: Das Directorium bis zum 18. Brumaire. — Band 3: Das Directorium vom 18. Brumaire bis zum 18. Brumaire. — Band 4: Konsulat. — Kaiserreich. — Restauration.

Preis per Band gebeftet ℳ 7.50; in Halbfranz gebunden ℳ 9.50.

„Eine Fülle neuen Materials, stets vom Schauplatze historischer Ereignisse, stets von ausgezeichneter Bildung, die neue Momente an die Höhe bedeutender Persönlichkeiten bringt.“ Berliner Tageblatt.

„So umfangreich wie versteht, so spannend wie pikant.“ Berliner Börsen-Courier.

„Der Liebhaber der Geschichte jener Zeit darf sich die Besitze des Werkes jedenfalls nicht entgehen lassen.“ Nürnberger Hertzogliche Zeitung.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Illustrirte Zeitschrift für Jedermann. **Anzeigen** Insertions-Gebühren für die fünfspaltene Nonpareille-Zeile 1 ℳ 80 ₰ Reichswährung.

Für die Schweiz, Italien und Frankreich Fr. 2.25.

In Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, Lübeck, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Statt Eisen Statt Leberthran wird **Dr. med. Hommel's Haematogen** mit grossem Erfolge angewandt.

Von Kindern und Erwachsenen bei allgemeinen Schwächezuständen, Bleichsucht, Hemicranie, Nervenkopfweh (Neurasthenie), Lungenleiden, geistiger und körperlicher Erschöpfung, Appetitmangel, Magen- und Darmkrankheiten, Influenza — Erkrankungen, bei welchen der Eisen-Hausgebrauch oder Eisen-Anwendungen sich bewährt hat. — Ferner wo Rhachitis (engl. Krankheit, Knochen-Verweichung), Scrophulose (jog. drüsiges Wesen), Drüsen-Anschwellungen und -Entzündungen — Leiden, die Jugend, äußerst Gute, Blutarmut, Blutmangel, Blutleere, Blutkrankheit, Blutzehrung, Blutschwäche, Blutverlust, Blutvergiftung, Blutwasser, Blutwunden, Blutzersetzung, Blutzerrüttung, Blutzersetzung, Blutzerstörung, Blutzerstörung, Blutzerstör

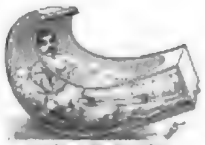
Bade zu Hause

Wellenbad-Schaukel

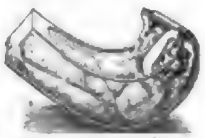
in Dittmanns

(Man hüte sich vor wertlosen Nachahmungen in anderer Form; hygienisch richtig ist nur das Schaukeln in der Längsrichtung des Körpers.)

D. R. P. 51766.



Leichter Wellenschlag.



Starker Wellenschlag.

Von den verschiedenen Badeapparaten hat noch keiner einen größeren Beifall gefunden wie **Dittmanns Wellenbad-Schaukel.** Dieselbe ist einzig in ihrer Art, denn sie ist zu fast allen hygienischen Bädern zu benutzen und durch keinen anderen Apparat zu ersetzen, wohl aber macht sie eine vollständige Bade-Einrichtung überflüssig. Durch die sinnreiche, ganz der Körperform angepaßte Bauart wurde jeder überflüssige Raum vermieden und ein Apparat geschaffen, der selbst in beschränktem Raum untergebracht werden kann und mit wenig Wasser ein erfrischend, nervenstärkendes Wellenbad, sowie ein Voll-, Halb-, Rumpf-, Kinder- und bequemes, verstellbares Sitzbad bietet. Infolge der äußerst geschickten Konstruktion sind Zimmernässe und starkes Geräusch beim Gebrauch ausgeschlossen.

Vollbad.

Ein **Wellenbad** ist das angenehmste Bad, welches existirt; es ist kein einfaches Kaltwasserbad, das dem Körper Wärme entzieht, sondern ein Bad, das den Wärmeverlust durch vermehrte Wärmeerzeugung ausgleicht. Die wie Massage wirkende Sturzwelle sowie Wassergymnastik (Heben und Strecken der Beine) beseitigen die Gefahr einer Erkältung durch das Bad. Mit 3 Eimern, ca. 35 Liter, Wasser lauer Temperatur ist ein Bad hergestellt. Man setzt sich möglichst hoch in die Rückenlehne der Schaukel und hält sich mit beiden Händen an der oberen Wulst fest. Durch Anziehen und Ausstrecken der Beine erzielt man das Schaukeln. Die Wellen stürzen über den Körper wild empört aber sanft schmeichelnd, wie es die Stimmung erheischt und je nachdem man die Körperbewegung mit Energie oder leicht spielend ausführt. — Das Schaukelbad in **Dittmanns Wellenbad-Schaukel** ist in seiner Weise mit einem sogenannten Wiegebad zu vergleichen. Das Wiegen ist der Gesundheit schädlich; es betäubt die Nerven und bewirkt dadurch das Einschwimmen der Kinder. In noch weit höherem Maße aber schadet das Seitwärtsschaukeln im Wasser.

Kinderbad.

Zum **Vollbad** sind 6 Eimer, ca. 75 Liter, Wasser erforderlich; man setzt den beigegebenen Schemel vorn unter die Wellenbad-Schaukel, und lehnt das Kopfende gegen eine Wand. Diese Stellung der Wanne gibt dem Körper eine angenehme Lage.

Zum **Kinderbad** benutze man eine ähnliche Stellung wie zum Vollbade.

Zum **Sitzbad** sind ca. 30 Liter Wasser erforderlich. Man legt die Schaukel mit der Rückenlehne nach unten und schiebt unter dieselbe den Holzbock; dadurch erhält man die bequemste verstellbare Sitzwanne mit Rückenlehne.

Sitzbad.

Zum **Dampf-Schwitzbad** wird die Wellenbad-Schaukel mit dem Bock festgestellt; man legt einen Stuhl für den Badenden hinein und bringt Eisenschiene nebst Dampfmantel an oder hängt wollene Decken um.

Die **Wellenbad-Schaukel** wird aus bestem, mit Zink überzogenen Flußstahlblech gefertigt. Das Oberteil ist mit polirten Wulsten von Zinkblech versehen, unten sind Kurven und Ablaßventil angebracht. Ein Holzuntersatz gehört zur Wellenbad-Schaukel, um dieselbe zu verstellen. Der Apparat ist fast unverwüstlich und kann ein Menschenalter hindurch dienen. Aufrecht gestellt nimmt derselbe sehr wenig Raum ein.

Größenmaße, Gewichte und Preise der Wellenbad-Schaukel.

Gr. 1.	Ganze Länge 130 cm,	passend für eine Körperlänge bis 175 cm.	Preis 40 Mk.
„ 2.	„ „ 142 „	„ „ „ 187 „	„ 44 „
„ 3.	„ „ 150 „	„ „ „ noch größere Körperlänge.	„ 46 „

Verpackung in Lattenkasten per Stück 2 Mk.; Netto-Gewicht Gr. 1 ca. 20 kg, in Lattenkasten ca. 30 kg.

Wird die gewünschte Größe nicht ausdrücklich vorgeschrieben, so senden immer Gr.

Innen weiß, außen nußbaumartig fein lackirt, erhält sich die Schaukel im Preise um **10 Mk.**, nur innen oder **nur außen** lackirt um **6 Mk.**, Dampferzeuger mit Spiritusheizung **10 Mk.**, Dampfmantel von dampfdichtem Lederstuch, intl. Eisenschiene und Hülse zum Einfügen an der Wellenbad-Schaukel, **18 Mk.** extra.

Dampfbad.

Moosdorf & Hochhäusler, BERLIN 123.
Kommandantenstr. 60.

Alleiniger Fabrikant für Oesterreich-Ungarn: Carl Becker, Wien V, Traubengasse 4.

F. Wolff & Sohn's Toilette-Seifen sind die besten zur Erhaltung einer zarten weissen Haut.

Indische Blumenseife
hochfeine Toilettseife, 50 ₰ p. St.

PALMITIN-SEIFE
neutral - gut - billig.
Für Familien u. Kinder. Das Stück à 25 ₰ in allen Städten Deutschlands.
F. Wolff & Sohn, Karlsruhe.
Filiale: Wien I, Kollnerhofgasse 4.

Schutz- Marke.

SENKING HERD GOLDES WERT!

Jede Hausfrau, jeder Fachmann, alle Köche, Kochinnen, welche die
Senking-Herde,
Koch-, Brat-, Back-, Spieß- und Grill-Apparate f. Kohlen, Gas u. Dampf kennen, bestätigen gern, daß solche von keinem Fabrikat erreicht, somit
unübertroffen
in Konstruktion folg. Patenten Material und Ausführung sind. Dieselben bewähren sich in den Kaiserlichen und vielen anderen Hofküchen, in den weitaus meisten Kasernen und Anstalten der großen Hotels u. Restaurants im In- u. Auslande u. in Handwerkerkreisen. Preislisten u. gratis. Kataloge auf Wunsch kostenfrei.
Hildesheimer Sparherd-Fabrik
A. Senking, Hildesheim,
Hoflief. Sr. Majest. des Kaisers.
Musterlager auch Berlin W., Mohrenstr. 21.

Jünger & Gebhardt Berlin
Riviera-Veilchen, Quintessenz
Violette odoratissime vera.
Wie am frischen Strauss dieses Edelkind aus Veilchen köstlich und anhaltend duftend in Rococofl. M1.50 M2. M3 M 5.
Feinstes Parfum u. Drogenhaus
Preislisten kostenfrei

Stellung. Existenz.
Prospect gratis. Prospect gratis.
Prospect.
Gratis Gründlicher privatairer Unterricht.
BUCHFÜHRUNG
Stenographie.
Otto Siede — Elbing.

Nordseebad Cuxhaven,
Weber's Hôtel Bellevue.
In erhöhter Lage Cuxhavens, direkt an der See und in unmittelbarer Nähe der Bäder, schöner Garten, Veranden und Balkons. Pension

Technikum Hildburghausen. Fachschule für Maschinen- & Elektrotechniker, Bauhandwerk & Bauführer etc. Semesterkurse. Rathke, Dirigent.

Unter dem Protektorate Sr. Kgl. Hoheit des Prinzregenten Luitpold von Bayern, des Königreichs Bayern Verweser
Bayerische Landes-Industrie-, Gewerbe- und Kunst-Ausstellung
Nürnberg
In den grossen städtischen Parkanlagen
Vom 15. Mai bis 15. Oktober 1896

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Digitized by Google

Über Land und Meer
Deutsche Illustrirte Zeitung
Stuttgart, Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt.

Nachdruck.

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitung ist nur mit vollständiger Quellenangabe gestattet.

Nachdruck der Illustrationen ist verboten.

Übersetzungsrecht vorbehalten.

Der Kampf um Metz.

Von Hermann Müller-Bohn.

Mit Illustrationen nach Skizzen des Verfassers.

Die Schlacht bei Gravelotte-St. Privat.

Am 18. August 1870 hatte sich die Armee des Marschalls Bazaine, die bisher in Metz eingeschlossen gewesen war, durch einen Durchbruch nach Westen zu retten versucht. Sie war dabei auf die Armeen des Prinzen Friedrich Karl und des Kronprinzen Friedrich Wilhelm gestoßen und in der Schlacht bei Gravelotte-St. Privat nach Metz zurückgeworfen worden. Am 19. August hatte sich Bazaine in Metz wieder eingeschlossen, und die deutschen Armeen hatten ihn von neuem umzingelt. Am 20. August hatte Bazaine einen Ausfall gegen die Südfront versucht, der ihm aber nicht gelang. Am 21. August hatte er einen Ausfall gegen die Nordfront versucht, der ihm ebenfalls nicht gelang. Am 22. August hatte er einen Ausfall gegen die Ostfront versucht, der ihm ebenfalls nicht gelang. Am 23. August hatte er einen Ausfall gegen die Westfront versucht, der ihm ebenfalls nicht gelang. Am 24. August hatte er einen Ausfall gegen die Südfront versucht, der ihm ebenfalls nicht gelang. Am 25. August hatte er einen Ausfall gegen die Nordfront versucht, der ihm ebenfalls nicht gelang. Am 26. August hatte er einen Ausfall gegen die Ostfront versucht, der ihm ebenfalls nicht gelang. Am 27. August hatte er einen Ausfall gegen die Westfront versucht, der ihm ebenfalls nicht gelang. Am 28. August hatte er einen Ausfall gegen die Südfront versucht, der ihm ebenfalls nicht gelang. Am 29. August hatte er einen Ausfall gegen die Nordfront versucht, der ihm ebenfalls nicht gelang. Am 30. August hatte er einen Ausfall gegen die Ostfront versucht, der ihm ebenfalls nicht gelang. Am 31. August hatte er einen Ausfall gegen die Westfront versucht, der ihm ebenfalls nicht gelang. Am 1. September hatte er einen Ausfall gegen die Südfront versucht, der ihm ebenfalls nicht gelang. Am 2. September hatte er einen Ausfall gegen die Nordfront versucht, der ihm ebenfalls nicht gelang. Am 3. September hatte er einen Ausfall gegen die Ostfront versucht, der ihm ebenfalls nicht gelang. Am 4. September hatte er einen Ausfall gegen die Westfront versucht, der ihm ebenfalls nicht gelang. Am 5. September hatte er einen Ausfall gegen die Südfront versucht, der ihm ebenfalls nicht gelang. Am 6. September hatte er einen Ausfall gegen die Nordfront versucht, der ihm ebenfalls nicht gelang. Am 7. September hatte er einen Ausfall gegen die Ostfront versucht, der ihm ebenfalls nicht gelang. Am 8. September hatte er einen Ausfall gegen die Westfront versucht, der ihm ebenfalls nicht gelang. Am 9. September hatte er einen Ausfall gegen die Südfront versucht, der ihm ebenfalls nicht gelang. Am 10. September hatte er einen Ausfall gegen die Nordfront versucht, der ihm ebenfalls nicht gelang. Am 11. September hatte er einen Ausfall gegen die Ostfront versucht, der ihm ebenfalls nicht gelang. Am 12. September hatte er einen Ausfall gegen die Westfront versucht, der ihm ebenfalls nicht gelang. Am 13. September hatte er einen Ausfall gegen die Südfront versucht, der ihm ebenfalls nicht gelang. Am 14. September hatte er einen Ausfall gegen die Nordfront versucht, der ihm ebenfalls nicht gelang. Am 15. September hatte er einen Ausfall gegen die Ostfront versucht, der ihm ebenfalls nicht gelang. Am 16. September hatte er einen Ausfall gegen die Westfront versucht, der ihm ebenfalls nicht gelang. Am 17. September hatte er einen Ausfall gegen die Südfront versucht, der ihm ebenfalls nicht gelang. Am 18. September hatte er einen Ausfall gegen die Nordfront versucht, der ihm ebenfalls nicht gelang. Am 19. September hatte er einen Ausfall gegen die Ostfront versucht, der ihm ebenfalls nicht gelang. Am 20. September hatte er einen Ausfall gegen die Westfront versucht, der ihm ebenfalls nicht gelang. Am 21. September hatte er einen Ausfall gegen die Südfront versucht, der ihm ebenfalls nicht gelang. Am 22. September hatte er einen Ausfall gegen die Nordfront versucht, der ihm ebenfalls nicht gelang. Am 23. September hatte er einen Ausfall gegen die Ostfront versucht, der ihm ebenfalls nicht gelang. Am 24. September hatte er einen Ausfall gegen die Westfront versucht, der ihm ebenfalls nicht gelang. Am 25. September hatte er einen Ausfall gegen die Südfront versucht, der ihm ebenfalls nicht gelang. Am 26. September hatte er einen Ausfall gegen die Nordfront versucht, der ihm ebenfalls nicht gelang. Am 27. September hatte er einen Ausfall gegen die Ostfront versucht, der ihm ebenfalls nicht gelang. Am 28. September hatte er einen Ausfall gegen die Westfront versucht, der ihm ebenfalls nicht gelang. Am 29. September hatte er einen Ausfall gegen die Südfront versucht, der ihm ebenfalls nicht gelang. Am 30. September hatte er einen Ausfall gegen die Nordfront versucht, der ihm ebenfalls nicht gelang.

Illustration zu Hermann Müller-Bohn, Der Kampf um Metz.

herantretenden Schaffner in die Hand drückte, hierauf schwang er sich in den Wagen und nahm Marien gegenüber Platz.

„Ausreißerin!“ sagte er, sie zärtlich in das Auge fassend.

„Wie — wußtest Du?“ stammelte sie.

„O, ich habe allerlei gute Freunde in Clyffe Court, einer von ihnen ist mir soeben noch begegnet.“

Nun setzte der Zug sich in Bewegung, und sie fragte ängstlich: „Merkst Du es auch, Jack?“

„Daß wir fahren? J, gewiß,“ nickte er. „Wir wollen doch auch nicht hier in der Bahnhofshalle sitzen bleiben?“

„Du reisest wohl nach Exeter?“ erkundigte sie sich unter Herzklopfen.

„Das will ich Dir genau sagen, sobald ich weiß, wohin Du reisest?“

„Ich? Nach Deutschland.“

„Das ist gefährlich weit. Wäre es, wenn Du Dir dein Ziel ein Stückchen näher steckest, Liebchen, in Courtenay Hollow etwa?“

„Nein, nein,“ antwortete sie hastig, „nach Courtenay Hollow gehe ich nicht.“

„Hm!“ machte er. „Ich weiß schon, weshalb. Uebrigens, eins mußt Du zugeben, Kleine, in Bezug auf Mrs. Eagles hat Lady Jane recht behalten.“

„Wie?“ rief sie staunend. „Das sagst Du?“

„Warum sollte ich nicht?“

„Ich denke, Du liebst Mrs. Eagles!“

„Wer behauptet das?“

„Aber, Jack — alle Welt!“

„Alle Welt befindet sich im Irrtum,“ entgegnete er ärgerlich, aber seine Wange färbte sich tiefer.

„Ist's möglich?“ murmelte sie. „Das Gerücht war also völlig aus der Luft gegriffen?“

„N—ein,“ antwortete er zögernd, „völlig aus der Luft gegriffen nicht, Molly. Ich will Dir offen die Wahrheit sagen. Eine Zeit lang habe ich mir selber eingebildet, in die Frau verliebt zu sein. Weil ich mir in meiner Thorheit keinen besseren Grund dafür wußte, warum es mich tagtäglich nach Clyffe Court hinaustrieb, so meinte ich, ihre Schönheit müsse es mir angethan haben. Als ich jedoch neulich abends hinter der hübschen Larve die gemeine Seele entdeckte, da war es mit meiner Illusion gründlich aus.“

„Ach, Gott sei Dank, daß es damit aus ist!“ stieß sie hervor. „Sie war nicht die Frau, Dich glücklich zu machen.“

„Nein, dazu gehört eine ganz andere,“ stimmte er mit einem Blick bei, vor dem sie verwirrt das Auge niederschlug. Und das Gespräch rasch wieder auf Lady Jane Courtenay zurücklenkend, sagte sie: „Ja, in Bezug auf Mrs. Eagles hat die Großtante recht behalten, das ist nicht zu leugnen, aber weißt Du was, Jack? Mir thut es leid, daß dem so ist. Ich hätte gewollt, Mrs. Eagles wäre die Frau gewesen, für die ich sie hielt, wenn auch bloß, um meine Verwandten zu dieser Einsicht zu bringen und den abscheulichen Klassenhaß in ihnen in etwas zu erschüttern, denn auf Klassenhaß und Kastengeist — das mußt Du eingestehen, Jack, lief im Grunde ihr ganzer Abscheu hinaus. Es war in erster Linie die Frau von niedriger Herkunft, mit der sie mich nicht verkehren lassen wollten. Die niedrige Gesinnung, die bei ihr zufällig zutraf, setzten sie bei einer Angehörigen ihres Standes als ganz selbstverständlich voraus und, weiß Gott! mit Unrecht, denn einige der edelsten und besten Menschen, die ich gekannt habe, sind von niedriger, einige der charakterlosesten und erbärmlichsten dagegen von vornehmer Herkunft gewesen. Wie ist Deine Erfahrung, Jack?“

„Eine ähnliche, Ueber Schatz. Der edle Sinn ist an die Klasse nicht gebunden.“

„Nun, siehst Du, und deshalb hätte ich Tante Jane und den übrigen eine heilsame Lektion gewünscht!“ rief sie mit blitzenden Augen.

„Und statt dessen,“ entgegnete er lächelnd, „erhalten nun sie eine Genugthuung, während wir beiden armen Sünder — Du und ich, Molly — dank dieser Erzheuchlerin von einer Mrs. Eagles, die Lektion einzustecken haben.“

„Oho, Jack, im Grunde sind und bleiben doch wir im Recht!“

„Freilich, und im Laufe der Zeit wird es uns auch vielleicht noch gelingen, den einen und den anderen aus der lieben Verwandtschaft davon zu überzeugen. Ich glaube es zwar nicht recht, doch man kann ja nie wissen. Jedenfalls aber ist ein allzu schroffes Vorgehen nicht ratsam; mit Deinen schönen Flammenblicken, mein Lieb, richtest Du gegen irrige Meinungen nichts aus.“

„Jack, ich kann mich nicht verstellen!“

„Sollst Du auch nicht, Molly, nur den einzigen Gefallen sollst Du mir thun und Lady Jane nicht mit den übrigen so ganz über einen Kamm scheren. Sie ist mehr wert, eine echte Edeldame. Ich habe eine große Hochachtung, eine starke Vorliebe für sie.“

Marie runzelte leicht die Brauen. „Lieber, wie ich sie hatte,“ entgegnete sie mit hörbarer Bitterkeit im Ton, „kannst Du sie kaum haben, aber —“

„Molly,“ sagte er ernst, „eines mußt Du bedenken: Wir können alle nur bei dem Licht sehen, das uns gegeben ist —“

„Gewiß, gewiß, aber —“

„Und wenn ihr Licht klein ist, sie thut unendlich viel Gutes dabei.“

„Ach, das leugne ich ja keinen Augenblick! Sie ist sehr gut gegen fremde Menschen, aber mich hat sie verstoßen, um mich hat sie sich die ganzen Wochen her nicht gekümmert!“

„Da irrst Du, meine Kleine. Dich hat sie sehr ängstlich im Auge behalten, nach Dir hat sie mich bei jeder Begegnung mit zärtlichster Besorgnis gefragt.“

Sie sah für den Moment fast ungläubig drein.

„Und,“ fuhr er fort, „weit entfernt davon, daß sie wie die übrigen zu meinen Besuchen in Clyffe Court scheel gesehen hätte, hat sie mir's wiederholt herzlich gedankt, daß ich ihren Liebling nicht im Stiche ließe.“

„So sagte sie wirklich, Jack?“

„Ja, Molly.“

„Nun, ich will ihr schreiben — einen langen Brief, Jack, sobald ich nach Deutschland gelangt bin.“

„Nach Deutschland geht's also — unerbittlich?“

„Jack, ich habe eine freundliche Einladung aufs bestimmteste angenommen.“

„Hm! Dann freilich! Eine Einladung, wohin?“

„Nach Möhringsberg, bei Eisenach.“

„Eisenach? Thüringen — nicht wahr? Hm! Aus der Welt ist's nicht, doch wenn ich Dich bis dahin begleiten wollte, so würden natürlich alle Klatschbasen von Doveton ‚Ach!‘ und ‚Weh!‘ schreien. Bis nach London aber reise ich mit. Daß ich meine Braut allein durch das große Babylon irren lasse, kann auch die böseste Zunge nicht von mir verlangen.“

„Jack,“ stammelte sie mit scheuem Erröten, „Du — solltest mich doch nicht mehr — so nennen. Es war ja edel und gut von Dir, daß Du heute morgen sogleich für mich eintratst, aber was zwei solche Menschen wie Mrs. Eagles und Miß Fortescue von mir denken, muß mir ja schließlich gleichgiltig sein.“

Er hatte ihr gegenüber gesessen, jetzt nahm er neben ihr Platz, und während sich sein Arm sacht um ihre zierliche Gestalt stahl, fragte er, ihr zärtlich in das gesenkte Antlitz blickend: „Molly, liebst Du mich, oder liebst Du mich nicht?“

„Jack, ich — ich hab' es Dir doch ja nun gesagt,“ preßte sie unter wildem Herzklopfen heraus.

„Du liebst mich also, und nicht etwa wie einen guten Onkel?“

„Thorheit, Jack! Mehr wie alles auf der Welt.“

„Nun — und ich Dich kein Titelchen weniger.“

„Das ist nicht wahr, das redest Du Dir nur ein!“

„Kleine Skeptikerin! Ich wollte bloß, Du hättest meine Verzweiflung gesehen, gestern nacht, nachdem Du mich so schnöde abgefertigt hattest. Daß ich mein bißchen Verstand noch behalten habe, mir ist's ein Wunder.“

„Jack,“ murmelte sie kopfschüttelnd, „wie kann — wie kann das denn nun auf einmal sein?“

„Es ist nicht auf einmal, Närrchen, es ist schon immer gewesen. Ich war nur blind wie eine Fledermaus und sah nichts, bis mir gestern nachmittag die Schuppen von den Augen fielen.“

„Gestern nachmittag?“

„Nach jenem Kuß, der Dich im Zorn davongejagt hatte, ging mir das Licht auf, und seitdem weiß ich: erstens, daß ich nicht leben kann ohne Dich, und zweitens, daß ich vor Sehnsucht vergehe nach gerade solch einem andern Kuß. Darf ich, Molly?“

Verlangend näherte er seine Lippen den ihren, doch sie stieß ihn mit plötzlicher Heftigkeit zurück. „Es wäre zu schön,“ stammelte sie, „zu himmlisch, aber es geht nicht an. Du mußt eine schöne Frau haben, Jack, unbedingt!“

„Nun,“ erwiderte er in hellem Erstaunen, „bekomme ich denn die etwa nicht? Kann man sich auf der Welt etwas Reizenderes denken als die kleine Person, neben der ich hier sitze?“

„Jack, das ist Unsinn. Du hast es mir selber einmal ehrlich gesagt, daß ich nicht schön bin.“

„Dann war ich in meiner Ehrlichkeit damals ein rechter Esel, der selbst nicht wußte, was Schönheit sei.“

„Pfui, Jack! Das zu sagen, ist Deiner nicht würdig.“

„Molly, blickst Du jemals in den Spiegel?“

„Ja, und ich sehe ein kleines, braunes Ding mit einer viel zu kurzen Nase.“

„Wie wunderhübsch dies kleine, braune Ding ist, und wie bezaubernd gerade das kurze Näschen wirkt, dafür geht Dir eben das Verständnis ab.“

„Jack, wenn Du meinst, daß es mir Freude macht, Dir Deinen Geschmack verdorben zu haben —“ begann sie.

Doch er unterbrach sie mit übermütigem Auflachen. Nie in seinem Leben, erklärte er, habe er besseren Geschmack bewiesen, und dann ließ er sich den Kuß, nach dem er Verlangen trug, nicht länger wehren.

„Mein Liebling, mein kleiner Schatz,“ flüsterte er, sie innig an seine Brust pressend, „Du sollst sehen, es wird ein Götterleben!“

„Jack, mein Jack,“ murmelte sie, „ich kann's noch gar nicht fassen. Mir ist, als wär's ein Traum, aus dem ich über kurz oder lang erwachen müßte!“

„Hab keine Angst,“ erwiderte er, „der Traum währt ewig.“

XXXII.

Oberst Delville brachte aus seinem Ankleidezimmer die allerschlechteste Laune mit herunter. Kurz begrüßte er bei seinem Eintritt in den Speisesaal Bob und Blanche, stirnrunzelnd sah er sich nach seiner Gemahlin um. „Seid pünktlich!“ galt ihm selbst als elftes Gebot, morgens leider aber nicht so unbedingt ihr, die gern ein bißchen in den Tag hinein schlief. Inzeiten kam er über ihre Abwesenheit beim Familiengebet mit einem ärgerlichen Seufzer weg, allein das schweigende Dulden lag heute nicht in seiner Stimmung, und nun stellte sich's bei dem zweiten Rundblick, den er that, gar noch heraus, daß, vom bösen Beispiel angesteckt, auch Eleanor fehlte. Außer sich fing er an, im Zimmer auf und ab zu stampfen, und als nach einer halben Minute des Wartens von den Saumseligen noch keine erschienen war, riß er an der Schelle, daß es wie ein schrilles Notsignal das ganze Haus durchgellte und die Domestiken sich überstürzend zur Thür hereineilten. Dann begann die Andachtsübung. Alle knieten, und der Oberst las aus einem Büchlein, das er in zitternder Hand hielt, aber seine Gemütsverfassung wirkte derartig auf seine Vortragsweise, daß die demütigen Gebete sich anhörten wie zornige Drohungen. Polternd und grollend kamen die Worte heraus. Denjenigen unter den Dienstboten, die kein tadelloses Gewissen hatten, sank das Herz in die Schuhe, Blanche bebte am ganzen Körper, nur Bob, der Bösewicht, lachte heimlich vor sich hin.

Jetzt hatte der Oberst seiner Hausherrn- und Christenpflicht Genüge gethan und stürzte zur Thür hinaus.

„Er steigt die Treppe hinauf,“ murmelte Blanche bang aufhorchend, „Du sollst sehen, er macht Mama eine Scene.“

„Hm! Und morgen kehre ich auf mein Schiff zurück,“ reflektirte Bob. „Das sind so hübsche kleine Erinnerungen, die man an den letzten Tag im Vaterhaus mitnimmt.“

„Geh, es ist ja nicht so ernst gemeint!“

„Nein, und es wirkt auch gewissermaßen spaßhaft, trotzdem —“

„Pst! Er kommt zurück!“

Ja, er kam, anscheinend erleichtert, doch noch nicht befriedigt.

„Soll ich den Thee machen, Papa?“ schlug Blanche mit hochroten Wangen und zitterndem Stimmchen vor.

„Nein,“ lautete die messerscharfe Entgegnung, „wir warten!“

Und sie warteten — die Geschwister, Seite an Seite in einer Fenstervertiefung lehnend, der Oberst unermüdlich um den Frühstückstisch kreisend, bis sich nach etwa fünf Minuten die Thür öffnete und Mrs. Delville erschien. In ihren Augen war ein verdächtiges Funkeln, aber ihre Stimme hatte einen kühl sarkastischen Klang, als sie, auf der Schwelle stehen bleibend, sich erkundigte:

„Warum frühstückt ihr denn nicht? Bist Du vielleicht nicht im stande, Thee zu machen, Blanche?“

„Ich verbot ihr's,“ antwortete statt des verängsteten Kindes der Vater, der jetzt hinter seinem Stuhl Posto gefaßt hatte und die Eingetretene mit zornigen Blicken maß.

„Ah so!“ machte Frau Lydia, die stolzen Brauen hochziehend. „Und warum, wenn ich fragen darf.“

„Ich zog vor, mit dem Frühstück auf Dich zu warten.“

„In der That?“ rief sie hart auflachend. „Wie ungewöhnlich höflich von Dir!“

Dann ging sie, ihre Kinder zu umarmen.

„Laß das Höhnen und Zerren, Mutter,“ raunte ihr, während er sie küßte, der respektvolle Bob ins Ohr.

Doch der gute Rat ward überhört. Kaum daß sie an ihrem Tafelende Platz genommen hatte, äußerte sie gegen ihren Gatten:

„Ich glaubte, Du wolltest mit dem elf Uhr Zuge fort?“

„Da glaubtest Du ganz richtig,“ lautete die kühle Entgegnung.

„Wenn Du dann nur nicht zu spät kommst!“ spöttelte sie.

„Wessen Schuld wäre es?“ erkundigte er sich gereizt.

„Die Deiner gerrohten Höflichkeit — ha, ha, ha!“

Indem sie noch lachte, that sich zum zweitenmal die Thür auf, und Eleanor trat ein, den feinen Kopf hoch tragend, mit studirter Langsamkeit im Schritt. Zweimal machte sie Halt, am unteren Tafelende, um dem Vater, am oberen, um der Mutter die zarte Wange zum Morgenkuß zu bieten, darauf ließ sie sich in ihren Stuhl sinken, und nun erst schien sie mit einiger Verwunderung zu bemerken, daß die Augen von Mutter, Schwester und Bruder erwartungsvoll an des Vaters Antlitz hafteten.

„Ist etwas vorgefallen, Mama?“ erkundigte sie sich mit ihrem apathischsten Gesichtsausdruck.

Mrs. Delville antwortete nicht, sondern fuhr fort, ihren Gatten zu fixiren, bis dieser stirnrunzelnd fragte: „Was wünschest Du?“

„Ich möchte Dich nur darauf aufmerksam machen, daß Eleanor ganze fünf Minuten später am Frühstückstisch erschienen ist als ich.“

„Ah so, ich hatte vergessen,“ fiel hier mit ihrer unerschütterlichen Ruhe Eleanor ein. „Bitte wegen meines Zuspätkommens um Verzeihung, Papa! Thatsache ist, daß ich erst erwachte, als die Gebetglocke läutete.“

Das Familienoberhaupt nahm diese Erklärung nur mit einer stummen Kopfneigung entgegen, was ihm seine Gemahlin, wohl nicht so ganz mit Unrecht, als Feigheit der Tochter gegenüber auslegte.

„Nun,“ rief sie in herausforderndem Ton, „Du hast mir den Text gelesen, ich hoffe sehr, Du wirst nun nicht verfehlen, auch ihr Deine Meinung zu sagen.“

„Meine Meinung ist,“ erwiderte er, „daß böse Beispiele gute Sitten verderben.“

Während der Mutter Augen Entrüstung sprühten, wandte sich die Tochter mit kühl erstaunter Miene dem Vater zu. „Du hast mich anscheinend nicht verstanden, Papa,“ sagte sie. „Ich schlief, bis die Gebetglocke läutete. Im Schlaf aber ist man böser Beispiele nicht eingedenk, kann diese also auch nicht befolgen.“

„Schon gut, Kind, schon gut,“ murmelte er, „mir fehlt's zu weiteren Erörterungen jetzt an Zeit.“ Und auf die Schüsseln deutend, die vor ihm standen, fragte er: „Was darf ich Dir vorlegen? Eier? Schinken?“

Aber mit einem „Schon gut!“ abgefertigt zu werden, war Miß Eleanor nicht gewohnt. Sich in ihren Stuhl zurücklehnend, antwortete sie kalt: „Ich danke, Papa, ich esse nichts, habe durchaus keinen Appetit. Nur eine Tasse Thee, Mama, wenn ich bitten darf!“

„Da! Das hast Du nun davon,“ belehrte Mrs. Delvilles Blick den Gatten, und während dieser mit gedrückter Miene ein Ei zu sich nahm, erschöpfte sie sich in vergeblichen Bemühungen, das Töchterchen zur Nahrungsaufnahme zu bewegen.

„Komödien und kein Ende!“ dachte Bob in seinem ärgerlichen Sinn, und dann schuf der Eintritt des Dieners eine Abwechslung.

Er überbrachte die Morgenpost — dem Hausherrn allerlei Drucksachen, der Hausfrau einen Brief.

Mit einem verwunderten Blick auf die ausländische Briefmarke nahm sie diesen entgegen, sah nach der Adresse und sagte in etwas zaghaftem Ton: „Von Jack — aus Deutschland, wie es scheint.“

Zwischen ihr und dem Bruder war seit jener stürmischen Unterredung im Atelier von Craggy Rock jeder Verkehr abgebrochen gewesen, und sie hatte schmerzlich darunter gelitten. Nun wäre sie geneigt gewesen, sich über ein Schreiben von seiner Hand ungemein zu freuen, wenn ihr nur vor dem Inhalt nicht so gebangt hätte. Statt das Couvert zu öffnen, drehte sie es zwischen bebenden Fingern und studirte an dem Poststempel herum.

„Am Dritten des Sechsten, also vorgestern,“ murmelte sie, „aufgegeben, „in — in — kannst Du den Namen des Ortes lesen, Bob?“

„Bedaure, Mutter,“ entgegnete der Gefragte, nachdem er einen Blick auf den Umschlag geworfen hatte, „ich bin auf deutsche Namen überhaupt nicht eingeübt, und dieser, der nebenbei die Länge eines Regenwurms zu haben scheint, ist stark verkleckst.“

„Man sollte meinen, im Brief selber würde er deutlich genug zu lesen stehen,“ äußerte der Oberst sarkastisch.

„Bist Du vielleicht neugierig auf den Brief?“ fragte sie spitzig.

„Ich? Durchaus nicht. Das Thun und Treiben Deines Bruders ist mir gleichgiltig, außerdem habe ich auch für Neugier keine Zeit übrig.“

Damit erhob sich der Vielbeschäftigte und ging, sich an einem Nebentische allerlei Papiere in die Rocktasche zu schieben. Allein, indem er dieses mit scheinbarer Hast that, hatte er doch noch einen verstohlenen Seitenblick für seine Frau, die auf Bobs Drängen jetzt das Schreiben geöffnet hatte.

Es war nur kurz, aber sie wechselte doch während des Lesens zweimal die Farbe, ward erst blaß, dann glühend rot. Ein Freudenstrahl wollte aus ihrem Auge brechen, doch sie senkte rasch die Lider und gab sich alle Mühe, Bestürzung zu heucheln.

„Nun, Mutter? Doch keine schlechte Nachrichten?“ fragte Bob.

Sie versuchte zu seufzen, doch es gelang ihr nicht, und das Zucken ihrer Lippen war höchst verdächtig, als sie entgegnete:

„Es ist, wie ich mir dachte, Jack hat sich verlobt.“

„Mit der Eagles?“ fuhr der Oberst herum. „Die Nachricht hat uns heute morgen gerade noch gefehlt!“

„Ich glaube es nicht, Vater,“ rief Bob. „Sieh doch nur hin, sie lacht ja über das ganze Gesicht. Mutter, Du flunkerst uns was vor!“

„Nein, nein,“ versicherte Frau Lydia, jetzt zwischen Lachen und Weinen, „es ist wirklich wahr, er hat sich verlobt.“

„Und nicht mit Mrs. Eagles?“

„Nonsens, ich habe Eile,“ sagte der Oberst in einem gütig überredenden Ton, den er heute noch nicht angeschlagen hatte. „Lies den Brief vor.“

Mit einem Rest von ihrem früheren Groll zu ihm aufblickend, bemerkte sie: „Du hast es eigentlich nicht verdient.“

Dann aber las sie unter Freudenthränen, mit stockender Stimme:

„Möhringsberg, den 6. Juni.

„Meine liebe Schwester!

„Ich habe mich — diesmal hoffentlich nicht gegen Deine gütige Erlaubnis — verlobt und zwar mit Molly von Wildenhofen. Des durchlauchtigen Vormunds Einwilligung in der Tasche, bin ich gestern hierher gereist.

„Glückwünsche — immer vorausgesetzt, daß ihr von dem Artikel abzugeben habt — bitte nach Möhringsberg bei Eisenach zu adressiren an

Deinen treuen Bruder
Jack Vernon.“

Die Freude, die diese Mitteilung verursachte, war groß. Der Oberst stieß aus tiefster Brust ein: „Dem Himmel sei Dank!“ hervor, Bob sprang auf, drehte sich dreimal auf dem Absatz herum und brüllte „Hurra!“ daß die Wände dröhnten.

„Nein, dieser kleine Racker von einem Prinzeßchen,“ lachte er dann, auf seinen Platz zurückkehrend, „nun merke ich, warum sie so ausgelassen lustig wurde neulich in Exeter. Sie wußte freilich am besten, daß die Eagles keine Chancen hatte. Uebrigens das muß ich sagen,“ setzte er nachdenklich hinzu, „blamirt haben wir uns allesamt schauderhaft in der Sache.“

„Durch meine Schuld,“ schluchzte Frau Lydia in ihr Taschentuch.

„Pah, Irren ist menschlich,“ tröstete sie der Oberst. „Wer konnte auch ahnen, daß Marie der Magnet war, der ihn nach Cluffe Court zog.

„Ja, wer konnte das ahnen?“ stimmte Eleanor bei, „denn ein herzlich unbedeutendes kleines Ding ist sie doch nur!“

„Oho, das bitt' ich mir aber aus!“ fuhr Bob auf. „Sie ist das reizendste Mädchen, das ich kenne, und ich wüßte speziell hier am Ort noch keine, die auch nur mit ihr verglichen zu werden verdiente.“

Eleanor steckte diese Anzüglichkeit mit einem nachsichtigen Lächeln ein. Blanche umarmte herzlich ihre Mutter.

„Weine nicht, Mama,“ flüsterte sie, „es ist ja solch ein Glück!“

Der Oberst nickte. „Solch ein Glück, daß er uns die Schande nicht bereitet hat, jenes hergelaufene Frauenzimmer in die Familie einzuführen,“ sagte er, indem er sich jetzt langsam der Thür zuwandte. „Ja, da hast Du wahrlich recht, Kleine.“

Die Nachricht von der Verlobung that in Garston Hall nicht dieselbe frohe Wirkung. Mabel beweinte hinter Schloß und Riegel eine bittere Enttäuschung. Die übrigen waren zu stark mit dem schlimmen Ereignis beschäftigt, das die eigene Familie betroffen hatte. Man hatte heimlich das Haus verlassen und zwar am Tage nach dem entsetzlichen Geschehnis in Lympstone, dessen Zeuge er gewesen, und das sein Gemüt stark erschüttert haben mußte, denn der Einzige, der ihn an jenem Abend noch gesehen, sein Kammerdiener, konnte gar nicht Worte finden, die wilde Erregung zu schildern, in der sein Herr nach Hause gekommen sei. Am nächsten Morgen hatte man sein Zimmer leer gefunden. Seither befand man sich in völliger Ungewißheit über seinen Verbleib. Die Frauen trauerten, der Schloßherr wütete.

Wirklich herzensfroh über ihres Lieblings Glück war Lady Jane Courtenay. Sie beantwortete Mariens Brief mit einem eigenhändigen Schreiben, in welchem sie zunächst ihrer Freude darüber Ausdruck gab, daß die Grosmächte dem Verkehr mit Ihresgleichen endgiltig wiedergegeben sei. Wenn dieser Passus der Empfängerin ein leichtes Unbehagen verursachte, so machte der folgende, in welchem Jack Vernons Verdienste hervorgehoben wurden, alles wieder gut. „Und wenn er auch den Pinsel führt,“ hieß es da, „er ist doch ein Edelmann im wahren Sinne des Wortes.“

Jack, der sein Lob bei nächster Gelegenheit zu lesen bekam, meinte lächend: „Ich bin ihr für ihre gute Meinung sehr verbunden, und das Nachsichtige ‚wenn er auch den Pinsel führt', rechne ich ihr hoch an, denn ihre Kindheit, fiel noch in jene Tage, da ein hoher Adel den Weltuntergang vor der Thür wähnte, weil ein Lord Byron nicht nur dichtete, sondern sich seine Gedichte auch bezahlen ließ.“

Gegen Lady Janes ausgesprochene Absicht, die Braut auszusteuern, hatte Se. Durchlaucht von Wildenhofen nichts einzuwenden.

Die Trauung fand im folgenden Frühling in der Kirche von Courtenay Hollow statt. Von der vornehmen Pracht, die dabei entwickelt worden war, wußten am nächsten Morgen sämtliche Zeitungen zu erzählen. Das Dorftoner Lokalblatt füllte vier engedruckte Spalten mit Nennung stolzer Namen, deren Träger durch ihre Gegenwart die Zeremonie hatten verherrlichen helfen, und mit Aufzählung der massenhaft eingelaufenen und zum Teil sehr wertvollen Hochzeitsgeschenke.

Als der Wagen des jungen Paares endlich unter dem landesüblichen Schauer von Reis und alten Pantoffeln zur Bahn entlassen worden war, sagte Jack, seine kleine Frau in die Arme schließend:

The Presidents of the United States of America

Le Couronnement de Louis « Empereur » par Napoléon Ier, le 2 décembre 1804 (Peinture de Jacques-Louis David)

„Herzensschatz, Du hast etwas durchmachen müssen!“

„Du etwa nicht?“ fragte sie.

„O, ich habe mir immerfort vorgesagt: ‚Sei nur ganz still, Du Glückspilz! Dafür, daß Du all den Pomp artig hinnimmst, kriegst Du ja Molly.‘“

„Siehst Du, Jack,“ lachte sie, „ganz ähnlich ist's mir ergangen!“

Dann saß sie, den Kopf an seine Schulter gelehnt, und grübelte ein Weilchen über etwas nach. Plötzlich rief sie, sich hastig emporrichtend: „Warum geben sie mir nur immer noch den albernen Titel, Jack? Während des ganzen Frühstücks haben sie mich noch ‚Durchlaucht‘ angeredet. Als ob's damit nicht vorüber wäre!“ Und als er nichts antwortete, sondern nur ein verschmitztes Gesicht machte und mit den Augen zwinkerte: „Sprich doch, Jack! Erkläre mir das!“

„Bei uns,“ entgegnete er, „ist schon eine geborene Lady nicht in eine simple Mrs. zu verwandeln, geschweige denn eine Prinzessin. Du wirst die ‚Durchlaucht‘ wohl noch ferner ertragen müssen.“

Sie machten ihre Hochzeitsreise nach Schottland und den englischen Seen und kehrten nach Verlauf eines Monats nach Craggy Nook heim. Die Dienerschaft stand in der Hausthür zu ihrer Begrüßung bereit. Die Wärterin hielt Ulli an der Hand, und Ullis Augen waren es, die zuerst den herannahenden Wagen erspähten und ein gewisses, wohlbekanntes Gesicht, das sich herausbeugte.

„Molly!“ jubelte sie und stürzte so eilig vorwärts, daß sie erst in der Gartenpforte wieder von Margaret erwischt wurde, die ihr erschrocken zuraunte:

„Aber, Miß Ulli, Sie müssen ja ‚Mama‘ sagen, ‚Mama‘ — hören Sie mich?“

Ulli hörte wohl, aber halten ließ sie sich nicht. Bevor noch der Papa den Wagenschlag öffnen konnte, stand sie schon davor.

„Mama Molly,“ stammelte sie, atemlos vor Hast und strahlend vor Glückseligkeit, „Mama Molly!“

Diese Benennung für ihre neue Mutter hat sie beibehalten.

*

Alan Delville soll sich unter einem andern Namen den Truppen angeschlossen haben, die in jenem Frühling in den Kaffernkrieg zogen. Bestimmtes weiß man noch immer nicht über seinen Verbleib.

Die Leute munkeln, es habe zwischen ihm und Kate Armitage ein heimliches Liebesverhältnis bestanden. Ihr Selbstmord sei die Folge eines Zwistes bei einer abendlichen Zusammenkunft im Park gewesen. Er, der nicht rechtzeitig gekommen, die Geliebte zu retten, irre nun, von Reue und Gram gefoltert, in der Welt umher.

Lady Armitage, der ein düsteres Geschick den Gatten in das Irrenhaus, die Tochter in den Tod entführte, wird allgemein beklagt. In der ersten Zeit soll sie der Verzweiflung nahe gewesen sein, jetzt fängt sie wieder an, in der Geselligkeit einigen Trost zu suchen.

Clyffe Court steht leer und ist zu verkaufen. Ein Wink für Millionäre!

Mrs. Eagles hat sich endgiltig überzeugt, daß sie einen verhängnisvollen Irrtum beging als sie, um ihre ehrgeizigen Pläne zu fördern, gerade nach Devon kam. Wenn der englische Adel überall exklusiv ist, fast unnahbar zeigt er sich in Devon und dem benachbarten Cornwallis. Sie erhofft besseren Erfolg von ihrer Niederlassung in einer andern Grafschaft. In welcher? Das steht noch dahin, hängt vielleicht vom Zufall ab — möglicherweise schon von folgendem Zufall:

Als sich etwa drei Monate nach ihrer schweren Enttäuschung die schöne Frau mit Kindern und Dienerschaft und diesmal auch in Begleitung ihrer teuren Fortescue auf einem Dampfer nach Kairo einschiffte, traf sich's wunderbar, daß gerade, als sie die Kajütentreppe hinabstieg, ein alter Herr vor ihr ins Stolpern kam. Rasch sprang sie hinzu, um den Wankenden zu stützen, mit vollendeter Liebenswürdigkeit leitete sie ihn an ihrem sichern Arm bis an die Thür seiner Kabine. Dieser alte Herr entpuppte sich als Lord S., einst ein gewaltiger Ladykiller, jetzt ein ruinenhafter Greis, den die Aerzte nach Kairo schickten. Er konnte auf keinem Bein so recht mehr stehen, und daß er sitzend noch einigermaßen präsentabel wirkte, dankte er einzig der vollendeten Kunst seines Kammerdieners, aber immer noch ging ihm nichts über die Gesellschaft einer schönen Frau. Er und seine holde Samariterin (so nannte er Mrs. Eagles) waren auf der Reise fast unzertrennlich, und auch im Hotel in Kairo fanden sie sich als Tischnachbarn wieder zusammen.

Die Welt ist im Grunde nur sehr klein, und das reisende England trägt eine pikante Anekdote mit Leichtigkeit in acht Tagen von Aegypten nach Dovelon. So dauerte es denn auch nicht viel länger, bis bei irgend einem Diner Mrs. Delville von der Samariterrolle zu hören bekam, die ihre Antipathie am alten Nil jetzt spiele.

„Hm, man kann nie wissen,“ meinte sie auf die Mitteilung hin mit einem verächtlichen Kräuseln der Lippen, „die schlimmsten Narren sind immer die alten Narren.“

Weimars Goethe-Schiller-Archiv.

Von

Walter Facius.

(Hierzu die Abbildungen Seite 684 und 685.)

Am 8. Oktober 1892 beging das großherzogliche Herrscherpaar von Sachsen-Weimar das Fest seiner goldenen Hochzeit. Weit über die Grenzen der Stadt und des Landes Weimar hinaus wurde die Bedeutung dieses Festtages empfunden, denn man blickt in Deutschland voll Dankbarkeit und Ehrfurcht auf den Großherzog Karl Alexander und die Großherzogin Sophie, weil man eingedenk ihrer opferfreudigen und rastlosen Thätigkeit ist, mit der sie beide die hohen Traditionen des weimarischen Hauses pflegen. Weimar, die Stadt Goethes und Schillers, ist auch in unserer Zeit ein Hort und ein Herd für deutsche Kunst und deutsche Wissenschaft geblieben, und daß in der alten Musenstadt der Geist, der die größten unserer Dichter als Fürsten neben Fürsten gelten ließ, genährt und gepflegt worden ist — das ist das unvergänglichste Verdienst des weimarischen Herrscherpaares. So war es nur natürlich, wenn am Tage der goldenen Hochzeit ein Plan verwirklicht wurde, der im geheimen schon seit Jahren bestanden hatte: dem Goethe- und Schiller-Archiv eine eigene Heimstatte zu erbauen. Literaturfreunde und Mitglieder der Goethe-Gesellschaft brachten der Großherzogin eine Spende dar, die den Grundstock für die Baukosten bildete, und nach nicht ganz vier Jahren, am 28. Juni, ist dieses Archiv feierlich eingeweiht und der Oeffentlichkeit übergeben worden.

Wie schon angedeutet, reicht die Geschichte dieses Baues weiter zurück als bis zu jenem goldenen Hochzeitsfeste vom Oktober 1892: sie setzt ein mit dem 18. April 1885, dem Tage, an dem Walther von Goethe, der letzte Enkel des Dichters, sein Leben beschloß; denn durch sein Testament wurde die Großherzogin Sophie von Sachsen zur Erbin des literarischen Nachlasses unseres größten Dichters eingesetzt. Die hohe Frau setzte sich sofort mit hervorragenden Gelehrten in Verbindung; Gustav von Loeper, Wilhelm Scherer wurden zu Rate gezogen; der Beschluß wurde gefaßt, das Goethe-Nationalmuseum der Oeffentlichkeit zu erschließen, ein Goethe-Archiv zu gründen, jenes durch Karl Ruland, dieses durch Erich Schmidt verwalten zu lassen, und eine umfassende Ausgabe aller Goetheschen Werke mit Einschluß seiner Briefe und Tagebücher zu veranstalten, die unter Leitung der bedeutendsten Goetheforscher und Goethekenner ein Monumentalwerk werden sollte. Wie die Großherzogin, so widmete sich alsbald auch die Allgemeinheit der Aufgabe, Goethe nun mit erneuten Kräften zu dienen: die Goethegesellschaft, unter Vorsitz des greisen Herrn von Simson, konstituierte sich wenige Monate nach Walther von Goethes Tode, am 20. und 21. Juni 1885, in dem idealen Gedanken, die mit Goethes Namen verknüpfte Literatur zu pflegen und die auf diesem Gebiete sich betätigende Forschung zu vereinigen.

Seither sind Goetheforschung und der Genuß an Goethescher Dichtung in ungeahnter Weise gefördert worden; alljährlich bringen die neuen Bände der großen Goetheausgabe, der „Sophienausgabe“, neue Schätze aus Goethes Nachlaß, alljährlich enthält das Goethejahrbuch neue Stücke seiner Handschriften, und alljährlich auch sieht sich Weimar durch neue Reliquien aus Goethes Zeit bereichert. Wer das Goethehaus, oder wie es offiziell heißt, das Goethe-Nationalmuseum regelmäßig besuchte, wird dort immer neue kostbare Stücke finden; pietätvoll sind die Räume des Hauses in allgemeinen so erhalten und wiederhergestellt, wie sie einstens ausgeschaut haben, so daß man des Dichters Umgebung genau kennen lernt. Aber in ihnen hat auch alles das Platz gefunden, was von allen Seiten für dieses Haus gespendet wurde. Und wie an dieser eigensten Stätte Goetheschen Lebens, so haben sich die Schätze im Gange der letzten elf Jahre auch im Goethe-Archive gehäuft, das seinen handschriftlichen Nachlaß vereinigt. Von Jahr zu Jahr wuchs hier das Material an, das der Forschung zu Gebote gestellt wurde; man erkannte bald, daß man sich nicht an den Namen „Goethe“ klammern dürfe, wenn man die Ziele erreichen wolle, denen man nachstrebte. Tausendfältig sind die Beziehungen von Goethes Leben zur Mit- und Nachwelt, tausendfältig die Beziehungen seiner Schriften und seines Nachlasses zur Literatur der eigenen, vergangenen und späteren Zeit; unzertrennlich verknüpft erscheint vor allem Goethes Name mit dem Schillers, nicht nur der Anschauung unseres Volkes, sondern auch denen, die der Erforschung von Goethes Werken ihre letzten Kräfte widmen. So durfte das Goethe-Archiv einer Erweiterung gewiß sein; so erhielt es seine natürliche Ergänzung, als es seine Umwandlung in ein Goethe-Schiller-Archiv erfuhr.

Am 13. Juni 1889, auf der vierten Generalversammlung der Goethegesellschaft, wurde bekannt gegeben, daß die Freiherren Ludwig und Alexander von Gleichen-Rußwurm der Frau Großherzogin von Sachsen das Schiller-Archiv übergeben hätten. Fortab konnten engere Grenzen nicht mehr bestehen, sondern es galt, das Archiv, das nun den Namen der beiden deutschen Dichterfürsten trug, weiter und weiter auszubauen. Die Räume im großherzoglichen Schlosse zu Weimar, in denen das Goethe-Schiller-Archiv unter Bernhard Suphans Obhut — denn Erich Schmidt war inzwischen an die Berliner Universität berufen worden — gehegt war, reichten nicht mehr aus. Und durch die Ereignisse im Oktober 1892 wurden dann die Pläne für ein eigenes Archivhaus spruchreif; das große Werk mußte seine Krönung finden.

Der Bau des Goethe-Schiller-Archivs erfuhr schnellen Fortgang. Ein herrlicher Platz war für das Haus gewählt; hoch oberhalb der Stadt, da, wo ein Weg von der Ilm zur Höhe hinauf und weiterhin zum Webicht führt, sollte das Archiv sich erheben, stolz ragend als ein Wahrzeichen der weimarischen Stadt und des weimarischen Landes. Die Ausführung dieses Planes aber war mit nicht geringen Schwierigkeiten verbunden; der Grund und Boden erwies sich als sehr moorig und sumpfig und machte einen gewaltigen massiven Unterbau zur Notwendigkeit. Trotzdem hat man den Plan nicht aufgegeben, und es wäre bedauernswert gewesen, wenn er nicht zur Ausführung gekommen wäre. Eine schönere Lage konnte das Archiv nicht erhalten, als es jetzt inne hat. Eine Hochburg überragt in ihm die Stadt, und wer den Fahrweg von der Ilmbrücke nächst dem Marstall hinaufschreitet und dann zu der neuen breiten Rampe sich wendet, die zur Säulenfront des Archivs weist, der wird das Bild, das sich ihm darbietet, voll Entzücken in sich aufnehmen.

Die Formen des neuen Hauses halten sich in edelsten Renaissancestil, dem antike Gliederung angepaßt ist. Die eine, dem Fuhr- und Fußweg zugekehrte Front weist keinen Schmuck auf; die andere, die das Haus der Stadt gegenüber repräsentirt, steht in ihrer Mitte vor prächtige korinthische Säulen, die in wirksamem Gegensatz zur massiv-wuchtigen Rustica stehen. Durch die Verwendung von Sandstein erhöht sich der Eindruck der Gediegenheit und Vornehmheit überall, und man darf wohl annehmen, daß in einigen Nischen an den Seitenwänden dereinst Statuen die Fassade noch beleben sollen. Wie in seinem Aeußeren offenbart das Archiv auch in seinen Innenräumen Einfachheit und Vornehmheit als oberstes Gesetz. Nirgends stört in seinen Räumen oder auf den Treppengängen Prunk, Luxus, Ueberladung. Das Vestibül, durch das man zum Treppenhaus gelangt, nimmt sich mit seinen Säulen und seinem hellen Weiß an den Wänden wundervoll aus, und man wird alsbald gewahr, daß das leuchtende Weiß dem Innern des Hauses überhaupt seinen Stempel aufdrückt: in keinem Raum sind die Wände anders denn weiß abgeputzt, einzelne nur dürfen sich weißer Marmorverzierungen rühmen, sonst ist alles glatt und schmucklos gehalten. Luft, Licht, Helligkeit stellen in diesen Räumen herrschen. Der Treppenaufgang führt uns vom Erdgeschoß, das bemerkenswerte Zimmer nicht enthält, zu den Hauptarchivräumen im ersten Stock. Unmittelbar von der Treppe gelangt man zum großen Mittelsaal, vor dem zwei von der Goethegesellschaft gestiftete, in carrarischem Marmor ausgeführte, von Karl Rumpf meisterlich durchgebildete Büsten Goethes und Schillers aufgestellt sind. Der Erinnerung an die Entstehung des Goethe- und Schiller-Archivs gelten zwei Marmortafeln an der Fensterseite dieses Mittelsaales.

Hieran schließen sich zu beiden Seiten ebenmäßige weitere Räume; in ihnen sind die Bibliotheken Schillers und des Archivs selbst aufgestellt, in ihnen ruhen die Manuskripte. Weiße, vom Fußboden hoch aufragende Schränke bergen alle diese kostbaren Handschriften. Gegenüber den drei vorderen Hauptsälen befinden sich kleinere Zimmer, eines, im Empiregeschmack eingerichtet, dient dem Gebrauch der Frau Großherzogin, ein daneben liegendes ist als Arbeitszimmer für den Direktor Bernhard Suphan bestimmt; andere gehören den Herren vom Archiv. Für die fremden Forscher, die im Archiv arbeiten wollen, sind Räume im obern Stocke, zu dem man auf eisernen Wendeltreppen hinaufsteigt, verblieben. Diese Anordnung scheint wie von selbst gegeben zu sein, und ihrer Zweckmäßigkeit wohl auch ist es zuzuschreiben, daß man sich im Archive alsbald heimisch fühlt. Unermüdlich tätend hat auch bei der Durchführung des Baueplans die Großherzogin mitgewirkt, und so ist das Werk des Hofbaumeisters Mündler zu vollem, schönstem Gelingen gebracht worden.

Am 28. Juni, an dem das Goethe- und Schiller-Archiv seine Weihe empfing, strahlte hellster Sonnenschein in die

losen, hellen Räume hinein und brachte schönsten Glanz zu der erhebenden Feier, die sich im Mittelsaale abspielte. Die Galerie nahm ein Chor ein, der von Müller-Hartung geleitet wurde; im Saale selbst hatten neben dem großherzoglichen Paare und den Angehörigen des weimarischen Hofes die Ehrengäste Platz gefunden. Vom Vorstand der Goethe- und Shakespeare-Gesellschaft, sowie der Schiller-Stiftung waren Herren erschienen; Dichter, Schriftsteller und Künstler, Inhaber großer Verlagsfirmen waren ebenfalls zu der Feier hinzugezogen, aber es war Bedacht genommen, daß die Zahl der Gäste eine verhältnismäßig kleine bleibe, damit der Feier ihr intimer Reiz gewahrt werde. Schillers Lied an die Freude, der unvergleichlich hehre Chor aus Beethovens neunter Symphonie, leitete die Feier ein. Dann ergriff der Director des Archivs, Bernhard Suphan, das Wort, um die Gäste zu begrüßen und in kurzen Zügen auf die Entstehung des Archivs einen Rückblick zu werfen; hierauf sprachen Vertreter der Goethe-Gesellschaft, der Deutschen Schiller-Stiftung und der Shakespeare-Gesellschaft. Ihnen allen dankte die Großherzogin aufs huldvollste, und oft erzitterte ihre Stimme, wenn ihre Ergriffenheit über die Feierde siegen wollte. Kein Augenblick vielleicht wirkte auf sie wie auf alle Teilnehmer mit solcher Gewalt als der, in dem Erich Schmidt namens einer Reihe von Literaturfreunden, an deren Spitze der Kaiser steht, und der Goethe-Gesellschaft vor die hohe Besitzerin des Archivs trat, um ihr das wertvollste Gut zu überreichen, dessen das Archiv sich bisher zu erfreuen hat: die sieben Bände der Briefe Goethes an Frau von Stein. Sie sind für 70,000 Mark von den Erben auf Kochberg erworben worden, und so ist die Gefahr verhütet, daß diese einzige, kostbarste Sammlung Goetheischer Bekenntnisse zerstreut oder dem Ausland ausgeliefert werde.

An die Feier, die in Schumanns Schlußchor aus dem „Faust" ausklang, schloß sich ein Cercle der hohen Herrschaften und eine erste Besichtigung der Räume und ihrer Schätze. In vier Vitrinen lagen im Mittelsaal einige Stücke des Handschriftenschatzes ausgebreitet, und man konnte nun erkennen, welche Ausdehnung die Sammlung allgemach gewonnen hat: das Goethe- und Schiller-Archiv will Handschriften aller hervorragenden deutschen Dichter in sich vereinigen, bis in unsere Zeit hinein. Goethesche, Schillersche Manuskripte bilden den wertvollsten Grundstock, Herdersche, Wielandsche Handschriften sind hinzugetreten; Rückert, Lenau, Mörike, Freiligrath, Hebbel, Otto Ludwig, Fritz Reuter, Gottfried Keller, Theodor Storm, Josef Victor von Scheffel haben sich angeschlossen. Der Geist unserer Größten weht uns aus den Blättern entgegen, die hier zusammengehalten und gehütet werden.

Zwei Tage nach der Einweihungsfeier stand Weimar abermals im Zeichen Goethes; die erste Generalversammlung der Goethe-Gesellschaft fand statt, und für ihre Teilnehmer veranstaltete das Hoftheater eine Goethe-Festvorstellung. Goethes Festspiel „Des Epimenides Erwachen" gelangte zur Aufführung, nach achtzig Jahren zum erstenmale. Es wurde 1814, auf Wunsch Iffands, von Goethe für das königliche Schauspiel in Berlin gedichtet, zur Begrüßung des siegreich heimkehrenden Königs; aber erst am 30. März 1815 ging es in Berlin erstmalig in Scene, um dann 1816 auch nach Weimar seinen Weg zu finden. Goethe dichtete das Festspiel in kurzester Zeit, in zwei Wochen, aber er hat ihm mit besonderer Liebe angehangen, denn man braucht nur die in der Weimarer Ausgabe mitgeteilten Entwürfe und Akten zu lesen, um die Ueberzeugung zu erhalten, daß ihm das Schicksal dieses kleinen Werkes sehr am Herzen lag. Er wollte dem üblichen Festspielton entgehen und schuf so eine Allegorie, nicht unbeeinflußt von französischen Dichtern, die nach den im 14. Bande des Goethe-Jahrbuchs mitgeteilten Forschungen von H. Morich le réveil d'Epimenide mehrfach behandelt hatten. Goethe mochte sich aber selbst sagen, daß diese Allegorie der Allgemeinheit allzu schwer verständlich wäre, und er suchte ihr deshalb durch Musik und Dekorationspracht aufzuhelfen. In der Absicht traf er gewiß das Rechte, aber er geriet leider nicht an den rechten Komponisten: die Musik Bernhard Anselm Webers, des Kapellmeisters der Berliner Bühne, trifft den Charakter von Goethes Gedankendichtung nicht; sie süßet da aus, wo Goethe andeutet und prägnantesten Ausdruck gibt, und erscheint vollends unserer Zeit in direktem Gegensatz zu Goetheschem Stile zu stehen. Aus Reden werden langatmige Arien, feierlicher Ernst der Sprache findet behaglich-altfränkisch-freundlichen Widerhall im Gesang. Die Wirkung blieb denn auch damals aus, und die Beziehungen der Allegorie zu den Ereignissen der Freiheitskriege wurden so wenig erkannt, daß der Berliner Volkswitz sich auch an das Goethesche Werk heranwagte und spottend fragte: „A, wie meenen Sie des?" Für unsere Zeit haben Interpreten das wundersame, in seiner Sprache zuweilen völlig mystische Festspiel verständlicher gemacht, wenngleich auch sie nicht vermochten, alle Rätsel aufzulösen. Noch schwanken die Hypothesen, wie die Allegorie und Symbolik zu deuten sei; nur darin ist man ziemlich einig, daß der Dämon der Unterdrückung auf Napoleon ziele.

Durch die sehr sorglich vorbereitete Weimarer Aufführung vom 30. Juni werden die Bedenken gegen die mancherlei Seltsamkeiten dieses operenhaften Festspiels nicht alle gehoben sein, aber man wird gestehen müssen, daß demjenigen, der das Werk nicht unvorbereitet genoß, sich einzelne Scenen von mächtiger Bühnenwirkung darboten: der Zusammenbruch des Tempels im ersten Akte und die Reden des Dämons der Unterdrückung an die Hoffnung weisen gewaltige Momente auf. Die Schlußscene des Werkes bringt vor allem eine wundervolle Apotheose; ihr Grundgedanke war von Goethe zufolge einem im Entwurf erhaltenen Dekorationsplan also gestaltet: „Was das tempelartige Gebäude betrifft, so wünschte ich, daß das schwarze eiserne Kreuz mit der hellen Einfassung, im Giebel in einem transparenten Felde erschiene. Oben auf der Giebelspitze stünde der Triumphwagen vom Brandenburger Thore, ein schönes Kind, als Victorie, hielte die Zügel, und so fort." In Anlehnung an diese Anweisungen hat das Weimarer Hoftheater auch jetzt diese Schlußscene ausgestaltet. Die Belebung der Bühne ergab sich aus dem Texte des Festspiels: man sah die Gestalten von Glaube, Liebe, Hoffnung, die Krieger und Soldaten verschiedener Nationalitäten, in der Mitte den Jugendfürsten, dem die Krone aufs Haupt gesetzt wird: ein prächtiges Bild, wohl wert, vom Stifte des Zeichners festgehalten zu werden. Es wirkte fast symbolisch für die Zeit, in der es neu gestellt war: für den Abschluß der Tage, in denen uns ein stolzes Heim für deutsche Dichtung und deutsche Forschung beschert worden ist und die Ruhmestage im Jahre der Erinnerung an Deutschlands Einigung bildeten.

Die anglo-ägyptische Armee.

(Hierzu die Abbildungen Seite 688.)

Im Vordergrunde des politischen Interesses stehen, neben den Vorgängen in Südafrika, zur Zeit die bevorstehenden Kämpfe der anglo-ägyptischen Truppen gegen die Scharen des Mahdi. Daß dieselben nicht leicht zu nehmen sind, beweist die Vernichtung eines gut bewaffneten ägyptischen Heeres unter Hicks Pascha, am 4. November 1883, wie die schwere Niederlage, welche Osman Digma den Engländern unter Baker Pascha am 4. Februar 1884 bei El Teb beibrachte. Waren die Erfolge des Mahdi doch die Ursache, daß die britische Regierung die Fortsetzung des Krieges einstellte und ihre Truppen nach Unter-Aegypten zurückzog, und daß jener, beziehungsweise sein Nachfolger, bis auf die Gegenwart nicht allein im ungestörten Besitze der oberen Nilländer im Süden von Wadi-Halfa verblieb, sondern diese Ausbreitung seiner Machtsphäre sogar dazu benutzte, fortgesetzt Raubzüge in die angrenzenden ägyptischen und italienischen Gebietsteile zu unternehmen.

Sieht man darum mit einiger Spannung dem sehr gründlich vorbereiteten Beginne der Operationen der ägyptischen Truppen entgegen, so möchte aus diesem Grunde eine kurze Orientirung über die der Regierung des Khedive zu Gebote stehenden Wehrkräfte angezeigt sein, welche unter klimatisch schwierigen Verhältnissen den Kampf gegen einen zwar minderwertig bewaffneten und wenig geschulten, dagegen numerisch weit überlegenen und mit der Eigenart des Kriegsschauplatzes genau vertrauten Gegner aufnehmen sollen.

Ob die Engländer mit indischen Truppen von Suakim aus in den Kampf eingreifen oder die nur zur Verteidigung des Küstengebiets verwenden werden, läßt sich vorläufig noch nicht übersehen, ebenso wenig ob das in Aegypten stehende Occupationscorps aktiv teilnehmen wird; immerhin ist mit diesem letzteren zu rechnen, weil ein Teil desselben schon in das Grenzgebiet abgegangen ist und mindestens die doch bloß zu Besatzungszwecken verwandten Truppenteile der ägyptischen Armee für die Operationen im Felde verfügbar gemacht hat. Ohne uns auf Näheres einzulassen, wollen wir daher nicht unerwähnt lassen, daß England gegenwärtig 6 Bataillone Infanterie mit 1 Compagnie berittener Infanterie und 1 Zug Maximgeschütze, 1 fahrende Batterie, 1 Compagnie Garnisonsartillerie und 1 Compagnie Pioniere oder rund 5000 Mann Occupationstruppen in Aegypten unterhält, außerdem seit Reorganisation der ägyptischen Armee im Jahre 1883 für die meisten ihrer Truppenteile einen kleinen Kern von Offizieren gestellt hat, dessen Bedeutung und erzieherische Thätigkeit für den taktischen und moralischen Wert der Truppen nicht zu unterschätzen ist.

Nach Abstammung und Art des Ersatzes, beziehungsweise selbst ihrer Verwendung sind in der ägyptischen Armee die eigentlich ägyptischen und sudanesischen Truppen zu unterscheiden.

Die ersteren ergänzen sich durch Aushebung der jährlichen verhältnismäßig sehr geringen Ersatzbedarfsquote unter der Fellachenbevölkerung Unter-Aegyptens und liefern im Frieden zum Teil die Besatzungstruppen für die großen Städte Unter-Aegyptens; letztere werden unter den sudanesischen Stämmen der oberen Nilländer, namentlich der Dinka und Schilluk, angeworben und geben, ihrer höheren kriegerischen Veranlagung entsprechend, auch mit Rücksicht auf Charaktereigentümlichkeiten, welche ihre Verlegung in die Verkehrszentren entbehrlich erscheinen lassen, die Fortbesatzungen für den unmittelbaren Grenzschutz in der Militärprovinz, beziehungsweise im Küstengebiet von Suakim.

Hiernach setzt sich die ägyptische Armee zusammen aus: 8 Infanteriebataillonen (Nr. 1 bis 8) und 1 Depotbataillon, alle zu 4 Compagnien, 6 Sudanesenbataillonen (Nr. 9 bis 14) zu 8 Compagnien, 1 Kavallerieregiment zu 8 Schwadronen, 7 Batterien (1 reitende, 2 fahrende und 4 Garnisonsbatterien) und 3 Kamelcorps, wozu gelegentlich der Kriegsvorbereitungen gegen den Mahdi durch Reformation aus Reservetruppen und Eisenbahnbediensteten und unter Neueinstellung von englischen Offizieren noch 3 ägyptische Infanteriebataillone und 1 ägyptisches Eisenbahnbataillon hinzugetreten sind. Außerdem soll nach englischen Blättern eine Vermehrung des Kamelcorps stattgefunden haben, ein neues Sudanesenbataillon in der Aufstellung begriffen sein, doch fehlen hierüber zuverlässige Nachrichten, zumal die Blätter sich mehrfach widersprechen. Alles in allem beziffert sich der Stand der ägyptischen Armee nach neuesten Nachrichten auf 16,663 Mann mit 3117 Pferden, Maultieren und Kamelen beziehungsweise 18 Feld-, 196 Positions- und Maschinengeschützen.

Die Einstellung der ausgehobenen dienstpflichtigen Fellachen erfolgt mit dem dreiundzwanzigsten Lebensjahre, und die Dienstzeit im stehenden Heere beträgt sechs Jahre. Nach Ablauf derselben kann der Soldat mit entsprechenden Zulagen eine Kapitulation eingehen, doch geschieht dies nur selten, weil gewöhnlich dem Uebertritt in die Polizeitruppe — eine Art erster Reserve — für weitere fünf Jahre der Vorzug gegeben wird. Die letzten vier Jahre seiner Dienstverpflichtung gehört der Fellache, nach dem Ausscheiden aus der Polizeitruppe, der Reserve an.

So verwahrlost nach jeder Richtung das Menschenmaterial fast immer der Truppe zuwächst, so gelingt es der durchschnittlich drei Monate währenden Erziehung bei dem Depotbataillon, beziehungsweise später bei den betreffenden Truppenteilen, den von Schmutz starrenden knechtischen, aber intelligenten Fellachen im Laufe der Zeit zu einem selbstbewußt auftretenden, reinlich und sorgfältig gekleideten Soldaten zu erziehen, doch ist dieser Zustand nicht von Dauer und wenige Monate nach der Rückkehr in das heimatliche Dorf gewöhnlich keine Spur mehr davon zu entdecken.

Anders bei den Sudanesenbataillonen. Der Sudanese ist vor allen Dingen Krieger, ein geborener Feldsoldat, der in der Armee so lange verbleibt, als er überhaupt felddienstfähig ist. Die Anwerbung erfolgt daher ohne Rücksicht auf Alter und Familienstand, denn bei den Sudanesenbataillonen gehören die Familien mit zur Truppe.

Die gesamte ägyptische Armee ist dem Befehl des Sirdar, eines englischen Generals (zur Zeit General Kitchener) unterstellt. Jedes Bataillon besitzt durchschnittlich drei englische Offiziere, worunter der Kommandeur, wogegen die Compagnien durch ägyptische Offiziere geführt werden. Es ist dies der Grund, daß die Compagnien zum Gefecht nur selten aus einander gezogen werden, das Bataillon vielmehr nach Art der Compagnien vermandt wird.

Ueber Bekleidung und Ausrüstung geben unsere Illustrationen die nötige Auskunft. Die Infanterie führt das Remingtongewehr, die Kavallerie nur im ersten Gliede die Lanze, im zweiten den Karabiner. Die Artillerie ist Elitewaffe und mit Krupp'schen Geschützen ausgerüstet, die Gebirgsartillerie (2 Batterien) für den Geschütz- und Munitionstransport eine Batterie mit Kamelen, die andere mit Maultieren ausgestattet. Beiden Waffen ist, gleichwie den Kamelreitercorps, insofern eine größere Anzahl englischer Offiziere beigegeben als der Infanterie, als hier auch die Schwadronen und Batterien mit solchen belegt sind.

Die Kamelreiter sind eine Art berittener Infanterie, welche vorzugsweise für den Aufklärungsdienst und die Sicherung des Wüstengebiets im Osten und Westen des Nils bestimmt ist und ausgezeichnet gute Leute mit Infanteriebewaffnung zugeteilt erhält. Da ferner das Kamel für tagelange Patrouilleritte, bei denen Fourage, Lebensmittel und Munition mitzuführen sind, dem Pferde weit überlegen ist, so hat man sie mit Rennkamelen (Medara), einer besonders leicht gezüchteten Art von außerordentlicher Leistungsfähigkeit, beritten gemacht. Zur Attake ist das Kamel, seiner Störrigkeit und geringen Geschwindigkeit auf kleinere Entfernung halber, nicht zu gebrauchen; die Reiter sitzen daher zum Feuergefecht ab, wobei von vier Mann drei den Kampf aufnehmen, der vierte die Kamele in Deckung führt. Die Hauptschwierigkeit bei der bezüglichen Dressur liegt hierbei in schnellen Niederlegen der Tiere zum Absitzen und im ruhigen Verhalten beim Aufsitzen.

Die Ausbildung der ägyptischen Truppen erfolgt nach dem englischen Reglement. Für den Kampf gegen die meist beritten und in der Ueberzahl den Gegner umschwärmenden Derwische wird im offenen Terrain gewöhnlich ein großes Carrée gebildet, welches die Trains in die Mitte nimmt.

Nach allem ist nicht zu verkennen, daß unter englischem Einfluß seit den Niederlagen der achtziger Jahre gegen die Derwische viel geschehen ist, um die ägyptische Armee auf die Höhe ihrer Aufgabe zu stellen; dennoch darf man, selbst unter Berücksichtigung der Thatsachen, daß damals der Mahdi sein bestes Soldatenmaterial durch Ueberläufer der gerade aufgelösten ägyptischen Armee erhielt und daß umgekehrt gegenwärtig die Negerrace die Sudanesenbataillone zum großen Teil mit Deserteuren der Derwische füllen, auf den Verlauf des Krieges einigermaßen gefaßt sein. Jedenfalls sind die Aussichten der Aegypter jetzt erheblich günstiger, schon weil der religiöse Fanatismus der Derwische im Absterben begriffen ist, die bedrückte eingeborene Bevölkerung die Rückkehr der ägyptischen Regierung herbeisehnt und das Prestige des Mahdi durch Niederlage bedenklich gelitten hat. R. L.

Digitized by Google

LA GUERRE DES BOERS. Attaque d'un convoi de vivres

Dolorosa.
Nach der Photographie von Alexander Bassano nach dem Leben gezeichnet.

Der Kolonialstorch.

Ein deutsch-afrikanisches Märchen für große Kinder.

Von

Alfred Wichard.

Motto: Auf jedem Haus ein Nest voll Storchen,
In jedem Hause ein Klapper.
(Altes Sprichwort.)

In der Storchengasse steht ein großes Haus. Darin wohnten: erstens ein reichgewordener Pastetenbäcker — und diesem gehörte das Haus — zweitens ein Regierungsrat und ein Hühneraugenoperateur; drittens eine erfahrene weise Frau; eine Modistin; ein Sekondelieutenant. Viertens ein Kolporteur; ein Lehrer; ein Turmspitzenvergolder; fünftens ein Flickschneider und ein Student; und endlich sechstens ein Storch — in der angegebenen Reihenfolge von unten nach oben gezählt und so, daß die zusammen Genannten je ein Stockwerk bewohnten, natürlich gehörig getrennt — sämtliche verheiratet mit Ausnahme von dreien, welche der geneigte Leser selbst heraus finden möge.

Die Unteren kümmern uns nicht viel, so interessante Leute sie auch sein mochten. Diese Geschichte, die ich jetzt erzählen will, beginnt vielmehr ganz oben am Dache, was aber mehr beim Aufbau eines Hauses als bei dem einer Geschichte verkehrt sein soll.

In vorliegendem Falle, wo es mir ganz besonders darauf ankommt, alles mit historischer Genauigkeit vorzutragen und selbst den Schein der Unwahrscheinlichkeit zu vermeiden, sind mir die Verhältnisse der unteren Stockwerke zu wenig bekannt, um sie so schildern zu können, wie es für einen anständigen Schriftsteller der alles gleichmachenden und auf den Kopf stellenden Zeitströmung gegenüber geboten wäre.

Ich werde mich deshalb zum Beispiel hüten, von dem Regierungsrat in der ersten Etage fahrlässigerweise unnütze oder ungenaue Angaben zu machen, da ich mich nicht einmal erinnere, ob er ein gewöhnlicher oder ein geheimer, oder wahrhaftig ein wirklicher war, oder ob er den grünen Papageienorden vierter Klasse schon besaß oder nicht. Da ich ferner keine eigenen Hühneraugen besitze, so weiß ich ebenso wenig von dem Hühneraugenoperateur zu berichten, obschon bei ihm die Vermutung auf wirkliche und geheime Thätigkeit schon mehr Wahrscheinlichkeit für sich hätte. Noch größerer Spielraum wäre der üppigen Phantasie eines leichtsinnigen Erzählers, der es mit der Wahrheit nicht sehr genau nimmt, im zweiten Stockwerke des Hauses in der Storchengasse gewährt, und erst mit dem weiteren Aufsteigen in die höheren Regionen werden die Verhältnisse einfacher zwar, aber auch klarer und durchsichtiger und unzweideutiger. Am klarsten traten dieselben zu Tage bei der Storchenfamilie auf dem großen Kamine, welches dem einzigen Fenster meines Mansardenzimmerchens gerade gegenüber lag. Und hier kann ich herzhaft beginnen.

Die Vorgänge bei Storchs waren natürlich himmelweit verschieden von jenen beim Pastetenbäcker, bei Regierungsrats und beim Hühneraugenoperateur. Bei Storchs gab es weder Pasteten noch Staatsgeheimnisse, noch Hühneraugen; auch keine Grund- und Häusersteuern, und die alljährlich im Frühjahr sich als notwendig ergebenden Reparaturen am Neste besorgten Papa Langbein und Mama Klapperschnabel jedesmal selbst in weniger als zwei Tagen. Rückständige Mietzinse kannten Storchs ebenso wenig als Gesellschaften — Ehezwist so wenig als Sorgen um den Hausschlüssel. Mehr und mehr aber ähnelten die Storchschen Verhältnisse jenen bei ihren auf der Treppe höher aufsteigenden menschlichen Hausgenossen: sorglose Hingabe an Frühjahrsgefühle, leichtsinnige Gründung eigenen Hausstandes, wenn noch fußhoher Schnee auf den Dächern liegt und alle Teiche und Tümpel noch fest gefroren sind; hungern und frieren und dazu Frau Klapperschnabel im Kindbette. Aber alsobald wieder lustig und obenauf, wenn die Matten grünen und die fetten Frösche in den Gräben quaken.

Man kann von diesem Storchenvieh lernen, wie man's machen und nicht machen soll, pflegte Meister Habakuk zu sagen, indem er seine Nadel ruhen ließ, den Ellenbogen auf das untergeschlagene Knie und das spitze Kinn in die Hand stützte und zu dem Storchenvater hinüberschaute, der tiefsinnig wie ein Philosoph und würdevoll wie ein Geheimerat auf dem Dachfirst stand.

Meister Habakuk war selbst ein großer Philosoph, zugleich ein ausgesprochener Tierfreund. Seine Verhältnisse erlaubten ihm das, denn er war ein Schneider. Er liebte aufklärende und bildende Lektüre, welche ihm hie und da der unter ihm wohnende Agent und Kolporteur leihweise überließ, wofür Meister Habakuk mit seiner Nadel helfend beisprang, wenn die Weisheit an den Röcken und Hosen der Kolportagefamilie allzu sehr hervorstrebte. Rund herum an den Wänden seines Mansardenateliers und selbst draußen am Dachrande hingen Vogelkäfige, deren Insassen von früh morgens bis spät abends sangen und pfiffen und zwitscherten und einen Heidenlärm machten, in den ab und zu die Störche auf dem Dache wie mit hölzernen Schlegeln hinein klapperten.

Meister Habakuks Frau aber, welche er Dortchen rief, hatte ihren Sinn mehr auf das Praktische gerichtet. Sie hielt gar sauber in einem Verschlage Kaninchen, in einem andern, aber nur zur Winterszeit, Gänse.

Außer ihrem Getier besaßen sie ein einziges Kind, welches aber zur Zeit, in der diese Geschichte beginnt, kein Kind mehr, sondern schon ein rechter Bengel war: Timotheus, der von seinem Vater den phantastischen Sinn und das Handwerk, von seiner derben Mutter aber den Riesenleib und große Entschlossenheit geerbt hatte, was eher zu einem Grobschmiede als zu einem Schneiderlein passen mochte.

Bei diesen Biederleuten wohnte ich, als ich in meinen letzten Semestern als der Medizin Beflissener die Universität der Stadt besuchte und als vater- und mutterlose Waise gerade noch so viel Geld besaß, um mich bis zum Staatsexamen hindurch zu hungern.

Die philosophischen Betrachtungen Meister Habakuks hatten mich angesteckt, und ich konnte oft länger, als gut war, von meinen Büchern aufsehen und den alten Storchenvater bewundern, der mindestens ebenso grausam wie mein Professor der Physiologie die Vivisektion an Fröschen vornahm, aber mit praktischerer Nutzanwendung das experimentirte Material mit der Schnabelspitze ergriff und in die Höhe warf, mit offenem Schnabel auffing und in den nimmersatten Magen beförderte.

Als der Sommer kam, lagen fünf prächtige Storchenkinder im Neste und machten dem Papa Langbein und der Mama Klapperschnabel viel Freude, aber auch viel Sorge um die täglichen Froschschenkel. Da galt es, von früh bis spät auszufliegen, um die fünf hungrigen Mägen zu füllen. Aber die braven Störche schlugen sich, so viel ich bemerken konnte, schlecht und recht durchs Leben und freuten sich ihres Glückes — wenigstens deutete ich so ihr Klappern: sie konnten vor Freude den Schnabel nicht halten.

Aber wehe! Auch der Friedlichste kann nicht im Frieden leben, wenn es dem bösen Nachbarn nicht gefällt.

Auf einem kleinen Kamine in der Erbsengasse drüben hauste ein anarchistisches Storchenlumpengesindel, welches offenbar schon seit dem Frühjahr mit Neid auf Langbeins prächtiges Quartier auf des Pastetenbäckers breitem Hauskamine hinübergeschielt hatte. Als unparteiischer Zuschauer, der ich in meiner Mansarde war, muß ich erklären, daß von seiten Langbeins auch nicht die leiseste Herausforderung erfolgt war.

Es ist wahr, Frau Klapperschnabel hätte vielleicht die Gefühle ihres mütterlichen Stolzes über ihre, für ihr Alter freilich sehr bestaunten Kinder, welche sie natürlich für die schönsten und wohlerzogensten aller Kinder hielt, etwas weniger laut über die Dächer und besonders nicht so sehr in der Richtung nach dem engen Kamine in der Erbsengasse, wo nur zwei kröpfige und noch splitternackte Rangen lagen, ausplappern sollen. Wenn man in einem Storchennester sitzt, sollte man doppelt und dreifach bescheiden und stillvergnügter sein, als wenn man in der ersten Etage wohnt, wo es bei Tag und Nacht verschlossene Ganzthüren gibt.

Das haben auch Herr und Frau Langbein erfahren.

Denn als sie an einem schönen Sommermorgen ihre Kinder (es waren drei Mädchen und zwei Knaben) verlassen hatten und zusammen ausgeflogen waren, um ein Gericht Fische — es war gerade Freitag — für Mittag herbeizuschaffen, da flog das Lumpengesindel von der Erbsengasse herbei, fiel über die armen Storchenkinder her und brachte sie mit mörderischen Schnabelhieben radikal um. Darauf machten sich die Verruchten daran, das stilvoll eingerichtete Nest Langbeins zu zerzausen und zu zerstören.

Wie sie mitten in diesem schnöden Geschäfte waren, kamen Papa Langbein und Mama Klapperschnabel von ihrem Ausfluge zurück, und nun entspann sich ein erbitterter Kampf, aus dem, wie so häufig in der Welt, das Böse siegreich hervorging. Frau Klapperschnabel hauchte unter den Schnabelstößen ihrer eifersüchtigen Gegnerin ihre Storchenseele aus, und der arme Langbein wurde flügellahm geschlagen und in die Dachrinne geschleudert.

In unseren Mansarden war schon bei Beginn des Storchengefechtes Generalmarsch geschlagen worden. Aber leider mußten wir es bei bewaffneter Neutralität, wohlwollend für Familie Langbein, bewenden lassen.

Wir faßten zwar eine Intervention ins Auge und suchten in den unteren Stockwerken eine Partei zusammen zu bringen, mit deren Unterstützung wir, wenn es gelang, rechtzeitig auf den Kriegsschauplatz, das heißt, auf das Dach zu steigen, sicherlich die Invasion aus der Erbsengasse zurückgewiesen hätten.

Aber der Pastetenbäcker sagte, es wäre ihm schon ganz recht, wenn der Teufel die schmutzigen Störche hole, welche ihm das Dach so arg verunreinigten. In der ersten Etage der Herr Regierungsrat, der noch im Bette lag, ließ herausagen, man solle einen Schutzmann holen; und der Hühneraugenoperateur hatte gerade eine Konferenz mit seinem stillen Compagnon, einem Schuhmacher, der nur auf englischen Leisten arbeitete.

Im zweiten Stocke die weise Frau, welche sehr gut auf den Klapperstorch zu sprechen war, meinte, man solle geschwind einen Standesbeamten benachrichtigen — wovon wir uns natürlich nicht den geringsten Erfolg versprechen konnten. Die beiden anderen Parteien des zweiten Stockes waren nicht zu Hause und konnten deshalb nicht in Verlegenheit gebracht werden.

Der Kolporteur, der Lehrer und der Turmspitzenvergolder im dritten Stocke waren auf die Störche äußerst erbost, aber aus ganz besonderen Gründen. Der Turmspitzenvergolder, sonst ein ganz schwindelfreier Mann, lag zudem noch im Bette wie der Herr Regierungsrat, aber nicht aus Faulheit, sondern weil seine Hosen im Leihhause waren.

So mußten wir denn dem Untergange der Familie Langbein müßig zusehen. Erst als der schwerverwundete Storchenvater in der Dachrinne unter meinem Fenster, also auf neutralem Boden lag, konnten wir uns mit Aussicht auf Erfolg an dessen Festnahme machen.

Da aber im Atelier des Meisters Habakuk kein irgendwie zur Beihölzung eines Storchen passendes Werkzeug sich fand, so blieb es der Kühnheit und der Länge Tims vorbehalten, auf das Dach hinaus zu langen und den armen, sich nur schwach sträubenden Langbein herein zu holen.

Nun war er in meiner Stube — der hohe Herr, der sonst so stolz und frei von seinem luftigen Dachfirst auf das Haus des Pastetenbäckers, auf die Storchengasse, auf die ganze Stadt niederschaut — eine gefallene Größe, welche sich nur schwer in ihr Schicksal finden konnte. Er schlegelte mit dem einen gesund gebliebenen Flügel und hüpfte auf dem noch heilen Stelzenbein recht widerspenstig in meiner engen Bude herum, und es war keine ganz leichte Mühe für Tim, den ungefügen Gast mir zur ärztlichen Behandlung vorzustellen.

Eine ernste Verletzung des Flügels konnte ich nicht feststellen. Aber fürsorglich und auch um Flug- und Fluchtversuche unmöglich zu machen, welche in meiner Remenate nur heillose Verwirrung hätten hervorbringen können, wurden dem Patienten die Flügel mit von Meister Habakuk gelieferten Band glatt an den Leib bandagirt und darauf das wunde Bein (es war das linke) näher untersucht.

„Potz Tausend, Herr Doktor —" rief Tim — „der Storch hat einen Ring am Finger!"

Und so war es.

Nicht gerade am Finger — Tim übertrieb gern etwas; das hatte er von seinem Vater — aber doch dicht über dem Fußgelenk.

Die Stelle war stark aufgeschwollen, und der Ring saß so tief im Fleische, daß er nicht gelöst werden konnte.

Ich stellte meine Diagnose auf starke Luxation des Fußgelenkes und verordnete kalte Umschläge. Letztere wären übrigens uns allen auch recht dienlich gewesen, dieweil unsere Köpfe ob der gemachten Entdeckung warm zu werden begannen. Besonders Meister Habakuks Phantasie erhitzte sich rasch und stieg fortwährend, da an eine nähere Untersuchung des geheimnisvollen Ringes nicht gedacht werden konnte, ehe nicht die Anschwellung des Gelenkes zurückgegangen war.

Frau Dorthel räumte einen Verschlag ein, in welchem zur Winterszeit ihre Gänse in Pension waren, etwas abseits, so daß unsere Nasen nicht zu sehr belästigt wurden. Denn Seine Hoheit, der depossedirte Herr vom Dache, hatte Gewohnheiten an sich, auf welche die anzüglichen Bemerkungen des Pastetenbäckers anspielten und mit welchen man sich unter dem Dache noch weniger befreunden konnte als auf dem Dache. Mehr Freude machte uns die Zutraulichkeit des Langbein und die Bereitwilligkeit, mit welcher er das dargebotene Futter annahm. Letzteres in genügender Menge herbeizuschaffen, war meine einzige Sorge und diejenige Tims.

Alles vergeht auf dieser Welt, auch die Geschwulst an einem Storchenbeine.

Bei verschlossener Thür mußte Langbein sich nun dazu bequemen, sich vor uns zu legitimiren und sich über seinen seltsamen Beinschmuck auszuweisen.

Frau Dorthel nahm ihn zwischen die Beine wie eine Gans, welche man mit Weizenkorn stopft. Meister Habakuk hielt das gesunde, Tim das kranke Bein — zarter Schonung voll, doch so energisch fest, daß ich bequem hantiren konnte.

Da ich auf des Ringes Außenseite nichts entdecken konnte, was die Neugierde der Familie Habakuk hätte befriedigen können, ordnete ich als behandelnder Arzt an, daß zur Herbeiführung einer vollständigen Heilung der Ring zu entfernen sei — was auch mit den unvollkommenen Hilfsmitteln einer Schneiderwerkstätte und einer Studentenbude mit einiger Schwierigkeit bewerkstelligt wurde.

Und da stand nun auf der Innenseite des Goldreifes eingegraben geschrieben — ja, wenn wir das gleich hätten lesen können!

Deutsch war es nicht, das sahen wir alle; auch lateinisch nicht und nicht griechisch, nicht französisch, nicht englisch, nicht italienisch — das konnte ich sofort entscheiden; auch nicht spanisch, obschon es uns ganz so vorkam.

Es blieb also nicht zu viel zu erraten übrig: Meister Habakuk riet auf russisch, Frau Dorthel auf amerikanisch(!), Tim auf chinesisch, und ich selbst — nun, ich hatte es natürlich gleich gesagt — auf türkisch oder arabisch oder hebräisch.

Es lebte aber in selbiger Stadt ein kleiner Mann. Der war ein großer Gelehrter und konnte sprechen alle Sprachen des Morgenlandes und lesen alle Schriften der Hebräer, Aramäer, Chaldäer, Nabatäer, Semiten, Anamiten und Wahabiten — warum also nicht auch diese Inschrift?!

Zu ihm ging ich und zeigte ihm den geheimnisvollen Ring von des Storchen Bein.

Und kaum, daß der kleine Mann und große Gelehrte einen Blick darauf geworfen, so rief er aus: „Es ist arabisch, o Herr, o wallah! und heißt: Allah jahfaz hada ‘lâklak habib Suleikha bint el-Emir — zu deutsch: Gott beschütze diesen Storch, den Liebling der Suleikha, der Tochter des Emir!“

Mehr nicht. Ich schrieb das Sprüchlein auf, erzählte dem freundlichen Professor den seltsamen Hergang der Storchengeschichte, bat, später wiederkommen zu dürfen, und lief spornstreichs zurück in die Storchengasse.

In diesen Tagen gedieh die Arbeit in unseren Mansarden nicht sonderlich. Oefter als sonst ließ Meister Habakuk die Nadel ruhen und stützte sinnirend das spitze Kinn in die hohle Hand. Und Tim, sein Sohn und Geselle, hatte sich die Inschrift des Ringes auf einen Streifen Papier geschrieben und auf ein Nadelkissen neben sich gespießt, um alle Faden lang darnach zu greifen. Schon am ersten Tage wußte er den Spruch auf arabisch und deutsch auswendig. Einige Tage nachher schwätzte der Staarmatz vor dem Fenster nur noch von Suleikha bint el-Emir, und Frau Dorthel versalzte die Suppen, da ihre Gedanken nur bei der arabischen Prinzessin weilten, welche sich nach ihrer festen Meinung Störche hielt, wie man hier zu Land Kanarienvögel züchtet.

Mich selbst hatte diese Ringgeschichte ebenfalls mächtig aufgeregt, und die Naturgeschichte der Storchenvögel, im besonderen diejenige unseres Klapperstorches, interessirte mich mehr als die Anatomie und Pathologie des homo sapiens. Auch machte sich eine lebhafte Wißbegierde nach allem Arabischen und Afrikanischen in mir rege. Denn ich hatte mich wohl unterrichtet, daß unsere Störche zum Winteraufenthalt bis tief in das Innere des schwarzen Erdteils ziehen. Dort — nirgends anders mußte Suleikha, des Emirs Töchterlein, wohnen!

Ich begann, mich eifrig um die Gönnerschaft des kleinen arabischen Professors zu bewerben. Unser Storch half mir dabei. Denn der Professor, der auf arabische Inschriften so versessen war, wie die Franzosen auf Elsaß-Lothringen (nur mit dem Unterschied, daß er auch solche bekam), hatte den gierigen Gedanken gefaßt, dem langbeinigen Afrikareisenden eine aufreizende Antwort oder einen verbindlichen Gruß an seine braune Herrin wieder mitzugeben, um dadurch eine Korrespondenz anzubändeln, welche noch mehr Ringe in Aussicht stellte.

Diese Idee fand natürlich in unseren Mansarden lebhaften Beifall. Ein jeder von uns hatte einen besonderen Text in petto, und unser hohes Haus konnte über den Wortlaut der Adresse lange zu keinem endgiltigen Entschlusse kommen.

Doch Gevatter Langbein war mittlerweile unter meiner Behandlung und unser aller sorgsamer Pflege so weit hergestellt, daß er wieder passabel schreiten konnte. Passabel! Denn einen regelrechten storchischen Parademarsch brachte er leider nicht mehr zu stande — das verwundet gewesene Bein zog er, offengestanden, etwas unschön nach, und Suleikha, seine Herrin, mußte ein gutes Herz haben, wenn sie ihren vorher in Manneskraft und Schönheit stolzirenden Liebling in seinem jetzigen derangirten Aeußern noch lieben mochte. Was Langbein billigerweise bei seiner Rückkehr erwarten konnte, war nur ein succès d'estime, statt Liebe — Achtung. Und dafür mag sich einer bedanken, selbst wenn er ein Storch ist.

Doch einerlei. Damals handelte es sich darum, unsern Genesenen nicht nur auf die Beine, sondern auch auf die Flügel wieder zu bringen und zwar so rechtzeitig, daß er das Fliegen wieder gelernt haben konnte, ehe die große storchische Gesellschaftsreise nach Afrika wieder angetreten wurde.

Vorher aber mußte dem Storch unsere Botschaft an seine arabische Herrin mitgegeben werden. Und dies geschah denn ebenfalls durch Umlegen eines Ringes, der sich von dem arabischen in nichts unterschied als im Metall und im Inhalt. Jener war von eitel Gold — der unsrige von eitel Nickel.

Unsere Botschaft aber lautete:

„Dieser, der Lieblingsstorch Deiner Tochter Suleitha, ist in seinem Neste, so er auf unserem Dache hatte, von räuberischen Störchen überfallen, seine Familie getödtet, er selbst wund geschlagen worden. Wir haben ihn gepflegt — Allah helfe ihm weiter! Habakuk, der Schneider. Dorothea, seine Frau. Tim, sein Sohn, und ich, Michel, der Arzt, der auch dieses schrieb.“

Als dieses geschehen, erhielt unser Pflegling noch eine reichliche Atzung, und dann mußte ihn der lange Tim wieder aufs Dach bringen.

Aengstlich und erwartungsvoll folgten unsere Blicke den unbeholfenen Bewegungen des Vogels, der etwas mühsam und halb hüpfend, halb flatternd den First des Daches erreichte. Dort klapperte er zuerst einige kurz abgestoßene Storchenseufzer, legte den langen Hals zurück und senkte traurig den Schnabel auf den Kropf. Dann zog er das kranke Bein ein und regte sich nicht mehr, bis es Abend wurde und Nacht. Um Mitternacht, da ich von einem notwendigen Ausgange nach Hause kam, lehnte ich mich zum Fenster hinaus und sah noch die dunklen Umrisse Langbeins in derselben Stellung am Nachthimmel abgezeichnet.

Aber des andern Tages in dämmernder Frühe — ich hatte gerade einer afrikanischen Majestät ein Bein ausgerissen, es wieder zusammengeflickt und mich dadurch seiner Lieblingstochter sehr angenehm gemacht — die Operation war glücklich ausgeführt und die schwarze Prinzessin war gerade im Begriffe, einen handbreiten Goldreifen, den sie in der Strumpfbandgegend trug, abzulösen und mir als Honorar für meine hofärztlichen Bemühungen coram publico um die Stirn zu legen — die Negertrommeln wirbelten und ein riesiger Neger, der Reichsherold, verkündete mit mächtig schallender Stimme:

„Herr Doktor, der Storch ist fort!“

Ich fuhr in die Höhe.

Ein neuer Wirbel fuhr gegen meine Thür, und Tim schrie in einem fort durchs Schlüsselloch: „Herr Doktor, der Storch ist fort!“

Gegen meine Gewohnheit ertrug ich die unzeitgemäße Störung meines Morgenschlummers sehr sanftmütig. Denn da Gevatter Langbein nicht vom Dache in den Hof oder auf die Straße gefallen war — was Tim sofort festgestellt hatte — so konnte er sich nur auf dem Wege davongemacht haben, der für einen Storch allein nach Afrika führt, nämlich durch die Luft.

Und das war eine erfreuliche Wahrnehmung.

Da aber der Winterfahrplan für die Störche noch nicht in Kraft getreten war, unser Langbein aber weder an diesem Tage noch bis zum Schlusse der „Saison“ auf dem Dache sich wieder zeigte, so war unsere Freude keine ungetrübte. Ein jeder von uns hatte eine andere Frage zu stellen, ein jeder eine andere Antwort zu geben, und wir stürzten uns von Zweifel in Beruhigung, von Zuversicht in Bedenken über das fernere Schicksal Langbeins, mit welchem, wenn ich ehrlich sein soll, für einen jeden von uns die Erfüllung oder Nichterfüllung irgend eines besonderen phantastischen und verrückten Wunsches verknüpft war.

Die Storchenpost war dann im August abgegangen. Da sie bekanntlich eine zwar sehr beschleunigte Beförderung, aber sehr langsame Bestellung hat, so blieb mir Zeit genug, bis zu ihrem Wiedereintreffen bei meinem kleinen Professor Unterricht zu nehmen im Arabischen und im Suaheli, womit man, wie man mir sagte, durch ganz Afrika kommen kann, wenn man nicht unterwegs aufgefressen wird oder sonst einem kleinen Mißverständnis zum Opfer fällt. Auch ließ ich mich in den Kolonialverein aufnehmen und spielte — natürlich ohne sichtbaren Erfolg — mit Familie Habakuk zusammen ein Viertelchen in der Antisklavereilotterie.

So verging der Winter. Langsam nahte der Frühling.

Unsere Aufregung vermehrte sich mit jeder Nummer des Tageblattes, welches wir mit Spannung auf den ersten Frühlingsboten durchforschten. Ein Redaktionsmaikäfer hatte sich schon im Lokalen gezeigt — er war wieder erfroren; der Stadtreporter hatte schon seine ständigen Witze über den Frühsalat gemacht — auch er (der Salat nämlich) war wieder unter Schnee begraben worden; der erste Storch sollte endlich erschienen sein und über der Stadt gekreist haben — auch er war wieder abgezogen. Nun, wir wußten ja, das waren die Quartiermacher. Noch ein paar Tage Geduld!

Und — wahrhaftig — eines Morgens klapperte es auf unserem Dache!

Es war Langbein, unser lieber Langbein mit einer neuen Gemahlin, welche noch etwas verschämt und zimperlich that. Und Langbein hatte, um es gleich zu sagen, unsern Nickelring nicht mehr, aber dafür einen handbreiten Reifen aus Gold, aber nicht am kranken Beine, welches er noch immer stark nachzog, sondern am gesunden — war das nicht rührend und ein Beweis, daß wenigstens das Herz der Suleitha nicht schwarz sein konnte?!

Nun galt es aber, den Gevatter Langbein wieder in unsere Gewalt zu bringen.

Es war nicht leicht, ein Mittel hiezu zu ersinnen. Denn Gewalt war verwerflich, nur List anwendbar. Tim hatte einen lebenden Frosch erjagt und ihn als Köder an einem langen Bändel auf dem Dache herumhüpfen lassen. Freund Storch schaute mit gleichgiltigem Blicke auf den Frosch, ebenso auf unterschiedliches anderes Getier, als wollte er nach höherem Muster sagen: „Was ist mir Hekuba?!“

Wir sahen bald ein, daß wir mit solcher Schulbubenlist den Philosophen vom Dachfirst nicht herunterbekamen. Ich begann, mich unter der Hand und in unauffälliger Weise — denn wir hielten

Le Grand-Bornand en hiver. — Vue sur la commune et les Aravis.

ROBERT DUDLEY, EARL OF LEICESTER
From a painting by Zucchero

ROBERT DEVEREUX, EARL OF ESSEX
From a painting by Zucchero

unsere ganze Storchengeschichte ängstlich geheim — nach einer bewährten Fangart für Störche zu erkundigen.

Aber wenn ich zum Beispiel anfing: „Wissen Sie vielleicht, wie man Störche fängt?“ — erwiderte man mir mit lachender Neugierde: „Na, wie denn, sagen Sie's nur gleich!“ — denn man dachte gleich daran, wie man Löwen oder so was fängt, und an die eigens dazu mitgebrachte Jagdtasche.

Darauf erschien ich als Anonymus im Sprechsaale der „Neuesten Nachrichten“ und im Briefkasten etlicher anderer Zeitungen und erzielte damit weiter nichts als einige schlechte Witze. Zuletzt aber mischten sich solche hinein, welche immer gleich bissig werden, wenn die Sache sie auch nicht viel angeht, und es entspann sich ein Streit zwischen solchen, welche die Störche geschont, und solchen, welche sie verfolgt wissen wollten.

Ich sah mit Schrecken, daß die Gemüter sich ob der Klapperstörche immer mehr erhitzten und daß der Storch selbst im Landtage hinsichtlich seiner Stellung zum Vogelschutzgesetze zum Gegenstande eingehender Beratungen gemacht und dabei von einer gewissen Partei als Räuber und Mörder hingestellt wurde. Selbst der Regierungsvertreter, welcher der in unserm Hause in der ersten Etage wohnende Regierungsrat war, nahm — vermutlich voreingenommen durch die Erinnerung an den seinerzeit ihm durch den Storchenkrawall gestörten Morgenschlummer — keine sehr wohlwollende Stellung für die Störche ein. Es war schließlich nur dem Verhalten des weiblichen und storchenfreundlichen Teiles der Tribüne zu verdanken, daß die Landesväter ihrem rege gemachten Mißtrauen gegen die Störche nicht weiter nachgaben und es bei dem alten schönen Verhältnisse zwischen Klapperstorch und Menschheit bewenden ließen.

Ich atmete auf.

Ich machte mir aber heftige Vorwürfe, daß ich leichtsinnigerweise die Blicke des ganzen Landes oder doch der ganzen Stadt auf die langen Beine gelenkt hatte, welche stundenlang in regungsloser Ruhe auf den Schornsteinen standen, so daß selbst ein oberflächlich schauendes Auge nur gar zu leicht den glitzernden Ring unseres Langbein hätte entdecken können. Und dann — dann wäre es um Suleikhas Storch — um den Ring — um diese ganze schöne Geschichte geschehen gewesen! Denn — frage ich — würde sich irgend ein Verleger finden, der eine Geschichte drucken, irgend ein Leser (geschweige eine Leserin) und sei es auch der geneigteste, der eine Geschichte lesen würde, in welcher goldene Ringe nicht ordnungsmäßig und wie es sich gehört, an den Mann und an die Frau gebracht werden?

Als das Unwetter über die Kamine unschädlich hinweggebraust war, gelobte ich, nie wieder in meinem Leben einen Briefkasten oder einen Sprechsaal zu reizen.

Ich habe vergessen, zu sagen, daß auch mein arabischer Professor, der natürlich noch versessener auf den Ring und seine mutmaßliche Inschrift war als ich, die gleichen Aengsten und Nöten durchmachte. Stundenlang stand er an meinem Mansardenfenster und stierte gierig nach dem Storchenbeine, welches von der ersehnten Inschrift umschlossen war.

Da, als er wieder einmal so stand, gab er plötzlich einen gurgelnden Kehllaut von sich, den er offenbar den Kameleu abgelauscht, wenn sie in der Wüste eine Oase gewittert, und rief dann aus: „el hamdu billah!“ — was zu deutsch am besten mit εὑρηκα zu übersetzen wäre.

Dann packte er den langen Tim, hieß ihn mitgehen und stürzte von dannen.

Unser Storch stand noch auf demselben Beine, als beide wieder zurückkehrten. Der kleine Professor nahm dem langen Tim ein Paket ab, das dieser getragen, und jagte uns aus meiner Stube hinaus.

Erwartungsvoll postirten wir uns versteckt am Fenster in Meister Habakuks Atelier, und es währte nicht lange, so hörten wir sonderbare fremde Laute von meinem Fenster her.

Tim, der nicht nur lange Beine, sondern auch einen langen Hals hatte, reckte und drehte diesen, und als er ihn wieder einzog, berichtete er, daß er ein Stück von einem langen weißen Schleier gesehen habe und sonst nichts. Dasselbe mußte auch unserm Storche auf dem Dache aufgefallen sein. Denn er wurde ersichtlich aufmerksam.

Er drehte zuerst den Hals mit einer Achtelswendung nach dem Fenster zu — hob die Schnabelspitze ein weniges nach einer Seite in die Höhe und sah mit einem Auge herüber — that dasselbe dann in graziöser Weise nach der andern Seite und stellte sich darnach, als sein Schnabel mit dem Halse wieder eine Senkrechte bildete, auf seine beiden Beine. Alsdann begann er den Hals weit vorzustrecken und wieder zurückzuziehen, immer dabei nach dem Fenster hinüberblinzelnd, gleich, als wollte er sagen: „Ist es möglich? — Sehe ich recht? — Nein, es kann nicht sein — und doch —“

Und wie er die letzten Worte pantomimisch ausgedrückt, hob er, freudig bewegt, die Flügel und eilte, weit hüpfend, das Dach herunter auf das Fenster meiner Mansarde zu, in welche er, wie Tim sehen konnte, sich ohne Besinnen hineinstürzte.

Als wir uns von unserm Erstaunen erholt hatten, schlichen wir uns vorsichtig vor meine Stubenthür, welche ein Oberlicht auf den Gang hinaus hatte. Leise schafften wir einen Tisch herbei, erstiegen ihn und wurden Zeugen der rührenden Scene des Wiedersehens zwischen — Suleikha und ihrem Lieblingsstorche!

Beide hielten sich umschlungen — fest umschlungen, und Suleikha rief:

„Herbei, ich hab' ihn!“

Wir traten eilig ein und machten mit zarter Gewalt den Lieblingsstorch fest, der plötzlich seine Suleikha nicht wieder kennen wollte.

Kein Wunder — des Emirs Töchterlein war ein deutscher Professor in arabischem Mädchenkleide!

Es war vielleicht nicht schön, mit den zärtlichen Gefühlen Langbeins so schnödes Spiel zu treiben. Daß dieser edle Lieblingsstorch dieses üblen Verrats später nicht mehr gedachte, wie sich im Verlaufe dieser hoffentlich nicht unwahrscheinlichen Geschichte noch zeigen wird, war tief beschämend für uns.

Doch mein arabischer Professor war sentimentalen Erwägungen und Betrachtungen nicht zugänglich, wenn er sich auf der Inschriftenjagd befand. Noch im lichten Gewande einer arabischen Jungfer machte er sich daran, den Ring vom Storchenbein zu lösen, was ihm besser als vorher uns gelang.

Und hier ist der Inhalt der zweiten arabischen Botschaft:

„Im Namen Gottes! Siehe! euern Gruß haben wir erhalten. Dank für unseres Lieblings Pflege. Möge Gott euch beschützen!“

Eine Angabe der Wohnung nach Straße und Hausnummer oder der nächsten Poststation war natürlich nicht zu erwarten gewesen. Daß aber gar keine Unterschrift — nicht einmal eine Bezeichnung der nächsten Oase beigefügt war, das war doch nicht recht oder wenigstens nicht schön von Seiner Durchlaucht dem Herrn Emir, dem wir uns ja auf unserm Nickelringe, wie es sich schickte, vorgestellt hatten. Wenn das vielleicht eine arabisch-fürstliche, nachlässige Art und Gepflogenheit war, vielleicht auch die Folge eines sehr stark ausgeprägten Selbstbewußtseins des Emirs, für den es sich wohl von selbst verstand, daß sein erlauchter Name überall, wo Störche fliegen, berühmt und so bekannt war, daß er gar nicht genannt zu werden brauchte — so war andererseits diese Storchenpostkarte doch sehr vornehm gehalten, was man nicht allen Postkarten nachsagen kann. Ich bitte den Wortlaut nochmals zu überlesen und dann zu gestehen, daß man mit so wenig Worten nicht leicht mehr auszudrücken konnte.

Was nun vollends das Aeußere betrifft, so zeugte dasselbe von einer wirklich fürstlichen Pracht, wogegen unser dickstes, goldgeränderes Velinbriefpapier das reinste Fließ- und Satzenpapier ist.

Denn all die Tüpfelchen und Strichelchen über und unter den Buchstaben, woran die arabische Schrift so reich (und für uns so unverständlich) ist, waren durch eingesetzte Brillanten und Diamanten, durch Perlen und Edelsteine ausgedrückt, in märchenhafter Pracht, welche in meine enge Stube eingezogen war, glitzerte und funkelte, unsere Augen blendete und unsere Sinne so ganz gefangen hielt, daß — unser teurer Storchenpostbote unbemerkt sich durch das offene Fenster hatte davon machen können . . .

Das war nun freilich sehr unerwünscht; mit der durch die Perlen und Diamanten überreich „bezahlten Rückantwort“ war es nun nichts mehr.

Nach einigen jämmerlich mißlungenen Versuchen, Suleikhas Lieblingsstorch noch einmal von seinem Kamine herunterzubekommen, mußten wir uns damit begnügen, ihn von unserm Fenster aus zu betrachten. Je mehr wir dies thaten, desto mehr mußten wir seine vorzüglichen Eigenschaften, sowohl vom naturphilosophischen als auch vom rein storchischen Standpunkt aus betrachtet, anerkennen und zugeben, daß die hohe Würde, welche er am fürstlichen Hofe von Suleikhas Papa bekleidete und welche sich in allen seinen Bewegungen und mehr noch in seinen Nichtbewegungen kund gab, jedenfalls eine durch langjährige geheime Klapperei wohlverdiente war.

(Fortsetzung folgt)

Aspasia.

(Hierzu die Abbildung Seite 680.)

Unser an Wundern der Technik so reiches Jahrhundert zeigt auch für alles Ideale ein reges Interesse. Pietätvolle Hände durchsuchten den Schutt von Troja, Mykenä, Olympia, und ein Abglanz der alten Herrlichkeit leuchtet den Epigonen. Gleich dem Dichter versenkt auch der Künstler sich gern in die Vergangenheit, und willig folgen wir ihm nach dem sonnigen Hellas. Wer sie wohl sein mag, diese schöne Griechin? Erwartet vielleicht Helena ihren Paris vor dem Palaste des Priamos? Belauschen wir Sappho bei ihrem poetischen Schaffen? Sehen wir Aspasia in Erwartung des stolzen Perikles? Hatten wir den letzteren Gedanken fest!... Aus ruhmreicher Schlacht ist der Erbauer der Propyläen und des Parthenon heimgekehrt. Während der Held vom Volke umjubelt wird, sitzt Aspasia bescheiden an der Schwelle des Palastes. Ihre Hand fährt glättend über das schöne Haupt, in dem sich die klugen und herzlosen Worte an einander reihen, mit denen sie den Sieger begrüßen will. Ihr schön gerundeter Arm ruht auf einem Kruge, gefüllt mit kostbarem Weine, der den Helden laben soll. Den Palmzweig, das Symbol des Ruhmes, wird sie ihm reichen, doch nicht dieser, sondern ihr Anblick wird ihn für alle Mühsal belohnen.

Nicht der Meißel eines hellenischen Künstlers verewigte die Scene, sondern goldene Sonnenstrahlen haben dieses Lichtbild nach der Natur geschaffen. In nüchterner Prosa und mit Fachausdrücken gesagt, ist unser Holzschnitt einer photographischen Porträt- und Kostümaufnahme aus dem Atelier von Mai & Comp. zu Budapest nachgebildet. Als Platintypie in Folioformat ausgeführt, bildet dieses Porträt ein Hauptstück der sehenswerten Exposition der Genannten auf der Millenniumsausstellung in Budapest. Eine der schönsten und anmutigsten Frauen der ungarischen Hauptstadt erschien als „Aspasia“ auf einem Kostümballe, wo sie mit Bitten bestürmt wurde, sich in dieser kleidsamen antiken Tracht photographiren zu lassen. Der freundlichen Gewährung dieser Bitte verdanken auch wir unser Bild. R. K.

Sprüche.

Von

A. Stier.

Freudlosigkeit ist besser als Sonnenschein;
Auch in graue Tage gießt er hinein
Eine Gnadenfülle goldenen Lichts.
Wer ihn empfangen, dem mangelt nichts.

•

Nicht allen können Purpurrosen blühen;
Wohl dem, der mit dem duft'gen Wegedorn
Bescheid'ner Freuden sich begnügen lernet,
Wie ihn sich jeder holen kann ins Haus!

•

Sie dringen tief in des Kunstwerks Wesen,
Und höchst belehrend ist es zu lesen,
Was alles — wie sich's der Klinge denkt —
Solch Künstler in sein Werk versenkt.
Der aber hört's mit stillem Lachen:
„Wenn ich so viel gedachte, könnt' ich's nicht machen!“

•

Lerne auf eigenen Füßen stehen,
Mit eigenen Augen lerne sehen,
Eig'ne Gedanken im Kopfe tragen,
Mutig die eigene Meinung sagen! —
Wer so viel Eig'nes errungen auf Erden,
Der hat das Recht, etwas Großes zu werden.

An der Schlizabrücke.

(Hierzu die Abbildung Seite 685.)

Die Umgebung von Tarvis zählt nicht allein zu den schönsten Gegenden Kärntens, sondern überhaupt zu den reizvollsten Punkten der südlichen Kalkalpen. Bequeme Spaziergänge, lohnende Ausflüge und interessante Hochgebirgstouren halten Tarvis, sowie das benachbarte Raibl, längst zu Touristenorten ersten Ranges gemacht. Im vollen Maße

werden diese Gebiete auch den Ansprüchen des Landschaftsmalers gerecht, welcher dort einen reichen Schatz von dankbaren Motiven findet. Gerade in der unmittelbaren Nähe von Torvis ist es die Schlitza, welche mit ihren malerischen Ufergartien eine Fülle von Anregung bietet. Am Eingange in die romantische Schlitzaschlucht überspannt die Ruine Wallach-Leitsch auf einer kühnen Brücke von 63 Meter Spannweite in schwindelnder Höhe den tosenden Bach, welcher die Eigenthümlichkeit hat, während seines Laufes dreimal den Namen zu wechseln; er heißt nämlich von seinem Ursprung, welcher sich hart an der italienischen Grenze auf der Nevea-Alpe befindet, bis Kaltwasser „Seebach", von Kaltwasser bis Thörl „Schlitza" und von Thörl bis zu seiner Mündung in die Gail „Gailitz". Unser Bild zeigt eine Partie oberhalb der Stelle, wo der Bach durch die erwähnte Schlucht bricht. Rechts steht eine Sägemühle, und im Hintergrunde erblickt man über dem nach Nassfeld führenden Thaleingang den 1911 Meter hohen Königsberg, der sich zwar an Höhe nicht messen kann mit seinen mächtigen Nachbarn, dem Reichenberg und dem Mauthhart, welche bis 2700 Meter aufragen, jedoch einen großartigen Einblick in die Gruppirung dieser wilden Bergriesen gewährt.

Vom Bauerntheater in Schliersee.

(Hierzu die Abbildungen Seite 692.)

In dem reizend am Schliersee gelegenen Dörfchen gleichen Namens, das von München nur anderthalb Bahnstunden entfernt ist, wurde im Sommer 1892 von Konrad Dreher, dem bekannten Komiker und Charakterdarsteller, ein Bauerntheater eröffnet, in welchem oberbayrische Volksstücke gepflegt werden. Das Originelle dieser Schöpfung liegt darin, daß die Mitwirkenden durchwegs Einwohner von Schliersee und Umgebung sind. Dem oberbayrischen Volke ist das Talent zum Singen und „Kamedi-Spüln" angeboren. Von altersher hat nahezu jeder größere Ort in Oberbayern einen „Zimmerstutzenbund", „Kegelklub", „Verschönerungsverein", eine „Volksrachterhaltungsgesellschaft", „Liedertafel" oder „Schützenverbindung", und in nahezu jeder dieser Vereinigungen herrschen Lust und Liebe für die Pflege des Gesanges und vorzugsweise für das Theaterspielen.

Konrad Dreher, ein geborener Münchener, der das schöne Oberbayern und sein Volk kennt und liebt, war stets besonders gern in Schliersee. Anfangs Jahre — seit 1880 — trug er den Gedanken in sich, ein Bauerntheater zu gründen, in welchem nicht Berufsschauspieler, sondern wirkliche, echte Bauern und Bäuerinnen die oberbayrischen Volksstücke verkörpern sollten. Endlich brachte er es so weit, ein Anwesen mit schönem, großem Garten zu erwerben, und in diesen Garten stellte er das „Schlierseer-Bauerntheater". Die Schuhplattler, welche ihm bei seinen Gastspielen nicht nur als Tänzer, sondern auch in kleinen Rollen wiederholt sekundirt hatten, schärfte Dreher um sich. Xaver Terofal, den Metzger des Orts, Willi Dirnberger, der in Miesbach (eine Eisenbahnstunde von Schliersee) das Malerhandwerk ausübt, Michael Denga, den Bergführer und Ruderer von Tegernsee, Josef Meth, Mathias Gailing, Schreiner Maierhans, Holzknecht Waldschütz und den Schneider Sigmund Wagner von Schliersee, die Frauen des Terofal, Dirnberger, Denga, die Musikmeistersgattin Anna Reil, die Wäscherin Riedlechner, die Miesnerstochter Oeserle nahm Dreher als Schülerinnen an und unterrichtete die von Natur aus begabten Landleute im Komödienspiel.

Anfangs machte sich alle Welt über Drehers Beginnen lustig, aber schon nach wenigen Vorstellungen war es zu Ende mit dem Kopfschütteln. Freilich, so weit waren die Leute im ersten Sommer nicht, daß Dreher sich mit ihnen hätte über Schliersee hinaus wagen können, aber das zweite Spieljahr brachte noch überraschendere Erfolge und den Schlierseern einen Antrag, auch in München am Gärtnerplatztheater zu spielen. Aus den vereinbarten zwei Gastspielen, welche dem Lehrer und seinen Schülern stürmischen Beifall eintrugen, wurden sechs, zehn, schließlich zwanzig Spielabende während eines einzigen Sommers. Das Theater war stets überfüllt, die Stimmung enthusiastisch. Auswärtige Bühnenleiter luden die Schlierseer gleichfalls zu Gaste, doch wurden alle Anträge, welche sich auf den Sommer bezogen, abgelehnt. Während der schönen Jahreszeit spielen die Schlierseer in ihrem ebenso hübschen als originellen Holzhaus am Schliersee, aber für den Winter acceptirte Dreher die zahlreichen Anerbieten, und so haben die Schlierseer alle größeren Städte Deutschlands, Oesterreichs und Amerikas besucht und überall freudige Anerkennung gefunden. Wir bringen hier nach den Originalgemälden Rung Meyers zwei Mitglieder der Schlierseertruppe, von denen namentlich Josef Meth, der Liebhaber in der Bauernkomödie, überall lebhaften Beifall gefunden. Seine einfache Art und Weise zu sprechen, seine tiefe Empfindung, sowie das Malerische in seinen natürlichen Bewegungen entzückten überall die Zuhörerschaft. Er ist in Erding geboren als Sohn eines Bauern, und erlernte das Metzgerhandwerk. In dieser Eigenschaft war er im Gasthof zum Seehaus thätig und wurde infolge seiner Geschicklichkeit als Schuhplattler und ob seiner einnehmenden Erscheinung von Dreher anfangs als Tänzer und für kleinere Rollen verpflichtet, errang sich aber schon nach einem Jahr durch Fleiß und Talent die Stellung des ersten jugendlichen Helden. Nach Ablauf seines Kontraktes gedenkt er wieder zu seinem Beruf zurückzukehren, um mit seinen Ersparnissen selbständig eine Metzgerei oder ein kleines Bauerngut zu übernehmen. Auf ihn wurde das Schnadahüpfl gedichtet:

„Der Meth is als Metzger und Dadlacher gut,
Dera d' Lad und fei' Handwerk, dö gangen in's Blut."

Michael Schmidelonz, einer der besten Plattler des Gebirges, war nur in bescheidener Maße darstellerisch thätig und wirkt jetzt wieder als Gärtner in seiner Heimat. Aus diesen Angaben läßt sich ersehen, daß die Bauern durch das Komödienspielen die Freude an der Arbeit nicht verlieren. Auch auf der Neige sind sie neben ihren darstellerischen Leistungen zu allen Theaterarbeiten verpflichtet, und der Weltverer, der eben auf der Bühne, durch die tödliche Kugel getroffen, seinen Geist aufgab, hatte gewöhnlich im Zwischenakte für seinen Todfeind, den Förster, das behagliche Heim auf.

E. Fischer.

Das Häuschen im Sonnenbrande.

Von

Robert Waldmüller.

Kahl im Sonnenbrande
Liegt das Häuschen da,
Blind vom grellen Sande,
Birgend Schatten nah.

Wem nur konnt' es taugen,
Hier sich anzubaun?
Ob wend' ich die Augen,
Mag's nicht einmal schaun.

Doch ein Zaunast klinget
Unterm Giebeldach,
Und ein Stimmchen singet
Hell wie Wachtelschlag.

Und mit blonden Köpfchen,
Noch vom Schlafe kraus,
Guckt ein schelmisch Köpfchen
Wohlgemut heraus.

Schau! auf einmal sprießen
Blumen rings im Kreis,
Und baumähnlich schießen
Steckling auf und Reis.

Epheuranken klettern
Am Gemäu'r empor,
Aus den Büschen schmettern
Hör' ich Vögelchor.

Quellen rieseln, rinnen,
O, seht blinkt ein See ...
Kann ich denn von Sinnen?
Halt inne, Fee!

Harriet Beecher-Stowe.

Ein Nachruf.

Es gibt Bücher, welche in unserm Leben gleichen Rang mit Eltern, Liebenden und leidenschaftlichen Erfahrungen einnehmen, so heilsam, so kräftig, so revolutionär, so geheimnißvoll — dieser Ausspruch Ralph Waldow Emersons, des amerikanischen Moralphilosophen, paßt auch auf das Hauptwerk seiner berühmten Landsmännin Harriet Beecher-Stowe, die am 1. Juli, kurz nach Vollendung ihres vierundachtzigsten Lebensjahres, dahingeschieden ist. „Onkel Toms Hütte" heißt und stärkte, das Buch rief das tiefste Mitleid wach, entflammte zu lodernder Begeisterung und gab den Anlaß zu einer ungeheuren Umwälzung, welche dem Wesen der Vereinigten Staaten ein ganz anderes Gepräge verlieh. Man kann jenen Literarhistorikern nicht völlig unrecht geben, welche den künstlerischen Wert des Romans bemängeln, ihm vorwerfen, daß er der straffen Führung der Handlung entbehre und nicht selten in Weitschweifigkeit verfalle, aber was wollen diese Einwände besagen gegenüber dem bezwingenden Gesamteindruck, mit welchem das Buch die ganze Welt, soweit nicht Sonderinteressen sich dem entgegen stellten, auf die Seite der Sklavenbefreiung zog. Eine erstaunliche, nie vorher und nie nachher dagewesene Erscheinung: eine schlichte Lehrersfrau, nicht begierig nach Ruhm oder Gold, sondern allein vom innern Drange getrieben, der ihr befiehlt, niederzuschreiben, was ihr das Herz bewegt, kleidet ihre Empfindungen in das Gewand eines Romans, und einer Sturmflut gleich, die Woge auf Woge türmt, reißt dieser Roman mit wachsender Gewalt die Gemüter hin, bis die Empörung zur That erstarkt und das Bollwerk der Selbstsucht und des Vorurteils dahinsinkt. Die Bewegung gegen das Schandwerk der Sklaverei war freilich schon vor Harriet Beecher-Stowe da, und mancher, der in Schrift oder Rede für die Befreiung eingetreten war, hatte dafür ein grausames Martyrium erdulden müssen, aber es fehlte der große allgemeine Zug. Ihn erhielt die Bewegung erst durch den Roman, der mehr als alle Abhandlungen und Reden zündete und, als endlich die Gegensätze sich zum Bürgerkriege verschärften, Tausende und Abertausende in reiner Begeisterung dem Heere der Nordstaaten zuführte. So war die schlichte Frau der Herold im heiligen Streite gewesen, und mit Recht stellt man sie neben den edlen Wilberforce, der fünfzig Jahre zuvor die Aufhebung der Sklaverei in den britischen Kolonien erkämpft hatte.

Harriet Beecher entstammte einer presbyterianischen Pastorenfamilie. In Litchfield im Staate Connecticut erblickte sie am 14. Juni 1812 als Tochter des Dr. Lyman Beecher, eines hervorragenden Kanzelredners, das Licht der Welt. Es war ein kinderreiches Haus, und schon frühzeitig mußte Harriet auf Erwerb bedacht sein. Sie widmete sich dem Schulfach und war bereits mit fünfzehn Jahren Hilfslehrerin an dem von ihrer älteren Schwester Catherine geleiteten Seminar. Auch Catherine, beiläufig bemerkt, hatte eine literarische Ader; sie verfaßte mehrere pädagogische Schriften. Nachdem Dr. Beecher 1832 als Leiter eines theologischen Seminars nach Cincinnati berufen worden war, folgten ihm die beiden Schwestern dorthin, und Catherine gründete ein Mädchengymnasium, an dem Harriet wieder ihre Gehilfin wurde. Harriet hatte inzwischen eifrig studirt, auch das Lateinische erlernt und einen Teil von Ovids Metamorphosen übersetzt. Die erste literarische Arbeit verfaßte sie gelegentlich des Preisausschreibens einer Monatsschrift, und thatsächlich errang die Einundzwanzigjährige mit ihrer Novellette den Preis von fünfzig Dollars. Im Jahre 1836 verheiratete sie sich mit dem Professor der Theologie Calvin E. Stowe, und schon in dieses Jahr fielen die ersten Anregungen zu ihrem berühmten Romane. In Cincinnati entstanden nämlich wegen der Sklavenfrage Unruhen, und für ihren Gatten, der eine Reise nach Europa angetreten hatte, zeichnete Harriet die Ereignisse und die empfangenen Eindrücke in ihrem Tagebuche auf. Auch für die Oeffentlichkeit schrieb sie kurze Novellen und Aufsätze, in denen sie für die armen Sklaven eine Lanze brach — freilich mit Vorsicht, denn auch in Ohio, obwohl es kein Sklavenstaat, war es gefährlich, offen als „Abolitionist" aufzutreten. Im stillen haben Stowe und seine Gattin manchem armen Flüchtling fortgeholfen. Eine Sammlung ihrer Novellen und Skizzen gab Harriet 1843 unter dem Titel „The May Flower" heraus, so genannt nach jenem Schiffe, das die ersten puritanischen Auswanderer nach Amerika geführt hatte.

Infolge von Krankheiten in der Familie, die dem Klima zugeschrieben wurden, und mannigfacher Verdrießlichkeiten siedelte Professor Stowe 1850 nach Brunswik im Staate Maine über, wo er eine Lehrerstelle am Bowdoin College annahm, und hier reiften die Gedanken, welche Harriet lange im stillen erwogen hatte, zur That. Immer heftiger wuchs die Gärung gegen das sogenannte Flüchtlingsgesetz, welches die Auslieferung entflohener Sklaven befahl, deren Verbergen mit Gefängnis und Beschlagnahme des Vermögens bestrafte. Viele Familien, die aus Mitleid zu diesem „Verbrechen" sich hatten hinreißen lassen, waren ruiniert worden, und man erfuhr von absichtlichen Mißhandlungen solcher, die bei der Befreiung von Sklaven mitgewirkt hatten. „Wäre meine Feder so beredt wie die Deine," schrieb Mistreß Edward Beecher an ihre Schwägerin Harriet, „ich würde etwas schreiben, worauf die ganze Nation erkennen sollte, wie fluchwürdig die Sklaverei ist." Das Wort fiel auf fruchtbaren Boden. „Ja, ich werde etwas schreiben!" rief Harriet aus und schritt nach kurzer Ueberlegung zum Werke. Die rechte Erleuchtung kam ihr eines Tages während der Abendmahlsfeier in der Kirche zu Brunswik. Die erschütternde Szene von Onkel Toms Tode, die sie schon früher überdacht hatte, erhielt plötzlich greifbare Gestalt. Nach Hause zurückgekehrt, schrieb sie das mit dem geistigen Auge Erschaute sofort nieder, las es den Ihrigen vor und rührte sie damit zu Thränen.

Am 5. Juni 1851 begann in der zu Washington erscheinenden Zeitschrift „National Era" die Veröffentlichung von „Onkel Toms Hütte oder Leben unter den Armen und Elenden" — nicht der Roman, wie wir ihn alle kennen, aber doch der Grundriß zu demselben. Ursprünglich sollte die Erzählung für die genannte Zeitschrift in drei Monaten beendet sein, aber unter den Händen der Verfasserin, die durch zahlreiche Zuschriften angefeuert wurde, wuchs sie sich aus und schloß erst im April 1852. Der Erfolg war ungeheuer, indessen der finanzielle Ertrag gering: nur 300 Dollars für das ganze Werk. Dabei waren die Dichterin wie ihr Gatte so zaghaft, daß sie das Angebot eines Bostoner Verlegers, die Erzählung auf gemeinsame Kosten als Buch herauszugeben, ablehnten, weil sie für ein solches Wagnis zu arm seien. Indessen kam ein anderer Vertrag zu stande, wonach Harriet von dem Reingewinn des Unternehmens zehn Prozent erhalten sollte. Bevor das Buch erschien, war die Frage aufgetaucht, ob Canada in Zukunft den entlaufenen Sklaven ein Asyl bieten könne, ob nicht die britische Kolonie, um politischen Verwicklungen mit der Union vorzubeugen, die Flüchtigen zurückweisen und der Rache ihrer Verfolger überlassen werde. Da schrieb Harriet Beecher-Stowe an den Prinzgemahl Albert, an hervorragende Staatsmänner, Dichter und Denker Englands beschwörende

ed by Google

Briefe, indem sie die Abzüge ihres Romans, soweit sie vorlagen, beifügte. Einen besseren Weg zur Abwendung des Unheils hätte sie nicht einschlagen können. Alle diejenigen, an welche sie sich gewendet, drückten ihr innige Teilnahme aus, die Londoner Presse bemächtigte sich mit Eifer der Sache, und als nun der Roman wirklich erschien, fand er in England nicht minder begeisterte Aufnahme als in Amerika bei den Gegnern der Sklaverei. In den Vereinigten Staaten wurde der Roman schon im ersten Jahre mit 300,000 Exemplaren verkauft, in allen Sprachen erschienen Uebersetzungen, in Deutschland allein 14, und auch an dramatischen Bearbeitungen — darunter eine von der Dichterin: „The christian slave“ — fehlte es nicht. Allerdings mangelte es auch nicht an Angriffen und Verunglimpfungen, welche Harriet der Uebertreibung, ja der Lüge zihen, aber alle Vorwürfe widerlegte sie schlagend durch den „Schlüssel zu Onkel Toms Hütte“, worin sie unter Berufung auf festgestellte Thatsachen und beglaubigte Aktenstücke die Wahrheit ihrer Schilderungen bewies. Hierher gehört beispielsweise die Erzählung von Elizas Flucht, die, mit ihrem Kindchen auf dem Arme, auf dem im Eisgange befindlichen Flusse von Scholle zu Scholle springt und lieber dem Tode als den Verfolgern und ihren Bluthunden anheimfallen will. Auch bemerken wir gleich, daß die Figur des braven und frommen Onkel Tom nicht freie Erfindung der Dichterin war, daß ihr vielmehr der Negersklave Josiah Hanson Modell gestanden hat. Allerdings erlag Josiah nicht den Folgen der Marterung, sondern er erlebte noch die Befreiung, wurde Geistlicher bei seinen schwarzen Brüdern und starb 1881 zu Dresden in Ontario. Daß Josiah das Vorbild ihres Onkel Tom war, hat die Dichterin selbst dadurch anerkannt, daß sie das Vorwort zu seiner Autobiographie schrieb.

Die Reise, welche Harriet im Frühjahr 1853 in Begleitung ihres Gatten und ihres Bruders Charles nach Europa unternahm, glich einem Triumphzuge. Wo sie sich öffentlich zeigte, wurde sie vom Volke begrüßt, und zahlreiche Abordnungen huldigten ihr. Die Arbeiter Großbritanniens ließen ihr in einer silbernen Schale 1000 Sovereigns überreichen, die in Beiträgen von je einem Penny zusammengebracht worden waren; in London wurde ihr durch Lord Shaftesbury eine Adresse der Frauen Englands übergeben, und die Herzogin von Sutherland verehrte ihr ein Armband in Form einer Sklavenkette, das die Inschrift trug: „Zur Erinnerung an eine Fessel, die, wie wir hoffen, bald zerreißen wird.“ Bei einer zweiten Reise nach England, 1856, wurde Harriet auch von der Königin Victoria freundlich begrüßt, doch geschah es, wohl aus politischen Rücksichten nur, in Form einer flüchtigen Begegnung auf einer schottischen Eisenbahnstation. Eine dritte Fahrt nach Europa unternahm Harriet im Sommer 1859. Mit dem Roman „Dred“, der im gleichen Jahre erschien und später in „Nina Gordon“ umgetauft wurde, trat sie wiederum für die Befreiung der Sklaven ein, aber der Erfolg glich nicht demjenigen von Onkel Tom. War doch der Zeit gekommen, wo Thaten sprechen sollten. Auf James Buchanan, der die den Sklavenstaaten günstige Politik fortgesetzt hatte, folgte 1860 als Präsident Abraham Lincoln, eine Wahl, welche die Sklavenstaaten mit dem Austritt aus der Union beantworteten, und nun brach der blutige Bürgerkrieg aus. Zu den ersten Freiwilligen, die ins Feld zogen, gehörte Harriets Sohn; in der zweitägigen Schlacht bei Gettysburg (2. und 3. Juli 1862), mit welcher im wechselreichen Kampfe die Wendung zu Gunsten der Nordstaaten eintrat, wurde er schwer verwundet. Im Jahre 1863 fielen endgiltig die Sklavenketten, und Harriet Beecher-Stowe sah ihr Ziel erreicht. Auch den befreiten Negern wendete sie ihre Fürsorge zu, doch wählte ihre Feder fortan andere Aufgaben.

Im Jahre 1866 siedelte sie mit ihrem Gatten nach Florida über, von wo fast jedes Jahr ein neues Buch in

die Oeffentlichkeit wanderte, in der Form des Romanes, der geschichtlichen Erzählung oder der Sittenschilderung aus vergangenen Zeiten, doch gewannen diese Werke über die Grenze der englischen Sprache keine Verbreitung. Nur noch einmal klang der Name Harriets in der ganzen Welt wider, aber es geschah nicht zu ihrem Vorteil. Im September 1869 veröffentlichte sie in der Zeitschrift „Atlantic Monthly“ die „Wahre Lebensgeschichte der Lady Byron“, worin dem berühmten englischen Dichter schwere Frevel nachgesagt wurden, ohne daß hierfür die Beweise erbracht worden waren. Die Schrift rief in allen Ländern einen wahren Sturm der Entrüstung hervor, den die Verfasserin auch nicht durch eine weitere Broschüre: „Lady Byrons Rechtfertigung“ zu beschwören vermochte. Erst die alles sänftigende Zeit brachte den begangenen Fehler in Vergessenheit. In ihrem Vaterlande hatten ihr übrigens jene Schriften nicht viel geschadet. Die Vorlesungen, die sie während der Jahre 1872 und 1873 in den bedeutendsten Städten der Union hielt, fanden ungeheuren Anklang, und auch ihre literarischen Arbeiten erfreuten sich weiterhin beim amerikanischen Publikum einer dankbaren Aufnahme. Ihr siebenzigster Geburtstag, am 14. Juni 1882, wurde in Boston durch ein großartiges Fest gefeiert, zu dem ihre Verleger alle namhaften Dichter und Schriftsteller der Vereinigten Staaten geladen hatten.

Mit diesem Feste schied Harriet Beecher-Stowe aus der Oeffentlichkeit. Sie schrieb nichts mehr, abgesehen davon, daß sie hin und wieder in irgend einer Frage, welche sie interessirte, das Wort zu einer kurzen Aeußerung nahm. Aber auch das unterblieb, nachdem sie 1886 ihren Gatten verloren hatte. Ihr weiteres Leben verbrachte sie auf ihrem Besitztum in Florida, immer liebevoll um das Wohlergehen der Negerbevölkerung bekümmert, oder bei ihrem Sohne, einem Geistlichen in Hartford. In seinem Hause ist sie auch gestorben.

Den höchsten Maßstab in der Schätzung eines Poeten dürfen wir an das Schaffen von Harriet Beecher-Stowe nicht anlegen. Nein, sie gehörte nicht zu den Dichtern, die mit dem Haupte die Sterne streifen, die meisten ihrer Werke bleiben auf die Grenzen ihres Vaterlandes beschränkt, und viele davon waren schon zu Lebzeiten der Verfasserin vergessen, aber das eine Werk, Onkel Toms Hütte, ist doch unsterblich. Eine Geschichte der Vereinigten Staaten kann nicht geschrieben werden, ohne daß auf diesen „Roman“, der so erschütternde Lebenswahrheit enthält, Bezug genommen wurde, und in der Weltliteratur hat er für ewige Zeiten seinen Platz. So viele Millionen von Exemplaren schon davon gedruckt worden sind, immer erscheinen neue Auflagen, und sterben ist wieder, wie vor mitteilen können, eine solche in der Vorbereitung begriffen; eine reich illustrirte wohlfeile Ausgabe, welche die Deutsche Verlags-Anstalt zu Stuttgart herausgibt. Worin besteht der ungemähnliche Reiz, den Onkel Toms Hütte nun schon seit mehr als vierzig Jahren auf Jung und Alt, auf Leser aller Stände ausübt? In der schlichten Wahrheit, die mit furchtloser Ehrlichkeit und doch ohne Verbitterung, ohne Fanatismus eine gerechte Sache verficht. Man könnte einwenden, daß die „Farbigen“ in den Vereinigten Staaten sich nicht durchweg des Gebrauchs der Freiheit würdig erwiesen haben, daß ihre plötzliche Befreiung ein Fehler war, und daß es besser gewesen wäre, eine allmähliche Umwandlung herbeizuführen. Doch hier weltsüchtige Fürsorge zu treffen, wäre Aufgabe der Staatsmänner, nicht des Dichters gewesen. Harriet Beecher-Stowe erfüllte nur die Aufgabe, die Barbarei, die Schande des Jahrhunderts, die gen Himmel schrie, in unverhüllter Gestalt vor die Augen der Welt zu rücken, und sie that es ohne Zorn, ohne Haß, in frommem, echt christlichem Empfinden. „Die Wahrheit trägt ein Schwert, Gerechtigkeit hat es geschmiedet,“ sagt Fichte, und er denkt hierbei an die Waffe des Geistes, die sich noch immer schärfer erwiesen hat als die der rohen Kraft. Mit diesem Schwerte der Wahrheit und Gerechtigkeit errang auch Harriet Beecher-Stowe ihren großen Sieg. E. Sa.

Für müßige Stunden.

Rätselhafte Inschrift.

Das Albertmuseum zu Petersburg ist wieder um einen interessanten Fund reicher geworden. Es ist dies eine Bronzetafel von 60 Centimeter Höhe auf 40 Centimeter Breite und 1 Millimeter Dicke, welche aus den zwischen Bielbek und Mackenzie gelegenen Ausgrabungen herausgearbeitet wurde. Sie ist zweifellos altchinesischen Ursprungs, zeigt das hier abgebildete sehr schön erhaltene Relief mit der wohlerhaltenen Inschrift:

EI MANENT ENSI. DEI ASIA. (POLANA. Nom) Sclumb CATleiat Sndi FILA. CESTEN. A? (Der letzte Buchstabe ist zerstört und ist wahrscheinlich ein A). Zu deutsch: Ihm bleiben mit dem Schwert und dem ebenen (? ebenfalls stark zerstört) Asien nicht allein die Wurfbeile, sondern auch je 100 Wurfspieße.

Das schön erhaltene Relief stellt vier Männer vor, von denen drei aufrecht ein Spiel spielen, das nach der Stellung und Haltung der Hände und Arme stark ein Kartenspiel sein könnte, wenn man nicht wüßte, daß dies den Römern unbekannt war. Der vierte Mann, aufrecht stehend und mit dem Feldherrnstab auf seine Stirn deutend, scheint den Vordermann gewissermaßen anderen zu wollen, daß er einen Fehler gemacht habe. Hinten an der Wand der Säulenhalle hängen Schild, Helm und Waffen, rechts und links in den Ecken stehen Speere und Wurfspieße, auf welche ja auch in der Inschrift Bezug genommen ist in den Worten enthalten — die Wurfbeile, und zwar — die Wurfspieße. Wenn man auch das jetzt über die Bedeutung des Bildes noch nicht im Klaren ist, so trägt vielleicht die Veröffentlichung der vorstehenden Abbildung dazu bei, hierüber Aufklärung zu erlangen.

Rätsel.

Reicht du zum köstlichen Schmaus nur einen der mittleren Steine,
Wie er verwandelt dann ist und sich im Innern verbirgt!
Nun um den Preis eines Lebens zeigt er dem Auge sich wieder,
Und aus dem funkelnden Glanz wurde ein blutiges Rot;
Aber das Jägerrecht nimmt sich scharfsinnig der glückliche Weidmann,
Eilet auf des Schusses Erfolg, den ihm Diana gesandt.

(W. Ch. Kassel.)

Homonymes Ergänzungsrätsel.

In einem Gratulationsbriefe, welchen mein Neffe Hans, gleich nachdem er die Großmama gebeglückt hatte, von einem seiner Studiengenossen erhielt, fanden sich folgende Sätze: „Ja! macht also eure Hochzeitsreise noch — —, — nur beileibe nicht beim Preußer ein. Es kommen selten vor, daß dort ein — — —, weil die Preise wirklich exorbitant sind.“

Mich. Sp.

Auflösungen der Rätselaufgaben Seite 664:

Des Bilderrätsels: Einen mit Weisheit gesalbten darf man wo warm werden lassen, heißt es.

Der zweisilbigen Charade: Taufen.

Des Rätsels: Kanzone — Kanone.

Des Scherz-Logogryphs: Ahle, Ehe, Ahle.

Des Homonyms: Tadin.

Charade.

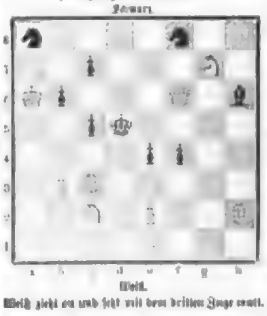
Die Erste lebt im freien Meer,
Entweicht lieben sie nicht sehr;
Die Zweite ist eine belgische Stadt,
Die viele Kohlengruben hat.
Die Dritt' und Vierte im Verein
Sind in der ganzen Welt nur klein;
Des Ganze ist ein altes Buch,
Am Abendrocken reich genug,
Und doch als eine Oper war
Es sehr beliebt vor manchem Jahr. F. M.-S.

Schach. (Bearbeitet von C. Schallopp.)

Aufgabe 31.

Von P. Marin in Barcelona.
(„Würzburger Schachzeitung.“)

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht an und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe 28 S. 632:

W. 1) Dh8—e7
S. 1) Le7X(g6)
W. 2) e2—e4 usw.
W. 2) De7—g7 beym. e3 matt.

A.
S. 1) Ka5—b5 (Ta6—c6)
W. 2) De7—a3[+] usw.

B.
S. 1) Ka5—d3 ob. anders
W. 2) De7—c5[+] usw.

Schachbriefwechsel.

Palaydo. Warum [illegible] „Sphinx“ [illegible] Nr. in Karlsruhe [illegible] [illegible] [illegible]

Der Wiederaufbau auf der Werft

Die Werft Blohm & Voss in Hamburg, die durch Bombenangriffe schwer beschädigt worden war, ist jetzt wieder in Betrieb genommen worden. Der Wiederaufbau ist in Angriff genommen worden, und es ist zu hoffen, daß die Werft bald wieder ihre alte Leistungsfähigkeit erreicht.

Neue Zeit und neue Arbeit

Die Zeit ist vorbei, in der man sich auf Kosten anderer bereichern konnte. Jetzt ist es wieder an der Zeit, daß jeder seine Arbeit tut und daß jeder seine Pflicht erfüllt. Nur so können wir wieder aufbauen, was zerstört worden ist. Nur so können wir wieder eine gesunde Wirtschaft bekommen. Nur so können wir wieder zu einem geordneten Leben kommen.

Wir müssen alle mithelfen, daß es wieder aufwärts geht. Jeder muß seine Arbeit tun, und jeder muß seine Pflicht erfüllen. Nur so können wir wieder aufbauen, was zerstört worden ist. Nur so können wir wieder eine gesunde Wirtschaft bekommen. Nur so können wir wieder zu einem geordneten Leben kommen.

Fischkutter der Hochseefischerei Nordstern AG. Bremerhaven, Typ „Kapitän Jacobsen"

Literatur.

— Zu denjenigen Männern, welche einen hervorragenden Antheil an dem inneren Ausbau des neuen deutschen Reiches hatten, gehört Graf Fred von Frankenberg und Ludwigsdorf. Auf den Schlachtfeldern Böhmens war er als Ordonnanzoffizier beim Generalkommando des 2ten Armeecorps Zeuge, wie Preußen sich die führende Stellung in Deutschland erkämpfte. Nach errungenem Siege wurde er Mitglied des konstituirenden wie des ordentlichen norddeutschen Reichstages und des preußischen Abgeordnetenhauses; 1870 erhielt er bei der beim, vom Kronprinzen Friedrich Wilhelm geführten Armee die wichtige Stellung als Telegraphist der freiwilligen Krankenpflege und machte in dieser Eigenschaft den ganzen Feldzug mit, nach dessen Beendigung er Mitglied des deutschen Reichstags wurde, dem er bis 1881 angehörte. Wie in mancher heißen parlamentarischen Schlacht, so stand Graf Fred Frankenberg auch im Felde seinen Mann, und war scharf er zu beobachten wußte, das bewiesen seine „Kriegstagebücher von 1866 und 1870/71", herausgegeben von Heinrich von Poschinger (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt). Die Aufzeichnungen haben doppelten Werth. Einmal zeigen sie, mit wie viel Schwierigkeiten und Mühen ein Telegraphist der Krankenpflege, der es erst mit seiner Aufgabe nimmt, zu kämpfen hat, und sodann geben sie weit über die Schilderung persönlicher Erlebnisse hinaus. In seiner Stellung kam der Autor in nahe Berührung mit dem Kronprinzen und seinem Generalstab, er sah und hörte viele, was Fernerstehenden verborgen blieb, und liefert somit manchen neuen und wichtigen Beitrag zur Kriegsgeschichte. Besonderswerthe erscheint bei ihm die Frage der Belagerung von Paris in ganz anderem Lichte, als dem gewohnten. Frisch geschrieben und reich an bemerkenswerthen Einzelheiten, bilden diese Tagebücher eine willkommene Ergänzung zu den Darstellungen der beiden großen Feldzüge, sowohl nach der militärischen Seite wie in politischer Beziehung.

— „Silmorins Blumengärtnerei", das klassische Handbuch der Gartenkunst, erscheint in dritter Auflage, unter Mitwirkung von A. Siebert, Direktor des Palmengartens zu Frankfurt am Main, herausgegeben von A. Voß, vormals Inspektionsgärtner zu Göttingen (Berlin, Paul Parey). Das zwei starke Bände in Groß-Lexikonformat umfassende Werk behandelt das gesammte Pflanzenmaterial für deutsche Gärten unter Beifügung von 1272 Textillustrationen und 400 farbigen Blumenbildern. Nach Familien und Gattungen geordnet, wird hier die deutsche Gartenkunst vollständig vorgeführt, sowohl die Freilandpflanzen wie die Kalt- und Warmhausorchideen. Das alphabetische Verzeichnis gibt sowohl die botanischen wie die deutschen Namen an. Der umgewandte Theil des Werkes legt überdies die Grundsätze der Gartenkultur dar, und daran schließen sich Anweisungen mannigfacher Art. Die entsprechende Verwendung der Pflanzen nach ihrer Eigenart wird angehend behandelt und nach diesen Gesichtspunkte eine Sonderung nach Gruppen vorgenommen: Pflanzen für Rabatten, zu Teppichbeeten, zur Einzel- oder Gruppenverwendung, wohnraumgrüne und Schnittpflanzen, solche mit farbigem Laub, mit Zierfrüchten, Schlingpflanzen u. s. w. Auch nach ihrer Farbe sind die Blumen geordnet und in einem Blütenkalender nach der Zeit ihrer Blüte zusammengestellt. Endlich folgt noch eine durch zahlreiche Pläne erläuterte Anleitung zur Anlage einheitlicher Gartenarrangements, farbenreicher Blumenbeete, Rabattenbepflanzungen und dergleichen. Sowohl der Berufsgärtner wie dem Liebhaber bietet das reichen ausgestattete Werk eine quellende Fülle der Belehrung und Anregung.

Briefmappe.

Deutscher in Moskau. Schutz und Biographie von Oscar Tusnau, dem Begründer des „Neuen Kurses", haben wir in Nr. 49 des ersten Jahrgangs veröffentlicht. Neuerdings ist dem großen Pädagogen eine besondere Auszeichnung dadurch zu teil geworden, daß ihm der Text sein Bildnis mit eigenhändiger Unterschrift übersandte. Um den Schenkgeber des verdienstvollen Mannes kennenlernen zu gestatten, hat sich in Stuttgart ein Komité gebildet, an dessen Spitze der Oberbürgermeister Rümelin steht. Das Komité hat am Dienstag zu einer Ehrengabe für den Begründer des Neuen Kurses und es ist zu wünschen, daß dieser Anlaß in weitesten Kreisen Gehör finde. Beiträge sind unter Beifügung des Stichwortes „Tusnau-Ehrung" entgegen durch den „Mosel- und Saarlotse" und den „Elberfelder" Bonn, Q. Bachmann. Beide Blätter sind auch mit Karten und Plänen versehen.

H. R. Liverpool. Verbindlichen Dank, doch leider zu spät verwendet. Auf Wunsch wird das Monatsheft wieder zu Ihrer Verfügung.

E. S. „Der Gläubig-Herzwillige sei Herr und in der Meister" (Berlin, Liebelitz Buchhandlung).

J. R. in Bad Ems. Kaiser Wilhelm I. wurde als König von Preußen am 18. Oktober 1861 in Königsberg gekrönt. Früher hat dem Herrscher sich gebräuchlich „Krönungsakt", der den Namen und seine Bedeutung in schlichter Ernst durchdrang. Eine Krönung als deutscher Kaiser gab es und nicht „Kaiser von Deutschland" konnte der Titel es nicht erfolgt. Kaiser Wilhelm II. ist nicht gekrönt worden. Hiernach regelt sich von selbst auch eine besondere Kleine für die deutschen Kaiser des neuen Reiches nicht ergeben.

Kleinere Lösungen senden ein: Schlemm v. J. in C. ch. Brosbach, Pfarrer in Leipzig, Dr. Stillinger in Cleve, Gary Meier in Mannheim, „Schulein Rosenrot" in Bayern, A. Müller aus Ohz. a. M. Hoch aus Dr. 12: Fr. Emilie Schmid in Genf, Paula v. Mallen in Graz, Emil Rothenbed in Düsseldorf, F. in Paris, Theo Müller in St. Gallen, „Ebling" in Aden 10). Frau Ida Hoyer in Koblenz 10). „Nelkenblumchen" in Koblenz 10). Frau Gertrude Hellwig-Lübeck in Rudolstadt 10).

Kleine Anzeigen Annahme bei Rudolf Mosse Annoncen-Expedition für sämtliche hiesigen und auswärtigen Zeitungen und Anzeigenbureaux

Anzeigen

Fabrikpreis-Gebühren für die fünfgespaltene Nonpareille-Zeile 1.40 bis 2.10 Reichsmark.

für die Schweiz, Italien und Frankreich Fr. 2.25.

in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Gesetzl. Geschützte Handels-Marke

"MAIZENA"

Allein. Fabrikanten

The NATIONAL STARCH MANUFACTURING COMPANY NEW YORK, U. S.

Unübertrefflich z. Herstellung von Puddings, Torten, Mehlspeisen. Für Suppen u. Saucen. Das beste Nährmittel für Kinder und Kranke. Überall Vorräthig

Faltentasche. Elegant, praktisch, leicht und solid.

Von braunem, prima Rindleder, eingefettetem, kräftigem Bügel, sicherem, verdeckten Verschluss, innen mit Riemen und grosser Tasche.

Nr.	Länge	Preis
1138	48 cm	M. 28.—
1139	54 "	" 36.—
1140	60 "	" 42.—

Illustrirte Preisliste gratis.

Zu beziehen nur durch Fabrik und Versandgeschäft

Moritz Mädler, Leipzig-Lindenau

oder dessen Verkaufslokale: Berlin, Leipziger Str. 101-2. Leipzig, Petersstr. 8. Hamburg, Neuerwall 84.

Champagner-Kellerei

Gegründet 1826

Grempler & Co.

Grünberg in Schlesien

Erste Marken: Landkarte, Medaille, Gold

Zu beziehen durch alle Wein-Grosshandlungen

Technikum Altenburg.

— Das staatlich [illegible] —

Dampframmen.

Direkt wirkende Patent-Rammen.

Direkt wirkende Lacour'sche Rammen.

Rammen mit offener Esse.

Rammen mit geschlossener Esse.

Kreissägen zum Abschneiden von Pfählen unter Wasser.

Spülvorrichtungen für Rammen.

MENCK & HAMBROCK, ALTONA-HAMBURG.

CHOCOLADEN, CACAOS, Biscuits, Cakes von B. SPRENGEL & Co. HANNOVER sind unübertrefflich. Zu haben in fast allen besseren Geschäften

Christofle-Bestecke

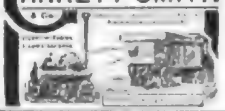
Angelgeräte-Fabrikation von H. Stork in München, Nordendstrasse 3.

Grösstes Lager Deutschlands. Fachmännische Bedienung.

18 mal Preismedaillen: London, Berlin, Chicago, Hannover, Köln etc.

Reich illustrirt. Katalog, 100 Illustrationen, gegen Einsendung von 20 Pfg. franko. Briefmarken aller Länder an Zahlung angenommen.

ARRETT SMITH & Co.



Lesenswerte Bücher!

Zauber-

Union-Seidenstoffe

Adolf Grieder & Cie., Seidenstoff-Fabrik-Union, Zürich

Kaiserl. Spanische Hoflieferanten.

LOHSE'S Maiglöckchen

Taschentuch-Parfüm — Seife

Puder — Toilette-Wasser — Brillantine

Eau de Cologne.

Nur ächt mit der vollen Firma des Erfinders

Gustav Lohse

Berlin, 45/46 Jäger-Strasse.

In allen Parfümerien, Drogerien, Apotheken, sowie bei allen Coiffeuren des In- und Auslandes käuflich.

Stern Photogr. App.-Fabr. Goldene Medaille Dresden.

ODONTA Zahn-Wasser zur Pflege des Mundes und Erhaltung der Zähne

F. WOLFF & SOHN

Verkaufs-Niederlagen in allen besseren Parfümerie-, Friseur- u. Drogen-Geschäften

PATENTE

RICHARD LÜDERS, Civil-Ingenieur GÖRLITZ.

Andreas Saxlehner in Budapest,

kais. und kön. HOF-LIEFERANT.

Saxlehner's Hunyadi János Bitterwasser

ist einzig in seiner Art.

Analysirt und begutachtet durch Liebig, Bunsen, Fresenius, Ludwig.

Als bestes natürliches Bitterwasser bewährt und ärztlich empfohlen.

Mehr als 400 Gutachten ärztlicher Celebritäten bezeugen seinen eminenten Heilwerth.

Saxlehner's Bitterwasser

Anerkannte Vorzüge:

Prompte, verlässliche, milde Wirkung.

Leicht und anhaltend vertragen. Gleichbleibender nachhaltiger Effect. Geringe Dosis. Milder Geschmack.

In den Mineralwasser-Depôts und Apotheken erhältlich. — Man wolle stets ausdrücklich verlangen:

Zum Schutze gegen irreführende Nachahmung:

Auf jeder Etiquette der echten Hunyadi János Quelle befinden sich Firma und Namenszug „Andreas Saxlehner."

Saxlehner's Bitterwasser

Digitized by Google

Unerschwerte schwarze Seide

stets weich und geschmeidig wie rein und garantirt **von 2 bis 12 Mark** pfd. gefärbt, gewaschen, durch aus der Zeitschrift direct ins Haus. Muster umgehend franko.

Stehli & Co. in Zürich,

gegründet 1840.

Besitzer der grossen mechanischen und Handwebereien im Elsass und Belg.
Eigene Filiale und Niederlagen in Germignaga (Lago maggiore).

Keine Täuschung mehr!

Die Reklamemittel sind nicht gerade billig, allein über 10 Jahre Probe: Man sende in der Apotheke nur 1/2 Gramm Opal-Kose-Pulver, für Kinder 1 Gramm, gegen Einsendung von 1 Mark auf Lage das Gesammte hinein, wenn leidet noch 1 Gramm mit Farbe enthalten ist, so ganz Dutzer rein und unbeschwert, und nur reine Seide wenig durch Opal-Säure ist gelöst, so werden verblichene Seide **Dutzend schwarz.** Aber Vase kann damit jede Verschwärzung und Verblichung aufheben und nach der Vase 1 Probe ist unfehlbar.

Seidenstoffe

direct an Private — ohne Zwischenhandel — in allen existirenden Geweben und Farben von 1 bis 12 Mark per Meter. Bei Probeentnahmen Angabe des Gewünschten erbeten. Deutschlands grösstes Specialhaus für Seidenstoffe u. Sammete

Michels & Cie., Königl. Niederl. Hoflief., **Berlin,** Leipzigerstr. 43.

Keine Arznei-mischung — **Dr. Renhos** — Kein Geheim-mittel

Palmen-Christi-Frucht-Bonbons

Sowie normale Verdauung, wirken appetitanregend und besonders bei veralteten Hämorrhoidalleiden, chronischen Magen-Darm- und Nieren-Katarrh, Leberleiden, Kopfschmerz. Dieselben verbessern und überaus angenehmen Geschmack, vorzügliche Wirkung, Genuss ist an jeder Stelle von keinerlei Arzneimitteln erreicht, wird Aerzten empfohlen und verordnet. Prospekte gratis und franko durch die Fabrik chem.-pharmaceutischer Präparate **G. T. P. Richter, Berlin SO. 33.**

Preis: Originalschachtel à 40 Bonbons 2 Mk. Erhältlich in den Apotheken, wo nicht zu haben, erfolgt franko Lieferung geg. Einsend. des Betrages durch mein Versand-Depot.

Erfrischende, abführende Fruchtpastille

TAMAR INDIEN GRILLON

Gegen **VERSTOPFUNG**

Hämorrhoiden, Congestion, Leberleiden, Magenbeschwerden

PARIS 33, Rue des Archives — In allen Apotheken.

Volle Mahlzeit **Magenleidenden** Sofortige Hilfe

„Magenheil"

als Magenbitterchen ohne Gleichen nicht genug anzupreisen, in jedem Alter und Stadium mit Erfolg zu gebrauchen. Nur echt in Original-Flaschen à 1 Mk. 50 Pf. und 3 Mk. nur bei

Heinr. Senf, Köln, 23 Rheingasse 23.

Für Prospekte gratis und franko.

Graeger Sect SILBER-GOLD

Besonders empfehlenswerthe Specialmarken der **Sect-Kellerei**

Carl Graeger

Hochheim am Main.

Zu beziehen durch alle Weinhandlungen.

Jünger & Gebhardt Berlin

Riviera-Veilchen Quintessenz

Violetta odoratissima vera

Wie ein frischer Strauss dieses Edelsten aller Veilchen

ist natürlich und anhaltend duftend in Rocaille: M. 1.50 M. 2. M. 3. M. 5.

In d. ersten Parfümerie- u. Drogenhand. Preisliste kostenfrei.

Für **Blutarme** und **Reconvalescenten.**

D.R.P. No. 72188.

Ferratin

die Eisenverbindung der Nahrungsmittel.

In Originalflacons à 25 Gramm M. 3.— per Flacon.

Ferratin-Chocolade-Pastillen.

In Originalkarton à 20 Stück M. 2.50 per Carton.

Zu beziehen durch die Apotheken und Detail-Droguerien.

O weh! Zur Hand in Fällen gefährlicher Wun-den! Wenn Brand, Fäul-niss, Eiter, Gift, Krebs, Flechten, Geschwüre, Ferratolin

Ferratolin

Ferratolin

Tragt Wagners Echtes Deutsches Merino (Echte Deutsche Vigogne).

Gesundheitlich die besten, im Tragen die angenehmsten und im Gebrauch die billigsten

Strickgarne, Unterkleider, Socken, Strümpfe, Kindersachen, Flanelle etc.

sind die aus dem **echten deutschen Merino (echte deutsche Vigogne)** von **Wagner & Söhne in Naunhof** hergestellten.

Dasselbe ist aus einer Mischung von bester Wolle und Baumwolle und sie erreicht hiermit, dass in der Wäsche und beim Tragen nicht ein- und blieben stets weich und anschmiegsam. Erwärmen den Körper, ohne ihn zu verweichlichen, nehmen den Schweiss gut auf, ohne zu frösteln, und sind dadurch der beste Schutz gegen Erkältung und Rheumatismus und für jede Jahreszeit für Erwachsene und Kinder für jeden Beruf und Personen, die Menschen beim Reiten und bei ausdauernden Leibesübungen ausgesetzt sind. Wir rathen auch allen Leidenden, Zu haben in allen besseren Garn- und Wollwarenhandlungen. Wo nicht vorrätig, wird die nächste Bezugsquelle bereitwilligst nachgewiesen.

Allgemeine Schwäche

Herr Dr. med. Bonnefeld in Berlin schreibt: „Bei einem sehr herabgekommenen Patienten, der lange Zeit verschiedene Eisenpräparate ohne irgend welche Besserung angewandt, habe ich Ihr Hämatogen mit so gutem Erfolge gebraucht, dass nach der ersten Flasche der Appetit, welcher ganz darniederlag, und die Kräfte zunahmen sich merklich besserten. Namentlich lobt der Kranke den angenehmen Geschmack des Präparates sehr hervor. Nach der zweiten Flasche waren die Kräfte bereits so weit gehoben, dass er seinem Berufe, dem er sich seit langer Zeit hatte entziehen müssen, wieder vorstehen konnte."

Herr Dr. med. Offergeld in Köln a. Rh.: „Was mir an der Wirkung besonders auffallend war, die in allen Fällen eintretende stark appetitanregende Wirkung und insbesondere bei älteren Personen die ernente Belebung des gesammten Organismus."

Dr. med. Hommel's Haematogen

ist ein 100 Unterstriften, gereinigtes Hämoglobin (D. R.-Pat. Nr. 81291). Hämoglobin ist das natürliche organische Eisen-Material zur Bildung der Nervensubstanz. Geschmackverbessert. Glas, portion 20 Pfg. malac. 100. Preis per Flasche (250 Gr.) M. 3.—. In Oesterreich-Ungarn fl. 2.—. S. W. Depots in den Apotheken. Wenn nicht schädlich, direkter Versand durch uns. Literatur mit hunderten von ärztlichen Gutachten gratis und franko.

Nicolay & Co., chemisch-pharmaceut. Laboratorium, **Hanau a/M.**

Cannstatt

Bad- u. klimatischer Kurort

Kochsalz-Säuerling.

Kursaal, grosser Kurpark, täglich Konzerte. Neues Städt. Kurhaus im Karl-Olga-Bad. Milch- u. Molkenkuren. Billige reelle Preise. Gymnasium. Realanstalt. Höhere Mädchenschule. Prospekte gratis durch den Brunnenverein.

Natur-Heilanstalt

Johannisbad

Eisenach, Thür.

Musteranstalt. Auszeichn. Erfolge bei chronischen Leiden des Nervensystems, Frauenleiden, Hr. med. Asch, prakt. Arzt, Jos. Glas, spezialärztlicher Naturheilkunde. Preise mässig. Prosp. frei.

Nordseebad Cuxhaven, Weber's Hôtel Bellevue,

in schönster Lage Cuxhavens, direkt am Meer und in unmittelbarer Nähe der Bäder, grosser Garten, Terrassen und Balkons. Billige Pension.

Gossmann's

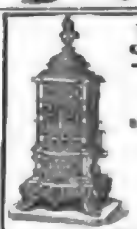
Naturheil-Anstalt Wilhelmshöhe bei Cassel.

Anerkannt schönste Naturheil-Anstalt Deutschlands. Sommer und Winter geöffnet. Hydrotherapie, Dampfbad und Heissluft, diätetische Heilmethode. Zahlreiche Behandlung chronischer Krankheiten. Dr. med. Mlosowski, Anstaltsarzt. Dr. med. Sophie Gumbert, Assistenzärztin. Prospekte [illegible] „Was ist Naturheilverfahren?" gratis d. d. Direktion.

Krankenfahrstühle, Krankenstühle, Irrigatore, Bettflasche, verstellbare Kopfkissen, Zimmer-Closets, Douche-Apparate f. kalte u. warme Bäder.

Aug. Spangenberg Berlin SO. Leander-Strasse 11.

Junker & Ruh-Öfen



die beliebtesten Dauerbrenner mit Mica Fenstern und Wärme-Circulation, welche alle übrigen Öfen durch die exacteste Ausführung u. die feinste Regelbarkeit übertreffen.

In den verschiedensten Grössen i. Formen, auch als Mantelöfen, Sol

Junker & Ruh,

Eisengiesserei in Karlsruhe, Baden.

Ueber 60,000 Stück im Gebrauch.

Preislisten und Zeugnisse gratis und franco.

Franco-Lieferung. — Packung gratis.

Patent Vodel

Unterkleid der Zukunft

Woll-, Baumwoll- u. Leinen-System in einem Gewebe oder Gewirke vereinigt.

Keine Waschvorschrift, trotzdem **kein** Eingehen und **kein** Verfilzen.

Von ersten Aerzten begutachtet und empfohlen.

Zu haben in allen besseren Detailgeschäften der betreffenden Branchen.

Alleinvertrieb: **Kurzhals & Wellhausen**, Greiz.

Seit 1601 medicinisch bekannt.

Salzbrunner Oberbrunnen

Seit 1601 medicin. bekannt.

Aerztlich empfohlen bei Erkrankungen der Athmungsorgane, der Magen- u. Darmkatarrh bei Leberkrankheiten, bei Nieren- u. Blasenleiden, Gicht u. Diabetes.

Zu haben in allen Mineralwasserhandlungen und Apotheken. — Brochüren gratis ebendaselbst und durch

Furbach & Strieboll, Versand der Fürstl. Mineralwasser, Bad Salzbrunn i. Schl.

Ostende

Schönstes und besuchtestes Seebad

ist den Kontinent. Sommer-Residenz I. I. M. M. des Königs und der Königin der Belgier. „Jährlich 250,000 Badegäste".

Bade-Saison vom 1. Mai bis November.

Kontinentaler Knotenpunkt. Direkt Meer-Bäder. Kasinos. Konzerte. Theater. Spiel-Kasinos. Wetten. Rennen. Pferderennen an 10 Tagen. Regatten. Lawn-tennis. Feste aller Art. Fischerport. Newyear-Badefest. Fahrradbahn. Pferde-Spiel-Klub. Winter-saison. Direkte Salonverbindung mit allen Hauptstädten Europas. 3 Dampfer täglich nach Dover. Ueberfahrt in 3 Stunden.

Wie beliebt

Ihnen das Kaffeegetränk mit Weber's Carlsbader Kaffeegewürz? Ganz ausgezeichnet! Nicht wahr?

Dieses edelste Kaffeeverbesserungsmittel der Welt ist zu haben in Kolonialwaaren-, Droguen- und Delikatessen-Läden.

Heilanstalt für Hautkrankheiten.

Constitution in jeglicher Behandlung. Jede Verordnung. Grösstes Laboratorium. Institut. Prospekte frei.

Leipzig-Lindenau, Dr. med. Thin.

klimat. Kurort Schömberg bei Neuenbürg im Württemb. Schwarzwald.

Heilanstalt für Lungenkranke.

Sommer- & Winterkur. Heute Vervollständigt. Massage. Pneum. Leit. Arzt: Dr. Gaudach. Prospekte frei d. die Direktion.

Seit mehr als 100 Jahren

ist das beliebteste Parfüm der feinen Welt

No. 4711 Eau de Cologne

(Blau Gold Etiquette)

von

Ferd. Mülhens

No 4711 · Köln a/Rh

In allen feinen Parfümeriegeschäften zu haben.

Freistaat gratis

Papierallenen Feuerwerk Heilkräftigen Reinigungs Dresden

Glüser-Radschläger

THEE Heinr. Wilh. SCHMIDT

Frankfurt a/M. Gegr. 1730.

Neue Kräme 20.

Theespecialmischung Mk. 2.50 3. 4. 5. pr. Pfd.

Gebr. Protsch Frankfurt a. M.

Hochdruck- und Ventilatoren

Neues antiseptisches Hausmittel.

Echinosol

CHINOSOL,

gegen Bakterien 40mal stärker als Karbolsaure, aber angenehm und geschmacklos im Gebrauch

Franz Fritzsche & Co., Chem. Fabrik, Hamburg-Uhlenhorst.

Jeder Deutsche im Aus- d. Vlädig. J. H. Schreiber, G. m. b. H. in Berlin W. Kl. [illegible] Leser der Wochenschrift „Das Echo", [illegible] Auskunfte, Gratisprobenummer.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Digitized by Google

Neues Land und Meer
Illustrierte Zeitung
Illustrierte Zeitung

Der Tod des Paris

Nach dem Gemälde von Gustave Moreau

Der Tod des Paris
Nach dem Gemälde von Gustave Moreau

Flusse weiter. Winters sprudelte er dann über, daß es Ueberschwemmung und Glatteis gab, je nachdem. Winters blickten auch unsere Berge dort im Kranze so schwarz und traurig herein. Man meinte, daß man verloren im Kessel säße!

Sehr klein war meine Welt und mein Leben eng und einsam. Meine Mutter war jung gestorben; Geschwister besaß ich nicht, und ich hauste allein mit meinem Vater und der Flüggen, unserer Wirtschafterin.

Mit dem Vater hat es eine eigene Bewandtnis gehabt, und das muß ich Dir vor allen Dingen erzählen, damit Du das Leben verstehst, das ich junges Ding führte. Von Kindheit auf soll er ein freier und unruhiger Geist, ein heißer Kopf und später ein wilder Bruder Studio gewesen sein. Die napoleonische Tyrannei zu Anfang des Jahrhunderts hat er je länger, desto schwerer ertragen können, und Anno neun ist er dann, fünfundzwanzigjährig, mit einem österreichischen Grafen als Hofmeister ins Ungewisse gegangen. Da lernte er zuerst meine Mutter kennen, aber zum Verspruch kam's noch nicht gleich. Erst im Winter 1812, und im Februar des nächsten Jahres reiste er spornstreichs über Wien ins deutsche Vaterland zurück, ließ seinen Grafen Grafen sein, schwur als Freiwilliger zu den Fahnen und vergaß die Liebe darüber.

Von Anfang bis Ende hat er die Befreiungskriege mitgemacht und hinterdrein gegrollt, als alle die edlen Feuer auf den hohen Bergen deutscher Begeisterung so rasch, ach, so kläglich verflackern und in Asche ersticken mußten, in politischem Zwiespalt und Kleinkram. Vielleicht auch aus lauter Groll und Trotz ist er dann ins Ungarische zurückgereist, hat sich dort seine alte Liebe, meine Mutter, geholt und mehr Geld dazu, als ihm vorher bekannt geworden. Und da ihm seine Professur verleidet gewesen ist, eben der Politik halber, kauft er sich hier das alte Haus im Weltwinkel, setzt die Mutter hinein und sagt: „Jetzt laßt mir meinen Frieden: ich brauch' keine Menschen und ich will keine!" Bald darauf ward ich geboren, und meine Mutter durfte es, ehe sie ihre Augen zuthat zum ewigen Schlaf, noch gerade erleben, wie ich meine Füßchen zum ersten Schritt setzte.

Ob ich ein hübsches Kind gewesen bin, das kann ich Dir nicht sagen. Niemand hat je davon gesprochen. Die dunklen Augen und das schwarze Haar werde ich, wenn der Mutter Bildnis Wahrheit redet, wohl von ihr überkommen haben. Den Vater habe ich nur grauhaarig gekannt, als einen hageren, blassen Mann im schwarzen Rock und mit weißem Halstuche. Aber wenn er sich über das Geringste erregte, warfen seine Augen Funken. Wieder geheiratet hat er nicht. Immer herber und in sich gekehrter ward sein Sinn, und obwohl ich mit kindlichem Herzen an ihm hing, als am einzigen, das noch mein war — Vertrauen hab' ich nie zu ihm fassen können oder ihm meine Gedanken, Leiden und geringen Freuden sagen. Er verlangte auch nichts von mir, als ein ruhiges Wesen, einen sauberen Anzug und pünktlichen Gehorsam.

Fremde besuchten unser Städtchen so selten, wie der Schaltag; Unterricht erteilte mir der Vater, und in der Religion unterwies mich der Stadtpfarrer, ein linkischer Herr, der in jedem Satze zehnmal: „Hm! hm!" machte. Den Haushalt besorgte die Flüggen, eine rechtliche, halbgebildete Witfrau, und Politik durfte nicht ins Haus getragen werden, wenn schon es in der großen, unruhigen Welt hinter unseren Bergen gärte und Blasen trieb und Revolution, Freiheit und Völkerrecht posaunte.

Auch Umgang mit Altersgenossinnen sollte ich nicht pflegen. Ihr Mädchen wißt wahrlich nicht, wie ihr's so gut habt mit euren Gespielinnen und den unschuldigen Träumereien und Seligkeiten und dem Sichmitteilenkönnen der jungen Freundschaft! Nichts von alledem! Und lesen durfte ich nur die Bücher von der Johanna Schopenhauer und der Henriette Hanke. Daraus konnte man keine Träume und Seligkeiten zusammenspinnen.

Endlich aber, am Tage nach meiner Einsegnung, schenkte mir mein Vater die Gedichte von Friedrich Schiller in einer Ausgabe mit zierlichen Kupfern aus der Zeit des Gefühlsüberschwanges, da bei jeder Poesie gleich Harfe und Leier geschlagen werden mußten und wenigstens ein Genius und ein Treueschwur auf ewig dazu gehörten. Wie entzückt ich über den Inhalt dieses schönen Buches war, kann ich Dir nicht sagen, und ich habe mich sogar oftmals darüber unglücklich gefühlt, daß ich „Amélia" hieß und nicht Laura, die vor dem Schiller auf dem Klavier phantasirte und von ihm beim Gebet belauscht ward.

Mein Vater gab mir das Buch gerade damals, zur Belehrung und Unterhaltung, weil er mich viel allein ließ. Er besuchte einen Freund, zu Neustadt an der Haardt, eine knappe Tagreise von uns aus. Es war der Doktor Siebenpfeiffer, ein Lahrer Schneidersohn, und jetzt nicht nur ein gelehrter, sondern vor allem ein aufrechter deutscher Mann. Bis vor kurzem hatte er in Oggersheim gelebt, allein der politischen Umtriebe halber wurde der Boden dort ihm zu warm unter den Sohlen. Nichts gemein haben mochte er mit der rheinbayrisch-französischen Partei. Deswegen hatte er im März seine Carrière aufgegeben und war nach Neustadt übergesiedelt. Den Zorn auf die Behörden aber nahm er mit und nährte ihn wacker, bis daß er eines Tages aus seiner Haut platzen würde. Dieser Siebenpfeiffer und noch ein zweiter, ein jüngerer, Namens Wirth, gleichfalls ein deutscher Patriot, wechselten Briefe mit meinem Vater, die er sorgfältig in den geheimen Tresor neben seinem Sekretär verschloß. So gut war die Thür dazu in die Wandtäfelung gefügt und mit einer Schilderei verdeckt, daß wohl kein Dieb und kein Spion hätte daran rühren können.

Zu Anfang der vierten Maiwoche ließ der Vater sich von der Flüggen seinen Mantelsack packen, steckte eine große Brieftasche vorn in den Rock und beschied mich zu sich: er gedenke sich mit seinen Freunden zu Hambach in Rheinbayern zu treffen und eine Woche oder auch zwei mit ihnen zu verbringen.

Darauf hat er mich eine Weile stumm angeblickt, die Lippen gebissen und gemeint:

„Du dürftest schon mit mir kommen, Meli; Du bist auch eine deutsche Jungfrau. Wüßt Du's? Soll ich Dir klar machen, um was es sich in Hambach handelt?"

„Ach nein," sagt' ich, „laß mich hier bei der Flüggen, Vater. Wir müssen die Betten sonnen und das Mottenkraut in die Wintervorhänge und Deine Pelze thun, und dann möcht' ich auch gar zu gern aus meinem lieben Schiller auswendig lernen."

„Gut, gut, Meli; also behüt' Dich Gott," antwortete er. „Geld ist genug im Haus, Briefe an mich lässest Du unter Couvert und legst sie in den Tresor. Du weißt, wo das Schlüsselchen liegt, und vergiß nicht, gleich wieder zu versperren. Behüt' Dich Gott, Meli."

Ich küßte ihm die Hand, und er stieg in seine Kalesche.

„Gott du, im hohen Himmel, da fährt er nun," sagte die Flüggen und schlug die Hände hinter der Kalesche zusammen. „Vor zwei Jahren haben sie erst in den Zeitungen von der großen Revolution geschrieben, daß es nach Blut roch und nicht nach Druckerschwarz, und damals wollte der Herr schon fort und hatte den wilden Trieb. Wenn uns jetzt nur nicht der Weltuntergang bevorsteht, Fräulein Meli, wie Anno neunzehn, als sie schon darauf gewartet haben wegen dem fürchterlichen Kometen. Um nichts und für nichts gibt Ihnen der Herr nicht den Tresorschlüssel, Fräulein Meli. Lassen Sie uns doch ja kommenden Sonntag zum heiligen Abendmahl gehen!"

*

Erst zwei Jahre nach diesem Tage ist er uns zurückgekehrt.

Laß mich kurz darüber hinweggehen; denn eigentlich hab' ich Dir nur erzählen wollen, auf welche Art das arkadische Lied vom Schiller an mir wahr geworden ist.

Im Geschichtsunterricht wird man auch wohl vom Hambacher Fest gesprochen haben. Das war am 27. Mai 1832 gewesen. Tausende und Tausende strömten dazu unter der Schloßruine, die jetzt schon lang die Maxburg heißt, zusammen: lauter Volksfreunde, die noch über die alten, hehren und stolzen Ziele der Befreiungskriege hinausstreben und auf ihre Weise beglücken, bessern, einigen wollten. „Deutschlands Wiedergeburt" hatten sie auf ihre schwarz-rot-goldene Fahne geschrieben, und der Siebenpfeiffer pflanzte sie auf; der Wirt und mein Vater legten die Hände fest um den Schaft, und dann ward geredet und gesungen. Edle Gedanken, flammende Worte, reiner Wille — und was wurde daraus?

Das Schlimmste, Kind. Nachdem das Fest und sein Zweck ruchbar geworden waren, reckte die Polizei ihre harte Hand aus und griff nach rechts und griff nach links und mitten hinein ins begeisterte Gewühl. Die Gefängnisse und die Kasematten füllten sich mit politischen Verbrechern oder Helden, wie man's eben nahm. Mancher Fuß ward flüchtig und kam über die Grenze, manches deutsche Herz brach, manches Leben, das dem Vaterlande Großes zu opfern und zu leisten bereit war, schmachtete im Kerker langsam dahin. Andere kamen glimpflich davon. So auch mein Vater. Weißhaarig geworden, noch schweigsamer und verbissener, stand er eines Januartages im Jahre vierunddreißig wieder vor mir, und die Flüggen lag unten im Hausflur platt auf den Steinen und hatte Weinkrämpfe. Ja, was uns die nützen sollten? Gott danken mußten wir, und das that ich unter stillen Thränen, weil der Vater kein Geschrei leiden konnte. Not hatten wir nicht gelitten; die Zinsen von meiner Mutter Erbe, die auf meinen Namen gezahlt wurden, gingen uns pünktlich vom Auslande zu. Aber die innere Not und Qual, das Leben unter Polizeiaufsicht — das hatte viel von der natürlichen Jugend aus meinem Herzen gerissen.

Und all die Briefe, die ich im Tresor aufgespeichert hatte und die den Haussuchungen der Polizei glücklich entgangen waren? Der Vater nahm sie, so wie sie da waren, gesiegelt und petschirt, riß sie durch, die Kreuz und die Quer, und verbrannte sie hinter verschlossener Thür im Stubenofen zu Asche. Ach Kind! Keiner von denen, die ihm vor dem Hambacher Feste auf dem toten Papier ihre hochschlagenden Herzen ausgeschüttet hatten, wandelte mehr im Lichte der Freiheit!

II.

In meinem schmerzlichen Glücke, den Vater wieder zu haben, fand ich mich mit allem ab, was, ernster und trüber denn je, um mich her blieb. Ich wuchs heran und wurde aus dem Kinde zum Mädchen, aber klein und zart blieb ich, blaß und verträumt, eine Nachtviole im Schatten. Mein Uebermaß schwarzen Haares, das ich in Flechten zweifach um den Kopf legen mußte, zog ihn mir ohnehin niederwärts auf die Seite, so daß ich dadurch vollends ausgesehen haben mag wie eine lichtscheue Pflanze.

Auf seine Weise zeigte mir der Vater jetzt seine Liebe ein wenig mehr, weil mein Zigeunergesicht dem meiner Mutter allgemach ähnlicher ward, und zudem fühlte er wohl Mitleid mit meiner Mädchenjugend, die sich vergeblich gegen ihre schwellenden Knospenhüllen drängte und sie nicht sprengen konnte, um zur Blüte zu werden, denn ihr fehlte die Sonne.

So erbarmte er sich meiner Einsamkeit, that seinen Bücherschrank ein Spältchen weiter auf und gab mir Neues zu lesen, Neues und doch schon Altes: Fouqués Undine und den Zauberring, Kleists Käthchen von Heilbronn und die herrliche Gudrunsage.

Ich las und las das alles in mich hinein, und damit fing ich an, mich heimlich hinwegzusehnen aus unseren engen Bergen und weit hinaus. Dorthin, wo das wilde Meer brandete wie an Gudruns heimatliche Küste, wo die Jünglinge mächtige, blonde Recken waren, wie Fouqués Ritter Huldbrand und Kleists Graf Wetter vom Strahl, und es den holden Fräulein und armen Mägdlein mit blitzenden Blauaugen, rätselhaften Koseworten und heißen Küssen anhaten.

Und so, Kind, wurde ich achtzehn Jahre ....

Da kommt eines trübseligen Märznachmittags, als ich gerade kochendes Wasser in unseren Kaffeebeutel schüttete und dann den Vater nebenan aus dem Schlafe holen will, die Flüggen so aufgeregt zu mir in die Stube gestürzt, daß ich meine, die Polizei muß drunten sein und will mir meinen Vater, der doch seit einem Vierteljahre nicht mehr unter ihrer Aufsicht lebt, zum zweitenmale fortholen.

„Um Gott, Flüggen, ruhig!" bitte ich, „Vater ist noch nicht wach;" sie indessen drängt, indem sie mir eine Visitenkarte aufnötigt:

„Ja, ja, Fräulein Meli; gehen Sie hinein und ermuntern Sie ihn so rasch, als Sie können. Drunten im Flur stehen Gäste — zugereiste, ein Herr und

eine Dame. Den Handerer haben sie schon hinüber zum Ausspann geschickt, und abweisen lassen sie sich nicht."

Ich also drücke der Flüggen den Wasserkessel in die Hand und laufe geschwind in Vaters Stube. Vater schläft nicht, sondern sitzt am Sofatisch, ganz zusammengebückt, das Gesicht in Händen und alle zehn Finger in sein buschiges, weißes Haar vergraben.

„Was soll das, Meli?" sagt er, und da ich ihm die Karte hinlege, fährt er auf und schiebt den Tisch von sich:

„Wislenius! Wislenius hier? Was — was sagst Du da? Meli — wo ist er?"

Eh' ich aber zu Wort kommen kann, reißt einer die Thür auf, und ein großer, bärtiger Mann fliegt herein, dem Vater um den Hals, und sie küssen sich und schluchzen wie die Kinder.

„Alter Freund, lieber Freund — wie lang hab' ich mir das schon vorgesetzt — Dich wiederzusehen!" ruft der Fremde, wischt sich mit der derben Faust die Thränen aus dem Gesichte und reißt meinen Vater von neuem an sich. Und der legt ihm den Kopf an die Schulter, faltet seine Hände um seinen Nacken zusammen und weint weiter und bringt kein armseliges Wort hervor.

Der andere streckt mir, hinter Vaters Rücken, die Hand hin — o wie gut ist sein Gesicht und sind seine Augen! — und macht einen Blick nach der Thür zu. Ich verstehe wohl, schlüpfe hinaus und ziehe die Thür sacht hinter mir ins Schloß. Dann höre ich, daß mein Vater zu sprechen anfängt mit seiner alten, gewohnten Stimme, und nun fällt mir ein Stein von der Seele.

Drinnen auf dem Fensterpfühl in der Wohnstube sehe ich ein stattliches blondes Mädchen sitzen, das hat den Reisemantel abgeworfen und hält die rosa Nebelkappe mit dem hellgrauen Florschleier in den Händen. Sofort steht sie auf und tritt mir entgegen:

„Sie sind gewiß Fräulein Türkh; das kann ja gar nicht anders sein. Nein, wie Sie doch Ihrer Mutter gleichen! Deren Miniature hat meine Mutter und heißen Sie auch Amélia? — Bitte, nehmen Sie mich in Ihre Kammer hinauf; ich muß mir die Schuhe frisch schnüren — Sie glauben nicht, wie mich's beim Gehen hindert. — Nicht wahr — Sie heißen Amélia?"

„Bitte, nennen Sie mich Meli, wie alle Leute," sage ich, während wir die Stiege hinaufsteigen in den Dachstock, und sie nimmt mich fest in den Arm, drückt mein Gesicht gegen sich und lacht:

„Sie niedliches, apartes Dingelchen, Sie! Also müssen Sie mich auch Mary nennen, hören Sie? und ‚Du' könnten wir jetzt gleich mit einander machen. Topp, es gilt! Wir müssen von einem Alter sein; Anno siebenzehn geboren."

Droben in meiner Kammer, trotzdem ich kein Ofenfeuer hatte, setzten wir uns in den Erker und die Efeulaube, hielten uns umschlungen und thaten wie zwei Verliebte. Mary sagte mir die größten Komplimente von der Welt über mein Haar und meine Augen und war so lieb und herzlich zu mir, daß ich völlig auftaute und mich an sie hing, wie eine Klette. Ich — die ich nie ein solches Glück gekannt hatte, weder Mutter, noch Schwester, noch Freundin, nahm es nun mit vollen Armen an mein sehnsüchtiges Herz; und ich glaube, daß ich in der einen Stunde mehr zusammengeschwatzt habe als in meinem ganzen, vorherigen Leben!

Abends, als wir beim Karpfen und einer guten Flasche Eigenbau zu Tisch saßen, brachte Herr Wislenius seine Bitte vor. Er wollte mich auf einige Zeit mit heimnehmen, auf sein Gut im Bremischen.

„Unsere Kinder müssen in der Freundschaft nachholen, was wir seit langen Jahren versäumt haben," sagte er. „Wir reisen im eigenen Wagen. Du sollst sehen, wie bequem; und wir bringen Dich bis Frankfurt. Dort suchst Du die alten Freunde endlich einmal wieder auf: den Grunelius und Thomas und die Brentanos. Du wirst sehen, wie sie Dich aufnehmen; und im Schwanen bestell' ich Quartier für Dich und uns. Dann gehst Du nach Heidelberg und wirst mit dem Schlosser von neuem warm und hörst den Jörsl; der ist eine junge Kraft, aber Dir redet er nach dem Herzen; das weiß ich."

Leicht ward es dem Vater nicht, zu allem Ja zu sagen. Allein die völlige Abgeschlossenheit von jedem Verkehr hatte ihn so unselbständig gemacht, daß er sich gängeln ließ, als wär' er ein unmündiges Kind.

So ereignete sich's, daß wir zwei Paare uns schon wenige Tage später im Reisewagen gegenüber saßen und eine recht behagliche Gesellschaft bildeten. Ich war froh, daß der Vater hin und wieder lachte zu seines Freundes frischen, scherzhaften Geschichtchen, und daß ich immer irgend ein Zipfelchen von meiner Mary in der Hand halten durfte.

Wunderschön fand ich sie damals, als ich für sie glühte; ihr Flachshaar schien mir golden, und ihre frohen Blauaugen dünkten mich Vergißmeinnicht zu sein, ihre gesunden Wangen Purpurrosen. Nun ich Dir's erzähle, Kind, seh' ich sie vor mir, wie lebendig! Gedichte machte sie auch in aller Heimlichkeit. Ich sage Dir, Kind, meinem Abgotte, dem Schiller, wurde ich ordentlich ein bißchen untreu, als sie mir am dritten Reisetage, spät abends, im Nachtquartier ihr Goldschnittbüchlein mit den vielen getrockneten Myrtenreisern und Immergrün in die Hand drückte und ich bis tief in die Nacht hinein darin las und schwelgte und mich erhitzte, trotz des eiskalten Gasthausbettes und der Talgkerze, die arg rann, weil sie einen Knopf im Docht hatte und keine Putzscheere vorhanden war.

Endlich habe ich's vor innerlichem Zittern nicht mehr ausgehalten und habe meine Mary wachgeschüttelt, geküßt und gefragt:

„Mary, Mary! Hast Du denn schon geliebt?"

Da fährt sie sich mit der Hand über die Lippen und hat mich ganz blöde und verschlafen angeguckt, „— ach — zwanzigmal! —" murmelt sie, wirft sich gegen die Wand und schläft weiter wie ein Rab.

Kind — da ist mir mit einemmale von der Dichtkunst und den Dichtern ein höchst nüchterner Begriff aufgegangen. Ich habe das violettsammetne Goldschnittbüchlein von meiner Mary fortgelegt, zwischen die dampfende Talgkerze, die ich mit zwei Fingern ausgeschnäuzt hatte, und das Glas Wasser, daraus ich mir Kühlung für meine innerliche Hitze nahm, getrunken. Dann bin ich auch eingeschlafen, und es sind mir nicht einmal interessante Träume aus dieser Nacht im Gedächtnis hängen geblieben.

III.

Wir machten eine sehr angenehme Reise. Nachdem wir uns sowohl die Lutherstadt Worms als auch Darmstadt und den Rheinstrom bei Mainz betrachtet hatten, gelangten wir am vierten Tage nach Frankfurt, wo der Vater mit uns im Schwanen abstieg, aber schon in der nämlichen Stunde von Herrn Grunelius, einem der Frankfurter Patrizier, in dessen Wohnung abgeholt wurde. Ich sollte auch mit in die Glaskutsche steigen und Gast der freundlichen Leute sein, aber wir mußten andern Morgens in aller Frühe weiterreisen, und dann mocht' ich mich auch von Mary so bald nicht trennen.

Von Frankfurt ging's über die Universität Gießen, nach des „Immer-lustick"-Königs Jérôme einstiger Hauptstadt Kassel und dann zur Residenz Hannover. Die gefiel mir ausnehmend mit den springenden Wassern im Lustgarten von Herrenhausen und dem stolzen Königsschlosse, das seine Mauern ins Wasser des Leineflusses senkte. Schließlich gelangten wir an unsere letzte Reisestation: die alte Hansestadt Bremen. Da zeigte mir der Onkel Wislenius (den „Onkel" hatte er sich schon in Frankfurt von mir ausgebeten) den Riesen Roland, der auf dem Marktplatz vor dem ehrwürdigen Rathause in Stein gehauen steht, das Schwert in der Hand und Stacheln an den geharnischten Knieen, und abends stiegen wir mit mehreren lustigen Vettern und Freunden von meiner Mary in den Ratskeller hinunter. Da saßen wir, recht eng und warm, selbzehn in einer kleinen, geschlossenen Zelle, die sie „Prältte" nannten, und tranken feurigen Rheinwein, aßen harte Brezeln, englische Käse, englische Austern, und uns jungen Mädchen goß der Onkel eine Wenigkeit vom süßen Kanarienfekt unter den Wein .... Das alles ist euch Neuzeitkindern keine Leckerei mehr, aber ich kann Dir sagen, daß ich nicht wußte, was von den guten Dingen zuerst auf die Zunge nehmen! Nur mit den Austern, den lebendigen Tieren in der Muschel, war mir's anfänglich ein arges Angehen, und vom russischen Caviar zu kosten, dazu hätte mich keine Macht der Welt gebracht. Ich meinte, eben so gut möchte man Schuhwichse aufs Brot streichen. Der Kanarienfekt jedoch schmeckte wie lauter flüssig gewordene Traubenrosinen, und der Rheinwein glitt mir so sanft die Kehle hinunter.

Pudelnärrisch ward mir's im Kopfe davon! Die anderen lachten über mich; denn ich wußte wahrlich nicht, wohin mit all der Tollheit, die ich in mich hinein geschlürft hatte! Dann mußten wir unsere Hände kreuzweis rundum auf den Tisch legen, und jeder häkelte seine zwei kleinen Finger in die der Nachbarn. So bildeten wir eine Kette und sangen mit einander:

„Liebe, Liebe, trinke, trinke,
Und vergnüge Dich mit mir!
Höre Dich, wenn ich mich höre,
Und sei wieder froh mit mir!"

Auf einmal konnte ich singen und that mit; als die jungen Herren aber anfingen:

„Ihm saß'ner Maskante vorsäume nicht am Rh —
O tempora, o mores! —"

da verging allgemach die Welt um mich her. Die lachenden Gesichter verschwammen, die Prältte voller Weinduft und Tabakqualm schrumpfte zusammen, und die Augen wurden mir gläsern, bis sie zufielen. Froh war ich, daß der Onkel seinen Arm um mich legte und mir seine breite Schulter im Flausrock zum Kopfkissen gab.

Schlafend hat mich der Onkel auch in den Wagen gehoben; schlafend, nach zweistündiger Nachtfahrt auf stoßenden Wegen, hat mich die unbekannte Tante Wislenius mit der Gutsmamsell ausgekleidet und in die Federn gebettet. Sie soll mich sogar nach Herzenslust verküßt haben, ohne daß ich's gewahr wurde.

Wie in Märchen war's mit mir gekommen. Zuerst in des Kellers Tiefe bei den Erdmännlein und den Weingeistfäßchen der starke, süße Zaubertrank; dann im traumlosen Zauberschlafe die Ferne durchflogen und am andern Morgen auf weichem Lager erwacht, das Feenhände zubereitet. Nun war ich im Paradiese, in Arkadien, da man wohnen und glücklich sein darf, solange man noch an Wunder glaubt und an die heiteren Götter der Griechen, deren heiterster das holde Büblein Cupido ist, das den goldenen Pfeil in die blaue Luft zielt. So meinst Du — aber Cupido weiß wohl, daß der Pfeil wieder abwärts schwirrt und sich in die Herzen der Menschen festrennt.

Sieh, Kind, ich alte Frau von neunundsiebenzig Jahren werde wieder jung und poetisch, wenn ich an mein Arkadien zurück denke, vornehmlich an das Erwachen dieses ersten Morgens.

Alles ganz still. Ich liege in einem weißen Bette, darüber ein wunderliebliches Christkind im Rahmen hängt: ein ernstes Knäbchen mit langem Gewande und der Glorie ums lockige Haupt. Es sitzt auf einer Wolke, hält einen hohen Lilienstengel in einer Hand und hebt das Fingerchen der andern gen Himmel, als wollte es sagen: „Schau mich an, du Menschenkind, vergiß nicht, was ich schwaches Kindlein für dich gethan und ertragen habe — strebe mir nach." — Mein Morgengebet sprach ich vor diesem lieben Bilde und habe es dort alle Morgen gesprochen, solange ich auf dem kranken Eschenkamp beim Onkel Wislenius bleiben durfte.

Aufstehen mocht' ich noch nicht. Ich besaß keine Uhr, und picken hört' ich nirgends eine. So legt' ich mich, trotz des verrichteten Morgengebets, gemütlich in die Federn zurück und dehnte mich nach Herzenslust. Daheim mußte ich Sommer und Winter um sechs heraus, weil der Vater ein schlechter Schläfer war, und nun gefiel mir meine Faulheit desto besser.

Noch nie hatte ich einen Baum vor meinem Schlafstubenfenster gesehen; immer nur des Tuchmachers graue Mauer und ein schmales Stück ferner, grauer Bergkehne, eine Hand hoch vom Himmel. Meine Kammer lag nordwärts; die Sonne besuchte sie nicht. In unsere Reisequartiere waren wir zur Dunkelheit gekommen und meistens früh im Dämmer weitergefahren. Und hier wiegte nun ein mächtiger Eschenbaum vor den vielen, kleinen Fensterscheiben sein Gezweig, an dem die Blattknospen schwollen; ein lustiger Fink saß auf einem wippenden Aestchen, putzte sein buntes Gefieder und lockte hell. Golden schien die Sonne durch braungrünes Zweiggeflecht, und der Himmel so blau, so klar — ein rechter Frühlingshimmel, wie er Gott und den Menschen

Fig. 1. — Le château de la Malmaison au début du XIXe siècle. — Dessin de Chauvet d'après Isabey.

wohlgefällt. Dazu duftete es köstlich neben meinem Kopfkissen, und als ich recht hinguckte, stand auf dem Bettische ein rotes geschliffenes Gläschen mit den ersten Märzveilchen und Birkenkätzchen. Sechs oder sieben bescheidene blaue Blumen, mehr nicht, und sie hatten mir den Lenz in die Kammer getragen.

Nun sprang ich geschwind aus dem Bette, und als ich mich im kalten Wasser erfrischt hatte und die Kleider überwarf, that sich die Thür auf, und die Hausfrau kam herein zu mir. Auch sie so fröhlich und hübsch mit den blonden Stecklocken unter der blaubeschleiften Haube und dem heilstreifigen Ginghamkleide. Sie nannte mich auch im ersten Augenblicke schon „Du“.

„Du lieber Schatz! Ganz und gar wie Deine arme Mutter! Nein, wie mir das nahe geht!“ rief sie, herzte und streichelte mich, und zwischenhinein drehte sie mich hin und her und putzte an meiner Kleidung herum, als sei sie ein Kind am heiligen Abend und ich ihre neue Puppe.

Dann führte sie mich an der Hand hinunter und in die allerschönste und gemütlichste Stube zu ebener Erde. Steingepflastert, die Glasthür in den Garten hinaus ein wenig geöffnet, tüchtig Feuer im Eisenofen, und davor lag der braunfleckige Hühnerhund; an den weißen Kalkwänden Geweihe und Raubzeug, Jagdflinten und das Brett mit den großen Schlüsseln zu Kammern und Schränken. Auf dem gedeckten Tische standen Roggenkaffee und fette Sahne nebst ländlicher Zukost: Eier auf Speck und goldgelber Pfannkuchen, von gestern mittag her aufgebacken.

„Jetzt will ich Dich ordentlich herausfüttern,“ sagte die Tante und häufte mir auf den Teller, was Platz hatte. „Essen und lachen, das sollst Du lernen! — Macht sie nicht tot, ihr Jungens!“

Vier wilde Buben waren's, die an mir aufsprangen, alle kerngesund an Herz und Knochen; Mary die älteste und die einzige Tochter. Um die Wirtschaft bekümmerte sie sich von früh bis spät, und die Mutter trug Sorge, daß sie sich lustig tummelte. Sie war auch schon heimlich versprochen mit dem jungen Auditor Hegemann, der im nahen Flecken am Amt arbeitete, hatte seinen Schattenriß im Nähkorb versteckt und sang abends zur Guitarre: „Einsam bin ich, nicht alleine!“ und „Nach Sevilla! nach Sevilla!“ — obwohl der Flecken nicht „Sevilla“, sondern ganz bieder „Osterholz“ hieß. Sonntags kam der Herr Auditor im Ponywagen herüber zu uns auf den Eschenkamp; ein niedliches Männchen, kleiner als meine Mary, und wenn wir in seinem Karriolchen ausfuhren (ich als kleiner Elefant mit den beiden Verliebten), dann nahm Mary die Leine, weil sie, dem Anschein nach, Angst spürte, die stallmutigen Ponies möchten ihrem Ernst August sein zartes Händchen aus dem Aermel reißen. Sie war nämlich über die Maßen entzückt von ihm, und ich gönnte ihn ihr gern. Sieh, Kind, wo keine Eifersucht ist, da hat die Freundschaft Fettweide unter Mädchen.

So lebten wir in Glück und Munterkeit einige Wochen dahin, und ich gewöhnte mich rasch an all das Lärmen, Lachen und Necken. Nur das Küssen von den Buben konnt' ich nicht leiden und wehrte mir die vier Wilden vom Hals, so gut es ging. Es war wirklich ein arkadisches Leben, Kind! Alles vollauf in Küche und Keller, immerfort Gäste; bei schönem Wetter Spaziergänge und Fahrten, Kugelspiel und Ringelreihen und Topfschlagen mit schönen Gewinnsten. Ein breites, beblümtes Rosenband, wie sie sehr an der Mode waren, seit der Goethe davon gesungen, hab' ich mir gleich am dritten Tage mit dem Stecken und einem Häufchen Topfscherben erobert. Und wenn's regnete, gab's Pfänderspiel und Blindekuh auf der Hausdiele, es ward gesungen und geklimpert mit den trommelnden Tropfen um die Wette. Aber merkwürdig: mitten aus dem Jubeln bin ich manchmal davongelaufen und habe mich satt geweint, als ob ich in solches Treiben nicht hineinpaßte.

Die ganze erste Aprilwoche goß es vom Himmel, was es vermochte. Draußen im Garten dufteten die Veilchen stark, und die Krokus und Schneeglocken standen schon zerzaust. Hyacinthen und Tulpen knospten, und auch das fliegende Herz und die ersten Narzissen. Der große Rasen war gelb von Osterblumen, die zwischen den Blütenblättern ein goldenes Kränchen tragen: „Thiertischen“ hießen die Bauern sie. Dann rundete sich die Mondsichel, und als es zum Vollmond ging und weiße Windwolken wie schmale Florbänder von Ost nach West segelten, trat der Onkel eines Morgens lachend zu uns in die Stube, und zeigte uns einen großen Brief:

„Ihr Mädchen, wollt ihr euch Löcher in die Strümpfe tanzen?“

„O, o! himmlisch!“ schrie Mary und sprang vom Stuhl in die Höhe.

„Ja, aber nicht mit Auditoren und Schiffskapitänen,“ sagte der Onkel, „nur mit Jan vom Moor und Konsorten.“

„Ach, wenn's nur etwas zu springen gibt, Vater!“

„Gut also. Putzt die Schuh' und plättet die weißen Kleider aus, Mädchen. Uebermorgen fahr' ich mit euch beiden hinauf nach Wremen im Wurster Land. Die Bauernschaft gibt einen Ball, und Jürke Stads hat mich und was mein ist dazu gebeten. Er gibt uns Quartier bei sich auf dem Hofe. Wer weiß, ob Du nicht jetzt die See zu sehen kriegst, kleine Mell.“

„Aber ich kann gar nicht tanzen!“ rief ich.

Das ließ meine Mary nicht gelten.

„So fliegst Du, mein Mückchen!“ sagte sie, umfaßte und wirbelte mich singend im Kreise herum.

Zum Glück erschien ganz unvermutet der Auditor, als wir uns eben anschickten, Abendbrot zu essen. Meine Mary hätte wohl gern nach Tisch mit ihm auf dem Sofachen im Halbdunkeln geplaudert, aber heute lag ich ihr mehr am Herzen als die bräutliche Zärtlichkeit. Tante Wislenus setzte sich ans Klavier und spielte uns auf; Fried, der zweite Bube, blies auf dem Kamme dazu, und der gute Auditor brachte mir einen Schleifer und einen Schottischen bei, so schön, daß ich ganz stolz auf meine Tanzkunst war.

Andern Tags wurde ein weißes Fähnchen von der Mary für mich zurechtgeschneidert, und mein geblümtes Rosenband, vom Topfschlagen her, sollt' ich, statt des Gürtels, um die Taille schlingen.

(Fortsetzung folgt.)

Weihestunde.

Von

Rudolf Goette.

Maß du, mein Lieb, die Leute sagen,
Was einem jeden wohlgefällt,
Und laß dein Herz an meinem schlagen;
Dann sind wir einsam auf der Welt.

O, lächle wieder süß im Leide
Und sei in stillem Glücke mein!
Ja, dann erglühet für uns beide
Der wundervollste Sonnenschein!

Komm, lehn dein Haupt an meine Wange,
Ich halte dich, du süße Last.
So laß uns träumen still und lange,
Entrückt des Werktags wilder Hast.

Nun ist's, als ob seit Urzeittagen
Wir selig ständen, Haupt an Haupt,
Als dürfte nie die Stunde schlagen,
Die köstlichsten Besitz uns raubt.

Vor unsern Blicken fällt die Hülle.
O Glück, o wonniges Vertraun,
Ins Herz der Liebe, in die Fülle
Des, was uns eigen ist, zu schaun!

Dann schließt sich auch der Blick ins Weite,
Und ferne strahlt ein neues Land,
Und Sonnenlicht von jeder Seite,
Und jede kleinste Wolke schwand.

Wir gleiten hin auf klaren Wogen,
Ein selig Ich, ein selig Du,
Von einem Schwanenpaar gezogen,
Dem Saum der Ewigkeiten zu.

Komm, schmiege dich an meine Wange
Mit deiner Liebe blütenschwer,
Und laß uns träumen tief und lange
Auf unsres Glückes weitem Meer!

Die Gedächtniskirche für König Ludwig II. von Bayern.

(Siehe die Abbildungen Seite 709.)

Am Ufer des Starnberger Sees, unweit jener Stelle, wo der geniale, mit dem hinreißenden Zauber persönlicher Liebenswürdigkeit begabte und dann von einem furchtbaren Geschick heimgesuchte König Ludwig II. von Bayern sein tragisches Ende fand, wird sich demnächst ein Gotteshaus erheben, das die Besucher des lachenden Geländes zu stiller Einkehr, zu frommer Andacht und zu wehmutsvoller Erinnerung an den in der Blüte der Jahre dahingeschiedenen Fürsten ladet. Schloß Berg am Starnberger See, einst sein Lieblingsaufenthalt, war die letzte Wohnstätte des unglücklichen Königs, und nachdem er am Abend des Pfingstsonntags 1886 das Schloß verlassen, hat man ihn lebend nicht wiedergesehen. Die Umstände, unter denen das Furchtbare geschah, werden nie aufgeklärt werden, denn der einzige Zeuge des schaurigen Vorganges fand gleichfalls den Tod, aber die Stätte des Unheils ließ sich doch mit Gewißheit ermitteln, und ein schlichtes Erinnerungszeichen ward vorläufig errichtet.

Auf Anordnung des Prinzregenten Luitpold wird nun oberhalb dieser Stätte eine Gedächtniskirche erbaut, deren Grundsteinlegung am 13. Juni erfolgte, bei der zehnjährigen Wiederkehr des Tages, an dem das Unheil geschah. Den Hammerschlag führend, sprach der Prinzregent Luitpold die schönen Worte, die sinnfällig die Empfindung des bayrischen wie des ganzen deutschen Volkes wiedergeben: „Zur frommen, wehmutigen Erinnerung an den unglücklichen, schwergeprüften, von seinem Volke treu geliebten König.“ Unsere Abbildung zeigt neben dem Schlosse Berg die Gedächtniskirche, wie sie bald am lieblichen Gestade des Starnberger Sees sich erheben wird.

Plakate in alter und neuer Zeit.

Von

Karl Brenner-Bunzlau.

(Siehe die Abbildungen Seite 704 und 705.)

Plakate — als ob es über diese aufdringlichen Maueranschläge viel Merkwürdiges zu sagen gäbe! so wird mancher Leser achselzuckend ausrufen, und doch ist diese bunte Facette unseres vielseitigen Kulturlebens einer näheren Betrachtung nicht unwert. Auch bei uns beginnt langsam das Interesse der Sammler für illustrierte Maueranschläge zu erwachen, und mit Stolz weisen sie auf ihre quadratmetergroßen Mappen oder dickleibigen Rollen hin, welche Blätter von der Hand eines Stuck, eines Greiffenhagen oder eines Ehret bergen. Hat doch das Berliner Kunstgewerbemuseum eigens eine Art Schnürboden in seinem Lesesaal bauen lassen, um riesige ausländische Plakate bequem unterbringen zu können. Frankreich besitzt schon eine ganze Literatur über diese Druckerzeugnisse. Ich erwähne nur das schöne Werk von Maindron: „Les affiches illustrées“. Die beiden starken Bände bieten eine reiche Fülle anziehenden Stoffes dar. Allerdings verbreitet der Autor sich mit Vorliebe über die Blätter seiner Landsleute, in deren Manier man sich erst einleben muß, um sie völlig zu würdigen. Deutschland wird bei ihm nur so ganz nebenbei erwähnt.

Die Geschichte des Plakatwesens hat manche fesselnde Seite für den Kulturhistoriker. Müssen sich ihm nicht interessante Vergleiche mit heutigen Zuständen aufdrängen, wenn sein Auge auf den Wahlaufruf zu Gunsten des M. Holconius Priscus fällt? Mehr als achtzehn Jahrhunderte sind verflossen, seit dieser Maueranschlag die Bürger Pompejis aufforderte, den Genannten zum Duumvir zu wählen. Der Wahlakt wurde durch den Untergang der Stadt verhindert, aber noch heutigen Tages bezeugt der Aufruf, daß damals wie heute eine gewisse „Mache“ aufgewendet werden mußte, wenn einer zu Amt und Würden gelangen wollte. Daß die Stadträte damals Duumviri hießen, ist der einzige, aber belanglose Unterschied.

Das klassische Land der Affiche ist Amerika. Dort bereiten ihr geschäftseifrige Unternehmer eine angemessene Stätte in Form langer Bretterzäune, die sie an passenden Stellen errichten lassen. Voll und farbenprächtig dehnen sich die Flächen aus, auf welchen der Affichenr mit rührender Unparteilichkeit die Ankündigung eines neuen Ballets neben ein riesiges Patentmedizin-Plakat oder das kommende Ringkampf neben den jüngsten Wahlaufruf anklebt. Treffend sagt ein französischer Schriftsteller: „Les affiches, c'est le salon de la rue.“ Und wirklich, eines ausgedehnteren Leserpublikums erfreut sich wohl keines der vielartigen Erzeugnisse Gutenbergs. Jung und Alt werden durch die bizarre Zeichnung oder die kecke und doch harmonische Farbengebung zum Betrachten und zum Lesen gezwungen.

Die Zukunft des Kunstgewerbes soll doch in seinen Entwicklungen im Volke liegen, und ein geistreich komponiertes Plakat, von Tausenden und Abertausenden angeschaut, vermag fruchtbringende Samenkörner auszustreuen.

Aber auch anderweitige Betrachtungen sprechen für die Berechtigung und den Nutzen des Plakats. Die Papierflut, die den Normalmenschen des 19. Jahrhunderts umspült, schwillt immer höher an. Beginnt er frühmorgens sein Tagwerk, so liegt schon auf dem Frühstückstisch ein Stoß von manchmal unheimlich dicken Drucksachen, zwischen denen nur hin und wieder schüchtern eine rote Zehnpfennigmarke hervorlugt, die menschenwertere handschriftliche Mitteilung verratend. Geht unser Freund dann auf die Straße, so drücken ungesuchte Gönner ihm grellfarbige Fetzchen in die Hände. Sogar im Eisenbahnabteil ereilt ihn die Zeitungsfrau und überschüttet ihn durchs Fenster mit Annoncenzeitungen und Reklameblättern. Da ist es wohl nicht zu verwundern, daß es stärkerer Reizmittel bedarf, um ihn zum Lesen oder, was von mindestens neun Zehnteln derartiger Drucksorten angestrebt wird, zum Geldausgeben zu bewegen. Erwägungen solcher Art ließen das Plakat zu seiner heutigen Bedeutung gelangen. Ihm entgeht so nichts. Gleich einem in der Nähe abgefeuerten Pistolenschuß wirken seine sonderbaren Zeichnungen, seine exzentrischen Farben, seine fußgroßen Buchstaben auf das ein. Es packt doch gerade in den Augenblicken, wo deine Nerventhätigkeit und Einbildungskraft seinen Suggestionen am leichtesten zur Verfügung stehen. Originell in ihrer ganzen Erscheinung, der Text prägnant und packend, so stellt die neuzeitliche, stilvolle Affiche sich deinem Auge dar.

Ich möchte behaupten, daß das Plakat sogar auf die Gestaltung unserer Buchstaben keine umbildende Wirkung ausübt. Nach und nach entwickelt sich in ihrer Formengebung ein eigener Stil, der bei den besseren Erzeugnissen eine glückliche Mitte zwischen einem korrekten Klassizismus und einer genialen Ungebundenheit hält.

Das wichtigste ist natürlich das eigentliche Reklamebild, die Zeichnung. Eine sinnfällig komponirte Darstellung spricht hundertmal mehr zum Intellekt als die längste Abhandlung und haftet noch obendrein viel besser im Gedächtnis. Soll ein Plakat, wie der Amerikaner sagt, als up to date gelten, so muß es ungewöhnlich und doch gefällig, energisch und wirksam in der Farbe und doch nicht schreiend bunt in seinen Tönen, interessant und doch klar und deutlich sein. Dies alles zu vereinigen, ist keine leichte Aufgabe, und ihre Lösung wird auf immer neuen Wegen versucht. „On ne veut plus du vieux“ ist die Losung, welche die ausländischen Meister der Affiche den bei uns noch immer bis zur Ermüdung breitgetretenen Formelkram der Renaissance längst über Bord werfen ließ. Es genügt aber noch lange nicht, ein tüchtiger Künstler zu sein, um auch ein wirkungsvolles Plakat entwerfen zu können. Der berühmte englische Maler Herkomer hat mehrfach gegen unsinnig hohes Entgelt illustrirte Wandanschläge gezeichnet, die aber trotz ihrer reichen Komposition und schönen Linienführung vor der geringsten Leistung Eberels, wenigstens vom verkehrstechnischen Standpunkte aus betrachtet, die Segel streichen müssen. Eine gar eigenartige Kunst entfaltet sich auf diesen großen, kurzlebigen Papierflächen, von denen sich nur weniges in die Mappen der Sammler rettet. Die Sonne bleicht die besseren Farben, Wind und Regen nagen daran, und gar bald wandern die herabgerissenen Fetzen in den Müllkasten.

Nicht minder wichtig als die Zeichnung ist, wie bereits oben bemerkt, der Text. Kurze Leitsätze, die den Leser fesseln und in den flüchtigen, der Betrachtung gewidmeten Momenten ihm das Gewollte einprägen, bilden das Fleisch, dem einige glücklich gewählte Stichworte als Gerippe dienen. Das Ganze krönt, gleichsam als Kopf, die Adresse oder der Eigenname der angepriesenen Ware.

Der gleiche Gegensatz, der zwischen dem akademischen Künstler und dem Affichenzeichner herrscht, waltet auch zwischen dem Literaten und dem Verfasser eines wirksamen Plakattextes ob. Trotzdem es meist nur wenige Worte sind, die der bildlichen Darstellung beigegeben werden, ist es durchaus nicht jedermanns Sache, in dieser Hinsicht die „Schlager“ aufzustöbern und zu gruppiren. Will ein smarter amerikanischer Industrieller die Welt mit einem neuen Wageranschlage beschenken, so verabsäumt er sicher nicht, sich bei einem Spezialisten Rat zu holen über den Wortlaut, mag dieser auch nur einige hundert Wortsilben umfassen. Selbst der genaueste Kenner einer Ware ist manchmal im Zweifel, wie ihre Vorzüge hervorgehoben werden sollen, und welche Stichworte sich bei flüchtigem Lesen gewissermaßen als Momentphotographie am leichtesten im Hirn des Beschauers fixiren. Daher haben die Inserate auch aus dem Plakatverfassen einen selbständigen Beruf geschaffen, der seinen Mann reichlich nährt. Artemus Ward ist ein berühmter Spezialist in dieser Hinsicht geworden, und seine wohlbezahlten Weisungen werden als Orakel hingenommen.

Doch nicht bloß bei den geistigen Hantirungen, auch beim rein Technischen ist in Amerika eine weitgehende Arbeitsteilung eingeführt. Sogar das bei uns mehr „im Nebenamte“ betriebene Zettelankleben hat sich dort zu einer wohlgepflegten Spezialität ausgebildet. Seit vier Jahren hat die ehrsame Zunft von Leiter und Kleistertopf eine eigene, vorzüglich ausgestattete und reich illustrirte Fachzeitung, die unter dem Titel „Bill Board Advertising“ in Cincinnati erscheint. Mit lebenswertem Eifer tritt sie für die Berufsinteressen ein, wenn auch einzelne ihrer Aufsätze ein wenig ans Komische streifen. So berichtete sie unlängst über einen Wettbewerb. Es handelte sich um das schnellste Ankleben großer Plakate von 24 (englischen) Quadratfuß Oberfläche, die mit Lot und Winkelmaß auf ihre richtige Lage geprüft wurden. Andrew Ritchel errang am 26. Oktober 1895 den Wettpreis mit 4 Minuten 15 Sekunden Arbeitsdauer für ein Plakat. Der ausgesetzte Preis bestand in einer goldenen Schaumünze.

Es erübrigt noch ein kurzer Ueberblick über die historische Entwicklung des Plakatwesens. Die vielen auf Wänden der untergegangenen Römerstadt aufgefundenen Inschriften bezeugen, wie häufig diese Art von Publizität in damaliger Zeit zur Anwendung gelangte. An den breiten Pfeilern des Herkulaner Tores in Pompeji fand man architektonisch umrahmte Nischen, innen weißgetüncht, die in buntem Gemisch allerlei Ankündigungen enthielten. Flüchtig mit roter oder schwarzer Farbe hingemalt, unterrichten sie den einwandernden Fremden von Schauspielen und anderem Sehenswerten. Hatten die Anzeigen ihren Zweck erfüllt oder war die Nische vollgeschrieben, so wurde sie einfach mit Kalkmilch übertüncht. Daher der Name „Album“, der sich bis heutigen Tages, allerdings in verkleinerter Bedeutung, erhalten hat.

Aus den langen Jahrhunderten, in denen sich nach raschem Niedergange die Menschheit durch langwierige Arbeit zu neuer Kulturblüte emporarbeitete, ist uns nichts erhalten, was mit dem Plakatwesen in Verbindung zu setzen wäre. Handschriftliche Mitteilungen, für einen engeren Kreis bestimmt, wurden wohl an Universitäten oder Kirchenthoren angeschlagen. Hin und wieder ist uns ein dürftiger Text überliefert, aber die Blätter selbst sind im Zeitenstrome spurlos untergegangen. Eigentliche illustrirte Plakate begegnen uns erst gegen Ende des 16. Jahrhunderts. Das 17. Jahrhundert weist schon eine ziemliche Auswahl auf. Meist sind es Ankündigungen von Heilquellenfahrten oder von Werbeterrains. Ihr Umfang und der künstlerische Wert der Abbildungen sind gering.

England und Amerika sind der klassische Boden für jene riesengroßen, illustrirten Affichen, die sich mit Gewalt dem Auge des Beschauers aufdrängen. Bis in die siebenziger Jahre glänzten sie dort fast ausschließlich durch ihre gigantischen Dimensionen; allmählich aber gelangte man zu der Ueberzeugung, daß die Größe nicht allein ausschlaggebend sei, sondern daß eine künstlerische Ausführung sich ebenfalls reichlich bezahlt mache. Nachdem einmal diese Richtung eingeschlagen war, wurde der „Poster“ bald zum Liebling des Publikums. Man sehe nur einmal, wie eifrig der amerikanische Großstädter, der doch sonst nicht leicht durch eine außergewöhnliche Erscheinung des brandenden Verkehrslebens in Erstaunen versetzt wird, sich mit dem Inhalt eines neuen, sensationellen Plakates vertraut macht. Die tollste Uebertreibung in der Anpreisung, die bizarrste Erfindung des zeichnenden Künstlers entlocken ihm ein beifälliges Lächeln. Für ein deutsches Auge, dem diese Exzentrizitäten noch ungewohnt sind, haben die meisten dieser Schöpfungen etwas Befremdendes, besonders seitdem ein archaistisch-präraffaelitischer Stil in Aufnahme gekommen ist. Bei manchen Plakaten, wie zum Beispiel bei dem Pariser Plakat von Ethel Reed, das für den Roman von Morris Vagley „Miß Träumerei“ Propaganda machen soll, ist der Einfluß der originellen Schöpfungen Ostaviens unverkennbar.

Den Preis unter den neuesten Erzeugnissen möchte ich dem Plakat von Dow für „Modern Art“ erteilen. Unsere Abbildung kann die wundervolle Abendstimmung, die dieses kleine, bloß mit vier Farbenplatten gedruckte Plakat besitzt, nur unvollkommen wiedergeben. Der Vorwurf ist ebenso einfach wie die Ausführung. Ein still hinfließender Fluß wird durch Landungen in anmutige Krümmungen gelenkt. Im Mittelgrunde eine geschlossene, dunkle Baummasse, dahinter der goldene Abendhimmel, der sich in den glatten Wasserflächen spiegelt. Aufleger, goldener Abendfrieden liegt über dem Ganzen.

Der spiritus rector der französischen Plakatkunst ist Eberel. In ihm verkörpern sich der kecke Esprit, der verführerisch sinnliche Reiz seiner Nation. Im Jahre 1866 begann er seine Laufbahn als armer Lithograph, und heute steht er an der Spitze eines großartigen Etablissements (Chaix-Eberel), aus dem jahraus jahrein rote treffliche Blätter hervorgehen. Wie alle wahren Künstler wirkt er mit beschränkten Mitteln. Es ist geradezu erstaunlich, mit wie wenigen Platten er seine Farbenorgien, die an das Kolorit eines Hildebrandt erinnern, auf die großen Papierblätter zaubert. Ein magisch schimmerndes Grün, manchmal keck neben ein tiefes, transparentes Blau mit türkisfarbenen Reflexen in breiten Flächen hingelegt, macht ihm so leicht keiner nach. Mit Vorliebe zeichnet er rothaarige Damen in extravaganten Toiletten voll pittoresken Reizes. Zwar ist die Zeichnung nicht immer korrekt und die Figuren entbehren bei ihm häufig des festen, soliden Bodens. Sie schweben trotz des Rotstifts um die Idole gleich Genien auf pompejanischen Wandbildern lustig und frei vom Boden losgelöst, aber er hat wie kaum ein anderer den Endzweck des Plakates, das manches wagen darf, was dem Gemälde verjagt ist, erfaßt.

Neben Eberel ist als zweite Narzyphe auf diesem Gebiete Grasset zu nennen. So viele Plakate, so viele Stilarten. Er ist hauptsächlich für die Theater thätig gewesen und hat mehrfach Sarah Bernhard in ihren Glanzrollen in fesselnder Weise als Plakatbild dargestellt. Unter seinem Stifte gewinnen aber auch die Banalitäten des Handels, wie Tinte und Schokolade, unerwartete Reize, und wenn späteren Kulturforschern Plätter von ihm in die Hände fallen, so werden sie ihn als lebensfrohen Lobredner der Jetztzeit anerkennen müssen. Durch seine scharfe, charakteristische Zeichnung glänzt Toulouse-Lautrec. Der junge Steinlen hat sich mit einem Schlage durch sein Plakat für die Molkerei Pingeonne, welches kein Sammler in seinen Mappen missen mag, einen Namen gemacht.

Zum Schlusse mögen noch einige kurze Angaben über die Entwicklung des Plakatwesens in Deutschland und der in gleichen Bahnen wandelnden Schweiz folgen. Wir müssen bei uns zweierlei Gattungen streng unterscheiden: das Außenplakat und das intimere, nicht angeklebte, sondern zum Aufhängen eingerichtete und meist auf stärkeres Papier gedruckte Innenplakat. Ueber ersteres läßt sich im großen und ganzen wenig Verteilhaftes berichten. Es steht noch sozusagen in den Kinderschuhen und ist noch nicht in der gleichen energischen, künstlerischen Weise ausgebildet wie in den vorhin erwähnten Ländern.

Vieles von dem, was wir an bunten Bildern an Anschlagsäulen und Tafeln sehen, ist vom fahrenden Volke, das sich jetzt zeitgemäß „Artisten“ nennt, aus Amerika oder England mitgebracht worden. Zwar sind auch bei uns in der jüngsten Zeit einige Anläufe gemacht worden, diese Kundmachungen geschmackvoller auszugestalten; bis in die achtziger Jahre aber begnügten sich die Plakatdrucker fast durchweg mit hausbackenen derben Holzschnitten in der Art des von uns wiedergegebenen. Er ist einer Affiche des bekannten Zauberkünstlers Bach entnommen, der jetzt sein otium cum dignitate im schönen Hannover genießt.

Um so frischer und ansprechender hat sich das deutsche Innenplakat entwickelt. Für einen näheren Standpunkt des Beschauers berechnet, zum Aushängen in geschützten Räumen bestimmt, konnten sich auf ihm die graphischen Künste fröhlich entfalten. Man kann sogar mit Recht sagen, daß die so günstigen Bedingungen den Ansporn zu einer sorgfältigen und manchmal geleckten, süßlichen Ausführung gegeben haben. Doch auch manche herzerfreuende Erscheinung ist zu vermerken. Mit zu dem Schönsten, was deutsche Kunst auf diesem Sondergebiete schuf, ist das Plakat der Münchener Sezession von Franz Stuck zu rechnen. Dieser edle Kopf in vom Geiste antik griechischer Schönheit umwoben.

In vorzüglicher Weise wird von der Firma Orell Füßli in Zürich das Verkehrsplakat gepflegt. Leider läßt unsere stark verkleinerte Nachbildung nur wenig von der schönen Wirkung des Originals erkennen. Das Pluß-Staufer-Ritt-Plakat, von der gleichen Firma hergestellt, zieht den Beschauer durch seinen drastischen Humor an.

Welche Sorgfalt in der Neuzeit auf die Herstellung solcher Anzeigenmittel gelegt wird, zeigen die beiden Plakate von der Schiedmayerschen Pianofortefabrik zu Stuttgart und der Eßlinger Kammgarnspinnerei. Diese Blätter, allerdings mehr im Charakter von Gemälden gehalten, sind von dem talentvollen Maler Langer in Karlsruhe entworfen. Vielen Staub hat das allbekannte Plakat der Berliner Gewerbeausstellung aufgewirbelt. Ich nehme keinen Anstand, es als eines der originellsten, sinnfälligsten und stilvollsten Erzeugnisse der modernen Plakatkunst zu bezeichnen. Aus seiner Darstellung tönt ein Hymnus auf die Arbeit, dieses Wort im weitesten Sinne genommen. Die nervigte Faust, die das Symbol des werkthätigen Schaffens, den Hammer, schwingt, versinnbildlicht in glücklicher Weise den gesunden, schaffensfreudigen Gewerbestand, dem unser Kulturleben so Gewaltiges verdankt.

Da für manche Industriezwecke Innenplakate nur in kleinerer Auflage angefertigt zu werden brauchen, diese aber infolge der erforderlichen zahlreichen Platten sehr hohe Kosten verursacht, so ist man auf die Herstellung von sogenannten Blanko-Plakaten verfallen. Diese werden von den betreffenden Druckereien in großer Auswahl vorrätig gehalten. Bei Bestellung drucken sie dann die Adresse und den Reklametext nachträglich darauf. Dieser Geschäftszweig wird mit großem Geschick namentlich von Leipziger Druckereien gepflegt, deren Erzeugnisse weit ins Ausland verschickt werden. Das gewerbreiche Nürnberg hat wieder eine andere Spezialität. Dort werden Abziehbilder in der Größe von mäßigen Plakaten hergestellt. Diese überträgt man auf passend zugeschnittene Glasscheiben, so daß noch transparente Reklamebilder entstehen, die an Schaufenstern und so weiter untergebracht werden.

Ueberblicken wir noch einmal das mit flüchtigen Zügen skizzirte Gebiet, so dürfen wir uns der frohen Ueberzeugung hingeben, daß das frisch erwachte Kunstleben eine solche Kraftfülle besitzt, daß ein Schimmer seines verklärenden Wesens auch auf die geringfügigsten, vergänglichsten Gegenstände überströmt. Wohl stand der griechische Töpfer an Kunstgefühl unseren biedern Hafnern weit voran; dafür ist aber auch das Staatliche Plakat der Sezession dem Wohlaufruf für den alten Pompejaner M. Holconius Priscus himmelweit überlegen.

Spruch.

Nur im Sehnen, nimmer weiter,
Bleibt dein Ideal besteht;
Eine rechte Himmelsleiter
Kann man nur im Traume sehn.

Albert Roderich

Berlin
Berlin
Berlin

Der Kolonialstorch.

Ein deutsch-afrikanisches Märchen für große Kinder.

Von

Alfred Wichard.

(Fortsetzung.)

Als der Spätsommer kam, ging Gewatter Langbein wieder in die Winterwärme zu seiner Suleikha, an welche ich ihm nun nur mündliche schöne Grüße mitgeben konnte. Da er sich aber um letztere nicht viel zu kümmern schien, so schrieb ich folgenden Brief:

„Eure Excellenz! Die kolonialpolitischen Bestrebungen unserer Reichsregierung, welchen ein jeder wahrhaft patriotisch gesinnte deutsche Mann seine Sympathie nicht versagen darf, haben durch die außerordentliche Thatkraft, welche Eure Excellenz bei Leitung unserer ostafrikanischen Kolonisation entwickeln, die nachhaltigste Förderung erhalten. Auch ich bin ein eifriger und begeisterter Verehrer von Eurer Excellenz afrikanischer Genialität und würde es mir zur Ehre und zum Vergnügen anrechnen, unter Eurer Excellenz Oberbefehl in Afrika für Gott und Vaterland zu stehen und zu kämpfen, zu siegen und zu fallen.

„Eure Excellenz mögen entschuldigen, wenn ich um Ihre hochgeneigteste Unterstützung zur Erreichung des zuletzt angedeuteten Zweckes hiermit ganz gehorsamst bitte. Ich erlaube mir ganz ergebenst zu bemerken, daß ich Mediziner bin und mein Staatsexamen summa cum laude bestanden habe. Als Begleiter möchte ich gern einen jungen kräftigen Mann mitnehmen, der zwar gelernter Schneider ist, aber gewiß vortreffliche Kolonialdienste leisten würde; denn ich habe denselben so weit ausgebildet, daß er mir beim Flicken von Speer- und Pfeilwunden, wie sie ja dorten beliebt sind, an die Hand gehen könnte.

„Ich darf vielleicht um so mehr auf hochgeneigteste Erfüllung meines sehnlichsten Wunsches hoffen, als ich das Retourbillet bis Afrika für mich und meinen Begleiter aus eigenen Mitteln bestreiten, ebenso unsere Ausrüstung selbst besorgen würde, bezüglich derer ich Eure Excellenz nur um hochgeneigteste Auskunft gehorsamst bitten möchte darüber, ob für dorten System Jäger oder Lahmann oder Kneipp zu empfehlen ist?

„Indem ich schließlich nicht verfehle, unsere Geburts-, Tauf-, Impf-, Konfirmations- und Heimatscheine, sowie Militärausweise und Leumundszeugnisse gehorsamst beizufügen, möchte ich nur noch um kurzen, hochgeneigtesten Bescheid bitten darüber, ob unsere Störche (ciconia alba domestica L.) bis nach Afrika ziehen, beziehungsweise unter welchen Länge- und Breitegraden dieselben am häufigsten dort anzutreffen sind. Eine Auskunft hierüber, wie sie von Eurer Excellenz rühmlichst bekannter afrikanischer Ortskenntnis gewiß authentisch erteilt werden kann, wäre mir zu wissenschaftlichen Zwecken höchst erwünscht.

Hochachtungsvollst

gehorsamster

Dr. Michel."

Den Brief adressirte ich natürlich an niemand anders als an den kaiserlichen Reichskommissar Herrn von Wißmann in Ostafrika, durch Eilboten zu bestellen.

Aber Woche um Woche, Monat um Monat verstrich, ohne daß ich eine Antwort erhalten hätte. Ich hatte meine afrikanische Ausrüstung und jene für Tim, der erklärt hatte, mich getreulich zu begleiten, längst beendet. Sie war sehr einfach (denn was soll man sich in dem heißen afrikanischen Klima, wo die Störche mitten im Winter Frösche finden, mit viel Gepäck schleppen?) und bestand in der Hauptsache aus zwei wollenen Normaltricotanzügen, einigen dito Hemden, einem Paar tüchtiger Sandalen und einem Paar Pantoffeln, einem großen Strohhut, einem soliden Sonnenschirm, einer Hängematte, einer Zahnbürste, einem Photographirapparat, einer Handapotheke, einem chirurgischen Besteck und aus meinem Stammfiedel vom Münchner Hindl — was alles in einem Rucksacke teils von mir, teils vom langen Tim getragen werden konnte.

Tim hatte sich noch Nadel, Faden und Knöpfe zugelegt. Einen Revolver hatte ich mit Absicht beschlossen, nicht mitzunehmen, da ich weiß, wie man in der Hitze (zudem in der afrikanischen) nur zu leicht darnach langt und dann eine ohnehin schon schwierige Situation unnötigerweise noch verschärft.

Dagegen hatte ich mich in Besitz einer ostafrikanischen Generalstabskarte (1:5,000,000) und eines von der englischen Gesandtschaft gehörig visirten Reisepasses gesetzt, so daß ich zuversichtlich hoffen konnte, ungehindert und rasch durchs Land zu kommen, wenn ich auch Herrn von Wißmann nicht gleich zu Hause treffen sollte und demselben nachreisen müsse.

An Geldmitteln fehlte es uns gar nicht. Ich hatte aus dem Goldreifen des Storchen einfach ein Komma, einen Strichpunkt und einen Gedankenstrich ausgebrochen. Da ein jeder Punkt aus einer haselnußgroßen echten Perle, ein jeder Strich aus einigen unschätzbaren Diamanten bestand, so waren wir von Hause aus so gestellt, daß wir eigentlich gar nicht nötig hatten, nach Afrika zu gehen; und da wir dies doch thun wollten, brauchten wir eigentlich keine afrikanischen Dienste zu nehmen. Wenn ich mich nun auch vorher sehr gut über Weg und Steg unterrichtet und, wie oben beschrieben, gut gesichert hatte, so konnte es doch nichts schaden, in Herrn von Wißmanns Begleitung über Land zu gehen. Doppelt genäht hält besser, pflegte Tim zu sagen.

Und so geschah es.

Wir reisten bald nach den Störchen ab. Ueber Brindisi — mit der subventionirten deutsch-ostafrikanischen Dampferlinie nach Sansibar.

Als wir in Sansibar ans Land gestiegen, gingen wir sofort aufs englische Konsulat, wo ich unsere Päße visiren ließ und nach Herrn von Wißmann fragte. Man sagte mir, daß er in Dar-es-Salaam drüben in der Kaiser Wilhelmstraße, gleich die mittlere Avenue vom Quai aus, im Regierungspalais in der ersten Etage wohne; ich müßte mich aber beeilen, wenn ich ihn noch zu Hause antreffen wollte, da er gerade im Begriffe sei, gegen den Rebellen Buschiri auszuziehen und denselben zu züchtigen.

Das wäre mir gerade recht, sagte ich und lief sofort mit Tim zum Hafen hinunter, wo wir denn auch gerade noch zur Abfahrt eines zwischen Sansibar und Dar-es-Salaam regelmäßig verkehrenden Salondampfers recht kamen.

Nach sehr angenehmer Fahrt stiegen wir mittags in Dar-es-Salaam ans afrikanische Festland. Es war natürlich sehr heiß und fast keine menschliche Seele auf dem Quai und in den Straßen zu sehen. Alle Jalousien waren fest heruntergelassen.

Ich nahm eine Droschke erster Klasse und fuhr zum kaiserlich deutschen Regierungspalast. Der lag aber auch ganz tot da; denn es waren gerade keine Dienststunden — nichts regte sich, nicht einmal der schwarze Portier, den wir auf einer Bank im Portale liegend fanden.

Ich erkannte sofort, daß im Augenblicke nichts zu machen sei, legte nur meine Visitenkarte (mit umgebogener Ecke) neben den schnarchenden Mohrenkerl hin und ging mit Tim in die bayrische Bierhalle gegenüber dem Regierungspalaste, welche mir der ortskundige Droschkenkutscher empfohlen hatte. „Zur Löwengrube" hieß sie.

Es war wirklich ganz erträglich kühl in dieser durchaus stilvoll eingerichteten Löwengrube, und man kann sich denken, wie uns das frische Bier mit ein paar Salzbrezeln nach dem vielen Herumlaufen in der afrikanischen Gluthitze mundete.

Wir nahmen eine Frühstücksplatte (wenn ich mich recht erinnere, gab es saure Löwennieren mit gedämpften Datteln, was wirklich gar nicht übel schmeckt) und steckten uns dann eine ostafrikanische Plantagen-Cigarre an.

In dem halbdunklen Lokal war es ganz still geworden, nachdem, wie uns die Negressekellnerin sagte, erst kurz vorher Herr von Wißmann mit mehreren anderen Herren von der Regierung . . .*)

*

Die schwarze Kellnerin in der Löwengrube war gar nicht so wild, sondern zahm, ganz zahm, und hieß Suleikha — auch Suleikha! Natürlich nahm mich das sofort für sie ein, und da auch sie Zutrauen zu mir faßte, so verging mir die Zeit in der Löwengrube zu Dar-es-Salaam recht rasch.

Tim schlief alsbald am Tische ein, eine einsame Tse-Tsefliege summte um sein Haupt — auch die schwarze Buffetdame nickte — und so waren Suleikha und ich eigentlich allein.

Ich ließ mir von ihr manches Afrikanische erzählen und forschte natürlich auch bei ihr nach, ob denn der Klapperstorch wirklich bis in die Gegend käme und wie er hier aufgenommen werde, insonderheit von den Töchtern des Landes. Was ich darüber vernahm, machte mich recht munter. Als ich des andern Tages — in der Löwengrube konnten wir auch übernachten — schied, drückte ich in das weiche, schwarze Sammethändchen Suleikhas ein anständiges Trinkgeld, für welches in Dar-es-Salaam recht gutes Verständnis besteht.

Es mag so gegen halb fünf Uhr gewesen sein, als das erste Leben um uns her sich wieder regte. Es war der schwarze Portier, der zuerst vom Regierungspalaste herüberkam und sich mit einer halben Bayrischen den Schlaf aus seinen Aeuglein wusch.

Ich machte mich an den Mann heran und nahm die Kosten seines wahrhaft afrikanischen Durstes auf mich. Ich erfuhr dabei, daß er (der Portier) vor ein paar Tagen getauft worden sei und nun Wilhelm heiße. Wilhelm wurde bald sehr zutraulich und erzählte mir, daß . . .*)

*

So weit waren wir also in Afrika gekommen: ich und Tim Gefangene arabischer Sklavenjäger.

Auf Urwaldpfaden wurden wir in tagelangen mühseligen Märschen in langer Sklavenkette dahingeschleppt, und ich hatte dabei gute Gelegenheit, über Sklaven- und andere Freiheitslotterien tiefsinnige Betrachtungen anzustellen.

Am siebenten Tage unseres Transportes gelangten wir zu einer Niederung. Von der Höhe eines Hügels, auf welchem unsere arabischen Herren Halt gemacht und wo uns befohlen wurde, ein bißchen Toilette zu machen, sahen wir an einem von Palmenhainen umgebenen, im weiten Hintergrunde von blauen Hügelketten und von schneeigen Berghäuptern umrahmten idyllischen See eine Ansiedelung — eine große Zahl blendend weißer Gezelte.

Daß ich es gleich sage, es war Mdschihangoro, die Sommerresidenz des Emirs Pipo-Pip, welcher, das Angenehme mit dem Nützlichen verbindend, von hier aus seine Sklavenjäger ins Land sandte, mittlerweile die Sommerfrische am See Akakarana mit seiner Familie genoß und bei Beginn des Winters (etwa zur Zeit, in der bei uns die ersten Störche erscheinen) mit den zusammengebrachten Sklaven auf den Markt abzog.

Ich kannte an jenem denkwürdigen Tage, als wir Mdschihangoro zum erstenmale in unserm Leben erblickten, die Privatverhältnisse Seiner Durchlaucht des Emir Pipo-Pip noch nicht, aber — ich ahnte sie stark. Denn die infamen Handschellen, welche mich mit meinem Leidensgefährten Tim aufs innigste verbanden, drückten sehr.

Wie ich so gerade daran war, mein trauriges Schicksal zu beklagen und alle Sklavenlotterien zu verwünschen — an meine eigene Dummheit dachte ich natürlich nicht — und über die Unsicherheit unserer ostafrikanischen**) — — — — —

stieß Tim seine Handschelle wider die meinige, daß es nur so klirrte, deutete mit dem freien Arme in die Luft und rief:

„Herr Doktor! Störche! Störche!"

Ach Gott, ja, es waren Störche, und allem Anschein nach gute deutsche Klapperstörche. Uns liebsten hätte ich mich lang auf den Boden hingeworfen und vor lauter Heimweh geheult.

Da aber unser arabischer Sklavenunteroffizier für derlei deutsche Gefühlsinnigkeit kein Verständnis zu haben schien, kam ich rasch zu mir und erlangte meine Fassung wieder so sehr, daß ich nunmehr eine freisinnige Betrachtung über diese dummen Vögel anstellen konnte, welche zuerst mit aller deutschen Frühlingssentimentalität im deutschen Vaterlande nisten und dann im Herbste sich davon machen.

Wie unsere Landsleute gerade über unserm Kopfe weg flogen und die langen Hälse nach dem

*) Der Herr Verfasser geht hier viel zu offenherzig vor. Wenn auch das, was er hier noch sagen wollte, an sich nicht schlimm ist, so könnte es von Uebelwollenden doch mißdeutet und zu gehässigen Angriffen gegen unsere Kolonialverwaltung mißbraucht werden. Der Herr Verfasser, der unseres Wissens doch über kurz oder lang wieder unsere ostafrikanische Kolonie besuchen will, wird es selbst und Dort finden, daß wir durch Streichung einiger und überhaupt zweien hier vor Konflikten mit der Kolonialregierung bewahren und ihm den Weg nach Ostafrika offen halten. Die Red.

*) Vergl. vor. Anm. Die Red.

**) Vergl. vor. Anm. Die Red.

afrikanischen Sumpfe unter uns ausstreckten, konnten sie den Schnabel nicht halten und klapperten. Und das heimelte mich wieder so sehr an, daß ich straks wieder hätte heulen und dazu noch singen mögen: Lieb' Vaterland, kannst ruhig sein! —

Es ist doch etwas Schönes um unser patentirtes deutsches Heimweh, das ja sonst bei keinem Kulturvolke so innig vorkommen soll. Wer also unseren kolonialen Bestrebungen entgegen ist, der meint es nicht gut mit unserm Volke; denn er beraubt dasselbe der Gelegenheit, eine der edelsten Regungen in seiner Volksseele wachzurufen, zu erhalten und auszubilden. Und daß dies in Afrika, zum Beispiel unter Umständen, wie die von mir erlebten und oben geschilderten, vortrefflich von statten geht, kann mir hoffentlich nur ein internationaler Sozialdemokrat oder so einer bestreiten.

Doch unser vorwärts treibender Sklavenunteroffizier ließ mir nicht länger Zeit zu solchen Betrachtungen.

Ich konnte nicht einmal mehr meine afrikanische Generalstabskarte (1:5,000,000) zu Rate ziehen, um herauszubekommen, wohin wir auf dem langen Marsche durch Dik und Dünn eigentlich gekommen waren. Es ist mir dies erst nachher gelungen, aber ich will es gleich hier sagen — sonst vergesse ich es, so wichtig es auch für die afrikanische Forschung ist — daß Mdschihangoro genau unterm 35° 17' 13" östlicher Länge von Greenwich und 2° 23' 7" südlicher Breite am Makarana-See gelegen ist, und ich werde diese Angaben allen etwa sich erhebenden Abstreitungen gegenüber aufrecht halten, denn ich sehe wohl voraus, daß dies nicht ausbleiben wird.

Denn meine nachfolgenden wahrheitsgetreuen Schilderungen von dem, was mir in Mdschihangoro passirt ist, in Verbindung mit dem, was ich vorher schon zu erzählen hatte, wird — so wie ich wenigstens meine werten Landsleute kenne — veranlassen:

1) daß man im lieben Vaterlande noch mehr als vorher den glückbringenden Klapperstorch — ciconia alba babylerens L. — hegen und pflegen wird, was nicht mehr als recht ist, aber wiederum zur Folge haben wird — eigentlich haben muß —, daß

2) das im Motto dieser Geschichte Gesagte nicht mehr bloß im alten Liede, sondern in fort und fort sich verjüngender Wirklichkeit sich ereignen wird; da dies Motto aber heißt: „Auf jedem Dach ein Nest voll Storchen — in jedem Hause ein Klavier," so wird es natürlich in keinem Hause mehr auszuhalten sein, und es wird dann:

3) vieles Volk dem Kolonialstorche nachziehen, um Mdschihangoro zu finden.

Unzweifelhaft aber werden viele gar nicht nach Mdschihangoro kommen und andere wieder werden dort beim Emir Pipo-Pip übel ankommen. Diese Leute mögen nur gefälligst die Schuld bei sich selbst suchen und nicht bei mir. Ein bißchen Glück muß man natürlich immer haben, selbst in Kolonialsachen, und dann muß man eben nicht vergessen, daß, wenn man dem Storche nachgeht, man eben nicht bloß auf blumige Wiesen und Auen kommt, sondern auch in den Sumpf geraten kann.

Also Tim rief: „Herr Doktor! Störche — Störche!" und, wie gesagt, es waren wirklich Störche, und sie flogen in der Richtung nach Mdschihangoro zu, wo sie sich alsbald niederließen — auf Kaminen? — ich bitte Sie, in Mdschihangoro Kamine! Es gibt dort bis jetzt weder Pasteetenbäcker noch Kamine, noch all das, was zwischen beiden sich befindet oder befinden kann. Ich weiß wirklich nicht, ob die Störche das dort als Mangel empfinden, so wenig als ich weiß, ob sie über das Gegenteil bei uns in Deutschland besonders entzückt sind. Vielleicht ist es auch umgekehrt der Fall, und all den Schabernack, den uns Gevatter Klapperstorch spielt, spielt er uns aus purem Aerger über das, was er unten bei uns mit ansehen muß, und aus Bosheit, um uns in den afrikanischen Sumpf . . .*)

Wie dem auch sein mag, so viel steht fest, daß Tim also rief: „Herr Doktor! Störche — Störche!" und daß wir sahen, wie sich diese am See niederließen, gerade so, als wenn sie da zu Hause wären. So war es uns freilich nicht zu Mute, als die Peitschen wieder knallten und uns hinunter trieben.

Schon einige Stunden nach unserer Ankunft in Mdschihangoro wurden wir dem Emir vorgestellt. Ich muß sagen, daß wir — der lange Tim und ich — vor den Augen des Emir zuerst nicht so viel Gnade fanden als unsere schwarzen Leidensgefährten, gerade als ob wir Europäer nicht ebenso gut Sklaven sein könnten, wie diese afrikanischen Wollköpfe. Der lange Tim ist doch ein gedienter Gardegrenadier und kann sich überall sehen lassen — und was mich betrifft, so habe ich doch acht Semester lang von Stipendien und Freitischen gelebt; noch mehr zu meinen Gunsten hier zu sagen verbietet mir die Bescheidenheit; aber ich kenne doch keine männliche Tugend, welche mir gebieten würde, mich selbst herabzusetzen und mich schlechter oder vielmehr weniger gut zu machen, als ich bin. Ich vermeide es also, in dieser Beziehung Andeutungen zu machen und dadurch den Emir in Unrecht dafür zu setzen, daß er uns für nicht recht tauglich zur Sklaverei zu halten schien — und überlasse es getrost der geneigten Leserin (am Leser ist mir in dieser Beziehung gar nichts gelegen!), sich von mir eine passende Vorstellung zu machen, was sie sofort thun kann, wenn sie wartet, bis der Schluß dieser meiner Geschichte in nächster Nummer erscheint.

Offenbar wußte der Emir zuerst nicht recht, was er mit uns beiden anfangen sollte; vielleicht hatte er auch davon Wind bekommen, wie furchtbar die Alemannialeute den Sklavenhändlern werden, wenn sie dieselben — erwischen.

Einerlei, wir wurden vorerst zurückgestellt, aber nicht, ohne daß uns unsere ganze Ausrüstung abgenommen worden wäre. Aber schon am nächsten Tage wurden wir wieder vor den Emir gebracht, der mit meinem Photographirkasten und mit Tims Schneiderzeug nichts Gescheites anzufangen wußte.

Wir zögerten natürlich nicht, unsere respektive Kunstfertigkeit zu erweisen: Tim, indem er in des Emirs Sonntagsnachmittagsburnus ein kunstgerechtes „Plätz" einsetzte — und ich, indem ich Seiner Durchlaucht Mondfinsternisgesicht ein halbes dutzendmal trocken photographirte. Das unvernünftige Verlangen nach Fortsetzung in infinitum beschwichtigte ich klüglicherweise dadurch, daß ich erklärte, mein Zauberkasten könne allmonatlich nur einmal, wenn der Mond im Wachsen sei, und dann nicht mehr als ein halbes Dutzend Bilder hervorbringen. Der Emir war denn auch nicht unvernünftiger als viele Leute bei uns, welche sich auch damit begnügen, in derselben Frist nur einmal zum Photographen zu gehen und dann in nicht mehr als sechs Posen in das Photographirloch hinein zu stieren. Ich pries das sehr; denn dadurch war mir für längere Zeit eine anständige Behandlung gewährleistet.

Was die Kunstprodukte betrifft, welche mein Apparat lieferte, so war der Emir so weit zufrieden damit, und ich hatte natürlich keinen Grund, den Kunstsinn meines Herrn und Gebieters, der er nun einmal war, noch mehr aufzustacheln.

Ich gestatte mir hier *) eines der am besten gelungenen Photos von Pipo-Pip wiederzugeben und hoffe, daß ich dadurch manches Vorurteil gegen Leute seines Schlages besiegen, außerdem die reale Unterlage dieser meiner wundersamen, aber wahrhaftigen Erzählung wesentlich verstärken werde — welch letzteres zwar gewiß nicht vonnöten ist. Aber ich erinnere mich stets gern daran, was Tim sagte, und Sie wissen es selbst: doppelt genäht hält besser.

Aber da ich gerade dieses Timschen Leibspruches erwähne, so muß ich leider hier vermerken, daß kein Grundsatz vielfach genug genäht sein kann, um in afrikanischen Kolonialverhältnissen nicht zu reißen.

Tim mußte wenigstens bald das Doppeltnähen aufgeben, sonst hätte sein Kolonialwirn nicht sehr lange vorgehalten. Denn Pipo-Pip begriff doch von der Schneiderei so viel und genug, um zu wissen, daß ein zerrissener Bedninenmantel jederzeit gestickt werden kann, wenn nur Nadel und Faden vorhanden sind und ein Schneider, von dem man sich mit eitlen Versprechungen auf den Sonntagvormittag nicht hinhalten zu lassen braucht. Aber doch war unser Emir wieder vernünftig genug, um einzusehen, daß die Mäntel seiner Unterthanen ungestickt bleiben konnten — seine Sklaven brauchten selbstverständlich höchstens wollene Missionsstrümpfe — und daß die Kunstfertigkeit Tims und sein Zwirn nur für ihn, den Emir, und seine Familie aufgebraucht werden durfte und mußte.

„— für ihn, den Emir, und seine Familie," sagte ich da soeben. Ein jeder, der nicht gegen afrikanische Dinge aus diesem oder jenem Grunde (meinetwegen aus reinem Widerspruchsgeiste) blindlings voreingenommen ist, wird zugeben, daß in einem Lande, welches der Klapperstorch zu besuchen für wert hält, wohl so etwas gefunden werden muß, was man Familie und Familienleben nennen kann. Es thäte mir ganz besonders leid, wenn sich unter meinen deutschen Landsleuten in dieser Hinsicht eine gegenteilige, auf monopoldeutsche Anschauungen gegründete Meinung herausgebildet hätte. Ich würde dann auf alles Familienleben überhaupt — mit Ihrer gütigen Erlaubnis — pfeifen.

Wenn ein Biedermann hier zu Lande seine eigenen beiden Fäuste mitsamt denen seiner Frau und Kinder photographiren läßt und in die gute Stube hängt, so ist das unzweifelhaft rührend. Warum aber sollte es nicht afrikanisch-arabische Familienbilder geben? Vielleicht weil es dort keine guten Stuben gibt? Ich habe selbst solche Familienbilder in Mdschihangoro aufgenommen, und wenn ich auch dem Gange der Ereignisse damit vorgreife, so gebe ich doch ein solches nicht minder rührendes Bild hier wieder.*)

Ich könnte ernstlich böse werden und mit der Erzählung dieser sehr lehrreichen Geschichte kurz abbrechen, wenn ich wüßte, daß Sie bei Betrachtung dieses mir sehr werten Bildes ein kritisch-nörgelndes Gesicht machten. Und ich müßte dann wünschen, daß der Klapperstorch, der auch die Familien in Mdschihangoro protegirt, in meinem Namen sich glänzend an Ihnen rächte und Sie in alle die Konsequenzen verwickelte, welche ihren Abschluß eben nur in Mdschihangoro finden können, und daß Sie Mdschihangoro dann suchten und — nicht fänden!

Ich hatte also nach der ersten Sitzung des Emir vier Wochen lang nichts zu thun, als Tse-Tsefliegen zu fangen und an den Storch zu denken. Dafür wurde der lange Tim desto mehr in Anspruch genommen, was ihm aber keineswegs unangenehm zu sein schien. Da er immer ein offenherziger Bursche gewesen war, ließ er mich stets wissen, was er bei seinen Flickereien in Erfahrung gebracht hatte.

Zuerst waren es die Hemden und Burnusse des Emir, welche ihm unter die Hand kamen. Aber eines Tages raunte er mir zu — was er mir übrigens getrost hätte zuschreien können, da keine Seele in Mdschihangoro Deutsch verstand — daß er sicherlich Kleidungsstücke einer Dame zu flicken bekommen hätte.

„Denn wissen Sie, Herr Doktor, sie waren gerade so wie die Lappen, welche unser arabischer Professor umgehängt hatte, als er an Ihrem Fenster zu Hause den Storch hereinlockte. Und denken Sie sich, Herr Doktor — ich verstehe ja noch weniger als Sie (sic!) von dem arabisch-afrikanischen Kauderwelsch — aber ich mein', ich hätt' von der Sklavin, die mir Lappen gebracht hat, den Namen Suleikha gehört."

„Suleikha? O! Suleikha!!" rief ich und gedachte (frei nach Goethe) ihrer, die ich nicht kannte, aber liebte und suchte.

„Meinen Sie die in der Löwengrube in Dar-es-Salaam, Herr Doktor?"

„O Tim — Tim! Selbst im Afrikanischen denkt Deine durstige Seele an nichts als Löwengrubenbräu und derlei Sachen. Schäme Dich! Weißt Du denn nicht, daß es noch kein Reichsgesetz gibt, wonach ein Trinkgeld, verabreicht an irgend eine Löwengrubensuleikha, als Eheversprechen gilt oder Anspruch auf Schadenersatz verleiht?! Weißt Du nicht, Landsmann, daß man einer Suleikha in einer Löwengrube in die Wange kneifen und dabei an eine Suleikha in der Ferne denken kann?!" (Schluß folgt.)

*) Vergl. vor. Anm. Die Red.

*) Vergl. folg. Anm. Die Red.

*) Der Herr Verfasser regt sich hier eigentlich ganz unnötigerweise auf, was überhaupt in Kolonialsachen nicht begreiflich ist. Die von ihm uns zur Verfügung gestellte Photographie ist zwar sehr hübsch und jedenfalls sehr gut gemacht. Wir glauben aber doch von der Wiedergabe an dieser Stelle Abstand nehmen zu müssen, da der Hofphotograph, den wir mit Anfertigung des Clichés beauftragten, erklärte, aus so viel Licht und so wenig Schatten nichts Rechtes machen zu können. Wenn wir selbst auch nicht verkennen, daß letzterer Umstand — nämlich so viel Licht bei so wenig Schatten — lediglich den thatsächlichen Verhältnissen in Ostafrika entspricht, so könnte es doch leicht zu Mißverständnissen kommen, wofern, als ob hier bezüglich unserer afrikanischen Kolonialverhältnisse Verbesserungsvorschläge unternommen werden müßten. Und das möchten wir doch in nützigem Interesse vermieden wissen. Wir hatten aber die interessante Photographie zur Ansicht auf unserer Redaktion gern bereit. Die Red.

Bungalow Life in Malaya

By a Correspondent

Malaya is a country of bungalows. Even in the towns the bungalow is the rule, and in the country districts it is the exception to find anything else. Bungalows are of all sizes, from the small one-roomed hut of the Malay fisherman to the large mansion of the rubber planter. Most of the bungalows are built of wood, with a roof of attap or corrugated iron. Attap is a kind of thatch made from the leaves of the nipah palm. It is cool and durable, but it is a fire risk and is not allowed in the towns. Bungalows are usually built on piles, and the space underneath is used for storage or for the servants' quarters. The floor is of wood, and the walls are of wood or of plaited bamboo. Glass is rarely used, as it is expensive and unnecessary in a climate where the sun is always hot. Instead, the windows are fitted with shutters or with fine wire gauze to keep out mosquitoes.

A Malay bungalow on the east coast of the Malay Peninsula.

The typical bungalow has a verandah on all four sides, and the rooms open on to the verandah. The verandah is the living-room of the house, and most of the family's life is spent there. The furniture is simple—a few chairs and tables, a hammock or two, and perhaps a long cane chair for the afternoon siesta. The floor is usually bare wood, kept polished by the servants. Carpets are rarely used, as they harbour dust and insects. The walls are decorated with a few pictures or photographs, and with the trophies of the hunt—the head of a deer or a wild boar, or the skin of a tiger.

The kitchen is usually a separate building at the back of the house, connected to the main building by a covered passage. This is to keep the heat and smoke of cooking away from the living-rooms. The kitchen is equipped with a charcoal stove, a few pots and pans, and a table. There is usually no sink or water supply, and the cook has to carry water from the well or from the tap outside. The cook is the most important servant in the household, and his wages are the highest. He is usually a Chinese, and he takes pride in his cooking.

The bathroom is also a separate building, and it is usually a simple affair. There is a tank of water, a dipper, and a drain in the floor. The water is cold, but it is refreshing in the heat of the day. Hot water is rarely provided, as it is not needed. The bathroom is the scene of the daily bath, which is taken in the morning and in the evening. It is a pleasant ritual, and it is the only time when the European can be alone with his thoughts.

The garden is the pride of the bungalow. It is usually full of flowering shrubs and trees, and it is tended by a gardener who is employed for the purpose. The most common flowers are the hibiscus, the frangipani, the bougainvillea, and the poinsettia. The garden is a source of beauty and of shade, and it is the place where the children play. It is also the place where the dogs and the chickens live, and it is the scene of many disputes between the children and the animals.

Life in a bungalow is simple and pleasant. The days are long and hot, but the nights are cool and refreshing. The family rises early, and the morning is spent in the garden or on the verandah. The midday meal is the principal meal of the day, and it is followed by a siesta. The afternoon is spent in the same way as the morning, and the evening is the time for visiting and for entertaining. The bungalow is a good place to live, and it is the home of many happy memories.

Fig. 1.1 Mount Everest from the Kala Patthar ridge

Fig. 1.2 Mount Everest from the Kala Patthar ridge

Früchte, die Mandarinenernte war größtentheils vorüber. Bei meiner Rückkunft, Anfang März, herrschte der Frühling in seiner ganzen Pracht. Ich konnte, an Land gekommen, nicht schnell genug zu den herrlichen Gartenterrassen hinaufsteigen, zwischen denen Villen und Kirchen, Pensionate und Missionshäuser eingestreut liegen. Wohlgepflegte Straßen, in großen Windungen angelegt, und stille Wege durchziehen den ganzen aussichtsreichen Stadtteil; überall sieht man die fleißigen Chinesen mit der Instandhaltung der Kieswege und mit Gärtnerarbeiten beschäftigt. In dem leisen, warmen Frühlingsregen erwacht die Vegetation. Von den hohen Bäumen und wuchernden Schlingpflanzen fallen Tropfen herunter auf die neue Triebe aufrollenden Riesenfarne, Rosen und Camillen blühen und erfüllen die feuchte Treibhausluft mit ihrem Dufte. Durch dunkle Waldwege, über Schluchten und rauschende Bäche, durch Bambusdickichte gelange ich an den botanischen Garten, public garden genannt. Hier stehen, in künstlerischer Berechnung stets durch einander, die verschiedensten Palmen- und Koniferenarten, besonders schön die schlanken Araukarien; Eichen, Ahorn und Platanen, Mimosen, Bananen, Baumfarne, Mandarinen, Feigen, Bambus, Kakteen, blühende Magnolien, Camille-nuts (Aleurites triloba), weiße und rote Rhododendren, Azaleen, Kamelien, Schwertlilien, Stiefmütterchen, Veilchen und Vergißmeinnicht. Ueber die hohen Laubdächer der Eichen (Quercus serrata) ragt die blaue Wand des Pik, dessen Haupt in dichte Wolken gehüllt ist. Die Fischadler, die sich unten mitten aus dem Schiffsgewimmel ihre Beute holen, ruhen im dichten Laubwerk der Eichen aus, ehe sie zu den wolkenumspielten Felszinnen emporsteigen. Auf Augenblicke bricht die Sonne durch, und ich sehe durch die mit glitzernden Tropfen behangenen Zweige auf das funkelnde Kuppeldach des Bankgebäudes und die schillernde Bai. Nur der Schlag der Amseln und das Summen der Bienen und Hummeln um die Bambusdolden tönen an das Ohr.

Während sich hier alles freudig dem Licht und Leben entgegendrängt, hält drüben in den engen dumpfen Chinesenquartieren der Tod seine Ernte. Seit vierzehn Tagen haust dort die Pestseuche. Und wahrlich, es ist kein Wunder, daß hier Seuchen wüten. Dicht zusammengepfropft lebt die Bevölkerung in den vor Schmutz starrenden, mit entsetzlichem Geruch erfüllten vielstöckigen Häusern, die enge, düstere Gassen bilden; selbst das Ungeziefer der Straße dient den durch Unreinlichkeit, Hunger und Opium verkommenen Menschen zur Nahrung. Getrocknete Enten, Fische und Ratten, die, an Schnüren aufgehängt, die Verkaufsläden zieren, sind für den Chinesen Delikatessen. Trotz Not und Armut, Krankheit und Tod amüsirt sich aber die Menge. In den Erdgeschossen der Häuser am Hafen sind allerlei Vergnügungslokale, mit bunten Laternen und fratzenhaften Buddhastatuen ausgestattet, auch niedliche Puppentheater und viele Spielhallen. Einen ganzen Tag lang bewegte sich ein Zug kreuz und quer durch das Chinesenviertel, mit Gongs und posaunenförmigen Pfeifen, Priestern unter Baldachinen, Papierlempeln, angeputzten und geschminkten Kindern u. s. w. Das Volk strömt herbei und nimmt unter fröhlichem Lärmen und Abbrennen von Knallfeuerwerk an der Feierlichkeit teil, der den Zweck hat, die Pest abzuwenden. Etwas mehr Erfolg dürften die Maßnahmen der englischen Behörden haben, die ganze Straßenviertel, in denen die Zustände am schlimmsten sind, niederlegen lassen. Bei dem enormen Verkehr Hongkongs mit Kanton werden jedoch die Epidemien immer wieder von dorther eingeschleppt.

Abgesehen von den vielen kleinen Dampfern und Seglern und den unzähligen Dschunken, die jeden Tag den Perlfluß herabkommen, transportiren allein die beiden täglich verkehrenden großen Hongkong-Kanton-Raddampfer in ihren Zwischendecks mehrere hundert Chinesen nach und von Kanton. Die Fahrt mit einem dieser Dampfer und der Besuch Kantons bilden den interessantesten Ausflug, den man von Hongkong aus machen kann.

Ernst Curtius.

Von

Dr. Holberg.

„Was ich bin und weiß, dem verständigen Norden verdank' ich's. Doch das Geheimnis der Form hat mir der Süden gelehrt."

Es ist, als hätte Emanuel Geibel bei diesen Worten auch an den Jugendfreund gedacht, mit dem zusammen er in der alten Hansestadt Lübeck aufwuchs, um ihm später auf hellenischem Boden wieder zu begegnen, mit ihm die schonhelleuchtenden Lande zu durchstreifen und in der gleichen Gemeinschaft die Uebertragung altgriechischer Gedichte, die „Alkäischen Studien", herauszugeben. Ein Dichter war auch Ernst Curtius, der jetzt, zwölf Jahre nach dem Tode des Freundes, in hohem Alter dahingeschieden ist. Zwar hat er mit der Kunst des Versbaues seinen Ruhm nicht begründet, denn seine Gedichte fanden nur in engerem Kreise Verbreitung, aber er war ein Poet im Denken und Empfinden, sein ganzes Leben und Schaffen war umweht vom olympischen Hauche. Er gehörte zu denen, welchen bei der Geburt die Muse lächelnd ins Antlitz schaut, und seinem ganzen Erdengange leuchtete dieser Sonnenblick.

Ernst Curtius wurde am 2. September 1814 zu Lübeck als Sproß einer angesehenen Patrizierfamilie geboren. Er widmete sich dem Studium der Philologie, und in Bonn war es Welcker, in Göttingen Otfried Müller, die ihn für die bildende Kunst der Hellenen begeisterten. Während er dann in Berlin seine Studien fortsetzte — Bekk, Lachmann, Borp und Ritter waren seine Lehrer — brach der hellenische Befreiungskampf aus, Prinz Otto von Bayern wurde zum König des neuen Staates Griechenland erwählt, und gleichsam als dessen künstlerischer Beirat ward 1837 Professor Christian August Brandis von Bonn nach Athen berufen. Er erinnerte sich des vorversprechenden Schülers von ehemals, veranlaßte ihn, ihm zu folgen, und damit begann für Ernst Curtius die Laufbahn, die nicht nur für ihn, sondern für die gesamte gebildete Welt bedeutsam werden sollte. In Athen traf Curtius wieder mit Emanuel Geibel zusammen, welcher Erzieher im Hause des russischen Gesandten war, und beide suchten gemeinsam die klassischen Stätten auf, in jugendlicher Schwärmerei eine neue Blüte des Hellenentums erhoffend. Freilich fiel in den Becher der Freude ein bitterer Tropfen, denn Otfried Müller, der gleichfalls voller Begeisterung dem Rufe nach dem befreiten Griechenland folgte, erlag nach kurzem Aufenthalt den Beschwerden der Reise durch das damals völlig unwirtliche und unwegsame Land. An seiner Gruft mag Curtius das Gelöbnis abgelegt haben, im Sinne des Meisters fortzuwirken, die in Hellas verborgenen, unter dem Joche ungehoben gebliebenen Schätze wieder ans Licht zu schaffen.

Bis es hierzu kam, verging lange Zeit. Im Jahre 1841 nach Deutschland zurückgekehrt, promovirte Ernst Curtius in

Ernst Curtius.

Nach einer Aufnahme von H. Höhere, Hof-Photograph in Berlin.

Halle und habilitierte sich, nach kurzer Lehrthätigkeit am Joachimsthalschen Gymnasium in Berlin, 1843 an der dortigen Universität als Privatdocent. Oft schlug ihm damals das Herz nach dem schönen Hellas, und zu packendem Ausdruck kam diese Empfindung in einem Vortrage, den er 1844 in der Singakademie über die Akropolis von Athen hielt. Diesem Vortrage wohnte die Prinzessin Augusta von Preußen bei, Gemahlin des Prinzen Wilhelm, der später als Kaiser Wilhelm das neue Deutsche Reich begründete, und die geistvolle hohe Frau fand so großen Gefallen an der Art und Weise des jungen Privatdocenten, daß sie nach näherer Erkundigung und unter Zustimmung ihres erlauchten Gemahls ihn zum Erzieher ihres Sohnes, des Prinzen Friedrich Wilhelm (Kaiser Friedrich) erwählte. Fünf Jahre waltete Curtius dieses verantwortungsvollen Amtes, und mit welchem Erfolge er es ausübte, dafür zeugt die innige Freundschaft, welche den ehemaligen Zögling mit dem früheren Lehrer verband. Wie gereizt hier ein wenig vor, aber in den Zusammenhang paßt wohl das Telegramm, das am 27. Januar 1859 der Prinz Friedrich Wilhelm an den Göttinger Professor sendete: „Lieber Curtius! Soeben ist mir ein Bube geboren worden." Der Neugeborene, dessen Ankunft der glückselige Vater seinem ehemaligen Lehrer und Freunde meldete, heißt heute Kaiser Wilhelm II.

Wie haben eben vom „Göttinger Professor" gesprochen und müssen darum nachholen, daß Ernst Curtius 1856 an die hannoversche Universität als ordentlicher Professor berufen worden war; schon drei Jahre zuvor hatte die Akademie der Wissenschaften in Berlin den jungen Gelehrten, dem wichtige Beiträge zur Erforschung des alten Hellas zu danken waren, zum Mitgliede ernannt, und neue Anbeute brachte er von der 1862 unternommenen Reise nach Griechenland heim. Im folgenden Jahre wurde er als Professor der Kunstgeschichte nach Berlin berufen und zugleich zum Direktor des Antiquariums am königlichen Museum ernannt. Auf die Neugestaltung der Berliner Museen gewann er, dank seinen Beziehungen zum Kronprinzen, einen großen Einfluß, und als Universitätsprofessor gehörte er zu den beliebtesten Lehrern, dessen Kollegien stets überfüllt waren. Von seinen zahlreichen Schriften heben wir den „Peloponnesos" hervor, eine ebenso gründliche wie fesselnde Schilderung der griechischen Halbinsel, und die „Griechische Geschichte", die man wegen ihrer anziehenden Darstellung mit Recht als ein würdiges Gegenstück zu Mommsens Römischer Geschichte bezeichnet hat. Sein Hauptwerk war indessen keine Schrift, sondern eine That, die ihn unsterblich gemacht hat: die Wiedererweckung von Olympia.

Schon auf der oben erwähnten, 1862 unternommenen Reise hatte er topographische Studien gepflogen, die in der Folge zur Begründung der deutschen archäologischen Reichsanstalt in Athen führten, und auf seine Anregung und unter warmer Befürwortung des Kronprinzen Friedrich Wilhelm erfolgte die von langer Hand erwogene, planmäßige Aufdeckung des alten, unter Erde und Schutt begrabenen Olympia, der berühmten Stätte der hellenischen Nationalfeste. Im Auftrage des Deutschen Reiches ging er im Frühjahr 1874 nach Athen und schloß dort mit der griechischen Regierung jenen Vertrag ab, welcher unserem Vaterlande das Vorrecht der Ausgrabungen sicherte, die im Herbst 1875 begannen und ungeahnte Schätze zu Tage förderten. Die Originale mußten freilich Griechenland überlassen bleiben — eine Entsagung, die eine andere Nation kaum geübt haben würde —, aber für die Kulturwelt ist doch der Gewinn unschätzbar. Erst durch die von Curtius angeregten und durchgeführten Ausgrabungen war es möglich, uns Nachgeborenen die rechte Anschauung des alten hellenischen Nationalheiligtums zu geben und aus seinen Trümmern einen Abglanz der alten Herrlichkeit heraufzuführen. Die modernen Griechen, zu deren Tugenden gerade die Dankbarkeit nicht zu gehören scheint, haben doch schon zu Lebzeiten unseres großen Landsmannes seine Verdienste anerkannt, indem sie gestatteten, daß seine Marmorbüste, von Schapers Meisterhand modellirt, im Vorraum des Museums von Olympia aufgestellt wurde. Die Ergebnisse der Ausgrabungen legte der Gelehrte seit 1877 in einer Reihe von Schriften dar.

Von den Besten seiner Zeit hochgeschätzt, von seinen Schülern schwärmerisch verehrt, führte Ernst Curtius ein reich gesegnetes Leben; erst die letzten Jahre wurden ihm durch ein Augenleiden getrübt, dessen völlige Hebung ihm nicht mehr vergönnt war. Trotz seiner großen Erfolge, seiner bevorzugten Stellung zum preußischen Königshofe — verkehrte doch Kronprinz Friedrich Wilhelm mit ihm in der vertrautesten, zwanglosesten Form — blieb Ernst Curtius ein bescheidener, von jeder Ueberhebung freier Mann, der auch anderen gern die Freiheit der Gesinnung und der Forschung ließ. Schön drückte er dies in der Rede aus, die er 1881 beim Antritt des Rektorats der Berliner Universität hielt: „Wir verbinden uns aufs neue zu gegenseitiger Handreichung in der Förderung menschlicher Erkenntnis und zu gemeinsamem Dienste an der deutschen Jugend, nicht um Schüler zu ziehen, die unseren Richtungen folgen, sondern freie Männer, die von den Schwankungen der Parteiansichten unabhängig, durch die Wissenschaft geadelt, mit reifer Geisteskraft und aufrichtigem Gemüt sich dem Vaterlande widmen."

Die Bayreuther Festspiele 1896.

Von

Ida Boy-Ed.

I.

Wenn man sich Nietzsches wunderschönes Wort vorhält: „Auch das geringste Schaffen steht höher als das Reden über Geschaffenes", so kommt einem das Unfruchtbare, über die Nibelungen und ihre Aufführung zu berichten, beinahe als eine allzu sekundäre Thätigkeit vor. Allein es gibt auch Vermittlerpflichten. Sie ausgenommen zwischen einer großen Sache und einem weiten Publikum, dem es nicht vergönnt war, mit eigenem Ohr und Auge die gewaltigen Eindrücke zu erfassen, kann auch eine künstlerische Freude sein.

Wie ergreifend berührt es, wenn man, auf die Entstehung der Nibelungen und ihren ganzen Werdegang zurückblickend, die ersten Nachrichten davon in einer Mitteilung findet, die ein Verbannter an einen Gefangenen macht. Am 12. September 1852 schrieb Richard Wagner an August Röckel, seinen Kapellmeisterkollegen aus der Dresdener Zeit, der damals, wegen Beteiligung am Maiaufstand 1849 zu lebenslänglichem Gefängnis verurteilt, im Zuchthaus zu Waldheim saß: „Mit der schriftstellerischen Periode ist es nun vorbei: es müßte mich töten, wollte ich darin fortfahren; dagegen führe ich jetzt ein größeres künstlerisches Vorhaben aus, zunächst die Vollendung der Dichtung dreier Dramen mit einem selbständigen großen Vorspiel, die ich dann in Musik setzen und — Gott weiß wann, wie und wo? — einmal aufführen will. Das Ganze wird heißen: ‚Der Reif der Nibelungen', das Vorspiel: ‚Der Raub des Rheingoldes', das erste Drama: ‚Die Walküre', das zweite: ‚Der junge Siegfried', das dritte: ‚Siegfrieds Tod'. Die drei Dramen sind bereits fertig, und von dem Vorspiele habe ich nur noch die Verse auszuführen. Ich denke Ende dieses Jahres die Dichtung meinen Freunden im Drucke vorzulegen. Die Aufführung des Ganzen wird mir natürlich viel Zeit kosten; die Zeit der Aufführung muß ich für jetzt in die fabelhafte Zeit der Zukunft setzen."

Digitized by Google

Vierundzwanzig Jahre später war die Frage „wann, wie und wo?“ beantwortet. 1876 führte Wagner sein Riesenwerk im selbsterbauten Bayreuther Festspielhause auf.

Diese vierundzwanzig Jahre stellen eine so ungeheure Summe von Arbeit, Kämpfen, Bitterkeiten und überlebensgroßem Glück dar, daß man sie nur mit Erschütterung überblicken kann. Die Beständigkeit in der Verfolgung dieses einen grandiosen Zieles ist schon allein für sich vielleicht als Genialität der Beharrlichkeit zu bezeichnen. Schillers Worte dringen sich hier auf:

„Du mußt wagen, du mußt glauben,
Denn die Götter leihn kein Pfand.
Nur ein Wunder kann dich tragen
In das hohe Wunderland.“

Nun, das Wunder solchen Glaubens an sein Werk hat Wagner in das Wunderland der Erfüllung getragen. Seltsam berührt auch, daß unsere beiden größten Werke, welche den Ruhm deutschen Geistes fast allein zu tragen im stande wären: der Faust und die Nibelungen, beide geschaffen wurden in der Voraussicht, daß ihre Aufführung erst in fabelhafter Zukunft möglich sei. So riesenweit waren sie ihrer Zeit voraus, aber sie zogen ihre Zeit schnell nach sich.

Vom Sommer 1848 bis zum November 1874 hat Wagner an diesem Werke gearbeitet. „Die Meistersinger“, „Tristan und Isolde“ und „Parsifal“ kamen dazwischen, reipektive wurden konzipiert, ausgeführt und der letztere erst nach den Nibelungen vollendet. Diese ungeheure Komplikation des Schaffens ist für uns nur anzustaunen als Offenbarung eines unerhörten Genies. Der erste Entwurf erfuhr mannigfache, doch nicht eigentlich total umwälzende Veränderungen, die Titel, die zuerst angenommen waren, machten den heute giltigen Platz. Mit welcher wunderbaren Treffsicherheit Wagner aus dem alten Nibelungenepos alles ausschied, das heterisch verworren den Stoff belastete und zugleich verkleinerte, trotzdem er ihn räumlich ins Endlose auszudehnen schien, ist bekannt. Die Nibelungen Wagners sind eine vollständige Neuschöpfung, und indem er als Mittelpunkt des Dramas einen innerlichen Vorgang — Wotans Begier nach Weltherrschaft und zugleich sein Erkennen, daß sein Wille auf Vernichtung gerichtet ist — setzte, ward dies Drama ein rein menschliches und ewig wahres. Die ungeheuerlichen Vorgänge, das Riesenmaß der Ereignisse, sie sind Symbole, und jedes Menschenleid, jeden Kampf, alle Not und alle Liebe kann auch der einfachste Mensch in ihnen aus eigener Erfahrung nacherleben.

Der Weg zur Erkenntnis dieser monumentalen Einfachheit und Menschlichkeit in Wagners Dramen ist — ich bin gottlob nicht die erste, die es ausspricht — unendlich erschwert worden durch all die unseligen Kommentatoren, welche, Kammerdiener eines Herrengeistes, sich nicht genug thun konnten in schwulstigem, dunklem Hineingeheimnissen philosophischen Sinnes in jedes Wort und jeden Ton. So weit Wagner selbst noch davon Kenntnis erhielt, soll es ihn schon ungeduldig gemacht haben. Jedenfalls trug dieses Auftreten einer großen Schar Wagnerliteraten dazu bei, das Verständnis des Volkes für seinen Heros hintanzuhalten. Die Furcht vor der „Schwere“ ist noch heute verbreitet.

Vor der Vollendung der „Götterdämmerung“ war schon das Bayreuther Festspielhaus im Bau. Die Schwierigkeiten sind weltbekannt, die es Wagner kostete, das Geld zu erhalten, erst durch ein Darlehen Ludwigs II. kam es so weit, daß 1876 die ersten Aufführungen stattfinden konnten. Grenzenlose Begeisterung und — Hohn und Spott, das fand Wagner. Noch hatte er das deutsche Volk überschätzt, noch war es nicht reif für sein Werk. Dem heißen Kampf, dem kurzen Taumel der Erfüllung folgte eine schwere Zeit der Ernüchterung. Wagner mußte aus finanziellen Gründen die ganzen Dekorationen und Kostüme verkaufen. Er petitionierte an den Reichstag. Der Reichstag von 1877 war nicht der von 1895, der Bismarck den Glückwunsch zum achtzigsten Geburtstag weigerte, aber er war eines Geistes mit jenem Parlament: er verstand nicht, was ein nationales Heiligtum ist! Wagner wurde mit seiner Bitte um eine Subvention abschlägig beschieden; Deutschland hatte keine 100,000 Mark für den Gedanken von Bayreuth. Blumenthal veröffentlichte damals in seinen „Monatsheften“ ein Spottgedicht auf diese Wagnersche Bitte, das höchst witzig jede Strophe mit dem Ausruf endete: „Und Wagner braucht noch Geld.“

„Die Luxus, Luxus lechzen so die Gaben
Wohin das Auge fällt.
Obwohl am Nötigsten mir Mangel haben —
Denn Wagner braucht noch Geld!“

Man darf sich fragen, ob all die Später von damals nicht heimlich wünschen, geschwiegen zu haben!

Nun, der Gedanke von Bayreuth, an feiertäglicher Stätte das Ideal der Kunst rein zu halten und von hier aus erziehlich auf das Menschengeschlecht zu wirken, er siegte dennoch und siegte schneller, als Wagner hoffen 1876 gewähnt haben mag. Ehe er die Augen schloß, erlebte er es noch, daß zu seinem „Parsifal“ die Hörer freudig und in Scharen strömten.

Und heute ist Bayreuth das Ziel für Tausende und Abertausende, und ein babylonisches Sprachgewirr tönt an das Ohr. Von den fremden Nationen scheinen mir die Franzosen die besten und willkommensten Gäste. Sie kommen „quand même“, um der Kunst willen, in künstlerischer Freudigkeit, wie sie auch schon 1876 ein merkwürdig verständnisinniges Häuflein von Wagnerenthusiasten gebildet haben. (Siehe Monod: Les Nibelungues de Richard Wagner en Bayreuth, 1876). Hingegen erscheint die Begeisterung der Engländer und englischen Amerikaner mir wenig zuverlässig; sie hat einen Sportcharakter und dürfte für die Festspielleitung kein Faktor sein, mit dem man zu wichtig rechnen sollte. Denn ein Sport kann plötzlich aus der Mode kommen.

Nach dem Tode des Meisters ging die Leitung in die Hände von Cosima Wagner über. Das alles hat sich nicht so selbstverständlich und einfach vollzogen, als es aussieht. Da sind seinerzeit wohl manche Klippen zu umschiffen gewesen, an denen Bayreuths Fortbestand scheitern konnte. Aber das geht die Welt nichts an. Thöricht erscheint es hingegen, wenn allzueifrige Freunde diese Fortführung von des Meisters Vermächtnis an das deutsche Volk stets als eine That der Selbstlosigkeit feiern. Dies ist geeignet, Mißverständnis für die obendrein viel angefeindete und gehässig angegriffene Frau zu erwecken. Cosima Wagner war als Frau von „unerhörter Begabung“, wie Richard Wagner sie genannt, vor allem dazu berufen, seines Werkes zu walten. Ihre enorme geistige Bedeutung wird von allen Einsichtigen freudig bewundert. Wohl passieren auch in Bayreuth Menschlichkeiten, und die Leitung fordert hie und da die Kritik heraus, aber viel mag da an der Umgebung liegen. Unmenschlich überdrehte Personen sind überall auf berichterstattende Organe und Nebenhelfer angewiesen. Kleinliche Angriffe gegen diese menschlichen Schwächen aller, also auch dieser Institution, halte ich für unwürdig.

Daß und wie Frau Wagner ihre kolossale Aufgabe erfüllt, sichert ihr einen Platz in der Dankbarkeit der Nation. Aber verhüllte Hinweise, als brächte sie fort und fort Opfer für die Erhaltung von Bayreuth, sind nicht geschmackvoll. (Siehe Chamberlain, S. 324.) Ueberdies gibt es auch eine gesunde Verquickung von Idealen und finanziellen Rücksichten, und gerade von Bayreuth kann man sagen, daß man auch geschäftlich nicht unklug handelt, wenn man für die Ideale finanzielle Opfer zu bringen genötigt wäre.

Dies zur Einführung in die diesjährigen Festspiele.

Geleitet werden dieselben werden von Hans Richter, dem Dirigenten von 1876, von Felix Mottl, den man den Schüler des Meisters nennen darf und der auch 1876 schon als musikalischer Assistent am Werke war, und endlich von Siegfried Wagner.

Dem Meister würde es eine erschütternde Freude gewesen sein, wenn er seinen Sohn als Dirigenten in Bayreuth selbst hätte einführen können. Freudetrunken schrieb er nach dessen Geburt: „Einen wunderbar schönen, kräftigen Sohn, den ich kühn ‚Siegfried‘ nennen konnte; der gedeiht nun mit meinem Werke und gibt mir ein neues, langes Leben, das endlich einen Sinn gefunden hat.“

Und für diesen Meisterssohn gilt, wie für wenig andere Sterbliche, das Goethesche Wort:

„Was du ererbt von deinen Vätern hast,
Erwirb es, um es zu besitzen.“

Zur Geschichte der Beschießung von Paris.

„Werfe meine Briefe auf, Briefe sind Archive,“ schrieb Chamisso, der edle Dichter, den wir Deutsche den Franzosen abgewonnen haben, an einen Freund, und dieses Wort läßt sich auch auf die Aufzeichnungen in Tagebüchern anwenden, vorausgesetzt, daß sie von klugen Leuten geführt werden, die Verstandenes sehen und hören und zugleich die Gabe besitzen, ihre Wahrnehmungen in geschickte Form zu kleiden. Alle diese Bedingungen treffen bei den Kriegstagebüchern des Grafen Fred Frankenberg zu, die soeben Heinrich von Poschinger, der „Manager“ so manches bedeutenden Memoirenwerkes, herausgegeben hat (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt). Graf Fred von Frankenberg machte als Kemeredelegierter der freiwilligen Krankenpflege den ganzen Feldzug von 1870/71 mit, er befand sich im Hauptquartier des Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen, und dank dieser Stellung und seiner persönlichen Beziehungen wurde er Augen- und Ohrenzeuge von weltgeschichtlichen Vorgängen, die aus so großer Nähe zu schauen nur wenigen Sterblichen vergönnt war.

Aus seinen Aufzeichnungen wählen wir in knapper Skizzierung einen Abschnitt, der geeignet ist, ein beinahe legendarisches Stück des großen Kampfes, aus welchem das neue Reich hervorging, aufzurollen. Wie viel ist nicht geschrieben und gefabelt worden über die Beschießung von Paris, der „heiligen Stadt“, dem „Emporium der Zivilisation“, von dem auch nur einen Stein zu verletzen, gewisse Leute als ein Sakrileg brandmarkten. Längst war der eiserne Ring um die Stadt geschlossen, doch um eine schnelle Uebergabe herbeizuführen, genügte die Aushungerung nicht, und den trotz aller Niederlagen noch immer bestehenden nationalen Dünkel zu beugen und den alten Wahnwitz von der Unverletzbarkeit des heiligen Paris zu widerlegen, erschienen strengere Mittel geboten. Sie waren vorhanden. Schon seit einiger Zeit waren die Belagerungsgeschütze, mit denen nach Eroberung des einen oder andern Forts erfolgreich auch die innere Stadt hätte erreicht werden können, am Platze, aber sie schwiegen, und nicht nur im Feldlager, sondern auch in der deutschen Heimat erhob sich ob dieser Unthätigkeit unwilliges Murren. Worum es lag, daß die Feuerschlünde sich nicht öffneten, dafür gibt Graf Frankenberg einige Andeutungen. Anfangs Dezember 1870 auf kurze Zeit nach Berlin zurückgekehrt, wurde er von der Kronprinzessin Victoria empfangen und antwortete auf die Frage, wie lange Paris sich noch halten könne: „Wenn wir nicht schießen, noch zwei Monate!“ Mit beiden Händen machte die Prinzessin eine heftige abwehrende Bewegung, worauf Frankenberg eine Schilderung der entsetzlichen Lage der deutschen Armee unter dem Feuer der Pariser Forts entwarf. Ungeschminkt schilderte er die Mißstimmung der Truppen über die Unthätigkeit und die Verluste, aber die böse Frau hel ihm ins Wort: „Sie werden sich ergeben, ohne daß wir schießen.“

Einige Tage später erhielt Graf Frankenberg Einblick in ein Schreiben, das Bismarck vom Hauptquartier nach Berlin gerichtet, und darin hieß es: „Von allen Seiten meldet man uns herrliche, aber blutige Siege, nur hier dauert die Unthätigkeit fort. Meine Mittel, auf die Beschießung zu drängen, sind erschöpft. Als Laie kann ich den Fachmännern nur mit Wünschen entgegentreten. Roon (der Kriegsminister) ist so übel gelaunt und vor Aerger so krank gewesen, daß man jetzt in seiner Melancholie das Thema der Belagerung nicht vor ihm berühren darf. Moltke will durchaus nicht ans Schießen heran. Es kostet uns 1000 Mann, sagt er, und unterdessen gehen 10,000 Mann zu Grunde.“ Hier ist also ein neuer Beleg für die Thatsache vorhanden, daß es gerade der berühmte Strategie war, der sich — wer mag seine Beweggründe ermessen? — der Beschießung widersetzte und darum von Berlin den bekannten Spottvers erhielt:

„Lieber Moltke, sei nicht dumm,
Geh nicht um den Brei herum,
Noch doch endlich bumm, bumm, bumm!“

Ins Feldlager vor Paris zurückgekehrt, machte Graf Frankenberg kein Hehl daraus, welche Mißstimmung er in der Heimat vorgefunden hatte, aber der Kronprinz Friedrich Wilhelm bekannte sich als Gegner des „Gewaltmittels“. Er machte an, daß vor Gewinnung der Stadt eine Erstürmung der Forts mit furchtbaren Opfern erforderlich sei, war jedoch im übrigen davon unterrichtet, daß man die Unthätigkeit der deutschen Truppen vor Paris den Intriguen Englands und dem Einfluß seiner Gemahlin zuschreibe. „Ich konnte,“ sagte der Kronprinz, „mit einer ganzen Reihe von Briefen meiner Frau beweisen, wie falsch sie wiederum beurteilt wird.“ — „Um so schlimmer,“ erwiderte Graf Frankenberg, „ist es dann, daß Lord Lyons (der englische Botschafter in Berlin) jedermann sagt, der es hören will, England verbiete die Beschießung von Paris.“ Auch Bismarck vernahm von dem Geboren des edlen Lords. Nach Aussage glaubwürdiger Gewährsmänner erzählte ihm Fürst Pleß, Lord Lyons verkünde in Berlin, Paris dürfe nicht beschossen werden, weil England es nicht erlaube! Damit war natürlich das Schicksal dieses britischen Botschafters am Berliner Hofe besiegelt. Nicht lange, und der edle Lord ging zu Schiff nach England.

Eine wunderliche, in der modernen Geschichtschreibung noch immer nicht nach Gebühr gewürdigte Erscheinung! In ehrlichem Kampfe berannten die Deutschen die Stadt Paris, das angebliche Zentrum der Welt, und wurden als „Barbaren“ verschrieen, nachdem ihre Granaten hie und da gezündet hatten. Doch nicht die Belagerer waren es, welche die Stadt greulich verwüsteten, sondern Franzosen warfen die Brandfackel, und ohne die Zustimmung der Deutschen wäre es nicht möglich gewesen, die Gewalten des Umsturzes so schnell zu bezwingen.

Theodor Ecl.

Aphorismen.

Von

F. O. W.

Die Freundschaft, die sich in trüben Tagen nicht erhält, hat keinen Wert und ist nicht würdig, noch beklagt zu werden.

•

Die Erziehung innerlich gefestigter Charaktere ist heilsamer als alle einseitige intellektuelle Abrichtung.

•

In dem Augenblicke, wo man das Samenkorn in die Erde streut, darf man nicht schon hoffen, gleich Früchte reifen zu sehen. Die Entwicklung und das Gedeihen müssen der Zeit überlassen werden.

•

Unglück, das nicht verschuldet ist,
Am tiefsten an dem Herzen frißt.

Wettbewerb um das Kaiserbild.

Der von uns in den Nummern 19 und 22 (Hefte 10 und 11) ausgeschriebene Wettbewerb um das goldgerahmte **Originalgemälde von Adolf Wald:**

Kaiser Wilhelm II. als General der ungarischen Kavallerie in Gala-Uniform

hatte sich einer so lebhaften Beteiligung und einer Reihe so sorgfältig ausgeführter Lösungen zu erfreuen, daß wir uns veranlaßt sahen, dem ursprünglich einzigen Preise **im Werte von 900 Mark**

zwei weitere Preise

hinzuzufügen, nämlich das Prachtwerk **„Aegypten in Wort und Bild“** von **Georg Ebers** — zwei Original-Prachtbände mit Goldschnitt, **Preis 115 Mark** — und die **illustrirte Prachtausgabe von Schillers Werken,** vier Original-Prachtbände, **Preis 48 Mark.**

In dieser Weise haben wir den ursprünglichen Preis im Werte von 900 Mark **auf 1063 Mark erhöht.**

Nach dem Mehrheitsbeschlusse der Preisrichter sind **die Preise in folgender Weise zuerkannt** worden:

1) Das **Kaiserbild** der Einsendung mit dem Motto aus Goethes Tasso:

„Ich komme langsam, dir ein Werk zu bringen,
Und zaudre noch, es dir zu überreichen.“

Die Löserin ist **Fräulein Oberdieck in Breslau,** Ohlauerstr. 42. Zu dem Zeitpunkte, da diese Zeilen vor das Auge der Leser kommen, befindet sich das Gemälde bereits in den Händen der Gewinnerin.

2) Das Prachtwerk **„Aegypten in Wort und Bild“** der Einsendung mit dem Motto: „Ich wag's“.

Der Gewinner ist **Herr Lehrer Hans Berthold in Nürnberg,** Richard Wagnerstraße 15a.

3) Die **illustrirte Prachtausgabe von Schillers Werken** der Einsendung mit dem Motto: „Wenig Hoffnung“.

Der Gewinner ist **Herr Direktor Eduard Bing in Riga,** Suworowstraße 12.

Auch den beiden Letztgenannten sind die Preise bereits übermittelt worden.

Zum Schlusse sagen wir allen freundlichen Einsendern, die unserem Blatte ein so liebenswürdiges Interesse bethätigt haben, unsern herzlichen Dank und geben der Hoffnung Ausdruck, daß unser nächstes Preisausschreiben sich einer gleich regen Teilnahme erfreuen möge.

Stuttgart, am 20. Juli 1896. **Redaktion und Verlag von „Ueber Land und Meer“.**

Für müßige Stunden.

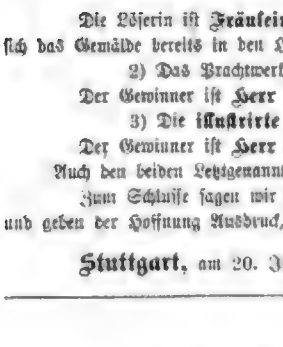
Schach.

(Bearbeitet von T. Schallopp.)

Aufgabe 32.

Von **J. Joetten** in Rotterdam.
(„Nationaltidende“.)

Schwarz.



Weiß.

Weiß zieht an und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe 29 S. 664.

W. 1) Dd2—b6
S. 1) c5×d4[—e4]
W. 2) La8—e4 matt.

A.
S. 1) f4—f3
W. 2) La8—e4 matt.

B.
S. 1) b5—b4
W. 2) Dd4—e5 matt.

C.
S. 1) Kg5—h4
W. 2) Dd4×f4 matt.

D.
S. 1) L beliebig
W. 2) Dd4—d4 matt.

Partie Nr. 29.

Gespielt im Café Kaiserhof zu Berlin am 6. März 1896, während des Anfertigens gleichzeitig mit zwei anderen Besuchspartien.
(Nach der „Deutschen Schachzeitung“.)

Spanische Partie.

Weiß: **O. Zoller.**
Schwarz: **J. Metz, Dr. Lewitt, O. Feldhandt.**

Weiß.	Schwarz.		
1) e2—e4	e7—e5	19) Sd2—e4	Kg7—e6
2) Sg1—f3	Sb8—c6	20) Ld1—e3 *)	Tg8—g6
3) Lf1—b5	Sg8—f6	21) Le3—c5	e6—c5
4) 0—0	Sf6—e4	22) Se2—g3	b7—b5 *)
5) d2—d4	Se4—d6	23) Sg3—h5	Ke6—f6 *)
6) Lb5×c6	d7×c6 *)	24) Sh5—h4†	Kf6—g6 *)
7) d4×e5	Sd6—b7	25) Se4—f6†	Kg6—h6 *)
8) Dd1×d4†	Ke8×d8	26) Sh4—f5† *)	Le7×f5 *)
9) Tf1—d1†	Kd8—e8	27) Td1—d8	Sa7—c6
10) Sb1—c3	h7—h6 *)	28) Td8×e8	Kh6—g7
11) b2—b3	Lc8—e6	29) Sf5—d6	Af7—h5 *)
12) Sc3—e2!	Le6—d7 †	30) g4×h5	Tg6—h6
13) Lc1—b2	La8—d8 *)	31) Kg1—g2	Th6—h8
14) Ld1—d1	Ld7—e6	32) Sd6—f5	Th8—h8
15) Ta1—d1	Td8×d1†	33) h2—h4	Le5—g7
16) Td1—d1	Le6—c4 *)	34) h4×g5†	Sc6×g5
17) Sf3—g5 *)	Sc4—g5 *)	35) Te8×h8†	Lg7—h8
18) g2—g4	Sf5—g7	37) Sd2—e4	Aufgegeben.

*) Der gewöhnliche Zug ist b7×c6; doch ziehen manche Spielkreise den Letzteren vor.
*) Besser b7—b6 nebst Le8—b7.
*) Es scheint, daß Letzter nicht mehr rochiren, da der König schon gezogen hat.
*) Gut. Allerdings Erdarrungen.
*) Es drohte 17) g2—g4 Sf5—h4 18) Td1×d8† Le7×d8 19) Td1×d8† Ke8×d8 20) Sg5×f7.
*) Viel stärker als 21) Td1—d2.
*) Den irrsinnigen und neue Schwächung des schwarzen Spiels. b7—b6 war auch jetzt noch am Platze.
*) Um den gefährlichen Springer von f4 abzuhalten.
*) Zeit kommt dies zu spät; die weiße Stellung ist hoffnungslos verloren.
*) „The Field“ schlägt Le7—d8 (24) Sh5—f6† Ke8—e7! vor und allerdings auch keine allzu klare Stellung für Schwarz ergibt. Nach dem Letzteren gestaltet sich die Partie höchst verwickelt.
*) Etwas besser, freilich mit Bauernverlust, war Le7—f8 (?) Se4—f6† Ke8—e7 (26) Sh5—f4.
*) Noch viel noch war Kf8—e8 besser. Schwarz übersieht die ihm drohende Gefahr.
*) Le7×f6 (?) Sb7×f6† Tg6×f6 hat hier die einzige Verteidigung.
*) Eine richtige Wendung, die Schwarz unbeachtet gelassen hat.
*) Tg6×f6 (?) e5×f6 Le7×f6 (?) Dd8—d7 dürfte die Partie vielleicht etwas länger gehalten.
*) Dieser Versuch, das Spiel zu befreien, scheitert an der Schlußfolge.
*) Der Zug Lf8—e7, auf den Schwarz offenbar seine Hoffnung gebaut hatte, wurde 34) h5—h6† (Th8×h6 35) Te8—g8 matt) zur Folge haben.

Schachbriefwechsel.

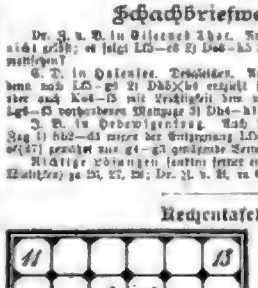
Dr. J. u. D. in Eisenach Thor. Nr. 26 wird durch 1) Sb2—d1 nicht gelöst; es folgt Ld5—c6 2) Dc6—h5 Sd7—f8! und wie soll Weiß matsetzen?

C. T. in Hatenlee. Dreizüger. Auch durch 1) Dc6—h5 nicht; denn nach Ld5—g8 2) Dh5×h6 erzielt sich Schwarz durch Lg8—h5 aber auch Ke4—f5 mit Festhaltung des von Ihnen angestrebten, auf Lg4—f5 vorhandenen Mangels 3) Dh6—h3.

J. K. in Ordewigenthorp. Auch Mißstich nicht durch Ihren Zug 1) Sb2—d1 wegen der Entgegnung Ld5—g8; denn gegen 2) Dc6—e8(d7) genügt nun g4—g5 gewünschte Vereinfachung.

Richtige Lösungen sandten ferner ein: **R. H. in N.** (Schlußspiel Matsetzer) zu Nr. 27, 28; **Dr. J. u. R.** zu Eisenach Thor zu 27 und 28.

Hexagonal-Tafel.



In die freien Felder der nebenstehenden Figur sind die nachstehenden Zahlen: 4, 5, 5, 7, 7, 7, 8, 8, 9, 9, 9, 10, 10, 10, 10, 11, 11, 12, 12, 12, 13, 14 derartig eingetragen, daß die Summe jeder Horizontalreihe, jeder Vertikalreihe und jeder der dritten Diagonalreihen = 60 beträgt.

Rätsel.

Den Günstling einer Königin,
Die klug und maßvoll stets regiert',
Vermißte ganz und gar sein Sinn,
Nur List hatte er studiert.
Zwei Farben je an Kopf und Fuß —
Und was bringt ihr Zusammenschluß?
Du mußt sein deinen Augen trauen,
Nichts ist zu finden, nichts zu schauen!

(K. 60. Rätsel.)

Logogriph.

1 2 3 4 5 6 7 8 — eine oft genannte Stadt,
5 4 7 8 6 8 6 — weist keinen, wirrigen Inhalt hat.
7 5 6 8 2 6 — aus Erz bereitet oder Stein,
7 8 4 2 1 — kommt gar zu oft zum Fenster rein;
1 6 6 8 — Gelt kühn, wenn drauf die Damen blicken.
4 2 6 — ergötzt so lustig frischen Glanz;
3 2 — ist oft ein Hämmel der bekannt,
5 — zuletzt bleibt nur ein Konsonant.

J. K-6

Silbenrätsel.

1.

Du fadest mich im Meere,
Doch manmerache in Land,
Mal Teil von mir im Heere
Seit seinem Beginn Land.
Da kannst im Sommer finden,
Doch oft im Herbste mich.
Bei Pluto sucht vergebens du,
Doch im Homer bin ich

2.

Du findest mich in Flandern —
Wie fremder war ich einst' —
Den Preußen lieb's bis wundern,
Wenn du mit ihm mich emst.
Ich bin der blauen Blume
Des Berges ein Augenlicht;
Ohn' mich ist keiner Gentleman,
Es sehr er'd dir bekannt.

3.

Du findst mich überecken,
Wenn du mich finden kannst,
Wenn du zu lieben Pferden
Den Umtrieb dir gewannst.
Und hast du mich gefunden,
Halt mich in treuer Hut;
Was dir die Welt auch anders sagt —
Das ist der beste Gut!

1, 2, 3.

Du findest mich in Schweden,
Im Tal voll Ribenmaid,
In meinem Schlosse haben
Viel Meister deutsch gebaut:
Und eine frische Quelle
Springt hier aus meinem Grund
Und tött manch Krankheitsmadam zu:
Ich mache dich gesund!

Auflösungen der Rätselaufgaben Seite 680:

Des Kaleidoskops:
Im großen Unglück sinkt es stets sein Herz
Sich endlich finden; aber mehr kann's.
Der Schmuck seiner Zierden zu entdecken.

Des Rätsels: Kapernaum.
Des Homonyms: Mannheim.
Des Vexierrätsels: Mantel — Matte — Mantel — Matte.

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt. — Verantwortlicher Redakteur: **Ernst Schubert** in Stuttgart. — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.
Briefe und Sendungen nur: An die **Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart** — ohne Personenangabe — zu richten.

Land und Meer

Hauptthat seines Lebens, Adolf Erdmann Encke noch manches hervorragende Bildwerk, so das Denkmal für den Kurfürsten Joachim II. in Spandau und die Sarkophage Kaiser Wilhelms I. und der Kaiserin Augusta im Mausoleum zu Charlottenburg. Seinen letzten Auftrag: das Standbild Friedrichs des Großen für die Berliner Siegesallee, hat der Künstler nicht mehr ausführen können.

Der Schnelldampfer „Prinzessin Heinrich" vor Helgoland.

(Hierzu die Abbildung auf vorhergehender Seite.)

Der von uns dargestellte Schnelldampfer „Prinzessin Heinrich" ist für die Vermittlung des Personenverkehres von Hamburg nach den Nordseebädern, insbesondere Helgoland, bestimmt. Im Auftrage der Hamburg-Amerikanischen Dampfschifffahrtsgesellschaft in Hamburg wurde er auf der Werft von Mohn und Pees daselbst erbaut. Der Dampfer, dessen Material aus bestem Stahl besteht, hat eine Länge von 250 Fuß, eine Breite von 27 und einen Tiefgang von 14 Fuß. Die Maschine, die mit 2100 indicirten Pferdekräften arbeitet, verleiht dem Schiffe eine Fahrgeschwindigkeit von 15 Knoten in der Stunde. Bei dem Stapellauf am 9. April erhielt der Dampfer seinen Namen nach der hohen Patin, der Prinzessin Heinrich von Preußen. Unsere Abbildung führt ihn während der Probefahrt nach Helgoland vor, und zwar sehen wir das schmucke Schiff, zur Rückfahrt bereit, vor dem Eilande liegen. An dieser Probefahrt, die am 7. Juni stattfand, beteiligte sich eine auserlesene Gesellschaft, darunter mehrere Reichstagsabgeordnete und Graf Waldersee, kommandirender General des neunten Armeecorps und Generaloberst der Kavallerie.

Literatur.

— Drei Novellen von hervorragendem künstlerischen Interesse beginnen in Nr. 41 der „Deutschen Romanbibliothek" (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt). Das Thema von der nervösen modernen Frau, die bei aller guten Charaktervanlage und ohne daß sie es beabsichtigt, doch ihrer Umgebung reinliche Sorge vernichtet, behandelt gekürzt und fesselnd Ernst Zahn in seiner Erzählung „Stille Tragödie". In eine der alten deutschen Hansastädte versetzt den Leser Berthold Paul Förster mit seiner Novelle „Wer sich frei von Stände fühlt". Anziehend anheimelnd ist das Kleinleben in einem Fischerdorfe geschildert, und wuchtig packt zu der tragischen Lokalfarbe das traurige Thun der ertrunkenen Personen. Eine flotte Dutzendware „Nervös" von Marie Ebermann-Macdonald steht in wirksamem Gegensatz zu den beiden ernst gestimmten Erzählungen.

Briefmappe.

A. M. in Gutenquell. Wir grüßen alle Gutenquellner, auch „Hüllings", denen wir einmal auch doch der Lichter entsagen. Indessen ist es uns lieber, wenn nicht gar persönlicher Abgang, die ständige Gestalt gewinnt, uns letzter übermittelt wird. Allerdings werden literarische Arbeiten durch Tadeln nicht leider, aber für Lesungen empfiehlt es sich doch. Die Organisation ihrer Musikeine ganz Weile hält nahen zu lassen und nachher mit ernster Selbstprüfung zu betrachten. Niemand wird vor der eigenen Kritik manches nicht stand halten und dem Dichter Enttäuschung, der Redaktion Mühe erspart bleiben. Eine Warnung möchte Ihr jedoch nicht ersparen: Ihre humoristischen Versuchen haben uns kaum in Ihrem Briefe entzückt, und es sollte uns traurig, wenn es in Ihrem Opus noch poltete. Versuche der alten Erfahrungen mit der Feder können uns Ihnen treuen Trost geben. Diese Behörde ist und bleibt es den alten bewährten Beratungen, bringen, für Lust, Lust und gar nicht auf den Inhalt einer Zeitung, lieber wenn der genaueste Bericht darin der Klugheit zu fördern bedacht in ihrer eben Preis auf resultanter Verpachtung.

O. W. in Karlsruhe. Beiwohnlichen Dank, doch nicht verwechsen.

R. Josef aus Wien. Ihren Wunsch können wir auch diesmal nicht voll erfüllen, denn auf die erschienenden Niederschriften mußten wir verzichten. Ihr Ihnen jedoch Ihr eingesandtes entgegen zu kommen, geben wir an dieser Stelle Ihr kultiviertes Begriffsgebiet wieder:

C. hochgeehrte Redaktion!
Ich bin kein Glück, das weiß ich schon,
Ich heiß ich — ich sag' mich schaarm! —
Bei meinem ungeheuren Talente
Sind mir ein „krankhafter Lokal"
Und immer „Nerven abgehalten".
Ich, wird es denn nie anders sein!
Ich stehle mir denn ein Hoffnungsschein!
C. Lieber, ganzer Redakteur!
C. wissen Sie, wie schön es wär',
Wenn's einmal hieße „stortiert!"
Ich irrsale so zu herzen wird'
Tach — schon Sie ich denn ganz allein —
Am besten ist es, wenn er bellt!
Und einmal anstatt — stellt!
Dann heißt's „In duftet publio"

E. und E. Bellona, M. Br. in Wien. Mit Dank abgelehnt.

Nächstens Lösungen sandten ein: Dr. L. in Zeuz (3). „Waldfräulein" in Freiburg (4). Hermann Freund in Spandau, „Die kleine Ella" in Hamburg (5). „Hans und Gretel" in Bad Ems (5). Frau Ida Kremer in Koblenz (6). L. Boeken (3). in Danzig. Frau Emilie Schnell in Genf.

Nächste Lieferung Anfang Juli bei Rudolf Mosse Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen Frankreichs und des Auslandes.

Anzeigen

Insertions-Gebühren für die fünfspaltene Petitzeile-Zeile 1 ℳ 80 ₰ Reichswährung, für die Schweiz, Italien und Frankreich fr. 2.25.

in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Reisetasche. Elegant, leicht und solid.
— Englische Form. —

Von braunem, prima Rindleder, kräftigem Bügel, sicherem verdecktem Verschluß, Lederfutter und grosser Innentasche.

Nr.	Länge	Preis
1351	33 cm	12 ℳ
1356	39 „	16 „
1300	45 „	20 „

Illustrirt. Preisliste gratis

Preise ohne jeden Rabatt, Versand franko. Verpackung gratis. Zu beziehen nur durch Fabrik und Versandgeschäft

Moritz Mädler, Leipzig-Lindenau,

oder dessen Verkaufslokale: Berlin, Leipziger Str. 101-2. Leipzig, Petersstr. 8. Hamburg, Neuerwall 84.

Christofle-Bestecke zu Fabrikpreisen. Fabrikniederlage Stuttgart. Königstrasse 20.

Bekanntmachung.

Für die Lieferung sämtlicher Aus- und Betonirungen für die unterzeichnete Stelle einer Gurdirektore beträgt beim werden Gesamt 6000 Mark. Belohnung für die Ausführung in die Garantie der Haftpflicht und [illegible] Dauer.

Geeignete Bewerber wenden sich gefl. baldigst hierher in [illegible] Gutachten [illegible] wollen, welche ihre Meldungen vom Betriebsschlusse bis zum 1. September d. M. einsenden.

Aachen, den 26. Juni 1897.

Der Bürgermeister: Pelzmann.

Musikinstrumente

Violinen, Bratschen, Cello, Contrabässe, Zithern, Guitarren, Oboen, Clarinetten, Trompeten, Normalhörner, Trompeten, Zithern, Hornzithern, Violoncelli, Violinen, Pianinos, Harmoniums, Drehpianos, Symphonions, Orpheons, Xylophone, Harmonikas, Mundharmonikas, Guirlas, Metronome, Notenpulte, Glasharfen, Saiten.

Illustrirte Preisliste gratis.

Jul. Heinr. Zimmermann, Fabrik u. Export, Leipzig.

Neue illustrirte Preisliste gratis!

Gesetzl. Geschützte Handels-Marke.

"MAIZENA"

The NATIONAL STARCH MANUFACTURING COMPANY NEW YORK, U. S.

Unübertrefflich z. Herstellung von Puddings, Torten, Mehlspeisen. Für Suppen u. Saucen. Das beste Nahrmittel für Kinder und Kranke. Überall Vorräthig.

Foulard-Seide

bedruckt, weisse, crownarre u. farbige Seidenstoffe jed. Art zu Kleid. Fabrikpreis. unter Garantie f. Lichtecht. u. Solidität von 55 Pf. bis M. 4.65 Mtr. porto- u. zollfrei ins Haus. Beste und direkteste Bezugsquelle für Private, Lausende v. Anerkennungsschreiben. Muster franco. Doppelt. Briefporto nach d. Schweiz.

Adolf Grieder & Cie., Seidenstoff-Fabrik-Union, Zürich

Königl. Spanische Hoflieferanten.

Neues antiseptisches Hausmittel.

Schutzmarke Chinosol

CHINOSOL,

gegen Bakterien 40mal stärker als Karbolsäure, aber angenehm und unschädlich im Gebrauch.

D. R. P.

Das Bequemste und Billigste im Hause und auf der Reise zur Pflege des Mundes und der Zähne, gegen üblen Atem und Verschleimung, für Wunden und Verletzungen jeder Art, vorbeugend Entzündungen, Blutvergiftungen u. Ansteckungen, zum Waschen und Baden bei Wundsein, üblen Schweissen und Hautkrankheiten, zur Desinfektion der Hände in der Krankenpflege, überhaupt in allen Fällen, wo Gefahr der Uebertragung von Krankheiten durch Bakterien vorliegt. Empfohlen durch Prof. Emmerich, München, und viele andere ärztliche Autoritäten. Chinosolpastillen mit Gebrauchsanweisung Mk. 1.— per Glas in den meisten Apotheken und Drogerien erhältlich, eventuell bei den allein. Fabrikanten: Franz Fritzsche & Co., Chem. Fabrik, Hamburg-Uhlenhorst.

Technikum Strelitz

Maschinenbau-Schule. Schiffbau-Schule. Elektrotechnik. Maschinenbau-Werkstätten. Elektrotechnische Werkstätten. Schule mit Internat. Programme durch das Sekretariat.

ARRETT SMITH & Co.

G. E. Höfgen

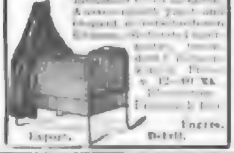
Dresden-N., Königsbrückerstr. 70. Fabrik für Kinderwagen, Krankenfahrstühle, Reisekörbe, Reisetaschen u. s. w.

Kinderwagen

mit und ohne Gummi.

12 129 M.

Bettstellen



Export. Detail. Ingros.

CHOCOLADEN, CACAOS, Biscuits, Cakes von B. SPRENGEL & Co. HANNOVER sind unübertrefflich. Zu haben in fast allen besseren Geschäften

Technikum Jlmenau

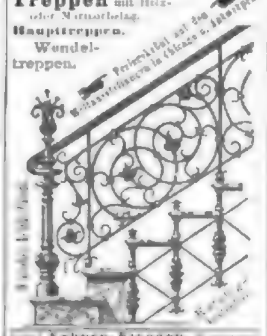
Thüringen

Ingenieure, Techniker u. Werkmeister. Direktor Jentzen.

Eisenwerk Joly Wittenberg.

Feuersichere patent. Treppen mit Holz- oder Marmorbelag.

Hauptreppen. Wendeltreppen.



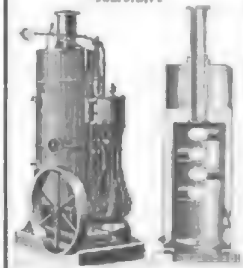
Zahnen-Flügeln.

Technikum Berlin.

Maschinen- und Bauschule mit Praktikum.

Stehende geschweißte Querrohrkessel,

allein und mit stehender oder liegender Dampfmaschine combinirt



Liefert als Spezialität

MENCK & HAMBROCK, ALTONA HAMBURG.

Stellung. Existenz. Prospect gratis. Gratis Prospect. Gründlicher praktischer Unterricht.

BUCHFÜHRUNG

Doppelt., Amerikan., Einfach., Kaufm., Kommiss., Bank-, Fabrik-, Bau-, Eisenbahn-, Hotel-, Landwirthschaft-, Gewerbe

Seidenstoffe

direct an Private — ohne Zwischenhandel — [illegible]

Bei Probebestellungen Anprise des Gewünschten erbeten.
Deutschlands grösstes Spezialhaus für Seidenstoffe u. Sammete
Michels & Cie., Königl. Hoflief., Berlin, Leipzigerstr. 43.

Technikum Mittweida.

Königreich Sachsen.

Höhere Fachschule für Elektrotechnik und Maschinenbaukunde.

Programm etc. kostenfrei durch das Sekretariat.

Erfrischende, abführende Fruchtpastille

TAMAR INDIEN GRILLON

Gegen **VERSTOPFUNG**

Hämorrhoiden, Congestion, Leberleiden, Magenbeschwerden

PARIS, 233, Rue des Archives — In allen Apotheken.

HEINRICH LANZ, MANNHEIM & BERLIN

baut als Spezialität

Lokomobilen

von 2–150 Pferdekräften für industrielle Zwecke

Zahlreiche Referenzen in ersten Industrie-Kreisen.

L. Stromeyer & Co.

Konstanz.

Grösste & bedeutendste Fabrik in ihren Spezialitäten

Vielfach prämiirt

CHOCOLAT SUCHARD

Kaiserlich Deutsche Post.

Tägliche Fahrten. Erstklassige Salon-Schnelldampfer.
Prinzessin Heinrich", „Prinzess Elisabeth", „Hansa" „Albert"

Hamburg-Cuxhaven-Helgoland

mit Anschluss an die Schnellzüge der Eisenbahn-Direktionen Hamburg und [illegible]

Sylt
Directe Verbindung auf dem Seewege in [illegible] Stunden

Norderney
[illegible]

Borkum, Juist
von Norddeich durch Anschluss-Verbindung

Wittdün-Amrum, Wyk a. F.
Jetzt tägliche Verbindung von Helgoland mit Anschluss nach Sylt auf dem alten Wege

Directe Fahrkarten (Sommerkarten) und Fahrpläne auf allen grösseren Eisenbahn-Stationen.

Fahrpläne gratis und franco auch durch
Ballins Dampfschiffs-Rhederei, Hamburg.
St. Pauli Landungsbrücke.

Bahnstation der Strecke Breslau-Halberstadt.

Bad Salzbrunn

Saisondauer vom 1. Mai bis Anfang October.

in Schlesien

ist durch seine altberühmte, alkalische Quelle, drei Oberbrunnen, weitgedehnte Anlagen in herrlicher Gebirgslandschaft, Gebirgsluft, grossartige Milch- und Molkenanstalt (sterilis. Milch, Kefir, Eselsmilch, Schafmilch, Ziegenmilch), das paradiesische Cabinet u. s. w. ausgezeichnet bei Erkrankungen des Halses, der Luftröhre und Lunge, bei Magen- und Darmcatarrh, bei Leberkrankheiten (Gallensteinleiden), bei harnsaurer Diathese (Gicht), bei Gastritis.

Versand des Oberbrunnens durch die Herren Fürbach & Strickbolt, Saal-Lieferanten.

Jede weitere Auskunft auch in Wohnungsangelegenheiten bereitwilligst durch die Saturnatürlich Preussische Badedirection i. „Bad Salzbrunn".

Dr. Oesterdingers Heilanstalt für Nerven- u. Gemüthskranke

in Zeilingen (Schwaben)

Nordseebad Cuxhaven, Weber's Hôtel Bellevue.

Natur-Heilanstalt

Johannisbad

Eisenach, Thür.

Musteranstalt.

Lindenhof-Wiesbaden

Sanatorium für Nervenleiden. Nicht Rheuma.

Dr. Heyel.

FREUDENSTADT Schwarzwald-Hôtel

Bad Ems

Prospekte, illustrirte Wohnungs- und Pensionsverhältnisse umgehend franko durch Kurhaus Schloss Langenau.

Allgemeine Renten-Anstalt

Gegründet 1833. zu Stuttgart Reorganisirt 1855.

unter Aufsicht der Kgl. Württ. Staatsregierung.
Gesammtvermögen Ende 1895: ca. 75 Millionen Mark.
Aller Gewinn kommt ausschliesslich den Mitgliedern der Anstalt zu gut.

Rentenversicherung.

Jährliche oder halbjährliche Leibrenten, zahlbar bis zum Tode der Versicherten oder bis zum Tode des längst Lebenden von Zwei gemeinschaftlich Versicherten, sowie aufgeschobene, für späteren Bezug bestimmte Renten.

Auch Lebensversicherungen

Für Zithermüde

J. Zeilinger, Zellerbad, Oberösterreich.

Angelgeräte-Fabrikation von H. Stork in München.

Nordendstrasse 3.

15 mal Preisgekrönt: London, Berlin, Chicago, Hannover, Köln etc.

Grösstes Lager Deutschlands. Fachmännische Bedienung.

Ein Wunder der Industrie

ist zu nennen der überaus weit verbreitete, rühmlichst bekannte photograph. Apparat

Phönix

Es ist der praktischste und zugleich billigste Apparat der Welt, durchaus kein Spielzeug! Jedermann kann damit sofort ohne alle Vorkenntnisse

Für Touristen, Natur- und Kunstfreunde unentbehrlich. Preis m. Platten, Chemikalien etc. nur 10 Mk.

Prospekt und Probebilder kostenfrei.

Hess & Stadtler, Wiesbaden.

Billigste Bezugsquelle für

Teppiche!

Fabrik Emil Lefèvre, Grünberg i. Schl.

Gratis und franco versendet Proben frei.

Ein Tropfen

auf's Taschentuch genügt, um demselben tagelang den feinsten natürlichen Wohlgeruch des frisch gepflückten

Rhein-Veilchens

zu geben.

Allein ächt hergestellt von

FERD. MÜLHENS

Glockengasse Nr. 4711 in Köln a. Rh.

in allen feineren Parfumerie-Geschäften zu haben.

Lungenleiden

Hier [illegible] Dr. med. Ruff in Mühringen (Baden) schreibt: „Trotz der kurzen Zeit, während der ich das Haematogen in meiner Behandlung beobachtet habe, ist es auffällige Heil-Resultate wahrgenommen, dass ich Ihr Präparat unter allen tonischen in die erste Reihe stelle. Ich fand besonders eklatante Erfolge bei schwer infolge chronischen Bronchialkatarrhs mit schleimigem Auswurf [illegible] heruntergekommenen schwachen Damen, der oft nach 6 Wochen fast nicht mehr husten und wieder frisches Aussehen erlangt."

Herr Sanitätsrat Dr. med. Nicolai in Grevesmühlen (Mecklenburg) „bestätigt gern, dass [illegible] Haematogen apostatisch bei Lungenschwindsüchtigen ein ausgezeichnetes und überraschendes Erfolge war. Ich werde es gerne empfehlen, da die Empfehlung aus sicher von Überzeugung stammt."

Dr. med. Hommel's Haematogen ist die natürliche [illegible] Preis per Flasche [illegible] in den Apotheken. Wenn nicht erhältlich, direkter Versand durch uns. Literatur und hunderte von ärztlichen Gutachten gratis und franko.

Nicolay & Co., chemisch-pharmaceut. Laboratorium. Hanau a M.

Methode Gaspey-Otto-Sauer
zur Erlernung der neueren Sprachen.

Die Vorzüge dieser Methode bestehen in der glatten Aneinanderreihung von Theorie und Praxis, in dem steten unmittelbaren Anschluss der grammatischen Grundsätze an praktische Sprechübungen, [illegible] Sprechen und Schreiben zu lehren. Die neuen Auflagen weisen [illegible] Stoffe und Vervollkommnungen auf.

Soeben sind neu erschienen:

Spanische Konversations-Grammatik zum Schul- und Privatunterricht von **C. M. Sauer. 7. Auflage.** Neu bearbeitet von **H. Ruppert**, Director des Colegio de la Esperanza in Madrid. 8°. Geh. ℳ 4.—

Schlüssel dazu von **H. Ruppert. 2. Aufl.** 8°. kart. ℳ 1.60.

Spanische Gespräche (Dialogos castellanos). Ein Hilfsbuch zur Uebung in der spanischen Umgangssprache. Von **C. M. Sauer** und **Wilh. Ad. Koebrich.** Neu bearbeitet von **H. Runge**, Oberlehrer am Gymnasium zu Eisenberg. **3. Auflage.** 8°. Lwdb. ℳ 1.20.

Kleine französische Sprachlehre, besonders für Pensionsschüler von Real- und Töchter-Schulen sowie für erwachsene Privatschüler, Lehrer- und Lehrerinnen-Seminare und Handels-Schulen von **Karl Otto.** Neu bearbeitet von **H. Runge.** 6. verbesserte Auflage. 8°. Lwdb. ℳ 1.—

[illegible] Französisch, Italienisch, Neugriechisch, Niederländisch, Norwegisch, Schwedisch, Spanisch, Tschechisch. [illegible] Grammatiken, [illegible] Übersetzungen, [illegible] Konversations- und Konversationswörterbücher, Vollständige Verzeichnisse [illegible] Original- und Schul-Ausgaben, Wörterbücher, Stilbücher, Übersetzungen und Lesebücher. Ausführliche [illegible] gratis und franko.

Zu beziehen von allen Buchhandlungen und gegen Einsendung des Betrages von

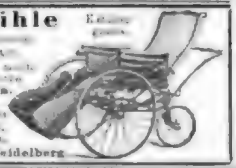
Julius Groos' Verlag in Heidelberg.

Der Cinetograph.

Neuer verbesserter Apparat für [illegible] Projektion auf die Bildfläche. Vermögen für weiche Leute geeignet, die sich mit der [illegible] Anschaffung befassen wollen. Prächtige Scenen aus dem Pariser Leben. **Handhabung leicht zu erlernen.** Die Apparate sind [illegible] mit 12 Bandons versehen, sofort lieferbar.

M. M. Werner & Co.,
95 Rue Richelieu, Paris.

Kranken-Fahrstühle



Krankenmöbel
Zimmerklosets u. Bidets.
C. Maquet, Berlin W., Charlottenstr. 61, c. Heidelberg.

F. Wolff & Sohn's Toiletteseifen

sind die besten zur Erhaltung einer zarten weissen Haut.

Indische Blumenseife
hochfeine Toilettseife, à ℳ 80.

PALMITIN-SEIFE
neutral - gut - billig.

F. Wolff & Sohn, Karlsruhe.

Lebensversicherungs- & Ersparnis-Bank

STUTTGART

Gegründet 1854.

Unter Staatsaufsicht.
Stand Ende April 1896.
Versicherte Summen.
490 Millionen Mark
Bankguthaben.
120 Millionen Mark,
Garantie-Kapitalien und
20 Millionen Mark.

Seit Bestehen der Bank wurden
Ueberschüsse erzielt
62 Millionen Mark.
Dividenden
an Versicherte bereits
43 Millionen Mark.
Versicherungssumme
ausbezahlt
82 Millionen Mark.

Aller Ueberschuss
den Versicherten.
Sehr mässige
Tarifprämien.
Keine Nachzahlung.
Coulanteste
Invaliditätsbedingungen.
Weitestes
Entgegenkommen bei
Zahlungsverzug.
Kriegsversicherung
für [illegible] Unteroffiziere
ohne Extraprämie.

Omasson diplome **Oettinger & Co.** Zürich liefern **Modernste Seidenstoffe** Exquisite Sortiments. Billigste Fabrikpreise. Muster franco. Nachlass gut. Fabrikat ohne Zwischenhandel.

Jünger & Gebhardt Berlin

Riviera-Veilchen.
Quintessenz.
Violetta odoratissima vera.
Wie ein frischer Strauss dieses Edelsten aller Veilchen
in Kölnisch Wasser, Eau de Cologne, Parfum, Seife.
Preisliste kostenfrei.

Lohse's Lilienmilch-Seife

von Hochfeinem Wohlgeruch; erzeugt nach kurzem Gebrauche **rosigweisse, sammetweiche Haut** und erhält dieselbe **bis in's Alter zart und geschmeidig.**

Nur ächt
mit der vollen Firma des Erfinders
GUSTAV LOHSE 45 Jägerstr. 46, **BERLIN.**
In allen guten Parfümerien, Drogerien sowie bei allen Coiffeuren des In- und Auslandes käuflich.

50% Gewichtsersparniss!

Patentirt in allen Culturstaaten.

Mädler's Patent-Koffer

Für das Ausland Wiederverkäufer gesucht.

Unerreicht an Leichtigkeit, Eleganz u. Haltbarkeit.

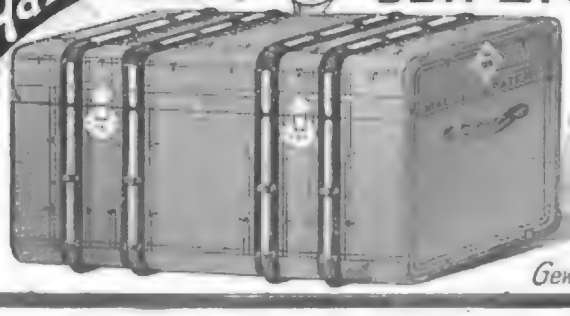
Zu beziehen nur durch Fabrik u. Versand-Geschäft

MORITZ MÄDLER
LEIPZIG-LINDENAU.

Kataloge gratis

№ 501	Grösse	lang 44 cm	breit 34 cm	hoch	Mk.	65
„ 502	„	76 „	„ 38 „	„	„	75
„ 503	„	86 „	„ 41 „	„	„	85
„ 504	„	96 „	„ 44 „	„	„	105
„ 505	„	106 „	„ 48 „	„	„	115
№ 501	Grösse	lang 44 cm	breit 44 cm	hoch	Mk.	75
„ 502	„	76 „	„ 48 „	„	„	85
„ 503	„	86 „	„ 52 „	„	„	100
„ 504	„	96 „	„ 57 „	„	„	120
„ 505	„	106 „	„ 61 „	„	„	140

Cabinen-Koffer
Rundreise-Koffer
Damenhut-Koffer
Grösste Auswahl.



LEIPZIG, Peters-Str. 8.
BERLIN W., Leipzigerstr. 101/2.
HAMBURG, Neuer Wall 84.

50% Gewichtsersparniss!

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Neue Erscheinungen.

Frauenrechte — Frauenpflichten.

Von

Frau Ilsa von der Lülk.

In Umschlag geheftet Preis 60 Pfg.

Von der großen Zahl der Frauenemanzipationsschriften hebt sich diese Broschüre in durchaus neuer, origineller Weise ab. Während bisher immer nur für die Frauen gefordert und von Frauenrechten gesprochen wurde, taucht hier eine ganz andere Anschauung auf. Es heißt hier: Rechte ersteben nur aus Pflichten. So stellt die Verfasserin in wirklich großem, freiem Denken eine Reihe sozialer Pflichten der Frau auf, eine Art „Wehrpflicht" — aber nicht „im Höschen und Hut"! Ihre Aufstellungen entspringen einem so warmen, echt weiblichen und nach Gerechtigkeit strebenden Gefühl, sind so durchdrungen von der schlichten Frauenzierde, dem Mitleid, daß die logische Schärfe, mit der alle bisher erhobenen Forderungen zurückgewiesen oder als gerecht begründet und mit der Aufstellung von Frauenpflichten ausgeglichen werden, fast überraschend wirkt.

Von derselben Verfasserin ist in unserem Verlage früher erschienen:

Die elegante Hausfrau.

Mitteilungen für junge Hausfrauen.

Mit besonderen Winken für Offiziersfrauen von

Frau Ilsa von der Lülk.

Dritte Auflage.

In imitirtem Damast geb. mit zartem Ornament und Schnitt in echtem Gold. Preis ℳ 5. —

Inhalt:

1. Im Einrichtung des Hauses. 2. Die Lebenskreise der eleganten Frau. 3. Gesellschaftliche Formen und Gebräuche. 4. Der Besuch. 5. Die Visitenkarte und ihre Anwendung. 6. Die Briefe. 7. Die Einladung. 8. Die Vorbereitungen. 9. Der Empfang. 10. Erlaubte und unerlaubte Toilettenkünste. 11. Mäßiges Sparen. 12. Das Selbstbedienen der Damen in der Oeffentlichkeit. 13. Die Tischdame. 14. Der Cigarrenrauch. 15. Die Mittel im Salon. 16. Unser Umgang. 17. Im Kinder.

Dieses Büchlein lehrt „die schwierige Kunst, wie die gute Hausfrau mit der eleganten Dame zu vereinigen" und wie sowohl mit glänzenden als auch mit bescheidenen Mitteln ein Haus zu führen ist, dem auch jene Anmut der Form, jener gefällige Zauber innewohne, welche in der feinen Welt mit dem Worte „elegant" bezeichnet wird.

Das feine Dienstmädchen wie es sein soll.

Eine Gabe für Hausfrauen und Dienstmädchen

von

Frau Ilsa von der Lülk.

In Leinwand gebunden Preis ℳ 1. 20.

Das Werkchen behandelt in einzelnen Abschnitten: das einzige Mädchen — die Köchin — die Jungfer — das Kindsmädchen — die Bonne — und wendet sich in erster Linie an das in den Gebräuchen eines vornehmen Hauses noch unerfahrene Mädchen; aber auch jene, die damit schon vertraut sind, werden aus den reichen Erfahrungen der Verfasserin auf diesem Gebiete vielfach Belehrung schöpfen und Nutzen ziehen.

Der Aether gegen den Schmerz.

Ein fünfzigjähriges Jubiläum.

Von

Prof. Dr. C. Binz in Bonn.

In Umschlag geheftet Preis ℳ 1. —

In dieser ungemein fesselnd geschriebenen Jubiläumsschrift gibt der berühmte Gelehrte und Mediziner in geistvoller und dabei gemeinverständlicher Weise eine Uebersicht über die Geschichte der Narkose, d. h. der künstlichen Betäubung zum Zwecke chirurgischer Operationen. Es ist die erste eingehende und nach den Quellen bearbeitete Darlegung des Entstehens der so wichtigen Entdeckung und ihrer Folgen, die gleich großes Interesse für den Arzt wie für den gebildeten Laien bietet.

Gehaltvolle Geschenkwerke für Damen!

Aus der Töchterschule ins Leben.

Ein allseitiger Ratgeber für Deutschlands Jungfrauen.

Unter Mitwirkung hervorragender Kräfte

herausgegeben von

Amalie Baisch.

Mit einem Titelbild in Heliogravüre von Emanuel Spitzer.

Neunte Auflage. In Original-Pracht-Einband. Preis ℳ 6. —

Inhalt:

Widmung. — „Deutsche Frau'n." — An die junge Leserin. — Erstes Buch. Wie soll ein Mädchen sein? 1. Sonst und jetzt. 2. Im Elternhause. 3. Im Institute. 4. In der Gesellschaft. 5. Am Nachttisch. 6. Vor der Ehe. 7. Für das liebe Ich. 8. Vor Spiel und Sport. 9. Im Krankenhaus. — Zweites Buch. Wie kann ein Mädchen werden? 1. Der häusliche Beruf. 2. Die Weltdame. 3. Die Kindergärtnerin. 4. Das weibliche Lehramt. 5. Die Erzieherin. 6. Die Gesellschafterin. 7. Die Krankenpflegerin. 8. Kaufmännische und gewerbliche Thätigkeit. 9. Auf landwirtschaftlichem Felde. 10. Der Musik als weiblicher Beruf. 11. Der Weg zur Bühne. 12. Im Künstlerleben. 13. Die Schriftstellerin. 14. Der wissenschaftliche Beruf. — Schlußwort. — Register.

Dieses treffliche Buch trägt der modernen Frauenbewegung gebührend Rechnung und erörtert dabei alles, was zu geistig und leiblich gesunder, echt weiblicher Herausbildung eines jungen Mädchens unerläßlich ist. Das geschieht aber nicht in trockenem, dogiertem Tone, sondern in interessanten und anregend wirkenden Lebensbildern, welche die Aufmerksamkeit der Leserin stets wach erhalten.

Ins eigene Heim.

Ein Buch für erwachsene Mädchen und junge Frauen

von

Amalie Baisch.

Unter Mitwirkung bewährter Kräfte.

Dritte Auflage. In elegantem Original-Einband. Preis ℳ 6. —

Inhalt:

Widmung. — Unserem Ideale, von Amalie Baisch. — Der Verlobungsring, von Verfasserin. — Unsere Ausstattung, von Johanna von Sydow. — Ein Hausfrauengebet, von Marie von Redwitz. — An den Staaten des Lesezirkels, von Gertrud Rodbertus. — Die Geschäftsreise, von Verfasserin. — Im neuen Heim, von Elise Wergenthin. — Drei Hemden Leinen, von Ihr, und 3. Rust. — Nach der Hochzeitsreise, von Marie von Redwitz. — Am ersten Herd, von L. von Pfeffel, umgedichtet von der Herausgeberin. — Gemeinsames Leben, gemeinsame Arbeit, von Marie von Redwitz. — Die Kunst, gut bedient zu sein, von Amalie Baisch. — Gesellige Pflichten, von Marie von Redwitz. — Seine Familie, von Amalie Baisch. — Verschiedene Lebensanschauungen, von L. Gleim. — Zu deiner Tage, von Amalie Baisch. — Verwandtes Ideale, von Otto Baisch. — Register.

Behandelt in anziehender Form, mit gediegenster Sachlichkeit alles, was erwachsenen Mädchen und jungen Frauen vor allem am Herzen liegt: die Zukunftsträume der Mädchenwelt, die Verlobung, die Hochzeit und dann, als eigentlichen Kern des Buches, die Einrichtung des eigenen Heims, sowie alles, was zu einer erfreulichen Erfüllung der Hausfrauenpflichten gehört und wodurch die junge Frau sowohl ihr eigenes Glück als das der Familie zu höchster Blüte zu bringen berufen ist.

Lieder und Sinnsprüche

von

Otto Baisch.

Aus seinem Nachlaß herausgegeben von **E. Liebrich.**

Mit Porträt des Dichters, Radirungen und Federzeichnungen

von **Hermann Baisch.**

In Original-Pracht-Einband Preis ℳ 10. —

Aus der Fülle dessen, was Otto Baisch in einem innerlich reichbewegten, der Kunst in allen ihren Ausdrucksweisen gewärmeten Leben gedichtet hat und wovon bisher nur weniges veröffentlicht war, ist hier das Beste ausgewählt und zu einer anmutigen Sammlung vereinigt worden, die dessen Bruder, Professor Hermann Baisch, mit Liebe und feinem Gefühl illustrirt hat.

Helmuth von Moltkes

Briefe an seine Braut und Frau und an andere Anverwandte.

2 Bände. In feinstem Original-Einband Preis ℳ 12. —

Diese Briefe gewähren den tiefsten Einblick in das Seelenleben Moltkes und in das selten schöne Verhältnis zwischen den beiden Ehegatten, die in inniger Liebe und Zärtlichkeit verbunden waren. Erst diese Briefe sind im stande, das Bild des genialen Mannes zu einem vollkommenen zu machen, da sie uns seine edelste und beste Seite, sein treues Herz, kennen lernen lassen. Vermöge der hocheleganten Ausstattung des Buches eignet sich dasselbe namentlich zu einem prächtigen Geschenkwerk für die deutschen Frauen.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

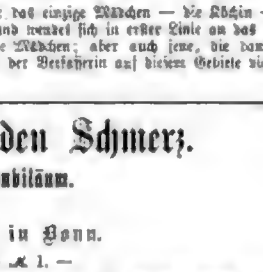
Alleinige Inseraten-Annahmestelle
bei **Rudolf Mosse,**
Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg,
Köln a. Rh., Leipzig, Magdeburg, Mannheim, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Insertionspreis laut Spezialtarif, der gratis und franko zu Diensten steht.

Rheumatismus
und
Asthma.

Seit 20 Jahren litt ich an dieser Krankheit, so daß ich oft wochenlang das Bett nicht verlassen konnte; ich bin jetzt von diesem Uebel durch ein centralisirtes Mittel (kein Geheimmittel) befreit und halte es meinen leidenden Mitmenschen gerne zu senden. Auskunft gebe ich über dieses Mittel jedermann umsonst und postfrei.

Klingenthal in Sachsen.
Ernst Hess.



Musikinstrumente

Violinen, Bratschen, Cell. Contrabässe, Flöten, Clarinetten, Oboen, Cornets, Trompeten, Signalhörner, Trommeln, Zithern, Accordzithern, Guitarren, Mandolinen, Pianinos, Harmoniums, Drehpianos, Symphonions, Orphenions, Musikautomaten, Intono- und Phönix-Orchestrion, Aristons, Piano-Melodico, Herophons, Harogenes, Harmonikas, Mundharmonikas, Ocarinas, Metronome, Notenpulte, allerbeste Saiten, Noten zu allen Instrumenten.

Jul. Heinr. Zimmermann,
Fabrik u. Export, Leipzig.
Neue illustrirte Preisliste gratis!

Schweizer-Stickereien eigener Fabrikation
zu Damen-, Kinder- und Bettwäsche, sowie Schweizer Gardinen versendet zollfrei
A. Günther, St. Gallen (Schweiz).
Reichhaltige Musterauswahl portofrei zu Diensten.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Soeben ist erschienen:

Onkel Johns Prinzipien.

Eine Geschichte aus dem englischen Leben von

Johanna Teilmann.

In Leinwand gebunden Preis ℳ 1. —

Mit satirischer Färbung entwirft die Verfasserin ein Bild jener Menschenklasse in England, die, zu großem Reichtume gelangt, von dem brennenden Ehrgeiz verzehrt wird, den Zutritt zu den distinguirten Kreisen zu erlangen und womöglich verwandtschaftliche Beziehungen mit ihnen anzuknüpfen. — Dabei bleiben natürlich Enttäuschungen nicht aus, und wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen. Ein köstlicher Humor ist das Gepräge der fesselnden Erzählung.

Gedichte eines Arbeiters.

Von

Ludwig Palmer,

Eisenarbeiter in Schorndorf.

Ausgelesen u. zusammengestellt von **Keller Reichenau.**

Mit dem Portrait des Dichters

In Leinwand gebunden Preis ℳ 1. —

Ein neuer und echter Dichter tritt mit diesem Bändchen vor die Oeffentlichkeit. Als Sohn eines einfachen Handwerkers geboren, ward Ludwig Palmer auf die gleiche Lebensbahn gewiesen, und erst jetzt erfährt die Welt, daß in dem schlichten, nunmehr vierzigjährigen Arbeiter, den sein Tagewerk in den dunklen Maschinensaal bannt, ein hervorragender Poet steckt.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Illustrirte Prachtwerke!

Aus den Umgebungen Wiens.

Schilderungen und Bilder

von

Eduard Petsche.

Mit 90 Voll- und Textbildern.

Elegant in Leinwand gebunden. Preis 5 Mark.

Inhalt: Einleitung. — Schönbrunn-Lorenberg. — Der Wienerwald. — An der Donau. — Im Kahlengebirge. — Von allerlei Schlössern und Burgen. — In die Voralpen. — Im Pirkingthal. — „Hohe Wand" und „Neue Welt". — In der „Buckligen Welt". — In den Bergen des Semmering. — Der Schneeberg. — Auf der Raxalpe. — Im Ötschergebiet. — Im Gebiete der Türnitzlinie.

In wohlgegliederter und wohlberechneter Steigerung führt dieses Werk aus den nächsten Umgebungen der alten Kaiserstadt durch den Wienerwald an die schöne Blaue Donau, in die voralpine Region mit dem Semmering und schließlich in das südliche und westliche Hochgebirge. Die neunzig Voll- und Textbilder entsprechen in ihrer xylographischen Ausführung den höchsten technischen Ansprüchen und allen Intentionen des feinfühligen Künstlers. Das Werk wird nicht allein denjenigen lebhaft interessiren, der Wien und seine Umgebung kennt, sondern jeden, der für Kunst und Buchgewerbe Verständnis hat.

Lustiges aus'm Schwarzwald.

Ein Band groß Quart in hochelegantem Leinenband.

Mit 21 Illustrationen

in farbenprächtigem Farbendruck und zahlreichen farbigen Initialen und Schlußvignetten

von

Fritz Reiß.

Text von J. J. Hoffmann und A. Domsch.

Preis in Original-Einband 10 Mark.

Wie schon der Titel verrät, ist dem Künstler der Schwarzwälder vor allem eine lustige Person, ganz einerlei, ob Mann, ob Weib; und ob sie nun Bibiane oder Käthcri, Frieder oder Paule, Schollenbauer oder Müllerbobis heißen, es sind meistens komische Käuze, die wir hier kennen-lernen. Aber sie treten niemals aus dem Rahmen ihrer Umgebung fremdartig hervor, sie sind alle Kinder der Natur- und Menschenwelt des Schwarzwalds und ergötzen deshalb um so mehr. Das Werk ist nicht nur künstlerisch, sondern auch ethnographisch von größtem Wert; und jeder, der es den Schwarzwald kennt oder nicht, wird sich in ihm nicht nur mit Lachen und Genuß, sondern auch mit Gewinn an Wissen und gegenständlicher Anschauung vertiefen und es immer wieder und wieder durchblättern.

Nilfahrt.

Von

C. von Gonzenbach.

Mit 203 Illustrationen im Text, 40 Lichtdruckbildern und vielen Randvignetten von Rafaello Mainella.

In höchst eleganter Ausstattung und prächtigem Original-Einband. Preis 20 Mark.

Es läßt sich für den, der selbst eine Nilfahrt unternehmen will, sich kaum eine gründlichere Vorbereitung denken, als wenn er sich in diese anziehend geschriebenen Tagebuchblätter vertieft und dazu die an Ort und Stelle aufgenommenen Bilder sich ansieht. Daß die Verlagshandlung durch splendiden Druck, hübsche Ausstattung der Illustrationen und geschmackvollen Einband das ihrige gethan hat, um das Buch zu einer überall willkommenen Festgabe zu machen, das wird man nicht anders erwarten dürfen. **Schwäbischer Merkur.**

Herr von Gonzenbach machte seine Nilfahrt in Gesellschaft eines sehr talentvollen Künstlers, Rafaello Mainella, dessen Stift die Reiseeindrücke und Beobachtungen ebenso emsig und erfolgreich festgehalten hat, wie die Feder des schriftstellernden Touristen. Mainella hat zu dem Werke, zu dem sich die Reisegefährten zusammengethan, nicht weniger als 203 Textillustrationen, 40 lichtdruckvollbilder und zahllose Randvignetten beigesteuert, die in Darstellung und Auffassung äußerst charakteristisch und originell sind und die Reisebeschreibung aufs glücklichste illustriren. So ist ein reizvolles Buch entstanden, zumal die Verlagshandlung ihrerseits auch keinen Aufwand gescheut hat. **St. Petersburger Zeitung.**

Cicerone

durch das

alte und neue Aegypten.

Ein Lese- und Handbuch für Freunde des Nillandes

von

Georg Ebers.

Mit zahlreichen Holzschnitten und zwei Karten.

Zwei Bände. Preis geheftet 12 Mark; in einem feinen Leinwandband 13 Mark.

Daß künftighin gebildete Menschen deutscher Zunge ohne dieses Werk nach Aegypten reisen möchten, können wir uns nicht vorstellen; sie würden auf den denkbar besten Reisebegleiter verzichten, während mit diesem Buche jedem erst das volle Verständnis des wunderbaren Nillandes sich aufschließt. **Sonntagsblatt des „Bund".**

Es gibt kein schöneres Buch als dieses, aus welchem man mit ebensoviel Genuß als Belehrung Aegyptens alte, mittlere und neue Zeit kennen lernen könnte, indem man am Faden einer Nilreise von Alexandrien bis zur nubischen Grenze Natur- und Menschenleben jener drei Epochen stets im frischen Landschaftsrahmen der Gegenwart betrachtet, vom kundigsten Cicerone geführt, der ein viel zu guter Gesellschafter ist, als daß er durch seine Gelehrsamkeit uns je belästigt. **Neue Preußische (Kreuz-) Zeitung.**

Neue alpine Kunstwerke!

Wanderungen

in den Ampezzaner Dolomiten

von

Theodor Wundt.

Herausgegeben von der Sektion Berlin des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins.

Zweite Auflage.

Grossquart, 17 Bogen mit 71 Textillustrationen, 38 Einschaltbildern in 18 Lichtdrucken und 20 Autotypien, nebst einer farbigen Karte.

In farbigem Original-Einband Preis 20 Mark.

Der in alpinen Kreisen als Autorität anerkannte kühne Bergsteiger und Hochgebirgsphotograph Theodor Wundt hat durch seine Publikationen der alpinen Literatur mit einem Schlage einen Aufschwung gegeben, der alle Welt mit Staunen erfüllt. Die grossartigsten Hochgebirgs-Scenerien, deren Anblick nur durch lebensgefährliche Kletterei erkämpft werden kann, führt er uns nach eignen photographischen Aufnahmen in durchaus naturwahren Abbildungen vor.

Das Werk behandelt die Besteigungen der kleinen und grossen Zinne, des Cristallin, Monte Cristallo, Piz Popena, Rauhkofl, der Rotwand, Cadinen und der Tofana etc., nebst der Beschreibung von Schluderbach und Cortina. Die reizvollen Schilderungen dieser häufig so gefährlichen Hochgebirgspartien schmückte der Autor mit zahlreichen Abbildungen, in denen uns die ganze Wunderwelt der Dolomiten in ihrer hehren Schnee- und Eispracht entgegentritt.

Wanderbilder

aus den Dolomiten.

Naturaufnahmen von Theodor Wundt.

Aquarelle von Maler Professor C. Herdtle.

Herausgegeben von der Sektion Berlin des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins.

16 Lichtdrucktafeln in Imperialformat, davon 8 in vielfarbigem Aquarelldruck von **M. Rommel & Co.** in **Stuttgart**, mit erläuterndem illustrirtem Text.

In künstlerisch ausgestatteter Mappe Preis 30 Mark.

Das Werk kann auch nach und nach in 4 Lieferungen zum Preise von à 6 Mark 50 Pf. bezogen werden.

Die meisterhaften Reproduktionen dieser wunderbaren Hochgebirgs-Scenerien werden jedem Beschauer Stunden wahrhaft edlen Genusses gewähren. Sie können mit Recht bezeichnet werden als **ein vornehmes und zugleich billiges Bilderwerk für alle Natur- und Kunstliebhaber, speziell für Bergsteiger, Touristen und Freunde des Bergsports.**

Ein Prachtwerk allerersten Ranges, welches das Entzücken aller Kunstfreunde, insbesondere aber der alpinen Kreise erregen wird.

Mitteilungen des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins, Berlin.

Eine vornehme Festgabe, die bei jedem Kunstliebhaber und Freunde des Hochgebirgs den lebhaftesten Beifall finden wird. **Schlesische Zeitung, Breslau.**

Obige Werke können durch alle Buch- und Kunsthandlungen des In- und Auslandes bezogen werden.

Über Land und Meer.

76. Band.
Achtunddreißigster Jahrgang.
Oktober 1896–1897.
Erscheint jeden Sonntag.

Deutsche Illustrirte Zeitung.

Preis vierteljährlich 3 M. 50 Pfg.
Mit Post-Aufschlag 3 M. 75 Pfg.
Redakteur:
Ernst Schubert in Stuttgart.

Arkadien.

Eine altmodische Geschichte

von

Bernhardine Schulze-Smidt.

IV.

Obschon wir sehr früh am Morgen vom Eichenkamp aufbrachen, kamen wir doch erst nachmittags in Bremen an. Wir hatten zehn Meilen Fahrt, nicht überall gute Straßen und wechselten erst in Lorstedt die Pferde.

In Osterholz nahmen wir den Kaffee ein. Das hatten wir dem kleinen Auditor hoch und heilig geloben müssen, und einen mächtigen Butterkuchen, heiß aus dem Ofen, ließ er dazu auftragen. Er war, zu meiner Mary Kummer, nicht mit gebeten worden, und sie schwor mir, daß sie nur mir zuliebe den Bauernball besuchen werde. Zum Schmuck für denselben schenkte uns der Auditor je einen Blumenstrauß von Laurus tinus-Blüten und rosa Hyacinthen, und er selber erschien mir in der dämmerigen Morgenfalle noch einmal so klein als gewöhnlich. Da ich später bemerkte, daß Mary doch ein wenig eifersüchtig auf mein Sträußchen sei, schenkte ich ihr's, und nun wurde sie seelenfroh und lustig und gestand mir unter vielen Küssen: sie habe sich eingebildet, ich interessire mich auch zum Sterben für ihren Schatz.

In Bremerhaven machten wir Mittag. Essen hab' ich nicht viel gemocht, Kind. Denn sieh, durchs Fenster der Gaststube sah ich auf den Hafen. Da ragten die Schiffsmasten und Dampfschlote lauter Bäume aus einer unbekannten, neuen Welt. Wimpel flatterten blau und weiß, rot und gelb, und an den Tauen kletterten Menschengestalten behende auf und ab, breiteten Segel aus und refften sie ein: schöner war's, als die Seiltänzervorstellung vom Jahrmarkt zu Kaiserslautern, den ich als Kind einmal mit der Flüggen besuchen durfte.

„Laß mich nur einmal aus Wasser – zeig mir solch ein Schiff von außen!" bat ich den Onkel, aber Mary zog die Rouleaux vor den zwei Fenstern nieder – kornblaue waren's – und sagte:

„Nichts da! Ich bitte Dich, Vater — sie muß eine halbe Stunde schlafen, und ich bin auch müde. Wie sollten wir sonst tanzen! — Und willst Du Dich gar nicht legen, Väterchen?"

Der Onkel machte sich's gern bequem nach Tisch. Er streckte sich aufs Roßhaarsofa, wir zwei Mädchen auf das weißgedeckte Bett. Ach, unlustig that ich's! Mir war's nicht zum Schlafen, aber die Kleinen müssen den Großen gehorchen — das ist nun einmal so in der Welt. Die ganze halbe Stunde lang hab' ich gegen das kornblaue Rouleau gestarrt und an die Mastbäume gedacht, die dahinter standen, und habe eine Ungeduld auf die See in mir gespürt — Du glaubst nicht wie! Zuerst haben draußen ein paar Stimmen gesungen; sonderbar und schwermütig klang's:

„Aho i! A ho i! Hol ho ahoi!" und immer wieder dasselbe. Dann hat der Onkel angefangen im Schlaf zu blasen und zu schnaufen und zu schnarchen. Herzschlagen hat mir's gemacht, und beinah wären mir die Thränen gekommen; da pochte zum guten Glück der Hausknecht und meldete das Aufspannen.

Kurz und gut: hinein in die Kutsche, fort von den Schiffen und dem Matrosensingen und vorwärts. Durch Bremerlehe und Hannoverschleche und weiter ins Wurster Land, wo die Saaten schimmerten wie ein grüner Teppich. Jetzt aber sind mir die Augen zugefallen; meine Mary hatte auch noch nicht genug davon, und wir zwei haben die ganze Fahrt verschlafen bis an unser Ziel, Bremen.

Gar zu schwer kommt' ich mich ermuntern. Ich saß und saß in den Polstern und schob die Hand des gefälligen Wirts, der mir beim Aussteigen helfen wollte, zurück. Endlich nahm mich der Onkel beim Kragen, spedirte mich an die Luft, und da stand ich neben meiner Mary und rieb mir die Augen aus.

Nun ward ich flink genug wach, denn ein derber, starker Wind wehte mir ins Gesicht, wirbelte mir den Schleier in die Höhe und fuhr mir unter die Nebelkappe.

„Halt die Ohren steif! Das ist Wurster Osterluft!" neckte der Onkel und nahm mich am Arm, um mich ins Gasthaus zu führen. Ich jedoch ließ los, hielt meinen Schleier fest und lief erst noch einmal ins Freie zurück: ich mußte mich doch umschauen.

Weit weit der Horizont – und rings die flatternden Bänder der Windwolken. Nach Westen ein ferner Deichstreifen, nach Osten lag der Himmel auf den Saaten. Ueber all die schmucken, niedrigen Häuser des Fleckens, die sich in Gebüsch und runden Linden verbargen, fuhr der scharfe Nordost dahin, und da, wo die Bäume frei und vereinzelt standen, waren sie anzusehen wie Krüppel. Sie krümmten ihre Stämme landeinwärts, und die Aeste waren gegen die Muttererde gedrückt; das Gezweig ihrer Wipfel spreizte sich flach, dürr und zerzaust. Einen tiefen und unvergeßlichen Eindruck machte mir dies alles, als ob ich schon geahnt hätte, wie sich die rauhe Seemarsch dereinst mit meinem Leben selbst verschwistern sollte! — Dereinst? — Bald genug, Kind!

Im Wirtshaus saßen die Bauern noch bei Tisch. Die Aufwärter trugen mächtige Schüsseln an uns vorbei: Rinderbraten, Backpflaumen und Klöße, so groß wie Regelkugeln. Zuletzt die dampfenden Kaffeekannen und leckere Rosinenbrezeln, sehr umfangreich: als ob zwei Wagenräder in einander geschlungen wären. Das seien die Wurster Strüngel, erklärte mir der Onkel, und der Dunst von Bier und Branntwein mischte sich mit dem Kaffeegeruch, und drinnen lärmten Männerstimmen, und hell kreischte Frauenlachen darein. Mich überlief's, das kann ich Dir sagen!

„Die haben noch nichts im Kopf als ein bißchen Vergnügen; keine Angst –" beruhigte der Onkel, und Mary haschte nach meiner Hand, zog mich nach sich, und wir guckten durch die Thürspalte: blonde, städtisch aufgeputzte Mädchen, starke, vierschrötige

Nach einer Aufnahme von Zinsdorff, k. u. k. Hof-Photograph in Budapest.

Herzog Philipp von Orleans und seine Braut, Erzherzogin Maria Dorothea von Oesterreich.

Männer, deren Zügen man's wohl ansah, daß der gesetzte Ernst sie natürlicher kleidete. Nichts von Tracht, wie daheim in unserer Pfalz; nur ein paar alte Frauen in Bandhauben mit niederfallenden Spitzenstrichen, und die alten Männer stattlich und würdig, trotz der roten Gesichter.

„Mit denen sollen wir tanzen!“ flüsterte Mary und wies durch den Spalt lichernd auf ein paar derbe Burschen, die mit ihren Mädchen schäkerten. „Komm, komm, mein Mückchen, wir gehen jetzt in unsere Stube und machen uns fein für die groben Rüpele.“

„Was fein, was Rüpels! Das ist noch viel zu früh,“ sagte der Onkel ärgerlich, aber er zwickte uns in die Wangen dabei. „Vor dem Hopphei muß ich euch den Kirchhof zeigen, sonst werdet ihr mir zu wählig, ihr zwei Fohlen!“

Ehe wir gingen, hört' ich, daß er den Wirt fragte, ob Jürke Siats gekommen sei. Der Wirt hielt eine lange Rede auf plattdeutsch, die ich nicht verstand; dann drehte sich der Onkel zu uns herum und sagte lachend im Vorausschreiten:

„Also Du sollst heute nacht auch noch reiten, kleine Meli. Jürke, der Alte, ist unpaß, und deshalb hat er 'nen andern zu unserer Einholung geschickt. Der sagt, daß es mit dem Carriol nichts ist; die Wege sind zu tief und zu schlammig: es geht zu Pferd ins Quartier. Aber nur nicht bange sein, Kind. Die friesischen Gäule haben breite Buckel und sinnige Gangart; die werfen Dich nicht ab, und festgehalten wirst Du obendrein!“

„Reiten! Freu Dich doch — ist es nicht himmlisch?“ schrie Mary und klatschte in die Hände. „Du nimmst mich zu Dir aufs Pferd, nicht, Vater? Ich darf doch hinter keinem Fremden sitzen. Was würde Ernst-August wohl angeben!“

Ich schwieg still, und fürchten that ich mich auch insgeheim. —

Den Kirchhof fand ich sehr traurig. Mitten im Dorf stand das Kirchlein, aus lockerem, braunem Tuff gefügt, auf mäßiger Erhöhung, und die Gräber scharten sich darum her. Auch hier wieder die gebeugten, sturmzerzausten Baumkrüppel und kahles Gesträuch, das am Boden kroch. Die meisten der Grabmäler lagen flach und bemoost im Friedhofsgrase. Hinter dem wehmütigen Bilde glühte der dunkle Abendpurpur; das melancholische Windgeräusch ließ nimmer nach, und ein fremdes dumpfes Tönen begleitete es, steigend und fallend, als sängen finstere Geister ein Trauerlied. Die flatternden Wolkenbänder jagten noch jetzt dahin, aber sie waren nicht mehr weiß, sondern düstertviolett und grüngrau.

Alte, alte Gräber, Kind. Jahrhunderte, vielleicht schon ein Jahrtausend sind darüber hinweggeschritten und haben die steinernen Bildnisse derer, die hier in Frieden ruhen, nicht zertreten und verwischen können. Wie Rittersmänner nehmen sie sich aus. Beide Hände fromm über der Brust gefaltet oder die Linke trotzig am Schwertknauf; die Rechte auf die Hüfte gesetzt. Unter dem Bildnisse das Wappen oder die alte Hausmarke der friesischen Bauerngeschlechter, die sich mehr dünken als Fürsten und Grafen; in den vier Ecken des Steines die Symbole der vier Evangelisten: Löwe und Stier, Aar und Engel. —

Der Onkel suchte lange, bis er eine bestimmte Platte gefunden hatte. Von der kratzte er mit seiner Stockzwinge das Moos, bis eines Mannes Bild, wie die übrigen, zu Tage kam. Diesem Manne jedoch lag der Hut unten, zu Füßen. Das Wappen zeigte den Reichsadler und drei Rosen im geteilten Schilde, darüber die fünfzackige Krone.

„Nun betrachtet es euch ordentlich,“ hieß uns der Onkel, und dann las er uns die plattdeutsche Inschrift und notirte sie mir gleich in mein Taschenbüchelchen. Sieh, Kind, da ist sie:

Anno Domini 1560
is de erbare Johan Siats
vom Leben tom Dode bracht.

*

De God am jungsten Dage richten werd.

*

„Seht, ihr Mädchen,“ sagte der Onkel, „dies ist vielleicht der erste Siats, von dem die Landesgeschichte weiß. Man erzählt, weil er auf seinem Grabmal seinen Hut zwischen den Schuhen liegen hat, daß ihm einstmals vom Scharfrichter das Haupt abgeschlagen sei. Ob's wahr ist? Wer will's beschwören? Jedenfalls sollte es wohl schwer fallen, den Siats von heute ihren Kopf zu beugen! Schade, daß der Alte unpaß ist und nicht zum Ball kommt. Nun — ihr seht ihn dafür morgen auf dem Hofe.“

„Sind keine hübschen Söhne für uns da?“ fragte Mary und schnitt mir ein pfiffiges Gesicht.

„Ei, der Kuckuck; was gehn Dich die Söhne an? Bleib Du bei den Grabsteinen,“ antwortete der Onkel. „Na ja: der Aelteste reist, soviel ich weiß, und der andere ist überhaupt Fahrensmann. Der geht mit einem Segler zwischen Bremen und Westindien. Ich habe die Siats nicht mehr gesehen, seit wir damals auf der Luner Plate zusammen Seehunde geschossen haben, Jürke und ich.“

„Einer von den Seehunden liegt als Decke vor Deinem Bett, Meli,“ sagte Mary. „Nun wird's aber wirklich Zeit, Väterchen. Eine halbe Stunde müssen wir doch Zeit zum Ankleiden haben, ich und Meli.“

*

Etwas länger dauerte es indessen, bis wir einander die Zöpfe frisch geflochten und aufgesteckt hatten und glücklich in unsern weißen Staat kamen. Meine Mary hatte sich von ihres Ernst Augusts Blumen ein Kränzchen gebunden und den Rest in ihr wasserblaues Gürtelband gesteckt. Gar zu schön stand ihr's. Ich wollte nichts. Meine Zöpfe waren mir schon zu viel und das geblümte Rosenband zu bunt; aber Mary litt nicht, daß ich's beiseite ließ. So blieb's dabei.

Als der Onkel uns endlich in den Saal führen durfte, brannten die Oellampen längst, und eben tanzten sie den ersten Schleifer aus. Im niedrigen Raume, dessen Deckenbalken gebogen vom Alter schienen, war die Luft dick; man merkte recht, daß kurz zuvor viele Menschen darin gegessen, getrunken und geatmet hatten. Die Frauen und Mädchen, die unbegehrt waren, saßen steif an den Wänden entlang, und die jüngeren unter ihnen warteten mürrisch, daß doch einer sie holen komme.

Die, welche sie holen sollten, standen im Trupp an der Thür zum Schenkraum; großspurig, die Pfeifen zwischen den Zähnen, die Fäuste im Sack. Lauter junge Paschas von sieben Roßschweifen. Kind! — Das Klavier hackte ein jämmerliches Männchen im schwarzen Frack, und gerade als wir eintraten und der letzte Schleiferakt gespielt war, trat einer der jungen Paschas aus dem Trupp und warf dem Musikanten zwei hannöversche Thaler auf den Deckel des Instruments, daß es nur so klirrte:

— „'n Schottschen, Där Smoll!“ befahl er, und Herr Smoll trat das Forte-Pedal und ging aus dem wiegenden Schleiferakt sofort in den hüpfenden des Schottischen über.

Der, welcher die Thaler hingeworfen hatte, schien ein recht spaßhafter Mensch zu sein. Hübsch, auf seine Art, war er ebenfalls: schneeweiße Zähne, gewelltes Flachshaar, helle Augen und helle Wimpern, dazu ein grader Wuchs und rote Wangen. Mein Gusto war er nicht; meiner Mary gefiel er desto besser. Er holte sie denn auch sofort von meiner Seite zum Tanz, und Mary, die sich in alles munter fand, machte ihm freundliche Augen, und so ausgelassen belustigten sie sich auf plattdeutsch mit einander, als gäb' es keine Brautschaft und keinen Ernst August drunten in Osterholz.

Nach und nach nahmen die Herren Paschas in der Bauernweste und den weißen Hemdsärmeln sämtlich ihre Fäuste aus dem Sack, tranken sich nochmals Mut und forderten jeder sein Mädchen zum Tanze auf. Dann kam ein garstiger Rotkopf heran, scharrte vor mir mit dem Fuße wie der Hahn im Sand und wollte mich drehren. Ich aber dankte: ich mochte überhaupt nicht und mit dem nun gar nicht und drückte mich ganz in mein Eckchen. Die Bauernfrau neben mir sprach mich nicht an, und die älteren Männer, nebst dem Onkel, saßen längst in der Stube hinter dem Saale beim L'Hombre-Spiel und paßten dazu, daß man den Pfeifenrauch hätte schneiden können.

So musizirte und stampfte das Tanzvergnügen um mich her; die Aufwärter trugen süßen Sillabub in kleinen Gläsern zur Erfrischung von einem zum andern, und dann ging's von frischem an die Arbeit nach Herrn Smolls neuesten Schleifern und Galoppaden. Trotzdem es mein eigener Wille gewesen war, nicht mitzuthun, trotzdem ich meiner Mary den Weißkopf gern allein ließ, fing meine Einsamkeit doch an, mir in all dem Lärm das Herz zusammenzudrücken.

Da, Kind, guckte unvermutet der Onkel um die Saalthür, und mit ihm ein großer junger Mann, der einen modischen blauen Leibrock und hohe Stulpen trug. Sein schönes Gesicht war stark gerötet, so, als sei er eben aus der frischen Abendkälte hereingekommen. Einen trunkenen Eindruck machte er nicht. Er legte den Kopf ein wenig in den Nacken und schaute so stolz und herrisch drein, wie ich meiner Lebtage noch keinen erblickt hatte.

Der Onkel, der ebenfalls ein hübscher, stattlicher Herr war, hakte seine Hand, zwischen deren Fingern er noch die Karten hielt, in des andern Arm und setzte dann das Glas an der schwarzen Seidenschnur ins linke Auge. Dabei kniff er das rechte zusammen, wie er's gern that, wenn er irgend eine Schelmerei im Sinne trug, strich sich den Backenbart und spähte lachend durch den Saal, bis er in der fernsten Ecke ein weißes Bündelchen erspäht hatte, und das war ich.

Der andere blieb todesernst, aber seine Augen folgten Onkels zeigendem Finger. Darauf ließ der Onkel ihn los und rannte sporenstreichs durch den Pfeifenqualm zum Kartentisch zurück, weil seine Kumpane, der Deichgräfe und die beiden Landesvorstände, nach ihm auf die Platte trommelten, daß die Weingläser sprangen.

Der andere aber wand sich ganz gelassen zwischen den schleifenden Paaren hindurch bis zu mir, neigte den Kopf gnädig wie ein Königssohn und legte den Arm um mich zum Tanz. Seinen Namen nannte er mir nicht. Auf den Bauernschaftsbällen, wo alles verstippt und verschwägert ist, war's wohl nicht an der Mode.

Schadete auch nichts, Kind! Mir ist er gerade gewesen wie Lohengrin, der Schwanenritter; aber in meiner Dummheit hab' ich mich doch klüger benommen als die neugierige Elsa von Brabant. Mich hat nämlich gar keine Neugier gepickelt. Und als er mich mit seinem Arme gefangen nahm, da gehörte ihm nicht nur das weiße Bündelchen, sondern erst recht das junge Herz, das im Bündelchen klopfte. Dem hatte bislang Amors Pfeil noch nichts anhaben können.

Siehst Du: jetzt sind wir so weit — jetzt belebt sich Arkadien mit seinen Göttern! Daß mich des kleinen Gottes Pfeil getroffen — mein Tänzer hat's gleich gewußt. Ach Kind, die Männer sind uns zu klug! Sie betreiben die Wissenschaft der Liebe anders als wir. Sie geben, wir empfangen und gestalten das Empfangene still in uns aus. Ihr Bestes ist die ungebrochene Kraft, die uns Schutz und Stab wird; unser Bestes die innige Hingabe, das Vertrauen, das nicht viel fragt, sondern emporblickt und sich willig aufschmiegt. So wenigstens dachte man damals, noch vor sechzig Jahren.

Der Onkel hatte seine Kumpane und sein Spiel Karten nebst dem alten Bordeaux aus des Deichgräfen Keller; Mary hatte ihren spaßigen Flachskopf und ich meinen Ritter im blauen Leibrock. Was kümmerte ich mich um den Rest? Kein Schnippchen, Kind, das sag' ich Dir.

Verstellung kannte ich nicht; unverhohlen redeten meine Augen ihre verständliche Sprache, wenn's auch nur schüchtern herauskam. Alles an diesem meinem Gotte, der, in eines friesischen Recken Gestalt, aus irgend einem Walhall zu mir herabgestiegen war, fand ich anbetungswürdig. Die düsterblauen Augen mit den flachen, helleren Brauen darüber, die gerade Nase und den hochmütigen Mund, der kaum seine Zähne sehen ließ beim Lächeln und Sprechen. Sogar die allzu kräftig getönte Hautfarbe, die sehr scharf gegen das schneeweiße Musselinhalstuch abstach, und die große, braune Hand, die, unbekleidet, meine behandschuhte hielt, entzückten mich. Nichts wollte ich essen, nichts trinken; hoch und teuer versicherte ich die Unmöglichkeit. Als er mir dann ein Glas Sillabub und ein Stück Wurster Kringel bringen ließ, löffelte ich den süßen, gewürzten Schlagrahm aus dem Gläschen und biß in das schwere Gebäck, so gehorsam wie ein krankes Kind, dem der Doktor den Arzneilöffel an den Mund hält und sagt: „Dies mußt du schlucken.“

Ob er fremd oder einheimisch, Bauer oder Bürger

oder irgend ein verkappter Prinz sei, über das dachte meine Einfalt mit keinem halben Gedanken nach. Nur, daß er da war und immer bei mir blieb — weiter wünschte ich nichts in der Welt.

Ein paarmal kam meine Mary gesprungen, flüsterte mir irgend einen Unsinn ins Ohr und wollte mich mit sich fortziehen und ausfragen, wie ich mich unterhalte. Allein ihr Flachskopf war ihr immer auf den Hacken, und mein Ritter Lohengrin gab meine Hand nicht frei.

„Weißt Du, wer's ist?“ wisperte sie mir einmal zu.

„Nein,“ sagt' ich.

„Rate doch!“ sagte sie und lief davon.

Ich verspürte noch immer keine Neugier; ich fand Besseres zu thun.

Wenn wir nicht tanzten, erzählte er mir. Nicht leicht und fließend, sondern bedächtig, zögernd, mit gedämpfter Stimme. Meine Hand behielt er dabei; seine andere lag ruhig und breit auf seinem Knie und suchtelte nicht und machte keine eleganten Bewegungen zu seiner Rede. Meist hielt er die Augen gesenkt, denn er saß vornübergebeugt neben mir; nur wenn ich ein Wort einzuwerfen wagte, wendete er den schönen Kopf und sah mich an. Was da in den düsterblauen Augen lag, und weshalb meine Hand immer heißer wurde in der seinigen — das ahnte ich ganz fern, ganz dunkel. Ich hab' an meinen Vater denken und schmerzlich wünschen müssen, daß ich meine Mutter noch gehabt hätte! Ja, Kind, glaube mir; solch ein bilfloses, unerfahrenes Herz wie meines, das gleicht dem Küchlein, und die Liebe des Mannes stößt darauf zu wie der Habicht.

— Ein armes Ding, das Küchlein, dem der mütterliche Flügel fehlt!

Besonders viel wußt' er von England zu sagen. Dorther war er erst vor wenig Tagen zurückgekommen. Von den Herrenjagden hinter dem Fuchs sprach er, und davon, daß die Landwirtschaft dort so weit voraus sei, und daß er so rasch und gern die englische Sprache erlernt habe. Anderthalb Jahr sei er drüben gewesen.

„Haben Sie das Englische auch gern?“ fragte er mich.

„Es ist mir unbekannt. Mein Vater hat nie erlaubt, daß ich fremde Sprachen treibe. Besonders nicht die französische.“

„Gut so. Das gefällt mir. Ich achte Ihren Vater dafür. Aber die Engländer, mein' ich, hätten es eher verdient, daß man ihre Sprache kennen lernt. Ich hätte Ihnen gern auf englisch ein Lied vorgesagt, von einem Dichter Namens Byron, weil es ganz genau auf Sie paßt. Ja, wahrhaftig.“

Darauf wußt' ich nun nichts zu erwidern, obwohl er mich nur ruhig mit seinen ernsthaften Augen anlah.

„Meine schönsten und liebsten Gedichte sind alle vom Friedrich Schiller,“ sage ich zuletzt.

„Es soll so sein, daß der ein großer Dichter ist,“ antwortet er, nimmt sein Gesicht in die Hand, setzt den Ellenbogen aufs Knie und läßt den Blick nicht von mir ab. „Hier im Lande hab' ich mich gar nicht um so etwas kümmern können. Das ist erst drüben in Sutherland so gekommen. Wenn ich da des Abends auf der Farm müde ins Nest gegangen bin, hab' ich mir gern aus der Bibliothek ein Buch mit hineingenommen. Zuerst wollte ich nur die Sprache studiren, und dann wurde es immer wieder dasselbe Buch; die schönen Worte und der Reim haben mir zu gut gefallen. Mir geht nichts über Lord Byron. In den zwanziger Jahren hat der in Griechenland mitgekämpft, und das Lied, das auf Sie paßt, handelt auch von einem athenischen Mädchen — „Maid of Athens —“

Halblaut, die Augen gesenkt, recitirte er den Vers. Ich erfaßte zwar keines der weichen, lispelnden Worte, aber sie gefielen mir außerordentlich wohl, weil ich wußte, daß sie auf mich gemünzt waren. Nach der fünften Strophe hielt er inne, sah mich starr an, und fügte, mit schönem Ausdrucke, noch leiser, die sechste hinzu:

„Sol mon —“ weiter blieb mir nichts im Gedächtnisse hängen.

„Was heißt das?“ fragte ich, und er verzog den Mund zu seinem ernsthaften Lächeln.

„Es ist ein griechischer Spruch — den kann ich Ihnen nicht übersetzen,“ gab er zur Antwort.

stand auf und ging dem Onkel entgegen, der, die Taschenuhr in der Hand, nach Mary und mir rief:

„Aufbruch, ihr Mädchen! Wo steckt ihr?“

V.

„Wollen Sie zu mir aufs Pferd kommen?“

„O, reiten Sie denn mit uns auf den Hof? — Gern!“

Mary sitzt schon hinter dem Onkel auf dem großen Braunen, hat den Arm um seine Seite gelegt und findet die Situation „himmlisch“. Ihr Flachskopf hat ihr hinauf geholfen, und er hebt auch mich mit irgend einem derben Witze auf die breite Kruppe des Eisenschimmels hinter meinen Ritter Lohengrin. Gepäck haben wir nur einen Mantelsack; der Ballstaat im Koffer geht mit unserm Wagen voraus nach Lehe.

Der Eisenschimmel stampft und schlägt mit dem langen Schweife; mir wird's himmelangst.. „O Gott, so kann ich nicht reiten — ich falle!“ rufe ich und klammere mich in den Mantel (es ist ein sogenannter „Siebenkragen“) meines Reiters.

Er macht: „Pst! pst!“ zu dem Flachskopf hin, der unmäßig zu lachen anhebt, nimmt die Leinen fest um eine Hand und gibt mir die andere: „Ganz ruhig sein! Hilf ihr, Himmerk, daß sie vor mich kommt.“

Der Flachskopf packt mich also. Meine erste Station muß ich auf Ritter Lohengrins starken Knie machen — nur zwei Sekunden; dann gibt mir sein freier Arm einen Schwung, und da sitze ich nun vor ihm, eng an ihn gedrückt und wohl geborgen.

Vorwärts geht's nun, hinaus aus dem hellen Schein, den die Thorlaterne vom Wirtshaus auf die Gasse wirft. Der Flachskopf verschwindet, der Lärm des Saals verklingt. Ich gewöhne mich an die stoßende Bewegung beim Reiten, setze mich ein wenig freier aufrecht und finde auch wieder den Mut, ein Wörtchen zu reden:

„Werden wir jetzt die See sehen, wenn wir reiten? Der Onkel hat es mir versprochen.“

„Was? Die See möchten Sie gern sehen? Sie kennen wohl das große Wasser noch gar nicht?

„Kein größeres als den Rhein.“

Er hält den Schimmel, der aus dem Schritt in einen sachten Trab fiel, ein wenig zurück.

„Warten Sie: — setzen Sie sich ganz dicht gegen mich, und erschrecken Sie nur ja nicht, wenn ich jetzt laut schreien muß. Der Wind geht zu stark.“

Er macht ein Sprachrohr aus seiner Hand und ruft durch den brausenden Wind ein paar plattdeutsche Sätze hinter dem Onkel drein. Der antwortet ebenso. Sein Brauner nimmt eine gemächlichere Gangart an und biegt weiter ins Dorf hinein. Wir in entgegengesetzter Richtung; hinaus zum Dorf, die Schlenke entlang — wir zwei ganz allein mit einander.

Als wir das letzte Haus hinter uns hatten, gewann der Nordost noch mehr Macht. Um uns her dehnte sich das weite, weite flache Land ohne Grenzen. Da, wo es an den nächtlichen Himmel stieß, lag's wie ein wankender, dunkler Strich im Mondlicht; so bewegt war die Luft. Gerade vor uns wuchs wieder etwas Grenzenloses höher und höher aus dem Boden: der Seedeich, der das Land beschützt, und der melancholische Ton, das Geisterlied, wuchs auch und stieg und fiel zürnend, rauschend und raunend und dann verzischend. Droben wanderte der volle Mond, groß und goldhell. Er eilte und jagte, als müsse er den Sturmwolken ihre Bahn weisen. Immer noch die flatternden Bänder, die sich ballten und zerfaserten und schleierdünn, wie Trauerflor, über die goldene Mondscheibe zogen und sie verdunkelten. Gespenstische Vögel schossen kreischend und klagend durch die Luft. Der Wind nahm sie und fuhr ihnen unter die langen Flügel und warf sie hin und her. Pfeifend äffte er ihr Klagen nach, und dann stießen sie abwärts hinter den Deich, als ob sie sich vor dem Winde retten müßten.

„Das sind Struntjäger — Möwen,“ sagte mein Beschützer. „Sie thun Ihnen nichts zu leid; sie wollen nur für morgen Sturm anmelden. Fürchten Sie sich denn?“

„Nein — nein!“ Meine Lippen waren trocken und salzig von der Seeluft; alles an mir zitterte vor diesem Unbekannten in der Natur und in meinem Herzen. So sehr ich's verbiß — ich schluchzte doch.

Er merkte wohl, wie es um mich bestellt war, wenn er auch kein Wort gesprochen hat. Aber dafür hat er den Arm um mich gelegt und meine Hand, die naß von Thränen war, fest mit seiner kalten, großen Hand gefaßt. Darauf bog er sich nieder zu mir, und seine Augen hatten ein merkwürdiges Ansehen beim Mondschein; dunkel und ernst, und doch lachte sein Mund.

„Sie sollen nicht mehr weinen — ich will das so,“ sagte er dicht an meinem Ohre, damit ich ihn gut verstünde, „sonst kann ich Ihnen die See nicht zeigen. Die See ist auch salzig, und wer weint, den holt sie sich herunter. Wissen Sie das nicht?“

Dann nahm er mich fest an sich, setzte seinem Pferde den Sporn in die Weiche, und es arbeitete sich mit uns zur Deichkappe hinauf. Dort oben zeigte er mir die Tiefe:

„Da ist die See.“

O Kind, war das ein Anblick, das mächtige Gewässer unter uns! Du kennst die See nicht, und ich möchte sie Dir wohl beschreiben. Das aber vermag kein Mensch. So weit mein Auge reichte, nichts als düsteres Wasser, das wütend aufbegehrte, zu Bergen schwoll und in sich selber zusammenschoß, und sich im Nu wieder aufreckte wie ein wildes Riesenroß, dem der Schaum vom Maule stiebt, und gegen den festen Deich donnerte, wie mit Riesenhufen. Goldene Ströme warf das Mondlicht in die rollende Flut!

Ich konnte nicht gehorchen, und wenn mich's hätte mein Leben kosten sollen — weinen mußt' ich! Da, Kind, kam wieder die kalte, große Hand, aber jetzt drückte sie mein Gesicht mit der Wange gegen die breite Brust, die tief und kräftig atmete, und schlug den untersten Mantelkragen um mich her.

„Nun haben wir wohl genug davon,“ sagte er. „Wir wollen der salzen See den Spaß verderben, der kann ich Sie nicht gönnen! — Hott, Schimmel!“

Als der Wind mir den Mantelkragen vom Gesicht zurückzerrte, ritten wir längst wieder im ebenen Lande. Gern hätt' ich noch viel länger an der breiten Brust gelehnt und zu meiner Unruhe das ruhige Atmen gespürt. — Todmüde fühlt' ich mich trotzdem.

*

Es ging schon auf den Morgen zu, als wir, am Hofthor, den Braunen einholten. Meine Mary war wach und lustig, und der Onkel neckte mich und klopfte den Braunen:

„Das ist ein Laumm von 'nem Vieh, Nickel!“

Also Nickel hieß mein Ritter Lohengrin. Er hob mich vom Schimmel und trabte dann mit dem Knechte und den beiden Tieren über den Hof zum Stall, an dem ein Laternchen hing. Vorher hatte er uns Mädchen einer großen, alten Frau in der schwarzen Bandhaube abgeliefert.

„Mutter Siads, Mutter Siads! Noch beinig? Ist das recht und boundten?“ meinte der Onkel.

Sie lachte schrill und hoch und sprach mit ihm und meiner Mary platt. Ich ging an ihrer Seite, und sie klopfte mich freundlich aufs Haar:

„Heel mooi! heel mooi!“ wiederholte sie mehrmals, und Mary stieß mich mit dem Ellenbogen in die Seite.

„Du süßer, kleiner Duckmäuser Du — jetzt werd' ich eifersüchtig,“ sagte sie. „Dich findet sie ‚heel mooi‘ das heißt einfach: ‚bildhübsch‘, und von mir weiß sie nichts zu rühmen, als daß ich ‚'n langet Wicht‘ geworden bin! — Mit acht Jahren hat Vater mich nämlich schon einmal hierher gebracht.“

*

Mir war alles und jedes gleich: mit Gewalt fielen mir die Augen zu. Mein Abendgebet — eigentlich hätt' es schon ein Morgengebet sein dürfen, der Zeit nach! — hab' ich gänzlich vergessen, als ich neben meiner Mary in der zweischläfrigen Bettkoje lag. Vergraben in Federkissen. Weiche Berge unter uns und über uns. Die gute Hälfte davon hat meine Mary zwar herausgeworfen, aber es ist uns immer noch gewesen, wie den drei Männern im feurigen Ofen aus der biblischen Geschichte. Die Mahagoni-Rozenthür mußten wir obendrein noch halb zuschieben, weil der Mond hell durchs Fenster herein schien, und Läden oder Vorhänge gab's nicht.

Fig. 1. Vistas de Bahía de Todos los Santos, Salvador de Bahía, Brasil.
Vistas de Bahía de Todos los Santos, Salvador de Bahía.

Wir hätten ja mondsüchtig werden können und nachtwandeln, sagte Mary und wollte mir geschwind noch die Geschichte vom mondsüchtigen Dachdecker auf dem Bremer Domturm erzählen. Aber ich machte zum Dank die Augen zu. Nur eins noch mocht' ich denken: den Namen „Ricklef“ — daran mußt' ich mich erst gewöhnen.

Recht dumpfig und enge ist's da drin in der Rose gewesen; aber, siehst Du, Kind: ein recht verliebtes Herz hat goldene Träume. An denen hat mir's auch nicht gefehlt!

VI.

„Werd' ich ihn wiedersehen?“

Das ist mein erster Gedanke beim Aufwachen gewesen, und lebendig stand die prächtige Gestalt vor mir. Uebrigens: wo war ich denn?

Nachts hatte mir der Mond ins Bett geschienen; jetzt besorgte es die Morgensonne. Wie kam ich nur in diesen wunderlichen, kissengefüllten Schrank? Ich setzte mich auf und besann mich und horchte um mich her. Draußen rollten Räder und trappelten Pferde; als das still ward, hört' ich Lerchen trillern, und Wand an Wand mit mir sprach die schrille Stimme der alten Bäuerin; Tassen und Löffel klirrten. Stückweis kam mir die Erinnerung an gestern zurück. Ich war bei Bauer Siads, des Onkels Freund, auf dem Hofe. Er — Ricklef — hatte mich zu Pferd hierhergebracht. Ich drückte das Gesicht noch einmal ins Kissen: ein Wonneschauer ging mir durch Leib und Seele. Dieser Ricklef, mein Ritter, mußte doch sicher gleich mir als Gast auf dem Hofe sein!

„Aber meine Mary, wohin ist die verschwunden? Und weshalb lieg' ich mit dem Kopf am Fußende auf dem Deckpfühl? Hab' ich so unruhig geschlafen? — Natürlich — wenn man so etwas träumt!

Ich saß wieder wie versteinert und träumte ein bißchen nach. Da riß meine Mary die Kammerthür auf und kam hereingesprungen:

„Du liegst noch? Schlafratz! Faulpelz! Schäm Dich doch! Willst Du wohl geschwind heraus? Soll ich Dich bei den Füßen herausziehen, Du? Sieh mich an — wie mein Kleid aussieht — hu! was wird Mutter schelten! Ich bin schon eine Stunde mit Ricklef spazieren gelaufen quer über den Acker. Das heißt er pflügt, und ich immer daneben: hin und her — hin und her.“

„Pflügt? — er pflügt —?“ sage ich, und sie lacht wie toll: „Ja, gewiß — was denkst Du denn? Denkst Du, daß Du gestern mit 'nem Edelmann im Sattel gesessen hast? Bist Du frisch vom Mond heruntergefallen? Meli, Meli! Du Dummbart! Guck hin: da pflügt er — es ist doch Ricklef Siads!“

„Siads? er?“ sage ich wieder und steh' da und sehe durch meine langen Haare, die mir ins Gesicht fallen, aus dem Fenster, und sehe, daß da einer mit großen Schritten am Pfluge geht, gar nicht weit vom Haus. Einer im Wollwams mit engen Hosen und hohen Stiefeln. Jetzt kehrt er um. Schnurgerade ist seine Furche; er bricht die nächste ein, und nun erkenn' ich sein Gesicht im hellen Sonnenschein. — Dumm hab' ich mich gefühlt, wie eine Gans, Kind!

Mary lacht noch immer, zieht mir das Haar aus der Stirn zurück und küßt mich.

„Ein Bauernjunge ist er, just wie die anderen auch. Nein, still, schilt nur nicht, Meli — er hat sich ans England Bildung geholt — Lack, weißt Du, Firnis. Der steht ihm zum Küssen, solch 'nem Bild von 'nem Menschen. Der Hausjohn ist er hier, der Erbprinz, Meli! — Halt Blut, Mary, hab' ich mir so gesagt: du hast deinen süßen, kleinen Ernst-August, charmir du nur ja nicht mit Prinz Ricklef; du bist keine Wurster Erbprinzeß für ihn. Die heiraten immer unter einander — die dicknäsigen Bauern und ihr gutes Geld. — Mein Himmert Eks von gestern abend ist auch so einer, und mit dem hab' ich charmirt, was, Meli? — Gott! man muß nicht gleich Nonne werden, wenn man glücklich Braut ist!“

So redet und schwatzt sie und sitzt auf dem Rosenraube. Ich laß sie sitzen und schwatzen, und gieße mir das Waschwasser auf die Röcke und reiße einen Knopf ab und verknote zwei Bänder — alles vor zitternder Hast und Ungeduld, daß ich nur auch hinauskomme und zuziehe, ob der im Bauernwams noch mein Ritter Lohengrin ist oder nicht. (Schluß folgt.)

Herzog Philipp von Orleans und seine Braut, Erzherzogin Maria Dorothea von Oesterreich.

(Siehe die Vorrede Seite 713.)

Herzog Ludwig Philipp Robert von Orleans, welcher im Oktober die Erzherzogin Maria Dorothea Amalia von Oesterreich als Gemahlin heimführen wird, erblickte am 6. Februar 1869 zu Twickenham in England das Licht der Welt. Er ist ein Urenkel des Bürgerkönigs Ludwig Philipp von Frankreich, der durch die Februarrevolution 1848 entthront wurde. Sein Großvater, Herzog Ferdinand von Orleans, Kronprinz von Frankreich, endete durch einen unglücklichen Sturz aus dem Wagen; sein Vater, der Graf von Paris, verstarb 1894, und da der Chef der Hauptlinie des französischen Zweiges Bourbon, der Graf von Chambord, kinderlos im Jahre vorangegangen war, so ist der Bräutigam der Erzherzogin Maria Dorothea das Haupt des Hauses Bourbon-Orleans. Die legitimistischen Monarchisten in Frankreich betrachten ihn auch als den Prätendenten auf die Königskrone. Im englischen Exil geboren, ist der Herzog als Hauptmitglied einer Prätendentenfamilie aus Frankreich verbannt und wohnt meist in England. Als er in das militärpflichtige Alter trat, erschien er plötzlich in Frankreich und meldete sich zum Waffendienste, wurde aber wegen Bruchs des Verbannungsdekretes verhaftet und zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt, vom Präsidenten Carnot aber nach vier Monaten begnadigt.

Die hohe Braut, am 14. Juni 1867 zu Alcsuth in Ungarn geboren, ist die älteste Tochter des Erzherzogs Josef, eines Neffen des letzten Palatins von Ungarn, und seiner Gemahlin Klotilde, geborenen Prinzessin von Sachsen-Coburg. Erzherzogin Maria Dorothea, von den Ihrigen „Mariska“ genannt, ist künstlerisch veranlagt, sie treibt Malerei und Musik und hat mehrere Lieder komponiert. Ihr Familiensinn ist ein hoch entwickelter und rührender; als ihr Bruder Ladislaus durch einen beklagenswerten Zufall auf der Jagd ums Leben kam, wollte sie den Schleier nehmen und war von diesem Gedanken lange nicht abzubringen. Die Erzherzogin und ihr nunmehriger Bräutigam lernten einander vor kurzem in Karlsbad kennen. Der Herzog von Anmale wird, wie es heißt, dem jungen Paare ein prächtiges Schloß in der Nähe von London zum Hochzeitsgeschenk machen; dort werden die Neuvermählten Wohnung nehmen.

Am Wörther See.

(Siehe die Abbildungen Seite 716).

Eine Perle der Kärntner Alpen ist der Wörther See mit seiner Umgebung, die als Sommerfrische immer mehr in Aufnahme kommt. Namentlich beider Pörtschach mit seinen schmucken Villen einem Hauptanziehungspunkt. Prachtvolle Parkanlagen, eine schön gelegene Restauration auf der Halbinsel, von der man auf beiden Seiten den See überblicken kann, Waldspaziergänge in schattigen Buchenwäldern auf den sanft ansteigenden Hügeln, welche den See umgeben, nicht zum mindesten das reine, kristallklare Wasser des Sees lassen diesen und seine Umgebungen als eine der entzückendsten Sommerfrischen erscheinen. Die herrlich gelegene Ruine Leonstein ist das häufige Ziel eines der nächsten Spaziergänge. Die prachtvolle Aussicht von der kleinen und großen Glocnitz suchen ihresgleichen. Ueberall überragen die schneebedeckten Häupter der Karawankenkette und der Drautal-Alpen die waldbedeckten Vorberge. Da ist der Mittagskogel mit seinen schöngeschwungenen Konturen, das Massiv des Dobratsch, die langgestreckte Gloriezen Alpe, deren Fuß vom Ossiacher See bespült wird; im Süden und Osten ragen die Häupter der Karawanken, der Groß-Obir, Hochstuch und so weiter auf. Velden ist der am westlichsten gelegene Ort am See. Es ist der Ausgangspunkt der herrlichsten Touren ins Rosenthal nach Sternberg, dessen hochgelegene Kirche die ganze Gegend beherrscht und eine prachtvolle Rundschau bietet. In Maria Loretto dagegen, dem östlichsten Punkte des Sees, bietet sich von der Terrasse ein prachtvoller Ueberblick über den See. Gegenüber die freundliche Gartenrestauration des Maiernigg. Weiter zurück schließt das Bild der Annakogel mit Einblick in die Bucht von Reifnitz. Von Maria Loretto aus führt ein Kanal, welchen die Dampfschiffe auf jeder Rundfahrt durchfahren, bis an die Lände von Klagenfurt, beinahe ins Herz der Stadt. Maria Wörth, eine alte, romanische Kirche mit äußerst interessanter Krypta, liegt reizend auf einer Halbinsel. Nach ihr führt der See den Namen. Den See umgeben noch eine Reihe von Orten, von denen besonders das reich mit Villen versehene Krumpendorf erwähnt sei. Einzeln gelegene Villen am Seeufer erhöhen den Reiz der Gegend. Außerdem schmücken die Anhöhen mehrere Schlösser, namentlich Freienthurn, dann Hornstein, Traffing und so weiter. Vom Wörther See aus sind die schönsten Hochtouren auf die Spitzen des umgebenden Hochgebirges bequem zu machen, und wer die Mühe solcher Touren scheut, der kann in den schönen Buchenwäldern, welche den See beinahe ganz umgeben, auf gut gehaltenen Wegen stundenweit sich ergehen. Die am Nordufer des Sees laufende Eisenbahn (Route Villach—Klagenfurt) und die häufig verkehrenden Dampfboote vermitteln auf bequemste Weise den Verkehr. Wer nicht gerade in den vornehmsten Villen Wohnung nimmt, findet auch billiges Quartier.

Der Hecht.

Von

Robert Holst.

Immer 'rereinspazieren, meine Herrschaften! Hier ist zu sehen: die Hyäne! Sie gräbt die Leichen aus und frißt sie lebendig!“ Ich mußte an diese und ähnliche phantasievolle Anpreisungen marktschreierischer Menageriebesitzer denken, als ich es unternehmen wollte, einige Worte zu sagen über die Hyäne unserer Flüsse und Seen, über Esox lucius, den gemeinen Hecht; vom Standpunkte der Friedfische betrachtet, sogar sehr gemeinen Hecht. In der That, könnten diese mückenhaschenden und würmchenverzehrenden Schuppentiere weinen, sie würden blutige Zähren vergießen, und könnten sie denken, sie würden, die Flossen über dem Kopfe schaudernd zusammenschlagend, darüber nachgrübeln, warum ihnen die schöpferische Natur in ihre Wässer einen solchen Würgengel hinein setzte! Allerdings steht eine ähnliche Frage dem Mückchen und Würmlein auch frei.

Jedenfalls ist der Hecht der gefräßigste Insasse unserer Fischwässer und bewohnt auch so ziemlich alle; nur Bergbäche sind von seiner unerwünschten Gegenwart verschont, da er gegen reines Quellwasser eine Abneigung zeigt. In der Auswahl seiner Nahrung ist er nicht heikel oder kleinlich; er verschlingt alles, was er überwältigen kann, und schont, ein zweiter Kronos, auch sein eigenes Geschlecht nicht. Er verspeist mit der gleichen Gemütsruhe Fische wie Mäuse, Ratten, Frösche, Eidechsen, Schlangen, Würmer, Käfer, ja sogar Vögel. Schon manches junge Wasserhuhn, Gänschen oder Entlein verschwand aus holder Schwestern Schar auf schier unerklärliche Weise. Ahnungslos sahen sie wohl das laut schnatternde Wesen plötzlich untertauchen, aber, Jüngling oder Jungfrau, nie wieder kam es zum Vorschein; ein räuberischer Hecht hatte es bei den Beinen zu sich hinabgezogen und ihm den Lebensfaden kurz abgebissen.

Schön ist der Hecht nicht! Selbst das hübscheste Hechtfräulein hat einen platten, krokodilartigen Kopf mit breiter Schnauze, tückisch blickenden Glotzaugen und den Gesamtrachen, also Unter- und Oberkinlade, Gaumen, Schlundknochen, Zunge und Kiemenbogen mit spitzen, hechelförmigen Zähnen besetzt, die es jedem Fischer sehr ratsam erscheinen lassen, die Finger fern von dem Bereiche dieser Raumwerkzeuge zu halten. Der Hecht ist schlank, sein Körper, besonders in der Jugendreife, gestreckt, und erst mit den Jahren geht er ein wenig in die Breite, wie alle gesetzten, behäbigen Herren. Er kann dann ein Gewicht bis zu sechzig Pfund, eine Länge von zweieinhalb Metern und ein methusalemisches Alter erreichen. J. P. Kaiser („Hektor, Schauplatz der alten berühmten Stadt Heidelberg.“ Frankfurt a. M. 1733) erzählt von einem Hecht, welchen Kaiser Friedrich II. am 5. Oktober 1230 mit einem Ringlein gezeichnet und höchst eigenhändig in einen See, den sogenannten Kaiser-Wog bei Kaiserslautern, wieder eingesetzt habe. Dieser Hecht, von dem auch Zahich und Horaz Weber, zwei gelahrte Schriftsteller zu Anfang dieses Jahrhunderts, als Ausbund von Wachstum mit ehrfürchtigem Staunen sprechen, wurde am 6. November 1497 wieder gefangen, hatte sich also zweihundertundsiebenundsechzig Jahre recht und schlecht durch die Welt geschlagen; der alte Herr hatte diese Zeit benützt, um neunzehn Schuh lang und dreihundertundfünfzig Pfund schwer zu werden. Ohne der Glaubwürdigkeit dieser ehrenwerten Chronisten im geringsten nahe treten zu wollen, erscheint dem Epigonen dieser Leviathan unter den Hechten ein bißchen groß geraten.

Die Uniform, in welcher sich der Hecht präsentiert, ist grau, gelb gefleckt und durch Querstreifen in unregelmäßige Felder abgeteilt. Die Färbung ändert sich übrigens, wie die der meisten Fische, je nach dem Aufenthaltsorte, der Nahrung und dem Alter; darauf sind auch die dem Volksmunde geläufigen Bezeichnungen: Märzhechte, Schecker, Hechtlönige, Frosch- und Grashecht zurückzuführen. Das Minimum von Familiensinn, welches das kalte Blut des Hechtes in Wallung bringt, macht sich gegen Ende März geltend; die Laichzeit fällt in die Monate April und Mai, in denen sich das Weibchen einer ungeheuren Menge von Eiern entledigt; hat man doch in einer achtpfündigen Hechtlady 150,000 Eier gefunden. Bei guter Witterung entwickeln sich daraus schon nach wenigen Tagen die jungen Fische, welche schnell wachsen und zu Ende des ersten Lebensjahres an zwei Pfund schwer sein können. Bei Besetzung von Karpfenteichen hat man also darauf Rücksicht zu nehmen; denn wenn die jugendlichen Hechte ihre Flegeljahre erst überstanden haben und eine bedeutende Größe erreichen, lassen sie ein Aufkommen der anderen Fische nicht mehr zu. „Ote-toi, que je m'y mette!“ ist ihre Devise, und ein einziger großer Hecht kann so ziemlich einen Teich entvölkern; daher auch der bekannte Satz vom „Hecht im Karpfenteich“. Die Vermehrung des Hechtes wäre nun bei seiner Fruchtbarkeit eine ganz außerordentliche und würde das Fischleben in unseren Flüssen und Teichen sogar in Frage stellen, wenn nicht ein großer Teil der Eier und jungen Brut durch andere Fische, durch Vögel und Wassertiere zu

Grunde ginge. Besonders die Enten — und darin zeigt sich wieder einmal die Vergeltung in der Natur — betrachten den Laich des Hechtes als einen auserlesenen Leckerbissen, dem sie eifrig nachstellen.

Das Fleisch des Hechtes ist schmackhaft, kernig und weiß, blättert sich und hat nicht zu viel Gräten; es empfiehlt sich, wie übrigens jede Hausfrau weiß, diesen Fisch recht sorgfältig gar zu kochen oder zu braten. Unter Feinschmeckern hat es sich schon häufig um die Frage gehandelt, welcher Bereitungsart man den Vorzug zu geben habe; allein der Zwist wird endgiltig wahrscheinlich niemals entschieden werden. Da es jedoch mit dem Zubereiten eines Hechtes genau so beschaffen ist, wie mit dem Verkaufe des Bärenfelles, zu welchem Zwecke der Bär unbedingt vorher erlegt werden muß, so wollen wir uns jetzt ein wenig mit den verschiedenen Arten des Hechtfanges beschäftigen.

Die Ansichten über die beste Zeit des Fanges gehen sehr weit auseinander. Max von dem Borne sagt: „Die Saison beginnt im August; die besten Monate sind von Anfang Oktober bis zum Januar.“ W. Bischoff meint dagegen, der Hecht werde zu jeder Jahres- und Tageszeit mit der Angel gefangen. Zuverlässige Anhaltspunkte, welche Zeit- und Witterungsverhältnisse als besonders günstig erachtet werden dürfen, gibt es gerade beim Hechtfang am wenigsten. Nur kann im allgemeinen behauptet werden, daß im Frühjahr und bei heißer Witterung nicht viel zu holen ist. Die beste Zeit beginnt gegen Ende Juli; der Fang dauert dann, je nach den Frostverhältnissen, bis tief in den Winter hinein. Die Hauptperiode sind die Monate September, Oktober, November; hier beißt der Hecht im allgemeinen am liebsten und lebhaftesten, ist auch von bester Beschaffenheit. August Hamlitschek („Ueber Angelsport“) hält den Monat Juli und die erste Hälfte August für die saison morte, die schlechteste Zeit des Hechtfanges, während ich gerade in diesen zwei Monaten in den Jahren 1893 und 1894 sehr schöne Fangresultate im Achensee, Tirol, aufzuweisen hatte. Die günstigste Tageszeit zum Fange ist in den Sommermonaten jedenfalls der frühe Morgen, dem ich gegen den von anderer Seite empfohlenen späten Abend unbedingt den Vorzug gebe; im Herbste etwa die Zeit von acht bis zehn Uhr vormittags und von drei bis sechs Uhr nachmittags. Die Fangmethoden richten sich, wie jeder erfahrene Fischer weiß, ganz nach dem Aufenthalte des Hechtes; sie sind in Flüssen und in Seen verschieden.

Beschäftigen wir uns vorerst mit dem Fange in Flüssen. In diesen stehen die Hechte nicht truppweise, sondern meist einzeln im stilleren, drei bis fünf Meter tiefen Wasser. Ein richtiger Wegelagerer, bevorzugt der Hecht jene ruhigen Tümpel oder Tumpen, wo er durch Schilf, Gesträuch, Gras und Rohr versteckt ist, und läßt sich nicht gern an offenen, tiefigen Stellen blicken. Dieser einsiedlerische Racker ist natürlich, wie alle, die viel auf dem Kerbholz und kein gutes Gewissen haben, ungemein mißtrauisch, was wiederum jeden Angler zu veranlassen hat, die größte Vorsicht walten zu lassen. Nur schleichend darf er dem Ufer sich nahen, jede überflüssige Bewegung mit den Armen und der Rute vermeiden, ja sich hüten, allzu fest aufzutreten. Während der Köder im Wasser herum geführt wird, hat sich der Angler ganz ruhig zu verhalten. Die Angelrute muß stark und doch elastisch und die kräftige Schnur gedoppelt sein. Da der Hecht die Vorfächer sehr leicht durchbeißt, so nimmt man solche stets von Gimp oder Metall.*) Ist es doch schon vorgekommen, daß Hechte selbst der Gimpvorfächer mit Biß und Biß Herr geworden sind. Als Köder nimmt man kleinere Fische, wie Kreßlinge, glitzernde Lauben, kleine Aitelu, Gründlinge und Rotaugen; sie sind bei der Flußfischerei zweifellos den künstlichen Nachahmungen vorzuziehen. Man hat vor allem darauf zu sehen, daß der Köder im Wasser gut spinnt, das heißt, beim Durchziehen durch das Wasser sich lebhaft dreht, was durch ruckweises Bewegen unterstützt wird. Der Hecht, welcher einen solchen Köder (Spinnköder) ergriffen hat, muß rasch angehauen werden; je größer und schwerer er ist, desto kräftiger ist sein Widerstand, und man muß ihn dann durch Nachlassen und Wiedereinziehen der über eine Rolle gehenden Schnur zu ermüden suchen, bis man ihn an das Land bringen und mit dem Handnetz unterfangen kann. Man kann auch statt eines toten ein lebendes Fischchen anködern. Dies geschieht derart, daß die Angelspitze ganz flach unter die Rückenflosse geführt wird, damit das zarte Rückgrat des Köders nicht verletzt wird. Ein entsprechend starkes Floß (Korkpfropfen) an der Schnur zeigt, auf der Oberfläche des Wassers schwimmend, jene Stelle an, wo der Köder in der Tiefe sich frei bewegt. So wie der Kork hinuntergeht und die Schnur sich spannt, muß sofort angehauen werden. Die Anwendung dieser Methode (Schlackangel mit lebendem Köder am Angelstocke) ist jedoch und wohl mit Recht wenig im Brauche, und das Gleiche gilt auch von dem Fischen mit Maus und Frosch.

Man hat auch schon Hechte an der gewöhnlichen Wurmangel gefangen und ebenso an der Flugangel mit großen, grellfarbigen, aus künstlichen, mit Gold- und Silberdraht umwickelter Seide hergestellten Fliegen. Doch sind dies seltene Ausnahmen, und sie haben keine besondere praktische Bedeutung. Der Hauptfang des Hechtes bleibt immer der mit der Schleppangel (Darre) in Seen. In diesen großen, verhältnismäßig ruhigen Wasserbecken sammeln sich die einzelnen Fischgattungen, wie Renken, Schalen, Weißfische und so weiter, welche dem Hechte, in diesem Falle einem Seeräuber in des Wortes vollster Bedeutung, ausschließlich zur Nahrung dienen. Da fühlt er sich wohl; ist er doch sicher, seine Tafel stets reich besetzt zu finden. Die Schleppfischerei — in der Schweiz nennt man sie „Schleifen“ — geschieht vom Kahne aus mittelst einer sechzig bis hundert Meter und noch längeren Leine, die, um sie in einer gewissen Tiefe zu halten, mit einigen Bleigewichten (Dölen) beschwert ist, und an deren Ende der Köder, ein natürlicher oder künstlicher, mit Haken montierter Fisch sich befindet. Er ist mit der Leine durch ein Gimpvorfach, das sich in Wirbeln oder Karabinern dreht, verbunden. Die Leine wird abgelassen; ruhig gleitet der Kahn vorwärts. Durch diese Bewegung wird das Spinnen des nachgeschleppten Köders bewirkt, und je lebhafter dies geschieht (man erhöht den Effekt durch kleine metallene, am Kopfe des Köders angebrachte Schraubenflügel) und je glänzender, blitzender der Köder ist, desto sicherer ist der Erfolg. Die Angelhaken müssen sehr stark sein; gewöhnlich wird ein Triangelsystem verwendet. Hat man einen Ruderer, so nimmt man selbst das Ende der Leine in die Hand; im andern Falle bindet man sie an ein mit einem Glöckchen versehenes Bambusrohr, das an der Seitenwand oder an der Spitze des Kahnes festgesteckt wird. Ein kräftiges Schütteln und Rucken in der Hand, oder ein heftiges Läuten der Glocke kündet den unfreiwilligen Gast an, der sich mit aller Kraft gegen seine Freinahme sträubt, unter den Kahn schießt und häufig genug noch im letzten Augenblicke durch äußerste Anstrengung sich von den spießenden Haken befreit. Da heißt es eben, der verzweifelten Anstrengung überlegene Ruhe, der rohen Kraft besonnene Kaltblütigkeit entgegen zu setzen. Man kann übrigens auch vom Boote aus, welches in die Nähe des Ufers, Röhrichts und so weiter vorsichtig dirigiert wird, mit dem Angelstocke nach Hechten fischen und zwar eben so gut in Flüssen wie im See; die Methoden sind dann dieselben, wie sie schon angegeben sind. Der in früheren Zeiten da und dort vorgenommene, keinesfalls aber einträgliche Fang der Hechte durch Stechen mit der Giergabel oder dem Speer, sowie das Töten durch Schußwaffen ist dank den neueren Fischereigesetzen verboten. Sie sollten indes nicht nur gegeben, sondern auch gehalten und streng durchgeführt werden.

So gefräßig nun auch der Hecht ist, so soll er doch, altem Fischerglauben zufolge, einen einzigen Fisch, die Schleihe, mit seinem Appetit verschonen. Darüber existieren verschiedene Märlein. Die eine Sage geht dahin, daß der schleimige Ueberzug, welcher die Schleihe umgibt, dem verwöhnten Hechtmagen nicht zusage und schlecht bekomme, wodurch der angebliche Widerwillen ja eine natürliche Erklärung fände. Eine andere Version ist ästhetischer; sie behauptet, daß, wenn der Hecht verletzt sei, die Schleihe sich an ihn reihe und ihr, in diesem Falle heilkräftiger Schleim die Genesung des Patienten befördere. Seinen eigenen Arzt aber aufzufressen, dazu reiche selbst des Hechtes grundverderbtes Gemüt nicht hin. In Wirklichkeit mag die Sache so liegen, daß der Hecht ein Hochblicker ist, das heißt, seine Augen stehen weniger nach der Seite, sondern mehr nach oben; er kann daher, was unter ihm vorgeht, nicht gut sehen. Nun ist aber die Schleihe ein Grundfisch, der sich noch dazu gern in den Schlamm einwühlt und durch diese nicht sehr saubere Gewohnheit der gefährlichen Aufmerksamkeit des Hechtes entgeht. In der That hat man auch mit Schleihen als Köder schon manchen Hecht gefangen und Schleihenüberreste im Hechtmagen gefunden — ein untrüglicher Beweis, daß die Aversion gegen diesen Fisch beim Hecht nicht gar so gewaltig sein kann, als es manche Leute immer noch glauben.

Will man dem gefangenen lebenden Hechte die Angelhaken aus dem Rachen entfernen, so ist es besonders bei größeren Exemplaren nötig, den Rachen durch eine sogenannte Sperrschere oder Sperrzange weit offen zu halten, damit der hilfige Herr während der Manipulation keinen Schaden anrichte. Im Notfalle genügt auch ein eingezwängtes keilförmiges Stück Holz, welches ein Zuschnappen verhindert.

Zum Schlusse mögen hier noch folgende, die Charakteristik des gefräßigen Hechtes vervollständigende Erlebnisse Raum finden, welche dem Tagebuche eines bekannten Sportfischers, des Herrn Magistratsrates A. Hawlitschek in Wien, entnommen sind. Herr Hawlitschek erzählt: „Im Ossiachersee riß mir an einem Vormittage ein Hecht das Vorfach samt einem Teile der Schnur ab. Gegen Abend angelte ich an derselben Stelle, und es gelang mir, einen über zwei Kilogramm schweren Hecht zu landen. In seinem Rachen war meine vormittags gerauhte Angel und Schnur.

„Bekannt ist die Geschichte, wie jemand einen Fisch in der Luft geschossen. Ich weiß eine andere, wie ich dazu kam, einen Fisch in der Luft zu fangen. Ich fischte im Ossiachersee an einer mit Schilf bewachsenen Stelle und zog meinen Köderfisch aus dem Wasser, um ihn neuerlich auszuwerfen. Er war etwa dreißig Centimeter über der Wasserfläche, als ein mächtiger Hecht aus dem Schilfe hervorschoß und den Köderfisch in der Tiefe riß. Ich lehrte ihn ein drittes Element — die Erde — kennen; er mag fast drei Kilogramm.

„Auch ohne Angelgeräte und ohne Netz kann man einen, ja sogar zwei Hechte und noch dazu gleichzeitig fangen. Den Beweis lieferte mein Ossiacher Fischer. Derselbe bemerkte eines Tages in der Nähe des Schilfes, wo er fischte, eine heftige Wellenbewegung und ein starkes Aufschäumen des Wassers. Er näherte sich vorsichtig mit seinem Kahne und sah, wie ein gewaltiger Hecht einen andern ebenfalls großen Hecht angefallen hatte, dessen Kopf im Rachen des ersteren eingekeilt war, während der Körper stark um sich schlug. Mit einem wohlgezielten Ruderschlag gelang es dem Fischer, den Brudermörder zu betäuben und so beide Hechte zu erbeuten. Der größere mag sämtenhalb Kilo, der kleinere dreieinhalb Kilo. Die Thatsache findet ihre Erklärung darin, daß der Räuber sein Opfer nicht loslassen konnte, weil er sich mit seinen nach innen gehenden Zähnen fest verbissen hatte; töten konnte er es auch nicht, weil er seine Kiefern nicht bewegen konnte.

„Zugleich muß ich noch eines seltsamen Falles gedenken, welcher sich am 5. September 1888 im St. Wolfgangsee im Salzkammergut ereignete. Ich unternahm an diesem sehr nebligen Tage um sieben Uhr morgens eine Kahnpartie mit der Schleppangel in Gesellschaft des Herrn L. L., eines tüchtigen Fischers. Wir hatten nur einen Köderfisch, allerdings ein prachtvolles mittleres Aitel, da wir nur eine halbstündige Tour zu machen beabsichtigten und dann die nötigen Köderfische fangen wollten. Schon nach ungefähr zehn Minuten erfolgte der erste Biß, und es wurde ein zweieinviertel Kilo schwerer Hecht aufgebracht, welcher jedoch den Köderfisch arg zerfleischt hatte. Da wir noch eine Viertelstunde zu fahren hatten und das günstige Wetter benützen wollten, versuchten wir es mit Hilfe von Nadel und Zwirn, den ganz zerrissenen Fisch zusammenzuflicken, was auch nach langer Anstrengung insoweit gelang, daß der Köder wenigstens eine entfernte Aehnlichkeit mit einem Fische hatte. Nur der Umstand, daß Kopf und Schwei ziemlich unverletzt waren und der Köder gut spann, gab uns einige Hoffnung, welche auch nicht getäuscht werden sollte, denn nach einigen Minuten fand der zweite Biß statt, welcher einen stattlichen Hecht von fast drei Kilogramm brachte.

Unter solchen Umständen findet die Angabe des Fischereibesitzers Herrn Bacher in Millstadt, daß er beim Schleppangeln in Ermangelung eines Köderfisches mit Holzspänen, die er an die Haken befestigte, zwei Hechte im Gewichte von einem halben bis einem Kilogramm gefangen, vollen Glauben.

*) Das Vorfach ist eine selbständige, an das Ende der Leine angeknüpfte Vorrichtung, bestehend aus einem andern Stoffe behufs zweckentsprechender Verbindung der Leine mit dem Angelhaken ... Die Vorfächer bestehen, nachdem Pferdehaare hierzu längst außer Brauch gekommen sind, jetzt in der Regel aus Gutsaiten (Seidendarm, Boil, crin de Florence) oder aus Gimp ... Unter Gimp versteht man bei der Angelfischerei jene auch für Musikinstrumente verwendeten Saiten, welche über einem Kern von Seide mit Metalldraht übersponnen sind ... (W. Bischoff, Anleitung z. Angelfischerei.)

Von der Kunst.

Von

A. Stier.

Aus Gegenwart und Vergangenheit
Die ganze Welt uns in bunten Bildern,
Der Menschenherzen Freude und Leid
Und fremdes Schicksal packend zu schildern, —
Darin nicht zeigt sich der Meister allein.
Will uns der Künstler sein Höchstes geben,
Gibt er ein Stück vom eigenen Sein
Und einen Teil vom innersten Leben.

•

Manche Alten.

Natur verbessern, —
Nichts abgeschmackter!
Sie verwässern
Nur den Charakter.

•

Manche Neuen.

Die am Bizarren
Nur sich erproben,
Solche Narren
Bleiben nicht oben.

•

Beifall lächeln Herren und Damen
So oft nur zuliebe dem großen Namen.

•

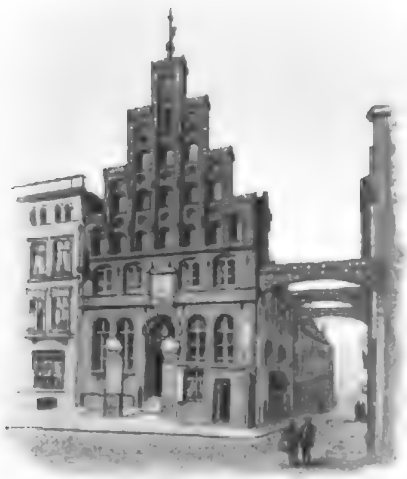
Wer sich nicht ehrlich entrüsten kann,
Auf dessen Lob kommt auch nichts an.

•

Meist ist die objektive Betrachtung
Gleichgiltigkeit nur und gelinde Verachtung;
Besser: mit starkem Gefühl genossen,
Ueber das Ziel hinausgeschossen,
Im Für und Wider heiß entbrannt,
Als richtig gewogen mit kaltem Verstand.

•

Was deiner Phantasie entsprang,
Soll sich von selbst erklären;
Darfst zum Genuß uns nicht erst lang
Noch schwarz auf weiß belehren!



Das Schifferhaus in Lübeck.

Das Schifferhaus in Lübeck.

Von

Adolf Scheibel.

(Siehe auch die Abbildung Seite 721.)

Zu den größten Sehenswürdigkeiten der alten Hansestadt Lübeck gehört das in der Breitestraße belegene, im Jahre 1535 erbaute Schifferhaus. Es zeichnet sich durch einen stattlichen Treppengiebel aus, der eine prächtige, ein altes Hanseschiff darstellende, stark vergoldete Windfahne trägt. Gegen das Eckgebäude an der schmalen, nach der Trave sehr steil abfallenden Engelsgrube stützt es sich durch drei kräftige Steinbogen, wie solche in Lübecks Querstraßen sehr häufig anzutreffen sind. Ueber den Eingang ist ein unter vollen Segeln befindliches Schiff gemalt, welches rechts und links mit nachstehender, leider vor etwa 150 Jahren aus dem heimischen Niederdeutsch in das Hochdeutsche übertragener Inschrift versehen ist:

„Du bist der Mann, Herr Jesu Christ,
Dem Land und Meer gehorsam ist.
Traun halt in Gnaden deine Hand
Auch über unsern Schifferstand.
Vor Sturm und Räubern, vor Gefahr,
Herr, unser Seefahrt stets bewahr.
Laß die Gesellschaft und Gemein
Der Schiffer die empfohlen sein.
Gib Frieden, Freud und Einigkeit,
Bewahr das Haus vor allem Leid.
Dein Segen laß bei uns verweilen,
Die bei, o Gott, allein die Eil."

Am Eingange stehen zwei hohe steinerne Wangenstücke ehemaliger Bänke, die je mit dem Bilde eines Bootes geschmückt sind, darum das eine mit dem Strome, das andere gegen den Strom gerudert wird. Die Unterschrift lautet: „Allen zu gefallen ist nicht möglich."

Durch einen Windfang betritt man das Parterre des Hauses und erschrickt fast, denn man sieht sich unvermutet einem Schiffermagen gegenüber, welcher mit der linken Hand auf eine Sammelbüchse zum Besten armer Schifferwitwen hinweist. Diese ganze Diele bildet einen großen hohen Raum, dessen Wände in der unteren Hälfte getäfelt, in der oberen mit Dekorationsmalereien aus der biblischen Geschichte verziert sind. Das lange Gebälk der Diele wird in der Mitte durch einen Unterzug getragen, der auf drei mit einfachem Schnitzwerk verzierten hölzernen Pfeilern ruht, welche die Jahreszahl 1535 aufweisen. Dem Eingange gegenüber, an der Fensterwand, ist der erhöhte Sitz der Aelterleute; von diesem aus sind drei Reihen langer Tische zu übersehen, welche aus starken eichenen Bohlen so fest gefügt sind, daß die Jahrhunderte an ihnen keine Spuren hinterlassen haben. Zu beiden Seiten der Tische stehen Bänke mit hoher, getäfelter Rückwand und hervorragenden Armlehnen, welche die geschnitzten Wappen der verschiedenen Schifferkollegien, wie Bergenfahrer, Schonenfahrer, Rigafahrer und so weiter im heraldischem Farbenschmuck zeigen. Am Gebälk und an den Pfeilern des Hauses hängen allerlei Gegenstände, namentlich Schiffsmodelle älterer, mittlerer und neuerer Zeit, darunter die von vier Lübecker Kriegsschiffen. Am mittleren Pfeiler ist das auf Holz gemalte Bild des letzten lübeckischen Admiralschiffes „Adler" angebracht, welches 37,500 lübeckische Mark kostete, 109 Ellen lang, 26 Ellen breit war und eine Größe von 1000 Lasten Salz hatte. Die Inschrift besagt, daß dieses Bild hierher gestiftet ist „von der Schiffergesellschaft, einem Hochedlen Rat und Kaufleuten, so dieses Schiff bauen lassen, zum Andenken. 1566." Aus den Planken dieses größten Kriegsschiffes der Lübecker sollen die vorher erwähnten starken Tischplatten hergestellt sein.

Eine Betrachtung der alten Schiffsmodelle gibt zu interessanten Vergleichen bezüglich der früheren und jetzigen Takelage Veranlassung. Die alten Schiffe trugen nämlich an der Spitze des Bugspriets noch einen kurzen, vierten Mast und führten dort ein breites Raasegel, während bei den späteren Schiffen an Stelle des vierten Mastes das Bugspriet durch Klüver- und Außenklüverbaum verlängert wurde und an die Stelle des Raasegels Stagsegel traten.

Außerdem sieht man noch verschiedene sehr schöne, aufgetakelte Schiffsmodelle in Glasschränken an den Wänden umher. Ferner sieht man Schiffslaternen und vielerlei Seltenheiten von ausgestopften Tiergestalten, die es gibt und auch nicht gibt — denn „Jan Maat" verstand es und versteht es noch heute, dem Jäger im Flunkern scharfe Konkurrenz zu machen.

Sehr interessant erscheint der Eskimo in einem wirklichen, ledernen Grönlandsboot, und neben ihm das Modell eines tunesischen Seeräuberfahrzeugs, welches außer mit einem großen, dreieckigen Segel noch mit einer bedeutenden Anzahl von Riemen (Rudern) zur schnellen Fortbewegung ausgerüstet war. Die Schärfe des Fahrzeugs läßt erkennen, daß es sehr wohl eine große Schnelligkeit erreichen und bei flauem Winde oder gar Windstille leicht ein Handelsschiff blockiren konnte. Daß solche Fälle vor achtzig Jahren sogar noch in der Nordsee vorkamen, dafür zeugen die türkischen Waffen, welche die Trophäen lübeckischer Schiffskapitäne darstellen, und welche an dem erhöhten Sitz der Aelterleute unter dem lorbeerbekränzten Bilde des Fürsten Bismarck, des vorjährigen, einzigen Ehrenbürgers Lübecks, in einem Glaskasten aufbewahrt sind. Die Schiffskapitäne Brandt und Schumann wurden von Kapern überfallen; ersterer 1813 in der Nordsee auf der Doggerbank, letzterer 1817 bei Kap Finisterre. Brandt und zwei seiner Leute töteten von den sieben Piraten, die sie angegriffen, fünf und brachten zwei gefangen nach Gothenburg; Schumann und vier seiner Mannschaft schlugen zehn algierische Seeräuber nieder, welche das Schiff schon gentert hatten.

Zu beiden Seiten des Bismarck-Bildes stehen mehrere alte, zinnerne Pokale; sie legen Zeugnis dafür ab, daß die alten Hanseschiffer einen „tiefen" Trunk an sich halten. Auf die ursprüngliche Bedeutung dieses Raumes als Versammlungsstätte der Seeleute weisen auch zwei noch aufbewahrte Statuttafeln hin. Die eine hängt, dem Sitz der Aelterleute gegenüber, unter einer Strebe, die in derbem Schnitzwerk eine Figur mit weit aus dem Munde gestreckter, tief gespaltener Zunge zeigt. Es ist die Tafel für Widerhaarige mit folgender Inschrift: „Dit Nahgesande hebben de Hausse Bröderschop bewilliget. De dissis Huses Gerechtichteit nich will dohn ahne Kiwen, den schall man op disse Tafel schriwen unde schall der so lang op stahn, dat he dissis Huses Gerechtichteit hefft gedahn. Wer tappen schall men ehm hier nicht, so lange dat he sine Sake hefft maket richticht. Anno 1580." *) Dieses einfache, trotz des Ernstes sogar humorvolle in Versen abgefaßte Mittel dürfte vielen Vereinen zur Nachahmung zu empfehlen sein.

Die Inschrift der andern Tafel trifft Anordnungen für die abendlichen Versammlungen und zeugt davon, daß schon vor Jahrhunderten dieser Raum im Schifferhause eine sehr beliebte und von Fremden vielbesuchte Gaststube war.

Endlich wird die Aufmerksamkeit noch durch einen prächtig gearbeiteten messingenen Kirchenleuchter mit doppelköpfigem Reichsadler und einen Weihwasserkessel mit Becken gefesselt. Dieses kirchliche Eigentum der Schiffergesellschaft ist nach der Reformation aus der gegenüber liegenden Jakobikirche hierher gebracht worden. Das vornehme Bierlokal ist natürlich auch mit elektrischem Licht versehen. Diese Verquickung des 16. Jahrhunderts mit dem neuesten des 19. Jahrhunderts wirkt auf einen philosophirenden Zecher am Abend sehr anregend.

Zum Schluß noch einige Worte über die Schiffergesellschaft selbst. Diese ist eine vormals mit besonderen Rechten ausgestattete Gewerbekorporation, welche seit 1866 als freie Genossenschaft lübeckischer Seeschiffer und Segelmacher fortbesteht. Sie hat den Zweck, die allgemeinen gewerblichen Interessen ihrer Mitglieder zu fördern und zu vertreten; auch durch die statutenmäßige Verwaltung des der Gesellschaft gehörenden Vermögens den hilfsbedürftigen Mitgliedern der Gesellschaft und den Witwen verstorbener Mitglieder Unterstützung zu gewähren. Sie besitzt außer dem vorher besprochenen Gesellschaftshause, Breitestraße, welches als das einzig übrig gebliebene Haus aus der großen Zahl ähnlich eingerichteter Versammlungshäuser der vormaligen Korporationen und Kollegien erhalten ist, achtzehn Freiwohnungen für Schifferswitwen, eine Unterstützungskasse für hilfsbedürftige Mitglieder, eine Sterbekasse und eine Witwenkasse. In den Vorstand dieser Gesellschaft werden nur die angesehensten und ältesten Schiffskapitäne Lübecks gewählt.

*) Das Nachfolgende haben drei Hauses Bräderschaften bewilligt. Der diesis Hauses Gerechtigkeit nicht will thun ahne Reisen, den heißt man auf diese Tafel schreiben und er soll so lang darauf stehen bleiben, bis er des Hauses Gerechtigkeit erfüllt hat. Hier zapfen soll man ihm hier nicht, so lange, bis seine Sache geschlichtet ist.

Aus dem Schifferhause in Lübeck.

Rast in der Wüste.

(Siehe die Abbildung Seite 713.)

Weithin liegen sie zerstreut, einsam, verlassen, gleich weißen Perlen, auf den phantastischen Bergesstufen der öden Steppe, die Kubbas, die Marabus, die Gräber arabischer Heiliger, deren Leiche man über Nacht davongetragen, niemand weiß, wohin. Aus der Ferne gesehen, erscheinen sie wie kleine, zierliche Mausoleen, beschattet von der Akazie, der Tamariske oder der düsteren Sykomore, in der That aber sind sie zumeist verfallen; denn der Mohammedaner liebt es nicht, wieder aufzurichten, was Allah zerstören gewollt hat. Oft findet man bei ihnen noch einen Wächter, einen Schwarzen oder einen frommen Weltverächter, in dessen Hütte für den Reisenden ein elendes Obdach bereit ist. Gewöhnlich ist in diesem Fall eine Quelle in der Nähe, und diese sucht der Beduine bei ihr am sichersten, wenn der Chamsin, der Wüstenwind, die übrigen Quellen auf seinem Wege verschüttet oder ein ihm feindlicher Stamm dieselbe verstopft und ihre Spur unkenntlich gemacht hat. Je weiter der Weg in die große Steppe hineinführt, desto seltener werden die Marabus, wie die Duars, die Zeltdörfer, und ganzer Tagereisen bedarf oft der Araber, der Berber, um auf der Karawanenstraße die lechzende Zunge zu erfrischen, dem ausdauernden Roß, das von morgens bis abends mit einer Handvoll Hirse oder Gerste sich begnügt, die heißen Nüstern zu kühlen. Distel und Alfa, das Wüstengras, wachsen umher, aber das Roß verschmäht sie, bis der Nachtraub des Gourns, die Reiterschar, heranmacht und das Futter aus der Hand gereicht wird, mit dem das Thier sich bis zu einem günstigeren Rastpunkt, einem Weideplatze, begnügt.

Eine Kunstblume

aus Kunststoff, die duftet

Von Dr. Hans Dominik

Abb. 1. Die Kunstblume aus Kunststoff, die duftet, in einer Vase.

Als Kunststoffe bezeichnet man Stoffe, die nicht in der Natur vorkommen, sondern künstlich hergestellt werden. Sie sind also Kunstprodukte, wie Kunstseide, Kunstleder, Kunstwolle, Kunstgummi, Kunstharz, Kunstbernstein, Kunstelfenbein, Kunstmarmor, Kunststein, Kunstwachs, Kunstkampfer, Kunstindigo, Kunstalizarin, Kunstmoschus, Kunstvanillin, Kunstzucker, Kunstsalpeter, Kunstdünger, Kunstwein, Kunstbutter, Kunstkaffee, Kunsthonig, Kunstmilch, Kunstkäse, Kunstfleisch, Kunstschinken, Kunstwurst, Kunstkaviar, Kunstperlen, Kunstedelsteine, Kunstblumen, Kunstpflanzen, Kunstbäume, Kunstwälder, Kunstgebirge, Kunstseen, Kunstmeere, Kunstsonnenschein, Kunstregen, Kunstschnee, Kunsteis, Kunstwetter, Kunstwolken, Kunstwind, Kunststurm, Kunstgewitter, Kunstblitz, Kunstdonner, Kunstmenschen, Kunstmenschenhaar, Kunstmenschenhaut, Kunstmenschenfleisch, Kunstmenschenblut, Kunstmenschenknochen, Kunstmenschenherz, Kunstmenschenlunge, Kunstmenschenleber, Kunstmenschenniere, Kunstmenschenmilz, Kunstmenschenmagen, Kunstmenschendarm, Kunstmenschenhirn, Kunstmenschenauge, Kunstmenschenohr, Kunstmenschennase, Kunstmenschenmund, Kunstmenschenzahn, Kunstmenschenzunge, Kunstmenschenhand, Kunstmenschenarm, Kunstmenschenbein, Kunstmenschenfuß, Kunstmenschenkopf, Kunstmenschenrumpf, Kunstmenschenskelett, Kunstmenschenmuskel, Kunstmenschennerv, Kunstmenschenader, Kunstmenschenarterie, Kunstmenschenvene, Kunstmenschenkapillare, Kunstmenschenzelle, Kunstmenschenkern, Kunstmenschenplasma, Kunstmenschenmembran, Kunstmenschenwand, Kunstmenschenboden, Kunstmenschendecke, Kunstmenschenfenster, Kunstmenschentür, Kunstmenschentreppe, Kunstmenschenaufzug, Kunstmenschenlift, Kunstmenschenfahrstuhl, Kunstmenschenwagen, Kunstmenschenauto, Kunstmenschenflugzeug, Kunstmenschenschiff, Kunstmenschenboot, Kunstmenschenfloß, Kunstmenschenruder, Kunstmenschenmotor, Kunstmenschenpropeller, Kunstmenschenschraube, Kunstmenschenmutter, Kunstmenschenbolzen, Kunstmenschenniete, Kunstmenschenschweißung, Kunstmenschenlötung, Kunstmenschenklebung, Kunstmenschenkitt, Kunstmenschenleim, Kunstmenschenpech, Kunstmenschenteer, Kunstmenschenöl, Kunstmenschenfett, Kunstmenschenwachs, Kunstmenschenharz, Kunstmenschenbernstein, Kunstmenschenelfenbein, Kunstmenschenmarmor, Kunstmenschenstein, Kunstmenschenkampfer, Kunstmenschenindigo, Kunstmenschenalizarin, Kunstmenschenmoschus, Kunstmenschenvanillin, Kunstmenschenzucker, Kunstmenschensalpeter, Kunstmenschendünger, Kunstmenschenwein, Kunstmenschenbutter, Kunstmenschenkaffee, Kunstmenschenhonig, Kunstmenschenmilch, Kunstmenschenkäse, Kunstmenschenfleisch, Kunstmenschenschinken, Kunstmenschenwurst, Kunstmenschenkaviar, Kunstmenschenperlen, Kunstmenschenedelsteine, Kunstmenschenblumen, Kunstmenschenpflanzen, Kunstmenschenbäume, Kunstmenschenwälder, Kunstmenschengebirge, Kunstmenschenseen, Kunstmenschenmeere, Kunstmenschensonnenschein, Kunstmenschenregen, Kunstmenschenschnee, Kunstmenscheneis, Kunstmenschenwetter, Kunstmenschenwolken, Kunstmenschenwind, Kunstmenschensturm, Kunstmenschengewitter, Kunstmenschenblitz, Kunstmenschend

wäre. Es ist am Ende auch gut so, sonst wäre dieser nützliche Vogel vor manchen rachsüchtigen Menschen nicht mehr sicher, und mit der bekannten statistischen Herrlichkeit und mit dem, was drum und dran hängt, wäre es im Deutschen Reiche bald aus.

Aber die Klapperstörche dagegen besitzen — wie gerade meine Geschichte treffend zeigt — nicht nur eine gute Ortskenntnis, welche sie alljährlich ihren alten Kamin wieder finden läßt; sie haben auch ein ausgezeichnetes Gedächtnis für Menschen, vermöge dessen sie ganze Familien lange Jahre hindurch nicht vergessen und in rührender Anhänglichkeit immer wieder heimsuchen. Das ist, wie gesagt, beschämend für uns Menschen. Es war aber in meinem Falle ein rechtes Glück, daß unser alter Klapperstorch sich sofort freundlich wieder meiner entsann und mich seinen hohen Gönnern in natürlichster und liebenswürdigster Weise vorstellte.

Daran zweifelt jetzt hoffentlich niemand mehr, der sich bis hierher durchgelesen hat, daß die verschleierte Frauengestalt

Suleikha bint el-Emir

war, und unser Langbein ihr Lieblingsstorch!

*

Hier wäre nun zwar meine Geschichte noch nicht aus. Ich könnte aber getrost meine Feder ausspritzen und dieselbe an meinem Rockärmel abwischen.

Denn das weiß ein jeder: mischt sich erst der Storch in so eine Geschichte — dann ist es aus.

Es wäre thöricht von mir, dem zu widersprechen — in der Hauptsache ist es aus, und was noch kommt, versteht sich eigentlich ganz von selbst.

Ich will aber doch noch einiges hinzufügen.

Nachdem ich mich, abgesehen von der durch Gevatter Langbein herbeigeführten rührenden Erkennungsscene, auch noch durch Vorzeigen des bis dahin wohl verborgen gehaltenen ersten Storchenbeinringes als der rechte Dr. Michel, Wohlthäter von Suleikhas Lieblingsstorch, ausgewiesen hatte, photographirte ich zwar noch etliche dutzendmal den Emir samt Suleikha samt Storch; aber ich konnte dies von nun an rein als Amateur — aus purer „Liebhaberei" thun, und Sie können sich dabei denken, was Sie wollen.

Der Emir Pipo-Pip hatte alsbald die Sklaverei von mir und von Tim weggenommen und Blutsfreundschaft mit uns geschlossen. Aber das viele Photographiren mit dem ewigen „Bitte, recht freundlich" brachte mich bald in eine andere Sklaverei, aus welcher gelöst zu werden ich aber gar nicht mehr verlangte.

*

Die Sonne war vom Wendekreise des Steinbockes bereits wieder stark herabgestiegen — da gedachten die Störche von Mdschihangoro wieder der nördlichen Heimat.

Auch Langbein rüstete sich zum Fluge ins alte liebe Nest auf dem hohen Kamine in der Storchengasse.

Sonderbar! Diesmal vermeinte Suleikha, des Emirs Töchterlein, die Trennung von ihrem Lieblingsstorch nicht ertragen zu können. Ein güldener Reif wurde diesem wieder umgelegt, darauf ein arabisches und ein deutsches Sprüchlein eingegraben worden war. Was diese besagten, das verrate ich aber doch nicht; denn es war ein großer Zauber dabei und ein geheimes Sympathiemittel mit Klapperstorchennest und ähnlichen Dingen.

Da aber der Emir sah, wie sein Töchterlein ihrem Lieblingsstorche nachtrauerte — und da auch die Zeit für seinen Aufbruch herangekommen war, so rüstete er als friedlicher Karawanenführer eine Expedition aus, welche mich wiederum nach der Ostküste zurückbringen sollte.

Als wir wieder in Dar-es-Salaam glücklich angelangt waren, schenkte mir der Emir leichten Herzens ein paar hundert Zentner schönsten, weißesten Elfenbeins nebst einem paar Dutzend schönster, schwärzester Sklaven, — schweren Herzens aber gab er mir seine Lieblingstochter Suleikha, welche wiederum leichten Herzens erklärte, an meiner Seite ihrem Lieblingsstorche in das Land Alemannia nachziehen zu wollen.

Das weiße Elfenbein verkaufte ich günstig zu Sansibar, das schwarze gab ich unter der deutschen Schutzherrschaft in Dar-es-Salaam frei, auch die gute alte Amme Suleikha's, welche aber freiwillig uns überall hin zu folgen erklärte.

Meine liebe braune Suleikha ließ ich mir aber auf dem deutschen Reichskommissariat zu Dar-es-Salaam nach allen Regeln des Standesamtes und — zu Ihrer Beruhigung — auch durch einen christlichen Missionar fest antrauen.

Kaum waren wir in Dar-es-Salaam eingetroffen, als auch schon ein Extrablatt des dortigen Tagpalmblattes das Gerücht unserer Ankunft überall hin verbreitete. Der kaiserliche Reichskommissar Herr von Wißmann, der nun auch wieder da war, nachdem er den Rebellen Buschiri gehörig gezüchtigt hatte, ließ mich alsbald zu sich in den Regierungspalast bitten, wo ich ihm auch den Emir Pipo-Pip, meinen lieben Schwiegerpapa, nachher vorstellen mußte.

Hier wurde uns noch eine große Ueberraschung bereitet. Der Emir, der offenbar ein großes Verständnis für kolonialpolitische Dinge hatte, zog vor Herrn von Wißmann drei gegerbte Palmblätter aus seinem unergründlichen Burnus hervor, auf welchen ebenso viele Verträge verzeichnet waren, ein jeder abgeschlossen zwischen mir einerseits und einem namentlich aufgeführten, aber nur mit drei Kreuzchen unterzeichneten Negerkönig andererseits, wonach letztere sich auf meinen Namen unter die kaiserlich deutsche Schutzherrschaft tax- und sportelfrei zu stellen erklärten.

Das imponirte natürlich Herrn von Wißmann sehr und er versprach*) . . .

Der Emir, mein lieber Schwiegerpapa, entzückt über die liebenswürdige Aufnahme bei Herrn von Wißmann, versprach seinerseits die Bestrebungen unserer Regierung auf Unterdrückung des abscheulichen Sklavenhandels kräftig zu unterstützen und beauftragte mich sogar in Gegenwart des Herrn von Wißmann, sogleich nach meiner Ankunft in Alemannia dahin zu wirken, daß noch eine Sklavenfreiheitslotterie aufgelegt werde, und dann für ihn 10 Lose (mit 1 Freilos) davon zu kaufen und ihm nebst Gewinnliste mit der nächstfälligen Storchenpost nach Mdschihangoro gegen Nachnahme zu senden.

Als wir in unser Absteigequartier, in die Löwengrube, zurückkamen, wurde uns abermals eine afrikanische Ueberraschung zu teil. Mein treuer Gefährte, der lange Tim, hatte sich mittlerweile, während wir drüben im Regierungspalaste waren, mit Suleikha, der dicken Negressiefelknechterin, verlobt, und zwar so heftig, daß alle Gegenmittel nichts halfen. Das einzige, was ich erreichen konnte, war, daß Tim mir versprach, seinen ersten deutsch-afrikanischen Buben Habakuk und sein erstes Mädchen Dorothea taufen zu lassen, wovon ich mir eine kleine Beruhigung seiner Eltern in der Storchengasse versprechen konnte. Ich hätte so etwas nie hinter Tim gesucht. Da zeigte sich aber wieder der phanatistische Sinn seines Vaters, des Meisters Habakuk, der ihn in die Fremde trieb, gepaart mit der großen Entschlossenheit seiner Mutter, der Frau Dorthel, welche ihn bei einer einmal begangenen Dummheit fest beharren ließ.

Der gute Emir, mein lieber Schwiegerpapa, wußte aber auch hier wieder die Sache gut zu wenden. Da ich ihm sagte, daß, so wie ich die Mutter des unheilbar Verlobten kennte, diese sich als afrikanische Großmutter zu Hause allzu sehr geniren würde, so ging er alsbald mit dem langen Tim und mir hinüber zu dem freundlichen Herrn von Wißmann und gab vor demselben zu Protokoll, daß er Tim zum Vize-Wali von Mdschihangoro ernenne, mit dem Rechte, ihn, den Emir zu vertreten, wenn er auf der Stla — (hier gab ich dem Emir, meinem lieben Schwiegerpapa, einen „Stups", worauf er sich noch rechtzeitig erinnerte, daß er sich zehn Sklavenfreiheitslose nebst Gewinnliste bestellt hatte, und sich noch verbesserte:) — auf der Elefantenjagd abwesend sei. Herr von Wißmann schien aber nichts von dem lapsus linguae gemerkt zu haben, war vielmehr sehr entzückt, da er hoffte, daß auch auf diese Weise die deutschen und afrikanischen Interessen noch inniger sich verknüpften und sich so eine erfreuliche statistische Perspektive von Mdschihangoro aus eröffnete. Er bestätigte sofort meinen bisherigen Gefährten als Tim-Tim I, Vize-Wali von Mdschihangoro.

Tim war es zufrieden — und ganz damit einverstanden war auch seine Suleikha, welche vor Freude über die Aussicht, Vize-Wala von Mdschihangoro zu werden, beständig ihr elfenbeinernes Gebiß zeigte. Ihre Aussteuer, welche aus zusammengesparten Trinkgeldern schon recht ansehnlich war, wurde noch durch den großmütigen Emir, meinen lieben Schwiegerpapa, vermehrt, der ihr ein Trinkgeld von zwei Zentnern Elfenbein in die Hand drückte.

So ging alles einem guten Ende entgegen.

Bei unserm gemeinschaftlichen Hochzeitsmahle in der Löwengrube zu Dar-es-Salaam ging es recht fröhlich zu. Herr von Wißmann, der samt seinem Beamtenpersonal in großer Galauniform uns mit seiner Gegenwart beehrte, brachte den Toast auf Kaiser und Reich aus, in welchen alle Gäste, ein jeder nach seiner Art, einstimmten.

Kein Mißton störte die deutsch-afrikanische Harmonie.

Als die kühlen Abendstunden gekommen waren, begaben wir uns, begleitet von ganz Dar-es-Salaam, hinab zum Hafen, wo ein Regierungsdampfer klar gemacht und schon das vorletzte Zeichen zur Abfahrt nach Sansibar gegeben hatte.

Der Abschied ward uns ein recht schwerer.

Während meine Suleikha die letzten Segenswünsche ihres Vaters empfing, nahm ich Abschied von Tim-Tim I., dem neuen Vize-Wali von Mdschihangoro, der mir außer vielen herzlichen Grüßen an seine Eltern noch die Bitte ins Ohr raunte, ihm eine halbe Schiffsladung Zwirn, Nadeln nebst Bügeleisen, Scheren, Knöpfen und Ellenmaßen umgehend hauptpostlagernd Dar-es-Salaam zu senden, von wo er alles durch seine Sklaven würde abholen lassen. Ich hatte kaum noch Zeit, „Aber Tim" zu sagen, da intonirte die Kapelle des ersten Gardeniegerregiments die „Wacht am Rhein".

Der Dampfer stieß ab. Der Vize-Wali von Mdschihangoro blieb mit seiner Frau, der Vize-Wala Suleikha, in Afrika stehen. Der von nun an berühmt gewordene Afrikareisende Dr. Michel-Pascha fuhr mit seiner Frau Doktorin Suleikha wieder den deutschen Klapperstörchen nach.

*

Ich wohne jetzt wieder in der Storchengasse im großen Hause des Pastetenbäckers — meiner Suleikha zu liebe, welche beständig ihren Lieblingsstorch in der Nähe haben will.

Natürlich wohnen wir nicht oben in der Mansarde bei Meister Habakuk und seiner Frau Dorthel, sondern unten im ersten Stock, in den Räumen, welche vorher der Regierungsrat und der Hühneraugenoperateur inne hatten. Es ward mir nicht schwer, dieselben hinauszubringen.

Vermöge meiner ausgezeichneten Beziehungen zu Herrn von Wißmann, welcher über meine ersprießliche Thätigkeit in Mdschihangoro unter Vorlage der gegerbten Palmblattverträge mit den drei Königen aus Afrika an das auswärtige Amt berichtet hatte, bin ich als afrikanische Autorität ersten Ranges außerordentlich geschätzt. Da ich zudem in einem Cyklus von Vorträgen über die Ziele und Bestrebungen der deutschen Regierung in Ostafrika mich von der nörgelnden und herabsetzenden Kritik anderer sogenannter Afrikareisender vollständig fern zu halten wußte, da ich ferner durch Personalunion mit dem mächtigen Emir Pipo-Pip eng verbunden bin so verfügte ich alsbald über einen mächtigen Einfluß in kolonialpolitischen Angelegenheiten.

Da war es mir denn ein Leichtes, den Regierungsrat und den Hühneraugenoperateur, nachdem ich denselben in ein paar Stunden das Wesentliche der Kolonialpolitik mit spezieller Berücksichtigung der ostafrikanischen Verhältnisse beigebracht hatte, als durchaus für den Kolonialdienst befähigt zu bezeichnen und warm zu empfehlen. Beide Herren erhielten dann auch Anstellungen in Ostafrika, wohin sie sich unverzüglich zu begeben hatten.

So konnte ich den Wunsch meiner Suleikha rasch erfüllen.

Aber die Sache hatte doch einen Haken.

Denn nun ließen mir die übrigen Bewohner im Hause gar keine Ruhe mehr: sie wollten auch alle nach Ostafrika, und ich sollte ihnen zu guten Stellen dort behilflich sein.

Aber wenn ich die Liste durchsah — bitte, schauen Sie sich dieselbe auf der ersten Seite selbst an — so stiegen mir doch einige Bedenken auf.

Doch ich dachte, so gut wie ein Hühneraugenoperateur und ein Regierungsrat, über deren erfolgreiche Thätigkeit bald die erfreulichsten Depeschen

*) Vergl. die Anm. S. 706 in voriger Nummer. Die Red.

eingelaufen waren — ebenso gut, dachte ich, werden auch die anderen dort am Platze sein. Aber vorderhand gelang es mir nur, die Modistin, den Kolporteur, den Lehrer und den Turmspitzenvergolder hinunter zu befördern.

Meister Habakuk und seine Frau Dorthel schämten sich, wie ich vorhergesehen, in Gedanken an die mögliche afrikanische Großelternschaft und wünschten vorerst nicht, nach Mdschihangoro zu ziehen, so sehr sie sich auch nach dem Vize-Wali Tim-Tim I. sehnten. Später vielleicht, sagen sie, wenn ich mit meiner Suleikha einmal zu Besuch nach Mdschihangoro gehe, werden sie uns begleiten. Frau Dorthel strickt einstweilen weiß und schwarz gescheckte Strümpfchen für ihre deutsch-afrikanischen Enkelchen.

Aber mit der weisen Frau (femina sapiens L.) in der zweiten Etage hatte es eine andere Bewandtnis. Die wollte ganz gern auch nach Mdschihangoro, wo es ja auch Klapperstörche gibt, aber — denken Sie sich! — meine kleine Frau ließ sie nicht fort. Und daran — das weiß ich positiv — ist einzig und allein unser Klapperstorch oben auf unserm Kamine schuld.

Fand ich Suleikha, mein schwarzäugiges Frauchen, nirgends — sicher konnte ich sein, sie oben in meiner alten Mansarde anzutreffen. Da sah sie beständig nach ihrem Lieblingsstorche, und wenn der einmal nicht da war, so welchte sie dem Meister Habakuk und der Frau Dorthel alles mögliche über ihr schönes Mdschihangoro vor, und die guten Alten lauschen und verstehen die fremden Worte alle wohl mit dem Herzen. Denn Tim, ihr einziges Kind, ist ja in Mdschihangoro . . .

Schon war es wieder Spätsommer geworden, und Suleikhas Lieblingsstorch machte wieder Anstalten, nach Mdschihangoro zu ziehen. Suleikha war nun fast den ganzen Tag oben. Als ich ihr darob leise Vorwürfe machte, daß sie ja den Storch fast lieber zu haben scheine als mich — da legte der kleine braune Schelm sein Köpfchen an meine Brust und gestand mir, daß sie ein klein, klein wenig Sehnsucht nach Mdschihangoro habe. Da sie aber mit ihrem Lieblingsstorch nicht hinabfliegen könne, so habe sie ihm eine kleine Botschaft mitgegeben. Ich lächelte, denn ich war herzlich damit einverstanden.

Und siehe da! unser lieber Klapperstorch vergaß nicht, als er wieder am Akakarana-See stand, was Suleikha, seine Herrin, des Emirs Töchterlein, meine liebe Frau, ihm aufgetragen.

Nach langem Winter — in einer lauen Frühlingsnacht — war er wieder nach Hause gekommen und hatte ein schweres Paket mitgebracht.

Die Adresse aber war storchisch, o Herrin, und nur die erfahrene weise Frau, welche Suleikha nicht fortgelassen, verstand es . . .

Doch als unser Lieblingsstorch seine ihm in Mdschihangoro in den Schnabel gelegte teure Last richtig unten bei uns abgegeben, stellte er sich — es war ein heller, sonniger Märzmorgen — auf unser Dach und klapperte — es war deutsch, o Herr, das verstand ich besser — und es lautete:

Die glückliche Geburt
eines gesunden Zwillingspaares
(eines Buben und eines Mädchens)
zeigen hocherfreut an
Dr. Michel-Pascha
und Frau Suleikha bint el-Emir.

Wie groß ist das Weltall?

Von

Dr. Karl Fröhlich.

Wenn man fragt, wie groß unsere Erde ist, so können wir die präzise Antwort geben: Die Erde hat im Durchmesser 1720, im Umfange 5400 Meilen, und daraus berechnet sich ihr körperlicher Inhalt auf 2½ Milliarden Kubikmeilen. Ebenso wissen wir: der Durchmesser der Sonne beträgt 190,000 geographische Meilen, ist also etwa 110mal größer als der der Erde, ihre Masse 4186 Billionen Kubikmeilen. 1½ Millionen Erden würden, zusammengeballt, erst den Raum der Sonne einnehmen. Da aber die Masse der Sonne auch wieder 4mal leichter ist, als die Erdmasse, so wären, um einen Körper zu formen, welcher der Sonne an Gewicht gleichkäme, nur 335,000 Erden notwendig. Der Sonnenkörper hat 560mal mehr Masse, als alle Planeten und Monde zusammengenommen. Von der Sonne aus gesehen, würde unsere Erde so klein erscheinen, als bei uns der Mars, und der Mond würde hart neben derselben erblickt werden.

Der äußerste Planet unseres Sonnensystems, der Neptun, ist 744 Millionen Meilen von der Sonne entfernt. Von ihm aus gesehen, erscheint selbst die Sonne nur als ein Stern. Wenn wir nun noch die Bahnen der Kometen, welche zu unserem Sonnensystem gehören, berücksichtigen, von denen einige 1000, selbst (zum Beispiel der 1759 von Meißner entdeckte) über 2000 Jahre zu einem Umlaufe um die Sonne brauchen, so ergibt sich für letzteres ein Durchmesser von weit über 2000 Millionen Meilen. Der Lichtstrahl, der die 20 Millionen Meilen von der Sonne zu uns in 8 Minuten zurücklegt, braucht, um von einem Ende dieser Linie zum anderen zu gelangen, mehr als 13 Stunden, um deren Peripherie zu durchlaufen, 1 Tag und 16 Stunden. Wäre zu Beginn des Dreißigjährigen Krieges am einen Ende dieser enormen Linie eine Kanone gelöst worden, so würde der Schall jetzt eben erst bis zum anderen Ende gedrungen sein.

So unfaßlich diese Raumverhältnisse uns auch erscheinen, so verschwinden sie in Nichts gegen die Entfernungen der Fixsterne. Aber, wird man fragen, wie kann man diese Entfernungen überhaupt messen? Nehmen wir uns ein Beispiel auf unserer Erde: wir wollen wissen, wie weit der Turm c, der jenseits eines großen Flusses liegt und uns deshalb nicht direkt zugänglich ist, von dem Punkte a, auf welchem wir uns befinden, entfernt ist. Zu diesem Zwecke stecken wir uns eine Linie ab ab, so zwar, daß sie zur Visirlinie ac im rechten Winkel steht. Wenn wir die Länge dieser Linie ab genau gemessen haben, visiren wir von b nach c und messen diesen Winkel a b c. Aus dem Verhältnisse der beiden Winkel c a b und a b c zur Länge der Linie a b ergibt sich nun direkt die Länge der Linie a c und somit die Entfernung des Punktes c von a.

Wenn wir nun von zwei einander diametral gegenüberliegenden Punkten der Erdoberfläche, zum Beispiel von den Hawaii-Inseln und von Damaraland in Südafrika, welche dem Durchmesser der Erde entsprechend 1720 Meilen von einander entfernt sind, nach dem nächsten Fixstern visiren, so erhalten wir noch lange keinen Unterschied in der Größe der beiden Winkel. Die Visirlinien laufen vollständig parallel, das heißt unsere Standlinie ist gleich Null zur Entfernung des Sternes. Aber woher eine andere, größere Standlinie bekommen? Unendlich viel leichter und bequemer als in diesem Falle. Ohne die Kosten und Strapazen einer halben Erdumsegelung auf uns zu nehmen, bleiben wir hübsch zu Hause an unserem Fernrohre, und können doch über eine Standlinie von 40 Millionen Meilen verfügen. Wenn wir zum Beispiel am 1. April und dann wieder am 1. Oktober oder an jeden anderen zwei Tagen, die nur ein Halbjahr aus einander liegen, nach Fixsternen unseres nördlichen Himmels visiren, so hat von einer Messung bis zur anderen die Erde die Hälfte ihrer Bahn um die Sonne zurückgelegt, ist also von ihrem ersten Standpunkte um etwa 40 Millionen Meilen fortgerückt.

Aber dann wird doch der Winkel c ein großer werden? Mit nichten! Der Unterschied der beiden Winkel c a b und a b c oder, was dasselbe ist, der Winkel a c b, beträgt noch nicht einmal eine Winkel-Sekunde. Es entspricht dies einem Abstand von 226,000 Sonnenweiten oder nahezu 5 Billionen Meilen. Die auf diese Weise gefundene Differenz der beiden Winkel nennt man die Parallaxe eines Fixsternes; diese eben angegebene ist noch die größte der bis jetzt gefundenen, und der betreffende Fixstern, der Hauptstern des Centauren, gilt als der uns zunächststehende.

Denken wir uns ein Schema der Planeten, so klein und winzig zusammengestellt, daß die Entfernung des Neptun von der Sonne nur 1 Centimeter beträgt, so müßte man diesen Fixstern, um ihn in der entsprechenden Entfernung anzubringen, nahezu 60 Meter von der Sonne wegrücken.

Einem Bewohner des Centauren würde unsere Sonne höchstens nur als Stern 11. oder 12. Größe erscheinen, und um von dort als Stern erster Größe gesehen zu werden, müßte dieselbe den Durchmesser der Erdbahn völlig ausfüllen, ihr Durchmesser müßte 40 Millionen Meilen betragen. Und dieser so unendlich weit entfernte Stern ist noch unser nächster Nachbar jener Millionen, die den weiten Weltenraum füllen. Andere Sterne, wie zum Beispiel Wega, sind 20, Capella 60 Billionen Meilen entfernt. Dieser letztere müßte bei unserem Planetarium in einer Entfernung von über 700 Meter angebracht werden.

Der Lichtstrahl, den wir heute von Wega sehen, ist vor 45 Jahren, der, den uns Capella heute zusendet, vor 135 Jahren von ihr ausgegangen. Und doch zählen diese Sterne immer noch zu den uns näher liegenden. Ihre Entfernung ist noch verschwindend klein gegen jene der Milchstraße angehörigen.

Wenn wir den nächtlichen Sternenhimmel in seiner hehren Majestät anstaunen, und stets dieselben Sternbilder in gleicher Form und gleicher Entfernung sehen, so können wir leicht zu der Annahme verleitet werden, es ständen diese Sterne unbeweglich und festgebannt am Firmamente, ohne jemals ihre Stellung zu verändern. Doch dem ist durchaus nicht so.

Genaue Beobachtungen haben ergeben, daß Sirius im Laufe eines Jahrhunderts um 125, Arctur um 226, der Hauptstern im Centauren sogar um 368 Bogensekunden fortschreitet.

Mit unseren Fernröhren können wir solche Ortsveränderungen jedoch nur dann konstatiren, wenn diese Bewegung weniger oder mehr senkrecht zur Visirlinie des Beobachters stattfindet. Ein Stern, der sich in gerader Linie uns nähert oder von uns entfernt, wird für uns stille zu stehen scheinen. Doch bietet die Spektralanalyse Mittel, auch diese Bewegungen mit großer Genauigkeit festzustellen, und so fand Huggins, daß Sirius sich in jeder Sekunde 18 bis 22 englische Meilen von uns entfernt, während Wega um 44 bis 54, Arctur 55, Deneb im Schwan um 39 Meilen pro Sekunde sich uns nähern. Auf diese Weise muß der Sternenhimmel im Laufe der Zeiten ansehnliche Veränderungen erfahren.

Wie verhält sich aber unser Sonnensystem zu dieser Bewegung? Natürlich bewegt es sich auch, und zwar ergibt sich für die Richtung, die dasselbe einhält, ein Punkt im Sternbilde des Herkules. Es kreist um eine Zentralsonne, wie die Planeten um unseren Sonnenkörper, jedoch beläuft sich die Dauer eines solchen Sonnenjahres auf viele, nach der Annahme einiger Astronomen auf 182 Millionen Erdenjahre.

Es bestehen nach Meinungsverschiedenheiten, ob in diesen unser Zentralsonnensystem der ganze uns sichtbare Sternenhimmel samt der Milchstraße einbezogen werden muß, oder ob letztere hiezu in keiner Beziehung mehr steht. Nach letzterer Anschauung bildet das Sternensystem, zu welchem auch unsere Sonne gehört, nahezu eine Kugel, und neben ihm existiren in ungemessenen Fernen noch zahllose andere, ebenfalls kugelförmige Fixsternsysteme, die sämtlich ungefähr in einer Ebene gruppirt sind. Diese ist nun die Ebene der Milchstraße, und die Ringform derselben wäre eine durch die ungeheure Entfernung hervorgebrachte optische Täuschung.

Sei dem aber, wie es will, so viel steht fest, daß von den zu unserm Systeme gehörigen Sternen unsere Sonne der Zentralsonne weder zunächst steht, noch auch die entfernteste ist. Gleich wie nun in unserem Planetensystem die der Sonne zunächst stehenden eine viel größere Umlaufsgeschwindigkeit besitzen, als die entfernteren (Merkur zum Beispiel bewegt sich 10mal schneller als Neptun), und manche Kometen in ihrer Sonnenferne sogar eine 200mal geringere Bahngeschwindigkeit zeigen, als die Planeten, so müssen wir auch annehmen, daß die der Zentralsonne fernsten Sterne eine viele tausendmal geringere Geschwindigkeit besitzen, als unser Sonnensystem, also vielleicht 100,000 bis 200,000 Millionen Jahre zu ihrem Umlaufe nötig haben. Und diese unfaßbare Zeit wäre analog einem Weltenjahre unseres Zentralsonnensystems!

Wir sagen „unseres", denn, wie bereits oben bemerkt, existiren ja noch unzählige andere. Wer sollte uns aber die Annahme wehren, daß nicht auch diese sämtlichen Systeme sich auf der Wanderschaft um eine gemeinsame Zentralsonne zweiter Ordnung befinden?

Unser Sonnensystem hat einen Durchmesser von etwa 2000 Millionen Meilen. Zwischen dieser Planetenwelt und dem nächstgelegenen Fixsterne befindet sich ein Raum, der noch 2000mal größer ist, als der Durchmesser dieser Planetenlinie.

Gleiche, wenn nicht noch bedeutendere Größen müssen wir auch den anderen Sonnensystemen beilegen, und wenn wir die Zwischenräume zwischen den einzelnen Zentralsonnensystemen ebenfalls 2000mal größer annehmen, als den Durchmesser jedes einzelnen Gebietes, so erhalten wir Entfernungen, zu deren Durchmessung das Licht viele tausend Millionen von Jahren gebraucht.

Wie groß müßte aber die Zentralsonne zweiter Ordnung sein, um welche alle diese Zentralsonnensysteme erster Ordnung kreisen? Herschel nimmt die Zahl der uns teleskopisch sichtbaren Sterne zu 20 Millionen an. Teilen wir nun jedem dieser Sterne nur die Größe unserer Sonne zu, so müßte diese Zentralsonne, wenn sie in gleichem Verhältnisse wie unsere Sonne zu den Planeten stehen sollte, letztere 15 milliardenmal an Größe übertreffen. Und da wir diesen Koloß nicht als zweite Sonne am Himmelszelte erblicken, müssen wir derselben eine Entfernung beilegen, für welche alle Zahlen und Vorstellungen des Menschengeistes nicht mehr ausreichen. Die Umlaufszeit aller Systeme um dieselbe würde nach Billionen oder vielleicht Trillionen Jahren zählen.

So können wir uns im Geiste immer noch Gebiete dritter, vierter Ordnung u. s. f. denken. Wir vermögen uns weder eine Grenze des Raumes vorzustellen, noch eine Unendlichkeit desselben. Und dennoch muß der Weltenraum unendlich sein, denn der Begriff „Grenze" schließt zugleich die notwendige Existenz eines Raumes ein, der sich jenseits dieser Grenze befindet, und dieser müßte dann immer als die Fortsetzung des Raumes in das Unendliche gedacht werden. Und wie die Existenz des Weltenraumes, so muß auch die der Weltenmaterie als aus unendlicher Vorzeit stammend gedacht werden; sie ändert nur zeitweilig ihre Form, die einzelnen Atome gehen andere Verbindungen ein, aber der Stoff selbst ist unzerstörbar, ebenso wie die ihm innewohnende Kraft. Und wenn auch dereinst unsere Erde, unser ganzes Sonnensystem in Trümmer gegangen ist, so wird der Urstoff wieder andere Welten bilden, er wird bleiben, ewig und unvergänglich.

90. Effects of Light.

Pen and ink sketch.

Size 6 inches by 4 inches.

Awarded Bronze Medal, Second Grade, Session 1900-1901.

91. Effects of Light.

Pen and ink sketch.

Size 6 inches by 4 inches.

Awarded Bronze Medal, Second Grade, Session 1900-1901.

92. Effects of Light.

Pen and ink sketch.

Size 6 inches by 4 inches.

Awarded Bronze Medal, Second Grade, Session 1900-1901.

93. Effects of Light.

Pen and ink sketch.

Size 6 inches by 4 inches.

Awarded Bronze Medal, Second Grade, Session 1900-1901.

94. Effects of Light.

Pen and ink sketch.

Size 6 inches by 4 inches.

Awarded Bronze Medal, Second Grade, Session 1900-1901.

95. Effects of Light.

Pen and ink sketch.

Size 6 inches by 4 inches.

Awarded Bronze Medal, Second Grade, Session 1900-1901.

96. Effects of Light.

Pen and ink sketch.

Size 6 inches by 4 inches.

Awarded Bronze Medal, Second Grade, Session 1900-1901.

Belgian Refugees Arriving at Ostend: Women and Children Waiting to Be Landed.

Belgian Refugees Arriving at Ostend: Women and Children Waiting to Be Landed.

Belgian Refugees Arriving at Ostend: Women and Children Waiting to Be Landed.

Belgian Refugees Arriving at Ostend: Women and Children Waiting to Be Landed.

Belgian Refugees Arriving at Ostend: Women and Children Waiting to Be Landed.

Belgian Refugees Arriving at Ostend: Women and Children Waiting to Be Landed.

Belgian Refugees Arriving at Ostend: Women and Children Waiting to Be Landed.

Belgian Refugees Arriving at Ostend: Women and Children Waiting to Be Landed.

Belgian Refugees Arriving at Ostend: Women and Children Waiting to Be Landed.

Belgian Refugees Arriving at Ostend: Women and Children Waiting to Be Landed.

Belgian Refugees Arriving at Ostend: Women and Children Waiting to Be Landed.

Belgian Refugees Arriving at Ostend: Women and Children Waiting to Be Landed.

Belgian Refugees Arriving at Ostend: Women and Children Waiting to Be Landed.

Belgian Refugees Arriving at Ostend: Women and Children Waiting to Be Landed.

Belgian Refugees Arriving at Ostend: Women and Children Waiting to Be Landed.

Belgian Refugees Arriving at Ostend: Women and Children Waiting to Be Landed.

Belgian Refugees Arriving at Ostend: Women and Children Waiting to Be Landed.

Belgian Refugees Arriving at Ostend: Women and Children Waiting to Be Landed.

Belgian Refugees Arriving at Ostend: Women and Children Waiting to Be Landed.

Belgian Refugees Arriving at Ostend: Women and Children Waiting to Be Landed.

Belgian Refugees Arriving at Ostend: Women and Children Waiting to Be Landed.

Belgian Refugees Arriving at Ostend: Women and Children Waiting to Be Landed.

Belgian Refugees Arriving at Ostend: Women and Children Waiting to Be Landed.

Belgian Refugees Arriving at Ostend: Women and Children Waiting to Be Landed.

Belgian Refugees Arriving at Ostend: Women and Children Waiting to Be Landed.

Belgian Refugees Arriving at Ostend: Women and Children Waiting to Be Landed.

Belgian Refugees Arriving at Ostend: Women and Children Waiting to Be Landed.

Belgian Refugees Arriving at Ostend: Women and Children Waiting to Be Landed.

Belgian Refugees Arriving at Ostend: Women and Children Waiting to Be Landed.

Belgian Refugees Arriving at Ostend: Women and Children Waiting to Be Landed.

Belgian Refugees Arriving at Ostend: Women and Children Waiting to Be Landed.

Belgian Refugees Arriving at Ostend: Women and Children Waiting to Be Landed.

Belgian Refugees Arriving at Ostend: Women and Children Waiting to Be Landed.

Belgian Refugees Arriving at Ostend: Women and Children Waiting to Be Landed.

Belgian Refugees Arriving at Ostend: Women and Children Waiting to Be Landed.

Belgian Refugees Arriving at Ostend: Women and Children Waiting to Be Landed.

erhöhte sich nach und nach bis auf 5000 Mann, von welchen etwa 2000 die türkische Garnison in Vamos einschließen und hart bedrohten. Die Sphakioten, jederzeit bereit, dem muhammedanischen Feinde am Zeuge zu flicken, stiegen von ihren Bergen herab und gaben den türkischen Truppen allenthalben zu schaffen. Den Stier bei den Hörnern zu fassen, wagten die letzteren nicht, und so blieb das Hochland der Sphakia, wo sich türkische Truppen oft genug blutige Niederlagen zugezogen, bisher von ihnen verschont. Dagegen war die Pforte unklug genug, ein muhamedanisches Element auf die Insel zu verpflanzen, das vorzüglich geeignet schien — die wilden Leidenschaften noch mehr zu entfachen. Dieses Element sind die sogenannten „Benghasis“, eine Art irregulären Aufgebot aus Tripolitanien. In Kanea gab die gelegentliche Ermordung eines arabisch-nigritischen Paschi-Bozuk das Signal zu einer abscheulichen Metzelei, trotz der mittlerweile erfolgten Ankunft der fremden Kriegsschiffe. Nun griff die Bewegung auch ostwärts aus. In Kandia und Rethymnon entbrannten Straßenkämpfe, allerorten wurden christliche Dörfer geplündert, dafür als Gegenleistung türkische Detachements von den Insurgenten aufgerieben. Der damalige Generalgouverneur der Insel, Turkhan Pascha, war außer stande, das Militär von Ausschreitungen zurückzuhalten, da er mit dem Militärgouverneur Aydin, der als Urheber der blutigen Vorfälle gilt, auf schlechtem Fuße stand.

Inzwischen wurde die Garnison von Vamos von den Aufständischen immer schwerer bedrängt, wodurch sich die Pforte veranlaßt sah, ausreichende Verstärkungen nach der Insel zu entsenden und in der militärischen Leitung einen Wechsel vorzunehmen. Noch vor Ablauf des Mai traf der neue Militärgouverneur, Abdullah Pascha — dessen Wahl sich alsbald als durchaus verfehlt erwies — in Kanea an. Zugleich wandten sich die Aufständischen um Hilfe nach Athen. Die griechische Regierung remonstrirte, die Konsuln erhoben ihre warnende Stimme, die Pforte schickte hin und her, und die osmanischen Behörden wußten nicht, wer Koch und wer Kellner sei. Die Plünderungen christlicher Dörfer dauerten aber fort, und an der Nordküste der Insel kamen nach und nach Tausende von flüchtenden Weibern und Kindern zusammen, welche nach Griechenland übergeschifft sein wollten. Trotz der anwachsenden Truppenmacht beherrschte bis in den Juni hinein die Epitropie (das Komitee der Aufständischen) den ganzen Bezirk von Apokorona, sowie Teile des Bezirkes von Retimnon, woselbst jedoch Vanden eines mohammedanischen Geheimkomitees das Gegengewicht bildeten. Beunruhigt, jedoch nicht im eigenen Aufstande waren die Bezirke Kissamo, Kydonia, Selino und kriegerischer auch die Sphakia; der östliche Teil der Insel wurde von der Bewegung gar nicht ergriffen.

Am letzten Mai endlich errangen die osmanischen Truppen den ersten greifbaren Erfolg: sie entsetzten die von den Insurgenten hart bedrängte Garnison von Vamos, welche unbehelligt in Kanea einrückte. Auch sonst ergriff der gar zu schneidige Abdullah Pascha in scharfer Weise die Offensive. Ein türkischer Kreuzer bombardirte am 8. Juni die Küste bei Pistolles; vorüberfahrende Schiffe sahen in manchen Nächten den ganzen Horizont der Insel gerötet von den Flammen brennender Dörfer. Die Insurgenten bezahlten selbstverständlich, wo es nur immer anging, mit gleicher Münze. Die Zufuhr von Waffen und Munition mittelst griechischer Segler wurde begünstigt durch die Gestaltung der Küste. Die Epitropie, welche in Stilos ihren Sitz hatte, gewann immer mehr an Anhang, so daß nun die Pforte, ohnedies von den Mächten gedrängt, diesem Zustande der Dinge ein Ende zu machen, endlich, in gewohntem Schneckengange, sich zu Konzessionen herbeiließ. Noch vor Ablauf des Juni wurde der unfähige Zivilgouverneur Turkhan Pascha abberufen und der bisherige Fürst von Samos, Georgi Pascha Verowitsch, an dessen Stelle gesetzt. Der Sultan sicherte ferner zu, daß mit der Eröffnung des Landtages, die für den 29. Juni angesetzt war, eine allgemeine Amnestie verbunden sein sollte. Die Grundlage zu einer Verständigung sollte der Vertrag von Haleppa bilden. Die Aufständischen erklärten jedoch diesen Vertrag, welcher im Jahre 1878 nach dem Berliner Kongresse die Wünsche der damaligen Führer vollkommen befriedigt hatte, nunmehr für unzulänglich.

Der Vertrag von Haleppa verlangt unter anderem, daß der Zivilgouverneur der Insel, die in überwiegender Mehrheit von Christen bewohnt ist, Christ sei, daß die Bezirkshauptmänner der Religion angehören, die in dem Bezirke vorherrscht, und daß die Hälfte der Einnahmen für öffentliche Arbeiten auf der Insel verwendet werden solle. Die beabsichtigte Nationalversammlung verlangte mehr: der Posten des Militärkommandanten müsse aufgehoben, der Zivilgouverneur mit erweiterten Vollmachten — auch militärischen — ausgestattet, das Polizeiwesen reformirt werden. Eine noch radikalere Partei hatte gar schon die griechischen Farben aufgepflanzt und fühlte sich ermutigt durch die Ankunft von Landsleuten, welche Waffen und Lebensmittel brachten. Es wird erzählt, daß die Besatzung zweier solcher Schiffe die Bemannung eines türkischen Torpedobootes, die zur Revision an Bord erschien, niedergemetzelt habe. Noch Anfang Juli fand eine Versammlung der revolutionären Vereinigung statt, in welcher die Vereinigung mit Griechenland erklärt und eine provisorische Regierung angenommen wurde.

Nun kehrte sich der Druck der Mächte auf die Aufständischen. Es wurde ihnen bedeutet, daß angesichts des weitgehenden Entgegenkommens seitens der Pforte die revolutionäre Partei jeden Anspruch auf die Sympathien Europas verwirken würde, falls sie nicht gleichfalls die Hand zum Frieden darböte. Auch die griechische Regierung erkannte, daß dem Radikalismus Einhalt geboten werden müsse. Den gemeinsamen Bemühungen gelang es endlich, die Nationalversammlung zu stande zu bringen. Mitte Juli waren 25 christliche und 22 mohammedanische Deputirte erschienen, nachdem schon in den ersten Tagen des Monats seitens der Pforte an Abdullah Pascha die strenge Weisung erlassen worden war, alle Feindseligkeiten einzustellen, falls die Truppen nicht angegriffen würden. Indessen kam es schon in den ersten Sitzungen zu allerlei Protesten, teils formeller, teils sachlicher Natur. Auch die Scharmützel und die Niedermetzelung Einzelner und ganzer Trupps, sowohl auf kretensischer als auf osmanischer Seite, hörten nicht auf.

So dauert denn bis zu der Stunde, da diese Zeilen in Druck gehen, das Schauspiel fort, welches vor siebenzig Jahren — allerdings in größerem Maßstabe — der „Archipel in Flammen“ darbot. Vom historischen Standpunkte ist es von Interesse, festzustellen, daß Kreta niemals zu Griechenland gehört hat. Es war immerdar selbständig und selbst zur Zeit der dorischen Einwanderung überwiegend nicht griechisch. Dem Türkentum hatte die Insel am längsten getrotzt, und bis zum Jahre 1669 war sie das letzte Bollwerk der venezianischen Macht im Orient und demgemäß auch die letzte Zufluchtsstätte des somit überall von den osmanischen Eroberern bedrängten Griechentums. Erst seit dem Erwachen des Nationalitätenprinzipes faßte sich das durch und durch griechische Kandia zu Griechenland hingezogen, das nun plötzlich in die Stelle eines „Mutterlandes“ einsprang, ohne es jemals früher gewesen zu sein. Dem Fernblickenden kann das Ende der Dinge nicht zweifelhaft sein: so wie auf den Inseln des Archipelagos die dreifarbige Flagge der Hellenen flattert, ebenso wird sie einst auf den zusammengebröckelten Wällen der alten venezianischen Bollwerke emporgezogen werden. Ein solches Ereignis ist, angesichts des fortschreitenden Zerfalles der Osmanidenmacht, nur eine Frage der Zeit.

Hast Du Feuer?

Von

Ferdinand Philipp.

„Wie hoch schätzen Sie den Revolver?“

„Schätzen?! Sie meinen wohl, was er kostet.“

„Ohne Frage.“

„Das, lieber Freund, kann ich Ihnen aufrichtig gesagt, nicht beantworten. Wenn ich nach dem äußeren Scheine dieser Waffe urteilen wollte, hätten Sie kaum zehn Franken dafür bezahlt, aber bei einer guten Waffe darf man nie nach dem Aeußeren urteilen; darf ich damit schießen?“

„Wer?!“

„Weshalb nicht? Gerade vor unserem Fenster tummeln sich einige Delphine, von welchen ich mir einen als Schießobjekt wählen werde; Sie haben nur zu bestimmen, welchen Teil des Körpers ich treffen soll.“

„Na, meinetwegen den Schwanz.“

Ich zielte auf einen eben aus dem Wasser auftauchenden Delphin; der Schuß ging los, ein heftiger Schlag mit dem Schweife, dann ein rasches Auf- und Untertauchen — alles Zeichen, daß ich getroffen hatte. Kaum war der Knall verhallt, als einige Dienerinnen schreiend und wehklagend hereinstürzten, ihnen folgte die Herrin des Hauses, welche händeringend auf ihren Sohn zueilte.

„Edouard,“ sagte sie zu ihm, „habe ich Dir nicht streng befohlen, keine Waffe, besonders keinen Revolver mehr anzurühren, und . . .

„Ach, Sie, mein Herr,“ sagte sie, den Revolver in meiner Hand gewahrend, „ich bitte Sie, verbergen Sie die Waffe vor meinen Augen! Sie werden mich für kindisch halten, aber seitdem mein jüngerer Bruder durch den unvorsichtigen Gebrauch einer ebensolchen Waffe ums Leben kam, bin ich außer mir; es ist doch keiner verwundet worden?“ fragte sie, ängstlich umherschauend.

„Ich dulde kein solches Ding mehr in meinem Hause, und nun dieser schreckliche Knall, den ich vernommen, ich flehe Sie an, nehmen Sie dieses Werkzeug des Todes an sich, behalten Sie es, ich mache es Ihnen zum Geschenk.“

Eine kurze Verbeugung, und die Dame entfernte sich beruhigter, als sie bemerkte, daß ich den Revolver in die Tasche gesteckt und meinen Rock fest zugeknöpft hatte.

Was ich hier erzähle, hatte sich vor einigen Monaten in Konstantinopel, einem der Vororte von Konstantinopel, zugetragen. Das Haus, in welchem ich meine Kunst als Schütze gezeigt, ist das eines Freundes, wo ich, häufig zu Gast geladen, angenehme Stunden verbracht habe und noch verbringe.

Welch herrlicher Genuß, wenn ich in früher Morgenstunde in jenem Hause, welches hart am Ufer des Bosporus gelegen, von meinem Zimmer aus auf die ihn und her fahrenden Kaiks blicke, welche die in verschiedene Trachten gehüllten Insassen dem Orte ihrer Bestimmung zuführen. Dampfschiffe, auf denen kein Plätzchen leer, schießen durch die Fluten, um nach längerer oder kürzerer Fahrt an den verschiedenen Landungsbrücken ihre Passagiere abzusetzen, die ihren Magazinen und Comptoirs in Stambul, Galata oder Pera zustreben oder sonstigen Beschäftigungen nachgehen.

Steigt die Sonne höher und spiegelt sie ihr Antlitz wider in den Millionen Fensterscheiben der am europäischen Bosporus terrassenförmig sich erhebenden Gebäude, dann durchzittert ein Gitzern, Flimmern und Flammen die Luft, scharf kontrastirend mit den grünlichen Wogen, den meist weißgetünchten Häusern, marmornen Palästen, schlanken Minarets, inmitten zahlreicher Gärten.

Fröhliches Lachen klingt jetzt an mein Ohr. Es sind nicht mehr ernstblickende Kaufleute, die, über wichtige Geschäfte nachdenkend, vorüberfahren; nicht bedächtige Beamte, welche ihren Mienen den Ausdruck verleihen, als ruhe das Wohl und Wehe der ganzen Welt auf ihren vorgebeugten Schultern. Nein, es sind reizende Bewohnerinnen der Harems, die sich beeilen, den Inhalt ihrer mehr oder minder gefüllten Borsen hinzugeben, um dafür jene Modedinge einzutauschen, die auch ihren europäischen Schwestern so begehrenswert erscheinen.

Jetzt schnauft und stampft ein riesiger Dampfer vorüber, der die Erzeugnisse des Abendlandes den angrenzenden Bewohnern des Schwarzen Meeres überbringt, um dafür des Lebens erstes Bedürfnis, Getreide, heimzubringen.

Wie süß läßt es sich aber auch in diesem Zimmer, in einem auf orientalische Art an der Erde hergerichteten Bette ruhen; in Schlaf eingelullt von den unermüdeten Wellen, die unter dem teilweise auf Wölben ruhenden Zimmer dahinfließen. Wie lausche ich da so gern auf das Gemurmel des Wassers, welches mir süße Worte wieder zu erzählen scheint, die es vernommen aus dem Munde zärtlicher Odalisken, die einander im Meeresbade ihre Geheimnisse anvertrauten.

Gegen Abend empfahl ich mich von meinem Freunde, der mich gern über Nacht behalten wollte, und auf das etwas bewegte Meer hinaus deutete, welches nicht gut in einem Kaik zu überfahren wäre. Aber seine Gründe, mich zurückzubehalten, fruchteten nichts, ich entleibte und war in zwei Minuten an der Stelle angelangt, wo kleine Fahrzeuge bereit liegen, um Leute aufzunehmen.

„Wie viel verlangst Du, um mich nach Galata zu fahren?“ fragte ich einen Kaikschiff.

„Fünf Piaster, Herr,“ antwortete er, „ich werde Dich aber so rasch fahren wie ein Dampfschiff.“

Ich stieg ein, setzte mich auf den Boden des Kaiks nieder, und wir fuhren ab. Der Wind blies ziemlich stark aus Norden und trieb das Schiffchen den Leandersturme zu. Ich machte den Kaikschiff darauf aufmerksam.

„Fürchte nichts,“ erwiderte er, „dies hübsche Wind wird meinen Kaik nicht von seinem Wege abtreiben können.“

„Schon gut,“ sagte ich, nahm meine Tabakdose heraus und drehte mir eine Cigarrette. Dann suchte ich in den Taschen nach meinem Feuerzeug, welches ich aber nicht fand und wahrscheinlich bei meinem Freunde gelassen hatte.

„Hast Du Feuer?“ fragte ich hinauf.

„Mehr als genug,“ antwortete er, „aber Du wirst es wahrscheinlich nicht gebrauchen.“

„Warum denn nicht?“

„Du wirst schon sehen; kannst Du schwimmen?“

„Weshalb diese Frage?“

„Weil ich Dich ins Meer werfen werde, wenn Du mir nicht zwanzig Piaster für die Fahrt zahlst!“

„Nicht mehr verlangst Du? Wenn ich Dir aber jetzt die zwanzig Piaster, die Du verlangst, gebe, wer bürgt mir dafür, daß Du nach zwei Minuten nicht vierzig forderst?“

„Nein, bei Allah und seinem Propheten, gib sie mir.“

Ich that, als ob ich in meine Tasche griffe, um mein Portemonnaie herauszunehmen, zog aber unvermerkt meinen Revolver hervor, richtete ihn auf eine über meinem Haupte träge dahinziehende Möwe, und . . . sie fiel getroffen neben dem Kaik nieder, schlug noch einigemale mit den Flügeln und trieb dann mit dem Strome an unserer Seite weiter.

„Hast Du Feuer?“ fragte ich abermals den Kaikschiff, als sei nichts zwischen uns vorgefallen.

Er holte, an allen Gliedern zitternd, das Gesicht wie mit einer Bleifarbe bedeckt, eine Schwammdose hervor, die er mir reichte. Ich setzte ein Zündholzchen in Brand und zündete meine Cigarrette daran an.

„Wie viel verlangst Du jetzt?“ fragte ich scherzend.

Er antwortete mit bebender Stimme:

„Herr, mein Leben steht in Deiner Hand, Du kannst mich auch für zeitlebens unglücklich machen; für mich aber wäre das Unglück nicht so groß als für mein Weib und meine drei Kinder, die ihren Ernährer verlieren.“

„Rudere, als ob Dein Leben davon abhinge,“ sagte ich hierauf, „der Regen fällt stärker, und ich werde bis auf die Haut naß werden.“

Er legte sich auf die Ruder, und der Kaik schoß wie ein Pfeil dahin.

„Siehst Du die Wache dort?“ begann ich wieder.

Er ließ die Ruder plötzlich sinken.

„Siehst Du die Wache dort?“

„Herr, sei barmherzig! Denke an mein Weib und an meine Kinder!!“

„Siehst Du die Wache dort? Warum antworten Du nicht?“

„Ja, ich sehe sie,“ bambte er mit ersterbender Stimme.

ed by Google

„Nun wohl," begann ich langsam, „zwanzig Schritte von dieser Wache ist der Fischmarkt, dort wirst Du mich aussteigen lassen."

Mit einem unendlich dankbaren Blick zuwerfend, den ich Zeit meines Lebens nicht vergessen werde, stieß er einen Freudenruf aus, ergriff abermals die Ruder, und nun langte der Kahn förmlich über die Wasserfläche.

Es war mutterseelenweit geworden, daß in kaum fünf Minuten waren wir an Ort und Stelle. Ich legte die bedungenen fünf Piaster auf den Boden nieder, sprang ans Land und eilte meiner Wohnung zu, wo ich, ohne etwas gesprochen zu haben, mich bald ins Bett legte. Ich fühlte doch ein wenig Fieber!

Frauenarbeit und Frauenintereſſe auf der Berliner Gewerbeausſtellung.

Von

G. von Beaulieu.

An dem Gebäude für Wohlfahrtseinrichtungen feſſelt uns vor allem die Darſtellung eines Kindergartens. In Berlin gibt es vier Vereine für Fröbeliſche Erziehungsweiſe: den Fröbel-Verein, das Peſtalozzi-Fröbel-Haus, den Verein für Volkskindergärten und den Verein für den Fichte-Volkskindergarten. Alle dieſe Vereine ſtellen hier in einem geſonderten Raume des Gebäudes aus, und zwar veranſchaulicht das kleine, traulich Gemach das Klaſſenzimmer eines Kindergartens. Der Fröbel-Verein iſt eine der älteſten gemeinnützigen Geſellſchaften Berlins. Seit der Begründung des erſten deutſchen Kindergartens in Blankenburg und Keilhau ſind nun ſechsundſiebzig Jahre verfloſſen; immer mehr werden die Gedanken Fröbels Gemeingut der Nation, ihr ſegensreicher Einfluß wächſt noch von Tag zu Tag. So ſind zum Beiſpiel jüngſt in den Berliner Gemeindeſchulen beim Turnunterricht Fröbeliſche Bewegungsſpiele eingeführt worden.

Eine beſonders wohlthätige Einrichtung für die Großſtadt bilden die Volkskindergärten; hier finden Arbeiterkinder, deren Eltern den Tag über in der Fabrik oder ſonſtwo außer dem Hauſe beſchäftigt ſind, Unterkommen. Die Kleinen werden auch während der unterrichtfreien Stunden beſchäftigt und beaufſichtigt; ſie erhalten ferner auf Wunſch Mittageſſen und Veſperbrot, beides für zuſammen zehn Pfennige täglich. Der Fröbel-Verein hat drei ſolcher Volkskindergärten eingerichtet, zwei im Norden, wo die größte Armut herrſcht, und einen im Süden; außerdem beſitzt er noch drei andere Kindergärten für die Kleinen wohlhabender Familien. Der dritgenannte Verein, der für Volkskindergärten, hat drei derartige Inſtitute, der Verein für den Fichte-Volkskindergarten eines im Südoſten Berlins.

Das Peſtalozzi-Fröbel-Haus beherbergt außer dem erwähnten Kindergarten noch Vermittlungsklaſſen für Zöglinge von 5½ bis 6 Jahren, Elementarklaſſen für ſolche von 6 bis 7½ Jahren und endlich Mädchen- und Knabenarbeitsſchulen, in denen Kinder bis zum zwölften Jahre unterrichtet werden. Alle Zöglinge bekommen auf Verlangen im Hauſe ein Mittageſſen für zehn Pfennige.

Sowohl der Fröbel-Verein wie das Fröbel-Peſtalozzi-Haus unterhalten Seminare, in denen Kinderpflegerinnen und ſelbſtändige Kindergärtnerinnen ausgebildet werden. Die Kinderpflegerinnenſchule wird von jungen Mädchen beſucht, welche Muttern bei der Wartung von Kindern zur Hand gehen und die Fähigkeit erwerben wollen, die erſtehende Pflege von Kindern zu übernehmen. Bekanntlich legen Peſtalozzi wie Fröbel einen großen Wert auf die Erziehung der erſten ſieben Lebensjahre. Die erſte Geiſtes- und Herzenspflege der Kinder ſoll nicht ungebildeten, liebloſen Perſonen überlaſſen, ſondern in wahrhaft mütterlichem Sinne von einer einheitlich gebildeten Frau geübt werden. Am beſten wird das natürlich von der Mutter geſchehen, wo dieſe aber fehlt oder behindert iſt, ſoll geeigneter Erſatz geſchafft werden. In die Fröbel-Seminare gehen nicht nur junge Mädchen, welche die erworbenen Kenntniſſe als Broterwerb benützen wollen, ſondern auch ſolche, die das Erlernte nur im eigenen Hauſe zu verwerten gedenken. Die Schulen bilden neben den Pflegerinnen auch ſelbſtändige Kindergärtnerinnen aus; dieſe ſind nach Zurücklegung eines Examens zu eigener Leitung eines Kindergartens befähigt und werden geprüften wiſſenſchaftlichen Lehrerinnen gleich geachtet. Der Kindergarten im Betriebe, den wir auf der Berliner Gewerbeausſtellung ſehen, iſt ein ſolcher des Fröbel-Peſtalozzi-Hauſes. Auch in Chicago führte das Haus einen Kindergarten vor, und ſeine Leiſtungen wurden jenſeits des Ozeans mit Verwunderung und Anerkennung aufgenommen.

Das Fröbel-Peſtalozzi-Haus wird von einer Großnichte Fröbels, Frau Henriette Schrader, geleitet. Sein Kindergarten beſitzt in der Unterrichtsweiſe eine Eigenart, nämlich die Ausſtellung eines Monatsgegenſtandes. Dies iſt ein Thema, welches den ganzen Monatsunterricht beherrſcht, ihm Richtung und Wege gibt. Durch den Monatsgegenſtand ſollen die Kinder zur Gründlichkeit erzogen werden; man will ſie zu eigenem Nachdenken über den Gegenſtand anregen, von dem ſie vier Wochen hindurch hören.

Wir ſehen hier ein Klaſſenzimmer des Fröbel-Peſtalozzi-Hauſes. Vor den kleinen, mit Pulten verſehenen Holzbänken ſteht eine große ſchwarze Tafel. Auf dieſer erblickt man, mit Kreide gezeichnet, Kirſchen und Kirſchblüten, dazu befindet ſich vor der Tafel in einem Waſſerglaſe ein friſcher Kirſchblütenzweig; reife, aus Wachs nachgebildete Kirſchen liegen daneben. An der Tafel leſen wir ein Verschen:

„Weiß wie Schnee,
Roth wie Klee,
Süß wie Blut
Schmeckt's allen Kindern gut."

Einige der Kinder malen die Kirſchen auf kleinen Schiefertafeln nach, andere legen fünf weiße Blättchen auf rotem Papier zu Blüten zurecht, wieder andere ſtechen die Blüten aus weißen Muſcheln aus und ſägen den Stiel durch ein Holzſtäbchen hindurch; noch andere kneten die reifen Kirſchen aus Wachs und Thon nach, ein Stäbchen bildet auch hier den Stiel.

Ein anderer Monatsgegenſtand iſt zum Beiſpiel das Brot; im Anſchluß daran ſprach man beim Unterricht wie bei den Beſchäftigungsſpielen vom Getreide und von der Ernte. Wieder ein anderes Thema bietet das Haus. Für das Faſſungsvermögen der Kleinen wird es in Verbindung mit dem Märchen vom Rotkäppchen gebracht. Durch alle Fröbelſchen Beſchäftigungsſpiele hindurch wird das Haus erklärt: es wird mittels Stäbchen auf den Tiſch in Umriſſen hingelegt, mit Bauklötzen aufgebaut, ſeine Linien werden auf Papier mit Nadeln durchſtochen, auf Karton mit bunten Fäden ausgenäht, in Papierflechtwerk ausgeführt, in Papier gefaltet; ferner wird es mit farbigen Stiften gezeichnet, in Thon modellirt und ſo weiter. Auch in den Bewegungsſpielen, in den Mutter- und Koſeliedern und in den übrigen Rundgeſängen ſpielt für den einen Monat das Haus eine Rolle. So wird es den Kleinen deutlicher und lebendiger, als wenn man ihnen aus einem Buche davon vorläſe oder davon erzählte. Durch Auge und Ohr, Hand und Fuß nimmt das Kind die Vorſtellungen in ſich auf, es bildet die Dinge ſelbſt nach und lernt ſie ſo kennen.

An den Wänden des Klaſſenzimmers hängen Glaskaſten, in denen der Stufengang der Fröbelſchen Beſchäftigungs- und Bildungsmittel dargeſtellt iſt. Man beginnt mit den Beſchäftigkeitsbällen, dann folgt das Legen von Linien und Ringen, das Faderlegen, das Punktiren und Ausſtechen, das Ausnähen von Linien. Von der Linie geht man zur Fläche über; man ſchneidet Papier in verſchiedenen Formen aus, macht bunte Flechtarbeiten, faltet die Flächen zu kleinen Gegenſtänden: Vögeln, Häuſern, Käſtchen. Dann folgen die Arbeiten aus Thon und Pappe und ſchließlich die plaſtiſchen Kartonarbeiten. Was hier winzige, fleißige Kinderhände geſchaffen, iſt rührend zu ſehen und ſtimmt uns dennoch froh, da wir wiſſen, mit wie viel Luſt die Kleinen bei der Arbeit waren, mit wie roten Wangen und blitzenden Augen all die niedlichen Sächlein hergeſtellt wurden. Originell ſind die Zeichnungen aus bunten Stiften nach eigener Erfindung der Kinder; einige erinnern in ihrem unfreiwilligen Humor an den berühmten Mitarbeiter der Fliegenden Blätter, den kleinen Otezig. Auch Schmuck für den Weihnachtsbaum lernen die Kinder anfertigen, und für das Chriſtkind haben ſich die Fingerchen der Kleinen gewiß beſonders gern gerührt. Unter den Nutzarbeiten ſehen wir eine Puppenſtube aus Pappe, Watte und Stäbchen, welche der Fichte-Volkskindergarten ausſtellt. Der Volkskindergarten zu Konſtanz bringt ein ganzes Luſt- und Sommerhaus zur Schau, nebſt umliegenden Gebäuden und Gärten; die luſtigen Häuſer ſind durch auf Draht gezogene Erbſen hergeſtellt. Eine Reihe ſchöner Modellarbeiten wurde von Kindergärtnerinnen ausgeführt; unter ihnen fallen als Kunſtwerke im kleinen Stilproben auf, die aus ſchwarzem Papier mit der Schere ausgeſchnitten und auf weißen Karton geklebt worden ſind.

Die Volkskindergärten führen uns zum Verein für häusliche Geſundheitspflege, der uns über die Ferienkolonien orientirt. Letztere, eine 1880 begründete, ſegensreiche Einrichtung, beſitzen damals nur 8 Volkskolonien, jetzt deren 56 und noch 23 Halbkolonien. Die Zahl der Lokalkomitees beträgt heute 233; 193 Aerzte werden durch ſie beſchäftigt und insgeſamt 3144 Kinder der freien Natur und damit der Geneſung zugeſandt. Das ſind Zahlen, welche eine lebendige Sprache reden. Ausgeſtellt iſt hier unter anderem die verkleinerte Nachbildung eines Hauſes, welches die Ferienkolonien in dem Seebade Kolberg beſitzen.

In dem Gebäude für Wohlfahrtseinrichtungen befindet ſich eine ergreifende und intereſſante Ausſtellung: die der königlichen Blindenanſtalt von Steglitz, einem Vororte von Berlin. Es ſind Häkelei'en, perſiſche Knüpfarbeiten, Perlarbeiten auf Draht, Korbflechtereien, Seilerarbeiten, Modellirarbeiten, alles von den Blinden ausgeführt. Photographien verdeutlichen die Anfertigung der Arbeiten, ſtellen die Schul- und Anſtaltsräume der Blinden, überhaupt die Einrichtung der Anſtalt dar. Auch die Punktirſchrift der Blinden, ihre reliefartigen Landkarten lernen wir hier kennen.

Der hauswirtſchaftliche Unterricht für Mädchen in den Berliner Gemeindeſchulen bringt uns wieder auf ein anderes Gebiet. Die hierher gehörende Schauſtellung geht von dem Vereine für das Wohl der aus der Schule entlaſſenen Jugend aus. 1893 machte man den erſten Verſuch, dreizehnjährige Mädchen der erſten Klaſſe der Berliner Gemeindeſchulen über das Notwendigſte eines kleinen Familienhaushalts zu unterrichten, beſonders über Führung der Küche. Der Unterricht geſchah praktiſch und theoretiſch in vierzig vierſtündigen Sektionen, die über das ganze Jahr verteilt waren, ſo daß wöchentlich je eine ſtattfand. Der Verſuch glückte. Man hofft nun, auf dieſem Wege eine wichtige Aufgabe der Volkserziehung zu löſen. Auch andere deutſche Städte haben den hauswirtſchaftlichen Unterricht für Mädchen in ihren Gemeindeſchulen eingeführt. Ausgeſtellt ſind hier Lehr- und Anſchauungsmittel für hauswirtſchaftlichen Unterricht, Schulapparate, Unterrichtspläne und die Anſicht- und Grundriſſzeichnung einer Schulküche.

Die Volksküchen, 1866 begründet, ſtellen ebenfalls aus. Es exiſtiren jetzt ſechzehn derartige Küchen in Berlin, deren Schaffen unzweifelhaft ſegensreich iſt. Wie viele Menſchen würden überhaupt nichts Warmes zu eſſen bekommen, wenn die Volksküche ſie nicht verſorgte! Dort erhält jeder für 25 Pfennige einen Liter Gemüſe und drei Stücke Fleiſch, für 15 Pfennige vier Fünftel Liter Gemüſe und ein Stück Fleiſch. Es ſind Gebrauchsgegenſtände, Geſchirr, zu verwendendes Rohmaterial zur Schau gebracht, auch Photographien der Küchen. Die Kochſchule des Hausfrauenvereins zeigt ihre Künſte in der Verwertung von Speiſen: Gemüſe in Aſpic, feine Paſteten und Braten. Leider ſehen wir nicht eine der Volksküchen im Betriebe. Hingegen tritt ein anderes, für das Wohl der unbemittelten Klaſſen geſchaffenes Inſtitut mit einer Küche im Betriebe auf, der Verein für Kindervolksküchen. Der Verein beſteht ſeit 1893 und ſpeiſt während des Winters in zehn, in verſchiedenen Stadtteilen gelegenen Küchen arme Kinder für fünf Pfennige oder auch unentgeltlich. Um die Einrichtung zu zeigen und immer weitere Kreiſe zu gewinnen, hat der Verein unter dem Titel „Volksernährung auf der Berliner Gewerbeausſtellung" eine Küche im Betriebe. Dieſe iſt allerdings weit größer als eine der zehn Kindervolksküchen; während dort fünfhundert täglich geſpeiſt werden, haben hier (freilich an Sonntagen) 30—35,000 Beſucher der Ausſtellung eine Mahlzeit erhalten.

Um das Unternehmen zu fördern, ſtellte der Arbeitsausſchuß der Gewerbeausſtellung das Terrain von einigen Tauſend Quadratmetern gratis zur Verfügung; auch haben Großinduſtrielle durch namhafte Beiträge ihrer Fabrikate ihr Intereſſe an der guten Sache bewieſen; ſo ſind das Geſchirr, die Kochöfen, die Heizungseinrichtungen und anderes freiwillige Lieferungen. Dadurch iſt die Möglichkeit gegeben worden, eine Portion — ganz gleich, welcher Speiſen, ob Fleiſch, Gemüſe, Obſt, Suppe, Mehlgerichte — für zehn Pfennige abzugeben. Letzteres iſt der Einheitspreis für jedes kalte oder warme Gericht, ja auch für die Getränke: Kaffee, Kakao, Schokolade, Kaltſchale. Es ſoll der Beweis erbracht werden, daß es möglich iſt, auch unter den heutigen Verhältniſſen dem Volke eine billige und ſchmackhafte Nahrung herzuſtellen. Damit ſich jedermann hiervon überzeugen könne, iſt die Küche für Volksernährung eingerichtet. Auf dem Terrain befindet ſich ein Garten mit einfachen Holzbänken und Tiſchen; bedeckte Kolonnaden enthalten ebenfalls noch Reihen von Sitzplätzen. Vier Kelte erheben ſich in dem Garten; hier erhält man die Zehnpfennigmarken, welche zum Empfang irgend eines Gerichtes nach eigener Wahl berechtigen. Wir kaufen bei einem jungen Mädchen in einem Kelte zwei Marken und begeben uns zu dem Küchenhauſe. An der Außenwand iſt auf einer großen Tafel die Speiſekarte des Tages zu leſen. Wir ſehen da alle möglichen Arten von Suppen verzeichnet, ferner Fleiſchgerichte: Schweinebraten, Kalbsbraten, Rinderbraten, Gulaſch, Königsberger Klops, deutſches Beefſteak und anderes. Dann die verſchiedenſten Gemüſe, ſowohl friſche wie trockene, endlich Mehlſpeiſen, Obſtgerichte und ſo weiter. Nachdem wir dem jungen Mädchen am Schalter eine Marke gegeben und geſagt, was wir wünſchen, wird uns das Genannte gereicht; wir gehen mit unſerem gefüllten Teller und einem in eine Papierſervette gehüllten Beſteck zu einem leeren Tiſche und verzehren unſer Mittageſſen für zehn Pfennige mit Appetit. Die Portion iſt nicht groß, doch wohlſchmeckend.

Sämtliche Speiſen werden auf Dampf gekocht, in großen, ſonderen kupfernen Keſſeln. Der umfangreichſte dieſer Keſſel enthält 450 Liter; im ganzen bergen die Keſſel der Küche 1300 Liter Speiſeninhalt. Ein weißgekleideter Koch kommandirt in der Hauptküche die Mädchen; in einer Nebenküche, die zur Bereitung der Mehlſpeiſen und der warmen Getränke dient (Kaffee, Kakao, Schokolade) herrſcht eine Wiener Köchin.

Erwähnenswert ſind noch die Wärmevorrichtungen der Küche. Um den vielfachen Verkehr zu bewältigen, ſteht eine Reihe von Speiſen ausgeſtellt da und zwar auf Tiſchen, welche ein Grude-Ofenfabrikant eigens zu dieſem Zwecke konſtruirt hat. Unter der Tiſchplatte, ſozuſagen im Tiſchkaſten, befindet ſich die Grude-Heizung, welche die Platte beſtändig warm hält. Die Feuerung in den ausziehbaren Käſten iſt immerwährend; will man die Hitze abſchwächen, dann ſchaufelt man Aſche über die Glut, will man ſie erhöhen, dann führt man der Grude durch Aufrühren Luft zu. Das Heizmaterial, ein Kohlengrus, iſt bekanntlich ein ſehr billiges. Auch Schränke mit Grude-Heizung ſieht man hier; in ihnen halten ſich die Speiſen ſelbſtverſtändlich noch länger warm als auf den feſtſtehenden Tiſchplatten. Sämtliche Materie werden in großen Maſſen unmittelbar von den Fabrikanten oder Importeuren bezogen; das trägt mit dazu bei, den erſtaunlich niedrigen Preis der betreffenden Speiſen zu ermöglichen.

Digitized by Google

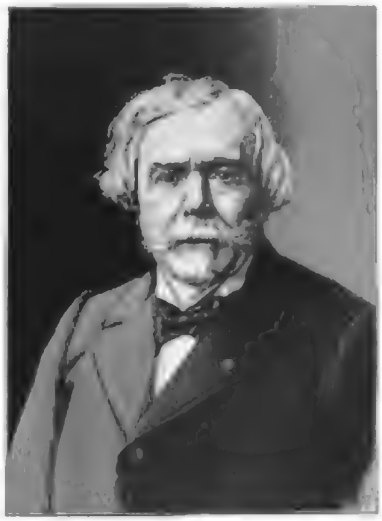
Edmond de Goncourt.

Mit Edmond de Goncourt, der am 16. Juli in Champrosay, dem Landgute seines Freundes Alphonse Daudet, verschied, ist eine der merkwürdigsten Erscheinungen in der Literatur Frankreichs dahingegangen. Untrennbar von seinem Namen ist derjenige seines jüngern Bruders Jules, und obwohl dieser schon vor sechsundzwanzig Jahren verstorben ist und Edmond seitdem manches Selbstständige geschaffen hat, so stehen doch in der Literaturgeschichte die Gebrüder Goncourt als eine Einheit, als ein unlösliches Ganzes da. Einen ähnlichen Fall weitester Verschmelzung und gemeinsamen poetischen Schaffens sehen wir nur noch bei Erckmann-Chatrian, aber zwischen beiden Dioskurenpaaren bestehen doch große Unterschiede. Während die liebenswürdigen Elsässer sich nur ein bescheidenes Plätzchen auf dem Parnaß gesichert haben und die Mehrzahl ihrer Schriften heute schon antiquarisch anmutet, gehörten Edmond und Jules de Goncourt zu den Bahnbrechern der neuen literarischen Bewegung, und ihre Beiträge zur Kulturgeschichte sind von bleibendem Werte.

Edmond Louis Antoine Huot de Goncourt wurde am 26. Mai 1822 in Nancy geboren (sein Bruder Jules 1830 in Paris). Der Vater der Brüder war Offizier, ihr Großvater Vertreter des dritten Standes in der Nationalversammlung von 1789. Ursprünglich Maler und Aubiner, begannen sie ihr gemeinsames literarisches Schaffen 1851 mit dem Roman „En 18..“, der wenig Beachtung fand und verschollen ist. Vielleicht war es dieser Mißerfolg, der sie zunächst von dem eingeschlagenen Pfade abwendete und der Theaterkritik, der Kultur- und Sittengeschichte wie der Kunstgeschichte zuführte. Vornehmlich erstreckten sich ihre außerordentlich gründlichen Studien auf das 18. Jahrhundert wie auf den Anfang des 19., und viele dieser Arbeiten sind als wahrhaft klassische Beiträge zur Kenntnis der Vergangenheit zu bezeichnen. So die Geschichte der französischen Gesellschaft während der Revolution und während des Directoriums, die Charakteristiken der Frau und der Kunst im 18. Jahrhundert und die Porträts aus derselben Zeit. Ferner sind zu nennen die Geschichte Marie Antoinettes und die Biographie der geistreichen Schauspielerin Sophie Arnould. Man hat den Brüdern vorgeworfen, daß sie allzu sehr ins Kleinliche gingen, aber der Einwand ist hinfällig, denn zur treffenden Zeichnung einer Zeitepoche, einer Persönlichkeit dient ein markanter Zug, ein Moment, eine Anekdote oft besser als langatmige Schilderungen.

Indem die Brüder diesen Teil ihres Schaffens noch fortsetzten, hatten sie sich auch wieder dem Roman zugewendet, und nunmehr mit bestem Erfolge. Ihre Art des Schreibens war freilich nicht ganz neu, denn der eigentliche Begründer des Naturalismus in der schönen Literatur ist Flaubert, aber sie besaßen den Mut, auf diesen Wegen weiter zu schreiten, und hatten so einen hervorragenden Anteil an dieser Bewegung, die noch andauert und ebenso viel begeisterte Lobredner und Anhänger wie heftige Gegner und Verleumder aufweist. Wie überall, liegt auch hier die Wahrheit in der Mitte. Die französische Romandichtung, die sich zum beträchtlichen Teile in Irrealität oder Sentimentalität verloren hatte, den großen Zeitfragen scheu aus dem Wege ging und ängstlich die Berührung solcher Gegenstände vermied, welche die große Menge der Leser in ihrer trägen Behaglichkeit hätte stören können, bedurfte wohl eines neuen Aufschwunges, aber andererseits führte das Bestreben nach dem Natürlichen und Wahren, das Verlangen, die Dinge genau so zu schildern, wie sie sind, zu häßlichen Auswüchsen, zur krassen Ausmalung des Widerwärtigen und Gemeinen. Wohl bewahrten die Gebrüder Goncourt sich noch einen aristokratischen Zug, und vor allem blieben sie Künstler, aber manche ihrer Nachahmer in Frankreich und anderen Ländern verfielen ins Triviale, und unter den sogenannten Dichtern von heute befinden sich nicht wenige, welche auf die Andeutung eines verdorbenen Geschmacks und abgestumpfter Nerven spekulieren.

Wie sie selbst ihre Aufgabe erfaßten, erklärten die Gebrüder Goncourt im Vorwort ihres 1865 erschienenen Romans „Germinie Lacerteux“: „Das Publikum liebt die falschen Romane; darier hier ist wahr. Das Publikum liebt die Bücher, die in eine Scheinwelt führen; dieses Buch kommt von der Straße. Das Publikum liebt die spaßigen Werkchen, die Plaudereien aus dem Boudoir, den frivolen Skandal; was es hier lesen wird, ist ernst und rein. Das Publikum erwarte nicht die defolletirte Photographie des Vergnügens; diese Studie ist die Klinik der Liebe.“ Das Wort „Klinik“ hat dann vielleicht den Anstoß gegeben, daß man den Brüdern Goncourt vorwarf, sie schrieben Krankheitsgeschichten in der Form von Romanen. In der That behandeln sie mit Vorliebe krankhafte Erscheinungen, körperliche wie seelische; die Laster, Gebrechen und Verbrechen sind ihre Helden, deren Charaktere sie aus der Geistesanlage und der natürlichen Entwicklung erklären. Neben dem oben genannten Roman „von der Straße“ ist der bekannteste „Manette Salomon“, eine Erzählung aus dem Pariser Künstlerleben (1867). Ferner sind zu nennen: „Les hommes de lettres“, ein schon 1860 geschriebenes Buch, dessen Titel später in „Charles Demailly“ umgeändert wurde, „Soeur Philomène“ (1861), „Renée Mauperin“ (1864) und „Madame Gervaisais“ (1869). Diese sechs Romane schrieben die Brüder in der Weise, daß sie zunächst mündlich den gewählten Stoff besprachen, den dann jeder für sich allein ausarbeitete; aus der Vergleichung stellten sie alsdann gemeinsam die endgültige Fassung zusammen. Einige Jahre mußten sie auf die allgemeine Anerkennung warten; erst mit „Germinie Lacerteux“ errangen sie den vollen Erfolg. Freilich brachte ihnen dasselbe Jahr, 1865, eine schwere Niederlage mit dem Drama „Henriette Maréchal“. Als die ersten Nachrichten von der bevorstehenden Aufführung



Edmond de Goncourt.

dieses realistischen Stückes verlauteten, spaltete sich „Tout Paris“ in zwei Feldlager. Diejenigen, welche im Salon der ireigeistigen Prinzessin Mathilde verkehrten, nahmen für die verwegenen Dichter Partei, wer aber in der Gunst der Kaiserin Eugenie stand oder diese erstrebte, schlug sich auf die andere Seite. Bei der ersten Aufführung im Théâtre Français gelangten diese Gegensätze zum schärfsten Ausdruck, und da die Partei der Prinzessin Mathilde sich in der Minderheit befand, so war das Schicksal des Dramas besiegelt. Als Ende der achtziger Jahre Herr Antoine in Paris sein Théâtre libre begründete und das Stück wieder zur Darstellung brachte, war natürlich der Ausgang ganz entgegengesetzt. Hierdurch ermutigt, belegte im November 1889 die „Freie Bühne“ in Berlin, und abermals erlitt „Henriette Maréchal“ eine schwere Niederlage. Bessere Erfolge erzielte Edmond de Goncourt, als er nach dem Tode seines Bruders die Romane „Renée Mauperin“ und „Germinie Lacerteux“ dramatisirte und im Odeon auf die Bühne brachte. Wohl fehlte es auch hier nicht an Widerspruch, ja, bei der Aufführung des letztgenannten Werkes ward an einer bedenklichen Stelle der Tumult so arg, daß Antoine, der als Darsteller mitwirkte, den Zischern das Schimpfwort „Lumpengesindel“ zurief, aber im ganzen hatte sich doch das Blatt gewendet, und der Ruf Edmond de Goncourts als Dramatiker war gerettet.

Durch den Tod seines Bruders, der am 20. Juni 1870 starb, auf das tiefste erschüttert, verstummte er als Romandichter auf eine Reihe von Jahren, verfaßte indessen einige neue Arbeiten zur Kunst- und Sittengeschichte, so „Gavarni als Mensch und Künstler“ und „Die Liebe im achtzehnten Jahrhundert“. Als Pool galt er bereits für abgethan, da veröffentlichte er 1878 in „La fille Elisa“ die Geschichte einer Verlorenen, die den alten Streit erneuerte und in der That weit über das hinaus geht, was nach deutschem Begriffe in der Literatur erlaubt ist. Es folgten noch 1879 die Artistengeschichte „Les frères Zemganno“, worin Edmond unter der entsprechenden Aenderung ergreifend sein und seines Bruders Zusammenwirken schildert, die Romane „La Faustine“ (1882) und „Chérie“ (1885). Die reichen Sammlungen an Kunstwerken, Büchern und Raritäten, welche er und sein Bruder im Laufe der Jahre zusammengebracht hatten, beschrieb er in dem Buche „La maison d'un artiste“, gab ferner die Briefe seines Bruders und das „Tagebuch der Goncourts“ heraus, das, unbeschadet vieler langatmiger Stellen, eine reiche Fülle von Merkwürdigem enthält, aber mit der Charakteristik mancher Personen bei diesen Anstoß erregte; mancher der alten Freunde wendete sich unwillig von dem indiskreten Plauderer ab, und so sah sich der alternde Mann in den letzten Lebensjahren recht vereinsamt. Einen eigenartigen Plan faßte er mit der „Akademie der Goncourts“ zu verwirklichen, einer Literatenvereinigung, die gleichsam eine Fortsetzung der Sonntagszusammenkünfte in seinem Hause bildet. Die Akademie soll nur aus zehn Mitgliedern bestehen, deren Ernennung er sich vorbehielt. Aus den Zinsen seines Vermögens soll alljährlich ein Preis von 5000 Franken für den besten Roman erteilt werden, und die Mitglieder sollen eine Jahresrente von 6000 Franken beziehen. In die Liste der Mitglieder waren ursprünglich auch Pierre Loti, Emile Zola und François Coppée aufgenommen, indessen wieder gestrichen worden. Letztere beiden haben ihm dieses nicht nachgetragen, vielmehr veröffentlichte Coppée gleich nach dem Tode des ehemaligen Freundes in einem Pariser Blatte einen schwungvollen Nachruf, und Zola hielt dem Dahingegangenen die ergreifende Grabrede. Ob und wie die Akademie der Goncourts, eine Art Truggründung gegen die Vereinigung der vorzüglichen „Unsterblichen“, wirklich Gestalt gewinnen wird, läßt sich zurzeit noch nicht sagen, denn nach vorläufiger Schätzung reicht der Nachlaß zur Verwirklichung des Planes nicht aus.

E. R. Rath.

Für müßige Stunden.

Bilderrätsel.

Wechselrätsel.

Mit A ein Aar, ein Rahme auch
Mit R sieht's hin, den Vogel gleich,
Mit S stets unterm Strich zu steht,
Mit Z es auf der Berge geht. F. M. Z.

Schüttelrätsel.

In einem Fluß in Afrika
Zog noch ein Zeichen scharfe nun
Die Letztern mir gefällig an —
So steht eine Pflanze da.

Aus dieser Pflanze, wohlbekannt,
Stellt jetzt mit einem Zeichen mehr
Und Schüttelt, einem Namen her,
Es wird manch Mädchen so genannt.

Gibst du ein weiter Zeichen zu
Und schüttelst wiederum, bekannt,
Erhältst du ein Hilfswissenschaft,
Das oft zur Schule tragen da.

Nun sag ein letztes Zeichen ein
Und schüttle noch ein letztemal,
Tak drunter erhält, in Silbenzahl
Der Letztern, eine Stadt: ⁘⁘⁘⁘⁘⁘⁘

Silbenrätsel.

Sind 1, 2 dick! dann bist du still gesinnet
Und wahrlich, wenn dunkle Stunden dir beschienen,
Die 3 und 4, ein Gast in allen Lagen,
Der hier so hellen Mut und Trost ertragen.
1, 2, 3, 4 wird vielen im Vergnügen,
In Arbeit und Belehrung anders liegen;
Wo kann Gewalt mit Gleichgesinnten sein,
Und helfen mag's dir nur, daß du allein.

(M. Sch. Hasel.)

Auflösung der Rätselaufgaben Seite 696:

Der rätselhaften Inschrift: Es mussen einander denn Sie, daß Sie allein sollein an Zeit spiela konnten!

Des Bilderrätsels: Geschwinde — Geschenke.

Des Homonymen-Ergänzungsrätsels: Gesetz, Recht — Gast und Gut.

Der Gebrüder Hermannsinder

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt. — Verantwortlicher Redakteur: Ernst Schubert in Stuttgart. — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.
Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe irgendwelcher

Über Land und Meer

№ 45.

Aus Zeit und Leben.

Die neuen Berliner Wasserwerke in Friedrichshagen.

Mit Abbildungen nach Aufnahmen von Hugo Rudolph in Berlin.

Berlin entnimmt sein Trinkwasser dem Tegler- und dem Müggelsee. Die Werke am Teglersee wurden am Schluß der achtziger Jahre vollendet; die doppelt so bedeutenden Werke am Müggelsee haben jetzt ihren Abschluß gefunden. Um Berlin mit Wasser zu versorgen, bedarf man für den Tag der ungeheuren Menge von 250,000 Kubikmeter; das sind 3 Kubikmeter in der Sekunde. Der Teglersee allein liefert hiervon 86,400 Kubikmeter, den Rest der Müggelsee.

Zum Verständnis der Einrichtungen des großen Etablissements mag zunächst eine kurze Schilderung des Weges gegeben werden, den das Wasser zu durchlaufen hat. Das Seewasser wird auf Kiesfilter gehoben, die sich in den Berliner Wasserwerken aus drei Schichten zusammensetzen. Die beiden unteren, von denen jede eine Höhe von 30 Centimeter besitzt, bestehen aus Feldsteinen, beziehungsweise aus Kies; die oberste, doppelt so hohe, aus Sand. Nach Durchdringung dieser Masse erscheint die Flüssigkeit klar und ohne Beimischung als gutes Trinkwasser. Um diesem endlich den notwendigen Druck zu verleihen, den es in dem mächtigen Kanalisationsnetz der Stadt besitzen muß, wird es über hochgelegene Zwischenstationen befördert. Am Tegler- und am Müggelsee befinden sich die Schöpfstationen, zu Charlottenburg und Lichtenberg die Zwischenstationen der Berliner Wasserwerke. In hervorragendem Maße interessant sind die neu entstandenen Schöpfstationen am Müggelsee. Das imponirende, eine weite Fläche bedeckende Werk liegt am Nordufer des Sees und wird durch die Berkenbrückstraße in zwei Teile getrennt. Die unmittelbar am Ufer gelegenen Gebäude enthalten die Schöpfvorrichtungen und die Fördermaschinen, welche die Filter speisen. Jenseits der Straße befinden sich die Filter selbst, die Räume für die Reinwasserreservoirs, für die Sandwäsche und die Maschinen, welche das Wasser nach Lichtenberg treiben. Durch eine Mauer ist das Seeufer befestigt und das angrenzende Bett, bis auf eine Entfernung von 120 Meter, zwei Meter tief ausgebaggert; später erreicht es eine Tiefe von 8 Meter.

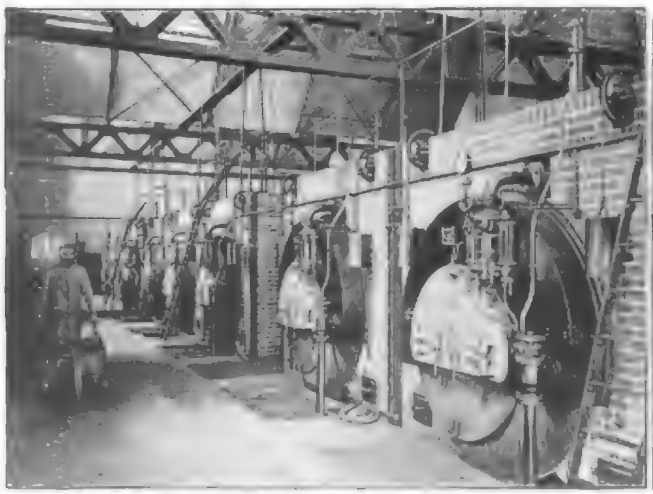
Auf dem ausgebaggerten Teil des Ufers sind für jede der vier Abteilungen, in die das Werk zerfällt, 120 Meter lange und 2 Meter breite Eichenholzkästen ausgelegt, die das Wasser dem See entnehmen. Sie führen es zu Einsteigeschachten, die von Gitterwerk umgeben sind, um das innere Werk vor größeren schwimmenden Gegenständen zu schützen. Das Wasser tritt nunmehr in die 19 Meter breiten Sammelkammern ein; auch sie enthalten zur oberflächlichen Reinigung ein feinmaschiges Sieb, das jeden Raum in zwei Teile teilt. Die Sandfilter, auf welche die Schöpfmaschinen die Flüssigkeit heben, liefern in den Werken am Müggelsee für 100 Quadratmeter Fläche in der Stunde 100 Liter. Um die Sandfilter vor Verunreinigungen und vor Frost zu schützen, hat man sie mit großen Kreuzgewölben überbaut, die mit starken Erdschichten überdeckt sind.

Das Maschinenhaus am Müggelsee.

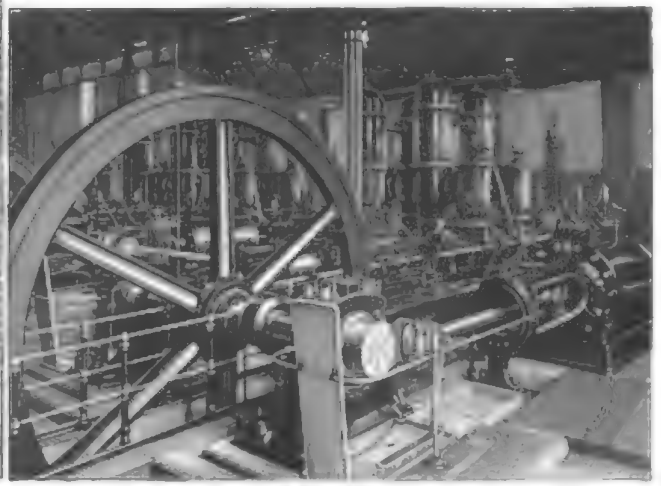
Eine Filterabteilung. Arbeiter entfernen die obere Schlammschicht.

Ist ein Filter durch langeren Gebrauch verunreinigt, dann tragen Arbeiter die obere Sandschicht so weit ab, daß sie nur noch eine Höhe von 40 Centimeter besitzt, und häufen frischen Sand auf, bis die ursprüngliche Höhe von 60 Centimeter wiederum erreicht ist. Der abgeräumte Sand gelangt zur sogenannten Sandwäsche. Hier wird er, mit Wasser vermischt, in Waschtrommeln hineingehoben, welche im Innern schraubenförmige Gänge besitzen, die in der Minute acht Umdrehungen machen. So vollzieht sich die Reinigung des Sandes.

Nachdem das Wasser die Filter durchlaufen hat, fließt es in die Reinwasserbehälter und durch eine Sammelkammer zu den Fördermaschinen. Eine jede von ihnen ist fähig, 44,750 Kubikmeter



Das Kesselhaus.



Die Fördermaschinen.

Flüssigkeit in 24 Stunden nach der 16 Kilometer entfernten Freischmatten Lichtenberg zu treiben. Das mächtige Rohr, durch welches sich das wellicht, besitzt einen inneren Durchmesser von 1200 Millimeter. Zur Kraftzeugung für den Betrieb des Werkes dienen 9 Dampfkessel von je 68 Quadratmeter Heizfläche. In Lichtenberg fließt das Trinkwasser in vier Behälter von je 15,000 Kubikmeter Raumgehalt hinein und gelangt endlich unter Druck in das Rohrleitungsnetz der Stadt.

Franz Brahl.

Polizblätter.

Denkmäler.

— In Linz an der Donau hat sich ein Ausschuß gebildet, um baldigst ein Denkmal für Adalbert Stifter zu errichten. Dasselbe ist die Stadt Linz berufen, zur Stätte eines Denkmals für den Dichter gewählt zu werden. Ist sie doch inmitten einer herrlichen Natur gelegen und ziehen sich doch bis an den so dramatisch bewegten Donaustrom die Laubwälder des deutschen Böhmerwaldes hin, deren Sohn Adalbert Stifter gewesen, und der den Dichter zu seinen unübertrefflichen Naturschilderungen begeistert hat. Dann aber war Linz auch für Stifter zur zweiten Heimat geworden; hier wirkte er in seinem Berufe als Schulmann, hier schrieb er eine Reihe seiner Werke, die so unvergängliche Schätze von Poesie und echter wahrer Empfindung bergen, und hier starb auch der Dichter. An Ufer des Donaustromes, auf die Berge des Böhmerwaldes hinüberblickend, soll ihm das Denkmal erbeben. Beiträge möge man an den Ausschuß (zu Händen des Hofbuchhändlers Bunzan) senden.

— In Stettin, dem Orte seiner langjährigen Thätigkeit, soll dem Balladenkomponisten Karl Löwe (geb. 30. November 1796 zu Löbejün bei Halle, gest. 20. April 1869 in Kiel) ein Denkmal errichtet werden. Als Platz dafür ist eine Stelle vor der Residenz der Jakobikirche, an der Löwe die längste Zeit seines Lebens als Organist wirkte, bestimmt worden. Nach Schätzung der dafür nötigen Summe von 25,000 Mark wurde als die Hälfte. Der Vorstand des Löwe-Vereins in Stettin wendet sich mit der Bitte an alle Musikfreunde, namentlich aber an die näheren Freunde der Löwe'schen Musik, deren seine Gesänge oft die Quelle künstlerischer Ordnung geworden sind, sich an der Aufbringung der Kostensumme nach Kräften zu unterstützen. Uebrigens ist der Stettiner Denkmal nicht das einzige, durch das Karl Löwe geehrt werden soll. In Kiel, wo er seine letzten Lebensjahre zubrachte, wird er durch den Bildhauer Schaper verewigt werden, wie er auch Meer schaut und dem Segelsange zu lauschen scheint. In Löbejün wird auf dem Markt vor dem Schulhause, seiner Geburtsstadt, eine Porphyrbüste, ebenfalls von Schapers Hand, errichtet werden.

Literatur.

— Schon bei unserem Nachruf auf Julius Sturm, den Dichter so ganz empfindender, gedankenreicher und formvollendet Lieder, wiesen wir darauf hin, wie der Sänger bis in sein hohes Alter sich die ungetrübte Schaffensfreudigkeit bewahrt und dies auch durch Beiträge für unser Blatt bethätigt hatte, deren einen nur kurz vor seinem Tode veröffentlichten. Von dieser ungetrübten Schaffenskraft geben auch die „Letzten Lieder" Zeugnis, die soeben im Verlage von F. A. Brockhaus zu Leipzig erschienen sind. Die dem Nachlaß des Dichters entnommenen Lieder sind vorwiegend religiösen Inhaltes; sie atmen jene echte Frömmigkeit, jenes starke Gottvertrauen, welche stets die Schöpfungen Julius Sturms erfüllten, und neben seinen früheren Werken werden auch die „Letzten Lieder" sich einen dauernden Platz im deutschen Hause sichern.

Briefmappe.

Ebelfian Weiß in Philadelphia. Herzlichen Gruß und Dank den wackeren Adamsbergsgenossen, der eure so treue Liebe stark und klar Deutschen Heimat ein so beredtes Zeugnis ablegt! Gern erweitere wir Ihren Freundeskreis, welche dem regelmäßigen Bezuge der Lichtenauer Heimatsgrüße werden auch. Als am Jahre 1870 der Kaiserbesitzer von Bayern, Preußen in Straßburg (Elsaß) die öffentliche Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, war es bei Fall 1870 in Nürnberg bekanntlich Kgl. Dr. Ph. Friedrich Merk, ein gebürtiger Eisenacher, der das Jahr freudlich erhielt, eine Reise nach Straßburg unternahm und den dortigen Gräbern gründlich studierte. Schon damals ist die deutsche Lage des damals noch ganz unbekannten Herrenalb als ein für diesen Zweck geeignetes Platz und Lage, starke das ehemalige Kloster an und reparie dort eine Wasserheilanstalt ein. Dabei regte sich dies prinzipielle Anlage als angezeigt, weshalb er sich entschied, an dem Herd entsprechenden Gästeverein zu errichten, das auf einer benachbarten Lande mit allem gehörigen Komfort ausgestattet und nun den „Warnsberg" genannt wurde. Leider rationirte sich Dr. Merk durch seine Unternehmen bankrott, aber anderseits hat er den Grund zur Weltkunde des heutigen Herrenalb gelegt. Durch 41 Jahre, 1826 bis 1867 (seinen Todesjahre), wirkte Dr. Merk in Neuenbürg und sein Ruf als Arzt und Menschenfreund ging weit über die Grenzen des Oberamtsbezirks Neuenbürg hinaus. Die heutige noch lebende ältere Generation nennt seinen Namen nur Achtung; ganz besonders sind die Armut in ihm einen Helfer und unentgeltlichen Freund.

Martin St. in G. E., Ungarn. Abonnieren Sie auf die „Illustrirte Wand-Kunstausstellung" (Berlin, Expedition der „Gesellschafter", monatlich 2 Mark).

J. M. in Bad Ems. Sie werden sich über die Antwort in Nr. 43 gefunden haben.

Villa v. R. Sie finden alles Wissenswerte in dem „Führer durch Richard Wagners Ring des Nibelungen" von Hans von Wolzogen (Breslau, A. Dienbeth).

V. C. B. in O. Sie haben nicht richtig gesucht, sonst würden Sie bei Kalenderfabrik der Firma J. und C. Blaufer in der Berliner Gewerbeausstellung wohl entdeckt haben. Im fürstlichen Stil ausgeführt, findet es sich in „Alt-Berlin" und bildet mit seiner interessanten Einrichtung einen Hauptanziehungspunkt.

Braut-Seidenstoffe

Adolf Grieder & Cie., Seidenstoff-Fabrik-Union, Zürich
Kaiserl. Spanische Hoflieferanten.

Gesetzl. Geschützte Handels-Marke
"MAIZENA"
Allein-Fabrikanten
The NATIONAL STARCH MANUFACTURING COMPANY
NEW YORK, U. S.
Unübertrefflich z. Herstellung von Puddings, Torten, Mehlspeisen. Für Suppen u. Saucen. Das beste Nährmittel für Kinder und Kranke.
Überall Vorräthig

sind
federleicht, elegant, solid.
München 1895 Goldene Medaille.
Claes-Pfeil-Fahrradwerke
Claes & Flentje
Mühlhausen i. Thür.

Das beste u. berühmteste Toiletpuder
VELOUTINE FAY
EXTRA POUDRE DE RIZ
mit BISMUTH zubereitet. — 9, Rue de la Paix, PARIS.

CHOCOLADEN
von
AMEDÉE KOHLER & FILS
in LAUSANNE
Marke für feine Spezialitäten
SCHWEIZ

R. WOLF, Magdeburg-Buckau.
Bedeutendste Locomobilfabrik Deutschlands
Locomobilen
mit ausziehbaren Röhrenkesseln,
sparsamste Betriebsmaschinen
für Gruss- und Klein-Industrie und Landwirthschaft.
Export nach allen Welttheilen.

Seidenstoffe
direct an Private — ohne Zwischenhandel — in allen Qualitäten und Farben, von 1 bis 18 Mark per Meter.
Deutschlands größtes Spezialhaus für Seidenstoffe a. Sammete
Michels & Cie., Kgl. Sächs. Hoflieferanten, Berlin, Leipzigerstr. 43.

Seit mehr als 100 Jahren
ist das beliebteste Parfüm
der feinen Welt
No 4711 Eau de Cologne
(Blau Gold Etiquette)
von
Ferd. Mülhens
No 4711 · Köln a/Rh.
In allen feinen Parfumeriegeschäften zu haben.

Junker & Ruh-Maschinen.

Vorzügliches Fabrikat von unübertroffener Leistung. — Geräuschloser u. sehr leichter Gang. — Grosse Dauerhaftigkeit. Gediegene Ausstattung.
Illustrirte Kataloge u. Beschreibungen gratis.
Vorrätig in jeder bedeutenden Nähmaschinenhandlung.
Junker & Ruh, Nähmaschinenfabrik, Karlsruhe (Baden)

Patent 19,627.
Gegen Blutarmut!
Dr. Pfeuffers Patent 20,027. München, den 10. Juli 1894.
Die k. Untersuchungsanstalt bestätigt, daß die von Herrn Dr. Pfeuffer hergestellten und unter ... Präparate in durchgegessen [illegible] Eisen und dasselbe leicht und für [illegible] Weise verbunden sind. Obige Untersuchung bestätigt:
Dr. Kraft, Kgl. Professor an der k. Univ. München.
Dr. [illegible], Kgl. Professor, k. Rat, Prof. an der Univ. München.
Jessen's Ludwigs-Apotheke in München.

Neues antiseptisches Hausmittel.
CHINOSOL,
gegen Bakterien 40mal stärker als Karbolsäure,
[illegible] angenehm und unschädlich im Gebrauch.
[illegible] per Glas in den
Chinosol-Fabrik, Hamburg-Uhlenhorst.

Fröhliche Jagd. Die Genugthuung, daß bei den Turnvorgängen der deutschen Gymnasien jetzt Frauen zum Ordnen der Gruppe angestellt sind, ist auf eine Anregung des Herrn Dr. G. Krause in Altona, Herausgeber der „Turnzeitung“, zurückzuführen. Vom gesundheitlichen und ästhetischen Gesichtspunkte hatte er auf die Notwendigkeit dieser Einrichtung hingewiesen, und so sind jetzt dank der Einsicht der Schulbehörden, auf den „Turnplätzen“ die anspruchsvollen Erscheinungen verschwunden. Möchten doch die hochachtbaren Turnlehrer auch anderen Wünschen des mitunter Publikums in gleicher Weise nachkommen!

Richtige Lösungen sandten ein: Joh. P. Eistrup in Hamburg, „Abonnent am Prinzipal“ in Alpenschloß (St. T. L. in St. Jugbert (St. Gallen), O. St. in Pankow, „Auch Einer“ in Gotha, „Centrodora“ in Metz a. G. (St. M. in St. P. Robert Dahlin in Kopenhagen (3), Mary Allendorf in Posthal, Eugen Huber in Burgenthal, Emmy v. G. in Berlin (4), „Bibi“ in D.

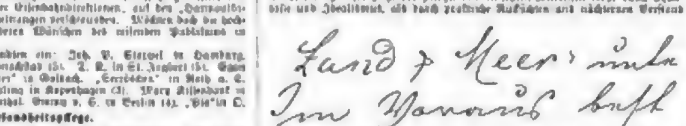
Hebammenfragen.

Neugieriger in B. Das Obst ist ein Kalodipleirus, mit Zöpfen, rampol und einigen wohlriechenden Teilen vermischt. Das Wirksame (Destillierende) beträgt 6 bis 8 Tabl., das in der Menge von ca. 2 Gramm angewendet werden kann. Dr. F.

Handschriften-Beurteilung.

P. B. in O. Arbeitslust liegt in den starken Strichen von Hebe und Lage der Buchstaben, sowie deren verbundene innere Räume und ein oft als Lücke zu bezeichnendes Gemisch von Willkür oder Zwang. Unbedingte Beobachtung zeigt die Art der Verbindung und Trennung der Buchstaben klarer. Urteil die verschiedenen der Schrift — persönlich, absolute Reinheit der abschreibenden Vorbemerkungen, das Streben, stets den Kern der Frage zu erfassen, die wenig interessieren oder auch ganz schlechten Kostrike. (B) Stimmung unglücklich zu Zweifeln geneigt. Negationen und Leistungen verstehen ab und es läuft nicht ohne momentane, aber nicht anhaltende Bitterkeit und Schärfe ab.

N. P. in L. Liebenswürdig, aufgeklärt. Large sind Sie im Verkehr, das erkennt man an der runden, großen, weiten Schrift; sehr offen scheinen Sie zu sein. Psychologen gleicher Höhe (B) zeigen auch in ihren Zeitungen nicht durch Phrasen und Oberflächlichkeit, als durch praktische Ratschläge und nächstens Verkehr



beherrscht Gefühle, soll Stattvolle Schritt. Verbesserungen in C. [illegible] Ein wenig Eitelkeit und Weichheit liegt in den Rundungen des B etc., sonst in einzelnen gewissen Zügen und hochstehenden Majuskeln; Empfindlichkeit zeigen die etwas unregelmäßig, aber fast ganz fortgesetzt verlaufen, daß Sie darum unangenehm werden.

E. in Arnsberg, Cochin. Ein energischer, recht selbstsicherer und resolutionsfähiger Charakter, den Freunden und Interessen dieser Welt nicht abgeneigt und gewogen, allen ernst zu nehmen, leidet den Genuß. Ein Willensmensch, selbstgerecht und stark tief, aber ohne Weichheit. Nachsicht und Milde fordern strenge gegen sich und andere. E. Meyer, Augsb.

Illustrirte Zeitschriften-Annahme bei Rudolf Mosse, Hannover-Expedition für sämtliche Hannoversche Zeitungen, Leipzig, Dresden und die Nachbarländer.

Anzeigen

Insertions-Gebühren für die fünfgespaltene Nonpareille-Zeile 1 ℳ 80 ₰ Reichswährung, für die Schweiz, Italien und Frankreich Fr. 2.25.

In Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Soeben ist erschienen:

Fred Graf Frankenberg

Kriegstagebücher

von 1866 und 1870/71.

Herausgegeben von

Heinrich von Poschinger.

Preis geheftet M. 5. —, elegant gebunden M. 6. —.

Diese im Felde täglich unter den ersten Eindrücke die Ereignisse festhaltenden Aufzeichnungen und Notizen bieten ein hervorragendes, weil Graf Frankenberg bei allen großen kriegerischen und politischen Momenten der deutschen Entwicklung seit 1866 persönlich beteiligt war, mehr den Reichskanzler Fürsten Bismarck betreffend sehr hart und weil er von Rang und Stand ein rein Patriot ist, der geben in schönen Worte die Gabe besitzt, das Erlebte in erschütternder und ergreifender Form wiederzugeben.

In einem uns soeben zugekommenen Briefe schreibt der Herr Verfasser über eine im Pariser „Gaulois“ erschienene Kritik des Buches:

„Die Briefe, welche ich an Mlle. Tabouloup geschrieben und blind verfaßt habe, beurteilt das Pariser Blatt wie folgt:

On voit très bien à la lecture de ces lettres de M. Frankenberg que, d'un bout à l'autre, elles ont été écrites par Bismarck.

„Mehr Ehre kann mir doch nicht angetan werden.“

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Unerschwerte schwarze Seide

allein echt und garantirlicher als echt und unverschämt, von 2 bis 12 Mark, glatt, gemustert, ornamentirt, Haarstoff auf der Zahlung. Muster und Referenzen bei Hand. Muster umgehend franko

Stehli & Co. in Zürich,

gegründet 1840.

Besitzer der großen mechanischen und Handwebereien in Adliswil und Erlenbach, Thalwil und Zwillikon (Kanton Zürich).

Keine Täuschung mehr!

Die Verbrennungsprobe ist nicht zuverlässig, allein über ist folgende Probe. Man koche in der Apotheke eines halben Gramm Cyan-Kaut-Pulver, löse dasselbe in einem gewöhnlichen Zuckerglase Wasser auf, lege das Seidenmuster hinein; wenn binnen nicht ½ Stunde die Farbe aufgelöst, so ist es ganz sicher rein und unbeschwert, denn nur reine Farbe nimmt durch Cyan-Kaut zu gerbst zu werden; beschwerte veränderte Farbe bleibt schwarz. Jeder Hals kann damit jede Täuschung und Verfälschung aufdecken und nachweisen. Die Probe ist unfehlbar.

Königliches Konservatorium der Musik zu Leipzig.

Das Aufnahme-Prüfungen finden Mittwoch den 7. Oktober a. c. [illegible] statt. [illegible]

Leipzig, [illegible]

Das Direktorium des Königlichen Konservatoriums der Musik.
Dr. Otto Günther.

Technikum Mittweida.

Königreich Sachsen.

Höhere Fachschule für Elektrotechnik und Maschinenbaukunde.

Programm etc. kostenlos durch das Sekretariat.

Höheres Technisches Institut

Cöthen. Herzogtum Anhalt.

Studiengebiete:
Maschinentechnik, Elektrotechnik, Technische Chemie, Hüttenwesen, Gastechnik, Keramik.

Beginn des Wintersemesters: 8. Oktober.

Das Verzeichnis der Vorträge und Lehrkräfte für das Wintersemester ist kostenlos durch das Sekretariat zu beziehen.

Der Direktor:
Dr. Edgar Hoffmann.

Keine Arzneimischung * **Dr. Renhos** * Kein Geheimmittel

Palmen-Christi-Frucht-Bonbons

bewirken **normale Verdauung**, sind ausserordentlich **appetitanregend** und besonders zu empfehlen gegen **Hämorrhoidalleiden, chronischen Magen-Darm- und Nieren-Katarrh**, ferner gegen **Leberleiden, Kopfschmerz** etc. Dieselben vereinigen mit **überaus angenehmem Geschmack** eine vorzügliche Wirkung, welche in so prompter Weise kein bekanntes Arzneimittel erzielt wird. Aerztlich vielseitig empfohlen. **Prospekte gratis und franko** durch die **Fabrik chem.-phar. macrobiotischer Präparate G. T. P. Richter, Berlin SO. 33.**

Depot: Engel-Apotheke in der Blumenstr. 7 M. Erhältlich in den Apotheken, wo nicht zu haben, erfolgt franko Lieferung gegen Einsendung des Betrages durch unsere Versand-Depôt.

Erfrischende, abführende Fruchtpastille

TAMAR INDIEN GRILLON

Gegen **VERSTOPFUNG**

Hämorrhoiden, Congestion, Leberleiden, Magenbeschwerden

PARIS, 33, Rue des Archives — *In allen Apotheken.*

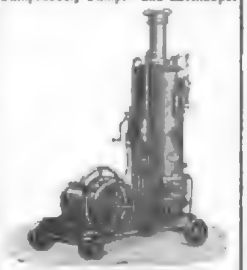
Gesichtshaare und ihre Heilung nach meiner wissenschaftl. [illegible]

J. Alt, [illegible] Frankfurt a. M.

Fahrbare und feststehende

Dampfwinden.

Dampfkabel, Dampf- und Lufthaspel



bauen als Spezialität und halten auf Lager

Menck & Hambrock,
Altona-Hamburg

Eisenpulver

Dr. Dermehl'sches

Seit 30 Jahren rühmlichst bekannt. [illegible]

Königl. Pr. Apotheke zum weissen Schwan, Berlin, Spandauerstrasse 11. Kein Geheimmittel.

PATENTE

RICHARD LÜDERS
Civil-Ingenieur
GÖRLITZ.

Viel Vergnügen

[illegible]

3) J. Burckhardt & Dieter, Hohenstein 30, Sachsen.

Gustav Hachfeld,

Chocoladen, Cacaos, Biscuits, Cakes

von

B. SPRENGEL & Co.

HANNOVER

sind unübertrefflich.

Zu haben in fast allen besseren Geschäften

PARFÜMERIE LOHSE

Edelveilchen

der köstlichste Veilchenduft, dem frisch gepflückten Veilchen gleich!

Parfüm — Seife — Puder — Toilettewasser — Brillantine — Riechkissen.

Gustav Lohse, BERLIN W.

Königlicher Hoflieferant.

Käuflich in allen Parfümerie-, Coiffeur- und Drogen-Geschäften, sowie bei allen Commissionären der In- und Auslandes.

Was ist Feraxolin?

ODONTA

Zahn-Wasser zur Pflege des Mundes und Erhaltung der Zähne

WOLFF & SOHN

[illegible]

[illegible] Niederlagen in allen besseren Parfümerie-, Friseur- u. Drogen-Geschäften

In unserem Pensionate

[illegible]

Pensionsvorsteherin Mathilde Lange, Berlin W., Alsenstr. 24.

Stern Photogr. Appar.-Fabrik Billigste u. beste Reisekodaks & Zubehör Dresden.

Rhachitis
resp. englische Krankheit
Scrophulose
(Drüsenleiden, sog. unreines Blut).

Herr Dr. med. Mertens in Berlin [illegible] hat in einem Falle von hartnäckiger Rhachitis bei einem zweijährigen Kinde vortrefflich gewirkt. Das Kind welches vorher nicht gehen konnte begann schon nach Verbrauch einer Flasche zu laufen, und dem Schwächezustand besserte sich während des Gebrauches der zweiten Flasche zusehends.

Herr Dr. med. Weber, Spezialarzt für Ohren-, Nasen- und Halsleiden in Leipzig, „Dr. Hommels Haematogen habe ich bei drei durch [illegible] hereditär-luetischen Kindern angewendet. Der Erfolg war ein geradezu erstaunlicher. Die Kinder bekamen rote frische Gesichtsfarbe, die Esslust hörte auf, die Magen schon Kurz ein Jahr in ausdauernder ärztlicher Behandlung."

Dr. med. Hommel's Haematogen [illegible] Preis per Flasche [illegible] M. 3.—, in Oesterreich-Ungarn fl. 2.—, d. W. Depots [illegible] Nicolay & Co., chemisch-pharmaceut. Laboratorium, **Hanau a/M.**

Angelgeräte-
Fabrikation von
H. Stork
in **München.**
Mordenstrasse 3.
15 mal Preisgekrönt: London, Berlin, Chicago, Hannover, Köln etc.
Grösstes Lager Deutschlands.
Fachmännische Bedienung.

Illustr. Katalog 100 Illustrationen, [illegible] Franco Briefmarken oder Liste zu Diensten gerne.

TIROL
Herrliches Alpenland, **Aufenthalt für jede Jahreszeit!**
Waldreiche **Sommerstationen — Heilbäder — Mineralquellen.**
Höhen-Kurorte, Hoch-Touren, Gletscher, Dolomiten.
Frühjahrs- und Herbst-Uebergangsstationen.
Winter-Kurorte mit südlichem Klima.
(Direkte Zugsverbindungen ohne Wagenwechsel.)
Hotel-Prospekte, Sommerfrisch-Verzeichnisse, Auskünfte jed. Art erteilen Bädersprechstunden gratis d. d. Fremdenverkehrs-Bureaux in Innsbruck f. Deutsch-Tirol u. in Rovereto f. Italien.-Tirol.

BADEN-BADEN
Weltberühmtes Bad, in gesunder, herrlicher Lage, durch dichtbewaldete Berge vor rauhen Winden geschützt.
Prospekte u. s. w. durch das Städtische Kurkomité.

Werner & Pfleiderer
Cannstatt (Württemberg).
Berlin. — Wien. — Paris.
St. Petersburg. — Saginaw U. S. A.
LONDON.
„Universal"-
Knet- und Misch-Maschinen
Patentirt in allen Ländern.

25 höchste Auszeichnungen.
„Universal"-
Dampf-Backöfen.
Komplette Einrichtungen für
Brot, Biscuit, Teigwaren, Wurst-Konserven.
chemische und pharmaceutische Produkte.

Darmstadt,
Kaiserl. u. Großherzoglich Hessisches Residenzschloss. [illegible] Einwohner. [illegible] Eisenbahnknotenpunkt. [illegible] Hauptstadt des Großherzogtums Hessen und ist Sitz der Provinzialbehörden und [illegible] Provinz Starkenburg. Darmstadt liegt

Über Land und Meer.

76. Band.
Achtunddreißigster Jahrgang.
Oktober 1895—1896.
Erscheint jeden Sonntag.

Deutsche Illustrirte Zeitung.

Preis vierteljährlich 3 M. 50 Pfg.
Mit post-Aufschlag 3 M. 75 Pfg.
Redakteur:
Ernst Schubert in Stuttgart.

Arkadien.

Eine altmodische Geschichte

von

Bernhardine Schulze-Smidt.

(Schluß.)

Ich habe ans Bauernwams gar nicht gedacht, als mich der Onkel und der alte Bauer nach dem Frühstück mit auf den Acker hinausgenommen haben, weil ich einen vierspännigen Pflug noch nicht in der Nähe gesehen hatte. Marx hat unterdessen der Bäuerin angelegen, sie solle ihr Stücke, Keller und Leinentruhe zeigen. Das interessirt eine Braut doch am meisten.

„Ade, Mückchen; sei artiger als ich; nimm Deinen Kleidsaum in die Höhe und charmir nicht!“ ruft sie mir nach, als ich zu den zwei Männern vor die Hausthür laufe.

Charmiren! Mir ist's auch gerade darnach gewesen, Kind! „Aber oha!“ sagt man bei uns in der Pfalz; das heißt: „Zum Gegenteil!“ Recht ängstlich und befangen fühl' ich mich, und das Herz klopft mir immer mächtiger. Ich muß mich an des Onkels Arm hängen, damit ich nur nicht Kehrt mache, bevor wir am Acker sind. Der alte Bauer spricht mich auch an, er ist eine breite Gestalt; ein wenig gebückt, aber die Augen scharf und das Gesicht weiß und rot, die Hand weich, weil er jetzt andere für sich arbeiten läßt. Die Stimme hat der Sohn von ihm, nur daß ich den Vater nicht verstehe, und der Onkel dolmetscht hin und wider.

Ob ich gestern gut geritten bin? — „Wundervoll!“

Ob mich Nicklef auch ordentlich festgehalten hat und gut warm? — Der Alte schmunzelt dabei, macht die scharfen Augen klein und sagt gerade wie seine Frau: „Heel mooi, Här Wiolenius, 'n heel mooier Wicht!“

Ich nicke meine Antwort und fühle, wie rot ich werde, und die beiden Männer bleiben stehen; der alte Bauer zeigt mit seinem derben Rubenstocke zum Haus hin, das in frischer Oelfarbe glänzt.

„Du mußt das Haus ordentlich bewundern, Meli,“ sagt der Onkel, und der Bauer nimmt mich an der Schulter, daß ich die Front gerade vor mir habe. Er ist stolz auf sein Eigentum, und das darf er auch sein.

Ich sah es wieder, Kind, das Haus auf der Wurt, dem flachen Hügel. Strohgedeckt, der dielenbekleidete Giebel rotbraun gemalt, das Fachwerk lichtgrün. Ueber der Thür dasselbe Wappen wie auf Johann Siads' Grabmalsplatte. Hinter dem Hause Gartengebüsch, nicht so zerzaust und zerzaust wie das von Bremen; denn wir sind nahe der Wurster Grenze inland, und dort am Horizont liegt ein breiter, dunkler Streifen: die Ausläufer des Hohenmoors bei Deppstedt. Inweilen blinkt es wie ein Stern in jenem dunklen Streifen: „Die Sonne

Kunstanstalt und Verlag von Franz Hanfstaengl.

Das Franz von Kobell-Denkmal in München.

Digitized by Google

flicht in den Kolk," sagt der Bauer, und der Onkel erklärt mir, daß der Kolk ein tiefes, rundes Wasserbecken im Moor ist, das allmälich vom Sumpfgrase überwachsen und fest gemacht und in eine herrlich grüne Wiese verwandelt wird: einen Dobben. — Nun soll ich auch dem Bauern etwas Nettes über sein Haus sagen.

Ich werde wieder rot, nehme einen Anlauf und zeige gerade aus auf das hübsche, heimelige Gewese im Grünen: „Heel mooi!"

Damit hab' ich ja wohl dem Alten das Herz gestohlen. Er lacht vergnügt, tritt an meine Seite und legt mir die Hand breit auf die Schulter. Als wir bei einem Graben Halt machen, stellt er den langen Klubenstock auf dessen jenseitigen Rand, springt hinüber wie der Jüngste und läßt mich an seiner Hand auch hinüberfliegen.

Nun sind wir beide am Acker: der Onkel spricht noch mit dem Großknecht, und ich fange schon an, meines alten Bauern Sprache zu verstehen — am Ende hat mich die Liebe so gelehrig gemacht!

Ritter Lohengrin kommt uns vom andern Ende entgegen. Sein derbes Viergespann (unser Grauschimmel mit dabei) hat mir viel besser gefallen als später einmal im Theater des Schwanenritters weißer Vogel. Auf dem Vorderpferde sitzt ein schlanker Junge und schwingt die Peitsche. Die Sonne bestrahlt das Bild goldhell, und als es uns näher rückt, sehe ich, daß der Junge braun und schwarzhaarig ist, wie ich selber. Breit lacht er, schwippt mit der Peitsche und zeigt seine weißen Zähne.

„Den Schlingel guck Dir auch gleich an, Meli; der gehört zum Siads-Hof," sagt der Onkel, der wieder bei uns ist. „Ein Tater ist er, ein Zigeuner, wenn sie ihn auch hier auf ‚Jan' getauft haben. Wie lang ist's her, Siads, daß Micklef ihn hinterm Zaun aufgehoben hat? Neun Jahr — was Er sagt! Den Donner auch; so lange schon? Ja, den haben seine Kumpane sterbenskrank, mit dem Marschfieber im Leib, zurückgelassen und sind ihrer Wege gezogen; Bagage das! — Seitdem ist er auf dem Hof: als was denn, Siads? — Aha, bei den Schafen und so ab und an mal bei den Gäulen, was? Ja, und daß er noch lebt, dafür ist er Micklef Dank schuldig — was, Siads?"

Da ist Micklef, der Hanssohn, und hebt die Kappe zum Gruß.

„Goden Morr'n, Vader! guten Morgen, Herr — wie geht's heute, Fräulein? — Und willkommen bei uns."

Er gibt mir die Hand, und ach, da ist er wieder, der schöne, liebe Blick in den Augen.

„He, wat, Micklef: Du hest Jan upp't Pärd?" fragt der Alte und droht dem Taternbürschchen zum Spaß. „Klemmer dien Jammann; de 's de Best'! — Well is bi de Schaapel?"

„Ele weer nich to paß; de kann nich rieden," antwortet Micklef, und der Onkel erklärt mir, daß der „Peitschenjunge", Ele genannt, sich den Fuß verstaucht hat und statt Jan im Schafstall bei den jungen Lämmern sitzen muß.

Dann gehen die Alten — wieder über einen Graben am Klubenstock — auf den Nebenacker, der zartgrün ist, wie mit Sammet gedeckt, und nun schreite ich, wie vorhin meine Mary, allein neben Micklef an den frischen Furchen hin und her — hin und her. Nach Westen haben wir allemal das freundliche Haus mit dem Gartengebüsch und den rotbraunen Scheunen, nach Osten wieder einen Acker. Auf dem streut der Großknecht Korn aus dem Saatlaken; wie ein silbergrauer Regenschauer fällt's herab nach jedem Griffe ins Laken. Die Eggen fahren auch schon herzu, und der Zweitknecht knallt kunstvoll mit der Peitschenschweppe.

Ich nehme mein Kleid in die Höhe und stecke es zipfelig ins Gürtelband. Nun schreite ich kurzgeschürzt und bequem, und mein hübsches Tibetkleid kommt nicht zu Schaden. Es ist noch neu und kornblau von Farbe; ich hab' es besonders gern, obwohl mir's besonders schlecht zu Gesicht steht nach Ansicht der Tante Wiskenius. Aber ach, meine weißen Strümpfe und die Kreuzbänderschuh! Das schwere Erdreich hängt sich in Klumpen daran. Ich stehe still, hebe den Fuß und schüttle, was ich kann.

„Warten Sie nur — das woll'n wir gleich in Ordnung machen," sagt Micklef und bringt das sanftmütige Gespann zum Halten. „Jan," ruft er, „fix ab und zieh die Holsken aus. — Du kannst darfun reiten." Darauf streift er mir die klotzigen Holzpantoffeln über die Schuhe.

Stehen kann ich wohl darin, aber als ich gehen will, komm' ich ins Schwanken und Taumeln. Der sichere Schritt muß erst erlernt werden; deshalb darf ich, zur eigenen Stütze, eine Hand mit an den Pflug legen. Ein Weilchen bleibt sie da, neben Micklefs Hand; dann streift die unversehens einmal darüber hin, und dann liegt sie fest darauf und hält sie eingeschlossen.

So pflügen wir zusammen, Micklef und ich.

Wie gestern nacht zittert alles an mir. Nach und nach werd' ich ruhig, auch wie gestern. Ohne daß ich Müdigkeit empfinde, laß' ich mich leiten, auf und ab, von Furche zu Furche. Wie lang es dauert, das weiß ich nicht, Kind; ich weiß nur, daß der, den ich lieb habe, mir nahe ist. Er muß auf sein Gespann und seine Arbeit und den Buben acht geben; nur einzeln spricht er zu mir — etwas ganz Einfaches — wenig Worte, halblaut und ernsthaft, und sieht mich starr dazu an.

Weit, weit vor uns schreitet der Säemann. Sein Laken ist nur noch ein helles Pünktchen; der silbergraue Körnerregen auch für das schärfste Auge unsichtbar geworden. Die Eggen zickzacken da drüben im strahlenden Sonnenglanz, jenseits des saftgrünen Sammetteppichs. Hoch über uns im tiefen Himmelsblau stehen flügelschwingende Lerchen und trillern aus voller Brust; vor uns her in der Nebenfurche trippeln zwei Goldammern und picken und zirpen, und irgendwo antwortet ihnen der Buchfink. Am Rain blühen schon Tausendschön und gelbe Dotterblumen, und dort hinten, am Wohnhause, streckt der Kirschbaum seine knospenden Zweige über den Gartenzaun. Nichts Dunkles in dieser lichten Welt als der moorige Streifen in der Ferne. Der Frühling ist da; wir wandeln in Arkadien und sind Lieblinge der seligen Götter.

Nicht für lange, Kind — nicht für lange. Der Abschied vom Hof und vom Glück steht bereits vor der Thür. Nachmittags soll's fortgehen, in Bauer Siads Carriol nach Lehe, wo unser eigener Wagen im Ausspann an der Chaussee auf uns wartet. Der Mond kommt heute erst um elf herauf; die Luft ist klar. Wir werden eine herrliche Nachtfahrt haben.

Wir essen und trinken: schwere Kost, und mir liegt nichts an Speis' und Trank. Nur Angst habe ich, daß der alte Bauer, der mir das große Stück Rauchspeck zu Birnen und Klößen auf den Teller legt, seinen Sohn fort von mir an irgend ein Geschäft schicken könne. — Richtig:

„Van' Avend mußt Du na Wremen, Micklef."

„Nach Wremen? Da sind Sie doch erst gestern gewesen?" werfe ich ein und muß mich zusammennehmen, daß ich nicht zu weinen anfange.

„Ja, gestern komm' ich nicht dableiben — Sie wissen wohl, warum," antwortet Micklef. „Morgen ist Pferdemarkt in Wremen, und wir haben zwei Spann nötig. Aber vor sieben reit' ich nicht weg, und gleich will ich Ihnen den Hof ordentlich zeigen. Seien Sie nur zufrieden; ich habe mich von aller Arbeit frei gemacht."

Mary will sich krank lachen: „Du willst wirklich in die Ställe laufen und zur Glucke unter den Hühnerkorb kriechen und im Heu herumwühlen? Das kannst Du auf dem Eschenkamp auch haben!"

„Da ist das nur ein bißchen zum Pläsir," widerspricht Micklef. „Wenn sie einmal bei uns in der Wurster Marsch ist, soll sie auch von allem die richtige Wissenschaft kriegen. In den Bergen hat sie das nicht. Darum muß sie jetzt mit mir kommen, bis zu den Fohlen an die Koppel und in den Lammstall. Das hilft ihr nun nichts."

„Wenn Meli sich das himmlische Leinen ansieht, das Sie einmal mit in den Ehestand bekommen, so ist das viel interessanter für ein Mädchen," beharrt Mary, und ich dagegen:

„Nein, nein — das andere interessirt mich tausendmal mehr. Meiner Mutter Leinen und Damast muß ich alle Jahr zweimal zählen und umlegen: vor der Bleiche und nach der Bleiche! — Ich geh' hinaus."

So geschah's. — Mary und die Bäuerin blieben bei Kaffeekanne, Kringelteller und Leinentruhe, der Bauer und Onkel Wiskenius rauchten und sprachen über Kornpreise und Rapssaat, und Micklef und ich besahen den Hof. Sieh — von jenem Nachmittage hab' ich nur eine verwirrte und verschwommene Erinnerung zurückbehalten.

Es war, als läge ein schweres Gewitter in uns und in der Luft. Ohne Plan gingen wir dahin und dorthin. Auf der Tenne schlugen die Drescher das letzte Korn im Takt mit den Flegeln, daß die Körner lustig sprangen und die Spatzen ihren Festtag hatten. Sie hielten inne und handen mich mit einem Strohseil. Ich hatte kein Geld bei mir, um mich zu lösen, aber Micklef griff in die Tasche und gab jedem der drei Drescher einen harten Thaler. Da standen sie nun mit offenem Munde, betrachteten das große Geldstück zwischen ihren Fingern, sahen hinter uns drein und lachten verstohlen.

„Laß sie lachen!" sagt Micklef und zieht mich weiter. Seine Stimme klingt unklar, und mit Gewalt stößt er die Thür zum Kuhstall auf. — Du glaubst nicht, wie gut es da drinnen gewesen ist, Kind; warm und dämmerig — die kräftige Luft hat sich mir so weich auf die Brust gelegt, und kein anderer Ton zu hören als das Käuen und Schnaufen der prächtigen Kühe und das Kettengeklirr des Bullen, der abseits allein haust und die breite Stirn unmutig gegen den festen Holzbalken reibt. Ich gehe von Stand zu Stand; ein bißchen Bange vor den Kühen hab' ich doch gehabt, nur eine — rothaut ist sie gewesen — wendet den Kopf und sieht mich mit ihren schönen, dummen Augen an. Da trete ich nahe heran und streichle und kraue sie. Micklefs Hand thut das gleiche, und dabei begegnen und fassen sich unsere Hände. Plötzlich tritt die Viehmagd herein, und wir fahren aus einander wie ertappte Diebe.

„Es ist zu heiß hier," sage ich und mache, daß ich hinauskomme. Micklef antwortet nicht, und sein Gesicht ist ganz farblos, so, als ob es ihn fröre. Mir hat die kühle Außenluft auch einen Schauder gegeben. Er steckt beide Hände in die Taschen und redet nur noch das Notwendige zur Erklärung. So gehen wir bald durch ein Thürchen, bald durch einen Thorweg, und ich meine immer, das Herz soll mir stehen bleiben, und behalte rein gar nichts von all den Erklärungen. Als wir zu guter Letzt die steile Leiterstiege zum Kornboden hinauf müssen, gibt er mir wieder die Hand — kalt wie ein Stück Eis — und preßt meine zusammen mit voller Macht.

Gleich darauf steigen wir zurück — abwärts, und drunten zieht er seine Uhr aus der Westentasche:

„Herrgott — in einer Viertelstunde wird ja angespannt. Kann das denn möglich sein? Das ist doch nicht möglich!"

Eine Zeit lang schweigt er und denkt über irgend etwas nach beim langsamen Gehen. Die Stirn zieht er über der Nase in Falten und benagt die Lippen.

„Kommen wir nun bald an die Fohlenkoppel?" frage ich armes, dummes Ding.

Er wirft den Kopf herum, preßt den Mund zusammen, und sein Gesicht ist dunkelrot, seine Augen starren mich an. „An die Koppel? — nein — das ist schon viel zu spät —" sagt er. „Wir wollen — ich muß Ihnen bloß noch etwas zeigen — hier — gleich rechts — ein Andenken, das ich an Sie behalte — und das will ich behalten! Wissen Sie das wohl? — Du — weißt Du das?"

Zitternd folg' ich ihm, und ich sehe, daß seine Hände zu Fäusten geballt in den Taschen stecken. Furcht hab' ich — und doch zieht es mich — ich muß thun, was er will.

Vor uns liegt ein Stück Wüstland hinter dem Gemüsegarten, und an dem läuft eine mannshohe, dichte Dornhecke entlang. Toter Dorn, der nicht mehr ausschlägt. Auf dem Wüstland ein Berg von Scherben, Asche und Kehricht — das, was der Haushalt verwirft seit Jahren. Rechts davon eine grüne Wiese, die sich weit dehnt: ich meine, bis zum Moor hin, das dort seinen dunklen Streifen malt. Am Wiesenrande der Schafstall, aus dem das tiefe Blöken der Mutterliere und das feine Meckern der neugeborenen Lämmer schallt.

Hinein gehen wir nicht. In der niedern Thür sitzt Jan, der Tater, und sein junger Herr ruft ihn zu uns her. Er kommt gesprungen wie ein Fohlen. Mich soll er ansehn — ordentlich, daß ich auch

weiß, was für schwarze Augen die Tatern haben. — Nach den Lämmern fragt der Herr nicht; zwei sind heute vor Tisch erst geboren — barsch schickt er den Buben zurück: nicht vor der Thür soll er lungern, sondern hineinmarschiren und drin bleiben und nach dem Rechten sehen bis Feierabend. Das alles stößt er laut und kurz hervor, seine Brust fliegt auf und ab unter dem gestrickten Wollwams, und auch mich fährt er scharf an, daß ich zusammenschrecke: ich soll nicht stehen bleiben — mitkommen soll ich!

Keine hundert Schritt weit, bis ans äußerste Ende der Dornenhecke, da wo uns der hohe Kehrichthaufen vor jedermanns Blicken deckt. Da bleibt er stehen, reißt mich in den Arm, holt mit zitternder Hand ein billiges Taschenspiegelchen hervor, und ich muß hineinblicken. — Dann wußte ich aus dem Spiegel mit einemmale, was für ein Andenken er meinte. Alle Tage würde der arme, braune Tater ihn mit meinen Augen anschauen! —

*

Dies schreckliche Gefühl der Oede, als er meine Hände von seinem Halse genommen hatte und von mir hinweggegangen war, ohne ein Wort von Wiedersehen und Trost — wohin, das wußt' ich nicht.

Ich stand gegen die Dornhecke gedrückt, da, wo er mich verlassen, und sah nichts vor mir als den Kehricht und die Scherben und die Asche. Darüber hinweg den dunklen Streifen — das Moor. Wer sich da hinein verliert, der verschwindet spurlos. So hatte der Onkel gesagt. Mir ging's wohl durch die Gedanken: „Lauf dorthin, wo der Kolk am tiefsten ist; dann ist alles vorbei — Leiden und Leben!" — Aber ach, Kind, der Mensch ist zu feige oder zu mutig, wie Du's nehmen willst, so lange er nur noch einen Funken Hoffnung hat.

Den hatt' ich noch. „Er wird mir doch Lebewohl sagen" — dacht' ich.

Nun hörte ich von fern her, daß jemand meinen Namen rief: Mary. — Laß sie rufen — nur dich sammeln, ruhig werden — ganz ruhig.

Ich stolperte um die Hecke herum. Da war ein Pförtchen, das ging ins Gemüseland vor dem Garten. Zwischen den langen Rabatten knospten auch Kirschbäumchen, und auf einem Zweige saß ein Fink und lockte. O, wenn er doch still gewesen wäre, der Vogel; — er und das Rufen: „Meli! — Meli! wo bist Du denn?"

Nur ruhig werden — nicht denken — an nichts. — „Hier!" wollt' ich zurückrufen, aber es war kein Ton in meiner Kehle.

Ich stellte mich ans nächste Beet: hohe Kohlstauden wuchsen in langer Reihe darauf mit krausen Blättern, dunkelviolette und grüne. Die zählte ich: — „vier — fünf — sechs — hilf mir, lieber Gott! — sechs — sieben — sieben — acht — neun —" da kam Mary in vollem Laufe:

„Meli! was antwort'st Du denn nicht? Wie 'ne Stecknadel suchen wir Dich. Es ist angespannt — Was machst Du hier?"

„Ich? Die Kohlstauden zähl' ich — nichts mach' ich hier." —

„Gott, Meli, wie lächerlich!" Sie belustigt sich über meinen dummen Witz mit den Braunkohlstauden und umfaßt mich: ich soll nur geschwind mitkommen, und sieht mir ins Gesicht. „Du hast ja Fieber!" ruft sie, und ich klammere mich an ihren Arm, drücke die Stirn gegen ihre Schulter, und weine laut heraus.

Sie weiß nicht, was sie mit mir beginnen soll vor Zärtlichkeit und Angst um mich: „Meli — Mückchen — wo fehlt Dir's? sag doch — sprich doch!" bittet sie, und ich schluchze in einem fort:

„Ich bin krank! — ich bin krank!"

Dann laß ich mir die Augen trocknen und die Wangen streicheln und mir zureden: es sei gewiß die Marschluft, die könne der Zehnte nicht vertragen im Frühjahr. Wenn wir nur erst daheim auf dem Eschenkamp wären, da würde es gleich besser. Ich solle sehen, wie sie gut pflegen könne, und nun erst mich — ihr Mückchen, ihr Liebchen! — So etwas thut oftmals wohl, wie Balsam, Kind, oftmals reißt's das Herz vollends in Stücke.

Wie wir rasch an den Ställen vorbeigehen (denn jetzt hören wir auch des Onkels laute Stimme: „Marn, Meli! Der Tausend — wird's bald?") — klafft die Thür zum Pferdestall. Da drinnen im Ganze, zwischen den Ständen, in denen es stampft und klirrt, seh' ich die dunklen Umrisse einer großen Gestalt. Die steht einsam und regt sich nicht. Das Antlitz deckt sie mit der einen Hand, die andere hängt an der Seite nieder, zur Faust geballt, wie vorhin bei der Wiese.

Mich packt die wilde Verzweiflung wieder an, und ich ringe meine Hand von der Marys los: „O Mary, laß mich noch einmal — ich muß den Grauschimmel noch einmal sehen!" Sie lacht abermals:

„Dazu brauchst Du gar nicht in den alten Stall zu laufen; der Grauschimmel und der Braune sind vor dem Carriol für uns."

Sie zieht mich vorwärts, und hinter uns höre ich, daß sich die klaffende Stallthür schließt, und daß von innen der Bolzen vorgeschoben wird.

*

Ehe wir vom Hof fort dürfen, muß ich noch zwei Tassen heißen Thee mit Rum trinken gegen's Fieber, und werde in eine graue Pferdedecke gepackt; die kann bei Gelegenheit zurückgesandt werden. Dann schickt der Bauer den humpelnden Peitschenjungen Eke in den Pferdestall: er soll Ricklef holen, damit der den Herrschaften Ade sagt, aber Eke kehrt ohne ihn zurück und meldet:

„He is all weg na Bremen to, Här."

„Dat is woll de engel'sche Mood'; he, wat?" schilt der Bauer, und da gerade an mir die Reihe ist zum Handschütteln, fügt er hinzu: „Dett Ricklef Rehr denn ok allens upp'n Hoff mooi verklaart, Mumseltje?"

„Alles — den ganzen Hof hat er mir erklärt," antworte ich mühsam, und der Bauer, der wohl seinen Spaß an meiner Kleinheit und meinen undeutschen Gesichtszügen gehabt hat, steckt mir noch eine graue Düte voll Kandiszucker unter die Pferdedecke in die Hand.

„Noamt good hen!" ruft er uns nach.

*

Sie sagten, daß wir wirklich eine wunderbar herrliche Fahrt gehabt hätten, der Onkel und Mary. Ich saß in meiner Ecke und schloß die Augen. Gedanken hatt' ich nicht, nur einen dumpfen Druck in mir, als läge dort ein harter Stein. Das Carriol hatte Ricklef mit aus England gebracht; es ging leicht und federte gut. Der Wind blies mir kühl ums Gesicht — fast wär' ich eingeschlafen; da rief der Onkel mich an:

„Meli, wüßt Du das Moor sehen?"

Ganz nahe fuhren wir daran hin. Das Abendrot spiegelte sich im stillen Kolk, auf dem der frischgrüne Dobben schwamm. Viel Wasser gab's nicht mehr zu überwinden für das Sumpfgras, das allmälich seine feste Decke flocht. Dann dämmerte ich weiter; in Lehe bestiegen wir unsern geschlossenen Wagen; der stieß, und die hochgeschobenen Fenster rüttelten. Mir war alles gleich. Wenn ich die Augen einmal aufthat, sah ich durchs Fenster, daß die Wolken da draußen wieder wilde Jagd hielten, und vom Monde keine Spur.

Mitten in der Nacht langten wir auf dem Eschenkamp an. Die erschrockene Tante bekam meine Krankheitsgeschichte von Mary zugeflüstert, und ich wurde nebst der zinnernen Wärmeflasche in mein Bett unter dem lieblichen Christkindchen gepackt; die Tante wollte selbst bei mir machen. Gott sei Dank, daß ich's abwehren konnte. Das Nachtlicht im Glase ließ ich mir gefallen. Das konnt' ich ausblasen, als sie alle fort und zu Bett waren, und ich durfte meine Thür verschließen und verriegeln, und war endlich allein mit meinem Gram — endlich!

Was sag' ich, Kind: Gram? Nein, der war's nicht — der ist etwas Stilles und Nagendes, und ich zitterte und bebte von Kopf zu Fuß und rang die Hände unter bitteren Thränen zum Christkinde empor, aber keine Stimme von dort oben sprach: „Sei getrost — ich bin bei Dir."

Dann stieß ich die heiße Wärmeflasche zurück, sprang aus dem Bett und lief gegen das Fenster hin. Da schränkte ich meine Hände um den Riegel, drückte den Kopf an die Scheiben und sah hinaus durch meine Thränen. Der starke Wind, der sich wieder aufgemacht hatte, warf die weit gespannten Aeste der alten Esche auf und ab und riß an ihnen und pfiff höhnisch, wie gestern nacht am Wattenmeer. Nach mir streckten sich die Aeste aus, als wären sie Menschenarme, und ich hätte hinausstürzen und mich hineindrängen mögen. Aber plötzlich sah ich sie nicht mehr. Ich fühlte die anderen Arme um mich herum, deren Muskeln sich spannten und zu Stein härteten, weil sie mich fest, o, so fest an eine Brust drückten. Ich fühlte das heftige Atmen dieser Brust und den Kuß der heißen Lippen und blickte in die düsterblauen Augen, die voll Wasser standen.

*

Es war schon heller Tag, als ich ins Bett zurückkroch, und daß ich darnach krank wurde, ist das ein Wunder?

Ich konnte durchaus nicht wieder zurechtkommen, bis eines Morgens sich die Thür öffnete und mein Vater zu mir in die Stube trat, um mich fortzuholen. O Kind, da wußt' ich, was mir in meiner heimlichen Not gefehlt hatte: Leben von meinem Leben, Herz von meinem Herzen! — So viel Dank ich auch den Freunden schuldete und gab — ich war erst ruhig, als wir beide, mein Vater und ich, mit einander im Wagen saßen und uns allein wieder hatten. Was achtzehn Jahre nicht vermocht, Kind, das brachten jetzt ein paar Stunden zuwege; ich fand meinen Vater und erwarb ihn mir zum Freunde. Alles konnt' ich ihm sagen, und er, der so viel Bitterkeit und Schmerz getragen hatte, verstand mich.

„Kind," sagte er, „rette Dir aus Deinem Schiffbruche ein Heiligtum: Mitleid — Menschenliebe. Strebe, daß Dir glückt, was mir mißglückt ist."

Das war wohl ein besseres Wort, als hätt' er mir gesagt: „Tröste Dich, Du bist jung; es wird vernarben." Gott weiß, daß ich meinem Vater seinen Rat tausendmal gedankt habe in meinem langen Leben und nach meiner schwachen Kraft versucht, darnach zu thun.

VII.

Jahrelang, bis ich ein altes Mädchen geworden bin, hab' ich immer auf ein einziges Lebenszeichen aus der Seemarsch gehofft. Vergebens! Nie eine Zeile, nie ein Gruß. Was ich dort erlebt, blieb unfertig, ohne Abschluß in mir, und ließ nicht nach, mich zu quälen. Ja, Kind, ich zeigte auch eine große Neigung zur Verbitterung. Da aber legte mein Vater mir eines Tages, als ich still über der Näherei saß, die Hand auf den Arm und sagte:

„Nicht solch ein Gesicht; Meli. Du sollst mir nicht werden wie ich! Du weißt schwerlich, wie beklagenswert einer ist, der sich aus seiner innerlichen Bitterkeit nicht mehr herausarbeiten kann."

Dennoch konnt' ich mir meinen Verlorenen auf keine Art als Ehemann und Hausvater vorstellen, obgleich ich mich entsann, daß Hinnerk Ets', des Flachskopfs, Schwester, nach altem Wurster Bauernbrauch seine bestimmte Braut war, die er ohne Widerrede heiraten mußte, damit Geld zu Geld käme.

Ich selbst hätte mich wohl zu keiner Heirat entschlossen und bin auch niemals begehrt worden. Vater und ich blieben beisammen in unserer Stille, bis Gott ihn als hohen Siebenziger zu sich nahm, und kurz vor seinem Tode schenkte er mir den Byron in einer vortrefflichen deutschen Uebertragung. Hier, Kind, hast Du zwei Verse aus dem „Mädchen von Athen", das mir mein Ricklef einst, beim Tanzvergnügen, auf englisch vorsagte, in seiner ersten Verliebtheit, weil er meinte: es passe für mich noch besser als für die Griechin vom Byron:

„Mädchen von Athen, geschwind
Gib mein Herz heraus, mein Kind!
Ach, ich hab' es doch nicht sie —
Gut, behalt es statt dem Rest,
Und mein Abschied laute so:
Sol mon, sas aghapo! —

Bei den Locken, die der Wind
Küssend soll und necken kann;
Bei der schwarzen Wimpern Saum,
Bei der Wangen weißem Flaum,
Bei dem Lachen' wild und froh:
Sol mon, sas aghapo!" —

„Sol mon, sas aghapo!" — Das heißt zu deutsch: „Mein Leben, ich lieb' dich!"

*

Bald nach meines Vaters Tode (es war Anfang der sechziger Jahre, und ich hatte mir eben hier im Hause meine Kleinkinderschule eingerichtet) konnte sich meine Mary einmal auf drei Wochen von ihren Pflichten losmachen und mich besuchen. Mit dem Bahnzug war das ein leichteres Stück als mit dem Hauderer, wie Anno fünfunddreißig! Sie

Hochbau, Bauten in Ton, Steinmetzarbeiten und Asbest.

brachte mir ihre Jüngste mit, mein Patchen, ein kecks, lustiges Ding, das drüben im Doktorehause bei den vier Buben gute Kameradschaft fand; und so hatten wir zwei Jugendfreundinnen gar manche stille Stunde für uns und unsere Erinnerungen.

Ob ich auch alt war, — fragen mocht' ich nicht nach Nickel; aber eines Abends hat mir meine Mary ungefragt von seinem Ende erzählt. Denn, Kind, während mein Herz sich noch nach ihm verzehrte und ihm auch den Vorwurf der Untreue nicht ersparte aus lauter Bitterkeit, hat er längst im ewigen Schlaf gelegen .....

Das ist im zweiten Herbst nach jenem Frühling gewesen. Der Dobben, der jetzt längst eine Wiese ist, hat damals den runden Kolk schon fast überwuchert gehabt; allein er war doch noch eine schwache, schwimmende Decke, nicht mehr, und unter ihm der schwarze Schlamm, zäh und grundlos, der in sich hineinzieht und erstickt, was den Fuß auf sein trügerisches Grün zu setzen wagt.

In der Herbstnacht, da das Unglück geschah, ist das Vieh noch draußen zur Weide gegangen, und als Nickel am Schafstall vorüberkommt, stehen die Tiere blökend vor der geschlossenen Thür zusammengerottet. Der Täter hat nicht eingetrieben und fehlt nebst zwei jungen Schafen, und der Spitz rennt und blafft immer gegen das Moor hin.

Da macht sich Nickel selber auf mit Klubenstock, Seil und Laterne, setzt einen Knecht vor den Schafstall zur Wacht und nimmt den Spitz mit sich, obwohl der Nebel sich dichter und immer dichter über die Marsch hingerollt hatte, wie ein weißes Tuch.

Eine lange Weile noch verfolgt ihn der Knecht mit den Augen und sieht am wandernden Laternenschein, daß er sacht und spitz und stracks über die Wiese nach dem Moore zu schreitet. Dann verschwindet das Licht in den Nebeln.

Dann haben es die armen Moorbauern in ihrer elenden Kathe, nicht gar weit vom Kolk, auch erblickt, wie sie später auf Befragen ausgesagt. Ein rötliches Pünktchen, das hin und her hüpfte wie ein Irrwisch. Sie haben auch gemeint, da müsse irgendwo ein Hund heulen, und jemand rufe: „Jan — Jan —!“

Sie sind aber Furchthusen gewesen, und weil des einen Namen gleichfalls „Jan“ lautete, hat er nicht anders geglaubt, als daß der Teufel ihn holen wolle, und ist ins Bett gekrochen. Der andere blieb noch am Fenster, und plötzlich war das Irrlicht verschwunden und der Ruf und das Gebell verhallt. Da wurde ein Eulenschrei laut über dem Röhricht, und die beiden Männer beruhigten sich und sagten einander: „Vorhin muß das auch der Eulenruf gewesen sein, und am Ende gibt's noch Herbstgewitter, weil die Flämmchen übers Moor laufen.“ Somit ging der vom Fenster fort und legte sich zu dem im Bette, sie zogen ihre Decke über die Ohren und schliefen friedlich ein ....

Weder Nickel, der Erbprinz, noch Jan, der Täter, sind jemals auf den Hof zurückgekehrt. Nur der Spitz kam drei Tage später wieder angeschlichen, halb verhungert, scheu und bissig. Fressen und Saufen wollt' er nicht; er winselte nur und knurrte die Schafe an. Der Bauer hat ihn töten müssen.

*

Sieh, Kind: jetzt bin ich achtundsiebenzig und stehe schon auf der „finstern Brücke zur Ewigkeit“, wie mein Schiller gesungen hat. Und dennoch — unverblichen ist in mir die Erinnerung an mein Arkadien; aber ohne meines Vaters Mahnwort wäre sie nur eine tote Last für meine Seele geworden. So hab' ich jenem Heiligtume, von dem er sprach, nachgetrachtet mit meiner schwachen Kraft. Ich bin nicht einsam geworden in meiner Einsamkeit.

Das Kobell-Denkmal in München.

(Hierzu das Abbildung Seite 737.)

An einem stillen, lauschigen Platz der am rechten Ufer der rauschenden Isar sich ausdehnenden Gasteig-Anlagen zu München hatte sich am Vormittag des 19. Juli eine kleine, aber auserlesene Versammlung eingefunden, um einer vor anderthalb Dezennien heimgegangenen, doch im Gedächtnis der Gegenwart fortlebenden berühmten Sohne der Stadt eine von dankbarem, warmem Empfinden eingegebene Huldigung darzubringen. Es galt, das mit pietätvollem Sinn gestiftete Denkmal des Mineralogen und Volksdichters Franz von Kobell einzuweihen, eines Mannes, der solche Ehrung nicht nur durch seine hervorragende Thätigkeit auf wissenschaftlichem Gebiete, sondern vor allem durch seine gedichteten poetischen Schöpfungen verdient hat. Schlicht, wie Kobell selber gewesen, aber würdig war der Verlauf der Feier. Der greise Präsident der bayrischen Akademie der Wissenschaften, Geheimrat Professor Dr. von Pettenkofer, der dem Gefeierten freundschaftlich nahe gestanden hatte, hielt als Vorsitzender des Komitees, durch dessen dankenswerte Thätigkeit die Errichtung des Denkmals zu stande gekommen war, die Einweihungsrede. In kurzen Worten, deren Inhalt hier noch durch einige sichtliche Daten vervollständigt sein mag, kennzeichnete er die Bedeutung des Gelehrten, des Dichters und des Menschen Kobell.

Am 19. Juli 1803 zu München geboren, wurde Kobell bald nach Vollendung seiner Universitätsstudien im Jahre 1826 außerordentlicher Professor der Mineralogie an der Münchener Universität, 1834 zum Ordinarius befördert und 1856 zugleich zum ersten Konservator der mineralogischen Staatssammlungen ernannt. „Von Franz von Kobell stammen,“ so legte Pettenkofer kurz zusammenfassend dar, „zahlreiche Analysen, Beurteilung und Ordnung der verschiedensten Mineralien, er ist der Erfinder des Staurolops, eines Instrumentes zur optischen Untersuchung der Kristalle; er ist auch der Erfinder der Galvanographie, welche der Vervielfältigung künstlerischer Handzeichnungen dient, auch hat er die Galvanoplastik wesentlich verbessert und verallgemeinert. Diese hohen Verdienste Kobells sind allen Gelehrten- und Künstlerkreisen bekannt; aber dem Volke ist er noch bekannter durch seine Gedichte in hochdeutscher, pfälzischer und bayrischer Mundart. Franz von Kobell gehörte zu den glücklichen und seltenen Naturen, welche nicht nur wissenschaftliche, sondern auch künstlerische Adern haben, deren Herz nicht nur vom Ernst der Dinge, sondern auch vom Humor bewegt wird. Nebenbei war er auch ein so grundlicher Jäger, daß er seinen ‚Wildanger‘ schreiben konnte, welches Buch ein passionierter Schütze seine zweite Bibel nannte.“ In seinen Dichtungen, von denen namentlich die „Gedichte in oberbayrischer Mundart“ weite Verbreitung fanden, hat Kobell das Gold des urwüchsigen, unmittelbaren Volksempfindens, besonders des altbayrischen Stammes, mit vollendeter, von keinem Vorgänger oder Nachfolger erreichter Kunst zu münzen verstanden, und er wird allezeit als der Altmeister oberbayrischer Dialektpoesie gefeiert werden. Der liebenswürdige, in allen Kreisen verehrte Dichter starb am 11. November 1882 zu München. Ein treffliches Lebensbild Franz von Kobells verdanken wir seiner als geistreiche Schriftstellerin bekannten Tochter Luise, der Gemahlin des Staatsrats von Eisenhart.

Die Errichtung des Denkmals ist in erster Linie auf eine in der Münchener Zweiggenossenschaft des Freien deutschen Hochstifts gegebene Anregung zurückzuführen; die Geldmittel kamen durch die Munifizenz des Prinzregenten Luitpold und durch das eifrige Zusammenwirken einer großen Anzahl von wissenschaftlichen und künstlerischen Instituten und Gesellschaften, sowie von Verehrern des Dichters zusammen. Die künstlerische Ausführung des Denkmals, welche dem Bildhauer Professor Benedikt König übertragen worden war, verdient um so höheres Lob, als der Künstler den Dichter nicht persönlich gekannt und ihn doch in voller Lebenswahrheit darzustellen verstanden hat. Der Erguß der Büste ist in der ruhmlich bekannten Münchener Erzgießerei hergestellt. Der Sockel des Denkmals trägt die von Scheffel auf Franz von Kobell gedichteten Verse:

„Ihm wurden die Geister des Waldwalds vertraut
Und die edelscheinbaren Kiesel.
Seiner Lieder kristallener Jubellaut
Weckte das Echowurmt bayrischer Berge.“

Das Südtiroler Torggelhaus in Bozen.

(Hierzu die Abbildungen Seite 732.)

Auf dem ältesten und belebtesten Platze der alten Handelsstadt Bozen, auf dem Obstplatz, erhebt sich bei dem Eingange zur engen Fleischgasse ein stattliches, mit farbigen Fresken geschmücktes, schloßartiges Gebäude, überragt von einem 50 Meter hohen, starken Wehrturm mit Aussichtswarte in der obersten Etage, von welcher aus man über die grauen Ziegeldächer der Häuser hinweg das weite fruchtreiche Thalbecken von Bozen-Gries überschaut, desselben mit zahlreichen Dörfern und geschmückt mit alten Kirchen, Burgen und Herrensitzen, ringsum in der Runde bis weit hinauf zu den grünen Mittelbergen, über welchen sich wieder die herrlichen Dolomitberge aufbauen.

Dies stattliche Gebäude am Obstplatz zu Bozen ist das „Südtiroler Torggelhaus“, Eigentum des Handelskammerates und Konsulenten Alois Fischnaller-Thaler, welcher das früher so unscheinbare, zum Teil baufällige Haus zu einer freundlichen, einladenden Stätte umgewandelt hat. Wir stehen da gewissermaßen auf historischem Boden; denn vor Zeiten, als Bozen zum Schutze gegen eindringende Feinde und noch häufiger zur Abwehr der wilden Wogen der Talfer und des Eisakflusses mit starken Mauern umgeben war, da stand hier ein Stadtthor, und das heutige Torggelhaus diente damals als Gerichtshaus, bis es im späteren Mittelalter in privaten Besitz überging und von angesehenen Handelsherren bewohnt wurde.

Es war ein glücklicher Gedanke des Verbandes der landwirtschaftlichen Bezirksgenossen von Deutsch-Südtirol, in dem von Herrn Fischnaller-Thaler erworbenen und stilgerecht restaurirten Hause am Obstplatz eine Muster-Weinstube zu errichten, in welcher nur echte, reine Weine, geprüft von der landwirtschaftlichen Anstalt zu St. Michele an der Etsch, zum Ausschank kommen dürfen.

Hier in dem kürzlich erworbenen Gebäude fand auch im Frühjahr 1896 der erste öffentliche Bozener Weinmarkt, veranstaltet vom obengenannten Verbande, statt, und zwar zu dem Zwecke, durch Kostproben die Produkte des Bozener Weinbaues Einheimischen wie Fremden vorzuführen und sie mit den verschiedenen edlen Weinen des reben- reichen Bezirkes bekannt zu machen. Diese Absicht war auch von erfreulicher Wirkung; der erste Bozener Weinmarkt hat gezeigt, was die dortigen Weinbauern zu leisten vermögen, und welche edlen Tropfen die sonnigen Weinleiten spenden.

Betreten wir nun das Torggelhaus selbst. Im Erdgeschoß, an der Ecke des oberen Obstplatzes und der nach dem Kurorte Gries führenden Fleischgasse, locken uns verschiedene Delikatessen, als süße Früchte aller Arten in mannigfacher Zubereitung, Gemüse und Fleischkonserven, sowie Touristenproviantartikel in reicher Auswahl. Nebenan befindet sich ein Schanklokal, und auch der Aufgang zum ersten Stock dient als originelle Schankhalle, mit Klapptischen und mit passendem Bilderschmuck versehen. Hier sehen wir einen alten sogenannten „Preß- oder Torggelbaum“, an dessen Vorderseite der Spruch eingeschnitten ist: „Lieber Täufer Traubensaft, der uns von Gott ist geben, der ja erquickt unser Herz und festet unser Leben.“ Die romanische Bezeichnung eines solchen wuchtigen Baumes rührt vom lateinischen Verbum torquere = pressen, quetschen her, weil in der „Torggel“ die Trauben mittelst einer Drehmaschine und des Preßbaumes gequetscht wurden, worauf dann der frische Traubensaft zur Gärung in das Faß geschüttet wurde.

Im ersten Stock des Torggelhauses nehmen uns drei Weinstuben auf. Zwei davon sind mit altdeutschem Getäfel geschmückt, die dritte Stube stellt eine gewölbte Halle dar, deren Decke und Wände mit Rebranken bemalt sind. In dieser Halle betrachtet der Gast ferner mit Vergnügen die vom Meister Ignaz Stolz in Bozen gemalten Porträts der Kaiserin Maria Theresia und Goethes. Erstere wohnte im Dezember 1738, letzterer im September 1786 im Gasthause zur „Sonne“, welches gegenüber dem heutigen Südtiroler Torggelhause stand, in neuerer Zeit aber einem Neubau hat weichen müssen. In der ersten Weinstube grüßen von den farbigen, mit Butzenscheiben geschmückten Erkerfenstern die Bilder Walthers von der Vogelweide, Oswalds von Wolkenstein, der tirolischen Minnesänger, in den beiden anderen Stuben die Gestalten der älteren tirolischen Landesfürsten hervor.

Wir fühlen uns hier sofort behaglich und lassen uns auf der eichenen Bank nieder, um den perlenden Rebensaft zu kosten, den die Sonne des Eisak- und Etschlandes zeitigt, weiße wie rote, süße wie feurige Weine, als zum Beispiel Traminer, Terlaner, Magdalener, Lagacher, Kalterer See, Gebernet, Lagreinkretzer, Malvasier, Riesling und welche Marken diese edlen Weine alle noch führen. Steigen wir dann zu den Turmgemächern hinauf, so finden wir das „Defreggerzimmer“ mit gelungenen Kopien nach Werken dieses berühmten Meisters, ferner ein zweites freundliches Frühstübchen und zu oberst unter dem grünen Dache des ragenden Turmes, welcher selbst wieder mit vier zierlichen Erkertürmchen bewehrt ist, ein reizendes Kneipstübchen, von dessen dreiunddreißig Fenstern aus der Blick über die Dächer hinweg zu den Fluren und Bergen des Eisak-, Etsch- und des Sarnthales schweift. Eine gehämmte Wendeltreppe verbindet die vier Turmetagen bis zum Dachgiebel hinauf.

Erwähnenswert sind weiter die Wandmalereien des Bozener Meisters Ignaz Stolz senior am Stiegenaufgange zum Turme; sie stellen wirksame Scenen aus der König Laurin-Sage dar: die Befreiung der schönen Königstochter Similde aus der Gewalt des tückischen Zwergkönigs Laurin, der die holde Maid geraubt hatte und in seinem unterirdischen Kristallpalaste verborgen hielt. Aber auch noch andere Schätze birgt das Torggelhaus, nämlich Spenden bekannter Künstler, Maler wie Bildhauer, für eine künftige hier zu schaffende Galerie.

D. R.

Sonnenuntergang.

Von

A. von Berchthold.

Am Abend war's: hin sah ich zu der Sonne,
Die leuchtend sich dem Horizonte nahte
Und mildes Licht ausgoß auf meine Pfade
Und Stille in mein Herz und Fried' und Wonne.

Da kam mir der Gedanke: goldgeboren
Sind dieses Lichtes farbenreiche Gluten —
Sie tragen uns auf ew'ger Schönheit Fluten
In unserm Ziel, das nimmer wir verloren:

Ein Grüßen sind sie von des Lichtes Quelle,
Daß wir auf rauhem Wege nicht verzagen.
Wenn wir im Kampfe unsre Seelen tragen
Aus Erdendunkel zu der ew'gen Helle.

Digitized by Google

Aus den höchsten Regionen.

von

Friedrich Arnold.

„Er ist charmant," sagte Marmotta.

„Er ist charmant," echote der Kreis rings um sie. Ihre beiden ältesten Brüder rieben sich die blinden Köpfe mit den Vorderpfoten, aber sie pfiffen erst recht überzeugungsvoll: „Er ist charmant."

Und wenn auch nicht in Gehör-, so war er doch immer noch in Gesichtsweite, denn soeben machte er auf einer weit entfernten Steinhalde ein Männchen und sah zurück auf den bequemen Stein in der Sonne, den traditionellen Ruheplatz so vieler Geschlechter, wo die ganze Gesellschaft vereinigt war.

Marmotta, wie alle jene, welche in dieser Geschichte vorkommen, gehörte nämlich zum Geschlechte der Murmeltiere.

Auch Marmotta hatte sich hoch erhoben und sah mit sehnsüchtigem Blicke ihrer schönen, glänzend schwarzen, rundlichen Augen ihm nach, aber sie hatte sorgfältig ihren Körper hinter Onkel Montanellos hoher Gestalt verborgen.

„Onkelchen, wird er auch bestimmt wiederkommen? Ihr waret gar so stürmisch bei seinem Empfang!"

„Närrchen," lachte der gute alte Montanello, „so ein junger Bursche, dem die Liebe Riesenkraft verleiht, und der — besieh nur Deine Brüder — sich so nachdrücklich eingeführt, den zieht die Liebe zu einem gewissen Etwas da neben mir schon morgen wieder her!"

Könnte ein Murmeltier erröten, Marmotta wäre feuerrot geworden; so begnügte sie sich, verschämt ihr Köpfchen zwischen den Vorderpfoten zu verbergen. „Ach, was wird Mama sagen!" seufzte sie.

Was der Onkel darauf murrte, war eine große Grobheit, und es war gut, daß Marmotta sie nicht hörte, weil eben ihr Bruder fröhlich herüberrief: „Na, Mankei ist ein echter deutscher Bär, das muß man sagen! Einer gegen sieben, und er hat uns bös geprügelt. Ich bin begierig, welche er sich erkämpft — hast Du schon eine Ahnung, Onkel?"

Die arme Marmotta wollte vergehen vor Angst und Scham über den schelmischen Blick des Onkels, und sie atmete erleichtert auf, als der liebe, alte Murrkopf seine Unwissenheit in dieser Richtung laut versicherte.

„Mankei ist ein patenter Kerl," rief ein anderer, „aber ob er wohl um eine von unseren Mädels raufte, das bezweifle ich. Die Deutschen drüben haben selbst genug!"

„Hei," pfiff da Marmottas jüngerer Bruder, ein schöner Jüngling und großer Don Juan, „Freund, da sieht man, wie sehr Du Dich im Hintertreffen gehalten. Wärest Du im Handgemenge gewesen, Du hättest keinen Zweifel. Mich hat Mankei gebissen, hier, seht, so beißt nur ein Verliebter, ich kenne das!"

„Ein Glück wäre es, Jungens, wenn wir endlich in Verwandtschaft mit unseren Nachbarn kämen," sagte Onkel Montanello mit sonorer Stimme; „wir sind hier immer noch fremd, haben keine Freunde, fühlen uns überall als Zugewanderte, das würde dann mit einem Schlage ..."

Ein greller Pfiff unterbrach diese politische Rede. Mit Blitzesschnelle ordnete sich die ganze Gesellschaft und fuhr in den nahen Bau. Als habe sie die Erde verschlungen, so rasch waren sie verschwunden.

Und doch hatte Marmotta noch einen raschen Blick nach oben geworfen. Ein riesiger Adler sauste hernieder. „Um Gott, Mankei!" mit diesem Entsetzensruf fuhr sie ein.

Lange währte es, bis in die jäh aufgeschreckte große Familie Ruhe kam. Onkel Montanello tröstete leise die arme Marmotta. Mankei sei ein fixer Junge, den fange kein Adler. Auch wisse er jede Röhre, jede Steinplatte im weiten, großen Gebiet, sie solle außer aller Sorge sein. Sämtliche Mütter benützten das gefährliche Ereignis, um ihrer Jugend weise Lehren über die Gefahren des Murmeltierlebens, die Adler im speziellen, zu erteilen, die männlichen Mitglieder aber überboten sich in Erinnerungen an durchlebte Gefahren und dabei entwickelte Thatkraft und List.

Da aber die gleichen Erzählungen bei gleichen Anlässen stets wiederzukehren pflegen, so hörte fast jeder nur sich selbst, die anderen gähnten und bedauerten tiefinnerlich, nicht wieder schlafen zu können, nachdem sie erst vor kurzem aus dem zwanzigwöchigen Winterschlaf — einer der famosesten Einrichtungen im Murmeltierleben — erwacht waren.

Hinaus, in den schönen Abend, getraute sich niemand mehr.

In dieser Langeweile erinnerte sich eine junge Mutter an Onkel Montanellos Rede, welche der Adler so jäh unterbrochen, und sie bat ihn, doch die Geschichte ihrer Auswanderung zu erzählen.

Er war gern dazu bereit.

„Nur wenige von euch," sprach er, „erinnern sich dieses denkwürdigen Zuges. Denn die meisten sind hier schon geboren, aber wir Alten, Arktomys, Muck und unserer lieben Marmotta Mutter, die Marbell, wir werden ihn nie vergessen."

„Ich muß bitten, Onkel," rief entrüstet Marbell, eine thatsächlich noch schöne Frau, „auch ich war zur Zeit des Zuges noch ein kleines Kind, und wenig wüßte ich zu erzählen."

Der böse Onkel weidete sich gar sehr an ihrem Zorne. „Vielliebe Schwägerin," fuhr er fort, „wohl warst Du noch jung damals, aber ein kleines Kind hätte doch schwerlich meinem lieben, seligen Bruder den Kopf so verrückt gemacht, wie es während des Zuges der allerliebsten Marbell gelang! Was hatte er für Dich gekämpft und gelitten, ein Auge wurde ihm ausgekratzt, und einen Schneidezahn verlor er im wütenden Duell mit jenem Teffiner, der Dich uns entführen wollte!"

Marbell schwieg, halb gerührt durch die Erinnerung, halb geärgert durch die Konstatirung ihres Alters. Denn die schöne Witwe hatte noch durchaus nicht die Hoffnung aufgegeben.

Montanello aber erzählte:

„Unsere Heimat war in der Schweiz. Die freie Schweiz heißen sie die Menschen, die mörderische Schweiz muß ich sie nennen. Dort besteht die Freiheit darin, daß jeglicher sein Schießgewehr nimmt und, unbehindert durch Ordnung und Gesetz, schießt, fängt, gräbt, was nur immer er will. So kam der freie Mensch dort auch in unsere Höhen, und aus war es mit aller Lebensfreude. Anfangs galten die donnernden Schüsse nur den großen, vornehmen Gemsen, dann den guten Schneehühnern, den Alpenhasen — sie alle verschwanden, und nun kam das Verderben an uns. Mit Fallen, mit Kugeln lichteten die Grausamen unsere Reihen, im Winter kamen sie und gruben schlafende Familien aus, von heute auf morgen gab es keine Sicherheit — auch wir gaben uns verloren.

„Da kam, mager und elend von der ungeheuren Reise, ein Vetter wieder, der seit Jahren uns gefehlt. Er war auch ausgegraben worden, kam als Gefangener zu den Menschen, wurde dort geschlagen, mußte hungern und dursten, bis er sich entschloß, das dumme Zeug, das man von ihm verlangte, zu thun. Er mußte auf den Hinterbeinen gehen, wie es unsere Kinder thun, was aber einem gesetzten Murmeltier doch nicht mehr einfällt. Dann wanderte er mit dem jungen Menschen, der ihn hatte, weit, weit in die Länder, kam nach Deutschland und auch nach Bayern. Wieder sah er hier zum Himmel ragende Berge, mächtig erwachte in dem Armen die Sehnsucht nach Freiheit, und er entfloh. Den Armen, Fremden nahmen die hiesigen Brüder gut auf, und rasch gewann er hier wieder Thatkraft und Unternehmungslust. Er hatte kennen gelernt, wie sicher wir hier unter strengen Jagdgesetzen leben, er, der die Sprache der Menschen im Umgang mit ihnen verstehen gelernt, hatte begriffen, daß das Volk uns hier liebt und hegt. Unser Schicksal rührte den Getreuen, so wanderte er viele, viele Monate zu uns und brachte die gute Kunde. Im nächsten Frühjahre aber folgten wir seiner Führung. Laßt mich schweigen von dem Elend und den Mühsalen dieses Zuges. Adler und Eule, Fuchs und Marder bedrohten uns bei Tag und bei Nacht, endlos schien die Wanderung, der Mann verlor sein Weib, die Schwester den Bruder, Kinder die Eltern, Eltern die Kinder — aber endlich, endlich kamen wir hier an, wo die Menschen sagen, es sei ‚das steinerne Meer'. Nicht freundlich war die Aufnahme. Mißtrauen empfing uns, und noch liegt auf uns der Haß gegen die Fremden. Darum freute mich heute der Besuch des jungen Mankei. Er ist der Sohn des alten Patriarchen dieses Gebietes, ein starker, kühner Jüngling, ihr habt es erfahren, meine jungen Männer, aber auch er trägt die Schrammen eurer Hiebe, und nicht ohne Achtung ging er von uns. Holt er sein Weib aus unserer Mitte, so wird der Bann gebrochen sein, und froh werden wir die fetten Weiden jener Glücklichen mitgenießen können."

Montanello schwieg erschöpft, selten hatte er so lange gesprochen. Eine große Aufregung hatte sich der Jungfrauen bemächtigt: wer wird wohl die Glückliche sein, die Mankei gefällt, wer die einflußreiche Gattin werden? Jede hoffte und jede schwieg, am stillsten von allen war Marmotta.

Ein prachtvolles Glühen der Berggipfel kündete den jungen Tag. Fast gespensterhaft taucht die dunkelrote Feuerkugel aus den undeutlichen Konturen der fernen östlichen Gebirgszüge auf, ohne im ersten Augenblick viel Licht in das unermeßliche Naturbild zu bringen. Ein augenblickliches minutenlanges Ringen zwischen Licht und Dunkel, unaussprechliches Wallen und Weben, und mit einemmal ist es Tag.

Mankei, der schon lange gewartet, sah Marmotta, und mit einem fröhlichen Satz war er neben der Erschrockenen. Die Grammatik der Murmeltierjugend in erotischen Dingen ist kurz und bündig. Er pfiff gar gefühlvoll durch die Zähne, das heißt: „Ich liebe Dich!" sie erwiderte diesen Pfiff viel zarter und lang gedehnt, das heißt: „Danke, gleichfalls!" Dann sagte sie zu ihm: „Liebster Mankei, sprechen Sie mit meiner Mutter!"

Dazu war Mankei sofort bereit, und wie gerufen kam eben Mama Marbell aus dem Bau, doch konnte sie unmöglich die beiden jungen Leute sehen. Das war Marmotta sehr angenehm. Noch einen feurigen Blick sandte sie ihrem Mankei, dann verschwand sie unter der Erde.

Mankei holte tief Atem, noch einmal, dann noch einmal. Er sah sich seiner Schwiegermutter gegenüber, darum war dem braven Burschen die Kehle wie zugeschnürt.

Jetzt sah ihn Frau Marbell, doch sie that, als sähe sie ihn nicht. Ein Gedanke schoß der Witwe durch den Kopf, der ihr Herz lebhaft schlagen ließ. Da wagte Mankei einen fabelhaften Sprung, und elegant kam er vor ihr auf die Erde. Frau Marbell war ehrlich erschrocken. Mankei sah dies und wollte es sofort gut machen:

„Liebste Frau Marbell," begann er.

Frau Marbell zitterte so, daß er zerstreut wurde. Doch nochmals raffte er allen Mut zusammen:

„Liebste Frau Marbell, schon lange fühle ich ..."

„Böser Mankei," flötete Frau Marbell und senkte verschämt den Kopf, „böser Mann, fühlen Sie nicht, wie eine Witwe, die in tiefer Trauer um den besten Gatten bisher ihre Tage hingebracht, zusammenschauern muß unter der Glut, die Sie neu entfachen!"

„O, beste Frau Marbell," rief Mankei verzweifelt, „mißverstehen Sie mich nicht ..."

„Nein, lieber Mankei, schon fühle ich von meinem Herzen die Eisrinde schmelzen ..."

„Die der grausigste Januar wieder zufrieren möchte!" tönte plötzlich der tiefe Baß des erbosten Onkels Montanello dazwischen. „Schäme Dich, Du ewig junger Johannistrieb von einem Weibe, schäme Dich ..."

Verschwunden war Marbell, in weiter Ferne raste Mankei über die Felsen dahin.

Montanello sah ihm furchtbar geärgert nach.

„Ist auch ein Esel," murrte er, „will ein Patriarchensohn sein und weiß nicht, wie man eine Schwiegermutter anredet!"

*

Muck war ein Murmeltier so an der Grenze der „besten Jahre". Er war einer der Führer des großen Zuges aus der Schweiz gewesen und stand darum in hohem Ansehen nicht nur bei seinen Leuten, sondern auch bei den alteingesessenen Familien der ganzen „steinernen Meeres". Montanello war ihm sehr befreundet, hatten sie doch Seite an Seite den ganzen schweren Kampf ums Dasein durchgekämpft. Kein Wunder, daß der zornige Onkel jetzt zu Freund Muck eilte und ihm voll sittlicher Entrüstung die schauerliche Dummheit der Frau Marbell, dieser

Zum Geburtstage Sr. Majestät des Kaisers und Königs Franz Joseph I.

Archive Horse Detail 1.
Oil on Panel, 12 x 9.5 ins.

alten, kokketten Witwe, erzählte. Muck war sehr verblüfft über eine solche Aufführung, wollte anfangs durchaus nicht daran glauben, denn er wußte, wie streng Montanello seine Schwägerin beurteilte, gerade weil sie seinen vielgeliebten Bruder viel zu sehr unter dem Pantoffel gehabt hatte; doch er kannte Montanellos strenge Wahrheitsliebe, und so begnügte er sich, mit den langen, gekrümmten Scharrnägeln seiner Vorderfüße lange Verwunderungsrunen in den Boden zu reißen.

Diese Beschäftigung setzte er auch fort, lange nachdem Onkel Montanello ihn verlassen, dann humpelte er, denn er war ein stattlich fetter Mann — eine große körperliche Schönheit für ein Murmeltier — ganz gegen seine Gewohnheit weit weg von der so sehr geliebten, sonnenbeschienenen Steinplatte zu einsamer Weide, wo er tiefsinnig eine moschusduftige Schafgarbe nach der andern zwischen den Zähnen zermalmte.

Von der Schönfeldspitze kamen einige Schneekrähen angeflogen. Nach Art dieses rauflustigen Gesindels unterbrachen sie durch höchst plebejisches Gezänk und schrilles Geschrei die vornehme Ruhe rings umher. Muck warf ihnen einen bitterbösen Blick zu, befolgte dann den Grundsatz vom Starken, der sich mutig zurückzieht, denn er war nicht in der Laune, dem übermütigen schwarzen Pack zu allerhand Neckereien zu dienen. Bemerkt war er aber. „Hast Du ihn gesehen, den langweiligen Humpelbären?“ schrie eine ältliche Krähe ihrem Manne zu. „Gewiß sah ich ihn, meine Teure,“ krächzte der dagegen. Wer ihre Sprache nicht kannte, mußte meinen, sie zankten sich fürchterlich. „Ach, Mutter,“ rief ein kleines schwarzes Fräulein mit besonders schönen korallenroten Füßen, „ach, Mutter, diese haarigen, wilden Männer sind mir so erschrecklich unheimlich, sie werden uns doch nicht überfallen!“ Ein geradezu widerliches Geschrei erhob sich: „Du Gänschen!“ — „Du meine Güte, so 'ne Pflanze!“ — „Du willst auch eine Schneekrähe sein.“ — „Herrgott, ist die zimperlich!“ — „Siehst Du, Mutter,“ zeterte ein frecher, boshafter Bengel, „das hast Du von Deiner Erziehung. Natürlich, das schöne Fräulein Zimperlich, die besten Schnecken muß sie erhalten, das Beste und Erste vom Gemsgekröse . . .“ „Willst Du schweigen, Du neidiger Bengel,“ schrie der Krähenvater. „Ach, um Gott, das Vatertöchterlein!“ pfiff eine ältliche Tante. „Na, schweig nur Du, ewige Jungfräulichkeit!“ höhnte der Vater — mit einem Wort, es war ein zuwideres, freches Gesindel.

Muck hätte sich am liebsten die Ohren verstopft, aber plötzlich horchte er hoch auf; der freche Bengel von einem Rabenjüngling zeterte wieder: „Seht doch dort wieder so einen haarigen Erdmann, paß auf, Schwester, wie man so etwas behandelt!“ Und vom Triumphgelächter der ganzen Schar begleitet, flog der Kerl an Mucks Versteck vorbei — auf Frau Marbetl zu, die hier ihren Schmerz austobte.

Nach Weiberart erschrak sie tödlich, als der unverschämte Geselle mit scharfem Schnabelhieb sie traf. Ihre Flucht rief ein lufterschütterndes Hohngeschrei hervor, und Gott weiß, zu welcher Unthat sich die zuchtlose Rotte jetzt herbeigelassen hätte.

Aber wie Achilles, dem Hektor den Patroklus raubte, sich auf die Trojaner warf, so wutentbrannt entfuhr der alte, tapfere Muck seiner Erdröhre und — was gleicht dem Zorne eines Murmeltierhelden! — riß dem schreckerstarrten Rabenjüngling den Kopf ab. „Folge mir!“ pfiff er Frau Marbetl zu, und ehe die schwarze Rächerschar herbeigekommen, hatte beide die schützende Erde verschluckt.

Stundenlang tönte das Rachegeschrei über der Unglücksstelle.

„Edler Muck, Ihr habt mein Leben gerettet!“ sagte Frau Marbetl mit erstickter Stimme. Muck antwortete nicht, sondern wendete seinen Kopf dem Ausgang der Röhre zu, folglich Frau Marbetl das andere Körperende. Sie seufzte tief. „Na,“ höhnte Muck, „schmilzt die Eisrinde noch immer?“ — „O, der Schändliche,“ pfiff Frau Marbetl, „so hat er mich verraten! Und, teurer Muck, wenn es so gewesen wäre, bin ich etwa schon in den Jahren, wo das Leben alle Rechte verloren? Kann ich eine ehrliche Werbung nicht mehr hören?“ — „Glück zu, edle Marbetl, vielleicht gelingt es noch Deinen Reizen, den Schwiegersohn zum Manne zu verwandeln, mir mute nicht zu, mit meinen alten Sinnen so etwas zu verstehen!“

Und weg war der gute, liebe, alte Muck.

Frau Marbetl wartete lange Zeit, ob sie denn der Schlag nicht treffe, und erst, als sie über diesen Umstand beruhigt sein mußte, fand sie weitere Gedanken. Das Kind! Marmotta! sie hatte der Jüngling gewollt! Himmel, welche Blamage! Wie wollte sie, die Vielgewandte, sich nun rehabilitiren? Ach, so viele Auswege fielen ihr ein, keiner versprach Erfolg. Ja, wenn sie das von der Eisrinde nicht gesagt hätte!

Die rachelüsternen Schneekrähen waren längst abgezogen, wieder erschien die Sonne als dunkelrote Feuerkugel am Himmel, wieder war das Ringen zwischen Licht und Dunkel, dann aber war es Nacht. Vom Mondlicht magisch begossen, starrten die unzähligen Steinriesen in das Schwarzblau des Nachthimmels.

Da kam Frau Marbetl. Sie sah sehr angegriffen aus. Tiefbetrübt aß sie eine größere Anzahl des Bärenklau, Löwenmaul, Alpenwegerichs, der süßen Gründwurzel — dann warf sie einen langen, langen Blick auf die nun im Mondlicht glänzende Steinplatte, in deren Nähe alle die Bekannten und ihre Marmotta schlummerten.

Endlich entfernte sich die arme Marbetl. Sie hatte beschlossen, Einsiedlerin zu werden.

*

„Das kommt davon, wenn die Eltern die Kinder das Wichtigste nicht lehren!“

Mit diesem Vorwurf schloß Mankei unmutig seinen Bericht an den Papa Patriarch, der mehrmals sehr erheitert durch die Zähne gepfiffen hatte, was dem würdigen alten Herrn gar gut paßte. Jetzt blinzelte er seinen Jüngsten hochbelustigt an und pfiff besonders laut und nachdrucksvoll. „Mankei, Mankei,“ drohte er, „das könnte auch daher kommen, wenn gewisse Gudindiewelt freien, ohne Vater und Mutter zu fragen! Uebrigens, Deine Wahl macht Dir Ehre, ich habe diese kleine Schweizerin oft schon mit Vergnügen betrachtet, und frisches Blut kann unserm Stamm nicht schaden. So wollen wir denn den Schaden auswetzen.“

Der Patriarch biß vier blaue Enziane ab, weiter einige Exemplare des hochgeschätzten aromatischen Mutterkrauts, dann stampfte er mit den Hinterfüßen dreimal heftig auf den Boden. Augenblicklich erschien die Schneemaus, ein bitterarmes Geschöpf mit einem allen Naturforschern rätselhaften Leben — denn noch keiner hat ergründet, wovon sie sich nährt, sie übertrifft also darin die Kirchenmaus und viele subalterne Staats- und Gemeindediener. Diese bescheidene Heldin schickte der Patriarch mit der sinnigen Kräuterbotschaft an unsern Freund Montanello, der selbe gar wohl verstand: um die vierte Tagesstunde auf der Mutterninsel. Insel? Jawohl, denn auch das Steinmeer hat seine grünen Inseln, wie die Wüste ihre Oasen.

Mutterkraut! Lieber Leser, kannst du es nachfühlen, welche Wonne die brave Murmeltierbrust erfüllte? Onkel Montanellos heißestes Sehnen war stets diese einzig herrliche Weide gewesen, aber dort war für die Fremden nichts zu holen als blutige Köpfe. Gar sorgsam wachten die Einheimischen über diesen Besitz. Reich beschenkt entließ Montanello die glückliche Schneemaus, und während die arme Frau Marbetl eine Einsiedelei suchte, um dort ihre Schmach und ihr zerrissenes Liebesglück zu betrauern, knirschte Onkel Montanello in seligem Traume mit seinen Zähnen, dem Glücklichen war schon im Schlafe der Vorgeschmack der Mutterkrautweide beschieden.

Späte Geschlechter werden noch von der Zusammenkunft des Patriarchen und Montanellos erzählen. Beide erfahrene, brave alte Herren fanden größten Gefallen an einander; Montanello, als der jüngere und als geborener diplomatischer Schweizer, wußte sich, bei aller Wahrung der eigenen Würde, dem stolzen Patriarchen so trefflich zu fügen, daß dieser, entzückt über das Wesen des weitgereisten Fremdlings, mit demselben Brüderschaft schloß und ihn in den Kreis „der Alten“ seines Volkes einführte. Sein Gast brachte ihm auch hier nur Ehre, ein ewiges Freundschaftsbündnis zwischen beiden bisher so streng getrennten Völkern wurde geschlossen und die Hochzeit Mankeis mit Marmotta als erstes großes Freudenfest bestimmt.

Onkel Montanello vertrat Vaterstelle an der jungen Waise. Nach langer Beratung hatten er und der Patriarch beschlossen, die verschwundene Frau Marbetl als „verschollen“ zu betrachten, ihren bisherigen tadellosen Ruf aber auch für alle Zukunft makellos zu erhalten.

Zurückgekehrt, nahm Onkel Montanello auch Freund Muck dieses Versprechen ab, was den schweigsamen, vornehm denkenden Herrn fast beleidigt hätte.

Lange Trauer kennt das Murmeltierleben nicht. Frau Marbetl war bald so ziemlich vergessen, Marmotta allein dachte oft an ihre schöne, gute Mama. Allein sie hatte jetzt Mankei, der genügte zu ihrem Glück!

Bei ihrer Hochzeit waren beide Völker zum erstenmal vereint. Sie fand in der ungemein geräumigen Winterwohnung der Patriarchenfamilie statt, denn unter freiem Himmel wäre eine so große Versammlung gar zu leicht durch Adler und Falken gestört worden.

Ein so durchaus gelungenes Fest war den ältesten Murmeltieren nicht erinnerlich, und die Schweizer waren mit Recht stolz auf ihren Muck, der eine wundervolle historische Rede über das Alter derer von Murmenti gehalten.

Aus dem Schatze der auf ihn gekommenen Ueberlieferungen berichtete er von blühenden Matten und glücklichen Geländen, wo sie einst gehaust, an deren Stelle jetzt furchtbare Eiswüsten und grauenhafte Trümmerreviere getreten. Verklungene Kunde wußte er vom Dämon der Weltgeschichte, vom ewigen Juden, der vor vielen Jahrtausenden auf dem Gipfel des Matterhorns zwischen blühenden Reben und rauschenden Bäumen eine schmucke Stadt gefunden. Aber der unselige Geist sieht schon ihr trauriges Schicksal. Wehklagend ruft er:

„Und komm' ich wieder zum drittenmale,
Dann such ich euch vergebens blühende Auen,
Getreuliche Weiden, blumenreiche Thäler.

Statt eurer ragt mit den spitzen Zacken
Der Gletscher Wall und Todeseisen rauher,
Sich türmend hoch bis an des Berges Nacken.

Das Thal umwandern finstre Riesenstarke;
Da hackt der Wolf, der Herde Feind, der Aar
Kreist hoch im Blau ob seinem dunklen Werke.

Ein ew'ger Winter sitzt auf reiner Schneide.
Aus Schroffen, wo die Gemse nur erklimmt,
Wirft ihren Strahl die Sonne goldig helle.

Dem Frühling bist, dem jungen, du verschlossen,
Der einst auf deine Felder, deine Au'n
Sein reiches Füllhorn segnend ausgegossen.

Er ist dahin und lebet nimmer wieder!
Dumpf donnernd hallt von des Berges Fuß
Sich die Lawine in die Tiefe nieder.“

„Und seit Jahrtausenden schon ist seine Prophezeiung erfüllt. Fast alles dauernde Leben ist hier oben verschwunden,“ so fuhr der Redner fort, „wir allein haben allen Schrecken, allen gigantischen Revolutionen dieser stets unruhigen Gletscherwelt getrotzt, wir stehen als die letzte Erscheinung höheren animalischen Lebens an der obersten Grenze der Möglichkeit einer Existenz!“

Zarte Menschenohren hätte das Beifallgepfeife auf diese Rede sicherlich zerrissen. Man wird sich aber den besten Begriff von der Großartigkeit dieser Hochzeits- und Verbrüderungsfeier machen können, wenn ich zum Schlusse berichte, daß auf ihr sechsunddreißig Verlobungen stattgefunden haben. Alle Junggesellen der ganzen Gesellschaft, bis an die Grenze des möglichen Alters, hatte Amor bezwungen, einzig und allein der brave Muck blieb von ihm unberührt und pfiff, so oft ein neues Brautpaar auftrat, nur leise, fast klagend, durch die Zähne.

In Lust und Freude verging der Sommer, und der September kam. Mit ihm viele Arbeit. Schon vor einigen Wochen hatte der Patriarch das Abbeißen des Mutterkrauts und allen Grases anbefohlen. Die abgebissenen Pflanzen wandelte dann die gute Sonne in duftendes Heu. Jetzt aber waren er und Montanello unablässig hinter dem jungen Volk, so daß die vielen neuen Ehepaare kaum noch Zeit zum Kosen fanden. Unablässig mußte in die geräumigen Kessel, welche die Winterwohnungen bildeten, Heu getragen werden. Ach, die Büschel waren so groß, die Eingangsröhren so enge. Mit Schmerz und Kummer sah so mancher junge Elegant, wie sehr sich sein schön behaarter Rücken abrieb und fatale „Spiegel“ bekam, gerade wie bei den saloppen Alten. Doch nur Spott brachten den Aermsten ihre Klagen, sie mußten mithelfen, ansonsten der Patriarch, ebenso wie Montanello und Muck sehr reaktionäre Gesinnung zeigten und ohne weiteres von der väterlichen Gewalt

einen in so aufgeklärten Zeitläuften doch gänzlich abhanden gekommenen Gebrauch machten. Allein, was will man gegen patriarchalische Einrichtungen thun, unter welchen die überwiegende Mehrheit sich glücklich fühlt!

Auch diese Arbeit nahm ein Ende. Der Patriarch setzte den Tag des Winterschlafbeginnes fest und hielt eine große Ermahnungsrede, in welcher er nicht vergaß, der so wohlthätigen Gesetze rühmend zu gedenken, welche das „Graben“ auf Murmeltiere streng verbieten. „Wäre es,“ so rief er aus, „nicht eine scheußliche Impietät, uns harmlose Leutchen, welche die Natur so sorglich und wunderbar monatelang beschützt, tückisch während erstarrten Schlafes unserm Zufluchtsorte zu entziehen . . .!“

Kaum hatte der Patriarch geendet, da ertönte lautes Freudengepfeife. Eine Anzahl junger Burschen hatte Frau Marbett entdeckt und trieb die sich lebhaft Sträubende fröhlich in die Gesellschaft. Hochbeglückt eilte Marmotta der Langvermißten entgegen, während Mankei ziemlich verlegen auf Montanello blinzelte.

Mit frohem Staunen merkte die listige Frau Marbett bald, daß das ganze Volk keine Ahnung ihrer Verlegenheit hatte, und immer heiterer nahm sie die Glückwünsche entgegen. Mit heißem Liebesblick begrüßte sie den guten Muck, doch der wiederholte sein ungalantes Manöver von damals in der Röhre.

Da kam Mankei der rettende Gedanke. „Onkel Montanello,“ flüsterte er hastig, „verzeih, wenn ich Dich ein wenig opfere.“ Dann eilte er seiner Schwiegermutter entgegen: „Ach, liebste Mama, willst Du mir nun vergeben! Siehe, ich bekenne, daß ich Dich zu rasch überrumpelt hatte, als ich Dich, der das Schicksal den besten Gatten geraubt, um die einzige Tochter bat. Aber Du versichertest mir doch schon damals, Du wolltest meine Bitte gewähren, ich solle Dir nur Zeit lassen, bis das junge Glück Deiner heißgeliebten Marmotta des Schmerzes Eisesrinde von Deinem Herzen gelöst . . .“

Als hätte ihn eine Tarantel gestochen, fuhr der gute, alte, liebe Muck herum. „Was,“ pfiff er überlaut, „so ist die Geschichte, ja, beste Marbell, könnt Ihr mir Urian vergeben!“

„Aber liebster, bester Muck!“

Beide lagen sich vor allem Volk in den Vorderpfoten.

Es soll nie eine liebenswürdigere Schwiegermutter gegeben haben als Frau Marbell.

Zwischen Onkel Montanello und dem guten Muck gab es eine sehr ernste Auseinandersetzung. Der arme Montanello redete sich schlecht und recht auf mangelhaftes Gehör aus und verschluckte in Gottesnamen die bittere Bemerkung von leichtfertiger Zwischenträgerei. Mankei wich ihm ein paar Tage gekissentlich aus.

Als er dann aber mit seiner glücklichen Marmotta eben im Beginn des Winterschlafes war, da stieß ihn Onkel Montanello in die Seite:

„Wetterbursche!“ lachte der Alte, „hast's gut gemacht. Du bist doch ein Patriarchensohn.“

Dann lachte er nochmals leise und rollte sich ebenfalls zusammen.

Der gute Muck verstopfte noch sorglich die Eingangsröhre, dann legte auch er sich an — Marbells Seite.

Den nächsten Tag schneite es schon. Und alle Tage schneite es, der Schnee wuchs und wuchs; alle Steine, dann große Felsen, alles verschwand unter ihm. Aber unter der tiefen, tiefen Schneedecke, im warmen Erdinnern, da thaten viele Herzchen alle zehn Sekunden einen Schlag, und alle Schläfer träumten von seltem Mutterkraut und neuer Sommerluft.

Professor Eduard Angerstein.

Die deutsche Turnsache hat einen schweren Verlust erlitten durch den Tod des Professors Dr. Eduard Angerstein, städtischen Oberturnwarts von Berlin. In dieser Stadt am 1. September 1830 geboren, besuchte Eduard Angerstein das altberühmte Gymnasium zum Grauen Kloster und widmete sich alsdann dem Studium der Medizin an der sogenannten Pepinière. Einige Jahre übte er hierauf in seiner Vaterstadt die ärztliche Praxis aus und wurde zum Stabsarzt befördert. Ein Freund gesunder Leibesübung, war er auch ein Vorkämpfer der Turnsache, die er eifrig förderte, und der er schließlich seine ganze Kraft widmete. Von den Behörden Berlins 1863 zum städtischen Oberturnwart ernannt, hatte er die Aufgabe, das Turnen der Gemeindeschulen, deren die preußische Hauptstadt damals etwa 60 besaß, zu überwachen. Mit dem Anwachsen Berlins und der Vermehrung der Gemeindeschulen, deren Zahl heute das Vierfache wie damals beträgt, erhöhte sich gewaltig auch die Arbeitslast des Oberturnwartes, doch unermüdlich war Angerstein in der Pflichterfüllung. Weit über die Grenzen Deutschlands wurde er als Förderer des Turnwesens bekannt; viele Neuerungen auf dem Gebiete des Turnens selbst wie in der Vereinsorganisation waren ihm zu danken, und namentlich dem Jugendturnen hat er erfolgreich jene allgemeine Bedeutung zu erringen, die es heute überall in Deutschland

Professor Eduard Angerstein.

hat. Von Angersteins Schriften über das Turnwesen sind namentlich sein „Theoretisches Handbuch für Turner“ und seine „Hausgymnastik“ zu nennen, welche letztere binnen sieben Jahren achtzehn Auflagen erlebte. Als Mitglied des städtischen Turnkuratoriums besaß Eduard Angerstein auch Einfluß auf den Turnunterricht in den höheren Schulen Berlins, und wenn heute in der Reichshauptstadt das gesamte Turnen in hoher Blüte steht, so hatte daran der Verewigte keinen geringen Anteil.

Zum Geburtstage Seiner Majestät des Kaisers und Königs Franz Joseph I.

(Hierzu die farbige Abbildung Seite 736 und 737.)

Ein Klirren, ein Stauben, ein Saus und ein Braus —
Es reitet der Herrscher zur Heerschau hinaus.
Der Kaiser von Oestreich mit schimmerndem Eroß,
In ehrner Haltung auf schäumendem Roß.

Bei, blitzt ihm das Auge, von Hoheit so voll!
Ein Reiter und Kriegsmann in jeglichem Zoll —
So hat er am Santa Lucia-Tag
Die Sporen gezollt und den Ritterschlag.

Stolz schaut' da der Vater Radetzky auf ihn,
Sein Waffenmeister und Paladin,
Der heldische Mann mit dem schneeigen Haar,
In dessen Lager einst Oesterreich war.

Nun schlafen der Held und sein Sänger in Ruh',
Der Stern, den sie ahnten, mein Kaiser, bist Du!
Denn, was einst dein Feldherr zusammengeschweißt,
In dir ist das Reich, das Oesterreich heißt!

Du scharst um den Thron sein Völkergemeng'
Und lächelst gerührig zum wirren Gedräng',
Dein Wort eint die Herzen mit einemmal,
Dein Wink lenkt die Schwerter zu einem Strahl.

Und die sich bekämpften wie Feuer und Flut,
Sie werden, wenn dir's gilt, ein Bund und ein Blut,
Und wenn der erste Kanonenschuß kracht,
So hat er die Völker zum Volke gemacht!

Doch Frieden den Seinen und Frieden der Welt,
Das sinnt unser Kaiser, das denkt unser Held,
Und sprengt er zur Heerschau, so sagt er sich still:
„Es rüste zum Kriege, wer Frieden da will!“

Und horch! . . . Vater Haydns erhabenster Sang
Erbraust jetzt zum Gruß mit gewaltigem Klang!
Spreng hin, edler Reiter auf feurigem Tier,
Und Gott und Sankt Georg, sie seien mit dir!

Albrecht Graf Pückler-Burg.

Die nationalen Invalidenheimstätten der Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Von

John R. Spring.

(Hierzu die Abbildungen Seite 740.)

Daß Republiken nicht immer undankbar sind, beweist die Existenz der von der nordamerikanischen Regierung angelegten Invalidenhäuser zur Verpflegung der im Dienste verwundeten oder durch Krankheit arbeitsunfähig gewordenen Soldaten und Matrosen, deren in diesen Anstalten untergebrachte Anzahl gegenwärtig etwa 24,000 beträgt. Von diesen dürften etwa noch 500 Veteranen aus dem in den Jahren 1847 bis 1848 mit Mexiko geführten Kriege sein, während die bei weitem größte Zahl der freiwilligen Armee angehörten, welche im Bürgerkriege auf seiten der Union focht. Seit den letzten vier Jahren sind jedoch auch viele alte Soldaten der regulären Armee in die Invalidenhäuser aufgenommen worden, weil die ursprünglich für letztere bestimmte Anstalt in der Hauptstadt Washington an Raummangel litt und nicht leicht vergrößert werden konnte. Es besteht überdies in fast jedem Staate der Union ein Invalidenasyl für solche Freiwillige, welche der betreffende Staat während des Sezessionskrieges zur Bundesarmee stellte; bei weitem die meisten Veteranen ziehen es jedoch vor, in die nationalen Anstalten einzutreten, weil die Verpflegung und ärztliche Behandlung in denselben besser ist.

Es sei gleich bemerkt, daß alles hier Gesagte sich ausschließlich auf die Anstalten der Zentralregierung bezieht, welche den amtlichen Namen „National Home for disabled volounteer soldiers“ führen.

Der Ursprung dieser Invalidenhäuser datirt vom 3. März 1865, an welchem Tage der Kongreß der Vereinigten Staaten ein Gesetz erließ, welches ein „Asyl“ schuf „für die Verpflegung der Invaliden der Armee und Flotte und der im Kriege arbeitsunfähig gewordenen Freiwilligen“. Seit jener Zeit ist dieses Gesetz vielen Veränderungen und Erweiterungen unterworfen worden; so zum Beispiel wurde durch ein Gesetz vom 23. Januar 1873 das Wort „Asyl“ gestrichen und durch das Wort „Home“ (Heimstätte) ersetzt, so daß die amtliche Benennung der Anstalten gegenwärtig lautet wie oben angegeben. Auch sind neun Anstalten, welche als Zweigheimstätten bekannt sind, ins Leben gerufen worden. Dieselben befinden sich an den folgenden Orten: für die Zentralstaaten in Dayton (Ohio), für die Südstaaten in Hampton (Virginia), für die nordwestlichen Staaten in Milwaukee (Wisconsin), für die westlichen Staaten in Leavenworth (Kansas), für die östlichen Staaten in Augusta (Maine), für die pacifischen Küstenstaaten Santa Monica (Kalifornien). Dazu kommt noch eine kleinere Anstalt zu Marion im Staate Indiana.

An der Spitze der obersten Verwaltung sämtlicher Heimstätten steht eine Kommission, bestehend aus dem jeweiligen Präsidenten der Republik, dem Vorsitzer des obersten Bundesgerichts, dem Kriegsminister und elf Generälen, Obersten oder Majoren des ehemaligen freiwilligen Heeres.

Jede Anstalt hat einen besonderen Inspektor und steht unter der Oberleitung eines höheren Offiziers a. D. mit dem Range eines Obersten der Infanterie, welcher den Titel Gouverneur führt. Unmittelbar unter ihm steht der Schatzmeister, welcher alle Rechnungen führt, Pensionäre und Angestellte bezahlt und so weiter, und ein Hauptarzt, welchem die Oberleitung des in jeder Anstalt sich befindenden Hospitals anvertraut ist.

Die Aufnahme eines Invaliden ist mit sehr wenig Schwierigkeiten verbunden. Sobald sich ein Kandidat persönlich meldet, welcher einen ehrenvollen Abschied von der Armee oder Flotte vorzeigt und vom Hauptarzte als der ärztlichen Pflege bedürftig oder ganz oder teilweise arbeitsunfähig befunden wird, erfolgt seine Aufnahme sofort. Kandidaten, welche sich schriftlich melden, haben nebst dem militärischen „Abschied“ ein ärztliches Zeugnis einzusenden, laut welchem sie arbeitsunfähig erklärt werden. Sind ihre Papiere in Richtigkeit, so wird ihnen, falls ihnen das Reisegeld mangelt, vom Schatzmeister ein Eisenbahnbillet zugesandt.

Leute, welche ihren Abschied verloren haben, brauchen bloß ihre Dienstzeit anzugeben; das Domeburteau erkundigt sich dann an maßgebender Stelle, ob die Angaben richtig sind. Gehörte der Kandidat zu der regulären Armee, so wird das Bureau des Generaladjutanten zu Washington um Auskunft gefragt; fiel jedoch die Dienstzeit in die Freiwilligenarmee, so wendet man sich an die Generaladjutantur des Staates, welcher das betreffende Regiment dem Lande geliefert. In beiden Fällen erhält das anfragende Bureau die gewünschte Auskunft binnen sehr kurzer Zeit, während welcher der sich persönlich anmeldende Kandidat in einem eigens für diesen Zweck errichteten Gebäude untergebracht wird.

Alle diese Formalitäten fallen jedoch fort, wenn der sich Meldende auf der Pensionsliste*) der Vereinigten Staaten steht, das heißt eine monatliche Pension, sei es für erhaltene

*) Die Vereinigten Staaten bezahlen pro Jahr an pensionierte Soldaten, Matrosen, deren Witwen und Kinder etwa einhundert Millionen Dollars.

Hospital und Administrationsgebäude der Invaliden-Heimstätte bei Los Angeles in Südkalifornien.

Wunden, sei es für eine während seiner Dienstzeit erworbene Krankheit, bezieht. In diesem Falle wird vorausgesetzt, daß das Pensionsbureau in Washington den Fall hinlänglich untersucht hat. Ein Pensionär also, welcher sein Pensionscertifikat einsendet oder einreicht, wird ohne weiteres als Invalide betrachtet und sogleich aufgenommen; sein Zeugniß wird auf dem Bureau des Schatzmeisters hinterlegt, und letzterer bezahlt ihm alle drei Monate die bewilligte Summe, ohne daß ihm irgend ein Abzug für Kost, Logis, Kleider und so weiter gemacht wird; es sei denn, daß seine Pension den monatlichen Betrag von 24 Dollars oder darüber betrage, in welchem Falle ihm 9 Dollars pro Monat für Verpflegung und ärztliche Behandlung abgezogen werden.

Wohnhaus des Oberarztes.

Leute, welche keine Pensionen beziehen, erhalten wöchentlich zwei Unzen (1/16 Kilogramm) guten Tabaks, je nach Wunsch zum Rauchen oder Kauen; auch werden ihnen Briefmarken, Nadeln, Faden, Papier, Briefumschläge und andere Kleinigkeiten unentgeltlich verabreicht.

Alle nationalen „Homes" werden in derselben Art und Weise verwaltet und geleitet. Das Folgende bezieht sich speziell auf die Zweiganstalt der pacifischen Küste, welche der Verfasser dieser Zeilen aus eigener Anschauung genau kennt.

Kaserne.

Diese nationale Invalidenheimstätte liegt im Bezirk Los Angeles, ungefähr 16 englische Meilen nordwestlich von der etwa 100,000 Einwohner zählenden Stadt gleichen Namens und vier Meilen entfernt von dem kleinen Städtchen Santa Monica am Meeresstrand der pacifischen Küste. Der Ort entwickelt sich von Jahr zu Jahr mehr, als Sommerfrische wie als Seebad.

Das Klima dieser Gegend ist etwa demjenigen der Insel Korfu und Südsiziliens zu vergleichen. Schnee und Frost sind hier unbekannte Naturerscheinungen; die überall angelegten Gruppen von Zierpflanzen und prachtigen Blumengarten der Anstalt und Umgegend stehen den ganzen Winter hindurch in üppigster Blüte, sich malerisch abhebend von dem saftigen Grun des die Baumanlagen und Blumenbeete einfassenden Rasens. Da Südkalifornien während des ganzen Jahres nur etwa einen Monat Regenwetter hat (gewöhnlich im December oder Januar), so muß künstliche Berieselung angewandt werden. Häufig vorkommender Morgenthau trägt viel dazu bei, den Pflanzen und Blüten stets ein frisches Aussehen zu verleihen.

Das zur Anstalt gehörende, ringsum eingezäunte Land hat einen Flächeninhalt von 600 amerikanischen „Acres", das heißt 4 Acres weniger als eine englische Quadratmeile, und liegt auf einem vom Thale gegen eine Hügelkette sanft aufsteigenden Terrain. Die Gebäude befinden sich auf der höchstgelegenen Seite, und man genießt von ihnen aus eine prachtvolle Aussicht auf das liebliche Thal, den stillen Ozean, die umliegenden Hügel und die in der Ferne blaß lila schimmernden Gebirge. Der größte Teil des Landes wird zum Nutzen der Anstalt kultivirt, teils als Obst-, teils als Gemüsegärten; auch wird Klee, Mais und so weiter gepflanzt, zur Fütterung der zum „Home" gehörenden Pferde, Kühe, Schweine und des Geflügels.

Die Zweiganstalt für die pacifische Küste wurde im September 1888 zur Aufnahme von Invaliden eröffnet und beherbergt jetzt 1640 Mitglieder, wovon sich gegenwärtig 248 auf Urlaub befinden.

Da die Hauptgebäude in Bildern veranschaulicht sind, so genügt es, zu bemerken, daß das Baumaterial für Fundament und Unterbau aus Quadersteinen und Backsteinen, für das übrige Baumerk aber aus weißem Fichten- und rotem Tannenholz besteht. Alle Gebäude sind in dem Auge gefälligem Farbenwechsel angestrichen und werden mit warmer Luft geheizt; die Beleuchtung ist elektrisch. Die Anstalt hat Eisenbahn-, Telegraphen- und Telephonverbindung mit Los Angeles und Santa Monica; nach letzterem Orte fährt überdies noch eine Spurbahn, welche die Veteranen für eine halbe Mark hin- und zurückfährt. Ein kleiner künstlicher See, ein mit Zement ausgemauertes Reservoir (beide von Bergbächen genährt) und ein artesischer Brunnen samt Dampfpumpe liefern dem Institute hinlängliche Quantitäten klaren Wassers, welches je nach Belieben kalt oder warm, aus den überall angebrachten Hähnen sprudelt.

Die zur Aufnahme der Mitglieder bestimmten Kasernen, hier „Barracks" genannt, haben eine Länge von etwa 280 Fuß und sind in beiden Stockwerken mit um das ganze Gebäude herumgehenden Balkonen oder Lauben versehen. Die aus Backsteinen ausgeführten Unterbauten schließen Gewölbe ein, welche als Lagerräume für Mundvorrate, Kleidung, Eisenwaren, Ackergeräte und so weiter dienen. Eine Freitreppe führt auf der Frontseite zum ersten Stockwerk, in dem man durch ein Vorzimmer, welches als Rauch- und Spielzimmer benützt wird, je nach rechts und links in einen Schlafsaal gelangt. Diese Schlafsäle hatten je 30 numerirte Betten, und in ihrer Mitte stehen Tische zum Schreiben, Kartenspielen und so weiter. Hinter den Rauchzimmern befinden sich die Badezimmer und Waschräume. Dieselbe Einrichtung wiederholt sich im zweiten Stock, wo sich außerdem das Schlafzimmer und das Bureau des die Kaserne kommandirenden Kapitäns und seines Schreibers befinden. Von hier führt eine Treppe nach dem langen Mansardendach unter dem Dache, welcher 50 bis 60 Betten enthält und an einem Ende durch einen Bretterverschlag von dem Bagageraum getrennt wird, in welchem die von den Mitgliedern hergebrachten Koffer und so weiter aufbewahrt werden.

Hauptquartier mit Lesesaal und Bibliothek.

Gegenwärtig bestehen hier sechs dieser Compagniekasernen, und an einer siebenten wird gebaut.

Die drei täglichen Mahlzeiten, Frühstück, Mittag- und Abendessen (um 7 Uhr morgens, 12 Uhr mittags und 5½ Uhr abends) werden im allgemeinen Speisesaal eingenommen. Die Nahrung ist auch für den starksten Esser mehr als genügend, von vorzüglicher Qualität, reinlich und schmackhaft zubereitet; sie hält ganz gut den Vergleich aus mit der gewöhnlichen Hausmannskost einer gut situirten amerikanischen Handwerkerfamilie. Morgens und mittags wird täglich in irgend einer Form Fleisch gereicht, und gute Butter fehlt bei keiner Mahlzeit. An jedem Tische sitzen 14 Mann, und je zwei Tische werden von einem aufwartenden Kameraden bedient, welcher die geleerten Schüsseln und Bretteller aufs neue füllt und die Speisen herumlangt. Diese Aufwartung bei Tische wird der Reihe nach von jedem Mitglied des „Home" verlangt und zwar für die Dauer einer Woche in einem Zeitraum von etwa vier Monaten. Pensionäre und nicht für Lohn arbeitende Leute jedoch ziehen es gewöhnlich vor, diese Arbeit durch einen Substituten verrichten zu lassen, welchem sie die gewöhnliche Taxe von anderthalb Dollars dafür bezahlen. Ebenso ist es jedermanns Pflicht, während des genannten Zeitraumes für eine Woche die Zimmertour zu übernehmen. In diesen zwei Punkten besteht absolut die einzige Arbeit, welche von den Mitgliedern der Anstalt unentgeltlich verlangt wird. Jeder nicht bettlägerige Mann hat am Morgen beim Aufstehen sein Bettzeug der frischen Luft auszusetzen und sogleich nach dem Frühstück sein Bett aufzumachen.

Ueber dem allgemeinen Speisesaal befinden sich die Quartiere und der Uebungssaal der Militärkapelle, in welch letzterem jeden Morgen der Unterricht im Studium neuer Kompositionen stattfindet. Jeden Nachmittag von 2 bis 3 Uhr gibt die Kapelle ein Konzert auf dem Balkon des Gebäudes, ausgenommen am Mittwoch, an welchem Tage das Konzert vor dem Hospital aufgeführt wird.

Kaserne.

Sobald ein Mann aufgenommen und einer Compagnie zugeteilt worden ist, wird er als Mitglied derselben in das betreffende Buch eingetragen. Er erhält ein Bett, einen Stuhl und einen hübschen Schrank zur Aufbewahrung seiner Kleider, Wäsche und sonstiger Artikel, die er bei der Hand zu haben wünscht. Das Bett besteht aus einer eisernen Bettstelle mit einer Unterlage von geflochtenem Draht, deren Elastizität derjenigen einer Federmatratze fast gleichkommt. Darauf liegt eine Haarmatratze; das Bettzeug besteht aus zwei Leintüchern und so vielen Wolldecken, als der Inhaber verlangt. Ein gutes Kopfkissen samt Ueberzug vollendet diese Ausrüstung. Die beim Eintritte verabfolgte Kleidung besteht aus der alltäglichen Uniform der Infanterie der Vereinigten Staaten, samt Hemden, Unterhosen, Strümpfen, Schuhen, Hut und Kappe. Nach dreimonatlichem Aufenthalt erhält der Invalide einen Waffenrock, eine dunkelblaue Tuchweste und feinere Beinkleider als Sonntagsanzug; sämtliche Kleidungsstücke werden zu bestimmten Zeiten erneuert.

Teils um die beträchtlichen Ausgaben des „Home", welche durch Anstellung von bürgerlichen Handwerkern und Landarbeitern viel höher zu stehen kämen, teils aber auch, um so viele Invaliden als möglich zu beschäftigen, werden viele derselben zu „extra duty" abgeteilt, worunter bezahlte Arbeit zu verstehen ist. So beschäftigt zum Beispiel das Verpflegungsdepartement allein an Bäckern, Köchen und deren Gehilfen, Gemüseschneidern und Reinigern, Koch- und Tischgeschirrwaschern etwa 60 Mann, welche je nach ihren Fähigkeiten einen monatlichen Lohn von sieben bis fünfundzwanzig Dollars erhalten. An Zimmerleuten und Schreinern, welche unter der Leitung eines bürgerlichen Meisters arbeiten, beschäftigt die Anstalt etwa 15 mit einem Monatslohn von zwölf Dollars. Dann kommen die Klempner, Schlosser und Gärtner, die Maschinisten, Anstreicher und Schneider, von welchen keiner weniger als zehn bis zwölf Dollars pro Monat verdient, und schließlich eine kleine Armee von Landarbeitern, von denen jeder eine

ABOVE: BOYS FROM MANGAIA, THE SOUTHERNMOST GROUP OF THE COOK ISLANDS, AND TAHITIANS

Mark pro Tag erhält. Die große Dampfwaschanstalt beschäftigt etwa 20 Mann mit verschiedenem Lohnansatz. Dahin werden die jeden Samstagmorgen von allen Seiten gesammelten Stücke gebrauchter Wäsche zusammengetan, um jeden folgenden Freitagmorgen gereinigt, geplättet und nettlich an die betreffenden Teammachten abgeliefert zu werden.

Aus dem Gesagten erhellt, daß viele Leute, welche sich diesen Arbeiten unterziehen und nebenbei noch eine Pension beziehen, ganz erkleckliche Ersparnisse zu machen im stande sind. Das geschieht auch in vielen Fällen, und viele Mitglieder dieses „Home“ senden solche Ersparnisse entweder vollständig oder doch zum größten Teil an ihre Familien. Leider geht aber auch viel von diesem Gelde in die Schnapsläden der Umgegend. Zur Ehre des „Home“ sei jedoch gesagt, daß innerhalb der Grenzlinie Betrunkene selten gesehen werden und daß gute Ordnung herrscht. Jeder Mann, welcher betrunken von einem Ausfluge zurückkehrt oder bei einem Versuche zur Einschleppung berauschender Getränke ertappt wird, wandert sogleich auf die Polizeistation und muß am folgenden Morgen vor dem Gouverneur erscheinen, wo ihm seine Strafe zudiktirt wird. Diese besteht in einer gewissen Anzahl von Strafarbeitstagen (fünf bis sechzig), welche der Betreffende unentgeltlich zu verbüßen hat. Unverbesserliche Trinker und Raufbolde werden ausgewiesen, und kein „Home“ nimmt sie wieder auf. Die öffentliche Ordnung wird aufrecht erhalten durch die Home-Polizei, bestehend aus einem Lieutenant, einem Sergeanten und acht Polizisten, von welch letzterem stets einer dazu aktommandirt ist, die zahlreichen Besucher der Anstalt als Führer zu begleiten.

Leute, welche sich die genannte Strafarbeit zugezogen, dürfen sich während ihrer Strafzeit nicht aus dem Gebiete des „Home“ entfernen, und im Widerholungsfalle kann ihnen jeder Urlaub auf lange Zeit hinaus verweigert werden. Alle anderen Mitglieder dürfen sich auf fünf Tage entfernen, wann immer sie wollen; doch ist es ihre Pflicht, ihrem Compagniehauptmann oder dem Schreiber ihre Abreise oder Rückkehr zu melden. Für eine zehn Tage dauernde Abwesenheit ist ein Paß erforderlich. Jede längere Abwesenheit wird als „furlough“ (Urlaub) betrachtet, und hierzu ist ein vom Hauptquartier ausgestelltes Schriftstück notwendig, welches den Inhaber berechtigt, binnen der darin angegebenen Frist wieder aufgenommen zu werden. Dieser Urlaub wird auf schriftliches Ansuchen des Beurlaubten auf je dreißig, sechzig oder neunzig Tage verlängert, und wenn letzterer seine Adresse hinterläßt, so wird ihm auf Verlangen die inzwischen fällig gewordene Pension oder der ihm schuldige Betrag für Arbeit pünktlich vom Schatzmeister zugesandt. Seine Uniformstücke und übrigen in der Anstalt gefaßten Kleidungsstücke, welche mitzunehmen keinem Mitglied der Anstalt gestattet ist, werden sorgfältig aufbewahrt und ihm bei seiner Rückkunft wieder ausgeliefert. Sein Urlaub berechtigt ihn, auf allen Eisenbahnen für halben Preis zu fahren, indem die Regierung mit allen Eisenbahnen einen entsprechenden Kontrakt abgeschlossen hat.

Im Hauptquartiergebäude befinden sich zu ebener Erde die Bureaux der Gouverneurs, der Adjutantur und des Schatzmeisters, deren Schreiber in den Mansarden wohnen. Den ganzen oberen Stock nimmt ein Lesesaal ein, worin die neuesten Tagesblätter aufgelegt sind, darunter zwei deutsch-amerikanische Wochenblätter und das französisch-amerikanische „Journal des Etats-Unis“. Diese Zeitungen dürfen nicht fortgetragen werden. Es ist jedoch stets eine große Auswahl der ausgezeichneten amerikanischen Monatsschriften (monthly magazines) wie das „Century“, „Harpers“, „Scribners“, „Kosmopolitan“ und andere mehr vorhanden, welche jedermann nach Belieben in seiner Wohnung oder unter einem schattigen Baum lesen kann. Eingebundene Bücher jedoch werden von dem Bibliothekar eingetragen und müssen jeden Samstag behufs Erneuerung der Leihzeit oder Umtausches vorgezeigt werden. Die Bibliothek enthält alle englischen Klassiker in mehreren Exemplaren, sowie auch die Geschichte aller Länder und Völker, die besten Reisebeschreibungen, Biographien berühmter Männer und natürlich eine zahllose Menge von Werken, die von dem Sezessionskriege handeln. Der Lesesaal ist täglich (Sonntag ausgenommen) von 8 Uhr morgens bis 4 Uhr abends offen.

Eine eigentliche Kirche oder Kapelle besitzt das „Home“ zurzeit noch nicht, wohl aber eine allgemeine Versammlungshalle, woselbst bald katholischer, bald protestantischer Gottesdienst abgehalten wird. Eine kleine Orgel, von den Damen der Offiziere gespielt, und der Gesang dieser Damen liefern die Kirchenmusik. In derselben befindet sich auch eine kleine regelrechte Bühne mit Coulissen und Vorhang, auf welcher teils Liebhaber, teils Schauspielertruppen von Zeit zu Zeit Vorstellungen geben.

Das Hospitalgebäude hat eine Länge von fast 600 Fuß, wovon etwa 200 Fuß in der Mitte eine Tiefe von 280 Fuß halten; dieser mittlere Teil des Komplexes heißt das Administrationsgebäude und enthält im unteren Stock die Bureaux, Konsultations- und Operationsräume, Laboratorium und Apotheke nebst dahinter liegendem Speisesaal für 160 Personen nebst Speiseklammern und Geschirrhalter. Im oberen Stocke befinden sich die Wohnungen der Anstaltsärzte, der Hausschwester (matron), der Oberkrankenpflegerin (head nurse) und der zum Bureau gehörenden Unterbeamten. Ueber dem Speisesaal liegt die sehr geräumige Küche, welche mit allen modernen Einrichtungen der Kochkunst versehen ist. Ein Fahrstuhl befördert die zubereiteten Speisen nach dem Speisesaal. An die östliche und westliche Seite dieses Hauptgebäudes lehnt sich unmittelbar je ein etwa 250 Fuß langer Flügel, wovon ersterer die Krankensäle und letzterer diejenigen für die Rekonvaleszenten enthält.

Das Ganze steht unter der Leitung eines Oberarztes, welcher den Rang eines Majors bekleidet. Zwei Assistenzärzte stehen ihm zur Seite. Ein Chemiker und Apotheker befassen sich mit Herstellung der medizinischen Präparate und Arzneien. Die Küche steht unter der Oberleitung der Hausbälterin, welche einen Chef, einen Unterkoch und sechs Gehilfen beschäftigt, welche die verschiedenen, von den Aerzten als Diät verschriebenen Speisen zubereiten. Zum Schlusse sei bemerkt, daß die im „Home“ anwesenden Deutschen (etwa 150 an der Zahl) sich durchwegs durch gesittetes Betragen auszeichnen und so auch in diesem fernen Winkel der Erde ihrem Mutterlande zur Ehre gereichen.

„Kairo“ auf der Berliner Gewerbeausstellung.

Von

Walter Paetow.

(Siehe die Abbildungen Seite 741.)

„Nehârak mubârak . . .“ „Kâm nalêje? . . .“ wundersame Laute tönen an das Ohr des Berliner Ausstellungsbesuchers. Eben noch hatte er auf der Stadtbahn unverfälschten Berliner Dialekt gehört, und plötzlich vernimmt er die Sprache des Orients; Palmen tauchen vor ihm auf, der doch bestimmt weiß, daß er auf märkischer Scholle sich befindet, Kamele sieht er durch den Sand ziehen, Araber nahen sich ihm mit freundlichem Gruß; inmitten berlinisch-märkischer Landschaft ist er wie durch einen Zauberschlag in den Orient versetzt, und es reizt ihn, die Farbenpracht morgenländischer Landschaft und das bunte Bild morgenländischen Lebens in aller Muße zu genießen; schnell entschlossen wagt er den Ausflug nach „Kairo“.

Er wird ihn nicht bereuen, denn das „Kairo“ in Berlin, das vom Baumeister Wohlgemuth geschaffen worden ist, lohnt einen Besuch in hohem Maße. Sein Vorbild, die „Straße von Kairo“, die auf der letzten Pariser Weltausstellung zu sehen war, überragt das Berliner Kairo nicht nur räumlich, sondern auch inhaltlich, und es ist ein Lieblingsziel aller Ausstellungsbesucher, eine hervorragende Sehenswürdigkeit. „Kairo“ gehört nicht eigentlich zur Berliner Gewerbeausstellung; sein Terrain liegt indessen in unmittelbarer Nähe des Treptower Parkes und ist überdies auch mit dem Ausstellungsgebäude durch eine mächtige Treppe, die zugleich zum Ausstellungsbahnhof führt, verbunden. Aber wie es im Hinblick auf die Ausstellung erbaut ist, so kann man es von dieser auch kaum noch trennen, sondern muß es vielmehr als einen ihrer integrierenden Bestandteile bezeichnen. Wie nach „Alt-Berlin“, wird jeder Besucher auch nach „Kairo“ wandern; wie es ihn reizt, alte Zeiten aufzusuchen und in ihnen sich heimisch zu machen, so drängt es ihn auch, den Charakter eines fernen Landes kennen zu lernen, das ihm sonst nur unter ganz besonders glücklichen Umständen zu erreichen vergönnt wäre. Das Bild des neuen Berlin, das die Gewerbeausstellung bietet, wird dadurch nach zwei entgegengesetzten Seiten auf das glücklichste erweitert: Alt-Berlin lehrt die Vergangenheit, Kairo redet von der Gegenwart, indem es zeigt, wie die Nationen einander heute nähergerückt sind und wie der moderne Mensch über Raum und Zeit zu gebieten gelernt hat.

Das Berliner „Kairo“ umfaßt rund 36,000 Quadratmeter; es stellt auf diesem Raum die charakteristischen Baustile altägyptischer und neuorientalischer Bauwerke vor Augen und dient also nicht nur einer Veranschaulichung des heutigen Kairo, sondern überhaupt Aegyptens, wie es in der Vorstellung des Europäers lebt. Durch diese Verbindung alter und neuer Zeit erhält der Charakter „Kairos“ ein buntes, mannigfaltig schillerndes Gepräge, und der Gegensatz zwischen dem Ernst, das Pyramidenbauten und Königstempel entstehen ließ, und dem Zeit, das nach schlanken Türmchen, glänzendem Zierat verlangt, tritt überraschend lebendig hervor; der schweigsame Ernst einer Pyramide, die Majestät eines altägyptischen Tempels heben sich von dem ausgelassen lustigen, exzentrischen Leben des modernen Kairenes, das sich hier entfaltet, wunderlam ab, und zwei Kulturepochen scheinen so zu uns zu reden. Man betritt „Kairo“ beim Haupteingang durch ein mächtiges Tor, das einem Tore in Kairo getreu nachgebildet ist; es wird von zwei stattlichen Rundtürmen flankirt, die sich wie Festungstürme ausnehmen. Von ihm aus, dem Siegestor, „Bab-el-Futûh“ führen die Wege nach Alt- und Neu-Aegypten; wir gelangen zum Horustempel in Edfu, weiter zum Seitostempel, zu altägyptischen Gräbern, zur Pyramide des Cheops; wir wandern durch ein Fellachendorf, hören durch Kairener Geschäftsstraßen, in denen Haus für Haus Läden und Verkaufsstände enthält, sehen uns der Grabmoschee des Sultans Kait-Bey, dann der Moschee El-Muaijad gegenüber. An einem heiligen Brunnen kommen wir vorbei, ein altes Stadtthor Bab El-Suweleh thut sich vor uns auf, Cafés und Restaurants laden uns zum Besuche ein. Und wo immer wir die Bauten und ihre Einrichtungen prüfen — wir wähnen in der That Kairo, Neu- und Alt-Aegypten vor uns zu haben. Bald fesselt uns ein Freskenbild auf einem der mächtigen Tempelpylonen, bald überrascht uns ein altehrwürdiger ägyptischer König, dessen Sitzfigur vor einem Tempel aufgestellt ist; hier bewundern wir einen altägyptischen Säulenhof, dort studiren wir die Einrichtung altägyptischer Gräber, in denen man Mumien gefunden hat; jetzt wieder fällt uns das Holzgeflecht eines Gatters an einem modernen Hause auf, oder das Auge wird von den zierlichen Arabesken eines schlanken Minarets angezogen. Im Großen wie im Kleinen machen diese Nachbildungen den Eindruck von Originalen. Wie man nicht die kunstvoll gerötheten Kuppeln orientalischer Moscheen vermißt, so entbehrt man auch nicht die Ecken und Nischen, die Winkelchen und lauschigen Versteckplätze der unregelmäßig gebauten Verkaufshäuser; die lustigen Balkons, von denen Teppiche herabwallen, fehlen nicht und nicht die platten Dächer, auf denen man sich gemächsam zum Verweilen niederläßt. Arabesken beleben die Türme, durchbrochene Gitterien ziehen sich an den Gesimsen entlang, und alles erhält durch die Buntheit der Farben seinen phantastischen Reiz. Wenn die Sonne ihre Strahlen über den goldenen Halbmonden auf den Türmen spielen und hinein in die graziösen Ranken der Stukkaturverzierungen huschen läßt, wenn dazu das Weiß der Fassaden hell schimmert und die bunten Teppiche ihre farbigen Muster deutlich zeigen, so gewährt das ein echt orientalisches farbenfrohes und glänzendes Bild.

Dennoch machen diese architektonischen Schönheiten, diese staunenswert geschickten Neubelebungen älterer Riesenbauwerke nur einen kleinen Teil des Reizes aus, der auf die Besucher von „Kairo“ wirkt; das Hauptelement der prächtigen Wirkung geben die Bewohner dieser Stadt ab, oder vielmehr: das Zusammenwirken von Landschaft und Bevölkerung übt den Zauber aus, den man in „Kairo“ auf sich überströmen fühlt. Aus Aegypten und aus Arabien sind Männer und Frauen in großer Anzahl herbeigeholt, und wie sie ihren Handrat und ihre Pferde, ihre Kamele und ihre Reitesel mitgebracht haben, so haben sie auch ihre eigenste Individualität, die aus ihrer Nationalität resultirt, nicht daheim gelassen; sie suchen in der Berliner Kairostadt zu leben, wie sie es im Orient selbst gewohnt sind, und geben sich ungezwungen als Kinder einer andern Welt. Stolz werfen sie ihre weiten, bunten Gewänder um, lustig bieten sie ihre Waren feil, unermüdlich fordern sie auf, die Kamele und Esel zu einem Ritt durch die Straßen von „Kairo“ zu benützen. Ein drolliger kleiner Stiefelputzer naht sich und und läßt nicht nach, bis wir ihm Gelegenheit gegeben haben, seine Kunstfertigkeit zu bethätigen; eine Frau will uns die Linien der Handflächen deuten und die Zukunft weissagen; ein artiger Händler mit rotem Fez ruft laut die Schönheit seiner Sonnenschirme aus, mit hellem Hallo strecken die Eselsjungen ihre Tiere vor sich her, sicher allen Passanten ausweichend, so sehr sich die Massen auch stauen mögen. Und man kann gewiß sein: wenn man einen der Verkaufsstände passirt und geneigt ist, einige Groschen springen zu lassen, so wird man mit überströmender Freundlichkeit von jedermann behandelt; man drängen sich wohl gar noch von den Nachbarständen die Händler herzu, um ihre Ware an den Mann zu bringen. Wer ihnen allen gerecht werden wollte, müßte sich freilich ein eigenes Kairo-Museum schaffen, denn die Erzeugnisse des Orients sind in großer Vollzähligkeit zum Verkauf gestellt. Größte, bekannteste Firmen Kairos haben eigene Läden mit ihren Waren ausgestattet, auf offenen Ständen in der Straße werden von minder berühmten Kaufleuten die mannigfaltigsten Produkte feilgeboten. Teppiche und Shawls, Schmuckſachen und Metallwaren, Kunstgegenstände und Holzschnitzereien, Möbel und Hausgerät, Kleider und Tücher, Cigaretten und Konfekt, Weine und Bier, Waffen, Antiquitäten, Kuriositäten — alles kann man hier erstehen und zwar alles echt kairenisch, manches sogar aus den Händen der Verfertiger. Das Handwerk ruht hier nicht; ebenso wie die Bewohner streng ihren Ritus beobachten, eine eigene Moschee für ihre Andacht haben, ebenso wie sie ihre Schule hier aufweisen können, so gehen sie auch ihrer Handarbeit nach, weben, sticken, wickeln ihre Cigaretten und fertigen allerlei Nippes und Kunstgegenstände an. In einem eigenen Hause ist überdies noch von den Erzeugnissen jüdischer Dörfer Palästinas eine umfassende Ausstellung veranstaltet. Lebensmittel finden wir dort, Schnitzwerke und Steinarbeiten.

Am freiesten und lustigsten entfaltet sich das Kairener Leben an schönen Abenden, wenn festliche Beleuchtung die Straßen in ihrem vollen Glanze zeigt. Von den Minarets leuchten dann elektrische Glühlämpchen, von den Gesimsen blinken Flämmchen herab, Lampions spannen sich über die Straßen von einem Hause zum andern, die altmassiven Pylonen der Tempel und die Kuppeln der Moscheen sind mit rotem bengalischem Licht übergossen. Die Bewohner von Kairo lassen dann ihrem Temperament die Zügel schießen und legen ihrer Lebhaftigkeit keinen Zwang auf. An einer Straßenecke produzirt eine Tänzerin ihre Künste, begleitet von einem Sänger und einem Saiteninstrument und einer kleinen Trommel; sie wird nicht müde, den Bauchtanz auszuführen, den alle Welt als die Spezialität der Orientalinnen bewundert; an einer andern Ecke hockt ein fleißiger Schnitzler, der seine Ware, wenn möglich, sofort nach ihrer Herstellung den Passanten verkaufen möchte. Krieger, die sonst auf edlen Rossen einherstreifen, mischen sich in das bunte Treiben, Beduinen in langen weißen Mänteln kommen herzu, verschleierte Frauen wagen sich aus dem Harem auf die Straße,

Digitized by Google

Kinder blicken stumpfsinnig zu den Fremden auf, die Eselsjungen treiben ihre Tiere zu größter Geschwindigkeit an, damit die Reiter und Reiterinnen in Angst geraten, schwerfällige Kamele werden durch die Straßen geleitet, Alt und Jung, Kairo und Berlin amüsirt sich köstlich. Die Internationalität des Lebens läßt uns dann reizvolle Scenen erleben: wie die Kairener Typen inmitten der Europäer ihre Eigenthümlichkeit entfalten. Die Frauen, die halb schüchtern, halb stolz auf die so anders gekleideten Ausstellungsbesucherinnen schauen; die Männer, die sich bemühen, einige deutsche Brocken fallen zu lassen; die Eselsjungen in ihrer Ausgelassenheit; die Kinder, die fast hilflos alledem gegenüber stehen — sie tauchen wieder und wieder auf in der Menge der Besucher, die sich durch die Straßen schiebt; der Turban wird neben dem Cylinder, das Kopftuch wird neben dem Schlapphut sichtbar, der Beduinenmantel neben der preußischen Offiziersuniform, das lange, vom Kopf herabfallende Frauentuch neben dem neuesten Pariser Spitzenhäubchen.

Am dichtesten drängt sich die Menge an solchen Abenden auf dem Khedivialplatz. Er ist auf der einen Seite von Verkaufsläden, auf der andern von großen Restaurants eingefaßt; in der Mitte erhebt sich ein Musikpavillon, in dem die Leibkapelle des Khedive konzertirt. Hier kann man an Tischchen, die mit einer elektrischen Lampe versehen sind, das Gewühl gut überblicken; die Stimmen schwirren durch einander, man hört die Namen kairenischer Firmen, kairenischer Restaurants, man vernimmt etwas von den Tanzvorstellungen im zweiten arabischen Café, von der Einrichtung des Harems, in den man hineinblicken darf. Und man erinnert sich noch einmal alles dessen, was man auf der Wanderung durch Kairo gesehen hat; es sind nicht nur architektonische Wunder gewesen und nicht nur reizvolle Straßen- und intime häusliche Scenen. Im Edfu-Tempel gab es wertvolle Sammlungen zu besichtigen: aus dem Staatsschatze in Kairo sind Waffen und Geräte ausgestellt, von denen das Prachtschwert Mohammed Alis besondere Aufmerksamkeit verlangt, da sein Wert auf etwa 40,000 Mark geschätzt wird; aus der khedivialen Kunst- und Handwerksschule sind Probestücke geliefert, die polytechnische Schule und die Unterrichtsverwaltung haben sich an der Ausstellung beteiligt. Ein Salon für Orientmalerei hat hier ebenfalls Platz gefunden. In dem benachbarten Selbstempel kann man in die Geheimnisse der Zeitungsdruckerei sich einweihen lassen: dort hat für die Dauer der Ausstellung eine Berliner Zeitung eine eigene Redaktion, Druckerei und so weiter eingerichtet, um ein „Journal für Kairo" herzustellen. Hoch hinan kann man klimmen zur Pyramide; in einer Nillandschaft, die in einem Panorama ihre künstliche Perspektive erhält, kann man ein Beduinenlager mustern und die Vorrichtung des „Schadufs", zur künstlichen Bewässerung des Bodens, kennen lernen; Kampfspiele, Reiteraufzüge und Tänze gibt es in der Arena zu sehen, in der täglich Vorstellungen der Beduinen und Aegypter stattfinden — der Schaulust wird reichlich Genüge gethan. Aber selbst derjenige, der nicht alles und jedes genau studirt, wird der Eindrücke übergenug mitnehmen und die Ueberzeugung gewinnen, daß die Summe von Arbeit, die an dieses Berliner Kairo gewandt ist, nicht verschwendet und die Unterstützung, die den Unternehmern durch die ägyptische Regierung zu teil wurde, wohl verdient war: ein Stück Orient ist hier lebendig geworden; die alte Kultur spiegelt sich wider in den Bauten, das moderne Leben findet hier seinen prägnanten Ausdruck. Und wenn man zuschaut, wie der ganze Trupp der Orientalen in langem Zuge sich durch „Kairo" bewegt, auf daß sichtbar werde, wie viele Gäste aus Kairo und Arabien Berlin zurzeit beherbergt, so spürt man den Zusammenhang der getrennten Völkerschaften und der verschiedenen Kulturen, der ein wesentlichstes Merkmal unserer Zeit bedeutet.

Die Pariser in Wahrheit und Dichtung.

Von

Eugen von Jagow.

„Dieses Volk wird zur Hauptstadt Paris haben und sich nicht mehr Frankreich, sondern Europa nennen. Es wird im zwanzigsten Jahrhundert Europa heißen und in den folgenden Jahrhunderten, noch mehr verklärt — die Menschheit." Wer ist dieser sonderbare Prophet? Die Leser haben es wohl schon erraten: Victor Hugo. Noch einige Beispiele für seinen patriotischen Größenwahn: „Wer Paris besitzt, dem gibt es die Welt." Oder „Palermo besitzt den Aetna, Paris — den Gedanken. Konstantinopel ist der Sonne näher, Paris der Zivilisation. Athen hat das Parthenon erbaut, aber Paris hat die Bastille zerstört." Der Weihrauch, den Corneille und die anderen großen Dichter seiner Zeit dem Roi-Soleil gespendet hatten, wurde dem Volk und der guten Stadt Heinrichs IV. in unserem Jahrhundert von Victor Hugo dargebracht, wie er selbst, ohne es zu wissen, unter dem Eindruck stand, den die napoleonische Weltherrschaft auf das Gemüt des Kindes ausgeübt hatte. Und er war nicht der einzige, der die Ueberlegenheit des Franzosen und vor allem des Pariser über die Engländer, Deutschen, Italiener und Russen in gebundener und ungebundener Sprache verkündete und uns seinem Volk ein von der Göttin Natur auserwähltes machte. Auch seine Epigonen sind davon, trotz der Niederlagen von 1870, fester denn je überzeugt. Nach ihnen standen an der Wiege des französischen Dornröschens alle guten Feen, und der schöne Prinz, der es aus seinem Schlummer aufgeküßt hat, ist natürlich — ein russischer.

Max Nordau schreibt in seinen „Paradoxen": „Die Pariserin ist vollständig das Werk der französischen Journalisten und Romanschreiber. Diese machen aus ihr buchstäblich, was sie wollen, leiblich und geistig. Sie spricht, sie denkt, sie fühlt, sie handelt, ja sie kleidet sich, geberdet sich, geht und steht, wie ihre Modezeichnenschreiber es wollen. Sie ist ein Gliederpuppe in deren Hand und gehorcht willenlos allen ihren Eingebungen . . ." Was Nordau von der Pariserin sagt, gilt aber auch für die Pariser im allgemeinen. Sie sind die gelehrigen Schüler Victor Hugos, ihnen bleibt Paris „das Hirn der Welt", und sie fahren fort, die Rolle des Lafontaineschen Raben mit dem Käse im Schnabel zu spielen, den Schmeicheleien der französischen Journalisten und einiger deutschen willig ihr Ohr leihend. Wenn sich unter diesen nicht, um mit Lessing zu reden, ein paar ehrliche Harpyen fänden, um dem Pariser Bourgeois die Wahrheit zu sagen, so würde seine eitle Selbstgefälligkeit über die Bäume hinaus buchstäblich bis in den Himmel wachsen. Die satirische Feder Saint-Genests hat ihn vielleicht am treffendsten gekennzeichnet, wie er beispielsweise den armen Emile Ollivier verwünscht, welcher den berühmten Ausspruch that, er habe Vertrauen zur Tapferkeit der Armee und ziehe leichten Herzens in den Krieg. Sollte der Minister, spottet Saint-Genest, vielleicht den Truppen sagen, sein Herz zittere? — „Ja, warum schenkte er dem Ausspruch des Marschalls Lebeuf, es fehle kein Gamaschenknopf, so leicht Glauben!" wendet unser Bourgeois vermutlich ein. Und du, o weiser Pariser, der du deiner Regierung bei jeder Gelegenheit vorwirfst, sie lasse sich von Kaiser Wilhelm II. umgarnen, sie vergesse Elsaß-Lothringen, bekümmerst du selbst dich denn darum, ob heute keine Gamaschenknopfe fehlen?

Der Pariser hat eben immer recht, und rächt sich seine Thorheit, so findet er, ganz wie sein altathenisches Vorbild, schnell einen Sündenbock. Sein Chauvinismus erinnert an die Prahlereien von Falstaff, denn nachdem er sich darüber entrüstet hat, daß deutsche Ulanenrosse heiliges Seinewasser saufen konnten, daß die Engländer sich für das erste Volk der Erdkugel halten, und daß die Italiener ihren französischen Brüdern, die ihnen Tunesien vor der Nase wegnahmen, mit „schwarzem Undank" lohnen, nachdem er aller Welt unangenehme Dinge gesagt hat, wirft er der Regierung vor, daß sie durch ihre ungeschickte Politik den Frieden gefährde. Dabei ist er launischer als ein Despot, gestern für die Polenfreiheit schwärmend und heute den Zaren anbetend, gestern ein Boulangerverehrer und heute indifferent, nur noch Bestechungsprozessen und edem Klatsch ein Interesse abgewinnend. Kurzum, der Pariser citoyen ist durchaus nicht jener Mustermensch, jener Inbegriff aller Bürgertugenden, der er, den Stimmen der Schmeichler lauschend, zu sein wähnt. Er ist im Gegentheil im politischen Leben engherzig und von der Eitelkeit bis zur Urteilslosigkeit verblendet. Und doch hat er, so wendet man vielleicht ein, die großen Revolutionen gemacht, welche der menschlichen Gesellschaft erst ihr modernes Gepräge gegeben haben! Hat er es wirklich? Oder gilt hier nicht vielleicht das Sprichwort: „Er glaubte zu schieben, doch er ward geschoben?"

Der in Genf geborene Rousseau, ferner Voltaire, Robespierre, Marat und Danton waren so wenig Pariser wie Lamartine, Rochefort und Gambetta, so wenig Pariser wie alle jene anderen Männer, welche auf die Geschicke Frankreichs einen entscheidenden Einfluß ausgeübt haben. Sie brauchten freilich eine Truppe, um gegen die Bastillen zu marschiren und neue Verfassungen einzusetzen, und in der That — zu ihrer Bildung waren die ewig unzufriedenen, nur mit sich selbst zufriedenen Pariser wie geschaffen. Diese haben da eine ähnliche Rolle gespielt wie im Schrifttum und in der Kunst die Hysteriker, welche den Entarteten durch Dick und Dünn folgen und mit wütender Beredsamkeit Reklame machen. Das Spielen einer solchen Lehnsmannrolle erfordert keine geistige Eigenart, sondern nur die Fähigkeit guter Herdentiere, welche sich gegenseitig den Willen ihres jeweiligen Führers suggeriren und durch Suggestion in Massenwut oder maßlose Begeisterung geraten. Die Psychologie der Menge ist eben eine besondere. Der einzelne verhält sich unter der Volksmasse ganz anders, wie wenn er allein wäre, und die Menge ist immer konservativer, fürchtet sich vor dem, was neu ist, immer weit mehr als der einzelne. Daher begreift man, warum es trotz des empörenden Gewaltmißbrauches der absoluten Monarchie unter Ludwig XIV. und Ludwig XV. so lange währte, bis die Revolution ausbrach, warum sie erst jahrzehntelang durch das Schrifttum vorbereitet und der Einbildungskraft des Volkes vertraut gemacht werden mußte. Daher begreift man die Allgewalt der französischen Beamtenherrschaft mit ihrem Zopf und ihrer Vielschreiberei. So tief sind die Revolutionen nicht gegangen, um dieses Vermächtnis älterer Verfassungen und lebgewordener schlechter Gewohnheiten zu zerstören. Wenn der Pariser wirklich so freiheitsliebend wäre, wie man es ihm weismacht, würde er sich da nicht gegen eine Tyrannei auflehnen, welche nicht nur unbequem, sondern oft, die Erledigung der dringendsten Angelegenheiten auf einem endlosen Instanzenweg verzögernd, geradezu verhängnisvoll ist!

Ein wunderlicher Heiliger hat mal den seltsamen Ausspruch gethan: „Was ist das Beal? — Ein Pariser Hirn und ein Herz aus der Provinz!"

Zunächst: Gibt es denn überhaupt ein Pariser Hirn? Einen Pariser Typus? Ich hob schon hervor, daß die großen französischen Staatslente und Denker nur ausnahmsweise Pariser sind. Frankreich ist mehr als irgend ein anderes Land zentralisirt, und seine Hauptstadt übt daher auf alle Departements eine so starke Anziehungskraft, daß Dendet die Verdrängung des nordischen Einflusses durch den südfranzösischen in der Regierung, in der Verwaltung, im Journalismus und Schrifttum zum Grundgedanken seines berühmten Romans „Numa Roumestan" machen konnte. In den Adern des Pariers fließt mithin nichts weniger als ein reines Blut, beiläufig bemerkt, zu seinem Glück, denn sonst würde es, durch das Großstadtleben verarmt, in der dritten, spätestens in der vierten Geschlechtsfolge unfehlbar aussterben. Kurzum, das Wort „Pariser Hirn" ist, vom wissenschaftlichen Standpunkt aus betrachtet, ebenso inhaltsarm wie das, was die journalistischen und romanschreibenden Anbeter ihrer eigenen Sonne darunter verstehen. Sehen wir es uns noch unter einem andern Gesichtswinkel als dem staats- und spießbürgerlichen an.

Der alte L'Estoile, welcher erklärte: „Der Pariser ist kalterhalter und unbeständiger als die Wetterfahnen seines Kirchturms," gab der Wahrheit wendlich mehr die Ehre als unsere Modernen, welche in ihm ein rätselhaft tiefsinniges, mit den liebenswürdigsten Tugenden, mit Witz und Eifersucht, Enthusiasmus und Naivität, kurz, mit den widerspruchsvollsten Eigenschaften überreich ausgestattetes, wunderbar differenzirtes Wesen erblicken. „In der That," ruft der bekannte Romanzier Bourget, der Liebling der Damen, der ihnen oder Paris bisdorch eine große Schmeichelei zu sagen wähnt, daß er Sennebabel als die weiblichste aller Städte bezeichnet, „hat sich die gesellschaftliche Natur nicht damit ergötzt, alle Gegensätze im Pariser zu vereinigen?" Auch diesem will er damit etwas Verbindliches sagen, und doch kennzeichnet er damit nur — die Hysterie, deren Sklaven nicht wissen, was sie wollen, wenn ihnen nicht etwa jemand seinen Willen suggerirt, und die darum, was einem geistesgesunden Menschen unmöglich wäre, in diesem Augenblick so und im nächsten anders denken und empfinden, das heißt alle Gegensätze in sich vereinigen. Ich möchte nicht mißverstanden werden: ich sage beileibe nicht, daß alle Pariser Hysteriker sind. Die große Menge, die in der Straße ihren Geschäften nachgeht und im Schweiß ihres Angesichts ihr Brot verdient, zählt wohl nur wenige unter sich. Nein, ich denke an die Pariser, die für Bourget schwärmen, die er studirt hat, denen man in den Modsalons, bei den Premieren der Modetheater und den sensationellen Prozessen, beim Grand Prix und dem großen Modeschneider begegnet, ich denke mit einem Wort an das Tout-Paris, mit dem unser Romancier das achtunggebietende, mit herrlichen Kunstschätzen erfüllte, an der Kulturarbeit unserer Zeit kräftig teilnehmende, große Paris verwechselt, an die enge Welt der Boulevardiers. In der sind die Hysteriker Legion.

Bourget ist liebenswürdig genug, einige jener Gegensätze aufzuzählen, welche die Mutter Natur in ihren Liebling, den Pariser, hineingeheimnist haben soll, beispielsweise: er ist witzig, geistreich und hat doch Freude an den allerersten Tingeltangelliedern! Ich meine, der gesunde Menschenverstand würde daraus ganz einfach schließen: „Wer daran Freude hat, kann nicht geistreich sein." Aber vielleicht versteht Bourget unter geistreich und witzig etwas anderes als ich. Man werfe einen Blick in die Witzblätter oder in den Dialog der modernen Zugstücke: wie wimmelt es da von sogenannten Calembourgs, von idiotischen Wortspielen, und wie selten sind die Witze, welche soziale Gebrechen und Charakterfehler und die Lächerlichkeit einer Situation mit einem Wort kennzeichnen! „Wo fängt der Geist an? Wo hört er auf?" scherzt Aurélien Scholl, den man den La Rochefoucauld und Labruyère des modernen Frankreichs genannt hat. „Er läuft in den Straßen umher, sagt man. Darum findet man ihn wohl auch weder in den Zeitungsbureaux noch in den Buchhandlungen."

Noch ein Bourgetscher Gegensatz: „Der Pariser gilt für unsittlich, für selbstsüchtig, und wenn Sie sich an seine Mildthätigkeit wenden, so ist sie unerschöpflich." Wieder eine an den Haaren herbeigezogene Antithese, wieder diese dehnbare Bezeichnung „der Pariser", unter der man ebenso gut den Vertreter von drittehalb Millionen Menschen oder von den zehntausend Narren der Elite verstehen kann. Uebrigens ist das Bourgetsche Wort in beiden Fällen sinnlos. Der Pariser Lebemann ist zwar, wie andere Lebemänner auch, unsittlich, aber seine Mildthätigkeit ist ganz einfach ein Reklamemittel und wächst mit der Aussicht auf volle Befriedigung der hysterischen Eitelkeit, „um jeden Preis" von sich reden zu machen.

Der Pariser ist „skeptisch und naiv zugleich", ruft Bourget bewundernd aus. Man denkt dabei unwillkürlich an die sprichwörtlichen „Enkel Voltaires", des aufgeklärten Verstandesmenschen par excellence und an das Goethesche:

„Ein guter Mensch in seinem dunklen Drange
Ist sich des rechten Weges wohl bewußt."

und auch Bourget mag beides vorgeschwebt haben, als er uns den Musterpariser zeigte, der Herz und Kopf auf dem rechten Fleck hat. Aber worin besteht denn sein Skeptizismus?

Nicht in dem klaren Denken eines Faust, der an dem Gefühl der Ohnmacht, seine Ideale zu verwirklichen, in die tiefschmerzliche Klage ausbricht: „Die Vorsicht hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube!“ Der Pariser Bourget im Gegenteil ist eines Ideals überhaupt nicht mehr fähig, sondern nur noch der „Vague“, jenes frischten Spottes, wie er gallertartigen Charakteren eigen ist, die sich mit ihrer Aufklärung brüsten und doch zu den Somnambulen lauten, bis über die Ohren im Mystizismus stecken und, wie ein Teil der französischen Jugend, mit dem Diabolismus liebäugeln. Ein solcher Seelenzustand ist nur bei schattenhaftem Denken, verschwommenen Vorstellungen möglich, und diese geistige Unbeholfenheit, die nicht kindlich, sondern kindisch ist, nennt Bourget Naivität.

Und nun die Krone der Pariser Schöpfung, das Weib! Es ist das unergründlichste, bezaubendste, eleganteste Wesen unter den Töchtern Evas, seine Unterhaltung ist die anmutig-geistvollste, sein Lächeln das gewinnendste, seine Toilette die eleganteste, sein Geschmack der untrüglichste, es ist mit einem Wort der verkörperte Chic. Und was ist nun der Kern von allen diesen Superlativen? „Man kann Paris nicht studieren, ohne zu erkennen,“ so schreibt Madame Raymond, „daß der weibliche Geschmack und die weibliche Laune wesentlich zu der Ohnmacht beigetragen haben, welche die Stadt auf die ganze Welt ausgeübt hat. In Paris lebt die eine Hälfte der weiblichen Bevölkerung durch der Mode, die andere für die Mode.“

Die unglückliche Raymond, in einem ähnlichen Irrtum wie Bourget befangen, nahm der Pariserin durch die Bemerkung, sie lebe für die Mode, gleichfalls eine Artigkeit zu sagen. Und doch, — kann man jemand in unbarmherzigerer Weise Eigenart, Erfindung und Geschmack absprechen?! Denn die Mode, die von einigen wenigen Modeschneidern, Schauspielerinnen und Gesellschaftsdamjinnen wie ein Ukas dekretiert wird, ist ein Zwang, dem man sich mit freiwilliger Blindheit unterwirft, und der darum die Entwicklung und Bekundung eines eigenen Geschmacks gar nicht gestattet. Und wie die an einem der Abonnementstage in der Loge der Grossen Oper oder des Théâtre Français sitzende Pariserin vollständig das Werk jener Modekünstler ist, die Lavedan uns in seinen „Vivoars“ vorführt, so ist sie in ihren Fühlen und in ihrem Benehmen, wie sich Nordau ausdrückt, das Werk der Journalisten und Romanschreiber. Ihre geistreiche Plauderei und ihre Unergründlichkeit — du lieber Gott, woher soll sie denn das alles auch haben? Sie ist im Elternhause oder in der Pension überwacht und mit raffinierter Grausamkeit und Überheit in geistiger Unselbständigkeit erhalten worden, — wie kann sie da auch nur annähernd die Freiheit des Geistes und das sichere Auftreten beispielsweise der Engländerin besitzen! „Es fehlt der Republik an Frauen,“ sagt ein Schlagwort, und ich möchte hinzusetzen: „und den Frauen — an gesunder Freiheit!“

So übertreibt der Pariser, wenn er sich im Spiegel betrachtet, in allem. Sagt er doch sogar: „Das Lächerliche tötet in Frankreich.“ Würde er, wenn das wahr wäre, so in sich selbst verliebt sein, und vor allem, würde er es bekennen?

Staatsminister Bresfeld.
Nach einer Aufnahme von Hof-Photograph Schaarwächter in Berlin.

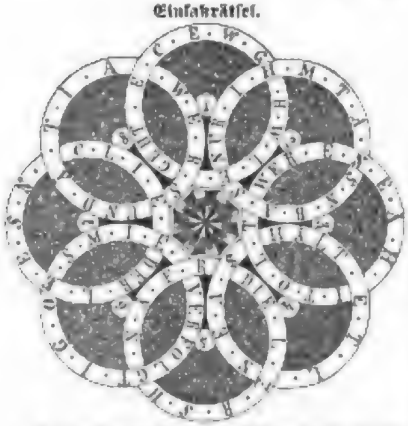
Staatsminister Bresfeld.

Am 27. Juni dieses Jahres trat Freiherr von Berlepsch nach sechsjähriger Thätigkeit an der Spitze des preußischen Ministeriums für Handel und Gewerbe vom seinem hohen Amte zurück und erhielt zum Nachfolger den bisherigen Unterstaatssekretär im Ministerium der öffentlichen Arbeiten, Wirklichen Geheimerat Bresfeld.

Der neue Minister, der im Alter von 57 Jahren steht, steht auf eine zwar nicht außergewöhnlich rasche, aber an Erfolgen und Verdiensten sehr reiche Laufbahn zurück. Er stammt aus Telgte im Münsterland (Westfalen) und schlug, nachdem er in Bonn, Heidelberg und Berlin Jurisprudenz studiert hatte, zunächst die Richtercarrière ein, trat aber schon nach kurzer Zeit als Regierungsassessor in die preußische Staatseisenbahnverwaltung über. Der deutsch-französische Krieg gab ihm die erste Gelegenheit, im Dienste des Feldeisenbahnwesens sein großes organisatorisches Talent in hervorragender Weise zu bethätigen. Er wurde zunächst der Feldeisenbahn-Betriebskommission in Nancy zugeteilt und half dann die Betriebskommissionen in Epernay und zuletzt in Reims errichten und verwalten. Namentlich in Reims entfaltete er eine außerordentlich umfassende und verantwortungsvolle Thätigkeit, indem von dort aus bei der Uebergabe von Paris die ausgiebige Zufuhr von Lebensmitteln in die ausgehungerte Millionenstadt, und später die Rückfahrt der deutschen Truppen in die Heimat geleitet wurde. Nach dem Kriege, im Mai 1871, wurde Bresfeld in das Ministerium für Handel und öffentliche Arbeiten berufen, 1876 zum Ministerialdirektor ernannt und leitete die Abteilung für die nichttechnischen Eisenbahnangelegenheiten; hier erwarb er sich bei der Verstaatlichung und bei der Organisation der Verwaltung besondere Verdienste. 1882 wurde er zum ersten Vorsitzenden des neu ins Leben gerufenen Landeseisenbahnrats ernannt und am 11. Juni 1884 Mitglied des Staatsrats. Nachdem er schon am 30. März 1891 zum Wirklichen Geheimen Rat mit dem Titel Excellenz ernannt worden war, erfolgte im vorigen Jahre seine Beförderung zum Unterstaatssekretär im Ministerium der öffentlichen Arbeiten, und bei Gelegenheit der Einberufung des Staatsrats, die im vorigen Jahre aus Anlaß der agrarischen Bewegung und der Silberfrage erfolgte, wurde er Staatssekretär. Der Minister, der vielfach Gelegenheit gehabt hat, als Vertreter der Regierung in technischen Eisenbahnfragen im Parlament das Wort zu ergreifen, ist ein guter und geschickter Redner, vor allem aber ein Mann von lauterster Charakter, vornehmer Gesinnung und sehr liebenswürdigen Umgangsformen, der an die neue, unter den jetzigen Zeitverhältnissen doppelt schwierige Aufgabe mit bester sachlicher Vorbereitung herantritt.

Für müßige Stunden.

Einlaßrätsel.



In der vorstehenden Figur sind an Stelle der Punkte, und zwar:

in Ring	1	die Buchstaben	E, U, I, L, L, N, O, R, T, W,
„ „	2	„ „	C, D, I, N, R, S, T, U, U, U,
„ „	3	„ „	B, C, D, E, F, G, I, L, R, T,
„ „	4	„ „	A, D, O, O, R, S, U,
„ „	5	„ „	A, A, C, K, L, L, U, U,
„ „	6	„ „	E, E, F, M, R, R, S, T,
„ „	7	„ „	A, K, K, F, H, N, R, S, S, T,
„ „	8	„ „	A, R, E, G, H, I, M, S,

in der Weise einzusetzen, daß jeder der acht Ringe einen Vers eines Dreiforschs von A. F. E. Langbein ergibt, alle acht also den ganzen Spruch nennen. Wie lauten diese?

Dreisilbige Charade.

Erster zur Höh' der Erste zeigt,
Begleitet auch wohl gefrorene Gestanken.
Und wenn dem Schlitz sie zugeneigt,
Wie Dichtergeist ihr oft verdanken.

Am ersten Schultag, wie zur Zeit,
Wenn selbst wir Aeltern schaft uns grämen,
Das letzte Paar spornt und erfreut
Als Ansporn über Thun und Streben.

Das Ganze sammelnder zu sein
Ist Tugend, die oft schwer zu üben;
Und doch kann sich der Sonnenschein
Des Glückes sonst nur zu leicht trüben.

(M. Sch., Kassel.)

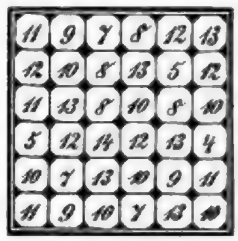
Vexirrätsel.

Getrennt: ein Ding, das finden kann,
Das suchen und das finden kann,
Das Liebe gibt, das Haß verkündet,
Das schnell entzweit, das schnell verbündet.

Vereint: tak Tiefes ich erkennen
Und Hohes auch, bald Glück, bald Gram,
Auch manches Jahren lange Reih' —
Glückauf, glückauf! — vorbei, vorbei?

Auflösungen der Rätselaufgaben Seite 712:

Der Rechentafel (vorstehende Figur):



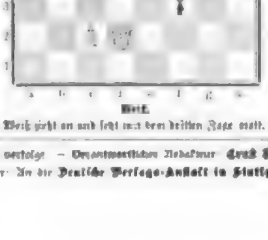
Des Rätsels: Lüneburg — Hexe.

Des Bildervexirrätsels: Morgenstern.

Des Logogriphs: Bodensee, Paskie, Sitzer, Stand, Bert, Aue, Du, P.

Schach. (Bearbeitet von E. Schallopp.)

Aufgabe 33.
Von A. Mary in Allach.
(„Sonntag“.)
Matt in 2 Zügen.



Weiß.

Weiß zieht an und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe 30 S. 680:

W. 1) Tg1—g8
S. 1) d6×e5
W. 2) Le3—g1
S. 2) f6×g5 e5
W. 3) Tg8—f8 Se4—e3 matt

A

S. 1) d6—d5, f6×e5
W. 2) Se4—d6‡
S. 2) Kf5×e5, —f8
W. 3) d5—d4, Le3—g1 matt.

Auf 1) . . . . d6×e5 folgt wenigstens Matt durch 2) Se4—d6‡.

Partie Nr. 30.

Gespielt zu Hastings am 11. August 1895.
(Aus dem demnächst erscheinenden Werke „Schachturnier zu Hastings“. von C. Schallopp.)

Spanische Partie.

Weiß: C. Lasker. — Schwarz: A. Walbrodt.

Weiß.	Schwarz.	Weiß.	Schwarz.
1) e2—e4	e7—e5	13) Sg3 (5?)	Dd7—e6
2) Sg1—f3	Sb8—c6	14) Tf1—e1	Se6—c5?)
3) Lf1—b5	Sg8—f6	15) f2—f4	Sc5—g6
4) 0—0	Lf8—e7?)	16) Sc3—d5?*)	e7—e6?)
5) Sb1—c3	d7—d6	17) Sd5×e7†	Sg6×e7
6) d2—d4	e5×d4?)	18) f4—f5	Se7×f5?)
7) Sf3×d4	Le6—d7	19) Sd4×f5†)	g7×f6
8) Sd4—c2?)	0—0	20) e4—f5	De6×e5
9) Se2—g3	Se6—c5?)	21) Te1—f1	Df5—e4
10) Le3—d2?)	Le7×d7	22) Le2×f6	Te8—e6
11) Lc1—b2	Ta8—e8?)	23) Tf1—f3?*)	h7—h5
12) Le1—c2	Se5—c4?)	24) Tf3—g3?)	Aufgegeben.

*) Die übliche Fortsetzung ist Sf6—e4.
*) Lc8—d7 verdient den Vorzug.
*) Eine Neuerung. Der Springer geht meist nach g3 und unterbricht den Angriff, der mit c2—c4 energisch wird.
*) Die Schwächen durch Lasker liegen klar zu Tage. Tf8—e8 und sodann e7—e6 war die richtige Fortsetzung.
*) Weiß benutzt einen starken Augenblick auf dem Punkt g3 vor.
*) In der Partie gelegentlich mit d4—d5 seine Entwicklung zu fördern.
*) Falsch wäre jetzt d6—d5 wegen 19) e4×d5 Sb5×d5 20) Se3 d5 Dd7—d6 21) Dd1×d5 Td8—d5 22) e2—e4 Td5—a5 23) Lb2—c3 Ta5—a6 24) Le3—b6. Aber auch der Zug in steht gut, der Springer ginge besser nach g6 und lasse das Feld e6 für den Bauern offen.
*) Nun ist d6—d5 dauernd verhindert da der Läufer seinen Posten nicht verlassen darf, ohne g7 preiszugeben.
*) Jetzt kommt die Wanderung des Springers zu spät; der Angriff ist schon zu gut vorbereitet.
*) Sehr lehrreich gespielt!
*) Das Mittelspiel endet in rettungslos. Gegen Sf6—d5 gibt „the Field“ folgenden hübschen Schluß aus: 19) Sd5×f6† Le6—d7 20) e4×d5 Sg6×f4 21) Te1×e7 Dd7—e7 22) De2—d3 Df4—g4 23) Dd3—g6† Tf7—f8 24) Dg6—e6† Kg8—h8 matt.
*) Das Opfer ist erzwungen, da sonst 19) Sd5×f6† g7×f6 20) Le3×c5 Ve8—d8 entwickelt.
*) Dagegen gibt es kein Halten mehr. Lasker spielt diese Partie in bester Zeit.

Schachbriefwechsel.

G. K. in Kehl. Wenn eine Aufgabe Lösungen hat, so ist sie falsch. Sie ist nur dann richtig, wenn sie blos auf eine Art gelöst werden kann. Das muß sogar. Der erste Zug von Weiß darf nur ein einziger sein, und auf jeden Gegenzug von Schwarz soll möglichst auch jedesmal nur ein einziger Fortsetzung leicht nachweisbar sein. Jedenfalt muß jeder Zug Weiß's durch Schwarz parierbar sein. Wenn Sie z. B. in Ihrer Aufgabe den Springer von Schwarz gelegentlich schlagen, wird dies nicht sein Sie es thun. Sie jeden möglichen Gegenzug einen andern Lösungszug vom Weiß findet. Ferner sie mit sehr seltsamen Lösungen nach, die Sie weiter einsenden.

J. B. in Baden. Ihr Weltmeister Schiffers-Einzug 1895 Lösung Siegen und zwar mit 7 gegen 5 Gewinnpartien.

Richtige Lösungen sandten ferner ein: R. J. in Wiesbaden in 22 bis 24; Dr. in Aberdeen in 27, 28, 29; C. in Felsbrunn in 26; Gl. in St. in 24 und 25; R. Kl. in Chemnitz, C. F. in Radeberg, Dr. J. in in Hannover Thor und F. M. in Dortmund in 29. Professor Rett Wiesbaden in 30 und J. P. in Breslau in 29 und 30.

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird untersagt. — Verantwortlicher Redakteur: Ernst Schubert in Stuttgart. — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten

Digitized by Google

Illustrirte Zeitung.

Land und Meer.

Mit Beiblatt: Der Bär.

Schwarzwälder Bauernhochzeit. Nach einem Gemälde von Hermann Baisch.

Der Einzug des Kaisers in Berlin. Nach einem Gemälde von Carl Röchling.

Berliner Tageblatt

Berlin, Mosse, Str. 48

Abonnement: Monatlich 3,75 Mk.

Probenummern gratis

„MAIZENA"

Fabrikat der Maizena-Fabrik Hamburg

Kraftnahrung

Kindernahrung

Puddingpulver

Vanillin-Zucker

Backpulver

Speisestärke

Stärkezucker

Stärkesyrup

Dextrin

Gelbdextrin

Weißdextrin

Kartoffelmehl

Kartoffelstärke

Kartoffelsyrup

Kartoffelzucker

Kartoffelsago

Kartoffelgraupen

Kartoffelgrütze

Kartoffelmehl

Kartoffelstärke

Kartoffelsyrup

Kartoffelzucker

Kartoffelsago

Kartoffelgraupen

Kartoffelgrütze

Seidenstoffe

Direkt aus der Fabrik
Beste Bezugsquelle für Private zu Fabrikpreisen.

Hohensteiner Seidenweberei „Lotze"
Hohenstein i. S.
Musterversand Seidenstoff-Fabrik.

Spezialität: Brautkleider.
Ein vorliegender Muster aus der Hohensteiner Seidenweberei „Lotze", bevor dies anderswo [illegible]

Mellin's Nahrung

für Säuglinge, Kinder jeden Alters, Kranke, Genesende, Magenleidende
Preis pro Glasflasche 1,50 und 2,50 Mark

Mellin's Nahrung enthält keine Kuhmilch, besteht wesentlich **enthält kein Mehl.**
Mellin's Nahrung wird von den zartesten Organen sofort absorbirt,
Mellin's Nahrung erzeugt klar, frisch, Nerven und Knochen
Mellin's Nahrung ist besonders für Magenkranke.
Mellin's Nahrung ist **ausgiebiger** und bekömmlicher als milchhaltige Nahrmittel
Mellin's Nahrung nach Vorschrift angewendet, **bester Ersatz für Muttermilch.**

Zu haben in Apotheken, Drogerien oder direkt durch das
General-Depot: **J. C. F. Neumann & Sohn,** Berlin W., Taubenstrasse 51/52.
Hoflieferanten Sr. Majestät des Kaisers und Königs.

Seidenstoffe

direct an Private — ohne Zwischenhandel
Deutschlands grösstes Spezialhaus für Seidenstoffe u. Sammete
Michels & Cie., Königl. hoflief. Stoffmf., Berlin, Leipzigerstr. 43.

Th. Lappe's Aromatique

Feinster Magenliqueur
Allein echt fabrizirt seit dem Jahre 1828.
Th. Lappe. Apothekenbesitzer.
Greussen-Dorf in Thüringen.
Höchste Auszeichnung Weltausstellung Chicago 1893.
Prämiirt
in Württemberg [illegible] Halle 1881, der einzige preisgekrönte [illegible] Londen, Deutsche Ausstellung 1891 Ehrendiplom. Gotha 1883, Erfurt 1884 silberne Medaille, Lübeck 1895 goldene Medaille.
Zu haben in den meisten Conditoreien, Restaurants und Delikatessenhandlungen.
Vor Nachahmungen, welche in ähnlicher Ausstattung
Th. Lappe's Aromatique in den Handel gebracht werden, wird gewarnt.

Technikum Mittweida.

Königreich Sachsen.
Höhere Fachschule für Elektrotechnik und Maschinenbaukunde.
Programm etc. kostenlos durch das Sekretariat.

NATURHEILANSTALT
GLOTTERBAD

im Bad. Schwarzwald. Eisenbahnstation Freiburg und Denzlingen.
Dirig. Arzt Oberstabsarzt a. D. Dr. Katz.
[illegible]
Badeverwaltung.

Dr. von Hartungen's Naturheilanstalt
RIVA am Gardasee.
[illegible]

Natur-Heilanstalt
Johannisbad
Eisenach, Thür.
Musteranstalt. [illegible]

C. P. Goerz,
Berlin W.-Schöneberg,
Hauptstr. 97a.
Illustr. Katalog gratis und franko!

Schutz-Marke.
SENKING HERD
GOLDES WERT!

Senking-Herde,
Koch-, Brat-, Back-, Spül- und Grill-Apparate
unübertroffen
in Konstruktion, in Patent-Material und Ausführung, und [illegible]
Fabrikat [illegible]
auf Wunsch kostenfrei.
Hildesheimer Sparherd-Fabrik
A. Senking, Hildesheim,
[illegible]

Neues antiseptisches Hausmittel.
CHINOSOL,

gegen Bakterien 40mal stärker als Karbolsaure,
aber ungiftig und unschädlich im Gebrauch.
[illegible]

Angelgeräte-

Fabrikation von
H. Stork
in **München.**
Nordendstrasse 3

Grösstes Lager Deutschlands.
Fachmännische Bedienung.
15 mal Preisgekrönt: London, Berlin, Chicago, Hannover, Köln etc.
Reich illustrirt. Katalog [illegible]

F. Wolff & Sohn's Toiletteseifen

sind die besten zur Erhaltung einer zarten weissen Haut.

Indische Blumenseife
[illegible]

PALMITIN-SEIFE
neutral - gut - billig.
F. Wolff & Sohn, Karlsruhe.
Filiale: Wien I, Kärntnerstrasse 6.

Brunhilde, **Roland-Chevlot,**
[illegible] Spezialität [illegible]
Portièren in grosster Auswahl.
Alle Aufträge von 20 Mark an mit Muster stets franko.
Carl H. Klippstein & Co. in Mühlhausen i. Thür.

Thüringen.
Technikum Ilmenau
für Maschinen- und Elektro-Ingenieure, Techniker, Werkmeister
[illegible]

Technikum Altenburg.
Höhere und mittlere Lehranstalt für Maschinenbau, Elektrotechnik u. Chemie.
— Prospekte gratis und franko. —

Stellung. Prospekt Gratis
Existenz. Prospekt franco.
Gratis Prospect. Briefl. gratis.
Unterricht,
BUCHFÜHRUNG
Kaufm. Correspond., Kontorarb.
Stenographie, Schnell-Schön-Schreib.
Gratis Prospect.
Sicherer Erfolg garantirt
Erstes Deutsches Buchhalter-Lehr-Institut
Otto Siede — Elbing.

CHOCOLADEN, CACAOS, Biscuits, Cakes

von
B. SPRENGEL & Co.
HANNOVER
sind unübertrefflich.
Zu haben in fast allen besseren Geschäften

100 seltene Briefmarken
[illegible]
E. Hayn, Naumburg (Saale).

Jüngert & Gebhardt
Berlin
Riviera-Veilchen.
Quintessenz.
[illegible]
Preisliste kostenlos.

Gratis versendet: Broschüre über Anlage und Betrieb von
Stärke-Fabriken
W. H. Uhland, [illegible] Leipzig.

SILBER WAREN u. versilb. Löffel
Ag Kunne Alfenide
Kunst- und Kirchensachen.
Citronen
Eugen Alexander, [illegible] Hamburg.

Thee-Meßmer

Berühmte Mischungen
[illegible]
Probepakete
[illegible]
Frankfurt a. M.

Blutarmut
Bleichsucht

Dr. med. Hommel's Haematogen

Nicolay & Co., chemisch-pharmaceut. Laboratorium, Hanau a/M.

Kaiserlich Deutsche Post.

Tägliche Fahrten. Erstklassige Salon-Schnelldampfer.
„Prinzessin Heinrich", „Prinzessin Elisabeth", „Hendrik".

Hamburg-Cuxhaven-Helgoland

mit Anschluss an die Schnellzüge der Cuxhavener Eisenbahn von und nach Cuxhaven.

Sylt
Directe Verbindung auf dem Seewege in diesem Jahre eröffnet.

Norderney
Salon-Dampfer „Prinzessin Heinrich" in unseren Fahrtenplan für diese Insel eingestellt.

Borkum, Juist
Nordernay durch Anschluss-Verbindung

Wittdün-Amrum, Wyk a. F.
Jetzt tägliche Verbindung von Helgoland mit Anschluss nach Sylt und dem alten Wege.

Directe Fahrkarten (Sommerkarten und Fahrpläne auf allen grösseren Eisenbahn-Stationen

Fahrpläne gratis und franco auch durch

Ballins Dampfschiffs-Rhederei, Hamburg.

St. Pauli-Landungsbrücke.

Ein Wunder der Industrie

ist zu nennen der Ehrgeiz weit verbreitete, allenthalben bekannte photograph. Apparat

Phönix

Es ist der praktischste und täglich benutzte Apparat der Welt, durchaus kein Spielzeug! [illegible] kann damit sofort ohne alle Vorkenntnisse [illegible] erzielen. Zeit- und Momentaufnahmen.

Preis mit Linsen, ebenso wie [illegible] nur 10 Mk.
Prospekt und Probebilder kostenfrei.

Hess & Sattler, Wiesbaden.

Bade-Einrichtungen,

Patent-verbesserte, Wannen, Zuber-, Douche-, Dampf-Bäder, Sitz-, Arm-, Fuss-, Abreib-Wannen.

Wunder-Badewannen.
Zimmerwerkbänke und Bidets.
Irrigateure und Bidets.
Aerztliche Anwahl elegante Formen.
Aerztliche Sanitätsapparate-Fabriken

C. Maquet.

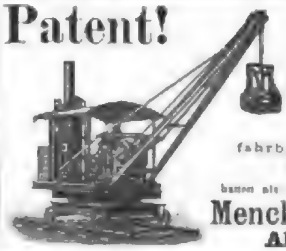
Berlin W., Charlottenstr. 9 Heidelberg.

SALONIQUE
Cigaretten
Neueste Marke
der Compagnie Laferme, Dresden.

Goldene Medaille Weltausstellung Paris 1889.

Die Chocolade Suchard zeichnet sich durch vorzügliche Qualität bei mässigem Preise aus und ist überall zu haben.

Patent!



Verbesserte
Priestman-Greifbagger,
Löffelbagger,
fahrbare und feststehende
Dampfkrähne
bauen als Spezialität und halten auf Lager
Menck & Hambrock
Altona-Hamburg.

LOHSE's weltberühmte Specialitäten
für die Pflege der Haut.

EAU DE LYS DE LOHSE
weiss, rosa, gelb,
seit über 60 Jahren unübertroffen als erfrischendes Hautwasser zur Erhaltung der vollen Jugendfrische, [illegible] sicheren Entfernung von Sommersprossen, Sonnenbrand, kalter, gelber Finger und allen Unreinheiten des Teints.

LOHSE's Lilienmilch-Seife,
die reinste und mildeste aller Toilette-seifen, erzeugt nach kurzem Gebrauche rasch weisse, sammetweiche Haut.

Beim Ankauf meiner Fabrikate achte man stets auf die Firma
GUSTAV LOHSE 43 Leipziger 46 BERLIN.
In allen guten Parfümerien, Droguerien etc. des In- und Auslandes kauflich.

Graeger-Sect
SILBER-GOLD
Besonders empfehlenswerthe Special-marken der Sect-Kellerei
Carl Graeger
Hochheim am Main.
Zu beziehen durch die Weinhandlungen

Erfrischende, abführende Fruchtpastille
TAMAR INDIEN GRILLON
Gegen VERSTOPFUNG
Hämorrhoiden, Congestion, Leberleiden, Magenbeschwerden
PARIS, 33, Rue des Archives. — In allen Apotheken.

Billigste Bezugsquelle für
Teppiche!
in Garn- und Jutestoffe à 3.75, 5, 6, 8, 10 bis 100 Mark. Muster gratis.
Gobelins einfarbig und bunt, reizende Neuheiten, billigste Preise.
Teppich-Haus **Emil Lefèvre,** BERLIN

Krankenfahrstühle,

Neueste Construction, leicht gehend und von grösster Solidität, liefert unter 5 jährlicher Garantie und Garantie für Dauer von 20—25 Mark bei
Dresdner Kinderwagenfabrik
G. E. Höfgen, Dresden-N.,
Königsbrückerstrasse 86.
Illustr. Preisliste gratis u. franco

Ein Tropfen

auf's Taschentuch genügt, um denselben tagelang den feinsten natürlichen Wohlgeruch des frisch gepflückten
Rhein-Veilchens
zu geben.
Allein ächt hergestellt von
FERD. MÜLHENS
Glockengasse Nr. 4711 in Köln a. Rh.
In allen feineren Parfümerie-Geschäften zu haben.

Für **Blutarme** und **Reconvalescenten.**

Violet PARIS
Pflege der Haut — Schönheit des Teints
ROYAL THRIDACE SEIFE
VELOUTINE SEIFE
In Büchsen in allen Parfümerie- u. Coiffeurgeschäften

Der Cinetograph.

Handhabung leicht zu erlernen.

M. M. Werner & Co.,
85 Rue Richelieu, Paris.

Gegründet 1840.

KEMPF-SECT

Gebrüder Kempf Königl. Bayr. Hoflieferanten
Neustadt a. d. Haardt (Rheinpfalz)

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Digitized by Google

Über Land und Meer
Deutsche Illustrierte Zeitung
Begründet 1858 von Dr. Hermann Schmidt
Erscheint wöchentlich
Preis vierteljährlich 4 Mark

Kleine Mitteilungen.

Aus Deutschland.

Die Kaiserin Auguste Viktoria mit ihren Kindern.
Nach einer Aufnahme von Hofphotograph Selle in Berlin.

Der Kaiser hat sich am Sonntag, den 15. Juni, nachmittags 4 Uhr, mit dem Sonderzug nach Hannover begeben, um dort an der Feier des 50jährigen Bestehens des Hannoverschen Provinzialmuseums teilzunehmen. Abends 8 Uhr 30 Min. traf der Kaiser wieder in Berlin ein. Am Montag, den 16. Juni, vormittags 10 Uhr, empfing der Kaiser im Neuen Palais bei Potsdam den Besuch des Königs von Siam. Nachmittags 3 Uhr 30 Min. kehrte der Kaiser nach Berlin zurück. Am Dienstag, den 17. Juni, vormittags 10 Uhr, empfing der Kaiser im Neuen Palais den Besuch des Königs von Siam. Nachmittags 3 Uhr 30 Min. kehrte der Kaiser nach Berlin zurück. Am Mittwoch, den 18. Juni, vormittags 10 Uhr, empfing der Kaiser im Neuen Palais den Besuch des Königs von Siam. Nachmittags 3 Uhr 30 Min. kehrte der Kaiser nach Berlin zurück. Am Donnerstag, den 19. Juni, vormittags 10 Uhr, empfing der Kaiser im Neuen Palais den Besuch des Königs von Siam. Nachmittags 3 Uhr 30 Min. kehrte der Kaiser nach Berlin zurück. Am Freitag, den 20. Juni, vormittags 10 Uhr, empfing der Kaiser im Neuen Palais den Besuch des Königs von Siam. Nachmittags 3 Uhr 30 Min. kehrte der Kaiser nach Berlin zurück. Am Samstag, den 21. Juni, vormittags 10 Uhr, empfing der Kaiser im Neuen Palais den Besuch des Königs von Siam. Nachmittags 3 Uhr 30 Min. kehrte der Kaiser nach Berlin zurück.

Weinstöcke oder Feigenbäume noch immer krank seien, und ob von dem verschollenen Vater keine Nachricht eingelangt sei.

Dieser war vor Jahren aus Verzweiflung über die Traubenkrankheit und die Geburt eines achten Kindes auf und davon gegangen, um als „Modell“ oder „Sänger“ sein Glück zu versuchen, und hatte nie wieder ein Lebenszeichen gegeben. Eben dies hatte die Frau bewogen, gleichfalls in die weite Welt zu ziehen, leider ohne ihren Mann bis jetzt gefunden zu haben. Es schien übrigens, als ob in Nizza aller Jammer zu Ende sei; nicht nur daß sie reichlich Geld verdiente, so schenkten ihr mitleidige Frauen auch noch Kleider und Wäsche in solcher Menge, daß sie einen förmlichen Handel damit trieb. Da sich die abgezehrten Kinder nach und nach erholten und immer schöner zusammenstimmten, konnte es ihrer Meinung nach nicht mehr lange dauern, bis sich für Alfredo der bewußte reiche Engländer fand und sich in Teresa ein „Prinicpe“ oder mindestens „Conte“ verlieben würde.

Ihre Gesangsvorträge waren mehr rührend komisch als wirklich schön und umfaßten mehrere Jahrhunderte. Sie sangen sowohl uralte Kirchenlieder als die ordinärsten Zweideutigkeiten, welche die zwei Jüngsten mit gravitätischem Ernste vortrugen. Hie und da copirte Enrico, der Sechsjährige, seinen verflossenen Vater Nr. 2, oder er sang den neuesten Gassenhauer, welchen ihm der Vater Nr. 3 einstudirt hatte. Alfredo gab sich zu dergleichen nicht her, er übte und vertiefte die schwermütigen Fischerlieder und sang mit Vorliebe das alte Wallfahrtslied: „Addio Madonna“, welches sein kindliches Gemüt zuerst bewegt hatte und ihm im Gedächtnis geblieben war.

Die Leutchen aus Napoli mit ihren abgewetzten Lappen wurden bald populär in Nizza, so daß sie von Hoteldirektoren eigens bestellt und bezahlt wurden. Da sie meist in den Vorgärten dieser Mietpaläste sangen, sammelten sich auch vor den Gittern derselben die Spaziergänger an und beschenkten das Quintett. Kurz, als Ende April die Saison aus war, hatte Mama Cavoglio bare 2000 Franken erspart. Sie beschloß, den Sommer über sich auszuruhen, die Kinder etwas lernen zu lassen, um nächsten Winter ebenfalls ein so glänzendes Geschäft zu machen, dann aber wollte sie als „reiche Frau“ heimkehren. Nizza hat, wenn seine 200 000 fremden Wintergäste abgereist sind, immer noch 90 000 Einwohner, doch haben sie im Sommer keinen Sinn für Kunstgenüsse; sie liegen lieber in den Campagnen oder im Meere und tanzen jeden Sonntag zu Ehren eines andern Heiligen, als ob sie dafür bezahlt würden. Die Hoteliers und Großkaufleute reisen ab, um ein zweites Geschäft in der Schweiz oder den Pyrenäen zu machen.

Mama Cavoglio gab es daher bald auf, umsonst zu singen, doch schickte sie die Kleinen täglich aus, Feigen, Orangen, Oliven und Weintrauben zu sammeln, welche an allen Gärten und Zäunen so reichlich und leicht zu erreichen sind, daß etliche italienische Mägen satt werden können. Es war also nur die Ausgabe für Polenta und Maccaroni zu bestreiten. Wohnung hatte sie bei Antipabre umsonst, dem sie dafür etliche Säle in Ordnung hielt, worin er über den Sommer eine Unzahl stellenloser Kellner und Köchinnen beherbergte, welche nun von den im Winter gemachten „Ersparnissen“ herrschaftlich lebten. Alle diese Leute hausten kaninchenhaft einträchtig zusammen; die Männer vertrieben sich die Zeit mit dem Roulettespiel, während die Köchinnen Melonen und Prünellen einkochten, welche sie dann im Winter, als vom ersten Confiteur kommend, einschmuggelten. Natürlich waren Gläser und Etiketten zu diesem Zwecke sorgfältig aufgehoben worden. Einzelne fabrizirten auch Mineralwässer und süße Liqueure und erzählten tausend Geschichten über die Dummheit der Herrschaften.

Teresa war der Stern des ganzen Hauses. Bald half sie den Köchinnen, bald den Kellnern, welche ihr Geld zuschoben, damit sie spielen könne. Ueberraschend schnell war dadurch eine große Intimität zwischen ihr und einem blonden Deutschschweizer hergestellt, welchem das nun fast sechzehnjährige Mädchen schon lange gefiel. Es dauerte nicht lange, so glaubte Teresa wirklich, daß es in der Schweiz goldene Berge gäbe, und eines besonders sonnigen Tages verschwanden beide unter Mitnahme der ersparten 2000 Franken. Mama Cavoglio nahm sich den Verlust des Geldes und nebstbei den der Tochter so zu Herzen, daß sie schwer am Gallenfieber erkrankte und auf freundschaftliche Verwendung Antipabres im Konsulatswege nach der Heimat befördert wurde. Sie beschwor die drei Jungen, welche in Nizza unter Obhut des Landsmannes bleiben sollten, im Singen, Bravsein und Obststehlen fortzufahren, nächsten Winter mindestens 2000 Franken zu ersparen, um im Mai kommenden Jahres sie in San Vinzenzo besuchen zu können. Noch vom Eisenbahnwagen aus schärfte sie ihnen ein, die „besten“ Hotels und einen gewissen Balkon mit drei Damen ja nicht zu vernachlässigen.

Als sich die Hotels und möblirten Wohnungen zu füllen begannen, probirte Alfredo, der nun Chef und Mutter seiner Brüder war, das ganze Repertoire durch und übernahm den Sopranpart, indem er sehr geschickt in der Fistel sang. Leopoldo, der nun Neunjährige, übernahm die Mittelstimme, während Enrico, der Kleinste, mit sieben Jahren zum Bassisten verurteilt wurde. Diese Einteilung galt für die erste Hälfte ihrer Produktionen für Chor und Duette, dann gab jeder in natürlicher Stimmlage ein Lied zu. Im zweiten Teile spielte Alfredo mit vieler Kunst auf der Mandoline, Leopoldo Guitarre, während Enrico, statt der entflohenen Schwester, das Tamburin schüttelte und tanzte. Er wurde in ihre Kleider gesteckt und galt allgemein für ein Mädchen. Unter einem grellroten Kaschmirröckchen guckte eine blaue Zwilchhose hervor, auch zog er, wenn es kühl war, über seine weiße Batistbluse eine viel zu große Männerweste an. Auf dem Kopfe hatte er einen Kalabreserhut, den er beim Tanzen abnahm, um einen Messingreif in die Haare zu stecken. An den Füßen hatte er genagelte Bergstiefel, da Leopoldo gleich am ersten Tage ihrer Selbständigkeit die weiblichen Sammetschuhe angezogen und sie nicht mehr hergegeben hatte. Leopoldo trug ebenfalls eine weiße Batistbluse, welche er wie die Schwester am Halse einbog, um eine silberne Kette mit Amulett sehen zu lassen. Er hatte kurze Pagenhosen und vielfach gestopfte Strümpfe an; auch hatte er sich eines „Canotier“ genannten Hutes der Schwester bemächtigt. Alfredo verschmähte den Aufputz; noch wie vor trug er seinen einst braun gewesenen Sammetanzug, der leider recht gelb und sehr eng geworden war. Doch hatte er so viel natürliche Anmut, drückte seinen Riesenhut so verwegen in die schwarzen Locken, daß er als hübscher Junge gelten konnte. Alle drei hatten auffallend große Nasen, schneeweiße Zähne und blauschwarze große Augen, welche funkelnd aus den gelben, selten gewaschenen Gesichtern hervorlugten. Man glaubte seinen Ohren nicht, wenn die Kinder in Diskant und Baß sangen und aus den mageren Körpern doch so kräftige Stimmen drangen.

Sie plagten sich so sichtbarlich und sangen mit solcher Lust und Freude, daß man sie überall reichlich beschenkte, worauf Alfredo als Dank meistens „Addio Madonna“ in seiner Baritonstimmlage sang. Da in der modernen Stadthälfte Nizzas die Häuser aus Rücksicht für die Wintergäste mit der Hauptfront nach Süden gebaut sind, bewohnen die wenigen Familien, welche sich nicht aufs Vermieten einlassen, die nördliche Straßenfront. Sie haben aber stets auch mehrere Zimmer nach einem sonnseitig gelegenen Hof oder Garten, wohinein unzählige über und über mit Schlingpflanzen besetzte Balkone und Terrassen münden.

Von einem dieser Balkone sprach Mama Cavoglio vor ihrer Abreise zu den Kindern; doch hätten sie ihn nicht wiedergefunden, wäre ihnen nicht, wie im vergangenen Winter, jedesmal statt einer Kupfermünze ein silberner Frank zugeworfen worden.

Jeden Donnerstag, wenn die Kinder in den Höfen jener Straße sangen, waren auf dem Balkone des ersten Stockwerks drei Damen zu sehen, welche mit großem Interesse den Vorträgen lauschten und hie und da die zeremoniöse Dankverbeugung der Kinder mit „molto bene“ oder „a rivederci“ erwiderten.

Die drei Damen waren Mutter, Frau und Tochter eines Weingroßhändlers Namens Caumin und trotz der nahen Verwandtschaft in Abstammung und Temperament grundverschieden. Mama Caumin war Wienerin mit Leib und Seele und ihrem Gatten nur ungern an die Riviera gefolgt, Frau Agathe, ihre Schwiegertochter, dagegen eine Vollblut-Nizzardin aus jener Zeit, wo Nizza zu Italien gehörte; die jüngste endlich, Fräulein Helene, gehörte der neuen französischen Zeit und Schule an. Sie war trotz ihrer achtzehn Jahre eine Deutschenhasserin durch und durch und konnte sich mit der offenen Art ihrer österreichischen Großmutter nicht versöhnen. Am wenigsten begriff sie, was Mama und Großmama an den drei Betteljungen fanden, deren Volkslieder „geradezu unfein“ seien. Nichtsdestoweniger war sie jeden Donnerstag auf dem Balkon und warf mit unnachahmlicher Vornehmheit das Frankstück, welches die Großmutter spendete, in den Hut Alfredos. Einmal lächelte sie sogar wider Willen, als Enrico das Geldstück wegschnappte und einen Extratanzfuß zum besten gab.

Fräulein Helene war blond, hochgewachsen und kühlvornehm, wie die meisten französischen Pensionatstreibhauspflanzen. Ihre blauen Augen glichen einem Gletschersee, den weder Sonnenwärme noch Windesfächeln zu erregen vermögen. Die Augen Frau Agathens dagegen leuchteten wie türkische Opale. Das ganze Wesen dieser Frau war sonnig, südlich vergoldet. Die Großmama war trotz ihrer siebenzig Jahre und schneeweißen Haare voll Temperament und jugendlicher Heiterkeit. Ihre schwarzen Augen funkelten noch immer voll Witz und Schelmerei und blitzten lebhaft auf, wenn es Leid oder Unglück zu mildern gab. Sie hatte nur eine schwache Seite: sie konnte Wien nicht vergessen, und oft im zärtlichsten Gespräch mit den Ihren begann sie auf Franzosen und Italiener gleichmäßig zu schelten wie ein alter Krieger. Sie konnte es nicht verschmerzen, daß Venedig und Verona nicht mehr zu Oesterreich gehörten und Nizza nicht mehr zu Italien. Sie sprach auch nur deutsch mit italienischen Brocken, sagte von Taschentuch und Sonnenschirm nie anders als „Fazoletterl“ und „Ombrellerl“ und antwortete auf die tägliche Bitte der Enkelin: „Parlez donc français“: „Ja, g'schnittene Nudeln in Kaffee!“ Sie hatte auch die Sitte des deutschen Christfestes beibehalten, und jedes Jahr wurde dieses schöne Fest mit Tannenbaum und Lichterglanz, mit Einbescherung und Kuchenbacken gefeiert, wovon auch die drei kleinen Hofsänger profitiren sollten. Großmama suchte einen Pack abgelegter Kleider ihres Sohnes zusammen, füllte die Taschen mit kleinen Kostflaschen guten Weines und eine Düte mit Backwerk und Bonbons und drei neuen Geldstücken. Dann befestigte sie auf dem ganzen Paket einen Tannenzweig und etliche Veilchen und hieß die Magd dies den eben musizirenden neapolitanischen Kindern bringen . . . „Damit s' auch wissen, daß heut 's Christkindl kommt.“ Als die Kinder zögerten, den Pack anzunehmen, und fragend zum Balkon hinaufsahen, rief sie lachend hinunter: „s' Haus gehen, pranzo, sì, sì!“, was dieselben denn auch begriffen und thaten.

Am nächsten Morgen erschienen die Kinder schon um sechs Uhr morgens im Hofe, um ihren Dank in einer Aubade auszudrücken. Gleich nach den ersten Takten sprang Helene ans Fenster und rief erbost hinunter: „Schon gut, schon gut! Kommt ein andersmal!“ Doch die Jungen hatten es sich in den Kopf gesetzt, die guten „Madamas“ zu sehen und ihnen geziemend zu danken. Sie setzten sich geduldig in den Hausflur und erfuhren von dem Milch holenden Mädchen, daß die Herrschaft um zehn Uhr in die große Messe gehen werde. Großmama, welche von der sie erwartenden Deputation Kunde erhielt, sandte ihnen einen mächtigen Topf Milchkaffee und „Gugelhupf“ — „damit s' am heiligen Christtag auch was Warmes hab'n, dann aber soll'n s' schau'n, daß s' weiter kommen.“ Die Jungen gingen aber nur zum Scheine auf die Straße hinaus, dann kehrten sie wieder in den Garten zurück. Alfredo studirte sich eine förmliche Anrede ein, während die zwei Kleinen mehreremale versuchten, den Hut so radartig zu schwingen wie der große Bruder. Als aber die festtäglich gekleideten Damen herunter kamen und durch das Rauschen der Seide eine feierliche Stimmung erregten, verging ihnen allen dreien der Mut. Scheu drückten sie sich unter die Stiege und sahen weder das herzliche Zunicken der älteren Frauen noch den hoheitsvollen, sie verächtlich streifenden Blick des Fräuleins.

Als sich die armen Jungen von ihrem Erstaunen über so überirdisch schöne Frauen erholt hatten, liefen sie nach Hause, die Instrumente aufzuheben, und dann schnurstracks in die Notre-Dame-Kirche, um

die Damen nochmals zu sehen. Dies gelang ihnen auch, wie sie es wünschten. Da Mama Cawins ihres Alters und der Austeilung an die Spalier bildenden Bettler wegen sehr langsam ging, kam sie so ziemlich als die letzte zur Kirchenthüre heraus. Alfredo faßte sich ein Herz und stammelte: „Madama, non posso dire“ ... Doch hatte er sich damit an Helene gewendet, welche über diese Zudringlichkeit so empört war, daß sie sofort wieder rief: „Schon gut, schon gut!“ Indignirt sagte sie zu ihrer Mutter: „Zu arg — diese Bettelbuben!“ Frau Agathe lächelte milde und fragte italienisch, was das für ein Lied gewesen sei, welches sie morgens angestimmt hätten, und als die Kinder stumm blieben, fragte sie nach Namen, Heimat und der Mutter, welche doch vergangenen Winter mit ihnen gesungen habe. Wie ein Springquell sprudelten nun Alfredos Worte, als er heimatliche Laute vernahm. Sein ganzes Herz schüttete er aus, er fühlte es, dieser Madama, die ihn so mitleidig anschaute, könne man alles sagen. Großmama plauderte mittlerweile mit den zwei Jüngsten und fuhr dabei Leopoldo über das ausnahmsweise reingewaschene Gesicht. Da streckte er wie ein Pferd, welches man streichelt, die Zunge heraus, als wollte er die gütige Hand ablecken. Enrico schmiegte sich dicht an ihren Leib und schien seine schmutzige Nase an dem Seidenkleide abwischen zu wollen, worüber Helene sehr nervös wurde und ungeduldig ausrief: „Gehen wir noch nicht bald nach Hause?“ Die Kleinen glaubten etwas verbrochen zu haben und begannen an den Hutkrämpen zu saugen, während Alfredo seine Erzählung unterbrach und schleunigst die eingelernte Danksagung für die Geschenke herunterlierte.

„Na, addio, kommt nur recht bald wieder, dann singt ihr uns auch das Morgenständchen, gelt?“ sagte Großmama, worauf die Jungen die bewußte spanische hofetikettenmäßige Verbeugung losließen, um dann schleunigst zu verschwinden.

Wider Erwarten ließen sich die drei Neapolitaner den ganzen Monat Januar nicht sehen. Man hörte sie zeitweilig in anderen entfernten Höfen, in Cawins Garten aber kamen sie nicht. Bei einem gemeinsamen Spaziergange folgten einmal die drei Frauen dem bekannten Mandolinengezirpe, bis sie vor dem Hotel Westminster Alfredos Stimme hörten. Als sie näher kamen, wurde gerade aus den Hotelfenstern Geld geworfen und die Arie „da capo“ verlangt. Alfredo bückte sich um die Sousstücke und gewahrte dabei die mit anderen Spaziergängern am Gitter des Vorgartens lauschenden Frauen. Er geriet in heftige Verlegenheit und errötete bis unter die Haarwurzeln. Gleich nach den ersten Takten kippte ihm die Stimme derart um, daß alles laut zu lachen begann. Er wurde bleich, biß die Zähne über einander und hieß Enrico tanzen, während er seinen Zorn und Aerger in wütenden Mandolinenpizzicatos ausließ. Nach Schluß der Tarantella riefen einige Herren: „Singt doch,“ während die Frauen Geld hinwarfen, doch hob es Alfredo nicht auf; er hinderte auch die zwei Kleinen daran, schleuderte die Mandoline an ihrem Gurt auf den Rücken, packte seine Brüder an den Händen und wollte seitlich entkommen. Großmama vertrat ihm den Weg: „Ee, Alfredo, wie heißt denn das Lied, das Du vorhin sangst? Das muß von Bellini sein, ich habe es oft von meinem Großvater pfeifen hören.“ Feierlich antwortete Alfredo: „Der traurige Barkenführer“ und wollte weiter gehen. — „Na, so warte doch! Kennst Du uns denn nicht mehr?“ — „J freilich,“ fiel Leopoldo ein, „das ist ja unsere Madama dell' balcone.“ — „Schweig!“ zischelte Alfredo und wendete sich ab. Nun fiel Frau Agathe ein: „Aber, Alfredo, was hast Du denn? Was hat Dich denn so mürrisch gemacht? Kommt heute nachmittag alle drei zu uns, damit wir das Lied von Großmamas Großvater nochmals hören. Geht aber nicht in den Hof, kommt hinauf in“ — „den ersten Stock mit dem großen Balkon,“ fiel Leopoldo ein und spreizte die Nasenlöcher auf, als ob er schon Kuchen und Kaffee röche.

Punkt vier Uhr erschienen die kleinen Sänger in sonntäglichem Aufzuge. Alfredo hatte den geschenkten Anzug Herrn Cawins an, welcher ihm trotz Kürzungen an Armen und Beinen noch immer viel zu groß war und ihm ebenso unbequem war wie das ihm zu kleine alte Sammethabit.

Da er keine Hemdknöpfe besaß, waren die gestärkte Hemdbrust und die Manschetten mit Stecknadeln zusammen gehalten. Zu Ermangelung eines Kragens hatte er ein rotes Seidenband aus dem schwesterlichen Schatze um den Hals gebunden. Die fünf oder sechs über den Mundwinkeln sprossenden Haare hatte er mit Oel betupft, ebenso sich und den Brüdern die geringelten Locken so mit Pomade eingesalbt, daß sie steifdick vom Kopfe abstanden. Leopoldo hatte den gelbbraunen Anzug des Bruders bekommen, und da er sein Amulett ohnehin nicht zeigen konnte, ein ganz neues, steifes, gelbes Kattuntuch um den Hals gewunden; die Enden hatte er so fest verknüpft, daß er krebsrot im Gesichte war und dicke Tropfen schwitzte. Kein Zureden vermochte, ihm diesen „Schmuck“ zu entreißen, er wäre sich ohne Halstuch nicht besuchsfähig vorgekommen. Enrico war wie gewöhnlich als Mädchen gekleidet, doch hatte er eine frisch gewaschene Bluse an und statt der Bergstiefel die einst rot gewesenen Sammetschuhe der Mutter an den Füßen.

Wie die Kleinsten richtig geahnt, wurden sie sofort mit Kaffee und Kuchen bewirtet, worüber Enrico in ein fröhliches Gewieher ausbrach und dann sofort unaufgefordert „die Engländer, welche französisch sprechen“, nachahmte. Da er weder die eine noch die andere Sprache verstand, klang sein Kauderwelsch doppelt komisch. Noch unter Lachen fragte Agathe: „Na, warum seid ihr denn nicht mehr gekommen?“ — „Weil Alfredo zerrissene Stiefel hatte,“ platzte Enrico heraus, „er hat sich aber neue gekauft — um 25 Franken! — Wenn das die Mutter wüßte!“ Alles sah nun auf die neumodisch zugespitzten Lackstiefel Alfredos, welcher darüber in ärgere Verlegenheit geriet als ein beim Naschen ertapptes Mädchen. Er versuchte seine unverhältnismäßig großen Füße unter dem Tische zu verstecken, und kaum war ihm dies gelungen, so bemerkte er zum erstenmale, daß er ebenso mächtige Hände habe. Aufmerksam betrachtete er die vom ewigen Mandolinenzupfen wie Trommelschlegel abgestumpften Fingerspitzen, und damit sie niemand sehe, machte er eine Faust.

Frau Agathe erlöste ihn von seiner Pein, indem sie rief: „Nun, Kinder, laßt das schöne Lied hören! Wir singen alle mit, um es zu lernen; meine Tochter wird es dann auf dem Klavier nachspielen.“

Die Knaben sahen sie erstaunt an: „Ihre Tochter, Madama? Wir glaubten immer, Sie seien drei Schwestern.“ Agathe lächelte wehmütig über die glücklichen Kinder, welchen Zeit und Alter noch leere Worte waren. Großmama lachte hellaut auf und sagte: „Freilich sind wir Schwestern, und ich bin die jüngste. Komm her, Du göttlich dummer Bub, ich muß Dir einen Kuß geben.“ Doch Alfredo sträubte sich beleidigt dagegen und zupfte aus Angst eines der sechs Barthaare aus. Leopoldo und Enrico aber schmiegten sich traulich an sie und bettelten um eine Liebkosung, und als Großmama sich niederbeugte, schlangen sich vier Arme um ihren Hals. Enrico küßte sie herzhaft, dann vertraute er ihr an, daß Alfredo schon so groß sei, auch habe er es nicht gern, daß die Leute immer „Du“ zu ihm sagten.

Großmama nahm es sich sofort zu Herzen und neckte: „Nun — Sie — Signor Alfredo — mit dem Großcordon um den Hals, wollen Sie nun die Güte haben, Ihre männliche Stimme — ohne Glöckser — hören zu lassen?“

Ganz ernsthaft ergriff er die Mandoline, präludirte und spielte das Lied einmal durch. Agathe hatte die Guitarre Leopoldos genommen und fand nach einigen Takten die walzerartige Melodie, welche in einfachen Tönen auf und nieder wogte, während Helene auf dem Klavier in Triolen die Begleitung fand. Großmama und die zwei Kleinen, welche wie dressirte Pudel zu ihren Füßen neben dem Lehnstuhle hockten, hörten aufmerksam zu, bis sie nach einiger Zeit mitsingen durften. Dann spielte Agathe die Begleitung, und Helene suchte die Melodie auf den Tasten. Alfredo, welcher die Noten nicht nennen konnte, hatte sich neben sie gesetzt und rief nach dem Gehöre: „Höher“ — „tiefer“ — „dolce“ — „più dolce“. Im Eifer faßte er auch hie und da Helenens kleine Hand und tippte auf diejenige Taste, wo er den richtigen Ton vermutete. Auch merkte er gar nicht, wie sie immer unwilliger wurde und weiter von ihm fortrückte. Ihr ekelte ganz einfach vor dem öligen Burschen, und hätte es nicht gegolten, Großmama eine Freude zu bereiten, sie würde längst das Einlernen des „dummen Liedes“ aufgegeben haben.

Anfangs hatte Alfredo gar nicht aufzublicken gewagt und war ganz Ohr; aber je richtiger „Mademo-isela“, wie er sie titulirte, spielte, und je weniger er auf die Töne zu achten brauchte, desto mehr betrachtete er Haare, Wangen, Hals und Hände seiner vornehmen Schülerin. Sichtbarlich entdeckte er sein Herz, das Weib und die Welt in dieser Viertelstunde. Schließlich hatte er nur den einen klaren Wunsch, daß er tagelang so dasitzen und schauen möchte, und die unklare Empfindung, als schwebte er und das ganze Zimmer in den Lüften. Agathe bat, nun mit dem Spielen aufzuhören und den Text des Liedes mehreremale vorzusprechen, Helene würde ihn aufschreiben. Sie selbst suchte mittlerweile allerlei Kleinigkeiten zusammen, welche den Kindern fehlten. Bald hatte sie eine große Schachtel mit Krawatten, Halstüchern, Kragen, Knöpfen und dergleichen gefüllt. Für Enrico fand sich eine blaue Perlenschnur, für Leopoldo, den Putzsüchtigen, ein Medaillon in Uhrform und für Alfredo eine ausgediente alte Brieftasche, welche sie vor etlichen zwanzig Jahren bestickt hatte. Sie legte 30 Franken hinein und gab sie Alfredo mit den Worten: „So, Kinder, damit die Mutter nicht zankt, wegen der neuen Lackstiefel. Kommt bald wieder, aber nicht Sonntags, da fahren wir mit Monsieur Cawin aus, kommt Montag; dann lernen wir das Lied endgiltig und überraschen dann nächstens meinen Mann mit einem Sextett. Du singst doch mit, Mama?“ — „Natürlich, immer Brummbaß, gelt, Leneri?“

Alfredo konnte die zwei folgenden Nächte nicht schlafen. Wo er hinsah, hatte er Helenens Profil und Hände vor Augen, und schloß er dieselben, tanzten alle drei Frauen um ihn herum, so daß ihm ganz schwindelig wurde. Wollte er sich genau vorstellen, wie Mademo-isela (er mußte, so oft er das Wort aussprach, tief aufseufzen, so daß er es jedesmal entzweischnitt) eigentlich aussah — war es eine zarte engelhafte Gestalt mit Agathens Augen und Großmamas silberweißem Haar. Es war ihm auch nicht möglich, sich ihre Stimme ins Gedächtnis zu rufen, trotzdem er für Klangfarbe sehr empfindlich war. Die zwei Kleinen plauderten unaufhörlich von dem silbernen Kaffeegeschirr und einer Zuckerdose aus Edelstein; auch von der guten Nonna und den schönen Kleidern, so daß der arme Alfredo, wenn er es auch gewaltsam versuchte, nichts anderes als „sie“ denken konnte.

Montag vormittag gingen die Kinder nicht singen, sondern verbrachten die ganze Zeit damit, sich zu waschen und zu putzen, denn auch die Kleinen wollten recht schön sein. Sie lärmten, bettelten und schrieen so lange, bis Alfredo seine 30 Franken hingab, wofür ihnen Landsmann Antipadre ebenfalls Lackstiefel anzog. Es war das für sie der Inbegriff aller irdischen Glückseligkeit. Da der Aelteste nun Hemdkragen und Krawatten besaß, welche er eine Stunde lang Stück für Stück probirte, trat er das große Seidenband großmütig an Enrico ab, welcher es um den Hals wand und die neue blaue Perlenschnur darüber band. Leopoldo fügte seinem Anzuge nichts bei. Mit den Lackstiefeln und dem geschenkten Medaillon als Uhr in der Westentasche dünkte er sich männlich genug. Alle fünf Minuten zog er sein Kleinod heraus, sah scharf hin, horchte daran und steckte es wieder mit befriedigter Miene ein — er wußte nun, wie viel es geschlagen hatte.

Bereits um zwei Uhr machten sie sich auf den Weg, trauten sich dann aber doch nicht in die Wohnung hinauf, sondern setzten sich in den Schatten des zugigen Hausflures, wo sie, von der Anstrengung des vormittägigen Herrichtens ermüdet, einschliefen. Als sie wieder erwachten, zog Leopoldo das Medaillon und fand, daß es höchste Zeit sei, zu Madamas zu gehen, was auch geschah. Frau Agathe bewirtete sie gut und gab Alfredo, welcher über Kälte klagte, statt des Kaffees ein Glas Malaga zu trinken, so daß sich sein gelbes Gesicht leise rötete. Er zog dann seine Brieftasche und überreichte mit feierlicher Verbeugung Helene das sauber geschriebene Lied. Frau Agathe übergab er einen Brief seiner Mutter, welcher er von den Weihnachtsspenden geschrieben hatte, und welche nun eine überschwengliche Dank- und Glückwunsch-Epistel verfaßt hatte. Nachdem alles durchgelesen war, begann das Konzert. Helene spielte

The Royal Exchange, London, with Queen Victoria and Prince Albert

Klavier, Alfredo und Leopoldo Mandoline, Agathe Guitarre und Enrico Tamburin. Großmama schlug mit dem Milchschöpfer den Takt auf dem Servirbrette. Nach einigen Textfehlern und Tondifferenzen spielten und sangen sie so prächtig zusammen, daß Großmama ein über das anderemal ausrief: „Bravo, bravissimo, bis, bis, bis," und so wiederholten sie denn, sich selbst zur Freude, die „Barcarole" drei- oder viermal. Dann bekam jedes zur Belohnung einen Schluck Kakaocrème aus Großmamas Geheimfach. Enrico war so glücklich, daß er ausrief: „Jetzt brauchen wir die Mutter gar nicht mehr und auch die Schwester nicht, Madamas singen gerade so gut." — „So," meinte Großmama. „Und wenn wir nun mit euch als Hofsänger herumziehen, wozu könnt ihr denn mich brauchen?" — „Zum Geldeinsammeln." — „Ja, oder zum Hergeben, du kleiner Lump! Was wollt ihr denn eigentlich werden mit der Zeit?" — „Ich Kaffeehauskomiker wie der Vater," erklärte Enrico, der an seinen wirklichen Vater nicht zurückdenken konnte. Leopoldos Ideal war der Vater Nr. 3, der Landsmann Schuster, welcher täglich Wurst und Käse hatte, nicht wie sie nur Obst und Polenta; auch habe ein Schuster immer Lackstiefel in Vorrat und eine noch größere Uhr als seine, und damit zog er das geliebte Spielzeug wieder hervor.

„Na, und Du, Alfredo? oder vielmehr Sie, junger Mann! denn Sie wachsen zusehends über Ihre siebenzehn Jahre hinaus, was wirst denn Du?"

Alfredo streckte sich ungenirt, als ob er sich wachsen fühle, zupfte am ungewohnten Hemdkragen, besah gedankenvoll die schönen Lackstiefel, dann irrte sein Blick im ganzen Zimmer herum, um schließlich an Helenen, welche ihn eben neugierig ansah, haften zu bleiben, dann sagte er laut und fest: „General!" — „Sapperlot," lachte Großmama, „da hast Du recht, aber warum denn sofort General?" — „Ja, als General kann man in alle Häuser kommen, auch in die vornehmsten." — „Wie willst Du es denn anfangen, General zu werden?" — „In zwei Jahren lasse ich mich anwerben, in zwei weiteren Jahren bin ich Lieutenant, dann Hauptmann, und so geht's weiter. Oder es bricht im Königsschlosse Feuer aus, ich rette die Königin und werde sofort geadelt. Dann bricht Krieg aus, ich gewinne eine Schlacht, dann geht es noch schneller; sofort kehre ich hierher zurück, nicht mehr als Bettelbub, sondern als kühner . . ." „Freier" wollte er sagen, konnte aber seinen herrlichen Plan nicht weiter entwickeln, denn schneidend kalt fiel ihm Helene in die Rede: „Zum Offizier fehlt Euch die nötige Vorbildung, und als italienischer Soldat dürft Ihr es überhaupt nicht wagen, nach Nizza zu kommen."

Alfredo fiel wie aus den Wolken und starrte auf das Fenster, als ob dort seine Träume gleich Nebelfetzen vorbeiflatterten. „Mama," fragte Helene in wegwerfendem Tone, „könnte Papa oder mein Bräutigam nichts für den armen Burschen thun?"

„Mademo-isela — ist — Braut?" stotterte er mühsam; „o, o, o," und klaftertief mußte er Atem holen.

„Ja, schon ein halbes Jahr. Mitte März ist Hochzeit. Ihr könnt auch zur Tafel kommen und spielen."

„O nein, o nein, wir haben noch nie für seine Hochzeiten gespielt, auch werden wir im März nicht mehr hier sein, wir sollen nach San Remo." Er mußte sich an einen Sessel anklammern, so schwindelig und heiß war ihm plötzlich geworden.

„Aber diese Woche seid ihr doch noch hier?" fiel Frau Agathe ein; dann gab sie ihm ein Glas Wasser zu trinken, damit er sich von dem starken Liqueur erhole, welcher an seinem Uebelbefinden schuld sei. Enrico erzählte, daß sie vor dem Musiziren im Hausflur geschlafen hätten, worauf Großmama russischen Thee und sonst Nötiges zusammenpackte, damit die Kinder beim Nachhausekommen sofort etwas Heißes hätten. Alfredo lächelte wie geistesabwesend, dann machte er plötzlich seinen schönsten Kratzfuß und war zur Thür hinaus. Agathe beschenkte die zwei Jüngsten mit Geld und Eßwaren und schärfte ihnen ein, am 9. März ganz bestimmt zeitig morgens zu kommen. Es sei Großmamas Namensfest und Herrn Caudins Geburtstag; da wollten sie das schöne Lied zusammen singen und sich von den Geehrten reichlich beschenken lassen.

Die Vorbereitungen zur Hochzeit ließen die Sängerepisode in den Hintergrund treten, doch wunderte sich Agathe, daß am 9. März die Kinder früh morgens ihr Lied im Hofe sangen, statt heraufzukommen. Und ehe das Mädchen Zeit hatte, ihnen Geld zu geben oder sie in die Wohnung zu holen, waren alle drei verschwunden. An der Wohnungsthür lehnte ein prächtiger Kranz aus Kamelien und Nelken mit einer sauberen Karte, worauf stand: „Der verehrten Nonna von den dankschuldigen, respektvollen Brüdern Cavoglio."

Großmama und Agathe bedauerten sehr, die Kinder nicht gesehen zu haben, vergaßen sie aber infolge der verschiedenen Festlichkeiten, welche Helenens Hochzeit mit sich brachte, fast gänzlich. Bald nachdem das junge Ehepaar abgereist war, begann Großmama zu kränkeln und mußte das Bett hüten, doch blieb sie immer heiter und gesprächig; ja eines Tages fing sie sogar leise zu summen an und zwar das alte Lied „der Barcarole". „Was nur aus unseren Sängern geworden sein mag, daß sie nicht mehr kommen?" fragte sie Agathe. Und als ob dieselben nur auf dieses Stichwort gewartet hätten, fing im Hofe jemand zu klimpern an, und Leopoldos gepreßter Baß begann das bekannte Lied. Agathe beugte sich hinaus und sah nur Leopoldo spielen, während Enrico schluchzend auf der Erde saß und nicht singen konnte. „Wo ist Alfredo?" — „Krank." — „Wo ist er?" — „Im Spitale." — „In welchem?" — „Weiß nicht." — „Kommt herauf!" Nun sah Agathe erst, daß die Kleinen ganz verwahrlost und halb verhungert aussahen. Sie gab ihnen Suppe, Fleisch und etwas Wein, wodurch ihre Lebensgeister wieder etwas lebendiger wurden. „Also, was ist mit Alfredo geschehen?" Leopoldo hörte zu essen auf, doch konnte er vor Schluchzen und Weinen kein Wort heraus bringen. Enrico noch weniger; er hatte in der Zerstreutheit seines Schmerzes sich verschluckt und hustete und pustete in heftigen Stößen.

(Fortsetzung folgt.)

„Das Elbthal träumt im Abendschein".

Das Elbthal träumt im Abendschein.
Es wie betend schlummern Strom und Hain,
Die müden Höhn, die Dörfer ein,
Sie ruhn in Gottes Frieden.

Es will schon dunkeln tief im Thal.
Ein Fenster nur glüht noch einmal
Am Bergesrand in fernem Strahl.
Nun ruht es auch in Frieden.

Mir aber wird das Herz so schwer.
Wie dunkel blickt das Fenster her!
Seit ihrem Tod bleibt's öd und leer.
Wo find' ich meinen Frieden?

Martin Beck.

Das V. Deutsche Sängerbundesfest in Stuttgart.

(Hiezu die Abbildungen Seite 745, 748, 749, 752 und 753.)

Die Hauptstadt des sangesfrohen Schwabenlandes, das sich freundlich in grüne Rebenhügel eingebettet Stuttgart, blickt auf frohe, festlich-bewegte Tage zurück: vom 1. bis zum 3. August versammelten sich in ihm die deutschen Sänger zur Begehung eines allgemeinen Festes des Deutschen Sängerbundes, des fünften, das seit der in das Jahr 1862 fallenden Begründung der großen nationalen Vereinigung gefeiert wurde.

Verdankt der Deutsche Sängerbund seine Entstehung auch derselben Bewegung, welche zu Beginn der sechziger Jahre die großen Vereinigungen der deutschen Turner und Schützen ins Leben rief, so haben sich doch seine Feste, wenn wir von dem ersten im Jahre 1865 in Dresden begangenen Bundesfeste absehen, nicht unwesentlich von denen jener anderen Vereinigungen unterschieden, weil ihnen der hervorstechend politische Zug fehlte, welcher die ersten großen deutschen Turn- und Schützenfeste gekennzeichnet hatte. Als die deutschen Sänger nach den Dresdener Tagen im Jahre 1874 in München zum zweitenmale zu einer großen und allgemeinen Festfeier zusammentraten, hatten sich in Deutschland politische Ereignisse von der allergrößten Tragweite vollzogen: was früher still herbeigesehnt wurde, war vollzogene Thatsache geworden — Deutschland, einst „ein geographischer Begriff", hatte sich in einem großen und mächtigen Staatengebilde verkörpert und nahm in Gestalt des neubegründeten Deutschen Reiches stolz und achtunggebietend seine Stellung im Rate der Völker ein.

Damit war von selbst die Stimmung und geistige Richtung für die folgenden Festversammlungen im Jahre 1882 in Hamburg und im Jahre 1890 in Wien gegeben; das Ziel des mächtigen Strebens war, wenn auch anders als manche es vorhergesehen und gewünscht, erreicht, und es konnte hinfort nur noch gelten, sich des Errungenen zu freuen und bei den zu gemeinsamer Kunstübung unternommenen Zusammenkünften den Geist der alten Treue zu pflegen, namentlich auch mit denjenigen Stammesgenossen, die nach wie vor in anderer Staatsangehörigkeit verblieben. Wie wirksam diese treibenden Kräfte waren, haben das Münchener und fast mehr noch das Hamburger und das Wiener Bundesfest dargethan, und so war es unschwer vorauszusehen, daß sie, wie es in der That auch geschehen, in der gleichen Weise dem diesjährigen Feste sein Gepräge verleihen würden.

Die Wahl des Festortes für das fünfte Bundesfest war jedenfalls eine günstige und glückliche. Stuttgart bildet den natürlichen Mittelpunkt des Schwabenlandes, in welchem der Volksgesang von jeher seine besondere Pflege gefunden, in welchem ein Uhland, ein Schwab, ein Kerner, ein Fischer ihre volksmäßigen Lieder geschaffen und ein Silcher, ein Kreutzer, ein Fraißt und Speidel das Dichterwort in ihre nicht minder volksmäßige Tonsprache gekleidet haben. So entstand denn auch in der schwäbischen Hauptstadt eine der ersten Vereinigungen für Männergesang, der 1824 begründete und heute noch in frischer Jugendlichkeit blühende „Liederkranz", um den sich die erste Vereinigung deutscher Männergesangvereine, der im Jahre 1849 zu Stande gekommene „Schwäbische Sängerbund" scharte, dieselbe Vereinigung, welcher auf dem großartigen, von so erhebender nationaler Begeisterung getragenen Sängerfeste in Nürnberg im Jahre 1861 die Aufgabe zugewiesen wurde, einen allgemeinen Deutschen Sängerbund zu gründen, einen Bund, der denn auch in der jetzigen nationalen Sängervereinigung im Jahre 1862 in Coburg ins Leben trat und die Reihe der vorhin aufgezählten Bundesfeste begangen hat.

Mit welcher Freudigkeit und mit wie allgemeiner Teilnahme man sich in Stuttgart zu dem Feste rüstete, hat am deutlichsten wohl der Festschmuck der Stadt gezeigt: war auch jedes Uebermaß vermieden und von der Erstellung prunkvoller Anbauten Abstand genommen worden, so prangte doch fast die gesamte Stadt, von den im Innern gelegenen älteren Teilen heraus bis in die entferntesten Vorstädte, in heiterem Festschmucke, der an vielen Stellen einen vornehm-künstlerischen Charakter annahm. Es war das namentlich auf dem Platze vor dem Rathause und in der nach dem Festplatze hinausführenden Neckarstraße der Fall. Der Festplatz selbst bot einen Anblick dar, den man als einzig in seiner Art bezeichnen konnte. Auf dem an den untern Teil der Neckarstraße anstoßenden Gelände erhob sich zwischen der Straße und den königlichen Anlagen der imposante Bau der Festhalle, ein aus zweiundzwanzig Bogenspannungen hergestelltes einschiffiges Riesenbauwerk, 150 Meter lang, im Scheitel 25 Meter hoch, mit einer Spannweite von 64 Meter, überragt von einer sich zu der Höhe von 50 Metern erhebenden Kuppel. Der nach dem preisgekrönten Entwurfe der Stuttgarter Architekten Heim und Sipple ganz in Holz hergestellte Hallenbau gewährte 8000 Sängern und 12,000 Zuhörern bequeme Unterkunft. Trotz der schlanken Formen, in denen die Halle gehalten war, machte das Aeußere derselben doch mit seinem stattlichen, wappengeschmückten Portalbau, seinen Türmen und seiner Kuppel und dem einfachen, aber freundlichen Farbenanstrich einen der Feststimmung durchaus entgegenkommenden Eindruck. Im Innern erhob sich an der westlichen Schmalseite in stattlichem Aufbau das Sängerpodium, überragt von der Fahnengalerie, während an der gegenüberliegenden Seite sich rechts und links von der mit einem bekrönten Baldachin überdeckten Königsloge Logenreihen für die Ehrengäste und Zuhörer hinzogen. Fahnen, Wimpel, Wappenschilder, Guirlanden und Bäume bildeten im Verein mit einzelnen malerischen Darstellungen den Schmuck des Innenraumes.

Südlich vor der Halle dehnte sich der geräumige Empfangsplatz aus, der in seiner Umrahmung gärtnerische Anlagen und die verschiedenen Dienstgebäude umschloß und in seiner Südfront das imposante Hauptportal aufwies, einen in Form eines Triumphbogens gehaltenen, von einer den Genius der Musik verkörperlichenden Kolossalfigur überragten und mit Wappen und Tannengrün geschmückten farbenhellen Aufbau, den rechts und links je drei Kassenhäuschen flankirten. Von diesem Empfangsplatze gelangte man über drei Brücken zu dem mitten in den königlichen Anlagen gelegenen und aus diesen ausgesonderten Fest- und Tummelplatz, auf welchem Verkaufsstände und Sehenswürdigkeiten mannigfacher Art Unterkunft gefunden hatten. Selten dürfte wohl einem Feste ein ähnlicher Platz zur Verfügung gestellt worden sein, und es ist jedenfalls die Thatsache, daß der Landesherr sein Besitztum zu einem derartigen Zweck hergab, ein sprechendes Zeugnis für die Teilnahme, welche dem Feste von hoher und allerhöchster Stelle entgegengebracht wurde.

Der Verlauf der festlichen Tage darf denn auch als ein ungewöhnlich glänzender bezeichnet werden; an 8000 fremde Sänger hatten sich eingestellt, aus allen Gauen Deutschlands waren sie herbeigeströmt, das deutsche Oesterreich hatte allein über 1000 gesandt, und ähnliche Kontingente hatten Bayern und Sachsen gestellt. Machte es schon einen imposanten Eindruck, als am Vorabende vor dem ersten Festtage die 600 Vereinsfahnen in feierlichem Zuge nach der Festhalle überbracht wurden, so gestaltete sich am folgenden Tage der

Hauptkundgebung des Festes, der große Festzug, noch gewaltiger und imponierender. Ueber 15,000 Personen nahmen an demselben teil, die zurückzulegende Strecke betrug etwa vier Kilometer, und die volle Entwicklung des Zuges nahm zwei und eine halbe Stunde in Anspruch. Von einem Herolde mit dem Reichsbanner und einem Trompetercorps in altdeutscher Tracht angeführt, gliederte sich der Riesenzug, entsprechend den Sängerbänden, die in ihm vertreten waren, in sieben Hauptgruppen. Eine Reihe von Festwagen und lebenden Einzelgruppen versinnlichte die seiner künstlerischen Ausgestaltung zu Grunde liegende Idee: die Entwicklung des deutschen Liedes in Verbindung mit schwäbischer Sitte und Landesart. So erschien im Geleite von mittelalterlichen Stadtknechten zunächst der Festwagen der Stadt Stuttgart als der des festgebenden Ortes. Eine besonders schöne und zahlreiche Gruppe von kostümierten Fußgängern und Reitern brachte das altgermanische Götter- und Heldenlied und den Minnegesang des deutschen Mittelalters zur Anschauung; als Vertreter des letzteren zog der schwäbische Sänger Gottfried von Neuffen mit seinen Mannen und Reisigen dem Festwagen der Germania mit der Bundesfahne voran, dem kriegerische Gestalten aus der Zeit der Befreiungskriege als Vertreter der volksmäßigen Lyrik jener Tage zur Deckung dienten. Ein eigener Wagen war dem schwäbischen Volksliede gewidmet und ein gleicher den schwäbischen Dichtern der Neuzeit, die sich, wie Uhland, Hauff, Schwab und so weiter, porträtähnlich wiedergegeben, um die Dannecker'sche Kolossalbüste Schillers gruppierten. Daß da, wo es galt, schwäbische Art und schwäbisches Wesen wiederzugeben, ein Wagen des Gambrinus und ein Wagen des Weinbaues („Herbst") nicht fehlen durften, ist selbstverständlich; ersteren hatten die Bierbrauereien Stuttgarts, letzteren der Stuttgarter Weingärtnerverein erstellt, beide in trefflicher künstlerischer Ausführung, die nicht minder schön dem reizenden Festwagen „Flora" der Stuttgarter Gärtner zu teil geworden war. Dafür, daß bei alledem der schwäbische Humor nicht zu kurz kam, sorgte der Wagen der „sieben Schwaben", jener volkstümlichen Helden, die einst auszogen, „die Welt und ihre Wunder zu erfahren" und taten das denkwürdige Abenteuer mit dem Hasen bestanden. Als eine wahre Perle des Zuges muß die Gruppe schwäbischer Volkstrachten bezeichnet werden, schwäbische Landleute aus dem Neckar-, Schwarzwald- und Donaukreis, geführt von den „Tozenmädchen von Schwenningen", die gezückte Klinge in der Hand, und geschlossen von den charakteristischen Gestalten des Murrgrüninger Schäferlaufs, denen sich bis auf den Ausstattungswagen naturgetreu ein schwäbischer Hochzeitszug anreihte. Sehr hübsch nahm sich auch im ersten Teil des Zuges unmittelbar hinter dem Germaniawagen die Reihe der wie zum Blumencorso geschmückten Wagen aus, in welchen das Festpräsidium (Prinz Hermann von Weimar und Oberbürgermeister Rümelin), der Sängerbundesausschuß (Beck-Nürnberg und Steidle-Stuttgart), die Festdirigenten (Prof. Förster-Stuttgart, Kremser-Wien und Meyer-Ebersleben-Würzburg) und die bürgerlichen Kollegien der Stadt Stuttgart an dem Zuge teilnahmen. Nicht weniger als achtzehn Musikkapellen waren unter die einzelnen Gruppen des Zuges verteilt, der sich, von einer vielhundertköpfigen Menge jubelnd begrüßt und den Gruß in hellen Tönen erwiderend, so im vollsten Sinne des Wortes unter Sang und Klang durch die festlich geschmückten Straßen bewegte.

Sängerfestzeichen
(aufgestellt von der Stuttgarter Metallwarenfabrik).

Mit sichtbarem Interesse verfolgte das württembergische Königspaar, umgeben von den Mitgliedern des königlichen Hauses, von der Altane des südlichen Schloßflügels aus die einzelnen Gruppen des Zuges, die nicht verfehlten, dem hohen Schirmherrn des Festes und seinen Angehörigen Gruß und Huldigung darzubringen.

Noch vor dem Beginn des Festzuges hatte am Vormittag des ersten Festtages die erste Hauptaufführung in der großen Halle stattgefunden. Wie es nach den Vorproben zu erwarten stand, bewährte sich dabei die Akustik des gewaltigen Holzbaues in trefflicher Weise, und nicht nur für den Gesang, sondern auch für das gesprochene Wort, da jede Silbe der nach dem einleitenden Vortrage von Beethovens weiterschallender Hymne „Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre" von dem Bundespräsidenten, Reichstagsabgeordneten Beck aus Nürnberg gehaltenen Ansprache bis in den letzten Winkel der Halle verständlich war. Brausenden Widerhall fand es in dem gewaltigen Raume, als der Redner seine Worte mit einem Hoch auf den deutschen Kaiser und den König von Württemberg schloß. Die nun folgenden Vorträge wurden abwechselnd von den drei Festdirigenten Prof. Förster-Stuttgart, Kremser-Wien und Meyer-Ebersleben-Würzburg geleitet. Die zu Gehör gebrachten Chorgesänge, die zum Teil mit kleinem und vollem Orchester begleitet wurden, zeichneten sich gleichmäßig durch eine Wiedergabe aus, die ehrendes Zeugnis für die Pflege des Männergesangs in Deutschland ablegte. Wohlausgeglichen in den einzelnen Stimmen, machten die Vorträge durchweg einen einheitlichen, harmonischen Eindruck, die Schattierungen gelangen vortrefflich, und voll und klar behauptete sich fast überall das Dichterwort in seiner Verklärung durch den musikalischen Ton. Den größten Eindruck erzielten die einfachen getragenen Volksweisen, während künstlichere Kompositionen mitunter unter den Schwierigkeiten des Massenvortrags zu leiden hatten. Ganz besonders errangen sich die Gunst der Hörerschaft die Einzelvorträge des erzgebirgischen und des badischen Sängerbundes, von denen der erstere Hofmanns „Wie lange noch?" und Winklers „Schwedisches Volkslied" und der letztere Attenhofers „Dort liegt die Heimat mir am Rhein" und Liebes „Rosenzeit" sang. Einen würdigen Abschluß fand die erste Hauptaufführung unter Kremsers Leitung mit einer tadellosen Wiedergabe von Mendelssohns „Festgesang an die Künstler", jener weihevollen Tonschöpfung, die nunmehr die deutsche Sängerwelt seit einem halben Jahrhundert erfreut; der Komponist hatte sie für das Fest des deutsch-dänischen Sängerbundes vom Jahre 1846 geschrieben, und bei diesem Fest kam sie unter seiner Leitung am 15. Juni des genannten Jahres in Köln zum erstenmale zum Vortrag.

Von den drei Festdirigenten hatte jeder einzelne bei der ersten Hauptaufführung Gelegenheit, seine Vorzüge zu entfalten. Bewiesen sie alle, daß sie treffliche Meister in der Beherrschung großer Sängermassen sind, so bewährte diese Eigenschaft doch am glücklichsten der Wiener Kremser, der die Sängerscharen förmlich zu elektrisieren schien und sich mit derselben unwiderstehlichen Gewalt die Herzen der Zuhörer gleich durch den ersten von ihm geleiteten Vortrag, den seiner eigenen Komposition, der Altershausen'schen Dichtung „Im Geist und Herzen sind wir eins", gewann.

Ueber das, was in der zweiten Hauptaufführung am Nachmittage des zweiten Festtages geboten wurde, läßt sich nur wiederholen, was über die Leistungen der ersten gesagt worden ist. Etwas schienen allerdings die Stimmen an Frische eingebüßt zu haben, doch konnte das nach den Anstrengungen des ersten Tages und den Mühen, die immerhin der Festzug verursacht hatte, nicht wunder nehmen. Die Zuhörer folgten denn auch wie am ersten Tage mit einer stellenweise sich sogar bis zur hellen Begeisterung steigernden Teilnahme den Vorträgen, unter denen besonders Anklang wieder die Einzelvorträge, diesmal des niederösterreichischen und des rheinischen Sängerbundes, fanden. Die Niederösterreicher sangen, nachdem sie schon in der Eröffnungsnummer, dem Brucknerschen „Germanenzug", das Solo vorgetragen, Storchs „Nun singen die Weiden an zu blühen" und die Rheinländer Tauches „Am sonnigen Rhein" und Wilhelms „Das ganze Herz dem Vaterland", zwei Lieder, die so frisch und stimmenrein zu Gehör kamen, daß der jubelnde Beifall der Hörer fast kein Ende nehmen wollte. Den Preis der beiden Tage trug jedoch der Gesamtvortrag von Silchers „Schottischem Bardenchor" unter Kremsers Leitung davon; was früher so oft verlangt worden war, mußte jetzt gewährt werden, eine Wiederholung der Nummer, die einzige, die während der beiden Festtage vorkam. Den Beschluß der Festvorträge bildete in würdiger Weise Abts „Siegesgesang der Deutschen nach der Hermannsschlacht" mit voller Orchesterbegleitung, in welchem das Solo in vortrefflicher Weise von dem schwäbischen Sängerbunde gesungen wurde.

Der Hauptaufführung des ersten Tages wohnte König Wilhelm mit seinen Angehörigen und seinem Gefolge in der für den königlichen Hof erbauten Loge bei. Sonst beteiligte sich der König bei dem an diesem Abend in der Halle veranstalteten Bankette; er machte während desselben einen Rundgang durch das Festlokal, dabei auf das leutseligste mit verschiedenen Sängergruppen und einzelnen Mitgliedern derselben verkehrend.

Bankette fanden an den Abenden der sämtlichen drei Festtage in der großen Halle statt, ebenso wie ein solches die bis dahin eingetroffenen Sänger bereits am Abende vor dem ersten Festtage nach der Ueberführung der Fahnen in die Festhalle vereinigt hatte. Bei allen diesen Gelegenheiten erfreuten die verschiedenen Sängergruppen die Teilnehmer mit künstlerisch vollendeten Vorträgen.

Ein besonderer Festakt fand am ersten Festtage nach Beendigung des großen Zuges statt: den einzelnen Vereinen, die Vertreter zu dem Feste entsandt, wurden Erinnerungsmedaillen überreicht und diese an der vorhandenen Vereinsfahnen angeheftet. In feierlicher Weise war auch am Vorabende des ersten Festtages das Bundesbanner dem Festorte übergeben worden. Bei dieser Gelegenheit hielten der Präsident des niederösterreichischen Sängerbundes, der bisher das Banner in seiner Hut gehabt, Janetschek-Wien, Bundespräsident Beck-Nürnberg, der es in Empfang nahm, und Oberbürgermeister Rümelin, dem es sodann als dem Vertreter der Feststadt übergeben wurde, zündende Ansprachen. Frau Oberbürgermeister Rümelin trat sodann aus der Mitte der anwesenden Ehrendamen hervor und heftete unter den Klängen der Musik und dem jubelnden Zuruf der in der Halle Versammelten das von Frauen und Mädchen Stuttgarts gestiftete Fahnenband an das Bundesbanner.

Am dritten Tage fand außer dem schon erwähnten Bankette eine offizielle Feier nicht mehr statt; doch fanden sich die Sänger, so weit sie nicht schon in ihre Heimat zurückgekehrt waren, nachmittags auf dem Festplatze zusammen, um sich das buntbewegte Treiben auf dem Tummelplatze in den königlichen Anlagen anzuschauen und auch für ihre Person an demselben teilzunehmen.

So verlief das V. Deutsche Sängerbundesfest, auch nicht von dem leisesten Hauche einer Mißstimmung getrübt. Tausende von deutschen Männern waren aus allen Gauen unseres schönen Heimatlandes zusammengekommen, um Kunde davon zu geben, wie in deutschen Landen die edle Gesangeskunst gepflegt wird, und um durch ihre Darbietungen Tausende und Abertausende von deutschen Herzen zu erfreuen. Fehlt den Festen dieser Art auch der Zug, der sie einstens kennzeichnete, so gibt sich in ihnen doch immer noch ein schönes Stück des dem deutschen Volke eigenen Idealismus zu erkennen, jenes geistigen Strebens, das stets die Grundlage für alles gebildet hat, was auf deutscher Erde Großes und Erhebendes geleistet worden ist, desselben Strebens, das den Geist der vaterländischen Hingabe und Opferfreudigkeit großgezogen und gefördert hat, auf den gestützt vor einem Vierteljahrhundert sich die denkwürdigen Thaten vollzogen, die zur Neubegründung des Deutschen Reiches führten.

O. poff.

Das untergegangene Kanonenboot „Iltis".

(Siehe die Abbildung Seite 752.)

Am 29. Juli ist unsere aufstrebende junge Marine von einem beklagenswerten Verluste betroffen worden: das Kanonenboot „Iltis" wurde in den chinesischen Gewässern, in denen es schon seit längerer Zeit stationiert war, das Opfer eines der „Taifun" genannten verheerenden Wirbelsturme und ist mit 73 Mann seiner Besatzung, von der sich nur 12 zu retten vermochten, untergegangen.

Der Name des untergegangenen Schiffes wurde zur Zeit des chinesisch-japanischen Krieges viel genannt; es gehörte ursprünglich zur Nordstation, war aber schon seit vielen Jahren in Ostasien stationär und rettete nach der ersten Seeschlacht in dem erwähnten Kriege, die bei Tschemulpo an der koreanischen Küste stattfand, den Hauptmann Hannekin mit zahlreichen Chinesen, die nach dem Untergange eines chinesischen Panzers im Wasser schwammen. Vor einigen Monaten noch beschoß es, um Deutsche zu retten, das Fort Kelung an der koreanischen Küste.

Der „Iltis" gehörte wie die noch vorhandenen Kanonenboote „Wolf" und „Hyäne" zu einer auf den Austerbetrag gesetzten Schiffsklasse, da diese Boote zu klein sind, um den Mannschaften in den Tropen auch nur einigermaßen wohnliche Unterkunftsräume zu bieten. Nichtsdestoweniger waren die Kanonenboote sehr seetüchtig, trotz ihrer Kleinheit, und sie sind deshalb seit ihrem Stapellauf fast ununterbrochen ausschließlich auf auswärtigen Stationen in Dienst gewesen und haben überall Gutes geleistet und sich bewährt.

Der „Iltis" ist 1877 vom Stapel gelaufen; der Rumpf des Schiffes bestand ganz aus Eisen. Seine Ladefähigkeit betrug 489 Tons, seine Länge 42,4 Meter, seine Breite 7,7 Meter bei etwa 3 Meter Tiefgang. Die Maschinen konnten 340 Pferdekräfte leisten, wobei die einzige Schraube etwa 9 Seemeilen Fahrt gab. Das Schiff hatte auf jeder Seite im Bug eine kurze 8-Centimeterkanone und eine weitere gleichen Kalibers auf dem Oberdeck, die je nach Bedarf nach einer Breitseite geschwungen werden konnte. Drei Revolverkanonen waren auf der Reeling befestigt.

Der Bezirk des „Iltis" begann bei Singapore und reichte bis zum Beringsmeer. Der Hauptzweck des Schiffes bestand wie der seiner Schwesterschiffe „Hyäne", „Wolf", „Habicht", „Möwe", „Albatros" und „Nautilus" darin, die kleinen Küstenplätze und flachen Fahrwasser der chinesischen Gewässer abzusuchen, um dort unsere Handelsschiffe zu schützen. Die flach gehenden Kanonenboote dieser Art fahren zuweilen weit in die chinesischen Flüsse hinauf, um unserer Handelsschiffahrt die Wege vorzubereiten und räuberische Anfälle chinesischer Dschunken sofort zu strafen. Im August 1885 hatte der „Iltis" unter Kapitänlieutenant Hofmeier die deutsche Flagge auf der Karolineninsel Yap gehißt, die nach dem päpstlichen Schiedsspruche den Spaniern zurückgegeben werden mußte.

Seit dem Mai dieses Jahres stand der „Iltis" unter dem Kommando des Kapitänlieutenants Braun.

Wir geben die Abbildung des untergegangenen Schiffes nach dem Bilde von Carl Saltzmann in dem unlängst von Georg Wislicenus herausgegebenen Prachtwerke: „Unsere Kriegsflotte" (Leipzig, F. A. Brockhaus), das bereits in zweiter Auflage (Preis 30 Mark, Prachtausgabe 100 Mark) erschienen ist.

Copyright © 2014 Cengage Learning

Die Silberdistel.

Erzählung

von

Ernst Lenbach.

I.

Günthershagen! Wer kennt nicht wenigstens dem Namen nach diesen lieblichen Wald- und Luftkurort, der seit einigen Jahren in den Kreisen luftshungriger Großstädter einen solchen Ruf genießt? Wohl mancher unter meinen Lesern ist selbst dort gewesen und hat sich als Andenken und Zimmerzier einige von jenen großen, glänzenden Silberdisteln mitgenommen, die an den kahlen, sonnbeglänzten Abhängen der Waldhügel, dicht bei dem Flecken, in einer Schönheit geraten, wie sonst kaum auf den Alpenhalden Graubündens.

Gleichwohl ist es noch keine zehn Jahre her, daß man in Günthershagen von naturgenießenden und distelnpflückenden Kurgästen gar nichts ahnte. Eine andere Art von Gästen bevorzugte damals, vor der Erbauung der Eisenbahn, die eine Stunde von Günthershagen das Waldgebiet berührt, den kleinen Ort: Geschäftsreisende, Spielwarenhändler und Holzkäufer. Für sie war nach alter Ueberlieferung das Gasthaus „Zur Post“ in Günthershagen Hauptquartier und Ausgangspunkt ihrer kurzen Berufsreisen in die umliegenden Oertchen; für sogenannte Vergnügungsreisende aber hatte noch niemand den Flecken entdeckt.

Lediglich zum Vergnügen schien auch der junge Mann nicht zu reisen, der eines Tages gegen Ende Juli in der „Post“ abstieg und unerhörterweise nach sechs Wochen noch immer dort weilte; denn wenn er auch manchen Tag im Wald herumschlenderte und nach Ansicht der Eingeborenen unserm Herrgott die Zeit wegstahl, so saß er zwischendurch auch manchen Tag in einer Laube oder auf seinem Zimmer schreibend und sinnend, als wollte er die Günthershagener Chronik von Heinrich dem Finkler bis auf unsere Zeit in einem Sommer verfassen. Uebrigens war er ein munterer, freundlicher Herr von hübschem Wesen, einfach und durchaus anständig ausgestattet; das Wirtshaus gefiel ihm, und er gefiel den Leuten. Ueber seine Verhältnisse wußte man eigentlich nur, daß er Doktor Wilhelm Felser heiße und in der Hauptstadt als Schriftsteller ansässig sei, ein Beruf, von dem in Günthershagen außer dem Pfarrer und dem Lehrer kaum einer eine deutliche Vorstellung besaß.

So gut es dem jungen Mann im Gasthaus „Zur Post“ behagte, um so unzufriedener schien er allmählich mit der Staatspost. Mit einer wachsenden Ungeduld erkundigte er sich täglich dreimal, ob denn nichts für ihn eingelaufen sei. Als aber endlich, am heitersten Septembermorgen, wirklich ein ziemlich dickes Paket für ihn gekommen war, schien ihm das auch wieder nicht recht. Bestürzt und ärgerlich trug er das Paket auf sein Zimmer. Den Inhalt würdigte er kaum eines Blickes; ein kurzes Begleitschreiben, das obenauf im Paket lag, las er flüchtig durch, dann legte er die Sendung mit anderen Manuskripten in seinen kleinen Handkoffer und packte seine übrige fahrende Habe ziemlich unordentlich darüber, wozu er den Chopinschen Trauermarsch in einem ärgerlichen Allegro pfiff. Als er fertig war, begab er sich nach kurzem Ueberlegen in die Wirtsräume hinunter.

Im Gastzimmer war es zu dieser frühen Stunde noch ganz still. Nur ein artiges Mädchen von dreizehn oder vierzehn Jahren, mit zwei langen blonden Zöpfen, wuselte mit dem Staubtuch an den sauberen Flaschen- und Gläserbrettern herum. Mit freudigem Erröten begrüßte sie den Gast, der ihr freundlich und gedankenvoll über den Scheitel strich.

„Möchtest Du wohl mal den Vater zu mir bitten, Annchen?“ sagte er. „Ich habe mit ihm zu sprechen.“

Annchen nickte und eilte hinaus. Gleich darauf trat der Vater ein. Es war ein kurzer, wohlbeleibter Mann; die krausen Locken, die sich an den Schläfen unter dem grünen Hauskäppchen vordrängten, schimmerten schon weißlich, aber das rote, glatte Vollmondgesicht strahlte von Gesundheit und Munterkeit.

„Nun, Herr Doktor,“ sagte er, während er dem Gaste gegenüber Platz nahm, „das ist recht, daß Sie sich an dem schönen Morgen nicht auf Ihrem Zimmer halten. Sie arbeiten ja fast zu viel. Aber die Luft hier hat Ihnen gut gethan. Sie sehen ganz anders aus als bei Ihrer Ankunft. Wenn Sie erst noch ein paar Wochen länger hier sind —“

„Das gibt's leider nicht, Herr Wirt,“ unterbrach ihn der Doktor. „Ich habe Nachrichten bekommen, die mich zwingen, meine Sommerfrische gleich abzubrechen.“

„Ach, das thut mir aber sehr leid,“ erwiderte der Wirt.

Der Gast lächelte verlegen. „Es wird Ihnen noch mehr leid thun, wenn ich hinzufüge, daß ich Ihnen eigentlich durchbrennen möchte, ohne meine Rechnung für die letzten vierzehn Tage zu begleichen.“

Der Wirt machte große Augen. „Sie belieben zu scherzen, Herr Doktor,“ sagte er unsicher.

„Durchaus nicht,“ versetzte der Gast. „Die Sache liegt leider sehr deutlich. Als ich vor sechs Wochen auszog, um einen stillen, netten Winkel zu suchen, wo ich mich an der Natur erquicken und mein Schauspiel fertig schreiben könnte, glaubte ich mich zu diesem Feldzug ausreichend gerüstet. Ich hatte mehr Bargeld in Händen als jemals seit einigen Jahren, und obendrein war von einer Zeitschrift die Entscheidung über zwei Novellen fällig, für die ich zuverlässig auf Annahme und gutes Honorar rechnete. Dessen war ich so sicher, daß ich durch meine Wirtin dem Geldbriefträger sogleich meine hiesige Adresse schickte, nachdem ich bei Ihnen Anker geworfen hatte. Eine unnötige Mühe! Das Geld blieb aus, und auf meine Anfrage bekomme ich endlich heute von der Redaktion — das Manuskript zurück. So liegt die Sache also: wollen Sie, Herr Wirt, mir keinen Kredit geben — was ich Ihnen nicht verübeln könnte, denn was wissen Sie von mir? — so kann ich Ihre Rechnung am Ende noch eben bezahlen, und auch noch eine Eisenbahnfahrkarte vierter Klasse bis nach Hause — bis zur Bahn sind es ja nur fünf Wegstunden ... Dann muß ich aber meine poetische Thätigkeit in der Hauptstadt wohl damit wieder aufnehmen, daß ich meine Uhr versetze ... Menschlicher wäre es ja, wenn Sie mir Ausstand gäben. Sie werden fragen, bis wann? Eine schwierige Frage für einen jungen Dichter, dessen Bankier die Zukunft ist — ich kann Ihnen nur zusagen, daß ich Ihnen das erste goldene Blatt zuwenden werde, welches sich zufällig in meinen Lorbeerkranz verirren sollte ... Also wie steht es? Wollen Sie Ihr Hauptbuch holen?“

Die Bestürzung des Wirtes hatte sich allmälich in ein mildes Lächeln aufgelöst. „Wissen Sie, Herr Doktor,“ sagte er bedächtig, „was Sie da erzählen, das verstehe ich ja nicht alles. Aber daß Sie's mir so erzählen, zeigt mir wieder, daß Sie ein ehrlicher und honetter Herr sind. Na — und zwischen ehrlichen Leuten ist man ja nicht so. Das soll dem Wirt „Zur Post“ keiner nachsagen, daß er einem ordentlichen Gast den letzten Groschen abgedrungen habe ... Reisen Sie mit Gott — die Post fährt in einer Viertelstunde, wozu sollen Sie sich die fünf Stunden auf der Chaussee müde laufen? Wenn Sie bei Geld sind, bezahlen Sie mich, und wenn Sie wieder in die Gegend kommen, thun Sie uns die Ehre an. Ihre Rechnung sollen Sie haben — hier ist sie. Ich hab' sie gestern abend ausgeschrieben, und, die Wahrheit zu sagen, als Sie mich vorhin rufen ließen, dacht' ich schon, Sie wollten sie sehen. Sie waren ja bisher so pünktlich.“

„Ich werde es auch wieder sein, sobald ich kann,“ versicherte der befreite Gast und reichte ihm gerührt die Hand. „Vielen Dank, Herr Wirt!“

„Bitte — keine Ursache,“ erwiderte der Wirt. „Aber nun müssen Sie noch den Reisetrunk mit mir nehmen. Das ist Brauch in der „Post“. Heda, Annchen, bring ein Fläschchen von dem Niersteiner, gelbgesiegelt, weißt Du? und zwei Römer. Der Herr Doktor will abreisen.“

Annchen war auf den Ruf des Vaters in der Thür erschienen. Bei seinen letzten Worten erblaßte sie und sah den Gast ganz erschrocken an. Ein kleiner Spitz, der mit ihr eingetreten war, sprang ungestüm an dem Doktor empor und ließ sich von ihm streicheln.

„Den beiden wird es hart ankommen, daß Sie uns so plötzlich verlassen,“ meinte der Wirt lächelnd. „Sie sind einer von den Menschen, die mit Kindern und Hunden schnell Freundschaft haben. Auf solche Leute halte ich etwas ... Und wen das Annchen mal gern hat, den hat sie auch recht gern. Es ist ein stilles, kluges Kind, ganz wie seine selige Mutter; gegen Fremde ist sie sonst ziemlich scheu — eine Silberdistel, Sie haben ihr den Spitznamen nicht mit Unrecht angebunden.“

Annchen brachte den Wein und entfernte sich schweigend. Der Wirt schenkte die Römer voll. „Auf Ihr Wohl, Herr Doktor!“ sagte er. „Glückliche Reise und fröhliche Zukunft!“

„Wollen's hoffen,“ erwiderte der Gast. „Mein Schauspiel ist so gut wie fertig; die Luft hier hat ihm auch gut gethan. Vielleicht find' ich doch einmal unversehens den goldenen Boden in meinem Handwerk.“

„'s ist ein wunderliches Handwerk,“ versetzte der Wirt nachdenklich.

„Am Ende hat es mit dem Ihrigen manches gemein,“ sagte der Gast. „Es kommt bei beiden darauf an, wie es den Gästen mundet.“

„Das läßt sich hören,“ antwortete der Wirt. „Aber nehmen Sie's mir nicht übel — ich zieh' doch das meinige vor. Denn es ist ein Unterschied dabei. Sie müssen sich die Gäste suchen gehen, unsereins wohnt an der Straße und läßt die Gäste kommen; bleibt einmal einer aus, so kommt ein anderer; denn die Straße bleibt nicht leer, und wenn einmal ein Haus alt ist und schon vom Großvater her denselben Namen am Schild führt, so hat es seine Kundschaft sozusagen schon in Erbpacht.“

„Wenn aber die Straße doch einmal leer würde?“ warf der Gast ein.

„Ach, reden Sie doch nicht davon,“ erwiderte der Wirt. „Der Landrat wollte mir ja auch damit bange machen, weil ich dagegen war, daß sie die neue Zweigbahn hier über unsern Ort führten. ‚Herr Landrat,‘ hab' ich ihm gesagt, ‚damit machen Sie mich nicht irre. Erstens ist die Bahn nur erst im Plan gebaut, und mehr wird auch nicht daraus; denn warum? sie rentirt sich nicht. Es haben ja nicht einmal unsere paar Fuhrleute genug zu thun. Und wenn sie auch käme — Gutes bringt sie doch nicht in den Ort, lassen Sie sie meinetwegen drunten in Heimersdorf halten — der Waldverkehr bleibt doch auf der Landstraße, und meine Stammgäste werden mir um kein Bahnhofhotel untreu.‘ Da lachte er ärgerlich. Aber wissen Sie, recht mußte er mir innerlich doch geben; denn, sehen Sie ...“

Der Gast hörte mit dankbarer Geduld die volkswirtschaftlichen Auseinandersetzungen des Wirtes an, bis draußen der Postwagen vorrasselte. Dann holte er sein Gepäck und verabschiedete sich herzlich. Als er schon im Wagen saß, kam Annchen eilends aus dem Garten herbei mit einem Strauß schöner Spätrosen. Ihre Augen waren gerötet.

Der Doktor freute sich sehr über die Abschiedsgabe. Er streichelte die frischen Wangen des Kindes. „Danke, kleine Silberdistel,“ sagte er. „Wenn ich übers Jahr wiederkomme, bist Du schon ein großes Mädchen, nicht wahr?“ Auch der Spitz mußte ihm noch ein Pfötchen geben. Dann zogen die Pferde an.

Der Doktor hatte sich im Wagen zurückgelehnt und betrachtete die Rosen. Eine wunderliche Eingebung durchfuhr ihn, er steckte den Strauß auf den Koffer, in dem seine Manuskripte lagen. „Von schuldloser Kinderhand,“ murmelte er. „Das bringt ihnen vielleicht Glück.“

II.

Ungefähr drei Jahre später befand sich Wilhelm Felser zu Besuch auf dem Gute eines seiner Verleger, fünf oder sechs Meilen von Günthershagen. Seit dem beispiellosen Erfolge seines Schauspiels „Ohne Sünde?“ hatte sich seine Lage gar sehr geändert. Er stand jetzt obenan auf der Liste der anerkannten zugkräftigen Schriftsteller. Jede erste Notiz über eine bevorstehende neue Veröffentlichung von ihm galt als ein literarisches Ereignis, und obgleich er in der Vollkraft des Schaffens stand und mit einer viel beneideten Leichtigkeit arbeitete, hatte er bereits seine sämtlichen älteren Manuskripte, bis zur Primanerzeit zurück, herausziehen müssen, um nur den Nachfragen der Verleger und Redaktionen gerecht zu werden, welche ihm dieselben Arbeiten vordem, als er noch keinen Namen hatte, mit Bedauern zurückgegeben hatten. Inmitten eines Lebens, das zwischen sorglosem Arbeiten und schmeichelnder Geselligkeit wechselte, gab ihm ein Zufall — der Anblick eines

rosenbrechenden Bauernmädchens, den Gedanken ein, wieder einmal den kleinen Ort zu besuchen, von dem er damals als ein armer und unbekannter Literat, mit einem rosenbekränzten Köfferchen voll Wäsche und unverkaufter Manuskripte, ausgezogen war. Er nahm auf einige Tage Urlaub von seinen Gastfreunden und machte sich auf die Reise.

Die neue Bahn war inzwischen angelegt worden. Als Felser auf der Station Hermersdorf ausstieg, fiel sein Blick sogleich auf ein recht stattliches Haus im Schweizerstil, mit offener Veranda, an der sich einige Ranken wilden Weines im Klettern versuchten. „Grand Bahnhotel“ stand in lieblichem Hochdeutsch quer über die breite Thür gemalt. Unter der Thür zeigten sich ein befrackter Oberkellner und ein leibhaftiger Gasthofdiener in goldgeränderter Mütze. Auf der Veranda saßen mehrere Gäste beim Frühstück. Als Felser vorbeischritt, erkannte er einige unter ihnen; es waren frühere Stammgäste der Günthershagener „Post“.

Erhitzt und durstig erreichte er nach einstündigem Marsch über die Landstraße sein ehemaliges Sommerquartier. Der langgestreckte, hochdachige Bau lag ganz still; äußerlich hatte sich an ihm wenig geändert, aber es kam Felser vor, als ob der graue Wegstaub, der die Lauben und Gartenhecken bedeckte, fast sinnbildlich sei für die Verhältnisse des ganzen Hauses; ja, als er den Wirt näher ins Auge faßte, der mit einer gewissen trübseligen Neugier dem einsamen Wandersmann entgegenschaute, schien auch er ihm ein wenig verstaubt.

Er mußte seinen Namen nennen, ehe der Wirt ihn erkannte und herzlich begrüßte. „Je, ja, Sie haben sich aber verändert,“ meinte der Alte. „Nun, Sie sind ja auch ein so berühmter Mann geworden. Alle Zeitungen sind ja voll davon. Ach, das ist mir aber eine große Freude und Ehre, daß Sie noch mal an uns denken. Und was wird sich das Annchen freuen; sie ist just nicht daheim, wird aber wohl bald wiederkommen. Sie spricht so oft von Ihnen. Wissen Sie, den Abschnitt von der Postanweisung, die Sie mir damals im Winter vor zwei Jahren schickten, den hab' ich ihr gleich schenken müssen als Lesezeichen.“

„Ja,“ begann der Wirt wieder, als sie im alten, gebräunten Zimmer bei einer Flasche Niersteiner saßen, „wie sich das ändert in der Welt! Wie gesagt, von Ihnen lese ich immerfort Neues. Ich hab' jetzt viel freie Zeit, da kommt man von selbst zum Zeitungslesen. Wissen Sie, 's ist ein schlimmes Zeichen, wenn ein Wirt Zeit zum Lesen hat ... Mit den Wirtshäusern ist's wie mit den Menschen, sie werden alt und schwach, wenn sie ihre gute Zeit hinter sich haben. Ich merk's an mir und an meinem Hause. Die verfluchte Eisenbahn! Nun, ich will nicht ungerecht sein; anderswo hat sie ja wohl Gutes gestiftet — da sehen Sie nur, wie sich das öde Heidenest, das Heimersdorf unten, gehoben hat! Aber meinem Hause, ich kann sagen dem ganzen Flecken, macht sie den Garaus. Kein Verkehr mehr, hochverehrter Herr Doktor, kein Verkehr! Es ist kein Zug mehr in der Wirtschaft. Und seitdem will es auch mit der Gesundheit nicht mehr recht. Wer weiß, wie bald —“

Ein rascher, leichter Schritt unterbrach ihn in seinen Klagen. Die Thür öffnete sich, und Annchen trat ein, gefolgt von dem Spitz, der altersschwach, fett und halb blind einherwackelte, den Gast aber doch noch mit vergnügtem Schnüffeln und Winseln bewillkommnete.

Der Wirt hatte seine Freude an der Verwunderung Felsers. „Ja, gelt, da staunen Sie!“ sagte er händereibend. „Was das für ein Mädel geworden ist! Ich sag' Ihnen, wenn ich die nicht hätte ...“

Annchen errötete und erwiderte freundlich und freudig die Begrüßung Felsers. Sie war wirklich ein hübsches Mädchen geworden, schlank und entwickelt fast über ihr Alter; das Gesichtchen nicht eben hervorragend schön, aber frisch und klug, und über ihrem ganzen Wesen ein Hauch blütenhafter Anmut und Unschuld, der den Dichter nach so viel Bekanntschaften mit einer überfeinerten, bewußt und berechnend auftretenden Weiblichkeit ganz seltsam anzog.

Während sie plauderten, war der Wirt in seine trübselige Stimmung zurückgesunken. „Ja, sehen Sie, so geht es,“ klagte er. „Die Kinder wachsen schön heran, aber was man gern auch anwachsen sähe, um es ihnen als sicheres Erbteil zu hinterlassen, das geht ein. Wenn es so weiter verkümmert mit der Wirtschaft ...“

Er brach ab und griff nach dem Glase.

„Aber, Vater, es ist doch noch nicht so schlimm!“ sagte das Mädchen. „Sehen Sie, Herr Doktor, der Vater schaut das alles zu schwarz an. Sie kommen ja aus der großen Welt zu uns, sind jetzt so berühmt und haben uns doch nicht vergessen. Nicht wahr, es wird doch nicht so schlimm sein?“

Sie hatte die Hände gefaltet und sah den Dichter mit einem flehend zutraulichen Kinderblick an. Die weißblonden Löckchen über ihrer Stirn flimmerten im Sonnenschein. Wieder fuhr dem Dichter der Name durch den Sinn, mit dem er sie einst zu necken liebte: „Die Silberdistel!“

Und sogleich verband sich mit dem Namen in seiner rastlos thätigen Phantasie ein wunderlicher Einfall künstlerischen Uebermuts.

„Nein,“ rief er lustig, „es ist nicht so schlimm. Sie haben nur ein wenig die Verbindung mit der Welt draußen verloren, Herr Wirt. Der Draht ist durchgeschnitten, wissen Sie. Den müssen wir wieder anknüpfen. Und da kann ich Ihnen, glaub' ich, helfen. Wissen Sie noch, wie wir vor drei Jahren hier unser Gewerbe verglichen? Es stimmt noch alles, nur der Zuspruch hat sich jetzt auf meine Seite verschoben. Jetzt kommen die Gäste zu mir. Lassen Sie sehen, ob ich es nicht fertig bringe, sie auch zu Ihnen zu schicken!“

„Wie wollen Sie das aber machen?“ fragte der Wirt.

„Das ist mein Geheimnis,“ antwortete Felser lachend. „Einstweilen richten Sie mir, bitte, mein altes Quartier wieder, Fräulein Silberdistel — Fräulein Annchen, wollt' ich sagen. Acht Tage bleib' ich hier. Und einiges Papier werden Sie mir wohl leihen müssen — denn ich möcht' am liebsten auf Ihrem Papier schreiben. Und Sie, Herr Wirt, richten Sie sich ein, daß Sie zum nächsten Sommer genug von dem Wein da im Keller haben!“

„Ach Gott,“ seufzte der Wirt, „den hab' ich. Wer trinkt auch bei mir noch Niersteiner?“

III.

Man erinnert sich doch noch der Novelle „Silberdistel“ von Wilhelm Felser? Mit welcher Spannung sie nach der ersten Anzeige des Verlegers erwartet, mit welchem Beifall sie aufgenommen und allein in den vier Wochen vor Weihnachten in fünfzehn, ja sechzehntausend Exemplaren gekauft wurde? Es ist freilich schon sieben Jahre her, und sieben Jahre sind eine lange Zeit. Aber das Gemüt des Deutschen ist treu und tief; wenn der erste Rausch der Begeisterung lange verflogen ist, denkt er doch noch mit inniger Wehmut an ein Buch, für welches er einmal drei Mark bezahlt hat, und es thut ihm wohl, zu erfahren, daß das Buch wirklich so viel wert war. Denn es war eine sehr hübsche Erzählung, frisch und geistvoll geschrieben, anschaulich und fesselnd. Die eigentliche Handlung, eine einfache und rührende Herzensgeschichte, mit tadellos glücklichem Ausgang, hatte zum Hintergrunde das figuren- und farbenreiche Leben eines kleinen Hofes aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts und stimmte hierdurch aufs vorteilhafteste zu der eben wieder aufgekommenen Liebhaberei für Möbel und Kleidungsschnitt im Rokokostil. Mitunter aber trat mit einer gewissen anmutigen Nachlässigkeit der Autor selbst aus den Coulissen hervor, um mit Empfindung und Humor die schöne Gegend zu preisen, wo, wie es im Vorwort hieß, „diese anspruchslose Geschichte sich zugetragen hat, und wo sie mir, unter dem gastlichen Dache der uralten Taverne zur kaiserlichen Post in Günthershagen, ganz von selber wieder lebendig ward.“

In hohem Maße weckten diese Anspielungen die Neugier der Leser und Leserinnen. Verschiedene Zeitschriften sahen sich veranlaßt, auf zahlreiche Anfragen aus dem Publikum mit Notizen zu antworten, zu denen sie sich selbst erst bei dem Dichter Auskunft holen mußten. Eine große Zeitung veröffentlichte bald darauf den Bericht eines ihrer Redakteure über „einen Besuch bei Wilhelm Felser“. Der berühmte Dichter war sehr liebenswürdig gewesen, er hatte dem Ausforscher alles mögliche gezeigt: seinen Stammbaum, sein Tintenfaß, seinen Taufschein, den Titel seines neuen Schauspiels und das erste Manuskript seiner ältesten Novelle. Ganz besonders ausführlich aber hatte er sich über Günthershagen ausgesprochen, „diese unvergleichliche Sommerfrische, die gottlob der großen Welt noch ganz unbekannt ist, und wo man infolge dessen sich noch gründlich, ungestört und — billig erholen kann.“

Die große Welt ließ es sich gesagt sein. Anfangs des nächsten Sommers erhielt Felser eine Sendung aus Günthershagen: einen Korb Niersteiner mit einem Dankbrief von Annchen. „Sie haben uns ja mit einemmale ganz berühmt gemacht. Vater wollte Ihnen selbst schreiben, aber er kommt nicht dazu; das Haus ist seit Wochen immer voll bis auf die letzte Bodenkammer. Alle wollen sie die Stellen sehen, wo der Herzog den Wilddieb traf, wo die schöne Walpurgis ihm den Strauß Silberdisteln brachte, und wo er sie dann später selbst mit dem Wilddieb verlobte und ihn zum Förster machte. Wir haben uns das Buch anschaffen müssen, damit wir doch wissen, wie es eigentlich war. Ach, lieber Herr Doktor, wie schön das Buch ist, und wie dankbar wir Ihnen sind! Nicht wahr, die Verlobung war doch unter der großen Buche am Geißenberg, links vom Wege hinter der Bank? Wir haben den Spitz da begraben: er ist nämlich tot. Es ist nur schade, daß die Raupen heuer so arg auf dem Baume sind.“ Felser dankte für den Wein, erkannte die Buche als Baum der Verlobung an, sprach sein Beileid zum Tode des Spitzes aus und wünschte Glück zur Menge der hauptstädtischen Gäste. Es folgten noch etliche Briefe, die er in guter Laune sogleich beantwortete. Den vierten erhielt er kurz vor Anfang der Wintersaison, inmitten der aufregenden Vorbereitungen zur Aufführung eines neuen Schauspiels; er las ihn flüchtig, schob die Antwort auf gelegenere Zeit auf, und sie blieb aufgeschoben.

Einige Jahre vergingen. Wilhelm Felsers Stern strahlte noch recht hell am Schriftstellerhimmel, aber von der Menge seiner verzückten Bewunderer lösten sich schon überall kritisch gestimmte Sternforscher ab, die mit sehr aufmerksamen Augen seine Trübungen und Schwankungen feststellten und andere, vollkommenere Lichter neben ihm aufgehen sahen. Er fühlte es selbst, daß er nicht mehr so aus dem Ursprünglichen schuf, wie vordem; der Erfolg, und nach dem Erfolg die Anzweiflung hatten sein Empfinden gereizt und überspannt, es gab Stunden und Tage, wo er das ganze Literaturtreiben verwünschte. In einer solchen Stimmung fiel ihm das kleine Päckchen Briefe mit der schulmäßigen, fast noch kinderhaften Mädchenhand in die Finger; das friedlich anspruchslose Bild des altväterischen Landgasthauses trat wieder vor seine ermüdete Seele, er empfand eine wunderliche Sehnsucht nach der hübschen schlanken Gestalt mit den Silberlöckchen und den Kinderaugen, und früh am andern Tage saß er auf der Bahn, mit einer Fahrkarte nach der Station „Heimersdorf-Günthershagen“, wie sie neuerdings hieß.

Vor dem Bahnhof hielt ein schönlackirter Wagen mit der goldenen Aufschrift: „Kurhotel zur Post Günthershagen“; ein gallonirter Schaffner und zwei Gepäckträger umzingelten den überraschten Dichter. Mit Mühe erwehrte er sich ihrer und schritt zu Fuß auf der wohlbekannten Landstraße fürbaß. Sie war so staubig wie vordem; abseits aber lockten zahlreiche Fußpfade mit zierlichen Wegweisern in schönere Gefilde: „zur Kaiserhöhe“, „zum Hirschensprung“, „zur Walpurgis-Buche“, und auf einem, schon nahe am Ort, stand: „Eingang zur Günthershagener Schweiz, bis zum Gipfel 0,3 Kilometer.“ Auch andere Zeichen einer von höherer Kultur verklärten Natur fehlten nicht; am Eingange der Günthershagener Schweiz saß „ein armer blinder Bergmann“, der einem altersschwachen Leierkasten verzweiflungsvolle Sterbeklänge entlockte, verschiedene Kinder in bunten Löppchen boten dem Wanderer frische Eichenkränze und Sterne aus Silberdisteln feil, und ein Mann in einer Leinenbude, mit schwarzen, langen Künstlerlocken, drohte ihn für fünfzig Pfennig zu photographiren.

Das alte Gasthaus war wunderbarerweise noch ziemlich unverändert bis auf die Aufschrift: sie lautete jetzt „Dépendance“. Jenseits des Gartens aber, der ein Goldfischbassin mit Springbrunnen und Wurfkugeln aufwies, erhob sich ein nagelneuer zweistöckiger Bau in glasirten Ziegeln mit Balkonen und Glashallen; auf dem Dach eine wehende Fahne mit

Annie - Scratchboard and Ink (2010)

Fig. 1. Jean-Honoré Fragonard, The Lock (1777)

der Aufschrift: „Kurhotel zur Post.“ Schwalbenschwänzige Kellner und Diener in Livreeröcken eilten geschäftig hin und her. In der im Renaissancestil gehaltenen Vorhalle stand der alte Wirt im tadellosen Frack und verabschiedete sich von einem langen, steifen Herrn in grauem Reisekostüm mit einem Bückling, den ihm Wilhelm Felser in seinen kühnsten Dichterträumen nicht zugetraut hätte.

Angesichts dieses größten Wunders überkam es den Dichter wie Gespenstergrauen, seine Kniee zitterten, und er wollte sich furchtsam zurückziehen. Aber bereits hatte ihn der Wirt erkannt und eilte herab, um ihn herzlich zu begrüßen. „Welche Freude, mein lieber Herr Doktor! Nicht wahr, hier hat sich einiges geändert? Ei ja, man muß mit der Zeit fortschreiten!“

„Das scheint,“ erwiderte der Dichter mit matter Stimme. „Wie hat sich denn Ihre Tochter darein gefunden?“

„O, meine Tochter?“ antwortete der Wirt; „danke, es geht ihr ausgezeichnet. Sie wird sich gewiß sehr freuen — wenn ich nicht irre, höre ich sie eben im Musiksalon — sie musizirt mit der Frau Kommerzienrat ...“

Ein auffallend falsches Klavierspiel machte sich aus einem Fenster bemerkbar. Der Wirt geleitete den Dichter zur Quelle dieser Mißtöne, die eine Dame von großem Umfang in geschmackloser Kleidung einem zu besseren Zwecken bestimmten Blüthnerflügel entlockte. Neben dem Klavier stand, aufmerksam lauschend, eine jüngere Dame. „Hier, Anna, mein Herz, bringe ich Dir einen werten Bekannten,“ sagte der Wirt. Die Dame betrachtete Felser einen Augenblick, dann streckte sie ihm mit einer sehr gefälligen Geberde des Wiedererkennens die mit drei Ringen geschmückte Rechte hin: „Ah, welche Freude! Unser berühmter Dichter! Gestatten Sie, Frau Kommerzienrat Wolff, daß ich Sie mit Herrn Doktor Felser bekannt mache — den Sie ja schon aus seinen Werken kennen!“

„Bewundere — nicht kenne!“ verbesserte die Frau Kommerzienrat mit schmachtender Stimme und himmelndem Augenaufschlag.

Dem Dichter ward es schwer, ein Wort zur Erwiderung auf die plumpe Schmeichelei zu finden. Es war ihm, als müßte hinter der jungen Dame irgendwo Annchen stecken und gleich hervortreten; aber sie war es wirklich selber. Voller war sie geworden, ihre Formen traten in dem modischen Kleide mit diskretem Ausschnitt und halblangen Aermeln sogar vorteilhaft hervor, Sprache und Bewegungen waren entschieden städtisch — sie war jetzt von der sorgfältigen Coiffüre bis zum nachschleppenden Saum des Kleides äußerlich ganz wie eine von den tausend und etlichen Damen, die er in Salons, Hotels und Ballsälen schon gesehen und vergessen hatte.

Während er sich diese Beobachtung heimlich, unter gleichgiltigem Geplauder, immer wiederholte, hatte der Wirt einen jungen Herrn in Frack und weißer Halsbinde herbeigeholt. „Ah, Alfred — wie schön, daß Du kommst,“ rief die ehemalige Silberdistel zierlich lächelnd, „gestatten Sie, Herr Doktor Felser? — mein teurer Gatte, Alfred Müller — Compagnon meines Vaters.“

„Sehr angenehm!“ sagte Felser. Es war ihm vollkommen ernst. Denn indem er den jungen Herrn mit dem sorgfältig gekräuselten schwarzen Lockenhaar und Schnurrbärtchen, mit den Lackstiefeln eines Tanzlehrers und den Geberden eines ersten Liebhabers von einem Theater vierten Ranges betrachtete, empfand er deutlich, daß die beiden zusammen paßten.

Er war nun ziemlich gefaßt auf alles, was ihm noch bevorstehen mochte. Bei der Mittagstafel hatte man ihm einen Ehrenplatz zwischen den beiden vornehmsten Kurgästen angewiesen. Der steife Herr im grauen Anzug, ein pensionirter brasilianischer Truppeninstrukteur deutscher Abkunft, sprach nur von seinem Leberleiden, die Frau Kommerzienrat schwärmte von Poesie und aß dazu unmäßig. Nach der Tafel ersah sie sich die Gelegenheit, als Felser auf der Veranda seine Cigarre rauchte, sich ihm mit einem Buche in der Hand zu nähern; ihr Mädchen trug ihr Klappstuhl und Sonnenschirm nach. „Ihr neuester Roman, Herr Doktor!“ flötete sie; „ich nehme ihn mit in den Wald. Ach, solche Poesie kann man nur im Freien genießen!“ Das Mädchen ließ den Sonnenschirm fallen, die Frau Kommerzienrat wandte sich um und warf ihr einige heftige Scheltworte zu. Dabei klappte sich das Buch zwischen ihren Fingern auf, Felser las den Titel. Es war eine Uebersetzung von Zolas „Nana“, mit dem thalergroßen Stempel einer Leihbibliothek auf dem Deckel. Ohne Zorn blickte Felser der für Poesie und Natur schwärmenden Dame nach. Es war ihm für den Augenblick alles gleich, wenn er nur mit seinen Eindrücken allein war. Aber bald darauf betrat Frau Müller mit ihrem Gatten die Veranda und setzte sich zu ihm.

„Die Anlagen gefallen Ihnen also, hochverehrter Herr Doktor?“ sagte Herr Alfred Müller. „Das ist eine hohe Anerkennung für uns. Sie haben ja das Etablissement nebst umgebender Natur früher gekannt und können am besten ermessen, was wir daraus gemacht haben. Und Sie haben ja den Anstoß zu diesem Aufschwung gegeben! Ich selbst war einer der ersten, die durch Ihr köstliches Buch hierher geführt wurden. Wissen Sie, ich habe immer für Poesie viel übrig gehabt — ich habe — hm — ich habe selbst früher darin einiges geleistet, Gelegenheitspoesie, wissen Sie, für unsern kaufmännischen Klub — ich gehöre nämlich von Haus aus der Manufakturbranche an — aber mein Vater ist selbst Hotelier, und der Blick für so etwas vererbt sich, wenn ich so sagen darf ... Ich lernte diese Gegend kennen, ich sah sie so zu sagen mit den Augen des Dichters und sah, daß sich daraus wirklich etwas machen ließe ... Nun, und unsere Herzen fanden sich ... Amor umschlang uns mit Hymens Banden, wie der Dichter so schön sagt, meine Frau ging noch ein Jahr zu meinen Eltern zur höheren Ausbildung, dann heirateten wir — und voilà tout!“

Herr Alfred Müller lehnte sich zierlich zurück und blickte seine Frau an, sichtlich in seiner Schlußwendung schwelgend. Sie nickte ihm zärtlich zu, dann wandte sie sich an den Dichter und sagte: „Ach ja, nicht wahr, Herr Doktor, die Natur ist doch etwas Schönes! Ich habe Sie oft im stillen beneidet, daß Sie das alles so bequem genießen können, um es dann in der stillen Dichterklause zu bearbeiten. Wie manche liebe Erinnerung läßt sich da verwerten! Man schmeichelt mir zuweilen, als ob ich eine gewisse Aehnlichkeit mit Ihrer Silberdistel, der schönen Walpurgis, habe, und es ist ja wahr, daß Sie mich früher, in meiner Kindheit, zuweilen so zu nennen beliebten. Sollten Sie denn in der That dabei an mich gedacht haben?“

Sie hatte den vollen weißen Arm, den nichts als ein unmäßig breites Armband entstellte, auf den Tisch aufgestützt, lehnte das Kinn leicht auf die Hand und blickte mit einem seelenvollen Lächeln zu dem Dichter hinüber. Es sah genau aus, als ob sie in dieser Stellung photographirt zu werden wünsche.

Wilhelm Felser erhob sich. „O, meine Gnädige, die Phantasie ist etwas Merkwürdiges!“ sagte er.

„Ach ja,“ seufzte sie, ein wenig enttäuscht, und stand auch auf. „Also Sie wollen uns wirklich heute schon wieder verlassen?“

„Leider,“ erwiderte er. „Und wie ich eben sehe, muß ich mich sogleich aufmachen. Leben Sie wohl, meine Gnädige — adieu, Herr Müller — bitte, mich dem Herrn Vater zu empfehlen. Es wird mir unvergeßlich sein!“

„Ja, nicht wahr?“ sagte Herr Alfred Müller. „Wir haben etwas aus der Gegend gemacht. Aber Sie haben doch den Anstoß gegeben — mit Ihrer Silberdistel!“

Allerlei für die Hausfrau von der Berliner Gewerbeausstellung.

Von

G. von Beaulieu.

Wenn man auf der Berliner Gewerbeausstellung von Nahrungs- und Genußmitteln sprechen soll, befindet man sich in einiger Verlegenheit. Nicht daß es an Stoff mangelte — im Gegenteil. Allein auch der Reichtum verwirrt. Um die Restaurants wollen wir uns nicht kümmern; sie sind zahllos da, vom elegantesten bis zum einfachsten, dem der Volksernährung. Auch die Automaten als Lebensmittelspender erfreuen sich großer Beliebtheit. Es gibt eine Gesellschaft mit wohlklingendem, verheißungsvollem Namen, die Qui si sana (Hier gesundet man)-Compagnie; sie hat an mehreren Stellen des Ausstellungsgeländes Automaten, welche Eßwaren enthalten, errichtet. Da erscheint nach Einwurf eines Zehnpfennigstückes zum Beispiel ein Weißbrötchen, mit Butter bestrichen und mit kaltem Braten, Käse oder Eiern belegt. Andere Automaten liefern Bier und Liqueur, ja sehr vornehme geben für zwei bis drei Mark ein Glas Portwein oder Kapwein her. Man spart bei diesem Verfahren das Trinkgeld und ist sein eigener Herr, und das lockt die Leute. Besonders die Bierautomaten sind immer so umlagert, daß man kaum an sie herangelangt. Wirft man ein Geldstück in die oberhalb eines Hahnes befindliche Oeffnung, dann fließt das Bier in ein Glas unter dem Hahne; ein Diener sorgt für Reinigung der Gefäße.

Außer diesen selbstthätigen Nahrungsspendern gibt es noch Veranstaltungen, in denen man die Bereitung von Nahrungsmitteln beobachten und die fertigen zu sehr mehlfeilem Preise genießen kann. Das sind die Kosthallen der Wurst-, Schokolade- und Kuchenfabriken.

Eine Firma fertigt Würstchen an. Man sieht, wie Maschinen das Fleisch zerrichten und die Würstchen stopfen, ferner wie die fertigen Saucißchen gekocht werden. An einer anderen Stelle, am sogenannten Karpfenteich, beobachtet man eine Kakao- und Schokoladenfabrik im Betriebe. Hier trifft man stets eine Schar von Damen, die sich an den süßen Herrlichkeiten nicht satt sehen können. In einem ebenfalls am Wasser schön gelegenen Pavillon probirt man die fertigen Getränke; darunter gibt es auch den neuen Kolakakao und den Kolaliqueur. Eine andere Firma, die ihre Kakaofabrikation zeigt, hat ebenfalls viel Zuspruch.

Der König der Kuchen ist und bleibt aber der Baumkuchen. Seine Heimat ist die Lausitz, und die klassische Stadt für seine Herstellung ist Kottbus. Allein auch in Berlin wird er fabrizirt, obschon nicht in der gleichen Güte. In Norddeutschland darf bei keinem Hochzeitsmahle der Baumkuchen fehlen; er spielt hier dieselbe Rolle wie der weddingcake in England. Auf der Ausstellung sehen wir in einem Pavillon, wie dieser festliche Kuchen entsteht. Auf einen nach einer Seite hin sich verjüngenden Eisencylinder wird Teig gegossen, welcher sehr viel Eier und noch mehr Butter enthält. Diese sogenannte Trommel hängt wagerecht in einem Gestelle über offenem Feuer; unter ihr befindet sich ein Blech, das den abtropfenden Teig aufnimmt. Beständig wird die Trommel gedreht und, sobald die eine Teiglage sich gebräunt hat, mit neuem Teige übergossen. Durch die Schwere des letzteren bilden sich rund um den Kuchen Zacken. Hat der Baumkuchen die gewünschte Dicke erreicht, dann überzieht man ihn mit einem Zuckerguß und läßt nach dem Erkalten vorsichtig die Trommel heraus.

Die eigentliche offizielle Ausstellung von Nahrungs- und Genußmitteln befindet sich in einer Seitenabteilung des Gebäudes für Fischerei und Sport. Auch neben diesem Gebäude dehnen sich Zelte und Hallen aus, in denen fröhlich gezecht wird. Es sind die Fischerhallen, welche der Deutsche Verein für Nordseefischerei errichtet hat. Die Fische werden an jedem Abend von fünf Nordseehäfen aus in besonders zu diesem Zwecke konstruirten Waggons versandt; sie langen am Morgen vollkommen frisch in Berlin an. Um den Geschmack an Seefischen in der großen Binnenstadt zu fördern, hat der Verein die Kosthalle im Betriebe. Zu einem sehr mäßigen Preise ißt man hier die in verschiedenster Weise zubereiteten Fische, die besten Sorten, wie Kabeljau, für vierzig Pfennige pro Portion, die zweiten Sorten für dreißig Pfennige. Die Portion ist so groß, daß es vielen nicht gelingt, sie zu bewältigen.

Im Gebäude für Fischerei und Sport befindet sich, wie oben erwähnt, die offizielle Ausstellung von Nahrungs- und Genußmitteln. Eigentlich wohl mehr von Genußmitteln. Oder rechnet man Bier, Wein und Liqueur zu den Nahrungsmitteln? Die Getränke sind ganz vorwiegend vorhanden; wir sehen sie in mannigfaltigem Ausbau, in buntesten Flaschen, ja auch in ganzen Fässern. Außerdem sind noch die Konserven reich vertreten, sowohl die Frucht- wie die Gemüsekonserven. Auch diese locken und winken in schreienden und leuchtenden Farben, in originellen, jedenfalls immer in effektvollen Etiketten.

Feine Fleischwaren senden uns ihren Räucherduft zu. Unter ihnen fällt eine Wurstpyramide auf, die aus einer einzigen, 50 Meter langen Wurst besteht. Unter den Fleisch- und Gemüsekonserven zieht besonders die für Tropenländer bereitete Erbswurst viel Zuspruch herbei.

Ein Temperenzler aber sollte sich nicht in diese Räume begeben, denn — wie erwähnt — Bier und Schnaps spielen hier die Hauptrolle. Würde Berlin heute samt Treptow verschüttet, wie weiland Pompeji, dann stände es arg um den guten Ruf der Reichshauptstadt, wenn man sie nach dieser Ausstellung beurteilte; die Nachkommen wären zu dem Schlusse berechtigt, daß das Trinken bei ihren Vorfahren die Hauptsache gewesen sei.

Die interessante Sonderausstellung Kairo ist in ethnographischer Beziehung schon von anderer Seite gewürdigt worden, wir aber wollen sie noch in Bezug auf die zur Schau gestellten Erzeugnisse orientalischer Handfertigkeit betrachten.

Das Verkaufsleben tritt nicht so zudringlich und unangenehm auf wie in Alt-Berlin, wo jedes der so reizvoll erdachten alten Häuschen mit billiger Schundware und marktschreierischen Händlern erfüllt ist. In Kairo gibt die Mode des Orientalen dem Bazar einen andern Anstrich. Durch die offenen Thüren sehen wir in die Häuser hinein und belauschen die Handwerker bei der Arbeit. Würdevoll sitzen

sie da auf ihren Tischen und verfertigen ihre hanfvollen Gebilde, zu denen ihnen oft die primitivsten technischen Hilfsmittel genügen. Dort in einer Bude dreht ein Mann in blauem Kaftan mit unendlicher Geduld Cigarretten, ein anderer macht Mosaikarbeiten, wieder ein anderer drechselt. Er braucht dazu ein Instrument, das einem Violinbogen gleicht; den Holzstab, den er zu Figuren ausformt, hält er mit dem Fuße fest; die Zehen leisten ihren Dienst so geschickt und mühelos wie Finger.

An einer andern Stelle beobachten wir, wie die berühmte Einlegearbeit von Damaskus entsteht. In den Stahl werden Konturen gehämmert und diese mit Gold- oder Silberdraht ausgefüllt, die Zwischenräume schwarz gebeizt. Die Toledoarbeit, welche ich in Spanien an Ort und Stelle anfertigen sah, basirt auf der uralten Technik von Damaskus. Die Toledoarbeitklingen sind wie die Damascener; so fein und biegsam, daß sie Uhrfedern gleich zusammengerollt transportirt werden können.

Teppiche und Gewebe finden wir in wirkungsvollem, nie in langweiligen Mustern; die Farben sind bunt und doch harmonisch. Außerordentlich schön ausgeführte Stickereien in Gold-, Silber- und Seidenfäden leuchten uns auf Atlas, Seide, Sammet und dem gelblichweißen, gekrausten orientalischen Krepp entgegen.

Die Haremsfrauen, von denen viele glauben, daß sie nur Cigarretten rauchen und, auf schwellenden Polstern kauernd, Süßigkeiten knuspern, arbeiten besonders gern auf diesem Krepp. Und sie müssen wohl besser sein als ihr Ruf, denn es werden hier eine Menge der reizendsten Stickereien als im Harem gefertigt verkauft. Im alten Tempel von Edfu befindet sich ein Bazar, der ein Wunderwerk, von orientalischen Frauen geschaffen, zeigt. Es ist eine Handstickerei auf gelblichem Krepp. Nur weiße Flockseide und Goldfäden bilden das Muster; die Arbeit kann als Wanddraperie, als Tisch- oder Bettdecke dienen. Die Orientalen bekleiden ihre Wände meist mit Teppichen — eine Erinnerung an das Nomadenzelt ihrer Vorelteru. Können sie nicht schöne Gewebe oder Stickereien verwenden, so schaffen sie sich einen sehr wirkungsvollen Ersatz. Von Baumwollstoff in Roth, Gelb und Blau wird eine Art Mosaik hergestellt, und mit diesen Baumwolldecken (die auch waschbar sind) werden die Wände behängt. Das Material ist fast wertlos, es kommt hier nur auf geschmackvolle Muster an. Ueber dem aus großen Figuren, wie Sternen und so weiter, bestehenden Muster ziehen sich oft als Kopfleiste Koransprüche, ebenfalls aus Stoff geschnitten und zusammengesetzt, hin. Die arabischen Buchstaben eignen sich durch ihre malerische Form sehr zum Ornament; sie fehlen ja auch nie bei der Innenausschmückung arabischer Bauten, wo sie aus weißem Stuck gebildet und häufig bunt bemalt werden. Hier auf den Wandteppichen sind die Lettern gelb auf rothem Grunde.

Unsere deutschen Damen werden in dem nachgeahmten Kairo sehr gefesselt durch die orientalischen Gewebe, welche sich zu Kleidern eignen. Die schönsten dieser Stoffe bestehen aus weißer, duftiger, gekreppter Seide — wahrscheinlich ließe sich ein solches Gewand, wie im Märchen, durch einen Trauring ziehen, so schmiegsam und fein ist es.

Ein Besuch in einer arabischen Kaffeeküche ist unerläßlich, wenn man sich in „Kairo" befindet. Die Küche öffnet sich, wie auch alle Läden und Werkstätten des Südens, nach der Straße hin. Wir treten durch den ersten ihrer Bogengänge ein. Die Wände sind wie üblich mit Teppichen bespannt; hier sehen wir Decken aus bunter Baumwollmosaik in Roth, Gelb und leuchtendem Blau; Koransprüche bilden die obere Borte. Tambourinähnliche leichte Sesselchen umgeben achteckige Tische, an den Wänden ziehen sich mit Kissen belegte Bänke entlang. Das Café besteht aus einem einzigen langen Raume. An der Schmalseite desselben befindet sich ein Herd aus gelblichem Stein, der in seiner Form einer alten Kanzel gleicht. Ein weißgekleideter Koch regiert dort eine Menge seltsam gebildeter Messingkannen, die auf offenem Kohlenfeuer dampfen. Wir treten zu ihm und versuchen, einen Einblick in seine Küchengeheimnisse zu erlangen. Mit Hilfe des Französischen, von dem er einige Brocken kennt, gelingt uns das auch.

Der Kaffee wird nicht, wie bei uns, nur aufgebrüht, sondern über offenem Feuer gekocht. Man thut das Kaffeepulver, das sehr fein gestampft oder gemahlen ist, in ein Gefäß mit kochendem Wasser. Dort muß der Kaffee ein paarmal aufsteigen und wird dann mit kaltem Wasser „geschreckt", das heißt ein paar Tropfen kalten Wassers thun dem Kochen plötzlich Einhalt. Man nimmt das Getränk vom Feuer, wartet, bis der Kaffeegrund sich auf dem Boden gesammelt hat, und gießt die Flüssigkeit ab. Durch ein Sieb filtrirt wird der Kaffee nicht; was vom Grunde beim Abgießen mit in die Tasse läuft, setzt sich dort wieder auf den Boden. Daher hat der orientalische Kaffee etwas Crèmeartiges. Das Dickliche des Getränkes wird noch dadurch erhöht, daß man den Mokka gleich mit dem Zucker zubereitet. Eine solche Tasse wirklich gekochten, gesüßten Kaffees ist an ihrer Oberfläche mit buntem, schillerndem Schaum bedeckt; je tiefer man gelangt, desto breiartiger wird der Trank. Doch schmeckt der Kaffee sehr gut; man trinkt ihn immer ohne Milch, ganz schwarz.

Für die Deutschen, die oft gesüßten Kaffee nicht lieben, hat man in der arabischen Küche auch Kaffee ohne Zucker fertig. Sobald ein Gast sich auf einem der leichten Schilfsesselchen niedergelassen, kommt mit langsamem Schritt und würdevoller Miene ein kaftanbekleideter Diener herbei und fragt uns: „Zuka?" Dies eine Wort versteht er, vielleicht auch noch — wir wollen ihn nicht kränken — Ja und Nein. Wir nicken mit dem Kopfe, und er bringt uns echten Gefäßen, in kleinen blauen und weißen Fayencetassen, deren Oberkopf keinen Henkel hat und deren Untertasse sehr tief ist. Der französisch sprechende Besitzer des Cafés erklärt uns, daß diese Täßchen eine Höflichkeit für Berlin sind. In Kairo trinkt man den Mokka aus kleinen Näpfen, die man in ein durchbrochenes Messinggestell setzt, wie man es bei den russischen Theegläsern zu thun pflegt.

Einige unternehmende Damen rauchen, angefeuert durch die Herren — alle Orientalen nämlich rauchen: Herr, Diener, Handwerker, Arbeiter. Wir fragen, ob Damen solche Cafés in Kairo zu besuchen pflegen.

„Fremde wohl." (Dies mit nachsichtiger Güte.)

„Aber Aegyptierinnen?"

„O nein, niemals!" (in heller Entrüstung.) Und zur Bekräftigung fügt der Besitzer des Cafés hinzu: „Jamais de la vie!"

„Dann stellt man wohl auch in der Küche selbst nie Frauen an?"

Und wieder tönt es: „Jamais, jamais de la vie!"

Weißes Haar.

Die Sinne schlafen. Leis nur dämmert
Wie Traum noch all die Seligkeit,
Von der das Herz so wild gehämmert
In jugendfroher Tage Zeit.

Was einst das Herz uns hold umlohte,
Wie Schimmer jenes ewigen Lichts:
Dergloimmen ist es in das tote,
Das fahle Silber seines Nichts.

A. G.

Wertschätzung des Fischfleisches.

Von

C. Falkenhorst.

Zur Ernährung des Menschen sind, wenn wir von einigen Salzen absehen, drei Nährstoffe unbedingt notwendig: zuvörderst das Eiweiß, als dessen Muster das Hühnereiweiß erwähnt werden kann, ferner die jedem wohlbekannten Fette tierischen oder pflanzlichen Ursprungs und die Kohlehydrate, denen Stärke und Zucker zuzuzählen sind. In verschiedenen Nahrungsmitteln sind diese Grundstoffe der Ernährung verschieden verteilt; das Fleisch bietet uns vornehmlich Eiweißstoffe und erst in zweiter Linie Fette, deren Menge je nach der Mast der Schlachttiere schwankt. Wenn wir nun im allgemeinen von dem Nährwert des Fleisches sprechen, so haben wir dabei seinen Eiweißgehalt im Sinne. Dieser wechselt im Fleische verschiedener Tierarten und selbst in verschiedenen Stücken ein und desselben Tieres; während zum Beispiel im Rückenstück des Ochsen 14,05 Prozent Eiweiß vorhanden sind, steigt dieser Gehalt im Seitenstück auf 24,14 Prozent. Nach einer Durchschnittsberechnung aus einer Anzahl von Analysen darf man annehmen, daß im Fleisch eines mittelfetten Rindes etwa 20 Prozent Eiweißstoffe und 5 Prozent Fett sich vorfinden, und wir können noch gleich hinzufügen, daß das Rindfleisch das eiweißreichste Fleisch unseres Haushaltes ist; Kalbfleisch, Hammelfleisch und Schweinefleisch stehen ihm in dieser Beziehung nach.

Unterwerfen wir nun die auf unserer Tafel am häufigsten erscheinenden Fische einer ähnlichen Prüfung, so müssen wir sie zunächst in zwei Klassen einteilen, in fettarme und in fette Fische. Bei den ersteren beträgt der Fettgehalt nur selten mehr als 1 Prozent, bei den letzteren schwankt er zwischen 6 bis 28 Prozent.

Bei den fettarmen Fischen steht nun, was den Eiweißgehalt anbelangt, der Karpfen obenan; sein Fleisch enthält im Durchschnitt 20 bis 21 Prozent Eiweiß, kann sich also in dieser Beziehung mit dem Rindfleisch messen. Dann folgen die Scholle mit einem Eiweißgehalt von nahezu 20 Prozent, der Hecht mit 18½, der Barsch mit 18, der Schellfisch mit 17 Prozent, während die Seezunge nur 11 Prozent enthält.

Unter den fetten Fischen ist der Flußaal der fetteste; sein Fleisch birgt etwa 29 Prozent Fett, hat aber dabei immer noch einen Eiweißgehalt von 13 Prozent. Die Makrele besitzt nur 10 Prozent Fett, ist aber im Eiweißgehalt dem Karpfen gleich; das Fleisch des Salmes hat 15 Prozent Eiweiß und 6,5 Prozent Fett. Weniger günstig erweist sich die Zusammensetzung des Herings; man hat bei ihm etwa 10 Prozent Eiweiß und 7 Prozent Fett gefunden.

Was lehren uns diese Zahlen? Wenn wir bedenken, daß wir nicht immer Ochsenfleisch und nicht regelmäßig die besten Lendenstücke essen, so zeigt sich, daß das Fischfleisch sich sehr wohl als Ersatz des Fleisches unserer Schlachttiere eignet, daß es ihm im Nährwert zum Teil gar nicht, zum Teil nur wenig nachsteht. Und was die Verdaulichkeit anbelangt, so stehen sich das Fleisch der Säugetiere und das der Fische durchaus gleich. Fette Fische, wie der Aal und der Salm, sind allerdings schwer verdaulich, aber dies gilt auch vom sehr fetten Schweinebraten, während magere, gut zubereitete Fische selbst in der Krankenküche Verwendung finden.

Wie sich aber das Fleisch unserer Schlachttiere nicht immer gleich ist, wie ein abgemähter Ochse, eine ausgenützte Kuh minderwertiges Fleisch geben, wie das Fleisch zu junger und zu alter Tiere in Wohlgeschmack, Bekömmlichkeit und Nährwert weniger gut ist, so ist auch das Fischfleisch je nach der zeitweiligen Beschaffenheit des gefangenen Fisches Schwankungen unterworfen. Eine gute Köchin, eine umsichtige Hausfrau versteht das Fleisch der Schlachttiere zu beurteilen; bei der Wertschätzung der Fische sind aber die notwendigen Vorkenntnisse nicht in demselben Maße verbreitet. Und doch ist es leicht, diese zu gewinnen, denn die Güte der Fische ist an deren Alter und an gewisse Zeiten gebunden. Zu junge Fische liefern ein weiches und nicht besonders schmackhaftes, auch sehr wasserreiches Fleisch, bei zu alten Fischen ist es dagegen trocken, grobfaserig und mitunter mit verknöcherten Fasern durchsetzt. Im mittleren Lebensalter eignet sich der Fisch am besten zum Verspeisen, und dieses Alter verrät er durch seine Größe, auf die wir weiter unten eingehen werden. Die mittelgroßen Fische sind in der Regel den kleinen und größten derselben Art vorzuziehen. Was nun die Zeit anbelangt, in welcher ein bestimmter Fisch am besten schmeckt, so gilt nach Heincke, dem berühmten Fischkenner, dafür folgender Grundsatz:

Am besten ist das Fleisch aller Fische um die Zeit, welche etwa in der Mitte zwischen zwei Laichperioden liegt, also zum Beispiel beim Karpfen, welcher im Juni laicht, im Dezember und Januar, dann sind nämlich die Fische sehr fett; ihr Fleisch ist fest, und Rogen und Milch sind noch gering entwickelt. Je mehr sich der Fisch der Laichzeit nähert, um so mehr entwickeln sich Rogen und Milch, aber um so mehr nimmt auch das Fett ab, und das Fleisch wird weicher. Unmittelbar nach dem Laichen ist der Fisch als Speise am schlechtesten; er ist mager mit eingefallenem Bauch und ganz ohne Rogen und Milch. Man unterscheidet Sommerlaichfische, welche im Sommer laichen und daher im Winter am besten schmecken, und Winterlaichfische, welche sich im Winter fortpflanzen und deshalb als Ware im Sommer vorzuziehen sind.

Betrachten wir nun nach dieser Richtung hin die gebräuchlichsten unserer Fische. Geben wir einen kurzen Fischkalender, der vielen unserer Leserinnen sicher nicht unwillkommen sein wird.

Die Art und Weise, in welcher der Aal laicht, ist noch in ein Dunkel gehüllt. Er schmeckt zwar zu allen Jahreszeiten gut, am besten ist er jedoch im Sommer, wo er noch gelb gefärbt ist, während er im Winter eine graue Färbung annimmt. Der Aal wird anderthalb Meter und darüber lang, und Händler preisen oft Riesenaale als etwas besonders Vorzügliches an; die Kenner wissen aber, daß Aale von ½ bis ¾ Meter Länge am besten schmecken. Die Riesenaale sind auch zumeist sogenannte Meeraale, das heißt Fische, die in den Flußmündungen gefangen werden, selbst die Größe von 3 Meter erreichen, aber nachweislich ein sehr schlechtes Fleisch besitzen.

Die Karpfen zählen seit dem Mittelalter zu den beliebtesten Fischen in Deutschland; ihre Zucht ist bei uns seit lange eingebürgert, und die zweckmäßigsten Zeiten für Karpfenessen sind durch Sitte vorgeschrieben. In vielen Gegenden bildet der Karpfen eines der Weihnachts- und Neujahrsgerichte, und mit vollem Recht, denn er schmeckt im Dezember und Januar am besten. Ausnahmsweise können Karpfen in Teichen die Riesengröße von 1,5 Meter und ein Gewicht von 35 Kilogramm erreichen. Aber die großen Karpfen eignen sich weniger für die Tafel; eine erfahrene Hausfrau zieht Fische von 1,5 bis 2 Kilo Gewicht vor. Unter den Karpfen gibt es Exemplare, die sich vom Laichen fernhalten; man nennt sie „gelbe" Karpfen, und sie zeichnen sich durch das feinste Fleisch aus, eine Thatsache, die schon Aristoteles bekannt war. Engländer ziehen durch besondere Kunstgriffe gelbe Karpfen in ihren Teichen heran. Man unterscheidet zwischen Teichkarpfen und sogenannten „wilden Karpfen", die in Flüssen aufwachsen; letztere geben in der Regel ein schlechteres Fleisch.

Die Karausche, die nahe Verwandte des Karpfens, schmeckt wie dieser im Winter am besten. Dies gilt auch von der Schleie, die oft in sumpfigen Gewässern lebt und dann einen schlammigen Geschmack hat. Das Gleiche ist auch manchmal bei Teichkarpfen der Fall. Man sucht einen derartigen Geschmack in der Küche zu beseitigen, indem man in den Fischkessel frische Holzkohle hineinthut, aber das hilft wenig. Man muß Fische aus sumpfigen und moorigen Gewässern einige Tage, bevor man sie schlachtet, in reines, fließendes Wasser setzen, dann pflegt sich der Beigeschmack zu verlieren.

Der Hecht galt lange Zeit als ein minderwertiger Fisch, aber sehr mit Unrecht, da er, wie wir bereits gesehen haben, äußerst nahrhaft und auch wohlschmeckend ist. Riesenhechte, die ausnahmsweise selbst bis 2 Meter Länge und 35 Kilo Gewicht erreichen, eignen sich allerdings nicht für die feinere Tafel; am besten sind Hechte, die 2 bis 4 Kilo wiegen. Die Hechtsaison fällt in die Monate August bis October.

Zu den wichtigsten Nutzfischen gehört der Lachs. Er ist ein Wanderfisch, der im Sommer aus dem Meere in die Flüsse steigt, um in Quellbächen zu laichen. Es ist festgestellt worden, daß er im Süßwasser keine Nahrung zu sich nimmt, und so magert er ab, je mehr er sich vom Meere entfernt. Darum ist auch sein Fleisch zur Zeit des ersten Aufstiegs im Mai und Juni am besten. Eine Ausnahme bilden die Lachse vom unteren Rhein, die sogenannten Winterlachse, die gerade im Winter das schmackhafteste Fleisch liefern.

Zur rechten Zeit hat das Lachsfleisch eine schöne rötliche Farbe; je mehr der Fisch abmagert, desto mehr blaßt es ab, bis es zuletzt weiß wird. In der Laichzeit, die in den Herbst fällt, verändert der Lachs sein Kleid: er wird dunkler und bedeckt sich mit schwarzen und roten Flecken; man muß darum auf dem Markte den einfarbigen, silbernen Lachsen den Vorzug geben. Der Fisch wird bis 40 Kilo schwer, aber diese „guten“ Fänge sind dem Koche nicht willkommen, er lobt sich Lachse, die 5 bis 10 Kilo wiegen. Was die verwandte Lachsforelle oder Meerforelle anbelangt, so gilt auch für diese die Regel, daß man einfarbige Fische den gefleckten vorziehen soll.

Die echte oder Bachforelle ist der feinste Süßwasserfisch, und daraus erklärt es sich, daß der alte Gesner, der berühmte Naturforscher des 17. Jahrhunderts, schrieb, sie sei zu jeder Jahreszeit gut. Sie schmeckt in der That immer feiner als andere Fische; aber auch sie hat ihre Zeit, und diese hält zur Freude der Sommerfischer in die Monate April bis September; dann ist die Freude am feinsten. In Bächen erreicht sie selten eine größere Länge als 30 Centimeter und wiegt selten über 1 Kilo; in Teichen und Seen kann man sie aber bei reichlicher Nahrung mästen, so daß sie bis 80 Centimeter lang und 5 bis 6 Kilo schwer wird. Welche von den beiden Sorten besser sei, das ist Geschmackssache. Die Wahl ist bei diesem Fisch übrigens nicht groß: man ist froh, wenn man ihn überhaupt kaufen kann.

Von den deutschen Süßwasserfischen verdient die Barbe besonders hervorgehoben zu werden, nicht darum, weil sie besonders schmackhaft sein sollte, sondern weil sie der einzige mit giftigen Eigenschaften ausgestattete deutsche Fisch ist. Ihr Rogen ruft eine choleraartige Erkrankung der Darmorgane hervor, und man hat schon wiederholt derartige Vergiftungen beobachtet und unter dem Namen der Barbencholera beschrieben. Man sollte den Fisch darum während der Laichzeit gar nicht essen, und dies ist um so weniger zu bedauern, als sein Fleisch mit Gräten durchwebt ist und wegen seines geringen Geschmackes öfter als Viehfutter oder Dung verwendet wird. Die Hauptlaichzeit der Barben fällt in die Monate Mai und Juni; aber einzelne laichen schon im März und April und andere noch im Juli und August.

Die beste Zeit für andere unserer Süßwasserfische geben wir nur kurz an. Am besten sind: der Aal im Winter, der Barsch August bis Januar; Raubbarsch im Winter; Maräne oder Kilch November und Dezember; Saibling im Sommer; Schnäpel im Frühjahr und Zander im Winter. Für die Seefische gelten dieselben Regeln wie für die Süßwasserfische. So gelten zum Beispiel die Hohlheringe, das heißt die nach dem Laichen gefangenen, als die schlechteste Ware, dann kommen die Vollheringe mit Rogen und Milch, während als die feinste Ware die Matjesheringe gelten, bei denen Rogen und Milch noch nicht ausgebildet sind. Im Interesse der Volksernährung wäre es dringend zu wünschen, daß auch im Binnenlande der Konsum frischer Seefische sich hebe. Allerdings ist dabei eine möglichst rasche Verwendung des Fisches sehr geboten, da er, aus dem Wasser gezogen, in kurzer Zeit an Wohlgeschmack verliert.

Was nun die gesundheitlichen Gefahren nach dem Genusse des Fischfleisches betrifft, so sind diese vielfach übertrieben worden. Was daran wahr ist, soll im folgenden erwähnt werden.

Die Fische können Träger von Parasiten sein, von Bandwürmern, die auch auf Menschen übergehen können. Dies ist für einige Gegenden mit Bestimmtheit festgestellt. Aber von derselben Gefahr werden wir in vielleicht noch höherem Maße beim Genusse des Fleisches unserer Haustiere bedroht. Das beste Schutzmittel dagegen ist, auf den Genuß des rohen oder halbrohen Fleisches zu verzichten. Durch Braten, Kochen, genügendes Pökeln und Räuchern werden die Parasiten zerstört.

Sehr viel spricht man von einem „Fischgift“, das sich im Fischfleische bilden soll und zu vielfachen Erkrankungen, selbst mit tödlichem Ausgange, Anlaß gegeben hat. Es gibt wohl einige giftige Fische, namentlich in südlichen Meeren, aber von den bei uns konsumierten hat nur der Rogen der Barbe an sich giftige Eigenschaften. Das Fischgift, das sonst zu Erkrankungen Anlaß gegeben hat, ist ein Gift, das bei längerem Aufbewahren in jedem Fleische entstehen kann. In dieser Weise sind auch durch Würste und Wurst Menschen krank gemacht worden. Es ist allerdings zu betonen, daß das Fischfleisch mehr als das der Säugetiere zur Zersetzung neigt und zwar sowohl in frischem wie auch in gekochtem Zustande. Für die Hausfrau ergibt sich daraus die Regel, nur frische Ware zu kaufen und Fischreste, namentlich in der warmen Jahreszeit, nicht zu lange aufzubewahren. Ist das Fleisch einmal verdorben, so werden durch nachträgliches Aufkochen oder Aufbraten die gesundheitsschädlichen Eigenschaften nur zum Teil aufgehoben.

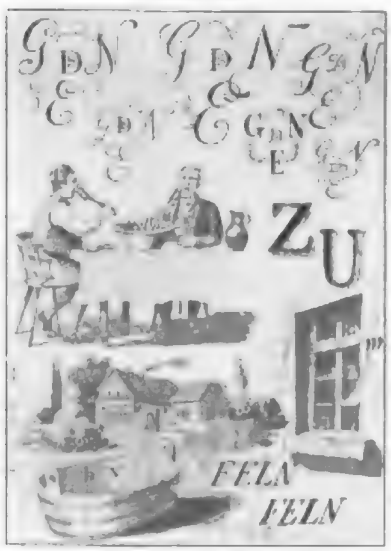
Nach einer Momentaufnahme von Hofphotograph Brandseph in Stuttgart.

Der Männergesangverein Liederkranz im Festzug.

Das V. Deutsche Sängerbundesfest in Stuttgart.

Für müßige Stunden.

Bilderrätsel.



Wechselrätsel.

Einstmals trat ich mit U ein Weib von göttlicher Schönheit,
Als heidenmörderin Zart tränkt jetzt mit L mich der Arzt.

F. W.-S.

Anagramm.

Durch seine Dramen berühmt und zum Reformator geworden
Der italienischen Kunst, die auf der Bühne daheim,
Wandelt der Dichter sich schnell, sobald du ein Fremdes verkehrt.
In einen Tragen, der einst über Venedig geherrscht.
Vielfach befangen ist später sein tragisch ergreifendes Schicksal,
Das ihn vom Gipfel der Macht führte bis auf das Schafott.

(M. Sch., Kassel.)

Auflösungen der Rätselaufgaben Seite 728:

Des Bilderrätsels: Durch Eintracht wächst das Kleine, durch Zwietracht zerfällt das Große.

Des Wechselrätsels: Jammer, Kummer, Kummer, Grimmer.

Des Schüttelrätsels: Nil — Klein — Alaun — Lindau — Hallein.

Des Silbenrätsels: Unterhaltung.

Schach. (Redigiert von E. Schallopp.)

Aufgabe 31.

Von **E. Pratignat** in Tarjan.
(„La Stratégie.“)

Schwarz.

Weiß.

a b c d e f g h

Weiß zieht an und setzt mit dem vierten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe 31 S. 696:

1. T×e7 (f2:
2. S×b3 (K×d3
3. S×c1 (K×c4
4. D×c4 matt.

A.
1. e3—e4
2. T×e7 (K×d3
3. D×c4 ab. und
4. D×c1 matt.

B.
1. e3—e4
2. S×b3 (K×d4
3. S×c1 (K×c4
4. S×e2 matt.

C.
1. beliebig anders
2. S×e7 (K×d3
3. D×c4 matt.

D. 1. T×f5—f7 matt.

E. 1. ... e4
2. S×b3 (K×d4
3. S×c1 (K×c4
4. S×e2 matt.

F. 1. beliebig anders
2. S×e7 (K×d3
3. D×c4 matt.

G. 1. T×f5—f7 matt.

Weiß zieht an und setzt mit dem vierten Zuge matt.

Partie Nr. 81.

Aus einem kürzlich ausgefochtenen Wettkampf der City of London Chess Club gegen Simpsons Divan Association. (Nach „The Field“.)

Spanische Partie.

Weiß: Physic. — Schwarz: N. Teichmann.

Weiß.	Schwarz.	Weiß.	Schwarz.
1) e2—e4	e7—e5	22) Te1—e2	La5—g1 [1]
2) Sg1—f3	Sb8—c6	23) Te2—f2	Sd2—e4
3) Lf1—b5	Sg8—f6	24) a3—a4	Se6—d7
4) 0—0	Le7—e7	25) b2—b3	c7—c6
5) Sb1—c3	d7—d6	26) Sd3—f4	Lg1×f2 [2]
6) d2—d4	e5×d4	27) Tf2—e2	Te8—e8
7) Sf3—d4	Le7—d7	28) Df1—d3 [3]	Te8×e2
8) Kg1—h1 [4]	0—0	29) Tf1—f2	Kg8—g7
9) a2—a3 [5]	Tf8—e8	30) Tf2—f3 [6]	h7—h6
10) f2—f4	Le7—f8	31) Df3—f1	e6—e5
11) Sd4—c2	h7—h6	32) Df1—f2	Df1—e1
12) Sc3—f6	Sc6—e5	33) Sf4—e2	Te8—f8
13) Lb5×c6 [7]	Df6—d7	34) Se2—f4	Se5—d7
14) b2—b4	g7—g5	35) Df2—f6	Sd7—f8
15) Le1—b2	Le8—g7	36) Sf4—d5	Sf8×d5
16) Sc2—e3	Ta8—d8	37) e4×d5	f7—f5
17) Se3—g4	Ld7—e6	38) Df6—e5 [8]	De1—e6
18) c2—c4	a7—a5	39) De5×e6 [9]	d6×e6
19) Sf6—d5	Se5—d7	40) Tf1—d1	Kg7—f6
20) Td1—d2 [10]	Sf8×e4 [11]	41) d5—d6 [12]	Kf6—e6
21) D×e4 [13]	La1×b2	und Schwarz gewann.	

[1] Der Königszug ist überflüssig. Sd4—e2—g3 war am Platze.

[2] Weiß macht ein Feld für seinen Königsläufer frei, ohne indessen später davon Gebrauch zu machen. Sd4—e2 mit nachfolgendem Lg1×f2 war noch immer vorzuziehen.

[3] Weiß überschätzt die Drohung; er sollte derselben durch 29) Dd1—d2 begegnen.

[4] Schwarz gewinnt nun einen Bauern.

[5] Weiß will nach 9) La2×g7 Se5×g4 10) h2×g3 vergleichsweise besser, da der Lg7 eine verderbliche Drohung des schwarzen Königsläufers deckt.

[6] Selbstverständlich nicht La2×e6 wegen 29) Dd1—a1, womit Weiß einen guten Angriff bekäme.

[7] Weiß konnte hier durch 28) Tf1—e1 Td2—d6 29) Dd1—f2 den Bauern zurückgewinnen, hatte aber dann nach 29) ..... Kg7—g8 30) Df2—g3 [!] eine verderbliche gefährliche Stellung.

[8] Der Bauer b2 darf nicht 38) Se3—d5 [!] sofort genommen werden. Dann folgt 38) ..... Df1—e1 [!] 39) Kh1—g2 Df1—e2 [!] 40) Tf1—e1 Df2—f3 [!] 41) Kg2—h1 Df3—f1 [!] 42) Te1—g1 Df1—f3 [!] 43) Tg1—g2 Df3—f1 [!] 44) Tg2—g1 Df1—f3 [!] 45) Tg1—g2 Df3—f1 [!] 46) Tg2—g1 Df1—f3 [!] 47) Tg1—g2 Df3—f1 [!] 48) Tg2—g1 Df1—f3 [!] 49) Tg1—g2 Df3—f1 [!] 50) Tg2—g1 Df1—f3 [!] 51) Tg1—g2 Df3—f1 [!] 52) Tg2—g1 Df1—f3 [!]

Yard and Farm

Literatur.

— Die von Professor Ludwig Bellermann herausgegebene neue Ausgabe von Schillers Werken (Bibliographisches Institut, Leipzig und Wien) ist nunmehr mit den vorliegenden acht Bänden zum Abschlusse der sogenannten kleinen Ausgabe gediehen. Die Vorzüge dieser Ausgabe bestehen vor allem in den Einleitungen und den kritischen und erläuternden Noten, welche Professor Bellermann zu den sorgfältig revidirten Texte der einzelnen Werke des Dichters gibt. Von besonderem Werte sind die historischen Erörterungen des Herausgebers, die unter anderem im 7. Bande eines der wichtigsten Werke Schillers in ein neues kulturgeschichtliches Licht rücken und die schwierige Quellenfrage zur „Geschichte des dreißigjährigen Kriegs“ zum erstenmal in wirklich befriedigender Weise lösen. Die vorliegende „kleine“ Ausgabe umfaßt die Werke des Dichters, welche für die Allgemeinheit von besonderem Interesse sind; sie wird durch drei weitere Bände zu einer vollständigen, alle Werke Schillers umfassenden kritischen und mit fortlaufenden Erläuterungen versehenen Ausgabe — der sogenannten „großen“ — ergänzt werden.

Briefmappe.

J. v. B. in Al. Sie finden erschöpfende Angaben in dem Buche „Adelslexikon“ von Ferdinand Oswald (Leipzig, Bibliographisches Institut). Mit Namen und Wappen auch aufgeführt. Ob es ein treffliches Mittel sowohl für den Touristen wie für solche, die sich für längere Dauer in den gewonnenen Ländern setzen wollen.

L. v. K. in B. Bordeaux, Wein zur Zeit Karls des Großen ein rauhes Getränk. Heute ein Nektar von nur hohen Genußwerten. Die Ehe mit dem Genuß- und Genußleben erwähnt, wurde am 28. Oktober 1100 von Heinrich dem Löwen geführt, und die Stadt sah so hohen Prunk, Kaiser Friedrich I. Barb. Bei der großen Herrlichkeit der Stadt und blühenden Handelsgeist Lübecks war Kiel bei Heinrich Löwen Residenz. Ohne Zweifel aber den Hof, wenn nicht auch an den prunkvollen Lebensweise der Stadt; Venedigs Leonin“, der Löwen Symbol. Den Umgang in der Stadt zu besichtigen Städte hat nach der Tage des Belagerers an Eifer gezeigt haben, der durch eine bittere Kälte der Alsenau hindurchwanderte. An diese anschließend vom Meister bestätigten Zeile wurde nicht starke Macht gehalten, und der überkommen die Zeilende die Mauer.

J. T. in Zl. Das Städtische Technikum zu Neustadt in Mecklenburg hat vielleicht der letzten Abgangsprüfungen 25 Techniker mit dem Zeugnis der Reife erhalten. Hiervon erhielten auf die Maschinentechniker-Abteilung 9 Bräcker der Abteilung. Die Baugewerkschule ist hierbei mit 35 Schülern beteiligt. Der Anfang des Sommersemesters ist auf den 12. Oktober und der Semesterbeginn auf den 2. November gelegt worden. Programme sind unentgeltlich vom Direktor zu beziehen.

Shamrock. Die Lieder und Balladen von Robert Burns sind in einer vortrefflichen Auswahl in C. Hendels Bibliothek der Gesamtliteratur (Halle a. d. S.) erschienen. Zur Veranschaulichung sind Isabellen und zum weiteren gelungen hinzugefügt aus der Feder der Herausgeberin, Mitarbeiterin Frl. Zeiger.

G. A. Jaffé. Die Lösung ist doch schon zu verbessern.

Richtige Lösungen sandten ein: F. K. in St. Ingbert (4), Dr. E. in O., „Abendrast am Pilatus“ in Alpnach-Stad (5), G. Graf in Troppau, Fr. Ida Brenner in Rohitsch (5), Hochter Autorin in Ebermann, „Antoinette“ in Paulsnest, „Gegner und Märchen“ in Dorpat, Tee Dirnmayer in Leipzig, C. v. K., stud. jur. in Heidelberg (3), Amalie Bienenfeld in Breslau, „Grieg und Gänslie“ in Friedrichshafen, Annie Lieb in Quarzbitz (3), „Torrens“ in Elze, Fr. Nele Hedinger in München (4), Oberlt. v. D. in B. (3), Gretchen Hohlraum in Kissingen, Konrad Dreyer in Petersenbeide, „Liga“ in Stuttgart (3), „Musikalische“ in Goslar, (Ein vino veritas!) Dr. Lorenzen bei Neu-Heed (4), Konrad Pfeiffer in Bern, L. in Paris (5), Apostle Zaorer in Tirolshare (5), „Die kleine Olga“ in Hamburg (3), „Lolita“ in Riga (5), „Dora und Hart“ in Kreis, Emma v. Saltern in Cuxhv, „Lorelei“ in Bielefeld, Eduard Reiff in Emmendingen (5).

Heimdallsorakel.

Ad. H. in W. Bei den vom Gallitzin Verschiedenen kommt alles darauf an, den Körper möglichst rasch abzukühlen und ihm Flüssigkeiten zuzuführen. Man trage denselben den Patienten an einen kühlen Ort, lege ihn mit reichlich Oberkörper, Hände und entfernt sämtliche beengenden Kleidungsstücke, löse ihm Kehle Luft zu und bedecke ihn mit kaltem Wasser, indem man kalte Umschläge auf Kopf und Brust, Stirn die Atmung, so daß man sofort jemand, der künstliche Atmungsbewegungen zu machen im Stande ist.

Eduard M. in B. Die nächst heutigen Anleihe in der Reichswährung heißt man nach Gegen der Reichsanleihe. Besonders Sie die Posten durch Ansprüche der Kur und warmen Kamillenaufguß und setzen Sie die Kaltwasserkur mit kaltem nasser Packung oder auch mit Douche an, so wird sich Ihr Leiden bald bessern.

J. M. in Linz. Daß für an Bleivergiftung leidender Patient fortwährend sich seines Gemüts verlegt, ist völlig natürlich. Bekommt derselbe auf Wasser Theetee, so raten wir Ihn, selben Thee oder Kaffee und so weiter zu trinken. Dr. F.

Handschriften-Beurteilung.

L. G. in Löwe. Reinmut, fest, energisch, etwas unbeholfen, nicht hinterlistig und gerecht, als scharf und gerade. Natürlich und mehr praktisch als theoretisch-ideal angelegt.

J. v. G. in Graz. Die Bedingungen für private Erledigung sind folgende: 1. Mängel Manuskript; ein oder mehrere gesondert geschriebene Schriftstücke, etwa 20 Zeilen, womöglich weder Namen noch Marken. Zur Begutachtung genügen oder gefälliger Schriftstücke ist möglichst reichliches Material zur Verfügung verwendet erwünscht. Auf Wunsch erfolgt das Material unbedingt gratis liefern bei Nachnahme die 20 Pf. — 25 Gld. für je 15 Gld. extra bezahlt ist. II. Porto: a) graphologisches Charakterbild à Mk. 3.20, fr. 3.75, fl. 1.50; b) graphologisches Charakterbild, ausführliche Schriftanalyse, Talentbestimmung à Mk. 6.20, fr. 8.75, fl. 3.50; c) graphologisches Charakterbild, ausführliche Schriftanalyse, Talentbestimmung, Berufswahl, Ehe, einzeln erläutert, à Mk. 9.20, fr. 10.50, fl. 4.50. Bei Anfrage (Begründung (Handschriftenerklärung) — schreiben und interessiert — ja je bezeichnen Sie. Verantwortl. Redakteur: V. Meyer, Kapsel (Elsaß). — Ihre Schrift hat

Liebe Hoffnung!

etwas Gefühlsleid, Unentschiedenheit, das auf Gleichgültigkeit deutet, aber der Graphe entbehrt. Ihr ganzes Wesen ist kein laut und sucht elegant, wahrs durch Ungeduld ausgeschlossen Feingefühl bekommen. Sie sind offenbar und artistisch klug: energisch und mehr langsam und gründlich als rasch ergreift sie. (Die Formen der Schrift sind gebildet, aber schwer, die Buchstaben oft weggelassen, in scharfen Winkel angeriet, die W. W. sc. sind ungeschickt abgekürzt und machen Lage halben weitwarige Verbindungen an ihnen hier.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Belletristische Neuigkeiten.

Pave, der Sünder.

Eine Geschichte aus Dalmatien

von

Bernhardine Schulze-Smidt.

Preis geheftet ℳ 5.—; elegant gebunden ℳ 6.—

Auf dalmatinischem Boden hob abspielend, gewährt der Roman fesselnde Einblicke in das Leben und die merkwürdige Anschauungsweise des wilden kraftvollen Volksstammes — in eine Welt, wo Ehe ohne Trauschein als alltägliches Leben scheinen verschlungen.

Maximum.

Roman aus Monte Carlo

von

Ossip Schubin.

Preis geheftet ℳ 6.—; elegant gebunden ℳ 7.—

Der Roman nach die Gegensätze zwischen dem verschollenen Ort Gerolstein Juwel der Ort Monte Carlo bildet, und drei verschiedenen Typen womit die internationale Spielhölle die Wunder der Natur entwirft, in helle Licht. Jedem die brutalste Verlockung darlegt, welchen Höllenreiz besitzt der Spielwut schon auf sich angelegte Charaktere ausübt, eigentlich in wahre Spannung; den Untergang des Helden, der nicht schuldlos ist, aber doch mitschuldiger erscheint, verklärt in versöhnend durch das große Opfer, womit er die begangenen Fehler sühnend, dem Tode das Glück fährt.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes

Allfällige Inseraten-Aufträge bei **Rudolf Mosse** Annoncen-Expeditions für das verbreitetste Fremden-Journal Land und des Auslandes.

Anzeigen

Insertions-Gebühren für die fünfgespaltene Petitzeile-Zeile 1 ℳ 80 ₰ Reichswährung.

in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, Posen, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Gesetzl. Geschützte Handels-Marke

„MAIZENA“

The NATIONAL STARCH MANUFACTURING COMPANY

NEW YORK, U. S.

Unübertrefflich z. Herstellung von Puddings, Torten, Mehlspeisen. Für Suppen u. Saucen. Das beste Nährmittel für Kinder und Kranke. Überall Vorräthig.

Schwarze Seidenstoffe

sowie weisse und farbige jeder Art zu wirkl. Fabrikpreisen unter Garantie für Echtheit und Haltbarkeit von 55 Pf. bis M. 15 p. M. porto- und zollfrei ins Haus. Muster und direkteste Bezugsquelle für Private. Tausende von Anerkennungsschreiben. Muster franko. Doppelporto Briefporto nach der Schweiz.

Adolf Grieder & Cie., Seidenstoff-Fabrik-Union, **Zürich**

Königl. Spanische Hoflieferanten.

Allgemeine Renten-Anstalt

Gegründet 1833. zu Stuttgart Reorganisiert 1855.

unter Aufsicht der Kgl. Württ. Staatsregierung.

Gesamtvermögen Ende 1895: ca. 75 Millionen Mark,

Aller Gewinn kommt ausschließl. den Mitgliedern d. Anstalt zugut.

Rentenversicherung.

Jährliche oder halbjährliche Leibrenten, zahlbar bis zum Tode des Versicherten oder bis zum Tode des längst Lebenden von zwei gemeinschaftlich Versicherten, sowie aufgeschobene, für späteren Bezug bestimmte Renten.

Hohe Rentensätze. Alle Bedenken beseitigt. Eintritt zu jeder Zeit und in jedem Lebensalter. Rentenberechnung vom Tage der Einlage ab. Bisherige Rente über M. 1,800,000.

Auch Lebensversicherungen werden unter den günstigsten Bedingungen abgeschlossen.

Nähere Auskunft, Prospekte und Antragsformulare bereitet auf den Namen der Anstalt, Telegramm-Adresse Nr. 2426 in Stuttgart, sowie bei den autorisirten Vertretern.

Patent Vodel

Unterkleid der Zukunft

Woll-, Baumwoll- u. Leinen-System

in einem Gewebe oder Gewirke vereinigt.

Keine Waschvorschrift, trotzdem **kein** Eingehen und **kein** Verfilzen.

Von ersten Aerzten begutachtet und empfohlen.

Zu kaufen in allen besseren Detailgeschäften der betreffenden Branchen.

Alleinvertrieb: **Kurzhals & Wellhausen,** Greiz.

Flügel, Pianinos, Harmoniums,

altbewährter Güte und Dauerhaftigkeit

„Schiedmayer, Pianofortefabrik“

vormals J. & P. Schiedmayer. **Kgl. Hoflieferanten.**

Genaue Adresse: **Neckarstrasse 12, Stuttgart.**

Grösste Fabrik dieses Namens. — Stammfirma gegr. 1781.

Königliche höhere Webeschule Sorau N.-L.

Beginn des Sommersemesters der **Musterzeichnenschule für Damen** am 20. Oktober 1896. Programme und nähere Auskunft durch die Direktion.

Volle Mahlzeit **Magenleidenden** Sofortige Hilfe

Nach Meinung aller Medizinmänner, Missionäre, Ärzte und Sprachverderber! Nur nach Genuß aller der Menschheit jederzeit Ehren verursachenden, alle Übelstände beseitigenden Speisen bereitet, einen Verdauung anregend und ekelhaften Übelkeit!

„Magenheil“

alle Magenbeschwerden (die leider nicht einmal Krankheit, in jedem Alter und Stadium vom Säugling bis zum Greise zu beseitigen und bewirkt schleunigst Verdauung hervorrufen! Broschüre gegen 3 Pfennig-Marke gratis und franko. a Tee M. 1.50 nur bei

Heinr. Senf, Köln, 23 Rheingasse 23.

Bei mindest. 3 Teilen für Deutschland franko. Nachnahme extra.

Christofle-Bestecke Fabrikpreisen. Fabrikniederlage **Stuttgart,** Königstrasse 22.

— Berlin W. 30, Zietenstrasse 22. — im eigenen, nur für Unterrichtszwecke eingerichteten Haus

Vorbildungs-Anstalt

(Militär-Pädagogium)

von

Dir. Dr. Fischer.

1868 staatl. konzess. für alle Militär- u. Civilexamina. Unterricht. Exquisite Zahl. Referenz, vorzüglich empfohlen von den höchsten Kreisen. 1895 bestanden 103 Fähnriche. 18 Primaner, 6 Obersekundaner, 10 Einjährige, 3 Abiturienten. Prospekt gratis und franko.

Söhne angesehener Eltern, die aus Neigung u. Beruf i. freier Natur oder Gewandheit tüchtigen den **Gärtner-Beruf** ergreifen finden gut. günstig. Bedingungen Aufnahme in d. **Gärtner-Lehranstalt Köstritz** Thür. Man verlange Prospekt d. Direktion

Stottern

heilt **Prof. Rudolf Denhardt** staatl. Honorar nach Heilung. **Eisenach** Prosp. gratis

Certif. 1878 No. 13, 1879 No. 5. **Einzige** Anst. Deutschl. i. herrl. Lage, direkt bei **staatl.** ausgezeichnet, exakter L. & S.

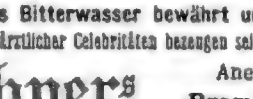
Kaiser Wilhelm II.

Gesichtshaare und ihre Heilung nach weltbekannt. wissenschaftl. Methode. Prospekt v. Dr. Unna-Lorenz gratis J. Alt, Buchhdlg., **Frankfurt a. M.**

Andreas Saxlehner in Budapest,

kais. und kön.

HOF-LIEFERANT.



Analysirt und begutachtet durch Liebig, Bunsen, Fresenius, Ludwig.

Saxlehner's Hunyadi János Bitterwasser

ist einzig in seiner Art.

Als bestes natürliches Bitterwasser bewährt und ärztlich empfohlen.

Mehr als 400 Gutachten ärztlicher Celebritäten bezeugen seinen eminenten Heilwerth.

Saxlehner's Bitterwasser

Anerkannte Vorzüge:

Prompte, verlässliche, milde Wirkung.

Leicht und anhaltend vertragen. Gleichmässiger, nachhaltiger Effect. Geringe Dosis. Milder Geschmack.

In den Mineralwasser-Depôts und Apotheken erhältlich. — Man wolle stets ausdrücklich verlangen:

Zum Schutze gegen irreführende Nachahmung:

Auf jeder Etiquette der echten Hunyadi János Quelle befindet sich Firma und Namenszug „Andreas Saxlehner.“

Saxlehner's Bitterwasser

Unverschwerte schwarze Seide

Stehli & Co. in Zürich.
gegründet 1840.
Besitzer der großen mechanischen und Handwebereien in Hofelden und Bühl.

Keine Täuschung mehr!

Seidenstoffe

direct an Private — ohne Zwischenhandel — in allen Qualitäten und Farben von 1 bis 18 Mark per Meter.
Muster franco.
Michels & Cie., Königl. Sächsische Hoflief., Berlin, Leipzigerstr. 43.

Patent 30,027.

Gegen Blutarmut!

Dr. Pfeiffers Patent 30,027.

Jessen'sche Ludwigs-Apotheke in München.

16 Preis-Medaillen. - 7 Goldene.
Zahnwasser, Zahnpasta, Zahnpuder

DENTIFRICES DOCTEUR PIERRE
DE LA FACULTÉ DE MÉDECINE DE PARIS

Hygienische absolut säurefreie Präparate.
Berühmt durch ihre aromatischen und antiseptischen Eigenschaften
Ueberall erhältlich

THEE Heinr. Wilh. SCHMIDT
FRANKFURT a/M. Neue Krämer 20.
Gegr. 1730.
Theespecialmischung Mk. 2.50 3. 4. 5. pr. Pfd.

Erfrischende, abführende Fruchtpastille
TAMAR INDIEN GRILLON
Gegen VERSTOPFUNG
Hämorrhoiden, Congestion, Leberleiden, Magenbeschwerden
PARIS 243, Rue des Archives. In allen Apotheken.

Schutzmarke
Chinosol
Neues antiseptisches Hausmittel.
CHINOSOL,
gegen Bakterien 40mal stärker als Karbolsäure,
aber ungiftig und unschädlich im Gebrauch.

Jünger & Gebhardt
Berlin
Riviera-Veilchen,
Quintessenz

Franz Christoph's
Fußboden-Glanzlack
Selbst trocknend, geruchlos.
Franz Christoph, Berlin NW., Schiffbauerdamm 13.

Stottern
Dresden-Blasewitz

Angelgeräte-Fabrikation
H. Stork
in München.
Nordendstrasse 3
15 mal Preisgekrönt: London, Berlin, Chicago, Hannover, Köln etc.
Grösstes Lager Deutschlands. Fachmännische Bedienung.

CHOCOLADEN, CACAOS, Biscuits, Cakes
von
B. SPRENGEL & Co.
HANNOVER
sind unübertrefflich.
Zu haben in fast allen besseren Geschäften

Technikum Mittweida.
Königreich Sachsen.
Höhere Fachschule für Elektrotechnik und Maschinenbaukunde.
Programm etc. kostenlos durch das Sekretariat.

Keine Arzneimischung · Dr. Renhos · Kein Geheimmittel
Palmen-Christi-Frucht-Bonbons

Fabrik chem.-pharmaceutischer Präparate G. T. P. Richter, Berlin SO. 33.

Das beste u. berühmteste Toiletpuder
VELOUTINE FAY
EXTRA POUDRE DE RIZ
mit BISMUTH zubereitet. — 9, Rue de la Paix, PARIS

Schering's Pepsin-Essenz
Verdauungsbeschwerden, Sodbrennen, Magenverschleimung,
Schering's Grüne Apotheke, Berlin N., Chausseestraße 19.

Gebr. Pintsch
Hochdruck
Verband-Verschlüsse

Technikum Neustadt
Mecklenburg.

In unserem Pensionate

Nur für Damen!
Damentuche.
Alf. Walters Tuchversand, Worms a. Rh. 13.

PATENTE
RICHARD LÜDERS,
Görlitz.

Zauber-

RICH. MAUNE,
Dresden-Löbtau
Kranken-Fahrstühle
Kranken-Selbstfahrer,
Universalstühle
Tragestühle
Lesepulte
Fußlager

Abonnements

ARRETT SMITH

Viel Vergnügen

Zurück
FERAXOLIN

Statt Eisen
Statt Leberthran
Dr. med. Hommel's Haematogen
mit grossem Erfolge angewandt.
Nicolay & Co., Hanau.

Migränin
(Name geschützt.)
gegen Kopfschmerzen jeder Art
dargestellt von den Höchster Farbwerken in Höchst.
Migränin-Höchst ist in den Apotheken aller Länder erhältlich.

Heilanstalt für Hautkrankheiten.
Leipzig-Lindenau, Dr. med. Ehle.

Bad Ems

Gossmann's
Naturheil-Anstalt Wilhelmshöhe bei Cassel.
Anerkannt schönste Naturheil-Anstalt Deutschlands.
Dr. med. Bloemahl.
Dr. med. Sophie Isenberg.

Seit mehr als 100 Jahren ist das beliebteste Parfüm der feinen Welt
№ 4711 Eau de Cologne
(Blau Gold Etiquette)
Ferd. Mülhens
№ 4711 · Köln a/Rh.
In allen feinen Parfümeriegeschäften zu haben.

Burk's
Arzneiweine
Burk's Pepsinwein (Essenz).
Burk's China-Malvasier.
Burk's Eisenchinawein.
C. H. Burk, Stuttgart.

Natur-Heilanstalt
Johannisbad
Eisenach, Thür.

Krankenfahrstühle, Krankenstühle, Tragstühle, Bettstühle, verstellb. Kopfkeilkissen, Zimmer-Closets, Douche-Apparate, Closhalter, warme Bäder.
Aug. Spangenberg
Berlin SO.
Stralauer-Strasse 11.

LOHSE'S
Maiglöckchen
Taschentuch-Parfüm — Seife
Puder — Toilette-Wasser Brillantine
Eau de Cologne.
Nur ächt mit der vollen Firma des Erfinders
Gustav Lohse
Berlin, 45/46 Jäger-Strasse.
In allen Parfümerien, Droguerien, Apotheken, sowie bei allen Confiseuren des In- und Auslandes käuflich.

SALONIQUE
Cigaretten
Neueste Marke
der Compagnie Laferme, Dresden.

OTTO HERZ & Co
Frankfurt a. Main
anerkannt bestes Fabrikat
berühmt durch SOLIDITÄT
ELEGANZ und vorzügl. PASSFORM
En gros. Export.
Detail-Vertretung an allen grösseren Plätzen.

ODONTA
Zahn-Wasser
zur Pflege des Mundes und Erhaltung der Zähne
Wolff & Sohn
Verkaufs-Niederlagen in allen besseren Parfümerie-, Friseur u. Drogen-Geschäften.

LIEBIG
COMPANY'S
FLEISCH-EXTRACT
Nur aecht, wenn jeder Topf den Namenszug J. Liebig in blauer Farbe trägt.

Das Fleisch-Pepton
der Compagnie Liebig
ist wegen seiner ausserordentlich leichten Verdaulichkeit und seines hohen Nährwerthes ein vorzügliches Nahrungs- und Kräftigungsmittel für Schwache, Blutarme und Kranke, namentlich auch für Magenleidende.
Prof. Dr. M. von Pettenkofer — Prof. Dr. Max von Pettenkofer
Käuflich in Dosen von 100 und 200 Gramm.

Locomobilen
mit verbessertem auszieh-baren Röhrenkessel, fahrbar und feststehend
MENCK & HAMBROCK.
ALTONA-HAMBURG.

CHOCOLADEN
von
AMEDEE KOHLER & FILS
in LAUSANNE
Marke für feine Spezialitäten
SCHWEIZ

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Über Land und Meer
Deutsche Illustrirte Zeitung
Stuttgart, Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt.
Erscheint vierteljährlich 13 Nummern.

Kaiser Wilhelm.

Von Paul Heyse.

lauter Freude gab er dann Enrico einen Rippenstoß.

Agathe ließ die Kinder waschen, kämmen und in langen Nachthemden in Helenens Bett bringen. Die Kleinen konnten vor Wohlbehagen und Gelächter über die ungewohnten Gamisoles lange nicht einschlafen und plauderten noch stundenlang über ihr Glück. Als abends Herr Gauvin von einer längeren Geschäftsreise zurückkehrte, erzählte Agathe von den kleinen Vagabunden, worauf Herr Gauvin zu ihnen ins Zimmer trat. Sie waren aber mittlerweile eingeschlafen und konnten den etwas kalten Mann nicht durch ihr treuherziges Wesen gewinnen. Er verstand das Wohlthun überhaupt auf andere Art als seine Mutter und Frau. So wurde denn beschlossen, die zwei Kleinen zu Antipadre in Pflege zu geben, bis man Alfredo gefunden, und dann allen dreien die Heimreise nach Neapel zu bezahlen. „Ich für mein Teil hasse menschliches Ungeziefer wie tierisches und will damit nicht in Berührung kommen," sagte Gauvin noch leichthin, dann reiste er zu neuen Geschäften nach Bordeaux. Agathe brachte die Kinder zu Antipadre und zahlte für einen Monat Pflegegeld in so reichlicher Menge, daß der Schuster die Kinder „wie Prinzen" halten wollte. In Wahrheit aber lernte Leopoldo Stiefel flicken, während Enrico das Kochgeschirr abwusch und dabei lustige Lieder sang.

Agathe machte sich nun auf die Suche nach dem Kranken. In Monaco erfuhr sie, daß allerdings Ende März ein kranker Musiker eingesperrt und ins Spital geschafft worden sei, dort sei aber kein Platz gewesen, ihn länger als acht Tage zu behalten; nach dieser Frist habe man ihn den französischen Gendarmen übergeben, welche den Italiener entweder über die Grenze in seine Heimat oder nach Nizza, dem letzten Aufenthaltsorte des jungen Menschen, führten. Sofort fuhr Agathe nach der zweitnächsten Station Ventimiglia. Sie erfuhr vom Konsul, an den sie sich wendete, daß ein Musiker vor kurzem „weiterbefördert" worden sei, doch stellte es sich nach langem Nachforschen heraus, daß der Betreffende ein Harmonika spielender Bettler aus Udine war. Todmüde und ohne Trost kehrte Agathe heim, wo Großmama in wahrer Qual den Tag hingebracht hatte und nicht begreifen wollte, daß ein Mensch so spurlos verschwinden könne. Nächsten Morgen ging Agathe zur Polizei, welche nichts wußte, dann von einem Spital ins andere, ohne den Vermißten zu finden, bis es ihr einfiel, in einem der zahlreichen Asyle nachzufragen, wo fromme Schwestern Kranke jeder Konfession aufnehmen und pflegen, ohne nach Namen oder Stand zu fragen. Die Agathen persönlich bekannte Oberin erriet gleich nach der Beschreibung, um wen es sich handle, doch sei der Arme schwer typhuskrank, deshalb könne man Besuche nicht erlauben, heute wenigstens nicht. Doch Agathe verlor den Mut nicht, sie sandte nächsten Tages Obst, Wäsche, „Rekonvaleszentenliqueur", da Schwestern und Kranke keinen Wein trinken dürfen, und fuhr dann nachmittags wieder zum Asyle, „um dasselbe zu besichtigen".

Schwester Hedwig, welche durch die Geschenke und ein für die Kapelle zu stiftendes Bild sehr milde gestimmt worden war, führte Agathe selbst überall herum und meinte dann plötzlich: „Wenn Sie keine Furcht haben, können Sie auch die Isolirten besuchen!" Die tapfere Agathe bat darum, und so stand sie denn nach kurzer Zeit vor Alfredos Bett. Er war bewußtlos und fast unkenntlich! Die Ringelhaare waren geschoren, das Gesicht aufgedunsen und mit hochroten Punkten bedeckt, die Lippen geschwollen, als ob sie platzen wollten; er litt an Nothlauf und Nervenfieber zugleich. Agathe traten die Thränen in die Augen vor Mitleid, sie legte eine Hand auf seine brennende Stirn und murmelte: „Ach, Alfredo, du armes Kind!" Mühsam öffnete er die Augen, blieb aber bewußtlos, und fast unhörbar flüsterte er: „Madonna, addio". Dann wälzte er sich unruhig hin und her und begann zu phantasiren, wie es Leopoldo geschildert: von Gold, Schlachten, Hochzeit, Ständchen und Blumen.

Nach zwei Tagen erschien Agathe wieder und hatte Leopoldo mitgebracht. Dieser stieß beim Anblick des totgeglaubten großen Bruders ein solches Freudengeheul aus, daß er aus dem Saale geschafft werden mußte. Alfredo erwachte, und als ob er noch zu träumen glaube, starrte er vor sich hin, doch erkannte er Agathe und streckte wie ein Kind die Hand nach ihr aus. Sie legte ihre Hand auf seine Stirn und fragte: „Nun, wie geht's denn?" — „O Madama, ich weiß es nicht, ich bin so schwach," und zwei dicke, wie Oel von den Wimpern sich lösende Tropfen rollten die glühenden Wangen herab. Als Agathe sie ihm abwischen wollte, küßte er ihr die Hand und flüsterte: „Ach, wie gut Sie sind, Madama! Glauben Sie, daß ich je wieder gesunden kann?" — „Gewiß, Alfredo, nur Mut und Ruhe brauchen Sie."

Großmama, welche immer mit lebhafter Teilnahme von dem Schützling sprach, hatte ihre Altersschwäche wieder einmal überwunden. Sie kramte in ihren alten Sachen und legte für Alfredo einen erträgten „Magenwärmer" und etliche italienische Poesien zurecht, Tasso, Leopardi, Manzoni, wie man sie unbedacht jungen Menschen zu lesen gibt, ohne zu bedenken, wie verheerend solche Bücher auf Phantasie und Seele wirken können. Alfredo zählte nun die Tage, die Stunden, wenn seine Gönnerin kommen sollte, und erschien sie endlich, meist in Begleitung eines der beiden Brüder, so kam und ging das Blut in sichtbaren Wellen in seinen Wangen. Einmal faßte er all seinen Mut zusammen und fragte leise: „Ist Mademo-isela nun verheiratet?" — „Ja." — „Ist sie glücklich?" — „Gewiß, Alfredo, und noch mehr, zu Weihnachten werde ich Großmama." — „Aber, Madama, Sie sind ja noch zu jung!" — „Du guter Junge, ich bin genau so alt wie Deine Mutter." Er schüttelte nur den Kopf, als sei das etwas Unfaßbares. Nach einer Weile sagte er: „Madama, ich muß Ihnen doch gestehen, warum ich verhungern wollte und warum ich so schwer krank geworden bin." — „Ich weiß es, Du armes Kind," entgegnete sie. Er nickte wieder still vor sich hin, dann sah er sie treuherzig an und fragte: „Verzeihen Sie mir das?" — „Gewiß, Kind," lächelte sie. — „O Madama, wie gut sind Sie! Aber ich muß Ihnen auch noch beichten, daß ich in die Kirche gehen wollte — um — um — den glücklichen Bräutigam zu erwürgen, oder — ich weiß selbst nicht was — dann fühlte ich aber doch nicht die Kraft dazu, und das versetzte mich in solche Wut. Aber jetzt, Madama, jetzt bin ich gar nicht mehr zornig, wenn Sie mir auch jetzt noch verzeihen ..." — „Wenn Du versprichst, nie wieder solchen Gefühlen nachzugeben!" Feierlich gab er ihr die Hand darauf, und von dieser Stunde an gehörte sein ganzes Gefühl dieser Frau. Er liebte Helene in ihr, zugleich auch seine Mutter.

Das Lesen der unsterblichen Poesien versetzte ihn in förmlichen Taumel; er fühle ganz das Gleiche, bildete er sich ein, und versuchte nun selbst einige Reime zu finden. Zumeist waren es Umdichtungen des eben Gelesenen, dann fielen ihm alte Wallfahrtslieder ein, und ohne Bedenken schrieb er statt „Madonna" — „Madama". Doch hütete er sich, die Angebichtete das Geringste merken zu lassen.

Als er endlich wieder hergestellt war und ausgehen konnte, war sein erster Weg zur Familie Gauvin; doch fragte er nicht nach den Damen, sondern nach dem Herrn. Er war während der Erholung um einen halben Kopf größer geworden, der Lippenflaum zu einem Schnurrbärtchen zusammengewachsen, die ganze Gestalt entwickelter, männlicher geworden, so daß ihm nun Gauvins alte Kleider gerade paßten.

In wohldurchdachten Worten dankte er für alle Güte und Wohlthaten, welche er nun schon so lange erhalte, und bat, man möge ihn als Diener oder Schreiber aufnehmen, damit er einen Teil seines Dankes abtragen könne. Herr Gauvin, der immer nur von „den Kindern" hatte sprechen hören und nun einen so ausgewachsenen, langen Schützling seiner Frau vor sich sah, verhielt sich sehr kühl und reservirt, was Alfredo sofort schmerzlich an Helene erinnerte. Gauvin machte ihm begreiflich, daß, nachdem man so mütterlich an ihm gehandelt, man ihn nun nicht als Diener oder Stallpagen behalten könne. Alfredo sei über siebenzehn Jahre alt, müsse heimreisen und etwas Tüchtiges, Reales lernen: Schuhmacher, Bäcker, Landmann. Die Zeit des Spielens sei nun vorüber. Er wolle ihn gern für die erste Zeit unterstützen, aber nicht in Nizza, sondern in Neapel. Hier hätten alle genug Sorgen für das zu erwartende Familienereignis und könnten sich nicht länger mit Fremden abgeben. Alfredo solle abends mit den Brüdern zu Tische kommen, damit man doch einmal die berühmte „Barcarole" zu hören bekäme.

Auf Alfredo hatte die ganze Unterredung wie ein Sturzbad gewirkt, und lange Zeit überlegte er, ob er zu diesem Manne überhaupt nochmals gehen solle. Doch wollte er „Großmama" wiedersehen. Daß er darunter Agathe meinte, gestand er sich selbst nicht ein.

Leopoldo und Enrico waren hocherfreut, bei „Madamas" eingeladen zu sein, doch die Anwesenheit des Hausherrn verschüchterte sie derart, daß sie kaum zu essen wagten, zum Singen waren sie aber nicht zu bewegen.

Aus dem großen Quintett ward also ein Duo. Trotz der gedrückten Stimmung Alfredos klang seine Stimme recht schön und schwelgte förmlich, sich mit Agathens Mezzosopran zu vereinen.

Großmama, welche den Kindern zuliebe bei Tische erschienen war, verlangte das Lied da capo und summte leise mit. Gauvin schlug mit der geringten Hand im Takte an sein Glas und rief dann schließlich: „Bravo, sehr schön, wirklich ausgezeichnet!" Alfredo bekam dadurch Mut und bat Agathe, sie möge auf der Guitarre oder dem Klaviere langsam, im Sechsachteltakte den D-moll-Akkord wie einen Walzer spielen, er habe ein Lied gedichtet. Agathe stand auf, und Alfredo zeigte ihr auf der Guitarre, wie er die Begleitung wolle, und flüsterte, während Agathe sich ans Klavier setzte: „O Madama, o ..." Dann beherrschte er sich und begann zitternd und kaum verständlich zu singen. Nach der ersten Strophe aber fand er all seine Kraft, und strömte sein ganzes Empfinden in dem naiven Liede aus:

„Es geht ein ewig Sehnen
Durch Wald und Hain und Flur,
Es birgt ein unnennbares
Gefühl in der Natur.

Es duftet, rauscht, flüstert,
Man möcht' vor Lust vergehn,
Man schwebt wie in den Sternen
Was ist denn nur geschehn?

Die Liebe ist gekommen.
Der Lieb' in ganzer Macht
Der Lieb' zur schönsten Frauen,
Die mich so selig macht!

Die Liebe ist das Leben!
Sie leidet und sie trennt,
Sie ist die große Gottheit,
Der alles sich bekennt.

Sie reichet über Meere,
Sie überbrückt das Grab —
Und reicht doch nicht zur Sternen,
Die ich erwählet hab'!"

„Wirklich nett, sehr nett. Sie haben viel Talent," warf Herr Gauvin hin, nachdem er einen kleinen Hustenanfall überwunden hatte. Alfredo heuchelte Unbefangenheit und sagte zu Agathe, welche blutrot geworden war: „Madama hätte in der dritten Strophe crescendo spielen müssen und in der letzten alle Töne herabsehen — so — so — meinte ich." Damit griff er auch schon in die Tasten. „Ach, wenn ich doch Musik studiren könnte, ich habe das ganze Herz voll von Liedern." — „Ja ja, Kinder, das ist alles recht schön und lieb," unterbrach ihn Herr Gauvin, „aber wir leben nicht mehr in der Zeit der Minnehöfe und der Troubadours. Wir müssen schaffen, arbeiten, Nützliches leisten oder Tüchtiges lernen. Damit Sie das können, junger Mann, gehen Sie in Ihre Heimat, trachten Sie, einen Kapellmeister zu finden, der sich Ihres Talentes annimmt. Dann geben Sie uns Nachricht, wenn Sie etwas Ordentliches geworden sind. Hier haben Sie für die Reise und für etliche Monate Wartegeld! Und nun Gott befohlen, junger Mann — ade, liebe Kinder, ich muß nun noch arbeiten, um wieder Geld zu verdienen. Lebt wohl, keinen Dank, addio!" Und ehe Alfredo sich recht empfehlen oder den Damen die Hand hätte geben können, war er mit den Brüdern hinausgeleitet worden, über die Treppe gekommen und stand nun verblüfft im Hausflur.

Wut, Scham, Liebe und Verzweiflung, Seligkeit und Haß stritten in seiner Seele so wirr durcheinander, daß er keinen klaren Gedanken fassen konnte. Nur das eine wußte er, daß er nicht abreisen könne, ohne von Agathen Abschied zu nehmen.

Die zwei Kleinen schienen seine Gedanken erraten zu haben, sie eilten wie auf Verabredung in das Hofgärtchen und stimmten das uralte Wallfahrtslied: „Addio Madonna" an, welches nicht nur die Italiener verschiedenster Kantone, sondern auch die Wallfahrer Schlesiens und Böhmens beim Auszuge aus der Kirche singen. Alfredo trat zu ihnen, und wie im

Trotze schrie er, so stark er nur konnte, „Addio! Addio, Madonna, leb wohl, du Süße; addio, Madonna, verninm meine Grüße, addio, addio, adé, adé.“ Dann schlichen sie trauernd davon.

Agathe ging nächsten Tages nicht aus, wußte sie doch, daß „dieser Unglücksmensch“, wie sie ihn nannte, nochmals kommen werde, um sich zu verabschieden. Gegen elf Uhr erschien er, so bleich und abgespannt, daß er sofort auf einen Sessel sank: „O Madama, ich bin doch noch recht schwach; selbst das Glück, Sie noch einmal zu sehen, betäubt mich.“ Eine Weile war es still im Zimmer, dann rief er leidenschaftlich: „Es wäre besser gewesen, im Spitale zu sterben, als so unglücklich zu sein.“

„Warum denn ‚unglücklich sein?‘ Weil Ihnen die dummen Bücher den Kopf verdreht haben? Weil Sie wie ein kleines Kind nun auch Ihre ‚Laura‘ haben wollen? Sehen Sie mich doch an, Sie verrückter Hans, bin ich eine ‚schönste Frauen‘?“

„Ja, das sind Sie, die Beste, die Süßeste, die es je auf Erden gegeben!“ und damit wollte er ihr zu Füßen fallen. Doch Agathe verlor die Fassung nicht, sie nahm ihn bei den Händen und rief: „Ihr Gebaren ist so kindisch, daß ich nicht einmal zürnen kann. Da kommen Sie her, Sie Kindskopf! Weil Sie gestern so schön gesungen haben, will ich Ihnen allerlei schenken. Sie müssen mir aber versprechen, das ‚Dichten‘ aufzugeben, es taugt zu nichts. Wenn Sie in fünf, sechs Jahren ein stattlicher Mann geworden sind, bekommen Sie ein braves Mädchen auch ohne Gedicht zur Frau!“ Dann gab sie ihm eine alte silberne Spindeluhr, ein Petschaft aus Achatstein, mehrere Ansichten Nizzas und eine Photographie, worauf die ganze Familie Gauvin verewigt war. „O Madama, o Madama, wie gut sind Sie! Meinen heißesten Herzenswunsch haben Sie erraten,“ jubelte er; „o, nun bin ich glücklich, nun kann ich auch getröstet heimreisen, da Sie mich im Bilde begleiten.“

„Nun, so reisen Sie denn mit Gott, trachten Sie immer brav und arbeitsam zu bleiben!“ Dabei machte sie ihm wie segnend ein Kreuzeszeichen auf die Stirn. Alfredo haschte nach Agathens Händen, küßte sie innig, dann drückte er dieselben ans Herz und sah ihr schmerzvoll in die Augen. Agathe geleitete den fast Schwankenden ins Vorzimmer und tröstete ihn scherzend: „Wir lassen in den Alpen, in St. Martin, eine Villa bauen, knapp an der italienischen Grenze. Sobald Sie dann General sind, kommen Sie auf dem berühmten weißen Zelter über die Alpen gesprengt und besuchen uns gnädigst. Oder noch besser, Sie erobern Ihrem Vaterlande Nizza wieder zurück und erbauen Ihren Palazzo dicht neben unserer Wohnung und laden uns zu Ihren Festen!“ Doch Alfredo hörte und sah nichts mehr, er hatte nur das Bestreben, seine Thränen zu verbergen, um nicht kindisch zu erscheinen oder nicht laut aufzuschluchzen. Endlich war er ganz gebrochen hinunter gekommen und ließ seinem Schmerze freien Lauf.

Zur Abreise konnte er sich aber nicht entschließen. Die Tage über lag er zu Bette, um abends und nachts das Haus zu umkreisen, wo er Agathe — vergebens — zu sehen hoffte. Als Herr Gauvin von seiner Geschäftsreise zurückkam, war er sehr unangenehm überrascht, den „Troubadour“ noch in Nizza zu sehen. Er besuchte einen ihm bekannten Polizeibeamten und machte ihn auf das verdächtige Einschleichen des Italieners aufmerksam, bat aber zugleich, wegen der alten Mama kein Aufsehen vor dem Hause zu machen. Agathe erfuhr davon nichts und glaubte, die Kinder seien schon über alle Berge. Der gefällige Polizeibeamte beobachtete Alfredo die ganze Nacht und folgte ihm dann gegen Morgen in die Wohnung, wo er Ausweisleistung verlangte. Alfredos Aufenthaltsschein war schon längst abgelaufen, sie hatten sich außerdem nicht als italienische Sänger gemeldet, so daß der Beamte mit strenger Miene erklärte, alle drei müßten sofort ins Gefängnis wandern, wenn sie nicht vorzögen, Schlag acht Uhr über die Grenze zu gehen. Natürlich zogen sie das letztere vor, packten in aller Eile ihre Siebensachen zusammen und fuhren in Begleitung des Kommissärs zitternd und bebend in die unzähligen Tunnels hinein.

In Ventimiglia trafen sie „ganz zufällig“ Herrn Gauvin, welcher angeblich eine Geschäftsreise nach Rom unternahm. Er war die Liebenswürdigkeit selbst und erfreute sich bald so an dem Geplauder der Knaben, daß er sie bis Neapel zu begleiten versprach. Er kaufte ihnen Eßwaren, eine Sparbüchse und war gar bald gut Freund mit den jüngsten, welche ihn, als den Sohn ihrer angebeteten Nonna, doppelt hochschätzten. Alfredo dagegen hatte sich trotzig in die entgegengesetzte Waggonecke gesetzt und eines seiner geliebten Bücher hervorgezogen. Doch konnte er nicht lesen, er grübelte immerfort darüber nach, warum Agathe diesem Manne gehöre. Er war mit diesem Problem noch nicht fertig, als sie in Neapel ankamen, wo ihnen Herr Gauvin eine längere Ansprache hielt, die Karten nach San Vincenzo löste und mit dem frohen Bewußtsein zurückreiste, den komischen Nebenbuhler abgeschüttelt zu haben.

Alfredo benützte aber die Bahnfahrkarten nicht, sondern wanderte in die wohlbekannte Stadt hinein, ging zum ersten Photographen und ließ von sich und den Brüdern je ein Dutzend Bilder machen. Um sich die Zeit zu vertreiben, spielten sie in den Soldatenschenken und am Hafen, singen aber konnte er nicht, es wäre ihm wie Entweihung vorgekommen. Als die vierundzwanzig Bilder fertig waren, legte er eines neben das von Agathen erhaltene, beide in die gestickte Brieftasche und diese an sein Herz! Die anderen elf Photographien, zu welchen er noch zwei Stück der „Gruppe“ legte, sandte er nebst einem rührend-komischen Briefe an Agathe. Dabei siegelte er zum erstenmale an allen Ecken mit dem Achatsteine: „A. C.“ Sofort riß er den Umschlag wieder auf und schrieb als Postskriptum: „Madama, uns hat Gott für einander bestimmt, wir haben die gleichen Anfangsbuchstaben!“ Nach dieser wichtigen Entdeckung wurde er endlich etwas ruhiger, sandte den Brief nach Nizza und fuhr mit den Brüdern zur Heimat. Doch wie sah es da aus! Die Mutter war kränklicher und häßlicher denn je und hatte trotzdem einen jungen Knecht zur Hebung der Weingartenschäze aufgenommen, welcher nun den Herrn spielte und gleich am ersten Tage den überempfindlichen Alfredo verspottete, so daß es täglich Streit und Prügel gab. Alfredo, der sich nun auch daheim nicht mehr zurecht fand, verzweifelte in seinem Seelenschmerze derart, daß er, wie schon einmal, zu sterben beschloß. Nur einen Brief Agathens wollte er abwarten; als aber nach vierzehn Tagen noch keine Antwort da war, küßte er Leopoldo und Enrico ein pearmale innig auf die Wangen und schlenderte spät nachts zur Bahnstation, mit dem festen Entschlusse, sich von dem Mitternachtszuge überfahren zu lassen. Aber Enrico, dem Alfredos Traurigkeit zu Herzen ging und dem die Püffe des Tyrannen Nr. 4 ebenfalls die Häuslichkeit verleideten, war ihm nachgeschlichen und hatte sogar ihre Instrumente mitgebracht und die Sparbüchse gestohlen. Gerade im entscheidenden Momente, als der Zug heranbrauste und Alfredo sich niederwerfen wollte, sprang ihm Enrico an den Hals, küßte ihn weinend und rief: „Ich führe Dich zur Nonna nach Nizza.“ Alfredo sprang, um Enrico zu retten, seitlich in die begraste Bahnböschung und dankte Gott in heißen Gebeten für seine eigene Errettung. Die beiden Brüder beschlossen nun, wieder nach Neapel zu wandern und singend das Leben zu fristen. Sie mieteten eine kleine Dachkammer, wofür sie täglich eine Stunde den Wirtsgästen aufspielen sollten.

Alfredos erste Arbeit war, Agathen zu schreiben. Er bat flehentlich um ein Lebenszeichen und um die Mitteilung, ob die Bilder gut angekommen seien. Er selbst fühle sich krank und könne nicht in San Vincenzo bleiben, er wolle daher durch Musiziren so viel Geld verdienen, bis er sich in eine Offiziersschule einkaufen könne. Auch diesmal siegelte er mit dem A. C.-Petschaft fünfmal.

Frau Agathe schrieb ihm nun wirklich einen kurzen Brief voll tiefer Wahrheiten und scherzhafter Wendungen. Alfredo sei jetzt kein verlassenes Kind mehr, sondern, wie die Bilder zeigen, beinahe ein großer Mann. Sie als Französin könne doch nicht mit einem „Feinde“ in Korrespondenz bleiben. Es müsse eben alles seinen Anfang und sein Ende haben. Zu Neujahr und zu Mamas Namensfest würde sie gern Nachrichten empfangen, zum häufigen Schreiben aber fehle die Zeit. Großmama sei sehr schwach, Tochter und Enkelkind ebenfalls; mit dem Singen und „Dolce far niente“ sei's vorbei, Alfredo möge es auch so halten! Dieser verfiel über die Abweisung abermals in heftiges Fieber, so daß der Wirt auf inniges Bitten Enricos darüber an Agathe schrieb, welche er für eine Verwandte der Kinder hielt. Sie sandte hundert Lire und ein paar tröstende Worte an Alfredo, welcher auch wirklich neuen Lebensmut schöpfte und bald so weit Kräfte gewann, um im Zimmer herumgehen zu können. Enrico verdiente für sie beide. Er war der „primo comico“ des kleinen Gasthauses geworden und spielte in allerlei Kostümen auf zwei neben einander stehenden Tischen sein ganzes Repertoire. Bei Tage wusch er Gläser und Teller, fegte die Treppe und fand immer noch Zeit, alle Augenblicke nach seinem kranken Bruder zu sehen oder um die Ecke zu springen und verzuckerte Nüsse oder Kastanien zu holen, von denen er glaubte, daß sie das Fieber heilen.

Alfredo hatte die Mandoline nicht wieder berührt, den ganzen Tag saß er vor einem kleinen Tischchen und — dichtete. Er wollte ein zweiter Leopardi werden! Von Zeit zu Zeit sandte er etliche Reimereien an Agathe, mit der Bitte um ihr Urteil über sein Talent, doch hielt sie es im Einverständnisse mit ihrem Manne für das Klügste, gar nicht zu antworten. Alfredo fand dadurch neuen Anlaß, „verkannt zu sein“, und dichtete wieder einen herzlich schmerzlichen Gesang. An dem Tage, wo sie vor einem Jahre zum erstenmale bei Madamas Kuchen und Kaffee bekommen hatten, welcher Tag deshalb Enrico unvergeßlich blieb, nahm dieser die Mandoline und begann leise zu spielen; dann versuchte er Agathens tiefe Stimme nachzuahmen und fing die Barcarole an. „Schweig,“ rief Alfredo, doch Enrico sang weiter, bis ihn Alfredo gerührt an sich zog. „Sing mit,“ bat Enrico. — „Ich kann nicht.“ — „Versuch's, nur Courage, ich bin die Madamal“ und er sing gleich wieder zu singen an. Alfredo stimmte endlich ein, und wie ein Alp löste sich das eingebildete Leid von seiner Brust. Wie damals wiederholten sie auch jetzt das Lied mehreremal, so daß der Wirt herauskam und Alfredo bat, dieses Lied auch die Gäste hören zu lassen, wenn nicht heute, so morgen. Von nun an begann wirklich ein neues Leben. Alfredo nahm einen Erlaubnisschein und war bald wieder einer der beliebtesten Straßensänger Neapels. Manch leichtsinniges Schenkmädchen suchte ihm zu gefallen, doch sah Alfredo stets seine Madama wie eine Heilige vor sich schweben und widerstand allen Verlockungen. Seine Stimme war tiefer geworden und hatte etwas unsäglich Weiches, Vibrirendes bekommen; er wußte nun, was er sang. Hie und da probirte er eigene Lieder auf bekannte Melodien, wovon „der Traurige“ bald sehr beliebt und bekannt wurde:

Weht trauert noch mein Herz um Dich,
Dich ohne Schmerz und Weinen;
Als ob da längst gestorben wär',
Will es mir immer scheinen.

Als läßt du längst am Friedhof dort
In kühler, stiller Erden;
Tauschen noch ein leerer Platz,
Wo sie mich begraben werden.

Ein Frieden ist es meiner Brust,
Als müßt du mein gewesen,
Als hätt' in deinem Herzenstuch
Ich bis zum Grund gelesen.

Als ob ich aus dem Friedhof ging'
Beim letzten Abendläuten,
Still lesend auf den Augenblick,
Der mich soll der betreten.

Dieses gefühlvolle Lied verschaffte Alfredo die Bekanntschaft eines unglücklich liebenden Offiziers, welcher seinen Gram in feurigen Weinen ertränkte. In kleinen verschwiegenen Hintergäßchen ließ er sich oft eine Stunde lang vorspielen und vorsingen. Dann beschenkte er Alfredo reichlich oder lud ihn zu einem Glase Chianti ein, wobei Alfredo von seiner Jugend und seinen Plänen erzählte, welche alle darin gipfelten, als Bersagliere in die Alpen zu kommen. Der Lieutenant riet ihm, sich als Freiwilliger zu melden, wodurch er mit achtzehn Jahren assentirt werden könne, ging ihm auch mit Rat und That zur Hand, wodurch Alfredo seinem vermeintlichen Lebensziele immer näher rückte. Er wurde tauglich befunden und bezog die Kaserne. Mitte März kam ganz unverhofft ein Geldbrief von Frau Agathe, welcher er auch zu Neujahr nicht zu schreiben gewagt hatte. Derselbe war mit dem Vermerk versehen: „Nachfolgen lassen,“ und hastig begann Alfredo zu lesen:

St. Bartholomäus-Kirche, Berlin, von Südosten (Lithographie, Berlin, um 1835, Ausschnitt)

1870. Manet. "Execution de Maximilien."

„Nizza im März . . .

„Mein guter Alfredo!

„Auf besonderen Wunsch Großmamas, welche zu Weihnachten sanft und ohne Schmerzen verschieden ist, soll ich Ihnen am Franziskatage die inliegende Kleinigkeit senden. Die gute Mama sprach die letzten Tage ihres Lebens häufig von Ihnen und hätte gern gewußt, was Sie geworden sind. Hoffentlich haben Sie irgend ein Handwerk ergriffen und das Dichtiliren aufgegeben. Lesen Sie, lieber Alfredo, so wenig als möglich, und ‚schöne Bücher' schon gar nicht; diese verderben uns mit ihrer lügnerischen Schminke das wirkliche Leben und vergiften uns derart die Phantasie, daß wir dann auch ein so ‚rosiges Mädchen' oder so ein ‚genialer Lump' sein wollen. Wir sollen alle bloß wahr und gerecht sein; das Glück in uns suchen, nicht in Abenteuern in anderen Ländern. Das Glück in sich besteht in Genügsamkeit und Güte. — Glauben Sie mir, ich hab's erprobt! Geben Sie doch Nachricht über sich und die Brüder und zwar bald, denn wir übersiedeln am 1. Mai nach St. Martin. Meine Tochter samt Gatten und der kleinen Fanny ziehen nach Paris. Nun addio, mein kleiner Page, mein Troubadour! Ach, ich habe lange, lange nicht mehr gesungen, fast ebenso lange, als unsere Stimmen zusammengeklungen. Sie müssen ja jetzt schon achtzehn Jahre sein! Schon? — Erst! — Da läuft man allerdings noch blind in der Welt herum, sehend wird man erst mit dreißig, hellsehend nur die wenigsten! Möge es Ihnen immer wohlergehen, das wünscht Ihnen von Herzen Ihre mütterliche Freundin Agathe Gauvin."

Alfredo war hochbeglückt über diesen Brief, und da er ihn nicht ganz verstand, schrieb er sich denselben ab, als gingen die Worte auf diese Art besser in seinen Kopf. Doch konnte er mehrere Tage keine würdige Antwort finden. Endlich aber, nachdem er den Originalbrief und seine Abschrift mehreremale durchgelesen, setzte er sich doch hin und schrieb, wie in Hypnose die herrlichsten Stilblüten, die er nur je gehört und gelesen hatte. Dann nahm er noch ein Blatt und schrieb, gewissermaßen als Entschuldigung des andern:

„Hochverehrte, angebetete Madama Agathe!

„Ich habe Ihnen, trotz Ihrer Mahnung, eine Dichtung geschrieben! Aber wo soll ich denn sonst Worte hernehmen, Ihnen mein Glück über Ihren Brief auszudrücken, als bei den Dichtern? Sie, die gute, edle, über alle Begriffe gelehrte Frau, müssen das doch begreifen! Ich habe vergessen, Ihnen mitzuteilen, daß Leopoldo Schuhmacher wird und Enrico von den Wirtsleuten, wo wir wohnten, adoptirt wurde. Er will aber Negersänger werden und nach England auswandern.

„Ich selbst habe mich als Troubadour durchgebracht und einiges Geld erspart. Seit Ostern aber bin ich Soldat im vierzigsten Alpenjäger-Bataillon. Vorläufig lernen wir in den hiesigen Kasernen den Dienst und werden am 1. Juni in die Berge gesendet. Vielleicht erhört die Madonna meinen heißesten Wunsch und läßt mich an die Grenze Frankreichs kommen, wo ich Ihnen so nahe wäre, daß . . . o, ich kann es nicht ausdenken, wie glücklich es mich machen würde, Sie wieder zu sehen. Von meinem Lieutenant habe ich erfahren, daß es sowohl in Entraque als Valdieri und Madonna delle Fenestre Kasernen gibt, welche der Grenze so nahe liegen, daß Sie mein Herz klopfen hören müßten. O Madama! Wer weiß, ob nicht die Herzenssaiten wie Telegraphendrähte zusammenhängen, und ob, wenn Seelen sich verbinden, nicht Accorde erklingen! O Madama! Haben Sie Mitleid und zürnen Sie mir nicht, ich kann nicht anders schreiben! Süße, teuere, angebetete Frau, mir geht's wie in dem Liede: ‚Noch einmal dich sehen, dann will ich sterben, vor Liebe vergehen, zerbrechen in Scherben.' Ich möchte nur wie eine Meereswoge den Saum Ihres Kleides streifen und wieder zurücksinken ins All oder Nichts! Was soll ich denn auch auf der Welt? Das Gefühl, das mich für Sie beseelt, kann ich nie für eine andere mehr haben, was soll ich also? O Madama, geben Sie mir Hoffnung, Sie noch einmal zu sehen und Ihnen die Hände küssen zu dürfen! — Für Großmamas Seele habe ich gebetet und für der jungen Frau glückliche Genesung auch und habe für jede eine große Kerze brennen lassen. Dann auch eine für Sie und eine für meine Mutter! O Madama, mein Alles sind Sie! Mutter, Geschwister, Heimat und Heilige! Alles! Ich sehe Sie überall vor mir, und wenn ich in den kurzen Eisenbahntunnel sehe, glaube ich Ihre Augen zu erkennen. Im Anfange ganz dunkel, während im Hintergrunde die Sonne durchscheint! O glauben Sie mir, Madama! Niemand ist würdiger des Sonnenstrahls Ihres Blickes als Ihr getreuer Page und Diener Alfredo."

Zur letzten Phrase hatte Alfredo eine ganze Seite gebraucht. Der „Sonnenstrahl des Blickes" stand am obersten Rande, der „getreue Page" in der Mitte und der „Diener Alfredo" ganz unten am Rande, gleichsam als solle dies den Abstand von Agathe zu ihm kennzeichnen.

Kaum war sein Brief auf der Reise, so litt Alfredo Höllenqualen, daß er zu kühn gewesen sei und nun nie wieder eine Antwort erhalten könne. Jeden Abend las er den Brief Agathens durch, so daß er ihn bald auswendig konnte, ohne ihn besser zu verstehen. Doch ließ ihm der tägliche Dienst wenig Zeit, seinen Schmerzen nachzuhängen. Er hatte noch immer keine Antwort erhalten, als der 1. Juni herankam und er auf Verwendung seines Vorgesetzten als dessen Putzbursche mit demselben nach der Grenzkaserne „Madonna delle Fenestre" geschickt wurde.

(Schluß folgt.)

Sommerregen.

Von

Alice Freiin von Gaudy.

Tiefe Stille. Keiner Stimme Laut.
Nur der Regen, der herniedertaut
Und in dichter Bäume Laubgezelt
Mit melodischem Geplätscher fällt.
Nur ein Schwälbchen, das am Dache zirpt.
Nur ein Finkenruf, der fern erstirbt.
Sonntagsfriede über Dorf und Land
Mit dem Wolkenhimmel ausgespannt.

O, wie lieb' ich diese Regenzeit,
Diese Traumesstimmung weit und breit!
Kühlend labt der Lebensströme Flut,
Was erschöpft und welk von Sonnenglut.
Lichte Perlen rieseln still und sacht
In der Blumen müde Sommerpracht:
Jede, die in tiefem Kelch versinkt,
Eines Wolkenmärchens Kunde bringt —
Jedes Tröpflein, das die Wurzeln tränkt,
Neue Knospen aus den Hüllen drängt . . .
Jugendatmend, duftend, kraftgeschwellt,
Schläft die Flur im dichten Wolkenzelt:
Bei der Sonne erstem Siegeslauf
Schlägt sie jauchzend ihre Augen auf.

Leo.

Von

Carl Busse.

Es war ein seeliches Glücksgefühl. Jedem Menschen, dem ich auf der Straße begegnete, hätte ich die Hand drücken mögen und sagen: „Morgen kommt Leo! Lieber Herr, morgen kommt Leo!" Und wenn ich nun gar einen traf, der einen Köter bei sich hatte, steckte ich meine Hände sehr verwegen in die Paletotta schen, sah mir den Vierfüßler mit kritisch-geringschätzigem und den Zweifüßler mit herablassend-bedauerndem Blick an und wäre am liebsten stehen geblieben. Weshalb? Weil ich unter Vernachlässigung aller Höflichkeitspflichten von Herzen gern folgendes gesprochen hätte: „Sie haben da einen sehr netten Hund, mein Herr, wirklich sehr nett. Aber ohne Ihnen wehe thun zu wollen — vielleicht besuchen Sie mich morgen. Morgen nachmittag, so gegen drei, dann wird nämlich Leo gebracht, meine deutsche Dogge. Na, Sie werden staunen. Hier ist meine Adresse. Verzeihen Sie gütigst!" Und lächelnd unter Lüpfung des Hutes wäre ich davongegangen, nicht zu schnell und nicht zu langsam, um mir nichts zu vergeben.

Ach, und die Nächte erst — es waren selige Nächte! Was ich geträumt jahrelang, was als unverstandene Sehnsucht durch mein Gemüt gezogen, es war erkannt und erfüllt worden. Ich verstand den Schmerz der Menschheit nicht, ich verstand nicht, wie ich bisher ohne Leo hatte leben können. Durch meinen Schlummer jagte eine fröhliche Folge bunter Bilder, eines immer herrlicher als das andere. Ich ging mit Leo spazieren — natürlich Unter den Linden. Würdevoll schritt er und weitausgreifend neben mir. Das Halsband blitzte, die Marke der Stadt Berlin mit der Steuernummer klang wie ein silbernes Glöckchen. Bewegungslos trug er die schön geschwungene Rute, verachtungsvoll sahen seine Augen ringsumher auf die Menschen, die alles andere über ihm vergaßen, aber in unendlicher Treue kehrte sein Blick zu mir zurück. Schöne Frauen lächelten mir zu, die Studenten sagten: „Donnerwetter!"; ein paar Gardedragoner verzogen entzückt den Mund und ließen das Monocle fallen, als wollten sie in schnarrenden Tönen das Lob Leos singen. Dann tönte Trommelwirbel vom Brandenburger Thor, die Leute blieben stehen, ich nahm Leo am Halsband und zog mit der freien Hand den Hut: Seine Majestät fuhr vorüber, ernst wie immer. Aber nein — was war das? Ein Zeichen, der Wagen hielt. Der Adjutant sprang ab und kam auf mich zu. Auf mich — Herr des Himmels! Die nächsten Minuten gehörten zu den schönsten meines Lebens. Leo und ich durften vor unsern Kaiser treten. Und während das Volk Hurra schrie, sagte der hohe Herr nach Leo, und ich legte in einem Schwung sondergleichen die Hand aufs Herz und konnte nur sagen: „O Majestät!" Dann traten mir die Freudenthränen ins Auge und dann — weckte mich meine Wirtin.

Am Vormittag, nach dem Frühstück, machte ich Einkäufe. Es sollte alles funkelnagelneu sein: Maulkorb, Halsband, Leine. Aber natürlich brachte ich nur die Leine mit, denn der biedere Sattlermeister hatte mir klar gemacht, daß Maulkorb und Halsband den Größenverhältnissen Leos angepaßt sein müßten. Er entließ mich jedoch mit dem Versprechen, heute abend gegen sechs Uhr eine Anprobesendung in mein Haus zu schicken.

Um die Stunden angespanntester Erwartung totzuschlagen, las ich eine Novelle. Eine dumme Novelle, sage ich. War darin von einem Junggesellen die Rede, der nach Jahren maschinenmäßiger Arbeit sich eines Tages auf sich selbst besinnt und aus Grauen vor seinem jämmerlich einsamen und freudlosen Leben Selbstmord übt. Es war eine Sünde und Schande. Daß dieser Schafskopf nie auf den Gedanken gekommen, sich einen Hund anzuschaffen, einen Kameraden, der Freud und Leid mit ihm teilt! O, ich kenne sie auch, diese Stunden, wo man im dämmerigen Zimmer sitzt und bis ins Innerste seines Herzens friert, wo man Schopenhauer einen Optimisten nennt und so unvernünftig traurig darüber ist, daß man stets so vernünftig war, nicht zu heiraten, wo man nach einem Herzen schreit und nur Stuhllehnen umarmt. Jawohl, auch ich litt manchmal daran. Aber jetzt? Jetzt, wo ich meinen Leo habe? Wo er mir sanft den Kopf auf die Kniee legen, wo er sich an mich heranbrängen, in stummer Liebe bei mir sein wird? Juchheißa, da gibt's keine Traurigkeit mehr und keine Einsamkeit, denn ein kurzer Ruf, und bei mir ist mein guter Kamerad. Auf der Schwelle soll er am Tage liegen, vor meinem Bette des Nachts, und kein mit Gold bezahlter Wächter wird mich besser bewachen und beschützen.

Es schlug zwölf, eins, zwei, drei. Und als es drei schlug, klingelte es. Ich muß ein guter Mensch sein und gute Menschen müssen Schutzengel haben. Das ist mir damals klar geworden. Denn daß ich ohne Verletzung meines Schienbeins bis zur Korridorthür kam, mußte bei der wahnsinnigen Eile, deren ich mich befleißigte, auch dem größten Skeptiker wunderbar erscheinen. Aber mein Gesicht ward bedenklich lang. Ein Herr, doch kein Hund. Beinahe hätte ich gesagt: nur ein Mensch. Nun ja, es war ein Schulfreund von mir, den ich lange nicht gesehen, einer, den man auch später immer gern sieht. Aber — aber — ich hatte Leo erwartet.

Wir setzten uns, plauderten. Mir ging das Herz auf.

„So, so," sagte der andere, „eine Dogge hast Du Dir gekauft. Na, höre mal, die Tiere sind doch gefährlich."

Ich zuckte die Achseln, sozusagen imperatorisch. „Hasenfuß," dachte ich dabei. Laut jedoch erwiderte ich: „Du redest wie alle, die noch nie einen Hund gehabt haben."

„Hohe," unterbrach er mich mit wüstem Lachen, das entschieden nicht vornehm war, „ich und keinen Köter gehabt! Massenhaft, mein Lieber! Aber ich danke jetzt doch für das Vergnügen, es ist nämlich zweifelhaft. Vor ein paar Jahren hat eine solche Bestie in meinem Nebenhause ein Kind im Schlafe erdrückt. Die Tiere haben nämlich eine Vorliebe, nachts an das Bett ihres Herrn zu kommen. Wahrhaftig!"

Er erzählte mir noch mancherlei. Mir wurde etwas bänglich zu Mute. Der Mensch war entschieden unangenehm. Und als er ging, machte ich ihm drei Kreuze nach.

Um halb vier Uhr kam Leo. Der frühere Besitzer mehr rührenden Abschied von ihm, strich mit thränenden Augen die erfleckliche Summe ein, die wir ausgemacht hatten, und trottete von dannen. Und was that Leo? Zunächst glotzte er mich recht dumm an, dann legte er sich auf meinen neuen Teppich, und schließlich fing er an, fürchterlich zu heulen. In langgezogenen klagenden Tönen, die durch drei Häuser dringen mußten, äußerte er den Abschiedsgesang aus. Ich bat, flehte, streichelte — umsonst. Immer furchtbarer wurde der schöne Leo. Meine Wirtin klopfte und erfuchte um Ruhe. Der Hund jedoch hörte nur das Klopfen, als er mit mächtigem Satze gegen die Thür sprang, hinter der er seinen Herrn vermutete. Es war nicht mehr auszuhalten.

Endlich hatte ich eine Idee. Öffnen auf dem Estrade lag ein großes Paket Hundekuchen. Wenn ich ihm zu fressen gab!

Ich that es. Leo fraß. O, wie ich jubilierte! Aber kaum war die Mahlzeit beendet, als das entsetzliche Konzert von neuem begann. Ich mußte für weitere Verräte sorgen. Und Leo war unermüdlich. Heute er nicht, so fraß er;

traß er nicht, so heulte er. Ich hatte meine Nerven überschätzt; ich sah es ein. Nach einer langen Stunde der Qual sank ich erschöpft in den Sessel. Mochte er thun und lassen, was er wollte. Mir war alles gleichgiltig.

Nur ein Gedanke hielt mich noch aufrecht. War dieses Heulen nicht ein Zeichen für die sprichwörtliche Treue der Hunde? Und hatte ich nicht gerade ein Prachtexemplar erreicht? Morgen, spätestens übermorgen mußte sich Leo an mich gewöhnt haben, und dann würde alles so sein, wie ich es mir vorgestellt.

Um fünf erwartete mich ein Freund. Es war klar, ich durfte Leo nicht verlassen. Die Bestie legte sich auf meinen Teppich und ließ dem gewaltigen Heulen ein inbrünstiges Gewinsel folgen. Alle meine Lockungen waren vergeblich: Leo besaß entschieden Geschmack und fand das Lager auf einem Smyrnateppich angenehmer als das auf unbekleideter Schwelle.

Heute darf ich offen gestehen: vor der Nacht hatte ich Angst. Aber als mein Hund gegen Abend ruhiger ward und steif und fest auf seinem Teppich liegen blieb, faßte ich wieder Mut. Daß ich nicht auszugehen mochte, brauche ich nicht zu sagen. Und so kam denn die erste Nacht mit ihren Sternen und ihrer Frühlingskühle. Ich machte Leo vor dem Sofa ein Lager zurecht aus ein paar Decken und Bettvorlegern und verjagt dann selber in meine weichen Kissen. Nach fünf Minuten mochte ich, das Licht zu löschen. Ich lauschte atemlos. Alles ruhig. Ich atmete auf — Gott Lob und Dank, meine Befürchtungen schienen übertrieben zu sein.

Da — ein Winseln, leise erst, doch bald lauter. Es tönte schaurig durch die Nacht; es schien mir wie die Stimme des Gerichts. Sacht erhob ich mein Haupt; selbst die Kissen duften nicht knistern. Wer weiß: sonst fing der Köter noch toller an. Ich drängte meinen schweren Atem zurück. Nebenan schliefen meine Wirtin und ihr biederer Gatte — wenn sie es hörten!

Plötzlich verstummte das Gewinsel. Dafür aber regte sich etwas, und bald ging es trapp, trapp, trapp, trapp. Der vermaledeite Köter machte Entdeckungsreisen. Jetzt schnupperte er am linken Tischbein, jetzt kam er zum Ofen, jetzt an mein Bett. Herrgott, erbarme dich!

Trapp, trapp, trapp, trapp — Leo schien sich durchaus die Nachtzeit zum Spaziergehen ausgesucht zu haben. Wenn er in die Nähe des Fensters kam, ward sein winselndes Heulen lauter, und diese Elegie an den Mond trieb mir den Schweiß auf die Stirn. Endlich streckte er sich, daß alle Knochen krachten, und legte sich wieder hin. Ich wagte mich nicht zu rühren. Mein Arm schlief ein, die Hitze wurde mir unerträglich — ich konnte mich nicht umdrehen, denn wer bürgte dafür, daß dieses Hundevieh nicht sofort wieder die Nase hob und nachtwandelte? Schließlich hörte ich ihn schnarchen. Also auch dies Laster hatte Leo! Aber ich war ja glücklich, daß er schlief.

Der gute Gott legte die milde Hand nach einer bangen Viertelstunde schließlich auch auf meine Lider. Doch ein rechter, herzlicher Schlaf war das nicht. Es war ein Schlaf in Angst und Sorgen. Und siehe da: plötzlich fuhr ich auf. Scharf silhouettirt gegen das Fenster erhob sich ein Schatten; mir schien, ein Schatten von riesenhaften Dimensionen. Ich stieg ordentlich auf im Bett. Die Haare standen mir zu Berge. Leo turnte! Leo machte Freiübungen! Seine Vorderpfoten ruhten auf dem Sofa, es dauerte nicht lange, so stand der ganze Kerl auf diesem stolzen Plüschmöbel. Meine Zähne klapperten, wenn ich an meine Wirtin dachte. Aber noch nicht genug. Mit dem diesen Köter der Teufel? Plötzlich hüpfte er tollpatschig mit behagten Vorderpfoten auf die Rückwand meiner Bettstelle, die sich an das Sofa lehnte, richtete sich zu seiner vollen Größe auf und starrte mich aus seiner Höhe an.

Ich konnte nicht reden, nicht schreien. Ich dachte an das erdrückte Kind und an alles mögliche. Und dann peinigte mich eine verrückte Idee. Wenn dieser Köter nun nach dem Muster eines Seiltänzers geizt und sich mit seinen Hinterpfoten gleichfalls auf die schmale Bettkante schnellt — ich hatte das von einem gelehrigen Pudel gesehen — dann war ich verloren. Denn Leo mußte bei all seiner Geschicklichkeit aus dem Gleichgewicht kommen und mit seinen verfeinerten Instinkten — man denke an den Teppich und das Plüschsofa — würde er es vorziehen, in das weiche Bett und auf meinen unglücklichen Leichnam zu fallen, anstatt sich etwa an einer Möbelkante zu stoßen.

Der Gedanke war gräßlich. Ich hatte noch so viel Besinnung, Licht zu machen. Aber da knurrte dieses Ungeheuer, und da hielt ich's nicht mehr aus. Mit einem Satz aus dem Bett, wie ich da war, mit schlotternden Gelenken nach der Thür — ja, natürlich, ich verschloß mein Schlafzimmer, und Leo, der die Absicht merkte und verstimmt ward, stand scheu neben mir und sprang vergnügt an mir in die Höhe.

Ich bin mutig. Ich bin stark. Ich sage das, weil ich nicht in falschem Lichte dastehen möchte, wenn ich jetzt erzähle, daß ich Zeter schrie. Das verstand mein lieber Hund aber nicht ganz richtig. Denn kreuzfidel fing er an zu bellen, daß es eine Art hatte — ein Bellen, kurz, mit Heultönen dazwischen, wie es Köter ihun, die mit ihrem Herrn spielen dürfen.

Da ward es im Hause lebendig. An die Seitenwand klopfte wütend meine Wirtin, oben stampfte jemand mit einem Besenstil, daß die Decke dröhnte, und schrie: „Ruhe, Ruhe!“, unten wachte ein Kind auf und brüllte, als ob es am Spieße stecke. Das schien Leo eine riesige Freude zu machen. Er liebkoste mich und gab seinen Gefühlen einen herzzerreißenden Ausdruck.

Was soll ich noch sagen? In dieser Nacht schlief ich nicht mehr.

Am nächsten Morgen mußte ich zunächst meiner Wirtin stand halten. „Nachtschlafende Zeit — anständige Leute — ruhiges Haus — verdammter Köter“ — in diesem Kreise bewegte sich die Rede. Dann wurde mir der Hausverwalter auf den Hals geschickt von den Leuten, die parterre wohnten. Von oben kam der Segen selber. Ich sagte immer Ja. Leo aber blinzelte behaglich in die Aprilsonne und freute sich seines Lebens.

Meine geheime Wut wuchs mit pilshafter Geschwindigkeit. Der Tag verging, ich war der Sklave meines Hundes. Ich tauschte Maulkörbe um, ich beruhigte die Wirtin, ich machte die Mahlzeit für ihn zurecht, ich scharwenzelte mit süßem Lächeln um ihn herum und erfand Kosenamen wie ein Verliebter — o, dieser Köter machte mich zum Komödianten! Nachmittags um fünf Uhr fühlte ich seine Nase an. Sie schien mir warm zu sein. In meiner Herdenangst jagte ich zum Tierarzt. Ein Droschkenkutscher rinnirte sein Pferd. Und als der Doktor kam, sagte er: „Das Vieh ist gesunder als wir beide!“

Ich schweige von der zweiten Nacht. Sie war beinahe so schlimm wie die erste. Schon die Angst, es könnte etwas passiren, ließ mich nicht schlafen. Und ich war so zerschlagen, so elend. Und die Molltöne brachen in längeren oder kürzeren Intervallen immer wieder hervor.

Am nächsten Tage führte ich meinen Hund aus. Lieber Leser, es läßt sich nicht verlangen, daß ich mich selbst lächerlich mache. Genug, das Debut war völlig verfehlt. Eine ungeheure Resignation in der Seele, kam ich nach Haus. Das Resultat dieses Spaziergangs war von seiten Leos: Ueberrennen eines Kindes, Attakirung eines Schlächterladens, Bedrohung eines Pferdekutschaffners und mißbräuchliche Benützung einer Eierkiste, die ein harmloser Viktualienhändler in all seiner Unschuld vor die Thür gestellt. Ich will nicht versehlen, zu bemerken, daß Leo, als ich ihn an die Leine nahm, sich strikt weigerte, weiter zu laufen, und ich meinen Renommirhund — o du gnadgütiger Schöpfer! — zum Gaudium der Straßenjugend mit Aufbietung all meiner Kräfte und vollständiger Abnützung meiner Glacéhandschuhe im wahrsten Sinne des Wortes nach Hause schleifen mußte.

Am vierten Tage brach die Revolution aus. Meine Wirtin erklärte mir, solch ein „Vieh“ nicht mehr behalten zu wollen; der Hausverwalter meinte, sie solle sich einen andern „noblen Herrn“ suchen, und die Portiersleute erniedrigten sich so weit, von der Geringschätzung der Reinlichkeit seitens solcher Tiere im allgemeinen und von den läuferbelegten Treppen im besonderen zu reden und in verleumderischer Weise einen ursächlichen Zusammenhang beider Gegenstände zu konstruiren. Ich schäme mich, das Resultat auszusprechen. Aber es muß sein: ich brach den Stab über Leo. Mit fliegender Eile stürzte unser Dienstmädchen in die nächste Zeitungsexpedition, und das nächste Morgenblatt enthielt bereits die Anzeige, daß dort und dort eine herrliche deutsche Dogge, wunderbarer Stubenhund, reinlich, anhänglich, ruhig, zu verkaufen sei. Zwei Stunden später stand der erste Händler vor mir.

„Der Hund?“ sagte er. „Den Hund meinen Sie? Na, wissen Sie!“

Der Kerl machte ein so impertinent geringschätziges Gesicht, daß ich meine Hände hinter dem Rücken zu Fäusten ballte.

„Ich will Ihnen den Hund nicht schlecht machen, gewiß nicht, aber sehen Sie mal: die Zähne, das sind überhaupt keine Zähne. Die fallen ja in drei Wochen aus. Und die Rute, hochgeehrter Herr, nehmen Sie's mir nicht übel! Ja, wenn sie zwei Zoll kürzer wäre! Aber so! Der reinste Fliegenwedel. Ueber die Hinterbeine sag' ich gar nichts. Ich möchte den Herrn nicht gern kränken. Aber wie Sie eine goldgestromte Dogge nehmen konnten, das begreif' ich nicht. Ja, eine blauschwarze! Die läßt sich noch verkaufen zur Not!“

Er schüttelte den Kopf, nahm seine Mütze und ging nach der Thur. Dort blieb er stehen.

„Ich will Ihnen wenigstens ein Gebot machen,“ sagte er. „Umsonst will ich nicht hergekommen sein. Ich gebe Ihnen — gebe Ihnen — vierzig, nein, unmöglich, fünfunddreißig Mark. Aber offen —“

„Raus!“ brüllte ich und stieß ihn so menschenfreundlich in die Seite, daß er in die gegenüberliegende Küche flog und sein Schienbein am Kohlenkasten blauschwarz stieß. Mein gräßliches Lachen folgte ihm. Da hatte er ja am eigenen Leibe die Couleur, die er meiner Dogge wünschte.

O, daß ich ihn hinauswarf! Nicht, als ob er mich verklagt hätte! Aber er trieste von Gemüt gegen die andern, die nach ihm kamen. Und je öfter die Korridorthür resultatlos zuschlug, desto grimmiger haßte ich den verdammten Köter, der sich die ganze Angelegenheit in vollkommener Seelenruhe von meinem Smyrnateppich aus betrachtete.

Zuletzt konnte ich nicht mehr. Sechs Händler waren gegangen. Ich schwor mir zu, der siebente bekommt ihn. Der siebente meinte: „Was mach' ich mit Doggen? Heut will jeder einen King-Charley. Warum haben Sie keinen King-Charley?“

„Warum sind Sie kein Chinese?“

„Nu,“ sagte der Gute achselzuckend, „wenn der Herr mich uzen will!“ ....

„Bleiben Sie um Gottes willen! Wie viel geben Sie gutwillig?“

„Dreißig Mark!“

„Geben Sie her,“ sagte ich heiser, „aber nehmen Sie die Bestie gleich mit.“

Auf dem Tische lagen der neue Maulkorb, das Halsband, die Leine.

„Ich darf doch?“ fragte der Händler. „Sehen Sie, ohne Maulkorb kann doch der Hund nicht auf die Straße.“

Damit nahm er es gemütlich an sich. Ich sagte nichts.

„Sehen Sie — draußen steht mein Wagen. Sie werden einsehen: man muß das Hündchen anbinden.“

Damit ließ er die Leine verschwinden.

Hm, warum ging der Schuft noch nicht?

„Verzeihen Sie, Herr Doktor,“ — ich avancirte — „wozu brauchen Sie ein Halsband? Was soll ein Halsband ohne Hund? Hab' ich recht? Und meine Frau —“

„Braten Sie's Ihrer Frau zu Weihnachten,“ schrie ich mit kühner Wendung und warf ihm das Ding an den Kopf. „Aber nun machen Sie die Thür gefälligst von draußen zu!“

Er that's. Nach zwei Minuten steckte er jedoch den Kopf nochmals zur Thür herein.

„Mein Herr,“ lächelte er — dies Lächeln war satanisch — „warum haben Sie meinen Kollegen 'rausgeschmissen? Er hat zu uns gesagt: Kinder, hat er gesagt, jetzt bietet ihr alle weniger. Empfehle mich!“

Ich stöhnte auf. Mehr konnte ich nicht. Langsam ging ich ans Fenster. Und da — mein Leo erblickt mich, mein Leo wehrt sich verzweifelt und will hin zu mir, mein Leo kann sich vor Schmerz nicht lassen. Aber ich grinste nur satanisch.

Eine Stunde später spazierte ich die Straßen entlang, eine Blume im Knopfloch, unverletzte Glacés an den Fingern. Es war ein feierliches Glücksgefühl. Jedem Menschen, dem ich begegnete, hätte ich die Hand drücken mögen und sagen: „Lieber Herr, verzeihen Sie — ich bin meinen Leo los! Ich kann wieder schlafen, ich kann wieder fortgehen, ich empfehle mich Ihnen, lieber Herr!“ Und ich lächelte still in mich hinein und blinzelte verständnisinnig in die fröhliche Aprilsonne.

Von der Kunst.

Von

A. Stier.

Archaistische Kunst.

Vergebens sucht ihr zu beleben
Die Blüte der Vergangenheit;
Sie kann euch keine Frucht mehr geben,
Die late, nach so langer Zeit

*

Verschiedene Auffassung.

Sieht jeder die Welt mit seinen Augen:
Die einen, am Licht sich festzusaugen,
Die andern, den Schatten zu ergründen, —
Wie könnten da beide Gleiches finden?

*

Werft so viel ihr beiseite als veraltet,
So sorgt nur, daß ihr noch etwas behaltet!

*

Der Interpret im Reich der Kunst
Erwirbt am schnellsten Massengunst;
Und wenn es ihm die Kränze reicht,
Vergißt das Publikum so leicht
Den Gröh'ren, der dahinter steht
Und dessen Odem ihn durchweht.

Die Bayreuther Festspiele im Jahre 1896.

Von

Ida Boy-Ed.

(Siehe das Porträt Seite 748 und 752.)

II.

Wer das bunte Bild einmal geschaut hat, vergißt es nie. Bald nach Mittag beginnt die Wanderung auf den Festspielhügel; aus allen Straßen des Städtchens ziehen sie herbei, die gekommen sind, künstlerische Andacht zu halten; später bildet die Eschenallee — Esken, der „Weidenbaum“ zu Eßen, wen der das Holz zu Wotans Speer genommen ward — den einzigen Weg, und wie ein farbenfroh geflochtener Heerwurm schickt sich die Menge ununterbrochen hinauf zum ragenden Bau. Um seinen Fuß entfaltet sich dann ein Leben und Drängen ohnegleichen. Bekannte aus aller Herren Ländern begrüßen sich hier, die schimmernde Pracht vornehmer Frauentoiletten wird angestaunt, nach bekannten Charakterköpfen ausgespäht, bis über die erwartungsvolle Menge hin der Ruf der Trompeten dreimal erschallt.

Anders und interessanter mag vor zehn Jahren die

...ment of the Prince of Wales's illness, and the Queen's visit to Sandringham, the Court Circular has been filled with the names of those who have had the honour of being received by her Majesty. Among the latest of these visitors have been the Duke of Cambridge, Prince Christian, Prince Arthur, Prince Leopold, Prince Teck, Prince Edward of Saxe-Weimar, Prince Victor of Hohenlohe, Prince Edward of Saxe-Altenburg, Prince Albert of Saxe-Coburg, Prince Hohenlohe

Fritz Friedrichs als Alberich.
Karl Perron als Wotan.
Wilhelm Grimmig als Siegfried.

Willi Lehmann.
Heinrich Vogl als Lohengrin.

Rosa Sucher.
Emil Gerhäuser als Sigismund.

Die Hauptdarsteller der Bayreuther Festspiele.

Die Ballkönigin.

Novellette

von

Marie zur Megede.

„Du wirst also so freundlich sein, liebe Mara?“

„Ach ja! Wie rührend von Dir, beste Tante!“

„Mein gnädiges Fräulein, ich begreife meine Damen nicht! Sie bringen ein Opfer, das ... ich wenigstens ...“

Die also Angeredete hebt den Blick von einem großen, sehr eleganten Reisekoffer, in dessen blinkendem Stahlschloß sie soeben den kleinen Schlüssel gedreht hat. Sie ist nicht jung, aber jugendlich, mit hellem Kraushaar, feinen Farben und einer reizenden, mittelgroßen, üppig schlanken Figur.

Ihre kecken, grauen, ein wenig kühlen Augen gleiten über die drei Personen, die sich außer ihr in dem großen Hotelzimmer befinden: der Herr klein, dick, schwarz und äußerst höflich, die Frau hübsch, blond, kostbar, aber ohne besonderen Geschmack gekleidet, die Tochter ein schlankes, rosiges Ding, mit dem ganzen Schimmer und dem ganzen Selbstgefühl ihrer unwiederbringlichen siebenzehn Jahre auf dem niedlichen Gesicht.

Sie stehen da, zum Ausgehen gerüstet, in Hüten, Pelzen, Handschuhen, und halten sich im letzten Augenblick noch einmal zu den üblichen Redensarten verpflichtet. Fräulein Mara konstatirt es achselzuckend, mit einem lustigen Auflachen, bei dem alle ihre hübschen, eigenen Zähne sichtbar werden.

„Nun thut mir aber den Gefallen, Kinder, und macht, daß ihr fortkommt. Sie lechzen nach Ihren Cigarren, Herr Velden, — Lena muß unbedingt einen neuen Fächer haben! Der alte ist zu schmutzig! Und Annette will als vorsichtige junge Dame den von Papa gestifteten Strauß selbst bestellen. Inzwischen packe ich ihren Ballstaat aus, das macht mir Spaß, und euch wird die Zeit ohnehin noch knapp genug werden. Uebrigens,“ — Fräulein Mara tritt mit ein paar schnellen Schritten auf die reizende Annette zu —, „übrigens,“ flüstert sie dicht an ihrem kleinen Ohr, „er“ ist da und hofft zuversichtlich, daß der erste Walzer und der Cotillon auf einer gewissen Tanzkarte noch nicht vergeben sein werden!“

Das junge Mädchen erglüht, die Mutter zieht fragend die Augenbrauen in die Höhe, und der Vater steuert entschlossen der Thür zu. Das Wort „Cigarren“ hat ihn wirklich in einige Unruhe versetzt.

Erst vor einer Stunde ist die Familie Velden in der Stadt eingetroffen. Als sie am Portal des „Deutschen Hofes“ vorfuhr, wurde sie empfangen, wie es reichen Leuten und langjährigen Gästen zukommt. Am Wagenschlag stand der Portier, an der Thür der Oberkellner und der Wirt im Vestibül. Herr Velden gehört zu den bekanntesten Großgrundbesitzern der Umgegend, und wenn er, wie alle, über die Zeiten klagt, so zwingen sie ihn doch noch nicht, billigere Zimmer zu nehmen, geringere Weine zu trinken oder seinen Trinkgeldetat herabzusetzen.

Die Herrschaften betraten ihre Wohnung, drei weite, warme, parfümirte Räume mit Plüschmöbeln, Smyrnateppichen und dekorirten Kaminen. Es war Annette, die sofort einen wunderhübschen Veilchenstrauß entdeckte, der auf dem Tisch im Salon stand. Und der Kellner, der den Augen der jungen Dame gefolgt war, beeilte sich, ohne ihre kleine Enttäuschung zu beachten, mit einer Erklärung:

„Von Fräulein von Hollfeld! Sie war schon zweimal hier und wird bald wiederkommen!“

Und nun ist sie gekommen, liebenswürdig, heiter, hilfebereit, wie man es an ihr gewöhnt ist!

Ihre soeben gesprochenen Worte enthalten auch nicht die geringste Uebertreibung. Es bereitet ihr wirklich Vergnügen, Annettes Ballstaat auszupacken und zurecht zu legen.

Fräulein Mara nennt sich scherzend den Minister des „Aeußeren“ im Veldenschen Hause. Seit sie dort Möbel stellt, Draperien anbringt, Wandbretter dekorirt und die Wahl von Kleiderstoffen und Schnitten beeinflußt, ist man in Steinberg beinahe chic geworden. Jedenfalls dankt Annette es ihr allein, daß sie versteht sich zu kleiden, sich zu frisiren und zu gefallen. Wenn sie heute abend ihren ersten großen Ball besucht, wird sie einen glänzenden Erfolg zu verzeichnen haben, und Tante Mara wird ihn fast als einen persönlichen betrachten. Hat sie doch die kleine Annette gern, sehr gern! Man ist doch nicht umsonst seit zwanzig Jahren mit der Mutter befreundet und hat seinerzeit das erste und einzige Töchterlein über die Taufe gehalten.

Die drei sind gegangen. Fräulein von Hollfeld tritt ans Fenster, um die Läden zu schließen, dann berührt sie den Knopf der elektrischen Leitung; in den beiden Kandelabern zu seiten des großen Toilettenspiegels flammt es auf.

Was bei Licht wirken soll, muß auch nur bei Licht gesehen werden! Und sie schlägt den großen Kofferdeckel zurück und lüftet das gestickte Schutztuch. Ein Gewoge von rosa Krepp, rosa Handschuhe, rosa Stiefelchen und ein Apfelblütenkranz. Wie hübsch! Maras sicherer Geschmack hat auch diesmal wieder das Richtige getroffen! Ueberhaupt eine sehr kleidsame Farbe, dies Rosa! Und nicht etwa für Backfische allein. Auf der großen Soirée bei Excellenz von Wehrmann hat sie selbst ja erst vor vierzehn Tagen einen Triumph gefeiert, den sie zur Hälfte wenigstens einer rosa Brokatrobe verdankte.

Und ganz gewohnheitsmäßig ergreift sie die leichte Krepptaille, dreht sie hin und her und hält sie endlich prüfend gegen ihr Gesicht. Dann langt sie auch die Blumen aus dem geöffneten Karton und drückt sie flüchtig in ihr schönes, weiches, aschblondes Haar.

Das Spiegelglas ist klar, das Glühlicht hell und Fräulein Maras Auge scharf. Gleichmütig betrachtet sie ein paar Sekunden hindurch ihre reizende Gestalt, ihr zierliches Köpfchen, ihre vom Puder nur ein wenig, ein ganz klein wenig aufgefrischten Wangen, deren lichter Schein mit dem Kranze von Apfelblüten wetteifert.

„Wahrhaftig, ich könnte noch mit ihr konkurriren ... mit meiner kleinen Freundin Annette!“

Mara sagt es lächelnd vor sich hin. Sie hat nicht die Gewohnheit, den Spiegel allzu oft zu einer neuen Bestätigung ihrer körperlichen Vorzüge aufzufordern. Warum auch? Es steht ja fest, wie die Sonne am Himmel, daß sie eine Schönheit war, ist und bleiben wird — vielleicht bis in die hohen Semester der Ninon de l'Enclos hinauf.

Und daher kommt es, daß Fräulein von Hollfeld auch nicht die geringste Anlage besitzt, ein verbittertes, gereiztes, neidisches älteres Mädchen zu werden. Sie hält auch nicht mit ihrem Taufschein hinterm Berge, im Gegenteil, sie prahlt sogar ein wenig mit ihm. Vierunddreißig Jahre — kann es etwas Schmeichelhafteres geben als die ungläubigen Mienen, die erstaunten Ausrufe, die mit mathematischer Sicherheit jedesmal auf diese kleine, offenherzige Mitteilung zu folgen pflegen? Was thut es, daß die Damen von einer „fabelhaften Kunst sich zurecht zu machen“ reden? Die Herren machen ihr ja doch die Cour! Sind sie alt, so überschütten sie die „Unvergleichliche“ mit tausend schönen Redensarten, sind sie jung, das heißt zwischen achtzehn und zweiundzwanzig, so werden sie sogar nicht selten von feurigen Gefühlen und ernsten Absichten ergriffen. Daß die „famose Hollfeld“ bei einem Tanz die Wand geziert hat, gehört zu den Ereignissen, die noch niemals stattgefunden haben, und doch fehlt sie auf keinem Ball, bei keinem Gitfest, bei keinem Bazar, und ihre Qualifikation zur jugendlichen Liebhaberin für Dilettantenbühnen ist noch von niemand erreicht, geschweige denn übertroffen worden.

Weshalb sollte Mara von Hollfeld also nicht der kleinen Annette Velden Konkurrenz machen können, falls sie Lust dazu hätte?! Doch sie hat wirklich keine. Und während ihre Gedanken voraus zu den möglichen Ereignissen dieses Abends schweifen, bleiben ihre Augen mechanisch auf den Apfelblütenkranz im Spiegel gerichtet.

Sie werden sich verloben, die beiden — natürlich! Warum auch nicht? Er ist jung, hübsch, arm! Sie ist jung, hübsch, reich! Und sie bilden sich ein, einander zu lieben. Die Seligkeit wird groß sein, ganz so wie einst bei Lena und Velden, und wenn sie nach siebenzehn Jahren einen Ball besuchen, thun sie's vielleicht auch nur um eines Töchterleins willen, das einen Apfelblütenkranz trägt!

Einen Apfelblütenkranz?! Fräulein Mara faßt flüchtig an ihre niedrige, weiße, noch kaum von ein paar feinen Rinnen durchfurchte Stirn.

Apfelblüten?! Richtig ... ja! Die trug sie ja auch damals, als ihre glänzende Laufbahn in der Gesellschaft mit einem Ball begann. Wie gut sie sich darauf besinnt! Es ist ihr wie gestern, und doch müssen zwölf — fünfzehn — nein — weiß Gott — siebenzehn Jahre sind seitdem vergangen, verflogen, hinabgeglitten, lautlos, wie die Kette, an der das Uhrgewicht hängt.

Ein langer Weg, ganz überflimmert von Sonnenschein und doch so einförmig in seiner jagenden Abwechslung von Vergnügen, Huldigung, Zerstreuung, ohne eine einzige, große Station des Glückes oder des Leides, woran die Erinnerung sich festklammern könnte.

Denn der vielbeklagte Schicksalsschlag der Familie von Hollfeld war bereits gefallen, ehe Mara unter die jungen Damen zu zählen begann. Sie hatte ihren Vater verloren! Zum Glück wandte sich die Mutter nach der üblichen Trauerzeit dem Leben wieder zu, wenn sie auch niemals zu bedauern aufhörte, daß der Tote keine Zeit behalten hatte, es weiter als bis zum Brigadegeneral zu bringen. Die Position der Seinen wäre dann doch eine ganz andere gewesen!

Aber sie war ja auch so recht erträglich! Der Ausfall an Mitteln wurde beinahe ganz durch Stipendien, Legate, Familienstiftungen gedeckt, und Frau von Hollfelds beide Söhne machten nicht nur Carrière, sondern auch Partien, wie sie ihrem vornehmen Namen, ihrer aristokratischen Verwandtschaft, ihren persönlichen Vorzügen und ihren glänzenden Uniformen entsprachen.

Und Mara? Nun, Mara war ja, fast noch mehr als die Brüder, dazu bestimmt, ihrer Mutter Freude und der Familie Ehre zu machen. Und sie hatte wirklich die redlichste Absicht, diese Bestimmung zu erfüllen. Aber dazu mußte sie doch heiraten, und das macht sich heutzutage nicht so einfach. Freilich, Verehrer hatte sie genug, und an Bewerbern fehlte es ihr ebenfalls nicht.

Doch wie konnte sie den Offizier nehmen, der kein Geld, oder den Kaufmann, der keinen Namen und keine Ahnen, oder den Beamten, der weder das eine noch die anderen besaß?

Sie mußte also auf den Reichsgrafen warten, auf den Millionär, der zu kommen allerdings ein wenig zögerte. Aber sie hatte ja keine Eile. Ihre Gefühle waren sehr wohlerzogen und ihr Temperament sehr ruhig.

In den Kasten und Käschen, in denen sie die Reliquien ihrer Erfolge bewahrte, lagen nur dürre Blätter, abgefallene Blumen, verblichene Bänder und verwischte Tanzkarten. Ihr Herz zog sich nicht zusammen, wenn sie sie betrachtete, und keine Thräne stieg in den Augen auf, die höchstens im Schimmer einer eitlen Freude erglänzten.

Nein, Mara von Hollfelds Schätze haben nicht die Fähigkeit, urplötzlich wieder zum Glanz und Duft des vollen Lebens erwachen zu können. Und doch besitzt sie entschieden ein zärtliches Gemüt, einen anhänglichen Charakter.

Das geht schon aus dem Verhältnis zu ihrer Mutter hervor, die sie anbetet, wie diese von ihr vergöttert wird. Immer haben die beiden den Eindruck von zwei Freundinnen gemacht. Und diese Freundin ist es, die sie stets gewarnt hat, sich in Gefühle hineinzusteigern. Was kommen soll, kommt doch, und nichts täuscht leichter, als der sogenannte Zug des Herzens.

Fräulein Mara hat einmal sagen hören, daß Töchter den Charakter der Mutter verderben. Aber sie kann verbürgen, daß ihre Mama von dieser Regel eine rühmliche Ausnahme bildet. Noch nicht eine einzige der vielen Verlobungsanzeigen, die der Briefträger im Laufe der Jahre in die Briefklappe ihres Korridors geworfen, hat ihr einen wehmütigen Blick, einen Seufzer, eine scharfe Bemerkung abgezwungen. Sie pflegt nur mit einem leichten Achselzucken zu sagen: „Wie merkwürdig anspruchslos die Leute unseres Standes doch geworden sind! Mir ist es lieb, daß nicht Dein Name dort steht, Mara!“

Und wie einem unausgesprochenen Einwande ihrer Tochter zu begegnen: „Die Sorgen und Lasten der Ehe kommen noch jedem zeitig genug. Und wenn man sich amüsirt wie Du ...“

Allerdings, sie amüsirt sich.

Bis zu dieser Stunde hat ihr das bequeme,

lustige, elegante Einerlei des Vergnügens keine Ermüdung verursacht. Es muß also eine Zufälligkeit, vielleicht eine kleine körperliche Indisposition sein, die sie jetzt zwingt, sich auf den Rand des Koffers mit den blinkenden Metallbeschlägen niederzusetzen.

Und sie wird sich weiter amüsiren. Sie wird Visiten machen, Kleider anprobiren, hinter Bazartischen stehen und die Quadrille bei Gästefesten anführen. Sie wird tanzen, lachen, Elogen abwehren und gute, thörichte Jungen mit burschikoser Liebenswürdigkeit zur Vernunft zu bringen suchen. Ja, ihre Winter werden vergehen, wie sie immer vergangen sind, und wenn der Sommer kommt, wird man ihn in einem Seebade zubringen oder die große Tour zu vornehmen Verwandten und reichen Freunden antreten, wo man dinirt, Gartenfeste feiert, rudert, reitet, Tennis spielt und kleine, witzige Wortkämpfe ausficht, bis man endlich in seine eigenen vier Pfähle zurückkehrt, in jenes hübsche, vornehme Heim . . .

Die schöne Königin so vieler Bälle sieht plötzlich mit Augen vor sich hin, deren träumerischer Ausdruck sich jäh in ein angstvolles Starren verwandelt.

Das ist nicht mehr derselbe Raum, in dem sie sich noch soeben befand, das grellbeleuchtete Hotelzimmer mit seiner banalen Eleganz. Das ist ihr eigenes Zuhause, wie alles, was sie und ihre Mutter umgibt, ein Urbild modernster luxuriöser Behaglichkeit. In Stunden der Langeweile haben ihre feinen gepflegten, müßigen Aristokratenhände selbst an seiner Ausstattung mitgearbeitet. Das sind die Hocker, die sie schnitzten, die Tischplatten, die sie mit ihrer talentlosen Malerei schmückten, die Blumen, die sie aus Papier und Seide falteten. Und da, da ragt der Erker, den sie so geschickt aus Stufen und Vorhängen hergerichtet, in dessen sammetne Balustrade Mara mit eigenen Händen die blanken Hiernägel schlug; und die dort sitzt — nein — der Platz ist leer! Sie sitzt nicht mehr dort, sie, die Mutter, die trotz aller Straffheit der Haltung ihren Nacken doch unter der Last der Jahre zu neigen beginnt, deren Haupt grau schimmert, und deren Wangen faltig werden. Nein, sie ist nicht mehr dort und wird niemals wieder dort sein. Das Zimmer liegt leer, die Wohnung verlassen, bis auf eine einzige Gestalt, die Mara gar wohl erkennt, obgleich sie seitab steht, tief im Schatten, übersehen, vergessen! Wie lächerlich sie aussehen würde, mit einem Apfelblütenkranz auf dem müde geneigten Kopf.

Vor siebenzehn Jahren — nach siebenzehn Jahren!

Das einsame Mädchen drückt mit einem leisen Aufstöhnen die Hand vor die Augen.

Da klingt es draußen von Schritten, lustige, helle Stimmen werden vernehmbar. Fräulein von Hollfeld muß sich beeilen, wenn sie die Blumen, die Kleider, den letzten Inhalt des Koffers mit geschickten Händen noch auf Sofas und Sesseln ausbreiten will. Dann geht die Thür auf; Veldens treten ein, mit lebhaften Mienen, großen Paketen und einem Geruch frischer Luft an den Kleidern. Herr Velden bewundert von neuem Maras freundschaftliche Opferwilligkeit und schüttelt den Kopf über die Unbescheidenheit seiner Damen. Annette macht strahlende Augen, und Frau Lena unterbreitet mit Siegermiene der kritischen Beraterin den neuen Fächer. Er war jedenfalls der teuerste.

„Wir haben unterwegs auch einige bekannte Herren getroffen! Annette ist zu mehreren Tänzen engagirt, auch zum Cotillon. Und da hatte das dumme Ding schon solche Angst vor dem Sitzenbleiben!“

Während Lena diese wichtige Neuigkeit ausplaudert, — noch immer ganz ahnungslos, wie die meisten Mütter zu sein pflegen — eilt die Kleine unter irgend einem Vorwand aus dem Zimmer, um ihre glückselige Verlegenheit zu verbergen; Herr Velden ist mit dem Wegpacken seiner Cigarren beschäftigt. Jetzt hat er wieder Vorrat, das muß man sagen!

Daß Mara kaum zu hören scheint und einsilbig antwortet, wird eine gute Weile von niemand beachtet.

Zuletzt aber fällt es Lena doch auf.

„Was hast Du denn? Fehlt Dir etwas?“ Sie fragt mit der ganzen liebenswürdigen Teilnahmlosigkeit von Leuten, die vollauf mit ihren persönlichen Angelegenheiten beschäftigt sind.

Und Mara antwortet hastig: „Danke, nein! Was sollte mir wohl fehlen? Uebrigens muß ich jetzt nach Hause; es wird auch für mich Zeit!“

„Ja, das wird es! Aber, weißt Du, lege Dich noch ein Weilchen hin, ehe Du ans Ankleiden gehst. Du siehst so blaß aus, so verstimmt, gar nicht, als ob Du auf einen Ball wolltest, eher, als ob Du von einem Begräbnis kämst!“

Die Worte klingen in Maras Ohren nach. Sie ist auf dem Heimwege. Instinktiv hat sie die hellerleuchtete Hauptstraße gemieden. Der Umweg durch eine stille Seitengasse ist nicht zu groß, und die dunklen Häusermassen, die spärlichen Laternen, die sich in den feuchten Trottoirsteinen spiegeln, die entlaubten Sträucher, die hinter Zäunen und Gittern vom Luftzug hin und her bewegt werden, passen zu ihrer Stimmung, derjenigen eines Menschen, der von einem Begräbnis heimkehrt.

Denn Mara von Hollfeld hat in dieser Stunde wirklich etwas begraben, trockenen Auges und ohne Klagelaut, und doch weiß sie, daß es für dies Etwas keine Hoffnung der Auferstehung gibt. Dies Etwas war — ihre Jugend!

Die Willibrodikirche in Wesel.

(Dazu die Abbildung Seite 764.)

Unter den Baudenkmälern des Niederrheins nimmt eine der ersten Stellen die aus der besten Zeit der Spätgotik stammende Sankt Willibrodikirche in Wesel ein, eine der wenigen gotischen Kirchen des Rheinlandes, die dem protestantischen Kultus überlassen sind. Der Bau wurde 1424 von einem Herzog von Cleve an der Stelle, wo früher eine ältere, noch aus romanischer Zeit stammende, kleinere Willibrodikirche, die erste Pfarrkirche Wesels, gestanden, begonnen und 1522 vollendet. Im Jahre 1594 wurde der Turm durch Blitzschlag zerstört und sein hölzerner Helm durch ein Notdach ersetzt. Auch sonst hatte das stattliche Gotteshaus viel unter den Unbilden der Zeit zu leiden, so daß es — namentlich im Aeußern — mehr und mehr zur Ruine ward und im Jahre 1874 wegen Baufälligkeit geschlossen werden mußte.

Die Wiederherstellung der Kirche wurde bereits im Jahre 1863 unter Einwirkung des raschen Fortgangs, welchen damals der Wiederaufbau des Kölner Domes nahm, angeregt; es wurde ein Verein für den Wiederherstellungsbau gegründet und man begann, zunächst in der Gemeinde, regelmäßige Sammlungen zu veranstalten. Architekt Flügge in Essen entwarf einen Plan für die Wiederherstellungsarbeiten, allein die von ihm vorgesehene Bausumme von 600,000 Thalern erschien zu hoch, als daß man an eine Verwirklichung des auf seinen Bauplan begründeten Wiederaufbaues zu denken wagte. Mit der Zeit gestalteten sich indes die Aussichten für das Vorhaben immer günstiger; erhoben sich die Baukosten auch zu der Höhe von 1,400,000 Mark, so wurden sie doch ziemlich mühelos zusammengebracht, der Hauptsache nach durch Lotterien; allein auch die Provinz und in erheblicherem Maße die Gemeinde steuerten zu denselben bei, und in hochherziger Weise überwies ihnen Kaiser Wilhelm I. aus dem Königlichen Dispositionsfonds den ansehnlichen Betrag von 270,000 Mark. Im Jahre 1882 konnte mit den Vorarbeiten begonnen werden; Architekt Otter in Wesel, der unter Zugrundelegung des Flüggeschen Projekts den neuen Plan entworfen, führte den Bau aus; die örtliche oberste Bauleitung hatten nach einander Regierungsbaumeister Schröder, Kreisbauinspektor Mertens, Regierungsbaumeister Mecum und Kreisbauinspektor Hillenkamp.

Einen sehr imposanten Eindruck macht die wiederhergestellte Kirche von dem Marktplatze aus, dem sie ihre Chorseite zuwendet, zumal hier, wo sich unter anderem auch das 1390 begonnene und 1396 vollendete, in zierlichen spätgotischen Formen gehaltene Rathaus erhebt, die Umgebung eine malerische und stimmungsvolle ist. Die beiden Langseiten der Kirche werden ziemlich eng von Häusern eingeschlossen, weshalb daselbst — so lange nicht die geplante Freilegung erfolgt — die Architektur wenig zur Geltung gelangt. Um so stattlicher entfaltet sie sich an der Westseite, wo sich der helmgekrönte Hauptturm erhebt. Die Willibrodikirche ist eine fünfschiffige Basilika mit einschiffigem Kreuzschiff. Der Chor ist im westlichen Teile ebenfalls fünfschiffig, während im Osten nur ein Hauptschiff um denselben herumgeführt ist. Der Hauptturm, dessen Breite der des Mittelschiffes entspricht, ist seitlich von je einem Seitenschiff eingefaßt. Die Hauptmaße sind: äußere Länge der Kirche (ohne Pfeiler) etwa 56 Meter, Breite 38,80, Höhe des Mittelschiffs 23, der Seitenschiffe 11 Meter. Der Turm erhebt sich auf quadratischer Grundfläche im Mauerwerk bis zur Galerie auf 42 Meter Höhe. Der mächtige Hauptheim erreicht 46 Meter. Vier schlanke Nebenhelme vermitteln den Uebergang aus der quadratischen Grundform des Unterbaues zu der achteckigen des Helmes. Ein mit Kupfer gedeckter, mit zierlichen Giebeln und Zinken geschmückter Laubengang umzieht über der Steinbrüstung den Helm. Dieser ist wie die Nebenhelme gleichfalls mit Kupfer eingedeckt, ebenso der zierliche Dachreiter über der Vierung. Das Aeußere der Kirche war ursprünglich mit Tuffsteinen in Ziegelform verblendet, während die Architekturteile aus Hausteinen bestanden; beide Materialien hatten im Verlaufe der Zeit sehr gelitten, indes sind sie ganz im Sinne der ursprünglichen Anlage wiederhergestellt worden. Das Innere der Kirche hat eine folgemäße Ausmalung erfahren, für welche Reste einer alten Bemalung als Anhaltspunkte dienten. Unter den bunten Glasfenstern ragt vor allen eines im südlichen Kreuzgiebel hervor, für welches Karton und Farbenskizzen von dem bekannten Maler Gesellschap seiner Vaterstadt zum Geschenk gemacht wurden.

Unter großer Feierlichkeit vollzog sich am 7. August die Einweihung des in seiner alten Pracht und Größe neuerstandenen Gotteshauses. Leider konnte Kaiser Wilhelm, durch ein leichtes Unwohlsein zurückgehalten, nicht, wie er beabsichtigt, an dieser Feier teilnehmen, doch erschien zu derselben die Kaiserin im Geleite des Prinzen Heinrich, mit dem sie sich am Nachmittage des gleichen Tages auch nach Aufrort begab, um dort der Enthüllung des dem Andenken Kaiser Wilhelms I. gewidmeten Denkmals anzuwohnen.

Aus dem deutschen Böhmerwalde.

Text und Abbildungen von Ottomar Binkert.

Wohl selten ist ein Land so lange dem Weltverkehre verschlossen gewesen, wenige Gegenden mag es geben, denen der Wanderer so achtlos den Rücken gekehrt wie dem deutschen Böhmerwalde. Und doch kann sich dieses mit seltenen Naturreizen geschmückte Waldland, mit seiner treu deutschen Bevölkerung, mit seinen herrlichen Hochseen, seinen duftenden Tannen- und Fichtenwäldern kühn manch anderem

Der Rosenberg.

überschwenglich gelobten Eldorado des Touristen zur Seite stellen. Mit Ausbau der Bahn Budweis-Salnau ist endlich dieses Gebiet den größeren Städten näher gerückt, so daß es jetzt auch für den von Wien oder Prag kommenden Touristen in kurzer Zeit erreichbar ist.

Als Vorburg des südlichen Böhmerwaldes begrüßt uns die ausgedehnte Kreisstadt Budweis. Zahlreiche Fabriken, darunter die berühmte Bleistiftfabrik von Hartmuth, bezeugen ihre hohe industrielle Entwicklung. Die Mitte des Ringplatzes ziert ein steinerner Brunnen mit der gewaltigen Figur des Simson, der ein Raubtier zwischen seinen Fäusten erdrückt. Das Rathaus, das wir im Hintergrunde unseres Bildes erblicken, ist 1730 im Renaissancestil erbaut und gewährt mit seinen drei Türmchen, Freskomalereien und gotischen Wasserspeiern einen hübschen Anblick. Am Zusammenfluß der Moldau und Maltsch gelegen, ist Budweis der Stapelplatz

THE OLD MILL, BOOTH'S MILLS.

Jane Addison Booth was born in Philadelphia, Pa., in 1841. She is the daughter of Mr. Addison Booth, who was for many years a prominent manufacturer of that city. Her father's mills, which are shown in the picture, are situated on the Wissahickon Creek, a few miles from Philadelphia. Miss Booth's studies were pursued under the direction of Mr. Thomas Hicks, N.A., and Mr. Christian Schussele, N.A., and she has also received instruction from Mr. Thomas Moran, N.A., and Mr. Wm. Trost Richards. She has been a frequent contributor to the annual exhibitions of the Pennsylvania Academy of the Fine Arts, and has also exhibited in the Boston Art Club and the Philadelphia Sketch Club. Her specialty is landscape painting, and she has made a number of sketching tours in the mountains of Pennsylvania and New York, and in Canada. Her studio is in Philadelphia.

THE OLD MILL, BOOTH'S MILLS.

Vom grünen Erin.

Wohl selten haben zwei so verschiedene Völker unter einer Regierung gestanden wie die Irländer und Engländer. Der erste leicht beweglich, launenhaft, phantasievoll, gastfreundlich, freigebig, höflich, genügsam, witzig, aber auch zur Trägheit, zum Zurückschrecken vor Beschwerlichkeiten, zur Lüge, zur Rachsucht geneigt; der andere, langsam, vielleicht schwerfällig, arbeitsam, eminent praktisch, im höchsten Grade selbstbewußt und selbstvertrauend, hartnäckig, zäh, nie vor Mühen zurückschreckend, sondern von Mißerfolgen zum höchsten Widerstande, zur höchsten Kraftentfaltung angespornt. Kann man sich darüber wundern, daß die Vereinigungsbestrebungen gescheitert sind und für alle Zeiten aussichtslos erscheinen und daß die beiden Völkerschaften sich heute noch so fremd, so verständnislos gegenüberstehen wie am ersten Tage ihres Zusammentreffens? Bei den Irländern, als den Unterlegenen, hat sich dieses Mißverständnis zu einem tiefen Haß ausgebildet. Zu dem Rassenhaß, den alle Klassen Irlands teilen, gesellt sich bei 73% der irländischen Bevölkerung ein noch viel tieferer, viel widerstandsfähigerer, ja, ein ganz unüberwindlicher: der Religionshaß. 73% der Irländer sind katholisch und die Anhänger dieses Bekenntnisses sind um ihrer Religion willen jahrhundertelang verfolgt, gemartert worden. Von Gewissens Zeit an datirt der Kampf, der auf der Insel ununterbrochen zwischen einer kleinen, aber in jeder Hinsicht bevorzugten und beschützten protestantischen Minorität gegen eine große, aber aller Rechte beraubte, tyrannisch geknechtete katholische Majorität geführt worden ist und der vor ein paar Jahren eine der ernstesten Krisen in der englischen Geschichte herbeigeführt hat, eine Krise, die den Bestand des englischen Reiches in Frage stellte — die Bewegung, welche die von Gladstone im Parlament eingebrachte Home-Rule-Bill zur Folge hatte.

Es kann selbstverständlich nicht überraschen, wenn sich durch die jahrhundertelange Unterdrückung ernste Mängel im Volkscharakter bemerkbar machen, zum Beispiel eine starke Hinneigung zur Lüge, ein großes Verstellungsvermögen, das es ermöglicht, ein Rachegefühl jahrelang zu verbergen, bis der Augenblick zur Rache gekommen ist. Die Verfolgung, die das Volk der Religion wegen zu ertragen hatte, hat dasselbe mit seinen Priestern auf das innigste verbunden.

Die irländischen Priester sind alle aus dem Volk hervorgegangen; mit der Armut, den Sorgen, dem geheimen Hoffen und Wünschen der Menge aufgewachsen, sind sie die unbestrittenen Führer des Volkes, auch in seinem politischen Kampfe. Bis vor dreißig Jahren bestand in Irland die Staatskirche, das heißt die englisch-protestantische Kirche, vom Staate besoldet, wie in England noch jetzt. Die 73% katholischer Steuerzahler mußten also neben ihrer eigenen Kirche noch die ihnen feindlich entgegentretende unterhalten. Gladstone hat dieser Ungerechtigkeit durch seine Disestablishment-Bill ein Ende gemacht. Die protestantische Kirche ist jetzt auf sich selbst angewiesen und hat tüchtig um ihre Existenz kämpfen müssen, was ihr natürlich nur zu gute gekommen ist, denn wohl nie hat sich in der Kirche ein so lebendiger, freudiger Opfergeist gezeigt wie seit jener Zeit, und die Erwartungen der Ratholiken, die das Ende der protestantischen Kirche voraussehen wollten, sind glänzend widerlegt worden; beide Kirchen rivalisiren jetzt ebenbürtig mit einander.

Mit diesem Schritte der Entstaatlichung der protestantischen Kirche wurden noch andere zur Besserung der Verhältnisse gethan. Nach und nach wurden die Staatsstellen den Katholiken zugänglich gemacht; schon jetzt gibt es viele katholische Richter, und nur die höchste Staatsstelle, die des Vizekönigs, ist den Anhängern der römischen Kirche verschlossen. Die Summen, die durch die Entstaatlichung der Kirche frei wurden, wurden teilweise zur Gründung eines großen katholischen Priesterseminars in Maynooth und für die Queen's Colleges in Cork, Limerik, Galway, Belfast verwendet. Diese Colleges sind Universitätsschulen, die auf die Prüfungen an der königlichen Universität vorbereiten. Dublin besitzt nämlich seit zwanzig Jahren zwei Universitäten, Trinity College, von der Königin Elisabeth gegründet und in streng protestantischem Geiste geleitet, deshalb den Katholiken so gut wie verschlossen, und die erwähnte Royal University, die lediglich Prüfungen abhält und auf Grund derselben die akademischen Grade erteilt.

So ist auf dem Gebiet der höheren geistigen Kultur Ruhe geschaffen, und die wesentlichsten Ansprüche der Katholiken sind so ziemlich befriedigt. Aber die Hauptschwierigkeit liegt in der Landfrage. Das Land ist in den Händen der großen aristokratischen Grundbesitzer, und diese gehören fast alle der protestantischen Religion an. Von ihnen wird es an Farmer verpachtet, die es an Unterfarmer weitergeben und so weiter. Seit der Mitte dieses Jahrhunderts, seit der Zeit der großen Verkehrserleichterung, hat sich in Großbritannien und Irland, vor allem in letzterem Lande, ein arger Mißbrauch eingenistet. Die Gutsbesitzer ziehen ihr Geld aus dem Lande, geben es aber in England, vornehmlich London, oder auf Reisen aus. Es gibt in Irland Grundbesitzer, die aus ihren Landereien eine jährliche Rente von 20,000 Pfund Sterling und mehr beziehen, aber ihr Eigentum nie gesehen haben. Hatte dagegen ein Farmer durch jahrelangen Fleiß und teure Auslagen den Ertrag seiner Farm erhöht und glaubte er sich auf dem sicheren Weg zu einem kleinen Wohlstande, so konnte er sich versehen, daß der Landlord ihm für seine Mühe die Pachtsumme verdoppelte oder ihn kündigte, um die Farm zu einem viel höheren Preise an einen andern Pächter zu geben. Aber durch die große Konkurrenz, vor allem die Amerikas, wurden die Marktpreise sehr gedrückt, der Farmer konnte seine Pacht nicht mehr bezahlen, und die Verhältnisse spitzten sich immer mehr zu. Dazu gesellte sich die politische Unzufriedenheit, die immer wieder durch die geheimen politischen Gesellschaften (Fenier) geschürt wurden, und es bedurfte nur eines Führers, um eine großartige politische Bewegung ins Leben zu rufen.

Dieser Führer fand sich in Charles Stewart Parnell. Das irländische Volk bedarf zu seiner Leitung eines eigenartigen Mannes. Trotzdem es mehr Politik treibt als irgend ein anderes Volk, steht es doch mit seinem politischen Empfinden und seinen politischen Ansichten noch auf dem Boden des Mittelalters. Deshalb konnte es auch nur einen Führer wie Parnell gebrauchen. Parnell war merkwürdigerweise Protestant und Grundbesitzer, gehörte also gerade der Klasse an, gegen welche die Agitation gerichtet war. Seine Mutter war eine Amerikanerin, und von ihr soll der Sohn die nationalistische Richtung bekommen haben. Ins Parlament berufen, schloß er sich der irländischen Nationalistenpartei an, die damals ohne Disziplin (denn die ist das letzte, wozu ein Irländer sich versteht) und von kaum nennenswertem Einfluß auf die englische Politik war. Durch sein staatsmännisches Talent und seine führerische Begabung wußte er bald aus den irländischen Abgeordneten eine festgeschmiedete disziplinirte Partei zu bilden, zum größten Erstaunen aller, welche die Irländer kennen. Niemals wohl hat ein Parteiführer in seinen Genossen ein willenloseres, verläßlicheres Werkzeug gehabt als Parnell. Er behandelte sie wie ein Autokrat seine Untergebenen; nie hatte er einen Vertrauten unter ihnen — er befahl, sie gehorchten, und mit ihnen gehorchte das ganze Land dem „ungekrönten König".

Den Unionisten und vor allem der wichtigsten Klasse derselben, den Grundbesitzern, wurde der Krieg erklärt, und es kam zu allen Ausschreitungen, die ein Bürgerkrieg im Gefolge hat: die niedrigsten Leidenschaften, die brutale Seite der menschlichen Natur wurden geweckt, und schreckliche Thaten vollzogen sich. Das jetzt so allgemein bekannte Wort „Boycott" verdankt dieser politischen Agitation seine Entstehung. Das Verfahren, das es bezeichnet, wurde zuerst an Kapitän Boycott, dem Verwalter des Grafen Erne, ausgeübt, daher der Name. Wohl selten hat sich eine neue Sprachprägung so schnell verbreitet wie dieses kaum fünfzehn Jahre alte Wort. Der moralische Zustand auf der Insel war entsetzlich. Nach englischem Brauche gehen die Richter dreimal im Jahre von Dublin in die Provinzen und halten dort die Schwurgerichte ab. Es war unmöglich und ist es teilweise noch jetzt, parteilose Geschworene zusammen zu bringen. Das Gericht artete zu einem Hohn auf sich selbst aus; selbst wenn die Schuld sonnenklar war, sprach die Jury den grausamen Mörder frei. Sehr oft müssen Verbrecher aus dem Süden, aus Cork, Limerick und so weiter, zur Erlangung eines unparteiischen Urteilsspruches im Norden, zum Beispiel in Belfast, abgeurteilt werden. Freilich muß man bedenken, daß die Verbrechen, um die es sich hier handelt, politischer Natur sind. Was den allgemeinen moralischen Zustand anlangt, so steht Irland hoch über vielen anderen Völkern.

Die englische Regierung mußte mit den geschaffenen Verhältnissen rechnen. Sämtliche Landgesetze der letzten fünfzehn Jahre sind zu Gunsten der Farmer gemacht. Der Ankauf des Landes wird ihnen durch Staatsvorschuß erleichtert, und die Gutsbesitzer werden zum Zwangsverkaufe angehalten. Die Klasse der letzteren hat furchtbar gelitten; viele sind gänzlich verarmt und der bitterste Not anheimgefallen.

Fast wäre mit den großen Opfern auch das große Ziel erreicht worden: die Home-Rule-Bill, die dem Lande vollständige politische Selbständigkeit geben und es zu England in das Verhältnis eines verbündeten Staates treten lassen sollte, war schon im Parlamente angenommen, und mit einem Führer wie Parnell wäre sie, wenn auch erst nach hartnäckigem Kampfe auch im Oberhause zum Siege gelangt und so die erste Bresche in die Einigkeit des ungeheuren britischen Reiches gelegt worden — da legte das Schicksal sein Veto ein. Die Priesterschaft und Gladstone wußten nach den bekannten Gerichtsvorgängen, welche den Parteiführer moralisch vernichteten, von Parnell abfallen, dieser, der schon lange an einer unheilbaren Krankheit litt, starb bald darauf, und die maßlosen Kämpfe in der irischen Partei haben gezeigt, daß auch kein einziger Irländer fähig ist, Parnells Nachfolger zu werden.

Die Home-Rule-Bill wurde im Oberhause verworfen und ist im Unterhause nicht wieder eingebracht worden; das Verlangen nach Home-Rule tritt in dem Wahlprogramm der englischen Radikalen, die die Verbündeten der Nationalisten waren, immer mehr zurück.

Wäre dem Lande mit dem Siege des Home-Rule-Prinzips auch wirklich geholfen worden? Schwerlich, das irländische Volk ist noch nicht reif für eine demokratische Regierungsform nach Art der englischen. Zu seiner politischen Unmündigkeit braucht der Irländer einen starken, aber gerechten Herrn. Für ihn ist der Staat eine feindliche Macht, die er mit allen Mitteln bekämpfen und betrügen muß. Die vollständige politische Unabhängigkeit hätte dem Lande einstweilen nicht den erwarteten Segen gebracht. Der Hauptgrund der Armut Irlands liegt nicht in seiner politischen Lage, sondern in einem Charakterfehler seiner Landesangehörigen. Der Irländer hat keinen Trieb, weiter zu kommen, keinen Unternehmungsgeist. „Was für meinen Vater gut genug war, ist es auch für mich", ist die Antwort, die Paddy unabweislich gibt, wenn man ihm mit Verbesserungsvorschlägen kommt oder von Fortschritten spricht. Zu diesem Fehler gesellt sich die Arbeitsscheu. Wer zum erstenmale nach Dublin kommt, ist entsetzt über die schmutzigen, zerlumpten Gestalten, die ihn auf Schritt und Tritt anbetteln. Auf den öffentlichen Plätzen treiben sich zu Dutzenden arbeitslose Männer umher, sonnen sich auf den Sockeln der Monumente oder auf den Rasenstücken in den öffentlichen Parks. Begehrt man aber von einem dieser Müßiger eine kleine Dienstleistung, so muß man die betreffende Frage sicherlich mehrmals thun, da nur derjenige Lust hat, etwas zu verdienen, der keinen Pfennig mehr in der Tasche hat. Wer noch für einen Tag genug hat, wird sich nicht zu einer Arbeit herbeilassen. So geht es auch mit den Handwerkern und Landarbeitern.

Man sollte glauben, der Irländer wäre schon nach der ganzen Lage seines Landes ein leidenschaftlicher Fischer. Nein, das ist er nicht. An der Küste lebt allerdings die Bevölkerung vom Fischfang, aber er wird noch sehr primitiv und nur in kleinen Booten an der Küste betrieben; der Irländer ist kein Hochseefischer. Zu der Starrheit, mit der er am Althergebrachten hängt, müssen hier aber auch wohl die wirtschaftlichen Verhältnisse des Landes in Betracht gezogen werden. Die Weltküste hatte bis vor kurzem nur eine unzulängliche Verbindung mit den übrigen Teilen des Landes. Der Ertrag der Fischerei konnte nicht versendet werden, und so wären alle Verbesserungen zwecklos gewesen. Balfour hat in dieser Beziehung dem Lande große Wohlthaten erwiesen, indem er das System der Sekundärbahnen einführte, das die Fischereistationen unter einander und mit dem großen Eisenbahnnetz verbindet. Die Dublin Society, eine große Gesellschaft, welche die Hebung der Industrie und des Landbaues zum Zweck hat, arbeitet mit der Regierung zusammen. Man hat die Küste gründlich untersuchen und ausfindig machen lassen, welche Boote sich für die einzelnen Küstenteile am besten eignen, und so dürfte sich nunmehr mit Unterstützung des Staates die Fischerei durch die erschließenen englischen Absatzgebiete und die verbesserten Boote bald heben und der Irländer nach und nach zur Hochseefischerei übergehen.

Aber, wie gesagt, Paddy ist kein begeisterter Fischer. Wenn er mit seinem Fischkahn ein paar hundert Pfund verdient hat, geht er hin und kauft sich ein Stückchen Land. Eine Scholle Land, und wäre sie noch so klein, sein eigen zu nennen, ist der höchste Ehrgeiz, das größte Glück des Irländers. Am liebsten einem Fleckchen Land klebt er, auf ihm zieht er seine Familie groß, und womöglich teilt er es wieder mit seinen Söhnen, die dann ihrerseits ihre Familien darauf gründen, wobei es kommt, daß einzelne Distrikte stark übervölkert sind. Fällt unter solchen Umständen die Kartoffelernte, das einzige, worauf die Bevölkerung zu ihrer Nahrung angewiesen ist, schlecht aus, so gibt es sofort eine Hungersnot, und leider ist dieser Zustand in einigen Gegenden Irlands chronisch. Aber trotzdem das Land so kahl, so öde und fast immer in Nebel gehüllt ist es gilt das vorzugsweise vom Westen), trotzdem der Boden so kärglich und so ungern gibt, trotz des Hungers und aller Leiden liebt der Irländer seine Heimat leidenschaftlich. Auswandern zu müssen, ist ihm das härteste Schicksal. Welch innige Beziehungen bestehen denn auch zwischen den Ausgewanderten im fernen Amerika und seinem Vaterlande! Fremde, die den irischen Westen besuchen, sehr es oft in das höchste Erstaunen, wenn sie bei diesem halbzivilisirten Volke die genauesten Kenntnisse über Amerika und seine Zustände finden. Ein wie reger Briefwechsel wird aber auch zwischen diesen beiden Ländern unterhalten, und was für bedeutende Summen werden aus Amerika, dem Lande des Reichtums, von den treuen Söhnen in das arme Vaterland zurückgeschickt! Daher auch die großartige Unterstützung, welche der revolutionären Bewegung von Amerika aus zu teil wurde und ihr hauptsächlich zu ihrem Erfolge verhalf.

Augenblicklich ist die Agitation auf ein Minimum herabgesunken. Wie schon gesagt, hat sich keiner der Führer der Nationalistenpartei als fähig erwiesen, Parnells Nachfolger zu werden. Die Farmer werden nach und nach Besitzer des Bodens und so natürlich mit der Zunahme des materiellen Wohlstandes immer konservativer. Denn wer bei einer Revolution etwas zu verlieren hat, läßt sich nicht gern in eine solche ein, er müßte denn ein fanatischer Schwärmer sein. Dazu beigetragen die jetzige Regierung die Grundsätze, die Balfour leiteten, als er im letzten konservativen Kabinet Staatssekretär für Irland war, und die seine Regierungszeit, trotzdem sie in die stürmischste Periode fiel, so erfolgreich machten. Gerechte Strenge in Verbindung mit praktischer Hilfe war das, was ihn leitete. Für die agrarischen Verbrechen wurden Ausnahmegesetze gemacht und die Verbrecher streng bestraft. Andererseits wurden, wie erwähnt, Sekundärbahnen angelegt, neue Verkehrswege gebaut, der Fischerei und dem Landbau großartige Unterstützungen zugewendet und alles mögliche gethan, um der irischen

Hausindustrie neue Absatzgebiete zu erschließen. In allen größeren Städten Englands gibt es jetzt Niederlagen für Donegal-tweeds und irländische Leinwand, sowie die schönen irischen Spitzen. Die Farmer bilden Genossenschaften und errichten große gemeinsame Molkereien, um auf dem englischen Buttermarkt mit der dänischen und holländischen Butter konkurriren zu können. Auch der Geflügelzucht wird viel mehr Aufmerksamkeit gewidmet, und Obst- und Gemüsebau heben sich gleichfalls. Augenblicklich bilden freilich die hohen Frachtsätze der wenigen Eisenbahnen noch ein großes Hinderniß für die Hebung dieses Erwerbszweiges. Irland wird wohl immer mehr oder weniger ein Land für Viehzucht bleiben; von Ackerbau kann schon der Bodenverhältnisse und des Klimas wegen nicht viel die Rede sein, aber für Weidezucht ist es ein Idealland. Die Industrie hat wenig Zukunft, weil es dem Lande an Kohlen fehlt.

Belfast freilich hat sich wunderbar emporgearbeitet und rivalisirt im Schiffsbau schon mit dem Clyde. Es ist die wichtigste Stadt Irlands und wird in nicht zu langer Zeit auch Dublin, die Hauptstadt, überflügeln. Aber hier ist der Grund wieder in den tief einschneidenden Unterschieden zu suchen, die das arme Land nie zu einer gedeihlichen Gesamtentwicklung werden kommen lassen. Belfast ist die Hauptstadt von Ulster, der nördlichsten Provinz Irlands, und der Hauptstützpunkt des Protestantismus. Die Bevölkerung besteht aus den Nachkommen eingewanderter Schotten, die sich sehr wenig mit den Iren vermischt haben und durch die beständigen Kämpfe für ihre Kirche gegen die irischen Katholiken von fanatischer Feindseligkeit erfüllt sind. In Belfast und den übrigen Teilen von Ulster werden noch jährlich blutige Schlachten zwischen Katholiken und Protestanten geliefert, wenn die eine oder andere Kirche ihre besonderen Festtage hat. Vor allem am Jahrestage der Schlacht am Boyne, in der Wilhelm von Oranien seinen Schwiegervater Jakob den Zweiten schlug und damit das ganze Land an die protestantische Minderheit zurückgab. An diesem Tage läßt der alte Religionshaß es zu blutigen Scenen kommen. Wahrhaft schneidend stellt sich hier im Norden der große Unterschied der beiden Rassen dar und kann selbst dem blödesten Auge nicht entgehen. Da in Ulster der Schwerpunkt des Protestantismus liegt, befindet sich auch das Zentrum der Unionistenpartei dort. Und als bei der Home-Rule-Debatte das Schicksal der grünen Insel im englischen Parlamente verhandelt wurde, regte sich der „Norden“ gewaltig. Große Geldsummen wurden gezeichnet, die jungen Leute exerzierten Tag und Nacht, und es wurde umfassend gerüstet denn der „Norden“ hatte beschlossen, sich einer Einführung des Home-Rule-Gesetzes gewaltsam, wenn nötig, in offener Rebellion mit den Waffen in der Hand, zu widersetzen. Das waren ernste Zeiten, denn der „Norden“ sagt nicht viel, wenn er aber einmal losschlägt, führt er wuchtige Hiebe. Diese sehr ernste Krisis ist durch die Verwerfung der Bill im Oberhause und den Tod Parnells abgewendet worden.

Wenn das Land eine Zeit lang vor politischen Ruhestörungen bewahrt bliebe, — und die jetzige Gesetzgebung, deren Zweck es ist, dem Lande möglichst viel Selbstregierung zu geben, scheint Gewähr dafür zu bieten — so würde der tief eingewurzelte Haß vielleicht schwächer werden. Andere Faktoren arbeiten auf den gleichen Zweck hin. Die Verluste der höchsten Klasse und das Emporkommen der unteren haben schon in der Erkenntnis der Gesellschaft eine Bresche gelegt, die sich täglich erweitert. Die Zulassung der Katholiken zu den höheren Staatsämtern, die wieder den Eintritt derselben in die Gesellschaft bedingt, und die Entwicklung des Volksschulwesens, die gleichen Staats- und Universitätsprüfungen und das allmähliche Eindringen der liberalen Strebungen vom Festlande aus, das alles wird zur Abschwächung des Religionshasses beitragen. Ganz schwinden wird er wohl niemals; dazu wird in den Charakteren der beiden Rassen, die zum Zusammenleben auf dieser engen Scholle inmitten des Ozeans verurteilt sind, zu viel Zündstoff angehäuft bleiben. Aber welcher Fortschritt würde erzielt werden, wenn die nationale Feindschaft zu einem mäßigen Eifer herabgedämpft werden könnte und so die beiden Rassen sich ergänzen würden. Wollte der feste, trutzige, hartarbeitende Norden sich mit dem phantasievollen, beweglichen, intelligenten Süden zur gemeinsamen Arbeit vereinigen, dann würden dem interessanten, begabten Volke in der Zukunft viele der Segnungen in Erfüllung gehen, nach denen es sich jetzt in seiner utopistischen Traumerei vergeblich sehnt. **Sophie Lampe.**

Die Mode auf der Berliner Gewerbeausstellung.

Von

H. von Brauken.

Im Hauptgebäude ist der eigentliche Magnet für Frauen die historische Trachtenausstellung. In einem besonderen Pavillon, den der erfindungsreiche Architekt Hoffacker entworfen hat, sind die deutschen Trachten eines Jahrhunderts, von 1796 bis 1896, zur Schau gebracht. Lebensgroße, aus Papiermaché gefertigte Figuren zeigen die verschiedenen Moden; die Gestalten sind vom Bildhauer Werner modelliert, Köpfe, Hände, Arme und — wo dieselben unbekleidet sind — auch die Füße haben einen Wachsbezug, so daß sie meist gut und täuschend wirken. Fünfundzwanzig Gruppenbilder veranschaulichen die wechselnde Modelaune. Die Trachten beginnen mit dem Directoire; Herren erscheinen in Frack, Kniehosen und Schnallenschuhen, Damen in langer Taille. Bei einer auf der Promenade gedachten Frau von 1797 fällt besonders ihr fast metergroßer riesiger Pelzmuff auf; er bildet das Entzücken des großen Publikums, der Provinzlen wie der „meterreißenden“ Berliner Kinder. Niemand geht vorbei, ohne sich über diesen imposanten Händewärmer zu äußern und zugleich über dessen Antipoden, einen winzigen Sonnenschirm, zu lachen.

Eine andere lustwandelnde Frau von 1798 trägt einen graufeidenen, wattierten Ueberrock, der sich wenig von einem heutigen Herrenpaletot unterscheidet; das Futter des Gewandes besteht aus braunrother Seide, es ist mit gelbem Sammet eingefaßt, eine Seidenschnur gürtet die Taille. Es folgt nun die Mode der sogenannten Incroyables, eines langen Ueberwurfes, welcher der antiken Tracht gleicht. Dem antiken Peplon gleicht ein in spitzen Zipfel niederhängender weißer Ueberwurf über einem lose wallenden, weißen Gewande. Letzteres ist an der linken Seite fast bis zum Knie emporgerafft, so daß der sandalenbekleidete Fuß und das mit Purpurrieinen kreuzweise verschnürte Bein zu sehen sind. Glücklich wir Modernen, daß solche Tracht nicht von uns verlangt wird! Sie würde auch schlecht zur Pferdebahn oder zu unseren überfüllten Eisenbahncoupés passen. Die Hüte damaliger Zeit sind aber durchaus nicht in antikem Sinne geschaffen; sie streben himmelan und sind durch ihre widernatürliche Höhe sehr häßlich. Von jetzt an werden die Leibchen der Damenkleider kürzer, die Halsausschnitte tiefer, die Schleppen dagegen länger. Am meisten dekolletiert sind die Trachten von 1804 bis 1806. Als Kopfputz sieht man nun Turbane von duftigem Stoffe, ungefähr wie bei dem bekannten Selbstporträt von Madame Vigée-Lebrun. Die zu erzentrische, der Körper fast bloßstellende Toilette besann sich nach einer Weile wieder auf den Anstand. Die Röcke werden fußfrei, die Schleppe verschwindet, doch das Kleid wird noch dicht unter der Brust gegürtet. Ein langer seidener Promenadenmantel von 1813 zeigt reiche Falten, an einer kurzen Taille angekraust.

Originell ist die Kindertracht von 1823. Ein etwa siebenjähriges Mädchen trägt unter einem kurzen Kleiderrocke lange, knabenmäßige Schirtingbeinkleider; an ihrem Strohhute hängt ein blauer Schleier bis zur Hüfte, Brust und Schultern sind mit einem rotseidenen Tuche verhüllt.

In jeder Zeit haben die Brauttoiletten Frauen und Mädchen am meisten interessirt, und so wollen wir, da wir nicht von allem sprechen können, die Bräute verschiedener Jahrzehnte betrachten. Eine Braut von 1828 erscheint in weißem Atlas, der mit Spitzen, Tüll und weißen Federn besetzt ist; eine rosa Rosenguirlande mit Orangenblüten zieht sich über den Rock. Aus Haar geflochtene Schleifen bilden die Frisur, in welche Orangenblüten eingestochen sind, und von der ein Schleier niederwallt; ein Lockenscheitel verdeckt die Ohren. Das Kleid ist fußfrei, die Aermel kurz. Eine Braut von 1840 trägt sogar nur einen Kranz vollerblühter rosa Rosen über den lang herabhängenden Locken. Sie erregt die Entrüstung der heutigen Berlinerinnen. „Sich mal einen Myrtenkranz uf'n Kopp. Wie komisch!“ sagen die Mädchen aus dem Volke. Heute nämlich hält man es in Norddeutschland für eine Schande, wenn ein Mädchen die Myrte bei der Trauung entbehrt; Orangenblüten verwendet man nur für Frauen, die eine zweite Ehe eingehen. Der Braut von 1840 nützt es nichts, daß der Saum ihres weißen Atlaskleides eine dicke Rosenguirlande zeigt, welche mit Orangenblüten untermischt ist; die myrtenlose Braut wird doch mit Mißtrauen betrachtet. Die Taille des Kleides ist ganz glatt, nur am tiefen Ausschnitte mit Spitzen eingefaßt, die Aermel sind kurz.

In Etapen schreiten wir vorwärts. Im Jahre 1847 gleichen die Kopfbedeckungen der Damen den heutigen Hüten der Heilsarmee; 1850 tritt das unglückselige Ding auf, welches der jetzige Berliner „den Kreolin“ nennt; es ist die viel verspottete Krinoline, an der doch die Damenwelt ehrenzeit mit Zärtlichkeit festhielt, vielleicht — weil so manches Unschöne dadurch verborgen wurde.

Auf dem Dache des Pavillons, das einen quadratischen Lichthof einschließt, befindet sich ein Damenheim mit Restaurant, wo alle möglichen Modejournale des In- und des Auslandes zur Lektüre bereit liegen. Außerdem sieht man hier noch einige kleine Sonderausstellungen.

Es sind unter anderem Nadelmalereien zur Schau gebracht: Bilder, die zum Teil aus Malerei, zum Teil aus Seidenstickerei bestehen; die Gesichter der dargestellten Figuren sind in der Regel gemalt, die Gewänder gestickt. Wenn wir auch nicht verkennen, daß die Nadelmalerei kunstvolle Wirkungen erzielt, so müßte sie sich doch auf die Wiedergabe von Arabesken, Blumen, Früchten und Tieren beschränken. Das menschliche Antlitz mit seinem intensiven Ausdruck kann eben nur durch die Malerei verständlich werden; der Stickerei haftet immer etwas Starres, Lebloses an. Warum nun so viel Mühe an eine Aufgabe verschwenden, welche in dieser Technik nicht zu lösen ist?

Eine Dame stellt Wandbilder aus, Nadelmalerei auf weißer Leinwand. Die Schattierungen der Seidenstickerei werden nicht durch verschiedene Farbentöne, sondern durch verschiedene Lage der Stiche erreicht.

Hier sind ferner Sonderausstellungen moderner Hüte, Blusen und so weiter zu sehen.

Neben der Trachtenausstellung befindet sich der Pavillon von Hermann Gerson. Schöne Goldstickerei zeigt eine Courschleppe aus maigrünem Sammet mit Besatz von weißen Straußenfedern und Marabouts. Auch ein Abendmantel aus rehfarbenem Seidenrips ist mit graziöser Stickerei versehen; es ist Applikation in Braun, Gold und Flitterarbeit.

Die einzige, wirklich anmutige Tracht, welche uns die neue Zeit beschert hat, sind die aus Amerika und England herübergekommenen tea-gowns, das heißt elegante Hausanzüge, in denen man Gäste zum Künstlerthee empfängt. Sie sind lose herabhängend, dem Körper sich in weichen Falten anschmiegend und werden entweder aus zartem Wollengewebe in Krepp oder aus indischer Seide angefertigt. Kostbare, duftige Spitzen und Tüll sind in Fülle über der Seide gelegt und verhüllen sie fast. Auch die zierlichen Matinées, Morgenjacken aus Batist und Valenciennes sind sehr hübsch.

Neben Gerson besuchen wir den Pavillon von Rudolf Hertzog. Herr Hoffacker hat auch diesen Bau entworfen. Die Kuppel des Pavillons in englischem Renaissancegeschmack besteht aus amerikanischem Goldglase, das hier zum erstenmale seit der Weltausstellung in Chicago Verwendung gefunden. Der Pavillon zeigt in seinem Innern eine sehr geschmackvolle Decoration von Stickerei, welche seine Nischen statt der Tapete oder der Bemalung ausfüllt. Auf reisdafarbenem Seidenripsgrunde sehen wir Applikation in Seide und Sammet in englischem Mustergeschmacke. Das Ganze ist von Frauen geschaffen, teils Handstickerei, teils mit der Maschine ausgeführt; zwei Jahre hindurch ist daran gearbeitet worden. Halbrunde Divans in Erdbeerfarbe, mit Applikation verziert, schließen die Nischen ab. Ein achteckiger, handgeknüpfter Smyrnateppich aus einem Stück, ebenfalls in mehrtöniger Erdbeerfarbe, bedeckt den Fußboden. In der Mitte des Pavillons erhebt sich aus einem Blumenaufbau, der mit Gasglühlichtblüten erhellt wird, eine besonders zu diesem Zweck modellirte Bronzegruppe: die aufgehende Sonne mit dem niedersinkenden Morgenstern. Anziehend ist auch die festlich gedeckte Tafel, welche Hertzog zeigt. Das Tischtuch und die Servietten sind Jacquardleinen, in den Webereien der Firma hergestellt, und zwar genau nach dem Muster des Tafelservices. Letzteres hat Rokokoborten in Gelb und Seladon (Grün); dieselben Borten sehen wir auch an dem Tafelleinen. Das Service entstammt der königlichen Porzellanmanufaktur, das vergoldete Tafelsilber hat die Firma Sy. & Wagner geliefert.

Es schließen sich noch verschiedene Ausstellungen von Berliner Großfirmen an die genannten; zum Beispiel die von Heinrich Jordan, einem Geschäfte, das sich besonders durch seine Wäschefabrikation beliebt gemacht hat, und das als Verkäufer nur junge Mädchen — einige Hundert an der Zahl — beschäftigt.

Was läßt sich nun von der Berliner Konfektion im allgemeinen sagen? Die Gewerbeausstellung hat das Urteil bestätigt, zu dem ich schon früher gelangt bin, und das ich nach fast dreißigjährigem Aufenthalt in der Stadt wohl fällen darf, wenngleich es nicht ganz schmeichelhaft ausfällt.

Wer individualisiren in Berlin nicht genug; ein Modell überschwemmt in seinen Nachahmungen den ganzen Markt. Man sieht es, wohin man auch blickt, in der elegantesten wie in der ärmsten Straße, so daß einem zuletzt die Augen davon schmerzen. Jedes weibliche Wesen trägt es, ob es passe oder nicht. Leider achten unsere Frauen nicht genug darauf, ob eine Mode mit ihrer Persönlichkeit übereinstimmt. Selbst wenn sie sehen, daß die Tracht ihnen nicht steht, ergeben sie sich doch in ihr Schicksal und legen Kleidungsstücke an, nicht weil sie hübsch, sondern weil sie modern sind. „Man wird sich mit der Zeit darein finden, anfangs gefällt einem so etwas immer nicht, das Auge gewöhnt sich“ — so lautet ihr Trost. Sagen wir lieber: der Blick stumpft sich ab; die Häßlichkeit, die man anfangs noch bemerkte, beachtet man später nicht. Wie viele lange, schlanke Damen stehen uns vor Augen, welche die Mode der Futterattrape der achtziger Jahre übertrieben, statt sie zu mildern! Wie viele kleine Damen sahen wir noch im vergangenen Winter, welche durch die ungeheuerlichen Aufputzmittel fast so breit wie hoch erschienen! Warum individualisirt man nicht?

Eine Französin besitzt mehr Achtung vor ihrem Ich, oder sagen wir: mehr Eitelkeit; sie modelt eine Tracht, bis sie ihr steht; sie kleidet sich auch einheitlich, aus einem Guß. Was uns oft als Pariser Mode genannt wird, trägt eine vornehme französische Frau nicht, nur Putzmenkünstlerinnen oder Halbweltlerinnen.

Die Sportkostüme für Damen bilden einen nicht geringen Teil der ausgestellten Konfektion. Wir sehen sie im Hauptgebäude und auch im Gebäude für Fischerei und Sport. Das Alpenkostüm für Frauen ist meist aus wasserdichtem Lodenstoff gefertigt, in Rejeda, Dunkelgrün oder in Tönen von Grau und Braun. Der Unterrock läßt sich mittelst einer Schnürvorrichtung durch einen Griff in Pluderbeinkleider verwandeln, den Kleiderrock kann man hoch knöpfen. Ueber der ärmellosen Bluse trägt man eine offene Jacke. Will man die Toilette bei einem Aufenthalt in der Stadt oder im Bade etwas elegant machen, dann vertauscht man die wollene mit einer seidenen Bluse. Auf diese Weise genügt bei Hinderreisen, wo man nur einen Handkoffer mit sich führt, ein einziges Kleid.

Auch das Kostüm des neuesten Sports, die Radfahrerinnentracht, ist reich vertreten. Man fertigt sie meist von Lodenstoff an, doch sieht man ebenfalls viel weißen Flanell und den halbharen Patentstammet. Ein Kleid aus Velour in Landfarbe erscheint besonders hübsch und elegant. Sein Schnitt gleicht dem Alpenkostüm; der Unterrock wird auch als Beinkleid getragen. Der Kleiderrock ist vorn und an den Seiten gekürzt, die Säume des Schlitzes sind mit goldenen Knöpfchen besetzt, welche nach Art der Handschuhknöpfe geschlossen werden. Zu der losen Jacke wird bei diesem Kostüm eine elastische weiße Tricotweste getragen, ein sogenannter „sweater". Ein anderes Radfahrerinnenkostüm besteht ganz aus weißem Tricotstoff, der einer Häkelarbeit ähnlich sieht.

Die Reiseanzüge sind wie früher geblieben, nur taucht jetzt zuweilen statt der soliden dunklen Tuchcaille, die mit dem Rocke übereinstimmt, eine hochrote Frackcaille mit weißer Weste auf, welche an die Hubertusjagdröcke der Herren erinnert. Auch Jagdkostüme für Damen gibt es auf der Ausstellung. Sie sind ganz schlicht, aus dunkelgrünem Loden, und zeigen über engen Beinkleidern einen bis auf die Knöchel reichenden, anschließenden Paletot.

Professor Wilhelm Speidel.

Zum sechzigsten Geburtstage.

Rüstig an Körper, frischen Geistes und noch schaffensfreudigen Mutes begeht Professor Wilhelm Speidel in Stuttgart am 3. September sein siebenzigstes Wiegenfest. Ein Sohn der alten Reichsstadt Ulm, wurde er 1826 daselbst geboren. Schon früh regte sich in dem begabten Knaben, dem unter Leitung eines tüchtigen Vaters eine sorgfältige Erziehung auf den Lebensweg mitgegeben wurde, die Neigung zur Musik. Auf dem Konservatorium zu München unter Anleitung trefflicher Lehrer, worunter Vinzenz Lachner genannt sein möge, in alle Geheimnisse des musikalischen Könnens und der Literatur eingeweiht, sollte der junge Speidel bald zeigen, daß seine Neigung eine echte, wahre gewesen, daß sie aus innerem Drange entsprungen war. Er hatte sich das Klavier zu seinem Lieblingsinstrument erkoren. Wohl war er als Virtuos kein sogenannter Hammelstürmer, dem das bloße Mechanische für das Wesen der Kunst gilt. Sein Spiel hat sich von jeher durch Feinheit und Ebenmaß, durch inniges, tiefes Erfassen der Komposition ausgezeichnet, wiewohl ihm bei Gelegenheit die nötige Kraft und Fertigkeit voll zu eigen waren.

Aber dem künstlerischen Sinn Speidels, seinem für das Schöne erfüllten Gemüt konnte die Virtuosenlaufbahn nicht genügen. Seine Künstlers und voll anerkannten Lorbeeren sollte er als musikalischer Leiter, als vielseitiger Komponist und, last not least, als einer der trefflichsten Musikpädagogen und Lehrer finden. Auf allen drei Gebieten ist Speidels Name nicht nur im Schwabenland, sondern im ganzen deutschen Vaterland und weit über dessen Grenzen hinaus bekannt. Seine überaus zahlreichen Schüler, von denen mehrere als Virtuosen, Komponisten und Lehrer selbst eines hochgeachteten Namens sich erfreuen, legen oft und gerne Zeugnis davon ab, was sie ihrem geliebten Lehrer zu verdanken haben. Auch des überaus rühmenswerten Ausspruches, den der Altmeister des Klavierspiels, Franz Liszt, gegenüber der bedeutenden Pianistin Leonie Heim, einer Schülerin Speidels, gethan, mag hier kurz gedacht werden. So ist es denn nicht zu verwundern, daß Speidel einer der gesuchtesten Lehrer des Klavierspiels am Stuttgarter Konservatorium geworden ist. Seit dessen Eröffnung im Jahre 1856 gehört er dem berühmten Musikinstitut an. Als einer der Gründer und eine der vornehmsten Zierden desselben hat er mächtig dazu beigetragen, daß Stuttgart mit

Stolz auf seine „Musikunterrichtsstadt" blicken kann. Gerade das Wirken an dieser Anstalt ist unserem Jubilar so recht ein Herzensbedürfnis geworden, und es ist zu hoffen, daß er noch manches Jahr in dem ihm lieb gewordenen Berufe kunstbegeisterte und -verständige Schüler heranziehen wird.

Wer in deutschen Landen sollte nicht den einstigen musikalischen Leiter des Stuttgarter Liederkranzes kennen? Nachdem Speidel mit reichen Ehren von seinen Wanderungen als anregender Künstler heimgekehrt war und Mitte der fünfziger Jahre in seiner Vaterstadt Ulm dem musikalischen Leben durch Gründung und Leitung eines Vereins für klassische Musik neuen Impuls gegeben und sich so zu Größerem vorbereitet hatte, stellte er sein ganzes reiches Wissen und Können, sein hervorragendes Direktionstalent in den Dienst des genannten Stuttgarter Vereins. Vom Jahre 1857 an ist er fast dreißig Jahre der musikalische Inspirator des Liederkranzes gewesen, er hat ihn auf eine Höhe gehoben, daß er erfolgreich mit den besten anderen Vereinen in deutschen Landen um die Palme ringen konnte, und es soll an Speidels Ehrentag nicht verschwiegen werden, daß die Sänger des Stuttgarter Liederkranzes sich stets mit Dankbarkeit ihres früheren Musikdirektors erinnern, der, was ihn vor so manchen anderen auszeichnet, nicht ein solcher gewohnlichen Schlages gewesen; denn bei ihm ging neben und mit dem Direktor zugleich der Künstler einher. Die gleichen hohen Eigenschaften hat Speidel Gelegenheit gehabt als Preisrichter oder Dirigent bei einer überaus großen Zahl von Liederfesten kleinen und großen Stils zu bewähren. Und trotz der vorgerückten Jahre wird Professor Wilhelm Speidel noch manchmal den Aar an sich ergehen hören, und wir sind überzeugt, bei seiner Begeisterung für die Musik und namentlich für das deutsche Lied wird er sich demselben nicht entziehen; denn im innigeren Umgang mit gleichgesinnten, sangesfreudigen Seelen liegt auch für ihn eine reiche Quelle innerer Befriedigung und Schaffensfreude.

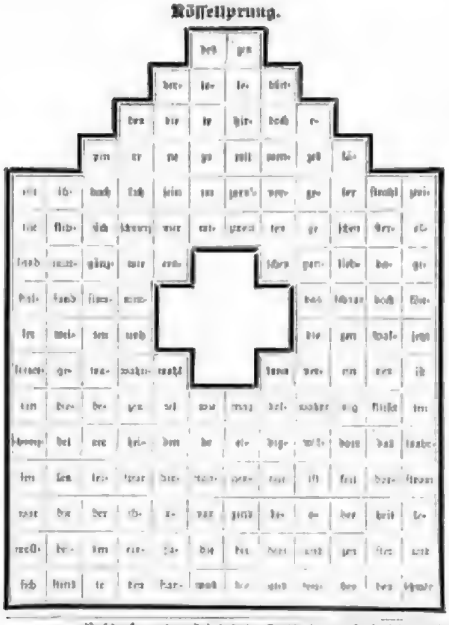
Das „deutsche Lied" hat in unserem Jubilar einen seiner vornehmsten Kenner und Förderer zu verehren. Wie innig trifft er bald den Volkston in dem Mägdlein, „das früh morgens am Herde steht", wie geheimnisvoll rauscht es im Waldzauber, wie mächtig hallt es, wenn der für Deutschlands Größe begeisterte Komponist anstimmt: „Deutsche Völker alleramt". Aber auch die Seligkeit der Liebe und den Sorgenbrecher, den Wein, weiß er zu feiern. Es ist gewiß neben schon oben Angedeutetem ein voller Beweis des ungebrochenen Könnens unseres Meisters, daß sein „Rheinlied", eine Gelegenheitskomposition, sich auf dem Sängerfest in Mannheim einen Preis errungen hat. — Speidel ist unstreitig einer der fruchtbarsten Komponisten unserer Tage; auf fast allen musikalischen Gebieten hat er Bürgerrecht erworben durch das vielfach Bedeutende und Bleibende, das seine Kunst geschaffen. Auch nur die hervorragendsten dieser Werke anzuführen, würde über den Rahmen eines einfachen Erinnerungsblattes hinausgehen. Es mag noch erinnert werden, daß Speidel durch Neuherausgabe hervorragender Werke sich hohe Verdienste um das Verständnis unserer großen Musikheroen erworben hat.

Dem reichen, vielseitigen und gesegneten Wirken des Jubilars hat es nicht an Anerkennung und an Ehrungen gefehlt; nicht an äußeren, wie sie die Gunst und der Kunstsinn der Fürsten gewähren in Orden und sonstigen Ehrenzeichen. Speidel besitzt unter anderem eine große goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft; er wurde von unserem König durch den Friedrichsorden 1. Klasse ausgezeichnet, vom Kaiser durch den Kronenorden 3. Klasse geehrt. Aber gewiß wiegt in dem schlichten, menschlich schönen Sinne unseres Jubilars, der, ein echter, wahrer Jünger seiner Kunst, allem bloß äußeren Gepränge abhold ist, ebenso schwer die Liebe seiner Schüler, die Hochachtung und Verehrung seiner Freunde, die Anerkennung aller derer, die das Glück haben, mit ihm in näherem Verkehr zu sein.

Franz Grüßer.

Für müßige Stunden.

Rösselsprung.



Dreisilbige Charade.

Unerschrocken
Und geschwind,
Kalter Macht
Und wilder Pracht:
Jägern, schreiend, mild verlöschend
Mit der kalten Welt, verschlafend
Jede Schranke, jeden Halt
Dnach die zahnbrache Gewalt
So die beiden Ersten lasen
Viel in sich zusammenfassen:
Der Verführung Graus und Not,
Wohlthat, Segen, Schrei und Tod.

Und die Dritte, wie verschieden!
Von Unglück, dreimal Frieden,
Lebensgrün und Frühlingsluft,
Vogelsang und Waldesduft
Lohl sie uns so wonnig träumen,
Oder in gereihten Räumen
Ihre Sphärenharmonien
Wundernächtig uns umziehen.

Selbst von tiefem Ernst durchdrungen,
Ist dem Manchen es gelungen,
Viele Jünger zu belehren.
Zu dem Glauben und dem Lehren,
Lieb in Wort und Schrift verbreiten,
Doch nie kennt' aus seiner Saat
Segensreiche Ernte speisen.
Traun das Höchste zu erblühen
Bleibt dem Menschengeist verliehen,
Und der Forscher, der es mag,
Wird, hell Wahrheit zu verbreiten,
Wege in die Zeit leiten. (M. Sch., Kassel.)

Zweisilbige Charade.

Niemals kommen zusammen — so sagt man — die „Erste" und „Zweite",
Weil die eine gar hoch, niedrig die andere ist.
Hoch und niedrig jedoch, stets sah man sie lauschend versammelt.
Wenn seine göttliche Kunst herrlich der Sänger gepriesen.

Rud. Ey.

Auflösungen der Rätselaufgaben Seite 744:

Des Einfuhrrätsels:
Geht, welchen Weg ihr wollet,
Nur nicht mit Gans und Brand!
Wer sein bedächtig trotzet,
Hält desto länger aus.
Die allzu raschen Läufer
Verfolgt mit großem Eifer
Der alte Sensenschleifer
Und wächst für ab wie Gras.

Der dreisilbigen Charade: Aufschlitz.
Des Worträtsels: Ein Blick — Einblick.

Schach.

(Bearbeitet von E. Schallopp.

Aufgabe 35.

Von Karl Zoubritzki in Prag.

Weiß.

Auflösung der Aufgabe 32 S. 712:

A.
1. L 843—c1
2. 1) Kc3—d4
3. 2) c2—c3‡:
2. 2) Kd5x[c4, c3, e5]—e4‖
3. 3) Td2—e2, Dc6x e5, —d1 matt.

A.
1. 1) Kc3—b4
2. 2) De6—d6
3. 2) beliebig
3. 3) D d8—b6, X c4 matt.

B.
1. 1) beliebig anders
2. 2) Sc1—b3 usw.
3. 2) Dc6x[e5 matt.

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt. — Verantwortlicher Redakteur: Ernst Schubert in Stuttgart. — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.
Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten.

Land und

Nr. 1 Berlin, 1. Januar 1911. 53. Jahrgang.

Neujahrsgruß. Nach einem Gemälde von Hans Bohrdt.

Neujahrsgruß. Nach einem Gemälde von Hans Bohrdt. — Jagd-Idyll. Nach einem Gemälde von Hans Bohrdt. — Der Jagdfalke. Nach einem Gemälde von Hans Bohrdt. — Der Jagdfalke. Nach einem Gemälde von Hans Bohrdt.

Notizblätter.

Jubiläum.

— Die Hof-Kunsthandlung von C. A. Fleischmann in München begeht während dieses Semesters die Feier ihres fünfundzwanzigjährigen Bestehens. Sie hat aus diesem Anlaß eine Jubiläumsschrift erscheinen lassen, der wir andeuten entnehmen, daß die rührige Handlung seit ihrem Bestehen 10,000 Bilder [einhändig] verkauft hat, zu denen sich über 10,000 auf dem Auktionswege verwertete gesellen. Die königlichen Galerien in Berlin, München, Dresden und Stuttgart, die großherzoglichen Sammlungen in Karlsruhe, Darmstadt und Oldenburg, die städtischen Museen in Leipzig, Gotha, Magdeburg und Straßburg, das Städelsche Institut in Frankfurt a. M., die Kunsthallen in Hamburg und Bremen, das Metropolitan-Museum in New-York, sowie eine Anzahl fürstlicher Sammlungen in Amerika haben Erwerbungen durch ihre Vermittlung gemacht, und die Künstler, deren Werke sie vertrieben hat, zählen zu den ersten Meistern namentlich Münchens und Düsseldorfs.

Briefmappe.

E. P. in Neuenkirch. Den fraglichen Ring dürfte gegen mäßiges Honorar [illegible].

O. M. in G. Georg Büchmann, der Herausgeber der „Geflügelten Worte“ [illegible] 14. Februar 1884; war am 4. Januar 1822 in Berlin geboren. Er studierte Philologie und wirkte lange Jahre in Berlin als Lehrer. Die erste Auflage seines berühmten Buches, zu dem er die Anregung vom Eduard Anschütz „Kompendium des Witzes“ erhalten haben mag, erschien 1864. Büchmanns Lebenswerk wurde durch Walter Robert-Tornow fortgesetzt, der inzwischen auch verstorben ist.

Sonnefeld-Verehrer in Hamburg. Der Roman „Junge Ehemänner“ gilt allgemein als Verherrlichung der Angehörigen des gelobten Typographischen Gewerbes. Es war ihr es auch in dem [illegible] Artikel zu lesen, dessen Autor es nicht weniger gemacht hat, als der Verfasser der Strafanstalt auf Kosten der Jugendschrift darzulegen.

„Im Dienste der Menschheit.“ Das mährisch-schlesische Blindeninstitut in Brünn, das [illegible] Gebäude seiner Eröffnung feierte, ist die größte Blindenversorgungs- und Unterrichtsanstalt in Cisleithanien-Ungarn. Die warmherzig [illegible] hat, ersehen Sie aus [illegible] und der [illegible] Gedenktage im Auftrag des Kuratoriums von Franz Pamlik, dem Direktor der Anstalt herausgegebenen Festschrift. Die Anstalt steht unter staatlicher Aufsicht und unter der unmittelbaren Inspektion des k. k. mährischen Landesschulrates. Sie gleichwohl aber Selbstverwaltung und als solches auf die Hilfe edeldenkender Menschenfreunde angewiesen, da sie trotz ihrer gemeinnützigen Wirksamkeit von Jahr zu Jahr mit einem Defizit zu ringen hat. Wer könnte sie daher Ihnen und Ihren gleichfühlenden Freunde bestens empfehlen.

Münzfreund in Danzig. Wollen Sie sich mit Ihrer Anfrage an die Münzhandlung von A. Ochs Nachfolger in Frankfurt a. M. wenden, die [illegible] gerne zu bedienen. Die gewünschte Auskunft dürfte Ihnen jedenfalls zu teil werden.

A. B. in Wien. Ihre freundlichst zur Verfügung gestellten Notizen haben wir dem Verleger des betreffenden Artikels übermittelt.

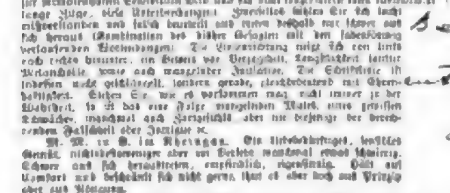
F. W. in Aachen. 1) Schlechten „Die deutsche Sprache“ 15. Aufl., Stuttgart 1886, A. F. Becker, „Deutsche Schulgrammatik“ [illegible] Ausgabe, Prag, 1870. 2) Verein [illegible] [illegible] nicht wieder [illegible] zu werden.

M. F., J. G. L. N. Gerne kommen wir Ihrem Wunsche entgegen und geben an dieser Stelle eine Abbildung der [illegible] Preismedaille, die [illegible] Stuttgart den [illegible] bei dem Fest [illegible] Gewerbes zum Andenken an ihre Fahnen verliehen [illegible]

[illegible] Medaille. Die [illegible] [illegible] Vorderseite [illegible] [illegible] der [illegible] [illegible] [illegible]

Durchbrechung anderer Gesichter. Der Mangel an Nuancen bewirkt Uebliegen, und die scharfen Grundstriche deuten auf Energie.

Röthchen von Hellbrunn. Der feine, sentimentale Charakter der Schrift beugt Herzensfähigkeit, Gastfreiheit und Gemeinempfindungen und intuitives Verstehen, in Verbindung mit der häufigen Anwendung von Idealismus. Sinn für Poesie und Phantasie zeigen die Verbesserungen im deutschen 1 und 2. Die schöne, breitere sehr schöne Schriftlage ist eine Folge starken Empfindungsvermögens, das



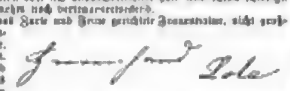
jedoch, da die Schrift klein ist, nicht zur Ueberspanntheit, sondern mehr zur menschenfreundlichen Geselligkeit wird und sich nicht langweilen kann, sondern stets Leben, viele Unterhaltungen, Freundlichkeit suchen. Sie ist leicht einzuverleiben und selbst beurteilt und wissen deshalb nur Lieben und sich benutzt (Kombination des dritten Gebogens mit den fadenförmig verlaufenden Endungen). Die Verstandesung neigt sich rechts noch rechts hinunter, ein Beweis von Vorsicht, Langsamkeit, Unbeständigkeit, wenig auch mangelnder Initiative. Die Schriftneigung ist indessen nicht gleichgültig, sondern gerade, charakterisiert mit Ehrenhaftigkeit. Sieben Sie wie es vorkommen mag, nicht immer zu der Wahrheit, so ist das eine Folge mangelnden Muths, einen gewissen Zweifler, manchmal auch Furchtsamkeit, aber nie beginnt der brennenden Falschheit oder Intrigue zc.

M. M. in M. im Rheingau. Ein liebenswürdiges, lenktes Gemüth, nicht hervorragend aber an Herzen wendend, etwas schwer, schwer und sich herausbietend, empfindlich, eigensinnig. Hält auf Komfort und behaglich sich nicht gerne thut es aber doch und Prinzip oder aus Neigung.

M. B. in Magdeburg. Bedeutend, lebh. flat und ruhig. Meidet gerne das Unnöthige, drückt sich knapp und treffend aus, neigt ein wenig zu Pessimismus; weiß Vertrauen, hält sich zurückhalt, ist aber auch verschwiegen. Ihre Selbstdisziplin, bei Ernst, findet in die Höhe, unterschätzt aber auch die materielle Seite des Lebens nicht.

R. 19. Eine unbedeutende Natur, die mit sich leicht in Konflikte gerät, bald zwanglos sich ihren Gefühlen hingibt, bald flieht und verlegt sich abwendet, hier rasch entschieden und energisch vorgeht, doch auf halbem Wege stehen bleibt, der rechthaberisch diskutirt, dann sich unbedeutenden hält und schon schweigt. Im ganzen weder abgerundet noch vertrauenerweckend.

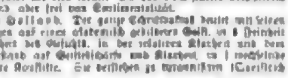
Lola. Eine auf das Herz und Hirne gerichtete Zeitanalyse, nicht großartig angelegt, aber intelligent, von bestimmter, individueller Eigenart. Ich Ihnen deutsch und nicht viel auf halbem Wege stehen bleibt, empfehlen lassen. Mehr vollständig als gemeinlich.



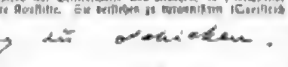
Mining. Gefühlsmensch mit Hirn, aber ein etwas gehäuftes und hastiges geistiges Tempo, auch etwas realistischer in der Lebensauffassung.

E. Sch. in Wien. Ein unbestimmbarer Charakter, dem es an Unternehmen der Gelassenheit, an Kraftmaß des Gefühls, an Idealismus, Schwung und Sinn für Höheres fehlt, der aber in seiner Zusammensetzung schlau und berechnend ist und nicht auf halbem Wege stehen bleibt.

M. in Wien. Möglich Sie sittlich nicht weiter hinaus sind, zeigt Ihre Schrift eine große Festigkeit und Willenhandschrift, sowie auch Lebhaftigkeit und geistige Regsamkeit. Sie möchten gerne mit Ihren Gedanken der Gegenwart vorauseilen, aber Erfahrungen, die Sie gemacht, oder die Verhältnisse, in denen Sie leben, setzen Sie Zurückhaltung und Ueberlegung. Sie sind sinnig gerne und scharf, aber nicht immer ganz gerecht, ohne schwerere Verletzungen zu nennen Sie die Dinge beim rechten Namen, und Ihre Auffassung der Dinge ist eine recht realistische, bestimmt als eine strenge. Sie haben ein starkes Gerechtigkeitsgefühl und widmen sich aber frei von Sentimentalität.

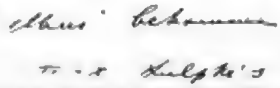


D. H. G. v. L. in Holland. Der ganze Schriftcharakter deutet auf einen gewandten Verstandesmenschen auf einen elastisch gebildeten Geist, auf Feinheit und Reichheit auf Schärfe des Gefühls, in der relativen Klarheit und dem relativ großen Selbstvertrauen auf Gutmüthigkeit und Klarheit, in 1 reichliche Gastfreundschaft auf unsere Kosten. Sie verstehen es vortrefflich (Carefirst

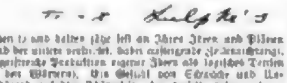


Beurtheilung zu schicken.

Deutsche Illustrirte Zeitung



Land und Meer bekommen



Rath über den Buchstaben zu und deine Idee ist an Ihren Ideen und Plänen eigen Charakter im 1 und der untere verdient. Sehen ausbrechende Zielbestimmtheit, Weniger Phantasie und gesteigerte Produktion regen Ihren als logischen Denken (mehr Ernennungen in den Wörtern). Ein Gefühl von Schwäche und Unzulänglichkeit weist oft hinaus auf Ihre Zukunft, ohne beleidigt haben zu legen Abweichungen nach rechts ungetrogener Selbstsinn und zwar in der Mitte dringender, aber im einzelnen Worte abstellender Schreibrichtung).

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Neuigkeiten!

Fluch der Schönheit.

Roman von

Hermann Heiberg.

Preis geheftet M. 5.—; elegant gebunden M. 6.—

Aus seiner Heimat Schleswig schöpfte der Dichter den Stoff zu diesem Romane, den wir das beste Erzeugniß seiner nicht leichten Feder nennen möchten. Eine frischer Erdhauch, der der Nordsee entströmt, weht es und kräftig an, und sind es auch nur tüchtige Menschen, die vor uns erscheinen, so hat doch jeder seine unverkennbare, fesselnde Eigenart.

Ein müdes Herz.

Erzählung von

Ossip Schubin.

Dritte Auflage. Preis geheftet M. 2.50; fein gebunden M. 3.50.

Eine Künstlerseele mit all ihrem Hungern und all ihrer Liebesscheu, daneben ein Naturkind, das nichts besitzt als seine hinreißende Jugendschönheit, nichts lernt als seine ganzmenschliche Liebe, und eine Dame von Welt, die darauf ausgeht, mit dem Herzen zu spielen, das sind die wesentlichen die schlichten Ingredienzien, aus denen sich der Grundstoff zu dieser Erzählung zusammensetzt.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Königlich Privilegirte Annoncen-Expedition für Rudolf Mosse Deutsche Zeitungen und des Auslandes.

Anzeigen

Insertions-Gebühren für die fünfspaltige Nonpareille-Zeile 1.80 d. Reichsmährung, für die Schweiz, Italien und Frankreich Fr. 2.25.

in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, Lyon, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart.

Neuigkeit!

Rom.

Roman

von

Emile Zola.

2 Bände, Preis geheftet [illegible] elegant gebunden [illegible]

Daß jede Zeile des neuen Buches [illegible] ist, das wird jeder Kenner [illegible] Lebendigkeit. Es sind [illegible] Bilder und Gestalten, [illegible] Worte des Lobes gefunden hat. [illegible] Rom" ist also in [illegible] Werk des Lobes gefunden hat.

(The Athenæum, London.)

„Rom" ist, wie [illegible] Gedankenfülle, auf [illegible] man das Werk [illegible] Interesse mag eine [illegible] Lektüre.

(The Graphic, London.)

Von allen Werken Zolas wird „Rom" [illegible] das bedeutendste [illegible] scheinen.

(Journal de la librairie française, Paris.)

Von Emile Zola sind bisher in unserem Verlage erschienen:

Das Geld. Roman. [illegible] Preis geheftet [illegible] elegant gebunden [illegible]

Der Zusammenbruch. [illegible] Preis geheftet [illegible] elegant gebunden [illegible]

Doktor Pascal. [illegible] Preis geheftet [illegible] elegant gebunden [illegible]

Paskau. [illegible] Preis geheftet [illegible] elegant gebunden [illegible]

Lourdes. Roman. [illegible] Preis geheftet [illegible] elegant gebunden [illegible]

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Thee-Meßmer

Berühmte Mischungen

Mark 2.60 und 3.50 per Pfund.

Probepakete 60 und 80 Pfennig. Expert in Transit.

Frankfurt a. M.

K. Technische Hochschule in Stuttgart.

Das Sommersemester beginnt am 2. Oktober. Das Programm wird [illegible]

Direktion: Rühs.

Königl. Sächsische Bergakademie zu Freiberg.

Die Vorträge und Uebungen des 131. Lehrjahres beginnen am 13. Oktober.

Bei der Direktion, Adresse: Freiberg i. S., Bergakademiegebäude, kann gratis bezogen werden: Das Statut der Königlichen Bergakademie mit den zugehörigen Spezialprüfungsordnungen, sowie das Programm für das bevorstehende Wintersemester, welches auch die Organisation der Bergschule und über die Aufnahmebedingungen [illegible]

Freiberg, im [illegible]

Der Direktor der Königlichen Bergakademie.

Dr. Theodor Richter.

Lohse's Lilienmilch-Seife

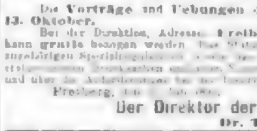
von lieblichem Wohlgeruch; erzeugt nach kurzem Gebrauche rosigweisse, sammetweiche Haut und erhält dieselbe bis in's Alter zart und geschmeidig.

Nur ächt

mit der vollen Firma des Erfinders

GUSTAV LOHSE 45 Jägerstr. 46, BERLIN.

In allen guten Parfümerien, Droguerien sowie bei allen Coiffeuren des [illegible]



Gesichtspickel, [illegible]

Sommersprossen

[illegible] garantirt. Preis [illegible] Mk. 1.50.

O. Reichelt, Berlin [illegible]

Eisenwerk Joly Wittenberg.

Feuersichere patent

Treppen mit Eisen- oder Marmorstufen.

Haupttreppen.

Wendeltreppen.

PATENTE

RICHARD LUDERS, GÖRLITZ.

CHOCOLADEN, CACAOS, Biscuits, Cakes

von

B. SPRENGEL & Co.

HANNOVER

sind unübertrefflich.

Zu haben in fast allen besseren Geschäften

Privat-Heil- und Pflege-Anstalt für ruhige **Psychisch-Kranke** in Schloss Pfullingen (Württbg.). Prospekte und nähere Auskunft durch die Direktion: Sanitätsrat Dr. Binder.

— Berlin W. 30, Ziethenstrasse 22, —

im eigenen, von Sr. Majestät dem Kaiser Wilhelm I. [illegible] Hause

Vorbildungs-Anstalt

(Militär-Pädagogium)

von

Dir. Dr. Fischer.

1876 Kgl. Konzess. für alle Militär- u. Civil-Examina. 1879 bestanden 143 Abiturienten [illegible] Obersekundareife. [illegible] Prospekte gratis.

Der schönste Sonnenschirm

[illegible] Ein [illegible] Lager [illegible] Neuheiten.

Schutz Marke

Güte der Waare durch Autoritäten vielfach geprüft und anerkannt.

Nicht unverdünnt zu kosten

Frankfurter 80% **Essig-Essenz** 80%

Eine Flasche mit 240 grm. gibt durch Wasserzusatz [illegible] Gebrauchsessig [illegible] Flasche Essig kann einzeln u. zum **Einmachen** beliebig stark bereitet werden. Die Essenz und der Essig daraus vor [illegible] niemals.

Reinheit garantirt.

Zu haben in Delikatessen-, Colonialwaaren & Materialwaaren-Handlungen; wo nicht, wende man sich direkt an

Verein für chem. Industrie Frankfurt a. M.

Frankfurter Essig-Essenz [illegible] Weinessig-Essenz [illegible]

TIROL

90% Ersparnis gegenüber Sprungfeder-Matratzen.

Ein Ruhelager, wie es der Verwöhnteste bisher nicht gekannt, gewähren
Patent-Springfeder-Matratzen
VON WESTPHAL & REINHOLD * BERLIN 21
die besten und billigsten im Gebrauch. 23 Jahre Garantie.
Preislisten, auch über Bettstellen, gratis. Ueberall zu haben.

90% Ersparnis gegenüber Sprungfeder-Matratzen.

Seidenstoffe
direct an Private — ohne Zwischenhandel —
Ist Probeabschnitt erbeten. Angabe des Gewünschten erbeten.
Deutschlands grösstes Specialhaus für Seidenstoffe u. Sammete
Michels & Cie., Königl. Nieder. Hoflief., Berlin, Leipzigerstr. 43.

16 Preis-Medaillen. - 7 Goldene.
Zahnwasser, Zahnpasta, Zahnpuder
DENTIFRICES DOCTEUR PIERRE DE LA FACULTÉ DE MÉDECINE DE PARIS
Hygienische absolut säurefreie Präparate.
Berühmt durch ihre aromatischen und antiseptischen Eigenschaften
Ueberall erhältlich

Claes Pfeil
sind
federleicht, elegant, solid.
München 1895 Goldene Medaille.
Claes-Pfeil-Fahrradwerke
Claes & Flentje
Mühlhausen i. Thür.

Seit mehr als 100 Jahren
ist das beliebteste Parfüm
der feinen Welt
No. 4711 Eau de Cologne
(Blau Gold Etiquette)
von
Ferd. Mülhens
No 4711 · Köln a/Rh.
In allen feinen Parfümerie-Geschäften zu haben.

Schutzmarke Chinosol
Neues antiseptisches Hausmittel.
CHINOSOL,
gegen Bakterien 40mal stärker als Karbolsäure,
aber ungiftig und unschädlich im Gebrauch.

Dampframmen.
Direct wirkende Patent-Rammen.
Direct wirkende Locomobile Rammen.
Rammen mit voller Kraft.
Rammen mit reversirender Kraft.
Kreissägen zum Abschneiden von Pfählen unter Wasser
Spülvorrichtungen für Rammen
Alle Systeme und Grössen auf Lager
MENCK & HAMBROCK, ALTONA-HAMBURG.

Lindenhof-Wiesbaden
Sanatorium für Nervenleiden, Gicht, Rheuma.
Dr. Hezel.

Feinste Sect-Marken.
Extra fein (Champagner Cuvée)
Kaiser-Blume
Blaue Marke
von
Gebrüder Hoehl in Geisenheim
K. Bayer., K. Italien. und K. Ennes. Hoflieferanten.
Schaumwein-Kellerei.
Zu beziehen durch die Weinhandlungen.

Gebr. Pintsch
Erfinder & Mitbesitzer
Hochdruck-Fabrikation

Für Blutarme und Reconvalescenten.
D.R.P. No. 72168.
Ferratin
die Eisenverbindung der Nucleinsäure
Ferratin-Chocolade-Pastillen.
M. 3.— per Flacon.
Zu beziehen durch die Apotheken und Detail-Droguerien

Deutsche Militairdienst-Versicherungs-Anstalt in Hannover.
Vermögensbestand: 70 Millionen Mark.
Abtheilung I: Militairdienst-Versicherung.
Zweck: Deckung der Kosten des Militairdienstes.
Nur Knaben unter 12 Jahren finden in dieser Abtheilung Aufnahme.
Abtheilung II: Kapital- und Kriegs-Versicherung.
Zweck: Versorgung von Hinterbliebenen und Alters-Versorgung.

Natur-Heilanstalt
Johannisbad
Eisenach, Thür.
Musteranstalt. Anerkannt. Erfolgreichste klimatische Cur bei Frauenleiden. Prospecte gratis durch den Besitzer Dr. Hezel.

Patent Vodel
Unterkleid der Zukunft
Wollen, Baumwollen u. Leinen-System
in einem Gewebe oder Gewirke vereinigt.
Keine Waschvorschrift, trotzdem kein Eingehen und kein Verfilzen.
Von ersten Aerzten begutachtet und empfohlen.
Zu kaufen in allen besseren Detailgeschäften der betreffenden Branchen.
Alleinverkauf Kurzhals & Wellhausen, Greiz.

ODONTA
Zahn-Pasta
zur Pflege des Mundes und Erhaltung der Zähne
F. WOLFF & SOHN
Karlsruhe in Baden

Jüngert & Gebhardt Berlin
Riviera-Veilchen
Quintessenz
Vielleicht übertreffen wir Sie mit Ihrer Diverse dieses Edelsten aller Veilchen in Qualität und Aroma und sind in Reconstr. Mitte M. 2 · M. 3 · M. 5 · in erster Parfüm- u. Drogenhand Preisliste kostenfrei.

Rheinwein
Walt. Jung Bingen a. Rh.

ARRETT SMITH & Co

PATENTE
RICHARD LUDERS,
Civil-Ingenieur in GÖRLITZ.
Viel Vergnügen
Rheumatismus,
Hoff, Berlin.
FRÖHNE & HOFF M. GÖRLITZ
Maschinen zu Ueberschlag-Anstalt

CHOCOLADEN, CACAOS, Biscuits, Cakes
von
B. SPRENGEL & Co.
HANNOVER
sind unübertrefflich.
Zu haben in fast allen besseren Geschäften

Das

Versand-Geschäft MEY & EDLICH, Leipzig-Plagwitz

Königl. Sächs. und Königl. Rumän. Hoflieferanten

hält streng an dem Grundsatze fest, nur gute, brauchbare Waren möglichst billig zu liefern.

Alle Aufträge von 20 Mark an werden portofrei ausgeführt. — Nichtgefallende Waren werden bereitwilligst zurückgenommen oder umgetauscht.

Unser mit annähernd 4000 Abbildungen ausgestatteter **Hauptkatalog**, den wir auf Verlangen an Jedermann **unberechnet** und **portofrei** versenden, ist erschienen. Derselbe enthält Ausführliches über die folgenden von uns geführten Warengattungen:

Mey's Stoffwäsche
Damen- und Kinderwäsche
Corsetten
Herren-Wäsche
Tisch- und Bettwäsche
Taschentücher
Leinene und baumwollene Stoffe
Kleider- und Besatz-Stoffe
Gardinen- und Möbel-Stoffe
Teppiche

Damen-Konfektion
Tricotagen
Strumpfwaren
Herren-Garderobe
Krawatten
Kinder-Garderobe
Pelzwaren
Schuhwaren
Regenschirme
Uhren
Optische Waren

Schmuck-Gegenstände
Echte Silberwaren
Alfenidewaren
Vernickelte und Messingwaren
Kinderwagen
Kindermöbel
Holzwaren
Wirtschafts-Artikel
Lederwaren
Reise-Utensilien

Kurz- und Stahlwaren
Jagdsport-Artikel
Gegenstände aus Hirsch- und Reh-Geweihen
Kunstgusswaren
Spielwaren
Cigarren und Cigaretten
Tabake und Rauchrequisiten
Toiletteseifen und Parfüms
Schokolade, Kakao
Chin. Thee, Biscuits, Liqueure
Briefpapiere

Lungenleiden

Herr Dr. med. Egenolf in Kelkheim a./Taunus schreibt: „Von Dr. Hommel's Haematogen kann ich nur Gutes berichten. Bei beginnender Lungentuberkulose, wo der Appetit völlig darniederlag und ich schon viele Stockungen erfolglos gebraucht hatte, hob sich der Appetit und das Allgemeinbefinden sehr. Ausgezeichnete Resultate sah ich bei Kindern, bei denen in Folge von Verdauungsstörungen grosse Schwäche eingetreten war."

Herr Dr. med. Demme in Berlin: „Dr. Hommel's Haematogen habe ich in etwa 100 Fällen von Anämie, Skrophulose, Schwindsucht, Rekonvalescenz, Schwäche angewandt und bin mit dem Erfolg ausnahmslos zufrieden. Ich verordne Oberhaupt kein anderes Eisen-Präparat mehr."

Dr. med. Hommel's Haematogen ist 20,0 konzentrirtes, gereinigtes Haemoglobin (D. R.-Pat. Nr. 81393). Haemoglobin ist die natürliche organische Eisen-Mangankombination der Nahrungsmittel. Gesetzmässige Sätze: Ferr. purissim. 20,0. Vin. malac. 100. Preis per Flasche (250 Gr.) M. 3.—. In Oesterreich-Ungarn fl. 2.— ö. W. Depots in den Apotheken. Wenn nicht erhältlich, direkter Versand durch uns. Literatur mit hunderten von ärztlichen Gutachten gratis und franko.

Nicolay & Co., chemisch-pharmaceut. Laboratorium. **Hanau a/M.**

Königl. Sächsische Bergakademie zu Freiberg.

Die Vorträge und Uebungen des 131. Lehrjahres beginnen am 19. Oktober.

Bei der Direktion, Adresse: Freiberg i. S., Bergakademiegebäude, kann gratis bezogen werden: Das Statut der Königlichen Bergakademie, mit den zugehörigen Spezialregulativen, sowie das Programm für das Lehrjahr 1896/97. Die ersteren Druckschriften enthalten Näheres über die Organisation der Bergakademie und über die Anforderungen bei der Immatrikulation.

Freiberg, den 31. Juli 1896.

Der Direktor der Königlichen Bergakademie.
Dr. Theodor Richter.

Technikum Mittweida.

Königreich Sachsen.

Höhere Fachschule für Elektrotechnik und Maschinenbaukunde.

Programm etc. kostenlos durch das Sekretariat.

Erziehungsanstalt zu Reilhau bei Rudolstadt
gegründet 1817 von Friedrich Fröbel, in Fröbel gegründet Tage am Zbeginge Wilhe militär-berechtigt seit 1850. Weiteres durch den Direktor **Prof. Dr. Barop.**

Seidenstoffe

für Strassen-, Gesellschafts-, Ball- u. Braut-Toiletten.

Anerkannt gute Qualitäten. – Muster versendet franco.

M. M. Catz, Crefeld

Gegründet 1846 — *Seiden- u. Sammtmanufactur.*

Erfrischende, abführende Fruchtpastille

TAMAR INDIEN GRILLON

Gegen VERSTOPFUNG
Hämorrhoiden, Congestion, Leberleiden, Magenbeschwerden
PARIS, 33, Rue des Archives. — In allen Apotheken.

Das beste u. berühmteste Toiletpuder

VELOUTINE FAY

EXTRA POUDRE DE RIZ
mit BISMUTH zubereitet. — 9, Rue de la Paix, PARIS.

Weber's Carlsbader

Kaffeegewürz ist bewährt und anerkannt als das edelste Kaffeeverbesserungsmittel der Welt.

Meine
Patent-Urania-Taschen-Wecker-Uhr
hat sich als kräftig konstruirte, absolut zuverlässig gehende Uhr, verbunden mit einem sicher funktionirenden, auf Glocke laufenden, lauten Wecker, als Gebrauchs-Uhr in ganz Deutschland eingeführt. Diese Uhr ist im Gehen, auf der Reise, bei Touren, weite heiße Ritten, Fahren, insbesondere auch als Wärmer für jedermann, der mit der Zeit zu rechnen hat, unentbehrlich.

Die Uhr wird in gewöhnlicher Taschenuhrgröße in eleganten, schwarzen Stahl- oder in Silbergehäuse ausgeführt.

Alleiu zu beziehen unter Garantie von (Preisliste gratis und franko)

Andreas Huber,
Uhren- u. Chronometerfabrikant,
München,
Königl. bayer. Hoflieferant, Residenzstr. 11a.

SALONIQUE Cigaretten

Neueste Marke
der Compagnie Laferme, Dresden.

PARFÜMERIE LOHSE

Edelveilchen

der köstlichste Veilchenduft, dem frischgepflückten Veilchen gleich:
Parfüm — Seife — Puder — Toilettewasser — Brillantine — Riechkissen.

Gustav Lohse, BERLIN W.
45/46 Jägerstrasse 45/46
Königlicher Hoflieferant.
Käuflich in allen Parfümerie-, Galanterie- und Drogen-Geschäften, sowie bei allen Coiffeuren des In- und Auslandes.

– Berlin W. 30, Ziethenstrasse 22. –
im eigens zur Unterrichtszwecke angekauften Hause

Vorbildungs-Anstalt

(Militär-Pädagogium)
von
Dir. Dr. Fischer.

[illegible] Unterricht. Pädagogik. Prima. Mässige Preise. Vorzüglich empfohlen von den höchsten Kreisen. 1895 bestanden 147 Fähnriche, 18 Primaner, 4 Oberprimaner, 10 Einjährige, 3 Untersekundaner. Prospekt unentgeltlich.

Militär-Vorbereitungs-Anstalt

früher Dr. Beetzke
Berlin SW. 46, Bernburgerstrasse 14.
Vorbereitung für alle Militär- und Schul-Examina. Seit 1892 bestanden nachweislich über 2000 Examina dasselbst. Die Direktion: **P. Bellert.**

Technikum Neustadt

Mecklenburg.

Ingenieur-, Techniker-, Werkmeister-Schule. Maschinenbau. Elektrotechnik. Bauwesen. Schwachstrom-Technik. Fischer-Fort-

Technikum Strelitz

— Vorbereitung — Schulbeginn kostenlos täglicher Eintritt.

Stellung. Existenz. Prospekt gratis. Gratis Prospect. Unentgeltlicher gründlicher Unterricht.

BUCHFÜHRUNG

Incas., Correspond., Kontorarb. Stenographie. Schnell-Schön-Schrift.

Gratis Prospect. Erfolg garantirt. Zweites Deutsches Handels-Lehr-Institut

Otto Siede — Elbing.

Jeder Deutsche im Auslande wird gebeten, s. Adresse d. Vlbdg. J. H. Scherer, G. m. b. H. in Berlin W. 35, mitzutheil. weiter diesbezüglich eine Probe-Nummer der Wochenschrift „Das Kränzchen", Organ der Journalen im Auslande, umsonst übersendet.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Nº 49.

70. Band.
Achtundreißigster Jahrgang.
Oktober 1895—1896.
Erscheint jeden Sonntag.

Deutsche Illustrirte Zeitung.

Preis vierteljährlich 3 M. 50 Pfg.
Mit Post-Aufschlag 3 M. 75 Pfg.
Redigirt:
Ernst Schubert in Stuttgart.

Kismet.

Novelle
von
Johannes Richard zur Megede.

„Wer sind Sie?"

„Karl Lothar Freiherr von Lechow, früher Offizier im Dragonerregiment Kurprinz ..."

„Und dann? — Aber lieber Baron, warum sprechen Sie nicht weiter? — Wir wollen Sie ja nicht ausdorchen! Erzählen Sie uns ein bißchen aus Ihrem Leben. Egal was. Es interessirt uns alles."

„Ich weiß nichts."

„Erkennen Sie auch diesen Herrn nicht?"

„Nein."

„Dann darf ich Sie vielleicht bekannt machen?... Herr Oberst Freiherr von ...

„Nein, nein, um Gotteswillen nein!... Ich will seinen Namen nicht hören, will nicht. Warum quälen Sie mich eigentlich, Doktor? Sie wissen so gut wie ich, daß ich mit dem Stück Lunge hier keinen halben Monat mehr leben kann. Also lassen Sie mich."

„Sie sind schlechter Laune heute, Baron ... Adieu!"

„Adieu!"

Der Wärter schloß geräuschlos die Thüre hinter den Hinaustretenden. Es waren der Chefarzt der Anstalt und ein alter hagerer Offizier.

„Nichts zu machen," meinte mit einer bedauernden Handbewegung der Arzt. „Tolles Pech — eine Kugel jagt er sich in die linke Lunge, die zweite gleich drauf ins Gehirn — und lebt! Denkvermögen gestört, letztes Stadium der Lungenschwindsucht. Daß man so was auch noch mit aller Kunst retten mußte!... Uebrigens halte ich ihn bei der Unterschlagungsgeschichte gar nicht für schuldig. Aber es ist schlechterdings kein Wort aus ihm herauszukriegen."

Der Offizier zuckte die Achseln und schoß einen stechenden Blick auf den Sprecher. „Nicht schuldig! Wenn einer mit achtzigtausend Mark anvertrauter Gelder nach Monte Carlo kommt und tags darauf mit einer Kugel in der Brust und ohne Geld im Kasinogarten gefunden wird, dann soll mir noch einer von Unschuld reden! Er ist eben eine Spielernatur. Und im Regimente war das auch schon so."

„Kann sein, Herr Oberst. Naturgemäß kennt auch der Onkel den Neffen besser. Ich aber stehe hier weder als Moralist, noch als Richter, sondern als Arzt. Er ist ein elender, sieder Mensch, dessen Schicksal mich lebhaft beschäftigt, weil es merkwürdig gewesen sein muß!" Der Oberst schwieg verstimmt, ein Wärter ging grüßend vorüber, der Doktor hielt ihn an: „Besorgen Sie auf 18 Papier und Feder." Erklärend wendete er sich an den Obersten: „Er wünscht es so sehr! Ich bin wirklich neugierig, ob dieses zerstörte Gehirn noch etwas Verständiges zu Tage fördern kann."

•

Warum ich gerade im Frühling sterben muß? — Aber ich muß sterben! — Und ihr narrt mich nicht mehr, ihr kleinen, weichen Blütenkätzchen am Weidenbaum da drüben, ihr Schwarzamseln, die ihr so anmutig über den grünen Rasen hüpft, ihr lieben Sonnenstrahlen, die ihr so licht, so freudig das keimende, sprossende Fliedergebüsch überglänzt, als ob es nur Leben, nur Glück gäbe! — Ich möchte ruhig sterben, ruhig — verlöschen, ohne Laut, ohne

Aus der Festpostpublikation von Professor Hermann Götz in Karlsruhe.

Festwagen der Universität Freiburg i. B.

Von den Festlichkeiten in Karlsruhe anläßlich der siebzigjährigen Geburtstagsfeier des Großherzogs Friedrich von Baden.

Wunsch, ohne Menschen. — Doch nein! Einen Wunsch habe ich, den letzten. Alles ist Schicksal, alles Thorheit! — Und doch möchte ich noch einmal Deine süße, holde Gestalt sehen. Durch den blühenden Anstaltsgarten vor mir sollst Du wandeln leichtfüßig, jung, im Sonnenschein, im Glück. Und ahnungslos sollst Du Deine kleine, weiche Hand in meine magere, heiße legen und Deine kühlen, roten Lippen an meine fiebernden, sterbenden pressen — im Abschiedskuß. Dann sterben — sterben! Aber das Schicksal ist grausam, und grausam sind sie alle, der Arzt mit seinem Mitleid, seinen Fragen, seinen Fiebermessungen, der Wärter mit seinem stumpfen Gesicht, seiner stummen Frage: Noch nicht tot? — Könnt ihr's denn nicht erwarten? es ist ja so nah, so nah, das Ende! Ich fühle die rasenden, wahnsinnigen Umdrehungen des Rades, fühle, wie der Treibriemen heißer und heißer wird, glüht, — fühle, daß er springen muß — heute ... morgen ... Bei dem Gedanken faßt mich eine wahnsinnige Angst. Ich will, ich kann ja nicht sterben, ohne es wenigstens diesem dünnen, gelben Konzeptpapier anvertraut zu haben, daß ich unschuldig sterbe. Es ist dumm, es ist schlecht. Doch warum stirbt der Selbstmörder lieber im weißen, reinen Hemde, warum berührt den sterbenden Duellanten der Anblick des roten, warmen Blutes wie etwas Widerwärtiges, Ekelhaftes? Es ist lächerliche Konventionalität, anerzogene falsche Wohlanständigkeit! Gleichviel, sie ist stärker als ich. — Ob sie mir's freilich glauben werden? — Ich höre es jetzt schon, das verächtliche Lachen meines Onkels, sehe das zweifelnde Achselzucken des Arztes: ‚Umnachteter Geist'. So unrecht hat der Mann nicht, Vergangenes und Gegenwärtiges seh' ich nur dunkel, wie durch einen grauen Schleier, doch eins erscheint mir hell, scharf umgrenzt, wie niemals, gerade als ob mein Gehirn nur noch fähig wäre, diese wenigen Bilder, diese wenigen Worte zu fassen. Für mich sind sie genug — sie sind mein Leben, mein Schicksal.

Rom! — Bin ich denn wirklich — unglücklich, ein Sterbender? — Oder ist die Erinnerung so mächtig, daß sie mich mit einem Zauberschlage jung und glückselig macht? Ja, sie ist es! Ich bin wieder der alte gutmütige Leichtfuß, den das Leben arg zerzaust und den es doch nicht untergekriegt hat. Ich bin glücklich! — Und als ob die Zeit, die Krankheit machtlos an meinem Liebestraum vorübergegangen wäre, sehe ich die Dämmerung über die ewige Stadt herniedersinken, silbergrau, zitternd, eine römische Dämmerung. Flimmernde Lichter zucken noch einmal blaßrötlich am Horizonte auf; die Goldmosaik von San Paolo glänzt matt, der Abendwind streicht kosend über die Hügel. Von den blühenden, duftenden Gärten des Monte Pincio herab aber rollt die Reihe der vornehmen Karossen zur Porta del Popolo, um in langsamer Fahrt den Korso entlang noch einmal aristokratisch zu genießen, was das neue Rom an Reichtum, Gesellschaft und Lärm besitzt. In einem der Wagen sitze ich, und neben mir mein junges, geliebtes Weib. Es ist unser Abschiedstag heute. Und in ehrfürchtigem Schweigen, wehmütig-froh, sehen wir sie vorübergleiten, die alten finsteren Palazzi der römischen Großen, die glänzenden Läden, in denen schon die Lichter aufflammen, die bunte, fremde Menschenwelt auf dem Trottoir. Es ist Ostern, und Rom: Rom, das altehrwürdige, große. Und wie heute morgen in Sankt Peter faßt mich durch die schimmernde Eleganz, den prickelnden Reiz, den eine unvergleichliche Internationalität hier entfaltet, eine seltsame Scheu: Die heilige Stadt, die Stadt der Gläubigen, der Armen!

An den düsteren Burgzinnen des venezianischen Palastes lasse ich abbiegen nach der Fontana Trevi! Ein alter Aberglaube heißt den Romfahrer aus dem schäumenden Quell trinken — dann hält ihn die Sehnsucht nimmer in der Fremde — und einen Soldo in das Wasser werfen, dann muß er zurück, ob er auch nicht wolle.

Wir beugen uns hinab zur sprudelnden Kaskade und sehen im ruhigen Wasser den Soldo blinken. „Wir holen dich wieder übers Jahr," droht sie, ich aber beuge mich tiefer auf die gleißende Flut. Was schert mich der Soldo, ich sehe ja sie! Ihr Spiegelbild lächelte mir spöttisch-süß. Nicht der Soldo kann zaubern, aber sie — ihr graues, schelmisches Auge, ihr süßer, weicher Mund, auf dem die Wassertropfen noch glänzen, wie der Tau auf einem Rosenblatt, ihr tiefschwarzes Haar, das so anmutig die kleine, eigensinnige Stirn umschattet. Ich habe keinen Wunsch mehr im Diesseits und Jenseits, als diesen flüchtigen Augenblick zu fassen, zu halten — für lange, für ewig.

Und warum muß ich gerade in diesem Augenblicke denken, daß dieses geliebte Haupt da vielleicht einer großen Thorheit fähig wäre? Da fliegt über unsere Schultern ein anderer Soldo in die Flut, und in den Wellenkreisen verschwimmt ihr Bild. Nur meines bleibt unversehrt. Wozu? Wir gehören doch zusammen. Was bin ich denn ohne sie? Ich weiß es, aber ich kann es doch nicht verstehen, das rätselvolle Geheimnis, daß sie mich liebt. — Mich! — Ich würde es immer abscheulich finden, dieses verwitterte, scharfe Gesicht. Daß es zuweilen gutmütig lächeln kann, und wenn es verliebt ist, thöricht? — Sie findet es auch dann hübsch. Oder spiegelt ihr das die liebe, zwanzigjährige Eitelkeit nur vor, weil sie stolz darauf ist, den alten, harten Rennreiter so spielend leicht auf den grünen Rasen gelegt zu haben? — Was fasele ich da? — Ich war Offizier, ich war Rennreiter. Aber dahinter liegen Jahre — nicht die besten. Und was ich von meiner Vergangenheit noch mit auf meine römische Hochzeitsreise genommen habe: das ist die schulze Jockeifigur, die braungebrannte Haut und das Monocle.

Thörichte Erinnerung! Warum kommt auf tausend böse deiner Sorte nur eine gute? — Uebrigens war es schon spät, der Zug ging um sieben. Der Venturino mußte seine abgetriebenen römischen Pferde scharf anfassen. Unter Peitschenklang, Hallo ging es die Via Nationale entlang durch das trostlos moderne Rom. Ihr wurde der Abschied leichter wie mir. Vor ihr lag nur die Zukunft, hinter mir nur die Vergangenheit. Und nie habe ich das stärker empfunden als an diesem letzten Romtage, wo selbst auf dem poesielosen Bahnhofe das römische Leben so vollmächtig auf mich eindrang. Warum muß meine Zukunft in dem Lande meiner Vergangenheit liegen? — Ich kaufte einen letzten Strauß römischer Anemonen, warf einem Bettler den letzten Soldo zu. Wir dampften ab. Rom versank in Abendnebel, die Hügel, die Kirchen, zuletzt Sankt Peter. Wir aber schauten noch lange hinaus in die weite Campagna, die uns den Duft ihrer Frühlingsblumen als Scheidegruß herübersandte. Und ohne daß wir es wollten, überkam uns die Rührung. Es war, als wenn in den feinen, weißen Schleiern, welche die ewige Stadt umhüllten, auch unser Liebestraum zurückgeblieben wäre.

Lange saßen wir schweigend. Ich schämte mich der falschen Rührung. Unser Liebestraum war unser; mit uns war er geboren, nur mit uns konnte er sterben. Komm nur, Schicksal, wir sind stärker als du! —

Schicksal? Und dabei dachte ich, daß es doch eigentlich ein gütiges Schicksal gewesen war, das mich bis hierher, bis zu ihr geführt hatte. War es die Thorheit des Verliebten, daß ich den Arm um ihre feine Taille legte und den Schnurrbart auf ihr rosiges Ohr preßte: „Du bist mein Schicksal, Melitta, mein gutes Schicksal". — Sie aber lachte mit feuchten Augen, und liebender Spott kräuselte die roten Lippen: „Ja, das sagst Du so — jetzt bin ich noch Dein gutes Schicksal, übers Jahr Dein langweiliges, ödes, zuletzt Dein böses." Erst empörte es mich, dann that es mir weh, und zuletzt kam ich auf den seltsamen Gedanken, ihr meinen Spielerglauben an das Schicksal zu erklären. Ein echter Spielerglaube, ein Glaube ans Absurde, wie ihn die Männer von Eisen wohl auch zuweilen gehabt, wie ihn aber ganz sicher die schwachen Herzen, die Phantasten haben, weil er ihnen lächelnd die schwere Last der Verantwortung abwälzt.

Warum ich gerade mit Kismet begann? — Es ist ein häßliches, brutales Kapitel.

*

Letzter Renntag — Jagdrennen über sechstausend Meter — Herrenreiten für aktive Offiziere der deutschen Armee ... Ehrenpreis Seiner Königlichen Hoheit des Prinzen von X. und zwanzigtausend Mark dem Sieger. — Ich sah beim Herausfahren zur Rennbahn die gelben, schreienden Plakate an jeder Straßenecke. Sie ließen mich kalt. Es war ein wunderschöner Junitag. Heiße Sonne, tiefgrüner, geschorener Rasen, auf den Tribünen ein beängstigendes Menschengewoge. — Viel Patschuli, viel extravagante Toiletten. Die Königliche Hoheit, der Chef des Regimentes, wollte den Ehrenpreis selbst überreichen. Auf dem Sattelplatz blitzte es nur so von Kavallerieuniformen, die Diplomatie markirte Alt-England mit weißer Gamasche und grauem Cylinder. Das Zuschauergesindel, welches sich sonst noch kritiklos an den Boxen herumtrieb, existirte für mich nicht. Die Nummern zum vorletzten Rennen waren bereits aufgezogen. Das nächste war der Prinzenpreis. Ich hatte bis zum letzten Momente gezögert, ob ich mitthun sollte. Aber das unvernünftige Nenngeld ... Und dann ließ mein Pferd ja Kismet.

Es hatte die Nacht gegossen; vom Favoriten ging die Sage, daß er auf nassem Rasen schlecht spränge, und die Gradiger Stute sollte noch nicht ganz „fertig" sein. Man glaubt immer noch an den Unsinn, obgleich man das Gegenteil ganz genau weiß. Wir standen an dem Rasenplatz, wo die Pferde herumgeführt werden — ich mit der nervösen Ruhe, die auch der älteste Rennreiter kennt, meine Kameraden von „Kurprinz" ein wenig skeptisch, schlecht gelaunt. Mein Rennstall hatte in dieser Campagne schwere Schläge bekommen ... Arks Sehnenentzündung, Loki im Gestüt ... Auf der Trainingshohe war zurzeit nur Kismet. Ich hatte sie hauptsächlich des Namens wegen gekauft, so eine kleine, braune Stute mit tausend Fehlern, von edelstem Blute, aber hochgradig nervös — untairbar, die Qual meines Trainers. Pferd zweiter Klasse! — Ich überschätzte sie nicht. Die Armee hatte ihre besten Steepler zum Prinzenpreise geschickt. Meine kleine Kismet sah neben den vornehmen Rennern wie ein echtes Aschenbrödel aus. Sie gefiel mir heute gar nicht: Schlaff, temperamentlos; als ich ihr das übliche Stück Zucker reichen wollte, knappte sie mir tückisch nach der Hand. Neben mir ließ sich ein Kürassier, der lange Graf Alt-Sachsen, von seinen Leuten in den Sattel heben und warf dann einen mitleidigen Blick auf die Stute: „Wenn Sie placirt werden, Lechow, dann hat's auch nicht das Pferd, sondern der Reiter gemacht." Sein hoher Blessfuchs galt als Favorit, wenn auch nach heißem Endgefecht mit der Gradizerin, die ein Artillerist steuerte. Ich schlug als Antwort mit der Rennpeitsche einen Lufthieb, so daß Kismet die Ohren hob, dann kletterte auch ich hoffnungslos auf meinen Gaul.

Wir ritten in die Bahn, ich von siebenzehn der letzte. Da gehörte ich auch hin. Am Start ereignete sich das Gewöhnliche bei starken Feldern. Ein halbes Dutzendmal wurde überstartet. Die Gäule jagten sich ab. Kismet zeigte sich außergewöhnlich apathisch. Als endlich die Flagge fiel, brachte ich sie mühsam ins zweite Treffen. Die Gradizerin setzte sich sofort an die Spitze und legte eine Pace vor, daß selbst der Favorit sie keuchend nicht halten konnte. Allmählich bröckelten die Vordersten ab. — Alt-Sachsen verhielt, meine Stute kam in schärfere Aktion, und wider Willen galoppirte ich auf dem zweiten Platze. Wohl zwanzig Längen vor mir nahm die schwarze Gradizerin in brillantem Sprung Hürde auf Hürde. Doch langsam begann sich das Bild zu ändern. Ein Brauner schloß zu mir auf ... noch einer ... sie überholten mich rasch, mühelos. Ich ließ der Stute die Zügel, doch sie versagte. Die Tribünen kamen in Sicht. Ich hob schon die Peitsche — dann ließ ich sie wieder fallen. Wozu? Es ist ja alles Kismet.

Im Augenblick schoß der Blessfuchs von Alt-Sachsen an mir vorüber in einem wunderbaren, ganz ruhigen Galopp. Verwünscht! Wir beide liebten uns am wenigsten, die Regimenter haßten sich; die Herren vom Pallasch wollten immer vornehmer sein, aber wir vom Säbel waren flotter. Im Gedanken gab ich schon das Rennen auf. Die Zuschauer waren verhältnismäßig ruhig — nur das dumpfe Wogen, wie bei jeder großen Menschenmasse. „Bravo! Herr Graf, Bravo!" rief ein dicker Bürger, der auf den Favoriten gesetzt hatte. Als ich viele Längen zurück, wieder als Letzter im verhaltenen Galopp hart an der Barriere vorüberjagte, blitzte mir einen Augenblick der „Johanniter" meines Onkels auf — er trug ihn zum Exerzieren und wäre am allerliebsten auch mit dem Orden ins Bett gegangen — und ich glaubte, in seinem häßlichen, hageren Gesichte

das verächtliche Zucken zu sehen: Natürlich, reiten kann er auch nicht! Da sah ich ganz flüchtig ein süßes, junges Gesicht, und eine aufgeregte Mädchenstimme sagte laut: „Da sind ja auch unsere Dragoner! O, wenn er nur Erster würde! Und er wird es, Mama, er wird es!“ — Gab mir diese liebe Stimme den Glauben an mein Glück zurück, oder besann ich mich angesichts dieser spöttisch lächelnden Menge auf mich selbst, wie ein Schauspieler vor der Rampe? Von dem Moment ab wollte ich siegen.

Der Bleifuchs führte. Ich begann zu „reiten“, und die Stute verstand. Sie legte sich schärfer ins Gebiß, das edle Blut wallte auf, und über alle Fehler des Baues siegte ihr leidenschaftliches Temperament. An der nächsten Hürde rückte ich zum letzten Trupp auf. Kismet sprang, wie sie nie gesprungen hat! Dann lag ich eine Weite im schärfsten Galopp einem grünen Husaren an den Gurten, der uns Verenden mich nicht vorüberlassen wollte. Jetzt kam der irische Wall. Die ganze Kaltblütigkeit des alten Rennreiters, das sichere Auge, der feste Schenkel waren mir wiedergegeben. Der grüne Husar setzte an ... Ein dumpfer, schwerer Fall — Roß und Reiter überschlugen sich. Ich warf einen halben, mitleidlosen Blick auf den Rivalen, der den Sprung mit seinem Leben bezahlen mußte. Der Rennsport macht nicht gerade weichherzig. Nun war Kismet im Zug, und nur wenige Längen vor mir zeigte noch die Gradityerin die flüchtigen Eisen. Sie war ausgeritten. Als der Artillerist auf triefender Stute mich aufkommen sah, forderte er seinen Gaul scharf mit der Peitsche auf. Die Antwort war ein schweres Schnaufen, und der matte, verzweifelte Galoppsprung eines ausgepumpten Tieres. Die beste Kraft hatte der Reiter thöricht in der Anfangsspace verbraucht, und schon weit vor dem Ziele war er geschlagen.

Jetzt war ich Zweiter. Bis zu dem Moment hatte ich nicht gerechnet. Wie ein richtiger Spieler vertraute ich blindlings auf mein Reiten und auf Kismet. Da fühlte ich, daß die Stute nachzulassen begann — viel zu früh! Ich wußte, daß ich sie ausreiten mußte bis auf den letzten Tropfen Kraft, wenn ich überhaupt plazirt enden wollte, doch mich reizte der zweite und dritte Platz nicht mehr — alles oder nichts! Und wie im Traum erschien mir das holde, süße Mädchengesicht, das an mich glaubte und an meinen Sieg. Halt aus, Kismet! — Der Prinzenpreis! Jetzt schonte ich die Peitsche nicht mehr. Ich mußte zum Favoriten heran, und wenn auch Mann und Pferd dabei zu Grunde gingen. Und als wenn er die Gefahr in seinem Rücken gewittert hätte, drehte sich Alt-Sachsen im Sattel. Daß er den Endkampf mit mir ausfechten mußte, hatte er nie erwartet. Er wußte, wie die Chancen standen: das bessere Pferd hatte er, der bessere Reiter war ich. Nicht zum erstenmal, daß ich den edleren Renner am Ziel um einen Kopf abfing. Ich sah, daß er nervös wurde und die Hände rührte. Ein schlechtes Zeichen, denn auch der Fuchs ging den flüchtigen Siegergalopp nicht mehr! Wenn ich ihn noch an der letzten Hürde fassen konnte, war er verloren. Auf der Geraden fielen sie schwer ins Gewicht, die drei Kilo, die er mehr in den Sattel brachte.

Und meine Stute that Wunder. Wie bei mir, so konzentrirte sich bei ihr die Kraft jedes Nervs im Siegesverlangen. Wieder tauchten in der Ferne die Tribünen auf. So weit es war, ich konnte es deutlich hören, das wirre Aufbrausen der Menge, dieses Meeres voll häßlicher Leidenschaft und brutaler Instinkte. Ich kannte das Gesindel und verachtete es schon damals. Dennoch elektrisirte mich der dumpfe Laut — vorwärts, Kismet! Und die Peitsche that wieder pfeifend ihre brutale Rennbahnpflicht. Die letzte Hürde! Jede Fiber war mir gespannt, ich ritt so leicht, daß die Stute meine Last kaum fühlen konnte ... Eins, zwei, drei Längen noch — jetzt oder nie! — Da riß ich meiner Kismet die Sporen durch, und da hatte ich den Bleßfuchs gefaßt. Wir kamen zusammen über die Hürde. Als der Graf meinen Kopf neben sich auftauchen sah, wurde er auf einmal ruhig. Er ritt, was er reiten konnte, und er ritt gut.

Wir lagen hart an einander, fast Schenkel an Schenkel. Von den Tribünen tobte es jetzt, wie das Brüllen der See, empört, wild. Wut, Enttäuschung, Hohn mischten sich seltsam zu einem unbeschreiblichen, tierischen Laut. Auf dem Favoriten standen viele Tausende, auf meinem Kismet wenig oder nichts. Nun empörten sich die unsauberen Geister über das schlechte Pferd, den schlechten Reiter, der vielleicht einem namenlosen Außenseiter weichen mußte: warum hatte man nicht auf die Stute gesetzt? Der Totalisator würde zum mindesten für zwanzig achthundert Mark bezahlen. Aber noch hofften sie alle. Er wird aufkommen, muß aufkommen! Alt-Sachsen verhielt ja nur. „Sehen Sie doch!“ — Der Graf verhielt so wenig wie ich. Wir waren alte Reiter und hatten manches Dutzendmal den Hals rein des schnöden Mammons wegen riskirt. Doch jetzt war es nicht der Prinzenpreis, nicht die zwanzigtausend Mark, es war die Ehre der Regimenter, um die wir ritten. Fühlten das die Tiere auch — sein Fuchs, dem das Blut nur so von den Weichen rann, meine Stute, die dem Zusammenbrechen nahe war — daß sie noch aushielten? Langsam gewann ich Terrain — langsam, schrecklich langsam. War der Graf weichmütiger als ich, der mit Peitsche und Sporen Kismet aufs grausamste mißhandelte, oder war aus seinem Bleißen nichts mehr herauszupumpen?

Wir waren noch wenige Galoppsprünge vom Ziele — die Menge johlte, schrie, tobte — da schoß mit entschwindender Kraft die Favorit noch einmal in Front. Einen Augenblick herrschte lautlose Stille, vielleicht doch? Vergebliches Bemühen! Kismet hatte den Sieg, sie ließ ihn sich nicht mehr entreißen und trug ihn mit einer ganzen Länge durchs Ziel.

Was nun kommt, ist mir dunkel. Die wilden Wogen des Zornes und des Beifalls umbrandeten mich, überfluteten mich, erstickten mich fast. Todmatt stieg ich aus dem Sattel ... dann die Wage ... das Wechseln der Uniform ... das ehrliche Bravo! meiner Regimentskameraden ... erst als ich an die königliche Tribüne geführt wurde, kam ich zur Besinnung. Der hohe Herr reichte mir leutselig die Hand: „Lechow?“ — „Zu Befehl, Königliche Hoheit, Freiherr von Lechow.“ — „Gut, gut! ... scharfer Hafen ... läßt sich von seinem Freiherrn nichts abdisputiren ... habe Ihren Herrn Vater sehr gut gekannt, mein persönlicher Adjutant früher ... auch leichter Kavallerist, verwünscht leicht sogar,“ drohte er mit liebenswürdigem Spotte. Dann wandte er sich ernst zu der glänzenden Suite, die ihn steif und ehrfurchtsvoll umstand, und sagte laut: „Sehen Sie, meine Herren, so reitet nur ein Regiment, mein Regiment!“

Es war der glänzendste Moment meines Lebens, warum das leugnen. Er hatte mich also nicht betrogen, mein Glaube an mein Spielerglück! Aber wo war sie geblieben, die kleine junge Zauberin, die mein Schicksal heute bestimmt, warum war ihr liebes Gesicht nicht unter den vielen, die dem Sieger zulächelten? Ich begann sie zu suchen. Und nie sind sie mir öder, langweiliger, gemeiner vorgekommen, alle diese Rennbahngesichter, die den Mann des Tages neugierig anstarrten, und von denen ich eine Geschichte schreiben möchte, eine Geschichte! — als auf der Suche nach meinem Talisman. Ich war nicht besser, nicht schlechter als sie, aber was mich im Augenblick doch weit über sie erhob, das war die Sehnsucht nach etwas Edlerem, Reinerem, die ich mit der Stärke des Instinktes jetzt empfand. Kein häßliches Gefühl mischte sich ein. Nicht das Weib reizte mich, dessen knospende Schönheit ich so flüchtig schaut, sondern das Mädchen, das Kind, das unfertige, unschuldige Etwas, dem ich es so gerne gesagt hätte, wie wohl mir sein Glaube gethan. — Und endlich fand ich sie.

Es war ein Zufall, daß ich in diese verlassene Ecke geriet, wo sie am Zaune lehnte, die Hand vor dem Gesicht. Vor ihr stand eine ältere Frau, schwarz gekleidet, peinlich sauber, aber doch ärmlich. Sie trug eine altmodische, blanke Mantille, die mehr erzählte als ihr gutes, blasses Gesicht. Die Tochter weinte still vor sich hin.

„O Mutter, wie kann man nur ein Tier so quälen! Hast Du gesehen, wie er nach der Wage ritt? Ich dachte immer, dieses blutende, keuchende Pferd müßte zusammensinken. Und er gab ihm immer noch die Sporen! — Daß kein Mensch ein Gefühl für die gequälte Kreatur hat! Warum jubelten ihm diese schlechten Menschen zu, Mutter, warum?“ Sie drückte ihre kleinen Hände stärker auf die Augen. Wie reizend sie aussah mit ihrer schlanken, geschmeidigen Gestalt, die der Schmerz in Zuckungen durchkrampfte!

„Und Du hast ihm gerade den Preis gewünscht, Kind! Wenn er Dich hörte, er würde Dich gar nicht verstehen, er würde laut auflachen. Sieh mal, so sind diese reichen, vornehmen Leute; nur ihre Vergnügungen, nur ihre Leidenschaften! Was darüber und darunter ist, das läßt sie kalt. Und zumal er, der bodenlos Hochmütige, der nichts für Gottes Geschöpf ansieht, das nicht Epauletten und den Freiherrntitel trägt. Wir wollen uns das eine Lehre sein lassen und nicht zu Festen gehen, auf denen die Armen und Enterbten nichts zu suchen haben.“

„Der Vater war doch auch Offizier, so gut wie er!“

„Der Hochmut nützt zu nichts, mein Kind. Was war, war, und was ist, ist. Glaubst Du nicht, daß dieser Lechow schon in mancher Nacht mehr verspielt hat, als wir in einem ganzen Jahr mit angestrengter Arbeit verdienen können? Komm, wir sind hier überflüssig.“

Das Mädchen rührte sich nicht. Nach einer ganzen Weile sagte sie finster: „Ich habe ihm die Grausamkeit nicht zugetraut. Er hat ein gutes Auge — und dennoch ist er mir lieber als sein Onkel, weißt Du, der hagere Major mit dem Kreuz um den Hals und dem stechenden Blick, von dem der selige Vater einmal gesagt hat, er würde kaltblütig über Leichen gehen.“

Einen Augenblick wollte ich herantreten und dem Mädchen sagen, daß ich denn doch nicht der ganz schlechte Kerl sei und daß die Hauptschuldige an dem Gewaltritt jetzt vor mir stände. Ich fühlte, daß ein herber Kern Wahrheit in ihren Worten gewesen. Das harte Urteil verletzte mich nicht. Dann aber kam es mir kindisch und albern vor, mich an diese verarmte Offiziersfamilie zu drängen. Unsere Wege gingen aus einander, mußten aus einander gehen. Ich war auf dem aufsteigenden Ast, sie auf dem absteigenden. Also lieber nicht! — Ich schlich mich davon, der glänzende Tag war mir vergällt. Ich konnte ein dumpfes Gefühl nicht los werden, als ob mit dieser Stunde etwas Neues und Unheimliches in mein Leben eingegriffen hätte: die Armut — aber Kismet! Ich habe sie immer beneidet, die trägen Orientalen, um ihren glücklichen Glauben. 'rauf und 'runter! Das Leben ist bald ein lustiger Scherz, bald ein trauriger, man muß nur den Humor nicht verlieren.

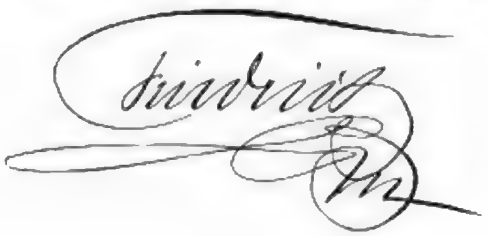
Ich trottete hinüber zu den Ställen. Unter den geteerten Pappdächern brütete eine afrikanische Hitze. Mein Trainer kam heran: „Die Stute hat sich gelegt und schlägt wie verrückt um sich, Herr Baron!“

„Der Roßarzt schon da?“ fragte ich geschäftsmäßig.

„Noch nicht. Die Nerls verstehen doch so wie so nichts. Die Stute wird eingehen. Bezahlt hat sie sich ja gemacht, das ist die Hauptsache. Herr Baron haben sie auch höllisch scharf angefaßt. Das war noch 'ne Nummer! Donnerwetter ja, so was macht Spaß!“

Ich sehe noch das gemeine, bronzefarbene Reitergesicht mit dem harten Auge und dem brutalen Lachen. Bis jetzt hatte mich die Gefühllosigkeit dieser Leute wenig angefochten. Sie ist so selbstverständlich, gehört zum Beruf. Und ehrlich: wir waren ja Kollegen, das Pferd war für uns beide nur eine Gewinnchance, sonst nichts. Doch heute war ich sentimental, mein Gefühl empörte sich direkt. Ich gab ihm eine Antwort, daß der Mann zusammenfuhr wie ein Rekrut. Dann ging ich zum Stall. Die Stute lag ganz ruhig, noch immer triefend, die schrecklich eingefallenen Flanken gingen schwer. Die Augen traten ihr brennend aus dem Kopfe. Als sie mich erkannte, versuchte sie ängstlich wiehernd aufzukommen, dann fiel sie kraftlos zurück. Einen dumpfen, qualvollen Laut röchelte sie langgezogen durch die Nüstern. Der magere Körper, an dem die blutigen Striemen wie Stränge aufgesprungen waren, erbebte bis in die kleinste Fiber. Ich war ernst. Das arme Geschöpf that mir leid. Hier in dem elenden Bretterverschlag, auf dem zerwühlten Stroh, meine Zuschauer die stumpfen Stallgesichter, sah ich die edle Kehrseite meines glänzenden Sieges. Doch ein anderes Gefühl war stärker. Der abergläubische Spieler sah sein Glückspferd im Todeskampf und

Digitized by Google



zog daraus schwachherzig den Schluß auf sein eigenes Glück. Was sind wir doch alle für Narren! „Jugend und Leichtsinn sind das beste Amulett gegen das Schicksal!“

Es war die Philosophie meiner fünfundzwanzig Jahre, und wenn man auch eiserne Nerven und einen stahlharten Körper besitzt, ist sie richtig. Ich schrieb noch rasch auf der schmierigen Brieftasche meines Trainers ein Telegramm an eine tierärztliche Berühmtheit und befahl für Nismet die sorgfältigste Pflege. Dann klopfte ich der Stute noch einmal den Hals und machte mich aus dem Staube. Draußen empfing mich die glänzende, wogende, herzlose Menge. Ich gehörte zu ihr, wie sie zu mir. Mein Nismet riß mich siegreich nach oben — zu Glanz, Leichtsinn, Oberflächlichkeit.

Die Tribünen waren im Aufbruch. Von der Höhe eines sehr exklusiven, mit Uniformen vollgepfropften Mailcoachs winkte man mir energisch zu: „En avant, Lechow! Wollen Sie vielleicht zu Fuß nach Hause gehen?“ Als ich endlich zwischen meinem Onkel und einem dicken Rittmeister von den Kürassieren mich eingeklemmt hatte, überblickte ich noch einmal mit dem Siegerblicke die Bahn. Der Rasen glitzerte, die Vögel sangen und die bunten Flaggen flatterten im Abendwind. Nie hat mir der Himmel verführerischer gelächelt, nie haben die alten Kiefernstämme den Waldsaum entlang in der Abendsonne goldiger geglänzt! Vielleicht war's Einbildung. Aber auch andere meinten, daß es ein unvergleichlicher Tag sei. — Das Schicksal ist doch gut und gerecht! jubelte es in mir — ich hatte recht, so recht.

Im übrigen sorgte schon Onkel Adalbert dafür, daß meine gute Laune nicht in den Himmel wuchs. Warum haben wir beide uns eigentlich nie ausstehen können? Weil ich reich war und er arm? Das erkältet wohl, aber es verfeindet doch nicht — er war mein unnachsichtigster Chef, solange ich bei seiner Schwadron stand, und als er später das Regiment führte — na — pfui!

Heute hatte er es auf den Prinzenpreis abgesehen. Im allgemeinen ließen mich seine Redensarten kalt, ich war sie gewöhnt. Nach seiner Ansicht hätte Alt-Sachsen sofort Protest einlegen müssen, ich hätte nicht ganz „fair“ geritten — den Kürassier an der letzten Hürde abgedrängt — und was der Liebenswürdigkeiten noch mehr waren. Er sagte das alles in so dozirend ekelhafter Manier, er, der bei Wochenmärkten in unserer östlichen Garnison schon Gemüsekörbe umgeritten hatte, wie ein kurzsichtiger Kriegsakademiker auf Uebungsreise. Ich gab ihm auch sofort die schuldige Antwort: „Lieber Onkel, wo es sich um den königlichen Dienst handelt, Hut ab vor Dir! Aber von Rennen und Vollblut verstehe ich nun wirklich viel mehr.“ Ich sah, wie er mit seinen gelben Zähnen an der Pille kaute und sie doch nicht 'runter brachte. Der dicke Rittmeister auf der andern Seite stieß mich ermunternd an und blinzelte vergnüglich: „Bravo, daß Sie dem alten Esel eins versetzt haben!“ Dennoch war ich mißgestimmt. Ich ertrug doch sonst alle dienstlichen Nasen so vorzüglich — aber so ein Maleszterl, der sich 'raufgehungert hat bis zum Stabsoffizier — nein, von dem nicht!

Da war der dicke Rehmen ein ganz anderer Kerl. Immer gemütlich, beim Schoppen wie beim Exerzieren, und bei Vorstellungen seine Schwadron stets die beste. Nur daß er absolut keinen Hundertmarkschein in der Tasche leiden konnte. Bei jedem Jeu dasselbe Bild: den ganzen Draht auf eine Karte gelaxt — verloren — und dann stillvergnügt aufgehört. Aber zum unbaren Makao hätten ihn nicht zehn Pferde gebracht. Ich hatte feste Absichten für den Abend: Theater, dann noch eine Stunde zum Rennklub, über das Weitere ließ sich ja reden. Der dicke Rittmeister aber wollte mich ganz wo anders hin verschleppen.

Alt-Sachsen hatte einen alten Regimentskameraden aufgegabelt, der vor Olims Zeiten schwer niedergebrochen war... Amerika... Chansonnette geheiratet, geschieden — aber wunderbarerweise wieder hochgekommen... „Sie wissen ja, wie's so geht bei ‚Gentlemännern‘, Lechow. Ich bin erst ein Jahr von der Garde weg und kenne das frühere Gemüse von meinem jetzigen Regiment nicht. Aber mir ist so, als wenn ein starker Hautgout bei der Sache wäre... anrüchige Existenz... Ich kann dem braven Otho, von X. oder so was heißt er, auch bitter unrecht thun. Uebrigens ist das schnuppe-egal. Jetzt lebt er höchst mollig, hält Diener, Equipage, läßt eine uralte Belgierin, der er in Monte Carlo die besten Groschen hat verjuxen helfen, Repräsentantin bei sich spielen — und gejeut wird Abend für Abend! Und wenn man nachts um viere vorbeikommt, so klopft man ans Fenster, und gleich wird ein solider ‚Tempel‘ aufgemacht.“

Ich weiß nicht recht, warum ich mich zuerst ablehnend verhielt, es war weder Angst noch Tugend — einer berüchtigten Jeuratte wie mir hätte das auch schlecht gestanden — vielleicht war's das kleine Mädchen! Dann beichtete ich dem Dicken, er war ein Goldkerl, dem ich alles außer meiner Frau anvertraut hätte, die abenteuerliche Geschichte des Prinzenpreises, auch daß Nismet im Verenden war. Ich fürchtete, er würde über die Romantik laut auflachen, statt dessen wurde er sehr ernst.

„Wenn Sie ein verständiger Mann sind, Lechow, setzen Sie sich noch heute auf die Bahn und fahren nach unserer Garnison zurück. Der Teufel ist ein ganz merkwürdiger Bursch. Hält's wie die braven Köchinnen, welche die Gänse erst abschlachten, wenn sie fett sind. Daß Sie als Spieler abergläubisch sind, auf Nismet und solch schwere Sachen halten, ist natürlich; daß Sie das kleine, hübsche Mädchen für Ihre Schutzheilige des Tages halten und denken, Sie müssen ihr zuliebe heute noch die unterschiedlichsten braunen Lappen gewinnen, ist beinahe noch natürlicher. Aber mein Lieber, wenn der Glückswind abstaut und so 'ne rechte steife Unglücksbrise aufspringt! Sie mit Ihrem Kismetglauben sind gerade heute wie ein Stier, der durch die Wand will. Und wenn Sie bis Mitternacht eine Million bar gewonnen haben, so verbauen Sie die ohne Gnade nach Mitternacht und noch eine zweite unbare dazu! Jetzt nehme ich Sie unter einer Bedingung mit: daß Sie aufhören, wenn ich es sage.“

Sollten schon zehn Jahre seit jener Fahrt vergangen sein? Noch liegt mir der Ton der Stimme im Ohr, jedes einzelne Wort. Ich fühle die Sonne auf meinem schwarzen Uniformkragen brennen, atme den stickigen, heißen, staubvermischten Kiefernduft, während unser Viererzug flüchtig über die weiße, menschendurchwogte Chaussee dahintrabt. Ich sehe, wie der Onkel die häßlichen, mageren Ohren spitzt, um etwas von der Unterhaltung zu ergattern, wie Rehmens gutmütiges Gesicht mich anlacht. Ich sehe das schwarze Ameisengewimmel des zweiten Platzes unter mir, die Galgengesichter, die neidischen Blicke, dazwischen die trottenden Droschken voll geputzter Dirnen und die pfeilschnellen kleinen Jagdwagen der Kameraden; ich höre das übermütige Witzwort eines halbwüchsigen Bengels zu uns herauf und das harte, neidische: „Das gilt Dir, Lothar, dem großen Sieger“ — aus Onkel Adalberts Munde. Und ich koste es noch einmal, das angenehm-kitzelnde Gefühl: vornehm, reich, eine Tagesberühmtheit zu sein — wie lange?

Mein kleines Mädchen sah ich nicht mehr. War sie in dieser Flutwelle von Menschen versunken, verschwunden — ging sie abseits von der großen Heerstraße? Erst that es mir weh, dann wohl. Ich faßte einen guten Entschluß; ich wollte ein anständiger Mensch sein, ihren Thränen zulieb — heute wenigstens. Aber das dumme Ding von Nismet sagte nein.

Onkel Adalbert zog angesichts der Stadt liebenswürdige Saiten auf, sprach von langweiligen Abenden allein und von einer gemütlichen Pulle zu zweien in einer fidelen Kneipe. Jung und Alt markirte darauf die übliche höfliche, aber sehr kalte Hundenase. Man kannte diese Abende: Rangliste, Exerzierreglement, zum Nachtische wieder Rangliste. Endlich fand er sich zu mir: „Na, Lothar, wie wär's mit uns beiden, erst die Nase ein bißchen begossen, dann solides Ecarté...?“ — Jawohl, Ecarté mit ihm, der über jedes verlorene Fünfmarkstück brummt. Ich machte mein dummes Diensigesicht: „Mit dem größten Vergnügen, lieber Onkel“ — Rehmen kniff mich in den Arm — „aber der Herr Rittmeister war schon so gütig.“

Der Onkel zog den Mund spitz: „Na, da werden die Herren wohl lieber allein sein — danke, danke!“ Ich murmelte etwas von Weibern, die dabei wären, Rehmen aber schwieg hartnäckig, sein Entschluß stand felsenfest. Bekam der Onkel, was zu befürchten, einmal die Kürassiere, so nahm er tags darauf den Abschied und zog sich auf sein wunderschönes Majorat zurück.

Vor dem vornehmen Regimentshause der Ulanen stiegen wir ab, ein paar Kratzfüße zu dem hohen Stabe, ein paar schnodderige Bemerkungen zu den jüngeren Kameraden herüber und hinüber; Rehmen henkelte mich ein, und wir bummelten lachend dem Schicksal entgegen.

Dem Schicksal? Ich ahnte nichts. Ueber der Riesenstadt braute schwül der infernalische ekle Dunst, der uns vergiftend in alle Poren dringt und den wir so lieben. Aus dem heißen Asphalt stiegen scheußliche Miasmen, aus den dunklen Kellerfenstern krochen sie, aus den moderigen Wagen, den dampfenden Tieren, den Menschen. Mich streifte eine sogenannte Dame mit aufdringlichen Brillanten, blond gefärbtem Haar, vom Atropin vergrößerten, dunklen, leuchtenden Pupillen. Ein Strom von Moschus zog ihr nach. Es ist ein widerlicher Geruch, ich hasse ihn. Dennoch elektrisirt er mich stets. Er gehört zur Weltstadt, zur Gemeinheit. Ich empfand einen unwiderstehlichen Kitzel, etwas ganz Tolles, Schlechtes, Unerhörtes zu wagen. Es liegt in der Luft, im Gift. Und doch kam ich auch aus einer großen Garnison: aber es ist eben die Provinz, der Tag zu spießbürgerlich, der Abend zu wüst. Das Raffinement, das nervenzerrüttende, tötende kennt sie nicht. Ob Du in jener Stunde an mich gedacht haben magst, Du kleines, liebes Mädchen? Vielleicht. Aber Du warst ja selbst machtlos, warst mir schon damals unbewußt Nismet, Schicksal.

*

Jetzt, wo das alles hinter mir liegt, ganz nah und ganz fern, verstehe ich es erst, daß es sich vollziehen mußte, unentrinnbar, unabwendbar. Ich lache über die Gewissensbisse und Vorwürfe, die ein ganzes Jahrzehnt mir vergifteten. Das ist ja eben die Vorsehung, die uns das Verständige sagen und das Unverständige thun läßt. Und ich sprach wirklich verständig. Ich erzählte dem dicken Rittmeister von meinen kleinen und großen Sorgen, meinen Absichten, meinen Hoffnungen. Der Rennstall verschlang Unsummen, die Lieferanten schrieen nach Geld, wie der Hirsch nach frischem Wasser. Die zwanzigtausend Mark, die ich heute gewann, waren schon im voraus ausgegeben. Ja, wenn ich wüßte, wohin die Drittelmillion, die Hälfte meines Vermögens, in den letzten drei Jahren hingekommen war! Aber von morgen ab sollte das anders werden: Stall reduzirt, statt der Makaonächte solide Vorbereitung zur Kriegsakademie, zum Reitergeneral und Sieger in kommenden Schlachten. Ich sagte so unheimlich vernünftige Sachen, daß der Dicke mich mißtrauisch von der Seite ansah.

„Sie sind toll, Lechow! Gelüstet's Ihnen, so ein widerwärtiger Kommißklopp zu werden, wie Ihr Onkel Adalbert, dem ich einen gelinden Kopfstutz mit Gehirnerschütterung gönne. Nur keine Streberei! Nein, mein Lieber, ein brauner Lappen kann an so 'nem Glückstage schon dran glauben! Jetzt müssen Sie einfach mit zu Otho!“

Und so gingen wir denn. Ich hatte noch einige Anstandsbedenken: „Ein Haus, in dem ich noch nicht eingeführt war — ein Herr, den ich noch nicht kannte! Doch Rehmen klopfte mir lachend auf die Schulter: „Wenn das Ihre einzige Sorge ist! — Bezahlt man in Monte Carlo vielleicht ein Riesenentree für die Erlaubnis, sein gutes Geld verlieren zu dürfen? Nee, Teuerster, wir wollen uns keinen blauen Dunst vormachen. Der sogenannte Rittmeister lebt vom Spiel, und jeder Cognac, jede Cigarre — man ißt und trinkt übrigens üppig dort — ist von leichtsinnigen Kerls unserer Sorte unfreiwillig berappt, denn die großen Vermögen werden nicht an den Spieltanken, nein, in solchen Spelunken und auf solchen Buden verjeut. Nur zwei ehrliche Bedenken gibt's für mich: ob es anständig ist, in solcher Räuberhöhle Uniform zu zeigen und ob man nicht „gemacht“ wird... Ich habe achthundert Meter bei mir, mögen die springen!“

*

Sehr anständige Straße, sehr anständige Wohnung, alter würdiger Livreediener mit Warzenknöpfen und Gamaschen — aber weiß der Kuckuck, etwas klappte bei der Anständigkeit nicht, und ich verstand den dicken Rittmeister sehr wohl, als er mir in dem

halbdunklen Entree zurannte: „Wenn Otho die Bank hält, hören wir auf.“

Die Herren saßen schon bei einer Bowle — merkwürdige Herren! Als ob sie aus einem Trödelgeschäft auf dem Mühlendamm zusammengepumpt wären. Außer Alt-Sachsen, der auch in seinem Lawn-Tennis-Anzug mit dem grauen Auge und dem semmelblonden Riesenschnurrbart das ostelbische Junkerblut nicht verleugnen konnte — noch ein kleiner, äußerst patenter Attaché, schwarz, distinguirt, mit einem knaelrunden und doch verlebten Vogelgesicht, blitzblanken Augen. Das übrige, was sich rauchend und trinkend auf den vornehmen, steiflehnigen Fauteuils herumdrückte — alles weit unterm Strich. Leute, die ich auf der Straße schwerlich gegrüßt hätte: ein eisgrauer Kerl, Konsul genannt, mit den Gliedern und der Uhrkette eines Tierbändigers oder Athleten, brutale Anleihe am Schnurrbart. Wer weiß, wo der seine Charge aufgelesen hatte! Dann ein „Direktor“ mit fahlem Theaterteint, fuchsrotem, gefärbtem Vollbart, der wie Metall in allen Farben flimmerte, vermutlich Komödiant oder alter Friseur; jedenfalls deklamirte er etwas von Kunstidealen und aß später ausschließlich mit dem Messer. Neben ihm streckte ein spindeldürrer Doktor seine spindeldürren Beine unter den Tisch, ein spontrockenes schenes Subjekt mit hektischen Flecken auf den Backenknochen. Er mußte Schulmeister, Dozent oder Archivmensch sein, bei dem sich alles mumifizirt hatte: der Kopf, der Verstand, die ausgewachsenen Hosen, nur die Jenkeidenschaft nicht. Er war der wüsteste, verlorenste Spieler, den ich je gesehen, und bezahlte nie. Ich hielt ihn für relativ anständig. Von dem Kameraden a. D. an der Tafelrunde glaubte ich das Gegenteil. Ich genieße sie immer mit Vorsicht, solche Herren, und dieser hier sah trotz seiner Lackstiefeln und seines adeligen Namens mit seinen Glotzaugen wie ein Mensch aus, dem man ungestraft keine Regimentskasse und kein junges Mädchen anvertrauen kann. Er drängte sich sofort an uns heran, sprach von den hocharistokratischen Traditionen seines alten Geschlechtes und den ungezählten Millionen einer Schwindelgründung, die er zu lanciren vorgab. Altes Geschlecht — Du Narr! Dein Vater wurde als russischer Armeelieferant nobilitirt.

Eine nette Sippschaft — wahrhaftig! Wie kam sie auf diesen Brüsseler Teppich, an diesen eingelegten kostbaren Tisch, zu diesen Stanniol-Imperials das Stück drei Mark, die der Hausherr so freigebig herumbot, zu dieser exaltirten Bowle? Monte Carlo im kleinen — nur gemeiner, lichtscheuer, gefährlicher.

Ich wußte das vom ersten Momente — und blieb doch. Wollte ich den Wirt nicht kränken, diesen biedern, ausgezeichnet konservirten Fünfziger mit dem dumm-schlauen Bauernauge, dem gemütlichen Sächsisch und der Angst vor der Polizei, die er sich immer auf den Fersen glaubte — oder fesselte mich die einzige noch vorhandene Person? Das war der Kerl, der hier paßte: bürgerlich, aber elegant, die Platte bis in den Nacken, den blonden Spitzbart so kurz, daß man ihn anfangs nicht bemerkte, kaum dreißig, mit allen Hunden gehetzt, großer Spekulant, ewig auf der Flucht vor seinen Gläubigern und dem Offenbarungseid — dabei noble Natur, die dies ganze Gesindel umher en canaille mit dem kältesten Spotte, der souveränsten Nichtachtung behandelte. Er kannte seine Pappenheimer, und wehe ihnen, wenn sie gemuckst hätten! Er war schon den ganzen Nachmittag dagewesen und hatte dem ehrlichen Otho mit selbstmitgebrachter Karte tausend Mark im Ecarté abgejagt. Jetzt streckte er sich müde, gelangweilt und sprach von Fortgehen. Unser Wirt sah ihn von der Seite an, aber muckste nicht.

*

Bis Mitternacht erledigte sich alles in bis zur Langweiligkeit anständigen Formen. Der „Mühlendamm“ that sich zu einem Dauerakt zusammen, wir anderen hockten bei dem hohen Whist. Ich hatte Glück. Nur der Dicke gähnte träge und trat bald aus. Für seine Rhinozerosnerven war das eine ungenügende Anregung. Er wandelte im Zimmer auf und ab, pfiff durch die Zähne, blieb an der Mattenpresse stehen, schraubte auf und betrachtete scharf die Rückseite der Spiele. Ich sehe ihn noch genau vor mir mit seinem aufgeknöpften Rock, den ironisch blinzelnden Augen, ungeniert fast als im Hinterzimmer unserer Weinstube zu Hause. Der Hausherr wurde unruhig. Nehmen trat zu ihm heran und sah in die Karten, gerade als Alt-Sachsen ein sehr teures Spiel schon halb verloren hatte.

„Aber, Farbe bekennen, Farbe, Herr von X.!“ Otho fuhr auf. Doch der Dicke wandte sich mit Seelenruhe zu uns und sagte in einem Tone, der im Notfall noch für scherzhaft gelten konnte: „Sehen Sie sich vor bei ihm, meine Herren, er ist farbenblind!“ Die Situation war peinlich. Wenn jetzt ein Rencontre folgte — denn eben drückte dunkelrot vor Wut der Hausherr auf den elektrischen Knopf! Der Instinkt sagte mir, ich müßte mich bedingungslos auf Rehmens Seite stellen.

Da erschien der Diener: „Herr Rittmeister befehlen?“

„Ich lasse Ihre Excellenz bitten, sich herüber zu bemühen.“

Wir lachten. Er war doch ein gutmütiger Kauz, der edle Otho, wollte à tout prix seine Gäste zufriedenstellen und sollte es auch, mit Preisgabe der einzigen edlen Weiblichkeit, die er zur Verfügung hatte. Wir von der Uniform rückten etwas zusammen, der Rittmeister knöpfte gemächlich den Interimsrock zu. Er war erst beim letzten Knopf, als die Excellenz erschien — einen Blick — und er ließ ihn offen.

Die unumgängliche Vorstellung: Excellenz ... Lieutenant von ... von — ... leichtes Sporenklirren, noch leichtere Verbeugungen — es war auch eine Excellenz vom Mühlendamm! Sie stand im besten Mannesalter, war von strafbarer Häßlichkeit und rauchte Cigarretten. Was sie und Guido zusammengebracht hatte? Wohl eine düstere Geschichte, die mit den Reizen des Weibes nichts zu thun hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Ein deutsches Fürstenpaar.

(Hierzu das Abbildungen Seite 780, 781 und 782.)

Unter den Paladinen des ersten Kaisers im wiedererstandenen Deutschen Reiche ragt nach so vielen herben Verlusten, die das deutsche Volk schon in den Reihen seiner Führer erlitten, noch immer in unbeugsamer Kraft und von fast jugendlichem Thatendrang beseelt, Großherzog Friedrich von Baden hervor, weitersetzt und in ehrfurchtgebietender Würde wie die mächtigen Edelmannen im Schwarzwalde, ein treues Abbild der germanischen Herzoge, die mit der unwiderstehlichen Autorität ihrer eigenen Person, mit dem Uebergewicht geistiger Energie ihren Völkern den Weg wiesen zum Siege großer nationaler Ideen. Nicht ohne Grund hat sich der Fürst der badischen Lande im Volksmunde den Namen des getreuen Ekkehard erworben. In dem wechselvollen Kampfe um die deutsche Einheit stand er seit mehr als vierzig Jahren mit unermüdlicher Ausdauer in den vordersten Reihen als Rufer im Streit. Schon als Prinz machte er unter Feldmarschall Wrangel in dessen Hauptquartier 1848 den Feldzug in Schleswig-Holstein mit. Durch den Tod des Großherzogs Leopold am 24. April 1852 wurde er an Stelle seines schwer erkrankten Bruders Ludwig als Regent an die Spitze der Regierung berufen, und seit der Zeit nahm er bedeutsamen Anteil an der Ordnung der Angelegenheiten des Deutschen Bundes. Am 15. September 1856 nahm er durch feierliche Proklamation den großherzoglichen Titel an.

Der italienische Feldzug und die demselben folgende Einigung Italiens warfen ihren Wellenschlag auch bis in das in unhaltbaren politischen Verhältnissen eigentlich nur noch vegetirende Deutschland. Die weitesten Volkskreise fühlten den stets sich steigernden Drang nach Mitwirkung an öffentlichen Angelegenheiten, und den Geist der Zeit richtig erfassend, berief der Großherzog in Baden ein liberales Ministerium, dem außer Lamey und Stabel auch der Freiherr von Roggenbach angehörte. Letzterer trat von Anfang an, der allgemeinen Volksstimmung entsprechend, für eine starke Zentralgewalt in Deutschland unter Preußens Führung ein, für ein vom Volke gewähltes Parlament und verantwortliche Minister. Ungeteilten Anklang fand deshalb Großherzog Friedrichs Thronrede beim Schluß des Landtages 1860, in der er sagte: „Ich kenne nicht finden, daß ein feindlicher Gegensatz zwischen Fürstenrecht und Volksrecht bestehe. Ich wollte nicht trennen, was zusammengehört und sich wechselseitig ergänzt — Fürst und Volk, unauflöslich vereint unter dem gemeinsamen, schützenden Banner einer in Wort und That gehaltigen Verfassung.“ Bei anderer Gelegenheit sprach sich der Fürst dahin aus, er gehöre ebenfalls zu jenen Patrioten, welche forderten, daß Deutschland endlich einmal unter einheitlicher Gewalt zusammengefaßt werde. Auf dem Fürstentag in Frankfurt im August 1863 erklärte er, daß er mit der preußischen Anschauung übereinstimme, und forderte, gleichsam im Namen des deutschen Volkes sprechend, einen vom Volke gewählten Reichstag.

Die traurigen Ereignisse des Jahres 1866, der deutsche Bruderkrieg, drängte den Fürsten durch die örtliche Lage seines Landes in eine peinliche Stellung, die ihm nur erlaubte, vorläufig lediglich indirekt für seine Lieblingsidee, für ein Zusammenfassen von Nord- und Süddeutschland, zu wirken. Aber als in späterer Zeit die Konstellation wieder eine günstigere wurde, widmete er sich eifrig der Vermittlerrolle zwischen Norden und Süden und erklärte damals den Landtag mit der Erklärung: „Mein Entschluß steht fest, der nationalen Einigung mit dem Norddeutschen Bund unausgesetzt nachzustreben, und gern werde ich und wird mit mir mein getreues Volk die Opfer bringen, die mit dem Eintritt in denselben verbunden sind.“

Im Jahre 1870 wurde endlich durch den rastlos alle Schwierigkeiten überwindenden, wenn auch wieder blutigen Vermittlung der Weltgeschichte vollendet, was der Fürst für sein großes Vaterland als höchstes Ziel erstrebte. Die übermütig anmaßende Politik Napoleons fand auch in Baden den von gerechtem Zorn erfüllten Widerhall, und obgleich man hier am Oberrhein am meisten den ersten Vorstößen des Feindes ausgesetzt war, jubelte man doch allerseits dem Fürsten zu, der bei den ersten Kriegsrufen von Westen unverzagt das Schwert zog. Aber auch während des Feldzuges, als die badische Division um Straßburg und im Elsaß lag, bewies Friedrich seinen hohen, von wahrem Menschlichkeitsgefühlen geadelten Sinn, der den Krieg nur als leider noch notwendiges Uebel auffaßte und seine Schrecken zu mildern verstand, soweit dies in seiner Macht lag. Wie er den bedrängten Einwohnern des besetzten Landes die Lasten erleichterte, wie er dafür eintrat, daß der Schweizer Unterstützungsausschuß nach Straßburg kommen und die Schwachen, Frauen und Kinder hinwegführen durfte aus den Drangsalen der Belagerung, all das ist ihm noch heute unvergessen und wird dankbar anerkannt, so oft ihn seine Stellung als Generalinspekteur der V. Armee-Inspektion in die Reichslande führt. Mit jubelnden Zurufen wird er aus dicht gedrängten Volksmassen begrüßt, wo er sich nur zeigt.

Für seine großen Verdienste um Deutschlands Einheit citiren wir noch einen klassischen Zeugen in der Person des unvergeßlichen Kaisers Friedrich, der in seinem Tagebuch unter dem 3. Dezember 1870 folgendes aufzeichnete: „Mit dem heutigen Tage sind Kaiser und Reich unwiderruflich hergestellt. Jetzt ist das fünfundsechzigjährige Interregnum, die kaiserlose, die schreckliche Zeit vorbei, schon dieser stolze Titel ist eine Bürgschaft. Wer verdanken dies wesentlich dem Großherzog von Baden, der unausgesetzt thätig gewesen.“

Wie selbstlos und bescheiden der Fürst dabei von sich selbst dachte, erhellt aus der Antwort, die er nach dem 18. Januar an seine Hauptstadt auf das an ihn gesandte Huldigungstelegramm richtete: „Ich freue mich, daß Sie meinem geringen Anteil daran so anerkennende Worte zollen.“ Mit ungebrochenem Eifer beteiligte sich der Großherzog auch seitdem an dem inneren Ausbau der Institutionen des Reichs. Wurde er auch im Verlaufe der Jahre von einer schweren, lang andauernden Krankheit heimgesucht, traf ihn auch als nahen Verwandten der Hohenzollern im Jahre 1888 das Unglück Deutschlands, das in kurzer Frist zwei Kaiser ins Grab sinken sah, doppelt schmerzlich, hatte er sodann sogar noch den herben Verlust seines Sohnes, des Prinzen Ludwig, zu erdulden — seine urdeutsche Kraft richtete sich nach allen Schicksalsschlägen wieder auf, und mit alter Energie that er seine Fürstenpflicht auf der ihm vom gütigen Geschick angewiesenen hehren Warte. Auch dem jungen Kaiser blieb er eine treue Stütze und ein weiser Ratgeber, dessen Stimme im Rate des Reichs ein bedeutsames Gewicht hat.

Aber nicht nur nach außen in der weiten Oeffentlichkeit, auch im Familienkreise gibt er ein Vorbild ab für echt deutsches, schlichtes und wahres Geistes- und Gemütsleben als ein von allen hochverehrter und geliebter Patriarch.

Friedrich verlobte sich am 30. September 1855 im Koblenzer Schloß mit der Prinzessin Luise von Preußen, der einzigen Tochter des nachmaligen Kaisers Wilhelm. Aus Anlaß dieses Festes wurde die Luisenstiftung eingesetzt, als Anfang einer langen Reihe von Wohlfahrtseinrichtungen, mit der die hohe Frau später ihren Lebenslauf kennzeichnete. Am 20. September 1856 fand in Berlin die Hochzeitsfeier des großherzoglichen Paares statt, „die Trauung des gesinnungsverwandten Bruders mit der geistes- und willensstarken Tochter des künftigen Königs, und, wie wir wenigstens zu träumen nicht aufgehört hatten, des künftigen Kaisers von Deutschland“, wie Herzog Ernst von Coburg-Gotha schrieb. Die junge Fürstin war eine echte Tochter ihrer hochsinnigen und feinsinnigen Mutter und ein reicher Segen für das badische Land, durch unermüdliche Fürsorge auf dem Gebiete der Erziehung, der Bildung und der Erwerbsverhältnisse des weiblichen Geschlechts. Auch die nicht seltenen schweren Unglücksfälle, die hauptsächlich durch Wassersnot das Land von Zeit zu Zeit heimsuchten, fanden sie stets hilfsbereit, zumal dort, wo die staatlichen Einrichtungen nicht schnell und ausreichend genug die Schäden gut machen konnten. In edlen Werken der Liebe erfüllte sie ihren Beruf als Herrscherin, fand sie Trost und Erhebung bei den grausamen Heimsuchungen der Vorsehung, die ihr in kurzer Frist so viel teure nahe Anverwandte, den Vater, den Bruder, die Mutter, den Sohn entrissen.

Aus der großherzoglichen Ehe sind drei Kinder entsprossen, Erbgroßherzog Friedrich Wilhelm Ludwig Leopold August, geboren am 9. Juli 1857; Prinzessin Sophie Marie

Viktoria, geboren am 7. August 1862 (vermählt zu Karlsruhe am 20. September 1881 mit dem Kronprinzen Oskar Gustav Adolf von Schweden, geboren am 16. Juni 1858), und der im Jahre 1888 verstorbene Prinz Ludwig Wilhelm, geboren zu Baden am 12. Juni 1865.

Der Erbgroßherzog, dem Professor Wagner als Erzieher gegeben wurde, machte mit seinem Bruder Ludwig (als die ersten Fürstensöhne) die vollständige Gymnasialausbildung durch und legte wie seine Mitschüler die Abgangsprüfung ab, bevor er sich dem Waffendienste zuwenden durfte. An seinem 18. Geburtstage (9. Juli 1875) wurde er für volljährig erklärt. Zu diesem Feste kam auch der greise Kaiser Wilhelm mit dem Kronprinzen nach Karlsruhe und ernannte seinen ältesten Enkel zum Sekondelieutenant. Nach einer längeren Reise durch Italien bezog der Erbgroßherzog die Universität Heidelberg und kam dann nach Potsdam in Garnison. Von hier wurde er im November 1881, als der Großherzog erkrankte, nach Karlsruhe zurückberufen, um bis zur vollständigen Wiedergenesung des Vaters (15. November 1882) die Regierung des Landes zu übernehmen. Am 26. April 1885 erlangte er in Wien das Jawort der Prinzessin Hilda von Nassau, mit welcher er sich am 20. September 1885 auf Schloß Hohenstein in Nassau vermählte.

Wenn auch schwer geprüft vom Geschick, so doch umgeben und stets der höchsten Menschenpflicht eingedenk, blickt die großherzogliche Familie auf ein thaten- und segensreiches Leben zurück und feiert am 9. September den 70. Geburtstag des Landesvaters, an dem sich nicht nur Baden, sondern Altdeutschland vereint zu den innigsten Glückwünschen für den greisen Paladin des Reiches. Max Bap.

Land und Leute im Großherzogthum Baden.

(Siehe die Abbildungen Seite 784 und 785.)

Vom Garten Deutschlands, wie man das weite Oberrheinthal oft mit Recht nennt, nimmt Baden mit etwa 15,100 Quadratkilometern und 1,700,000 Einwohnern eine gute Hälfte für sich in Anspruch. Vom Bodensee bis zum Odenwald, zwischen Schwarzwald und dem majestätischen Rheinstrom, der hier zwischen festen Ufern und Dämmen über die wandernden Kiesbänke rauscht, lang hingestreckt, bietet das Land bei seiner mannigfaltigen Bodenformation so reiche Abwechslung in der daraus hervorgewachsenen Kultur, daß der Tourist in kürzester Reisezeit eine lange Reihe interessantester Bilder und Eindrücke von Land und Volk in sich aufnehmen kann.

Die Lage und Gestaltung des Landes fordert unwillkürlich zum eingehenden Vergleich mit dem benachbarten Elsaß heraus, und hierbei fallen recht auffallend die Unterschiede ins Auge, die die in beiden Ländern verschiedenartig aufgebaute Geschichte der letzten Jahrhunderte den Bewohnern und ihren Institutionen aufgedrückt hat, obgleich jene den gleichen germanischen Volksstämmen angehören, im Süden, dem Sundgau, Alemannen mit den rauhen Kehllauten in der Sprache, und von der Straßburger Gegend an Franken und Schwaben mit schwäbischen und pfälzischen Dialekten. Die fremde Zwangsjacke auf dem linken Rheinufer war der geistigen Entwicklung des Volkes keineswegs günstig. Die höhere Kultur und ihr getreuer Maßstab, die Sprache, blieb im Niveau des siebenzehnten Jahrhunderts stecken, und der dünne französische Ueberzug in den besser gestellten Kreisen war bei der spröden Unterlage etwas nur lose Aufsitzendes, das sich nie recht mit dieser harmonisch verbinden konnte. Dadurch kam die geistige Fortbildung der Gesammtbevölkerung im Elsaß in einen bemerkbaren Stillstand, während Baden, mit Deutschland unbeirrt fortschreitend, durch die in alle Volkskreise eindringende Schulbildung stetig höher stieg, sorgsam geleitet durch ein Fürstenhaus, das in jeder Beziehung auf der Höhe der Zeit stehe, während das Nachbarland, von Paris aus nachlässig geleitet, in seinem, dem speziellen Volksgeist schlecht angepaßten Bildungsgang arg verkümmerte.

Das wirkte auch auf wirthschaftliche, genauer gesagt die landwirthschaftlichen Verhältnisse zurück, denn wenn das Elsaß auch zum Teil noch fruchtbarer ist wie Baden, und obgleich es durch größere Breite des Thalstreifens vom Strom bis zum Gebirge mehr anbaufähigen Boden besitzt, steht die gesammte Bodenkultur in Baden dennoch auf einer ungleich höheren Stufe als die jenseits des Rheins, und repräsentirt sich in sorgfältigerer Fruchterziehung, besonders des Weins, der in Baden bessere Preise erreicht, und der Viehzucht, die im Elsaß in kaum glaublicher Weise darniederliegt. Es ist deshalb kein Wunder, wenn die badischen Produkte auf den Märkten der größeren elsässischen Städte eine hervorragende Rolle spielen und den elsässischen Landwirten eine unliebsame Konkurrenz machen. Das geht sogar bis in die Forstprodukte, und auch das Tannenholz des Schwarzwaldes ist bei den Bauunternehmern beliebter als das der Vogesen.

Bis in das kleinste hinein hat die fürsichtige Regierung Badens es verstanden, die Erwerbsverhältnisse auch bei ungünstigeren Grundbedingungen zu heben, und mehr als das aus dem wohlhabenden Frankreich ins Elsaß abfließende Geld, das die Großindustrie unterstützte, wirkte die väterliche Fürsorge eines edeldenkenden Fürstenhauses in Baden für die Wohlfahrt der Bewohner der respektiven Länder. Man denke nur an die weltbekannte Hausindustrie in der Uhren- und Musikwerkfabrikation im Schwarzwalde, an die Art und Weise, wie der Rheinstrom in den internationalen Verkehrsdienst gezogen, Mannheim mit seinen Hafenanlagen zur Handelsstadt von großer Wichtigkeit erhoben wurde, während man im Elsaß erst seit der Zeit der Annexion an das Reich bemüht ist, das früher Versäumte nachzuholen, was bei dem großen Vorsprung des Mitbewerbers und sonstigen heillos (politischen) Verhältnissen nur sehr langsam voran geht.

Neben den materiellen Verhältnissen nahm aber auch die geistige Kultur in Baden einen mächtigen Aufschwung. Als Pflegestätten der Wissenschaften stehen die Universitäten Heidelberg und Freiburg im Breisgau in glanzvoller Blüte. Außerdem tragen in Karlsruhe die Kunstschule und viele andere Lehranstalten im Lande dazu bei, die kulturelle Bedeutung des Landes weit über die engen Grenzen hinaus zu verbreiten.

Hierbei wirken in nicht geringem Maße die ungemein reizhaltigen, landschaftlichen Schönheiten des Landes mit, die, in verständnißvoller Weise zugänglich gemacht, durch prachtvolle Architekturwerke vermehrt und mit den großen Verkehrslinien in bequeme Verbindung gebracht, alljährlich einen ungeheuren Fremdenstrom anziehen. Man denke nur an das elegante Baden-Baden mit seinem vornehm-internationalen Anstrich, die sportberühmten Iffezheimer Pferderennen, die unzähligen Sommerfrischen und Badeorte in den von prachtvollen Wäldern umrahmten Hochthälern des Gebirges und an den westlichen Abhängen, wo auch die mittelalterliche Romantik ihre Spuren in zahllosen Burg- und Kapellenruinen zurückgelassen hat. Vom riesenhaften Heidelberger Schloß und dem Hohentwiel (der zwar politisch zu Württemberg, landschaftlich aber zum badischen Hegau gehört) auf felsigen Höhen bis hinunter zu den kaum noch erkennbaren alemannischen Wallburgen auf einsamen Bergesgipfeln, von stolzen Domen, wie das Freiburger Münster, bis zu verfallenen Einsiedlerklausen in versteckten Gebirgswinkeln, finden wir hier alles vereinigt, was der Landschaft geschichtliches Interesse erteilt. In einsamer Bergwelt finden wir hier und da pittoreske „Steinigleiten", merkwürdig gestaltete Felsmassen, sprudelnde Wasserfälle, wie bei Allerheiligen, stille Bergseen, die spiegelklar aus ihrer waldigen Umgebung gen Himmel schauen. Dabei ist allerwärts für Hotels oder Schutzhütten und durch ein dichtes Netz guter Wege für bequemen Verkehr gesorgt.

Kein Wunder, wenn unter diesen Verhältnissen selbst die Bewohner des Reichslandes gern über den Rhein ins badische Ländel kommen, und das thaten sie noch mehr als jetzt vor dem Jahre 1870, weil die Vogesen damals trotz ihrer dem Schwarzwalde mindestens ebenbürtigen, teilweise sogar noch überlegenen landschaftlichen Vorzüge noch eine fast unaufgeschlossene Gegend mit wenigen und schlechten Straßen und gleich minderwertigen Unterkunftsgelegenheiten bildeten. Hierin hat der Vogesenklub und so weiter freilich viel geholfen; trotzdem bewahrt der Schwarzwald seine alte Beliebtheit und muß, wie so vieles in Baden, dem überrheinischen Nachbar zum Muster dienen.

So interessant und anziehend wie das Land sind auch seine Bewohner, ein kräftiger und gutgebauter Menschenschlag, voll Intelligenz und mit einem unverwüstlichen Humor begabt, der unter dem Einflusse des noch Volksgetränk bildenden Weins leicht überschäumt.

Trotz des regen Verkehrs mit der Außenwelt und des das Oberrheinthal alljährlich durchziehenden Fremdenstroms haben sich auf dem Lande fast überall die alten malerischen Trachten erhalten, die an Festtagen in den Städten durch Farbenfreudigkeit und Mannigfaltigkeit in der Form dem Volksleben ein ganz eigenartiges Gepräge geben. Hier sind es natürlich wieder die Gebirgstrachten, die am wunderbarsten anmuten, aber auch in der Ebene hält man treu am alten Brauch. Im Kopfputz, der großen Bandschleife, folgen die Frauen hier vielfach dem gleichen Geschmack wie im Elsaß. Andererseits trennt der Rhein wieder die mancherorts streng verschiedenen unveränderlichen Moden. So finden wir in nächster Nähe des schon weltstädtisch angehauchten Straßburg, in dem biersreundlichen Kehl, die Bauernburschen auch an heißesten Sommertagen in großen Pelzmützen, weißleinenen kurzen Jacken und roten Westen. Damit gehen sie aber niemals über die Rheinbrücke, während wiederum die Schwarzwaldbauern mit ihren langen, hinten fast bis an den Kragen aufgeschlitzten Rockschößen und kurzen Hosen mit Wadenstiefeln, sowie die Frauen, deren Taille der Rockform zufolge ebenfalls schon zwischen den Schulterblättern aufhört, zur ständigen Staffage der Straßburger Markttage gehören. Die Stammesverwandtschaft sorgte auch dafür, daß schon seit alter Zeit ein reger Austausch an Bewohnern hinüber und herüber stattfand; waren doch die alten Adelsgeschlechter meistens „zu beiden Seiten des Rheins" angesessen und reich begütert.

Auch in jetziger Zeit ist es gerade dem badischen Volke vorbehalten, auf die hier und da noch mißgelaunten neuen Reichslandsleute versöhnend, und mit ihren besseren und bewährteren Institutionen lehrhaft zu wirken. Ist ja doch in der höheren Politik schon mehrfach der Gedanke aufgetaucht, auch das Elsaß der Herrschaft des Großherzogs von Baden dauernd zu unterstellen. Ob dieser große Zuwachs für Baden günstig oder für das Elsaß wünschenswert wäre, wollen wir hier nicht weiter untersuchen. R. L.

Addio Madonna!

Novelle

von

Anna Haar.

(Schluß.)

Wie ein Wahnsinniger lief Alfredo gleich am ersten Tage auf die nächste Bergspitze, von wo man ins Thal sehen konnte, und breitete die Arme aus, als wolle er die ganze Alpenkette umarmen. In vierstündiger Entfernung sah er unter sich den Ort St. Martin und weit draußen am Horizonte, wo das Meer blaute, das Cap St. Martin, dessen Verbindungsstraße seit zweitausend Jahren verschüttet und zerstört ist und dort, wo sie wieder zu Tage tritt, für Stadtmauer-Ruinen gehalten wird. Rechts und links türmen sich die mächtigen Seealpen auf, deren Namen Cia dell' Diavolo, Maledia, Fremamorte und l'Inferno allein schon Schrecken einflößen. Das Plateau, auf welchem die Kaserne zweitausend Meter hoch liegt, trägt auch eine weit und breit berühmte kleine Wallfahrtskirche und ein großes modernes Einkehrgasthaus für Ausflügler und Heilsuchende.

Auf dem ganzen Wege von den Alpen bis zum Meere haben sich etliche Ortschaften in den verschiedenen Bergkulissen erhalten, deren Namen sowohl an die römischen Kaiserinnen als die Zeit der Provencer Herzoge erinnern. Besonders malerisch liegen: Valdeblore, Bramafam, Berthemondis, Venanson und Belvedere. Die Einwohner leben kümmerlich mit und von ihren Ziegen. Wie sollen die Kinder dieser kleinen Rasse aber auch gedeihen! Bis zum dritten Jahre werden sie in einer Holzschwinge festgehalten, an deren Kopfende über einem Reif eine dichtwattirte Decke liegt. Die Kinder sollen in dieser Dunstschicht vor den bösen Bergwinden geschützt werden!

Maisfuchen, Kastanien, Ziegenkäse und Fèvebohnen sind die tägliche Nahrung der Leute. Erst seit einigen Jahren, seit etliche Nizzarden und Engländer diese herrliche Alpengegend als Sommerfrische benützen und den Kampf mit Fliegen und Ziegenschmutz aufnehmen, kommt etwas Geld unter die armen Leute. Der Ertrag der Felder geht immer auf Steuern und Prozesse auf, welche manche nach zwei Seiten führen. Nach dem Kriege mit Oesterreich, 1859, trat Italien einen Teil seines westlichen Gebietes an Frankreich für dessen Waffenhilfe ab. Die Grenze sollte längs der Alpenkämme gehen, während Nizza bis Ventimiglia französisch wurde. Da aber Victor Emanuel ein leidenschaftlicher Jäger war, beanspruchte er, daß die Grenze etwa tausend Meter tiefer als die Bergkette gezogen würde, um flüchtendes Wild schonen oder noch erlegen zu können.

So wurde denn manches Bauern Besitz in zwei Hälften geschnitten. Haus und Garten lagen nunmehr in Frankreich, die Felder aber gehörten nach Italien. Einige Getreue wanderten ganz hinüber, andere an den Strand. Ein Teil ließ die Felder, welche jenseits der Grenzwächterhütten lagen, brach liegen, der größere Teil aber zahlt Steuern nach hüben und drüben und wird sein Lebtag nicht einsehen, warum. Noch merkwürdiger sind die Holz- und Jagdrechte jener Gegend, und es werden viele Gemsen als „wilde Kaninchen" verzehrt, von denen niemand weiß, ob sie „blau-weiß-rot" oder „grün-weiß-rot" zu versteuern gewesen wären. Sowohl der Wirt auf der „Cascade du Boreon", wie der auf dem „Col de la Madonna", beide in Italien gelegen, müssen ihre Einkäufe in St. Martin, also in Frankreich besorgen, da der nächste italienische Ort über acht Stunden weit entfernt ist und nur Saumpfade hinunterführen. Diese Wirte sind daher bei den beiderseitigen Grenzwächtern entweder sehr verhaßte oder sehr beliebte Gäste, je nachdem viel oder wenig Kostbares zu verzollen ist. In früheren Jahren wurde mit Zündhölzern, Tabak und Schnapsen ein schwunghafter Schmuggel getrieben, doch die Straßenbauten und Alpenmanöver verscheuchen auch diese wilde Poesie. Die Bevölkerung verdient übrigens durch das Vermieten ihrer Häuser während der Sommermonate so viel, daß sie nicht mehr auf Abwege zu gehen braucht. Wie jeder Deutsche auf dem Rigi gewesen sein muß, so muß auch jeder Littorale einmal wenigstens den Gelas gesehen und bei der Madonna delle Feneftre

geschlafen haben, um von da zu einigen der umliegenden kleinen Seen zu reiten.

Auch Herr Gauvin samt Frau und einigen befreundeten Familien, welche ebenfalls in St. Martin wohnten, rüsteten sich am 1. Juli, die dreitägige Bergpartie zu unternehmen. Schon um drei Uhr früh bestieg die aus acht Personen und zwei Führern bestehende Karawane die Maultiere, um gemächlich um acht oder neun Uhr am Col zu sein.

Der Saumpfad führt von St. Martin anfangs durch üppigen Kastanienwald und Johannisbrothaine, da die unterhalb St. Martin noch gedeihenden Feigen, Oliven und Trauben in der Höhe von über tausend Metern nicht mehr fortkommen.

Dann führt der Weg eine Weile über nacktes Gestein, später durch Lärchenwälder und mühsam sich festklammernde Bergeichenbestände, an deren Rande sich die kleinen Hütten der französischen Grenzwächter befinden. Von nun an scheint jeder Baumwuchs aufzuhören. Kümmerliche Krummföhren, Lavendelgestrüpp und Alpenrosen zwängen ihre Wurzeln in die Felsenblöcke, welche hie und da mit winzigen Steinnelken bekleidet sind. Jenseits des Flusses Vesubie, welcher jedes Frühjahr die Wege und sein eigenes Bett vernichtet, liegen die nackten, gebleichten Felsen wie gigantische Elefantenrücken da, zwischen denen sich zahllose, abscheulich pfeifende Murmeltiere verstecken.

Zur Herbstzeit, wenn auf der Nordseite gejagt wird, tummeln sich auch Gemsen und Steinböcke herum, doch haben sie seit König Victor Emanuels Tode ein ruhiges Dasein. Mühselig klettern die Maultiere über den fast stufenförmigen Weg weiter; die Damen steigen auch meistens ab und gehen zu Fuße, da das ewige Schaukeln auf dem Sattelkorbe sie seekrank macht, und beginnen sich zu fragen, ob Bergpartien wirklich ein so großes Vergnügen seien, wie die Herren behaupten. Um so tröstlicher und überraschender wirkt dann bei Ueberwindung eines Kammes und beim Einbiegen in südwestlicher Richtung ein urwaldähnlicher Tannenbestand. Stämme von zwei Meter Durchmesser liegen vermorscht am Wege, da vor dem Jahre 1860 hier durchgeforstet werden sollte, später aber die Zurthalschaffung des Holzes den Wert desselben überstiegen hätte. Wie Dome aus Feenmärchen wölben sich die Wipfel der Bäume zusammen und beherbergen so viele Zwergmeisen und Kreuzschnäbel, daß deren fortwährendes Gepiepse und Samenaufklopfen wie Hammerpochen klingt. Zu sehen aber bekommt man die gefräßigen Tierchen nicht, nur hie und da lassen sie ausgesuchte Zapfen fallen oder schwirren trupweise von einer Krone zur andern. Die untere Hälfte der Bäume ist in allen Zweigen mit grauen Flechten derart überwuchert, daß weder ein Auf- noch ein Ausblick möglich ist. In einer Lichtung dieses fast jungfräulichen Waldes haben sich zwei Käsereien angesiedelt, welche den Ertrag ihrer achtzig Kühe und Schafe in Erdlöchern aufstapeln, welcher dann als „Roquefort-Käse" seine Weltreise antritt. In diesen Bretterhütten frühstücken gewöhnlich die Wallfahrer und Touristen; einzelne geben auch das Weiterklettern auf und erwarten hier das Zurückkommen der Gesellschaft.

Auch zwei Paare von Herrn Gauvins Freunden blieben hier zurück, während Agathe mit ihrem Manne und noch einem Paare wieder die Maultiere bestiegen. Als sie den Wald hinter sich hatten, sahen sie, allerdings noch in großer Entfernung, den „Col de la Madonna des Fenêtres" vor sich, und bei einer weiteren Biegung jenen löcherigen Felsen, welcher der Gegend den Namen gab. Als Agathe das Wallfahrtskirchlein erblickte, vergaß sie alle Müdigkeit, und halb unbewußt dachte sie an Alfredo und das Lied „Addio Madonna". Sie summte leise vor sich hin „Salute Madonna" und winkte grüßend mit der Hand hinauf. Sie wurde vom Hügel oben bemerkt, und um sich die Zeit zu kürzen, kamen der Wirt und der die Kaserne beherrschende Lieutenant ihnen entgegen. Da über diesen Paß selten Handelsverkehr stattfindet, waren die Ausflügler die einzige Zerstreuung des melancholischen Offiziers. Er hatte sich einen wahren Meisterblick angewöhnt und erkannte sofort, ob die Ankömmlinge liebenswürdig oder schroff, altnizzardisch oder „parlerisch" dachten. War das letztere der Fall, so schwenkte er seitlich ab und sandte den Unteroffizier, welcher nach Paß, Reisedauer ꝛc. fragte. In Gauvins Gesellschaft glaubte er aber sofort gute Freunde zu erkennen und überbot sich in Galanterie gegen Agathens Freundin, versprach auch, ihnen nachmittags einen Punkt zu zeigen, wo man gegen Süden die ganze Riviera, gegen Norden bis zum Monte Rosa sehen könne.

Alfredo, welcher, nichts ahnend, vor der Kaserne Messingzeug putzte, bekam plötzlich heftiges Herzklopfen, und als er sich umdrehte, gewahrte er Agathe, welche sich eben aus dem Sattel schwang, um nicht knapp vor den Soldaten abspringen zu müssen. Sein erster Impuls war, ihr zu Füßen zu stürzen, da gewahrte er aber Herrn Gauvin, so daß er vorzog, in der Kaserne zu verschwinden. Er stellte seinen Wandspiegel auf den Tisch und betrachtete sich aufmerksam, und da er sich nicht gefiel, wusch und bürstete er sich sorgfältig und zog seine Paradeuniform an. Den Hut mit den wallenden Hahnenfedern richtete er für alle Fälle her, setzte aber wieder die dreiteilige Feldmütze auf und stürmte hinaus. Die Gesellschaft war schon weiter gegangen und verschwand eben in den Steinblöcken, welche von Cyklopen bearbeitet scheinen.

Der Wirt war in voller Thätigkeit, das Mittagessen für die Rückkunft der Karawane bereit zu halten, und schlachtete Hühner und Enten, als gäbe es ein Regiment zu verköstigen. Alfredo ging hin und her, tausend Pläne durchkreuzten seinen Kopf, wie er sich Agathen nähern wolle, was er ihr sagen müsse, welches Lied er während der Tafel spielen werde, aber überall stand ihm die Subordination hinderud im Wege. Eine tiefe Niedergeschlagenheit bemächtigte sich seiner, und zum erstenmale sah er ein, daß er trotz seiner schönen Uniform nichts sei. In völliger Zerknirschung kletterte er die Westabhänge des Berges hinab und sammelte, was es noch an Alpenflora gab.

Mächtige Türkenbundlilienstengel in hochroten, schwarzgetüpfelten, dann orange mit braun gesprenkelten Blüten, dunkelgelbe Arnika, grüne Mannstreu, weiße Aronskerzen und die vielen Gattungen des gelben und blauen Enzians band er nebst feinrispigem Farnkraute zu einem Riesenbouquet zusammen. Dann flocht er aus frischen Lavendelstielen kleine Körbchen, wie sie die Alpenjäger aller Nationen flechten, um ihren Lieben im Thale ihre Kunstfertigkeit zu zeigen. Das eine füllte er mit Wiesenenzian, dessen kleiner Kelch wie das Kindesauge treuherzig anmutet; in das zweite Körbchen gab er die wie Klee blühende Alpenrauschblume, welche im Volksmunde „Blutstropfe" heißt und leise nach Vanille duftet. Als er die mittlerweile gedeckte Tafel mit seinen Kunstwerken geschmückt hatte, gab ihm der Wirt eine — Semmel zum Lohne. Alfredo bestellte sich ein Huhn, welches er im Nebenzimmer verzehren wolle, da er nicht wohl sei und die Mannschaftskost nicht vertragen könne. Kaum hatte er sich niedergesetzt, so erschien die Gesellschaft lärmend und lustig, was dem armen Soldaten unsäglich wehe that. Nur Agathe war etwas stiller, sie mochte wohl an denjenigen denken, der so oft von diesem Berge geschwärmt hatte. Alfredo konnte sich wegen seines Lieutenants nicht bemerklich machen und spähte nur immer durch die angelehnte Thür, wo er mit Freuden sah, daß Agathe seine kleinen Körbchen an die Nase führte und beinahe mit den Lippen berührte. Leider verursachte der starke Duft so vieler Blumen beiden Frauen Kopfschmerzen. Gauvin ließ sofort die Zimmer aufsperren, doch waren dieselben noch nicht hergerichtet, so daß Agathe vorzog, mit ihrer Freundin in die für den Offizier aus Tannenbäumen, Rasen und Moos hergerichtete Laube zu gehen, welche wie ein grünes Zelt etwa hundert Schritte östlich, durch Felsen geschützt, dalag. Die Herren begannen mit dem Wirte ein Spielchen, während das Dienstpersonal und die Soldaten zu Mittag aßen. Alfredo schlenderte zuerst nördlich hinunter, und als er außer Sehweite war, wieder seitlich hinauf und näherte sich wie ein Schakal der grünen Zweighütte. Leise und fast kriechend schlich er ganz nahe und lugte durch die wegen der Prallsonne dicht übereinander gelegten Zweige. Als er Agathe gewahrte, erstarrte er wie zu Eis. Hände und Füße wurden ganz kalt, während das Herz in heftigen Schlägen pochte. Die Frauen hatten sich's sehr bequem gemacht und waren auf den mit Decken belegten Rasenbänken eingeschlafen. Agathe hatte das Oberkleid ausgezogen, dafür den Staubmantel umgenommen und den entblößten Arm unter den Kopf geschoben. Gleichmäßig hob und senkte sich ihre unbedeckte Brust, und im Schlafen lächelnd, schien alle Müdigkeit von ihr gewichen. Auch ihre Freundin schlief bereits tief und lag wie ein zusammengerollter Igel auf einer Unmenge Moos und Laub.

Alfredo glaubte ersticken zu müssen; mühsam rang er nach Atem, und als das Blut endlich wieder zu kreisen begann, erfüllte sein ganzes Wesen sich mit einem ungekannten Glücks- und Wonnegefühl. Zum erstenmale sah er in Agathen das Weib; ein Wesen, welches man nicht nur anbetend verehrt, sondern heiß umfassend auch begehrt. Doch konnte er sich nicht von der Stelle rühren; ein fieberhaftes Zittern befiel seinen Körper, er konnte nichts thun, als sie mit glühenden Augen zu betrachten. Als ob Agathe diese Blicke gefühlt hätte, erwachte sie plötzlich und sah zwischen den Zweigen das von Leidenschaft verzerrte Gesicht, in dem sie blitzschnell Alfredo erkannte. Mit fraulicher Selbstbeherrschung schloß sie die Augen wieder, drehte sich auf die Seite, wobei sie den Arm mit dem Mantel bedeckte, und stieß wie zufällig ihre Freundin an, welche dadurch erwachte. Diese richtete sich auf, Alfredo fürchtete, ertappt zu werden, und kroch eiligst den Abhang hinunter. Nun schien auch Agathe munter zu werden; sie gab vor, schon genug geruht zu haben, und beide Frauen begaben sich zum Gasthause.

Die Herren waren im lebhaftesten Gespräche, wie dem Herrn Lieutenant auf billigste Art ein Fäßchen guten Weines zu liefern sei, und erklärten sich sofort mit den Frauen einverstanden, noch heute nach St. Martin zurückzukehren. Den Sonnenaufgang könne man ja dann im August einmal mitmachen.

Während die Rechnung beglichen und die Maultiere gesattelt wurden, war Alfredo auf Umwegen wieder auf das Plateau herausgekommen. Er hatte sich fest vorgenommen, seinem Lieutenant, Herrn Gauvin, der ganzen Welt und allen Teufeln zum Trotz mit Agathen zu sprechen und ihre Hände zu küssen. Doch als er mit anderen Soldaten in ihre Nähe kam und ihr Blick grüßend auf ihn fiel, kam sie ihm so bleich, so leidend vor, daß er in kindlicher Liebe und Rücksicht all seine Pläne vergaß.

Der Wirt hatte die Herrschaften noch eine Strecke begleitet und schien, als er zurückkam, etwas Großes vorzuhaben.

Der Lieutenant holte nun den versäumten Dienst nach, sandte die verschiedenen Posten aus, schrieb Befehle für die untere Grenzhütte und bedauerte lebhaft, daß die Frauen nicht länger geblieben seien, denn die eine hätte ihn von seiner Traurigkeit heilen können.

Alfredo, welcher mit einem Kameraden die Nachtwache im Freien, am äußersten Rande des Plateaus nach Süden hatte, richtete sich, trotzdem die Sonne erst zur Hälfte hinter den Bergen verschwand, auf dem zu bewachenden Pfade so gut als möglich ein. Da sah er den Wirt heranschleichen, welcher ihm ein Zeichen machte.

„Hört, Alfredo, da habt Ihr eine gute Flasche Wein. Laßt mich hinunter; wie ich bei der Grenzhütte vorbei komme, ist meine Sache; es gilt ein gutes Geschäft und unserem Lieutenant obendrein eine Freude. Ich habe heute zufällig erfahren, daß morgen früh eine Partie Wein in St. Martin zu haben wäre, den mir unfehlbar dieser dicke Gauvin vor der Nase wegkauft. Ich will ihn durch einen Freund auf die Seite bringen und einlagern lassen; herauf bringe ich ihn dann dreiliterweise, welche frei sind."

„Nehmt doch den Passirschein," sagte Alfredo.

„Dann würde der Lieutenant gleich wissen, wozu ich hinunter will, und aus mehrfachen Gründen ihn erst morgen ausfolgen. Der Kauf muß aber noch vor vier Uhr früh geschehen sein."

Alfredo schoß ein Gedanke wie ein Blitz durch den Kopf.

„Ich gehe statt Euch hinunter und mache die Bestellung."

„Ihr? Ihr kennt ja St. Martin gar nicht, und dann habt Ihr hier Wachdienst."

„St. Martin kenne ich wie meine Börse, und daß wir hier die ganze Nacht ruhig schlafen, weil es niemand einfällt zu schmuggeln, wißt Ihr ohnehin. Gebt mir Kleider von Euch und für Euern Freund einen Brief, so merken die Dienstleute nichts, und ich bin um vier Uhr früh längstens wieder zurück."

„Wenn Euch aber die französischen Grenzwächter anhalten?“

„Ah pah, die schlafen ebenso gut wie wir, und dann gibt es ja noch den Weg im Gerölldert! Laßt mich das Abenteuer wagen; wenn ich glücklich zurück bin, meldet es mein Lieutenant nach oben, und ich werde für diese kühne That befördert; dann sollter Ihr sehen, was ich Euch für Vergünstigungen auswirke.“

„O, auch ohne das,“ meinte der schlaue Wirt, „es ist nur, daß Ihr den Weg nicht verfehlt.“

„Bei dem zu erwartenden hellen Mondschein?“

„Nicht hier, aber unten im Walde und wenn Ihr aus demselben herauskommt. Da müßt Ihr nicht links dem Pfade folgen, sondern rechts am Kreuze vorbei einbiegen! Der frühere Weg ist nicht mehr gangbar, weil die Cauvins für ihre Villa dort Steine gebrochen haben.“

„Ist dies Haus wirklich so schön, wie heute bei Tische erzählt wurde?“ warf Alfredo so gleichgiltig als möglich hin, trotzdem sich seine Kehle zu verengern schien.

„O, unvergleichlich! Die Frau hat einen vergoldeten Balkon nach unseren kühlen Alpen zu und der Mann eine Loggia mit Marmorsäulen nach Süden, wo er das Geld verraucht, was er an seinem Weinhandel verdient, der Schuft, aber diesmal will ich ihm einen Handel wegschnappen.“

„Wo wohnt also Euer Freund?“

„Wenn Ihr zum großen Kreuze kommt, liegt ganz St. Martin unter Euch, links, ganz abgesondert, die Villa Cauvin und rechts, als äußerstes Haus, die Mühle meines Schwagers; es ist also das erste Haus rechts. Bleibt aber doch lieber droben; wenn die Geschichte herauskommt, werden wir alle drei bestraft.“

„Habt keine Sorge. Glaubt Ihr, ich gehe das erstemal in der Nacht spazieren?“ prahlte Alfredo.

„Habt wohl ein geheimes Liebchen da unten, die Euch auf halbem Wege entgegenkommt? Na, braucht nicht so rot zu werden, ich war auch einmal jung. So so, da ist uns ja beiden geholfen! Gleich bringe ich Euch einen weiten Kittel und Hose und einen Zettel, den Ihr bloß unter die Thür zu stecken braucht, nachdem Ihr dreimal an dieselbe geklopft.“

Alfredo ging zu seinem Kameraden, welcher sich mit Decken und Mänteln ein Lager herrichtete, und sagte ihm, er wolle allein bis zur unteren Hütte patrouilliren und vielleicht unten etwas schlafen.

„Meinethalben,“ sagte der Piemontese und legte sich behaglich auf die Seite.

Alfredo nahm die Kleider und ging abwärts, bis er hinter einem Felsen verborgen sich umziehen konnte. Die Sonne war gerade verschwunden, während die Widerspiegelung der Protuberanzen eine wahre Feuersbrunst erzeugte. Die Zinken und Zacken der Berge, die Wipfel des Waldes, das Kirchlein, alles wurde noch einmal mit zuerst rotem, dann violettem Lichte übergossen, um dann in Dämmerung zu erbleichen. „Gott, wie schön ist deine Welt!“ rief Alfredo, und ein so freudetrunkenes Gefühl bemächtigte sich seiner, daß er niederkniete und andächtig betete. Zuerst dankte er der Madonna, daß sie ihn den heutigen Tag hatte erleben lassen, dann flehte er, daß sie ihm auch ferner gnädig beistehen möge in allen Unternehmungen.

Dann sprang er auf und marschiete rüstig weiter. Als er den Grenzsteinen nahe zu sein glaubte, benützte er den „Passo dei Ladri“ genannten Pfad und kletterte ins Flußbett hinab, sich dicht an der Böschung haltend. Glücklich kam er über die gefährliche Stelle hinweg, ohne bemerkt worden zu sein, so daß er es wagte, wieder in die Höhe zu klimmen und den sehr ausgetretenen Weg zu benützen. Der Mond kam hinter den Wolken hervor, und seine Helle warf silberne Lichter auf die kahlen Steine.

Alfredo begann zu summen: „Es zieht ein inniq Sehnen.....“ Das Herz schwoll ihm so mächtig an, daß er stehen bleiben und Atem schöpfen mußte. Dann sah er dem Monde direkt in die Scheibe und frug: „Weißt du, wie mir ist?“ Der Mond lächelte höhnisch und versteckte sich hinter eine große, graue Wolke, die immer mitzugehen schien. Alfredos Hochgefühl verdüsterte sich plötzlich, eine Art Beklemmung bemächtigte sich seiner. Aengstlich achtete er nun auf den Weg, der ihn nach einer halben Stunde an das große Kreuz führte. Ermüdet sank er nieder, während es unten im Thale Mitternacht schlug. Er hatte mit dem Klettern im Flußbett zwei Stunden vergeudet und wußte nun nicht, was er thun sollte. Eine große Schwäche überkam ihn, und heftig mahnten Vernunft und Gewissen, das waghalsige Unternehmen aufzugeben.

Da trat aber der Mond, der alte Verführer, wieder aus den Wolken, welche sich schleunigst zurückzogen, und beleuchtete den Ort im Thale so malerisch, daß Alfredo das geschilderte Haus mit dem blinkenden Balkone deutlich vor sich sah. Am liebsten wäre er gleich links hinunter gekollert, doch besann er sich, sandte nur eine Kußhand hinunter und seufzte: „O Madama!“ Dann wandte er sich rechts und lief so schnell er konnte, durch den Kastanienhain, nach welchem er bald auf die Mühle zukam. Leise klopfte er dreimal, schob den Zettel in den Thürspalt und lief dann durch den übrigen Teil des Waldes, dessen breiter Weg deutlich sichtbar war, abwärts in den Ort. Alles schlief, nur hie und da jammerte ein Esel oder bellte ein Hund, doch ging er so rasch weiter, daß das Gekläffe gleich wieder verstummte. Als er ganz St. Martin hinter sich hatte, wandte er sich den isolirten Villen im Osten zu und hatte nach einigem Aufwärtssteigen die Loggia mit Säulen vor sich. Er schlich um das Gitter der Besitzung herum, bis er den magisch leuchtenden Balkon sah, er mußte sich eine Weile festhalten, um vor Aufregung und Mattigkeit nicht umzusinken. Dann warf er noch eine Kußhand hinauf, trocknete den Schweiß von der Stirn und schwang sich über das Gitter in den Garten.

Agathe hatte sich nach der Heimkunft gleich zu Bette begeben, konnte aber vor Uebermüdung nicht einschlafen. Unruhig legte sie sich von einer Seite auf die andere und lag wie im Fieber. Um Mitternacht richtete sich Agathe auf und trank die stets bereit stehende Orangeade; doch ließ die innere Unruhe nicht nach. Sie stand auf, nahm den wolligen Schlafrock über und begab sich in das durch ein Badezimmer getrennte Schlafgemach ihres Mannes. Der schlief aber so ruhig, atmete so fest und gleichmäßig, daß sie ihn nicht wecken wollte und leise wieder zurückging. Gerade als sie die Thür ihres Zimmers aufmachte, schlug es dumpf ein Uhr, und mit diesem Schlage zugleich erschien auf dem Balkon ein Mann, in dem Agathe sofort Alfredo mehr ahnte als erkannte. Mit einem Satze war sie an der Balkonthür und flüsterte: „Um Gotteswillen, Sie Unglückseliger, was wollen Sie hier?“

„Nichts! Sie sehen, ich mußte kommen, ich konnte nicht anders, ich muß Ihnen sagen, wie innig . . .“ Dabei versuchte er die an allen Gliedern Zitternde ins Zimmer zu drängen.

„Alfredo! Kind! Mann! nehmen Sie Vernunft an; mein Mann tötet Sie, wenn er Sie hier sieht.“

„Oder ich ihn, und wenn auch nicht, was liegt mir überhaupt am Leben, wenn ich nicht bei Ihnen sein kann!“

„Alfredo, wenn Sie jetzt nicht —“

„O Madama, wie heißt's in dem Liede: ‚Nur einmal dich küssen, dann will ich sterben.‘“ Damit hatte er sie mitten ins Zimmer gedrängt und fiel zu ihren Füßen nieder.

Agathe haschte nach seinen Händen, welche er um ihre Hüfte schlingen wollte, drückte sie fest und hauchte: „Sie sind wahnsinnig, Alfredo, wenn Sie nicht sofort aufstehen, rufe ich laut nach der Dienerschaft.“

Alfredo gehorchte, richtete sich auf, doch schnell umschlang er sie und drückte seine glühenden Küsse auf ihren Hals. Eben wollte er ihren Mund berühren, doch wie von einem elektrischen Schlage getroffen, sank er in sich selbst zusammen, und wie in Scham bedeckte er mit beiden Händen sein Gesicht. Die überspannten Nervensaiten waren erschlafft, und wonniges Wehe durchzuckte sein ganzes Wesen. Agathe benützte diese Zerknirschung und eilte ins Badezimmer, über welchem Lärm Cauvin erwachte. Er sprang aus dem Bette, machte Licht, und als er nichts sah, eilte er ins nächste Zimmer, ohne Agathen zu bemerken, und gewahrte einen sich eben aufrichtenden Mann. Sofort ging er in sein Zimmer zurück, den stets geladenen Revolver zu holen, während welcher Zeit bei Alfredo die Lebenslust siegte. Er sprang auf den Balkon, von da auf einen Gartentisch hinunter und über das Gitter hinüber in der Richtung nach dem Orte. Cauvin schoß vom Balkon aus zweimal in den Garten, dann frug er Agathe, von der er nicht wußte, ob sie jetzt erst erwacht sei oder früher, ob sie den Einbrecher gesehen habe. Als sie verneinte, zog er sich notdürftig an, um zum Bürgermeister zu eilen. Dieser und die Gendarmerie waren durch die Schüsse allarmirt, und es dauerte nicht lange, bis sie angezogen und hilfsbereit waren. Sie kehrten zur Villa zurück, durchsuchten das Haus, ohne etwas zu finden. Erst jetzt fiel es ihnen ein, daß sie den Einbrecher schon gekreuzt haben konnten, und eilten in die Stadt zurück. Einige Neugierige waren aus den Häusern gekommen und erzählten, vor einer halben Stunde einen Mann, den sie für einen Jäger gehalten, aufwärts gehend gesehen zu haben. Sofort eilte alles nach dem Kastanienwalde, um den „Dieb“ oder „Spion“ zu verfolgen.

Alfredo hatte einen guten Vorsprung, er war schon am Ende des Haines angelangt und lief, so schnell er konnte, aufwärts auf das Wegscheidekreuz zu, wo er ein paar Minuten ruhen wollte. Da hörte er aus dem Walde herauf verworrene Stimmen und Zurufe — keine Frage, man verfolgte ihn! Zwischen dem Felsen und dem Flusse aufwärts war kein Entkommen möglich; so entschloß er sich, in den Wald zurückzulaufen, die Verfolger an sich vorbeizulassen und möglicherweise durch den Ort zu Agathen zu gelangen; sie würde ihn retten, des war er sicher. Die Gendarmen hatten aber eine förmliche Treibjagd veranstaltet und waren auf Abkürzungssteigen schon viel näher gekommen, als Alfredo vermutete. Es gelang ihm noch unbemerkt in den Wald zu laufen und sich hinter Gesträuch zu verbergen, während von allen Seiten die Verfolger aus dem Walde herauskamen. Einige gingen bis zum Kreuze, und da sie von hier aus den Weg aufwärts überblickten und niemand sahen, beschlossen sie nochmals den Wald zu durchsuchen. Es dauerte auch nicht lange, so stöberten sie ihr Wild auf, und die Hetzjagd begann. Seitlich hinunter, dann abermals quer durch und zurück in die Höhe lief der wie rasend gewordene Alfredo. Es muß eine Rettung geben, dachte er sich und lief wie schon vor einer Stunde aus dem Walde heraus auf das Kreuz zu, welches rosenrot von den Vorboten des Sonnenaufgangs beleuchtet war. „O Gott, o Madonna!“ rief er, ohne sich aufzuhalten.

„Ergib Dich, oder ich schieße, im Namen des Gesetzes!“ rief es hinter ihm.

Alfredo wendete sich um, und da er unter den Rufern Herrn Cauvin erkannte, zog er blitzschnell sein Messer aus der Tasche und warf es wie einen Speer dem Verhaßten in die Brust. Zu gleicher Zeit wurde nach ihm geschossen . . . Er taumelte noch ein paar Schritte weiter, drehte sich um sich selbst, dann kollerte er den Abhang hinunter, über den Steinbruch hinüber und blieb etliche Schritte vor Cauvins Garten zwischen Kastanienwurzeln liegen.

Da ihnen der Verfolgte nun sicher war, beschäftigten sich die Gendarmen und die Mitgekommenen mit Herrn Cauvin. Seine Wunde war nicht gefährlich, doch war er infolge des Blutverlustes ohnmächtig geworden. Man band etliche Bäume zusammen, um ihn auf dieser primitiven Tragbahre hinunter zu tragen, sobald der notdürftige Verband hergestellt war.

Agathe hatte die ganze gräßliche Szene, welche sich wie eine Fata Morgana in den Wolken abzuspielen schien, von ihrem Balkon mit angesehen. In wachsender Seelenpein hörte sie den Schuß und gewahrte mit Entsetzen den herabstürzenden Körper. Sie sandte zum Arzt und eilte mit Wasser, Essig und Verbandzeug hinaus, um dem regungslos Daliegenden Hilfe zu bringen. Steine, Wurzeln, die Mütze und die wohlbekannte Brieftasche kollerten ihr vor die Füße. Schnell steckte sie sie ein, dann kniete sie nieder und wusch unter heißen Thränen das beschmutzte blutige Gesicht. „Alfredo, armes, gutes, dummes Kind, bist Du denn wirklich tot?“ schluchzte sie.

Alfredo schlug noch einmal die Augen auf und versuchte seine Hand zu ihrem Haupte zu erheben, doch versagte ihm die Kraft. Agathe beugte sich ganz dicht an seine Lippen, als ob sie ihm Odem einblasen wolle, da lächelte er selig. „Dich küssen — und sterben — ich hab's erreicht,“ und als ob es auch die Luft nicht hören dürfte, hauchte er ihr ins Ohr: „Mai un altro non l'amerà cosi.“

„Sprich nicht, sprich nicht!“ flüsterte Agathe und streichelte ihm mit der Rechten über die Wangen, während sie die Linke unter seinen Kopf schob und ihn wie eine Mater dolorosa zu stützen trachtete.

Doch wurde derselbe immer schwerer und schwerer, bis Alfredo mit einem letzten Leuchten des Blickes murmelte: „Addio Madonna.“ Dann schloß er die Augen für immer, und sein wachsbleiches Gesicht wurde von der aufgehenden Sonne mit Purpur verschönt.

Die Gendarmen waren mit ihrer Last mittlerweile durch den Ort gekommen. Die ganze Bevölkerung hatte sich angeschlossen und wanderte, den Fall besprechend, bis zu Cauvins Hause mit. Agathe war von dem Arzte und dem Mädchen ins Zimmer gebracht worden und nun bereit, ihren Mann zu pflegen. Als man ihn aufrichtete, kam er zu sich und erkannte mit wilder Freude in dem Toten den ehemaligen kleinen Sänger. Doch hütete er sich dies zu sagen, sondern bestärkte den Bürgermeister in seiner Ansicht, daß man es hier weder mit einem Spion noch mit einem Einbrecher zu thun habe, sondern mit einem Deserteur. Diese Ansicht fand ihre Bestätigung, da Cauvins Freunde sich erinnerten, den jungen Soldaten auf dem Col vor der Kaserne gesehen zu haben. Alfredo wurde auf die Tragbahre gelegt, mit zahllosen Blumen bedeckt und bis an die Grenze begleitet. Alles bemitleidete den Braven, der seinen Wunsch, in Frankreich zu dienen, mit dem Tode bezahlt hatte.

Die italienischen Grenzwächter mit dem aufgeregten Wirte an der Spitze nahmen ihn in Empfang und brachten ihn nach der Madonna des Fenêtres, wo er neben dem Kirchlein begraben wurde. Da nächsten Tages Wallfahrt und ein Marienfest war, läutete das Glöcklein unaufhörlich, und zahllose Stimmen sangen wehmütig: „Addio Madonna.“

Taube Ohren.

(Siehe die Abbildung Seite 788.)

Tauben Ohren ist nicht gut predigen — aber was bedarf es auch der Predigt, was bedarf es überhaupt der Worte, wenn man sich verständigen will, das heißt, wenn wirklich der ernste Wille, zu einem Verständnisse zu gelangen, vorhanden ist! Und sollte er bei Schön-Annemarie nicht vorhanden sein? Wirklich nicht? Sie hat den Kopf gewendet und sogar die Augen abgekehrt, und das in einer so bedenklichen Weise, daß sie ernstlich Gefahr läuft, sich bei dem Putzen des Gemüses, mit dem sie so emsig beschäftigt ist, in die Finger zu schneiden. „Ich will nichts von Dir hören und nichts von Dir wissen, ich sehe und höre überhaupt nichts!“ Das ist die Antwort, die sie dem Träumerle dort an dem Küchenfenster entgegensetzen möchte. Möchte? Ja, wer das glauben wollte! Wir sicherlich nicht, die wir der eifrigen Gemüseputzerin in die schelmisch-verliebten Augen gesehen haben, und der Träumer am Fenster dort, der junge Gefreite Hangberg, noch weit weniger — das besagen uns seine heiter-lachenden Züge. Er weiß schon, wie es um die tauben Ohren bestellt ist, aber er weiß auch noch etwas anderes: daß seine Botschaft zu Annemarie gedrungen ist, und diese sie verstanden hat. Kein Finger hat er am Fenster gezeigt, und Annemarie hat sich diese Neunzahl genau gemerkt, wenn sie das Fenster auch nur mit ganz flüchtigem Blick gestreift hat. Abends neun Uhr, wenn alles im Hause stille geworden, wird sie Hangberg am Pförtchen des Hintergartens treffen — und was er ihr dann mitzuteilen hat, das hat ihr auch schon seine frohe Miene verraten: trotz aller Hindernisse hat er den erbetenen Abschied erhalten, das väterliche Erbe hat ihm den Loskauf von der Fahne ermöglicht, und es ist ihm auch genug übrig geblieben, um das kleine Anwesen ganz am Ende des Dorfes zu erwerben, auf dem Annemarie hinfort als freie Bäuerin schalten und walten soll. Da hat sie gut „taube Ohren“ machen, aber noch besser weiß der Hangberg, was er von dieser Taubheit zu halten hat, und wenn sich ihm heute abend eine ganze Welt entgegenstellen sollte, mit dem Glockenschlag neun wird er auf seinem Posten am Gartenpförtchen sein!

Sonntagmorgen im Schwarzwald.

(Siehe die Abbildung Seite 784.)

Es ist Sonntag! Sonntag im Gebirge, und nach den beschwerlichen Anstrengungen auf Feld und Matten, Alpen und Halden ein willkommener Ruhetag für Bauer und Gesinde.

„Ne, zum Esse!“ ruft Bäsame, die Kuchimagd, und alsbald reihen sich Knechte und Mägde um den großen Tisch am Herrgottswinkel, die dampfende Morgensuppe auszulöffeln. Flinker als im „Werktig“ sind Geschirr und Kuchi wieder aufgeräumt. Sonntagsstille herrscht in des Gehöftes Gängen und Räumen, nur in der Stube des Bauern und des Kammerts der Völkere*) regt sich's, mit peinlicher Sorgfalt den Sonntagsstaat zu ordnen. Hoch über den Bergen strahlt jetzt die Sonne, und nun schickt sich Jung und Alt an zum Abstieg ins „Dorf“. Im vollen Schmuck der malerisch schönen Wäldertracht treten sie von ihren Höfen, Zinken und Thälern einzeln und truppweise heraus auf die Landstraße. Hier ein grelles Tirolerl, in kurzem, faltenreichem Rocke, dem bunten Mieder und je nach Sitte und Brauch dem Wollrosenhut oder dem niedlichen Tschäpsl auf dem Haupte. Dort ein kräftiger Bursche in Tschoben und Kniehosen, den niedern, schwalkrämpigen Filzhut keck auf der Stirn.

Gemessenen Schrittes, im langen, weißgefütterten Rock und auf seinen derben Stock sich stützend, schreitet der Rüttebäsche neben seinem Weib, der Butterliese, einher. Er ist zwar schon hoch in Jahren und die Lieze vom Bergkrakra hat so krumm wie eine Sichel; aber ins Dorf gehen sie doch; denn es ist heute ja Sonntag, und da gibt's halt doch manchertlei, was man drehen im Rüttedebel unterwochs eben nicht haben kann.

Müßiges Leben entwickelt sich nunmehr auf dem eigentlichen Dorfplatz vorab in den dort eng beisammen liegenden Wirtschaften und den unter demselben Dach befindlichen Kramladen. Während sich's die Mannen drinnen in der Wirtsstube bequem machen, über Holz- und Viehpreise diskutiren und über die hohen Löhne und schlechten Zeiten räsonniren, nebenbei aber auch wacker dem Frühschoppen zusprechen, teilsichen die Diemerswölkere nebenan im Laden um Woll, Zeug, Barchent und Wasserdund, frommen Kaffee, Zucker, Reis, Gerst und Frankfigore und noch allerlei, was man in der Woch hindurch braucht und auf dem heimischen Gehöft nicht selber machen und pflanzen kann.

Hell und hell strahlt bereits die Sonne vom heitern Sonntagshimmel hernieder, als aufs „Flammeläuten“ scharenweis die Bevölkerung den Kirchenrain hinauf und dem Gotteshause zuströmt, in gläubig-frommem Sinn der heiligen Handlung beiwohnend.

*) Tannkleem

Sprüche.

Von

A. Flier.

Nicht zu viel denken sollt ihr bei dem Lehn,
Nicht zu besonnen Licht und Schatten wägen;
Nicht mit dem Kopf nur vor dem Kunstwerk stehn,
Es will ja auch in euer Herz sich prägen.

•

Putze sie mit Flittern nie,
Deine Kunst, die hohe Eine;
Ganz in ihrer edlen Reine,
Unverkünstelt, strahle sie!

•

Fühle nicht gleich zum Gott dich erhoben,
Wenn ein paar gute Freunde dich loben,
Und wenn dein Wert den Leuten mißfällt,
So rede nicht gleich vom Undank der Welt!

•

Die Alten wider die Jungen,
Die Jungen wider die Alten, —
Wer hat den Sieg errungen,
Und wer wird recht behalten?
Müßiges Fragen und Sagen!
Sicher zwischen den beiden
Wird erst in kommenden Tagen
Ein neues Geschlecht entscheiden.

•

Was eine berühmte Größe spricht,
Das prüft die große Menge nicht;
In lautem Echo hallt es nach
Hundertfach!

Das Londoner und das New-Yorker Clearinghaus.

Von

Dr. Julius Schenkauser.

In dem abgelaufenen ersten Lustrum der neunziger Jahre hat das Londoner Clearinghaus 33,737,189,000 Pfund Sterling abgerechnet, gleich einem durchschnittlichen Jahresumsatz von 6,747,437,800 Pfund oder rund 135 Milliarden Mark; im Schlußjahre dieser fünfjährigen Periode, im abgelaufenen Jahr, stieg der Jahresumsatz auf 151⅞ Milliarden Mark, das heißt es wurde werktäglich eine halbe Milliarde Mark an Zahlungsanweisungen verrechnet und einkassirt, ohne daß ein Sovereign an Hartgeld oder Kreditgeld hiefür benötigt wurde.

In Städten ohne Clearinghaus wäre ein Heer von Kassenboten, Dienern notwendig gewesen, um schon allein die mechanische Arbeit des Hin- und Hertragens der Gold- und Silbermassen und selbst der Banknoten zu bewältigen, ganz abgesehen von der Gefahr des Abhandenkommens durch Verlieren und Diebstahl und ganz abgesehen davon, daß derartige enorme Summen ihren volkswirtschaftlichen Bestimmungen am besten entsprächen, wenn sie ungestört als „Hoard“ (Schatz) in der Geldzentralstelle des Landes (Bank von England, Reichsbank) schlummern würden.

Der sinnreiche Mechanismus, der diese Riesenarbeit leistet, charakterisirt sich rechtlich und thatsächlich als ein Ablommen einer Anzahl Londoner Bankiers und Banken, sich ihre fälligen beziehungsweise bei Sicht zahlbaren Papiere (Checks) nicht in ihren Geschäftslokalen zur Zahlung zu präsentiren, sondern zu ihrer Ausgleichung mittelst Kompensation beziehungsweise Skontration regelmäßig zusammenzukommen.

Hieran knüpft sich die weitere Verpflichtung, einander die Papiere zur Prüfung zu überlassen, damit die betreffende Zahlstelle zu Hause das betreffende Dokument (Check) nach allen Richtungen hin prüfe, ob echt, ob genügend Deckung und so weiter; dann, daß ist das wichtigste, die Beanstandung innerhalb einer ganz kurz bemessenen Präklusivfrist zu erklären, andernfalls die Forderung als anerkannt gilt. Den Schluß macht die Verpflichtung, den sich ergebenden Saldo durch entsprechende Buchungen bei der dazu bestimmten Anstalt (Bank von England) auszugleichen und das hiezu erforderliche Guthaben ständig zu halten, beziehungsweise zu ergänzen.

In dieser rechtlichen Definition muß auffallen, daß wir nur von einer Vereinigung von Banken und Bankiers gesprochen haben, während doch theoretisch jeder Großkaufmann teilnehmen könnte oder sollte. In der That ist nun die enorme Entwicklung des Londoner Clearinghauses erst dadurch verständlich, daß der Mechanismus der Ausgleichung nie durch eine Ueberzahl von Teilnehmern zusammenzubrechen drohte, denn die Gesamtzahl der Teilnehmer beträgt derzeit nur zwanzig Firmen.

Verklärlich wird dies sofort, wenn man sich in Erinnerung zurückruft, daß in London das Depositenbankwesen zu fast idealer Gestaltung ausgebildet worden ist. Jedermann in der City of London, sei er ein einfacher Gewürzkrämer oder ein Welthaus wie Rothschild, besitzt ein Conto bei einer der größeren Depositenbanken, wobei es keinen Unterschied macht, ob dieselben die Aktienform angenommen haben oder sich noch aus den altehrwürdigen Lokalbankiers rekrutiren. Der Kaufmann, das Welthaus, der Stockbroker zahlen nun nie mit barem Gelde, sondern vermittelst Check auf ihre Depositenbank, und wiederum kassiren sie die täglich ihnen in Zahlung gegebenen Checks nicht selbst ein, sondern lassen dies durch ihre Depositenbank geschehen.

Schon in dieser Gepflogenheit liegt für den Londoner Kaufmann eine große Kreditchance und Zahlungserleichterung. Denn wenn ein Kaufmann in Königsberg zum Beispiel vormittags 9 Uhr 50,000 Mark für eine Ware zu zahlen hat, die er zwar weiter verkauft hat, deren Zahlung er aber erst nach Präsentation rechtlich und faktisch beanspruchen kann, so muß er, selbst wenn er das Geld fünf Minuten später bekommen würde, eben diese fünf Minuten lang 50,000 Mark dar anstreiben, wenn er nicht vom Verkäufer einen Kredit — und sei er noch so kurz — verlangen will, was dem kaufmännischen Stolz nicht entspräche.

In London zahlt unser Königsberger Kaufmann mit einem Check auf seine Bank, der aber derartig „gesperrt“ (vinkulirt, crossed) ist, daß er der Bank erst nachmittags vorgelegt werden kann, erhält von seinem Käufer wiederum einen Check, im Clearinghaus treffen sich die beiden Checks und kompensiren sich, soweit dies unseren Königsberger Kaufmann angeht. Außerordentlich wichtig erscheint diese Funktion an den Stich- und Zahlungstagen der verschiedenen Londoner Börsen; der Londoner Kaufmann selbst benützt diese haarscharfen Ausgleichungen weniger gerne, da das ganze System zusammenbricht, wenn in der Kette der Tageszahlung per Check ein rändiges Schaf sein sollte, dessen Check mangels Deckung unbezahlt bliebe. Vereinigt nun die Depositenbank die jeweiligen Tageszahlungen und Inkassi eines jeden Hauses derart in sich, daß alle Zahlungen des Kaufmanns, selbst Gehälter und Privatgebrauch mittelst Check requirirt werden, und stehen die Depositenbanken, kraft ihres Aktienkapitals, ihrer Solidität und ihrer vollständigen Abstinenz vom Börsenspiel, über jeden Verdacht des Bankbruches erhaben, so lag es nahe, daß eben ein solch auserwählter Kreis sich gegenseitig das Vertrauen schenkte, fremde Anweisungen auf sich mit „nach Hause“ zu nehmen und auf diese Weise die Kompensation der Zahlungen der ganzen Stadt zu ermöglichen.

Die Einrichtung des Londoner Clearinghauses, deren Kenntnis sich auf persönliche Erfahrungen gründet, ist folgende:

Ein recht unscheinbares Parterrelokal, in nächster Nähe der Bankierstraße par excellence, der Lombardstreet, ist der Sitz dieses größten aller Saldirungsvereine.

Der Firmenzahl, derzeit etwas über zwanzig, entspricht die Anzahl der großen einfachen Schreibpulte, deren schwarze, unauffällige Aussehen seltsam zu dem Goldregen, der ständig während der Bureaustunden auf sie niederjauzt, kontrastirt. Mit dem Glockenschlag 10½ Uhr vormittags haben sich die Banken- und Bankiersvertreter versammelt, und das Geschäft beginnt. Mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit fliegen die in allen möglichen Farben schillernden Checks, die bunten Dividendenscheine und die ernster und würdiger dreinschauenden Wechsel vom Pulte der Inhaberin zum Pulte der Zahlungsstelle, ganz formlos ohne Quittung, ohne Gegenzeichen, ohne nähere Bezeichnung der überlassenen Papiere. Der Vertreter der Zahlungsstelle notirt die Höhe der Posten in das „In-Clearing-Buch“, und der Besitzer hat sein Verzeichnis im „Out-Clearing-Buch“. Um 12 Uhr schließt die Morgenzusammenkunft. Boten haben inzwischen die sortirten Checks und Wechsel in die nahegelegenen Banklokale gebracht, woselbst sie in Bezug auf ihre Echtheit oder Deckungshöhe geprüft wurden, um dann im Falle der

Über Land und Meer.

Nr. 50.

70. Band.
Achtunddreißigster Jahrgang.
Oktober 1893—1894.
Erscheint jeden Sonntag.

Deutsche Illustrirte Zeitung.

Preis vierteljährlich 3 M. 50 Pfg.
Mit Post-Aufschlag 3 M. 75 Pfg.
Verleger:
Ernst Schubert in Stuttgart.

Kismet.

Novelle

von

Johannes Richard zur Megede.

(Fortsetzung.)

Wir begriffen sofort die Situation, spielten und fluchten ruhig weiter. Der Dicke erbarmte sich Ihrer Excellenz mit ironischer Freundlichkeit, setzte sich mit ihr und einer Riesen-Importe in eine gemütliche Ecke. Da gab sie, vertraulich gemacht, ihre Lebensgeschichte zum besten — natürlich dreiviertel gelogen. Sie sprach gebrochen und krähte höchst komisch; zuweilen schnappte ich einen Satz auf ... Klima mir nicht zu ertragen ... liebte Mann nicht, haßte ... o! war großer Herr, sehr großer Herr! ... Gouverneur am Congo, aber alt, viel zu alt für junge Frau ... ich unglücklich, sehr unglücklich ... eines Tages der Arzt sagte mir: „Letzter Augenblick, krankes Herz, gnädige Frau haben nötig Liebe, Zuneigung. Europa gut für gnädige Frau ... ging mit Schiffe so fort ... o! hätte ich nie gesehen Monte Carlo!...“

Nehmen blinzelte zu mir herüber und schenkte sich einen Chartreuse ein. Excellenz thaten das Gleiche.

Es war zwölf. Die hohe Pendule hob zu weichem, mattem Schlage aus. Ich zählte mechanisch mit. Der Glückstag war vorüber. An das kleine Mädchen hatte ich nicht mehr gedacht. Aber mit dem letzten Schlage stieg wie aus einer Versenkung ihr Bild vor mir auf — zaubertisch — süß. Es war die kleine, geschmeidige Gestalt, der unendliche Liebreiz ihres jungen Gesichtes. Sie weinte nicht mehr. Ihre grauen Augen strahlten mich an, schelmisch, verliebt. Sie weissagten mir Glück, Seligkeit — mein Schicksal. Ich dachte an sie, wie man an eine Heilige denkt, eine fröhliche Heilige. Und doch war's ein zwiespältig Gefühl: sie hätte mich aus dem Sumpf reißen müssen — und gerade sie hielt mich!

Die Spieltische wurden zusammengerückt. Wir standen stumm dabei; es ist immer so. Man will die Schlacht, aber man bangt vor ihr. Ich sah mich um. Hatte ein Zauberer dieses vornehme Gemach verwandelt? Das war ja die echte Spielhölle, in der man Ehre und Reputation verliert, und wie sie der echte Spieler braucht. In dicken Schwaden zog der bläuliche Cigarrendunst durch das Zimmer — abgestanden, ekel; aus dem geöffneten Speisesaal, wo man noch die halbleeren Sektkelche, das zerkrümelte Brot, die Cigarrenasche auf den Dessertellern — die ganze widerliche Unordnung nach einem ungenirten Souper erblicken konnte, stahlen sich zudringlich die faden Eßgerüche herein. Die Kandelaber brannten trübe, hie und da knisterte ein Räuber, blakte eine gelbliche Flamme. Von den Gegenständen im Salon sah man durch den Dunst nur die grinsenden Metallbeschläge der Schränke, das silberne Zifferblatt der Uhr — von den Menschen nur die blitzenden Augen, echte Spieleraugen, die bis zu dem Augenblicke verschleiert, tot nach innen gestarrt hatten und jetzt phosphoreszirten, leuchteten. Die Nervosität, die unausrottbare Leidenschaft, die harte Gier, das alles flackerte unstät hin und her, bald in bösem, bald in ängstlichem Gestimmer.

Herzog Ernst von Sachsen-Altenburg und seine Gemahlin, Herzogin Agnes.

Neben mir stand der Spekulant. Seine Auge war kalt. So wild der waghalsige Spieler auch an der Börse jeute — im Salon nie. Nur einen eisigen, verächtlichen Blick warf er auf das Gesindel, dann drehte er sich ruhig um und ging ohne Adieu.

Es wurde getempelt. Die Bank sollte ordnungsgemäß herumgehen. Ich hielt sie zuerst. Ich bin ein alter Spieler und werde doch immer ein Neuling bleiben — im Glück ein Zauderer, im Pech ein Wahnsinniger. Und ich hatte Glück! Das Gold floß mir zu, zögernd folgten die blauen Lappen, zuletzt auch ein Stück Papier mit einer unleserlichen Zahl, es war vom Doktor. Am verbissensten setzte Alt-Sachsen. War's der alte Haß der Regimenter, der junge Groll wegen des Prinzenpreises? Doch vergebens stürmte er gegen meine Position. Ich war so ruhig, so siegesbewußt. Ihr liebes Gesicht schwebte mir ja vor und ließ mich nicht. Mein dicker Freund spielte gegen seine Gewohnheit mit unlustiger Vorsicht, setzte einen Hunderter — verlor, setzte wieder — gewann; es schwankte hin und her. Das Glück wollte nichts von ihm, aber auch das Unglück nicht. Als ich die Bank an den Konsul abgab, winkte mich Rehmen ins Nebenzimmer.

„Wie viel hatten Sie bei sich, Lechow?" fragte er leise.

„Fünftausend."

„Geben Sie mir vier davon. Heraus damit! Ich will's. Sie dürfen natürlich jetzt nicht gehen. Ich drücke mich auf französisch. Die Gesellschaft paßt mir mit jedem Augenblicke weniger. Haben Sie die Setzerei von dem Direktor gesehen? Das ist ja beinahe Pousette. Pfui Teufel! Die alte Abmachung besteht: sobald Otto die Bank nimmt, geben Sie Fersengeld. Wort darauf! Adieu. Ich will Zivil anziehen und sehen, wie ich zu einer recht leichtsinnigen Flasche Pomery à deux komme."

Er ging und mit ihm mein Glück. Ich stümperte mich so schlecht und recht durch, bis die Bank an Alt-Sachsen kam. Er hatte viel getrunken und mischte nun schwerfällig die Karten. Ich kannte ihn; wenn er so affektirt durch die Nase sprach, war er bar Geld.

„Ich nehme übrigens jeden Satz an, meine Herren!" erklärte er nachlässig und sah sich langsam im Kreise um. Mir gönnte er einen besonders langen, bösen Blick. „Mit uns, Lechow, steht die Affaire anders: Auge um Auge, Zahn um Zahn. Wir wollen den Prinzenpreis noch einmal reiten — ausreiten. Ist's recht?"

Ich lächelte kühl: „Selbstverständlich!" Jetzt war die Sache ernst, sehr ernst. Wo war mein Talisman? Ich suchte nach ihrem Bilde, da war's wieder — klar, sonnig, glückverheißend. Die Schlacht begann, scharf, erbittert. Unter tausend setzte ich nicht. Was neben uns gewagt wurde, war Bagatelle. Zwischen uns beiden stand die Schlacht. Mit verbissenem Aberglauben hielt ich auf die Damen. Zweimal schlug ich Alt-Sachsen eine blutige Schlappe — dann stieß er vor, Schlag auf Schlag, brutal, verwüstend. Mein bares Geld war längst hin, die Papierwische flogen. Das war kein Krieg mehr, das war Vernichtung. Ich setzte ... setzte ... je mehr ich verlor, je verführerischer, heißer lächelte mir das süße Gesicht. Noch einmal warf ich meine letzten Reserven vor — ein Riesencoup, bei dem dem Doktor neben mir vor Aufregung fast die Zähne klapperten, ich wich vom Prinzip, setzte auf den König und — gewann. Da war's, als wenn ein Schatten über ihr Bild huschte und sie mich ängstlich ansah — ich ristirte noch einmal dieselbe Summe auf Coeurdame und — verlor.

Es war mein letzter Satz, das letztemal, daß ich die Jenkarte anrührte.

Otto verlangte dringend nach der Bank. Mein Wort an Rehmen rettete mich vor dem Ruin. Als ich aufstand, mir einen Chartreuse einzuschenken, sah ich in dem Pfeilerspiegel neben mir ein uraltes, gelbblasses, scharfes Gesicht, nur die Augen irrlichterten umher wie im Delirium — das war ich. Auch Alt-Sachsen war auffallend nüchtern geworden, als er meine Papierwische zusammenraffte. Er versuchte einen frostigen Spaß: „Den Prinzenpreis wären Sie los!" Aber der verlegene Witz kam aus einer vor Aufregung heiseren Kehle. Ich lachte kurz auf: „Prinzenpreis, sagten Sie? Es sieht dem Grand prix von Longchamps verwünscht viel ähnlicher."

Als ich aus dem Hause trat, kroch die graublasse Morgendämmerung schon durch die Straßen. Ich fröstelte. Ein kühler Wind trieb all die scheußlichen Gerüche des vergangenen Tages vor sich her. Zwei lichtscheue Gestalten mit Ballonmütze und Fuselduft strichen vorüber, zeigten auf mich, lachten gemein. Aus einer schmutzigen Destillation klang das wüste Schimpfen der Wirtsfrau ... ein paar lallende Laute ... ein Betrunkener flog heraus. Gegenüber lag ein Bahnhof. Ich hörte das Rangiren der Züge in der verräucherten Halle, den heiseren, gequetschten Signalpfiff der Lokomotiven. Die Jalousien der besseren Häuser waren geschlossen, die Bewohner lagen im tiefen, gesunden Morgenschlaf. Alles sah so trist, öde, übernächtig aus bis zu dem zottigen Kehhunde vor der Destille, der sich in den Schmutz der Gosse gestreckt hatte und leise stöhnte. Aber hoch oben in dem Gewirre der Telephondrähte gleißten schon die ersten roten Lichter des Morgens. Im Schädel lag mir dumpf die durchspielte Nacht. Ich hatte nur unklare, abgerissene Gedanken, war todmüde, wollte schlafen und wußte doch, daß ich dazu nicht fähig sei. Ekel vor sich, Ekel vor allem — es ist ein entnervendes Gefühl.

Wie ich den Morgen verbrachte — ich habe nur schleierhafte Erinnerung. Der Hotelportier dienerte vor mir, schimpfte mich Herr Graf, berichtete, daß schon ein halbes Dutzend Photographen gefragt hätten, ob Kismet photographirt werden dürfe. Ich lachte dem Mann ins Gesicht, und denn schoß mir der verrückte Gedanke durch den Kopf, ob ich ihn nicht um hunderttundfünfzigtausend Mark angründen könne. Ich war wieder auf dem Rennplatz und sah Kismet. Sie lag steif, mit verglasten Augen. Sie war schon in der Nacht verendet. Ich sah die Strienen wieder und die handgroßen Blutstellen an den Weichen — aber gleichgiltig wie im Traum. Ich hatte sie zu Tode geritten, und sie dauerte mich nicht einmal. — Dann war ich wieder in meinem Hotel. Auf dem Korridor im Vorbeigehen sprach ich mit dem Rittmeister von Rehmen, nannte ihm meine Verlustsumme: hunderttundfünfzig. Er klopfte mir auf die Schulter: „Billig genug davongekommen, Teuerster! Die Bande zu sehen, war das Entree schon wert." Er dachte an Markstücke, während ich ebenso viel Tausender meinte. Ich ließ ihn bei seinem Glauben. Wozu erklären? Man regt sich auf, bekommt Renegefühle — und ich war so müde!

Erst auf dem Zimmer von Alt-Sachsen kam ich völlig zur Besinnung. Sah ich schon übermäßig verlebt aus, so hatte der blonde Kürassier die richtige grüngelbe Leichenfarbe. Er stand nicht einmal aus seiner Sofaecke auf, in die er sich gekauert hatte: „Verzeihen Sie, Lechow, kann beim besten Willen nicht, schachmatt, fertig, wie Ihre Kismet gestern." Er übertrieb nicht, man sah's ihm an. Nicht einmal zu Bette gekommen war er. Als Offizier habe ich den „Besichtigungsblick" dafür. Den Hemdkragen zerknittert, die Manschetten mit Rand, der sonst so wohlgepflegte Scheitel in Unordnung, der Schnurrbart tief herabhängend — sehr gut war ihm sein Riesengewinnst auch nicht bekommen! Er hatte eine Cognacflasche vor sich stehen und ein halbvolles Glas. „So tief gesunken, Graf?" spöttelte ich. Er lächelte müde: „Ja, so tief! Wissen Sie, daß ich von diesem Henneßy schon drei Viertel getrunken habe, weil ich mich benebeln wollte à tout prix — doch bringe ich's nicht fertig. Soll ich dem Kellner nach einem Glase für Sie klingeln? Wohl zu früh? Versuchen Sie's nur, es lernt sich bald." Ich winkte ab: „Ich komme wegen gestern, Alt-Sachsen. Brauchen Sie das Geld binnen vierundzwanzig Stunden? Andernfalls gebe ich Ihnen heute noch die zwanzig mille vom Prinzenpreis und den Rest innerhalb eines Monats." Er gestikulirte heftig mit der Hand: „Unsinn, Lechow, Unsinn! Sollen sich preußische Offiziere und Kameraden denn mit Gewalt gegenseitig ruiniren! Wir sind schon beide ruinirt genug!" Er schwieg eine Weile. „Geliebt haben wir uns nie, es ist ja aber auch nicht nötig. Sie sind vom hellen Rock, ich vom Koller, Sie Freiherr, ich Graf — item muß einer immer feiner sein wie der andere. Daß wir uns aber so von der Leidenschaft haben hinreißen lassen, wie gestern, das ist einfach unwürdig. Wissen Sie, was die hunderttundfünfzig, die ich Ihnen gestern abgejagt habe, mir heute wert sind: dreihundert minus. Um nicht weniger als das Doppelte haben mich die Gauner gestern noch geschwächt."

Jetzt war ich wach, schrecklich wach. Der Spieler sieht solche verlorene Summen immer nur für auf Zeit ausgeliehen an, um sie dann mit Zinsen sich heimzuholen. Heute rot, morgen tot und vice versa! Hier stand die Angelegenheit ganz anders. Vermachte Alt-Sachsen mit äußerster Anstrengung seines Kredits den Verlust zu decken, so rettete er eben nur die Ehre. Und wo blieb ich, wo meine Hoffnung auf ein ausgleichendes Spielerglück? Er mochte das alles wohl in meinem versteinerten Gesichte gelesen haben — als der kluge, anständige Mensch, der er immer war.

„Seien Sie vernünftig, Lechow!" sagte er mit Haltung, „bei der Sippschaft gibt es nur ein Rezept: Schuft gegen Schuft. Sie dürfen mir jetzt binnen einem Monat keinen Pfennig bezahlen — Sie dürfen es nicht! Denn gehe ich morgen zu dem bauernschlauen Hunde von Rittmeister und lege ihm die hunderttundfünfzig auf den Tisch des Hauses, steckt er sie kaltlächelnd ein und verlangt für den Rest einen Kavalierwechsel mit unendlicher Sicht. Doch noch an demselben Abend bekomme ich ein Telegramm, daß sein altes Nervenleiden ausgebrochen sei, daß er bedaure, mich nicht mehr sprechen zu können, daß er in eine Sommerfrische abgedampft sei — auf Nimmerwiedersehen. Zum Jeuen kriegen wir ihn dann nie mehr. Der Kerl braucht ‚Draht'. Hat mir gestern schon von großen Zahlungen was vorgewinselt, Gläubiger vollführen jeden Vormittag bei ihm wahre Indianertänze. Aber ich dachte ganz logisch: Halt! Dem Kerl nicht zu viel Bares! Lieber unterhau' ich ihm einen Wechsel über die ganze Summe."

Ich sah ihn verständnislos an — Alt-Sachsen lachte: „Sie werden in Geldangelegenheiten ewig ein Kind bleiben. Was nützt dem Kerl der Wechsel? Weitergeben kann er den Papierwisch nur im Verzweiflungsfall. Ihn einklagen? Da kommt der ganze Sumpf ans Tageslicht. Aber für uns: Time is money. Die Polizei kann ihm sein Handwerk legen. Wir beide sassen ihn vielleicht noch heute abend bei der Volte, oder wir beobachten ihn so scharf, daß er nicht mogeln kann, und jagen ihm ganz ehrlich alles wieder ab. Und abjagen will ich's ihm, jeden Pfennig, so wahr ich Alt-Sachsen heiße!"

Ich wagte den Rittmeister zu verteidigen, etwas von ungeheurem Glück zu murmeln — Alt-Sachsen unterbrach mich nervös: „So? Ein Kerl, der von einem Kameraden Wechselverbindlichkeit verlangt, anständig? Schuft! Und dann lasse ich mich hängen, wenn er nicht gestern beim letzten Abziehen die Volte geschlagen hat! Ich war nur zu verwirrt, sonst hätte ich ihm wer weiß was ins Gesicht geschleudert — dem Kerl!" ... Der Kürassier war so aufgeregt, daß ihm alle Glieder zitterten. Er setzte die Cognacflasche an den Mund: „Verwünschte Nerven!" Schon wollte ich mich empfehlen, drückte ihn auf sein Sofa nieder, in dem er sich zum Abschied erheben wollte: „Lassen Sie, Alt-Sachsen, lassen Sie, adieu!" Da entfuhr mir noch in verlegener Höflichkeit die Frage: „Haben Sie den Wechsel schon unterschrieben?" Er sah mich lauernd an.

„Also Sie auch? — Denkt ihr denn wirklich, ihr vorsichtigen Leute, daß es mit Vermögen und Kredit ex ist? Kuchen, lieber Lechow! Wenn Sie's wünschen, bring' ich den ganzen Schwindel heute noch bar zusammen." Er lachte nervös. „Uebrigens haben Sie an der richtigen Stelle getippt. Otto wünscht thatsächlich eine zweite Unterschrift. Doch ich pfeif' ihm was. Mit dem Wisch hausiren gehen soll er nicht!" Der lange Graf hatte sich so aufgeregt, daß ihm das Monocle auf den Tisch fiel. Ich weiß, was das heißt bei unser einem, und wollte ihn beruhigen. „Na, dann unterhau' ich meinen Namen mit. Sache erledigt." ... Da bekam er auf einmal ein ganz langes, ernstes Gesicht: „Verehrter Kamerad, man soll immer erst helfen, wenn man darum gebeten wird. Sehen Sie, ich könnte wirklich in meinen Finanzen wackelig sein ... könnte mir eines Tages einen nagelneuen Armeerevolver kaufen ... das Ding geht los — ganz zufällig, und trifft mich ausgerechnet in die Schläfe ... Und dann sitzen Sie auf dem ‚Prozen' mit Ihrer Unterschrift." — „Sie reden im Katzenjammer, Alt-Sachsen." Er trank einen Cognac hinunter und

schüttelte sich. „Na, wenn Sie denn durchaus wollen. Für dreihundert mille glaube ich noch immer gut zu sein. Der biedere Otto besucht mich in einer Stunde. Die Sache ist ja überhaupt nur eine Formalität, so lange das Subjekt die Wechsel nicht weitergibt."

Nach dem Diner unterschrieb ich — mit der Cigarre im Munde, geschäftsmäßig, wie ein Sekonde-Lieutenant das Parolebuch im Kasino.

Am Abend fuhren Alt-Sachsen und ich nach der Garnison zurück, die richtigen Rennreiter mit leichtem Gepäck — Sattel und Reitpeitsche das wichtigste. Im selben Zuge war auch das kleine Mädchen mit ihrer Mutter. Sie reisten dritter Klasse. Mein Talisman sah recht klein und unvorteilhaft in einem ausgewachsenen Regenmantel aus. Als ich sie grüßte, — warum, weiß ich selbst nicht — wurde sie dunkelrot, dankte aber mit viel Chic und Grazie. Alt-Sachsen drohte mit dem Finger: „Sie Schwerenöter ... wissen auch gleich, was mal hübsch werden wird. Ich sehe mir das Mädel schon lange darauf an. Sie ist ja aus unserem Nest da oben ... ganz anständige Familie übrigens ... Vater Lieutenant, nahm den Abschied, weil er ein armes Mädel heiraten wollte ... beißt natürlich, nachdem das Wurm geboren ist, ins Gras. Dann 'n Riesenelend. Eine winzige Lebensversicherung rettete sie gerade vor dem Verhungern. Die Frau hat sich höchst achtungswert benommen, sich und das Kind mit ihrer Hände Arbeit ernährt ... Sie wohnen drei Schritte von Ihrer Dragonerkaserne in einer fürchterlichen Gasse."

Ich habe das kleine Mädchen dann noch oft gesehen, immer gegrüßt, nie gesprochen. Damals nahm ich den mächtigsten Anlauf zum Strebertum, verauktionirte meinen Rennstall, zahlte Alt-Sachsen, obgleich er sich sträubte, sein Geld aus und dachte nicht mehr an den Wechsel. Den braven Otto haben wir leider nie wiedergesehen. Zum Jeu war er nicht mehr zu haben. Ins Manöver rückte ich in den bestrangirten Verhältnissen und wollte mich im nächsten Jahre zum Kriegsakademieexamen melden.

*

Die königliche Hoheit, der hohe Chef unseres Regiments, besichtigte das Armeecorps. Es war das rechte Vorstellungswetter: staubig, heiß, die Regimenter grau, schmutzig, wie mit Mehl bestreut bis zu dem stumpf blinkenden Helmbeschlag, nur die weißen Galahosen der Infanterie leuchteten festlich. Der Kasernenduft von Pulver und Leder erfüllte schon jetzt die Luft.

Die feindlichen Divisionen entwickelten sich vorsichtig gegen einander. Auf der meilenweiten Ebene von gelben Stoppelfeldern, blühendem Kartoffelkraut, grünen Wiesen — die Monotonie des Geländes hie und da durch Wald, mäßige Hügelbildung, tief eingeschnittene Wasserläufe unterbrochen — sah man kaum ameisengroß die heranrückenden Infanteriekolonnen; vor ihnen die aufwirbelnden Staubwolken trabender Kavallerieschwadronen, hinter ihnen, langsam auffahrend, wie Puppenspielzeug, die dunkle Artillerie. Zuweilen lugte hinter einer nahen Waldecke eine kecke Czapka hervor, und aus einer Terrainfalte flatterten die Lanzenfähnchen eines Husarenzuges. Es war der Feind. Unser Regiment war mit den Kürassieren zu einer Brigade formirt. Ihre flinken Patrouillen trabten überall im Vorgelände, bald blitzte das weiße Metall des Kürassierhelms, bald der gelbe Messingbeschlag von „Kurprinz". Doch das Gros der Regimenter hielt noch abgesessen an dem linken Flügel. Den Gegner führte der Kommandirende — ein berühmt grober Herr — unsere Division der Prinz höchstselbst. Das Hauptquartier hielt auf dem trigonometrischen Punkte, der die Gegend beherrschte. Der hohe Chef hatte selbst die Gnade gehabt, mich zum Ordonnanzoffizier zu befehlen. Ich hielt abseits von der illustren Gesellschaft, wie es üblich bis zum Hufnagel neu equipirt, auf meinem besten Halbblut, dem hohen Rappwallach Excelsior — jedes Winkes gewärtig. Unter uns jagten bereits die Adjutanten umher, Ordonnanzen flogen vom Hügel mit Befehlen zu den Regimentern ... langer Jagdgalopp, dienstefrige Gesichter, kurze Meldungen ... königliche Hoheit nickte wiederholt befriedigt, wenn ein Reiter auf schweißbedecktem Pferde heranjagte und rapportirte.

Meine Dienste hatte man noch nicht begehrt. Ich vertrieb mir die Zeit, Excelsior mit einem Birkenzweige die Fliegen von dem blanken Halse zu scheuchen und in den Pausen nach dem hohen Generalstab herüberzuschielen. Die karmoisinroten Kragen waren in eifriger Bewegung, Feldstecher wurden gerichtet, starken angestarrt. Energisches Kopfschütteln, nervöses Fingerzeigen, wenn königliche Hoheit selbst durchs Fernrohr sahen — tiefste Devotion, liebenswürdig lächelndes Dienstgesicht, wenn Hoheit sich umzudrehen geruhten. Dazwischen tummelten fremde Flügeladjutanten, Generale mit gespitztem Ohr, auch exotische Pflanzen: ein schlitzäugiger Japaner, ein scharlachroter Engländer.

Die Gesichter waren gespannt. Schon blitzte aus weißem Pulverdampf das rote Geschützfeuer auf. Der Donner rollte. Die Schützenlinien der Infanterie schoben sich von Terrainfalte zu Terrainfalte vor. Scharf knatterte ihr Feuer, Rauch verhüllte die endlosen Ketten. Dann Signalpfiffe ... Sprung vorwärts! ... Die Linien rollten heran. Der Prinz gab nach rechts und links Befehle. Ich besah mir die Sache ziemlich stumpfsinnig. Am linken Flügel brach der ausgezeichnet geführte Feind mit Affengeschwindigkeit und ohrenzerreißendem Artilleriefeuer aus gedeckter Stellung vor. Er wollte uns überflügeln, umklammern. Hier war unser schwacher Punkt. Auch ich sah das; deutlich erkannte ich die Helmspitzen von feindlicher Infanterie, weit noch, kaum durchs Glas erkennbar, aber schon in unserer Höhe. Noch stand unschlüssig unsere Kavalleriebrigade. Auf einmal wandte sich der hohe Chef suchswild um.

„Schockschwerenot! Wer ist denn der dünne Major da" — es war mein Onkel, der heute das Regiment führte — „hat denn der Mensch keine Augen?... Herr Lieutenant!" Im nächsten Augenblick hatte Excelsior die Sporen in den Weichen, und ich parirte hart vor dem Prinzen.

„Königliche Hoheit?"

„Das Dragonerregiment soll attakiren — sofort! Artillerie unterstützt. Reiten Sie, was das Zeug hält!"

Im Fortsprengen hörte ich noch, wie ein ähnlicher Befehl an zwei Ordonnanzoffiziere für die Kürassiere und die Infanterie daneben erging: „Feuer verdoppeln! Keine Munition sparen!"

Sie preschten mir nach: „Lechow, nicht so toll!" Sie hatten gut reden mit ihren abgejagten Tieren — jetzt zeig, Excelsior, was Du kannst! Ich ließ ihn vom Fleck an den Galopp der Flachbahn gehen — immer querfeldein. Der Wallach wieherte vor Lust. Das war ein Ritt! Es flog an mir alles nur so vorüber: Bäume, Gärten, Wald ... ein ganzer Haufen eleganten Manöverpublikums mit Wagen, Reitpferden, glänzenden Toiletten — ein halbes Hundert Krimstecher gleißten mich an, ich hörte leichte Schreie, bewunderndes „Donnerwetter!" Ich sprengte haarscharf an der zurückweichenden Masse vorüber. Eine hohe Hecke tauchte vor mir auf. Hinüber! — ein breiter Graben gähnte — Sumpf, Stangenholz — ich immer durch. Was die Kameraden so gern von mir renommieren, heute war ich's wirklich: der erste Reiter des Corps. Ich kam zur Infanterie. „Feuer verstärken!" rief ich im vollen Jagen durch die hohle Hand dem Regimentsadjutanten zu. Auf halbem Weg kam mir der Kürassieroberst aufgeregt entgegengesprengt. Ich parirte nicht. „Das Regiment soll attakiren, Herr Oberst!" Fort war ich.

Ich hielt auf schäumendem Rappen vor meinem Onkel. „Das Regiment soll attakiren, sofort!" Er sah mich schief an: „Nun, Du willst Dich wohl recht zeigen, mein Sohnchen?... Wart nur!" — Der Kerl! er wußte mehr! Ich rief noch einmal scharf, wie es befohlen, das „sofort", dann wandte ich meinen Gaul, und im Jagdgalopp ging's zurück. Unterwegs begegnete ich den beiden Ordonnanzoffizieren, sie trieften vor Anstrengung und Diensteifer. „Nackern Sie sich nicht ab, meine Herren! Es ist alles schon besorgt."

Als ich den Hügel hinauftrit, klangen mir schon im Rücken scharf und schmetternd die Kavallerietsignale, und unsere Artillerie verpuffte wie toll ihre Manövercartouschen. Der Prinz nickte bei der Meldung gnädig: „Gut, gut, lieber Lechow!" Ich ritt zur Seite, um dem nassen Wallach die nötige Ruhe zu gönnen. Da bemerkte ich in dem Knäuel von Ordonnanzen eine Livree. Es waren die Rehmenschen Wappenfarben. Mir schwante Unheil. Eine Minute später hielt ich einen dicken Brief in der Hand, die Adresse sehr flüchtig, in der linken Ecke das stark unterstrichene: Dienstangelegenheit — höchste Eile! Man bittet, den Boten überall passiren zu lassen! Gestempelt: Adjutantur der 65. Kavalleriebrigade.

Ich riß das Couvert mit zitternder Hand auf. Es war die kurze Mitteilung, daß sich der Premierlieutenant Graf Alt-Sachsen gestern abend um neun Uhr erschossen habe. Grund: völliger finanzieller Ruin. Ein versiegelter Brief an mich sei die einzige Hinterlassenschaft. Der Schreiber wittere Gefahr und stelle ihn mir daher auf diesem ungewöhnlichen Wege zu. — Guter Rehmen, Du riskirtest den Kragen, bloß um einem weitläufigen Bekannten vielleicht einen Dienst zu erweisen! Denn wenn die Hoheit sich umgesehen und Aufklärung gewünscht hätte, so würde der Mißbrauch des Dienststempels in Sachen der Freundschaft Dir sehr teuer zu stehen gekommen sein. Damals dachte ich daran nicht. Ich hielt den Brief wohl fünf Minuten in der Hand — starr, gedankenlos, halb blödsinnig. Es bedurfte für mich einer mächtigen Willensanstrengung, das zweite Siegel zu brechen.

*

„Lieber Lechow!

Wenn Sie diese Zeilen erhalten, stehe ich bereits vor dem großen Nichts oder vor einem höheren Richter. Mir bangt vor der Auseinandersetzung da oben weniger als vor der mit Ihnen. Schon vor Wochen hätte ich Ihnen Aufklärung geben müssen, als Kamerad, als Edelmann, als „Feind". Ich war zu feige. Ihr Freundschaftsdienst von damals ist schlecht vergolten! Otto von X. ist ein notorischer Schuft. Er hat, vielleicht hart gedrängt, den Wechsel weitergegeben — natürlich um ein Butterbrot. Jetzt ist er schon in der fünften oder sechsten Hand. Der dunkle Ehrenmann, der ihn zur Zeit besitzt, ist entschlossen, mir den Strick zuzudrehen — und Ihnen dazu. Mich jagt er in den Tod. Ob ihn die Vorsehung dafür ins Gebet nehmen wird, bezweifle ich stark. Spielernaturen wie mir ist ja die Pistole immer nur eine Frage der Zeit und der Verhältnisse. Früher oder später hätte ich doch dran glauben müssen. Also Schwamm drüber! Aber Sie, lieber Freund ... Sie, der Sie für den anständigen Federstrich so bluten sollen! Und ich konnte Sie nicht retten! Aber eins, Lechow: machen Sie mir den Kopfsprung ins Dunkle nicht nach, nein, thun Sie's nicht! Sie müssen über die Angelegenheit wegkommen, sei es mit, sei es ohne schwarzen Kragen. Wer so viel ehrliche Energie gezeigt hat wie Sie in den letzten drei Monaten, der geht nicht unplacirt durchs Ziel. Ueber das „Wie" freilich weiß ich keinen Rat. Vielleicht ist es Schicksalsfügung, daß Ihr Oberst im Bade ist und Ihr Onkel das Regiment führt; vielleicht läßt sich noch aufhalten, abhandeln ... ich kann nicht mehr! ... Und wenn Sie an dem Kirchhofe der Selbstmörder vorbeireiten, dann ballen Sie die Faust gegen mein Grab, verwünschen Sie mich — aber leben Sie weiter! Au revoir

Alt-Sachsen."

Kismet!

Als ich aufsah, lag mir über der glühenden Sonne ein grauer Schleier. Die Stoppelfelder flimmerten, der Wald verschwamm. Ich sah und hörte alles — und doch nichts. Vor mir ritt meine Brigade ihre Attake — eine glänzende Attake; die Infanterie warf entschlossen ihre letzten Reserven ins Gefecht, aus den Feuerschlünden der Artillerie krachte Schuß auf Schuß. Der rechte Flügel des Feindes räumte seine Stellung in tadelloser Rückwärtsbewegung, aber er räumte sie.

Das alles erfuhr ich erst später. Ich sah nur eine dunkle Staubmasse, wilde Zwerge darin und wildes Geschrei. „Das Ganze Halt!" wurde geblasen. Langgezogen antworteten die Trompeten des Feindes. Das Gewehrfeuer schwieg, der Pulverdampf zerrann, das Metall an Montur und Waffen blinkte wieder. Stille — da dröhnte noch eine Cartouche als letzter Gruß aus den feindlichen Geschützen. Jetzt sehe ich das alles wieder vor mir, damals nicht. Wieder ein Signal! Stabsoffiziere sprengten den Hügel hinauf, parirten, salutirten.

Es war die Kritik. Was ging's mich an? Sah ich, daß eine Menge blitzender Uniformen mich umwogte, daß der Onkel fünf Schritte vor mir hielt, mit seinem undurchdringlichen, harten Gesichte, in

Was schleichst du mir nach, du Doppelgänger von damals? — Du grinsest mich im Fieberdelirium an, du schielst mir beim Schreiben über die Schulter. Geh! du bist zudringlich. Ist das Gentlemanart? Und du warst doch trotz allem ein Gentleman!

Wozu dies kalte, hochmütige Lächeln, als ob du schon damals gewußt hättest, wie alles kommen mußte? Mir graut's vor dir. Hab Mitleid! — Sieh, du bist jung, hast noch ein ganzes Leben vor dir ... Unglück, aber auch viel Glück. Doch der hier vor dir sitzt, das bist du — keine zehn Jahre später — ein gebrochener, alter Mensch — einer — nur dir gesteh' ich's, den die blasse Furcht ankommt vor dem großen Nichts und der sich in die Vergangenheit flüchtet, weil ihm vor der Zukunft bangt. Ein feiger Offizier? Stimmt! Ich bin's ja auch lange nicht mehr. Ja, wer's so haben könnte wie dein Vater, bei der Attacke vom Gaul geschossen zu werden, fünfzig Schritt vor der Front, im vollsten Carrière! — Weißt du, wo du jetzt bist, mein Freund? — in der Krankenstation des Untersuchungsgefängnisses, eine Kugel im Kopf, eine in der Brust — deine eigenen Kugeln! ... Und du gehst noch nicht? Ha! jetzt verstehe ich dich! Es macht sich schneller, wenn du die alten Wunden aufreißest.

*

So führe du mich denn am letzten Tage meiner Soldatenzeit, führe mich und erlaß mir nichts! — Zuerst von der Kaserne in mein Zimmer. Stelle dich vor den Spiegel, sieh dir den verstaubten, hellblauen Waffenrock noch einmal an, liebkose die blanken Knöpfe, den schwarzen Kragen des „flottesten Reiterregimentes". Du trägst alles zum letztenmal. Und dann dreh dich langsam im Kreise herum, in dem eleganten, fast luxuriösen Junggesellenzimmer, laß dich anblinken vom goldenen Becher des Prinzenpreises auf kostbarer Konsole, von den alten Karabinern und von dem kugeldurchlöcherten Helme deines Vaters. Strecke dich auf das Bärenfell der Chaiselongue und träume sie noch einmal, alle die revolutionären, racheglühenden Träume, die die Entgleisten und Enterbten immer träumen werden; blicke auf den Stoß von Büchern, die dich zur Kriegsakademie vorbereiten sollten, und streichle der alten Leda den Kopf, die dich mit ihren treuen Hundeaugen liebevoll ansieht, weil sie deine Verzweiflung wittert und es ganz genau weiß, daß es aus ist mit Birsch und Suche. Erinnere dich der letzten schweren Gänge: zu Rehmen, der helfen will, aber nicht kann, zum Onkel, der dir die Heeresordnung vor die Nase hält. Warum haft du ihn denn eigentlich damals nicht erdrosselt? Du hattest doch so große Lust dazu! — Jetzt schleiche mit mir in den Stall, besieh dir noch einmal die goldene Krone an der Paradeschabracke, streiche über das knirschende Leder des neuen Armeesattels. Du wirst beider nicht mehr benötigt sein. Vergiß auch das Stück Zucker nicht, das du Excelsior reichtest, dessen wundervollen Jagdgalopp du auf keiner Schnitzeljagd mehr bewundern wirst; auch an den Mondstrahl sollst du denken, der durch das kleine Stallfenster über die glänzenden Körper deiner Reitpferde fällt und auf dem stupiden Gesichte deines Burschen spielt, der festtäglich betrunken im Stroh schnarcht, und den du so oft 'runtergewettert hast — Mismet!

Aber, Schurke, warum enteilst du jetzt? Weißt du, wie's dem Ertrinkenden zu Mute ist? Ich muß wieder heraus aus dem Sumpfe des Grolls und der Verzweiflung. Jetzt lasse ich dich nicht, du Doppelgänger! — Ich höre die Uhr von der Schloßkirche hallen, dumpf, feierlich. Es ist ja zwölf. Und da faßt dich weggejagten Lieutenant plötzlich der verrückte Wunsch, noch einmal deine Uniform durch die menschenleeren Straßen zu tragen. Ich habe ihn noch im Ohre, den feinen Stahlklang der Paradesporen auf dem holperigen Pflaster, auch daß du den Säbel klirren ließt. Ich habe den Klang später nie mehr ohne schmerzliches Gefühl ertragen können — du bist ein Thor, junger Lechow! Wer hieß dich zu nachtwandelnder Zeit den Paradeplatz aufsuchen und die Stelle anstarren, wo dich Seine königliche Hoheit heute so huldvoll entlassen? Du gehst an der Schloßwache vorüber, bloß um den Posten noch einmal stramm „aufassen" zu sehen, und achtest eifersüchtig darauf, daß auch der „Griff" des Infanteristen ehrfürchtig genug wäre. Dann kommt es dir wieder wie eine Ehrenerklärung vor, als ein junger Pionieroffizier, der vom Liebesmahle heimkommt, dich so zuvorkommend grüßt. Du von „Kurprinz" hast doch sonst die Waffe immer über die Achsel angesehen!

In jener Nacht, mein Freund, hattest du gar keine Gedanken, nur der Instinkt trieb dich — du bummeltest ziellos und bummeltest doch deinem Schicksal entgegen. Sei ehrlich: auch damals war „sie" dein Schicksal. War's nur Zufall, daß du bis in die alte Straße kamst, daß dir plötzlich der echte Spielergedanke durchs unklare Lieutenantsgehirn zuckte: Hat das Mädel noch Licht, dann gehst du nach Amerika — hat sie keins, dann erschießt du dich? Du hast beides nicht gethan, und das war wieder Schicksal. Aber es ist dir wie ein Hoffnungsstrahl ins Herz gezogen, als der schwache Lichtstrom durch das bunte Rouleau brach. Du begriffst auf einmal, daß es noch andere Freuden, andere Leiden gibt, als du sie durchgekostet hast — daß die ehrliche Arbeit nicht entadelt. Du, der du alles nach deinem eigenen vornehmen Wappenschilde, dem eigenen Reichtume gemessen hast, bringst es fertig, zu dieser Stunde, in dieser Straße nach einem vierten Stock in die Höhe zu starren? Und deine Phantasie spiegelt dir eine peinlich saubere, altmodische Mahagonieinrichtung vor und um den alten Tisch unter der alten Lampe eine alte Mutter und eine junge Tochter, die arbeiten trotz „Lieutenant", trotz Standesvorurteil. Weißt du, daß du damals die Faust um den Säbelgriff gekrampft hast und dir geschworen, daß du arbeiten und verachten willst? — und du hast es gethan!

*

Wie doch die Zeit fliegt! — Onkel Adalbert verabschiedet, weil er im Uebereifer das Kürassierregiment durch eine Tabaksplantage geführt hat! Rehmen verheiratet, mehrfacher Vater, Großgrundherr. Er hat jetzt einen ganz grauen Bart und will mich immer noch zu seinem Generaldirektor machen.

Aber ich will nicht! Ich bin ein anderer geworden. Nur keine Almosen, nur keine schwachherzige Hilfe. So verbissen, wie ich mein letztes Rennen geritten habe, so kämpfe ich mich auch durchs Leben: Scheuklappen an beiden Seiten und dicke durch! — Den Rock bin ich los geworden, weil ich ein zu guter Kamerad war, den Wechsel habe ich eingelöst, weil ich ehrlich bleiben wollte auch einem Schurken gegenüber; daß dabei auch der Prinzenpreis dran glauben mußte, that mir weh. Ich habe viel erlebt — und wenig! ich bin überall gewesen — und nirgends. Wenigstens erscheint mir's in der Erinnerung so. Ein früherer Kamerad will mich auf seiner Hochzeitsreise in Chicago als Kellner gesehen haben. Wohl möglich. Man sagt, ich habe lange in New-York einen Omnibus gefahren. Warum sollte ich in dem Lande der Emporkömmlinge, wo der Name nichts und die schwielige Faust alles gilt, nicht meine Pferdekenntnisse verwertet haben? In Fernando Po hätte ich Zuckerrohr geschnitten. Meine Hände sind braun und hart und beweisen nicht das Gegenteil. Das alles haben sie mir bei dem Verhör herausgepreßt. Sagte ich die Wahrheit? log ich — es ist ein so nebelhaftes, wertloses Nichts von Begebenheiten, das mir mit jedem Tage mehr verschwimmt. Aber eins habe ich den gestrengen Herren doch verheimlicht, und ich freue mich darüber wie ein Dieb.

Eines Tages kam nämlich der Lieutenant a. D. Freiherr von Lechow auf demselben Bahnhof an, dessen Signalpfiffe an jenem Neujahrsmorgen seine Nerven so sehr irritirt hatten. Er stieg aus einem Coupé dritter Klasse — vierter hatte der Schnellzug nicht — ein winziges Koffercheu in der Hand, leichtfertig wie ein Matrose, arm wie eine Kirchenmaus, von Sportherrlichkeit keine Spur. Rehmen sollte in dem großen Babel sein. Den wollte er anpumpen. Es war das einzigemal, wo er seiner starrköpfigen Selfmademan-Politik untreu wurde. Er war damals wirklich stark heruntergekommen. Aber der „Dicke" jagte Schneehühner hoch oben in Norwegen. Ihm telegraphiren? Unmöglich. Der Bettlerstolz wurde wieder in ihm wach. So trieb er sich in einer Spelunke herum, so lange das Geld aus der Pfandleihe verhielt. Nur nachts ging er aus. Da traf er einmal den „großen Spekulanten"; der liebte wie er auch die Nacht. Es war anfangs ein frostiges Wiedersehen! Doch der Spekulant, der ein großer Menschenkenner war, fand sogleich das erlösende Wort für die Situation:

„Rauf und 'runter, wie 'ne Lawine, teuerster Baron. Sie sind zur Zeit unten. Was kann ich für Sie thun? — Rat oder Geld?"

Ein Glas Bier nahm der Lieutenant a. D. an — aber Geld! — Er war wirklich sehr genügend damit versehen, wie er behauptete. Dann erzählte ihm der Spekulant zur Beruhigung die Chronique scandaleuse der Spielergesellschaft von damals ... Otho hatte sich in Untersuchungsgefängnis gehängt. Eine ganz schlimme Macaogeschichte hatte ihm den Hals gebrochen ... „Würdiger Tod — was?" Die Excellenz vermittelte Zimmer an Studenten ... „Sie müssen hören, wie sie auf Otho schimpft: Gemeine Mann hat mir genommen Zukunft" ... der Doktor delirirt.

„Wenn nicht der Idealismus an der Tagesordnung wäre, ich wollte eine Geschichte des Othoschen Salons schreiben, die sich gewaschen hätte." Der Spekulant war ein vortrefflicher Erzähler. Auch die Wechselaffaire kam aufs Tapet. Der berühmte Wucherer, der Alt-Sachsen damals die Nehle zugeschnürt hatte, sei endlich wegen einer ganz harmlosen Erpressung festgenagelt. Und als man ihm bei Gericht ein endloses Sündenregister vorhielt, habe er nur immer gewinselt: man soll auch verhören den Baron von Lechow. Der wird bezeugen, daß ich gegen ihn gehandelt habe als honnetter Geschäftsmann! ... „Jetzt sind Sie hier, lieber Lechow, stellen Sie sich! Für Ihren verehrten Geldmann könnten durch Ihre Aussage leicht ein paar Jährchen mehr oder weniger herausspringen. Das eine würde Ihrem Rachegelüste, das andere Ihrem Geldbeutel sehr wohl thun ... Werden Sie deswegen nicht unangenehm!"

Endlich hatte er den Lieutenant a. D. so weit 'runter, daß er ihm eine Stelle als Versicherungsagent anbieten konnte. Es war in einem Welthause, der Chef sein spezieller Bekannter. Als alles all right war, fügte er noch zum Abschiede sehr kaustisch hinzu: „Aber, teuerster Baron, sagen Sie dem Alten um Gottes willen nichts von der Bekanntschaft mit mir, sonst würde er sofort nach dem Diener klingeln behufs schleunigster Entfernung Ihrer werten Person."

*

Seltsam! Ich habe in meinem Leben so viele Empfehlungen gehabt, so viele gute Menschen haben sich für mich verwandt — immer schlugen die Karten gegen mich. Dieser Zigeuner aber war mein Glück.

Freilich, als ich zum erstenmal die Marmortreppen des prächtigen Versicherungspalastes emporstieg, hatte ich wenig Hoffnung. Der Comptoirdiener behandelte mich wie einen übelbeleumundeten Weinreisenden und schritt erst zur Meldung, als ich Vorerstellung einnahm. Darauf empfing mich in einem Salon mit Gobelins und Marmorbüsten — vornehmer als der eines Botschafterhotels — ein kleiner, weißköpfiger Mann mit scharfer Brille und Schlifferbart: „Ich bin pressirt. Sie wünschen?" Ich mag wohl recht kläglich dagestanden haben, so ohne Referenzen, ohne Vorkenntnisse, nichts als „Freiherr". Der kleine Mann maß mich von Kopf bis zu Fuß, unhöflich, skeptisch, wie einen Verbrecher. Ein paar Fragen kreuz und quer, Kopfschütteln, Achselzucken: „Und wie denken Sie sich das eigentlich?" — Da gab mir ein Zufall das richtige Wort: „Ich gedenke zu arbeiten, Herr Kommerzienrat!" — Pause ... Druck auf den elektrischen Knopf ... ich mußte schaudernd an die Befürchtung des Spekulanten denken ... dann wurde mir eine breite, haarige Hand entgegengestreckt: „Ich engagire Sie — nicht weil Sie Lieutenant und Freiherr sind, sondern trotzdem! Besorgen Sie Ihre Papiere, und dann lassen sie sich einen Vorschuß an der Kasse geben. Es geht Ihnen schlecht. Ich sehe das!" — Eine kurze Handbewegung und ich war entlassen.

Mit diesem Tage hatte ich einen Beruf. Ich habe den Gang nie bereut. Jetzt ist der alte Herr hinüber, gestorben bei einem exquisiten Diner am Herzschlag — der richtige Börsianertod. Lebte er noch, ich säße nicht hier. Ich hätte ihm die ganze Wahrheit gesagt, denn ich hatte Vertrauen zu ihm, wie er zu mir. Er hat mich immer gütig behandelt.

Zuerst freilich war's eine harte Lehrzeit. Ich sollte das nie Gekonnte lernen: sitzen und schreiben! Aber ich biß die Zähne zusammen und blieb — blieb und stieg rasch. Zuletzt holte ich auch das Monocle wieder vor — es ist kindisch — aber erst seit dem Augenblicke fühlte ich mich wieder als ganzer Mensch. Was von der Jugendgesellschaft noch vorhanden war, traf ich auch: verlumpt die einen, reich verheiratet die anderen. Die Excellenz pumpte mich eines Tages um zwanzig Mark an, weil ich der Freund ihres Otto gewesen wäre. Harmloses Subjekt! Woher sollte sie auch wissen, daß der Brave zwei Menschen auf seinem Gewissen hatte? — Ich gab, ich war eben wie alle Schwächlinge nie rachsüchtig. Was ich haben wollte, hatte ich ja: ein stumpfsinniges Glück.

Die Vergangenheit war tot, der Reiteroffizier, die Jenratte — an das kleine Mädchen hatte ich nie mehr gedacht.

Eines Tages war ich tief im Osten der Stadt, in dem Herzen des Handels, da wo das Geschäftsleben hastet, fiebert, jagt. Eine häßliche Angelegenheit erwartete mich. Ein sehr hoch versicherter Kaufmann hatte sich vergiftet ... zerrüttete Finanzverhältnisse ... weinende Kinder ... ein winselnder Hund. Der Arzt fühlte menschlicher wie ich, hielt Geistesstörung nicht für ausgeschlossen und stimmte für Auszahlung der Police. Ich stritt dagegen, nüchtern, vernünftig, ein kalt wägender Geschäftsmann, obgleich ich noch jetzt meine eigene Stimme dabei zittern höre.

Nun war's vorbei. Aber die häßliche Angelegenheit hatte meine Nerven so herabgestimmt, daß ich in das nächste Restaurant trat, um das entsetzlich nüchterne Gefühl in Kopf und Magen los zu werden. Es war das für die Weltstadt typische Speiselokal: riesige Räume, riesige Marmorpilaster, an den Wänden in aufdringlicher Allegorie die Geschichte einer Riesenbrauerei. Es ist alles prächtig und ungemütlich; sie haben so wenig Persönliches wie ein Parvenu, diese Lokale. Das elektrische Licht leuchtete hell und kalt. Zur braungetäfelten Decke stieg der Rauch schlechter Cigarren. Am Buffet schlug der Hausknecht mit dröhnendem Schlegel den Fotzzapfen auf. Wohin man sich auch wandte, stieß man an Leute, die ohne „Pardon" heraus und hereindrängten, an Kellner mit dampfenden Tellern und Bierkrügen. Was schon an den weißgescheuerten Tischen saß, schlang gierig ein Essen herunter, las stier seine Zeitung. Diese Kneipen haben ewig dasselbe Parfüm von Bierresten, Tabaksdunst, Kleidergeruch — ein Parfüm, das zu dieser künstlichen Pracht der Ausstattung so wenig paßt, wie die abgearbeiteten Comptoirgesichter, die Stahlgabeln, die lächerlichen Trinkgelder. Die Franzosen haben recht, wenn sie diesen unsern Brasserieluxus verspotten.

Ich hatte es mir eben in einer Ecke bequem gemacht, als mir einfiel, daß ich noch an unser Haus telephonieren müsse. Ich ging. Um den Platz zu markiren, ließ ich mein Monocle auf dem Tische liegen. Es war ein schwerer Kampf gewesen, bis zum Telephon durchzudringen. Jetzt kam ich zurück. Mein erster Blick galt Hut und Ueberzieher. Wer die Lokale kennt, kennt auch diese Gewohnheit. Die Sachen waren noch da. Doch mit meinem Monocle spielte zerstreut eine herübergreifende Frauenhand, zart, schmal, die Hand einer Dame — wie könnte ich sie je vergessen! — Die glückliche Besitzerin drehte mir vorläufig den Rücken zu. War sie hübsch, jung? Eine einzige Kopfbewegung sagte mir, daß sie jedenfalls graziös sein müsse. Ich sah auf einen weißen, schlanken Nacken, tiefschwarzes Haar zum griechischen Knoten geknüpft. Sie bemerkte mich nicht. Als ich in sonorem Tone meinen Platz reklamirte, fuhr sie mit einem leisen Schrei der Ueberraschung zusammen; das Glas klirrte. „Verzeihung!"

„Verzeihung!" Wir erkannten uns sofort. Sie war es — sie!

Da geschah mir etwas Merkwürdiges! Ich hätte mich freuen sollen über dieses liebe Gesicht, über diese leibhaftige Erinnerung an meinen großen Tag. Statt dessen brach es bei ihrem Anblicke wie ein Strom düsterer Empfindungen auf mich ein. Vergangenes, Vergessenes wogte wild empor. Es war ein unklares Gefühl: halb Groll, halb Weh — in dieser Stunde erkannte ich's, daß es immer wieder emporsteigen würde aus dem Grabe des bürgerlichen Lebens, des Philistertums, das alte, nie gebändigte Reiterblut. Erstickend saß es mir in der Kehle, die Holzdecke drückte, der warme Speisengeruch lähmte mir fast die Sinne ... laß doch die Toten ruhen! ... Weißt du, Melitta, daß ich dich damals gehaßt habe?

Und langsam, mit übermenschlicher Anstrengung zwang ich mich endlich. Aber sie anzusehen, das vermochte ich noch nicht. Ein paar Phrasen inhaltlos und doch gesucht ... ich war am Ende. Erfaßte sie das mit dem feinen Instinkte des Frauenherzens? — Jedenfalls sprach sie jetzt allein. Schon der Ton ihrer weichen Stimme that mir weh. Mit der rührenden Offenheit von Menschen, die nichts zu verbergen haben, erzählte sie mir von ihrem Leben.

Sie war schon lange in der Hauptstadt ... die Mutter tot, in der Hoffnung auf eine Erbschaft gestorben, die sich nachher als trügerisch erwies. Sie selbst hätte „Stütze", Gesellschafterin oder irgend etwas für ihr junges Freiheitsgefühl Schreckliches werden müssen, wenn nicht ein bescheidenes Maltalent ihr andere Möglichkeiten eröffnet hätte. Jetzt sei sie schon lange als Zeichnerin für ein lithographisches Institut thätig. „Man verdient nicht viel, man kommt g'rade so durch — aber was die Hauptsache, man ist frei! ... Wissen Sie übrigens, wo ich Sie zum letztenmal gesehen habe, Herr Lieutenant, oder muß ich Herr Rittmeister sagen? Damals beim Prinzenmanöver in L. ... Sie waren Ordonnanzoffizier und hätten mich bei einem Haare überritten. O! ich habe nie einen Reiter so jagen sehen! Erkannt haben Sie mich nicht, sonst hätten Sie mich gegrüßt. Ich war damals noch ein Kind. Was hätte ich nicht um einen Gruß gegeben! Wenn diese hochmütige, elegante Schlachtenbummlergesellschaft mich verwundert angestarrt hätte: Wer ist die Kleine? — aber auch so war ich stolz auf Sie. Als Sie heransprengten — ich erkannte Sie sofort — stritten die Herrschaften hin und her: vielleicht Attaché ... vielleicht ein fremder Adjutant. Und endlich sagte ein weißbärtiger Gutsbesitzer, der Graf Wilnein, in sehr bestimmtem Tone: „Das kann nur der Teufel oder der Freiherr von Lechow sein." Eine nervöse, unmännliche Rührung stieg mir bei ihrer Erzählung bis in die Augen. Sie sah's nicht und fuhr unbekümmert fort: „Noch eine unbescheidene Frage. Warum haben Sie mich eigentlich immer gegrüßt? — Sie, die Sportgröße von „Kurprinz" — mich! Die Mutter sah's nie gern und behauptete, ich sollte mich vor niemand mehr in acht nehmen als vor Ihnen."

Ich raffte mich zusammen. Was für ein Schwächling war ich doch diesem unritig begonnenen und mutig durchgeführten Kampfe ums Dasein gegenüber? Ich sah ihr ins Gesicht. Du liebes Gesicht! — Was man eine Schönheit nennt, Melitta, das warst Du nicht: ein süßer, kleiner Kopf, etwas unregelmäßig, etwas schnippisch, eigensinnig auch — aber klug und gut. Nein, Du bist nicht fort, Du bist bei mir! Ich sehe in Dein graues, schönes Auge; es konnte so reizend lächeln, so schwermütig träumen. Und wenn ich lang und tief hineinschaute, dann leuchtete ganz hinten aus dem wolkigen, warmen Grau etwas Rätselhaftes, Geheimnisvolles. Solche Augen leben selten lange!

Sie war offen gegen mich gewesen, offen und harmlos wie ein Kind, und da wurde mir's leichter, ihr das Schwere einzugestehen: daß es lange aus sei mit der Reiterherrlichkeit, daß ich im schmutzigen Strome des Lebens untergetaucht, versunken und doch wieder hochgekommen wäre. „Hier sitze ich und hierher gehöre ich!"

Sie sah mich lange ungläubig an, wie ein Kind, dem man ein Märchen erzählt. Sie begriff's nicht und hat's nie begriffen. Endlich antwortete sie leuchtenden Auges: „Ich sollte Ihnen kondoliren — ich kann's nicht. Erzählen Sie mir, was Sie wollen, Herr von Lechow, für mich werden Sie immer der ewig unerreichbare Lieutenant von „Kurprinz" sein! Sie lächeln? Ich bin jetzt Großstädterin, frei in meinem Leben und in meinen Ansichten, aber es gibt Kindererinnerungen, die sind stärker als alle Vernunft. Und das ist eine davon!"

Seitdem aß ich oft in dem Restaurant, dann öfter, zuletzt täglich. Wir hatten unsern Stammplatz. Man hatte sich an uns gewöhnt, und die Kellner blinzelten sich nicht mehr vielsagend zu wie die ersten Male. Ich wurde Herr Lieutenant genannt, sie gnädige Frau — es lag wohl am Trinkgeld — aber es war gut so. Er hat unsagbare Reize, dieser freie, amerikanische Verkehr; freilich, es gehören auch die Frauen dazu. Wir kamen uns dabei näher, aber nie zu nah. Sie sah mich in schlechter und in guter Laune; wenn meine Monatseinnahmen gut gewesen waren, lächelte sie ihr sonniges Lächeln, waren sie schlecht, hatte sie eine kleine, eigensinnige Falte zwischen den Brauen. — Wie lieb habe ich dich gehabt, du kleine Falte! Und sie teilte mir ihre täglichen Sorgen mit; ich wußte, daß der Ateliervorstand ein Grobian und die Schneiderin diebisch veranlagt sei. Als feudaler Herr würde ich den Unsinn belacht haben, jetzt begann er mir langsam, ohne daß ich es wußte, zum Lebensbedürfnis zu werden.

Weihnachten war in Sicht. Die Spielzeugläden glänzten, die Pfefferkuchenberge wuchsen ins Riesenhafte. Wenn ich über den Schloßplatz ging, hatte ich einen förmlichen Kampf mit Schnarren, Bilderbüchern, Waldteufeln zu bestehen. Die Baumverkäufer sahen mit gerunzelten Stirnen auf den regnerischen, mißfarbigen Himmel, die Kürschner stöhnten, aber die Gummischuhgeschäfte waren im höchsten Flor. Da wurde sie krank — ein ganz leichter Influenzaanfall. Sie schrieb mir, und ich zürnte höchst ungerechterweise, als wenn sie wortbrüchig geworden wäre; am zweiten Tage war ich melancholisch; am dritten schrieb ich ihr, ob sie mich denn ganz verlassen wolle. Da wurde sie auf einmal wieder gesund. Ich aber merkte, daß ich ohne sie nicht leben könne. Nun sind aber die Junggesellen im Anfang der Dreißiger eine kuriose Gesellschaft: sie fühlen sich einsam und grauen sich doch vor der Ehe; sie fürchten für ein trostloses Alter, und für ihre goldene Freiheit zugleich. Vielleicht wäre auch ich in diesem Zwiespalt sitzen geblieben, wenn nicht Weihnachten wirklich gekommen wäre. Wir hatten beide zu viel schöne Kindererinnerungen, um das heiligste Fest allein vertrauern zu wollen, aber auch wieder keine Bekannten, mit denen wir gern zusammen gewesen wären ... Aber das neutrale Gebiet? — Endlich wurde es im Staatszimmer ihrer Wirtin gefunden.

(Fortsetzung folgt.)

„Losgekoppelt".

(Hierzu das Abbildung Seite 805.)

Zu den aufregendsten Augenblicken der Parforcejagd, das heißt der zu Pferde mit Hunden auf Sauen, Füchse und auch wohl, doch seltener, auf Hirsche betriebenen Hetze gehört außer dem Halali, dem durch Hornruf gegebenen Zeichen, daß das ermüdete Wild von den verfolgenden Hunden sich gestellt hat, das Loskoppeln der Meute. Noch hat der Piqueur, dem es obliegt, die Hunde auf die Fährte zu bringen, seines Amtes nicht walten können, und schon regt sich in diesen die Verfolgungslust; sie drängen, schieben und umwedeln einander und können kaum den Augenblick erwarten, der sie ihrer Beute auf die Fersen bringen soll. Geradezu ungeberdig werden sie, wenn sie einzelne ihrer Genossen bereits von der hemmenden Fessel befreit sehen. In vortrefflicher Weise hat der französische Maler Paul Tavernier diesen Augenblick wiedergegeben, und mit Recht hat sein Bild auf dem letzten Pariser Salon in den Champs Elysées allgemeine Bewunderung erregt. Ganz vergnüglich hat der Künstler die lebhafte Bewegung in der Hundegruppe zur Anschauung gebracht und dabei jedem der Tiere gewissermaßen eine eigene Physiognomie zu verleihen verstanden. Mit dem lebhaften Treiben der Tiere kontrastirt in wirksamer Weise die ruhige, stille Winterlandschaft mit dem entlaubten Gehölz und der charakteristischen Luftperspektive — ein Bild des winterlichen Stillebens und der mitten in diesem sich entfaltenden frischen und frohen Weidmannslust.

Die Liebe stirbt nicht.

Durch den milden Atem der Sommernacht
Verwehende Laute gleiten,
Als seien die Strahlen der Vollmondspracht
Goldne, erzitternde Saiten.
Leise
Klingt die verlorene Weise.

Was zog vorüber im Sternenschein
Fremd und tief ergreifend,
Aus einem längst beweinten Sein
Wundersam mich streifend?
Süße,
Begrabene Liebesgrüße.

Martin Beh.

von „Meer-Wlachen" abgeleitet), deren finsteres Wesen und Unkultur auf dem langen Druck venetianischer und türkischer Gewaltherr zurückzuführen sind. Gleichwohl sind den Spalatrinern die Ragusäer um vieles über. Mit einem entgegenkommenden Benehmen verbinden sie Ehrlichkeit und Verläßlichkeit. Wie das alte ragusäische Gemeinleben dem Südslaventum zur Ehre gereicht und uns Achtung abzwingt, so verschafft uns andererseits das wohlerzogene, ruhige und arbeitsame ragusäische Volk die Ueberzeugung, daß es heute in dieser Beziehung in Dalmatien wesentlich besser aussehen könnte, als man wahrzunehmen Gelegenheit hat. Man stelle nur die drei Hauptrippen neben einander, um den Abstand zu begreifen: den von der venetianischen Republik mißachteten und ausgebeuteten Morlaken, den durch Jahrhunderte sich selbst überlassenen und infolge dessen in Wildheit, Kampf und Rohheit aufgewachsenen Bocheser und den Ragusäer Bauer. Es gibt kaum auffälligere Gegensätze.

Wo die Landschaft der Sieben Kastelle im Osten endet, breitet sich das Amphitheater von Salona aus, inmitten der herrlichen Campagna von Spalato. Hier ist klassischer Boden — ein Stück Rom am illyrischen Gestade. Das

seinerzeit von den Avaren zerstörte Salona ist die an antiken Funden reichste Trümmerstätte an der Westseite der Balkanhalbinsel. Der Spaten hat ansehnliche Bauschichten, zahlreiche Sarkophage, Fragmente von Bildsäulen und eine Menge von Gebrauchsgegenständen bloßgelegt. Auch räumlich ist die Ruinenstätte von Bedeutung. In der Bucht von Brazuja hat man das römische Arsenal zu suchen. Die einsame Stätte, welche rings von einer üppigen Pflanzendecke umgeben ist, erhält ihren malerischen Hintergrund in dem aufragenden, ungeheuren Kalkblocke des Mossorgebirges und dem Geiersteige Glisija, das ihm zur Seite an der Bergwand hängt. Hier wäre ein Feld für Landschaftsmaler, für unsere modernen Pleinairs, denen der Zug ins Große abhanden gekommen ist, weil sie ihr Genügen in verfallenen Waldmühlen und den vielerlei Spielereien, welche man als „malerisch" zu bezeichnen pflegt, zu finden glauben.

Die Campagna mit ihren Oliven- und Feigengärten und den Eichen und Platanen endet dort, wo die Stadt Spalato am flachen Ufer sich ausbreitet. Fast alle Städte Dalmatiens sind in die Felsen hineingebaut; Zara und Spalato machen hiervon eine Ausnahme. Dagegen hat ein Teil des letzteren die Einschnürung, welche es drückt, nicht abwerfen können und zwar aus nahe liegenden Gründen. Die ganze Altstadt liegt nämlich innerhalb des Bezirkes des ehemaligen diokletianischen Palastes, und die einstige Hauskapelle des Romerkaisers ist zum christlichen Dome geworden. Daher der seltsame Anblick vom Meere her: die lange, altersgraue, fensterdurchbrochene Mauer, welche einen Teil der Riva säumt und nichts anderes ist als die Südfront der einstigen Kaiserburg. Die Neustadt aber entwickelt sich westwärts und landeinwärts lustig und zwanglos, wie ein frisch aufwachsender Junge, dem mit jedem Jahre die Kleider zu eng werden. Eine Uferzeile wie Spalato besitzt keine zweite Stadt in Dalmatien, selbst das jenes Mauerringes entkleidete Zara nicht, dessen „neue Ring" mit dem Giardino comunale dem Fremden das Anziehende einer freien Meeresaussicht darbietet. Der Hafen von Spalato ist sehr geräumig und erweitert seine schützenden Wellenbrecher immer mehr. Hier hat die dalmatinische Bahn ihren Ausgangspunkt, und in nicht allzu ferner Zeit wird es möglich sein, von hier das bosnische Hinterland zu erreichen. Wie überall, wo das aufstrebende Leben neben den Ruinen liegt, stellen die Gegensätze sich ein. Innerhalb der diocletianischen Mauern waltet die Anmut in wunderbarer Vergesellung mit dem Mittelalter, welches seine Loggien und Türme und den altertümlichen Aufputz venetianischer Architekturen zurückgelassen hat. Den Sprung ins Moderne vermitteln die Neuanlagen, der zierliche Giardino publico und die elektrische Beleuchtung, vom Gewimmel der Schiffe und den Pfiffen der Lokomotiven ganz zu schweigen. Von der See aus ist Spalato anziehend durch den weit gezogenen Rahmen seines Hintergrundes bis zu den hohen Felsmauern des Carkauer- und Mossorgebirges und der gesegneten Campagna, welche an die Landschaft der Sieben Kastelle sich anschließt.

Herzog Ernst von Sachsen-Altenburg.

Von

Paul Lindenberg.

(Hierzu das Porträt Seite 793.)

Mit freudigem Jubel wird am 16. September das schöne altenburgische Land widerhallen, und dieser Jubel wird ein warmes Echo in ganz Deutschland finden, gilt er doch einem weit und breit beliebten deutschen Fürsten, dem Herzog Ernst von Sachsen-Altenburg, der an diesem Tage sein siebenzigstes Lebensjahr vollendet, auf welchem Anlaß ihm in reichster Fülle von nah und fern Kundgebungen der Teilnahme den Beweis dafür liefern werden, wie verehrungsvoll man seiner überall gedenkt. Ein deutscher Fürst im edelsten Sinne des Wortes, Hohem und Großem zugewandt, von dem Bestreben erfüllt, seinem Volke und Lande zu nützen, von freudiger nationaler Gesinnung, die sich oft genug zum Besten unseres geeinten Vaterlandes bekundet — so tritt das Bild des Herzogs Ernst vor uns hin, so wird es auch weiterleben in ferneren Zeiten!

Herzog Ernst darf an diesem Tage stolz auf sein Leben zurückschauen, es ist das Leben eines Fürsten, der von früh auf mit Entschiedenheit und Zielbewußtsein die Sache des großen Deutschlands vertrat, ohne sich durch Vorurteile irgendwelcher Art von der Bahn, die er als die rechte erkannt, ablenken und in seinem energischen Bestreben behindern zu lassen. In einer Zeit, in welcher Sonderinteressen noch eine weit größere Rolle wie heute spielten, war Herzog Ernst der unerschütterlichen Ueberzeugung, daß sich eine Einigung der deutschen Stämme nur unter Preußens Führung vollziehen könne, und mannhaft trat er für diese seine Ueberzeugung ein. Als aber das große Werk, an welchem er so thätigen Anteil genommen, vollendet war, da war er es, der mit froher Zuversicht die neuen Verhältnisse begrüßte und mit seinem Volke treu zum Reiche und zum Kaiser hielt. „Ich habe es gesehen aus den Gesichtern und vernommen aus den jubelnden Zurufen Ihrer Bevölkerung, wie der Gedanke an die Kaiserzeit festgewurzelt und ausgebildet ist in Ihrem Volke", so hob mit merkbarer Wärme der Kaiser in einem auf den Herzog ausgebrachten Trinkspruche in Altenburg, wo der Monarch ein häufiger, stets gern gesehener und froh willkommen geheißener Gast ist, bei seinem ersten Besuche hervor.

Herzog Ernst wurde am 16. September 1826 in Eisenberg geboren, wo er auch unter den Augen seiner Eltern, die mit liebevoller Zärtlichkeit an dem frischen und aufgeweckten Knaben hingen, seine erste, heitere Jugendzeit verlebte und ihm die sorgfältigste Erziehung zu teil wurde. Letztere wurde durch den Besuch der Universitäten von Jena, Lausanne und Genf abgeschlossen, worauf mehrfache Reisen den jugendlichen Prinzen in die Ferne führten. Er besuchte den festumrundeten St. Petersburger Hof und lernte einen beträchtlichen Teil des mächtigen Zarenreiches bis zur Krim kennen, hielt sich dann in der Schweiz, in England, Schweden, Belgien und Dänemark auf und erweiterte dabei seine später oft erprobte Welt- und Menschenkenntnis.

Noch nicht zwanzig Jahre alt, war der junge Prinz der Waffenpflicht gefolgt und als einfacher Soldat in die zweite Compagnie des Sachsen-Altenburgischen Infanteriebataillons eingereiht worden, in welcher er zum Unteroffizier und dann zum Fahnenjunkerlieutenant aufrückte, auf das gewissenhafteste seinen Dienst thuend und allen Beschwerden desselben ausgesetzt wie jeder andere seiner Kameraden. Nachdem er während eines folgenden zweijährigen Urlaubs seine wissenschaftlichen Studien abgeschlossen, trat er in den preußischen Militärdienst ein, zuerst in das schlesische 6. Jägerbataillon, darauf in die Leibcompagnie des ersten Garderegiments zu Fuß, in welcher er bis zum Major aufrückte, worauf er das Regiment verließ, da im Frühjahr 1853 eine ernstliche Erkrankung seines Vaters die Nähe des Thronerben erforderte. Am 28. Mai des ebengenannten Jahres übernahm der Prinz die Regierungsgeschäfte, um nach dem Tode seines Vaters am 3. August 1853 die Thronfolge anzutreten. Was er zu jener Zeit in einem Erlasse an sein Volk versprochen, ein treuer und gewissenhafter, ein fürsorglicher und gerechter Fürst zu sein, das hat er stets treulich gehalten; er reorganisirte das Gesetzwesen, hob die wirtschaftlichen Zustände des Landes und war stets auf eine Erleichterung der Lasten der ärmeren Klassen bedacht. Die Finanzen des Staates befanden sich bald in musterhaftem Zustande, das Schulwesen erfreute sich regsamer Förderung, in den Städten griff eine freiere Selbstverwaltung Platz, und den Wissenschaften und Künsten wandte der Herzog seine aufmerksamste und ersprießlichste Teilnahme zu. Eine ihm geistig ebenbürtige Lebensgefährtin fand der Fürst in der Prinzessin Agnes von Anhalt, der Schwester des jetzt regierenden Herzogs, mit der er sich am 28. April 1853 vermählte, und in welcher alle humanitären Bestrebungen des Herzogtums eine umsichtige Beschützerin fanden.

Die blutige Auseinandersetzung Preußens mit Oesterreich sah trotz vielfacher österreichischen Sympathien im Lande der Herzog auf seite Preußens: „Kein mächtiges blühendes Deutschland ohne ein mächtiges hervorragendes Preußen, als den entschlossenen Vorkämpfer für die deutschen Interessen im Norden, als den Gründer der größten nationalen volkswirtschaftlichen Institution der Neuzeit, des deutschen Zollvereins", so hieß es in der Proklamation des Herzogs, in welcher auch der festen Zuversicht Ausdruck gegeben wird, daß aus der gegenwärtigen schweren Prüfung ein verjüngtes deutsches Vaterland ersehen möge. Aehnlich äußerte er sich in fast prophetischer Weise in dem Aufrufe an sein Volk, als er im Sommer 1870 seine Truppen persönlich in das Feld zum entscheidenden Kampfe führte: „Mit Gottes Hilfe wird als Frucht aus diesem Kampfe Deutschlands Einigung hervorgehen, damit ihm endlich in Europa die Stellung zu teil werde, welche es im Interesse dauernden Friedens einzunehmen berufen erscheint."

Die altenburgischen Truppen gehörten zu dem unter dem Befehl des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin stehenden IV. Armeecorps und kamen oft hart mit dem Feind zusammen, wobei ihr fürstlicher Führer ihnen ein zur Nacheiferung anspornendes Beispiel von Mut und Entschlossenheit gab. Der Herzog beteiligte sich an den Belagerungen von Toul und Soissons, nach welchen seine Brust mit dem Eisernen Kreuz geschmückt wurde, machte alle Strapazen des grimmigen Winterfeldzuges gegen die französische Loire-Armee mit durch, wofür ihm der Sankt Georgsorden, der höchste russische Tapferkeitsorden, verliehen wurde, nahm an verschiedenen schweren Kämpfen teil, rückte mit in Orleans ein und gesellte sich später dem Großen Hauptquartier in Versailles zu, an der Kaiserproklamation in der erinnerungsreichen Spiegelgalerie des französischen Königsschlosses, an der Parade auf den Champs, bei welcher er dem greisen Feldherrn und Kaiser sein 6. Jägerbataillon, zu dessen Chef er ernannt worden war, vorführte, und an dem Einzuge in Paris teilnehmend. Ein jubelnder Empfang wurde ihm bei seiner Rückkehr seitens der Bevölkerung seines Landes bereitet, dann wohnte der Fürst dem Einzuge der Garden in Berlin bei und führte am folgenden Tage, dem 17. Juni, seine Truppen persönlich in Altenburg ein, wo ein großes Volksfest den Freudentag beschloß. In der Danksagung des Herzogs an die opferfreudige Einwohnerschaft seines Landes hieß es: „Möge der allmächtige Gott auch ferner in Gnaden unser herrliches deutsches Vaterland beschirmen, Seiner Majestät, unserm allverehrten Kaiser Wilhelm dem Siegreichen eine lange Regierung verleihen und jedem einzelnen in seinem trauten Familienkreise die Segnungen des mit schweren Opfern errungenen Friedens zu teil werden lassen."

Die Errungenschaften des blutigen Völkerkampfes kamen auch Altenburg zu gute; in regster Weise blühten Handel und Wandel auf, und das schöne Land zählt heute zu den gesegnetsten des Reiches, wie sein Regent zu den verehrtesten und geliebtesten Fürsten desselben gehört. In kräftiger Manneskraft begeht Herzog Ernst an der Seite seiner Gemahlin den Tag, an welchem er vor siebenzig Jahren das Licht der Welt erblickte; möchte ihm noch oft dieser 16. September wiederkehren, möchte ihm und seinem Hause Glück und Segen in reicher Fülle beschieden sein — das wünscht ihm in herzlicher Zuneigung das ganze deutsche Vaterland!

Ein türkischer Freund von „Ueber Land und Meer".

(Hierzu die Abbildungen Seite 794.)

Unsere Zeitschrift kann sich rühmen, über den ganzen Erdball verbreitet zu sein und ihren Weg überallhin zu finden, soweit eben sich die gebahnten Verkehrswege und Postverbindungen erstrecken. Wo nur Deutsche wohnen, ist ihnen „Ueber Land und Meer" vertraut, ja auch unter den Angehörigen anderer Nationen und fremder Zungen besitzen wir zahlreiche Leser, die uns häufig mit schätzenswerten Zeichen der Anerkennung beehren. Neuerdings haben wir auch einen türkischen Freund gewonnen, und wie dieses geschehen, wollen wir im folgenden berichten.

Jeder Gebildete kennt aus der Geschichte das alte Aleppo (syrisch Chaleb, gräzisirt Chalybon), dessen Gründung in das zweite Jahrtausend vor Christo zurückreicht. Stadt und Land erlebten wechselvolle, an blutigen Kämpfen reiche Schicksale. Während der Kreuzzüge wurden sie heiß umstritten, und nachdem die einst so blühende Stadt, durch das Erdbeben von 1268 zerstört, aus den Trümmern neu erstanden war, erneuerten die Mongolen und die Horden Timurs die Verwüstung. Durch Sultan Selim I. kamen 1516 Stadt und Land in die Hände der Türken, und heute ist Aleppo unter dem Namen Halep eine Provinz (Wilajet) des osmanischen Reiches, welche den nördlichen Teil von

Steinen und dem nordwestlichen Teil Mesopotamiens umfaßt. Seit 1850, wo der Aufstand gegen die Christen losbrach, der mit Waffengewalt niedergeschlagen wurde, erfreut sich das Vilajet Haleb der Ruhe und des Friedens, die Muselmanen verkehren freundschaftlich mit den Christen, und wenn auch die alte Blüte nicht wieder erreicht worden ist, so gedeihen doch Handel, Gewerbe und Ackerbau.

In Merssina nun, einem Orte in dem Sandschak (Regierungsbezirk) Marasch, lebt seit Jahren ein „Franke“ — wie die Osmanen die Europäer nennen — Franke in doppelter Beziehung, denn er ist Deutscher und heißt Frank. Mit diesem Herrn trat ein junger, vornehmer Türke, Ali Ben, in Verkehr, und er fand bei dem abendländischen Freunde die Nummern unserer Zeitschrift vor, welche in Wort und Bild die Wiederkehr der großen Tage von 1870 gefeiert haben. Ali Ben nahm lebhaftes Interesse an den Darstellungen der Kämpfe, aus denen das neue Deutsche Reich hervorging, und mit Ehrfurcht betrachtete er namentlich die Bildnisse des greisen Sultans der Deutschen, seines Großveziers Bismarck und der anderen Helden, deren Porträts sich aus den Schlachtgemälden abheben. Die orthodoxen Muselmanen verwerfen die Darstellung des Menschen, aber Ali Bey ist ein aufgeklärter Türke, und in seinem jungen Herzen stieg der ehrgeizige Wunsch auf, sich auch einmal so abgebildet zu sehen und sein Konterfei der Welt vorzuführen. Unser deutscher Landsmann meinte, dergleichen sei schwierig, denn bei einer illustrirten Zeitschrift komme es nicht bloß auf die materielle Abbildung, sondern auch auf den begleitenden Text an, doch auch dafür wußte Ali Bey Rat: er selbst werde den Text schreiben!

Nun, ganz so, wie unser türkischer Freund sein Manuskript uns übermittelte, können wir es nicht abdrucken, aber im wesentlichen hält sich doch die nachfolgende Uebersetzung an das Original. Der stolze, seines Wertes bewußte Jüngling erläutert die Abbildungen seiner Persönlichkeit:

„Dieser Mann ist aus Marasch, Vilajet Haleb; er ist Großkaufmann. Sein Vater ist Halil Efendi, ein reicher und vornehmer Türke. Seine Mutter stammt aus dem Beylik (Kreise) Dern in Marasch; ihr Vater war auch ein Scheich. Der junge Mann ist 19 Jahre alt. Sein Vater hat ihn Türkisch, Armenisch, Persisch, Kurdisch, Tscherkessisch und Französisch schreiben und lernen lassen. Er ist mutig und tragend, auch so gehalten, daß er andere in Staunen versetzt. Er zerbricht eine kleine Kupfermünze zwischen den Fingern, wie man dies auf dem zweiten Bilde sieht, und reibt mit dem Daumen die erhabene Schrift einer Geld- oder Silbermünze glatt. Seinen Finger stößt er mit solcher Kraft auf einen Ochsen- oder Kameelknochen, daß er in denselben eindringt, und ebenso stößt er den Finger durch ein Weißblech. Wenn er eine Hand nach europäischer Weise drückt, so kann er solche Kraft entwickeln, daß das Blut aus den Fingernägeln des andern hervordringt. Einen Esel trägt er mit Leichtigkeit auf seinen Schultern; ein Eisenstück von 2½ Zentnern hebt er wie einen Spazierstock und schleudert es weit von sich. Das Pferd, welches er reitet, ist ein Vollblut-Araber. Es ist so ausdauernd, daß es einen Tag ohne Unterbrechung laufen kann. Das Tier ist sehr kräftig. Während es galoppirt, kann er sich zur Seite desselben schmiegen und dem nach ihm geschleuderten Speere ausweichen. Ebenso hebt er eine Geldmünze vom Boden auf, während das Pferd in Carrière mit ihm dahinjagt. Er ist ein so guter Reiter, daß 20 bis 30 Mann nicht gegen ihn aufkommen können. Zu Fuße läuft er so schnell, daß er ein galoppirendes Pferd einholt und fängt. Er hält sich gegenwärtig in Merssina auf, wo er die Tochter des Strafanstaltsinspekteurs, Namens Efendi, heiratet. Um zu diesem Ziele zu gelangen, mußte er Schwierigkeiten überwinden, da das Mädchen einen zweiten Bewerber hatte, jedoch glückte es seinem Geschick, diesen zu besiegen.“

Dieser trefflichen Selbstbiographie unseres Freundes Ali Bey haben wir noch einige Erläuterungen beizufügen. Der Vollblut-Araber, auf welchem wir ihn sitzen sehen, ist nicht nach der allgemein üblichen türkischen, sondern in tscherkessischer Art mit Mandare aufgezäumt. Die zierlich aus Silber gefertigte Reitpeitsche, welche Ali Bey in der Linken hält, ist gleichfalls tscherkessisch. Genauer betrachten können wir sie auf dem zweiten Bilde, auf dem unser deutscher Landsmann sich die Peitsche von einem aus dem Kaukasus eingewanderten Tscherkessen, Hadji Bekir Aga, erklären läßt. Hadji Bekir ist Sachverständiger, denn in seiner Heimat war er Silberarbeiter, hat indessen in Marasch sein Handwerk mit einem freieren Berufe vertauscht. Er treibt nämlich Pferde zur Weide, eine gewiß friedliche Beschäftigung; wissen aber ein einsamer Reisender sich von so einem tscherkessischen Pferdehirten unter Umständen vorsehen mag, das ist unschwer aus den gemütvollen Zügen des braven Hadji Bekir herauszulesen. Immerhin kann man diesen Leuten, wenn man einmal mit ihnen Freundschaft geschlossen hat, vertrauen und ohne Besorgnis in ihrer Gesellschaft das Land zur Pflege des edlen Weidwerks oder zur Besichtigung der Ruinen aus grauer Vorzeit durchstreifen. Die beiden weiteren Figuren, die auf unserem Bilde noch der Erklärung bedürfen, sind ein Bauer turkmenischer Abstammung und ein schwarzer Diener. Die drei letztgenannten Männer zum Stillhalten für den Photographen zu bewegen, war keine leichte Mühe, denn neben den religiösen Bedenken gegen das Abkonterfeien des Menschen erheben sich abergläubische Vorstellungen von Zauberei. Dem Zureden des aufgeklärten Ali Bey und dem Versprechen eines hübschen Bakschisch gelang es indessen, die Skrupel zu überwinden, und so kam unsere kleine Musterkarte aus der türkischen Bevölkerung zu stande. Unserem türkischen Freunde aber wollen wir wünschen, daß er mit seiner Fatime oder Suleika glücklich und zufrieden lebe! ea.

Eine Episode.

Novellette

von

Agnes Gräfin von Klinckowstroem.

Sie langweilte sich. Der Zufall hatte sie hierher in das kleine Ostseebad verschlagen, vielleicht auch die Kenntnis, daß zwei der reichsten, unverheirateten Majoratserben dieser Provinz sich des Segelsports halber hier aufhalten würden. Es ließ sich leider nicht leugnen, daß sie eine gewisse Vorliebe für diese Menschenspezies besaß. Man konnte ihr auch eigentlich keinen Vorwurf daraus machen. Frühzeitig gezwungen, auf eigenen Füßen zu stehen, war sie gewissermaßen darauf angewiesen, eine sogenannte „Partie“ zu machen, und so oft sie diesem Ziel auch schon nahe gewesen zu sein glaubte, hatte sich immer im letzten Augenblick irgend etwas dazwischen geschoben, das ihre Pläne vereitelte. Nun mußte sie wirklich einmal ernstliche Schritte thun, um ihre Zukunft zu sichern.

Sie war sich sehr wohl bewußt, daß sie weder schön sei noch in der ersten Jugend mehr stehe, aber sie besaß jenen besonderen Chic und die leichte, graziöse Sicherheit des Auftretens, die bei Männern der großen Welt bisweilen mehr ins Gewicht fallen als Jugendfrische, und ihr keckes, belebtes Gesicht, im Verein mit der halb wie Champagner prickelnden, halb bubenhaften Art der Unterhaltung sicherten ihr in der Herrenwelt den Erfolg. Außerdem trug sie einen guten alten Namen, von dem man wußte, daß sie ihn einfach über Bord geworfen habe, um sich als Künstlerin eine selbständige Stellung zu schaffen. Das gab ihr in den Augen der Gesellschaft einen gewissen Nimbus.

Nun war sie aber der Selbständigkeit müde, sehr müde. Die Künstlerlaufbahn erschien doch nicht so einträglich, wie sie anfänglich gedacht hatte. Sie war entschlossen, jetzt unter jeder Bedingung in den Hafen der Ehe einzulaufen, und die Abgeschlossenheit eines kleinen Seebades erschien ihr für ihren Feldzug ein günstigerer Boden als die großen Modebäder, in denen heiratsfähige Männer, wenn auch zahlreicher vertreten, doch so leicht durch allerlei Zerstreuungen in Anspruch genommen und abgelenkt werden.

Während der ersten Tage ihrer Anwesenheit hatte sie eine vornehme Zurückhaltung bewahrt und an der Table d'hôte kaum mit einem Blick nach der Ecke hingeschaut, wo die beiden übereinstimmend gekleideten, kahl geschorenen, mit hängenden blonden Schnurrbärten und Monocles versehenen jungen Herren ihren Platz während des Diners hatten. Sie nahmen sich auf den ersten Blick wie Zwillinge aus, und erst bei genauerem Hinschauen gewahrte man die kleinen Unterschiede im Schnitt des Gesichtes, in Größe und Haarfarbe, welche der Drill und die Schablone der herrschenden Modeanschauungen beinahe verwischt hatten. Mit Recht nahm sie an, daß sie in ihnen die Träger der in der Fremdenliste prangenden Namen: Baron von Waldenfels und Baron von Treuenberg vor sich habe, und aus dem eifrigen Geflüster jener beiden mit dem Oberkellner, das bedeutsame Blicke auf ihre eigene Person begleiteten, erriet sie, daß sie ein Gegenstand des Interesses für jene geworden war. Es schien dies indes kein großes Verdienst, da sie hier die einzige wirkliche Vertreterin der großen Welt war, der die beiden unstreitig angehörten, und nach einigen Tagen vorsichtigen Manövrirens entschlossen sich die Barone dazu, sich dem Fräulein von Klingstein vorzustellen und sie um die Gnade zu bitten, an ihren Segelpartien teilzunehmen.

Sie nahm die Annäherung etwas von oben herab entgegen und lehnte die Segelpartie kühl ab. Das imponirte den jungen Männern; sie hatten eigentlich mehr Enthusiasmus erwartet, aber die Neuheit der Sache war nicht ohne Reiz und ließ sie von da an etwas weniger amphibienhaft leben als sonst. Sie hatten ja nun auf dem Festlande einen Magnet gefunden, denn es war unleugbar sehr angenehm, im warmen Ufersande zu liegen, die Blicke auf das belebte, heitere Gesicht der Künstlerin zu heften und ihrem Geplauder zu lauschen.

Daniella Klingstein ging vorsichtig zu Werke. Sie wollte diesmal ihrer Sache sicher sein und keine Chance aus der Hand geben. Zwar war Waldenfels der Angenehmere von beiden, aber Treuenberg galt für den weitaus Reicheren. Sie hütete sich fürs erste, einem von ihnen den Vorzug zu geben, hielt beide in ehrerbietiger Entfernung und ließ die Sonne ihrer Liebenswürdigkeit unparteiisch über ihnen scheinen.

Ihr Benehmen war dem größeren Teil der Badegäste, der aus den biederen Familien der benachbarten Gutsbesitzer und einigen spärlich bemittelten Städtern bestand, ein Stein des Anstoßes, und in weitem Bogen, aber mit spähenden Augen umstrich man die am Strande lagernde Gruppe, deren Mittelpunkt der rote Sonnenschirm war, hinter welchem sich Daniellas Gestalt verbarg, und ohne pikante Gespräche, die das Trio in der That nicht führte, aus dem einfachen Grunde, weil den Baronen etwas Pikantes nicht einfiel.

„Sie sehen heute wieder famos aus!“ bemerkte Waldenfels wohl, während er, im Sande liegend, auf die Arme gestützt, Daniella lässig durch das Monocle betrachtete.

„Ja?“ fragte sie mit einem süßen kleinen Lächeln.

„Famos!“ bestätigte Treuenberg, ein wenig lispelnd.

Sie zuckte graziös die Achseln: „Unter Blinden ist der Einäugige König! Hier ist ja niemand, der des Anschauens wert wäre!“

Längere Pause, während welcher sie, die Augen auf das Meer gerichtet, ein französisches Liedchen vor sich hin trällerte.

Endlich sagte Treuenberg: „Schauderhaft langweilige Aussicht da auf das Wasser hin!“

Daniella öffnete erstaunt die Augen: „Langweilig?! Es ist der schönste Blick, den man sich denken kann! Ein ewig wechselndes großartiges Bild!“

„Pardon!“ entgegnete Treuenberg. „Es ist gerade so, als wollte ich stundenlang auf einen leeren Rennplatz starren, auf dem gerade keine Pferde trainirt werden. Zum Baden und Segeln ist ja das Wasser gut, aber sonst kann ich ihm keinen Geschmack abgewinnen. Ich bitte Sie, eine glatte Fläche, weiter nichts. Da ist mir wirklich noch ein Rennplatz lieber.“

Abermaliges Schweigen.

„Was wollen wir wetten, gnädiges Fräulein, daß ich bis zu jenem äußersten Stein dort in der Brandung werfen kann?“ begann Treuenberg, der seinen gesprächigen Tag hatte, dann aufs neue.

Sie war im Augenblick ganz liebenswürdigem Interesse, und da beide junge Männer nun aufsprangen, um zu ihrer Erheiterung das Spiel in Scene zu setzen, begleitete sie jeden der Würfe mit kleinen aufmunternden oder bewundernden Ausrufen, dazwischen ein leises Gähnen geschickt verbergend.

Aus dem Spiel wurde allmälich ein Wettstreit, der sich etwas in die Länge zog, da jeder nun um der Sache selbst willen den andern überbieten wollte, und ihren Eifer benützte Daniella, sich unbemerkt fort zu stehlen.

Sie ging die Dünen entlang, bis zu einer Stelle, wo diese sich zu einer schluchtartigen Einbuchtung senkten und der Kiefernwaldung, die sich oberhalb der Sandberge hinzog, einen pittoresken Abstieg gestatteten. Wie sie hier einbog und dem Bett des rauschend zum Meer hinab stürzenden kleinen Baches entlang aufwärts stieg, sah sie unweit von sich einen Mann auf einem Feldstuhl sitzen, das Skizzenbuch auf den Knieen, den Farbenkasten neben sich. Ihr rascher Blick überflog mit prüfender Schätzung diese Gestalt, die, breit und robust gebaut, in ungezwungenster Stellung dasaß, und ihr innerer künstlerischer Mensch, der die letzten vierzehn Tage hindurch sich wie in einer Einöde bewegt hatte, empfand das erfrischende Prickeln eines wirklichen Interesses. Hier war jemand, der gleich ihr Sinn für Schönheit besaß, der den Reiz dieses abgelegenen unkultivirten Stückchens Erde zu würdigen verstand.

Er wurde ihrer zuerst nicht gewahr, sie aber wandelte die Laune an, eine Unterhaltung mit ihm

anzuknüpfen, und gewohnt, allen ihren Launen die Zügel schießen zu lassen, setzte sie sich keck wenige Schritte von ihm mitten in die Aussicht hinein, die er augenscheinlich festzuhalten bestrebt war, auf einen Stein.

Jetzt sah er auf und runzelte ein wenig die Stirn, als er den buntfarbigen menschlichen Schmetterling mit dem großen rotseidenen Sonnenschirm mitten in dem Aussichtsbilde fand.

„Vielleicht würden Sie nichts dagegen haben, sich einen andern Platz zu wählen," bemerkte er nicht gerade höflich.

„Ich sitze sehr gut hier!" versicherte sie dagegen.

„Ja so!" meinte er trocken, nicht ohne Humor. „Das genügt freilich." Und zugleich machte er Miene, seine Sachen zusammenzupacken.

„Ich störe Sie?" fragte sie nun mit geheucheltem Erstaunen.

„Die Höflichkeit verbietet mir, Ihnen zu widersprechen."

„Bitte, lassen Sie sich durch mich nicht in Ihrer Arbeit unterbrechen. Ich ruhe nur ein wenig vom Spaziergang aus."

„Sie meinen, ich solle den großen roten Fleck da" — er wies auf den Sonnenschirm — „mit in meine Skizze hinein nehmen?"

„Wenn's weiter nichts ist, den kann ich beseitigen."

„Halt!" rief er, von einer plötzlichen Idee erfaßt, als sie im Begriff stand, den Worten die That folgen zu lassen, und bog sich vor, um sie, die Hände breit auf die Kniee gestützt, mit prüfenden künstlerischen Blicken zu betrachten. „Bitte, bleiben Sie so sitzen! Genau so!"

Um ihre Augen und Lippen sprühten und tanzten kleine amüsirte Geister, während er zu dem Skizzenbuch griff, das ihm von den Knieen geglitten war, und eine Seite umschlug.

„Sie sind Maler von Beruf?"

„Ja, natürlich!" — er lachte ein wenig. „Was dachten Sie denn sonst?"

Verbindlich war er nicht, das stand fest, und auch nicht hübsch, aber in den klug und heiter in die Welt blickenden Augen lag doch ein Hauch des Genies, und das berührte sie sympathisch.

„Wo kommen Sie eigentlich her?" fragte er ziemlich ungehobelt. „Aus dem Nest dort unten?" Er wies mit dem Kopf in die Richtung des kleinen Seebades.

„Ja natürlich! Was dachten Sie denn sonst?" persiflirte sie.

Er sah sehr belustigt aus. „Ich dachte, Sie seien eigens als Modell für mich vom Himmel gefallen, obgleich die Damen dort droben sich vermutlich anders kleiden." Damit hatte er auch schon den Stift in der Hand und warf bereits rasche Striche auf das Papier.

„Sie haben mich noch gar nicht gefragt, ob ich Ihnen überhaupt eine Sitzung gewähren will," bemerkte sie kühl.

„Es steht Ihnen ja auch frei, aufzustehen und fortzugehen. In diesem Fall würde ich meine landschaftliche Skizze wieder aufnehmen."

Sie blieb indes ruhig sitzen, baumelte ein wenig mit den kleinen, hellbeschuhten Füßen, und so oft er aufsah, begegnete er den hellen, heiteren Augen, die mit einem Gemisch von Neugier und Mutwillen an seinem Gesicht hafteten.

„So!" sagte er endlich, tief aufatmend, und reichte ihr zur Begutachtung das Buch hinüber.

Sie war doch überrascht über die flotte, graziöse Art, in der ihr Figürchen mit allen charakteristischen Eigentümlichkeiten, auf dem Stein sitzend, mit leicht zur Seite geneigtem Kopf, unter aufgespanntem Schirm und zum Sprechen ähnlich hingeworfen war. Dann blätterte sie ein wenig in dem Buch, und die kurzen, treffenden Bemerkungen, mit denen sie jedes Blatt begleitete, zeigten ihm, daß sie mehr als gewöhnliches Verständnis für die Kunst besaß.

„Hier fehlt Ihr Facsimile noch," meinte sie lächelnd, wieder zu ihrem Konterfei zurückkehrend und ihn linig von der Seite ansehend.

Er nahm den Stift nochmals zur Hand, kritzelte in die rechte Ecke des Blattes seinen Namen, riß dasselbe dann heraus und überreichte es ihr mit einer Verbeugung, die ihr zeigte, daß er auch höflich sein konnte.

„Ich hätte das Bildchen gern behalten," sagte er, „aber es scheint mir, als hätte ich kein Recht dazu. Ihnen ist es vielleicht später eine Erinnerung an eine müßige Nachmittagsstunde, und auf jeden Fall weiß ich es in guten Händen, denn Ihre kleine Kritik meiner Skizzen beweist mir, daß Sie, wenn nicht selbst Künstlerin, so doch mit künstlerischem Instinkt begabt sind. Es ist zwar in der Welt nicht Sitte, daß ein Herr eine Dame nach ihrem Namen fragt, aber unsere Bekanntschaft hat sich auch nicht nach allen Regeln der Konvenienz gemacht, und ich möchte nun doch wissen, wem ich für eine halbe Stunde angenehmer Plauderei verpflichtet bin."

„Ich heiße Daniella Klugstein. Mein Name wird Ihnen als der einer Konzertsängerin nicht unbekannt sein."

Der leichte Anflug von Eitelkeit, mit dem sie dies sagte, erhielt sofort einen Dämpfer, denn er erwiderte kopfschüttelnd: „Meine Einnahmen sind nicht derartig, um mir den Besuch von Konzerten zu gestatten. Die Musik und alles, was damit in Verbindung steht, ist mir daher ein Buch mit sieben Siegeln geblieben."

Die Sonne warf bereits bedenklich schräge Strahlen, und Daniella fand es an der Zeit, diesem Zusammensein ein Ende zu machen.

„Sie wohnen auch in dem Nest dort unten?" fragte sie, auf seine Frage von vorhin anspielend.

„Nein. Der Ort ist jetzt während der Saison für meine Verhältnisse zu teuer. Ich habe mich in dem Bauerndorf Streblin, das eine halbe Stunde von hier entfernt ist, eingemietet."

„Also ein ganz armer Teufel," dachte sie, sich dabei lächelnd und nickend und dankend von ihm verabschiedend. „Schade, daß alle Leute, die einigermaßen anregend über die große Menge hinausragen, einen leeren Beutel haben."

Während sie die Schlucht hinabstieg, um den Heimweg anzutreten, betrachtete sie mit einer gewissen künstlerischen Andacht das Blatt in ihrer Hand und las das Facsimile in der Ecke: „Max Rodenberg". Ein unbekannter Name, aber Daniella besaß einen großen Respekt vor wirklichem Können. Sie hatte selbst viel Fleiß und Mühe an ihre Ausbildung gewandt und verstand es daher, aus den Leistungen anderer die Summe aller Arbeit und Anstrengung zu ziehen, welche denselben vorausgegangen sein mußte. An der ersten Biegung des Weges sah sie flüchtig zurück. Er stand noch an derselben Stelle und blickte ihr, die Hände in den Taschen, nach, nicht bewundernd oder gar entzückt, sondern lässig und ein wenig gedankenlos.

Man hatte sie im Kurhause schon vermißt. Die Barone waren in größter Unruhe über ihr Verschwinden gewesen und widmeten sich ihr mit verdoppeltem Eifer. Sie befand sich in bester Laune. Das kleine Intermezzo in dem eintönigen Badeleben hatte sie erfrischt und ihre Nerven wohlthätig angeregt, und sie war aufs neue mit dem ganzen Rüstzeug der Koketterie und Liebenswürdigkeit versehen, das schon zu erschlaffen gedroht hatte. Die Wahrnehmung, daß Treuenberg offenbare Anstrengungen machte, seinem Inséparable den Rang abzulaufen, trug mit dazu bei, ihre Laune zu einer rosigen zu machen, denn Treuenberg war ja die bei weitem wünschenswertere Partie, und es schien heute wirklich so, als habe er ernsthafte Absichten.

Es währte einige Tage, bis Daniella dem Maler wieder begegnete. Diesmal war's unten am Strande. Er stand im Begriff, mit einem Fischer, der draußen Reusen legen wollte, hinaus zu fahren, und wie er ihrer ansichtig wurde, zog er den Hut und kam auf sie zu, als sei sie eine alte Bekannte.

„Wollen Sie mitfahren?" fragte er im Scherz, mit einem Blick auf ihr kleidsames Matrosenkostüm.

„Ja!" sagte sie bereitwillig.

„Es wird aber einige Stunden dauern, bis wir zurückkehren."

„O — es thut Ihnen also schon leid, mich aufgefordert zu haben? Die Einladung war darauf berechnet, daß ich sie ablehnen würde?"

„Durchaus nicht!" versicherte er eifrig. „Wenn Sie im Boot noch Platz finden . . ."

Der Fischer meinte lachend, wenn das Fräulein sich den Wind um die Nase wehen lassen wolle, Raum genug sei ja vorhanden. Da fuhren sie denn mit einander hinaus, Daniella und Rodenberg, auf dem Bänkchen am Steuer dicht zusammengedrängt, der Fischer vorn bei den Netzen, die gelegt werden sollten, der Knecht auf der Ruderbank. Das Ungewöhnliche ihres Verkehrs, der sich so ganz außerhalb der hergebrachten Bahnen bewegte, regte die beiden am Steuer zu lebhafter Heiterkeit an. Des Malers Einfälle hatten etwas Knabenhaftes, Ausgelassenes, waren aber von einer großen Ursprünglichkeit, und sie ging mit Humor darauf ein. Er behandelte sie ganz ohne Umstände wie einen lustigen Kameraden, den man zufällig begegnet, und das Fehlen all der kleinen Aufmerksamkeiten, die ihr sonst von seiten der Herrenwelt zu teil wurden, war ihr eine überraschende, aber unterhaltende Erfahrung.

Daniella verstand es schlau, ihm allerlei Mitteilungen aus seinem Leben zu entlocken. Er machte gar kein Hehl daraus, daß er von kleinen, unbemittelten Leuten abstamme, und erzählte unbefangen von den Entbehrungen, die er als Akademieschüler und später während der ersten Jahre seiner Selbständigkeit hatte durchmachen müssen. Diese Offenherzigkeit imponirte ihr und ergriff sie zugleich. Sie war dergleichen in ihrer Welt des Scheins nicht gewohnt, und während er erzählte, glitten sie weiter und weiter vom Ufer fort, in das sanft bewegte Meer hinaus. Hier aber blies der Wind stärker als im Schutz der Dünen; die Bewegungen des Bootes wurden heftiger, und als nun gar der Knecht die Ruder einzog und die beiden Fischer sich daran machten, die Reusen zu versenken, legte sich das Schifflein ganz auf die Seite, und Daniella klammerte sich mit einem Schreckensruf an die Schulter ihres Begleiters.

Er legte unwillkürlich schützend und beruhigend den Arm um sie, und wie er das hübsche, lebensfrische Geschöpf so in seiner unmittelbaren Nähe fühlte, durchrieselte ihn ein ganz sonderbares Gefühl. Im nächsten Augenblick aber hatte sie sich von ihm losgemacht und saß ängstlich zusammengedrückt in ihrer Ecke, eine kleine räumliche Entfernung zwischen sich und ihn bringend.

Rodenberg wurde ganz rot. Nichts lag ihm ferner als ein Gefühl der Verliebtheit dieser Fremden gegenüber; er hatte eben nur einem Impulse gehorcht, wie das jeder andere Mann auch gethan haben würde. Es trat eine augenblickliche Pause ein, doch sie, die bei weitem Weltgewandtere und Sicherere, kam sofort über die kleine Verlegenheit hinweg und plauderte weiter, als wenn nichts geschehen wäre.

„Was würden Sie gethan haben, wenn ich über Bord gefallen wäre?"

„Ich weiß es nicht," gestand er ehrlich. „Keinesfalls wäre ich Ihnen nachgesprungen, denn da ich nicht schwimmen kann, so hätte es keinen Zweck gehabt."

Sie lachte bis zu Thränen. „Ermutigend sind Sie nicht."

„Warum auch?" fragte er mit naivem Erstaunen. Dann begann auch er zu lachen, und als der Fischer das Boot endlich heimwärts lenkte, war's ihnen beiden leid.

Von da an trafen sie einander fast täglich, sei es durch Zufall oder durch Absicht, der sie den Schein des Zufalls zu geben beliebten. Er kam jetzt öfters nach dem kleinen Badeort hinüber und setzte sich an den Abenden, an welchen die Musik des benachbarten Städtchens hier konzertirte, unter die Kurgäste. Daniella wußte, daß dies ihretwegen geschah, er hatte es ganz offen ausgesprochen, wie er denn auch gar kein Hehl daraus machte, daß ihre Unterhaltung ihm angenehm sei. Ihre Augen suchten sich dann lächelnd und ließen einander nicht wieder los. Erschien sie in Begleitung der Barone, so mied sie ihn; kam sie allein, setzte sie sich neben ihn. Ihr war es ein anregendes Nebenspiel in der großen Farce, die sie mit Rücksicht auf ihre Zukunft hier aufführen mußte; sie hatte dieses kleine Liebesspiel schon so oft in ihrem Leben aufgeführt und dachte nicht daran, es ernst zu nehmen. Rodenberg stand ja nach ihrer Ansicht gesellschaftlich unter ihr, aber den Kopf wollte sie ihm doch ein wenig verdrehen; ihm würde das Herz wohl auch nicht darüber brechen.

Eines Tages blieb er aus, während die Musik spielte. Daniellas Augen suchten vergebens nach ihm. Sie wurde ganz unruhig und zerstreut, hörte kaum, was zu ihr gesprochen wurde. Ihre Gedanken beschäftigten sich fortwährend mit der Frage, was ihn verhindert haben könne, zu kommen. Auch der nächste Tag verging, ohne daß es ihr gelang, ihn

zu sehen, obgleich sie ihre Spaziergänge weiter als gewöhnlich ausdehnte. Sie verstand es einfach nicht, und plötzlich griff ihr die tödliche Angst ans Herz, daß er abgereist sein könne, ohne Abschied von ihr zu nehmen. Sie preßte die Hände gegen die Stirn und merkte, daß dieselben eiskalt vor Aufregung geworden waren. Ja, was war denn das? Sie stand mit einemmal vor einer Entdeckung, die sich wie ein Abgrund vor ihr aufzuthun schien. Das leichte Spiel hatte sich für sie in Ernst verwandelt, und das Bewußtsein, daß sie Rodenberg, den Unschönen, Kurzangebundenen, Genialen mit heißer Leidenschaft lieben gelernt habe, fiel wie ein blendendes Licht in ihre Seele.

Was nun? Daniella ging sehr ernst mit sich zu Rate. Sie war kein Kind mehr und machte sich die Lage, in der sie sich befand, völlig klar. Treuenberg war während der letzten Zeit so weit aus seiner Reserve herausgetreten, daß sie mit ziemlicher Sicherheit auf eine entscheidende Aussprache rechnen konnte. Sollte ihr das Schicksal jetzt gerade wie zum Hohn vergebens das in den Schoß werfen, wonach sie ihr Leben hindurch gestrebt, um dessentwillen sie die ganze Reise hierher überhaupt unternommen hatte? Alles, was von Selbstsucht und Weltlichkeit in ihr war, empörte sich gegen den Gedanken, dieses Ziel, das sie beinahe erreicht hatte, im letzten Augenblick aus Händen zu lassen. Es war ja alles nur Einbildung! Sie würde über diese Neigung, die so spät noch an sie herangetreten war, hinwegkommen wie über so vieles andere. Das sollte sie nicht hindern, eine Partie zu machen, wie sie sich ihr noch nie zuvor geboten hatte und nie wieder bieten würde. Und während sie sich all das immer wieder vernünftig vorsagte, rang sie die Hände und biß sich die Lippen blutig in stummer Qual.

Die Entscheidung trat früher an sie heran, als sie gedacht hatte. Der Baron benützte noch an demselben Abend einen Moment des Alleinseins mit ihr auf der Veranda des Kurhauses, um ihr die Frage vorzulegen, ob sie Herrin auf Schloß Treuenberg werden wolle. Sie standen im Mondschein an die Balustrade gelehnt. Sein alltägliches Gesicht war ordentlich warm belebt und durchzittert von einer Bewegung, die es verschönte. Daniellas Züge versteinerten sich in eisiger Kälte. Ihre Hände zerpflückten nervös eine wundervolle Rose, die er ihr geschenkt hatte. Schon schwebte das rasche, bindende Jawort, das ihn und sie zu den elendesten Menschen gemacht haben würde, auf ihren Lippen. Da flutete es wie eine heiße Welle der Scham und Selbstverachtung über ihr Herz und löste die eisige Erstarrung ihres Innern, und gegen den Willen ihres klugen, kühlen Verstandes sprachen ihre Lippen das entscheidende „Nein", das ihr die goldenen Thore verschloß, die zu öffnen sie alle Hebel in Bewegung gesetzt hatte.

Es war geschehen! Der Traum von Reichtum und Stellung war zu Ende. Ihre Hand hatte freiwillig den Preis fahren lassen, um den sie zäh und verbissen mit dem Schicksal gerungen. Der Baron zog sich mit einer steifen Verbeugung zurück, denn Selbstbeherrschung gehörte zu seinen Haupttugenden, und sie wußte, daß sie ihn zum letztenmal gesehen hatte. Merkwürdigerweise fühlte sie sich wie erlöst, und indem sie tief aufatmete, schien es ihr, als habe sie ihre Selbstachtung wieder gewonnen und als lägen mit der Freiheit auch Jugend und Glück aufs neue vor ihr. Was nun werden solle, das wußte sie selbst noch nicht, sie wollte sich ohne eigenes Zuthun von nun an allein vom Schicksal treiben lassen.

Ein strahlender Spätsommertag ließ sie am folgenden Morgen erwachen, und durchzittert von einem eigentümlichen Gefühl, halb des Glücks, halb der Trauer, machte sie ihren Morgenspaziergang nach der Schlucht hin, wo ihr Rodenberg zuerst begegnet war, um hier ihren Gedanken und Erinnerungen nachzuhängen. Und plötzlich fing ihr Herz an heftig zu klopfen wie das eines sechzehnjährigen Mädchens, denn dort, wenige Schritte von ihr, saß er, dem jeder ihrer Gedanken gehörte, in einer Stellung tiefsten Insichversunkenseins auf einem Stein.

Bei ihrer Annäherung sah er auf und erhob sich, um ihr entgegen zu gehen. Ihr schien es, als habe die Sonne nie goldener geschienen, die sommerliche Luft sie nie lieblicher umschmeichelt als in diesem Augenblick, und das Glücksgefühl, dem jetzt jede Beimischung von Trauer fehlte, durchdrang sie so intensiv, daß ihr die Worte versagten und sie ihm nur stumm die Hand entgegenstrecken konnte.

Er sah erschöpfter aus als sonst, schüttelte ihr aber herzlich und freundschaftlich die Hand: „Wir haben uns lange nicht gesehen."

Sie konnte nur selig lächeln. Er war da. Es war alles wieder gut.

„Ich wäre ein zu schlechter Gesellschafter gewesen," fuhr er fort, „denn ich hatte Nachrichten aus der Heimat bekommen, die mich verstimmten, und Selbstbeherrschung gehört leider nicht zu meinen Eigenschaften."

„Schlechte Nachrichten von den Ihren?"

„Von meiner Familie direkt nicht, aber doch von einer mir nahe stehenden Person."

Er drehte dabei halb gedankenlos an dem schmalen Ring, den er am vierten Finger der linken Hand trug. Es war ein häßliches Ding, ein dünner Reif mit fünf kleinen Granatsteinen, die in der Form eines Vergißmeinnicht zusammengefügt waren.

Ihre Blicke folgten seinen Bewegungen, und mit einemmal krampfte eine sonderbare, unbestimmte Angst ihr das Herz zusammen, und sie fragte unvermittelt und kurz: „Warum tragen Sie eigentlich den Ring da? Hat er eine Geschichte?"

„Allerdings," gab er etwas linkisch lachend zu, „aber keine, die Sie interessiren würde."

„Warum nicht? Alles interessirt mich, was Sie betrifft. Das sollten Sie doch wissen."

„Ja, ja, ich glaube wirklich, Sie haben so etwas wie Freundschaft für mich, obgleich man es nicht für möglich halten sollte, aber es dürfte doch schwerlich irgend ein Interesse für Sie haben, daß dort unten in einer kleinen mitteldeutschen Stadt ein armes Mädel sitzt, das mir vor Jahren einmal den Ring als Pfand der Treue gab, als ich noch Akademieschüler war und die Aussicht, daß wir uns heiraten könnten, in weiter Ferne lag. Wenn man jung ist, verliebt man sich so schnell und intensiv und bindet sich so leichten Herzens."

„Sie sind also verlobt?" Daniella stieß die Worte tonlos hervor.

„Ja, denken Sie nur! Es ist zwar vorläufig eine aussichtslose Sache, aber ich würde nie im Leben daran denken, dem Mädchen mein Wort zu brechen, nachdem sie mir all die Jahre hindurch die Treue gehalten hat und darüber selbst müde und welk geworden ist. Nun schreibt mir meine Braut vorgestern, daß sie elend und kränklich sei, ohne die Mittel zu einer Badereise zu besitzen. Zwischen ihren Zeilen lese ich es heraus, daß sie mir einen Vorwurf aus dieser kleinen Studien- und Vergnügungsreise macht, da ich ja bei meiner robusten Gesundheit gar keiner Erholung bedürfe. Und endlich fügte sie hinzu, daß sich mir durch die Vermittlung eines Onkels eine Stellung als Direktor einer lithographischen Anstalt böte, mit einem Anfangsgehalt von sechstausend Mark und daß sie darauf rechne, ich werde die brotlose Malerei an den Nagel hängen und das Anerbieten annehmen. Das alles regte mich natürlich furchtbar auf."

„Und Sie gedenken diesem Wunsch Ihrer Braut Folge zu leisten?"

„Sie könnte ebenso gut von einem Adler verlangen, daß er das Fliegen läßt, als von einem Maler, daß er das Malen aufgibt," unterbrach er sie mit blitzenden Augen.

„Aber Ihre Heirat wird dadurch wieder in weite Ferne gerückt."

„Mag sein! Einmal wird es doch dazu kommen. Jedenfalls darf die Liebe nicht mitsprechen, wo die Anforderungen der Kunst ins Gewicht fallen."

Er sah während dieser Worte nicht nach Daniella hin, sondern blickte in die Weite. Offenbar gedachte er dabei jenes fernen Mädchens. Und der schweigenden Zuschauerin war zu Mut, als sei in ihr alles gestorben und kalt und erstarrt. Es wurde ihr jetzt klar, daß er und nicht sie den freundlichen Verkehr mit ihr nur als eine kleine unterhaltende Badepisode betrachtet hatte, und daß sie, die das Spiel begonnen, allein dazu verdammt war, die Kosten desselben in alle Ewigkeit zu tragen. Es war alles zu Ende. Die Sonne leuchtete ihr nicht mehr. Grau in Grau schien die vorhin lachende Landschaft jetzt vor ihr zu liegen.

„Vielleicht höre ich noch einmal, daß Sie Ihren Entschluß geändert haben," sagte sie, sich zu einem Lächeln zwingend. „Sie kennen ja nun meine Adresse. Fürs erste müssen wir uns von einander verabschieden. Ich reise morgen früh."

„O!" rief er mit freundlichem Bedauern, das vernichtender für sie war, als die größte Unhöflichkeit es hätte sein können. „Das thut mir leid. Wir haben uns doch recht gut mit einander unterhalten. Uebrigens wird meines Bleibens hier auch nicht mehr lange sein."

„Dann adieu!" sagte sie obenhin und lachte halb besinnungslos ein wenig dabei, während sie ihm die Hand kameradschaftlich entgegenhielt. „Es ist besser, wir machen's schnell ab. Ich hasse Abschiednehmen, und wenn es doch einmal geschieden sein muß —"

„Leben Sie wohl! Hab' mich sehr gefreut — und herzlichen Dank für die vielen angenehmen Stunden. Glückliche Reise! Apropos, wohin reisen Sie denn?"

Wohin? Sie hatte noch gar nicht einmal darüber nachgedacht, wußte es selbst nicht. Irgendwohin, wo sie mit ihrer Scham und ihrem Jammer in dem rauschendsten Strudel der großen Welt untertauchen konnte. Irgendwohin, wo nichts sie an die Niederlage erinnern konnte, die sie hier erlitten hatte.

Noch einmal schüttelten sie einander die Hände, dann schieden sie — auf Nimmerwiedersehen.

Hauszauber.

Was grüßt an Hauses Schwelle
So warm uns beim Empfang?
Was wandelt sanfter Helle
Mit uns durch Flur und Gang?
Was bricht aus jeder Pforte
Im Haus wie Himmelsschein,
Als lüden Engelworte
Zu sel'ger Rast uns ein?
Nein, Freund, kein Engel schreitet
Vor dir mit Strahlenblick —
Solch holden Zauber bereitet
Ein sonn'ges Ehegluck.

Julius Lohmeyer.

Die Bayreuther Bühnenfestspiele im Jahre 1896.

Von

Ida Boy-Ed.

III.

Als Grundsatz könnte ausgesprochen werden: „Man fährt in den Nibelungenring nicht eher auf, als bis man einen echten und rechten Vertreter des Siegfried hat." An einem solchen hat es gefehlt. Emil Gerhäuser, der ein solcher gewesen wäre, ward als Siegmund beschäftigt. Wilhelm Grüning, der den Siegfried des ersten Abends sang, um ihn am zweiten an den Bayreuth-Schüler Burgstaller abzutreten, ist ein Sänger, der mit hoher Bewunderung genannt zu werden verdient und sich als Tannhäuser schon Lorbeeren in Bayreuth erworben hat. Der Siegfried entspricht nicht ganz seiner Individualität. Burgstaller und Breuer, die beiden Schüler der von Kniese geleiteten Wagnerspielschule, sollten zum erstenmal Zeugnis für diese ablegen.

In Bayreuth eine Schule deutschen gesangsdramatischen Stils blühen zu sehen, war einer von Wagners schönen Wünschen. Daß die Leitung Wert darauf legen mußte, bei den diesjährigen Festspielen, welche als eine Art Jubiläum aufgefaßt werden konnten, der Welt selbstgebildete Künstler vorzuführen, war begreiflich. Das Urteil über das Erzielte ist aber insofern außerordentlich schwer, als man nicht weiß: haben die Herren Burgstaller und Breuer in den verflossenen Jahren nur den Siegfried und den Mime gelernt, oder war ihre Ausbildung eine umfassende? Sind sie abgerichtet, oder können sie heute auch jeder anderen in ihr Fach schlagenden Aufgabe gerecht werden? Sollte die Ausbildung sich bei beiden auf diese einzige Rolle nur erstreckt haben, kann von einem endgiltigen Urteil über die Leistung der Bühnenschule überhaupt nicht die Rede sein. Herr Breuer war jedenfalls ein Mime allerersten Ranges. Ob er singen kann, läßt der quälende Zwerg nicht erkennen. Darstellerisch übertraf er alle mir bekannten Darsteller des Mime. (Hier sei in Parenthese bemerkt, daß meist Mimme gesprochen ward; Wagner hat es freilich hie und da so skandirt, mit kurzem i, aber es hätte doch wenigstens Einheit in der Aussprache herrschen müssen.) Die Scene zwischen Alberich und Mime im „Siegfried" gehörte zu den dramatischen Glanzpunkten des Abends. Herr Burgstaller stellte sich in seiner Aufgabe noch nicht von so vollendeter Fertigkeit dar.

Im ersten Cyklus hatte dieser Sänger den Siegfried der „Götterdämmerung" zu singen und erweckte durch die Fremdartigkeit seiner Erscheinung, die sich eher zur Darstellung eines Asketen, eines Martyrers zu eignen schien, nahezu Heiterkeit. Im zweiten Cyklus, anders betrachtet und in glücklicherer

Kostümirung, erschien er aber geradezu poesievoll; er sah aus, wie aus einem alten Legendenbuch herausgestiegen, so daß alle übrigen Darsteller neben ihm modern wirkten. An diese echte Stimmung, die von seiner merkwürdigen Aeußerlichkeit und seiner trefflichen Darstellung ausging, mußte man sich halten; der herrliche Stimmklang des Burgstallerschen Organs leuchtete nur selten auf, und am zweiten Abend sang er nicht mehr, sondern markirte bloß. Wenn dieser eigenartige Verfall — denn Herr Burgstaller hatte einen großen Erfolg — auch beweist, daß mit „Stil" viel zu erreichen ist, so bewies er doch auch andererseits, daß die Leistungsfähigkeit der Bayreuther Schule keineswegs auf stimmbildnerischem Gebiet zu suchen ist und vielleicht besser nur solche Zöglinge aufnähme, die schon gesangstechnisch vorgebildet sind.

In keinem Fall aber ist es angebracht, vor einem Elitepublikum, welches für große Geldopfer auch möglichst vollkommene Genüsse erwartet, einen solchen Anfänger herauszustellen.

Im „Siegfried" trat Herr Perron als Wanderer wiederum imposant hervor durch die edle, resignirte Ruhe und Hoheit des Gottes, der gefaßt das Ende seiner Weltherrschaft nahen sieht. Dann verschwindet Wotan von der Bühne, aber wunderbar und geheimnisvoll scheint seine erschütternde Gestalt, immer gegenwärtig, bei allen Vorgängen der „Götterdämmerung"; ein Beweis gewiß von der dichterischen Gewalt, mit welcher sie erfaßt ist. Wir erschien Wotan zum erstenmal, dank der herrlichen Wiedergabe durch Perron, als ein ganz moderner Charakter, in jenem höchsten Sinn des vielmißbrauchten Wortes, daß eine ewige Wahrheit auch immer die Wahrheit von heute ist. Gold und Macht erlangen wollen, um das Dasein durch Genüsse reizvoller zu machen; hin und her schwanken zwischen der Erkenntnis von der verderblichen Gewalt solchen Strebens, und dennoch getrieben sein von dämonischer Gier darnach — das ist die Krankheit des zu Ende gehenden Jahrhunderts.

Scenisch war die Siegfried-Vorstellung nicht gerade überwältigend, bis auf den großartigen Aufstieg Siegfrieds zum Walkürenfelsen. Das Flimmern des Sonnenlichts im Walde glückt in München besser, und daß Siegfried anstatt des Mime eine ausgestopfte Puppe in die Neidhöhle warf, wirkte komisch.

Frau Lehmann bewies als Brünnhilde abermals, daß sie eine großartige Opernsängerin ist, an der man einzelne Momente wahrer dramatischer Kraft und immer die hohe Gesangskunst bewundern muß. Im großen und ganzen kann man sagen: gerade sie setzte das ins hellste Licht, was man in Bayreuth bewundern muß, weil — es ihr fehlte! Die Ersatz-Brünnhilde, Frau Gulbranson, ist gewiß nicht ermähnend die Gesangskünstlerin wie Frau Lehmann, aber sie besitzt ein leidenschaftliches Darstellungsvermögen von elementarer Kraft — sie reißt hin! Und wenn sie eines Tages auch die große Sängerin sein wird, dürfte sie die Lehmann weit überragen. Es soll nie vergessen werden, daß auch die Grundlage aller Wagnersänger eine vollendete stimmtechnische Kunst sein muß; nur auf ihr beruhend, kann sich die Darstellung ganz sicher entfalten. Weil das Ziel ein anderes geworden, glaubt man oft, auch die Mittel seien andere; das ist nicht wahr. Die Technik hat lediglich aufgehört, Selbstzweck zu sein, entbehrt kann sie nicht werden. Die Gerechtigkeit erfordert, hier zu konstatiren, daß sowohl Herr Brüning als Siegfried, wie Frau Lehmann als Brünnhilde im dritten Cyklus glänzende Leistungen darboten, und daß besonders Herr Brüning einen großartigen Erfolg hatte.

Die Götterdämmerung entfachte die Begeisterung, welche während des Siegfried ganz erstarkt war, wieder neu. Man stand wieder vor so großen Kunstoffenbarungen, daß die nicht einwandsfreien Momente vom Hörer innerlich schnell überwunden wurden. Der einzige, sehr ernste Mangel bleibt der verfehlte Hagen. Diese Gestalt ist eine der wundervollsten Erfindungen Wagners. Daß dieser bleiche, freudlose Mann der Sohn und Erbe Alberichs ist, ein Halbbruder Gunthers, daß gerade Alberichs Sohn der Mörder Siegfrieds wird, bewegt mehr als alles, daß Wagner der größte Neudichter der Nibelungensage genannt werden muß. Im Nibelungenlied ist bekanntlich Hagen Gunthers Oheim; daß er der Sohn eines Nachtalben und der Königin Ehremhild sei, findet sich nur als Hinweis in der Thidrekssaga. So ist die grandiose Erfindung Wagners Eigentum. Herr Grengg sang ihn mit einer der schönsten Baßstimmen, die es gibt, aber kein Hauch der Kälte und des Todes ging von ihm aus; er war urgemütlich. Auch der Gunther erwies sich als unzureichend.

Und um noch das letzte zu sagen, was nicht verschwiegen werden darf: der gemalte Hintergrund, die Götter in Walhalls brennendem Saal, wirkte wie die Vedute etwa einer Badepromenade.

Aber mit welcher Stimmungsgewalt begann der Abend mit der Nornenscene! Welch wundervoller Genuß war es, die klassische Waltraute der Frau Schumann-Heink und die Erda der gleichen Künstlerin zu hören! Die vollendete Gesangskunst dieser genialen Frau feierte einen Triumph ohnegleichen, sie bewies auch die schwere Kunst, Leidenschaft mit äußerer Ruhe zu vereinen, so daß ihre Erscheinung zu den hohen Freuden von Bayreuth gerechnet werden muß. Man sah auch zum erstenmal eine Gattrune, die im Recht ihrer Verliebtheit handelt, nicht das intriguenspinnende Weib, als welches sie gewöhnlich dargestellt wird. Frau Luise Reuß ergriff so durch poetische Weiblichkeit. Es war ein liebliches Bild, wie sie in zagender Verschämtheit mit ihrer Lichtgestalt durch die Gibichungenhalle schritt.

Diese einfache, ruhe, großwirkende Halle vor der ernsten Rheingegend war ein Entzücken für das Auge, ebenso der Platz vor der Halle, wo die große Scene zwischen Siegfried und Brünnhilde angesichts der Mannen sich abspielt. Die Mannen wirkten prächtig: Hünengestalten voll ungeschlachter Kraft; ihr Gesang war markiger Wohllaut.

Den zweiten Cyklus dirigirte Mottl. Da er, ohne die treueste Rücksicht auf die Partitur jemals außer acht zu lassen, auch Rücksicht auf die menschliche Stimme zu nehmen versteht, so fielen manche Sonderbarkeiten fort; zum Beispiel war das allzu scharfe Staccato der Silbenaussprache, welches während des ersten Cyklus infolge mancher zu langsamen Tempi das Ohr befremdete, gemildert zu Gunsten der Natürlichkeit und Schönheit. Das Orchester spielte wunderbar — anstatt der ehernen Autorität eines Richter, schien der Genius der Partitur selbst die Musiker zu leiten und hinzureißen. Mottl erlebte einen Triumph ohnegleichen.

Und so ging auch der zweite Cyklus zu Ende, wie es der erste gegangen war: unter dem Jubel der begeisterten Menge.

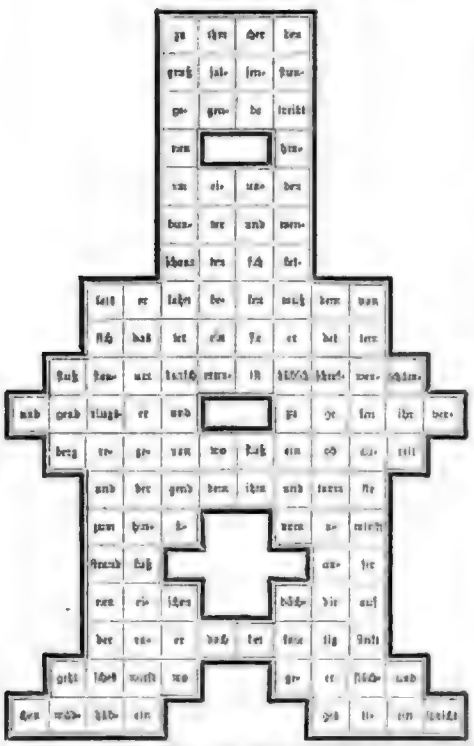
Niemand, der die Feiertage von Bayreuth mitgemacht, kann sich einem Zweifel darüber hingeben: was hier geschaffen wird, ist von weittragender Bedeutung, nicht nur für das ganze deutsche Kunstleben, sondern für das deutsche Volk überhaupt. Und wenn ich es nicht über mich vermocht habe, die zu Tage getretenen Fehler totzuschweigen, so glaube ich gerade damit der Sache von Bayreuth zu dienen. Im allgemeinen gilt bei der Festspielleitung jeder als Ignorant und Feind der Sache, der sich nicht blind für alles begeistert. Aber wir brauchen keine Hymnen, wir brauchen die Wahrheit. Und Bayreuth ist groß und gewaltig und stark genug, um sie ertragen zu können. Mit Vorsatz sich blind stellen gegen Unzulänglichkeiten, das heißt allein den Fortbestand gefährden.

Und daß es fortbestehe, für und für als nationales Gut, als Stolz aller Deutschen, ist auf das heißeste zu wünschen. Wagner fürchtete eine gewisse Popularität für seine Nibelungen; er sah voraus, daß sie ähnlichen Erstellungen nicht entgehen würden, wie sein Tannhäuser und sein Lohengrin, deren Degradirung zu „Opern" ihn mit stündigem Schmerz erfüllte. Seine Furcht war nicht unbegründet: die Nibelungen sind „Repertoire- und Kassenzugstücke" geworden. Und darum muß es ein Zentrum des Kunstlebens geben, wo fort und fort die unsterblichen Monumentalwerke in möglichst lauterer Gestalt wieder neu erweckt werden.

Denn was Liszt 1875 von dem Nibelungenwanderweg schrieb, ist wahr: „Es überragt und beherrscht unsere ganze Kunstepoche wie der Montblanc die übrigen Gebirge."

Für müßige Stunden.

Königsmarsch.



Silbenrätsel.

1, 2.

Größt wer sich gern drin präsentirt,
Zumal mit einem Stern geziert,
Empfinde sicher Unbehagen,
„Röhr" er alltäglich so sich tragen.

4, 1, 3.

Ein holdes Mädchenbild erscheint,
Dem Namen durch die Kunst vereint,
Und läßt wohl süße Melodien
Vertraut durch deine Seele ziehen.

4, 1.

Verbinde stets Gerechtigkeit
Der Macht sich, die das Amt verleiht!
Doch Mohammeds Verehrer fühlen
Sich wohler, den Tyrann zu spielen.

4, 3.

Daß diese Dame sich gewandt
So ganz der Unterordnung hebt,
Lehrt uns: Sogar im Götterstreife
Ist nicht ein leber Tag und Weile.

1, 2, 3, 4.

Als einst Untoods Sonnenglut
Und seine eiserlichte Wut
Ihr Liebesglück grausam verwüstet,
Sie in die Meeresheimat flüchtet.

(M. Sch., Kassel.)

Verwandlungsrätsel.

Man bilde aus:

Kalter, Kamm, Lee, einen Schmetterling.
Reh, Eid, Geld, eine Stadt in Baden.
Aehen, See, Not, einen griechischen Gelehrten.
Ulm, Oden, Er, eine Stadt in Italien.
Ok, Kors, Ei, einen griechischen Redner.
Aken, Stab, einen Männernamen.
Uden, Stadt, eine Landschaft in Griechenland.
Ins, Eis, Tod, ein Land in Asien.
Graf, Kalt, Ur, eine Hauptstadt in Oesterreich-Ungarn.
Linde, Ps, Ort, einen Frauennamen.
Olive, M, Rein, ein Mineral.
Grätz, Elbe, Gins, ein Land in Oesterreich-Ungarn.

Nach richtiger Lösung ergeben die Anfangsbuchstaben der neuen Wörter den Namen eines berühmten Feldherrn.

H. v. d. M.

Worträtsel.

So, wie ich bin, hat's jeder wohl,
Im Bandes aber ledig;
Ein Zeichen Heil in mich hinein,
Dann such mich in Bewegung.

Auflösungen der Rätselaufgaben Seite 776:

Des Rätselsprungs.

Bestrundet waren weiland ihre Herzen,
Doch Ueberzungen Unsen Wachheit schwächen,
Und die Beständigkeit wohnt nur bei wenen;
Und drenng ist das Leben, und die Jugend
Ist eitel; und entgeistet sein mit Geschicken,
Das kann wie Wahnsinnsschmerz im Hirne toben.
Doch wie fand sich ein Mittler diesen beiden,
Der heilen wüßte ihrer Herzen Leiden.
Gemilder standen sich die Schmerzgestalten,
Wie Klippen, die des Blitzes Streich gespaltet.
Ein milder, wärmer Strom fließt jetzt dazwischen,
Daß aller Elemente sonnige Schar
Vereneg wohl nimmer gänzlich zu vermissen
Die beide Spur von dem, was einstens war.

(Aus „Christabel" von Coleridge.)

Des dreisilbigen Charade: Feuerbach.
Der zweisilbigen Charade: Thalberg.

Schachbriefwechsel.

Dr. J. v. P. in Ellerneck Ther. Bei dem Versuch, die Aufgabe 31 durch 1) Dg1—f3 zu lösen, haben Sie den Gegenzug 1) . . . . Sb5—g3 nicht in Betracht gezogen.

C. S. in Zürich. Wir sind Ihnen für die Zusendung dankbar und geben beide Irrthümer bereitwillig zu. Darnach fällt in Nr. 14 nach 1) De1—g3 ab—a4 sowohl 2) c3—c4† als auch 2) Dg3—g8 (Tab—a3 3) Da8—a1 matt) zum Ziel, und in Nr. 20 scheitert 1) Ke1—f2 nicht an e3—e4, da nach 2) Df6—e7 Matt ist, wie angegeben. Schwarz hatte Gegenzug hat, der ein Matt in 4. Zuge zu vermeiden vermag, weil aber an 1) . . . . Kb5—c6.

F. H. in Wien. Bezüglich der Nr. 31 hat die ingeniöse rückläufige Lösung meinen Beifall gefunden. Sie passen auch eine Lösung nicht.

C. H. in Mangschütz. Besten Dank für die Aufgaben, die beide Interesse zu sein scheinen und demnächst Verwendung finden werden.

Richtige Lösungen sandten ferner ein: C. M. in Leipzig zu № 29, 30; C. S. in Zürich, O. in Wolmirstedt und Dr. H. in Gildenmeister (Holland) zu 29; Ca, in Breitenau zu 29 und 30 (scharfsinnige erste Lösung der wichtigen Gegenzug 1) . . . Sb5—c3); K. H. in L. (Schlesien) Widerlegung zu 29. 30. 31; Dr. J. v. P. in Ellerneck Ther zu 30, Pr. in Kassel zu 30. 31. 32; Prof. Karl Mayer in Wien zu 31 und 32; F. M. in Breslau zu 31, 32. 33, J. L. in Lemberg zu 32; F. P. in Wien zu 32 und 33.

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt. — Verantwortlicher Redakteur: Ernst Schubert in Stuttgart. — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.
Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten.

Punch and Judy
Vol. 1 No. 1 Saturday, July 17, 1841

Mr. Punch's Prospectus

Mr. Punch has much pleasure in announcing to the Public that he has taken the Field, and intends to keep it. He has been induced to do so by the numerous applications he has received from his friends, who have long been anxious to see him in print.

Mr. Punch has no intention of troubling the Public with a long Prospectus. He has no time to waste in writing, and the Public has no time to waste in reading. He will therefore be brief.

Mr. Punch's Paper will be published every Saturday, price Threepence. It will contain Original Articles, Poetry, Criticism, Reviews of Books, Theatrical Intelligence, Police Reports, and all the News of the Week.

Mr. Punch will not be responsible for the opinions of his Correspondents. He will, however, be responsible for the opinions of his Editor, who is a man of strong views and a ready pen.

Mr. Punch has secured the services of a Staff of Writers unequalled for their talent, their wit, and their knowledge of the world. He has also engaged the services of an Artist of great genius, whose Illustrations will be a feature of the Paper.

Mr. Punch hopes that the Public will support him in his undertaking. He has no doubt that they will do so, as he has always been a favourite with them.

Mr. Punch concludes with a Motto: "Be merry and wise."

The Fashions

The Fashions for the Season are now settled. The Ladies will wear their dresses short, their hats large, and their waists small. The Gentlemen will wear their coats long, their hats small, and their waists large.

Theatrical Intelligence

The Theatres are all open, and the Actors are all busy. The Public is also busy, but not so busy as the Actors.

Police Report

A man was brought before the Magistrate for stealing a watch. He said he found it. The Magistrate said he must have found it in his pocket, as it belonged to the Prosecutor.

Poetry

Mr. Punch has received a number of Poems, but he has not had time to read them. He will read them next week.

Briefmappe.

Feinschmecker. „Labdanum" ist ein harzhaltiger Stoff, bestehend aus gebackem Pflanzenfett, Harzsäften, Honigkalk und Gewürzen. Es schmeckt ungefähr, doch muß man freilich, um 1/4 Datum zu pflügen, einen guten Magen haben.

Robert E—n in P—g. Das deutsche Gesetzbuch, doch im Handel nicht ganz zutreffen. Gedichte haben wir nicht zurück.

C. W. in Hamburg. C. W. in Hamburg. Minna M. in J. Johanna L. in W. Wird Dank abgelehnt.

A. H. Sie erlernen Gewandt aus dem „Handbuch der Damenschneiderei", das Ihnen jede Buchhandlung beschaffen wird. Über weiteres wenden Sie sich direkt an den Autor, Hofrat Wilhelmsdorf, Herrn Max Gilgner, Ehrlich bei Berlin Grunewaldstraße 20.

Billardspieler in H. Ein wissenschaftlich bearbeitetes Werk über das Billardspiel bringen wir Ihnen in dem soeben in 2. verbesserter Auflage erschienenen Buche „Billardschule, nebst einer gründlichen Anleitung zum Selbstunterricht im Billardspiel" von J. C. Gorman empfohlen. Übersetzung L. P. C. Tessmers' Nova-Frankfurt. Preis geh. M. 4.1 Das Werk behandelt die ganze Wissenschaftlichkeit des Spiels erschöpfend und gründlich und ist anstatt in den wenigen bis jetzt in deutscher Sprache erschienenen Lehrbüchern der Fall. Es enthält einschließlich 54 Tafeln mit über 300 Figuren. Ist sehr gediegen ausgestattet und kann bei seinem handlichen Format auch bequem in der Tasche getragen werden.

L. G. in Brandenburg. Der Wortlaut des Don Juan-Textes, wie er jetzt den Münchner Aufführungen zu Grunde liegt, finden Sie in dem Heftchen „Mozarts Don Giovanni, Italienischer Text und deutsche Übersetzung" (München A. Bruckmanns Verlag). Eine Einleitung von Cäsar Flaischlen gibt eine eingehende Beschreibung der Münchner Aufführung; die von B. Litzmann verfaßten Anmerkungen zeigen die Hauptmomente und die Abweichungen der gespielten Fassung von der Originalform und der Bearbeitung Joseph Füglers. Die vollständige Exposition bildet neben den sonst gebräuchlichen Textbüchern ein wertvolles Hilfsmittel für jeden, der sich mit dem Studium der Mozartschen Oper beschäftigt. Das Heftchen ist in sämtlichen Münchner Theater-Librairien zu haben.

Bibliographisches in G. Die Namen Stolze und Bittel erschienen einst in einer Periode unserer Epoche. Stolze ist eine Zusammenziehung aus Stenographie, einer Vereinfachungs- oder Kürzung von Stein, „der Steyer" oder „der Steghafte". Der Name Bittel findet in ursprünglicherer Form Bittel oder Bittel, „der Bittgrafe" oder „der Schirmvorsteher"; als Variante war dann Form einst auch im Volke viel verbreitet, wie Bittel in und Schiffert „Leo" der Landmann Joel Bittel und Schirm bekannt sein wird.

E. M. in Bromberg. 1) „Mittermaßstäbe" heißt die nur in den südlichen geographischen Breiten gegen den Nordpol hin wahrnehmbare Verschiebung, nach welcher die Sonne nach 12 Stunden, nachdem sie den höchsten mittäglichen Stand erreicht hat, auch bei tiefster Stellung über dem Horizont stehen bleibt. 2) Die Kaiser, daß die Hohenzollern von einem römischen Patriziergeschlecht (dem Colonna) abstammen sollen, ist ein Märchen, das für eine ernste Erörterung gar nicht in Betracht kommt. Die großen Namen anderweitig von dem ähnlichen Grafen von Nürnberg ab, von denen sie sich im 11. Jahrhundert als ihre Nebenlinie abzweigen. Die ersten Nürnberger, von denen man wissen, daß sie den Namen von Zollern führten, finden wir für das Jahr 1061 urkundlich beglaubigter Burggrafen und Regel. Mit ihnen tritt das Geschlecht der Zollern und die Burg Hohenzollern zum erstenmale in die Geschichte ein. Letztere befand schon geraume Zeit früher; wer sie erbaut hat, wissen wir nicht, doch ist für aller Wahrscheinlichkeit nach schon vor 1061 im Besitze der Nürnberger gewesen. Die Nürnberger nannten sich nach ihrer am Hegau gelegenen Burg Nürnberg, ihre Stammburg jedoch waren die alten Burgen in Zürich und Schaffhausen. Sie besaßen ihren Ursprung von einem Grafrichter ab, das gleich dem der sogenannten Pfarrherdinger auf den ehemaligen Markgrafen Adalbert den Erlauchten zurückgeht, der im Jahrbuch von St. Gallen als dux Alamannorum bezeichnet wird. Der Erste dieses Geschlechts war ein Cuno Chonradi, gleichfalls Adalbert geheißen und jetzigen Gangrat im Thurgau, was im Übrigen, aus welch früheren Jahren die urkundlichen Geschlecht Hohenberg hervorging neben der Grafschaft Zollern das Hauptbesitztum der älteren Linie der Nürnberg-Zoller. 3) Die Verhältnisse von Neutral-Moresnet stehen in Europa unseres Wissens einzig da.

Notizblätter.

Kunst.

— Durch prächtigen, reichen Inhalt zeichnen sich die jüngst vorliegenden öffentlichen Hefte (10 und 11) der Kunstblätterversammlung „Das Museum" (W. Ehemann, Berlin und Stuttgart) aus. Der Text bringt Charakteristiken Tonstellos und Lorenzo Lottos und eine Studie über die Madonnengruppe, letztere mit sehr interessanten bildlichen Beigaben. Unter den Kunsthistorikern sind treffliche Wiedergaben von Gemälden und Zeichnungen von Dürer, Rembrandt, Hans Holbein, Rafael (Sixtinische Madonna), Mignard und Correggio und nach Skulpturen von Michel Angelo, Donatello und Donnecker (Ariadne) hervorzuheben.

Schach.

— Der Schachklub Nürnberg veranstaltete ein großes internationales Meisterturnier, an dem sich 19 Meister der verschiedensten Nationen beteiligten, und welches vom 13. Juli bis 10. August 1896 ausgefochten wurde. Den ersten Preis, bestehend in 3000 Mark und einem von Sr. Königl. Hoheit dem Prinzregenten von Bayern gestifteten Ehrenpokal nebst Teller, erhielt E. Cohn (Berlin vorm. London), den zweiten — 2000 Mark — G. Marocsy (Budapest), in den dritten und vierten Preis, 1500 und 1000 Mark, teilten sich H. N. Pillsbury (New-York), der Sieger von Hastings 1895, und Dr. S. Tarrasch (Nürnberg), der Sieger von Breslau 1889, Manchester 1890, Dresden 1892 und Leipzig 1894; der fünfte Preis von 600 Mark fiel an D. Janowski (Paris), der sechste von 300 Mark an W. Steinitz (New-York), der siebente und achte (200 und 100 Mark in gleichen Teilen an C. Schlechter (Wien) und R. Wolfram (Berlin). Den für das beste Resultat gegen die Preisträger ausgesetzten Sonderpreis von 100 Mark, eine Spende des Herrn v. Heydebrand u. d. Lasa in Wiesbaden, wurde von J. H. Blackburne (London) erkämpft, während einige ferner ausgesetzte Wanderpreise den Petersburger Meistern S. Schiffers und M. Tschigorin und dem jungen Budapester Künstler Charousek zufielen. — Der Kongreß des deutschen Schachbundes begann gleichfalls am 19. Juli und wurde zu Eisenach zusammen mit dem Kongreß des thüringischen Schachbundes abgehalten. Von einem Wettturnier wurde bei der Tage der Sache Abstand genommen, und den

QUALITÄT begründet und erhält den RUF.

AUF COLUMBIA QUALITÄT UND COLUMBIA CONSTRUCTION STÜTZT SICH DER WELTRUF UND DIE BELIEBTHEIT DER

Columbia Bicycles.

POPE MFG CO. FABRIKANTEN HARTFORD U.S.A
MARKT & CO LTD BEVOLLMÄCHTIGTE FÜR EUROPA HAMBURG.

Solide schwarze Seide
direkt aus der Fabrik.
Man verlange ein Musterchen des Seidenstoffes, und etwaige Verfärbung tritt sofort zu Tage. Echte, rein vegetabilisch gefärbte solide schwarze Seide hinterlässt weisse Asche. Verfärbte, broschierte Seide, die leicht speckglänzig wird und bald bricht, hinterlässt dunkelbraune und kohlenhaltige Asche.
Bevor man anderweitig kauft, verlange man Muster aus der
Hohensteiner Seidenweberei „LOTZE", Hohenstein i. S., Mech. Seidenstoff-Fabrik.
Grösste Kollektion schwarzer, weisser und farbiger Seidenstoffe.

Flügel, Pianinos, Harmoniums,
altbewährter Güte und Dauerhaftigkeit
„Schiedmayer, Pianofortefabrik"
vormals J. & P. Schiedmayer. Kgl. Hoflieferanten.
Genaue Adresse: Neckarstrasse 12, Stuttgart.
Grösste Fabrik dieses Namens. — Stammfirma gegr. 1781.

SILBER WAREN
Am Kunne Altona
Kunst- und Kirchensachen.

Die Sonne bringt
KEINE FLECKEN mehr
wenn Sie
„RAXOLIN"
benutzt.

Erziehungsanstalt zu Reilhau bei Rudolstadt
Ein gros-Lager: Joh. Grolich. Brünn (Mähren).

Mellin's Nahrung
für Säuglinge, Kinder jeden Alters, Kranke, Genesende, Magenleidende.
Preis pro Glasflasche 1,50 und 2,50 Mark.
Mellin's Nahrung macht Kuhmilch leicht verdaulich, enthält kein Mehl.
Mellin's Nahrung wird von den zartesten Organen sofort absorbirt.
Mellin's Nahrung ersetzt Blut, Fleisch, Nerven und Knochen.
Mellin's Nahrung ist die beste für Magenkranke.
Mellin's Nahrung ist ausgiebiger und bekömmlicher als mehlhaltige Nährmittel.
Mellin's Nahrung nach Vorschrift angewendet, bester Ersatz für Muttermilch.
Zu haben in Apotheken, Drogerien oder direkt durch das
General-Depôt: J. C. F. Neumann & Sohn, Berlin W., Taubenstrasse 51/52.
Hoflieferanten Sr. Majestät des Kaisers und Königs.

Gesetzl. Genutzte Handels-Marke.
"MAIZENA"
The NATIONAL STARCH MANUFACTURING COMPANY
NEW YORK, U. S.
Unübertrefflich z. Herstellung von Puddings, Torten, Mehlspeisen. Für Suppen u. Saucen. Das beste Nährmittel für Kinder und Kranke.
Überall Vorräthig

Die beste moderne Klavierschule ist die in neuer, reich vermehrter und verbesserter Auflage erschienene:
Populäre Klavierschule
mit Tabelle. Neue leichtfassliche Unterrichtsmethode, nach welcher der Lernende binnen sechs Monaten im stande ist, jedes beliebige leichte Musikstück zu spielen. — Geeignet zum Schul- und Privat-Unterricht der Kinderu, sowie zum Selbstunterricht für Erwachsene. Verfasst von Professor Heinrich v. Bocklet, ein Musiklehrer an k. k. österr. Staatserziehungsanstalten. Von sämtlichen Wiener Journalen, Leipziger „Signale", „Neue Musik-Zeitung" (stuttgart) etc. etc. in ausgezeichneter Weise kritisirt. — Nach Bocklet's Populärer Klavierschule kann man mit Hilfe der an jedem Klavier anbringbaren Tabelle in der ersten Lektion aus Noten spielen.
Preis broch. M. 4.—, geb. M. 5.— netto.
Musikalienhandlung C. Hofbauer, Wien, I., Kärntnerstrasse 34.

Andreas Saxlehner in Budapest.
kais. und kön. HOF-LIEFERANT.
Analysirt und begutachtet durch Liebig, Bunsen, Fresenius, Ludwig.
Saxlehner's Hunyadi János Bitterwasser ist einzig in seiner Art.
Als bestes natürliches Bitterwasser bewährt und ärztlich empfohlen.
Mehr als 400 Gutachten ärztlicher Celebritäten bezeugen seinen eminenten Heilwerth.
Saxlehner's Bitterwasser
Anerkannte Vorzüge:
Prompte, verlässliche, milde Wirkung.
Leicht und anhaltend vertragen. Gleichmässiger, nachhaltiger Effect. Geringe Dosis. Milder Geschmack.
In den Mineralwasser-Depôts und Apotheken erhältlich. — Man wolle stets ausdrücklich verlangen:
Zum Schutze gegen irreführende Nachahmung:
Auf jeder Etiquette der echten Hunyadi János Quelle befinden sich Firma und Namenszug „Andreas Saxlehner."
Saxlehner's Bitterwasser

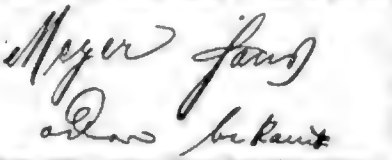
Hauptnummer gingen als Sieger A. Barnes (Frankfurt a. M.) und Dr. E. Cohn (Berlin) hervor, die damit der Meisterwürde für Deutschland erlangten. — Die Berliner Schachgesellschaft beschloß, im Jahre 1896 ein großes internationales Meisterturnier nach Art des vom Hauptverein Nürnberger Turniers zu veranstalten.

Handschriften-Beurteilung.

Guter Freund. Ungewöhnlich Material, erstaunliche, nicht natürliche, zwanglose Schrift. Viel Selbstbeherrschung und Ruhe sich erkennen. Faßt den Kern der Dinge ins Auge und läßt sich bei Nebensächlichem nicht aus, ist Realist — ausführender Praktiker, nicht träumerischer Idealist ꝛc.

A. V. in Hagen (Westfalen). In jeder Linie Gewissenhaftigkeit, sehr liebenswürdig und gewandt, sich gewandt seinen Gefühlen hingebend, aber nicht ohne Selbstbeherrschung, sehr gastfreundlich, aber nicht bis zur Schwäche. Gerade und ehrenhaft — im Verkehr angenehm.

Hans B. in Wien. Sie sind ein gewandter und angenehmer Gesellschafter, der gerne diskutirt, auch gerne widerspricht, den Kampf nicht scheut und



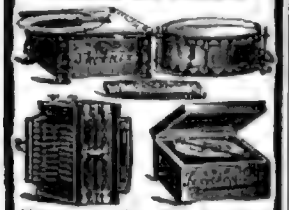
des Schreibens glücklich zu vermeiden weiß, denn Ihre Buchstabenverbindungen sind gewandt. Aber Eifrig sind sie gegen und weit, vorherrschend verbunden. Die Anfänge sind lang und breit, manche Endungen haarig verschwindend, zum Beispiel Schluß-d, dabei aber gegen die Buchstaben flüchtige Formen und keine spitzen Winkel und spitzen Züge. Daß es dennoch nicht an Energie fehlt, erkennt man an manchen kräftigen Endungen: l, t, n. Sie haben wohl schöne Anfangsbuchstaben, meist charakteristische Buchstaben: O und Z zeigen einen gewissen Trieb oder Zwang großartig zu erscheinen.

Bedingungen, unter welchen graphologische Kritik durch die Post ausgeführt werden. I. Nötiges Material: Ein oder mehrere zwanglos geschriebene Briefe, etwa 20 Zeilen, womöglich mehr Zeilen auf Seiten. Zur Begutachtung gewünschter oder gefälliger Schriftzüge ist möglichst reichliches Material zur Vergleichung beizulegen erwünscht. Auf Wunsch erfolgt das Material zurückgesandt, sofern das Rückporto (je 20 Pf. = 25 Cts. für je 15 Gramm) beigefügt ist. II. Preise: a. graphologisches Charakterbild 2 Mk. 2.50 Fr. 2.75, fl. 1.50, b. graphologisches Charakterbild, ausführliche Schriftanalyse, Doppelformat von ca. 8 Mk. 4.20, Fr. 5.25, fl. 2.60 inkl. Porto; c. graphologisches Charakterbild, ganz ausführend, erläuternd 8 Mk. 8.40, Fr. 10.50, fl. 5.20. Auf Wunsch je mit Begutachtung (Handschriftprobe) — interessant und interessant — zu je doppeltem Preis. Solange Vorrat ergänzt eine Extragabe von 50%.

L. Meyer, Nagel (Schweiz).

Christofle-Bestecke ꝛc.
Fabrikpreisen. Fabrikniederlage
Stuttgart, Königstrasse 20.

Musikinstrumente



Violinen, Bratschen, Cell, Contrabässe, Flöten, Clarinetten, Oboen, Cornets, Trompeten, Signalhörner, Trommeln, Zithern, Accordeonsthern, Guitarren, Mandolinen, Pianinos, Harmoniums, Peripitons, Symphonions, Orpheons, Aeolsharmonikas, Intonas und Phönix-Orchestrions, Kristofons, Piano-Melodico, Excelsiors, Menestrans, Harmonikas, Handharmonikas, Ocarinas, Metronome, Notenpulte, silberhelle Saiten. Noten zu allen Instrumenten.

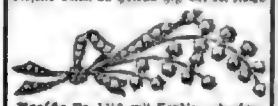
Jul. Heinr. Zimmermann,
Fabrik u. Export, Leipzig.
Neue illustrirte Preisliste gratis!

Eisenpulver

Dr. Dorrenhl'sches. Seit 30 Jahren rühmlich bekannt und beliebt. Schachtel 1.40. Doppelte 3 Mk. 4.25 Mk. Vorrätig in vielen Apotheken. Nur echt mit Schutzmarke.

Hauptniederlage **Königl. Pr. Apotheke zum weissen Schwan, Berlin,** Spandauerstrasse 77. **Kein Geheimmittel.**

— Hochelegante Neuheiten —
in Juwelen, Gold- und Silberwaren, Uhren etc.
beziehen Sie zu äußerst billigen Preisen von
F. Todt, Gold- und Silberwaren-Fabrik **Pforzheim.**
Versand direkt an Private geg. bar od. Nach.



Brosche Nr. 1013 mit Saphir und echten Perlen Plaqué Gold M. 25.— 14 kar. Gold M. 36.—

Ring Nr. 2068 mit echt Almandin u. Perlen 8 kar. Gold M. 8.50 14 kar. Gold M. 14.— | **Ring** Nr. 1062 mit echt Onyx u. Amethyst 8 kar. Gold M. 13.— 14 kar. Gold M. 19.—

Reich illustr. Katalogen m. ca. 3000 Abbildungen gratis u. franko. Firma besteht ca. 40 Jahre; auf Wunsch bezahlt. Auswahlsendungen bereitwilligst. Alle Reparaturen werden sofort ausgeführt; altes Gold, Silber u. Edelsteine werden in Zahlung genommen.

Werner & Pfleiderer
Cannstatt (Württemberg).
Berlin. — Wien. — Paris.
St. Petersburg. — Saginaw U. S. A.
LONDON.
„Universal"-
Knet- und Misch-Maschinen

„Universal"-
Dampf-Backöfen.
Komplette Einrichtungen für
Brot, Biscuit, Teigwaaren, Wurst-Konserven, chemische und pharmaceutische Produkte.

25jähriges
Jubiläum des Berliner Tageblatt

Mit berechtigter Genugthuung sieht das „Berliner Tageblatt" auf die 25 Jahre seines Bestehens zurück. Unausgesetzt bemüht, in allen seinen Theilen seinen Lesern das Beste zu bieten, hat das „Berliner Tageblatt" in dem so reich bewegten ersten Vierteljahrhundert des neuen deutschen Reichs stets in erster Reihe gestanden, wo es galt, die Güter der bürgerlichen Freiheit und des culturellen Fortschritts zu vertheidigen. Der **politische** und **Handelstheil** nicht minder als der **litterarische, künstlerische** und **technologische** Theil haben eine gleich sorgfältige Pflege und stetig fortschreitende Ausgestaltung gefunden. So ist es dem „B. T." gelungen, weit über die Grenzen des Reichs hinaus als repräsentatives Organ der öffentlichen Meinung Deutschlands sich Ansehen und Verbreitung zu verschaffen. Als Vertreter streng liberaler Ueberzeugungen hat das „Berliner Tageblatt" den Anfechtungen von rechts und links Stand zu halten gewußt, und je heftiger die Fehden entbrannten, in denen es seine Gesinnung verfocht, desto erfreulicher war es, das treue Zusammenhalten zu constatiren, durch das es mit seinen Lesern und Freunden zu einer festen Gemeinde verwuchs. — Der unterzeichnete Verlag des Berliner Tageblatts sieht sich deshalb veranlaßt, seinen Abonnenten als äußeres Zeichen seiner dankbaren Gesinnungen

eine Jubiläums-Gabe

zu verehren, von welcher wohl anzunehmen ist, daß sie — weil zeitgemäß — allen Lesern Freude bereiten wird. Es wurde zu diesem Zwecke eine

neue Wand-Karte von Europa

im Format 130 cm Breite : 110 cm Höhe gewählt, welche hierfür eigens gezeichnet und in einer der ersten kartographischen Anstalten in 5 Farben hergestellt wird. Dieselbe ist bis auf die **allerneueste Zeit** bearbeitet und widmet besonders den **Verkehrsverhältnissen der Gegenwart** die eingehendste Berücksichtigung. Die Karte wird, **fertig zum Aufhängen** mit Stäben montirt,

vollkommen kostenfrei

gegen Einsendung der beiden Abonnementsquittungen des IV. Quartals 1896 und des I. Quartals 1897 (welche **zusammen** im December 1896 oder Januar 1897 erbeten werden) **franco in's Haus** geliefert. Die Versendung der Karte erfolgt im Laufe des **Januar** 1897.

Der Verlag des Berliner Tageblatt.

Der Verlag glaubt den 25. Jahrgang des „Berliner Tageblatt" nicht würdiger abschließen zu können, als durch Veröffentlichung des neuesten Werkes von

Adolf Wilbrand „Schleichendes Gift"

Dieser fesselnde Roman des als Erzähler besonders geschätzten Dichters bietet interessante Einblicke in das Leben und Treiben der höheren und einflußreichen Gesellschaftskreise Wiens und wird als ein Spiegelbild der Wirklichkeit unzweifelhaft berechtigtes Aufsehen erregen. — Außer diesem Werke erscheint noch ein spannender Roman von **E. Voly, „Geldstern"** betitelt, dessen Stoff dem Berliner Leben der Gegenwart entnommen ist und sicherlich ungetheilten Beifall finden wird.

Die Reiseberichte von Eugen Wolf

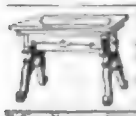
dessen Correspondenzen aus dem Inneren Afrikas und Madagaskars in Folge ihrer Originalität und ihrer praktischen Bedeutung das regste Interesse bei allen Lesern des „B. T." hervorgerufen haben, werden im nächsten Quartal eine Fortsetzung finden. Diesmal hat der bekannte kühne Forschungsreisende ein Gebiet im fernen Osten gewählt, dessen Inneres bisher von Europäern noch wenig bereist worden ist und das unseren politischen und Handels-Interessen immer näher rückt. Diese Artikel erscheinen **ausschließlich** im „Berliner Tageblatt".

Das wöchentlich 13mal (Morgens und Abends) erscheinende **„Berliner Tageblatt"** kostet einschließlich seiner 5 Beiblätter: **„ULK"**, **„Deutsche Lesehalle"**, **„Der Zeitgeist"**, **„Mittheilungen über Landwirthschaft, Gartenbau und Hauswirthschaft"** und der **„Technischen Rundschau"** pro Quartal nur **Mark 5.25.** — Probenummern gratis und franco.

90% Ersparnis gegenüber Sprungfeder-Matratzen.

Ein Ruhelager, wie es der Verwöhnteste bisher nicht gekannt, gewähren
Patent-Springfeder-Matratzen
VON WESTPHAL & REINHOLD • BERLIN 21
anerkannt die besten und billigsten im Gebrauch. 25 Jahre Garantie.
Preislisten, auch über Bettstellen, gratis. Ueberall zu haben.

90% Ersparnis gegenüber Sprungfeder-Matratzen.



C. Maquet, Berlin W.,

Bilder Roman, illustrirt, in der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Migränin (Name geschützt.) gegen Kopfschmerzen jeder Art

dargestellt von den Höchster Farbwerken in Höchst.
Migränin-Höchst ist in den Apotheken aller Länder erhältlich.

Leonhardi's Tinten

Specialität: Staatlich geprüfte und beglaubigte Eisengallus-Tinten, Klasse I. u. II.

Infolge besonderer Herstellung von unübertroffener Güte und billig, weil bis zum letzten Tropfen klar und verschreibbar.

Das Beste ist gerade gut genug für staatliche Prüfung.

Goldene Medaillen Ehren- u. Verdienst-Diplome

Aug. Leonhardi

Fabrik Dresden, gegr. 1826

Militär-Vorbereitungs-Anstalt
früher Dr. Roetzke
Berlin SW. 46, Bernburgerstrasse 14.
Vorbereitung für die Militär- und Schul-examina und jede technische Carrière durch über 2000 günstige Attestate bewährt.
Der Direktor: P. Bollert.

Mehr als 280 000 ESTEY-ORGELN verkauft

Ringen Sie eigenes Lob? Wer die Estey-Orgeln kennt, hält seine neben:

Neueste Systeme. Dauernde Garantie. Sehr Catalog, billigste Preise.
Louis Ritz & Co., Hamburg.
Generalagenten für Europa

LIEBIG COMPANY'S **FLEISCH-EXTRACT**
Nur ächt, wenn jeder Topf den Namenszug J. Liebig in blauer Farbe trägt.

Das Fleisch-Pepton der Compagnie Liebig
ist wegen seiner ausserordentlich leichten Verdaulichkeit und seines hohen Nährwerthes ein vorzügliches Nahrungs- und Kräftigungsmittel für Schwache, Blutarme und Kranke, namentlich auch für Magenleidende.
Dargestellt nach Prof. Dr. Kemmerich's Methode unter Leitung der Herren
Prof. Dr. M. von Pettenkofer und Prof. Dr. Carl von Voit, München.
Käuflich in Dosen von 100 und 200 Gramm.

R. WOLF, Magdeburg-Buckau.

Bedeutendste Locomobilfabrik Deutschlands

Locomobilen
mit ausziehbaren Röhrenkesseln, v. 4–200 Pferdekraft,
sparsamste Betriebsmaschinen
für Gross- und Klein-Industrie sowie Landwirthschaft.
Export nach allen Welttheilen.

Schutz-Marke. **SENKING HERD** GOLDES WERT!

Jede Hausfrau muss Senking's Kochherde haben, weshalb wende die

Senking-Herde,

Koch-, Brat-, Back-, Spiess- und Grill-Apparate! Kohlen-, Gas-, Dampf-kommt, beseitigen gern, dass solche von keinem Fabrikat erreicht, somit

unübertroffen

in Konstruktion, Material und Ausführung sind. Illustrirte Preisliste gratis und franko.
Hildesheimer Sparherd-Fabrik
A. Senking, Hildesheim,
Hoflief. Sr. Majestät des Kaisers.
Musterlager auch Berlin W., Wohrenstr. 21.

CHOCOLADEN von **AMÉDÉE KOHLER & FILS** in **LAUSANNE** SCHWEIZ
Marke für feine Spezialitäten

SALONIQUE
Cigaretten
Neueste Marke
der Compagnie Laferme, Dresden.

Ein Wunder der Industrie
ist zu nennen der überaus weit verbreitete rühmlichst bekannte photograph. Apparat
Phönix
Es ist der praktischste und zugleich billigste Apparat der Welt, **durchaus kein Spielzeug!** Jedermann kann damit sofort **ohne alle Vorkenntnisse** vorzügliche Bilder erzielen. Für Touristen, Natur- und Kunstfreunde unentbehrlich.
Preis mit Platten-Cassette nur **10 Mk.**
Prospekt und Probebilder kostenfrei.
Hess & Sattler, Wiesbaden.

Ein Tropfen
auf's Taschentuch genügt, um denselben tagelang den feinsten natürlichen Wohlgeruch des frisch gepflückten
Rhein-Veilchens
zu geben.
Allein ächt hergestellt von
FERD. MÜLHENS
Glockengasse Nr. 4711 in Köln a. Rh.
in allen feineren Parfümerie-Geschäften zu haben.

Brunhilde, Roland-Cheviot.
Spezialität unerreicht in Haltbarkeit
Portièren in grösster Auswahl
Carl H. Klippstein & Co. in Mühlhausen i. Thür.
Wiederv. und Versand-Geschäft

LOHSE's weltberühmte Specialitäten
für die Pflege der Haut

EAU DE LYS DE LOHSE
weiss, rose, gelb,
seit über 60 Jahren unübertroffen als vorzügliches Hautmittel zur Erhaltung der vollen Jugendfrische, sowie zur sicheren Entfernung von Sommersprossen, Mitessern, Röthe, gelben Flecken und allen Unreinheiten des Teints.
LOHSE's Lilienmilch-Seife,
die reinste und mildeste aller Toilette-seifen,
Beim Ankauf meiner Fabrikate achte man stets auf die Firma
GUSTAV LOHSE Uhlandstr. 46 BERLIN.
In allen guten Parfümerien, Droguerien etc. des In- und Auslandes käuflich.

CHOCOLADEN, CACAOS, Biscuits, Cakes von **B. SPRENGEL & Co.** **HANNOVER** sind unübertrefflich.
Zu haben in fast allen besseren Geschäften

Neues antiseptisches Hausmittel.
CHINOSOL,
gegen Bakterien 40mal stärker als Karbolsäure,
absolut unschädlich im Gebrauch.

Briefmappe.

F. F. F. F. Aus Anlaß unserer Mittheilungen über den jüngsterrichenen Bildhauer Ehrmann Otto theilen Sie uns mit der Berichtigung bei, daß ihre mehrfach vom Jahre-Denkmale in Berlin. In Ihrer lassen sich die Thatsachen folgendermaßen schildern: Am 31. October 1858 war einer Anzahl älterer Männer, die noch Jahre Schüler gewesen waren, und jüngeren Lehrer vorsammlung berufen, welche am 24. September 1860 die Errichtung eines Denkmals für Jahn in der Hasenhaide endgültig beschlossen. Zwischen den ersteren Mitgliedern, die noch Jahn selbst gekannt hatten, wurde in Berlin am 10. Februar 1861 ein neuer Ausschuß gewählt. Vorsitzender wurde General von Pfuel, der Jahn von dem Jahre 1813 her kannte. Da der alte Jahnsche Turnplatz in Folge des Militärverbots war, mußte der jetzige Turnplatz für das Denkmal ausersehen werden. Am 10. August 1863 wurde der Grundstein des Denkmals gelegt. Als durch die verschiedenen Sammlungen die Errichtung des Denkmals gesichert erschien, erfolgte die Concurrenzausschreibung, bei der deutschen Künstlern. Als Sieger ging Erdmann Encke hervor. Er legte für die Modellirung des Jahnkopfes das bekannte Bild von Engelbach zu Grunde. Ohne recht genaue Lebensverhältnisse darüber die Skizze. Die von der Turnern recht hoch Deutschlands, sondern der ganzen Welt eingesandt waren und auf denen sich das Standbild erheben sollte. Die Zahl der zum Theil sehr umfänglichen Skizze, etwa 150 an der Zahl, von denen 116 mit Inschriften versehen waren, gab Anlaß zu Schwierigkeiten, welche nicht die Verwendung aber als Unterlage des nicht ganz vor Meier haben Standbildes. Es mußten die übrigbleibenden zu einer Vorwahl unter dem eigentlichen Denkmal aufgestellt werden. Zoll erregte vielfache Verbesserung und viel wunderlicher Gruppirungen hervor. Da der Künstler aber nicht beachten konnte. Am 10. August 1872 wurde das Denkmal feierlich eingeweiht. Es waren 84,867 Mark eingegangen, wovon aber Künstler Erdm Mark, der Bildgießer Gladenstedt 15,000 Mark erhielt. Die noch übrige Summe wurde zur Gründung eines Fonds zur Erhaltung des Denkmals bestimmt.

Reichsdeutscher in Odessa. Sie haben uns abermals eine schwierige Aufgabe gestellt, aber auch einige Mühe ist es uns doch gewesen, die Thatsachen aufzuklären. Der erste Bahnen des neuen Bandenes deutschen Reiches ist ein jährliches Manöverbild mit dem Reichsheer, welches im alter Otto während der Nacht zum 18. Januar 1871 im Hauptquartier zu Versailles angefertigt wurde, um die vom Kaiserpalais zu schmücken. Durch welche Gründe Se. Majestät in seinem persönlichen Empfinden so bestimmt wurde, um die vom deutschen Kaiserpalais zu schmücken, durch welche die Einigungsidee im Deutscher Nation zum Ausdruck kommen sollte, Die Anregung war vom deutschen Kronprinzen ausgegangen; Graf Harrach hatte Skizzen die Zeichnung geliefert, ein Buchdruckermeister Hatte seine Volksbücher in Buchdruckerarbeiten aus, schnell und billig, und eine französische Zuckerfabrik machte und garnirte mit Torten. Als nach der Kaiserproclamation die Räumung des Saales begann, war es der deutsche Kronprinz, welcher die Anfragen des Buchdruckermeisters Abel hatte, und so war das erste Reichsgeschenk in das deutsche Volksleben Wahrheit und bei Kronprinzen eigenthümlicher Bescheidung „Unter den Sammet ausgestellten und auf Buchdruck aufgeklebt Adler mit der ähnlich gefertigten Bandeisen waren an der Thür im Hauptquartier zu Versailles angebracht und war bei der Proclamation Se. Majestät des Königs von Preußen als Deutscher Kaiser am 18. Januar 1871 in der Halle des glaces des Schlosses zu Versailles auf der Tribüne hinter den Fürsten befindlich auf welchen Se. Majestät in seinem persönlichen Hauptquartier Hauptmann Wilhelm Krawinkel" Darunter sind rechtmäßig und Blaskilli „Gründlich und deutlich in Christkind am 18. Januar 1871."

J. L. C. in A. Das Gedicht ist von Uhland, dem innerlich sehr befreiten Dichter (geb. 1787) und lautet genau:

Der Traumdeuter.

Den Sultan hat ein Traum geweckt,
Er rief nach allen Seiten,
Er ließ einen Weisen holen bringen,
Der sollte ihm deuten den Traum.
Der sprach: „Dein Traum, er bedeutet mir den Herz,
Zerbricht dir Kinder sind in ja verloren!
Zu dem Vermandten zieht heute du fahren!"
Der Sultan schnitt grausig: „Du bist Du!"
Und erkannt ihm hundert Geißelhiebe zu. —
Einen zweiten Weisen rief man herbei,
Der sollte auch deuten die Traumwelt.
„Heil Dir!" rief er — „Herr, und dein Lieb!
Großes Glück hat dir der Traum gebracht.
Heute aus ihr Kinder, in Jubelklang,
Der Herr überhebt die Seinen all!"
Der Sultan lächelt vergnügt, und ihm Zu
Erkannt er ihm hundert Goldstücke zu.
Die Höflinge staunen aber und sagt
Dieselben Gedanken und Worte,
Und einer sagt dem anderen ins Ohr
„Sonderbar spricht der, und der andere spricht!"
Den Traumdeuter aber belohnt er dann
„Was Gott will, das sagen auch Wir nur thun an"

L. B. in B. bei B. Originalzeichnungen in der gewünschten Art liefern Ihnen sich alle größeren Mützenfirmen in Stuttgart zum Beispiel die Firmen G. Schmitz, P. Uyrle & Cyr. J. W. Bleuer.

Richtige Lösungen senden ein: Frau Ida Geyer in Radebeug 131, J. Kaden in Chemnitz 101, A. Barten in Tannheim a. d. Epree 121, Antonie Speer in Ingolstadt 16, „Abonnent aus Peking" 10, Margarete Meyer in Wakefield 11, „Gora" in Aalborn, Hella Thomsen in Chicago, Frau Bernd 31, „Adi" in Bern, Amalie v. Brandstett in Potsdam 141 Adj. P. Sawyer in Hamburg 12, Heinrich Seeman in Berlin/Steglitz 161 Robert Plantik in Grudsberg, „Boris" in Wiesbaden, Amalie Reinwald in Ungermünde 20, v. P. in C., „Lorelay" in Louisenthal, „Bär der Hochzeitsvers" in Helgoland. Die Worten in Patentlösungen, „Nora" in New-Orleans 140.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Soeben ist erschienen:

Frauenrechte — Frauenpflichten.

Von

Frau Ilsa von der Lütt.

In Umschlag geheftet Preis 60 Pfennig.

Von der großen Zahl der Frauenemancipationsschriften hebt sich diese Broschüre in durchaus neuer, origineller Weise ab. Während bisher immer nur für die Frauen gefordert und von Frauenrechten gesprochen wurde, handelt hier eine ganz andere Anschauung auf. Es heißt hier: Rechte erfechten nur auf Pflichten. Es heißt die Verfasserin in wirklich großen, freien Zügen eine Reihe sozialer Pflichten der Frau auf, eine Art „Lehrpflicht" — aber nicht in „Gretchen und Hut"!

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Wichtige Zeitungs-Annahme bei Rudolf Mosse Haasenstein-Expedition fortwährend geeignete Journale Deutschlands und des Auslandes.

Anzeigen

Insertions-Gebühren für die fünfgespaltene Nonpareille-Zeile 1 ℳ 80 ₰ Reichswährung.

Für die Schweiz, Italien und Frankreich Fr. 2.25.

In Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Italienische Lektüre

zur Unterhaltung und Fortbildung in der Sprache bietet

„La Settimana".

Dieses bringt ausser politischen Wochenberichten, novellen, belehrende Aufsätze, Briefe etc. mit Illustrirung. Zeitschrift, Abonnements- und Probenummern Post und Buchhandlungen. Vierteljährlich Mk. 1.50, ganzjährlich Mk. 6.00, vierteljährlich direkt Mk. 2.00, ganzjährlich Mk. 8.00. Probenummern gratis von

M. Rieger,
Buchhandlung in **München.**

Thee-Meßmer

Berühmte Mischungen
Mark 2.80 und 3.50 per Pfund.

Probepakete
60 und 80 Pfennig.
Export en Gros.

Frankfurt a. M.

Seidenstoffe

direct an Private — ohne Zwischenhandel — in allen modernen Geweben und Farben von 1 bis 15 Mark per Meter. Bei Probebestellungen Angabe des Gewünschten erbeten.

Deutschlands grösstes Specialhaus für Seidenstoffe en Gros.

Michels & Cie., Königl. Hoflief., **Berlin,** Leipzigerstr. 43.

Natur-Heilanstalt

Johannisbad

Eisenach, Thür.

Musteranstalt. Auserord. Erfolge bei chronischen Leiden, insb. Frauenleiden. Dr. med. Aars, früher Arzt Joh. Gun, Spezialarzt für Nervenkrankheiten. Prospekte gratis und franko.

MERAN

(Meran-Obermais, Untermais-Gratsch.) Saison September Juni. Klimatischer Kurort im deutschen Süd Tirol. Prospekte durch die Kurvorsteher.

Violet Pflegen der Haut Schönheit der Teints:

ROYAL THRIDACE SEIFE
VELOUTINE SEIFE

PARIS 19, Boul. des Italiens

Dr. von Hartungen's Naturheilanstalt

RIVA am Gardasee.

Prospekte gratis.

Champagner-Kellerei

Gegründet 1826

Grempler & Co.

Grünberg

in Schlesien

Erste Marken: Landkarte, Montanlin, Gold

Zu bestehen durch alle Wein-Grosshandlungen

Bad Ems.

Hotel Weilburger Hof.

Technikum Altenburg.

C. P. Goerz

Schöneberg-Berlin,

F. Wolff & Sohn's Toiletteseifen sind die besten zur Erhaltung einer zarten weissen Haut.

Indische Blumenseife
hochfeine Toiletteseife, 50 ₰ p. St.

PALMITIN-SEIFE
neutral - gut - billig.

Gesichtspidel,

Sommersprossen

O. Reichel, Berlin.

G. E. Höfgen

Dresden-N., Königsbrückerstr. 56
Fabrik für Kinderwagen, Kranken Fahrstühle, Reitbettstellen u. s. w.

Kinderwagen

12–120 Mk.

Bettstellen

Export. Engros. Detail.

Neuheiten in Seidenstoffen

weiss, schwarz und farbig jeder Art zu wirklichen Fabrikpreisen unter Garantie für Echtheit und Solidität von 55 Pf. bis M. 15 p. M. franco und verzollt ins Haus. Muster & directeste Bezugsquelle für Private. Tausende v. Anerkennungsschreiben. Muster franco. Doppelt Briefporto nach d. Schweiz.

Adolf Grieder & Cie., Seidenstoff-Fabrik-Union, **Zürich**

Königl. Spanische Hoflieferanten.

Technikum Mittweida.

Königreich Sachsen.

Höhere Fachschule für Elektrotechnik und Maschinenbaukunde.

Programm etc. kostenlos durch das Sekretariat.

Geg. Einsend. v. M. 30 versende incl. Fass 50 Liter selbstgekeltern weissen

Rheinwein.

Friedrich Lederlein, Oberingelheim a. Rh.
Zahlr. Anerkennung. treuer Kunden. Probeflaschen von 25 Liter an M. 15.–

ARRETT SMITH

Preismünz: Brüssel 1880, Stuttgart 1881, Porto Alegre 1881, Wien 1883.

Burk's Arzneiweine

In Flaschen à ca. 100 Gm. ℳ 1.–, 200 ℳ 2.–, 500 ℳ 4.–

Gleiche Preise in ganz Deutschland

Schutz-Marke.

Mittelst Wein bereitete, Appetit erregende, allgemein kräftigende, nervenstärkende und blutbildende diätetische Präparate.

In allen Ländern eingeführt.

Burk's Pepsinwein (Essenz).

Verdauungsmittel ersten Ranges.

In Flaschen à ℳ 1.–, ℳ 2.–, ℳ 4.50

Burk's China-Malvasier.

Ein delikates Tonicum.

In Flaschen à ℳ 1.–, ℳ 2.–, ℳ 4.50

Burk's Eisenchinawein

wohlschmeckend u. leicht verdaulich.

In Flaschen à ℳ 1.–, ℳ 2.–, ℳ 4.50

In haben in d. Apotheken Deutschlands u. vieler grösseren Städte d. Auslandes.

Von ... ausdrücklich: „Burk's Pepsinwein", „Burk's China-Malvasier", und brachte obige Schutzmarke in der Firma C. M. Burk, Stuttgart.

= Export nach Überseeischen Ländern =

Billigste Bezugsquelle für

Teppiche!

in Bett- und Salongröße à 2.75, 5, 6, 8, 10 bis 100 Mark. Preisliste gratis.

Sofastoffe einfarbig und bunt, neueste Neuheiten. Muster franco.

Emil Lefèvre, BERLIN S., Oranienstr. 158.

Jüngst & Gebhardt Berlin

Riviera-Veilchen.

Quintessenz

Wohlriechende Essenz aus Veilchen

Wasserfreier Strauss direkt

Edelsten aller Veilchen

Parfüms und enthaltend Zutaten

In Recepteuf. Mk. 0.50 2.– 3.– 5.–

In d. ersten Parfum- u. Drogenhand

Preislisten kostenfrei

Versand-Geschäft MEY & EDLICH, Leipzig-Plagwitz

Alle Aufträge von 20 Mark an werden portofrei ausgeführt innerhalb Deutschland, Oesterreich-Ungarn, der Braven Belgien, Holland und Luxemburg.

Königl. Sächs. u. Königl. Rumän. Hoflieferanten.

Abteilung: Kleiderstoffe.

Nichtgefallendes wird bereitwilligst zurückgenommen und umgetauscht.

Schwarze Seidenstoffe.

Dauerhafte Qualitäten von schönem Ansehen.

Merveilleux.

Art. 806.	50 Cm. breit	M. 2,25.
Art. 807.	52 Cm. breit	M. 2,70.
Art. 808.	52 Cm. breit	M. 3, .
Art. 809.	52 Cm. breit	M. 3,20.
Art. 810.	52 Cm. breit	M. 3,75.
Art. 811.	52 Cm. breit	M. 4,25.
Art. 812.	52 Cm. breit	M. 4,40.
Art. 813.	52 Cm. breit	M. 4,80.

Satin Duchesse.

Art. 823.	50 Cm. breit	M. 4,50.
Art. 824.	52 Cm. breit	M. 4,80.
Art. 825.	52 Cm. breit	M. 5,50.

Moiree Française.

Art. 830.	53 Cm. breit	M. 4,80.
Art. 831.	53 Cm. breit	M. 5, .

Armure.

Art. 814.	50 Cm. breit	M. 3,—.
Art. 815.	50 Cm. breit	M. 3,50.
Art. 816.	51 Cm. breit	M. 4, .
Art. 817.	52 Cm. breit	M. 4,50.
Art. 818.	54 Cm. breit	M. 6,—.

Faille française.

Art. 819.	49 Cm. breit	M. 3,50.
Art. 820.	50 Cm. breit	M. 4, .
Art. 821.	53 Cm. breit	M. 4,50.
Art. 822.	56 Cm. breit	M. 5,—.

Schwarz Damassé.

Art. 826.	46 Cm. breit	M. 2,60.
Art. 827.	50 Cm. breit	M. 4, .
Art. 829.	52 Cm. breit	M. 5,—.

Schwarze seidene Besatzstoffe.

Ottomane.

Art. 832.	52 Cm. breit	M. 3,50.
Art. 833.	52 Cm. breit	M. 4, .
Art. 834.	52 Cm. breit	M. 6,25.

Bengaline.

Art. 835.	50 Cm. breit	M. 4,—.
Art. 836.	55 Cm. breit	M. 5,50.
Art. 837.	55 Cm. breit	M. 7,—.

Auf unsere schwarzen glatten und gemusterten **Kleiderstoffe** als **Diagonals, Crêpes** u. s. w. machen wir ganz besonders aufmerksam. Ferner empfehlen wir eine reichhaltige Auswahl in weissen und farbigen wollenen **Gesellschafts-Kleiderstoffen.**

Weisse Seidenstoffe.

In gelbweisser und crêmeartiger Färbung.

Merveilleux.

Vorzügliche garantirte Qualitäten

Art. 789.	45 Cm. breit	M. 2,50.
Art. 790.	48 Cm. breit	M. 2,75.
Art. 791.	52 Cm. breit	M. 3,50.
Art. 792.	52 Cm. breit	M. 4,50.
Art. 793.	52 Cm. breit	M. 5,50.

Satin Duchesse.

Besonders Stoff für feinere Brautkleider.

Art. 390.	50 Cm. breit	M. 3,—.
Art. 395.	55 Cm. breit	M. 4,—.

Armure.

Art. 392.	51 Cm. breit	M. 4,—.
Art. 396.	51 Cm. breit	M. 4,75.

Art. 398. Weiss Damassé, 46 Cm. breit, Das Meter M. 6, .

Schwarze, glatte Cachemires.

Nr. 1308.	Reinwollener Cachemir, 100 Cm. breit	Das Meter M. 1,60.
Nr. 1309.	Reinwollener Cachemir, 100 Cm. breit	Das Meter M. 2,—.
Nr. 1310.	Reinwollener Cachemir, 100 Cm. breit	Das Meter M. 2,50.
Nr. 1311.	Reinwollener Cachemir, 100 Cm. breit	Das Meter M. 2,50.
Nr. 1312.	Reinwollener Cachemir, 100/110 Cm. breit	Das Meter M. 2,—.
Nr. 1313.	Reinwollener Cachemir, 100/110 Cm. breit	Das Meter M. 2,80.
Nr. 1314.	Reinwollener Cachemir, 100/110 Cm. breit	Das Meter M. 2,70.
Nr. 1315.	Reinwollener Cachemir, 100/110 Cm. breit	Das Meter M. 3,20.

Unseren mit über 4000 Abbildungen ausgestatteten Katalog versenden wir auf Verlangen unberechnet und portofrei.

Kränkliche Kinder

Herr Dr. med. Kovács in Bisztinger-Ujfalu schreibt: „Mit Dr. Hommel's Haematogen hatte ich bei Kindern, die an chronischem Bronchialkatarrh, an Bronchialdrüsenschwellung, an Rhachitis und an sonstigen aus Grund hoffnungslos Krankheiten litten — mit Vergnügen schreibe ich es Ihnen — ausnahmslos die besten Erfolge. Namentlich imponirte mir, dass nach [illegible] ich meine Patientin nach 14 Tagen wieder besuchte, gleich an der Thüre rief: „Aber, Herr Doktor, was haben Sie da für ein ausgezeichnetes Mittel gegeben?" Das frische Farbe des gesunden Blutes, das [illegible] erscheinen, dass es sich nicht um eine [illegible] handelte, sondern um Heilerfolge [illegible]."

Herr Dr. med. Wolff in Karlsruhe: „Ihr Haematogen wende ich mit sehr gutem Erfolge bei einem ganz [illegible] Kinde an. Das Kind hat innerhalb 8 Tagen um 540 Gramm zugenommen."

Dr. Hommel's Haematogen ist ein [illegible] Präparat. Es [illegible] ist die natürliche [illegible] Nahrungsaufnahme der Nahrungsmittel [illegible] [illegible] Preis per Flasche fl. 0.60 = M. 1.—, in Oesterreich-Ungarn fl. 1.— = M. 2.—. Depôt in den Apotheken. Wenn nicht erhältlich, direkter Versand durch uns.

Literatur mit hunderten von ärztlichen Gutachten gratis und franko.

Nicolay & Co., chemisch-pharmaceut. Laboratorium. Hanau a/M.

Goldene Medaille Weltausstellung Paris 1889.

Die Chocolade Suchard zeichnet sich durch vorzügliche Qualität bei mässigem Preise aus und ist überall zu haben.

Darmstadt,

Grand- u. Stiftungsfest bei Gelegenheit des [illegible] 600 Einwohnern liegt am Fuss des Taunusbergs und an der Bergstraße, [illegible] Vorlesungen von [illegible], in ansprechender, Ruhe gelegener Lage und Nähe [illegible] Verkehrs [illegible] Vorzüglichkeit [illegible] Hoftheater, Konzerte [illegible] Gymnasium, [illegible] Seminar, Lehrerseminar, [illegible] Technische Hochschule, 2 Gymnasien [illegible], Seminarien und Lehrerseminarien, [illegible] Hoftheater, Konzerte [illegible] billige Preise [illegible] Stadtverordnetenbeschluß, [illegible] Stadtverordnetenbeschluß, [illegible] Darmstadt, [illegible] Darmstadt, [illegible] Darmstadt

Nr. 51.

70. Band.
Achtunddreißigster Jahrgang.
Oktober 1893—1894.
Erscheint jeden Sonntag.

Deutsche Illustrirte Zeitung.

Preis vierteljährlich 2 M. 50 Pfg.
Mit Post-Aufschlag 3 M. 75 Pfg.
Redakteur
Ernst Schubert in Stuttgart.

Kismet.

Novelle
von
Johannes Richard zur Megede.

(Fortsetzung.)

Wir standen am Lichterbaum. Draußen ging flockiger Thauschnee lautlos hernieder. Drinnen aber in dem altmodisch-einfachen Zimmer mit gehäkelten Sofaschonern, einer etwas gichtischen Stutzuhr und viel verblaßten Photographien an den Wänden roch es behaglich nach Tannenharz und Wachskerzen.

Wenn ich doch zaubern könnte! — Ich will wieder mit dem wehmütigen Weihnachtsgefühl am blinkenden Kachelofen stehen, die Wirtin soll in der Küche rumoren, und Melitta soll sich wieder so kindisch über die Schmuckschale freuen, als deren Spender ich mich hartnäckig nicht bekenne! Dann will ich wieder an den Weihnachtstisch treten, und sie soll sich neben mir auf das feine Pastellbild niederbeugen und mir umständlich erklären, daß ich der Offizier auf dem Pferde und dieser furchtsam zurückweichende Menschenschwarm die Schlachtenbummler vom Prinzenmanöver damals sind. Sie hat mich stark idealisirt, und Excelsior kann unmöglich diesen gestreckten Geistergalopp gegangen sein.

Steigst du wieder empor, unbezwinglich glühendes Verlangen? Glänzest du wieder im matten Schimmer des Elfenbeins, du schlanker Frauennacken, von dem das leuchtende Schwarz des griechischen Knotens sich so stundenlang anmutig abhebt? — Ich beuge mich zu dir herab, leise, atemlos wie ein Dieb ich muß dich küssen! Erschaure noch einmal, süße Gestalt, bis ins Mark im feinen, eisigen Fröstеln des süßesten Grauens; nur du Stelle, die mein Kuß entweiht, glühe wie ein Feuermal! Sprich es noch einmal, Rosenmund, dein schwermütiges, ahnungsvolles: Also doch! — Und nun, Geliebte, wende mir Dein unvergeßliches Antlitz zu ... so gespenstisch blaß, die Augen starren wie tot. Da sah ich's zum erstenmale, das Rätselhafte, Geheimnisvolle, daß es mir mitten in der Fieberglut des Begehrens wie ein tötend Gift durch die Adern schleicht und mir die Zunge lähmt und die Hand. Sag, was ahntest Du was? Erwehre nun, bremse in Scham, Du angebetetes Weib; brich aus den strahlenden Augen hervor, du heiße, verzehrende Flamme der Leidenschaft! Stammle es noch einmal an meinem Halse, das schluchzende, ersterbende: „Ich liebe Dich ja schon so lange“ — Nur ein einzigesmal noch hast Du in wahnsinniger Glut mir so Dein ganzes Selbst gegeben, noch einmal nur sind unsere Seelen so in einander geflossen, daß ich Du war und Du ich ... weißt Du, Melitta, damals ... damals? Und warum, Kind, weintest Du an jenem Weihnachtsabend noch so krampfhaft, so zum Sterben unglücklich? Sahst Du sie grau, wesenlos heranschleichen, die Schatten des Kommenden? Oder beklagtest Du es, Unglückliche, daß Du mich viel zu sehr geliebt hast und daß das unser beider Elend sein werde?

Das alles hast du an einem Abend erlebt, Lothar! — Und jetzt an der Schwelle des Todes lüge sie noch einmal, die Lüge, du schwachherziger Thor, daß dein Leben nicht lebenswert gewesen sei!

*

Ich war glücklich, sehr glücklich. Der Lechow aus der feudalen Zeit würde es freilich schwer begriffen haben, daß man ohne Pferde, ohne Geld, ohne Uniform auch glücklich sein kann — nur weil man sich liebt. Und wir liebten uns. Es war kein langer Brautstand, aber ein sehr sonniger. Die Poesie der Armut ging uns dabei auf. Das war ein Sparen, Geizen, Schabarbeiten, bis wir so etwas zusammen hatten, was wie eine Ausstattung aussah. Dafür hatte auch jedes Möbelstück seine Geschichte. Das Büffet verdankten wir einem asthmatischen Geizhals, der die Gewogenheit hatte, sich bei mir sehr hoch zu versichern; das Paneelsofa repräsentirte für Melitta eine ganze Reihe durchzechter Nächte, aber weil ihr der Ateliervorstand das Geld dafür ausbezahlt hatte, sah sie es fast als ein Hochzeitsgeschenk von ihm an und beurteilte seine Grobheiten milder. Wir sahen uns merkwürdigerweise viel seltener wie sonst, denn getrennt und heimtückisch schlichen wir umher. Ich fahndete bei Althändlern auf billige Stühle, und sie focht mit betrügerischen Weißwarenhändlern wahre Schlachten. Dafür begrüßten wir auch einen trügerisch lackirten, wurmstichigen Kleiderschrank mit Siegesfreude, betrachteten einen wackelnden Ausziehtisch mit den heiligsten Gefühlen und hatten von der Schönheit eines nicht ganz klaren Pfeilerspiegels die übertriebensten Vorstellungen. Ich glaube, daß wir redliche Althändler recht unredlich zu drücken versuchten und in den Möbelgeschäften zwar sehr häufige, aber wegen ihres harten Schachergeistes ungern gesehene Persönlichkeiten waren.

Fürst Lobanow-Rostowski, russischer Minister des Aeußern.

Nur bei der Anschaffung von den zu unserem persönlichsten Gebrauche bestimmten Gegenstände gerieten wir in schwere Mißhelligkeiten. Sie schwor, daß Herrenschreibtisch, Bücherregal und so weiter ganz neu und elegant sein müßten. Ich bestritt das natürlich lebhaft und behauptete, daß Diwan und Nähtisch von einem ersten Lieferanten zu beziehen seien. Darauf erhandelte sie tückisch einen geschnitzten Lutherstuhl auf Abzahlung von einer Hofmöbelfabrik und freute sich über meinen Zorn. Als ich aber als Gegenleistung und als Beweis meiner unerschütterlichen Grundsätze ein eingelegtes, wirklich etwas kostbares Taburett vorstellte, brach sie in Thränen aus und nannte mich einen Verschwender. Nun trocknen bei Verliebten und Verlobten die Thränen sehr rasch; sie versiegten ganz, als wir in einem Vorort eine passende Wohnung gefunden hatten. Sie war sehr hoch, sehr klein, hatte aber eine Aussicht über die ganze Riesenstadt und war trotz all dieser Vorzüge billig. Freilich zwinkerte mir der zeitweilige Mieter höhnisch zu, als der Hausherr die Güte der Oefen rühmte, und raunte beim Weggehen: „Lieber Herr, Sie setzen sich in die Nesseln; im Winter Sibirien, im Sommer die Wüste. Es ist ein sehr schönes Logis — nur nicht zum Wohnen!“

Das Nest war bereit. Ich sollte endgiltig niedertauchen in der Namenlosigkeit des kleinen Mannes, und ich that es von Herzen gern — wunschlos,

glücklich. Als ich mich bei meinem ersten Direktor meldete, um ihm meine Vermählungsabsicht mitzuteilen und gleichzeitig achttägigen Urlaub zu erbitten, klopfte er mich freundschaftlich auf die Schulter. Er war ein noch junger Herr mit dem Aussehen und den Manieren eines tadellosen Gentleman: „Also so weit wären wir doch, Herr Baron. Gratulire ganz gehorsamst. Und wohin soll die Hochzeitsreise gehen? — Norwegen ist jetzt en vogue ... freilich noch ein bißchen früh!

Ich lächelte wohl etwas trübselig und murmelte das stereotype: „Wollen schon, aber nicht können." — Darauf blickte er mit seinen klugen, scharfen Augen eine Weile suchend ins Leere: „Halt! dem kann abgeholfen werden. Sie müssen mir's nicht übel nehmen; ich bin Geschäftsmann und als solcher vielleicht nicht immer sehr delikat. — Wir haben nämlich ausgerechnet in Rom Außenstände — achtzigtausend Mark. Das Wie und Warum gehört nicht hierher. Wir wollen nun einen sichern Mann zur Regulirung hinschicken. Der sichere Mann sind Sie. Wie wär's also, wenn Sie nächsten Montag vom Standesamt statt in Ihre Wohnung nach Italien abdampften? Wir billigen Ihnen die höchsten Tagesspesen zu, wie's bei solchem Vertrauensauftrage selbstverständlich. Und wenn Sie zur Hinreise vierzehn Tage gebrauchen und zurück ebenso viel, so ist das keineswegs Ihre Sache allein, sondern der ausdrückliche Wunsch von mir, das heißt Ihres ersten Vorgesetzten ... Danken Sie mir um Gottes willen nicht, lieber Herr von Lechow! Wenn ein Welthaus wie unseres nicht einmal so viel für seine besten Kräfte übrig hätte, dann wäre sein Ruf der größten Coulanz sehr unverdient. ... Empfehlen Sie mich unterthänigst Ihrer Braut. — A revidercl"

Ich war so gerührt, daß ich nur ein frostiges „Danke" murmeln konnte. Ich, der ich den Wert des Geldes in den letzten Monaten so sehr begreifen gelernt hatte — ich, der ich Trinkgelder genommen hätte, bloß um ihr eine Freude zu machen — ich sollte umsonst nach Rom! Nun hieß es ihr den nie geahnten Glücksfall verheimlichen. Wie kindisch habe ich mich auf ihr glückseliges, überraschtes Gesicht gefreut!

Und alles machte sich vortrefflich. Hochzeitsgäste waren nicht vorhanden, nicht einmal Rehmen hatte ich benachrichtigt; Trauzeugen mußten wir uns buchstäblich von der Straße holen, der Prediger hatte noch ein halbes Dutzend Kindtaufen und dankte darum verbindlich für eine Einladung zum Diner. Und als ich dann mit ihr, die mir nun rechtsverbindlich vor Gott und Menschen gehörte, mit der am Arm die ganze Riesenstadt nebst Inhalt so unsagbar wertlos mir vorkam, bei Dreisel dinirte — der alte Offizier von „Kurprinz" wollte wenigstens an seinem Ehrentage noch einmal den großen Herrn spielen, und als ich ihr dann scherzend sagte: „Melitta, hast Du alles parat? unser Blitzzug nach Rom geht um sechs Uhr" — hatte sie wohl zuerst gedacht, das Glück ihres Besitzes habe mir den Verstand genommen. Dann aber weinte sie, die liebe, kleine Thörin, weinte vor Freude, obgleich am Tische neben uns eben ein Attaché kühl und blasirt sich eine „Johannisberger Kabinett" bestellte und auf der andern Seite ein kleiner, schwarzer, reichsunmittelbarer Gardelieutenant eben wieder sein Monocle putzte, um meine reizende Frau zu fixiren.

Und doch war's Wahnsinn. Dreisel sowohl als die Romfahrt! Nun hatte ich bei ihr die feudalen Erinnerungen an „Kurprinz" geweckt. Hat nicht doch von jenem Augenblick an der sonst so kluge, feine Frauenkopf in Phantasien von fabelhaftem Reichtum, ausgleichendem Glück für mich geschwelgt? Hat er nicht vielleicht liebestrunken gewähnt, daß die Armut, die untergeordnete Stellung nur Maske, die weise Heuchelei eines Harun al Raschid sei, der von seinem glänzenden Throne herabgeeilegen im Bettlergewande, nur um das Weib, das er liebte, auf seine Echtheit zu prüfen?

* * *

„Habe ich Dir damals so viel von meinem Leben preisgegeben, Melitta, in jener Nachtfahrt nach Genua? Oder ist's nur ein toller Fiebertraum, der mir ein Leben vorgaukelt, das nie gelebt wurde? — Das kann nicht sein! — Ich hör's ja zu deutlich, wie der Zug keuchend, schnaubend dahinjagt. So rasseln und rasen nur italienische Züge! Ich sehe die Funken der Lokomotive, die wie Glühwürmchen umherfliegen, und die weite Campagna stumm, in wallenden Nebelschleiern, wie eine Feenwiese — vom Mondlicht durchzittert, geheimnisvoll wie das uferlose Meer. Und dann gleitet's wieder vorüber, wie zerfallene, uralte Brücken, zerbröckelndes, trotzig aufragendes Mauerwerk in gigantischem Umriß, und armselige Hütten, einsame Pinien — eine ganze Geschichte: uralt, mächtig die eine; trostlos, modern die andere. Und wenn Du dann ganz scharf hinschaust mit deinem Jägerauge, so hebt sich am fernen Horizont ein feiner, gelber Lichtstreif, dahinter liegt die See, die blaue leuchtende See.

Ja, Melitta, ich habe Dir in jener Nacht sehr viel erzählt. War's der Mitteilungsdrang, der Menschen, die lange einsam gelebt, plötzlich wie eine Krankheit überkommt? oder war's nur der natürliche Wunsch eines anständigen Mannes, vor dem Weibe, das er liebt, klar dazustehen, nicht schlechter und nicht besser, als er ist?

Du verstandest so gut zuzuhören. Und was Deine kleine Ohrmuschel vor dem Wagenschütteln nicht erfaßte, das begriffen Deine guten, klugen Augen. Ich meinte es so ehrlich mit meiner Beichte, mit meinem neuen Leben, daß ich das Heiligtum meiner Junggesellenschaft, das Monocle, aus dem Wagenfenster schleuderte und pathetisch sagte: „Geliebte, so wie ich diese letzte Erinnerung an Kurprinz als wertlos wegwerfe, so sei auch meine Vergangenheit ausgelöscht für ewig!" Es war ein kindisches Wort und eine kindische That. Doch was ich dabei fühlte, das war gut und vernünftig!

„Du aber wolltest mir mit der Hand wehren: ‚Warum? Lothar, warum?' — Dann wurdest Du plötzlich stumm, und Deine Blicke glitten an mir vorüber ins Leere. Unglückliche Träumerin! Damals wurde es geboren ... damals. Ich weiß es!

Und allmälich kam auch mir das Träumen. Du richtetest Dich plötzlich auf und sagtest mit einem ganz seltsamen Ausdruck deiner Augen: „Du irrst Dich, Lothar, Du kannst Deine Vergangenheit so wenig töten, wie ich die meine. Wenn Du nun plötzlich reich würdest, reicher als je? ... der Zufall spielt zuweilen seltsam ... es könnte sein, es könnte sein! Glaub mir's, Lothar, Du würdest wieder der Alte. Vielleicht kein Spieler, kein Sportsman, aber der Freiherr von Lechow!"

Ich lächelte überlegen: „Vielleicht, vielleicht ... das Glück würde ich schon ertragen. Ein hübsches Gut ... ein Schloß ... Vollblutzucht im großen. Und Du eine kleine, vornehme Freifrau mit Diener und Jungfer und sehr viel Hausfreunden, auf die eifersüchtig zu sein ich die Verpflichtung hätte, — o, mein Schatz, es gibt so viele zauberische Möglichkeiten, aber man thut gut, sie nicht bei Tage und wachend zu träumen. Sieh in jede Zeitung: Tausend unerhörte Unglücksfälle täglich — im ganzen Jahre nur einmal das große Los! Und wen trifft's? Vielleicht einen Weichensteller, der nichts damit anzufangen weiß, oder einen Bankier, der nur ärgerlich sagt: „Nun setzen sie mich wieder eine ganze Stufe 'rauf in der Einkommensteuer." Ich sprach wie ein weiser, alter Mann, doch ich sprach wirklich so.

Und dann ging uns wieder der Stoff aus; es lag an ihr, sie wollte weiterträumen. Schließlich schlummertest Du ein, mein Lieb, Dein süßer Kopf sank auf meine Schulter, ich fühlte den weichen, warmen Atem Deines Mundes. Träumst Du ihn weiter, Deinen ehrgeizigen Traum? Zuweilen atmest Du so schwer, so bang, als wenn ein Alp Deine Seele bedrückte. Du schütteltest energisch Dein Haupt. Abwehrend hob sich die Hand. Der Traumgott mutete Dir Unerhörtes zu! Schon wollte ich Dich wecken, da stießest Du einen leisen, schrillen Schrei aus — und jetzt schlummertest Du wieder so ruhig, so ruhig, daß ich ihn nur scharf aufhorchend vernahm, Deinen Atemzug, und mir im Augenblick die bleierne Angst sich wie ein Eismantel um meine Seele legte: bei dem schrecklichen Gedanken, Du könntest vielleicht nicht mehr erwachen.

So habe ich lange neben Dir gewacht. Der Schlaf fand mich nicht. Ich mußte immer wieder an unsere Zukunft denken. Und hell und goldig stieg sie vor mir auf wie der junge Tag, der mit rosigem Schimmer über die grauen, scharfen Gipfel des Apennins zu lugen begann. Zum halboffenen Coupéfenster drang die eisige Morgenluft herein. Es war das Meer, das uns seinen kühlen, scharfen Gruß sandte. Ich zog das Plaid fester um Dich, denn Dein Körper erschauderte leicht. Wunderbarer, unvergeßlicher Morgen! Hast Du mir je am alten deutschen Himmel so zauberisch geglüht, du junges Frührot unserer Italienfahrt? Breite ihn wieder aus, deinen Purpurmantel, am östlichen Himmel, lichte Verkündigerin des Tages! Ich will sie wiedersehen, die Fischerdörfer am Felsenhang, wie sie im zitternden Dämmerlicht träumen, wie die grauen Wogen im gleichmäßigen Tosen auf den weißen Strand rollen ... wie im Olivenhain darüber das erste verschlafene Vogelgezwitscher erklingt und ganz matte Lichter auf dem grauen Laube sich spiegeln.

Da erwachtest Du plötzlich, Geliebte, sahst mich verwirrt an und sagtest: „Mir hat verworrenes Zeug geträumt ... als ob Deine Brieftasche weg wäre ... hast Du auch noch Dein Geld?" — Ich konnte Dir lächelnd die neuen Noten zeigen, und darauf küßte ich Dein liebes, verschlafenes Gesicht. Wir standen schweigend am Fenster und sahen hinaus aufs Meer. Es lag noch grau-dunstig in halber Nacht, aber weit, weit auf der Höhe am verschwimmenden Horizonte, da zuckten violette Reflexe, blinkten Wellen ... „Sieh mal, Schatz, viele Meilen da drüben, liegt Monte Carlo, und was dort über der See so flimmert und gleißt, das ist sein glückverheißender Schimmer." Was ich sagte, war phrasenhaft und thöricht. Du aber hörtest ernst zu und schwiegst.

O, es gibt noch Sonnenschein, Glück! Wie kam's doch, Melitta, daß die Sonne mir immer gelächelt, seit ich Dich besaß? Wie tief und klar und lachend hast du mir geblaut, italienischer Himmel! Wo wart ihr, Wolken, Winde? Flieht ihr immer den Honigmond Liebender, weil ihr machtlos seid gegen den lichten Widerschein inneren Glücks? Ich war doch sonst ein Pessimist, ein Zweifelnder; das Leben betrog mich am herzlosesten, wenn es mir am goldigsten lächelte. Damals bangte mir nicht. Und doch ist es die innere Logik alles Menschlichen, daß nichts dauert. Wir alle wollen es nicht glauben, und wir alle gehen daran zu Grunde. —

Wir waren nur einen Tag in Genua.

Als wir nachmittags zum Pranzo in das Hotel zurückkehrten, war die Freitreppe belagert von einer schmutzstarrenden Jungensgesellschaft. Ich sah darüber die goldene Mütze des Portiers in verzweifelter Bewegung ... verlegene Gesten ... tiefe italienische Gurgeltöne.

Ein dicker, eleganter Herr, dessen Rücken mir sehr bekannt vorkam, verhandelte stürmisch:

„Aber Menschenskind, nehmen Sie Ihre fünf Sinne mal zusammen. Lechow! L—e—ch—o—w... Freiherr ... Husarenfigur, Monocle ohne Fassung und Band; der ausgesprochene Typus eines preußischen Offiziers — habt ihr denn so was nicht in eurem Lande?"

„Ah, monsieur ... je ne sais pas ... je vous jure ... mais vous pouvez être sûr que je ferai de mon mieux ..."

Meine Frau, die nur den Namen verstanden hatte, sah mich fragend an. Ich aber schritt rasch durch den Gassenjungenknäuel und legte dem Fremden die Hand auf die Schulter: „Herr v. Rehmen?" — Er war es wirklich: eisgrau, rot verbrannt, die richtige Landpomeranze von jenseits der Weichsel — und anfangs so perplex, daß er gar keine Worte fand. Auf einmal fühlte ich mich in einer Bärenumarmung und einen struppigen Schnurrbart auf dem meinen. Ich glaube, es war der reine Verlegenheitskuß, denn dem guten Menschen glänzten ein paar große Thränen in den guten Augen.

„Das ist ja wirklich famos, Lechow ... endlich, endlich!" Erst jetzt bemerkte er Melitta, die etwas zurückstand. „Verzeihen Sie, gnädige Frau" — und gleich hatte er ohne viele Umstände ihre Hand gefaßt und geküßt — „Vorstellung zwischen uns wohl nicht nötig? Aeltester Freund von Ihrem Herrn Gemahl. Wird Ihnen vielleicht doch mal etwas von mir erzählt haben. Schlimme und gute Tage im bunten Rock mit einander durchgemacht. Lustige doch auch, verwünscht lustige, was, Lechow?" Dann wandte er sich wieder zu mir: „Wir wollten Sie Schwerenöter in Berlin aufsuchen. Jawohl! der Vogel war ausgeflogen, heimtückisch verheiratet, ohne

mich zu fragen. Uebrigens Riesenkasten, Ihr Versicherungspalast, und der Direktor ein reizender Kerl, der sich jeden Augenblick im Koller sehen lassen könnte ... hat riesig nett von Ihnen gesprochen ... Auch Schwerenöter, wollte nicht wissen, wo Sie zur Zeit wären. Da ging ich auf die Suche. Dachte mir so im stillen: wo sollte die alte, biedere Jeuratte anderswohin gegangen sein, als nach Monte Carlo, oder da so 'rum. Ich habe die ganze Riviera nach Ihnen abgegrast, vierzehn Tage lang. Die Leute müssen mich für verrückt gehalten haben; in jedem Gasthof wurde nach Ihnen recherchirt, in Nizza habe ich sogar die Polizei auf Sie gehetzt — alles vergebens. Ich bin wirklich ganz schachmatt, und wenn ich nicht so 'ne engelsgute Frau hätte ... bin ich denn aber ganz des Teufels?"

Rasch sprang er die Treppen wieder 'runter und rief die Straße entlang: „Schnell, schnell, Anne-Marie! Ich habe sie alle beide!"

Eine sehr schlanke, nicht mehr junge Dame, die eben mit ihrem Schildpattlorgnon das Schaufenster eines Gemäldeladens besichtigt hatte, wandte sich um. Die Bengels schrien eviva Prussia und verlangten stürmisch nach Soldis oder Cigarrenstummeln. Frau v. Rehmen, geborene Reichsgräfin von Basedow, wurde im Triumphe von der Horde uns zugeführt. Ich hätte mir die Gattin des dicken Rittmeisters etwas anders vorgestellt: etwas wohlbeleibter, etwas lustiger. Sie war der ausgesprochene Laddtypus, blaß bis in die Augen, kühl, steif, nicht ein Schatten von der freien Anmut meiner Melitta — und ich bemitleidete Rehmen schon insgeheim. Ich hatte das gar nicht nötig. Sie war bei Lichte besehen eine sehr nette Frau mit mäßigen Standesvorurteilen und einem klugen, klaren Urteil. Als sie endlich herbeigeschleppt war — Rehmen führte sie wohl etwas stürmisch, was ihrer englischen Art widerstrebte — machte ihr Melitta einen zur Situation durchaus passenden Courknix. Mein lieber Schatz hatte immer das feine Gefühl für das Schickliche.

„Freifrau v. Lechow," — „Frau v. Rehmen" — Melitta wurde etwas rot bei der Vorstellung.

Ich hat den Dicken, unser bescheidenes Pranzo teilen zu wollen. Er aber wehrte sich mit ehrlichem Abscheu gegen die Möglichkeit mit Oel gekochter Nationalgerichte: „Ihre Güte in Ehren, Lechow — Frittata oder Oelfische an einem solchen Tage? Du heißt die Losung: Pomery und Natives; das Feldgeschrei: Uppmann. Was das Nest hier hat, das soll's herhalten. Ich will Sie in ein Ristorante bringen ...!" Darauf warf er zur Feier des Tages eine ganze Handvoll Zweifousstücke unter die Jugend. „Und nun ruft: ‚Kurprinz soll leben'! ihr Bengels." Wie sich das braune Gesindel da balgte! Ich habe nie etwas Aehnliches gesehen von wüstem Geheule, nackten Ellenbogen, von beutegierigen Verschlingungen, schmutzstarrenden Fäusten. Und Augen darunter, fanatisch glühend — die herrlichsten Südländeraugen! Ob nicht in manchem von den kleinen Burschen ein tüchtiger Brigant oder ein echter Pirat schlummerte? Das Messer, wenn sie eins gehabt, hätte ihnen jetzt schon verwünscht locker gesessen!

Bei der Wahl des Lokales überließ sich Rehmen ganz seinem untrüglichen Instinkte, dem er im letzten Feldzug eine wahre Berühmtheit verdankte, führte uns durch Straßen und Gäßchen an himmelhohen Feudalpalazzis und knoblauchduftenden Baracken vorüber — ans Ziel. Ein deutscher Kellner wurde wie durch Zauberei aufgetrieben. Das „Kostenpunkt gleichgiltig" glättete sorgenvolle Hotelierstirnen, brach uralten, ehrwürdig-verstaubten Bordeauxflaschen den Hals und umwogte uns mit ganz auserlesenen Eßgerüchen. Guter Dicker, der Abend hat Dich dank italienischer Rechenkunst mehr gekostet, als manch leichtsinnige Maccaonacht!

Dafür saßen wir nun auch in einem gemütlichen Eckzimmer. Blendendes Tischtuch, goldumrändertes Porzellan, blitzende Sektkelche. Aus matt blinkenden Champagnerkühlern schauten vertraulich die gelben Köpfe des Pomery, südliche Blumen hauchten starken, sinnbetäubenden Wohlgeruch aus, auf dem Nebentische trug der Oberkellner Berge von Importenkisten vorsorglich zusammen. Meine kleine Melitta sah verwundert, betäubt auf das Getriebe. Daß ein ganzes Hotel bei unsern Separatwünschen sich so fieberhaft erregte, erschien ihr, die in Armut groß geworden, märchenhaft und ungerecht.

Du thatest damals zu viel des Guten mit Deinem guten Herzen, Rehmen! Du hast da Gedanken, Gefühle entfesselt, die Du nicht hättest entfesseln sollen. Du hast einem klaren, zielbewußten Kopf die Lebensziele verwirrt, Du hast ihn zu falscher Reflexion, zu ephemeren Phantasien angeregt, hast mitgeholfen vollenden, was Ich bei Dressel begonnen ... Warum konnte ein Teufel es wagen, einem Christus die Herrlichkeit und die Macht dieser Welt als sinnbethörend, zielverwirrend vor Augen zu führen? Liegt darin nicht eine wunderbar tiefe Psychologie der heiligen Legende, daß der Menschensohn im Gottessohn versucht werden sollte? — du bestandest sie, weil du Gott warst. Wir aber sind Menschen, schwache Menschen, die der leiseste Windhauch jeder Lust bewegt. Und sie war nur ein Weib — mein Weib — die selbstlos, weil sie mich bis zum Wahnsinn liebte, das schreckliche Geschick mit eigener, grausamer Hand an mir vollzog.

Aber ich will den Tag bis zum Ende genießen, denn morgen ... morgen ... warum gibt es überhaupt ein Morgen? — Draußen tobten wieder die jungen Genueser, schrieen bis zur Heiserkeit: „Kurprinz — Prussia — Signore Inglese," endlich tauchte ein bronzeglühender, dunkeläugiger Knabenkopf an unserem Fenster, von den anderen getragen, auf. Es wogte, grollte, raste wie eine entfesselte Revolution. Darauf Stille — schrille Schreie ... das weiche Aufschlagen nackter, kleiner Füße auf Steinfliesen — die Karabinieri waren hinter ihnen her. Wieder Stille, die nicht mehr unterbrochen wurde.

Bei Tische ging es ruhig zu. Rehmen, der schon als Junggeselle Damendiners verabscheute, weil ihm die leidige Konversation die Freuden der Tafel verkümmerte, aß und schwieg. Auch ich hieb tapfer ein; mir war es zuweilen, als säße ich bei einem besonders köstlichen Liebesmahle in unserer alten Garnison. Die Frau des Dicken unterhielt mich mehr als ich sie, und ihre ruhige, bestimmte Art trug viel dazu bei, daß ich nicht zu lange an Illusionen krankte. Sie erzählte mir sehr einfach von den Freuden und Leiden einer Landedelfrau, daß sie es nie anders gekannt und auch nie anders haben wolle, auch eine allerliebste Kindergeschichte: daß der fünfjährige Majoratserbe, der zu Weihnachten ein Pony bekommen, am Abschiedsabend sich auf seinem Bett aufgerichtet habe und gesagt: „Reist nur ruhig nach eurem Aegypten! Ich lasse Leda morgen ganz früh satteln und werde euch schon einholen." — „Aber wenn wir nun bis ans Ende der Welt gehen und weiter, bis in den Himmel, und nie wiederkommen?" — „Dann reite ich eben einen Tag länger, Papa; im Himmel werde ich euch schon finden, denn da bin ich ja selbst her."

Als der Dicke dies jetzt wieder hörte, legte er Messer und Gabel beiseite und räusperte sich kräftig. Dann blinzelte er mir schlau zu, aber seine Stimme war nicht ganz fest: „Wirklich famoser kleiner Kerl! Habe ihn übrigens nicht umsonst Lothar getauft: den unverwüstlichen Humor von mir, die stahlharte Energie von Ihnen — das waren unsere Patenwünsche. Wenn er nur das verwünschte Jeuen nicht von uns beiden erben wird!"

Melitta aß fast nichts, nippte vom Sekt und war einsilbig. Gerade damals hab' ich Dich so lieb gehabt, Liebling, als Du leicht über den Teller gebeugt da saßest, so jungfräulich bescheiden und doch wieder so sicher und gar nichts Gemachtes! Weißt Du noch, als Du die geborene Reichsgräfin immer sehr förmlich „gnädige Frau" nanntest, während sie gleich im Anfang „meine liebe Frau v. Lechow" sagte? Es war sehr taktvoll, sehr fein gefühlt von euch beiden — die ältere wohlwollend, die jüngere achtungsvoll. Und es war sehr nett, daß die große Dame sich das schließlich ironisch verbat. „Aber wozu so förmlich, meine Liebe? Sehen Sie, wenn ich Gleiches mit Gleichem vergelten wollte, müßte ich Sie ja ‚Frau Freifrau' anreden. Die Lechows sind nun einmal eine viel ältere und auch viel vornehmere Familie wie wir." Du aber wurdest bis an Deinen weißen Hals rot, mein Schatz, und sahst mich ängstlich an.

Es war gut gemeint von der guten Frau, aber wozu sagte sie das eigentlich? Mußte sie auch ihren Teil zu meinem Elend beitragen?

Das Diner war vorüber. Statt des süßen, faden Geruches der Virginia- und Toskaner-Cigarren, der italienische Restaurants auszeichnet, stieg der Rauch feiner, exquisiter Importen in durchsichtigem Gekräusel empor. Der aromatische Duft türkischen Kaffees mischte sich darein, und das würzig-herbe Parfüm des grünen Chartreuse. Die Damen zerbröckelten uralte Cakes. — Ich hatte seit Jahren nicht mehr eine so aristokratisch gemütliche Abendstunde genossen.

Der Dicke war aufgeräumt, sagte meiner Frau herzliche Artigkeiten, schielte aber immer nach mir herüber, ob mich die Reichsgräfin nach nicht in einem landwirtschaftlichen Gespräche festgelegt hätte. Endlich glaubte er sicher zu sein. Die Gnädige erzählte gerade von der Lieblingsidee ihres Mannes, statt der untentabel gewordenen Remontenzucht schwere Schläge einzuführen, und sprach mit einer Sachkenntnis, die mich verblüffte. Mit dem einen Ohre hörte ich ihr angestrengt zu, mit dem andern noch angestrengter dem Dicken, der leise und argwöhnisch wie ein Verschwörer begann, aber bald von dem Stoff und seinem Gefühl hingerissen, deutlicher wurde.

Mir entging kein Wort — „Jetzt kommt das Hühnchen, das ich mit Ihnen zu pflücken habe, meine Gnädigste! Wie konnten Sie's übers Herz bringen, Ihren Gatten in dieser Stellung zu lassen? Sie ist ja relativ anständig, nährt auch ihren Mann — aber ein Lechow Generalagent! — Das stößt mir 's Herz ab. Ein so tüchtiger Offizier, ein so ausgezeichneter Reiter und Pferdekenner in einer Situation, die eben für Leute, die nichts Besseres kennen, nur gerade gut genug ist — das rächt sich früher oder später. Er soll, da es mit dem bunten Rock endgiltig vorbei ist, zu den aristokratischen Traditionen seiner Familie zurückkehren, soll Gutsbesitzer, Züchter werden. Dazu hat er nicht weniger als alle Anlagen: nämlich den Schneid, das Verständnis und die Arbeitskraft. In den Sattel muß er wieder! Und dazu will ich ihm helfen. Thun Sie mir also den einzigen Gefallen, gnädige Frau, werden Sie hochmütig, verekeln Sie ihm, so viel Sie können, seinen Stand, schmeicheln Sie, drohen Sie — es wird Erfolg haben, denn er liebt Sie. Und wenn er dann so weit ist, dann komme ich mit meinen Vergleichsvorschlägen. Zurzeit ist er für mich noch nicht zu haben. Das verdenke ich ihm nicht. Denn ich habe in einer unglückseligen Stunde ihm den schlechtesten Rat gegeben, den ein Kamerad einem andern geben kann. Dadurch eben ist er unter die Hunde gekommen."

Rehmen hatte das Letzte so laut gesprochen, daß die Reichsgräfin verwundert abbrach: „Du bist ja ganz aufgeregt, was fehlt Dir?" Auf Melittas Gesicht hatten bei der Erzählung die Farben fortwährend gewechselt; bald war sie bleich und bald tiefrot. Als der Dicke eine ganz unmögliche Lüge hervorstotterte, nämlich, daß die schurkischen Rivierawirte mit ihren Halsabschneidergewohnheiten sein ostelbisches Blut so erregt hätten — er war immer ein schlechter Komödiant, der gute Kerl —, hob Melitta den Kopf nicht und sah mit brennendem Auge aufs Tischtuch. Ich lächelte sarkastisch und drohte dem Dicken mit dem Finger. Dann war ich wieder bei der schnell beruhigten gnädigen Frau der höfliche Zuhörer. Dies hatte die Folge, daß Rehmen zuerst überlaut die Geschichte einer Nizza-Rechnung mit haarsträubenden Daten belegte, dann aber leiser wieder aufs Thema kam.

„Mißverstehen Sie mich nicht, gnädige Frau! ich habe vor Ihrem Manne die allergrößte Hochachtung. Ich bin sogar stolz auf ihn. Er hat sich durch Jahre hindurchgekämpft, die jedem andern von uns den Hals gebrochen oder wenigstens den Ehrenpunkt wackelig gemacht hätten." Heilige Lüge der Freundschaft, die Erinnerung an dich macht mir das Sterben leichter! Ich war immer ein Produkt der Verhältnisse vom glänzenden Anfange bis zum trübseligen Ende, und Du wußtest das damals so gut wie ich, Du guter Rehmen, der niemals unbar spielte. — Ernst fuhr er fort: „Es ist keine Wohlthat, kein Almosen, nicht der Schatten davon. Das Gewissen läßt mich nur nicht zufrieden und raunt mir täglich zu: Versuche wenigstens, was du unwissend an einem anständigen Menschen gesündigt, wissend wieder gut zu machen. Ganz kann ich's ja nie mehr, es könnte immer nur eine elende

Abzahlung sein. Wollen Sie mir wenigstens dazu helfen, gnädige Frau?"

Ich war gespannt, was mein Schatz antworten würde. Sie sagte das einzig Richtige: „Ich kann meinen Mann nicht beeinflussen, Herr v. Rehmen, und ich will auch nicht." Sie war auch hier die kleine tapfere Frau, die ein Leben der That gelehrt, nie bei einem Entschlusse zu zaudern. Ich freute mich herzlich über sie. Der Dicke aber nahm eine neue „Bismarck" aus der Cigarrenkiste und hielt sie in die gelbe Flamme der Kerze so tief, daß der glühende Docht das edle Kraut berührte. Es war ihm wohl noch nie passirt, dem verwöhnten Raucher, daß er so eine Importe verdarb. — „Dann versprechen Sie mir wenigstens, wenn die Not des Lebens irgend an Sie herantritt, an mich als den besten Freund Ihres Hauses zu denken, — das ist doch nicht zu viel verlangt?" — Und Melitta darauf: „Das verspreche ich Ihnen ganz gewiß." Es sind die letzten Worte Rehmens, an die ich mich genau erinnere. Was noch kam: der Abschied, das höfliche „Auf Wiedersehen!", das ist eine so verbrauchte Phrase, daß man sie vergißt, selbst wenn sie, wie in diesem Falle, keine Phrase war.

Es war spät, aber wir waren noch nicht müde. Eng an einander geschmiegt, wanderten wir durch die engen Straßen. Mein Herz schlug rascher, da ich ihren weichen Arm in dem meinen fühlte. Es war nicht das unklare Entzücken des Verliebten, es war das klare, reine Gefühl echter Liebe. Ich sah in die Zukunft, und ich wußte, daß sie gut sein müsse — durch sie.

Im hellen Blau glänzte der Nachthimmel Genuas, die Sterne blitzten, und über uns hob sich ragender Fels in kühnen Linien vom Horizonte ab. Unten aber im Hafen blinkte das Meer in silbernem Gekräusel, und leise, dumpf schlugen kleine Wellen an den Quai. Melitta wollte stehen bleiben, ich merkte es an einer leichten, unbewußten Bewegung ihres Armes. Ihre grauen Augen glitten in träumerischem Glanze über das Mastengewirr der Segelschiffe, die düsteren Essen der Dampfer, das schläfrige Licht der Signallaternen hinweg, bis zu jener glitzernden Linie, die das freie Meer anzeigt. Da war es wieder das metallische Gestimmer, das geheimnisvolle Glänzen und Gleißen, als wenn ein Schatz von unermeßlichem Werte durchs magische Mondlicht an die Oberfläche gezaubert wäre. Melitta seufzte. Ich kenne das Seufzen, ich kenne auch das Gefühl: die dunkle Sehnsucht nach dem Ungekannten, Weiten. Da fern im Nebeldunste muß sie liegen, die Fabelinsel unseres Glückes!

Und plötzlich fragte sie leise: „Liegt da Monte Carlo?"

„Gewiß, mein Schatz, da liegt das Land der Verheißung!" Ich sagte es spöttelnd, und doch war es auch mir, als wenn beim Klange dieses Namens schon eine Zauberhand mich faßte, der ich nicht widerstehen könnte. Ich war nüchtern und war ruhig, woher kam auf einmal dies starke Gefühl des Sehnens nach jener Hölle aller Leidenschaften inmitten eines ewig lachenden Frühlings? — „Wollen wir morgen hin, Melitta?"

Da durchschauerte sie am ganzen Körper wie im Fieber: „Nein, nein, Lothar, um Gotteswillen nein!"

Ich verstand es nur zu gut, das angstvolle Schaudern, das flehentliche „Nein, nein!" Es that mir in der Seele weh. Denn zum erstenmal wagte sich hier ein ernster Mißklang hervor, der erste entwürdigende, vergiftende Zweifel an mir. Sie fürchtete die Versuchung für mich. Und ich verdiente diesen Zweifel nicht — wahrhaftig nicht!

„Wir fahren nach Monte Carlo."

„Was hast Du? Warum auf einmal der Ton?" fragte sie und sah mich ängstlich an. Ich aber hielt den warmen Blick mit gefalteter Braue aus.

„Warum, mein Kind? Weil ich ihn entkräften will, diesen armseligen Verdacht. Ich habe ein Vermögen verspielt — eh bien! aber ich bin ein anständiger Mensch geblieben. Hältst Du es nun vielleicht für möglich, daß ich die paar Groschen, die ich jetzt besitze, dort im Kasino lasse, oder, Melitta! — das Geld, das ich hier als Beweis hohen Vertrauens auf meiner Brust trage, wie ein Lump verspielen könnte? Ich bin arm, aber ich bin frei, der alleinige Herr und Meister meines Schicksals; und eben darum, weil ich das bin, werde ich es nie thun! Wenn Du mich vom Besuche von Monte Carlo abhalten willst, so war das der schlechteste Weg. Wir fahren morgen mit dem Frühzug."

Der Eindruck meiner Rede war viel weniger stark, als ich gedacht. Melitta küßte mich und sagte ganz leise: „Nein, nein, an Dich, Lothar, habe ich dabei gar nicht gedacht — doch ich habe so Angst, so Angst!"

Sie hatte mich noch nie belogen, und ich glaubte ihr. Du hattest alles durch den Instinkt, wie die echten Frauen, Du kleiner Vogel — warum hörte ich damals nicht auf Dich? Warum kam ich Dir mit der platten Vernunft, der Erfahrung? Ich wollte eben Mann sein, brutal, selbstherrlich, wollte Dir beweisen, daß nur die Schwachen, Feigen den Rachen des Löwen zu fürchten haben, während er sich todbringend über den Starken, den Gewitzigten nie schließen kann. — Du sprachst weise, mein Freund, und jeder Lehrer der Logik müßte dir beistimmen. Aber sag, du alter Spieler, wie kam's, daß du, der du zweimal einen großen Urlaub in der Südschweiz zubrachtest, geflissentlich um die Höhle des Löwen herumgingst? Hattest du kein Geld? O, du warst damit immer sehr gut versehen! Hattest du Angst vor dem heißen Boden der Spielhölle? Du, der du ohne Besinnen jeden Einsatz riskirtest und verlorst! Monte Carlo ist nicht halb so gefährlich, als ein Othoscher Salon. Da gibt es keine Ehrenscheine, keine Papierwische, auf die man fabelhafte Zahlen kritzelt und die man binnen vierundzwanzig Stunden einlösen muß. Nein, im Kasino wird nur bar gespielt und vom „corriger la fortune" ist keine Spur. — Und doch gingst du nicht hin! Ein unklares Angstgefühl hielt dich ab, dasselbe Angstgefühl, das jetzt dein Weib durchfröstelt. Monte Carlo ist dein Verderben. Der grüne, leichtsinnige Thor folgte dem richtigen Instinkte, der ausgewetterte, eisenharte Mann verhöhnt ihn und geht in sein — Kismet.

*

Dann versöhnten wir uns wieder und wurden lustig, ausgelassen. Es war, als wenn die Wirkung des Sektes erst jetzt nachkäme.

Wonnige Nacht! Die Fenster des Hotelzimmers sind geöffnet, starke, kühle Seeluft bringt herein, das Kerzenlicht flackert und knistert im Zuge. Du stehst vor dem Pfeilerspiegel, Melitta, matt, weit zurückgelehnt, das duftende, tiefschwarze Haar offen, und träumst. Und ich beuge mich über Dich und küsse Dich — das Haar, den Nacken, den weißen, kühlen Arm, von dem ich den weiten Aermel des Frisiermantels zitternd heraufstreife, küsse Dich unersättlich, glühend, und ich mag nicht aufhören, kann nicht — ich habe Dich ja so lieb! Köstliche, unvergleichliche Gier, süßes, tödliches Gift der Leidenschaft! — Die Sinne so wirr und so scharf! Ich höre Dein bezauberndes Lachen, metallisch voll zuerst, dann verklingend, leiser, verführerisch — zuletzt ersterbend, nachzitternd wie ein Hauch, wie letzte verschwimmende Töne eines Zauberliedes. Warum lachtest Du? War's das Lachen Lears? Mir war die Kehle so trocken, verschnürt, daß ich nichts herausbringen konnte, als das heisere, stammelnde: „Mein Schatz, mein Schatz! — Deine Augen sehe ich im Spiegel, Deine angebeteten grauen Augen. Sie schimmern warm, weich — ein wenig spöttisch ... Ein Schleier legt sich darüber, eine Wolke; dahinter blitzt's, leuchtet's — eine große Leidenschaft. ... Und mit einem Schlag ist's vorbei, erloschen, tot, starr. Da ist's wieder, das schrecklich Grausige, das von diesen Augen auf mich überspringt, das mir den Blutstrom hemmt, die Liebe tötet ... Ich mag Dich nicht mehr küssen, Melitta, ich kann nicht!

Durchpulste sie im gleichen Moment ein gleiches Gefühl? Denn plötzlich zuckte sie zusammen, riß sich los mit einer Geberde der Furcht, des Abscheus, als wenn sie eine unerträgliche Last abschüttelte.

Wir waren ernüchtert. Melitta lehnte sich zum Fenster hinaus und sog die köstliche Nachtluft ein; ich aber blätterte im Bädeker und machte mir Notizen für Monte Carlo. Sie haben mir immer wohlgethan, solche unwesentliche, halb mechanische Arbeiten: dem Offizier die Felddienstordnung, dem Flitterwochenmanne das Reisehandbuch als segensreiche Ableitungsmittel für thörichte Gedanken und Gefühle.

Sie war wieder zu mir herangetreten mit ihrem lautlos-federnden Schritte. Ich fühlte ihre Nähe, wie ich sie eigentümlicherweise immer gefühlt habe.

„Du bist böse, Lothar!" Und sie legte ihren Arm um meinen Hals.

„Warum?"

„Weil ich nervös bin und eigensinnig, weil ich vorher aufsprang. Weißt Du, Schatz, warum ich das that? Du weißt es nicht, und Du darfst es nicht wissen! — Ach! mich quälen so merkwürdige Gedanken, sogar häßliche, ganz häßliche! Ich weiß es wohl. Aber sie lassen mich nicht, sie lassen mich nicht. Und wie kommt das? Ich kannte doch bis zu unserer Verlobung keine Nerven ... nur Arbeit, wieder Arbeit ... und Aerger und kein Geld. Aber seitdem ... O, Lothar, warum mußtest Du mich gerade lieben! Ich habe nichts, ich bin aus einer andern Sphäre, werde immer eine Fessel an Deinem Fuße sein. Mir wird das täglich klarer — auch heute noch. Diese Rehmens sind ja gute, liebe Menschen, aber eigentlich existirt Du doch allein für sie. Sie nennen mich ‚gnädige Frau', sie behandeln mich als eine durchaus Gleichberechtigte, und im Grunde ihres Herzens denken sie: ‚Es ist doch seltsam, daß der Lechow sich so was aussuchen mußte.' — Ja, wenn ich reich wäre! — Geld soll ja alles gleich machen."

Da zog ich ihren lieben Kopf zu mir herab, daß ich die weiche Haut an meiner Wange fühlte: „Da also liegt der Hase im Pfeffer! Man hat den Pairstitel und will die Pairschaft dazu. Dummchen! Ich hab's doch durchgekostet. Die Sorgen sind dort ganz die gleichen. Heute ärgerst Du Dich darüber, daß Du Dir ein neues Sommerkleid deficiente peau nicht anschaffen kannst, später würdest Du Dich ärgern, daß Du nicht die Mecheiner Spitzengarnitur haben kannst, mit der die Gräfin Osedom prozt. Freilich wär's netter, wenn wir reich wären! 's gibt ewig Sachen, die noch netter wären. Aber was hat das eigentlich mit unserem Glück zu thun? Soll ich Dir denn immer wieder vorbeten, daß ich mir keine liebere, süßere, kleine Freifrau denken könnte als Du! Ich meine, wir sind so glücklich, daß eine Steigerung zu verlangen Frevel wäre. Also keine zu hohen Anforderungen an Reichtum und Glück, namentlich nicht an den verwünschten Mammon!"

„Das sagst Du jetzt auf der Hochzeitsreise, aber später, wenn das Leben nüchtern und grau geworden, wenn Du Dir einen neuen Regenmantel für mich an Deinen Cigarren absparen mußt ..." Als ich auffahren wollte, hielt sie mir mit ihrer kleinen Hand den Mund fest zu: „Ich will nichts für mich, Lothar, hörst Du, nichts für mich! Ich will nur Dich wieder reich, vornehm, glücklich sehen. Du ahnst gar nicht, wie ich Dich liebe, daß ich alles — alles — alles für Dich thun könnte — selbst ein Verbrechen. Ja, selbst ein Verbrechen!"

Ich war starr, betäubt von so viel Leidenschaft. Kannte ich Dich eigentlich bis zu diesem Augenblicke, Melitta? Du warst ein schelmisches kleines Mädchen mit kräftiger Eigenart und weichem Herzen, und ich habe Dich stets um Deine goldklare, ruhige Auffassung beneidet; jetzt bist Du mein Weib, gehörst mir ganz, und Du bist etwas ganz anderes geworden, ein neues Gefühl ist riesengroß in Dir emporgewachsen — ich fühle mit Angst und mit Stolz den großen Zug Deines Wesens: Melitta, Du hast das Zeug, ganz tragisch zu enden.

Die Scene steht lebhaft vor mir, ich habe auch noch den Duft Deines Haares in der Erinnerung. Heute wie damals könnte ich nur dieselbe thörichte Antwort geben: „Es ist alles Kismet!"

Sie griff das Wort leidenschaftlich auf. „Kismet! Also Du glaubst wirklich daran? — Du hast mir manchmal gesagt, seit Du mich zum erstenmal gesehen, sei ich Dir Kismet, Schicksal gewesen — Dein gutes Schicksal! Du sagtest es wenigstens. Und ich soll Dir das in Zukunft auch sein, muß es sein? — Sprich, Lothar, glaubst Du mit Deiner ganzen Seele an dies Kismet, an mich? Sieh mal, ich könnte was Schlechtes thun, Dich todunglücklich machen — mich auch — würdest Du das auch noch für Kismet halten? — sag nein! Sag doch, ich wäre eine Verbrecherin, sag's!"

Und ich konnte ihr nur erwidern, was ich erwidern mußte: „Ja; mein Kismet wirst Du ewig sein, im Guten wie im Schlimmen.“ Log ich? Mußte ich nicht arm werden, um die Not des Lebens zu erkennen und seinen wahren Wert; mußte ich nicht für das tägliche Brot arbeiten lernen, herabsteigen, um sie wiederzufinden, zu begreifen, zu lieben? Es gibt kürzere, sonnigere Wege zum Glück, weniger steil, weniger dornenvoll — was thut's, wenn man das Glück nur findet. Und jetzt hatte ich's ja in meinen Armen, mein Glück!

Dann sah sie mich lange an und küßte mich lange. „Ich will Dich glücklich machen!“

„Du wirst es.“

„Kismet.“

Als ich am Morgen erwachte, graute erst der Tag. Melitta schlief noch — den bleiernen Schlaf gesunder Menschen, die lange gewacht. Um die Augenlider lag ihr der bläuliche Schimmer der Ermattung, aber der Mund war fest geschlossen, wie zu einem unentrinnbaren Entschlusse verkrampft. Und ich sah mich um in dem Zimmer, in diesem kahlen, öden Gasthauszimmer, in dem nichts Persönliches war. Hundert Gesichter haben in diesen kalten, blitzenden Spiegel geblickt, glückliche, traurige, gleichgiltige. Wo sind sie? Verschwunden, spurlos, wesenlos, wie der Windhauch, der die Meereswelle kräuselte. Auf diesem abgeschabten Plüschsessel hat wohl schon manch anmutiger Frauenleib geruht; die Gedanken, die hier gedacht, die Träume, die hier geträumt sind, sind vielleicht sehr klug, sehr ehrgeizig gewesen — aber nichts ist haften geblieben, nichts, was die Erinnerung heraufbeschwören könnte. Hier ist die Phantasie machtlos. — Du liebe Zauberin allein wirst ewig in diesem Erkergemache herrschen, aus dem du längst entschwunden — als gute Fee. Du wirst deinen weißen Arm tröstend um den Hals des Unglücklichen legen, du wirst mit deinen grauen, schelmischen Augen Liebenden glückverheißend lächeln, wirst deine weiche, kleine Hand schmerzstillend auf die Augen des Sterbenden legen. Und wem dein süßes Gesicht aus dem Spiegel lacht, der wird nicht erschrecken wie vor einem Gespenst, sondern sich freuen an der holden Vision.

Ja, eine holde Vision, die mir das Leben vergoldet, erwärmt, die mir dieses häßliche Hotelzimmer heimisch und traulich gemacht hat — das warst Du mir auch an jenem Morgen.

Melitta wachte erst spät auf, als ich schon längst reisefertig war und eben dem Kellner nach Frühstück klingelte. Und da hatte sie auf einmal keinen Schneid auf Monte Carlo. Launisch war sie nie, darum wunderte mich diese plötzlich wiederauftauchende Abneigung. Ich verlangte Erklärung. Doch dafür war sie jetzt nicht zu haben. „Später einmal, Lothar, nach der goldenen Hochzeit.“ ... Darauf sprach ich verschiedene thörichte Sachen, wir kamen ins Lachen, küßten uns, und doch hatte ich einen schweren Stand. Wer weiß, ob ich dem kleinen Pantoffel nicht doch erlegen wäre, da klopfte der Kellner und fragte, wann die Herrschaften morgen zurückkämen.

Ich sah Melitta an. Sie nickte. Aber es war nicht das rechte Nicken.

*

„Addio, Genova, addio!“ Melitta winkte der stolzgetürmten Stadt einen lustigen Abschiedsgruß zu. Der Zug dampfte keuchend; er trug eine schwere Last von Vergnügungsreisenden, denn die Riviera hatte Hochsaison. Wir hatten uns noch zwei Fensterplätze erobert. Ich glaube, daß bei diesem Erfolge meiner Frau hübsches Gesicht maßgebender war, als mein rücksichtslos arbeitender Arm. Nun saßen wir da, der Dinge gewärtig, die da kommen sollten: ich mit dem heimlichen Hochgefühle eines Tertianers, der sich zuerst in eine verbotene Kneipe wagt, sie voll phantastischer Vorstellungen von diesem Fabelland einer paradiesischen Natur und eines raffinirten Luxus.

Zuerst ließ sich der Tag grau an. Dicke weiße Nebel zogen in mächtigen Schwaden unter den Felshäuptern zur Rechten hin, und im traumhaft verschwommenen Umriß sahen wir Dörfer, Wälder, Gärten vorüberfliegen. Auf der Meerseite aber kämpfte goldenes, klares Sonnenlicht mit den nutzlosen Geistern des Dunstes. Eine frische Wasserbrise sprang auf. In die Nebelmassen kam unruhige Bewegung, sie wogten, flatterten, zerrissen. Aus der Tiefe blaute hie und da leuchtend rein ein Stück Meer. Darauf waren die Nebelkobolde wieder geschäftig, den Schleier zuzuziehen. Aber die Geister des Lichtes waren stärker, schossen zahllose, flammende Lichtpfeile hinein, daß ein rosig Gewoge entstand. Der Nebel sank geschlagen, vernichtet, nur um Baum und Fels flatterten da und dort unstät, ängstlich, die letzten flüchtenden Heeresträmmer. Nun lag es vor uns, das Meer, in tiefer, leuchtender Bläue, so unermeßlich, daß am fernen Horizonte der wolkenlose Himmel in die blinkenden Wasser zu tauchen schien. Große, weiße lateinische Segel lagen unbeweglich auf der Flut, Fischerbarken, eine Lustjacht schoß mit voller Leinwand dahin. Möwen kreisten und wiegten sich auf den Wellen. Wie ein weißes Schaumband besäumte Wogengischt den Strand, wo aber der Fels vorsprang, da peitschte die Brandungswelle zornig empor. In die verbrauchte Luft des Coupés strömte starker Seegeruch, zog weicher, süßer Blumenduft.

(Schluß folgt.)

Fürst Lobanow-Rostowski †.

(Hierzu das Porträt Seite 809.)

Fürst Alexander Lobanow-Rostowski, der russische Minister des Aeußeren, der noch bei den Feierlichkeiten in Wien unter den Begleitern des Zarenpaares die erste Stellung eingenommen und seitens des Kaisers Franz Josef sich hoher Auszeichnung erfreut hatte, ist auf der Reise nach Kiew, wohin er seinem Monarchen zu folgen gedachte, plötzlich einem Herzkrampf erlegen. Als Sproß einer der ältesten russischen Fürstenfamilien am 30. Dezember 1825 geboren, begann der Verewigte schon mit neunzehn Jahren die diplomatische Laufbahn, wurde 1850 Sekretär bei der Botschaft in Berlin und 1856 Legationsrat bei der Gesandtschaft in Konstantinopel. Private Angelegenheiten veranlaßten 1863 sein Ausscheiden aus dem diplomatischen Dienst, doch kehrte er 1868 in denselben zurück, wurde zunächst Adlatus des Ministers des Innern, dann 1878 Botschafter in Konstantinopel, 1879 in London und 1882 in Wien. Zu Beginn des vorigen Jahres wurde er zum Botschafter in Berlin ernannt, trat aber dieses Amt nicht an, weil er an Stelle des Herrn von Giers, der am 26. Januar 1895 verstarb, mit der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten betraut wurde. Am 28. Mai vorigen Jahres feierte er sein fünfzigjähriges Dienstjubiläum, aus welchem Anlaß der Zar ihm die Diamantabzeichen zum Andreasorden verlieh und ihn durch ein Handschreiben auszeichnete, worin der Monarch seine Ueberzeugung aussprach, in Lobanow einen Mitarbeiter gefunden zu haben, der geeignet ist, „unsere friedliche und aufrichtige Politik fortzusetzen und die freundschaftlichen Beziehungen zu allen Mächten zu erhalten“. Das jähe Dahinscheiden des Fürsten weckt auch in Deutschland schmerzliches Bedauern, denn wenngleich an der ereignisreichen Gestaltung der Beziehungen zwischen Rußland und dem Deutschen Reiche der Hauptanteil dem jungen Zaren Nikolaus gebührt, so fällt doch ein großes Verdienst auch seinem ersten Berater zu.

Die Reise des russischen Kaiserpaares.

(Hierzu die Abbildungen Seite 812 und 813.)

Die österreichische Kaiserstadt hatte den Vorzug, unter den europäischen Hauptstädten die erste zu sein, welche das junge Zarenpaar auf der „Krönungsreise“ mit seinem Besuche beehrte. Reichen Festschmuck zeigte das schöne Wien. In den Straßen, welche die erlauchten Gäste bei ihrem Einzuge passieren mußten, erhoben sich Spaliere von Flaggenmasten, die durch Laub- und Blumengewinde mit einander verbunden waren; hier und da ragten Triumphbogen auf, und ein besonderer Prunk entfaltete sich auf dem Schwarzenbergplatz. Vier Tuune in russischem Stile bildeten die Grundpfeiler zu zwei mächtigen Triumphbogen, die in den Farben Rußlands, Oesterreichs und der Stadt Wien prangten, und ein Wald von Flaggenmasten umgab den imposanten Bau. Wohl zerstörte das Unwetter der festlichen Ausschmückung übel mit, aber in der Frühe des Einzugstages, 27. August, waren die Schäden wieder ausgebessert.

Zunächst ein trüberer Morgen mit strömendem Regen, der jedoch aufhörte, als die Truppen zur Spalierbildung ausrückten: die über drei Kilometer lange Strecke vom Nordbahnhof bis zum äußeren Thor der Hofburg wurde von ihnen auf beiden Seiten in drei Gliedern besetzt. Nachdem um halb zehn Uhr die Ehrencompagnie mit Fahne und Musik auf dem Nordbahnhofe Aufstellung genommen hatte, erschienen die Vertreter der staatlichen und städtischen Behörden, wie das gesamte Personal der russischen Botschaft, und gleich darauf erfolgte die Ankunft des Hofes, der Erzherzoge und Erzherzoginnen. Kurz vor zehn Uhr traf Kaiser Franz Joseph, welcher russische Uniform und den Andreasorden angelegt hatte, mit seiner erlauchten Gemahlin auf dem Bahnhofe ein, und eine halbe Stunde darauf verkündete die vom Musikcorps gespielte russische Nationalhymne die Ankunft der hohen Gäste. Zunächst erblickte der Zar, in der Uniform seines österreichischen Infanterieregiments, dann seine Gemahlin dem Wagen. Beide Herrscher umarmten wiederholt einander, und ebenso herzlich war die Begrüßung der beiden hohen Frauen. Nachdem die Monarchen die Front der Ehrencompagnie abgeschritten hatten, fand die Vorstellung des Gefolges statt, wobei Kaiser Franz Joseph besonders den Juristen Lobanow auszeichnete, den russischen Minister des Aeußeren, der wenige Tage darauf einem jähen Tode erliegen sollte. Nunmehr bestiegen die hohen Herrschaften zwei offene, je mit sechs Schimmeln à la Daumont bespannte Wagen, denen ein Vorreiter voraussprengte. Im ersten Wagen saßen die beiden Kaiser, in dem andern die Kaiserinnen Elisabeth und Alexandra. Unsere Abbildungen veranschaulichen, wie die Herrscher den Praterstern passierten, und die Kaiserinnen auf der Praterstraße. Stürmische Hochrufe der dichtgedrängten Menge erschallten auf der ganzen Fahrt zur Hofburg, wo den hohen Gästen die obersten Hofchargen, Minister und Vertreter der Behörden vorgestellt wurden.

Von den zu Ehren des russischen Kaiserpaares veranstalteten Festlichkeiten ist besonders das Galadiner zu erwähnen, bei welchem beide Monarchen zu einander herzliche Worte sprachen, welche die feste Zuversicht auf dauernde Eintracht zwischen ihnen und ihren Völkern erweckten. Die Parade auf der Schmelz, ein trotz des ungünstigen Wetters prächtiges militärisches Schauspiel, bildete den Schluß der Festlichkeiten. Um Mittag des 29. August nahm das russische Kaiserpaar Abschied von dem gastlichen Wien, das ihm einen so glänzenden Empfang bereitet hatte.

Hierauf begab sich das junge Kaiserpaar zunächst nach Kiew, der „Mutter der russischen Städte“, um dort der Enthüllung des Nikolaus-Denkmals beizuwohnen, und setzte sodann die Reise nach Breslau fort, wo die Begrüßung mit dem Kaiser Wilhelm stattfand. Eine illustrierte Zeitschrift kann mit den Ereignissen nicht gleichen Schritt halten, sondern ihnen nur folgen, und so sind wir nicht in der Lage, sofort auch den Empfang in der schlesischen Hauptstadt bildlich zu veranschaulichen, aber wir geben vorläufig schon einige Ansichten aus der altehrwürdigen Stadt, in der sich nun das festliche Treiben entfaltete. Breslau, dessen Begründung bis in das achte Jahrhundert zurückgeht, war bereits um das Jahr 1000 ein wichtiger Ort, doch ist von Bauwerken aus dieser ältesten Zeit nichts mehr erhalten. Indessen weist die Stadt noch zahlreiche Renaissancebauten aus dem sechzehnten Jahrhundert auf. Der Hauptplatz ist der ziemlich quadratisch gestaltete „Ring“, auf dem sich das herrliche, im spätgotischen Stil erbaute Rathaus erhebt. Der innen und außen gleich reich ausgestattete Bau — besonders schön ist der Fürstensaal, dessen vier Kreuzgewölbe auf einem Pfeiler ruhen — wurde Mitte des vierzehnten Jahrhunderts begonnen und erst Ende des fünfzehnten vollendet. Im Souterrain befindet sich der berühmte Schweidnitzer Keller, so genannt nach einem in der Nachbarstadt Schweidnitz gebrauten Biere, das einstmals hier zum Ausschank gelangte. Wer Breslau besucht, versäumt es nicht, dem Gambrinus an dieser Stätte zu huldigen, an der in zwanglosem Beieinander Durstige aller Stände sich sammeln. Beiläufig sei bemerkt, daß einige Scenen in Gutzkows Roman „Die Ritter vom Geist“ sich im Schweidnitzer Keller abspielen. Jüngeren Datums (erst 1863 vollendet) ist das ebenfalls in dem Häuserquadrat des Ringes einbegriffene Stadthaus, das Geschäftshaus der Gemeindebehörden. Vor dem Rathaus erheben sich, von Rietz modelliert, die Reiterstandbilder Friedrichs des Großen, der Schlesien für Preußen gewann, und Friedrich Wilhelms III., der von Breslau aus 1813 den Befreiungskampf begann. Unweit vom Ringe befindet sich das „Goldene Scepter“, ein Haus, in welchem Yorck das Werbebureau für seine Freischar errichtete.

Ein zweiter großer Platz in der Altstadt ist nach dem Feldmarschall Blücher benannt, dessen von Rauch gefertigte Statue, derjenigen in Berlin ähnlich, in der Mitte aufragt. Auf der Abbildung, die den Blücherplatz veranschaulicht, grüßt der Turm der Elisabethkirche herüber, die wir genauer auf einem zweiten Bilde betrachten können. Das 1256 bis 1257 erbaute Gotteshaus ist die größte der evangelischen Kirchen Breslaus und ungemein reich an Kunstdenkmälern, die glücklich dem „Bilderstürmen“ entgingen. Der Turm hatte einstmals eine Höhe von 112 Metern, doch beträgt die Höhe, nachdem 1529 die Spitze herabgestürzt war, nur noch 91 Meter. Die Elisabethkirche besitzt die größte Glocke in Schlesien, und zwar in einer Schwere von 110 Meterzentnern. Die Universität, die 1702 von Kaiser Leopold I. als theologisch-philosophische Lehranstalt begründet wurde, besitzt ihre Hauptzierde in der nach diesem Herrscher benannten Aula Leopoldina. Der kleine Turm dient als Sternwarte. Das von Friedrich dem Großen erbaute, unter seinen Nachfolgern erweiterte Schloß ist ein ziemlich nüchterner Bau, der jedoch seine Bedeutung dadurch hat, daß Preußens Könige, wenn sie in der zweitgrößten Stadt ihres Staates weilen, hier Wohnung nehmen. Endlich fuhren wir noch einen Prachtbau aus neuer Zeit vor, das 1887 im Renaissancestil vollendete Regierungsgebäude auf dem Lessingplatz.

Abu Simbel, Egypt

Abu Simbel is a village in Egypt's Nubia region, on the west bank of Lake Nasser. It's known for 2 massive rock temples built by Pharaoh Ramses II in the 13th century BC. The Great Temple is adorned with 4 seated statues of Ramses, each over 20m high. Nearby, the smaller Temple of Hathor is dedicated to Ramses' wife Nefertari.

Daß bei dem ganzen Arrangement eine sachverständige Hand gewaltet hat, merken Kenner und Laien sofort, und es genügt wohl die Erwähnung, daß kein Geringerer als Stadsarzt Dr. Roblstad hier einen neuen Beweis seiner Umsicht und seiner auf lange Erfahrungen basirten Sachkenntnis gegeben hat. Aufs thatkräftigste wurde er unterstützt von der bekannten warmherzigen Philanthropin Frau Gräfin Monts und dem Generallieutenant von Leichmann und Loßnitzen.

Nunmehr nehmen wir Abschied von dem warm pulsirenden Leben und wenden uns dem wissenschaftlich-kommerziellen Teil der Kolonialausstellung zu, mit dem die Verbindung eine hohe, bequeme Brücke vermittelt; der Ausgangsturm der letzteren ist der Nachbau des alten arabischen Forts in Sansibar nachgebildet. Ein weites Terrain liegt vor uns, dem auf Sansibar gebräuchlichen indischen und arabischen Charakter entsprechend bebaut. Hier haben Professor F. Wolff und Baumeister E. Zschimmer ihr architektonisches, hier hat Rudolf Hellgrewe sein hohes organisatorisches und speziell künstlerisches Talent entwickeln können, und in der That: die Lösung der ihnen gestellten Aufgaben ist glänzend gelungen.

Da sehen wir zunächst die Kolonialhalle, dem Hause eines reichen Inders nachgebildet und mit reicher Goldornamentik geziert. Hier findet sich ein unermeßlicher Reichtum von Ausstellungsgegenständen, die uns nicht nur das Kulturleben der einheimischen und australischen Eingeborenen darlegen, sondern uns auch über die Produktionsfähigkeit unserer Kolonien aufklären. Prachtvolle Waffensammlungen, so diejenigen Wißmanns und Langheld's, bedecken die nach Rudolf Hellgrewes Entwürfen von Louis Schulz in purpurfarbenem Ton bemalten Wände, große Mengen des edeln Elfenbeins sind hier angebracht, Schiffsmodelle und Miniatur-Faktoreien in peinlich genauer Naturtreue reizen zum Vergleich mit den europäischen Verhältnissen, Baumwollen- und Tabakpflanzungen — die eine (Stephansort) auch durch ein lebensvolles Diorama von Theodor Grampe dargestellt — präsentiren sich naturwahr dem Beschauer, und übersichtlich zur Schau gestellt sind in vorzüglichen Präparaten oder in ursprünglicher, greifbarer Gestalt die Erzeugnisse, welche wir unseren Kolonien verdanken. Auch die evangelische und die katholische Mission fanden in der Kolonialhalle einen Platz, und nicht zuletzt verdient Anerkennung die Einrichtung einer Lesehalle, welche die Deutsche Kolonialgesellschaft den Besuchern zur Verfügung gestellt hat.

Unfern des soeben geschilderten Gebäudes erhebt sich das vom Auswärtigen Amt durch die Hamburg-Altonaer Firma J. H. Schmidt errichtete Tropenhaus, welches später als Gouvernementsgebäude nach Togo übergeführt werden soll, hier aber dazu bestimmt ist, „ein Bild der Produktion, des Handels und des Verkehrs, der von der Verwaltung geschaffenen Einrichtungen und der Lebensweise des Europäers in unseren Schutzgebieten zu geben," eine Aufgabe, die es in vollem Umfange erfüllt. Leicht und schmuck, erhebt es sich in zwei Stockwerken und umgeben von hohen, luftigen Veranden als ein freundlicher, in Mattweiß und Grün gehaltener Bau, in seinem Erdgeschoß eine reichhaltige Ausstellung von Landesprodukten, sowie Küche und Speisekammer in einer Ausstattung enthaltend, an der jede Hausfrau ihre helle Freude haben muß. Hier auch haust des Hauses treuer Hüter Gillmeister, der den Besuchern mit Auskunft bereitwilligst zur Verfügung steht, was er um so besser thun kann, als er selbst über sechs Jahre in Afrika geweilt hat. Im oberen Stockwerk aber, zu welchem schlanke Treppen hinaufführen, ist, ganz den afrikanischen Verhältnissen entsprechend, das Heim des Gouverneurs eingerichtet, und es sind gar behagliche Räume, die er als Wohnung oder für die ernste Arbeit benützen kann. Hier oben durfte auch Maler Wilhelm Kuhnert sein Talent als genialer Arrangeur beweisen, und er hat sich in jeder Beziehung als Künstler bewährt. Abgesehen von den Dekorirungen der Zimmer durch Waffen, Hausgeräte und Tierfelle, lieferte er auch Gemälde, die afrikanisches Leben, namentlich innerhalb der Tierwelt, charakteristisch wiedergeben. Gleichbedeutende Kunstgenossen stellten sich ihm in Th. v. Eckenbrecher, Mel Grönland und Rudolf Hellgrewe zur Seite. Die übrigen Räume des oberen Stockwerkes dienen als Lazaret und als Wohnzimmer einer barmherzigen Schwester, und auch hier macht sich der wohlthuende Einfluß des Deutschen Frauenvereins für Krankenpflege in den Kolonien aufs angenehmste bemerkbar.

Nachdem wir das Tropenhaus verlassen haben, wenden wir unsere Aufmerksamkeit der wissenschaftlichen Halle zu, deren Eingangspforte einem Motive aus einer Nikwa-Moschee ihre Entstehung verdankt, und die in übersichtlicher Anordnung über Anthropologie, Zoologie, Botanik und Mineralogie unserer überseeischen Besitzungen und Schutzgebiete erschöpfende Belehrung gibt. Geradezu hervorragend ist die zoologische Sammlung Oskar Neumanns, die das Herz jedes Weidmanns mit entzückter Freude und, da die ausgestellten Schädel, Felle und Gewehre meistenteils Trophäen Neumanns selbst sind, mit Anerkennung für den kühnen Jäger erfüllen muß, ein Lob, das nicht minder dem schneidig vertretenen Grafen Goetzen zukommt. Auch der Ethnographie ist ein bedeutender Raum zur Verfügung gestellt, wo denn gerade diese so hochinteressante Wissenschaft überhaupt die weitestgehende Berücksichtigung fand. Daß endlich auch die Statistik nicht übersehen wurde, sondern in klarster Form über alles allgemein Wissenswerte Aufklärung gibt, ist ein weiterer Vorzug der wissenschaftlichen Halle. Besonders erwähnt muß endlich noch das Afrikahaus des Herrn von Tippelskirch werden, in welchem plastische Figuren mitten in die Landschaft versetzt sind; hier gewahren wir auch die originellen Tropenausrüstungen, um deren Vervollkommnung der Genannte sich ein so hervorragendes Verdienst erworben hat.

Haben wir so die Ausstellungsabteilungen ihrem allgemeinen Charakter nach gewürdigt, so müssen wir auch noch der Aussteller gedenken und dürfen vor allem nicht der Deutschen Kolonialgesellschaft, der unter der einsichtigen Leitung des Herrn E. v. Bek stehenden Neu-Guinea- und Astrolabe-Kompagnie und der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft vergessen. Ihnen schließt sich würdig ein ausgedehnter Kreis industrieller und Privater an, welche alle bei unseren Kolonialbestrebungen in Betracht kommenden Zweige der Wissenschaft und des Gewerbes vertreten.

Bitte, recht freundlich!

Beobachtungen aus dem photographischen Atelier.

Von

Adele Hindermann.

Beim Photographen! Eine eigentümliche, nach allerlei Mixturen, Chemikalien und Papieren duftende Atmosphäre. Für manche Leute, wenigstens für die vereinzelten, die dem Amateurteufel einstweilen noch entgangen sind, ist sogar ein ins Geheimnisvolle spielender Beigeschmack dabei. Die mystische Dunkelkammer, der ebenso mystisch verhangene Apparat und der noch viel mystischere Werdeprozeß von der „freundlichen" Aufnahme bis zu der blank satinirten, papierenen Miniaturwiedergabe des eigenen Selbst — ein bißchen Zauber muß doch dabei sein!

Und das ist es ja auch. Oder wär's nicht etwas Zauberhaftes, daß wir kleinen Menschen die große Sonne zwingen, ein beliebiges Bild, genau so, wie wir's wünschen, mit all seinen Einzelheiten, bis in die feinsten Hautfalten, auf ein zerbrechliches Stückchen Glas zu bannen?!

Bis in die kleinsten Falten, sagte ich. Ja, da liegt der Hase im Pfeffer. Frau Sonne ist von einer geradezu verzweifelten Aufrichtigkeit, die stellenweise sogar bis zur Uebertreibung ausartet; eine Gegenwirkung ist durchaus notwendig. Da kommen wir „vom Fach" mit Stift und Pinsel, entfernen die zu stark ausgeprägten Sommersprossen, mildern die verbittert herabhängenden Mundwinkel, die kummervollen Schatten unter den Augen, gleichen eingefallene Wangen ein wenig aus; genug, wir machen der menschlichen Eitelkeit kleine Konzessionen, soviel wir eben vor unserem photographischen Gewissen verantworten können. Natürlich gibt es auch unter den Photographengewissen dehnbare und weniger dehnbare, das meinige muß ich wohl zu den letzteren zählen, wenigstens hat es mich stets Ueberwindung gekostet, die feine Runenschrift der Zeit und die kleinen, wenn auch oft unschönen, charakteristischen Besonderheiten in einem Gesicht mit dem Bleistift zu verwischen.

Sitzt man da so stundenlang unter dem verhängten Negativgestell, fast losgelöst von seiner Umgebung, und vertieft sich mit konzentrirter Aufmerksamkeit in ein menschliches Angesicht, dessen feinste Einzelheiten das Auge lange nicht mit der Genauigkeit wahrnehmen würde, als die photographische Platte sie festgehalten hat. Und für den, der darauf zu horchen versteht, ist solch ein Gesicht nicht stumm, es redet seine eigene Sprache, enthüllt Rätsel und gibt welche auf, und man steckt in physiognomischer Grübeleien und Kombinationen, man mag wollen oder nicht.

Gesichtsbildung, Ausdruck, Haarfrisur, Hände, Haltung, Kleidung — ein ausgiebiges Material, um Schlüsse daraus zu ziehen! Mir war's zu einem kleinen, harmlosen Sport geworden, das so gewonnene Bild mit den Eindrücken aus dem persönlichen Verkehr zu vergleichen, und mit Spannung wartete ich oft auf den Moment, der mir mehr sagte als alles Kombiniren, weil es eine jener seltenen Gelegenheiten ist, bei denen man elementare, wenn auch nicht immer schöne Gefühlsausbrüche hören kann: es ist der Augenblick, in welchem das Original die Hand nach seinem Bilde ausstreckt.

Welch eine Skala von Empfindungen! Welche Abstufungen zwischen abwartender, oft recht kunstlicher Gelassenheit bis zur äußersten, auf das Höchste gespannten Neugier. Welche Ausbrüche ganz von Freude, Aerger, Enttäuschung, Zorn!

Ungeahnte Streiflichter wirft dieser Moment oft auf Wesen und Charakter, und ich habe manchmal, sowohl bei der unbefriedigten, trotzschnaubenden Kokette, welche die Thür hinter sich zuschlug, als auch bei dem freudig errötenden Backfischchen, das sein Couvert auf der Straße wieder und wieder öffnete, gedacht: „Verbindlichsten Dank, es war mir ein interessantes Schauspiel!"

•

Fritz Achtler — eine Gestalt, die mir vom ersten Augenblick an interessant gewesen ist. Warum eigentlich? Erscheinungen wie die seinige sieht man in einer Universitätsstadt zu Dutzenden.

Auf seiner Visitenkarte stand: „stud. agr.", man kann also immerhin annehmen, daß er sich wirklich Studirens halber und wegen des ausgezeichneten landwirtschaftlichen Instituts in X. aufhielt.

Seit zwei Jahren kam er von Zeit zu Zeit ins Atelier, ließ sich photographiren, in Zivil, in Uniform — er war Reserveleutenant bei den Deutzer Kürassieren — oder in Couleur und bestellte immer eine Unmenge von Bildern.

Wie oft hatte ich seinen Kopf unter dem Pinsel gehabt, wie oft den gewaltigen Schmiß, eigentümlicherweise auf der rechten Seite, auf der Platte ein bißchen gemildert. Es war mir immer ein Vergnügen gewesen. Nicht etwa, weil er hübsch war, wenngleich das vornehme, schmale Gesicht mit dem rothlonden gesträubten Schnurrbart und den schon leicht ergrauten Schläfenhaaren mir ein sehr sympathischer Anblick war. Aber neben dieser landläufigen „Hübschheit", wenn ich so sagen darf, war in seinem Gesicht der Ausdruck eines höchst anständigen Charakters ganz besonders ausgeprägt, außerdem jedoch — ich wurde mir nicht recht klar, worin es eigentlich lag — machte sich etwas bemerkbar, das mir gar nicht gefiel: ein Mangel an Thatkraft und Energie, der mir angesichts seiner frischen, durchaus männlichen Erscheinung jedesmal von neuem zu denken gab.

Ich hatte die bestimmte Empfindung, dieser Mann ist nicht im stande, eine Handlung zu begehen, die ans Unehrenhafte auch nur streift, ebensowenig aber ist er einer von denen, die sagen können:

„Denn Schicksal, schlag nur zu,
Wir wollen sehn, wer stärker ist.
Ich oder du!"

Nein, diesen schönen Wagemut besaß er nicht. Das Schicksal würde stärker sein als er; er würde seine Hünengestalt resignirt beugen —

Lieber Himmel, am Ende irrte ich mich auch; und außerdem, was ging's mich an?

Schließlich überwogen doch auch seine vielen angenehmen und liebenswürdigen Seiten. Er hatte zum Beispiel sehr gute Manieren und eine große Menge von der Eigenschaft, die sich beim starken Geschlecht nicht ganz so oft findet, als man eigentlich erwarten sollte: echte Ritterlichkeit.

Mein Chef schätzte ihn außerordentlich; wir verplauderten manche halbe Stunde zu dreien, während ich malte oder retouchirte, Herr Volkhardt, mein Chef, nach des Tages Last und Mühe behaglich eine Havanna rauchte und Achtler — ein ganz besonderer Vorzug — in fertigen Bildern stöbern durfte. Das machte ihm sehr viel Vergnügen. Ich sehe ihn noch, wie seine elegante Gestalt, die Hände in den Jaquettaschen, vor dem großen Glasschrank mit den vielen verschiebbaren Fächern stand.

Die Tafel l., „Herren", fesselte ihn wenig; Kinderbilder interessirten ihn vom Baby bis zum Backfisch, wofern sie hübsch waren. Und über die Reihen der Damen glitten seine ernsthaften, grauen Augen in strengster Kritik; selten fand eine Gnade vor ihm.

„Das ist ja ein gräßliches Mädchen! Und diese hier — ganz hübsches Gesicht, aber wie sie sich angezogen hat! Und die kleine Schwarze reißt sich ja fast die Haare mit den Wurzeln aus, so straff hat sie sich gekämmt!"

Mein Chef stand lächelnd hinter ihm und strich sich seinen grauen Bart: „Aber, mein lieber Herr Achtler, es kann doch nicht jedes Mädchen als Schönheit auf die Welt kommen."

„Soll sie ja auch gar nicht," eiferte er, „und

Digitized by Google

wenn sie keine Spur von Schönheit mitbekommen hat, so kann sie doch gut aussehen. Sie soll wissen, was ihr steht, soll sich mit sehr gutem Geschmack kleiden und frisiren, und wenn sie dann jung und gesund ist und hat einen Funken von Geist im Gesicht, so müßte es ja mit dem Deubel — Pardon — zugehen, wenn sie nicht reizvoll aussähe!"

„Na, schließlich kommt's doch darauf an, ob sie ein guter Mensch, eine sympathische Persönlichkeit ist," sagte Herr Volkhardt ablenkend.

„Nein, sie muß auch außerdem gut aussehen," beharrte der jüngere Mann eigensinnig. „Ich kann das nicht so sagen, wie ich's meine, aber so viel weiß ich bestimmt, es wäre im stande, mir mei meine zukünftige Frau zu verleiden, wenn ich nicht ein bischen Staat mit ihr machen könnte."

Er war eben ein unverbesserlicher Schönheitsfex.

„Aber ein prächtiger Kerl ist er doch," sagte mein Chef, als Achtler gegangen.

Drei Dutzend Visitbilder hatte er zuvor noch nachbestellt; er brauchte wieder viele für den dritten Pfingsttag, an dem der Cösener S.C. seine alljährliche Zusammenkunft auf der Rudelsburg feierte.

Es standen nun schon fünfundsiebenzig Mark. Merkwürdig, daß er es diesmal so aufsammen ließ! Er hatte sonst, wie die meisten Landwirte, immer sofort bezahlt. Vergeßlichkeit, nichts weiter.

Gelegentlich bekam er eine Rechnung. Es erfolgte nichts. Er selbst kam aber auch nicht mehr, trotzdem er sich immer noch in X. aufhielt.

Nach einem halben Jahre wieder eine Rechnung. Abermals ohne Erfolg. Herr Volkhardt glaubte sogar bemerkt zu haben, daß ihm Achtler im Theater extra aus dem Wege gegangen sei, ich machte eine ähnliche Bemerkung auf der Straße. Das Semester war zu Ende, da kam eines Tages ein Brief von Rittergut Delbach, Post Neckleben bei X., worin Achtler um eine neue Rechnung bat, da er die seine verlegt habe, und zugleich sich wegen der langen „Bummelei" entschuldigte.

Zwei Tage später traf die Geldsendung per Postanweisung ein, und auf dem Abschnitt standen die Worte: „Komme morgen vormittag halb zehn mit meiner Braut zur Aufnahme; wenn zu viel schon angemeldet ist, bitte um Drahtnachricht nach hier."

Nein, es paßte ganz gut, es wurde nicht abtelegraphirt.

Noch am gleichen Tage brachte das Abendblatt eine Anzeige, in welcher Herr Rittergutsbesitzer Amtsrat Dachmann und Frau auf Delbach bei Neckleben die Verlobung ihrer einzigen Tochter Helene mit dem Landwirt Herrn Fritz Achtler bekannt machten.

Also verlobt! Wie mochte das Mädchen aussehen, das seinen schönheitsdurstigen Augen schön genug war, mit dem er „Staat machen konnte"! Ich war wirklich neugierig.

Ein wonniger Septembermorgen, warm, klar mit leicht verschleiertem, aber überall schon durchlugendem, blauem Himmel; so ein rechtes Photographenwetter.

Durch die offenen Fenster strömte die laue Herbstluft, blähte die zarten, gelblichen Vorhänge und spielte mit den Ranken des wilden Weines, die aus einem gewaltigen, farbenprächtigen Bouquet bis fast auf den Fußboden herabhingen. Süßer Veilchenduft in dem ganzen schönen Raum, auch in dem kleinen, durch eine Portière davon getrennten Kabinet, das mir als Arbeitszimmer diente. Veilchen überall, in spitzen Kristallgläsern, in kleinen, kostbaren Majolikaschalen, ja sogar in dem Wasserglas, in welchem ich meine Pinsel ausspülte. Viele duftende Blumen, in edlen Gefäßen, das liebte mein Chef.

Wie schön dies alles! Diese künstlerisch ausgestatteten Räume mit den tiefgrünen, großen Blattpflanzen und der Verschwendung von leuchtenden Sommerblumen und duftenden Veilchen! Gerad der rechte Rahmen für ein frischgebackenes, überglückliches junges Brautpaar.

Um halb zehn wollten sie kommen. Gleich war es so weit. Gut, daß keine weiteren Aufnahmen da waren, so brauchten sie gar nicht zu warten.

Fatal, da kommen zwei Damen. Sie wollen sich photographiren lassen, warten aber noch auf „wen", wie die Mama sagt. Die Tochter sagt überhaupt nichts. Hoffentlich bleibt dieser „Wer", auf den sie warten, nicht allzu lange aus, sonst kollidirt die Aufnahme mit der des angemeldeten Brautpaares.

Zunächst kommt noch niemand. Beide Damen sitzen stumm und warten, sehen an den bilderbehängten Wänden in die Höhe mit einem Gemisch von Neugier und Staunen, wagen aber anscheinend nicht, sich von ihren Stuhlkanten zu erheben, um sich dies oder jenes näher anzusehen. Sie sitzen mir, da sie sich den ungemütlichsten Winkel des ganzen Zimmers ausgesucht haben, gerade gegenüber; ob ich will oder nicht, ich muß hinübersehen, so oft meine Augen an dem Bilde, das ich übermale, vorüberblicken.

Nach fünf Minuten steht es bei mir fest, daß sie vom Lande sind, vielleicht Frau und Tochter eines Lehrers. Der Jemand, auf den sie warten, ist Seminarschüler in X., wahrscheinlich der Bruder des jungen Mädchens.

Oder nein, vielleicht sogar ihr Verlobter, denn sie legt soeben die braunen Zwirnhandschuhe ab, und ich sehe einen Verlobungsring an ihrer linken Hand.

Eine junge Braut!

Es gab also einen Mann, der sich unter den Millionen Mädchen auf der Welt gerade diese herausgesucht hatte. Nun, das ist schließlich Geschmackssache. Der Seminarist ist gewiß entzückt von ihr. Achtler würde wahrscheinlich gesagt haben: „Das ist ja ein gräßliches Mädchen!" Ich mußte still vor mich hin lächeln, wenn ich mir sein Gesicht dabei vorstellte. Aber er hätte recht gehabt. Ich wenigstens fand sie auch gräßlich.

Ein kleines, mageres Gesicht mit einem verdrießlichen Zug um den Mund und ohne jegliche Intelligenz, die krumm gehaltene, eckige Figur in einer unmöglichen, jedem Geschmack und Stil Hohn sprechenden Toilette, die graue Haut und die farblosen Haare, vielleicht ein Blond, das durch Pomade oder etwas derartiges allmälich ein grauschwarzes Aussehen bekommen hatte. Von Natur ganz glatt, war es über der Stirn und am Nacken zu unzähligen kleinen Löckchen gebrannt, die aber von dem andauernden Gebrauch des heißen Eisens wie verdorrt aussahen und sich außerdem bei der Fahrt durch den Morgennebel zum Teil schon wieder zu ihrer natürlichen Straffheit aufgelöst hatten.

Unwillkürlich sah ich heute immer mit Achtlers Augen und hörte im Geiste, wie er sich entsetzt haben würde vor dieser Erscheinung.

„Daß sie nicht hübsch ist, nein, dafür kann sie nichts. Aber warum trägt sie bei dieser beängstigenden Magerkeit ein fest anschließendes Kleid? Warum nicht so etwas Weites, Bauschiges, wie das jetzt ja alle Damen tragen? Und zu einem rosa Kaschmirkleid, das auch schon nicht mehr ganz einwandsfrei ist, ein Herrenchemisett; und auf dem steif gestärkten Herrenchemisett eine rote Korallenkette! Und außer der roten Korallenkette eine goldene Uhrkette und einen Aluminiumpfeil im Haar — — o!"

Und dann würde er sich schütteln ob solch empörender Verstöße gegen den guten Geschmack. —

„Warum er uns nur so lange warten läßt!" sagt jetzt das Mädchen mit einem Zug verbissenen Eigensinns im Gesicht. Die Mama nickt. „Uebrigens scheint es, als käme er jetzt," meint sie dann und lauscht.

Wirklich, ein langsamer Schritt auf der Treppe, und dann steht er in der Thür, der Langerwartete, einen kleinen Strauß blaßgelber Rosen in der Hand und ein begrüßendes Lächeln auf dem etwas schmal gewordenen Gesicht — Achtler .....

Vier Tage später. Asten und von Frondorff, Achtlers beste Freunde, stürmen ins Zimmer. Die Neugierde plagt sie, Achtlers Braut zu sehen.

„Er ist nämlich lächerlich zugeknöpft in Bezug auf seine Verlobung," sagt der lebhafte kleine Jurist: „denken Sie, daß er sich herbeiläßt, uns mal ein bißchen von seiner Helene zu erzählen, wie sie ausschaut, wes Geistes Kind sie ist, und so weiter?" —

Stumm reicht ihm mein Chef ein Kabinetbild hin. Beide betrachten es lange, lange und sagen — nichts; dann legen sie es wieder hin.

„Armer Kerl!"

So leise es Frondorff auch ausstieß, ich hörte es doch.

Wunderliche Kritik eines Bildes! Auch Astens Gesicht, in dem immer der Uebermut spukte, habe ich so ernst noch nicht gesehen.

Zwei Monate später fand man Achtler erschossen in seinem Zimmer.

*

Herr Kurt Vornhaus nahm das Leben leichter. Ich glaube, es gab wohl nichts, was ihm ernstlich aus seiner fidelen, leichtfertigen Gemütlichkeit hätte bringen können.

Ich sehe ihn noch, wie er zum erstenmal ins Atelier kam: jung, bildhübsch, lebenslustig und übermütig, eine rote Nelke im Knopfloch.

„Meine Braut schon da?"

Nein, es war noch keine Dame gekommen.

„So, so. Sie ist nämlich erst zur Friseuse gegangen. Na, dachte ich, da kannst du ruhig in der ‚Sonne' inzwischen ein Glas Bier trinken. Zwei hab' ich nun getrunken, und sie ist noch nicht hier. O Weiber, Weiber!"

Und dabei marschirte er fröhlich im Zimmer umher, trat auch mal vor den Spiegel, bearbeitete Haar und Schnurrbart mit zwei kleinen Bürsten, besah die Bilder, fragte zuweilen interessirt: „Wer ist das?" und wartete die Antwort nicht ab, weil ihn schon ein neuer Eindruck fesselte. Dann wieder holte er seine Uhr heraus und seufzte: „Herrgott, diese Friseuse, ich könnte sie aufhängen."

Nach einer kleinen Pause unvermittelt, philosophisch: „Wissen Sie, es ist eigentlich ein Unsinn!"

„Was denn?"

„Daß wir uns zusammen photographiren lassen, meine Braut und ich."

Ich sah ihn erstaunt an.

„Nun ja, die Geschichte geht ja doch wieder aus dem Leim."

Diese Art war mir neu. Ich muß gestehen, daß ich einen Augenblick sprachlos war. „Das ist doch wohl nicht anzunehmen," meinte ich endlich, nur um etwas zu sagen.

„Sie werden's ja sehen, Sie werden's sehen," meinte er seufzend und spielte mit einer Platte, die wohl aus Versehen im Empfangszimmer liegen geblieben war.

„Was ist denn das für ein Ding?" unterbrach sich der junge Bräutigam, indem er die Platte gegen das Licht hielt.

„Ein negatives Bild."

„Famos, schwarze Gesichter und weiße Röcke! Sehen wir auch nachher so aus, wenn wir photographirt sind?" lachte er.

„Natürlich."

„Sehr gut! Kann ich das dann zu sehen bekommen? Ja so, wir sprachen von der Geschichte. Ja, ja, mein Fräulein, glauben Sie nur, das geht nicht gut, das geht nicht gut!"

„Mein Gott, warum sollte es denn nicht?"

Herr Kurt Vornhaus zog die Schultern und die Augenbrauen hoch und sagte mit leisem Schauder: „Die Alte!"

Wunderliche Situation, gegenüber solch aufgedrungenen Konfidenzen.

Der junge Mann mit der brennend roten Nelke im Knopfloch schien das aber nicht zu empfinden.

Er stand unter der Portière, sah mir bei der Arbeit zu und schwatzte ungenirt weiter — er, von dessen Existenz ich vor zehn Minuten noch keine Ahnung gehabt hatte.

„Ja, ja, die Alte, die Alte! Ich sage Ihnen, das ist ein verbohrtes altes Gestell."

Ich muß ihm wohl unwillkürlich einen etwas mißbilligenden Blick zugeworfen haben.

„Na ja," gab er meinem unausgesprochenen Vorwurf recht, „die Galle läuft einem auch manchmal über. Ich bin ihr nämlich für ihre Trude nicht ‚fein' genug. Trude hätte einmal einen Privatdozenten kriegen können, das gibt mir die Alte heute noch auf jedem Butterbrot zu essen. O, dieser Privatdozent, er sollte mir mal unter die Finger kommen. Aber leider forscht er augenblicklich nach Gott weiß welchem Gewürm in Südamerika herum."

Er machte eine Pause, um Luft zu schöpfen, und raste einmal um den großen Rundditwan in der Mitte des Zimmers herum.

„Aber die Trude, die pfeift auf den Privatdozenten," fuhr er fort. „Die hat mich überhaupt riesig gern. Ich sie aber auch. Das muß ich Ihnen übrigens erzählen, wie wir uns verlobten. Vor sechs Wochen, beim letzten Wintervergnügen unseres Vereins, da sahen wir uns zum erstenmal, die

Trude und ich. Ich tanzte mit ihr, fand sie auch recht niedlich in ihrem hellblauen Kleid, aber verloben — nee, wer denkt an so was! Nun merke ich, daß die Alte mir wütende Blicke zuwirft, wegen — Sie verstehn schon — der Privatdozent war nämlich auch da. I, denke ich, nun gerade! Ich tanze extra viel mit der Trude, die übrigens einen Walzer tanzt, einen Walzer sage ich Ihnen — fi! Na, kurz, noch ehe die Geschichte zu Ende ging, waren wir verlobt."

„Das ging allerdings schnell," sagte ich.

„O, das macht nichts, mir hat's noch nicht leid gethan. Aber nun die Hauptsache: das Gesicht von der Alten, als wir's ihr auf dem Heimweg sagten, daß wir einig wären. Nein, wissen Sie, der Aerger und die Wut auf dem Gesicht der Frau Rätin — es war, weiß Gott, den Spaß wohl wert!"

Es amüsirte ihn noch in der Erinnerung so sehr, daß er laut vor sich hin lachte und sich vor Vergnügen aufs Knie schlug.

Das ging mir denn doch ein bißchen zu weit. Ich legte einen Augenblick meinen Pinsel hin, sah ihn von oben bis unten an und sagte kalt: „Mit dem ‚Spaß' meinen Sie doch Ihre Verlobung, wenn ich nicht irre?"

Er nahm sich mit einem Ruck zusammen, seine Gesichtsfarbe wurde um eine Schattirung dunkler, und in der Verlegenheit setzte er sich auf die eichene Balustrade, die einen kleinen Erker vom Zimmer trennte, und baumelte mit den Beinen.

„Ach, so meine ich das nicht," sagte er kleinlaut; dann nach einer Pause, in welcher er an seiner Unterlippe genagt hatte, sprang er von seinem Sitz herunter und sah mich prüfend an.

„Ich weiß genau, was Sie jetzt denken."

„So, was denke ich denn?"

„Hat der Kerl aber schlechte Manieren!"

Ich mußte laut lachen, auf diese plötzliche Selbsterkenntnis war ich allerdings nicht gefaßt gewesen.

„Sehen Sie," fuhr er fort, „meine Schwiegermutter sagt es auch, und in dem Punkt, das muß ich wahrhaftig zugeben, hat die Frau mal recht. Aber, lieber Himmel, wer hat sich denn in der Beziehung auch um mich gekümmert? Ja, wenn ich eine Schwester hätte, oder meine Mutter lebte noch und sagte wie früher mal zu mir: ‚Kurtchen, so gehört sich das' — sie sagte nämlich immer Kurtchen zu mir — ach, lieber Gott, wie lange ist das her, wie lange!"

Und ganz ernsthaft starrten die blauen Augen vor sich hin.

Dieses Kurtchen fing an, mich zu interessiren. Wie eigentümlich wechselnd der Ausdruck in seinem Gesicht! Jetzt, kaum, daß die dunkle Wolke in seinen Zügen recht zum Ausdruck gekommen war, jetzt leuchtete es schon wieder wie ein plötzlich auftauchender Gedanke in seinen Augen. „Ich habe einen Einfall: sie soll mich suchen, wenn sie kommt, ich stelle mich zwischen die zwei Portièren."

Und dann das kindische Amüsement, als nach ein paar Minuten das hübsche, junge Ding mit dem kunstvoll frisirten Köpfchen, das sie ganz ängstlich steif trug, auf einen Wink von mir die Gardine zur Seite schlug und den ganz Zerzausten triumphirend zu Tage förderte!

Welch hübsches Paar! Sie paßte zu seiner brünetten Schönheit reizend mit ihrem hellen Teint und dem sanften, allerdings auch ein wenig indolenten Gesichtchen.

„Nun zeig mal, Herzchen, was sie aus Dir gemacht hat," sagte er, indem er prüfend ihren Kopf in seine Hände nahm, „hm, schön, sehr schön, nur ein bißchen fremd kommst Du mir vor."

„O, Du mir auch," lachte sie und führte ihn vor den Spiegel, damit er seine verwühlte Frisur wieder in Ordnung bringe.

Und dann schlang er den Arm um ihre Taille, und beide verschwanden im Atelier.

Es sah eigentlich nicht so aus, als wenn „die Geschichte noch aus dem Leim gehen würde," aber wer weiß ...

Herr Vormhaus hat das Probebild bekommen und ist entzückt davon. Das kommt nicht oft vor. Brautpaare sind der Schrecken der Photographen. Nie ist sie ihm, nie er ihr schön genug getroffen. Jeder will mit dem Abbild des oder der Erwählten bei seinen Freunden und Verwandten möglichst viel Ehre einlegen; dies unter allen Umständen fertig zu bringen, ist Sache des Photographen, der unter dieser oft mehr ehrenvollen als leichten Verpflichtung manchen stillen Seufzer in seinen verhangenen Apparat hineinschickt.

Diesmal hatten wir's also mit einer angenehmen Ausnahme zu thun. Herr Kurt Vormhaus machte eine sehr große Bestellung; nun, als Neffe und mutmaßlicher Erbe des alten, reichen Onkels, in dessen Geschäft er war, mußte er sich's ja wohl leisten können.

Einige Tage später klingelt das Telephon.

„Hier Atelier Volkhardt."

„Hier Kurt Vormhaus. Ach, bitte, Fräulein, wollen Sie doch die Anfertigung der Bilder nach Möglichkeit beschleunigen lassen. Wenn ich sie nicht bald bekomme, kann ich sie am Ende gar nicht mehr verwenden. Es liegt nämlich so etwas in der Luft — na, Sie wissen ja den Zusammenhang. Ich möchte aber doch gern noch einige verschenken."

Diese Logik brachte allerdings nur Kurt Vormhaus fertig. Er verlobt sich, weil „sie" solch schönen Walzer tanzt und die Schwiegermutter sich ärgern soll, er will, da seine Entlobung bevorsteht, gern noch möglichst viel Bilder unter die Leute bringen!

Nach wieder einigen Tagen — es war ihm inzwischen der größere Teil seiner Bilder zugeschickt worden — telephonirt er abermals. „Hier Vormhaus; Fräulein, sind Sie am Apparat?"

„Ja."

„Nun, sehen Sie, wie recht ich gehabt habe?"

„Was denn, wovon sprechen Sie?"

„Na, natürlich, es ist genau so gekommen, wie ich Ihnen sagte: der alte Drache hat seinen Willen, die Sache ist aus einander."

Also doch. Was aber sollte ich darauf sagen? Die geistvolle Bemerkung: „Ach, was!" war das einzige, was der Apparat von meinen Lippen hörte.

„Ja, abgedankt in aller Form. Wissen Sie, alles um den Privatdozenten, da laß' ich mich hängen. Aber ich lachte mich tot, wenn der sich aus Südamerika so ein schwarzes Hindumädchen als Frau Doktor mitbrächte; das gönnte ich meiner verstoßenen Schwiegermutter von ganzem Herzen!"

Ich sah mich um. Nein, der alte Professor der Erdkunde, dessen kluges, einäugiges Bild hinter mir an der Wand hing, war wunderbarerweise noch nicht ob solch gemütlichen Durcheinanderwerfens von Rassen und Erdteilen entrüstet von seinem Nagel gesprungen.

„Ja, was sagen Sie nun dazu," tönte es weiter aus der Leitung an mein Ohr, „jetzt kann ich mir mit den letzten zehn Kabinettbildern, die ich doch nicht mehr verschenken kann, ein Feuerchen anzünden, wenn mir's in meiner Vereinsamung mal zu kalt wird."

Der Scherz klang so bitter. Wie mochte dem armen Menschen zu Mute sein? Das Liebste, was er auf Erden besaß, streifte ihn ab wie einen verbrauchten Handschuh. Ich mußte ihm doch ein paar freundliche Worte sagen.

„Es thut mir furchtbar leid für Sie, Herr Vormhaus, Sie verlieren ja sehr viel, aber mit der Zeit werden Sie's auch überwinden, denke ich —"

„Verlieren, sagen Sie, Fräulein? Ach, wissen Sie, das ist nicht so weit her. Unter uns gesagt: zehntausend Mark und 'ne Austernet, was ist das heutzutage!"

Meine Hand, die den Hörcher hielt, sank herab. Mechanisch rief ich: „Schluß," drückte dreimal auf den Knopf und ging wieder an die Arbeit.

Ueber den Seelenzustand des armen, entlobten Bräutigams durfte ich mich beruhigen; die Gefahr, daß er am gebrochenen Herzen sterben könne, schien nicht zu bestehen.

*

„Ich hätte Lust, mal wieder einen schönen Menschen für den Schaukasten zu photographiren, so einen Kopf, an dem man seine Freude hat," sagte mein Chef eines Tages, „aber wen?"

Ja, die Schaukastenfrage überhaupt! Was gehört nicht dazu, bis ein Tableau zusammengestellt ist, das all den verschiedenen Anforderungen entspricht, die daran gestellt werden müssen!

Da soll die Platte technisch ebenso tadellos sein wie das Renommé der auszustellenden Person, denn in einer Stadt von nur mittlerer Größe sind sehr viele rein persönliche Rücksichten zu nehmen. Da muß man weiter annehmen dürfen, daß der oder die Betreffende nichts dagegen hat, ausgestellt zu werden; bei einer vorherigen direkten Anfrage würden unfehlbar alle „nein" sagen, und diejenigen Personen — es gibt deren eine ganze Menge —, die den Wunsch äußern, „in den Kasten zu kommen," sind recht oft solchen Genres, daß der Photograph gern darauf verzichtet, von dieser großmütigen Erlaubnis Gebrauch zu machen. „Denn," pflegte Herr Volkhardt zu sagen, „ich werde doch aus meinen Reklametableaux keine Warnungstafeln machen!"

Wird nun endlich, nach vielem Hin und Her, eine genügende Anzahl auserwählter Platten dem Kopirer übergeben, so kann dieser mit tödlicher Sicherheit darauf rechnen, daß ein gutes Einvernehmen mit dem Chef für mindestens eine Woche einem mehr oder weniger erbitterten Kampfeszustand weichen muß. Heute sind die Abzüge zu rot, morgen zu blau, bald zu hell, bald zu dunkel; dann sind die Abtönungen zu scharf, oder das Silberbad taugt nichts; bald ist der Papierfabrikant ein Dummkopf, bald wird dem Kopirer dieser Titel an den Hals geworfen. Da wandert drei-, viermal die Arbeit eines ganzen Tages in die Abfallkiste, da geht der Chef umher wie ein brüllender Löwe, der Kopirer sieht aus, als trüge er sich mit Selbstmordgedanken, und versichert wohl alle Stunde dem Lehrling, der ihm zur Hand geht, er würde am nächsten Ersten dem „Alten" den ganzen Krempel vor die Füße werfen.

Endlich nach vielen bösen Worten ein ungeheurer Stoß großer und kleiner Bilder, sorgfältig retouchirt und geplättet, fix und fertig. Auf Tischen liegen die sammetbespannten Unterlagen, und der Chef macht sich an die Gruppirung der Bilder. In scheinbar regellosem und doch so graziösem Durcheinander reiht sich eins neben das andere, jedes noch ein letztesmal auf seine Tadellosigkeit hin geprüft.

„Was ist denn dieses, wie kommt das dazwischen?"

Der erste Retoucheur, der dabei steht, wird etwas rot. „Nun, es ist doch ein recht gutes Bild," sagt er mit leichter Verlegenheit, „und hier in dieser Ecke fehlt gerade noch ein Kabinettbild."

Da hat er recht, in die Ecke muß unbedingt noch ein Kabinettbild kommen, und die beiden graziösen Mädchengestalten mit den halbkurzen Kostümen sehen bildhübsch aus, auch ist das Bild als solches sehr gut — nur daß es gerade die „sisters Arrison" aus dem neuen Theater sind!

„Mein lieber Herr Langmann" — der Chef stößt einen resignirten Seufzer aus — „werden Sie es denn niemals einsehen lernen! Wenn ich diese Arrisons ausstelle, so kommt morgen mit dem Frühesten Fräulein von Artheim angelaufen und will aus dem Kasten heraus. Und die Artheims sind mir denn doch wichtiger als die beiden Walzersängerinnen."

Das ist ein streitiger Punkt seit Jahren. Jedesmal, wenn Schaukastenbilder kopirt werden, schmuggelt Herr Langmann, der es nicht begreifen kann, warum der Chef auf derartige Zierden seiner Tableaux verzichtet, dem Kopirer ein paar brillirende Aufnahmen aus dem Bereich des „Variété" zwischen die Ausstellungsplatten. Was fragt er darnach, ob das ältliche Fräulein von Artheim wütend ist über die Nachbarschaft!

Abermals ein Bild, das der Chef mißbilligend betrachtet. Es ist eine Familiengruppe von vier Personen. „Das habe ich doch nicht aufgenommen?" sagt Herr Volkhardt nachsinnend. „Ist die Aufnahme von Ihnen, Herr Meyer?"

Der Angeredete, erster Operateur und zeitweiliger Stellvertreter des Chefs, bejaht etwas unsicher.

„Hm, ja, die Gruppe ist auch gar nicht übel! Gut beleuchtet und ganz geschickt aufgebaut. Aber die Hände, Mensch, wo bekommen Sie nur bei vier Personen so viele Hände her?"

Herr Meyer — dieser aufregende Name ist der Nummer seines Lebens — zuckt die Achseln. Er trägt ziemlich langes Haar, da er Maler gewesen, und gibt sich der Hoffnung hin, daß diese Mähne, die er übrigens erst trägt, seit er nicht mehr Maler ist, ihn davor bewahrt, für einen gewöhnlichen Photographen gehalten zu werden. Er verachtet im Grunde

die Photographie und hält es für viel ehrenvoller, ein jämmerlicher Maler als ein guter Photograph zu sein. Deshalb hat er sich das Haar wachsen lassen, geht stets mit einem etwas schmerzlichen Lächeln und einem Sammetrock einher und ist in seinem Innern fest überzeugt, daß der Chef, der auf all diese unentbehrlichen Attribute eines Künstlers verzichtet, ein erbärmlicher Stümper ist.

Er hat auch schon einen Menschen gefunden, der ihm das glaubt; das ist Gustav, der jüngste Lehrling. Der Junge hört mit gläubig aufgerissenen Augen zu, wenn Herr Meyer mit Schlagworten wie „riesig chic“ und „kolossal eigenartig“ um sich wirft; außerdem fängt er auch schon an, die zwanzig Pfennige fürs Haarschneiden zu sparen — wahrscheinlich um langsam, aber sicher auf einen Fonds für den Sammetrock hinzuarbeiten . . .

Wieder einmal stand der große Bilderwechsel bevor. Alles mögliche war schon an Platten herausgesucht: hübsche junge Damen, schöne alte Charakterköpfe, Gruppenbilder aller Art, vom neuesten, alle Gemüter noch beschäftigenden Brautpaar bis zur ulkigen Regelgruppe; kränzchen, mit einem gedeckten Kaffeetisch, an welchem eine weißbeschürzte junge Dame, „vom Zauber holder Weiblichkeit umflossen“, die Tassen füllt; große Militärbilder, sogenannte Reservegruppen, die sich dadurch von anderen unterscheiden, daß auch nicht einer unter den Mannschaften ist, dessen beide Ohren nicht zu vollster Geltung kommen; Studentengruppen in ihren unzähligen Variationen.

Eine vielseitige Kollektion guter Bilder, aber eins fehlte, was nicht fehlen durfte: ein schönes, großes Kinderbild als Mittelpunkt.

„Aber woher nehmen und nicht stehlen,“ sagte Herr Volkhardt, indem er mißmutig in Bildern und Platten stöberte. Alle hübschen Jungen und Mädchen der Nachbarschaft hatten wir schon im Geist Revue passieren lassen — ohne Erfolg.

Da kam mir ein Gedanke. „Wenn wir nun einmal von dem traditionellen kleinen Mädchen im weißen Kleide mit Schleifen, oder dem eleganten Jungen im Matrosenanzug absehen würden, da wüßte ich allenfalls Rat,“ sagte ich etwas zaghaft, denn mein Chef und ich waren in Sachen persönlichen Geschmacks immer zweierlei Meinung.

„Nun?“

„Der Schifferwilli. Ein zwölfjähriger, sonnverbrannter Junge mit zwei leuchtenden, schwarzen Augen im Kopf und schneeweißen Zähnen. Er erinnert sehr an Richters ‚Neapolitanischen Knaben‘, aber ohne den Stich ins Melancholische.“

„Lassen Sie den Jungen doch mal kommen, vielleicht ist's was für uns.“ (Schluß folgt.)

Erzherzog Karl und General Marceau.

(Hierzu die Abbildung Seite 821.)

Auch beim Feinde die Tapferkeit zu ehren, ist einer der schönsten Charakterzüge des Kriegers. In hohem Grade war diese Eigenschaft dem Erzherzog Karl von Oesterreich, dem berühmten Feldherrn, eigen. Erst 25 Jahre alt, doch schon durch manche glänzende Waffenthat ausgezeichnet, wurde er 1796 zum Reichsfeldmarschall ernannt und mit dem Oberbefehl des österreichischen Heeres betraut, das am Rhein gegen die Truppen der französischen Republik focht. Nachdem er Jourdan in mehreren Treffen geschlagen hatte, mußten die Franzosen über den Rhein flüchten, und bei einem dieser Gefechte wurde der General Marceau, einer der tüchtigsten Heerführer des Feindes, tödlich verwundet. Während er beim Rückzuge Jourdans die Nachhut befehligte, traf ihn ein Gewehr bei Höchstenbach, 19. September 1796, die Kugel eines Tiroler Jägers; vier Tage später erlag er in Altenkirchen, wohin man ihn gebracht hatte, der Verwundung. Unter den Feldherren der französischen Republik gehörte Marceau zu den am meisten sympathischen Männern. Im Gegensatz zu der Mehrheit der Generale zeichnete er sich durch edle Menschlichkeit aus, die er namentlich bei der Niederwerfung des Aufstandes in der Vendée und der Eroberung von Le Mans bekundet hatte. Was ihm damals bei seinen fanatischen Landsleuten arge Verunglimpfung zugezogen, ja ihn in den Verdacht des Verrates gebracht hatte, in der übrigen Welt trug es ihm hohe Ehre ein. Als Erzherzog Karl Altenkirchen besetzte und hier den tödlich verwundeten Gegner vorfand, ließ er ihm alle nur mögliche Pflege angedeihen und, nachdem Marceau seine Seele ausgehaucht, die Leiche zu den französischen Vorposten führen. Diesen Vorgang, der sich am 23. September 1796, also gerade vor hundert Jahren, zutrug, veranschaulicht unser Bild. In Altenkirchen wurde dem General später ein Denkmal errichtet, das Kaiser Napoleon III. 1863 erneuern ließ, und auch in seiner Vaterstadt Chartres hält ein Standbild die Erinnerung an den tapferen Heerführer fest. Die jüngste französische Republik ließ 1889 die Gebeine Marceaus ausgraben und nach Paris bringen, wo sie im Pantheon beigesetzt wurden.

Amerikanische Wahlkampf-Skizzen.

Von

E. Neumeyer.

Regelmäßig gestalten sich die Vereinigten Staaten in jedem vierten Jahre zum Schauplatz der leidenschaftlichsten Parteikämpfe, die sich in zahlreichen Redeturnieren, in Umzügen mit und ohne Fackelbeleuchtung, in erbittert geführten öffentlichen Debatten, in Flaggenhissen und ähnlichen, Auge und Ohr fesselnden Demonstrationen äußern. Das amerikanische Volk ist an dergleichen lebhafte Vorgänge so gewohnt, daß es ein „Präsidentenjahr“ ohne den obligaten Campagnespektakel höchst langweilig finden würde, und je größer der Lärm, desto mehr trägt er zur allgemeinen Unterhaltung bei. Das Jahr 1896 wird aber in Bezug auf geräuschvolles Treiben die Erwartungen der ältesten und kampferprobtesten Politiker bei weitem übertreffen, ja, wenn man den Weissagungen der Seher, die am Redaktionspulte die politischen Orakelsprüche der Menge preisgeben, Glauben schenken darf, wird der gegenwärtige Wahlkampf alle bisherigen an aufregenden und eigenartigen Scenen in den Schatten stellen.

Die neuere politische Geschichte der Vereinigten Staaten gibt uns Kunde von mehreren Präsidentschaftscampagnen, welche das übliche Maß der scenischen Ausstattung und der theatralischen Lärmschlagerei überstiegen. Die eine derselben führte zur Erwählung des Generals Grant und zur Niederlage des berühmten Journalisten Horace Greeley, desselben Mannes, der einst für den gefangenen Jefferson Davis Kautionen hinterlegte, obwohl von der Bundesregierung gegen diesen die Hochverratsanklage erhoben worden war. Der damalige Bundessenator Karl Schurz, der aus dem Lager der Republikaner in das der Liberal-Republikaner übergegangen war und sich mit General Grant bis zur Unversöhnlichkeit überworfen hatte, hielt zahlreiche deutsche und englische Reden im Interesse der Kandidatur seines Freundes Greeley, und das Deutschtum eilte in großen Scharen herbei, seinen berühmten Landsmann, der im ganzen Lande als der „deutsche Senator“ bekannt war, zu sehen und zu hören. Ihm zu Ehren wurden Fackelzüge veranstaltet, Böllerschüsse erdröhnten, es wurde gesalagt, gesungen und musizirt, aber — die Deutschen stimmten für Grant. Die Huldigungen galten nicht dem Vertreter des Begründers der New-Yorker Tribüne, sondern Schurz' Persönlichkeit feierte Triumphe. Das war nicht zu verwundern; der deutsche Senator hatte soeben im Bundessenat in gewaltiger Rede die Waffenschachervorlage seines Freundes Charles Sumner bestritten, und auf eine hämische Bemerkung des Senators Conkling, bezüglich seiner ausländischen Herkunft, die Antwort gegeben: „Stolz streben die Monumente auf den Schlachtfeldern deutschen Geistes empor, und ich bin stolz, ein Deutscher zu sein.“ Der Waffenschacher verstand darin, daß das amerikanische Kriegsministerium in den Verkauf zahlreicher Gewehre aus den amerikanischen Arsenalen an Frankreich willigte. Außer Schurz hielten noch fünf oder sechs andere Senatoren Campagnereden, doch kam das Publikum ihnen sehr kalt entgegen. Horace Greeley selbst betrat die Rednerbühne, erzielte indessen keinen Erfolg mit seinen rednerischen Leistungen. Einmal wurde ihm von einem republikanischen Quartett eine Serenade gebracht, und er hörte das unter seinen Gegnern sehr beliebte Lied: „There was a chap at Chappaqua“, eine Anspielung auf den Landsitz Greeleys, wo er bis zu seinem Lebensende als „kateinischer Farmer“ lebte. General Franz Sigel war einer der wirksamsten Redner auf demokratischer Seite, nicht minder der gegenwärtig in Florenz lebende berühmte deutsch-amerikanische Advokat J. B. Stallo. Da hatte man seiner Gustav Körner, einst Gouverneur von Illinois und vor wenigen Monaten im hohen Alter gestorben; ferner den Schriftsteller Friedrich Munch, und Gustav Thiene, Begründer der Zeitung „Wächter am Erie“ in Cleveland, Ohio. Wie gesagt, standen Schurz und Genossen die besten geistigen Kräfte unter dem Deutschtum zur Verfügung, aber das große deutsche Publikum vermochte sich nicht für Greeley zu begeistern. Friedrich Hecker kämpfte unentwegt auf seiten Grants, der an ihm einen unerschrockenen Mitstreiter besaß.

Um jene Zeit bildete die Petroleumfackel eines der wichtigsten Attraktionsmittel, deren die Parteiführer sich bedienten, insbesondere in den Staaten des Ostens und Westens. Auf beiden Seiten wurden Jung und Alt scharenweise zum Zwecke der Gründung von Marschirvereinen angeworben, deren Aufgabe es war, jeden Abend im Schmucke einer rotweiß-blauen Uniform und fackelbewehrt auszurücken, um diesen oder jenen Redner abzuholen und nach dem Versammlungsorte zu geleiten. Jede Partei bringt nämlich alles, was in ihren Reihen einigermaßen auf Rednergabe Anspruch machen kann, auf die Beine, und dieses Demosthenesheer bereist nun einige Monate lang nach allen Richtungen hin das Land, um heute dies, morgen jenes zu verkünden. Man kann sich daher einen Begriff von der aufopferungsvollen Thätigkeit der damaligen Fackelträger machen.

Als eine sehr geräuschvolle Campagne erwies sich auch die zwischen Rutherford B. Hayes und Samuel J. Tilden, doch war es vorzugsweise das Nachspiel derselben, welches die Gemüter erregte. Ein bestimmtes Resultat ließ sich durch die Volksabstimmung nicht feststellen, weshalb setzte der Kongreß eine Kommission ein, die Herrn Hayes die Präsidentur übertrug. Der neue Präsident ernannte Schurz zum Minister des Innern. Die Anhänger Tildens waren erbittert über diese Entscheidung, und es wäre unfraglich zu blutigen Auftritten, wenn nicht zu einem zweiten Bürgerkriege gekommen, falls Tilden selbst nicht dringend zur Ruhe gemahnt hätte. Die südlichen Heißsporne verlangten von ihm, sich unverzüglich nach Washington zu begeben und dort den Amtseid als Präsident der Vereinigten Staaten abzulegen. Nachdem der Ernst der Situation einigermaßen verflogen war, trat der Humor in seine Rechte ein. Wie dem einstigen Schneidermeister Andrew Johnson, der infolge der Ermordung Lincolns zum Präsidenten aufrückte, legte man Herrn Hayes vielfach den Titel „His Accidency“ (Se. Zufälligkeit) bei, und in den demokratischen Zeitungen hieß es immer nur „Mr.“ statt „Präsident“ Hayes.

Seither hat sich kein Wahlkampf vollzogen, welcher sich durch außergewöhnlich aufregende Scenen auszuzeichnet hätte, wenngleich die demokratische Partei 1888 durch die Erwählung Clevelands wieder ans Ruder gelangte, nachdem sie den öffentlichen Aemtern ein Vierteljahrhundert lang fern gestanden. In den Südstaaten haben die Demokraten seinerzeit ihrer Begeisterung über die Wahl Clevelands in einer Weise Ausdruck gegeben, daß bei dem bloßen Gedanken daran einem der „kriegerische Klang“ der Trommeln und Pfeifen, welcher eine ganze Woche lang anhielt, noch jetzt in den Ohren gellt.

Das jetzige Wahltreiben verspricht ebenso lebhaft wie interessant zu werden, dank der Verschiedenartigkeit der Elemente, welche dabei in Betracht kommen und sich Geltung zu verschaffen suchen werden. Mehrere Nationalkonvente sind bereits gehalten worden, und jeder hat sein eigenes sogenanntes „Ticket“ (Präsidentschafts- und Vizepräsidentschaftskandidaten) aufgestellt. Die Republikaner eröffneten den Reigen mit Wm. McKinley, ihnen folgten die Demokraten mit W. J. Bryan, dem Vertreter der Idee der Silberwährung. Darauf kamen die „Populisten“, die ähnliche Prinzipien verfechten, und den vorläufigen Schluß machten die Silberleute, die ausschließlich der Verbreitung des weißschimmernden Edelmetalls zu Münzzwecken das Wort reden. Feierlich haben die beiden letztgenannten Konvente Bryan auf ihren Schild erhoben, aber es werden nun noch die Golddemokraten, die Herrn Bryan nicht „verknusen“ können, angerückt kommen, sowie die Temperenzler und Weiberrechtler. Durch den jetzigen Wahlkampf ist ein für allemal die Währungsfrage zu erledigen. Außer der Einfuhrzollfrage hat man seit Beendigung des Bürgerkrieges den Wählern keine neuen Probleme zur Entscheidung unterbreitet; denn die großen und kleinen Politiker begnügten sich damit, aus der Quelle der Ursachen und Ergebnisse des Krieges das Material zu ihren rednerischen Ergüssen zu schöpfen. Immer von neuem wieder ließ man das Schreckgespenst der Rebellion umgehen und schilderte dem Volke die Urheber derselben. Doch das ist nun, gottlob, ein überwundener Standpunkt.

Eine Präsidentschaftscampagne kostet natürlich ein Heidengeld im Hinblick auf die ungeheuren Anstrengungen, welche gemacht werden, und die weitverzweigten Interessen, welche dabei für jede Partei ins Spiel kommen. Jede der Parteien ernennt gelegentlich der Tagung des Nationalkonvents einen sogenannten Nationalausschuß, dem auf die Dauer von vier Jahren die Leitung der Parteimaschinerie anvertraut wird, und dessen Aufgabe es vornehmlich ist, die Präsidentschaftscampagne zu führen. Gewöhnlich besteht der Ausschuß aus Männern von nationalem Rufe, denen eine langjährige politische Erfahrung zur Seite steht, und die, selbst sehr bemittelt, mit Leichtigkeit die Kriegskasse spicken können. Ja den verschiedenen Wahlfonds tragen Fabrikanten, Geschäftsleute und so weiter bei, je nachdem sie in dem Siege dieser oder jener Partei eine Förderung der Handelsinteressen des Landes zu erblicken glauben. Das Komite, zu welchem jeder einzelne Staat ein Mitglied stellt, richtet zunächst verschiedene Bureaus ein, worunter diejenigen für Redner und literarische Bestrebungen die wichtigsten. Wie schon gesagt, alles, was die Fähigkeit besitzt, öffentlich seinen Ideen Ausdruck zu geben, muß herhalten; jede Partei hält sich aus dem Bundeskongreß und aus den Staatsgesetzgebungen ihre tüchtigsten Anhänger, die alle Staaten durchstreifen und selbst in den allerkleinsten Nestern auftreten. Oft entstehen dort Reibereien zwischen den hervorragendsten Senatoren und obstinat an entgegengesetzten Meinungen festhaltenden Farmern, und es sind nicht immer die letzteren, welche den kürzeren bei dergleichen Auftritten ziehen. Selbstverständlich wird die Presse, in Anbetracht ihres bestimmenden Einflusses auf die öffentliche Meinung, besonders berücksichtigt; von eigens zu diesem Zwecke angestellten Journalisten werden ganze Stöße biographischen, statistischen und andern Materials gesammelt, das man den Redaktionen der verschiedenen Parteiblätter zuschickt. Jede Campagne bringt eine Fülle neuer Ausdrücke ans Licht, die dem Uneingeweihten mitunter höchst komisch vorkommen, namentlich wenn man dem Versuch begegnet, sie wörtlich ins Deutsche zu übersetzen. Da haben wir zunächst die „kalte

Schulter" (cold shoulder), ein Ausdruck, der die Nichterfüllung gegebener politischer Versprechen oder die Nichtbelohnung geleisteter Dienste andeuten soll; das „Krähenessen" (eat crow) bedeutet die Befürwortung der Kandidatur eines Mannes, von dem man sich anfänglich lossagte. Zum Beispiel: Senator X. zeigte ihm die „kalte Schulter" und „aß eine Krähe". Im Falle sich der bekannte Senator Hill von New-York, durch die Verhältnisse gezwungen, bewogen fühlen sollte, die Kandidatur des Herrn Bryan zu befürworten, so würde er „eat crow". Der Ausdruck „laufen" (to run), mit Bezug auf die Amtsbewerbung hat sich hier fast allgemein in der deutschen Sprache eingebürgert und wird selbst in gutredigirten Blättern gebraucht. Ein gelungenes Wort, das aus der Campagnemünzstätte hervorgegangen, ist das „short horse" (das „kurze Pferd"), ein Amtsbewerber, der in dem allgemeinen Wettlauf weit hinter den übrigen zurückgeblieben ist.

Die Mode, seine Parteizugehörigkeit durch manschettenknopfartige, im Knopfloch zu tragende Abzeichen kund zu geben, hat einen ganz neuen Industriezweig ins Leben gerufen. Millionen derartiger Abzeichen mit den verschiedensten Inschriften kommen auf den Markt, und die Campagneführer verteilen sie zu Tausenden an die Getreuen. So zum Beispiel ließ Herr M. Hanna, der Leiter der Campagne Mc Kinleys, einige hunderttausend Exemplare des Mc Kinley-Knopfes anfertigen, auf dem, im Rahmen einer amerikanischen Flagge, das wohlgetroffene Porträt dieses Staatsmannes prangt. Die Anhänger Bryans haben als Emblem ein Kreuz mit einer Dornenkrone (das Goldmonopol) nicht auf die Stirn des Arbeiters drücken und ihn nicht an ein goldenes Kreuz nageln". Uebrigens trifft man die Parteiabzeichen in allen möglichen Variationen an, und jeder Tag bereitet dem Auge neue Ueberraschungen. Die Vereinsgründerei ist schon in vollem Gange, in jeder Stadt werden Mc Kinley- und Bryanclubs ins Leben gerufen, die nun bald unter lautem Getrommel und Gejohle ihre Umzüge beginnen müssen. Das anfangs erwähnte Flaggenhissen wird auch bald losgehen. In den Waldern fallen begeisterte Männer und Jünglinge

Erbprinz Ferdinand von Sizilien und Prinzessin Maria von Bayern.
Nach einer Photogr. Aufnahme von Jos. Wörsching in Starnberg.

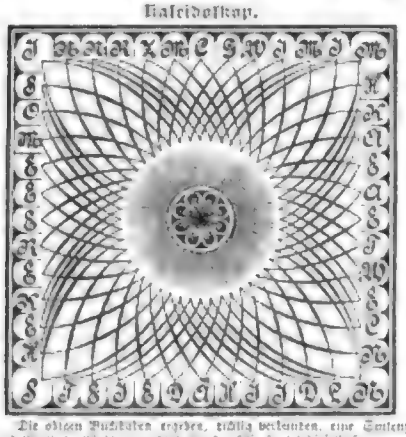
die höchsten Bäume, welche unter lautem Jubel und im Beisein einer großen Menschenmenge an verkehrsreichen Punkten errichtet werden. Unter dem Weihespruche mehrerer Redner zieht man dann die den Namen der betreffenden Kandidaten tragende Flagge auf, und der Beifall ist grenzenlos. Das demokratische Nationalemblem ist ein krähender Hahn, den man in allen Farben und Größen auf Abzeichen und in den Campagneblättern gewahrt. Aus China werden eine Unmasse solcher Hähne en miniature importirt, aus Kork und Papier gefertigt und mit echten Hahnenfedern belebt; diese pflegen sich begeisterte Demokraten gelegentlich großer und lebhafter Parteiversammlungen auf den Hüte zu stecken, während die Republikaner Nachbildungen eines Elephanten vorziehen. Es ist nun aber beschlossen worden, daß für diese Campagne das republikanische Nationalemblem aus dem Bäschein des südamerikanischen Pampasgrases bestehen soll.

Erbprinz Ferdinand von Sizilien und Prinzessin Maria von Bayern.

Erbprinz Ferdinand Pius von Sizilien, der demnächst die zweite Tochter des Prinzen Ludwig von Bayern als Gemahlin heimführen wird, wurde am 25. Juli 1869 zu Rom geboren. Er ist der Sohn des Grafen Aljons von Caserta, eines Halbbruders des entthronten Königs Franz II. von Sizilien. Nach dem vor zwei Jahren erfolgten Tode dieses Fürsten nahm Prinz Aljons alle Rechte und Titel des Verstorbenen für sich in Anspruch, erklärte jedoch, vorläufig den Titel „Graf von Caserta" führen zu wollen. Durch seinen vor elf Jahren verstorbenen Oheim, den Grafen Ludwig von Trani, der die Prinzessin Mathilde von Bayern als Gemahlin heimgeführt hatte, ist der Bräutigam, der in spanischen Militärdiensten steht, bereits mit dem Wittelsbacher Hause verwandt. Die Braut, Prinzessin Maria Ludovica Therese, erblickte am 6. Juli 1872 auf der Villa Amsee bei Lindau das Licht der Welt. Ihr Vater, Prinz Ludwig, ist der älteste Sohn des Prinzregenten Luitpold, also nach menschlichem Ermessen dereinst zur Thronfolge im Königreiche Bayern berufen. Man rühmt der Prinzessin eine ungewöhnlich umfassende Bildung und bedeutende künstlerische Talente nach; auch ein hoher Wohlthätigkeitssinn ist ihr eigen. Man sagt, sie sei mit besonderer Liebe der jüngeren Schwester ihrer Mutter zugethan, der verwittweten Königin von Spanien, deren Heimat künftig auch die ihrige sein wird.

Für müßige Stunden.

Kaleidoskop.



Die obigen Buchstaben ergeben, richtig verbunden, eine Sentenz aus Goethes „Wahlverwandtschaften". Wie lautet dieselbe?

Worträtsel.

Fast liegt mein Wort als wie ein Land,
Doch wird es klein geschrieben,
Trauben ist ihm unbekannt
Des Landes a geblieben;
Das Wort, es klingt recht freundlich, weil's
Als Gruß mahnt, Mit' sandtag;
Die größte Hälfte, gegenteils,
Ist allezeit erstaunt.

Mein Wort, wenn auch gefährdet, kennt
Manchlige Sippe;
Wer deutsch ab das Haupt nun trennt
Und gibt ihm von der Lippe
Ein wacker Fünftel, steht erstehn
Vor sich mit einemmale
Ein Tal, es blickt zu Bergeshöhn
Und jenseits ins Thale.

Logogriph.

Bist als die deine du erkannt
Mit Dreivier-l im Leben,
Darauf bei alle Recht verwandt,
Daß rasches ernsten Streben
Du glücke, treu sie zu erfüllen
Um deines eigenen Friedens willen.

Mit Dreivier-l wird's dein begehrt
Und viele nach ihm jagen
Die, überschätzend seinen Wert,
Um Brot es dafür wagen;
Und wenn es manchen treib zu Fall,
Dem brachte es nicht immer Heil.

(W. Sch., Kassel)

Dreisilbige Charade.

Jeder Reiz der Gabe fehlt,
Wenn die Erste sie vermißt,
Ob auch selten sie Verlassen
Wohl begegnen muß beim Schenken.

Schließt sie sich der Sprache an,
Hat sie häufig wohl gethan
Und wirkt doch bei den meisten,
Die sie sich im Arbeit leisten.

Fest die Hand, das Auge klar,
Es verlangt's das nächste Paar,
Gut und Leben zu erhalten,
Trotzend feindlichen Gewalten.

Dabei fordert's in der Welt
Geld und immer wieder Geld,
Mehr gegleich es einzubringen,
Alle, sich Freude zu erringen.

An den Beutel appelliert
Auch das Ganze unverirrt,
Aber goldner Hoffnung Blüten
Spricht Poesie recht verglühen,

Und verdunkeln kann sie nie
Dieser Liebe Poesie;
Möchte sie nur stets im Leben
Mit dem Ganzen sich verweben.

(M. Sch., Kassel)

Zahlenrätsel.

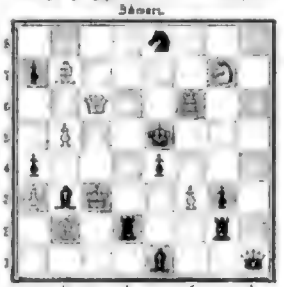
1, 2, 3, 4 enthält den Saft.
Dem innerwärmt des Lebens Kraft.
Und wer der 5 dazu nimmt, hält
Das Zeichen fest, das alle Welt
In Haft die Kreuz und Quer durchfliegt.
Inmitten gährer Städte liegt
1, 2, 3, 4, 6 schrecklich;
Die 6 bis 11 befindet sich
Bei fester Uferbahn. Ein Maß
Ist 1, 5, 6, 10, 11. Auf Gras
Und Wasserfluten sind bedacht
Die 5, 8, 6, 7 und 8.
Am liebsten in die Höhe haben
Mag 11, 2, 4, 5, 6 und 7. —
1, 2, 3, 3, 7 und 8
Ertreuen, wenn sie gut erdacht.
Gewachse Leute gar nicht mit der
Als phantasiebegabte Kinder.
Dem Ganzen ist, solang es Feinden,
Nur eine kurze Frist beschieden,
In der es ergo Thätigkeit
Entwickelt wie in früherer Zeit.

Auflösung der Rätselaufgaben Seite 792:

Der Kombinationsaufgabe: „Dann du nichts entbehrst," nur Gutes werde Lehre, „entbehre." (A. H. Vogt)
Des Worträtsels: Hebel — Ave.
Des Homonyms: Ammer.

Schach. (Bearbeitet von C. Schallopp.)

Aufgabe 37.
Von **W. A. Shinkman** in Grand Rapids.
Schwarz.



Weiß.
Weiß zieht an und gewinnt Schwarz, mit dem matten Zuge matt zu setzen.
(Selbstmatt.)

Auflösung der Aufgabe 34 S. 760:

W. 1) Sd4—b3
S. 1) Ke4×f5
W. 2) Sb3—d2 matt.

A.
S. 1) Te3 beliebig
W. 2) Sb3—c5, d2 matt.

B.
S. 1) a4×b3
W. 2) Lb3—a2 matt.

C.
S. Bb2 beliebig
W. 2) Sf3—g5 matt.

Richtige Lösungen hatten ferner ein: Dr. J. v. W. in Eisenach, Thor zu Kl.; R. O. zu K. (Pionierpost Bischofswerda) und O. M. in Leipzig zu Kl. XI. 34; Otto in Berlin zu 33; Past. Karl Wagner in Wien zu 33 und 34; H. M. in Bensheim zu 34.

Partie Nr. 88.

Gespielt im internationalen Meisterturnier zu Nürnberg am 1. August 1896.

Mittelspiel.

Weiß: E. Schlechter (Wien). — Schwarz: W. Steinitz (New-York).

Weiß.	Schwarz.	Weiß.	Schwarz.
1) e2—e4	e7—e5	11) Sg1—f3	d7—d6
2) d2—d4	e5×d4	12) Sf3—g5	Le6—e7
3) Dd1×d4	Sb8—c6	13) Le2—d1	h7—h6
4) Dd4—e3	Lf8—b4	14) h2—h4	0-0-0
5) Sb1—c3	Lb4—b4	15) Ld1—h5	Kc8—b8
6) Le1—d2	e—e6	16) Td1×d3	Le7×d3
7) 0-0-0	Tf8—e8 [1])	17) Lh5—e8!!	f7—f5 [2])
8) Lf1—e1	Lb4×c3	18) Le8×f7	Te8×f7
9) Ld2×c3	Sd7×e5 [3])	19) h4×g5	h6—g5
10) Te1—f1	Se5—f7 [4])	20) g2—g4	Aufgegeben.

[1]) Für die beste Verteidigung hatten wir a7—a6 wobei Lf8—g7; Andere geben der Stellung Le8—c6 den Vorzug.
[2]) Schwarz gewinnt nun einen Bauern, aber Weiß erhält einen starken Angriff.
[3]) Nicht Te8×e5 wegen des Le2×b5!
[4]) Falls Se5—g6, so 11) h2—h4 Sg6—e5 12) Sf3—g3, worauf Weiß auch immer einen gefährlichen Angriff behält.
[5]) Ein Feldzug, der die Partie lostet. Stärker gab früher Df3—e3 nebst Ta1—d1 und d6—d5 u. als die beste Fortsetzung an.
[6]) Falls Ke8—f8, so 16) Se5×c6! Le6×c6 17) Td1×d3.
[7]) Eine meisterhaft durchgeführte Opferkombination.
[8]) Auf Ld3×e4 entsteht Weiß mit Df3×f7+ die Dame; auf Te8×e4 kommt er mit 18) Sg5—e6 (droht 19) Df3×f7+) Se6—c5 19) e5—e4 Sc5—e6 20) e4—e5 Se6—d8 21) Td1—d1 Ld3×e4 22) Df3×e4 Sd8—e6 23) f2—f4 Se6—c5 24) f4—f5 beym. M.....Se5—e4 23) g3—g4 schwarz in Lorsch.

Schachbriefwechsel.

F. J. in Penig. Nr. 17 sehen Sie richtig, aber doch etwas kurz! Die Lösung ist inzwischen längst gedruckt.

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird untersagt. — Verantwortlicher Redakteur: Frank Schubert in Stuttgart. — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.
Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten.

Über Land und Meer

№ 51.

Aus Zeit und Leben.

Kiew und das heilige Höhlenkloster Lawra.

Mit zwei Abbildungen von Georg Hadrt.

Von Wien, wo es so glänzend aufgenommen worden war, begab sich das russische Kaiserpaar zunächst nach Kiew, der Wiege des Christentums im großen Zarenreiche. Kiew gewährt namentlich einen malerischen Anblick, wenn man von jenseitigen Ufer des Dnjepr mit der Bahn von Moskau kommt. Zuerst überschreitet der Zug auf mächtiger Eisenbrücke den nahezu 800 Meter breiten Strom. Da liegt die alte Festung trotzig gegenüber auf hohen Felsen, die manche Meter hoch jäh zum Dnjepr abstürzen. Unten, hart am Ufer des Stromes — dort, wo er einen großen Bogen beschreibt und einen schmalen Streifen niederen Landes bespült — liegt der Vorort Podol, welchen Namen man etwa mit „Thalstadt" übersetzen kann, und hoch darüber glänzen die unzähligen Goldkächer der Kirchen und Klöster oben in der vornehmeren Stadt. An frommen Stätten ist Kiew überreich. Hunderte von Goldkächern und Kuppeln blitzen aus dem Häusermeer hervor. Auf einer Anhöhe am Dnjepr steht auch, in riesigen Dimensionen dargestellt, der Schutzpatron der Stadt, der heilige Wladimir.

Was Kiew vor allen anderen Orten des russischen Südens auszeichnet, ist das weltberühmte Höhlenkloster, der Wallfahrtsort der gläubigen Russen, die heilige Lawra. Dieses reichste und vornehmste Kloster Russlands liegt in gewaltiger Ausdehnung auf sanften Höhenzügen am rechten Ufer des Dnjepr und blickt mit seinen goldenen Dächern und ragenden Hochbauten weit in das Land hinaus. Hier hat nach einer frommen Sage sich eine gläubige Christenschar während der Tatarenherrschaft in den Felsengängen verborgen gehalten und ihre Andacht heimlich unter dem Schutze des verschwiegenen Gesteins verrichtet; hier haben Menschenhände bis zum Flußufer hinunter viel verschlungene, geheimnisvolle Wandelgänge gegraben, und heute residirt hier der mächtige geistliche Orden des Reiches, von dessen unermeßlichen Schätzen sich der Zar im Krimkrieg mehrere Millionen Rubel erbitten mußte, um damit einen Teil der Kriegskosten zu bestreiten. Das großmütige Kloster hat die Summe niemals zurückverlangt.

I. Blick auf Podol und Kiew vom Friedhof aus. — II. Partie am Dnjepr bei Podol. III. Auf dem Weg zum Lawrathor.

Ob der heilige Hilarion oder ob der heilige Theodosius der erste war, der sich mit Schaufel und Hacke einen Weg in das Felsgestein gebahnt und so den ersten Anlaß zur Gründung des jetzt allmächtigen Klosters gab, — wir wissen es ebenso wenig wie der uns führende Pope: uns interessiren nur die wohl einzig in dieser Ausdehnung bestehenden Höhlengänge. Heute ist über dem Eingang zur angeblich ältesten Höhle eine prachtvolle Kirche errichtet, und namentlich am Himmelfahrtstage und zum Pfingstfest wimmelt es im weiten Klosterhofe von Tausenden und Abertausenden von Pilgern, die den frommen Eifer oft auf monatelanger Reise zu Fuß aus den entlegensten Gouvernements herbeigeführt.

Blick auf die Lawra von der Dnjeprseite.

Treten wir mit den ungeduldig harrenden Russen, denen die geweihte Kerze schon in den Händen zittert, unter Führung des Popen in den dunklen Höhlengang. Die brennenden Kerzen vor uns haltend, tappen wir die engen Stufen hinunter. Zuerst weht uns eine schauerige, verdorbene Kellerluft an, die durch der vielen Wachslichter unerträglich heiß geworden, bald aber gewöhnen wir uns an die schwüle Atmosphäre, und je tiefer wir die Stufen hinabsteigen, desto interessanter werden die aus dem Halbdunkel magisch hervorleuchtenden Bilder und Kreuze an den Wänden des Felsgesteins. Oft begegnen wir halbrund ausgehauenen Nischen, in denen einbalsamirte Heilige ruhen, mit köstlichen Prunkgewändern bekleidet. Nicht immer liegen dort allerdings veritable Leichname, sondern häufig nur geschickt ausgestopfte Puppen, deren in goldgestickten Sandalen verborgene Füße auch wir nach der Landessitte unter ehrfurchtsvollem Bekreuzigen küssen müssen. Dann kommen wir zu einer mit einer Mitra, dem Bischofshut, bekleideten Gestalt, die aufrecht wie in einer Versenkung zu stehen scheint, denn nur bis zu den Schultern, die mit herabwallendem Ordensmantel umhüllt sind, ist der heilige Bruder Johannes für uns sichtbar. Der Pope belehrt uns, daß dieser willensstarke Mönch sich selbst lebendig eingegraben, dreißig Jahre seines Lebens so verbracht habe und auch in dieser Stellung sanft entschlafen sei. Alle Jahre sinkt der heilige Johannes einige Centimeter tiefer in den Erdboden ein, und wenn einst sein Haupt mit dem Schmuck der Mitra gänzlich verschwunden sein wird, dann geht nach dem Volksglauben die sündige Welt unter.

Nun führt ein breiterer Gang zu einer wirklich stimmungsvollen Kapelle — alles mit zäher Geduld aus dem Felsgestein herausgehauen — ein schöner Altar mit einem auf Goldgrund sehr eindrucksvoll gemalten Christuskopf, daneben prachtige, mit Edelsteinen verschwenderisch besetzte Reliquien und Kreuze, meistens Geschenke der kaiserlichen Familie. Diese Kapelle ist wahrhaft weltberühmt, und hier spricht ein prachtvoll gekleideter Archimandrit mit langem Silberhaar den Segen über das knieende Volk. Dann zeigt man uns wieder tiefe, ganz enge Gänge, in denen die ersten Mönche während der Schreckensherrschaft der Tataren ihr Leben verbrachten, darauf kommt nochmals eine hübsche unterirdische Kapelle, wieder einbalsamirte Heilige, bei denen sich dieselben Zeremonien wiederholen, ein geweihter Schädel des großen Theodosius, — und nun treten wir endlich mit dem Rest unserer geweihten Kerze in die frische, lachende Lenzluft des herrlichen Klostergartens, der sich hoch von den Hohen des zum Fluß in prachtigen Baumgruppen hinzieht.

Wie atmet die Brust nach dem langen Verweilen in den düsteren Gewölben frei auf, wie erquickt sich das Auge am reinen, zauberhaften Sonnenlicht, das so goldig strahlend durch Buchen und Linden dringt!

Karl Grube.

Briefmappe.

E. B. B. Daß bei der ersten Aufführung des V. Deutschen Sängerbundesliedes „Die wilde Jagd" im Walde von Max Zenger Brenken eine Niederholung erleben mußte, hat bereits Berichtigung in unserer Extraausgabe gefunden.

Abonnent in Rheinswalde. Das Technikum Mittweida ist eine staatlich beaufsichtigte höhere maschinentechnische Fachschule, mit der unter anderem auch ein elektrotechnisches Institut verbunden ist. Die Anstalt zählte im vergangenen 29. Schuljahre 1617 Besucher, die bei der Abteilung für Maschinen-Ingenieure und Techniker, sowie bei der für Werkmeister und Monteure eingeteilt waren. Der Unterricht des Winterhalbjahres beginnt am 15. Oktober, und die Aufnahmen finden am 29. September beziehungsweise 1. Oktober statt. Näheres darüber haben Mitte September ab soviel Zeit Sie zugesandt haben dem Sekretariat der Anstalt bekanntlich abgedruckte Programm und Bericht.

Dr. J. Schulte. Während als die Zugehörigkeit der genannten Inseln haben auch wir den uns zur Verfügung stehenden Hilfsmitteln nicht entnehmen können, doch sind wir überzeugt davon, daß Ihnen die gewünschte Auskunft zu teil werden wird, wenn Sie sich mit einer Anfrage an das Sekretariat der „Gesellschaft für Erdkunde" in Berlin wenden.

E. K. M. Anweisungen erhalten Sie durch das Schriftchen von Baumgart: „Grundsätze und Bedingungen der Erteilung der Doktorwürde bei allen Fakultäten der Kaiserlichen bei Deutschen Reichen" (Berlin, 4. Auflage. 1892.

Günther S. in Berlin. Sie haben recht: das Lied „Letzte Rose" singt Martha in der gleichnamigen Oper.

O. v. K. in C. J. Ganz gewiß, doch nicht originell genug. Wissen Sie indessen in Ihrem Familien- und Freundeskreis wenig neuere Dichter!

L. G. in Offenbach. Auf so komplizirte, in der Beantwortung viele Mühe erfordernde Anfragen er eines war uns Auskunft, wenn die Abonnementsbedingungen über das laufende Vierteljahr dargelegt ist.

Frdr. v. L.-L. in S. Wir sind erstaunt über die Bescheidenheit, aber nicht in der Lage, sie zu befriedigen.

A. B. P. Besten Dank, doch kann die poetische Empfindung der Mängel der Form nicht voll ersetzen. Es müssen wir auf den Abdruck verzichten. Im übrigen haben wir Ihren Wünsche entsprochen und den Papierkorb Ihrer Opfer überliefert.

Wilhelm K. in Wien. Mit besonderem Vergnügen gratulieren wir Ihrer herrlichen Tichtung Talentier

Mein schönster Traum.

Ich lag im Garten auf grünen Rasen
Und lockte dich zum Himmelszelte
Da tauchst du Engel gelegen
Und sah mir dich gebeten das Himmelsbild.

Da flog einer Schmet grad an mich heran
Und wollte suchend auf mich herunter
Ganz eine erwachst Du lieber junger Mann
Freiheit du Du in deiner und Mutter

Natürlich dann ich mich nicht gelang
Mutterlein sand ich bemach kein Wort
Bis eine rare Cerasse mich dann trug
Zu gab ich ein Gegenst Richtert

Du kannst nachhalb ich sinnig und Mutter den
Und sagte nachher Du wendet als ich wissen
Das hier in meinen Herzen für Heimat
Hier du ich ganz voll Lust darin

Nun gut Dank der treue Engel zu mir
Treue Liebe zu Ihr ich will nun sein
Du hilft auch hab'n meinen Segen dafür
Und die soll auch Die erfreuen dein

Bei dem Worte drangen mir die Thränen
In die Augen und ich erwachte
Jetzt weiß ich erst daß es nur ein Traum gewesen
Und ich glaub an das Gegenteil dabei.

T. C. in C—z. Ihren Wünschen entspricht das Buch „Der Kavalleriedienst" von H. H. E. Endt (Stuttgart, Krop & Müller). Es enthält eine große Anzahl guter ausführbarer und doch wirkungsvoller Übungen.

Mehrere Abonnenten senden uns Fotos Heinrich Hubbig-Rhode in Rüdesheim a/Rh. Wir haben recht, der „Fall" ist allerdings bedenklich.

Frau v. K.-E. in Garmisch (B.). „Hand und Gestrick" in Ulm. Hohe Moral in Charakterzeichnung. Rhode Ring in Hand in Ver. Wh. Ab. Fr. Gustav Eberle in Stuttgart. Antonie Schaper in Lippoldsau. „Rätsel" in Form der Lösung Ideen in Magazinsalbe. f. in Paris (A.). „Mosesschwestern" in Heidelberg (A. Frau Rosine Lebenstal in Darmstadt 161. Felix Krueger in Stuttgart.

Adolphe Steiner-Annahme der Rudolf Mosse Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen Deutschlands und des Auslandes.

Anzeigen

Filialen-Bureaux für die fünfgespaltene Nonpareille-Zeile 1 M. 50 Pf. Reichsmark, für die Schweiz, Italien und Frankreich Fr. 2.25. in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Christofle-Bestecke

C. Maquet, Berlin W.

ARRETT SMITH & Co.

Nur für Damen!
Damentuche.
Alb. Wolters Nachfolger Wermuth & Ro. A.-G.

Schnell für Sprachleidende.

Gesetzl. Geschützte Handels-Marke.
"MAIZENA"
The NATIONAL STARCH MANUFACTURING COMPANY
NEW YORK, U. S.
Unübertrefflich z. Herstellung von Puddings, Torten, Mehlspeisen. Für Suppen u. Saucen. Das beste Nährmittel für Kinder und Kranke.
Überall Vorräthig

Union-Seidenstoffe
Adolf Grieder & Cie., Seidenstoff-Fabrik-Union, Zürich

Natur-Heilanstalt
Johannisbnd
Eisenach, Thür.

Scherings Pepsin-Essenz
Verdauungsbeschwerden, Sodbrennen, Magenverschleimung, Magenschwäche
Scherings Grüne Apotheke, Berlin N., Chausseestraße 19.

Jüngers & Gebhardt Berlin
Riviera-Veilchen, Quintessenz

Musik
Fabrik-Lager sämtlicher Musikinstrumente u. Musikwerke,
Spieldosen
Harmoniums, Cottage-Orgeln, Thuringia, das beste d. Welt
Haus I. Ranges.
H. Behrendt's Musikhaus, Berlin, Friedrichstrasse 160

Stellung. Existenz. Prospect. Gratis. Prospect. Unterricht.
BUCHFÜHRUNG
Stenographie.
Otto Siede — Elbing.

PATENTE
RICHARD LUDERS.

Dr. Allerdings Heilanstalt für Nerven- u. Gemüthskranke in Kellinghusen (Holstein)

Kein englisches Flugwerk mehr. Trägt Kein englisches Merino mehr.
Wagner's Deutsche Vigogne-Strickgarne und Deutsche Merino-Unterkleider,
Wagners Deutsche Vigogne. Wagners Deutsches Merino.
Das gesundeste und angenehmste Tragen nach den Erfahrungen der Neuzeit.
Wagner & Söhne, Spinnerei Naunhof in Sachsen.

16 Preis-Medaillen. - 7 Goldene.
Zahnwasser, Zahnpasta, Zahnpuder
DENTIFRICES DOCTEUR PIERRE
MARQUE DE FABRIQUE
DE LA FACULTÉ DE MÉDECINE DE PARIS
hygienische absolut säurefreie Präparate.
Berühmt durch ihre aromatischen und antiseptischen Eigenschaften
Ueberall erhältlich

Krankenfahrstühle, krankenstühle, Reisestühle, Bettstühle, verstellb. Kopfkissen, Zimmer-Closets, Douche-Apparate f. kalten, warme Bäder
Aug. Spangenberg
Berlin SO.
Leander-Straße 11.

Das beste u. berühmteste Toiletpuder
VELOUTINE FAY
EXTRA POUDRE DE RIZ
mit BISMUTH zubereitet. — 9, Rue de la Paix, PARIS

Mohr'sche Margarine
aus der Fabrik von A. L. Mohr in Altona-Bahrenfeld (Jahresproduktion 32 Millionen Pfund) bietet nach Gutachten erster deutscher Chemiker denjenigen Nahrwert und Geschmack wie gute Naturbutter und ist als billiges und vorzügliches Ersatz für feine Butter zu empfehlen. Ueberall käuflich!

90% Ersparniss gegenüber Sprungfeder Matratzen

Ein Ruheinger, wie es der Verwöhnteste bisher nicht gekannt, gewähren

Patent-Springfeder-Matratzen

VON WESTPHAL & REINHOLD • BERLIN 21

anerkannt die besten und billigsten im Gebrauch. — 25 Jahre Garantie.

Preislisten, auch über Bettstellen, gratis. — Ueberall zu haben.

90% Ersparniss gegenüber Sprungfeder Matratzen

Seidenstoffe

direct an Private — ohne Zwischenhandel —

Bei Probesendungen genaue Angabe des Gewünschten erbeten.

Deutschlands grösstes Specialhaus für Seidenstoffe u. Sammete

Michels & Cie., Königl. Sächsische Hoflief., Berlin, Leipzigerstr. 43.

Technikum Mittweida.

Königreich Sachsen.

Höhere Fachschule für Elektrotechnik und Maschinenbaukunde.

Programm etc. kostenlos durch das Sekretariat.

Königl. Conservatorium für Musik zu Stuttgart.

Aufnahmeprüfung 16. Oktober. Beginn des Winter-Semesters 17. Oktober. Unterrichtsfächer

Prospekte durch das Sekretariat.

Dr. Faisst, Dir. Pruscha, Sekr.

Erziehungsanstalt zu Heilhau bei Rudolstadt

Prof. Dr. Barop

Zu unserem Pensionate

suchen wir Schüler (Preuße u. Ausländer) zum

Prospekte und Referenzen durch die Vorsteherin

Pauline und Mathilde Junge,

Berlin W., Akazienstr. 16.

Graeger Sect SILBER-GOLD

Besonders empfehlenswerthe Specialmarken der Sect-Kellerei

Carl Graeger

Hochheim am Main.

Zu beziehen durch die Weinhandlungen.

Heilanstalt für Hautkrankheiten.

Leipzig-Lindenau, Dr. med. Thin.

Gesichtshaare und ihre Heilung

Gratis-Broschüre,

Populäre Klavierschule

mit Tabelle, Neu erschienen sechs Monaten

zum Selbstunterricht für Erwachsene,

v. Bocklet, em. Musiklehrer an k. k.

Musikalienhandlung C. Hofbauer, Wien, I., Kärntnerstrasse 34.

Bernh. Gottfr. Schmidt Thee Frankfurt a. M.

M. 2,80. 3,35. 4,50

Bestes & billigste Marke

ODONTA

Zahn-Wasser

zur Pflege des Mundes und Erhaltung der Zähne

WOLFF & SOHN

Karlsruhe i. B.

Ächte Weiss-Lilienmilch

Verkaufs-Niederlagen in allen besseren Parfümerie-, Friseur- u. Drogen-Geschäften.

Patent Vedel D. R.-G.-M. No. 46 257 47 055

Unterkleid der Zukunft

Woll-, Baumwoll- u. Leinen-System

in einem Gewebe oder Gewirke vereinigt.

Keine Waschvorschrift, trotzdem kein Eingehen und kein Verfilzen.

Von ersten Aerzten begutachtet und empfohlen.

Zu kaufen in allen besseren Detailgeschäften der betreffenden Branchen.

Alleinvertrieb: **Kurzhals & Wellhausen**, Greiz.

Fahrbare und feststehende

Dampfwinden,

Dampfkabel, Dampf- und Lufthaspel

Illustrirte Specialpreisliste gratis und franco.

MENCK & HAMBROCK,

ALTONA-HAMBURG.

100 seltene Briefmarken!

nur 2 Mk.!! Postporto extra.

E. Hayn, Naumburg (Saale).

Erfrischende, abführende Fruchtpastille

TAMAR INDIEN GRILLON

Gegen VERSTOPFUNG

Hämorrhoiden, Congestion, Leberleiden, Magenbeschwerden

PARIS, 203, Rue des Archives — In allen Apotheken.

Volle Mahlzeit **Magenleidenden** Sofortige Hilfe

„Magenheil“

Heinr. Senf. Köln, 23 Rheingasse 23.

Franz Christoph's Fussboden-Glanzlack

Sofort trocknend, geruchlos.

Probeflasche, genügend ganz Berlin ganz

M. 2,50.

Franz Christoph, Berlin NW., Alsenstraße 11.

Abonnements auf „Ueber Land und Meer“.

Mit dem 1. Oktober beginnt ein neuer Jahrgang unserer Zeitschrift. Abonnements darauf werden jederzeit angenommen von

allen deutschen Buch- und Kunsthandlungen des In- und Auslandes, ebenso von

Jedem Postamt in Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Belgien, Dänemark, Holland, Italien, Luxemburg, Norwegen, Rumänien, Russland, Schweden und Schweiz, wo allen diesen Postämtern solche nur in der Nummern-Ausgabe, Zeitungs-Preis-Liste für Deutschland 1893, für Oesterreich-Ungarn 1893)

Ferner besorgen Abonnements unser den deutschen Buchhandlungen am Platze:

für Frankreich, Spanien und Portugal:
den deutschen Reichspostamt zu Strassburg i. E.
A. Ammel, 76 Rue Menge in Paris;
A. Ammel, 5 Brandgasse in Strassburg i. E.;
H. Arnhaud & Co., 48 Rue du Faubourg Saint Martin in Paris;
J. Boyveau & Chevillet, 22 Rue de la banque in Paris;

für England, die englischen Kolonien, für Nord-Amerika, Brasilien, Arabien, Australien, Persien, Indien, China und Japan:
das deutsche Oberpostamt Zeitungs-Comptoir in Cöln;

für Italien, ausser den Italienischen Postämtern:
Fratelli Bocca, 3 Via Carlo Alberto in Turin;
Heart Berger, 26 Via Broletto in Mailand.

für die Turkei, Griechenland und die Levante:
das k. k. österreichische Postamt in Triest.

für Konstantinopel:
das Kaiserlich deutsche Postamt in Konstantinopel

Desgleichen ertheilen Auskunft und vermitteln Abonnements unsere nachverzeichneten.

Vertreter und Agenturen im Auslande:

Für Afrika:
Alexandria (Aegypten) A. Ghezardi, Buchhandlung.
Johannesburg (Südafrik. Republik) J. Adam, Buchhandlung.
Hermann Michaelis, Buchhandlung.
Kairo (Aegypten): F. Diemer, Internationale Buchhandlung, Shepheards Hôtel
Kapstadt (Kapland): Herrmann Michaelis, Deutsche Buchhandlung, Long Street No. 7 & 9.
Lamu (Britisch Ostafrika): G. Besharati & Co.
Lourenço Marques (Westafrika): Cunha & Sobrinho.

Für Nordamerika (Vereinigte Staaten, Canada und Mexiko):
New York (Vereinigte Staaten): The International News Company, 83 & 85 Duane Street, liefert auch nach Canada.
S. Zickel, Buchhandlung, 129 Duane Street.
F. Steiger & Co., Buchhandlung, 125 Park Place.
Mexiko (Republ. Mexiko): Emil Kubland, deutsche Buchhandlung, Calle de Mayo 6.

Für Mittelamerika:
Guatemala (Republ. Guatemala): Hora Cremer, 9 A Avenida Sur 34.
Diese Firma liefert unsere Zeitschrift auch nach Honduras, Brit. Honduras, San Salvador, Nicaragua und Costa Rica.

Für Südamerika:
Blumenau Santa Catharina (Brasilien): R. Carrão, Buchhandlung.
Rasseckler, von Altvatter & Co., Buchhandlung.
Brüderthal p. Joinville (Brasilien): Livraria Evangelica.
Buenos Aires (Argentin. Republik): Gustav Kraatz, 508 Casilla de Correo.
Libreria Jacobsen, Florida 1 Libreria Inspect.
Jacobo Penser, San Martin Esq. Cangallo.
Callao (Peru): Falvilla & Co., Buchhandlung.
Concepcion (Chile): Carlos Brandt, Buchhandlung, Correo Casilla 420.
Iquique (Chile): Lorenzo Petersen, Buchhandlung.
La Plata (Provinz. Staat v. Columbia, Colombia): Jacobo Penser, Buchhandlung.
Lima (Peru): Falvilla & Co., Buchhandlung.
C. F. Niemeyer, Buchhandlung.
Montevideo (Uruguay): Libreria Jacobsen.
Pernambuco (Brasilien): Th. Just & Co., Buchhandlung, Caixa do Correio 64.
Popayan (Provinz. Staat v. Columbia, Cauca): F. C. Lehmann.
Porto Alegre (Brasilien): Gundlach & Co., Buchhandlung.
Quito (Ecuador): Albert Herrmann.
Rio de Janeiro (Brasilien): Lorenzet & Co., Buchhandlung, 66 Rua do Ouvidor.
Rosario de Santa Fé (Argentin. Republik): Jacobo Penser, Calle San Martin 524.
Santiago (Chile): José Ivens, Buchhandlung, Casilla 36.
São Paulo (Brasilien): Carlos Gerke & Cia., Buchhandlung, Caixa do Correio 123.
H. Graebel, Buchhandlung.
Valdivia (Chile): P. Springmüller, Buchhandlung.
O. Walle, Buchhandlung.
Valparaiso (Chile): C. F. Niemeyer, Libreria Universal.
Port au Prince (Haiti): A. J. Stecher & Co.

Für Asien:
Canton (China): Lauts, Wegener & Co.
Hiogo (Japan): H. Ahrens & Co. Nachfolger, Buchhandlung.
Hongkong (China): Lauts, Wegener & Co.
Shanghai (China): Kaiserlich deutsche Postagentur.
Tientsin (China): Kaiserlich deutsche Postagentur.
Yokohama (Japan): H. Ahrens & Co. Nachfolger, Buchhandlung.
Medan (Sumatra): J. Tydemann.
Samarang (Java): C. L. van Dorp & Co.
Soerabaya (Java): P. C. de Jager.

Für Australien:
Adelaide (Süd-Australien): F. Raredow, Buchhandlung.
Brisbane (Queensland): Heyer, Tiegs & Co., Buchhandlung.
Charters Towers (Queensland): J. Wallstab, Buchhandlung.
Sydney (New-Süd-Wales): Deutsches Literarisches Institut, Buchhandlung. P. O. Box 1102.
Tasmania (Süd-Australien): F. Raredow, Buchhandlung.

Levuka (Fidschi-Inseln): Berthier & Co.

Auf Wunsch nimmt auch die Expedition von „Ueber Land und Meer“ in Stuttgart Abonnements [illegible] entgegen und versendet jede Woche [illegible] nach Erscheinen franko unter Kreuzband an eine beliebige Adresse.

Bestellungen nehmen alle [illegible] sowie auch die Expedition in Stuttgart gerne und prompt entgegen.

Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt.

Illustrierte Wiener Extra-Blatt.

alles. Vorgestern sprengte ein Südfranzose die Bank. Ich habe den Menschen zufällig genau beobachtet; er war mir geradezu ein Typus, wußte unbedingt, daß er gewinnen würde — und gewann. Haben Sie einmal das Gefühl in besonders hohem Maße, dann spielen Sie auch!"

Mich ärgerte der Kerl mit seiner arroganten, nachlässigen Art. Ich hatte doch wahrhaftig auch meine Spielerfahrung, wußte, daß nur eiserne Ruhe das Glück zwingt. Er widersprach höflich: „Ja, wenn man wenig verlieren will, ist das schon recht, aber zum Gewinnen . . ." Ich bewies ihm, daß man beim Dubliren unbedingt Chancen hätte: „Die Spielbank zahlt ja manchen Leuten, gerade um dies zu vermeiden, eine Jahresrente."

Er lächelte überlegen: „Fabel! Im Ernstfalle liegt die Sache ganz anders. Wenn Sie Pech haben, können die Karten zehn-, zwanzigmal hinter einander gegen Sie schlagen, und das halten nur wenige Vermögen aus. Aber gesetzt, Sie haben fünfmal verloren, das sechste Blatt schlägt für Sie — dann hören Sie eben nicht auf, sondern verspielen unbedingt alles, was Sie haben. Aus dem Spiel eine Wissenschaft zu machen, ist ein Unding. Und wenn die Bank armen Teufeln, die täglich ihren Louis verlieren oder gewinnen, die Goldstücke verächtlich vorher schon hinschmeißt, so will sie sich eben durch das kleine Raubzeug die feisten Goldfasanen nicht verscheuchen lassen."

Ich erwiderte darauf nichts, weil ich ihn los sein wollte. Er verstand und trat einem höflichen Russen seinen besseren Platz ab.

Ich vergaß den komischen Alten schnell. Mochte er doch andere mit seinen Erfahrungen beglücken, das verliebte Volk um uns, das nach Monte Carlo ging, nur des Kasinos wegen, und nach Nizza nur der Regatten und Réunions halber, das sich ernstlich darüber aufregte, ob die heroische That des Prinzen von Wales, beim Epsomer Derby einen grauen Cylinder statt des vom high life anerkannten schwarzen zu tragen, nur den Untergang einer großen Modetradition für das Inselreich, oder auch eine gänzlich neue Aera des grauen Cylinders für den Kontinent bedeute. Denen konnte er predigen, und auch die würden ihn auslachen. Aber uns den kurzen Tag zu verderben — mir, der ich nicht an das Spiel dachte, mir, der ich durch Melitta gegen den Leichtsinn gefeit war — armer Thor! Auf der Hochzeitsreise, jung, glücklich und umflutet von der goldenen Sonne des herrlichsten Frühlings an die parfümgesättigte Eleganz der Spielsäle, das Rollen der Roulettekugeln, das monotone Geräusch des Kartons der Karten beim Trente-et-quarante zu denken, während das Meer, das Mittelländische Meer, lichtgebadet, funkelnd, hier wie flüssiges Gold, dort wie zerstoßener Silberstaub vor uns lag — dazu war ich noch nicht alt genug.

Es war, als wenn wir der Sonne, dem Lichte entgegeneilten. Es wurde warm, heiß sogar, aber ich empfand davon nichts — nur Helle, Blütenduft, Glück. Und wenn wir in die dunklen Höhlen der Tunnels tauchten, in die Schründe der Felsgalerien, und uns die schwere, kühle Luft des Unterirdischen umfing, o, wie grüßten wir dann wieder den zauberischen Glanz des Tages, diesen Riviera-Frühling, der in seiner Helle und Klarheit unwandelbar göttlich erscheint! An San Remo ging's vorüber, San Remo mit dem Dufte seiner blauen Veilchen, seinen italienischen Villen, seinen vegetationsstrotzenden Parks. Alles erschien rein, weiß, durchsichtig in dieser wunderbaren, mitleidlosen Sonne des Südens, die alles durchdringt, alles erhellt. Ich freute mich über die weiße, staubige Landstraße, die, in Felsen gehauen, uns so treulich begleitete, sah die Kiesel am Strande blinken und glaubte sie zu erkennen, die zappelnde, silbergeschuppte Beute, die Fischer mit phrygischen Mützen aus ihren Netzen entleerten. Und diese braungebrannten, hageren, dunkeläugigen Gestalten der Grenzvölker in ihren malerischen Trachten auf den Bahnhöfen neben dem aristokratischen Touristengesindel aller Nationen, das gekommen war, den Menschen ihre Eigenart zu nehmen, sie ebenso schlaff, fade, genußsüchtig zu machen, wie sie selbst waren. Ich sympathisirte mit diesen „Wilden". Mochten sie nun betteln, stehlen, betrügen! Das war der rechte Dank für diese Pioniere der Kultur, die's doch nie vermögen, den Leuten ihren Charakter zu nehmen, der schlechterdings eben in solcher Helle, solchem Lichte nicht unterzugehen kann.

Ich habe so viele Erinnerungen — gewaltige, unauslöschliche: ich habe im Pinienwalde von Fusano geträumt, zur Mittagszeit allein mit ihr, vor uns Rom und die weite Campagna, über uns blaute der römische Himmel, glühte die römische Sonne, durch die uralten, epheuüberwucherten Stämme fächelte der Frühlingswind, derselbe Wind, der vor zweitausend Jahren die Segel der römischen Flotte im nahen Ostia blähte — ich habe zur Nachtzeit an der Cäcilia Metella gestanden, während der Vollmond blutrot über Rom hing und die düsteren Umrisse der uralten Stadtmauer, die Türme, die cyklopischen Felstrümmer der Thermen, das große, ewige Rom mit seinen Türmen, seinen Kuppeln, dem Riesendom von St. Peter in erdrückender Ruhe und Starrheit vom Nachthimmel sich abhoben. Ich habe es herzbeklemmend gespürt, das Wesen einer unendlich großen und ernsten Vergangenheit. Gewiß. Es war alles von einer Macht, einer Wucht, die mich fast zerquetschte — was ich aber hier sah, das war größer, wunderbarer, tiefer — das war die ewige Jugend.

Ich war ein Thor! Weißt Du, Melitta, wie ich plötzlich Deine kleine Hand küßte? Ich hatte das wundersame Gefühl, als wenn all der Glanz, all der Schimmer nur aus Deinen Augen bräche, all der Blütenduft Deinen Kleidern entströme, und als wenn ich allein der Glückliche wäre, dem ein Gott Sinne verliehen, all den Zauber dieser Natur — Deinen Zauber, Geliebte, zu genießen.

Es wurde heißer, schwüler, die Sonne stand im Zenith: sie glänzte im fahlen Goldgelb, eine unerbittlich strahlende Helle flammte über den Felskämmen, die Luft zitterte, aber das Meer glühte. Und je eiliger der Zug fuhr, desto stickender wurde die Hitze, der Brand. Der Schaffner kam und avertirte Monte Carlo. Die Herren erhoben sich und legten die Reisedecken zusammen. Melitta hatte sich zum Fenster hinausgebeugt: „Sieh doch, Lothar, sieh doch, dort an dem Felsvorsprung" — es war der Felsen des Kasinos von Monte Carlo. Darunter aber leuchtete, strahlte, flammte das Meer wie pures Gold, schmelzend, glühend, so daß mir das Auge weh that und ich ihn bemitleidete, den thörichten Taucher, der eben in dieses Goldbad hinabstieß; er mußte ja in der Glut verbrennen — sterben! Melitta aber konnte sich von dem Anblicke nicht losreißen. Sie hatte meine Hand krampfhaft gefaßt und starrte bewegungslos hinein. Der Zug pfiff. Sie erwachte wie aus einem Traume und sah mich mit brennenden Augen an: „Ist das nicht ein gutes Omen, so viel Gold?"

Ich lachte: „Ein sehr gutes!" Ich Narr!

Bis zu dem Augenblicke steht mir alles klar vor Augen, so daß ich jedes Bild, das ich damals sah, nochmals sehe, und jeden Gedanken, den ich damals dachte, nochmals denke. Es ist ein erbarmungsloser innerer Zwang, ich kann nicht anders. Aber von da ab verschwimmt's mir seltsamerweise etwas.

Wir sind im ersten Gasthof abgestiegen. Selbstverständlich! In einer Almhütte oder in einem Hotelpalast — eine Hochzeitsreise soll kein Mittelding sein, schon der Erinnerung wegen. Die Table d'hote ist exquisit international, der full dress herrscht und die weiße Strawatte. Ich bin in meinem hellen Touristenanzuge, einfach weil ich keinen andern mitgenommen hatte — die Engländerinnen sehen mich empört an und murmeln ihr Shocking! Melitta ist chic, einfach wie immer. Sie trägt am Halse eine ganz frische Theerosenknospe, so keusch, so duftend wie sie selbst — diese Rose werde ich nie vergessen! Wir schweigen und sehen uns an. Wozu denn die eigene Stimme noch in dieses unbestimmte Tosen mischen, aus dem man die Klangfarbe fast aller Kultursprachen doch heraushört. Wir sind gekommen, gemustert — vergessen. Wir sind eben nichts Besonderes, wir fühlen das auch. Doch das Gefühl ist nicht schmerzlich. Wir sind lautlos untergegangen in diesem Meere geschmackvoller und geschmackloser Toiletten, schwarzer Röcke, in dieser Woge süßlichen Parfüms, die dem riesigen Essaale bei aller Feinheit etwas Leichtfertiges, Prickelndes, den Charakter eines Ballokales der Halbwelt gibt. Wir sind einsam, wie in der Wüste, aber ein köstliches Gefühl der Gemeinsamkeit, des unbedingten Zusammengehörens durchrinnt uns. Ich sehe keine Gesichter, sie sind alle gleich, alle dressirt — bis auf eines. Es ist der aufgeschwemmte Alte aus dem Coupé, der mit niemand spricht, niemand ansieht, das Essen bemäkelt und den Wein, von den hochmütigen Kellnern aber mit denkwürdiger Devotion behandelt wird. Es gibt eine endlose Reihe von Gerichten, nach jedem Gange sind wir satt, aber als das Dessert kommt, stürzen wir uns so hungrig darauf, als wenn wir nichts gegessen hätten.

Dann sehnt sich Melitta aus der drückenden Schwüle heraus; es ist wirklich schwül, ein Gewitter liegt in der Luft, selbst hier im Zimmer. Doch draußen ist's nicht besser: kein Lüftzug, kein Laut. Die Palmen des Parks sind bewegungslos, erstarrt, die Blumen auf den Bosquets von der Sonnenglut geschlossen. Die Villen feiern hinter geschlossenen Jalousien Siesta. Ich habe ein Gefühl des Neides, die Vorstellung von lauschiger, märchenhafter Kühle da drinnen, von köstlichem Halbdunkel und träumenden tiefen Frauenaugen. Die Straße vor uns liegt in der Prallsonne staubig weiß, blendend, und der Hitzdunst flimmert darüber — nur die Fliegen sitzen in dicken Klumpen an der zuckenden, blutigen Weiche eines alten Maultieres, das mitten auf der Straße im Halbschlafe seinen ungeschickten Reiter erwartet. Es kennt den Sonnenbrand, die Fliegen, den ewigen Satteldruck — das Unvermeidliche — und es ergibt sich darein, ruhiger, klüger als wir Menschen.

Wir waren auch auf dem Kasino; die Musik lockte mich und der köstliche Garten. Melitta war seltsam aufgeregt, und ich dachte kaum an das Spiel. Ich war enttäuscht — nicht von der Lage, denn kein Schloß kann sich königlicher erheben, als der Bau Garniers aus der Zauberpracht seines immer grünen Parkes auf vorspringender Höhe, von der der Blick wie trunken über das Mittelmeer schweift und die vielgestaltigen Felskolosse entlang zur Rechten bis Monaco und weiter in blaue Fernen zur Linken auf das schützend vorgelegte Waldmassiv des Kap Martin. Ich hatte etwas Dämonisches erwartet, den Hauch des Verbrechens, der Sünde, der schon in der Luft liegt. Die Terrasse war wie alle Terrassen, etwas größer vielleicht, etwas glänzender, und die Fassade, bei allem Prunk, allem Ueberschwang des architektonischen Beiwerkes, von einer lächelnden Anmut. Nein, solche Paläste soll man nicht zum erstenmal in der blendenden Helle der Nachmittagssonne sehen, sie sollen weist, gespenstisch aus dem schwülen, dunklen Sternenflimmer der Sommernacht emportauchen — lautlos, lichtlos, eine Fata Morgana, ein maurisches Zauberschloß — ihre Palmen sollen geheimnisvoll flüstern in dem schweren, schwülen Blütenduft, und die Brandungswelle soll rauschen, ferne, ferne wie Schlafmusik. Monte Carlo soll keine Dekoration sein, sondern ein Märchen.

Auch die Gesellschaft und der Spielsaal enttäuschten mich. Vielleicht gehört ein Studium von dreißig Jahren dazu, wie es jener Alte hinter sich hatte, daß man am leisesten Zucken des Mundes, dem elektrischen Aufblitzen des Auges den Verbrecher, den Todeskandidaten erkennt. Freilich, Todeskandidaten gab's da genug. Auf den Terrassen, in den Lesezimmern: Männer mit grau-eingefallenem Gesicht und großen, fiebernden, wie um Weiterleben flehenden Augen, und Frauen, so trostlos mager — durchsichtig, daß man bei dem kurzen, heiseren Husten die Minirarbeit des Todes zu sehen wähnte. Eine Dame lehnte sich über die Terrasse, lässig, apathisch, — auch sie war eine Gezeichnete. Und doch sah ich nur ihre Hand, eine weiße, junge Hand, von dem Blauweiß des Todes; am Ringfinger blitzte ein seltener Opal. Armes Ding! ich will dein Gesicht nicht sehen mit der empörten, verzweifelten Frage der Sterbenden an die ewige Sonne, das ewige Meer. Melitta sah dieselben Bilder wie ich, aber sie rührten sie nicht, sie wollte nach dem Spielsal.

Dies maurische Prunkgemach war stündlich besucht. Der Hauptwahnsinn des Spieles kommt erst mit der sinkenden Nacht. Kleine Einsätze, kleine Erregungen, die Menschen mit der unheimlichen Ruhe und dem unheimlichen Glück, die Riesenverluste, das verzweifelte Aufstöhnen — davon keine Spur. Wir traten an die Roulette. Melitta zitterte am ganzen Körper. Ich zwang sie des Scherzes halber, hundert Sous auf Rouge zu setzen. Als die Kugel herunterschnarrte, faßte sie mich ängstlich an der Hand. Natürlich verlor sie. Ich lachte. Da tippte mir eine geschminkte Pariserin auf den Arm: „Mein

Herr, vielleicht setzen Sie diesen Louisdor für mich; ich glaube, daß Sie Glück haben!" Dieser Glaube belustigte mich. Ich und Glück! Aber ich that ihr den Gefallen — und gewann.

Ich kann nicht sagen, wie gleichgiltig mir diese Goldhaufen, diese Notenstöße waren, so gleichgiltig, wie die Gesellschaft, der alles Dämonische fehlte. Doch ich machte eine andere Entdeckung. Mochten hier auch Unsummen verspielt werden, mochten auch Opfer sich hier innerlich verbluten, etwas Dämonisches konnten auch die wildesten Scenen nicht für mich haben. Laster und Verzweiflung wirken nur im Dunkel, in der Nacht. Dämonisch allein war die Spielbank, die Hölle und ihre gleichgiltigen Diener, die Croupiers. Da war das Schicksal, kalt, erbarmungslos, da lag es in den ausdruckslosen Automatengesichtern, in diesen Masken, frisirt, parfümirt, wie ein Wachskopf in einem Friseurladen. Man spricht von dem gierigen Rechen des Croupiers, seiner geschmeidigen Raubtierkralle, von dem dämonischen Gleißen der Goldhaufen, dem sinnverwirrenden Flattern der Treforscheine, von der schwülen, dicken Luft dieser goldstrotzenden Riesensäle, durch die man den Verzweiflungsschrei wittert. So mögen sich Kinder Monte Carlo vorstellen, die bei dem Teufel nach dem Pferdefuß und dem Schwefelgeruch suchen. Ich sehe Grausigeres, Lähmenderes: ich sehe das Schicksal. Ich sehe, fühle, höre es. Ich sehe es in der beneidenswerten Ruhe des Croupiers, ewig gleichmäßig herzlos, ob nun ein Opfer sich verblutet, ob ein Glücklicher gewinnt; in den gewandten, grausamen Händen, die das Geld ruhig rollen lassen, wohin die Rouletteкugel beliebt. Ich hör' es über dies ganze internationale Spielergesindel hinweg in dem blechernen, gleichgiltigen: „Faites votre jeu — rien ne va plus — zéro" — dessen monotone Klangwellen doch über jeden andern Laut hinweggleiten, über Lachen und Weinen, über Freud' und Schmerz. Ich fühle es kalt an dem Goldstücke, welches ich für die geschminkte Pariserin gewann, und weiß, daß diese Grabeskälte von der Bank, den Croupiers ausgeht. Denn so ist das Schicksal: kühl, lächelnd, ohne Seele!

Melitta sprach kein Wort. Ihr Gesicht war blaß, aber ihre Hand glühte. „Was hast Du, Liebling?" Sie schüttelte den Kopf: „Nichts!" Dabei hing sie an meinem Arm so schwer, als wenn sie sich kaum aufrecht erhalten konnte. Und plötzlich sagte sie matt: „Komm, Lothar, komm, ich bin unwohl." Das beunruhigte mich sehr, wie jede kleinste Indisposition bei ihr. Sollte sie von der Fontana del Trevi römisches Fieber als Angedenken mitgenommen haben? Doch sie erholte sich draußen schnell. Als wir zur Stadt hinunterstiegen, begegnete uns unser alter Reisegefährte. Er grüßte nicht, sah aber Melitta scharf an. Wir gingen rasch nach dem Hotel. Der Himmel hatte sich umzogen, und die See ging hohl.

Im Hotel machte ich die üblichen Prozeduren aller Unerfahrenen und Besorgten. Melitta mußte auf der Chaiselongue liegen und Eiswasser trinken. Sie that alles mit dem Gehorsam eines Kindes, nur mußte ich mich zu ihr setzen und ihren kleinen Kopf in meine Hände nehmen. Ich phantasirte ihr lustige Zukunftsbilder vor — von Berlin und unserm himmelhohen Wohnungsparadies. Sie sah mich mit ihren klugen grauen Augen ernst an — doch sie hörte nicht zu — ich weiß es — sie dachte an ganz andere Dinge. Deshalb verstand ich es auch nicht, warum sie mir einmal die Hand küßte. „Du guter Lothar!"

Draußen rieselte ein feiner Regen hernieder. Ich machte mich auf einen häuslichen Nachmittag gefaßt und zündete mir eine Virginia an. Da sagte sie ganz unmotivirt: „Weißt Du, daß der alte Herr doch recht hatte? Ich fühlte es bei der Roulette ganz instinktiv, daß ich verlieren mußte. Aber es kann auch anders kommen. Wenn ich die unbedingte Siegesgewißheit empfinden würde, wie eine Eingebung von oben, eine untrügliche Ahnung, dann würde ich am Ende doch wieder spielen. Soll ich's? Ist das auch Kismet?"

Ich küßte sie: „Aber natürlich, mein Schatz! Schlimm wird's mit dem Regen doch nicht werden, wir gehen also zur italienischen Nacht in den Kasinogarten, und da wirst Du wieder spielen und gewinnen — ein Riesenvermögen!" Sie war ganz still geworden, als ich so scherzte. Der feine Regen hatte aufgehört, und ein schüchterner Sonnenstrahl lugte durch die weiße Gardine. Melitta wandte ihren Kopf nach der Wand. „Ich bin schlecht, Lothar, schlecht!" murmelte sie. Und ich küßte sie wieder: „Du, schlecht, Schatz? Nein, viel, viel zu gut für mich!" Sie richtete sich unversehens empor: „Sag das nicht, Lothar, sag das nicht! ... Und nun laß mich etwas allein. Die Fahrt hat mich wirklich angestrengt."

Und ich ging — nicht weil ich Lust gehabt hätte, sondern weil sie mich trieb. Als ich schon den Hut in der Hand hatte, dachte ich an das Geld, das ich Tag und Nacht nicht von mir ließ. Der unheimliche Gedanke kam mir, daß ich doch ins Kasino gehen und spielen könnte. Wer kennt den Teufel und wer kennt sich selbst? Bei meiner klugen kleinen Frau war die Brieftasche viel sicherer. Sie sah kaum hin, als ich ihr den Schatz übergab und äußerste Vorsicht vor Kellnern und Hochstaplern predigte. Noch ein Kuß, ein Händedruck — ich sprang die teppichbelegten Treppen hinunter. Daß ich draußen noch einmal nach ihrem Fenster emporsah, daß sie dastand, lächelnd grüßend — wer verdenkt's Verliebten?

An der Straßenecke that ich's wieder, und da winkte sie mir. Wollte sie doch mitkommen, fürchtete sie wie ich das Alleinsein? Auf dem Korridor kam sie mir schon entgegen. Sie sah sich scheu um — kein Lauscher war in der Nähe — und dann warf sie sich mit einem leisen Aufschrei, halb Weh, halb Glück an meinen Hals und küßte mich leidenschaftlich, glühend, als gäbe sie ihre ganze Seele in diesem Kusse: „Ich bin so kindisch, Lothar, aber, sprich's noch einmal, daß Du mich lieb hast, lieb — so wie ich Dich!"

„Lieber wie mein Leben." Es war die Wahrheit.

Herrgott, laß mich sterben mit dem Klange dieser Worte im Ohr! Sieh, ich habe jede Nacht vierzig Grad, gib jetzt noch zwei dazu, und es ist aus. Warum quälst du mich langsam zu Tode? Du hast kein Erbarmen — aber auch das ist Kismet. Ich soll's noch einmal sehen, das Schreckliche, mit der schauerlichen Objektivität eines Menschen, der nichts mehr zu hoffen hat. So brich denn noch einmal, Herz, vielleicht brichst du dann ganz!

Ich war in die Berge hinaufgeklettert, in eine köstliche Wildnis von Oliven und blühendem Gesträuch. Da war ein Stück zerborstenes Mauerwerk. Wucherndes Schlinggewächs kroch durch die Ritzen, ein wilder Feigenbaum überschattete meinen Kopf, und die grünen Früchte hingen mir ins Gesicht. Unter mir aber blühte gelber Ginster, und hinter einem Felsstück guckte das stachelige Blatt eines Kaktus hervor. Die Luft war ganz still, weich, lind und doch frisch nach dem Regen. Aus dem Zaubergarten der Villa Walewska zog Rosenduft herüber. Am Himmel hing noch leichtes Gewölk, und die Sonne versuchte in gelben, fahlen Schlaglichtern durchzudringen. Aber am südlichen Horizonte baute sich eine düstere, stolze Gewitterwand auf, so daß die See, die am Strande stahlgrau flimmerte, dort in tiefem Schwarzgrün blinkte. Fischerbarken fuhren heim, und weiße Segelboote suchten eilig den Hafen von Monaco. Es war ein schönes Bild, doch ich genoß es nur halb. Ich sehnte mich nach ihr. Die Schönheit recht zu sehen, bedurfte ich ihrer geliebten Augen, sie recht zu verstehen, auch ihr Herz. Ich dachte ganz vernünftig darüber nach, daß sich diese thörichte Liebe geben müsse. Trennungen werden doch kommen und die Trennung auf ewig auch einmal. Bei dem letzten Gedanken, dem grauenvollen, unmöglichen, packte mich ein solches Angstgefühl, daß ich aufsprang, zu ihr zu eilen. Dennoch blieb ich, weil ich mir lächerlich vorkam.

Eine Weile war die Natur so totenstill, so regungslos, daß ich die leise Brandung tief unten vernahm, als rolle sie bis an meine Mauer. Drüben in der Gewitterwand zuckte es auf, ein leichter Windstoß fuhr säuselnd durch die Feigenblätter, der Ginster flüsterte. Wieder Stille. Die See am Strande schimmerte jetzt auch grünlich, die Wellenkämme schäumten weißer, die Wogen rollten schwerer, hohler heran. Auf dem Wasser schwamm, so weit das Auge reichte, kein Boot mehr, nur die Möwen schossen und stießen in kühneren Bogen. Der Sturm war im Anzuge.

Da tauchte rechts von der Küste ein Schiff auf, wie eine Riesenmöwe, mit den weißen Fittichen seiner Segel. Ich glaubte, es wolle hinter Kap Martin Schutz suchen, aber es bog nicht ein, sondern strebte im geraden Kurse vorwärts, dem Felsen von Monaco zu. Wer war der kühne Segler, der die Sturmsignale verachtete und unbeirrt seine Fahrt hielt? Da hatte ich ihn auch schon erkannt an der stolzen Form des Großsegels; es war die Jacht von heute morgen — es war Maupassant. Von dem Augenblicke dachte ich nicht mehr ans Weggehen. In der Gewitterwand flammte es jetzt unablässig — violett, tiefrot, gelb, die Nestere zuckten grell über das Wasser. Leise murmelnd begann es zu grollen. Durch den Feigenbaum ging scharfes, pfeifendes Sausen, die grauen Olivenkronen wogten, und der Ginster beugte sich tief. Noch zögerte der Sturm. Er fuhr in unregelmäßigen Stößen daher, aber die Ruhe dazwischen war um so schauerlicher. Die Jacht hob und senkte sich zierlich wie im Spiele von Woge zu Woge. Sie achtete nicht auf die Brandung, die tiefer grollte, nicht auf das ferne Rollen des Donners. Die See glänzte in düsterem, unheimlichem Grün, schneeweiß hoben sich die Wogenkämme darüber. Da fuhr ein riesiger Blitz über den ganzen Horizont, der Widerschein zuckte durchs Wasser, als wenn die Decke über einem Glutmeer zerrisse, und der erste volle Donnerschlag ließ die Wolken erzittern. Hatte der Sturm nur auf das Signal gewartet? Denn jetzt brach er los, pfeifend, heulend, wie ein Rasender. Der Olivenhain stöhnte, die Früchte vom Baume schlugen mir ins Gesicht. Die Küste lag in einem scharfen, schwefelig-blauen Lichte. Gab die Jacht endlich ihren Widerstand auf? Ich sah Leute in den Wanten und dachte, daß sie jedes Stück Leinwand bis auf die kleinen Sturmsegel einholen würden. Dann flatterte ein Segel, noch eins — das Schiff zeigte wie dem Winde zum Hohn jetzt sein volles Segelwerk. Einen Augenblick stampfte und schlingerte es auf der Stelle. Als ob der Sturm erstarrt wäre vor so viel Kühnheit, setzte er eine Sekunde aus, dann aber fiel er mit heiserem Geheul der Jacht in die Seite. Sie bog sich, senkte sich, tauchte wieder empor.

Es war ein wunderbares Schauspiel, dieser Kampf zwischen Sturm und Schiff. Wie die tiefgrün schillernden Wogenleiber sich voll Wutgier auf das Fahrzeug stürzten, wie die schäumenden Wogenkämme sich brüllend höher reckten, es zu fassen, wie die schwarzen Wogenschlünde tiefer gähnten, es zu verschlingen! Die Jacht rang auf Leben und Tod. Ich sah, wie die Gewalt des Sturmes sie zusammendrückte, daß das Takelwerk flach lag und das Steuerbord nur als schwarze dünne Linie über dem Gischt sich abzeichnete. So flog sie dahin, geduckt wie zum Sprunge. Und bei jeder Sturzsee, die heranrollte und das zierliche Fahrzeug emporriß, überflutete, zu begraben schien, gab ich sie verloren. Aber immer wieder hoben sich die leichten, kühnen Spieren, von einer wunderbaren inneren Elastizität emporgeschnellt, mühelos wie im Spiel, dem Toben der Elemente lächelnd überlegen. Das Herz krampfte sich mir im Grauen der Erwartung zusammen — aber der alte Reitergeist war wieder lebendig. Ich hätte für mein Leben gern an der Seite jener Gestalt gestanden, deren dunkle Umrisse ich am Maste undeutlich unterschied. Wie mochte er aussehen? Spielte der kalte Hohn des Wahnsinns um den nach dem Tode lechzenden Mund? Oder war es nur die gelassene Kühnheit eines mutigen Mannes, der der Empörung von Wind und Wogen trotzt, weil er ihr Meister ist? Vielleicht unterlag er doch! Aber ich begriff, daß er aushielt, kein Segel barg und stolz seinem Kismet entgegenfuhr. Die Fittiche des Todes streifen uns eisig, wenn sie sich lautlos auf ein Sterbebett herniedersenken — aber hier angesichts dieses flammenden, lohenden, wie im Vorspiele des Weltenbrandes zuckenden Firmamentes, umtost von dem Sturmesgeheul, das wie die Sphärenmusik der kommenden Vernichtung klang, umwogt von dieser tausendköpfigen Meereshydra, die uns packen, in die Tiefe reißen, verschlingen möchte — da ist der Tod noch Wollust.

Ein wahrer Wolkenbruch ging jetzt hernieder, dessen Wasserströme mir die Aussicht verschlossen. Ich duckte mich hinter meine Mauer, und mit dem Rauschen des Regens mischte sich das Rieseln lehmiger Rinnsale. Ich war durchnäßt, und das dämpfte die Begeisterung. Als der Regen nachließ, stieg ich wieder hinauf. Ueber mir blaute ein klarer Himmel,

Luſtige Fahrt. Nach dem Gemälde von A. von Kowalski-Wierusz.

und die Wolken flohen seewärts. Die See raste wilder wie zuvor, aber ganz in der Ferne sah ich ein weißes Segel, das ein heller Sonnenstrahl beleuchtete, es war Maupassants Jacht. Erst jetzt dachte ich an Melitta. Sie war gewiß daheim in dem Hotelzimmer und ängstigte sich um mich. Ich war froh, daß der tolle Segler entronnen — ich war ein Narr! Er kam durch, ich versank und wußte es noch nicht einmal.

Ich ging eilig nach dem Hotel. Melitta war nicht da. Der Kellner berichtete, daß Madame bereits eine Stunde weg sei: „Sie wird Monsieur haben suchen wollen." Auch ich war davon überzeugt. Eine halbe Stunde verging, noch eine, sie kam nicht. Ich wurde ängstlich, denn es dämmerte bereits leicht. Dann machte ich mich selbst auf die Suche. Der Instinkt sagte mir, daß Melitta nach dem Kasino gegangen sei, weil sie dem alten Spieler doch nicht recht traute. Am Strande war wieder reges Leben, Kinder ließen sich von Brandungswellen bespritzen, schwarzäugige Schiffer sahen nach ihren Booten, und Ferngläser suchten das Meer ab. Eine kühle, köstliche Luft wehte, und Abenteurer aller Nationen machten sich auf, das Glück dort auf der Klippe zu suchen. Sie ließen mich kalt, zu Glücksrittern ihrer Sorte gehörte ich nicht mehr.

Hatte der Sturm die Sündenklippe des Kasinos verschont? Dort oben rauschten die Palmen so geheimnisvoll, die Bosquets dufteten so süß, die Gummibäume wiegten ihre schattigen Kronen so träumerisch, als habe kein Orkan ihre Wipfel gebogen, ihre Blätter zerzaust. Als ich die weiße Terrassentreppe emporstieg, hörte ich aufgeregte Stimmen: „Ich bleibe keinen Tag mehr in diesem Monte Carlo. Das ist schon der dritte Fall." Darauf entgegnete eine andere: „Wenn Frauen spielen, verdienen sie's auch nicht besser." — „O, sprich nicht so herzlos, Karl! Sie soll jung sein und hübsch, vielleicht ist sie verheiratet, und der unglückliche Mann ahnt noch nichts."

Bei diesen Worten überlief es mich eisig. Ich ahnte, daß es sich um Melitta handelte, ich wußte es.

Aber ein dumpfes Gefühl hielt mich ab, das ältere Ehepaar, das eben gesprochen, zu fragen. Warum schlich ich langsam die Stufen hinauf wie ein Verbrecher? Warum durchsuchte ich erst den Spielsaal, ging von Tisch zu Tisch, fragte die Croupiers, ob sie eine Dame gesehen hätten, schlank, brünett, ob sie gespielt habe — verloren? Ueberall dieselben höflich-bedauernden Mienen: „Nein, mein Herr, ich erinnere mich nicht." Ob sie's auch wußten, sie hätten's mir doch nie gesagt. Denn das ist ja das eherne Gesetz hier: zu lächeln, zu töten, zu schweigen. Ich blickte verzweifelt im Kreise herum, irgend ein bekanntes, vertrauenerweckendes Gesicht zu erblicken, und fand keins. Vielleicht regte ich mich doch unnötig auf, vielleicht war sie gar nicht dagewesen. Da versuchte jemand, nachdem er einen flüchtigen Blick auf mich geworfen, von der Roulette sich wegzustehlen — es war unser Reisegenosse, der höfliche Russe. Mit einem Sprunge war ich bei ihm und packte ihn beim Arm. Er zuckte zusammen und stotterte, ohne meine Frage abzuwarten: „Ich weiß nichts, mein Herr, wirklich nichts ... es ist sicher nicht Madame gewesen, die so viel verspielt hat; sie sah ihr ähnlich, aber sie war's sicher nicht." — „Wohin ging sie?" fragte ich heiser. — „Madame ging in den Garten," klang es tonlos zurück. In dem Augenblicke soll ich aufgeschrieen haben wie ein Tobsüchtiger, so daß das geschwätzige Murmeln der Menge verstummte und nichts zu hören war, als das Rollen der Rouletkugel und das blecherne „faites votre jeu!" der Croupiers. Die Menge wich zurück — ich war ja wahnsinnig. In zwei Sprüngen durchmaß ich den Saal, war draußen — da fühlte ich es wie Blei in meinen Füßen. Ich war wie ein Gerichteter, der zum Schafott gehen soll, den die Todesangst so lähmt, daß er nur Fuß vor Fuß setzen kann, als ginge er an Krücken. Der Verstand will schwinden, das Herz schlägt noch einen dumpfen Schlag — warum deckten mich deine Flügel damals nicht, wohlthätige Nacht des Todes? Aber ich mußte fort, mußte vorwärts, mußte zu ihr. Bis zu einer Palme vermochte ich mich zu schleppen, da versagten mir die Glieder; doch der Verstand, die Sinne waren von einer unheimlichen Klarheit. Ich hörte ein Bananenblatt neben mir niederrascheln, ich hörte das Tosen der Brandung am Fels, sah das blinkende Meer im Dämmerschein und weit drüben einen einzigen funkelnden Stern.

Eine gestikulirende, erregte Menschenmasse kam mir entgegen. Mich sah niemand, ich aber sah sie alle, die entgeisterten Gesichter, die angsterfüllten Augen, mittendrin erkannte ich den alten Herrn von heute morgen; ein schlanker Franzose sprach auf ihn ein: „Was konnte ich machen? Eine Dame, sehr chic, sehr elastisch, verließ das Kasino, gleitet rasch an mir vorüber, durch diesen Gang hier, an der Banane da vorbei. Ich sehe ihr nach — energischer, federnder Gang. Ich bete die energischen Frauen an, wenn sie hübsch sind wie jene. Sie geht in gerader Richtung auf die Brüstung dort los. Will noch Aussicht genießen, schwärmen, denke ich — halt! das ist ja auch dein Fall. Ich will ihr nach. Aber ich habe noch keinen Schritt gemacht, da sehe ich — sehe ich, daß sie zwei Fuß zurücktritt, wie zum Anlauf, ohne Besinnen vorspringt und kopfüber den Felsen hinunterstürzt. Ich höre den Körper aufschlagen — erlassen Sie mir das übrige! Es ist wirklich kein Vergnügen mehr, in diesem Monte Carlo zu leben."

Frauen drängten sich um ihn. „O Gott! o Gott!" Der alte Herr aber sagte interessirt: „Der Südfranzose vorgestern, die Frau heute — es sind ganz typische Fälle. Ich habe sie scharf während des Spieles beobachtet. Erst war sie an der Roulette ganz ruhig, ganz sicher, setzte, gewann, gewann — der alte Croupier mit seinen verglasten Augen schüttelte den Kopf: ‚Zéro!' Dann hörte sie auf. Sie muß unheimlich gewonnen haben. Dann wollte sie fortgehen. Aber an einem trente et quarante-Tische hielt sie plötzlich an. Es war ihr Unglück, dies Zaudern, ich wußte es. Sie hatte den rechten Glauben an ihr Glück nicht mehr. Ich hätte sie warnen sollen. Ich kann es nun einmal nicht. Mir geht's wie dem Vivisektor, dem die Tiere sehr leid thun, aber er vivisezirt sie doch. Da gewann sie zuerst, dann verlor sie, verlor und wagte unsinnig. Sie hatte eine gelbe Herrenbrieftasche in der Hand, sie wühlte mit zitternder Hand darin herum, dann holte sie ihr kleines Portemonnaie hervor. Zwei Sous waren noch gerade darin. Sie will auch die setzen, der Croupier lächelt verbindlich und weist den Einsatz zurück — denn sieht sie mit einem Blick über die Goldhaufen hin — einen völlig irren Blick. Von da ab verlor ich sie aus dem Auge. Es ist herzlos zu sagen, aber sie interessirte mich nicht mehr."

So mag es einem Menschen zu Mute sein, dem das Herzblut im dünnen, hellen Strahl entfließt, der den Strom nicht hemmen kann, nicht will, der nichts vermag, als zu stöhnen wie ein verendendes Tier. Wie lange ich an der Palme gestanden haben mag? Ich höre ihn noch immer, den röchelnden Laut meines eigenen Mundes; das bin ich nicht, das ist kein Mensch mehr, das ist ein fremdes Geschöpf, das sterben möchte und nicht kann.

Auch sie sah ich. Die Leute hatten mitleidig einen Schiffermantel über sie gedeckt. Ich habe ihn nicht gelüftet. Sie ließen uns allein. Da bin ich vor ihr zusammengebrochen und habe gewinselt, gewinselt wie ein Hund, dem man seinen Herrn erschlagen. Ich habe Deine kleine Hand gefaßt, Melitta, und habe sie geküßt und wieder geküßt und unsinniges Zeug gestammelt — auch Vorwürfe. Denn Du warst grausam, mein Schatz! Du gingst und ließest mich allein. Weil Du gesündigt hast? — Mein Schatz, was Du auch gethan haben magst, Du konntest nie sündigen. Du liebtest mich nur viel zu sehr! Aber das ist's nicht. Und wenn Du alle Todsünden auf Dein Gewissen geladen hättest, würde ich Dich darum weniger lieben? Du durftest alles — nur nicht sterben ... Damals habe ich in Deinen Augen auch das Rätselhafte, Geheimnisvolle erkannt: es war der Tod — der Tod auch für mich. Melitta, wir sind jetzt ganz allein, das große Nichts gähnt mich an, und ich fürchte es nicht — denn ich will zu Dir, hörst Du, Geliebte, zu Dir, und wenn's in die Hölle ist, zu Dir! — Dann wurde ich ganz ruhig. Ich untersuchte genau die sechs Schüsse meines Revolvers; ich wußte, was ich zu thun hatte. Es war nicht Mut, nicht Feigheit, was mir die Waffe in die Hand drückte — es war das Unwandelbare, Unentrinnbare, es war mein Kismet.

*

Ein kahles Lazarettzimmer, eine eiserne Bettstelle mit blaukarrirten Bezügen, ein paar Stühle, ein Tisch, ein Wasserkrug — die ganze empörende Nüchternheit eines Krankenhaus-Sterbezimmers. Lothar von Lechow rang mit dem Tode. Der skelettartig magere Körper wand sich in den Zuckungen des Fieberdeliriums, aber in dem scharfen, vornehmen Gesichte lagen noch unberührt vom Leiden die beiden stärksten Züge seines Wesens ausgeprägt: große Energie und große Güte. Am Bettpfosten, vom Sterbenden abgewendet, lehnte ein hagerer Offizier und kaute finster am Schnurrbart; ein eisgrauer, dicker Herr sah zum Fenster hinaus, eine schlanke Dame weinte leise. Der Chefarzt beobachtete den Kranken scharf, den das Fieber schüttelte, und der unaufhörlich murmelte. Auf einmal wurde er ganz ruhig, die verglasten Augen öffneten sich, er wandte den Kopf nach dem Zimmer und sagte fest: „Ich habe wohl phantasirt? Mir ist so, als wenn ich gesagt hätte, meine verstorbene Frau habe die achtzigtausend Mark anvertrauter Gelder verspielt. Das ist eine Lüge. Ich selbst war es!"

„Regen Sie sich nicht auf, Herr von Lechow," beruhigte der Arzt und faßte kopfschüttelnd nach dem Pulse. Da trat der dicke Mann vom Fenster leise ans Bett und meinte lustig: „Nun sind wir über den Berg, Lechow." Eine magere Hand streckte sich mühsam aus der Decke: „Sie kamen also doch noch, Rehmen, Sie lieber Kerl. Geben Sie mir Ihre Hand — ich kann's nicht mehr recht." Und ein Schimmer wehmütiger Freude zuckte über das eingefallene Gesicht: „Wir sind ausgeritten, alter Freund, total ausgeritten." Der dicke, gesunde Mann räusperte sich als Antwort sehr ungehörig und versuchte, durch die Zähne zu pfeifen. Mit einemmal aber erhebte seine ganze Gestalt in einem konvulsivischen Schluchzen: „Daß Sie so enden müssen, Lechow!" Darauf lächelte der Kranke, die brennenden Augen irrten im Zimmer umher. Jetzt bemerkte er auch die Dame. Es war Frau von Rehmen. „Sie sind sehr gütig, meine gnädige Frau ... ein schlechtes Empfangszimmer, nicht wahr? ... Und ich kann Ihnen nicht einmal die Honneurs machen."

Dann begann seine Stimme matt zu werden. Das Feuer des Auges erlosch, um plötzlich wieder aufzuglühen. Er hatte den Offizier an seinem Bette erkannt. Und als wenn der Blick des Sterbenden eine beschwörende Kraft gehabt hätte, wandte der hagere Mann ihm langsam, wie gezwungen, sein Gesicht zu. Nein, Onkel und Neffe hatten sich nicht verziehen! Auch in der Todesstunde noch blitzte der alte Haß hinüber und herüber wie zuckende Klingen. Die Augen des jungen nahmen einen empörten, leidenschaftlichen Ausdruck an, er öffnete den Mund, versuchte etwas zu sprechen — es waren nur lallende Laute — aber die Hand auf der Bettdecke krampfte sich zur Faust. Und wieder senkte der Fittich des Todes zu wohlthätiger Ohnmacht sich tiefer auf den Sterbenden. Die finstere Spannung der Züge wich allmälich. Der Sterbeengel mußte in lieblicher Gestalt nahen, denn ein heiteres Lächeln verklärte das eingefallene Gesicht. Und als wenn eine fremde, ferne Stimme durch seinen halbgeöffneten Mund spräche, klang es leise: Sag, daß Du mich lieb hast, lieb, so wie ich Dich!" Und durch das Todesröcheln klang es zurück, ganz matt, gebrochen — und doch wie der erstickte Aufschrei des Glückes: „Lieber wie mein Leben."

Herbstesahnung.

Von

Gustav Wilhelm.

Schon gelb und gelber färbt sich des Waldes Laub,
Wie Todesahnung läßet es auf der Flur;
Am bleichen Himmel ziehn der Vögel
Fabllose Schwärme zum warmen Süden.

Im fahlen Laub rauscht es wie Sterbeklang,
Schon halb im Schlummer atmet die Waldnatur;
Von mattem Golde übergossen,
Küßt sie erbebend den Kuß des Todes.

Und auch ins Herz zieht Ruhe des Herbstes ein,
Dem Frieden weichen Stürme der Leidenschaft,
Und heißes Lieben, wildes Hassen
Schweigt vor dem nahenden Todesstrich.

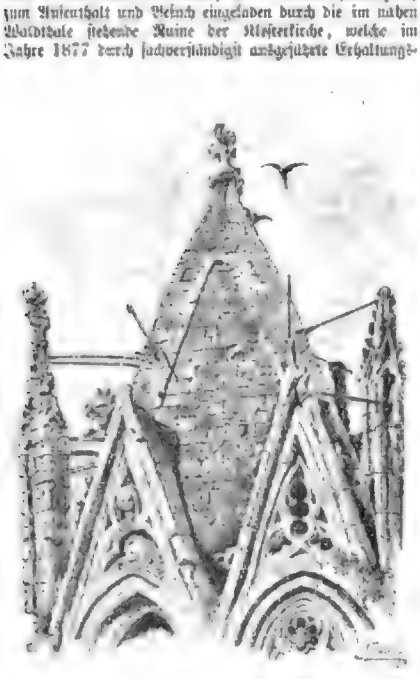
Ansicht von Stadtilm nach Norden.

Die Stadtkirche in Stadtilm.

(Zu den Abbildungen Seite 829)

Durch die neue Bahnstrecke Arnstadt-Saalfeld wird für den vom Westen unsers Vaterlandes kommenden Freund fesselnder Landschaftsbilder der Zugang zu einem der schönsten Teile des Thüringer Waldes außerordentlich verkürzt und erleichtert. Unweit der Station Singen liegt der dem Fuße des Thüringer Waldes nördlich vorgelagerte „Singerberg" mit herrlichem Rundblick. Nach der andern Seite kann der auf der Station Oberrottenbach von Westen her ankommende Tourist bequem in einer Stunde den Trippstein mit dem bezaubernd schönen Blicke auf Schloß und Dorf Schwarzburg, „die Perle Thüringens", und die sie umgebenden waldbedeckten Berge erreichen. Von Oberrottenbach fährt die Bahn östlich weiter durch das liebliche Rinnethal nach dem vielbesuchten Badeorte Blankenburg. Ueber diesem grüßt, nördlich thronend, der Greifenstein, die größte Ruine Thüringens und eine der interessantesten Burgruinen Deutschlands überhaupt, herüber, während auf der gegenüberliegenden Seite das Schwarzathal, „das einem Epos gleicht, welches die Natur in erhabenstem Lapidarstile gedichtet", sich ausbreitet.

Ist der auf der neuen Bahn zwischen den Thälern der Ilm und der Schwarza und Saale fahrende Besucher auch ein Freund und Kenner dessen, was Menschenhand an berühmten Werken der Baukunst entstehen ließ, so wird er etwa in der Mitte der Strecke, an der Station Pantinzella, zum Aufenthalt und Besuch eingeladen durch die im nahen Waldthale stehende Ruine der Klosterkirche, welche im Jahre 1877 durch sachverständigst ausgeführte Erhaltungsarbeit dem weiteren Verfalle entzogen worden ist. Es ist eine der größten und schönsten Kirchenruinen in ganz Deutschland, und ihre Bedeutung für das Studium der Entwicklung des romanischen Baustils wird von allen Kunstkennern hervorgehoben.



Reste des nördlichen Querturms der Kirche zu Stadtilm.

Zwischen Arnstadt und Pantinzella führt der Schienenweg über ein interessantes Denkmal neuerer Baukunst, nämlich über den bei Stadtilm das Ilmthal überbrückenden, aus dreizehn gewaltigen Bogen bestehenden Eisenbahnviadukt. Von ihm aus eröffnet sich ein lieblicher Blick nordwärts in das Ilmthal, zunächst auf das Städtchen Stadtilm. Doch ein dunkler Punkt trübt das reizvolle Bild. Es sind dies die ruinenhaft gewordene Stadtkirche und ihre zwei Türme, mit der „höchsten Brücke Thüringens". Die Türme und die beiden Seitenportale sind ehrwürdige Denkmäler romanischen und gotischen Baustils aus dem 12. und 13. Jahrhundert, deren hohe Bedeutung unter den Kunstdenkmälern Deutschlands alle Autoritäten nicht rühmend genug hervorheben können, und deren traurigen Zustand sie alle tief beklagen. Stadtilm ist zu beneiden um diese herrlichen Denkmäler mittelalterlicher Baukunst. Seine Einwohner sehnen sich auch schon seit Jahrzehnten nach einer sachverständigen, dem ursprünglichen Stile entsprechenden Wiederherstellung der Türme, der künstlerisch besonders hervorragenden Seitenportale und der Kirche. Aber die Stadt ist nicht in der Lage, selber die im allgemeinen Interesse zu erhaltenden Denkmäler zu restaurieren, zumal ihre Mittel durch den bei dem Bahnbau geleisteten Aufwand sehr erschöpft sind. Wann wird auch hier ein gleich edles Werk, wie vor wenigen Jahren in Arnstadt an der Liebfrauenkirche und in Saalfeld an der Johanniskirche, geschehen: eine würdige Restaurirung der Türme, der Seitenportale und der Kirche!

R. L.

Von der Kunst.

Von

A. Stier.

Wie immer das Seiende Etwas hieß,
Verborgene Kraft war im Bunde;
Stets liegt den Werken des Genies
Das Schöpfungsgeheimnis zu Grunde.

Hatte sie nicht für überwunden,
Sie haben noch stets Bewund'rer gefunden:
Die glänzende Pose, die tönende Phrase,
Sie führen noch Tausende an der Nase,
Und immer wird es ihnen gelingen,
Die Jugend in ihren Bann zu bringen.

Oft grade die reichste innere Kraft
Am schwersten die äußere Form sich schafft,
Und anfangs ist's hinter Harten und Ecken
Kaum möglich, das große Talent zu entdecken,
Während in spielend graziöser Art
Sich leicht das Kleinere offenbart.

Im Biwak.

(Zu dem Bilde Seite 837.)

Sektquartiere — Bauernquartiere — Biwak! — Ich habe noch nicht das letzte Wort dieser etwas jähen Abstufung im Manöverleben ausgesprochen, und sofort ist eine Polemik im Gange. Denn in Seiner Majestät Fußvolk sind die Ansichten über den wahren Wert dieser Schlagworte sehr geteilt. Naturgemäß überwiegen die Fanatiker des Sektquartiers. Müde, hungrig, staubbedeckt nach einer mißlungenen Attacke eine endlos weite Chaussee als jüngster Leutenant entlang zu kriechen, zur angenehmen Unterhaltung vielleicht einmal mit einem Wasserkommando beehrt, ist eine vortreffliche Vorbereitung zum Kriege und wird darum, wie alles wahrhaft Gute, nur mit Verwünschungen anerkannt. Wenn dann die schöne Monotonie von Staub und Uebergenuß an der nächsten Waldwegecke ganz unmotivirt durch ein ehrwürdiges Herrenhaus im schattigen Parke, massive, rotgedeckte Stallungen und ein „Bataillon halt!" des Compagniechefs unterbrochen wird — und wenn noch zum Ueberfluß ein behäbiger Gutsherr, dem man es an der Nase ansieht, daß er Wasser nur seinen Feldern gönnt, auf dem knirschenden Kieswege uns entgegeneilt, so durchzieht die rauhe Seele des jungen Kriegsknechtes weichere Gefühle. Er träumt von einer reichbesetzten Tafel mit Spitzgläsern und einem unverkennbaren Importengeruch — von Musik, Tanz, einem reizenden Edelfräulein, das viel, viel Groschen und ein für die Uniform empfängliches Herz hat. Trifft von dem Erhofften wenigstens das Spitzglas ein, so nennt man's Sektquartier.

Nun gibt es aber verbissene Hauptleute, alte kapitänstolle Premiers und etwas leichtbeschwingte Sekondelieutenants, die ziehen das Dorfquartier mit seinem Manöverheu vor, die mit den Sternen, weil sie nach Herzenslust stundenlang Appells abhalten, Quartiere revidiren, kasernmäßig fluchen und unendliche Strafwachen verteilen können. Manche legen sich auch gern früh aufs Ohr und ziehen die Drillichjacke und die Sechspfennigcigarre einem exquisiten Diner, Damen und Süßholzraspeln vor. Die leichtlebige Jugend sieht aber hier Kartenspiele ohne Atout nicht gerade als Gesetzesübertretung an.

Der Fanatiker des Biwaks bin ich. Dafür werde ich auch von dem Gros des Strebertums und der „Schusterei" beschuldigt. Ganz frei von der Sünde bin ich nicht. Denn ich habe zurzeit einen Kapitän, der fünfundzwanzig Dienstjahre und eine entsprechende Laune besitzt, fortgesetzt auf verweichlichte Kriegsakademiker knurrt und gern von den nie anerkannten Verdiensten alter Feldsoldaten spricht. Uebrigens, meine Herren, „schustern" thun wir uns alle ein wenig. Aber die echte Manöverpoesie ist doch nun einmal nicht hinter einem Sektglase, nicht in einer Dorfschenke, sondern nur im Biwak zu finden. Einen ganzen lieben langen Vormittag hat man sich heiser kommandirt, todhagr gelaufen, die liebe Sonne hat einen gebraten, die Vorgesetzten haben einen gröblich heruntergerüffelt, die vorderste Compagnie tritt bald zu kurz, bald geht sie zu frei weg — alle Leidens- und Freudenkelche des Gefechtes und des Marsches sind vorschriftsmäßig geleert. Jetzt winkt dem Todmüden das Biwakfeuer, dem Weltschmerzigen die Biwakküche. Freilich, bis wir so weit sind, vergehen noch Stunden. Da werden Lagerplätze abgesteckt, Rationen verteilt, Gewehre und Gepäck aufs peinlichste ausgerichtet, Kochgruben ausgehoben. Ganz mißtrauische Kapitäne lassen noch die Kochgeschirre untersuchen, ob sich nicht doch vielleicht ein totes Manöverhuhn in das Blechgefäß eines Musketiers verirrt habe. Der Lagerkommandant besichtigt noch einmal die Hauptleute, Vorschriften werden eingepaukt, vor dem Marketender, vor übermäßigem Fuselgenusse gewarnt. Alle Schrecken der Kriegsartikel, vom lebenslänglichen Festungsgefängnis bis zu der humanesten Behandlung der Fahnenflucht, der Gehorsamsverweigerung muß die schon etwas angeregte Biwakfoldateska als wohlmeinende Ermahnung über sich ergehen lassen. Endlich hält der Compagniechef etwaigen Jugendübermut für genügend zurückgedämmt. Die Mannschaften klappern mit den Kochgeschirren, Korporale verteilen die Konservencationen . . . Fläche, Gelächter . . . in beschaulichster Selbstvergessenheit schält ein schnurrbärtiger Musketier seine Kartoffeln. Der Marketenderwagen wird fast gestürmt, Vater „Abraham" leistet Denkwürdiges in Bier, Schnaps und schlechten Cigarren. Freunde finden sich, die Branntweinflasche kreist, und schon geben einige mit etwas schiefer Nase und merkwürdig freundlichen Augen umher. Das Lagerleben mit seiner ganzen Frische und Ungebundenheit beginnt. Auch bei uns im Offizierszelt wird ganz feldmäßig abgekocht. Der Premier, nach seinen eignen Auslassungen ein Manöverloch von Gottes Gnaden, hantiert geschäftig mit Konservenbüchsen, mischt geheimnisvoll, verbrennt ein Beefsteak vollkommen, serwirt das andre völlig roh — seine Assistenz, die Kasino-Ordonnanz, lächelt pikfein dazu. Auch dem Kapitän steigt der Duft in die Nase. Wie in alle Compagnieangelegenheiten muß er das klassische Organ auch in unsre Eingeweide stecken. Dabei ist er gutgelaunt, macht ein ganz famtes Wortspiel über „Konserven" und „Konservativ", worauf der Premier das Monocle fester einklemmt, der Fähnrich aber ganz unbändig, wie's vorgeschrieben, lacht.

Nun sitzen wir bei einem ganz kulullischen Mahle — kriegsmäßig natürlich alles, auch das Trinken. Ich war immer ein Phantast, und hier hilft mir noch der Rotspon die irrlichterlierenden Geister wecken, so daß ich mir einbilde, wir seien in einem frischen, fröhlichen Kriege und der Feind nahe. Die Bäume am fernen, fernen Horizonte sind mir feindliche Bedetten, die hereinbrechende Dämmerung hat etwas Schwermütiges, Ahnungsvolles. Ich freue mich, daß die Leute so lustig sein können vor der Entscheidung. Und ist's der Wein, ist's meine Phantasie, der alte Griesgram von Hauptmann sieht mir wirklich kriegerisch und verwittert wie ein Wallensteiner aus. Ich bin eben jung, möchte den Stern in den Achselstücken einige Jahre früher haben, darum träume ich mir den nahen Kampf vor. Aber alle Träume werden ausgeträumt. „Herr Lieutenant, gehen Sie doch mal 'rieber zu den Leuten, das wird mir zu laut beim Marketender — der Musketier Müller hat schon wieder die Feldflasche am Mund. Wenn das nur kein Unglück gibt!" Ich verstand die nüchternen Worte des hohen Vorgesetzten nur langsam und ging. Daß einem doch die Kapitäne mit ihrer feuerwehrenden Angst vor dem blauen Briefe und der Majorsecke selbst beim Ablocken im Biwak die Zukunftsträume stören müssen!

–be.

Bitte, recht freundlich!

Beobachtungen aus dem photographischen Atelier.

Von

Adele Hindermann.

(Schluß.)

Spät nachmittags, als ich wie gewöhnlich zum Rudern ging, nahm ich mir den kleinen Schiffer, der sich in den Ferien bei den Gondelvermietern ein paar Groschen verdiente, vor. „Du, Willi, Du sollst morgen vormittag mal zu uns ins Atelier kommen.“

Er drehte verlegen seinen großen, in allen Farben schillernden alten Hut in der Hand, und seine sonnigen Augen hefteten sich in sprachlosem Erstaunen auf mein Gesicht.

„Ja, Junge,“ sagte ich, „Du sollst ‚abgenommen‘ werden, willst Du das?“

Da blitzten auch schon die weißen Zähne durch die Lippen, und über das ganze bräunliche Gesichtchen breitete sich ein Freudenschein. Und wie er so dastand auf dem kleinen Landungssteg, in seinem ärmlichen, zu knapp gewordenen Anzug mit dem blusenartigen, gestreiften Wollhemd, das ein dicker Ledergürtel um die schmale Kindersigur festhielt, den kurzen, ausgefransten Hosen, dem fremdartig schönen Gesicht und dem leichtgelockten, kohlschwarzen Haar, das, wenn er heftig gerudert hatte, in einer dicken Locke über die Stirn fiel, wie er so dastand, übergossen von den roten Strahlen der Abendsonne, da beschlich mich ein heimliches Bedauern über die engen Grenzen der Photographie, da hätte ich mir den Pinsel eines Hans Dahl gewünscht.

Am nächsten Morgen wartete ich mit dem angenehmen Gefühl, die Sache recht gut eingeleitet zu haben, und war sehr neugierig, was Herr Volkhardt zu meinem kleinen Schützling sagen würde. Daß ich dem Jungen verschiedentlich und sehr nachdrücklich eingeschärft hatte, um keinen Preis etwa im Sonntagsanzug zu kommen, ist selbstverständlich; Geschichten von nicht wiederzuerkennenden Modellen sind ja fast sprichwörtlich, deshalb hatte ich diesen Punkt mit ganz besonderer Wichtigkeit erörtert und von dem Jungen das heilige Versprechen erhalten, in demselben, etwas verlumpten Anzug zu kommen, den er alltags trug. Ich konnte also hierüber beruhigt sein.

Nun war's so weit, gleich konnte er kommen. Ah, richtig, da auf der Straße war er, und noch drei, vier Jungen mit ihm. Komisch, er hatte keinen Hut auf und sah überhaupt so anders aus, ich wußte nicht recht, wie, aber unbedingt verändert. Und nun, anstatt einzubiegen nach dem Atelier, läuft er vorüber; ich winke, zu spät — er ist schon vorbei.

Was fällt dem Bengel ein? Eine gräßliche Ahnung beschleicht mich. Der Fünfzigpfennigbazar zwei Häuser weiter, wo ein Schaufenster augenblicklich ganz voll Strohhüte lag mit dem Vermerk: „Um damit zu räumen, zu jedem annehmbaren Preise.“

Fünf Minuten später steht er vor uns, strahlend vor Vergnügen, sehr rein gewaschen, sehr kurz geschoren, mit einem ganz modernen Strohhut, der vor Appretur „schon knarrt, wenn man ihn nur ansieht“, wie mein Chef hinterher behauptete.

Immer noch ein hübscher Junge, aber seine Eigenart, die mich gestern noch zu stiller Bewunderung gezwungen, ist, für den Augenblick wenigstens, gänzlich verwischt. Und mein Chef lehnt im Schaukelstuhl, sagt gar nichts, sondern hat nur ein mokantes Lächeln auf den Lippen.

Ich war empört. „Junge, Junge, was sind das nur für Geschichten! Habe ich Dir nicht gesagt, Du sollst kommen, wie Du immer gehst, und nun kennt man Dich kaum wieder!“

Eine verlegene Pause, während draußen auf dem Korridor die anderen Jungen, die mitgelaufen waren, kichern und sich gegenseitig an die Thür stoßen. Der arme Sünder nimmt verlegen seinen gräßlichen Hut von einer Hand in die andere und ermannt sich endlich zu einer Antwort.

„Ja, die Martha“ — das ist die Tochter des Schiffers — „hat gesagt, mit dem alten Hut müßt' ich mich ja schämen, da könnt' ich nicht dermit nach'm Freilein gehen, und die Haare, die müßten auch runter.“

„Sagtest Du denn nicht, daß Du gerade so mit dem Hut und den Haaren hättest kommen sollen?“

„Ei ja, aber sie meinte, da thät' ich mich wohl verhört haben; wenn man abgenommen würde, da müßt' mer sich immer hübsch ordentlich machen und fein anziehen.“

Was sollte ich machen? Die Martha, die mußte es ja wissen. O, ich hätte sie ohrfeigen können, diese Martha. Ja, sie hatte sich auch einmal sehr fein gemacht, als sie sich photographiren ließ, sehr „fein“!

Und Herr Volkhardt sitzt immer noch stumm in seinem Schaukelstuhl, tippt die Fingerspitzen gegen einander und lächelt noch um ein paar Nuancen spöttischer. Ich ärgere mich ernstlich über ihn. Womit habe ich diesen Hohn verdient? Es ist wirklich abscheulich.

Doch nein, ich bitte ihm alles ab, als er jetzt, seinem Stuhl einen Ruck gebend, aufsteht und meinem verschüchterten Protégé als Schmerzensgeld ein Markstück in die kleine braune Hand drückt.

*

Das ist ein heißer Tag gewesen! Es schien ja, als wenn sich alle Welt verabredet hätte, sich gerade heute, am 26. Februar, im Atelier Volkhardt photographiren zu lassen.

Schon am frühen Morgen fing's an. Saß da um acht Uhr schon ein steinaltes Mütterchen, die vom Lande hereingekommen war, mit ihrer ebenfalls schon recht ältlichen Tochter. Das Mütterchen sollte photographirt werden und schämte sich ernstlich deswegen. Schließlich hockte sie auf der Stuhlkante — auf einem Sessel Platz zu nehmen, war sie nicht zu bewegen — und sah ängstlich in mein Gesicht.

„Sie lachen wohl über mich, Fräuleinchen?“ sagte sie mit ihrem dünnen Stimmchen, während die kleinen faltigen Hände verlegen über das schwarze, taffetseidene Kleid strichen.

„Aber weshalb denn?“ fragte ich erstaunt.

„Ach Gott, so 'n altes Gesichte, wie ich, das ist doch nichts mehr fürs Abnehmen. Ich habe auch gewiß nicht hergewollt, aber die Kinder ließen mir ja keine Ruhe.“

„Ja, das hat Mühe gekostet,“ lächelte die Jüngere, nahm aus ihrem Korbe eine Uhrkette von braunem Haar und hängte sie der alten Frau um. „Seit Jahren quälen wir Mutter, sie soll mal mit in die Stadt fahren, weil wir doch gar kein Bild von ihr haben, aber sie war nicht zu bewegen.“

Und dabei kämmte sie dem alten Frauchen die dünnen, grauen Haare glatt, befestigte ein Spitzenhäubchen auf dem Scheitel und steckte ihr eine goldgefaßte Mosaikbrosche vor den Halsausschnitt. Das Mütterchen hielt ganz still, glaubte aber immer noch, sich vor mir entschuldigen zu müssen.

„Und zu Weihnachten, da haben mir die Kinder ein Album geschenkt, prachtvoll, von rotem Plüsch und vorn darauf ein blankes Schild mit einem Mo — Mo —, na, wie sagt ihr doch, Mariechen?“

„Monogramm.“

„Ja, das meine ich, wo die Buchstaben so durch einander sind. Und da soll mein Bild hinein, damit die Kinder nachher mal wissen, wie ihre alte Mutter ausgesehen hat, wenn ich in der Erde liege.“

Sie wischte sich verstohlen ein Thränchen ab, ließ sich aber in dem einmal entfesselten Redestrom nicht stören.

„Und meine eine Tochter, die ist nämlich weit weg von hier verheiratet, ach, lieber Gott, schrecklich weit, in Berlin; die soll ein Bild zum Geburtstag kriegen, weil sie immer schrieb: ‚Mutter, 'ne größere Freude kannst Du uns nicht machen, als wenn Du Dich mal abnehmen ließest.‘ Mein Schwiegersohn, der ist nämlich Schutzmann, und wir wollten's erst gar nicht zugeben, wenigstens mein Mann nicht, weil sie so weit fort kommen mußte von uns, aber nun, du lieber Gott, sie hat's ja so gut angelegt, und ihr ältester Junge —“

Leider war es mir nicht vergönnt, mich über die Familienverhältnisse weiter orientiren zu lassen, denn das Mütterchen wurde ins Atelier gebeten, und eine Familie mit großen und kleinen Kindern, „Fräulein“ und Dienstmädchen kam ins Zimmer.

Ein ungeduldiger Vater, der als vielbeschäftigter Geschäftsmann sich nur ungern die Zeit genommen hat zu der „Geschichte“, eine elegante, etwas korpulente, abgehetzte Mama mit einer Friseurfrisur, und dann die junge Generation vom Sekundaner bis zum Nestküchen im Tragekleid, das mit großen, erstaunten Augen um sich sieht.

Und nach kaum einer Stunde ist das große Zimmer fast voll von Wartenden. Meistens Kinder, speziell Babys, die im Hemdchen aufgenommen werden sollen. Vier sind schon notirt, und zwei Kinderwagen höre ich unten schon wieder knirschen. Und eins weint und weint und will sich nicht beruhigen, trotzdem die Mutter es hin und her trägt und redet und schmeichelt und zankt und schäkert.

„Ei, welch unartiges Kind! Schäm Dich doch, Lieschen! Und hast die scheenen Ohrringe einkriegt, da schreit man doch nicht! Sieh mal das feine Kind an!“

Aber Lieschen schämt sich nicht, sondern schreit unbeirrt weiter. Ich fange an, das zu verstehen, wenn ich die kleinen, rotverschwollenen Ohrläppchen ansehe, durch die soeben der Goldschmied hindurchgestochen hat.

„Aber warum haben Sie denn damit nicht gewartet bis nach dem Photographiren?“ frage ich die Frau. Die aber sieht mich überlegen an: „I, da wären ja die hibschen Ohrringe nicht mit aufs Bild gekommen!“

Jetzt fangen noch zwei an zu weinen, natürlich von dem schrecklichen Lieschen angesteckt. Meine Pralinédüte macht die Runde. Gott sei Dank, wenigstens ein Augenblickserfolg. Vier kleine Rangen kommen dadurch in Stimmung und fangen an, im Zimmer umherzutoben, alle Bilder in die Hand zu nehmen, die Schokoladenfinger an der Plüschdecke abzureiben und sich gegenseitig umzuwerfen.

Ich schicke einen hilfesuchenden Blick nach der Mama, die zuweilen: „Aber Fritzchen!“ oder „Emil, willst Du wohl!“ sagt. Es hilft aber nichts. Wehe, wenn sie losgelassen! Von Disziplin keine blasse Spur.

Und nun kommt noch zu allem Ueberfluß Rotendorf, um sein Probebild abzuholen. Natürlich, er hätte sich keine passendere Zeit wählen können.

Er, der größte Kinderfeind seines Jahrhunderts! Genannt der schöne Arthur; in Wirklichkeit der pfiffigste aller Gigerln, der eleganteste Flaneur auf der großen Moritzstraße — stud. jur. Arthur Rotendorf. Er ist nie mit einer Aufnahme zufrieden, zum Unterschied von anderen Söhnen der alma mater, die höchst selten dem Photographen in dieser Hinsicht Scherereien machen. Sie stellen im allgemeinen nur drei Anforderungen an ein gutes Porträt: es soll ziemlich scharf sein, die Schmisse müssen deutlich zu Tage treten, und man muß es drittens nicht gleich zu bezahlen brauchen.

Rotendorf, wie schon erwähnt, steht auf einem andern Standpunkt. Ich bin wirklich neugierig, was er heute auszusetzen haben wird, denn das Probebild ist thatsächlich sehr gut.

Mit einem Gesicht voll stummen Abscheus hat er sich Bahn gemacht durch das Zimmer, mit Müh' und Not vermeidend, auf eines der kleinen, herumrasenden, krabbelnden Dinger zu treten, und nimmt nun prüfend sein Bild in die Hand.

Er sieht es lange an, sagt aber nichts. Meine Neugier, was er heute wohl zu tadeln haben wird, wächst.

„Dubié ist ein Schafskopf.“

Dieser Ausspruch ist zunächst das einzige, was von seinen Lippen tönt. Dubié ist der bedeutendste Friseur der Stadt. An seiner Thür steht: on parle français und: english spoken, und in seinen Meisterhänden liegt die ganze Schönheit unserer jeunesse dorée, wenigstens in Bezug auf die tadellose Knappheit der Haarfrisur und die geniale Gesträubtheit der Schnurrbärte.

Und dieser Dubié, dieser geniale Mann ein — Schafskopf!

Rotendorf starrt immer noch mit entrüstetem Gesicht auf das unzureichende Abbild seiner Schönheit.

„Ist ja skandalös, wie das Haar aussieht; der Mann kennt eben meinen Kopf durchaus nicht. Wenn ich dagegen meinen Friseur in Leipzig bedenke! Da brauchte ich kaum in den Spiegel zu sehen, ich wußte immer, der kennt meinen Kopf, der wird's schon machen, aber hier — na! Jämmerliches Nest — denke auch, im nächsten Semester wieder nach Leipzig zu gehen.“

So würde also die große Moritzstraße ihre schönste Zierde, die alma mater einen ihrer — elegantesten Söhne verlieren müssen! Ein Beweis, wie nötig es ist, daß die Fakultät sich ein wenig um

die verschönerungsrätlichen Verhältnisse ihrer Stadt bekümmert.

Ich habe den Gedanken kaum erfaßt, da sehe ich, wie Herr Rotendorf ein Gesicht macht, etwa als wenn er eine Spinne verschluckt habe, und mit entsetzten Augen an sich herunter blickt. Eine von den kleinen Rangen hatte, um sich vor seinem Brüderchen zu verstecken, die Arme um Herrn Rotendorfs silbergraues Hosenbein geschlungen, schmiegte sein nicht ganz einwandfreies Näschen dicht an den zarten, hellen Stoff und schaukelte sich da so ungenirt hin und her, daß das Gleichgewicht des jungen Herrn ernstlich ins Wanken geriet.

Mit ratlosem Entsetzen sieht dieser an sich herab, auf das fürchterliche, dreitäschohe Etwas, das sich da mit großer Energie an ihn klammert und ganz fröhlich „Onkel, Onkel“ kreischt. Ich bin überzeugt, daß Herr Rotendorf einen seiner schwersten Seelenkämpfe ausgefochten hat, als er sich jetzt entschloß, seine rotbraun behandschuhten Hände in Verbindung mit den schmutzigen Fingerchen zu bringen, um sich von dem kleinen Ungetüm zu befreien. Leider bleibt das Opfer ohne Erfolg.

Zum Glück hat in diesem Augenblick die indolente Mutter die kritische Situation erfaßt und kommt ihm zu Hilfe. „Emil, ich sage es ja, Du bist ein ganz widerlicher Junge,“ zetert sie weinerlich. „nun gibst Du aber sink dem Onkel ein schönes Händchen und sagst: ‚Ich will ganz artig sein‘.“

Dieser sehr anerkennenswerte Erziehungsversuch kommt aber nicht mehr zur Anwendung, denn der Onkel, dem die Ehre zugedacht war, befindet sich mit verblüffender Geschwindigkeit an der Thür und rast mit einem: „Ich komme ein andermal wieder“ hinaus.

Es warten schon wieder mehrere Leute, die Bilder abholen wollen. Der kleine, schmächtige Primaner mit dem Mädchengesicht, das alle Augenblicke errötet, hat sich als blutdürstiger, tomahawkschwingender Indianerhäuptling photographiren lassen. Er ist so selig über sein Bild, daß er beschließt, es übermalen zu lassen. Ich bin überzeugt, er wird sich die fünf Mark am Brödchengeld absparen.

Eine Botenfrau mit großem Tragekorb auf dem Rücken will die Bilder holen für — „für, na, wie heeßt se doch gleich? Es iit die Mamesell vom Gute bei uns.“

Leider sagt mir diese Angabe gar nichts. Ich bitte nur um den Namen.

„Ja, heeren Se, Freilein, den weeß ich Sie nicht. Mir sagen bloß immer Mamesell zu se.“

Ich muß beschämt eingestehen, daß diese Bezeichnung mir immer noch nicht auf die richtige Spur helfen kann, da das junge Mädchen aller Wahrscheinlichkeit nach in meinem Buch nicht als Mamesell, sondern als Fräulein so und so eingetragen sei.

Die Alte ist tolerant genug, mir diese mangelhafte Personalnotirung nicht nachzutragen; sie will nach dem Namen fragen und wieder vorsprechen.

Und nun kommt Fräulein Else Kron mit ihrem Dienstmädchen, das einen flachen, großen Korb, mit einer Serviette zugedeckt, trägt.

Die Ballrobe ist darin. Fräulein Kron ist angemeldet; sie will sich im Ballkleid und im Eiskostüm mit fallendem Schnee aufnehmen lassen. Schon im vergangenen Juni, als sie sich im weißen Mullkleid und im Tenniskostüm photographiren ließ, erkundigte sie sich eingehend nach Schneebildern.

Sie ist ein ganz nettes, hübsches junges Mädchen. Ihre Charakteristik ist damit — so glaube ich wenigstens — annähernd erschöpft. Nein, doch nicht ganz. Sie ist auch ein Goldfischchen, sie kommt in Betracht. Zu thun hat sie wohl kaum etwas auf der Welt, als hübsch auszusehen, Tennis zu spielen und allenfalls einmal in Handschuhen Staub zu wischen. Im übrigen findet sie es sehr chic, recht viel mit dem Racket umherzulaufen, mit Biercommentausdrücken um sich zu werfen und einen gewaltigen Neufundländer spazieren zu führen. Sie weiß reizende kleine Genrebilder, die man „Phylax und Else“ nennen könnte, in Scene zu setzen; einmal kann man sie als zartes Mägdelein, das seinen schwarzen Kopf zutraulich auf Phylax' gelbes Fell schmiegt, ein andermal als wilden Jungen, der seinem zottigen Freunde pfeift und mit ihm herumtollt, bewundern.

Sie verschwindet im Ankleidezimmer und macht Toilette.

Ein Brautpaar! Sie haben lange ausgesucht, wie sie sich photographiren lassen wollen, endlich sind sie einig, es wird Cabinet und die Stellung — nun, sie haben die langweiligste gewählt, die sie im Album finden konnten.

Natürlich, dieser Mann mußte auf dieses Bild verfallen, eigentlich selbstverständlich.

„Und dann noch eins,“ sagt die schulmeisterliche Stimme, „ich möchte keinen Strich Retouche an dem Bilde haben, ich liebe das nicht, diese Art von ‚Verschönerung‘.“

„Ist das wörtlich zu nehmen? Keinen Strich, das würde —“

„Nein, bitte, keinen Strich, ich wünsche auszusehen wie ich bin, nicht anders.“

Stolz will ich den Spanier!

Ich kann nicht leugnen, daß mich eine stark boshafte Regung beschleicht, wenn ich mir seine Verwunderung beim Anblick des unretouchirten Bildes vorstelle. Denn Mutter Natur hat es für gut befunden, sein Angesicht mit einer wahren Verschwendung von Sommersflecken zu dekoriren, die bekanntlich wegen ihrer gelben Farbe in stark übertriebener Weise auf dem Bild zum Vorschein kommen . . . .

Nein, solch ein Trubel, heute! Es wird nicht leer im Wartezimmer, und daneben im Atelier arbeitet Herr Volkhardt mit seinen Assistenten in fliegender Eile. Ich finde nicht Zeit zu einem Pinselstrich!

Ach, Himmel, jetzt kommt der kleine Doktor, der mit seinem Amateurapparat gar nicht fertig werden kann. Er macht fürchterliche Aufnahmen, die er neuerdings, weil er sich selbst nicht recht herantraut, bei uns hervorrufen läßt. Auch jetzt kommt er mit ein paar Kassetten und dibrirt vor Neugierde, wie die Aufnahmen geworden sind. Natürlich will er darauf warten. Ich habe die bedauerliche Pflicht, ihn darauf aufmerksam zu machen, daß ihm beim Warten die Zeit lang werden dürfte, da vor heute abend kein Gedanke daran sei, die Platten zu entwickeln. Er kann, will es nicht glauben, muß sich aber schließlich fügen.

Jetzt kommt das sechste Baby an die Reihe, die anderen fünf sind glücklich wieder abgefahren. Auch dieses soll im Hemdchen photographirt werden. Ich denke mit Schrecken an die sechs ganz gleichen Platten, die ich heute abend mit Namen und Nummer zu beschreiben haben werde! Eine wie die andere, zum Verwechseln ähnlich diese kleinen Kahlköpfchen mit dem von einer Schulter herabgeglittenen Hemd, in demselben Sessel, mit derselben unverhältnismäßig großen Lehrlingshand, die dahinter als Stütze dient und bei allen sechsen nachher sorgfältig wegretouchirt werden muß!

Das Bild im Wartezimmer hat sich inzwischen verschoben. Drei junge Damen drängen sich vor dem Spiegel; im Ankleidezimmer, wo Fräulein Kron ihren Ballstaat längst wieder abgelegt hat, verwandeln sich zwei niedliche Backfische in Blumenmädchen oder etwas Aehnliches.

Es ist ja Karneval, die Zeit der Maskenbälle! Aus einem Abendmantel enthüllt sich eine „Undine“ mit gar nicht nixenhaftem, lachendem Gesicht. Sie erzählt jedem, der es hören will oder sich nicht dagegen wehren kann, ihr Kostüm sei gestern auf dem Maskenball prämiirt worden. Und dabei fletscht sie ihre großen, weißen Zähne vor Entzücken.

Und dann kommt wieder ein Brautpaar, das neueste aus der Gesellschaft, eigentlich das erste, das diese Saison gezeitigt hat.

Assessor von der Benken mit Fräulein Hedwig Hoff. Unten hält die Hoffsche Equipage mit den entzückenden Rappen. Der Salonlöwe und dies junge Kind, das eben aus dem Genfer Pensionat zurückgekommen! Sie scheinen ja recht glücklich zu sein, wenigstens sagen sie sehr oft „Schatz“ zu einander; er legt, sobald es angeht, seinen Arm um ihre schmale Taille, und die Mama sieht sehr befriedigt aus.

„Wie sollen wir und denn photographiren lassen?“ fragt die junge Braut.

Sie ist mit fast puritanischer Einfachheit gekleidet und frisirt; Frau Kommerzienrat Hoff liebt es, sowohl bei sich selbst als auch bei der Tochter ihren großen Reichtum nur in kostbarer Einfachheit und Schmucklosigkeit zur Schau zu tragen.

„Wir wollen mal etwas ansehen, Schatz,“ sagt der Assessor, und beide beugen sich auf ein Album herab.

Ganz ähnlich so sah ich ihn schon einmal sich eine Stellung auswählen, vor etwa einem halben Jahr, nur war's eine andere an seiner Seite, ein junges, bildschönes Geschöpf, das zu ihm aufsah wie zu einem Gott mit den furchtbar ernsten, braunen Augen.

Fatal für sie, daß das Schicksal sie, anstatt in eine hochherrschaftliche Equipage, bei A. Wortheim & Co. an die Kasse gesetzt hatte, wo sie keine Sonne und kein Stückchen Himmel sah und nur vom frühen Morgen bis zum späten Abend bei Gaslicht Geld einkassiren mußte.

Sonst hätte Herr von der Benken vielleicht nicht so energisch angeordnet, die Matte zu vernichten und unter keinen Umständen etwa ein Bild davon auszustellen.

Jetzt ist der Herr Assessor entschieden etwas unruhig. So oft seine Braut eine neue Seite im Album aufschlägt, fliegt sein Auge besorgt über das Blatt. Es könnte doch ein tückischer Zufall —

Der Chef kommt durchs Zimmer, sofort ist der junge Bräutigam an seiner Seite und flüstert ihm eine leise Frage zu.

„Seien Sie unbesorgt,“ sagt Herr Volkhardt.

Ein erleichterter Atemzug. Herr von der Benken gibt mit der Hand seinem langen, dunklen Schnurrbart eine kühne Wendung nach oben und tritt wieder zu seiner Braut.

„Komm, Schatz, wir stöbern noch ein bißchen in Bildern; wollen doch mal sehen, ob wir Bekannte darunter finden.“ —

Für halb drei ist eine Kostümquadrille angemeldet. Es ist ein Carré, also zwölf Personen, vier Herren, vier Damen und vier Mamas.

Sie sind fast alle versammelt, die Mamas haben die Töchter zurechtgezupft, gekämmt, gebraunt, Schleifen gesteckt und mit kritischem Blick das Ensemble geprüft.

Die drei Herren — der vierte fehlt noch — sind rascher mit der Toilette fertig geworden.

Lieutenant Burg sieht wirklich bildhübsch aus als Elsässer Bauer, es ist eine Maskerade, die ihn entzückend kleidet. Professor von Hachmann, den zwei Mamas eifrig unterhalten, da er für eine Partie gilt, bleibt auch in dem bunten Kostüm ganz Gelehrter mit seinem geistvollen, magereren Gesicht und der großen Habennase. Auch den sieben Centimeter hohen weißen Stehkragen hat er sich nicht entschließen können, abzulegen.

Der einzige, der ganz Bauer ist — wenn man von den aristokratisch geformten Händen absieht — das ist Graf Brehna-Rüdenhausen; alles an ihm ist blond, frisch, sonnverbrannt, plump; er hat aber Humor genug, mit dieser Echtheit vor den anderen zu renommiren.

Fräulein Fischer kritisirt mit überlegenem Lächeln die Bilder an den Wänden; sie photographirt selbst, kann nicht nur alles, sondern alles besser, ist „schrecklich gebildet“, wie Graf Brehna einmal schaudernd sagte, und behält trotz Bauernkostüm ihren Klemmer auf der Nase. Eine Zusammenstellung, die ein junger Maler später wie „Hering mit Schlagsahne“ fand.

„Sind wir denn nicht alle da?“ sagt die Baronesse Trathen, die immer noch Backfisch ist, allerdings seit langer, langer Zeit. „Ich bin hungrig und durstig, ich will bald nach Hause; wer fehlt denn eigentlich noch?“

Lieutenant Burg verbirgt mit Mühe ein kleines Lächeln. „Wenn ich nicht sehr irre, Doktor Eyl, gnädiges Fräulein.“

„Ach, richtig.“

Es ist ein offenes Geheimnis, daß die Trathen sich brennend für den jungen Assistenzarzt mit der vielversprechenden Carrière interessirt, deshalb mußte die Frage der jungen Dame allerdings etwas erheiternd wirken.

Fräulein von Müller, die Tochter des berühmten Chirurgen, die ebenso hochmütig ist, wie ihr verstorbener Papa bedeutend, findet es rücksichtslos, die Gesellschaft so lange warten zu lassen. Sie spielt mit vielem Geschick die verwöhnte Beauté, die niemals warten gelernt hat, alles à conto von Papas Ruhm.

Nur die kleine Lotte von Wegscheidt ist gar nicht ungeduldig. Sie ist ein reizendes Geschöpfchen, das erst diesen Winter tanzt und, wie es scheint, immer

den heutigen Tag noch viel schöner findet als den gestrigen. Die Situation, hier am hellichten Tage im Kostüm zu sein, zur Seite Graf Brehna, der ihren Schaukelstuhl in leise wiegender Bewegung hält und ihr die neuesten Fliegenden Blätter von A bis Z erzählt, ist ihr neu und reizvoll.

Hin und wieder tönt ihr herzliches Lachen zu den anderen herüber, wobei jedesmal Frau Professor Fischer der Frau Geheimerat von Müller einen langen Blick zuwirft.

Da, mit einemmale, erstirbt das Lachen auf ihrem kindlichen Gesicht, das jede Regung sofort widerspiegelt; der erschreckte Ausdruck in ihren Zügen veranlaßt Graf Brehna, der Richtung ihres Blickes folgend, nach der Thür zu sehen.

Dort steht ein Polizist, und an seiner Hand, mit kleiner Eisenkette festgehalten, ein Gefangener, ein bleicher Mensch mit eingesunkenen Augen und trotzig zugekniffenem Munde.

Ein dunkler Fleck in diesem bunten Karnevalsbilde. Alles ist lautlos verstummt.

Der Mann soll photographirt werden. Als der Polizist die Fessel löst und mit ihm durch das Zimmer ins Atelier geht, springt das kleine Fräulein von Wegscheidt erschreckt von ihrem Schaukelstuhl und stellt sich hinter denselben. Der Gefangene hat es bemerkt, und ich sehe, wie eine leichte Röte in sein elendes Gesicht steigt. Dann schließt sich die Atelierthür hinter ihm.

Das Gespräch will nicht recht wieder in Fluß kommen nach dem kleinen Intermezzo; ein Engel fliegt durchs Zimmer. „Was mag er gethan haben?“ sagt endlich Baroneß Traathen.

Lieutenant Burg zuckt die Achseln. Vielleicht sieht er in diesem Augenblick zwei sehr verschiedene Existenzen vor sich: die eine, ein junger, gesunder, lebenslustiger Offizier mit einem horrenden, aber nie reichenden Wechsel vom Papa; die andere, ein verhungert aussehender, blasser Mensch mit einem Trauring am Finger, in Untersuchungshaft —

„Ich glaube, er hat gesehen, daß ich Angst vor ihm hatte,“ sagt die kleine Lotte von Wegscheidt zu ihrem Nachbar, „ob er mir das wohl sehr übel genommen hat, der arme Mensch? Das wäre mir wirklich schrecklich!“

Graf Brehna sieht sie fast zärtlich an. „Er würde es verzeihen, wenn er Sie so hören und sehen könnte, gnädiges Fräulein!“

„Ach, Sie,“ sagt die Kleine verweisend und errötet doch vor Freude bis an die hellen Schläfenhaare.

Fräulein von Müller marschirt ungeduldig im Zimmer auf und ab, dann sieht sie nach der Uhr. „Fast halb vier, wahrhaftig; das Licht wird schon ganz gelb, und Doktor Eyl noch nicht da. Es ist mehr als rücksichtslos.“

Wenn sie ahnte, wie unausstehlich sie dieser bissige Zug um den Mund macht, sie würde vor sich selbst erschrecken. Nebenbei hat sie nicht so unrecht. Die Beleuchtung wird von Minute zu Minute schlechter, und wenn er nicht bald kommt —

Da, eine Droschke fährt vor, und jemand kommt die Treppe herauf.

„Endlich, endlich.“

„Bummelfritze!“

„Und kommt noch so langsam heraufmarschirt, als wenn noch Gott weiß wie viel Zeit zu verlieren wäre!“

„Und warum in Zivil? Wo ist das Kostüm?“

Doktor Eyl kommt gar nicht zu Worte. Kaum daß man ihm Zeit läßt, den älteren Damen die Hand zu küssen.

„Nun aber die Erklärung, bitte; wenn man eine geschlagene Stunde gewartet hat, will man wenigstens wissen, warum, Doktor.“

„Ja wohl, sehen Sie zu, wie Sie die Damen versöhnen,“ sagt Graf Brehna.

Der junge Arzt nickt mit dem Kopf. „Ich bitte tausendmal um Entschuldigung, meine Damen, ich hatte die Verabredung — vergessen.“

„Vergessen?“ Fräulein Lotte von Wegscheidt reißt erstaunt ihre großen, blauen Augen auf. Kann man so etwas überhaupt vergessen? Ich wette, sie hat schon die Nacht vorher davon geträumt.

Auch Fräulein von Müller wiederholt das Wort, nur einige Grade härter. „Vergessen? Kann man eine Verabredung mit Damen überhaupt vergessen?“

„Für gewöhnlich allerdings nicht; aber man kann es, gnädiges Fräulein, wenn es sich um eine Operation auf Leben oder Tod handelt. Das war mein Fall. Ich mußte an Stelle unseres erkrankten Geheimerats plötzlich einspringen.“

Professor von Hachmann ist zu ihm getreten und hat ihm die Hand gedrückt: „Gut gegangen, Kollege?“

Ein glückliches Lächeln fliegt über die etwas abgespannten Züge des jungen Chirurgen: „Brillant.“ Und dann zu den anderen: „Aber zum Umkleiden blieb mir keine Zeit mehr.“

Und so kam's, daß Doktor Eyl das hübsche bunte Bild mit seinem Zivilanzug „verschändete“.

Die Enthüllung des Kaiser Wilhelm-Denkmals in Breslau.

(Zu dem Bilde Seite 832 und 833.)

Wohl nie hat das altehrwürdige Breslau, die Hauptstadt Schlesiens und Residenzstadt der preußischen Könige, glänzendere Tage gesehen als diejenigen, deren es sich im Beginn des Monats September erfreute. Es waren doppelte Festtage, denn einmal galt es, die Enthüllung des Denkmals für Kaiser Wilhelm I. würdig zu begehen und dem erlauchten Enkel des Heldenkaisers und seiner Gemahlin einen herzlichen Empfang zu bereiten, sodann aber war das junge russische Herrscherpaar festlich zu begrüßen, das, auf seiner „Krönungsreise“ begriffen, die Stadt Breslau zur Begegnung mit dem deutschen Kaiserpaare ausersehen hatte. In wundervollem Schmucke prangten die Hauptstraßen und großen Plätze, und besonders zeichnete sich natürlich die am oberschlesischen Bahnhofe beginnende Via triumphalis aus, auf der am 4. September das deutsche Kaiserpaar, am folgenden Tage seine erlauchten Gäste ihren Einzug hielten. Desgleichen strahlte der bisher unbenannte Platz vor dem Schweidnitzer Thore, auf dem das neu errichtete Denkmal aufragt, in herrlichem Schmucke, und einen besonderen Glanzpunkt der Feststraße bildete der Schnittpunkt der Schweidnitzer- und Junkernstraße, wo sich eine prächtige Triumphpforte erhob. Dem Ring, dem Hauptplatze der Stadt, gaben mächtige Baldachine, Obelisken und reich geschmückte Tribünen ein imposantes Aussehen. Die Säulenhalle des alten Rathauses bildete mit den edlen Formen ihres gotischen Renaissancestiles einen frappanten und doch entzückenden Gegensatz zu dem Meer von Blumen, das in Beeten und Töpfen vom Aufgange bis zu den Fürstenzimmern sich ausbreitete.

Unmittelbar nach dem Eintreffen des deutschen Kaiserpaares auf dem Bahnhofe sind unter dem brausenden Jubel der Bevölkerung und feierlichem Glockengeläute der Einzug hielt. Die Kaiserin und die Erbprinzessin von Meiningen fuhren in einer sechsspännigen offenen Galaequipage voraus, dann folgte der Kaiser zu Pferde, gekleidet in die Uniform der schlesischen Leibkürassiere, mit dem Band und Stern des Schwarzen Adlerordens. An offenen Equipagen schlossen sich die Prinzen des Kaiserhauses an. Inzwischen herrschte auf dem Festplatze spannungsvolle Erwartung. Welch buntes Gedränge! Vertreter aller Stände, blitzende Uniformen und Galatrachten aller Arten, dazu die Studenten in vollem Wichs, mit den wallenden Federn auf den Baretts, die blanken Schläger in der Faust, und auf den mächtigen Tribünen dieser reiche Flor von Damen in lichten Festkleidern! So weit das Auge schweift, bis zum Dachfirst hinauf, dichtgedrängte Gruppen von Menschen, selbst in schwindelnder Höhe zeichnen sich, so wie unsere Abbildung es zeigt, die Umrisse dieser unabsehbaren Scharen von dem klaren Herbsthimmel ab. In das dumpfe Getöse der harrenden Menge mischt sich plötzlich von ferner ein anderer Laut, näher und näher klingend, der Präsentiermarsch ertönt, und brausendes Hurra pflanzt sich von Straße zu Straße fort — ein Tücherschwenken und Jubelrufen ohne Ende. Während die Kaiserin und die Erbprinzessin von Meiningen ihrem Wagen entsteigen und freundlich für die dargebrachten Huldigungen danken, reitet der Kaiser die Front der vor dem Denkmal aufgestellten Ehrencompagnie ab und hält alsdann vor dem verhüllten Monument. Eine kurze Handbewegung des Monarchen, die Musik schweigt, lautlose Stille. Da ertönt von der Plattform hinter dem Denkmal her, vom Männerchor gesungen, die tief ergreifende altniederländische Weise: „Wir treten mit Beten vor Gott den Gerechten.“ Nachdem die letzten Töne verhallt waren, trat der ehemalige Oberpräsident von Schlesien und Vorsitzende des Denkmalkomitées, der greise Herr von Seydewitz, vor, um mit feuriger Begeisterung die von echt vaterländischer Empfindung erfüllte Ansprache an den Kaiser und seine hohe Gemahlin zu richten. Der Befehl zur Enthüllung erfolgte, ein Kanonenschlag erdröhnte, und unter weiteren Salven sank die Hülle von dem Monumente Kaiser Wilhelms des Siegreichen. Alle Häupter hatten sich entblößt, indem der junge Herrscher, salutirend die Hand an den Helm legend, den Blick auf dem Standbilde seines großen Vorfahren weilen ließ.

Nach Beendigung der Feier begaben sich das Kaiserpaar und die übrigen hohen Herrschaften nach dem Rathause, wo ihnen der Ehrentrunk kredenzt wurde. Die Ansprache des Oberbürgermeisters Bender beantwortete Kaiser Wilhelm mit dem Ausdruck herzlichen Dankes für den herrlichen Empfang.

Das Reiterstandbild Kaiser Wilhelms, in der von Millerschen Erzgießerei zu München gegossen, ist ein Werk des Bildhauers Christian Behrens in Breslau, während der architektonische Aufbau von dem Baudirektor Professor Licht in Leipzig herrührt. Mögen nicht alle Einzelheiten des monumentalen Werkes einwandsfrei sein, der Gesamteindruck ist bezwingend. Auf einem Plateau aus grauem Granit, zu welchem vierzehn Stufen hinaufführen, erhebt sich das Erzstandbild, flankirt von zwei aus Sandstein gemeißelten Frauengestalten, welche den Frieden und den Krieg versinnbildlichen. Den Hintergrund des Plateaus schließt eine Säulenhalle in Form eines Halbkreises ab, in Obelisken auslaufend, die von Adlern gekrönt sind.

H. E.

Etwas von der Nase.

Eine Plauderei

von

Ernst Schulz.*)

Kräftsprüche.

Jahrelang schon bedient ich mich meiner Nase zum Niesen.
Hab' ich denn wirklich an ihr auch ein ernstliches Nasen!
Defendant.
Ein bedenklicher Fall! Doch die rechte Tolerieren schwer!
Wie dich zu sprechen, und so brauche Ihr immerhin Fort!
Schiller.

Was man nur eigentlich gegen die Nase hat? Wenn man die anderen Gesichtsteile in den Himmel erhebt, wenn man die Augen mit Sternen und selbst mit Sonnen vergleicht, wenn man von Rosenlippen spricht und sogar die Zähne und die Haare poetischer Beachtung würdigt — niemals noch hat man der Nase einen wirklichen Hymnus gewidmet. Mir ist wenigstens nicht bekannt, daß jemals ein Dichter die Nase in ernsthafter Weise besungen hätte; denn wenn wir genau zusehen, sind auch die obigen, als Motto vorwandten Verslein unseres großen Schiller nicht frei von einer gewissen Ironie. Wir könnten höchstens nur den poetischen Anfall des Königs Salomo, der in seinem Hohen Liede (Kap. 7, Vers 4) die Nase seines Liebesideals mit dem „Turm auf Libanon, der gen Damaskus siehet“, vergleicht, ernsthaft nehmen.

Dagegen fehlt es nicht an schmähenden Pasquillen und Spottgedichten, die man von jeher auf die Nase gemacht hat. Ja, der Dichter Johann Christoph Friedrich Haug hat sogar 1804 ein ganzes Buch von tückischen Epigrammen auf eine einzige Nase verfaßt. Sie muß allerdings ein Monstrum gewesen sein, die Nase des biederen Stadtsubstituten Polycarpus Wahl, die der „Magister der sieben freien Kunst Friedrich Hopfthalmos“, recte Haug, unter anderem in folgender Weise besingt:

„Damit beim Gassenmarsch der Franzosen
Vor Neugierigkeit und Mattigkeit
Sein Portrait von Glas, Standuhren, Tassen,
Porzellan, Schmuck und Gelde sicher sei,
Schob er's heraus in zwei verborgne Fächer —
In seine Nasenlöcher.“

Und zum Schluß sagt der beißende Dichter:

„Vergib mir! — Du bist von gerechtem Schmerz
Ob meinen Nasenexzessen durchdrungen:
Denn was ich Hyperbeln nennt' im Scherz,
Das sind in Wahrheit — Verkleinerungen.“

Die allgemeine Geringschätzung der Nase geht auch schon aus den mannigfachen Spottnamen und zweifelhaften Ehrentiteln hervor, die man ihr beigelegt hat. Da sind zunächst die Namen, die in wenig schmeichelhafter Weise auf eine Tierverwandtschaft hinzielen, wie Habichtsnase, Widder- oder Rammsnase, Pferdenase, Affel, Mopsnase und so weiter. Dann die dem Pflanzenreiche entnommenen kurlichen Bezeichnungen, wie Gurke, Pomeranze, Zwiebel und Kartoffelnase; und schließlich die allgemein gehaltenen, aber eben auch nichts weniger als schönen Epitheta, wie Nachtorn, Finken, Zacken, Haken, Gesichtsverkürzer, Lungenschornstein, Vorgebirge und dergleichen mehr — alles Namen und Bezeichnungen, die durchaus nicht geeignet sind, unsern Respekt vor der Nase zu erhöhen. Man hat auch mit der Nase kein eigentliches Mitleid: wenn jemand geschwollene Füße hat, so bedauert man ihn, kommt er aber mit einer geschwollenen Nase an, lacht man ihn aus.

Was thut man nicht alles dem Munde zu liebe! Große Gastereien werden ihm gegeben. Wie oft wird selbst vor einem „Ehrenschmaus“ gesprochen; hat man wohl je auch einmal von einem „Nasenschmaus“ reden hören? Der einzige

*) Aus dem Nachlaß des belauten Mimikers.

fühlsamen Genuß, den man der Nase bisher noch gewährte, war eine Prise Tabak, und die Geschichte berichtet, daß namentlich große Männer, wie Friedrich II., Napoleon I., Schiller, Goethe, Wieland, Herder, Klopstock und Moltke*) große Schnupfer gewesen sind. In der Neuzeit will man der Nase aber auch dieses mehr als bescheidenen Genuß nicht mehr gönnen, weil es „unschicklich" ist, eine Prise zu nehmen.

Die Nase ist gewissermaßen eine „komische Figur" geworden, über die man sich lustig macht, und von der man drollige Geschichten erzählt wie von Till Eulenspiegel, Helmerding und anderen kuriosen Personen. Eine davon: Ein Londoner Fabrikant von Regenschirmen hatte einen neuen Artikel in seinem Fache hergestellt, und um ihn dem Publikum anzupreisen, bestellte er für zehn Guineen eine Zeichnung, welche den Prinzen von Wales und seine Gemahlin unter einem dieser neu patentirten Regenschirme darstellte. Der Fabrikant weigerte sich aber, die Rechnung für das Kunstwerk zu begleichen, weil die prinzliche Nase zu groß und zu tölpisch angelaufen sei. Es kam zum Prozeß; der Fabrikant ließ durch Zeugen beschwören, daß der Erbe des englischen Thrones keine große, roh angelaufene Nase habe. Die Geschworenen aber sprachen dem Künstler nicht nur seine zehn Guineen zu, sondern verurteilten den Fabrikanten auch noch zur Zahlung der Kosten.

Wir wollen nun den Versuch wagen, eine Lanze zur Verteidigung und, wenn möglich, zur Rehabilitirung dieses verkannten, verleumdeten und verachteten Organs zu brechen und unser Turnier schließen mit einer Betrachtung der — ästhetischen Eigenschaften der Nase erbitten.

Ja, lächle nur, ironischer Leser — selbst die häßlichste Nase hat ihren gewissen Schönheitswert; und wenn du das nicht glaubst, so brauchst du dir selbst das abstoßendste Nasenexemplar nur einfach aus dem Gesicht hinwegzudenken, um überzeugt zu sein.

Erst durch die Nase wird das Gesicht zur menschlichen Physiognomie. Kein Tier hat eine eigentliche Nase, sondern nur eine Art Analogon dieses Gebildes, welches flach und wenig getrennt auf der oberen Kniergegend ruht. Selbst in dem Gesicht der menschenähnlichsten Affen fehlt fast überall eine Erhebung, und nur der Kako hat eine rüsselartig weit vorstehende Nase, die aber mehr wie eine Karikatur auf die menschliche Bildung erscheint.

Die echt menschliche Nase thront dagegen gleich einer Königin mitten im Antlitz und beherrscht wie kein anderer Gesichtsteil das Reich der Physiognomie. Ja sogar die Schönheit der umliegenden Partien des Gesichts wird durch die Gestalt der Nase bedingt und regulirt, denn selbst die regelmäßigsten Züge gelangen nicht zur Geltung, wenn eine unschöne oder mißgestaltete Nase in ihrer Mitte prangt.

Seit langer Zeit hat man die klassisch-griechische Nasenform als das Ideal hingestellt, und mit Recht kann man diese Form wohl zugleich als das Modell vollendeter Schönheit ansehen, nur muß man dabei nicht vergessen, daß zu einer griechischen Nase auch ein griechischer Kopf gehört; eine derartige Uebereinstimmung dürfte aber gerade in unserer Zeit, wo sich die Kopftypen fast aller Nationen gekreuzt haben, selten gefunden werden. Ein bekannter Aesthetiker hat daher in Bezug auf die verschiedenen Nasenformen folgende trostlichen Sätze aufgestellt:

„So lange eine Nase innerhalb der Formenschranken unserer kaukasischen Rasse sich gestaltet, müssen wir sie als zugehörig mit günstigen Augen beurteilen, und im allgemeinen finden wir auch, daß sie ihrem Gesichte angemessen ist. Unschön und störend sind nur die zu langen, zu weit vorstehenden, verhältnismäßig zu großen, breiten, knolligen, knollig-höckerigen, die zu flach gekrümmten oder zu kreisschnittförmig ausgeschweiften, die zu kleinen, dachlosen, niedergedrückten, nur bis auf eine Fleischkugel oder in Nabelform vortretenden Nasen; ferner die mit aufgerichteten Nasenlöchern und selbstverständlich die mongolischen und äthiopischen Nasenformen. Jedes Gesicht, in dessen weite, aufwärts stehende Nasenlöcher das Auge bläst und hinzusagen die Stirne hineinscheint, ist unschön und wird leicht zum Caput mortuum. Das Entsetzliche allein ist Maßstab für die kosmetische Beurteilung der Nase; entspricht sie der Harmonie des Ganzen, des Gesichtscharakters, so mag sie Adler-, Falken-, junonische, römische, griechische, Spitz- oder Stumpfnase sein, sie ist berechtigt und deshalb relativ schön oder wenigstens gefällig."

Was der Nase aber einen besonders hohen Wert gibt, ist ihre physiognomische Bedeutung. Schon Lavater hat die Nase für einen der untrüglichsten Wegweiser zur Erkenntnis des Menschen gehalten; er nennt sie „das Ehrenzeichen des menschlichen Angesichts, das Symbol des Geschmackes und des Gefühls", und ruft in seinen „Physiognomischen Fragmenten" pathetisch aus: „O, ihr Fürsten! Wenn ihr eure Minister wählt, so seht euch vorher ihre Nasen an! Starke Nasenwurzeln wählt und stellt um euren Thron!" So soll Napoleon I. auch in der That zu seinen Generalen gern solche Offiziere ausgewählt haben, welche Adlernasen hatten, weil er ihnen mehr Mut und Entschlossenheit zutraute.

In Wahrheit ist die Nase ein wichtiges Charaktermerkmal; schon die Redensart „Einem etwas an der Nase ansehen" spricht für die physiognomische Bedeutung derselben. Irrtümer sind allerdings nicht ausgeschlossen. So wurde der berühmte Charles Darwin beinahe von der Weltreise des „Beagle" zurückgewiesen, weil dem Kapitän Fitzroy die Nase des jungen Naturforschers nicht Energie genug zu verraten schien. Darwin hat später das Gegenteil bewiesen und in seinen Werken über die Abstammung wiederholt der Nase des Menschen als eines der wesentlichsten Unterscheidungszeichen zwischen diesem und seinem vermeintlichen vierhändigen Vorfahr gedacht.

Was nun die physiognomische Bedeutung der Nasenbildung speziell betrifft, so dürfte ungefähr folgendes zu vermerken sein: Die kleine, meist bei Frauen vorkommende Stumpfnase, die man auch die Soubretten-Nase nennt, ist bei Kind angenehmen und glücklichem Kopfbau das Zeichen einer gewissen anmutigen und heiteren Naivität, die jedoch auch des Vorwitzes nicht entbehrt. Bei Männern kommt, wenigstens in Europa, diese Nasenform seltener vor, und sie ist dann auch kein günstiges Charakterzeichen, da sie auf Schwäche und geringere geistige Individualität schließen läßt. Dicke und stumpfe Nasen sind sowohl bei Männern als Frauen ein ungünstiges Zeichen und deuten gewöhnlich einen vorwaltend materiellen und sinnlichen Charakter an, während aufgestülpte, mit weiten Nasenlöchern versehene Nasen als Merkmal einer edlen, „aufgeblasenen" Gesinnung gelten. Besonders große Nasenlöcher sollen ein Zeichen von Kraft, Mut und Stolz, kleine dagegen von Schwäche und Furchtsamkeit sein. Große durchgebildete Nasen kommen meist nur bei Männern vor und bekunden alsdann männliche, dem energischeren Charakter des stärkeren Geschlechts entsprechende Eigenschaften. Bei Frauen sind große, stark modellirte Nasen selten, und wo sie vorkommen, werden sie zum Zeichen einer mannmenschlichen, harten und unschönen Gemütsart.

Zu den Hauptypen der größeren durchgebildeten Nasen zählt Carus unter anderen die Nasen von langgestreckter Form, die insgemein mit einer intelligenten, forschenden und produktiven Natur eines feinen Geistes symbolisch verbunden sein soll. Was dagegen die stark gebogene sogenannte Adlernase oder Habichtsnase betrifft, die in der Regel mit minderer Entwicklung des Vorderhauptes, aber um so stärkerer Ausbildung des Hinterkopfes verbunden ist, so soll sie mehr mit willenskräftiger Energie als mit starkem Vorwiegen erkennenden Geistesvermögens zusammengehen. Die Spitznase mit mehr hinaufgezogenen Nasenflügeln und möglichst zusammenstehenden Augen gehört in diese Natur. Wohin ferner die dicke, fleischige, rot angelaufene Alkoholnase gehört, spricht sich dem natürlichen Gefühl schon von selbst aus; eines aber muß man dieser Nase lassen: sie verbreitet meist einen Schimmer bequemer Sinnlichkeit und lebenskrohen Humors über das ganze Gesicht, Eigenschaften, welche einen Falstaff trotz seines argen Materialismus zu einer der liebenswürdigsten Schöpfungen des unsterblichen Dichters stempeln konnten. Den gerade entgegengesetzten Eindruck gewährt schließlich die magere, zugespitzte Nase. Eine gewisse Verkümmerung und Vernöcherung alles frischen Lebens, eine trockene Spürkraft und ein Verneinen jeder wärmeren Gemütsrichtung charakterisiren diese Nasenform. Sehr oft findet man dieselbe noch mit spitzem Kinn verbunden, und dann paßt die Devise:

„Spitze Nase un spitzes Kinn,
Daar sitt der leevedige Düvel in."

Ein fast untrügliches Erkennungszeichen aber ist die Nase für Rasse und Nationalität. Allgemein bekannt durch ihre nationale Form sind die griechische, die römische und die semitische Nase, dann die stämmige deutsche, die geschwippte böhmische und die russische Kartoffelnase. Auch die chinesischen, japanischen und plattgedrückten Negernasen bedürfen nicht der eingehenden Beschreibung. Und wie es nun Nationalnasen gibt, so gibt es auch Familiennasen. Wer hätte nicht schon von einer Orleans-, einer Habsburger- oder Hohenzollernnase gehört? Und wenn wir uns die Mühe nehmen wollen, in unserer eigenen Umgebung einmal eine kleine Nasenschau zu halten, so werden wir uns von dieser Thatsache noch ausführlicher überzeugen können.

Man hört zuweilen die Aeußerung, „daß niemand für seine Nase kann". Diese Ansicht entbehrt der Begründung, denn die Nase ist ein sehr bildungsfähiges Glied. Dies ist bereits längst den Hottentottenfrauen bekannt, die den Nasen ihrer Kinder schon in früher Jugend durch Drücken eine platte Form geben, weil sie diese für schön halten. Auch bei uns basteln die Hebammen heimlich an der Nase der Neugeborenen herum, namentlich wenn ihnen dieselbe zu kurz erscheint, und ziehen und richten sie nach ihrer kosmetischen Anschauung. Bekannt ist ja auch, daß die meisten Nasen eine kleine Richtung nach der rechten Seite zeigen, was entschieden nur die Folge von Schnäuzen der Nase nach rechts sein kann.*)

Aber selbst für eine „höhere Bildung" ist die Nase nicht unzugänglich. Der bekannte Nasenarzt Dr. Maximilian Bresgen in Frankfurt a. M. sagt darüber folgendes: „Es muß wohl als zweifellos angesehen werden, daß schon innerhalb eines einzigen Menschenlebens die Nase edlere Formen annehmen kann. Die Erziehung des Einzelmenschen, die Bildung seines Geistes und Charakters hat ganz erheblichen Einfluß nicht nur auf den Gesichtsausdruck im allgemeinen, sondern damit auch ganz besonders auf die körperliche Beschaffenheit der Nase." Ausführlicher noch spricht sich über diesen Punkt Professor Dr. Roßbach in seinen Vorlesungen über Nasenkrankheiten aus und sagt, nachdem er die anatomische Entwicklung der verschiedenen Formen der Nase nachgewiesen hat, unter anderem:

„So geben seelische Vorgänge im Menschen, wie das Erwachen schlummernder Leidenschaften, der Nase allmälich eine edlere Modellirung. Stumpfe und in die Höhe gerichtete Nasen werden umgekehrt eine immer ausdrucksfolgere Form annehmen, wenn ihre Inhaber nicht oft von Gedanken gequält, von Leidenschaften heimgesucht werden. Insofern ist in der That aus dem Aeußeren des Menschen ein Schluß auf seine innere seelische Beschaffenheit zu ziehen. Eine fein gezeichnete edle Nase kann dem Menschen angeboren sein, seine Vorfahren können sie auf ihn vererbt haben, indem sie selbst durch ihre Geisteskraft, sowie durch ihre Leidenschaften eine immer bessere Modellirung fertig brachten. Aber es kann auch eine von Geburt plumpere Nase durch die geistige Zucht schon in einem Menschenalter veredelt werden. Daher unterscheiden sich auch stets die geistig regsameren Städter durch ihre feineren Züge und namentlich ihre edleren Nasen von den gröberen der Bauern. Dabei wird natürlich die durch energische Muskelbethätigung als Ausdruck geistiger Zustände besser modellirte Nase sich anders gestalten, je nach dem angeborenen Bau derselben."

Was könnten wir nun auch noch alles von dem wirklichen Nutzen der Nase berichten, von ihrer eigentlichen Hauptaufgabe, uns das Leben zu erhalten?! Wenn der Mensch sich sorglos in Morpheus' Arme begeben hat, wenn alle äußeren Organe ruhen und selbst das Ohr seinen Dienst eingestellt hat — die Nase ist immer auf dem Posten und sorgt durch langsame, aber sichere Zufuhr gesunder und Abfuhr verdorbener Lebensluft für den Fortbestand unserer Existenz. Auch für den Wohllaut unserer Stimme ist die Nase ein unentbehrlicher Faktor, und wenn ein bewährter Gesangslehrer einen neuen Schüler annimmt, dann prüft er vorher ganz gewiß auch die Nase desselben, da er sehr wohl weiß, daß er nur Erfolge mit ihm erzielen kann, wenn dieser natürliche Resonanzbehälter gesund und von genügenden Dimensionen ist. Man will daher auch gefunden haben, daß fast alle bedeutenden Sänger und Sängerinnen wohl entwickelte Nasen haben. Schon beim gewöhnlichen Sprechen können wir wahrnehmen, welche wichtige Rolle die Nase spielt; ich will da nur an den Ton der Stimme bei einem vorübergehenden Stockschnupfen erinnern, wenn man sozusagen „durch die Nase spricht", was freilich nicht ganz korrekt ausgedrückt ist, denn man spricht eben nicht durch die Nase, weil sie verstopft ist.

So ließe sich gewiß noch hundertertei zu Lob und Preis der Nase anführen. Es geht aber der Nase wie manchem nützlichen Manne in der Welt; erst wenn er einmal nicht mehr auf dem Posten ist, weiß man, was man an ihm verloren hat. Man denke sich aber aus dem ehrbarsten, weisheitsvollsten oder schönsten Angesicht die Nase weg — was bleibt? Ein häßlicher Totenkopf, der um so häßlicher ist, weil er lebt.

Es ist daher auch schon frühzeitig das Bestreben der Menschen gewesen, im notwendigen Falle künstlichen Ersatz für dieses unentbehrliche Organ zu schaffen. Bereits in alter Vorzeit kannte man in Ostindien die Rhinoplastik, das ist die Kunst, aus der eigenen lebenden Haut ein der Nase ähnliches Gebilde herzustellen. Unter den Maratten verhalfen chirurgisch geschickte Brahminen den unglücklichen Kriegsgefangenen, die ein raffinirter Kriegsgebrauch ihrer Nase beraubt hatte, zum Besitz einer Kunstnase, indem sie durch einen dreieckigen Einschnitt in die Stirnhaut eine äußere Bekleidung der künstlichen Nasen zu erhalten wußten. Im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert waren es namentlich italienische Aerzte, welche die Kunst der Rhinoplastik betrieben, aber nicht nach der indischen Methode, sondern so, daß sie Fleisch aus einem Arme oder Beine des Patienten dazu verwendeten. In der neueren Zeit ist es hauptsächlich der berühmte

*) Moltke war ein sehr „starker Schnupfer". In Bezug darauf erzählt man aus der Schlacht bei Gravelotte folgende charakteristische Anekdote. Es war in dem kritischen Augenblick, als am Nachmittag des 18. August das 7. und 8. Armeekorps in der höchsten Bedrängnis waren und der König dem General Steinmetz das 2. Armeekorps (die Pommern) noch zur Verfügung gestellt hatte. Es konnte jedoch geraume Zeit, ehe es herankommen konnte. Moltke war in der höchsten Aufregung; mit fieberischer Ungeduld griff er alle Augenblicke nach seiner Dose, um eine Prise zu nehmen — er fand aber nichts darin, der Vorrat war längst zu Ende gegangen. Dies bemerkte einer der Offiziere, und man kam überein, daß der große Strategie, um in seiner Thätigkeit nicht zu erlahmen, Schnupftabak haben müsse. Es gelang zum Glück, eine noch gefüllte Dose aufzufinden und sie Moltke zu präsentiren. Die Wirkung war wunderbar. Der alte Herr war noch ein paar kräftige Prisen wie berauscht; seine Augen leuchteten von neuem auf, und als mittlerweile die ersehnten Pommern heranzukommen waren, sprengte er ihnen, sie durch ermunternde Worte anfeuernd, mit gezogenem Degen voraus. Der denkwürdige Tag endete bekanntlich damit, daß Moltke um halb neun Uhr mit erhitztem Gesicht vor den König trat und die Worte sprach: „Majestät, wir haben gesiegt!"

*) Der antiseptischen Behandlung der Nase bei der Verfasser in seinem Buche „Ueber verschönernde Gesichtsoperationen" (Berlin, Freund & Jeckel) einen besonderen Abschnitt gewidmet.

Dieffenbach gewesen, der durch seine „plastischen Operationen" das größte Aufsehen erregte. Dieffenbach besaß als „Nasenrestaurateur" eine solche Geschicklichkeit, daß er oftmals im Scherze seinen Patienten die Wahl stellte, ob sie eine römische oder griechische Nase haben wollten. Meist aber wurden in späteren Jahren — slavische oder gar Kartoffelnasen daraus, weil im Laufe der Zeit diese Kunstnasen zu schrumpfen und einzusinken begannen.

In Bezug auf diesen letzteren Uebelstand existirt noch heute manche scherzhafte Anekdote von Dieffenbach. So wünschte ein Patient von Dieffenbach operirt zu werden, weil ihn die Straßenjungen stets mit dem Rufe verfolgten: „Seht, da geht der Mann ohne Nase!" Diesem Wunsche hatte Dieffenbach entsprochen, dem Manne eine neue Nase angesetzt und nach seiner Genesung lange nichts mehr von ihm gehört. Nach mehreren Jahren suchte er abermals bei Dieffenbach Hilfe, weil seine Nase wieder eingesunken war und bei scharfem Winde hin- und herflatterte, weshalb die Straßenjungen ihm jetzt nachriefen: „Seht, da geht der Mann mit der Nase!"

Dem Mangel an Konsistenz und Dauerhaftigkeit dieser Kunstnasen hat man in neuester Zeit dadurch abzuhelfen gesucht, daß man mit der der Stirn entnommenen Haut zugleich ein Stückchen Stirnbein als Stützpunkt mit verpflanzte und dadurch auch wirkliche Erfolge erzielte. Beständiger und den autoplastischen Gebilden vorzuziehen dürften aber die jetzt auch viel „gebräuchlicheren" Kautschuknasen sein, obgleich auch sie — wie alles Künstliche in der Welt — nicht allen Anforderungen unbedingt entsprechen. So teilte mir einst der Träger einer solchen Kunstnase, der zugleich ein jovialer Herr ist und aus seinem Nasenunfall kein Geheimnis macht, mit, daß er ab und zu gern ein Glas Wein trinke, eine solche Nascherei aber jedesmal seiner Frau durch die Nase verraten würde, nämlich dadurch, daß seine Kunstnase im Gegensatz zu ihren in solchen Fällen schüchtern errötenden natürlichen Mitschwestern im Vergleich zu den übrigen echauffirten Gesichtsteilen in lieblicher Weisheit erstrahle. Ich gab als praktischer Physiognomiker dem Hilfsbedürftigen den Rat, sich entweder ein zweites Nasenexemplar von etwas erhöhterer Färbung zu halten oder in derartigen kritischen Fällen ein wenig rote Fettschminke anzuwenden.

Das beste aber ist es immerhin, die eigene, angeborene Nase wieder mit aus der Welt zu nehmen. Und so stimmen wir denn mit ein in den wohlgemeinten Zuruf des braven Onkel Bräsig: „Dun du die Nase ins Gesicht behältst!"

Sultan Hamed bin Thwain von Zanzibar.

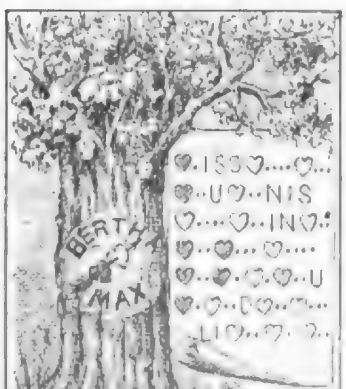
Nach einer Photographie von C. E. Diat in Zanzibar.

Sultan Hamed bin Thwain von Zanzibar.

Das Sultanat Zanzibar, das noch vor zehn Jahren für die deutsche Kolonisation in Ostafrika insofern eine Gefahr bedeutete, als es die Begründung eines festländischen afrikanischen Reiches verfolgte, hatte schon zu Lebzeiten von Said Bargasch, dem letzten thatkräftigen Herrscher, viel von seiner Selbständigkeit eingebüßt. Said Bargasch, ein Sohn von Said Said, der von 1806 bis 1856 zugleich über Muskat und Zanzibar geherrscht und einen prunkvollen Hofhalt altorientalischen Stiles geführt hatte, suchte sich dem Vordringen der Deutschen in Ostafrika zu widersetzen, aber das Geschwader, das im Sommer 1885 vor Zanzibar erschien, zwang ihn zur Nachgiebigkeit, und so fügte er sich notgedrungen in das Unabänderliche. Nun ging es mit der Herrlichkeit des Sultanats jäh abwärts. Auf Said Bargasch, der 1888 starb, folgte sein Bruder Said Chalifa und diesem im Februar 1890 der jüngere Bruder Said Ali, unter dem noch in demselben Jahre zwischen Deutschland und England jener Vertrag zu stande kam, welcher Zanzibar unter die Schutzherrschaft des letzteren Staates stellte; die large Gegengabe Großbritanniens war die Abtretung von Helgoland. Nach nur dreijähriger Regierung starb am 5. März 1893 auch Said Ali, und nach mohammedanischem Staatsrechte hätte jetzt sein Neffe Chalid Bargasch, ein Sohn des eben erwähnten Said Bargasch, im Sultanat folgen müssen. Chalid suchte sich auch in den Besitz der Herrschaft zu setzen, indem er in den Palast seines eben verblichenen Oheims eindrang und sich zum Sultan ausrufen ließ, aber die Engländer, welche schnell Truppen landeten, nahmen ihn gefangen und erhoben Said Hamed bin Thwain auf den Thron, einen Neffen Chalids. Letzterer wurde später wieder freigelassen, galt aber seitdem als das heimliche Haupt der arabischen Nationalpartei, die gegen die Fremdherrschaft intriguirte und auch den jüngsten Aufstand in Britisch-Ostafrika angestiftet. Sultan Hamed war eine vollständige Puppe in den Händen der Engländer, bei seinen Landsleuten nichts weniger als beliebt, und so ist die Annahme nicht unwahrscheinlich, daß er gewaltsam beiseite geräumt worden ist, freilich eine Vermutung, die auch gegenüber seinen letzten Vorgängern, die ebenfalls nur wenige Jahre regierten, bestand. Jedenfalls war der Prätendent Chalid von dem Tode Hameds eher unterrichtet als die Engländer. In ähnlicher Art wie drei Jahre zuvor bemächtigte er sich des Palastes und ließ sich zum Sultan ausrufen. Allerdings hatte seine Herrlichkeit nicht viel längeren Bestand als damals. Unter dem Bombardement seitens der britischen Kriegsschiffe sank der Palast in Trümmer, und Chalid, dessen unüberlegter Streich zweitausend Menschenleben gekostet haben soll, suchte Zuflucht im deutschen Konsulatsgebäude. Die Engländer hatten als neuen Sultan Said bin Hamud eingesetzt, einen nahen Verwandten des verblichenen Hamed bin Thwain.

Für müßige Stunden.

Bilderrätsel.



Worträtsel.

Dem Ersten wird im Wald und auf dem Feld
Von seinem Feinde tückisch nachgestellt.
Das Zweite kann bald Mann, bald Weib auch sein,
Es winkt und lockt mit wundersamem Schein.
Doch trau ihm nicht! Es scheint nur still und mild.
Leicht wird's erregt, und es verschlingt dich wild.
Und wer allein am Ganzen schaudernd steht,
Fühlt von des Schöpfers Odem sich umweht.

Buchstabenrätsel.

Munter und flehen in der Schweiz es liegt:
Setzt vor ein H, im Wind es sich wiegt;
Hängt an ein a, dann spielen's gern Damen,
Streicht wieder das H, ein Mädchennamen. J. M.-S.

Rätseldistichon.

Blos mit H du erblickst in des Handwerkers fleißigen Händen,
Das unsühnet mit Z prächtig der Fürstin Gestalt. J. M.-S.

Auflösungen der Rätselaufgaben Seite 808:

Des Königsmorschs:

Zu später Stunde leidet dunster
Im dürren Kahn ein Durstig, und munter
Besinnt er, weil das Steuer regend,
Ringsum sich Fluß und Berg und Gegend.
Wo eben ein Turm vom Ufer winkt,
Anhängig auf die Knie er sinkt
Und spricht ein flehendes Gebet;
Doch wo ein hübsches Mädchen geht,
Der wirft er einen raschen Kuß
Vom Strand hinüber vom dem Fluß
Und ob sie mit verschämtem Schrecken
Ihr Auge wenden von dem Recken —
Er ist zu höflich, sie muß sich wenden
Und einen Gegengruß ihm senden.
(Aus „Otto der Schütz" von Gottfr. Kinkel.)

Des Silbenrätsels: Galaten — Gala, Agate, Aga, Ate.

Des Verwandlungsrätsels:

Trauermantel
Heidelberg
Gratulationen
Melbourne
Alkoholes
Sebastian
Thessalien
Ostindien
Klagenfurt
Leopoldine
Eisenwurzel
Siebenbürgen
„Themistokles".

Des Vorkätsels: Lunge, Lagune.

Silbenrätsel.

Wenn du die erste einst bist, so bist du oft auch die zweite,
Oben in oft aber bis noch nicht die zweite, o Freund;
Bist du die erste und zweite, so wird man immer dir sagen,
Daß du die erste nicht bist, die zweite noch weniger, Kind!

Schach.

(Bearbeitet von C. Schallopp.)

Aufgabe 38.

Von J. Dufek in Homberg.
(II. Problemturnier des Schachvereins Würzburg.)

Weiß.

Weiß zieht an und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe 35 S. 776.

W. 1. Kg7—f7
S. 1. Lg5—h4
W. 2. Kf7—e7 usw.
W. 1. Lf4—d6 beliebig
A
S. 1. Ld5—e4 (f3)
W. 2. Dh2(h7)—e5+
W. 3. Le6—g8 matt
B
S. 1. beliebig
W. 2. Dh2—e5 und
W. 3. De5—f5, g5 matt.
C
S. 1. a3—a2
W. 2. Dh2—b8 matt
D
S. 1. e6—e5
W. 2. Dh2—c7 usw.
W. 3. De5—d6 matt.
E.
S. 1. Ld5(h1)
W. 2. Dh2(h1) und
W. 3. Dh1—f6 matt

Schachbriefwechsel.

J. P. St. in Hamburg. 1. Ld5(h1) löst die Aufgabe in acht Spielarten erschöpfend a2—a1(D)!; und verdunkelt durch das Schachgebot d. folgende Abweichung.

I. 56. Potsdam. Die Partie Pillsbury-Tinsley, deren Mitteilung Sie wünschen, wird in einer der nächsten Nummern erscheinen.

Richtige Lösungen sandten ferner ein: Dr. J. v. B. in Ofterwieck; J. C. in Nürnberg; I. Jo in Potsdam und J. G. in Eupen zu 35, 34, 33; Professor Karl Wagner in Wien zu 33 und 34.

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt. Verantwortlicher Redakteur: Ernst Schubert in Stuttgart. — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Briefe und Sendungen nur An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten.

Digitized by Google

Punch, or the London Charivari.

VOL. CLXXIII.

A Tale of Two Cities.

An unsere Leser!

Mit der nächsten Nummer eröffnet **„Ueber Land und Meer“** seinen 39. Jahrgang, der besonders in literarischer Hinsicht unserem Familienjournal seinen Ruf als Weltblatt befestigen und weiter verbreiten wird.

Wir haben uns die Mitarbeiterschaft der gelesensten deutschen Romandichter gesichert und sind in der glücklichen Lage, die neuesten, zum Teil jetzt noch nicht vollendeten Romane und Novellen in Aussicht zu stellen von

Ida Boy-Ed — **Max Kretzer**
Maximilian Harden — **Ossip Schubin**
Paul Heyse — **Rudolf Stratz**

Paul von Szczepański.

Den neuen Jahrgang beginnen wir mit den Werken zweier hervorragender Poeten, deren einer freilich jäh vom Tode dahingerafft wurde, bevor er das Erscheinen seiner vollendeten jüngsten Schöpfung erlebte.

Alexander Baron von Roberts

gibt mit seinem letzten, in unserer Zeitschrift zur Veröffentlichung gelangenden Werke

„Schwiegertöchter“

einen ungewöhnlich spannenden Roman aus der Berliner Gesellschaft, der unter dem Gewande eines fröhlichen Humors ernste Lebensweisheit birgt.

Gleichzeitig bietet

Georg Freiherr von Ompteda

in seinem Romane

„Der Zeremonienmeister“

eine fesselnde Schilderung des vornehmen Gesellschaftslebens im schönen Elbflorenz.

An diese, voll aus dem Leben der Gegenwart schöpfenden Werke wird sich außer denen der oben genannten Autoren eine Reihe von Romanen und Novellen anschließen, deren Stoffe gleichfalls dem modernen, reich flutenden Leben entnommen sind. Wir heben hervor:

Nataly von Eschstruth: „Jung gefreit“, ein humoristischer Roman, der das Talent der beliebten Erzählerin in ganz neuem Lichte zeigt.

Agnes Gräfin von Klinckowström: „Verlorene Liebesmüh“, ein Sportroman von spannender Handlung und scharfer Charakteristik.

F. Klindt-Tiletsburg: „Der Hohlenmunchpeter“, ein Roman aus dem hohen Norden, der Heimat von Frithjof Nansen, dem kühnen Nordpolfahrer.

Max Kretzer: „Die kleine Mama“, Erzählung aus dem berlinischen Volksleben.

Paul Oskar Höcker: „Die Frau Rat“, ein handlungsreiches Roman aus der bürgerlichen Gesellschaft der deutschen Reichshauptstadt.

Otto von Leitgeb: „Das Gänsemännlein“, ein humorvolles Idyll aus dem modernen Nürnberg.

Ernst Wuellenbach (Ernst Lenbach): „Die Gefahren des Reichtums“, Erzählung eines Gymnasialdirektors.

Eine besondere Pflege werden wir wiederum jener Abteilung unseres Weltblattes angedeihen lassen, die den

Tagesereignissen in Wort und Bild

folgt; nicht umsonst führt unser „Ueber Land und Meer“ den Titel: „Deutsche Illustrirte Zeitung“. Unsern Damen bietet die illustrirte Rubrik „Unter uns“ vielseitige Anregung und Belehrung.

Der bildliche Teil, mit gewissenhafter Sorgfalt vorbereitet, wird jedem Liebhaber und Kenner durch seine hohe technische Vollendung Freude bereiten. Musterleistungen auf dem Gebiete des **Aquarell-Holzschnittes**, wie doppel- und einseitige Kunstbeilagen, Facsimile-Wiedergaben von Gemälden und aquarellirte Illustrationen inmitten des Textes bilden die unübertroffene Eigenart von „Ueber Land und Meer“.

Deshalb nahen wir uns unseren alten Abonnenten wieder mit der herzlichen Bitte, uns ihre Gunst auch für den beginnenden Jahrgang zu bewahren und durch Weiterempfehlung an literarisch und künstlerisch feinfühlende Kreise unserm „Ueber Land und Meer“ neue Freunde zuzuführen.

Der neunundreißigste Jahrgang von **„Ueber Land und Meer“** (Oktober 1896/97) erscheint als

Groß-Folio-Ausgabe in Wochennummern von mindestens 2½ Bogen oder 20 Seiten größtes Folio zum vierteljährigen Abonnementspreis (für 13 Nummern) von 3 Mark 50 Pfennig durch den Buchhandel, oder 3 Mark 75 Pfennig durch die Post bezogen.

Groß-Folio-Ausgabe in vierzehntägigen Heften von mindestens je 5 Bogen größtes Folio in vielfarbigem künstlerischem Umschlag (stärker 26 Hefte) zum Preis von 60 Pfennig pro Heft im Abonnement.

Damit keine Unterbrechung in der Zusendung der Nummern oder Hefte eintritt, bitten wir, das **Abonnement** auf den **neuen** Jahrgang bei der Bezugsquelle, welche den Jahrgang 1896 lieferte, gefl. sogleich zu erneuern, wobei wir bemerken, daß die **Postämter** sowohl den „Ueber Land und Meer“ als „Deutsche Romanbibliothek“ nur Abonnements auf die **wöchentliche** Nummern-Ausgabe entgegennehmen.

Ein Subskriptionsschein liegt dieser Nummer zu gefälliger Benützung bei.

Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Deutsche Verlags-Anstalt.

Auch die „Deutsche Roman-Bibliothek“ eröffnet einen neuen, den fünfundzwanzigsten Jahrgang mit dem Anerbieten, ihren Lesern Treue und in der festen Hoffnung, daß es ihr gelingen wird, den Kreis ihrer Freunde immer weiter zu erweitern. Seit ihrem Bestehen ist es ihr Bestreben gewesen, auf den Gesamtgebieten der modernen Literatur nur Autoren zu Worte zu geben, und wie sie die Schöpfungen arrivierter und berühmter Autoren zur Veröffentlichung brachte, so darf sie sich rühmen, manchem aufstrebenden jungen Talente die Bahn geebnet zu haben. In diesem Sinne wird die „Deutsche Roman-Bibliothek“ auch weiter wirken und ständig ihren Lesern das Beste und Vornehmste bieten.

Den neuen Jahrgang eröffnen zwei Werke von ungewöhnlich fesselnder Darstellung, doch verschiedener Charakter:

Die Familie Rizzoni,

Berliner Roman

von

Annie Boch

und

Der König von Kuritanien,

Romantische Erzählung

von

Anthony Hope.

Während der erstere Roman, frisch aus der Gegenwart schöpfend, mit packender Kunst die Kunstverhältnisse der deutschen Reichshauptstadt schildert, jedoch den Ernst großstädter Kontrast auch stets von ergreifendem Ernst gegenüberstellt, lockt die zweite Erzählung den Leser zu einem fröhlichen „Ritt in das romantische Land“ ein; frei schaltende Phantasie und heiter Humor verbinden sich zu einer fesselnden Gesamtwirkung.

Diesen beiden hervorragenden Werken werden sich im neuen Jahrgange Romane und Novellen anreihen von

Jan Brun: „Eine Künstlerin“, eine humorsprühende Erzählung aus der modernen Kunst- und Lebewelt.

Fr. Jacobsen: „Thorsa“, eine ergreifende, durch Handlung und Idealität gleich anziehende Schilderung aus Schleswig.

Gustav Joh. Kraus: „Heini“, eine spannende Erzählung, die auf das Gutsleben Berliner Tagesgrößen scharfe Schlaglichter wirft.

Johannes Richard zur Megede (Autor von „Kismet“): „Entsetzt“, ein fesselnder Roman aus den Kreisen der ostpreußischen Adels und Großgrundbesitzer.

Klara Rath: „Erlkönigs Töchter“, eine Geschichte aus Rußland, die durch ergreifende Realistik und scharfe Charakteristik an die Werke der berühmten Töchter des Zarenreiches erinnert.

Georg Freiherr von Ompteda: „Vor dem Urteil“, eine Novelle, die in markigen Zügen ein erschütterndes Bild aus dem Gerichtssaal entrollt.

R. Osterloh: „November“, ein Künstlerroman, in welchem der innere Zwiespalt zwischen der strengen Pflicht und dem der ernsten Kunst dienenden Genius zu packendem Ausdruck gelangt.

Anton Freiherr von Perfall: „Die Livrée“, ein Karrieregeschichtchen, das ergötzlich zeigt, wie die heitere Faschingslaune sich zur bösen Maske wandelt.

Viktor von Reißner: „Der Herr Notarius“, eine flotte Humoreske aus dem Tiroler Volksleben.

C. E. Ries: „Die Bluttat der Väter“, ein Roman, der vielleicht das viel erörterte Problem der Vererbung behandelt.

R. Schöbel: „Skarida“, eine eigenartige Erzählung, welche die Sage des Faustmotivs einer glücklichen Lösung zuführt.

Adelheid Weber: „Die Ehe“, eine Seelenstudie von ebenso großer Feinheit wie scharfer Charakteristik.

Friedrich Fürst Wrede: „Durchlaucht Ich“, eine aus dem österreichischen Hochadel geschöpfte Novelle von erschütternder Tragik.

Wir bitten unsere geehrten Leserinnen und Leser, uns durch treue Gefolgschaft in neuem Jahrgang zu noch glänzenderen Resultaten emporheben, damit unser ältestes literarisch hochstehendes Blatt seinem festgegründeten Ruf noch überrage.

Preis in wöchentlichen Nummern nur 2 Mark vierteljährlich.

Preis in vierzehntägigen Heften nur 35 Pfennig pro Heft.

Unerschwerte schwarze Seide

eben solid und garantirter als echt und unterscheidet, von 2.40 bis 12 Mark, glatt, gestreift, ornamentirt, broché und der Zobeltuch, weiter- und tadellos. Proben und Preisliste gratis und franko. Muster umgehend franko.

Stehli & Co. in Zürich,

gegründet 1840.

Besitzer der großen mechanischen und Handwebereien in Obfelden und Reih. Eigene Filiale und Zweigreferien in Germignaga (Lago maggiore).

Keine Täuschung mehr!

Die Lebensmittelreform ist nicht zu verachten, allein sicher ist folgende Probe: Man koche in der Apotheke einen echt Bergmann's Theer-Schwefel-Zucker, lege solchen nach 24 Stunde nicht zu dünn, so ist es ganz sicher rein und unbeschwert, das nur reine Seife bringt durch Theer-Säure ist gelöste zu werden; widrigenfalls verbleibt Seife bleibt schwarz. Jeder Laie kann damit jede Verfälschung entdecken und nachweisen. Die Probe ist unfehlbar.

PATENTE
RICHARD LUDERS,
Civil-Ingenieur in GÖRLITZ.

Für Sammler
von Uniformenbildern.
Vielseitig ist talentvolles Entgegenkommen der K. Kabel'schen Hofkunstanstalt in Stuttgart, welche gefällig und franko Max Rabenstein in Bolkenhain.

Verblüffend

Fähnrichs-Prüfung
und Vorstufen
Einjährig-Freiwilligen-Examen, Primaner-Kursus in 4 Monaten. Unterr.-Honorar nach bestandener Prüfung.

Dr. Harang's
Einj.-Freiw.-Institut.

Bernh. Gottfr. Schmidt
Thee
Frankfurt a. M.
M. 2,80. 3,35. 4,50
Bestes & billigste Marke

Klimat. Kurort Schömberg
bei Neuenbürg im Württemb.
Heilanstalt für Lungenkranke.
Sommer- & Winterkur
Verpflegung, Klassifizierung
Leit. Arzt: Dr. Sandkuhl
Prospecte frei d. die Direktion.

SALONIQUE
Cigaretten
Neueste Marke
der Compagnie Laferme, Dresden.

Notizblätter.

Denkmäler.

— Ehemalige Angehörige der kaiserlichen Marine haben einen Aufruf zur Errichtung eines Denkmals für die an der chinesischen Küste mit dem Kanonenboot „Iltis“ untergegangenen Offiziere und Mannschaften erlassen (vergl. den Aufsatz in unserer Nr. 47). Es heißt darin: „68 deutsche Männer, Söhne aus allen Gauen unseres Vaterlandes, ausgesandt, auf den fernen Meeren deutsche Interessen zu schützen, haben an der chinesischen Küste in den Wogen ihren feuchten Tod gefunden. Furchtlos und kühn durchsegelte der „Iltis“ die okeanischen Gewässer, bis ihn auch seine rauhere Bestimmung des nahe Schicksal erreichte. Noch im letzten Augenblick über Leute für Vaterland Ausdrud gebend, hatten diese braven Männer. Unser Pflicht ist es, das Andenken der Tapferen zu ehren. Der Ort, wo unsere Helden ruhen, gehört uns, aber ihren Wagengrabe hat sich der deutsche Geist einen Tempel erbaut. Laßt uns nun auch an jener Stelle ein sichtbares Denkmal errichten, zum Zeichen, daß, wie jene freudig ihr Leben für Kaiser und Reich hingaben, so auch daß Vaterland jederzeit seiner Söhne in dankbarer Erinnerung gedenkt.“ Beiträge nimmt das Reichsmarineamt entgegen.

Erinnerungsfeiern.

— Vasco da Gama, der Entdecker des Seeweges nach Ostindien, wurde im nächsten Jahre der Held einer portugiesischen Nationalfeier sein, wie Columbus unlängst in Spanien gefeiert worden ist. Im nächsten Frühjahr sind es 400 Jahre, daß Vasco da Gama sich zu dem Wagnis einer Fahrt über den unbekannten Ozean nach Ostindien entschied, die ihn um das Kap der Guten Hoffnung in fernen Osten führte. Diese Vierhundertjahrfeier soll in großartiger Weise begangen werden, wie auch dem Deutschtume in Portugal eine Ehrung zu teil werden soll. Alle städtischen Behörden des Lissabonner Ausschusses hervorgeht. Alle städtischen Bäder sollen eingeladen werden. Das Programm ist überreich; nach jeder Richtung wissenschaftlicher Thätigkeit, Vereinsleben und Lust ist gesorgt. Erzeugnisse der Natur und des Geistes, Werke der Gegenwart und Vergangenheit, der Heimat und der Kolonien sollen zur Ausstellung gelangen. Schaustellungen, Reunen zu Land und zu Wasser werden erfreuen und belehren; durch große wissenschaftliche Arbeiten soll die Vergangenheit geehrt werden. Lissabon erhält ein großes Gebäude, wo alle Ausstellungen, alle Kongresse und Empfänge stattfinden können. Aderbau und Viehzucht, Jagd und Fischerei, Kunst und Gewerbe, Erinnerungen und Hydrographie, Flora und Fauna Portugals und seiner Kolonien werden in Ausstellungen vorgeführt. Kriegsschiffe sämtlicher hierzu eingeladenen Staaten, ferner Handelsschiffe der hervorragendsten Gesellschaften und Schiffahrtsgesellschaften sollen auf dem Tajo zusammenkommen. Dann sollen stattfinden: eine internationale Regatta, ein internationales Wettschießen, natürlich auch ein internationales Radfahrer-Wettrennen. Von den Kongressen wird besonders einer für alle öffentlichen Vereine zu gegenseitiger Hilfe und Wohlthätigkeit hervorgehoben. Von dem „Zollhaus“, deren Held Vasco da Gama ist, soll die Nationalbibliothek in Lissabon eine monumentale Ausgabe veranstalten. Dichter, Musiker, Maler und Bildhauer sollen zu Festbeiträgen eingeladen werden; man plant auch die Aufführung einer portugiesischen Theaterschule und Kompositionen. Die drei Tage vom 8. bis zum 10. Juli 1897 werden in ganz Portugal und seinen Kolonien als Festtage feierlich begangen werden.

Forschungsreisen.

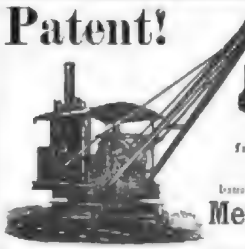
— Der Aufstieg des Ingenieurs André mit seinem Polarballon ist nach den vorliegenden Nachrichten lediglich durch die ungünstigen Winde verhältnisse verhindert worden. In Schweden bringt man Andrée noch wie vor das größte Vertrauen entgegen, und die Männer, denen Oberingenieur Ekholm das Festhaltekommando des Andréschen Luftballons zu danken war, haben sich bereit erklärt, die Expedition auch fernerhin zu unterstützen, sodaß die Ausführung für nächstes Jahr, wo die günstigste Zeit beginnt, bereits jetzt als vollkommen gesichert zu betrachten ist. Die neuen Kosten berechnet Andrée, unter Voraussetzung, daß ein Fahrzeug des Staates die Expedition forderlich zur dänischen Insel bringt, auf etwa 45,000 Kronen, wovon verschiedene Tausend für neue Schwerlöstoffe und Eisen zu den Wasserstoffapparaten erforderlich sind. Der Ballon stand vom 27. Juli bis 17. August 6 Uhr morgens gefüllt. Man wollte ihn schon am 14. August einsenden, als man sich noch zu zweitägigem Warten entschloß. Die Ballonhalle ist zurückgelassen und das Haus gehörig verstärkt worden, damit es den Winterstürmen widerstehen kann. Das Gebäude kann mit Leichtigkeit in drei bis vier Tagen wieder in Stand gesetzt werden. Die eine Hälfte des Wasserstoffapparates ist gleichfalls mit zurückgebracht worden. Alle Apparate haben ausgezeichnet gearbeitet, und alles ging nach Berechnung, ebenso verliefen Ausgießung, Füllung, Verzug und Einsenkung des Ballons vorzüglich. Es fehlte nur südlicher Wind, aber der blieb hartnäckig aus oder war zu schwach. Es war mindestens 4 Meter Windgeschwindigkeit nötig, um den Ballon mit einiger Schnelligkeit nordwärts zu treiben, aber die südlichen Winde, die sich hin und wieder einstellten, nährten sich der Windstille und dauerten manchmal nur einige Stunden. Die Expedition befand sich auf 79 Grad 43 Minuten nördlicher Breite, und bis auf 3 Grad nördlicher ist das Polargebiet bekannt. Der Ballon würde also 830 Kilometer gegen Nord zurücklegen müssen, ehe er in unbekanntes Gebiet käme, und unter den gemachten Annahmen würde die Aufgabe nicht weiter als eine einfache Luftballonfahrt mit einem andern Kurs als nach dem Nordpol hin gewesen sein. Daneben hätte man noch mehrere Sternen, Ballon- und Instrumente zu verlieren, ganz abgesehen von dem Verlust, der an der Ballonhülle entsteht, da der der Aufgabe die eine Hälfte nachgeschärft wird und nicht mehr zu gebrauchen ist. Die in den Tageszeitungen erwähnten Unwahrheiten im Ballon waren ohne jede Bedeutung und konnten leicht beseitigt werden.

Gesellschafter: MAX FREIHERR. Eine Redakteur: HUGO HEROLD.
Zeitschrift für Vielbeschäftigte
im In- und Auslande ist
15. Jahrgang. DAS ECHO 15. Jahrgang.
Wochenschrift für Politik, Litteratur, Kunst und Wissenschaft.
(Stimmen aus allen Parteien)
Handel, Gewerbe und Industrie.
Das „ECHO“ ist den Herren Rittergutsbesitzern, Gutsbesitzern, Förstern, Pfarrern, Lehrern, Militärs, Beamten, Industriellen, Handel- und Gewerbetreibenden, wie überhaupt einem jeden, welcher auf dem Lande oder in einer kleinen Stadt thätig ist, sowie auch den Herren Geistlichen und Studierenden, welche nicht dazu kommen, täglich eine Zeitung zu lesen, als wöchentliche
Chronik der Zeitereignisse
bestens empfohlen. — Durch Buchhandel oder Post bezogen vierteljährlich 2 Mark. Probenummern liefert umsonst und portofrei: J. H. Mehorer, k. u. k. H.-L. Berlin SW., Wilhelmstr 29.
Wer mit Berufsangelegenheiten überhäuft, noch Zeit und Lust behalten will, sich über die Weltereignisse unterrichten will —
Wer absolut auf dem Lande wohnt und neben einer ausgedehnten Lektüre unserer erstklassigen Zeitungsgelehrten bedarf —
Wer wenig Zeit noch Neigung hat, täglich eine große politische Zeitung zu lesen —
Wer auf Reisen nicht auf Lesestoff, aber über eine knapp und scharf gehaltene Zeitung nicht verzichten will —
Wer überhaupt alles wissen will, der lese „Das Echo“.
Jeder Vielbeschäftigte, der in Kürze „Das Echo“ liest, ist auf dem Laufenden über alle Ereignisse in Staat oder Land, Handel, Gewerbe, Industrie, der Zeitereignisse.
15. Jahrgang.
Wichtigste deutsche Export-Insertionsmittel.
Werbet für Euer Blatt!
Deutsche im Auslande!
abonniert auf Eure Wochenschrift!
Das Echo Organ der Deutschen im Auslande, betrachtet es insbesondere als seine Aufgabe, d. Leben u. Treiben d. Deutschen im Ausl. d. jederzeitige Aufmerksamkeit zuzuwend. Ed. v. Liebenfels.
Deutsche im Auslande gebeten, seine Adresse
J. H. Mehorer k. u. k. H. Berlin SW., Wilhelmstr. 29
gef. mitzutheilen, damit Probe-Nummer umsonst und portofrei zu übersenden.
Postzeitungs-Katalog für Deutschland, Oesterreich u. Zeitungs-Katalog für Deutschland, Oesterreich und Ungarn mit Preisen von 1 Mark empfehlenswerthe, entgegen, in den übrig. Ländern zu 1 Exemplar Preisen.
Probeblatt vom Verlag Berlin SW., Wilhelmstr. 29, sofort franco und bezogen kostet: „Das Echo“ vierteljährlich 6 Mk. 50 Pf., halbjährlich 3 Mk., ganzjährlich 13 Mk. Bei Versendung unter Streifband empfehlen wir sich, möglichst ganzjährige Abonnements aufzugeben. — Einzelne Probenummern werden zur Zahlung genommen.
In das Abonnement kann jederzeit eingetreten werden, u. zwar „Das Echo“ vom Tage der Bestellung an gegen Einsendung des entsprechenden Betrages auf beliebige längere Zeit direkt vom Verlag oder durch jede Buchhandlung geliefert.
Das Echo bringt schwerpunktlos in unparteiischer unabhängiger u. gerechtester politischer Weise, wie nach in Deutschland und im Auslande abgestellt.
Das Echo ist kein Parteiblatt, sondern es bietet die interessantesten Stimmen aller Parteien zu Worte kommen.
Das Echo bringt in jeder Nummer ein bis zwei Leitartikel über politische Ereignisse u. s. w. und der Leiter bespricht in ausführlicher Weise.
Das Echo bringt in der Rubrik Handel eine Übersicht über Handelsverhältnisse d. Auslandes, Gesetze u. Verordnungen, Zölle u. Handelsverträge, Börsen- und Marktberichte, Berichte über alle neuen und wichtigen Erfindungen u. Neuerungen auf dem Gebiete der Technik und industrie unterrichtet.
Das Echo bringt Schmutz, ein Lied u. erscheint 14 tägig. Für Anzeigungen d. deutsch. Buchhandels und der Industrie, Gewerbe u. Handwerk u. s. w. wird empfohlen d. „Das Echo“.
Postzeitungspreisliste-Verband nach überseeischen Ländern.

Musikinstrumente

Violinen, Violoncellen, Contrabässe, Flöten, Clarinetten, Oboen, Fagotts, Trompeten, Signalhörner, Posaunen, Hörner, Althorn, Tenorhörner, Baßhörner, Kontrabässe, Flügel, Harmoniums, Pianinos, Spieldosen, Orphoneons, Konzertinas, Akkordeons, Mundharmonikas, Saiten, Bestandteile, Notenpulte, Notenhalter, Notenmappen, Metronome, Stimmgabeln, Violinkästen, Violoncellkästen, Bogen, Etuis, Bestandteile aller Art, Reparaturen, Neubau, Umarbeitungen, Lager von allen Instrumenten.
Jul. Heinr. Zimmermann, Fabrik u. Export. Leipzig.
Neue Illustrierte Preisliste gratis!

IN DEN APOTHEKEN
ENGELHARD'S
Isländisch Moos Pasta
gegen
HUSTEN u. HEISERKEIT
75 PFENNIGE.

Patent!

Verbesserte
Priestman-Greifbagger,
Löffelbagger,
fahrbare und feststehende
Dampfkrähne
liefern als Spezialität und halten auf Lager
Menck & Hambrock
Altona-Hamburg.

Gesetzl. Geschützte Handels-Marke.
"MAIZENA"
Allerfeinste Futterstärke
The NATIONAL STARCH MANUFACTURING COMPANY
NEW YORK, U. S.
Unübertrefflich z. Herstellung von Puddings, Torten, Mehlspeisen. Für Suppen u. Saucen. Das beste Nährmittel für Kinder und Kranke.
Überall Vorräthig

C. Maquet, Berlin W., Charlottenstr. 48, u. Heidelberg.

Schuhdosen, in allen Lagen verstellbar, Kniestützen, Beinlagerungskissen, Bettstühle in Bambus, etc.

Illustrierte Preisliste über Conservirte GEMÜSE, FRUCHTE
POLLAK'S CONSERVEN
FLEISCHSPEISEN
versendet kostenlos
Conservenfabrik S. POLLAK
HOFLIEFERANT MAGDEBURG

Ein Weihnachtsgeschenk.
Christofle-Bestecke
Kaiserl. techn. Schule
Strassburg i. E.
Abtheilung I Hochbau, II. Tiefbau.
Schulgeld 20 Mark
Prof. Dr. Wolfe.

Die Sonne hat keine Flecke mehr!
Ein Gros-Lager bei Gerstlich in Berlin

ARRETT SMITH & Co.

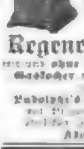
Atelier für Portrait- und Kunstmalerei.
Adolf Hengstenberg (akad.) Porträtmaler
Charlottenburg, Dietrichstraße 25.

Special-Unternehmung für Einrichtung und Betrieb von Stärke-zucker-, Syrup-, Dextrin-Fabriken
W. H. Uhland, Leipzig.
Bewährte Apparate. Prosp. gratis.

Dr. von Hartungen's Naturheilanstalt
RIVA am Gardasee.

Billige Bezugsquelle für
Teppiche!
Sofastoffe
Emil Lefèvre, Oranienstr. 158

Für nur
Nerven-
Herz- und Nierenleidende
ist seine bewährte Arznei
merchandise Erfindung
Ekku
eine große Wohlthat!
Unverschämt, weil einzig.
Paul Gallen, Ingenieur, Köln.

Ueber Petroleum-Betrieb haben Sie einen Weltruf erworben
„Ludolphi's Universal“
Ofen
ohne Schornstein.

Ludolphi's Regenerativ Gasöfen
Ludolphi's Wasserwärmer
Adolph Ludolphi, Hamburg.

Ges. Einsend. v. M. 3a versende rach. Ess. in Liter voller gehaltvoll. weissen
Rheinwein.
Friedrich Lederlen, Oberingelheim a. Rh.
Zahlr. Anerkennung. treuer Kunden. Probeankaufen von 25 Liter zu M.

Digitized by Google

gegen Sprungfeder-Matratzen 90% Ersparniss

Ein Ruheplatz, wie es der Verwöhnteste bisher nicht gekannt, gewähren

Patent-Springfeder-Matratzen

VON WESTPHAL & REINHOLD * BERLIN 21

anerkannt die besten und billigsten im Gebrauch. 25 Jahre Garantie.

Preisliste, nach über Hundert, gratis. Ueberall zu haben.

gegen Sprungfeder-Matratzen 90% Ersparniss

Allgemeine Renten-Anstalt

Gegründet 1823. zu Stuttgart Reorganisirt 1855.

unter Aufsicht der Kgl. Württ. Staatsregierung.

Gesammtvermögen Ende 1895: ca. 75 Millionen Mark.

Aller Gewinn kommt ausschließl. den Mitgliedern d. Anstalt zu gut.

Rentenversicherung.

Jährliche oder halbjährliche Leibrenten, zahlbar bis zum Tode des Versicherten oder bis zum Tode des längst Lebenden von zwei gemeinschaftlich Versicherten, sowie aufgeschobene, für späteren Bezug bestimmte Renten.

Jede Auskunft, Antrag-Formulare etc. ertheilt gratis und franco die Direktion der Allgemeinen Renten-Anstalt in Stuttgart.

Auch Lebensversicherungen zu günstigsten Bedingungen

Oswald Nier's Antigichtwein von Duflot-Paris hergestellt. beseitigt in 24 Stunden die heftigsten Gicht- u. Rheumatismusschmerzen, befreit von diesen Krankheiten, entfernt wieder Salicyl- auch Colchicum, ist vollständig unschädlich.

Preis: Mark Vier pro Flasche in jeder Apotheke in Deutschland. No. 9.

Engros-Verkauf bei

Oswald Nier in Berlin,

daselbst Broschüre gratis und franco.

Was ist Schapirograph?*)

Schapirograph ist ein neues, patentirtes Vervielfältigungs-Apparat zur selbsthändigen Herstellung von Handschriften, Zeichnungen, Tonsatz, Programmen etc. etc. in Schwarzdruck. Der Apparat ist für jeden, auch den einfachsten Schreiber, der Ordnung und Sauberkeit liebt, absolut sicher und garantirt. Der Preis, mit Tinte und Tuschpinsel beigegebener Schrift, sowie Anleitung, beträgt nur Mk. 15.— Ohne diese Schriften, jedoch mit Anleitung, Mk. 12.— Ausführliche Prospekte versendet gratis und franco Mk. 17. [illegible] Jeder Schapirograph wird vor Versendung geprüft und mit Gebrauchsanweisung versehen. Jeder Apparat ist für vier Jahre garantirt. Ersatzmasse für 1 Jahr kostet 10 Mk. Wir empfehlen unsere Apparate als praktisches Weihnachtsgeschenk für Jeden, der Handschriften zu bewerten, also insbesondere für Lehrer, Geistliche, Beamte, Kaufleute, Vereine etc. etc. Prospekte und Probeschrift gratis.

*) Deutsch- und Fremdsprachig.

Hermann Hurwitz & Co., Berlin C., Klosterstr. 49.

Lohse's Lilienmilch-Seife

von lieblichem Wohlgeruch; erzeugt nach kurzem Gebrauche rosigweisse, sammetweiche Haut und erhält dieselbe bis in's Alter zart und geschmeidig.

Nur ächt

mit der vollen Firma des Erfinders

GUSTAV LOHSE 45 Jägerstr. 46, **BERLIN.**

In allen guten Parfümerien, Drogerien sowie bei allen Coiffeuren zu haben.

BERLIN W. **Palast-Hôtel.** Anhalter Bahnhof

Hotel allerersten Ranges.

Grosses Restaurant.

Klavierschule verbesserter Auflage

Populäre Klavierschule

mit Tabelle,

sechs Monaten

Selbstunterricht für Erwachsene, Heinrich v. Bocklet.

Bocklet's Populärer Klavierschule

Musikalienhandlung C. Hofbauer, Wien, I., Kärntnerstrasse 34.

Schutz-Marke

Güte der Waare durch Autoritäten vielfach geprüft und anerkannt.

Nicht geverdünnt zu kosten.

Frankfurter Essig-Essenz

1 Flasche mit [illegible] kann [illegible] Essig machen [illegible] Preis nur [illegible] Pf. Die Essig-Essenz ist [illegible] und der Essig daraus verliert [illegible] Reinheit garantirt.

Zu haben in Delikatessen-, Colonialwaaren- u. Materialwaaren-Handlungen; wo keine Verkaufsstelle wende man sich direkt an

Verein für chem. Industrie Frankfurt a. M.

Frankfurter Essig-Essenz Wiederverkäufer Essig-Essenz

Nach den einstimmigen Urtheilen Ihrer Aerzte ist die berühmte Liebig-Maizena'sche

Fleischsolution

der Dr. Mieus'schen Hofapotheke (R. SEITZ) — Jena — bei leicht verdaulicher Nahrungsmittel für

Magen- und Darmkranke,

ein vorzügliches Kräftigungsmittel für Nervenleidende, Reconvalescente, Greise, Schwächl. Kinder, ausgezeichnete Speise bei Krankheiten des Mundes, wie die Kalkpulver ihrer Nahrung vorbeugend. Darstellung in den Apotheken, zum Preise von Mk. 1.— nicht theurer, weil [illegible] Gehalt.

*) Nur bei Originalpräparat [illegible] Gehalt, ohne [illegible] Gehalt.

Sie sparen

bei der Lieferung direkt an Private

Handschuhe, Strümpfe und Socken

Paul E. Droop, Chemnitz C.

Gesichtspickel,

Sommersprossen

O. Reichel, Berlin.

Für

Zuckerkranke!

Pilulae Myrtilli Jasper

Nur echt

Jasper's

CHOCOLADEN, CACAOS, Biscuits Cakes

von

B. SPRENGEL & Co.

HANNOVER

sind überall erhältlich.

Zu haben in fast allen besseren Geschäften

Erfrischende, abführende Fruchtpastille

TAMAR INDIEN GRILLON

Gegen **VERSTOPFUNG**

Hämorrhoiden, Congestion, Leberleiden, Magenbeschwerden

PARIS, 233, Rue des Archives. — In allen Apotheken.

Abonnements auf „Ueber Land und Meer".

Mit dem 1. Oktober beginnt ein neuer Jahrgang unserer Zeitschrift. Abonnements darauf werden jederzeit angenommen von

allen deutschen Buch- und Kunsthandlungen des In- und Auslandes, ferner von

Postanstalten in Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Belgien, Dänemark, Holland, Italien, Luxemburg, Norwegen, Rumänien, Russland, Schweden und Schweiz, zum dieses Postanstalten jedoch nur in der Nummern-Ausgabe. (Bestellgeld-Preisliste für Deutschland 70 Pf., für Oesterreich-Ungarn 50 Kr.)

Ferner besorgen Abonnements ausser den deutschen Buchhandlungen am Platze

für Frankreich, Spanien und Portugal:
das deutsche Reichspostamt in Strassburg i. E.;
A. Amuel, 16 Rue Monge in Paris;
A. Amuel, 5 Brandgasse in Strassburg i. E.,
H. Arthaud & Co., 48 Rue de [illegible] Martin in Paris;
J. Fontan & Chevillet, 28 Rue de la Banque in Paris;

für England, die englischen Kolonien, für Nord-Amerika, Brasilien, Arabien, Australien, Persien, Indien, China und Japan:
das deutsche Oberpostamts-Zeitungsexpedition in Cöln;

für Italien: [illegible]
Fratelli Berra, 3 Via Carlo Alberto in Turin;
Henri Berger, 26 Via Broletto in Mailand

für die Türkei, Griechenland und die Levante:
das k. k. österreichische Postamt in Triest;

für Konstantinopel:
das kaiserlich deutsche Postamt in Konstantinopel.

Dieselben ertheilen Auskunft und vermitteln Abonnements unserer nächstverwandten.

Vertreter und Agenturen im Auslande:

Für Afrika:
Alexandria (Aegypten) A. Oberardi, Buchhandlung.
Johannesburg (Südafrika, Republik) L. Adam, Buchhandlung.
Hermann Michaelis, Buchhandlung.
Kairo (Aegypten) F. Diemer, Internationale Buchhandlung, Shepheards Hotel-Kapstadt (Kapland): Hermann Michaelis, Deutsche Buchhandlung, Long Street 28 P. O. Box 251
Lamu (Britisch-Ostafrika) G. Denhardt & Co.
Loanda (Portugies. Westafrika) Cuba & Sobrinho.

Für Nordamerika (Vereinigte Staaten, Canada und Mexiko):
New York (Vereinigte Staaten) The International News Company, 83 & 85 Duane Street, liefert auch nach Canada.
S. Zickel, Buchbandlung, 129 Duane Street.
E. Steiger & Co., Buchhandlung, 125 Park Place.
Mexiko (Kapit. Mexiko) Emil Rehland, Deutsche Buchhandlung, Cinco de Mayo 1.

Für Mittelamerika:
Guatemala (Kapit. Guatemala) Hero Cremer, 3 A Avenida Sur 34.
Diese Firma liefert neueste Zeitschrift auch nach Honduras, Brit. Honduras, San Salvador, Nicaragua und Costa Rica.

Für Südamerika:
Blumenau (Santa Catharina (Brasilien)) E. Curtius, Buchhandlung.
Rauschler, von Alvaiter & Co., Buchhandlung.
Erbierthal (Brasilien) Livraria Evangelica.
Buenos Aires (Argentin. Republik) Oscar Kraus, 561 Casilla de Correo.
Livraria Jacobsen, Plataforma Liberia Europea
Jacobo Peuser, San Martin Esq. Cangallo.
Callao (Peru) Carvitte & Co., Buchhandlung.
Concepcion (Chile) Carlos Brandt, Buchhandlung, Correo Casilla 430.
Iquique (Chile) Lorenzo Petersen, Buchhandlung.
La Plata (Argentin. Republik) Colonial-Bazar, Jacobo Peuser, Buchhandlung.
Lima (Peru) Schäffer & Co., Buchhandlung.
F. Niemeyer, Buchhandlung.
Montevideo (Uruguay) Albert Hermann.
Petropolis (Brasilien) Th. Just & Co., Buchhandlung, Caixa do Correo 6.
Popayan (Columbien) Carlos Caicedo, F. C. Lehmann.
Porto Alegre (Brasilien) von Gundlach & Co., Buchhandlung.
Quito (Ecuador) Albert Hermann.
Rio de Janeiro (Brasilien) Lassmann & Co., Buchhandlung, 94 Rua do Ouvidor.
Rosario de Santa Fé (Argentin. Republik) Jacobo Peuser, Calle San Martin 42.
Santiago (Chile) Jose Ivens, Buchhandlung, Casilla 3.
San Paulo (Brasilien) [illegible] handlung, Caixa do Correo 15.
Valdivia (Chile) [illegible]
Valparaiso (Chile) [illegible]
Port-au-Prince (Haiti) [illegible]

Für Asien:
Calcutta (Brit. Indien) Thacker, Spink & Co., Bengal Bazar street.
Colombo (Ceylon) Lewis, Macgregor & Co.
Hongkong (China) Lane, Crawford & Co., Nachfolger, Buchhandlung.
Nagasaki (Japan) Wm. Gaskell & Co.
Shanghai (China) Kaiserlich deutsches Postagentur.
Tientsin (China) Kaiserlich deutsche Postagentur.
Yokohama (Japan) G. Strenz & Co. Nachfolger, Buchhandlung.

Medan (Sumatra) J. Hallermann, Buchhandlung.
Samarang (Java) H. C. Kolff & Co.
Soerabaya (Java) P. C. [illegible]

Für Australien:
Adelaide [illegible]
Brisbane (Queensland) Lewis & Co., Buchhandlung.
Melbourne (Victoria) Wilkinson, Buchhandlung.
Sydney (Neu-Südwales) Australisches Institut, Buchhandlung.
[illegible]

Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt.

Digitized by Google

Briefmappe.

Kunstfreund in U. Die Kollektion C. von Gelder gelangt am 22. September durch die Fleischmann'sche Hofkunsthandlung in München zur Versteigerung. Sie umfaßt 185 Werke hervorragender moderner Meister.

Tierfreund in Wellacraben. Für das Anlegen einer kleinen Privatmenagerie auf Ihrem Besitzthum möchten Sie gern Rat haben — ja, wohl heißt Rat! Sollen die Tiere aber voll und der Schaub klein bleiben, dann dürfen Sie sich vom Hamburger Zoologischen Institutsvorsteher nicht beraten lassen. Denn dann kosten ein Nilpferd 10 000 Mark, ein afrikanisches Rhinozeros 10- bis 12 000 Mark, Elefantenweibchen je nach der Größe 7-, 8-, 9- und 10 000 Mark, ein Paar Seehunde 6000, eine indische Leopardenmähnenhyäne 600, ein Löwenpaar 1500, ein Paar ausgewachsene Wölfe 200, ein ausgewachsenes Gibbi 1200, ein großer tanzender Bär 200, eine männliche Giraffe 4500, eine Gnu-Antilope 2000, ein Paar Zebu 3000, ein zehn Fuß langer Alligator 250, eine 23 Fuß lange Riesenschlange 2200, ein Tomalo-Strauß 300 Mark, während ein Paar ausgewachsene Nandu-Affen schon für 600 und ein Pavian für 50 bis 100 Mark zu haben ist. Ueberhaben Sie diese Summen, so werden Sie erstaunt sein, daß Sie für etwa 300 000 Mark schon eine sehr hübsche kleine Menagerie haben können, natürlich die Kosten für Anlage der Zwinger, die Transport- und Verpflegung der beiden Tiere nicht eingerechnet.

Bücherfreund in L. Sie haben recht, ein kleines Plätzchen hätten die Handbücher doch wohl gefunden. Daher Krug von Nidda wohl schwerlich Ihnen. Da Konversationslexika führen Sie nicht an, und die literargeschichtlichen Werke thun Ihr mit wenigen Worten ab, während es doch bei jenen Heftgeschen in hohen Worten stand und ab der Freundschaft von Tied, Hoffmann, Müllner und Fr. Kind den Dichter des fortschrittsvoll nennen kannte, Friedrich Krug von Nidda wurde am 1. Mai 1770 doch andrer Angabe am 14. Mai) auf dem Kirchgute Gutschdorf bei Querfurt geboren. Dieser Teil Thüringens gehörte damals noch zu Kursachsen, und in ihm ist er auch jedenfalls Jahres in den Jahren Militärdienst ein. Als Artillerist in Preußen er 1795 im Rheinfeldzug gegen die Franzosen, erhielt jedoch seine Entlassung. Ich entsinne, Ueber die Einzelheiten des Gutschdorfer Jahre er sich gleich andern jungen Offizieren, wie Chamisso, Fouqué, Gaudy, Gaudi, durch Pflege der Poesie hinwegsetzen, und die Almanache zu Anfang unseres Jahrhunderts enthalten manchen Beitrag aus seiner Feder. Den napoleonischen Feldzug gegen Rußland machte er im Preußischen Heerwesen mit und kam auch ihn in leicht Gefahr. Bei einem Ueberfalle schwer verwundet und gefangen genommen, wurde er in das Innere Rußlands geschleppt und dort unter harter Behandlung scharfen Wachen festgehalten, trotzdem der Aufstand des Friedens ihn lange vorher hätte befreien müssen. Er kränkelte einherschleichend, bis er erst 1814 seine Heimat wieder und nach Jahre hindurch leidend. Er letzte Zeitlang abwechselnd auf seinem Gute Gutschdorf und in Dresden, unternahm jedoch, nachdem seine Gesundheit sich wieder gekräftigt hatte, häufig Wanderungen durch Deutschland und hier besuchte Orte. Meilen, die er dann zurückgelegt hatte. Von Krug Schriften, die, wie gesagt, in unsern Kreisen Beifall fanden, haben wir bereits die Sammlung seiner kleinen Gedichte und Balladen Erzählungen und Romanzen und das Heldengedicht „Eisenberg". Neben der Poesie beschäftigte er sich lebhaft mit Altertumsforschung und legte eine wertvolle Sammlung deutscher Altertumsfunde an, die er auch der Bibliothek der Gesellschaft Thüringischer Altertumsforscher zu Halle überwies. Er starb am 29. März 1843.

Luise M. in Gallenkirchen. Was Sie lieben, erfüllen wir gern Ihren Wunsch, indem wir nachstehend Ihr herrliches Gedicht veröffentlichen:

Tod Meer.

Sieh dort das Meer in seiner Pracht,
Es prangt von Gottes Herrlichkeit und Macht.
Die Winde schweigen,
In tiefen Neigen
Wasserjungfrauen üben die Flöten schweben.
O Meer, traut ich auf deinen Wogen schwa.

O, seh, wie dort die Sonnenstrahlen
Die klaren Wellen lieblich spielen.
Doch unten in des Meeres Schoße
Ist ewige Nacht.
Zeit meines Lebens Wunsch und Ziele war,
Und der Ungeheuer gewaltige Brut.

Was bedecken Schätze der Erde Gold,
Die Ew'ge wachen hold, der Tiefe voll.
Der Stürme drauß toben,
Schrecklich spielt in den Wogen,
Und den Tiefen zieht des Todes Schatten.
Ertrinken und Unglück ist überall.

Richtige Lösungen hierzu sind: F. v. W. in Zürich (3). „Die kleine Elly" in Hamburg (6). Fr. Ida Kleiner in Rastatt (4). Joh. V. Strobel in Hamburg. Eugenie von Seidlitz in Dresden (5). Fr. L. in B. Dora Landig in Bern (4). Fr. Amalie Schmidt in Wesel. Heinrich Ermann in Berlin-Schöneberg. Otto Quitt in Neu-Ruppin. E. W. in Hannover. „Dora" in Rastatt-Sinzig. Anna Schlichter in Neuenstadt (3). Pfarramtskandidat in L. . . . (Schluß nicht verständlich).

Richtige Insertions-Annahme bei Rudolf Mosse Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen Deutschlands und des Auslandes. Anzeigen Insertions-Gebühren für die fünfgespaltene Nonpareille-Zeile 1 M. 50 (1 Reichsmarkstrang), für die Schweiz, Italien und Frankreich 1 Frs. 25 C. in Berlin, Dresden, Chemnitz, Breslau, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, Posen, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Unseren verehrlichen Abonnenten

empfehlen wir zum Einbinden des mit dieser Nummer vollständig vorliegenden Jahrgangs 1896 die in unserer Buchbinderei elegant, geschmackvoll und dauerhaft angefertigten

neuen

Original-Einbanddecken

zu

„Ueber Land und Meer"

Großfolio-Ausgabe, XXXVIII. Jahrgang, 1896

in grüner Leinwand, mit Farben- und Golddruck, nach Zeichnung von Fritz Reiß

zu dem billigen Preise von nur Mk. 1,70 Pfg. per Stück.

Die verbesserte Abbildung der neuen Einbanddecke in Farbendruck belieben unsere geehrten Abonnenten aus der in der Nummer 49 bezw. Heft 24 dieses Jahrgangs enthaltenen Beilage zu ersehen.

Zum Einbinden eines Jahrganges sind zwei Decken notwendig, da der Jahrgang zwei Bände umfaßt.

Die Einbanddecken können durch jede Buchhandlungs- und Kolportage-Buchhandlung, auch durch die Post, welche die Nummern oder Hefte ins Haus bringen, bezogen werden; die verehrlichen Postabonnenten wollen dieselben ebenfalls bei einer Buchhandlung bestellen, da die Postämter solche nicht liefern. Gut Reklamation sind dieser Nummer zur gefälligen Benützung bei. Auf Wunsch und gegen Einsendung des entsprechenden Betrages (3 auch die Beilagenbestellung in Stuttgart zur prompten Lieferung der Einbanddecken bereit.

Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Deutsche Verlags-Anstalt.

Statt Eisen
Statt Lebertran
wird
Dr. med. Hommel's Haematogen
von Kindern und Erwachsenen bei allgemeiner Schwächezuständen, Bleichsucht, Blutschwäche, Nervenschwäche (Neurasthenie), Lungenleiden, günstige und überraschende Erscheinung, Appetitlosigkeit, Magen- und Darmbeschwerden, Influenza — Erkrankungen bei welchen der Eisen-Mangangehalt des Blutes stets vermindert ist — ferner bei Bleichsucht (Chlorose), engl. Krankheit, Knochen-Erweichung, Scrophulose (sog. unreines Blut, Drüsen-Anschwellungen und Entzündungen) — Leiden, bei denen ausserdem noch die Blutsalze stark reduziert sind **mit grossem Erfolge angewandt.** Sehr angenehmer Geschmack. Kräftig appetitanregend.
(D. R. P. Nr. 61901) in seiner leicht verdaulichen flüssigen Form — Hämoglobin ist die natürliche organische Eisen-Mangan-Salzverbindung der Nahrungsmittel, also — Dr. Hommel's Haematogen ist 20,0 konzentriertes, gereinigtes Haemoglobin Präparat, welches als Kräftigungsmittel für kranke und schwächliche Kinder, sowie Erwachsene, und ganz besonders für Nervöse, zur Norm zu ergänzen — von der grössten Wichtigkeit ist der Gebrauch desselben im Kindesalter und in den höheren Lebensjahren. In ersterem, als Blutneubildung, in letzterem, als Blut-Neumassenersetzung in der Entwicklungsperiode von — Jahren, wo in letzterem, weil im Alter die Lebenskräfte abnehmen, — einer Anregung bedürfen, würde das Leben im wahren Sinne des Wortes zu verlängern im Stande ist.
Preis per Flasche — Mk. 3.—, in Oesterreich-Ungarn fl. 2.— ö. W. Nicolay & Co., Chemisch-pharmaceut. Laboratorium. Hanau. Literatur mit hinderten von Aerzten Depots in den Apotheken. Wenn nicht erhältlich, direkter Versand durch uns. Gutachten gratis und franko.

CHOCOLAT MENIER

Die Grösste Fabrik der Welt. **50,000** Kilos. *Zu haben in allen Spezitäten* DELIKATESSEN-HANDLUNGEN UND Conditoreien
TÄGLICHER VERKAUF

Weltberühmt

sind **Jmhoff's** Patent-Gesundheitspfeifen mit Giftzerstäubungs-Patronen. Einzige wirkliche Gesundheitspfeifen. Vielfach prämiirt.
Von Aerzten und Sachverständigen als die vollkommenste Tabakpfeife empfohlen und unerreicht von den vielerlei Nachahmungen mit nutz- und werthlosen Einsätzen. Man achte auf meine Namenstempelung.
Alle meine Pfeifen werden mit künstlich angereichertem Jmhoff'schen Patent-Köpfen geliefert, so dass schon die erste Pfeifenfüllung tadellos wohlschmeckend ist.
Lange Form elegant Mk. 2,50, echt Weichsel Mk. 4,50, lang Mk. 4,00, kurze Jagdpfeife Mk. 2,00 und teurer, gegen Nachnahme oder Briefmarken.
Preisgekrönt.
Zu haben in jeder besseren Pfeifenhandlung. Auf Wunsch Prospekt und voll ständige Preisliste umsonst und portofrei.

Wilhelm Jmhoff, Cassel, Hessen-Nassau.

Mohr'sche Margarine

Marke FF

aus der Fabrik von **A. L. Mohr** in **Altona-Bahrenfeld (Jahresproduktion 32 Millionen Pfund)** besitzt nach einem Gutachten des Gerichts-Chemikers Herrn Dr. Bischoff in Berlin **denselben** Nähr wert und Geschmack wie gute Naturbutter, und ist bei jetzigen steigenden Butterpreisen als vollständiger und billiger Ersatz für feine Butter zu empfehlen, sowohl zum Aufstreichen auf Brod, als zu allen Küchenzwecken.

Ueberall käuflich!

Man verlange ausdrücklich: **Mohr**'sche Margarine.

Oesterreichisches Patent!
Sensationelle Neuheit! Für Damen u. Kinder!
Schöner Seidenglanz! Waschen Farben echt!
Wasch-Peluche
Wasch-Sammt
Haupt-Depot:
Moritz Schiller, Prag i. B., Graben.
Proben gratis und franko
Bestellungen werden coll- und roo 20 Mark an portofrei ausgeführt.

Eisenwerk Joly Wittenberg.
Feuersicherer patent.
Treppen mit Holz- oder Marmorstufen.
Haupttreppen.
Wendeltreppen.

Dr. medicinal. u. Dipl. Heilanstalts-Besitzer I. Hannover empfiehlt sein Sanatorium in Lahne a. d. Leine (Station der Linie Hannover-Altenbeken) mit 1.200 Lag. Qu. Mtr. Park in 30 Min. Entf., Kohlensäure, eisenhaltige Quelle, Moor- und Fichtennadelbäder, Inhalationen, Elektrizität, Massage, Gymnastik. Indikationen: Nervenkrankheiten, Rheumatismus, Gicht, Ischias, Fettsucht, Zuckerkrankheit, Frauenleiden, Blutarmut, Skrofulose, Rachitis, Hautkrankheiten, Syphilis, Quecksilber- und Jodkuren. Prospekte gratis durch Dr. Meyer.

Seidenstoffe

direct an Private — ohne Zwischenhandel — in allen existirenden Geweben und Farben von 1 bis 18 Mark per Meter. Bei Probenbestellungen Angabe des Gewünschten erbeten.
Deutschlands grösstes Spezialhaus für Seidenstoffe u. Sammete
Michels & Cie., Königl. Hoflief., **Berlin,** Leipzigerstr. 43.

Die Modenwelt.

Gegründet 1865.
Illustrirtes und reichhaltigstes Blatt für Moden und Handarbeiten etc.
Jährlich 24 reich illustrirte Nummern zu je 16 Seiten, über 12 grosse farbige Moden-Panoramen und 12 doppelseitige Schnittmuster-Beilagen.
Schnittmuster nach Maß gratis!!
Vierteljährlich 1 Mark 75 Pf. = 25 Kr. (Nach in Betrag zu je 25 Pf. = 15 Kr.)
Monats-Abonnements für den ganzen und halben Monat in Vierteljahr 50 Pf. = 30 Kr. für den halben Monat 45 Pf. = 27 Kr. — Abonnements nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten entgegen. — Probenummern gratis in der Buchhandlungen, sowie in den Expeditionen. — Nicht zu verwechseln mit Modenzeitungen, welche den Schnittmusterbogen nicht beilegen. — Probe-Nummern gratis durch die Verlagshandlung Adolf Schlosser, Stuttgart. — Wien I, Operngasse 3.

Technikum Mittweida.

Königreich Sachsen.
Höhere Fachschule für Elektrotechnik und Maschinenbaukunde.
Programm etc. kostenlos durch das Sekretariat.

Erziehungsanstalt zu Reilhau bei Rudolstadt
Prof. Dr. Barth.

Th. Lappe's Aromatique

feinster Magenliqueur
Allein echt fabrizirt seit dem Jahre 1828.
Th. Lappe, jetziger Inhaber der Firma J. Lappe, Hoflieferant, Fredericiadorf i. Thür.
Höchste Auszeichnung Weltausstellung Chicago 1893.
Prämiirt
in Merseburg 1865 gold. Medaille, Wittenberg 1872, Eger 1874, Breslau 1877 Sydney 1879, Porto Alegre 1881 Amsterdam 1883, Antwerpen 1885, Halle 1891, der einzige preisgekrönte unter sämtlichen ausgestellten Liqueuren, London, Deutsche Ausstellung 1891 Ehrendiplom, Lübeck 1893, Erfurt 1894 silberne Medaille, Lübeck 1895 goldene Medaille.
Vor Verfälschungen, welche in Kölner Ausstellung wie **Th. Lappe's Aromatique** in den Handel gebracht werden, wird gewarnt.

Digitized by Google

Happy Valentine's Day
Happy Valentine's Day
Happy Valentine's Day

14. HEFT. 1896.

ÜBER LAND UND MEER

DEUTSCHE ILLUSTRIRTE ZEITUNG

60 JAHRG. DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT STUTTGART BERLIN LEIPZIG WIEN. ALLE 14 TAGE 1 HEFT

Inhalt des vierzehnten Heftes.

Text:

	Seite
Kastengeist. Roman aus der englischen Gesellschaft von C. Schroeder (Fortsetzung)	425
Singa und Sitherschlagn. In Salzburgermundart von Friedr. Frz. Scheirl. Mit Originalzeichnung von Th. Volz	428
Der 18. Fructidor. Aus den noch nicht veröffentlichten Memoiren des Barras	430
Frühling. Von Alice Freiin von Gaudy	431
Die amerikanische Traberzucht. Von R. von Engelstedt. Mit 4 Abbildungen von Adolf Wald	431
Die Achenbacher. Roman von Anton Freiherrn von Perfall (Fortsetzung)	434
Am Gardasee. Von A. Stier	439
Die Forelle und ihr Fang. Von Robert Pohl	439
Für müßige Stunden: Rätselhafte Inschrift. — Silbenrätsel. — Vierfüßige Charade. — Worträtsel. — Auflösung der Rätselaufgaben Seite 408	440
Die Spanier auf Cuba	440
Aus Zeit und Leben: Otto Roquette †. Mit Bildnis. — Hochwasser im Schwarzwald. Mit Abbildung.	
Notizblätter. — Literatur. — Briefmappe.	
Kastengeist. Roman aus der englischen Gesellschaft von C. Schroeder (Fortsetzung)	441
Im Frühling. Von Ernst Lenbach	446
Im Berliner Tiergarten. Von Rudolf Strauß	446
Die bayrische Landesausstellung zu Nürnberg. Mit Originalzeichnungen von Lorenz Ritter	447
Die Achenbacher. Roman von Anton Freiherrn von Perfall (Fortsetzung)	450
Der Staffelberg und seine Umgebung. Zur Erinnerung an Scheffels Todestag. Text und 6 Abbildungen von C. Maack	452
Eine Mördergrube in der Natur. Von Dr. Karl Ruß	454
Londoner Saison. Von Sophie Lampe	454
Spruch. Von A. Stier	455
Unser Theeverbrauch. Von J. Pfahl	455
Reinhold Koser. Mit Bildnis	456
Für müßige Stunden: Rösselsprung. — Buchstabenrätsel. — Worträtsel. — Dreisilbige Charade. — Scherzrätsel. — Buchstaben-Tausch-Rätsel. — Wechselrätsel. — Auflösung der Rätselaufgaben Seite 424. — Schach	456
Unter uns: Gläser aus Metalloid. — Sträucher für den Hausgarten. — Der Schnitt der Springen. — Stenogastra coeciana Hook. — Schränkchen aus Cigarrenkisten. — Der Epheu, eine wohlthätige Zimmerpflanze. — Stärkemehl. — Eier in Mayonnaise. — Eierkonservirung — Venetianerstuhl mit Stickerei.	
Notizblätter. — Literatur. — Briefmappe. — Handschriften-Beurteilung.	

Illustrationen:

	Seite
„Die Fenster auf, die Herzen auf, geschwinde!" Originalzeichnung von Robert Beyschlag	425
Glückliche Frühlingstage	429
Aus dem städtischen Museum für Natur-, Völker- und Handelskunde in Bremen. Zwei Abbildungen (Text Seite 438)	436
Bad Salzbrunn in Schlesien (Text Seite 438)	437
General Weyler, Generalkapitän von Cuba	440
Fröhliches Mahl. Nach dem Gemälde von L. Blume-Siebert	441
Aufbruch zur Jagd. Nach dem Gemälde von J. von Perez	441
Festlicher Empfang. Nach dem Gemälde von Granitsch-Munk	448. 449
Unter uns. 8 Abbildungen.	

Inhalt des mit diesem Hefte zugleich ausgegebenen vierzehnten Heftes (Preis 35 Pf.) des 24. Jahrgangs von „Deutsche Romanbibliothek":

Die Sonnentochter. Roman von Fanny Klind-Lüttsburg (Fortsetzung). — Verirrt. Novelle von C. Lauckner (Fortsetzung und Schluß). — Simson und Delila. Novelle von Clara Viebig. — Nach Winterlagen. Von Martin Beck. — Selbsterkenntnis. Von C. Viebig. Mit Bildnis. Mosaik: Die Eisenbahnen Deutschlands. — Ueber den Raub der Spielbank von Monte Carlo. — Eine eigenartige Reise. — Prinzessin Lareleena.

Inhalt des siebenzehnten Heftes.

Text:

	Seite
Kastengeist. Roman aus der englischen Gesellschaft von E. Schroeder (Fortsetzung)	521
Eine interessante Hochzeitsfeier in Kairo. Den Berichten eines Augenzeugen nacherzählt von Th. v. Roeder	526
Frühlingstage in St. Surin. Novelle von Johannes Richard zur Megede	530
Von den Quellen der Havel bis zur Elbe. Von A. Trinius. Mit vier Abbildungen von Willy Elsner. VI. Von Werder bis Brandenburg	532
Otto der Fröhliche und der „Pfaff von Stahlenberg". Von Albrecht Graf Wickenburg	534
Moderne Bühneneinrichtungen. Von Fred Hood	535
Richard Voß. Mit Bildnis	536
Für müßige Stunden: Kreuzrätselgruß. — Dreisilbige Charade. — Wechselrätsel. — Silbenrätsel. — Homonymes Ergänzungsrätsel. — Auflösungen der Rätselaufgaben Seite 504. — Schach	536
Aus Zeit und Leben: Heinrich von Treitschke †. Mit Bildnis. — Der Rosenkranz im Hamburger Rathskeller. Mit Abbildung.	
Literatur. — Briefmappe. — Notizblätter. — Handschriften-Beurteilung.	
Kastengeist. Roman aus der englischen Gesellschaft von E. Schroeder (Fortsetzung)	537
König Karl von Rumänien 1866—1896. Von Paul Lindenberg. Mit fünf Abbildungen nach Aufnahmen von Hofphotograph Jhalsky in Sinaia	540
Einer Freundin nach Venedig. Von Alfred Margoninsky	542
Die Arische. Von Otto Elsner	543
Spruch. Von A. Stier	543
Holidays. Von L. Nieber. Mit fünf Abbildungen nach Aquarellen von Ch. Vollelier	544
Frühlingstage in St. Surin. Novelle von Johannes Richard zur Megede (Schluß)	546
Ein guter Arzt. Skizze von Ernst Lenbach	550
Wie heilt man heute die Tuberkulose? Von Dr. med. E. Kreutschmar	550
Die rechtliche Stellung der Frauen. Von Dr. Ludwig Fuld	551
Schah Nasir-Eddin †. Mit Bildnis	552
Für müßige Stunden: Bilderrätsel. — Scherzrätsel. — Dreisilbige Scherz-Charade. — Buchstabenrätsel. — Silbenrätsel. — Auflösungen der Rätselaufgaben S. 520. — Schach	552
Aus Zeit und Leben: Julius Sturm †. Mit Bildnis. — Die Eröffnung der Berliner Gewerbeausstellung. Von Walter Paetow. — Mit einer Abbildung: Landung der Kaiserjacht „Alexandria". Nach einer Momentaufnahme von Zander & Labisch in Berlin.	
Literatur. — Briefmappe. — Handschriften-Beurteilung.	

Illustrationen:

	Seite
Selbstporträt der Madame Vigée-Lebrun (Text S. 526)	521
Aus der internationalen Kunstausstellung in Stuttgart: König Wilhelm II. von Württemberg. Nach dem Gemälde von Rudolf Hultzsteiner (Text S. 526)	524
Am Montesino. Nach dem Gemälde von Willy Hamacher, im Besitz des Schlesischen Museums in Breslau (Text Seite 527)	525
Abend im Walde. Nach dem Gemälde von Chr. Kröner	528
Liebesgeschenk. Nach einem Aquarell von V. Colombo (Text Seite 527)	529
Die Hochzeitsfestlichkeiten in Coburg. Originalzeichnung von Ewald Thiel (Text Seite 534)	533
Im Grünen. Nach dem Gemälde von Paul Wagner	537
Der Wettin-Obelisk in Dresden. Nach einer photographischen Aufnahme von Römmler & Jonas in Dresden (Text Seite 543)	543
Pfingstläuten. Originalzeichnung von Paul Hey (Text Seite 543)	549

Inhalt des mit diesem Hefte zugleich ausgegebenen siebenzehnten Heftes (Preis 35 Pf.) des 24. Jahrgangs von „Deutsche Romanbibliothek":

Villa Taverna. Roman von Richard Voß. Mit Bildnis. — Wolfshusen. Erzählung von Karl Greg (Fortsetzung). — Flieder. Von Hermann Abnoba — Erdengang. Von Julius Lohmeyer. — Selbstbekenntnis. Von Richard Voß. — Auriolfer Fall. Von A. Sonnemann.

Mosaik: Universitätswesen in England. — Die Postbeförderung in Südwestafrika. — Die gestohlene Maria Stuart.

Google

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Sammlung hervorragender Novitäten des Auslandes.

In dieser Sammlung sind bis jetzt folgende hochinteressante, mit vornehmer Eleganz ausgestattete Werke erschienen:

Das Geld.
Roman aus dem Französischen von **Emile Zola.**
2 Bände. Preis geheftet Mark 5.—; elegant gebunden Mark 6.—

Der Zusammenbruch.
(Der Krieg von 1870/71)
Roman aus dem Französischen von **Emile Zola.**
3 Bände. Preis geheftet Mark 5.—; elegant gebunden Mark 8.—

Doktor Pascal.
Roman aus dem Französischen von **Emile Zola.**
2 Bände. Preis geheftet Mark 5.—; elegant gebunden Mark 6.—

Der naturalistische Roman in Frankreich.
Von **Emile Zola.**
Autorisirte Uebersetzung von **Leo Berg.**
Preis geheftet Mark 4.—; eleg. geb. Mark 5.—

Lourdes.
Roman aus dem Französischen von **Emile Zola.**
3 Bände. Preis geheftet Mark 6.—; elegant gebunden in 2 Bänden Mark 8.—

Rom.
Roman aus dem Französischen von **Emile Zola.**
3 Bände. Preis geheftet Mark 6.—; in 2 Bänden elegant gebunden Mark 8.—

Syrlin.
Roman aus dem Englischen von **Ouida.**
2 Bände. Preis geheftet Mark 5.—; elegant gebunden Mark 7.—

Weiblichkeit und Erotik.
Roman aus dem Schwedischen von **Anne Charlotte Leffler.**
Preis geheftet Mark 3.—; eleg. geb. Mark 4.—

Eine Sommergeschichte.
Roman aus dem Schwedischen von **Anne Charlotte Leffler.**
Preis geheftet Mark 4.—; eleg. geb. Mark 5.—

Ohne Dogma.
Roman aus dem Polnischen von **Heinr. Sienkiewicz.**
2 Bände. Preis geheftet Mark 5.—; elegant gebunden Mark 6.—

Rosa und Ninette.
Roman aus dem Französischen von **Alphonse Daudet.**
Preis geheftet Mark 3.—; eleg. geb. Mark 4.—

Die kleine Kirche.
Roman aus dem Französischen von **Alphonse Daudet.**
Preis geheftet Mark 4.—; eleg. geb. Mark 5.—

Beatrice.
Roman aus dem Englischen von **H. Rider Haggard.**
Preis geheftet Mark 4.—; eleg. geb. Mark 5.—

Schicksal.
Roman aus dem Holländischen von **Louis Couperus.**
Preis geheftet Mark 2. 50; eleg. geb. Mark 3. 50.

Ekstase.
Roman aus dem Holländischen von **Louis Couperus.**
Preis geheftet Mark 2.—; eleg. geb. Mark 3.—

Der amerikanische Prätendent.
Roman aus dem Amerikanischen von **Mark Twain.**
Preis geheftet Mark 4.—; eleg. geb. Mark 5.—

Die Kunst zu heiraten.
Aus dem Italienischen von **Paolo Mantegazza.**
Preis geheftet Mark 2.—; eleg. geb. Mark 3.—

Die Kunst, einen Gatten zu wählen.
Aus dem Italienischen von **Paolo Mantegazza.**
Preis geheftet Mark 2.—; eleg. geb. Mark 3.—

Der Schüler.
Roman aus dem Französischen von **Paul Bourget.**
Preis geheftet Mark 3.—; eleg. geb. Mark 4.—

Die erste Sprosse.
Aus dem Russischen von **Leo Tolstoj.**
Preis geheftet Mark 1.—; eleg. geb. Mark 2.—

Das Reich Gottes ist in Euch.
Aus dem Russischen von **Leo Tolstoi.**
Preis geheftet Mark 5.—; eleg. geb. Mark 6.—

Weltuntergang.
Aus dem Amerikanischen von **Edmund Boisgilbert.**
Preis geheftet Mark 3.—; eleg. geb. Mark 4.—

Rees Doorik.
Ein vlämischer Sittenroman von **Georges Eekhoud.**
Preis geheftet Mark 2.—; eleg. geb. Mark 3.—

Ein Auserwählter.
Roman aus dem Russischen von **J. N. Potapenko.**
Preis geheftet Mark 3.—; eleg. geb. Mark 4.—

Praktische Lebensweisheit.
Roman aus dem Russischen von **J. N. Potapenko.**
Preis geheftet Mark 3.—; eleg. geb. Mark 4.—

Cressy.
Roman aus dem Amerikanischen von **Bret Harte.**
Preis geheftet Mark 2. 50; eleg. geb. Mark 3. 50.

Nimrod & Cie.
Roman aus dem Französischen von **Georges Ohnet.**
2 Bände. Preis geheftet Mark 6.—; elegant gebunden Mark 7.—

Abendliches Opfer.
Roman aus dem Russischen von **P. Boborykin.**
2 Bände. Preis geheftet Mark 5.—; elegant gebunden Mark 6.—

Erloschenes Licht.
Roman aus dem Englischen von **Rudyard Kipling.**
Preis geheftet Mark 3.—; eleg. geb. Mark 4.—

Drauf los.
Roman aus dem Norwegischen von **Jonas Lie.**
Preis geheftet Mark 3.—; eleg. geb. Mark 4.—

Niobe.
Roman aus dem Norwegischen von **Jonas Lie.**
Preis geheftet Mark 3.—; eleg. geb. Mark 4.—

Hermann Raeli.
Roman aus dem Italienischen von **F. de Roberto.**
Preis geheftet Mark 2. 50; eleg. geb. Mark 3. 50.

Die Lücke im Leben Jesu.
Aus dem Französischen von **Nikolaus Notowitsch.**
Preis geheftet Mark 3.—; eleg. geb. Mark 4.—

Stark wie der Tod.
Roman aus dem Französischen von **Guy de Maupassant.**
Preis geheftet Mark 4.—; eleg. geb. Mark 5.—

Sie.
Roman aus dem Polnischen von **Marie Rodziewicz.**
Preis geheftet Mark 3.—; eleg. geb. Mark 4.—

Dewajtis.
Roman aus dem Polnischen von **Marie Rodziewicz.**
Preis geheftet Mark 4.—; eleg. geb. Mark 5.—

Der Grundstein.
Roman aus dem Spanischen von **Emilia Pardo Bazan.**
Preis geheftet Mark 3.—; eleg. geb. Mark 4.—

Die gelbe Rose.
Roman aus dem Ungarischen von **Maurus Jokai.**
Preis geheftet Mark 2.—; eleg. geb. Mark 3.—

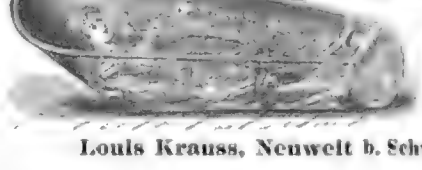
Madame Chrysanthème.
Roman aus dem Französischen von **Pierre Loti.**
Preis geheftet Mark 2.—; eleg. geb. Mark 3.—

Obige Werke können durch alle Buch- und Kunsthandlungen des In- und Auslandes bezogen werden.

Alleinige Inseraten-Annahmestelle
bei **Rudolf Mosse,**
Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Magdeburg, Mannheim, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.
Insertionspreis laut Tarif gratis, der gratis und franko zu Diensten steht.

Rheumatismus
und
Asthma.
Seit 20 Jahren litt ich an dieser Krankheit, so daß ich oft wochenlang das Bett nicht verlassen konnte; ich bin jetzt von diesem Uebel durch ein australisches Mittel (kein Geheimmittel) befreit und lasse es meinen leidenden Mitmenschen gerne zukommen. Auskunft gebe ich über dieses Mittel jedermann umsonst und postfrei.
Klingenthal in Sachsen.
Ernst Hess.

Schweizer-Stickereien eigener Fabrikation
in Damen-, Kinder- und Bettwäsche, sowie Schweizer Gardinen versendet zollfrei
A. Günther, St. Gallen (Schweiz).
Reichhaltige Musterauswahl portofrei zu Diensten.

Großartige Erfindung!
Triumph-Wiegenbad-Schaukel!
Die einfachste und praktischste Badewanne der Welt. Unentbehrlich für jeden Haushalt. Ueberall eingeführt.
D. R. P. 86351.
Bitte, verlangen Sie Preisliste von

Louis Krauss, Neuwelt b. Schwarzenberg i. S.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.
Die Kneippkur.
Eine freundschaftliche Studie von
Karl Frümer.
Mit Bildern von Gustav Höhler.
Achte Auflage. Elegant geheftet Preis Mark 1.50.
Ein heiteres Büchlein, das die weltberühmte Heilmethode des Pfarrers Kneipp in Wörishofen in fröhlicher, schalkhafter Laune und reizendem, anheimelndem Humor behandelt.
Salzburger Zeitung.

Künstlerfahrten.
Humoresken von
Albert Roderich.
Mit 51 Illustrationen von C. Sellmer.
Elegant geheftet Preis 2 Mark.
Ein sehr lustiges Buch, das mit seinem echten Humor jeden Leser erheitern muß. Die Gegenwart, Berlin.
Wem der Humor nicht vollständig vertrocknet ist, der wird an den launigen Erzählungen und Bildern seine Freude haben. Akademische Monatshefte.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Illustrirte Klassiker-Pracht-Ausgaben.

Goethes Werke.

Mit 1058 Illustrationen.

Nebst Goethes Porträt und Lebensabriß.

Herausgegeben von

Prof. Dr. Heinrich Düntzer.

Fünfte Auflage.

5 Prachtbände in groß Lexikon-Oktav. Fein gebunden in Leinwand mit reicher Gold- und Schwarzdruck-Verzierung. Preis 60 Mark.

Diese Pracht-Ausgabe ist recht geeignet, den großen nationalen Dichter den breiteren Volksschichten näher zu bringen. Das Werk verdient, als Festgeschenk auf dem Tisch aller Freunde des Goetheschen Genius zu prangen. Illustrirte Zeitung, Leipzig.

Eine prachtvoll ausgestattete und überreich illustrirte Ausgabe! Wiener Fremdenblatt.

Die Ausgabe wird bei verhältnismäßiger Billigkeit einen ausgezeichneten Schmuck jedes häuslichen Büchertisches und eine nie versiegende Quelle des Genusses abgeben. New-Yorker Handels-Zeitung.

Diese Ausgabe ist nicht zum Studium, sondern zum Genusse, nicht für die Goethe-Forscher, sondern für die Goethe-Freunde, für die Familie, insonderheit für die Frauen und erwachsenen Töchter bestimmt. Frankfurter Zeitung.

Schillers Werke.

Mit 710 Holzschnitt-Illustrationen,

11 Lichtdruckbildern erster deutscher Künstler u. einer Heliogravüre.

Nebst Schillers Porträt und Lebensabriß.

Herausgegeben von

Prof. Dr. J. G. Fischer.

Fünfte Auflage.

4 Prachtbände in groß Lexikon-Oktav. Fein gebunden in Leinwand mit reichem Gold- und Farbendruck. Preis 45 Mark.

Eine als Prachtwerk ersten Ranges auftretende Ausgabe unseres großen Dichters. Hier hat in der That die Kunst Vorzügliches geleistet, um durch bildlichen Schmuck die Dichtungen unseres großen Schillers würdig zu zieren. Hannoverscher Kurier.

Dieses Prachtwerk macht vor allem einen überwältigenden Eindruck des Reichtums an Bilderschmuck, wie er weder Schiller noch einem andern deutschen oder uns bekannten fremden Dichter bisher zu teil geworden ist. Wir haben es hier mit einem Prachtwerk zu thun, wie es noch selten geboten wurde und dessen hervorragende Bedeutung niemand bestreiten kann. Der Bund, Bern.

Wir besitzen zwar schon verschiedene illustrirte Ausgaben unseres deutschen Lieblingsdichters, aber diese Edition stellt alle früheren in Schatten. Die Zeichnungen, ausgeführt von ersten deutschen Künstlern, sind meisterhafte Kompositionen und Schnitte. Druck und Papier sind vorzüglich. New-Yorker Staatszeitung.

Shakespeares sämtliche Werke.

Eingeleitet und übersetzt von

A. W. Schlegel, Dr. Bodenstedt, N. Delius, H. Hildermeister u. a.

Mit 830 Illustrationen von Sir John Gilbert.

Nebst Shakespeares Porträt und Lebensabriß.

Siebente Auflage.

4 Prachtbände in groß Lexikon-Oktav. Fein gebunden in Leinwand mit reicher Gold- und Schwarzdruck-Verzierung. Preis 40 Mark.

Es gehört zu den verdienstlichen Thaten der Verlagshandlung, daß sie es unternahm, uns die Werke des großen Briten, die fast ebenso wie die unserer beiden großen Dichterfürsten den gesamten Vorstellungskreis der gebildeten Welt beherrschen, in einem des Dichters würdigen Prachtkleid vorgeführt zu haben. Berliner Tageblatt.

Das Werk ist in der That ein Prachtwerk im eminenten Sinne des Wortes. Salzburger Chronik.

Das Buch kann nach seinem inneren Werte, wie seiner prachtvollen Ausstattung als eine der wertvollsten Gaben jedem Literaturfreunde empfohlen werden. Schlesische Zeitung, Breslau.

Hauffs Werke.

Mit mehr als 300 Illustrationen hervorragender deutscher Künstler.

Nebst Hauffs Porträt und Lebensabriß.

Herausgegeben von

Dr. Cäsar Flaischlen.

2 Prachtbände in groß Lex.-Oktav. Fein gebunden in Leinwand mit reichem Gold- und Farbendruck. Preis 25 Mark.

Die reizenden Erzählungen Hauffs nehmen sich in diesem prächtigen Gewande nur noch anziehender aus, und der „Jud Süß" oder die „Bettlerin vom Pont des Arts" werden in dieser neuen Toilette ihren alten Freunden gewiß doppelt willkommen sein Pester Lloyd.

Ohne Zweifel war es ein guter Gedanke, den heute wie vor sechzig Jahren beliebten Erzähler durch eine neue glänzend illustrirte Ausgabe zu seinem Recht auf einen Platz zunächst hinter unseren Klassikern zu verhelfen, deren illustrirte Ausgaben durch die Deutsche Verlags-Anstalt so ungeheure Verbreitung gefunden. Kann es nicht unsere Aufgabe sein, hier den Dichter Hauff zu würdigen, so können wir doch bezeugen, daß die Illustrationen zu Hauff sich in Konzeption wie technischer Behandlung den vorgenannten Klassiker-Ausgaben durchaus ebenbürtig anschließen, ja daß sie den Charakter des sechzehnten Jahrhunderts, wie ihn Dürer und Holbein künstlerisch festgestellt, sogar noch besser treffen dürften, als es bei manchen früheren der Fall war. Kunst für Alle, München.

Um die Anschaffung dieser Prachtwerke zu erleichtern, können dieselben auch nach und nach in Lieferungen zum Preise von à 50 Pfennig (Goethes Werke in 90 Lieferungen, Schillers Werke in 65 Lieferungen, Shakespeares Werke in 60 Lieferungen, Hauffs Werke in 40 Lieferungen) durch alle **Buch-** und **Kunsthandlungen** des **In-** und **Auslandes** bezogen werden; dieselben senden auch die **erste** Lieferung auf Wunsch zur Ansicht ins Haus, ebenso illustrirte Prospekte.

Schillers Gedichte.

Mit einem Lichtdruckbild von P. Graf Johann,

87 Text-Illustrationen und 20 Tonbildern

von

G. Bonnet, C. Breuer, W. Camphausen, P. Friedrich, C. Gehrts, F. J. Hardorf u. a.

In Original-Prachtband mit Goldschnitt Preis 12 Mark.

Schillers Gedichte, des Lieblingsdichters der deutschen Nation, sind zwar schon in Hunderttausenden von Exemplaren in den Händen des deutschen Volkes, aber wir glauben es ohne Ueberhebung aussprechen zu dürfen, bis heute war eine so reich illustrirte, des Dichters würdige Prachtausgabe zu einem verhältnismäßig billigen Preise nicht vorhanden — sie hat für die Wünsche Tausender geradezu gefehlt. Sie tritt in stattlichem Format auf, Papier und Druck sind würdig und reich und der Text mit zahlreichen, in den verschiedensten Größen eingefügten charakteristischen und künstlerisch wertvollen Illustrationen und durch zierliche und mannigfaltige Initialen und andere typographische Verzierungen geschmückt. Jede Familie ist nun in der Lage, sich ohne großen Aufwand ein Prachtwerk anzuschaffen, das als unerschöpfliche Fundgrube für praktischen und künstlerischen Genuß gelten kann und inhaltlich wie durch die äußere Ausstattung sich als ein hervorragendes Festgeschenk präsentirt, welches bei allen erdenklichen Gelegenheiten willkommen sein wird.

Goethes Faust.

Mit einem Lichtdruckbild von Franz Simm,

74 Text-Illustrationen und 16 Tonbildern

von

Franz Simm, E. Kanoldt, F. Schmidt-Pecht und G. Brünner.

In Original-Prachtband mit Goldschnitt Preis 12 Mark.

So zahlreiche Ausgaben auch von „Goethes Faust" schon verbreitet sind, wird doch diese in ganz hervorragender Weise berufen sein, die unsterbliche Schöpfung noch mehr zu popularisiren. Zu ihrem Schmuck hat sich ein Kreis illustrer Künstler zusammengethan, die mit dem Griffel feinfühlten und wiedergaben, was der Dichter geschaut. Liebevoll haben sie sich in die Dichtung versenkt und mit ihrem ganzen künstlerischen Können ihre schwierige Aufgabe gelöst. Die zahlreichen herrlichen Text-Illustrationen und eine Fülle zierlicher Randleisten und Initialen werden den Genuß in ungeahntem Maße erhöhen, welchen diese Ausgabe dem Leser bereiten, in der das Wort in so vorzüglicher Weise durch das charaktervolle Bild unterstützt wird. Die selbe Eleganz der technischen Ausstattung: in der Anordnung der Illustrationen, dem schweren Papier, dem tadellosen Druck und nicht zuletzt in dem Einband von wahrhaft würdiger Pracht, erhöhen den Gesamteindruck dieses Prachtwerkes, das jedem Salon, in dem es ausliegt, zu hoher Zierde gereichen wird.

Obige Werke können durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes bezogen werden.

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Digitized by Google

Digitized by Google